Zwischen Jura und Alpen.

Zwischen

Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder

von

Jacob Frey.

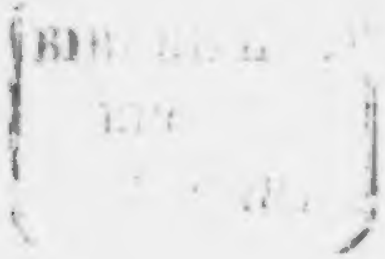
Erſter Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.



Vorwort.

Nachfolgende Erzählungen ſind zum Theil in verſchiedenen ſchweizeriſchen Zeitſchriften und Druckwerken zerſtreut unter dem Pſeudonym J. Reif erſchienen. Durch ihre Zuſammenſtellung tritt manche perſönliche Anſchauung des Verfaſſers, beſonders heimathlicher Verhältniſſe und Zuſtände, beſtimmter hervor, als dies im Einzelnen geſchehen konnte; deshalb hält er ſich verpflichtet, nun auch mit ſeinem wirklichen Namen dafür einzuſtehen.

Bern, im Auguſt 1858.

Dr. J. Frey.

Inhaltsverzeichniß

des erſten Bandes.

	Seite
Eine Dorf=Ehe	1
Der Lebensbaum	33
Der Breitenhans	59
Kinderſegen	95
Der Diebsbann	119
Der Taugenichts	191
Blond=Röschen	217
Der arme Schwingerkönig	241

Eine Dorf-Ehe.

Die Morgenſonne war kaum über die waldigen Höhen in das Dörflein hereingebrochen, als ſich auch ſchon die muntere Jugend auf den Straßen zu tummeln begann und luſtig, wie die Schwalben auf den Dächern, dem blühenden Maimorgen entgegenzwitſcherte. Es war aber auch ein Feſttag heute; vom Himmel wie in freundlicher Abſicht mit lauen Lüften, Sonnenſchein und Blüthenduft ausgeſchmückt, ſollte er, wenigſtens der Vormittag, vom größten Theile der Dorfbewohner mit fröhlicher Theilnahme gefeiert werden.

Während das kleine Völklein ſich unten am letzten Hauſe vor der Kirche ſammelte und eifrig bemüht war, die Straße mit langen Stangen zu verbarrikadiren, zogen die Jünglinge mit Mörſern und anderm Schießgewehr auf eine Anhöhe jenſeit des Dorfes; Männer, Weiber und erwachſene Töchter ſtanden in Gruppen vor den Häuſern, grüßten und kritiſirten Leute, die hie und da im Feſtſchmucke die Straße aufwärts gingen. Kurz — es war heute der Hoch-

zeitstag des reichsten Sohnes mit der schönsten Tochter im Dorfe. Endlich, als schon manche sorgliche Hausmutter trotz ihrer Neugierde zu berechnen anfing, wie viele Geschäfte auf Acker und Wiese warteten, begannen die Glocken in den stillen Morgen herauszuklingen und bald darauf verkündeten die Schüsse von der nahen Anhöhe, daß sich der Festzug in Bewegung gesetzt habe. Nun Zuruf und Glückwunsch von allen Seiten. Wie der Bräutigam daherschritt, stramm und kräftig, am Arme die schlanke, schmiegsame Gestalt Meile's, da mußte selbst der Neid gestehen: bei Gott, ein schöner Pärchen gibt's nimmer im ganzen Aargau!

Die Spitze des Zuges war an den verhängnißvollen Barrikaden angelangt; links und rechts standen die dichtgedrängten Kinderschaaren, darunter arme Weiber, die von der Festfreude eine Gabe erwarteten. Diese wurde denn auch in unerhört reichlichem Maße gespendet, als der Ruf erscholl: was ist die Braut werth, was ist die Braut werth! Bräutigam und Gäste ließen einen dichten Regen kleiner Münze auf den Schwarm niederfallen, der im Augenblicke lärmend und schreiend auf dem Boden durcheinander krabbelte wie ein aufgestörter Ameisenhaufen.

Die Braut schaute lächelnd auf das bunte Treiben, wie ein blondköpfiges Mädchen seine Beute vertheidigte oder die Knaben sich habgierig in die Haare geriethen, als sie durch einen halberstickten Angstruf hart hinter ihr erschreckt wurde. Da lag die alte Schwefelhölzle-Vrene am Boden, ohne sich wieder aufhelfen zu können; ihr ganzer Kram war aus dem umgestürzten Körbchen gefallen und drüberhin der Inhalt

zweier Eier ausgegoſſen, welche die Arme dieſen Morgen ſchon von einer guten Frau bekommen haben mochte. Ein wilder Knabe hatte ſie umgeworfen, als ſie nach einem Batzen haſchen wollte. Die Alte blickte in ihrer hilfloſen Lage ſo kläglich zu der blühenden Braut empor, daß dieſe ihr raſch die Hand reichte und im Aufhelfen einen Gulden in das Körbchen fallen ließ. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott," rief die Frau mit heiſerer Stimme, „ich will dir d'ran denken, Meile." Der Bräutigam ſchaute bei dieſem Rufe ebenfalls um und zog die Braut haſtig und erſchrocken vorwärts, als er die Schwefelhölzle-Brene erblickte. „Der hätteſt du Nichts geben ſollen," flüſterte er, „jetzt hat ſie ein Pfand." Meile lächelte, ungläubig den Kopf ſchüttelnd; aber in dieſem Augenblicke war es ihm, als ob die künftige Schwiegermutter ſpöttiſch und höhnend über ſeine Schulter hereingeſchaut habe. Es konnte ſich eines leichten Schauers nicht erwehren, und ſtiller, faſt träumend, betrat es die Stufen, die zur Kirche hinanführten.

Jeder Menſch, auch der ſich klare und gebildete, iſt in entſcheidenden Lebensmomenten einem gewiſſen Aberglauben zugänglich; die ungewiſſe, neu ſich geſtaltende Zukunft ſucht im gewöhnlichſten Gegenſtande ein Deutungszeichen. Hier aber war noch ein beſonderer Grund vorhanden. Die Schwefelhölzle-Brene war in der ganzen Gegend als Wahrſagerin, wo nicht gar als eine Hexe bekannt; gewiß war's, daß ſie manchmal im Zuſtande der „Verzückung," wie die Leute ſagten, mancherlei wunderbare Dinge prophezeien konnte. Als Meile das kalte Geſicht der Schwiegermutter über ſeine Schulter ſich hereinbeugen ſah, da zog es an ſei-

nem Innern vorüber wie ein ſchwerer, halbvergeſſener Traum — es erinnerte ſich, in ſeiner Kindheit gehört zu haben, daß auch ſie, die zukünftige Schwieger, mit übernatürlichen Mächten im Bunde ſtehe.

Braut und Bräutigam würden den Hochzeitstag kaum ſo heiter verlebt haben, wie es geſchah, hätten ſie gewußt, was die Schwefelhölzle-Brene trieb, während drinnen am Altar der Pfarrer den Segen Gottes auf die Neuvermählten herabrief. Die Alte kroch auf dem Kirchhofe an einem friſch aufgeworfenen Grabe herum und ſcharrte mit den Füßen ſuchend in der lockern Erde, bis ſie ein kleines Stück von einem Sarge fand; mit einem Nagel, den ſie ebenfalls vom Boden aufgehoben, bohrte ſie ein Loch durch daſſelbe; dann verſteckte ſie ſich unter die niederhängenden Zweige einer Trauerweide.

Als der Hochzeitzug wieder aus der Kirche trat und von der Anhöhe herab mit donnernden Schüſſen begrüßt wurde, hob die lauernde Alte ihr Sargſtück an das rechte Auge und ſchaute durch das Loch dem Paare aufmerkſam nach, bis es hinter den Häuſern verſchwunden war. „Armes Meile,“ ſagte ſie mitleidig, das Brettchen in das offene Grab werfend, „dein Herz glänzt wie Gold und du kannſt kein Leiden ſehen, ohne helfen zu wollen; aber du ſelbſt wirſt Leiden genug haben — ich ſehe Nichts als kleine Särge.“

Und ein Glück war's für die junge Frau, daß ſie Nichts wußte von dieſer unheilſchwangern Prophezeiung; Beſorgniß und Trauer am ſchönſten Tage ihres Lebens hätten doch nicht vermocht, das unabänderliche Geſchick der kommenden aufzuhalten. Der unheimliche Eindruck, den das kleine Er-

eigniß auf dem Kirchgange hervorgerufen, war verſchwunden und vergeſſen, und mit heiterm Lächeln betrat Meile den Weg, der von der Straße nach dem elterlichen Hauſe ſeitwärts ablenkte, hinauf nach der Halden, wo ſeine neue Heimath ſtand. Hier droben ſollte die Hochzeit zugleich mit dem Einweihungsfeſte des neuerbauten Hauſes gefeiert werden und kaum hätte ein lieblicherer Ort zu einer ſolchen Feier, wie zu einem friedlichen, heiteren Leben gefunden werden können.

Im Hintergrunde einer kleinen länglichrunden Hochebene ſtand unter Bäumen verſteckt das weitläufige, alte Bauernhaus, in dem Chriſten, Meile's junger Gatte, geboren war; darin ſollte auch fortan ſeine Mutter und der ältere, unverheirathete Bruder wohnen bleiben. Weiter vorwärts, faſt in der Mitte der zuſammengehörenden Aecker und Wieſen, war das neue Haus für das junge Pärchen gebaut. Wie ein Kirchlein leuchtete es mit ſeinen weißen Mauern und dem rothen Ziegeldache in's Thal hinunter, und man hätte meinen ſollen, daß Noth und Jammer des Menſchenlebens nicht wagen dürften, zu dieſem ſtillen Friedensſitze hinaufzuſteigen. Gegen Süden und Oſten ſchauten über die nahen Wälder herein die Häupter der Schneegebirge, in weitem Kranze von den Wetterhörnern bis an den Säntis hinaus, während links abwärts hinter einem Walde von Fruchtbäumen hervor der Spiegel des Hallwylerſee's glänzte wie ein blauer Frühlingshimmel, der ſich auf die Erde niedergeſenkt.

„Was meinſt, Meile," ſagte Chriſten, als ſie dem feſtlichgeſchmückten Hauſe zugingen, „wird's dir hier gefallen?"

„Ja," antwortete es ernst, den Arm des lieben Mannes an seine Brust drückend, „ja, Christen, hier wollen wir friedlich leben und selig sterben."

Bis spät in die Nacht hinein schallte der Jubel der Hochzeitsgäste von der Halden in's Dorf hinunter.

Meile's Hoffnung auf ein friedliches, inniges Zusammenleben war in Erfüllung gegangen; drei Jahre hatte es mit Christen gelebt und noch nie war ein hartes Wort zwischen ihnen gewechselt worden. Das konnte aber auch gar nicht anders sein. Die Beiden waren schon als Kinder unzertrennliche Gespielen gewesen; die Liebe der Herangewachsenen war nur das helle Erwachen der Gefühle, die schon in den Kinderherzen geschlummert hatten, und die Ehe der Wall, der endlich dieses liebliche, jahrelange Füreinanderleben schützend umschließen mußte. Der Segen des Friedens lag sichtbarlich auf dem jungen Haushalte; Alles gedieh in Garten und Feld und die neue Wohnung füllte sich fast mühelos mit blühendem Wohlstande.

Die Leiden jedoch sollten auch nicht fehlen. Meile hatte im ersten Jahre der Ehe ein Mädchen geboren, das, nachdem es drei Monate das Glück und die Freude der Eltern gewesen, von einer zehrenden Krankheit befallen wurde. Mit blutendem Herzen standen die Eltern am Grabe ihres erstgeborenen Kindes und weinend saßen sie daheim an der leeren Wiege, aus der ihnen vor Kurzem noch eine reiche, hoffnungsvolle Zukunft entgegengelächelt hatte.

„Ich weiß nicht," sagte Meile, die Thränen trocknend,

indem es den betrübten Vater ſinnend anſchaute, „ich weiß nicht, Chriſten, wie mir's auch iſt. Seit der Himmel das Kind zu ſich genommen, glaub' ich, ſei meine Liebe zu dir eine ganz andere geworden; es kommt mir vor, als hab' ich dich bisher zu irdiſch, vielleicht zu ſündlich geliebt. Es iſt wohl nicht wahr; aber gewiß liebe ich dich viel inniger, da uns durch Gottes Wille unſer Kind genommen iſt. Ich meine, der Himmel achte jetzt genauer auf unſer Leben und unſere Liebe." „Wie du ſprechen kannſt!" ſagte Chriſten und zog ſein Weib mit einem traurigen Lächeln an ſeine Bruſt — „ſieh', das gerade dacht' ich auch; aber ich fand keine Worte, dir's auszudrücken."

Die Gatten konnten mit dieſem Troſte den Schmerz um ſo eher überwinden, als Meile bereits wieder die Hoffnung neuen elterlichen Glückes unter dem Herzen trug. Abermals wurde ein Mädchen geboren, das geſund und friſch dem Leben entgegenlächelte. Der Vater hätte lieber einen Knaben gehabt, nicht blos aus der gewöhnlichen Eigenliebe der Männer; es lag dem ſtillen Wunſche halb unbewußt die Angſt vor dem Schickſale des erſten Kindes zu Grunde. Doch war er zartfühlend genug, dieſen Wunſch nicht merken zu laſſen; war ja die Lücke ausgefüllt, welche die vernichteten Hoffnungen auf das Erſtgeborene zurückgelaſſen hatten. Meile meinte, das Kind müſſe wieder nach ihm ſelbſt und dem Schweſterchen, das unter dem Boden liege, getauft werden — die Mutter wieder Pathin ſein. „Nein, nein," ſagte Chriſten raſch, faſt heftig, „das kann nicht immer ſo geh'n; es muß Anneli heißen und meine Mutter Gevatterin ſein." Meile wurde durch die Heftigkeit dieſes Widerſpruches auf-

merkſam; es heftete den Blick auf das verlegene Geſicht ſeines Mannes und hatte auf der Stelle errathen, was in deſſen tiefſtem Herzensgrunde vor ſich ging. „Wie du willſt,“ ſagte es langſam und ſinnend. Chriſten beugte ſich nieder, um den leichten Schatten wegzuküſſen, der ſich auf der bleichen Stirne der Wöchnerin gelagert hatte; aber ein dunkles Gefühl konnte er nicht ſogleich verwiſchen, das in die Seele der jungen Mutter geſchlichen, vor der in dieſem Augenblick das höhnende Geſicht der Schwieger ſtand, Zug für Zug, wie ſie daſſelbe am Hochzeitsmorgen über die Schultern herein angeſchaut.

Meile mußte ſich mit aller Gewalt gegen ſolche unheimliche Gedanken wehren, die wie neckende, ſpottende Traumbilder ſeine Sinne umſpinnen wollten; es mußte ſich alle die Liebe und Güte in Erinnerung rufen, die es von ſeiner Schwiegermutter erfahren, und konnte doch endlich nur in einem inbrünſtigen Gebete Beruhigung finden. Die Zerſtreuung indeſſen, die von der ſüßen Arbeit mit dem Kleinen gebracht wurde, verwiſchte die letzten Spuren, die der unbedeutend ſcheinende Vorfall zurückgelaſſen hatte. Als am Tauftage die feſtlich geſchmückte Pathin den kleinen Engel mit inniger Liebe koſend und küſſend auf die Arme nahm, dachte Meile: ich bin doch manchmal eine rechte Thörin — verzeihe mir Gott die Sünde, die ich in Gedanken begangen habe!

Das kleine Anneli blühte friſch auf mit den Blumen draußen im Garten, die mit ihm von der Frühlingsſonne in's Leben geweckt worden waren; aber als die Tulpe ihren Kelch in der ſteigenden Sommerhitze zu neigen begann, da begann auch die friſche Farbe auf des Kindes

Wangen zu bleichen und der Herbſt ſtreute ſeine fallenden Blätter auf das Grab, in welches der kleine Sarg geſenkt worden.

Diesmal konnten die unglücklichen Eltern den Troſt nicht mehr finden, der den Schmerz um den Tod des erſten Kindes mit einem verklärenden Schimmer umgeben hatte. Lautlos ſaßen ſie in der Stube in ſtarrem Jammer. Keines fand für das Andere ein ſtärkendes Wort und Jedes ging auf entfernten Wegen ſeinen eigenen trüben Vorſtellungen nach. Das ſind ſchlimme, entſcheidende Augenblicke im menſchlichen Leben, wenn von zwei zuſammengehörenden Herzen ein gemeinſamer Schmerz nicht gemeinſam beweint wird. Zum erſten Male durchwühlte Chriſten ein Gedanke, der ſich langſam und verworren in ſeinem Innern herumſchlich und endlich mit erſchrecklicher Klarheit vor ihm ſtand: Hätteſt du eine andere Frau, würden deine Kinder nicht ſo wegſterben. Der betrübte Vater fuhr erſchrocken mit der Hand nach der Stirne, als wollte er die unheimliche Vorſtellung wegwiſchen, und ein Glück war's, daß gerade ſein Auge auf Meile fiel. Es ſaß bleich mit vorgebeugtem Haupte, die Hände auf dem Schooß gefaltet, während unter der langen Wimper hervor eine langſame Thräne blinkte. Chriſten ſtand auf und legte ſeine Hand auf die Schulter der armen Mutter. „Meile," ſagte er mit weicher Stimme; er mußte ſich ſelbſt zürnen, als es ſeine thränenfeuchten blauen Augen zu ihm aufſchlug. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," ſprach er, „ſein Name ſei geprieſen!" Meile lehnte den Kopf ſtill an die Bruſt des geliebten Mannes, bis heftig hervor-

ſtürzende Thränen dem gequälten Herzen Linderung verſchafften.

Wenn ſich einmal ein Gedanke in die Bruſt geſenkt, ſo kann er lange darin verborgen liegen wie ein Samenkorn in der Erde; aber er keimt und treibt und regt ſich, manchmal in verwirrten Traumbildern, manchmal ſteigt er am Tage auf wie ein Nebel aus ſtillen, tiefen Waſſern, oder ſteht plötzlich da, wie eine Wolke am klaren Himmel; man weiß nicht, woher ſie gekommen iſt. Meile konnte nie ganz vergeſſen, daß die Schwieger keine einzige Thräne geweint bei der Leiche ihrer kleinen Pathin, und dabei ſah es dann allemal wieder das Geſicht vom Hochzeitsmorgen. Chriſten ſaß oft grübelnd in ſich ſelbſt verloren und fuhr bei einem Geräuſche erſchrocken auf, als ob er befürchte, belauſcht zu werden; dann ging er gewöhnlich zu Meile und ſagte ihm heftige Liebesworte.

Ein öffentliches Ereigniß unterbrach dieſe brütende Einſamkeit des winterlichen Landlebens. Es war im Anfange des Jahres 1845. Von allen Seiten kamen Luzerner Flüchtlinge, von denen Chriſten manche durch Handel und Wandel kannte. Sie begannen ſich an der Grenze als Freiſchaaren zu organiſiren und Chriſten half mit, aus Theilnahme an den Perſonen, aus Intereſſe an der Sache — er wußte es ſelbſt nicht recht! aber er konnte dem winterlichen Müßiggehen und deſſen ſchlimmen Geſellen, den trüben Gedanken, entfliehen. Zudem ſah er ſo wenig wie Meile das Unternehmen für gefährlich an, und Letzteres wehrte nicht, weil es den geheimen Grund von ſeines Mannes Beginnen ahnen mochte.

Zwei Tage nach dem Ausmarſche brachten die verſprengten Flüchtlinge Jammer und Schrecken in die Heimath zurück, aber Chriſten war nicht unter ihnen! Meile konnte nur erfahren, daß er mit einer Abtheilung nach Malters gezogen und dort in der Schreckensnacht gefallen oder gefangen worden ſei. Der Entſchluß der jungen Frau war bald gefaßt. Durch Geld und gute Worte vermochte ſie einen Knecht zu ihrem Begleiter zu bewegen, und ſchon in der Morgendämmerung des 3. April rollte ſie in ihrem Bernerwägele über die Luzerner Grenze. Nach vielen Mühen und Fährlichkeiten gelang es Meile, ſeinen gefangenen Mann zu ſehen und ihm den Troſt zu bringen, den allein treue, aufopfernde Liebe in ſolcher Lage zu ſpenden vermag. Chriſten that es unendlich wohl, ſich von allen ſeinen Leidensgenoſſen beglückwünſcht zu ſehen und zu bemerken, wie ſelbſt die feindlichen Wächter der ſchönen, muthigen Frau ihre Achtung nicht verſagen konnten. Die langen Wochen der Gefangenſchaft läuterten ſeine Empfindungen wieder; er ſehnte ſich nach ſeinem Weibe, wie er ſich als Bräutigam geſehnt hatte, wenn er einige Tage auf entfernten Straßen gehen mußte, und bei ſeiner endlichen Heimkehr ſchloß er ſie in ſeine Arme wie am Tage, da ſie ſich zum erſten Male ihre Liebe geſtanden. Es war, als ob das Schickſal dem Manne das lang erduldete Ungemach vergüten wolle — Meile geſtand, daß es ſich wieder guter Hoffnung fühle.

Das war für Chriſten ein reicher Sommer voll Hoffnung und Glück, deſſen Meile freilich nicht in dem Grade theilhaftig werden konnte. Trübe Ahnungen von Tod und Grab umdüſterten ſein Herz und ließen der frohen Ausſicht

auf eine glückliche Zukunft nur selten Raum. Wie oft kniete es in stillen Nächten vor seinem Bette und flehte zu Gott, das Kind, das es unter seinem Herzen trug, gesund zu erhalten und wenn er ein Leben fordere, lieber das seinige zu nehmen. — Aber nicht jedes Gebet findet Erhörung.

Meile genas eines gesunden, kräftigen Knaben und jetzt hatte des Vaters Freude alles Maß überschritten. „Mach' doch kein so betrübtes Gesicht," sagte er zu Meile, als er bemerkte, wie das Mutterauge mit banger Hoffnung auf dem Kinde ruhte, „die andern waren Mädchen, zarte Dinger, die keinen kalten Hauch vertragen konnten — o das ist ein starker Bube, dem thut's Nichts," und dabei küßte er das Kind so heftig, daß Meile ihm ernstlich abwehren mußte.

Der Kleine sollte den Namen seines Vaters erhalten; die Schwieger mußte denselben trotz Meile's innerem Widerstreben aus der Taufe heben, da die eigene Mutter der Wöchnerin krank war. Den Armen des Dorfes war es lange nicht so gut geworden als an diesem Tauftage; der reiche Haldenbauer spendete in ungemessener Freude, was Küche und Keller seines stattlichen Hauses zu spenden vermochten.

Der kleine Christen wuchs und gedieh; als er den verhängnißvollen dritten Monat glücklich zurückgelegt, verschwanden vor dem immer heitern Lächeln des Kindes allmälig auch die Besorgnisse der Mutter, wie die Nebel vor der Morgensonne; aber doch fuhr sie jedesmal nach dem kleinen Lieblinge, wenn die Schwieger in die Stube trat,

und wie oft ſie ſich auch ſelbſt Vorwürfe machte über ihre verſchwiegenen Gedanken, ſie war nicht im Stande, ſich derſelben gänzlich zu erwehren.

Einmal, es war um Mitternacht, wurden die beiden Eltern von einem durchdringenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Meile glaubte, noch halb ſchlaftrunken, eine luftige Geſtalt an dem mondhellen Fenſter vorüberſchweben zu ſehen. Chriſten war aus dem Bette geſprungen und hatte Licht gemacht. Das Kind ſchlummerte ruhig, aber bleicher als gewöhnlich. „Haſt du Nichts geſehen?“ fragte Meile. „Nein,“ antwortete Chriſten, „aber ich glaubte, du habeſt vorhin an der Wiege geſtanden. Was haſt denn du geſehen?“ „Ach, es wird nur der Schatten vom Birnbaume geweſen ſein — ich glaube, die Aeſte bewegen ſich im Winde und der Mond ſcheint ſo hell.“ Die arme Mutter wollte mit dieſen Worten ſich ſelbſt beruhigen; aber erſt nach langen, unter ängſtlichen Gedanken und Vorſtellungen durchwachten Stunden vermochte ſie wieder einzuſchlafen.

Ihr Schlummer wurde von einem qualvoll peinlichen Traum beunruhigt. Es kam Meile vor, es liege wach im Bette und neben d'ran in der Wiege der kleine Chriſten, — da trat die Schwiegermutter herein; Meile wollte nach dem Kinde langen, aber es vermochte kein Glied zu regen, es war ſtarr wie eine Leiche. Die Schwieger beugte ſich langſam mit einem höhniſchen Geſichte über die Wiege und ſetzte ihre Lippen auf das Herz des Kindes — ſie wollte ihm den Athem aus der Bruſt ziehen, ſo kam es Meile vor. Es hörte, wie der Kleine zu röcheln begann und wollte um Hilfe rufen; aber die Stimme blieb in der Kehle ſtecken

und trotz aller krampfhaften Anstrengung trat kein Laut auf die Lippen. Das Röcheln des Kindes ward leiser, der Tod trat dem jungen Herzen nahe. Da nahm Meile nochmals alle Kraft zusammen, um „Christen! Christen!“ zu schreien. Es erwachte, in Angstschweiß gebadet, an dem eigenen Rufe. Die helle Morgensonne leuchtete durch das Fenster und Christen fragte mit trauriger Stimme: „was hast, Meile?“ Er stand schon angekleidet an der Wiege, in der das Kind noch immer ruhig fort schlief. „Ach, ich hatte einen schrecklichen Traum,“ seufzte Meile, indem es nach der Wiege hinschaute und dann einen erschrockenen Blick auf Christen warf; er antwortete mit thränenfeuchtem Auge, wandte sich ab und ging stille zur Thüre hinaus.

Das Kind, das gestern Abend mit rosenrothen Wangen in's Bett gebracht worden, lag jetzt bleich wie ein wächsernes Engelbildchen; nur auf jeder Wange ein blutrothes Fleckchen wie von einem heftigen Kusse. Gerade mit solchen Anzeichen und mit dem lange andauernden Schlafe war die Krankheit an die beiden verstorbenen Kinder getreten.

Als Christen wieder herein kam, lag die arme Mutter auf den Knien vor der Wiege in inbrünstiges Gebet versunken.

„Ich will zum Doctor gehen,“ sagte er.

„Du wirst müssen: aber — “

„In Gottes Namen, thun wir das Unsrige.“

„Du wirst doch nicht nüchtern gehen wollen?“

„Ich kann Nichts essen,“ sagte er und trat mit einem kurzen „b'hüet Gott“ durch die Thüre.

Draußen lag mit all' seiner Pracht ein heiterer Früh-

lingsmorgen. Wieſen und Aecker ſchwollen in friſchem Grün, einen reichen Sommer verkündend. Die Kirſchenbäume, welche die Straße in langem Zuge vom Hauſe weg begleiteten, ſtanden vom leiſen Morgenhauche durchweht mit ihren weißen Blüthenkronen wie andächtige Prieſter, die Schönheit und Freude dieſes Lebens verkündend. „Was hilft mir Alles dies," ſagte Chriſten vor ſich hin, über ſeine Wieſen und Felder wegſchauend — „für wen ſoll ich ſäen und ernten? — Ich wollt', ich wär' ſelbſt reif zur großen Ernte." In düſtere Gedanken verloren, ſchritt er aufwärts dem Walde zu, hinter dem der Flecken lag, in welchem der Arzt wohnte. Er mochte ſchon lange auf dem dunkeln Waldpfade gegangen ſein, als ihn eine Stimme aus ſeinem brütenden Sinnen aufrief. „Ei, ſeht da ſo früh — guten Tag, Haldenbauer! wo wollt Ihr hin?" — Es war der alte Bannwart vom Steinigberg.

„Zum Doctor," ſagte Chriſten, den Gruß erwidernd.

„Zum Doctor — ſo, Ihr habt ein Krankes? aber da ſeid Ihr ja irre gegangen."

Chriſten ſchaute um ſich und bemerkte erſt jetzt, daß er in Gedanken verloren einen falſchen Weg eingeſchlagen.

„Ihr braucht nicht wieder umzukehren," ſagte der Bannwart, „ich kann Euch da einen nähern Fußweg zeigen. Kommt nur mit."

Chriſten folgte dem alten, eisgrauen Manne, der beinahe ſein ganzes Leben im Walde zugebracht hatte, und erzählte ihm unterwegs ſeine Bekümmerniſſe, Krankheit und Tod ſeiner Kinder.

„Hört, Christen," sagte der Alte nach ernstem Besinnen, „mir will's dünken, Ihr seid heute nicht umsonst irre gegangen. Der Mensch wird manchmal von einer unsichtbaren Hand einen andern Weg geführt als er gerade in seiner Kurzsichtigkeit gehen will; aber er versteht den leisen Wink nicht und kehrt wieder um."

„Ich versteh' Euch auch nicht recht," sagte Christen.

„Seht," fuhr der alte Bannwart fort, „Ihr wollt zum Doctor gehen, einen Weg, den Ihr schon hundertmal gegangen seid, und habt Euch doch verirrt — ich meine, das will heißen, der Doctor wird dem Brüderchen eben so wenig helfen können, als den beiden todten Schwesterchen."

„Das fürcht' ich leider auch," seufzte Christen; „aber er ist der beste auf viele Stunden weit."

„Der beste," sagte der alte Mann stillestehend, „ja; aber es gibt noch manche Dinge, von denen in seinen Büchern Nichts zu lesen ist und manche Krankheit, für die in seiner Apotheke keine Büchse steht. — Uebrigens da sind wir wieder auf dem rechten Wege — 's geht da rechts hinunter — Ihr könnt nicht mehr fehlen."

Christen blieb zögernd stehen; aber er wußte nicht, wie und was er fragen sollte; es war ihm bange, der Alte möchte ihm eine Bestätigung der unheimlichen, verworrenen Gedanken geben, über die er den rechten Weg verloren hatte.

Der Bannwart, der Christen's Unschlüssigkeit verstand, sagte nach einer Weile: „Hört, Haldenbauer, ich will Euch ein Beispiel geben. Eure Frau brachte mit der Brautaus-

ſtattung nach altem Brauch ein Rind mit; es war das ſchönſte und währhafteſte, das ihr Vater in der ganzen Gegend um ſchweres Geld auftreiben konnte. Bald war's Eure beſte Kuh im Stalle — ſagt, konnte geholfen werden, als ſie auf einmal krank wurde?"

„Nein."

„Oder habt Ihr die Krankheit gefunden, als ſie geſchlachtet wurde?"

„Nein," antwortete Chriſten mit gedämpfter Stimme.

„Eben drum — " fuhr der Bannwart fort, „übrigens wenn Ihr einmal zu mir wollt, ſo wißt Ihr den Steinigberg. B'hüet Gott!" Mit dieſen Worten bog er in einen dichten Schlag junger Tannen.

Chriſten kam nach dem Flecken hinunter wie im Traume; lange mußte er ſich ſammeln, um einen klaren Bericht von dem Zuſtande des Kindes geben zu können. Der Arzt war ſogleich bereit, den bekümmerten Vater nach Hauſe zu begleiten.

Dort vermochte er freilich wenig Troſt zu geben. Das kranke Kind lag bleich wie eine Leiche und dann und wann erſchienen die rothen Fleckchen auf den Wangen. Es ſchlief beinahe den ganzen Tag und ſchlug es einmal die Augen auf, ſo ging über ſein verſtändiges Geſichtchen ein Lächeln, wie das Lächeln eines Scheidenden, der durch erzwungene Heiterkeit die Zurückbleibenden tröſten will.

Der Arzt winkte beim Fortgehen Chriſten auf die Seite und geſtand ihm offen, daß wenig Hoffnung zum Aufkommen vorhanden ſei; indeſſen könne man bei Kinderkrankheiten nicht viel vorausſagen.

„Was hat er geſagt?“ fragte Meile; aber hätte der Ton ſeiner Stimme auch nicht verrathen, daß es die Antwort bereits wußte, ſo hätte ihm doch Chriſten's trauriges Schweigen genug geſagt. Es ſetzte ſich zu des Kindes Häupten und weinte bitterlich.

Chriſten ſchritt lange ſchweigend die Stube auf und nieder; aber dieſe Thränen aus den ſonſt ſo geliebten Augen fielen wie glühende Funken auf ſein Herz — er konnte nicht länger an ſich halten. „Meile,“ ſagte er an der Wiege ſtillſtehend, „der alte Bannwart vom Steinigberg hat mir ſchon heute angedeutet, der Doctor werde nichts helfen können; das ſei eine Krankheit, die nicht mit gewöhnlichen Mitteln geheilt werde. Du weißt, er verſteht Manches, wovon Andere Nichts wiſſen.“

Ein Wort gab das andere. Chriſten erzählte den Hergang im Walde, ſchwieg aber freilich von den Gedanken, die er unwillkürlich, wider ſeinen Willen, daran geknüpft hatte, und Meile war viel zu ſehr nach einer andern Seite hin beſchäftigt, um dieſelben errathen oder auch nur ahnen zu können. Am Vormittage nämlich war die alte Schwefelhölzle-Vrene dageweſen. Mit der ihr eigenthümlichen Gewandtheit hatte ſie Meile's Herz bald erforſcht und dann ebenfalls auf jenen Vorfall mit dem Rinde, das die Braut mitgebracht, hingedeutet. „Es iſt ſchon lange ein böſer Geiſt in dieſem Hauſe,“ ſagte ſie geheimnißvoll beim Fortgehen, „und der wird immer das Liebſte, das ihr habt, verderben, wenn man ihn nicht ſelbſt verderben kann.“ So fand Chriſten ſeine Frau, die ihm Nichts von dieſem Vor-

gange zu erzählen wagte, vollkommen einverſtanden, als er den Vorſchlag machte, in der Morgenfrühe den alten Bannwart aufzuſuchen; aber Jedes hatte in der Tiefe des Herzens einen Feuerſtoff, an den nur der zündende Funke gelegt werden durfte, um zur verzehrenden Flamme aufzuſchlagen.

Das erſte ſchwache Frühroth, das über die Firnen der öſtlichen Gebirge emporblühte, fand Chriſten ſchon auf dem Wege nach dem Steinigberge. Hie und da klang ein kurzer, wie im Traum ſich wieder verlierender Amſelſchlag aus den dunkeln, ſtillen Gebüſchen; aus der Thaltiefe ſchimmerte durch die Dämmerung ein lang hingezogener Nebel wie ein Schleier über den Geheimniſſen der Nacht und ihren unſichtbaren Mächten. Das leiſe Wehen und Flüſtern in den Bäumen, das allmälige Regen des noch halb ſchlaftrunkenen Lebens, der einſame Bergpfad, der ſich bald durch dunkle Gebüſche, bald wieder über lichtere Waldwieſen emporwand — Alles das war nur ein Widerhall der Gefühle und Gedanken, die Chriſtens ganze Seele wie ungelöste Räthſel erfüllten. Aber als das Morgenroth heller zu glühen anfing, als endlich die Sonne wie ein ſchwebender Feuerball über die Gebirge emporwallte und mit den erſten Strahlen, die über die Tannenwipfel wegfuhren, das vielſtimmige Morgenlied der Vögel erklang, da begann es auch in Chriſten's Innerem lichter zu werden. Droben auf der kahlen Höhe blieb er ſtehen, nach dem Thale zurückſchauend. Drunten lag ſein Haus zwiſchen blühenden Bäumen; die Fenſter

leuchteten im Frühlichte, wie helle Freudenfeuer. „Nein," ſprach er ſinnend vor ſich hin, „ich verſündige mich vor Gott und mir ſelber; ihr Herz vergeht in Jammer und Elend, und ich — " er wagte den Gedanken nicht auszuſprechen. Er wandte ſich und ging mit raſchen Schritten des Bannwarts Hütte zu, die baufällig, mit verwittertem Stroh bedeckt, auf einer kleinen Waldwieſe ſtand.

Eine Stunde ſpäter verließ Chriſten das Häuschen düſterer als er daſſelbe betreten hatte. Zwar knüpfte er genugſame Hoffnungen an die angerathenen Mittel, aber über eine Frage, die hauptſächlich ſeine Gedanken beſchäftigte, hatte ihn der alte Bannwart im Dunkeln gelaſſen. Als der junge Mann wiſſen wollte, von wem der böſe Zauber ausgehe, erwiderte der Alte, das vermöge er nicht ausfindig zu machen. Wenn ſich ein böſer Geiſt in einem Hauſe einmal feſtgeſetzt habe, dann ſei es ſchwer, denſelben auszutreiben, und eben ſo ſchwer, demſelben entgegenzuarbeiten, da er die angewendeten Mittel oft unwirkſam zu machen wiſſe. Der Bannwart rieth deshalb, Chriſten ſolle noch zu den Kapuzinern nach Surſee gehen.

Den Weg dahin, der über den waldigen Bergrücken aufwärts führte, ſchlug Chriſten wirklich ein. Er pfiff ein Liedchen, um ſeine trüben Gedanken zu zerſtreuen, wie ein Knabe, der Abends an einem unheimlichen Orte vorübergehend laut ſingt, um ſeine Furcht zu verſcheuchen. Als er über das ſogenannte Torfmoos ging, eine weite, öde Haideſläche, die ſich zwiſchen Münſter und Surſee ausbreitet, ſaß er, von innerer Aufregung erſchöpft, an einem

Brunnen nieder, den menſchenfreundlicher Sinn hier in der Einſamkeit errichtet hat. Die braune Haide lag ſtill und lautlos, weit und breit keine Menſchenſeele, nicht einmal ein Vögelein, das ſich hier des Frühlings gefreut hätte; nur ein einſamer Weih zog in langſamen Kreiſen durch die Lüfte und ſpähte nach den Sümpfen, in denen ſeine Beute verſteckt war. Ueber Chriſten's Geſicht ſchwebte ein bitteres Lächeln, als er ſich erinnerte, wie er vor einem Jahre den nämlichen Weg gezogen, mit rüſtigen Geſellen, die Kugel im Büchſenlaufe, um eine Regierung und ihre Helfer zu ſtürzen, bei denen er jetzt Troſt und Rath holen wollte. In ſolche Widerſprüche kann der Menſch gerathen, der ſich willenlos von einem Strome, deſſen Ausgang er nicht kennt, forttreiben läßt; er greift zuletzt nach einem dahinſchwimmenden Strohhalme, um ſich feſtzuklammern, und bedenkt nicht, daß dieſer ebenfalls nur ein Spielzeug der Wellen iſt. Im Innern des jungen Mannes rief eine laute Stimme: „Chriſten, kehr' um — du gehſt auf falſchen Wegen;" aber das Verlangen, der Drang nach Licht in dieſen dunkeln Wirrſalen ließ dieſe Stimme verſtummen.

Noch einmal, als er an die ſtillen Kloſtermauern kam, ſträubte ſich das proteſtantiſche Blut; das zweifelvolle Vaterherz aber drängte vorwärts.

Chriſten wurde auf ſein Begehr durch einen langen, hallenden Gang zum Pater Ambroſius geführt. Das war ein alter, ehrwürdiger Mann, der durch ſein freundliches Entgegenkommen Chriſten's Vertrauen im Augenblicke gewann. Der bekümmerte Vater erzählte ſein Anliegen, ſagte,

wie ihn der alte Bannwart hierhergeſchickt, doch verſchwieg er eines der von dieſem angerathenen Mittel gegen den böſen Zauber — er wußte ſelbſt nicht warum; der Greis kam ihm zu ehrwürdig, zu liebreich vor. „Gewiß, mein Sohn,“ begann der Pater, nachdem er Chriſten's Erzählung ruhig angehört, „gewiß gehen viele böſe Geiſter um, die den Menſchen in tauſenderlei Geſtalten anfeinden; da gilt es, aufzumerken, in welcher Geſtalt ſich das Unheil naht. D'rum wohl denen, die ſich vom Getümmel der Welt in den Schooß der Kirche zurückziehen, abgelöſt von Allem, nur Gott allein zu leben. So kommt dir, mein Sohn, das Unheil vom Weibe.“ — Chriſten's Geſicht übergoß bei dieſen Worten Todtenbläſſe; Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne und vor ſeinen Augen begann es zu flimmern und zu wogen, wie durcheinander brauſende Fluthen; er hörte Nichts mehr von den Worten des Paters, der die Abgeſchiedenheit des klöſterlichen Lebens pries, wie dagegen die Ehen Leiden bringen und wie der Menſch im Weltgewühle das Gebet vergeſſe, das doch im Unglück allein zu tröſten vermöge — in ſeinen Ohren hallten nur die ſchrecklichen Worte: das Unheil kommt dir vom Weibe. Chriſten wußte nicht, wie lange er dageſeſſen; er kam erſt wieder zu ſich ſelbſt, als ihm der Laienbruder an der Pforte einen Wink gab, den Opferſtock nicht zu vergeſſen. „Das Unheil kommt dir vom Weibe,“ ſchrie er, als er im Freien war, und rannte aufwärts, den Weg über die Torfhaide, wie von böſen Geiſtern gehetzt; er ſah nicht, wie die Leute am Wege ſtille ſtanden und ihm verwundert nachſchauten; er hörte

nicht, wie ihn Bekannte grüßen und anreden wollten, als er bereits weit über Münſter hinaus, in das heimathliche Thal eingelenkt hatte; er ſah und hörte Nichts als den Donnerruf: das Unheil kommt dir vom Weibe, und rannte vorwärts, bis er auf einer kleinen Anhöhe erſchöpft niederſank.

Jenſeits auf der Höhe lag ſeine Heimath; das freundliche Licht der Abendſonne umleuchtete das Haus, das ſo lange ſeine Liebe, ſein Glück, ſeine ganze Welt umſchloſſen hatte — und jetzt? — war es zur Mördergrube geworden? — Er rang in der Verzweiflung ſeines Herzens und wollte beten; aber die Worte ſtockten auf ſeiner Zunge, er konnte Nichts ſprechen als: das Unheil kommt dir vom Weibe!

Er ſaß lange, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſich hinſtarrend; hie und da löſte ſich eine mächtige Thräne aus ſeinen Augen, während der Mund ſich immer feſter und zorniger zuſammenzog. Der Abend ſank allmälig in's Thal herab, Ruhe und Frieden über Wälder und Felder ausbreitend; aber Chriſten merkte es nicht, bis endlich die ſanften Laute der Abendglocke vom Dorfe heraufklangen. „Es muß ſein — Gott ſoll zwiſchen uns richten," ſagte er aufſtehend und betrat mit feſtem Schritte den Fußweg, der nach ſeinem Hauſe führte.

Vreile ſaß in der dunkeln Stube, das kranke Kind auf dem Arme, als Chriſten hereintrat. „Gottlob," rief es ihm entgegen, „daß du endlich da biſt; ich hatte ſchreckliche Angſt um dich. Nimm das Kind, ich will dir das Eſſen holen." „Ich habe keinen Hunger," antwortete Chriſten und erzählte

hierauf mit kurzen Worten, er ſei in Surſee bei den Kapuzinern geweſen, die das Mittel auch gutgeheißen, das der Bannwart angerathen habe.

Und dieſes Mittel wurde ſogleich angewendet. Chriſten riß ein Blatt aus dem Teſtamente, auf dem der Kindermord von Bethlehem verzeichnet ſtand; damit umwickelte er zwei kreuzweis über einander gelegte Meſſer und ſchob dieſelben unter Nennung der drei höchſten Namen unter das Kopfkiſſen des kranken ſchlafenden Kindes; dies — ſo lautete die Prophezeiung des Aberglaubens — werde den böſen, verderblichen Geiſt von dem Bette des Kleinen ferne halten.

Chriſten ſagte hierauf, er habe noch einen Ausgang zu machen und verließ das Haus.

Meile ſetzte ſich an die Wiege des Kindes und betete für deſſen Wiedergeneſung, bis es ermüdet auf ſeinem Stuhle einſchlief. Chriſten ſchweifte draußen in der Nacht umher; endlich nöthigte ihn ein ſchüttelnder Fieberfroſt, heimzugehen. Als Meile erwachte, lag er anſcheinend in tiefem Schlafe in ſeinem Bette; die Lampe war tief niedergebrannt; es fiel ihm auf, daß es von Chriſten nicht geweckt worden war; aber bald lag es wieder in unruhigem, von ſchweren Träumen heimgeſuchtem Schlummer.

Der Tag begann kaum zu grauen, als Chriſten ſchon draußen neben dem Hauſe ſtand. An einen jungen blühenden Kirſchbaum gelehnt, ſchaute er unverwandten Blickes nach den Gebirgen im Oſten, über denen morgenrothe Wolken ſchwammen. In der Rechten hielt er einen Hammer, in der Linken drei eiſerne Nägel. Endlich tauchte die Sonne

empor; Christen wandte sich schnell um und schlug, so wie die ersten Strahlen auf die Blüthenkrone des Baumes fielen, die Nägel in den Stamm, indem er dazu unverständliche Worte murmelte. Dann schleuderte er den Hammer über die linke Schulter hinter sich und ging, ohne sich umzuschauen, in's Haus zurück.

Die Krankheit des Kindes nahm von Tag zu Tag sichtbar zu, mit Gewalt fast mußte es aus seinem hartnäckigen Schlafe geweckt werden. Das wehmüthige Lächeln, mit dem es anfänglich die Eltern noch angeschaut, verschwand, und nur der Ausdruck eines tiefen Leidens lag auf seinem bleichen Gesichtchen; es streckte der Mutter die Aermchen nicht mehr entgegen und seine lieben, blauen Augen blickten matt, wie der zweifelhafte Schimmer eines erlöschenden Sternes. Das Schutzmittel des alten Bannwarts war unwirksam oder schien zu spät gekommen zu sein.

Mit dem Leben des geliebten Kindes ging auch das der Mutter dem Grabe entgegen. Der hoffnungslose Kummer, schlaflose Nächte, die tief im Herzen verschlossenen quälenden Gedanken über die Ursache ihres Unglückes zehrten an dem Marke der Gesundheit, daß sie bald bleich und zusammengesunken, wie eine wandelnde Leiche umherging. Sie bemerkte wohl, daß Christen scheu und zurückhaltend war; aber viel zu sehr mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, glaubte sie dies dem Schmerze über die schönsten vereitelten Hoffnungen des Mannes zuschreiben zu müssen. Christen dagegen betrachtete manchmal lange mit scharfem, fast lauerndem Blicke die Gestalt seines hinwelkenden Weibes; dann ging er hinaus

zu dem jungen Kirschenbaume. Die Blüthen waren längst abgefallen; die jungen Blätter hatten ihre Hüllen nicht vollständig gesprengt, sie waren vergilbt, bevor sie sich in ganzer Fülle zu entfalten vermocht und die obersten schlanken Zweige begannen bereits abzusterben. „Sie gehen mit einander," murmelte Christen und ging langsam, nach den Arbeitern auf dem Felde zu sehen oder verbarg sich in den Schatten einer dichtlaubigen Hecke.

Meile saß eines Tages, das Kind auf dem Arme, in der Stube; mit bangem Entsetzen horchte es auf das Röcheln, das bei jedem Athemzuge durch die Brust des Kleinen zog — das war das gleiche Röcheln, das es in jener verhängnißvollen Nacht im Traume gehört hatte. Da trat Christen mit seiner Mutter herein. Die Schwieger betrachtete das leichenähnliche Kind aufmerksam und sagte: „Gib mir's ein wenig — ich möcht's auch noch einmal auf den Armen halten, bevor es stirbt." „Nein, nein," rief Meile ängstlich und drückte dabei das Kind so heftig an seine Brust, daß es erwachte und einen schwachen Schrei ausstieß. Die Schwieger trat zurück. „He nun," sagte sie verletzt, „so behalt's, wenn du meinst, ich könn' ihm schaden; 's ist übrigens kurios; mir ist kein Kind krank geworden und ich weiß auch Nichts davon, daß in unserer Familie eines gestorben wäre. In der deinigen ist's freilich anders — deine Schwester hat auch schon eines unter dem Boden und ist noch keine zwei Jahre verheirathet." Mit diesen Worten ging sie hinaus, den Stachel ihrer Rede tief im Herzen der armen Mutter zurücklassend.

„Warum gibſt du meiner Mutter das Kind nicht?“ fragte Chriſten mit hartem Tone. Eine glühende Röthe überflog Meile's bleiches Geſicht und nur mühſam vermochte es, aus der gepreßten Bruſt Athem zu holen. „Chriſten,“ ſagte es nach einer ängſtlichen Pauſe, „einmal mußt du's doch wiſſen — ich trag's nicht länger. Die Leute ſagen, deine Mutter ſei eine Hexe und ſie habe unſeren Kindern ein Leids angethan.“

Chriſten richtete ſich bei dieſen Worten hoch auf; er warf einen erſchrecklichen Blick auf ſeine Frau, die das zornige Auge nicht aushalten konnte; aber allmälig wurde ſein Geſicht wieder ruhiger, bis ſich um ſeine Lippen ein höhniſches Lächeln zog. „Meine Mutter, meinſt du? — eine Hexe?“ raunte er mit tonloſer Stimme, „ich will dir ſagen, wer die Hexe iſt — du biſt es ſelbſt.“ „Ich?“ ſagte Meile, und konnte ſich trotz ſeines Jammers eines ſchmerzlichen Lächelns nicht erwehren, „ich — eine Hexe?“ „Ja, du,“ ſchrie Chriſten, — „oder glaubſt du, ich habe das Pfand vergeſſen, das du der Schwefelhölzle-Brene am Hochzeitmorgen gegeben haſt, oder meinſt, ich wiſſe nicht, daß ſie in meiner Abweſenheit zu dir ſchleicht, um dich die hölliſchen Künſte zu lehren, mit denen du dein eigen Fleiſch und Blut verdirbſt?“ „Iſt das dein Ernſt?“ fragte Meile nach einer Weile mit leiſer, zitternder Stimme. „Ob es mein Ernſt iſt? komm und ſchau!“ Mit dieſen Worten faßte er ſein halbbewußtloſes Weib hart am Arm und zog ſie nach dem Fenſter. „Siehſt du dort,“ fuhr er fort, „ſiehſt du dort den jungen dorrenden Baum? ich habe nach gutem Rathe

an der Morgensonne drei Nägel in denselben geschlagen — und diese Nägel galten der Mörderin meiner Kinder — sie sind dir in's Herz gegangen — schau' in den Spiegel, du stirbst mit dem Baume ab." Meile schwankte nach der Wiege und legte das Kind nieder. Seine Kniee vermochten es nicht mehr zu tragen, und mit einem tiefen Seufzer sank es über den Stuhl hinunter.

„Ich kann sie nicht aufrichten," murmelte Christen, die ohnmächtige Mutter mit zweifelndem Blick betrachtend, „der Vater hat in seinem Leben weder sie noch mich gesehen und mir doch deutlich gesagt, mein Unheil komme von meinem Weibe."

Meile arbeitete sich nach einer Weile wieder mühsam empor und wankte hinaus; es ging nach dem jungen Kirschenbaume — dort fand es die drei Nägel eingeschlagen, die seinem eigenen Lebensbaume gelten sollten.

Am folgenden Morgen war das Kind eine Leiche; aber aus dem Mutterauge fiel keine Thräne auf dieselbe. Meile ging scheinbar ruhig und gefaßt umher und besorgte die Vorbereitungen zum Begräbnisse. In der Nacht vor demselben saß es am kleinen Sarge und flocht noch ein Todtenkränzchen; auf der andern Seite saß Christen — kein Wort unterbrach die Grabesstille. Die Lampe warf ihren matten Schein auf das Gesicht des todten Kindes, das mit Blumen umkränzt wie in seliger Verklärung lächelte. „Jetzt ist meine Arbeit gethan," sagte Meile aufstehend, indem es das Kränzchen auf den Sarg legte. Dies waren die ersten Worte, die es seit der Begebenheit von vorgestern in Christen's Ge-

genwart geſprochen. „Gib mir die Hand," bat es mit weicher Stimme; Chriſten faßte die über den Sarg dargereichte Hand lautlos mit krampfhaftem Drucke und ging dann hinaus, ſein leidvolles Herz in der ſtillen Nacht auszuweinen.

Meile ſchloß noch einige Kiſten, in denen es ſeine Kleidungsſtücke zuſammengepackt hatte, und ſetzte ſich hierauf angezogen auf ſein Bett, den Morgen zu erwarten.

Als das Leichengeleit am folgenden Tage von dem kleinen Grabe zurückkam, ging Meile an dem Wege, der ſeitwärts nach der Halden hinaufführt und den es am Hochzeitmorgen ſo fröhlich betreten, vorüber; es ging wieder heim in's Haus ſeiner Eltern.

Dort lebt es ſeit der Zeit ſtill und zurückgezogen; ſelten geht es aus dem Hauſe, außer an Sonntagen in die Kirche und auf die Gräber ſeiner Kinder.

Chriſten's geſunder Verſtand wurde, als der erſte Schmerz überwunden war, bald inne, wie ſehr er, durch den dunkeln Zauber des Aberglaubens irre geleitet, geſündigt hatte; aber gerade durch die Laſt dieſes Schuldbewußtſein niedergedrückt, wagte er nicht, ſeine Frau um Verzeihen und Vergeſſen zu bitten.

Nachdem die Urſache dieſer Trennung bekannt geworden, gaben ſich verſtändige Verwandte und Bekannte und beſonders der Pfarrer des Dorfes alle Mühe, die unglücklichen Gatten wieder zu verſöhnen und zu vereinigen; aber Meile ſetzte allem Drängen und Rathen ein trauriges Kopfſchütteln entgegen mit den kurzen Worten: „ich bin ihm nicht böſe; aber es geht nicht mehr."

Als ein Jahr ſpäter der Sonderbundskrieg ausbrach, mußte Chriſten in's Feld ziehen. „Gottlob," ſagte er zu ſeinem Nebenmanne, als ſie in der dämmernden Morgenfrühe zum Treffen nach Gislikon ausrückten, „gottlob, heute gibt's Gelegenheit zu ſterben." Dieſe Gelegenheit fand ſich. Es war noch lange nicht Mittag, als Chriſten's Leiche nach Sins hinuntergetragen wurde.

Der Lebensbaum.

Die ganze Stadt war durch einen tragiſchen Vorfall, der alle Gemüther ergriffen, in lebhafte und theilnehmende Aufregung verſetzt worden. Landleute von den benachbarten Dörfern, die am frühen Morgen ihre Produkte zu Markte brachten, hatten erſchrocken erzählt, draußen am Rande des Waldes liege die Leiche eines Herrn, den ſie nach ihrer Meinung ſeit einiger Zeit auf den nach jener Richtung führenden Promenaden oder in den Straßen der Stadt zu Pferde geſehen hatten. Die zuſtändigen Behörden, die ſich ſofort nach der bezeichneten Stelle begaben, fanden die Ausſage leider beſtätigt. Nah' an der Straße, die am Waldſaume hinführt, von wo ſich eine entzückende Ausſicht über das in Maienpracht blühende Thal nach der Alpenkette eröffnet, lag in halbſitzender Stellung, an den Stamm eines blüthenweißen Apfelbaumes gelehnt, die Leiche eines noch jungen Mannes, der erſt vor einigen Wochen zu einer äußerſt ehrenhaften höhern Militärſtelle nach

der Hauptstadt berufen worden. Mitten durch das Herz war eine Kugel gegangen. —

Natürlich ging die erste Frage nach Ursache, Art und Weise des Unglücksfalles. An eine That durch Mörderhand konnte in dieser menschenbelebten, bis nahe an den Wald heran mit zahlreichen Landhäusern bedeckten Gegend nicht gedacht werden; die Leiche lag in unverrückter, eleganter Kleidung, die Börse, Uhr und andere Schmuckgegenstände unberührt. Aber ebensowenig konnte man dem Gedanken an einen Selbstmord Raum geben. Der Verunglückte hatte bisher in wahrhaft beneidenswerthen Verhältnissen gelebt. Aus einer in seiner Heimath angesehenen Familie, war es ihm in wenigen Jahren gelungen, sich durch hohe geistige Begabung und reiche Kenntnisse einen im ganzen Vaterlande hochgeachteten Namen zu erwerben. Nun eben vor Kurzem von einem längern Aufenthalt im Auslande zurückgekehrt, den er zur Erlangung fertiger Meisterschaft in seinem Fache gemacht, war er, wie gesagt, von der obersten Landesbehörde unter Verleihung eines hohen militärischen Grades zu einer seinen Neigungen durchaus entsprechenden Stellung auf die ehrenhafteste Weise berufen worden. Zu dieser äußerlichen Bedingung eines angenehmen Daseins trat eine Reihe der glücklichsten persönlichen Eigenschaften; eine wahrhaft männliche Schönheit der Gestalt, die mit aller straffen militärischen Sicherheit des Auftretens die zierlichste Geschmeidigkeit seiner Sitte verband; daneben ein hochbegabter, mit gründlichem Wissen ausgerüsteter Geist, den ein tiefpoetisches Gemüth mit jener jetzt seltenen Frische anhauchte, welche bevorzugte Menschen zum Lieblinge Aller

macht, die mit ihnen in Berührung kommen. Also ein Ueberfluß von äußern und innern Gaben, die wohl zur berechtigten Freude an der süßen Gewohnheit des Daseins, nicht aber zum freiwilligen oder gar gewaltsamen Verlassen desselben auffordern.

Zur Erklärung des traurigen Ereignisses blieb somit Nichts mehr übrig, als die Annahme eines Duelles, eine Annahme, die, durch den Umstand unterstützt, daß sich bei der Leiche keine Waffe vorgefunden, vom Publikum sofort als unumstößliche Wahrheit betrachtet wurde. Zwar gaben die eifrigsten polizeilichen Nachforschungen für diesmal keine nähern Spuren oder Aufschlüsse; aber man weiß, wie unter Männern von Takt und höherer Stellung ein derartiges Geheimniß, wenigstens auf lange Zeit, bewahrt werden kann. Die ärztliche Untersuchung der Todeswunde stellte nur fest, daß der Schuß in großer Nähe mußte abgefeuert worden sein.

In einer Abendgesellschaft, in welche der Todte während der kurzen Dauer seiner Anwesenheit in der Stadt durch seinen genauesten Freund am Orte einige Mal war eingeführt worden, war seit dem Vorfalle auch dieser Freund noch nicht wieder erschienen. Er hatte die Leiche nach der ziemlich entfernten Heimath seines Kameraden begleitet und war, wie man hörte, erst seit gestern von der traurigen Pflichterfüllung zurückgekehrt. Es war wohl begreiflich, daß in dem geselligen Kreise seinem Erscheinen mit großer Spannung entgegengesehen wurde; vielleicht konnte man von ihm doch nähere Andeutungen oder Aufschlüsse erhalten, als sie unter Umständen den Behörden gemacht worden.

Der Erwartete erſchien und wurde von der Geſellſchaft mit den herzlichſten Beileidsäußerungen über ſeinen ſchweren Verluſt empfangen. Nachdem er jedoch von dem ehrenvollen und glänzenden Begräbniß erzählt, das der Todte in ſeiner Heimath gefunden, mußte die Unterhaltung etwas in's Stocken gerathen. Der Anſtand verbot, mit einer, wenn auch durch aufrichtige Theilnahme berechtigten, Neugier ſo früh hervorzudrängen, und doch war wieder Jeder zu ſehr mit den Fragen beſchäftigt, deren Löſung er erwartete und wünſchte, als daß er ſich ungezwungen andern Gegenſtänden hätte zuwenden können. Dem Freunde konnte dieſe Stimmung nicht entgehen und er fragte daher, was man ſich im Publikum über den Vorgang erzähle. Nach erhaltener Antwort ſagte er: „Ich begreife recht gut, daß ihr von mir einige nähere Aufſchlüſſe erwartet, und in der That bin ich euch dieſelben aus verſchiedenen Gründen auch ſchuldig. Für heute jedoch mögt ihr mich der traurigen Pflicht noch entbinden, muß ich mir doch ſelbſt vorerſt frühere Erinnerungen, Briefe und Mittheilungen, die mir erſt in dieſen Tagen in der Familie meines Freundes gemacht wurden, zu einem folgerichtigen Bilde zuſammenordnen."

Die Geſellſchaft war natürlich dankbar einverſtanden und am nächſten Abend begann der Freund:

„Es thut mir wahrhaft leid, nicht ein beſſerer Erzähler zu ſein, und hiermit möchte ich keine leere Entſchuldigung ausgeſprochen haben, denn was ich euch mittheilen werde, iſt ſo eigener Art, liegt ſo weit von unſerer alltäglichen Empfindungs- und Denkweiſe ab, daß ich wohl ſpüre, nur

eine feine und ſinnige Darſtellung könnte dem Inhalte zu einer gebührenden Anerkennung verhelfen.

Der Oberſt, mein armer Freund, gehörte einer Familie an, die ſich bei aller patriarchaliſchen Einfachheit ihres Haushaltes neben den reichen induſtriellen Emporkömmlingen ſeiner Vaterſtadt durch ein gewiſſes, wie man meinte, ariſtokratiſches Etwas auszeichnete. Worin dieſes Etwas lag, das freilich konnte nicht ſo leicht geſagt werden; einmal in den politiſchen Anſichten der Männer gewiß nicht. Schwammen dieſe auch nicht immer mit dem ſchnell wechſelnden Tagesſtrome, ſo waren doch der Vater und bereits auch der ältere Bruder als entſchieden freiſinnige Männer bekannt, von denen man zudem wußte, daß ſie ſich um manche Dinge des wirklichen Volkswohles angelegentlicher bekümmerten, als viele Andere, die gerne das große Wort führten. Drum mochte ſich denn bei genauerer Betrachtung der demokratiſche Vorwurf wohl in eine perſönliche Lobrede umwandeln. Vater und Söhne waren hochgewachſene, bildſchöne Männer, denen ein ſelbſtbewußtes und imponirendes Auftreten angeboren ſchien; Mutter und Töchter waren an Adel der Geſtalt und Geſinnung der Männer getreues Abbild. So war es begreiflich, daß der kleinſtädtiſche oft an Leib und Geiſt gleich verkümmerte Geldſack genug Gelegenheit zu haben meinte, ſich über die „ſtolzen“ Leute zu ärgern, die wie eine Baronenfamilie, allerdings in einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit, auf einem ſchönen Gute außerhalb der Stadt lebten. Gab die Gegenwart dennoch keine rechte Gelegenheit, das neidiſche Mißbehagen gegen die „Ariſtokraten“ auszulaſſen, ſo meinte man ſich durch die

ſtets wiederholte Geſchichte der Abſtammung der Familie einigermaaßen revanchiren zu können. Ich muß dieſe Abſtammung ebenfalls näher berühren, da in ihr der Grundton des ganzen Bildes angegeben iſt. —

Der Großvater des Oberſten war in ſeinen jüngern Jahren bei einer der Berner Patrizierfamilien, die damals in den ſogenannten Unterthanenländern noch patrimoniale Gerichtsbarkeiten beſaßen — Jägerknecht, Nichts mehr und Nichts weniger, nicht einmal Waldaufſeher; dabei aber ein friſcher, intelligenter Burſche, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte. Nun kamen damals die adeligen Gerichtsherren oft genug in Konflikt mit den herkömmlichen Landeseinrichtungen, durch welche ihre „oberherrlichen“ Befugniſſe vielfach beſchränkt wurden. So beſaß die Gegend, von welcher wir hier ſprechen, ein allgemeines Landgericht, dem der ganze Blutbann auch über die Patrimonialgerichtskreiſe zuſtand, und zu welchem daher der „Oberherr“, ſo wurden die patriziſchen Gutsbeſitzer genannt, neben den Gemeinden ebenfalls einen „Beiſäßen“ zu ernennen hatte. Dieſes bäuerliche Landgericht war dem Oberherrn, bei dem des Oberſten Großvater im Dienſte ſtand, beſonders ein Dorn im Auge, und er ließ auch keine Gelegenheit vorbei, ſeine Stimmung deutlich zu erkennen zu geben. Als er daher wieder einmal einen Beiſäßen, mit welcher Würde ſonſt immer nur die angeſehenſten Landleute beehrt wurden, zu ernennen hatte, erwählte er — ſeinen Jägerknecht. Freilich konnte derſelbe weder leſen noch ſchreiben, welche Eigenſchaften zur Gültigkeit der Wahl durchaus nothwendig waren; aber bei den natürlichen Anlagen des jungen Jägers

konnte dem Mangel ſchnell abgeholfen werden. Der Junker ſchickte ihn auf ein Vierteljahr zu einem Schulmeiſter nach dem ſchon damals als „Prophetenſtädtchen“ bekannten Brugg, und nach Verfluß dieſer Zeit war der Gerichtsſäß fertig.

Wie es aber zu geſchehen pflegt, der Menſch iſt ſelten Herr der Folgen ſeiner Handlungen, der Stein, den er in Bewegung geſetzt, ſucht beim Weiterrollen ſeine eigene Bahn. Der Junker hatte durch die Wahl ſeines armen Knechtes dem Landgerichte ſeine Geringſchätzung bezeigen wollen; die Folge aber war die, daß er den mit einer landüblichen Würde bekleideten Mann nun auch in ſeinem eigenen Haushalte höher ſtellen mußte. Der einmal geweckte Wiſſenstrieb des talentvollen Jägers blieb nicht bei den Anfängen ſtehen, aber er ſchlug den nächſtliegenden und natürlichſten Weg ein. So wurde des Oberſten Großvater in wenigen Jahren ein für die damalige Zeit vorzüglicher Forſtmann und bald war er unbeſchränkter Verwalter der herrſchaftlichen Güter, die noch bis auf den heutigen Tag durch ihre herrlichen Waldungen bekannt ſind. —

War nun das freilich ein kurzer Stammbaum der „Ariſtokratenfamilie“, über den ſich der neidiſche Kleinſtädter beluſtigte, ſo war dafür in dieſer Familie die Vorliebe für Baum und Wald nur um ſo unverſehrter als Erbtheil verblieben. Der Vater des Oberſten war ſchon im Anfange dieſes Jahrhunderts bemüht, die Landesbehörden auf die Nothwendigkeit einer verbeſſerten Waldwirthſchaft aufmerkſam zu machen, und wie ihr wißt, iſt auch der Bruder des Verſtorbenen, obwohl er ſich früher einem reinwiſſenſchaft-

lichen Berufe gewidmet, ſpäter dem eingeborenen Familientriebe gefolgt und jetzt als hochverdienter Forſtmann bekannt.

An dieſe Verhältniſſe mit ihren innern Bedingungen knüpft ſich das Verhängniß meines Freundes.

Ihr kennt wohl Alle den alten, noch immer weitverbreiteten Brauch, Kindern bei ihrer Geburt einen ſogenannten Lebensbaum zu ſetzen. Gedeiht das junge Bäumchen, ſchlagen die Wurzeln tief und ſchießt das Stämmchen in eine zweigenreiche Krone, ſo kann die Elternfreude auf ein blüthen- und fruchtbringendes Leben des Kindes hoffen; mag der Baum nicht gedeihen, ſtirbt er frühzeitig ab oder begegnet ihm irgend ein Unfall, ſo muß ſich auch die Sorge auf ein unglückliches Leben und frühzeitiges Grab bereit halten. Irre ich nicht, ſo behaupten die Gelehrten, dieſes gläubige Herkommen ſei eine unbewußte Erinnerung an die religiöſe Anſicht unſerer heidniſchen Vorältern, nach welcher das Menſchengeſchlecht aus einem Baume entſproſſen war. — Gleichviel, nach dem früher Geſagten kann es kaum verwundern, daß dieſer Brauch in der Familie des Oberſten noch eine eigenthümliche Geltung hatte. Um den Lebensbaum des Vaters, der über einem kräftigen Stamme eine herrliche, breitäſtige Krone wölbte, ſtanden in dem parkähnlichen Garten im Kreiſe die vier Lebensbäume der Kinder, die prächtig, wie die ſtattlichen Söhne und das zu hoher Schönheit ſich entfaltende Töchterpaar emporſchoſſen.

„Unter den Bäumen“, wie dieſe bevorzugte Stelle hieß, war denn auch ſo recht der trauliche Familientempel, in dem die Mußeſtunden verbracht und all' die kleinen rührenden

Feſte und Ereigniſſe gefeiert wurden, welche Eltern- und Kindesliebe erſinnt oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baumes wölbte ſich weit über die Raſenſitze, auf denen die Kinder ihre erſten Spiele ſpielten, auf denen ſie, größer werdend, der elterlichen Lehre und Mahnung horchten und ſich gegenſeitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen bezog und die ältere Tochter ſich ebenfalls in die Ferne verheirathete. Da, „unter den Bäumen", wurden ihre Briefe geleſen, wurde ihrer in gegenſeitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einſtige Heimkehr und zeitweilige Beſuche aufgebaut.

Es liegt um dieſe „Familienwinkel" ein unnennbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen ſolchen im Herzen trägt, iſt um ein ſchönſtes Erbtheil des Kindesglückes gebracht. Der ältere Bruder kehrte endlich zurück und es war nun die Zeit der Wanderung für den jüngern gekommen. Der Abend vor der Nacht, die ihn auf lange Zeit dem väterlichen Hauſe entführen ſollte, hatte die ganze Familie „unter den Bäumen" verſammelt; auch die Schweſter war zum Beſuche gekommen. Es war ein herrlicher Maiabend. Durch die Bäume, die ſich ihre Kronen nun bald zu einem feſtzuſammenhängenden Blüthendache entgegenwölbten, zitterte ein leiſer Lufthauch und wehte feine Blüthenblättchen auf den Tiſch herab, auf dem das gemeinſame Abſchiedsmahl ſtand. „Die Blüthen fallen," ſagte der Vater, die Stille mit bewegter Stimme unterbrechend und die Hand gegen ſeinen jüngſten Liebling ausſtreckend, „trage

nun du Sorge, daß du einſt früchtereif wieder heimkehrſt.“ Der Jüngling kniete, das thränenſchwere Antlitz neigend, nieder, um den väterlichen Segen zu empfangen. —

Seit dieſem Abende waren ungefähr dritthalb Jahre vergangen, als auf das ſtiller gewordene väterliche Haus, das unterdeſſen auch die jüngere Tochter verlaſſen hatte, aus hellem Himmel ein zerſchmetternder Blitzſtrahl niederfiel. Die Nachricht kam, der Sohn, des Vaters Herzblume und der leuchtende Stern ſeiner Hoffnungen, habe die Akademie verlaſſen und — Handgeld genommen, nach Neapel.

Der ſonſt ſo ſtarke Mann ſank, als er die Botſchaft geleſen, ſchwindelnd zuſammen und der Tod ſchien plötzlich die kalte Hand nach ſeinem Herzen ausſtrecken zu wollen. Leicht erregbar, wie ſein Weſen war, hatte er ſonſt für unangenehme Eindrücke ſchnell einen lauten, aber damit zugleich beſchwichtigenden Ausdruck gefunden; dieſer Schlag war zu ſchwer und unerwartet, er mußte das Leben in ſeinem innerſten Nerve treffen. Dabei darf man nicht nur an den um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogenen Vater, ſondern eben auch an das Haupt einer Familie denken, die ein beſtimmtes Selbſtgefühl nie verleugnet und auf deren reinen Ehrenſchild nun plötzlich ein ſchwerer Makel geworfen war. Sicher wäre der Tod des Sohnes zehnmal leichter ertragen worden, als ſeine, wenigſtens in den Augen des Vaters, mit Schande begleitete Handlungsweiſe.

Am folgenden Tage ging der Gebeugte ſcheuen Blickes im Baumgarten umher, wo Arbeiter eben mit dem Reinigen und Lichten der Bäume beſchäftigt waren. Der Mann ſchien in der einzigen Nacht um Jahre gealtert zu haben;

an den ſonſt ſo entſchiedenen und ſtolzen Lippen zuckten tiefe Falten herab, und das Auge glühte in einem Schimmer, der nur zu deutlich den heftigen Kampf zwiſchen tiefem Leid und ausbrechendem Zorn verrieth. Längs der hohen Umfangsmauer war er auf ſeinem langen Gange an die Gruppe der Lebensbäume gelangt, von denen die letzten herbſtlichen Blätter niederwehten. An einer kleinen Bank lehnte ein Beil, das ein Arbeiter hier hatte ſtehen laſſen. Der Vater nahm es auf, prüfte nachdenklich deſſen Schärfe und plötzlich fielen gegen den Lebensbaum des verlornen Sohnes raſche Hiebe, vor denen zuerſt die blätterloſen Zweige erbebten, der ſchlanke Stamm erzitterte und endlich krachend, wie mit einem brechenden Angſtſchrei zu Boden ſtürzte. —

Als der ältere Sohn einige Stunden ſpäter den Vater aufſuchte, ſaß derſelbe auf dem gefällten Stamme, das ergrauende Haupt in die Hand geſtützt, an der langſam eine Thräne nach der andern niederglitt.

Die erſte gewaltſame Aufregung hatte ſich gelegt, und bald kamen auch genauere Nachrichten, die geeignet waren, den unbedachten Schritt des Jünglings in milderem Lichte erſcheinen zu laſſen. Aus unbeſonnener Hochherzigkeit hatte er ſich in Verlegenheiten verſtrickt, denen er ſich im erſten Andrange nur durch ſeine verzweifelte That glaubte entziehen zu können. Das Alles trug wohl bei, den väterlichen Schmerz zu erleichtern; aber der erſte Schlag hatte zu tief getroffen. Der Mann hat ſich nie wieder recht erholt, und nach drei Jahren ging er aus der Welt, ohne ſeinen Sohn noch einmal geſehen zu haben. —

Dieſer hatte unterdeſſen Gelegenheit, den bittern Ernſt

des Lebens in einer strengen Schule kennen zu lernen. Es war natürlich, daß das rohe Söldlingstreiben den guterzogenen und gebildeten Jüngling hart berühren, und ihm die Bilder des herzlichen und feingesitteten Lebens im elterlichen Hause mit erhöhter, schmerzlicher Schönheit vor die Erinnerung zurückrufen mußte. Was waren diese stillen Lorbeerbüsche, der mit goldner Frucht geschmückte Orangenbaum gegen die bescheiden blühenden Lebensbäume, in deren Schatten einst die süßere Frucht eines menschlich schönen Daseins gereift! —

Bei aller tiefempfundenen Reue über den betretenen Irrweg war der junge Soldat jedoch nicht aus dem Holze geschnitten, das sich in nutzlosem Grämen verkohlt. Er wußte, daß Geschehenes nicht ungeschehen gemacht, wohl aber die Folgen manchen Mißgriffes mit klarem Auge und fester Hand aufgehalten werden können; und doch brauchte es lange, ehe er nach Hause schrieb. Dann that er es aber mit offener Reumüthigkeit und männlicher Entschiedenheit. Er sagte, daß angeborne Neigung zum Soldatenstande ihn mit zu dem unbedachten Schritte verleitet; daß er nun freilich Vieles anders gefunden, als er sich's vorgestellt; aber gleichwohl werde er seine Zeit auf dem selbstgewählten Posten ausharren und durch williges Ertragen seines Geschickes sich der väterlichen Verzeihung würdig zu machen suchen.

Die Nachricht von dem Tode des Vaters erschütterte jedoch tief die Standhaftigkeit des Soldaten, der sich schnell Liebe und Achtung seiner Umgebung erworben, und wie schonend ihm auch diese Nachricht mitgetheilt worden, ging

es wie ein geſpenſterhafter Schatten über ſein Herz, daß er ſelbſt die hauptſächlichſte Schuld an dieſem Tode trage. Unter dem ſchmerzlichen Seelenkampfe fing ſeine Geſundheit an zu leiden, und der Regimentsarzt, der dem jungen Manne herzlich zugethan war, ſah bald ein, daß da nur eine gänzliche Veränderung der Verhältniſſe Hilfe bringen könne. Seiner Verwendung gelang es denn auch, ſeinem befreundeten Patienten noch vor dem völligen Ablauf der Kapitulationsfriſt den ehrenvollen Abſchied zu erwirken.

Der junge Feldwebel trat die Heimkehr in's Vaterland mit ebenſo banger Traurigkeit als tiefer Sehnſucht an. Es war abermals eine duftende Maiennacht, als er vor dem Vaterhauſe anlangte. Das ihm ſo wohl bekannte eiſerne Gitterpförtchen, das durch den Garten führte, war nur angelehnt; aber Mitternacht nahe, und über dem Hauſe, wo ſeine Ankunft noch Niemand erwartet, lag es wie das ſtille Athmen tiefer Träume. Auf den Blüthenbüſchen, aus denen ihm tauſend ſchmerzlichſüße Erinnerungen entgegenwinkten, wiegte ſich ein klarer Mondſchein, der bald freundliche, bald phantaſtiſch-ſchreckhafte Schattengeſtalten auf die ſtillbeglänzten Gründe niederwarf. Er ging langſam durch die gewundenen Wege, die noch immer, wie ehemals, mit feinem Sande beſtreut und zierlichem Buchsbaum eingefaßt waren. Alles war geblieben, als hätt' er's erſt dieſen Morgen verlaſſen; kein Strauch, kein Blumenbeet oder Raſenplätzchen fehlte, nur waren die Gebüſche hie und da höher und breiter geworden, und wo bei ſeinem Scheiden ein dünnes Stämmchen geſtanden, bewegte ſich im Nachthauche bereits eine volle Blüthenkrone. Es war ihm, als müßt' er jedes Blätt-

chen grüßen, jeden Strauch an's Herz drücken und fragen: kennt ihr mich noch? — Ich bin es ja, der ſich ſo oft an euch gefreut, ſo oft in eurem Schatten geſeſſen, geſpielt und geträumt, der ſich ſo oft nach euch geſehnt hat. Ach, es iſt ja nur ein ſchwerer Traum, der zwiſchen einſt und dieſer Nacht liegt, und mit dem aufgehenden Morgen wird er verſchwinden und Alles, Alles wieder gut und froh werden!

So ging er langſam, ſinnend und träumend, nach „den Bäumen.“ Er ſah die breite Blüthenkuppe ſchon von Weitem über das niedrigere Buſchwerk emporſchimmern und unwillkührlich ſchlug er einen raſchern Schritt an, während das Herz mit ſchweren Schlägen an ſeine Bruſt pochte. Jetzt trat er aus dem buſchumrahmten Gange heraus auf den freien Raſenplatz. Er ſank mit einem lautloſen Gebete auf die Knie, während oben durch das zuſammengehende Blätterdach ein ſtärkerer Lufthauch rauſchte, wie ein banges Willkomm von unſichtbaren Lippen geſprochen. Von heiligem Schauer ergriffen, blickte der ſtille Beter aufwärts; da ſtand der Stamm des Vaters mit der breiten Ruhebank, ihm folgte der des Bruders und die Schweſterbäume; aber — das Auge durchlief die Reihe von Neuem, um mit verſchwimmendem Lichte nach der Stelle zu ſtarren, auf der ſich kaum fußhoch eine mit dünnem Mooſe bewachſener Strunk erhob. Da hatte einſt der eigene Lebensbaum geſtanden. —

Im erſten Morgendämmern fand ein alter Knecht des Hauſes ſeinen jungen Herrn mit feſtgeſchloſſenen Augen auf der Stelle liegen; ob es mehr Schlaf oder Ohnmacht der

tief erſchütterten und erſchöpften Lebenskraft geweſen, wußte mein Freund ſpäter ſelbſt nicht zu ſagen.“ —

Der Erzähler ſchwieg eine Weile, in ſchmerzliches Sinnen verloren, ohne daß ihn einer der Zuhörer zu ſtören wagte. Endlich begann er wieder mit ruhigerer Stimme:

„Dieſe Scene ſteht ſo lebendig vor mir, als ob ich ſie ſelbſt erlebt hätte. Mein armer Freund hat mir die Eindrücke und Empfindungen dieſer Nacht der Heimkehr ſo oft geſchildert, daß ſie unvermerkt mein Eigenthum geworden, freilich ohne daß ich jemals die letzte verhängnißvolle Folge derſelben ahnte. Jetzt liegt mir darin nur ein neuer Beweis, wie eng bei feinorganiſirten und ſinnigen Naturen ſich Ring an Ring der Erlebniſſe zuſammenſchließt und wie das Menſchenleben in Wahrheit einem Baume gleicht, der, aus der Wurzel emporſteigend, jedes Jahr ſeine Kreiſe höher anſetzt, für Blüthe und Frucht aber ſeine nothwendigen Bedingungen immer wieder in der Lage und Bildung der Wurzel ſuchen muß.

Die mit ſehnſuchtsvoller Eile ununterbrochen ausgeführte Heimreiſe und die gewaltſamen Eindrücke, die dieſer gefolgt, hatten die angegriffene Geſundheit meines Freundes auf's Tiefſte erſchüttert. Nach den erſten mütterlichen Umarmungen mußte er an jenem Morgen zu Bette gebracht werden und der Arzt empfahl auf's Ernſtlichſte Ruhe und Vermeiden jeder Aufregung. Aber ſchon in den erſten Augenblicken des Alleinſeins verlangte der Heimgekehrte von dem Bruder zu wiſſen, wie und warum der verhängnißvolle Lebensbaum gefällt worden. Verweigert konnte die ſo ent-

ſchieden geforderte Auskunft nicht werden. Als der Bruder am Schluſſe ſeiner ſchonenden Mittheilung beifügte, wie den Vater die raſche That noch in ſeinen letzten Lebensaugenblicken beunruhigt, fuhr der Andere mit einer ſchnellen, ſchmerzlichen Handbewegung nach dem Herzen. Auf die erſchrockene Frage, was er habe, gab er zur Antwort: „Ach, es iſt Nichts, es war mir nur, als ob da drinnen Etwas zerriſſen oder geſprungen ſei. Es iſt ſchon wieder vorbei, und nun will ich ein Wenig ſchlafen; nicht wahr, mein Guter?“ —

Der geſchmeidigen und jeden Verluſt raſch ergänzenden Jugendkraft darf Vieles zugemuthet werden und ſo erholte ſich denn unter der zärtlichen Pflege mein Freund körperlich und, wie es ſchien, auch gemüthlich wieder auffallend raſch. Freilich kamen äußerlich ſehr günſtige Verhältniſſe dazu, die dieſe Geneſung befördern mußten. Man fand bald, daß der junge Mann ſeine Zeit nichts weniger als in einem unthätigen Kamaſchenleben vergeudet, daß er ſie vielmehr gewiſſenhaft zu weitgehenden und gründlichen militäriſchen Studien verwendet, und nun neben einem geſetzten, frühgereiften Charakter einen Schatz tüchtiger Kenntniſſe nach der Heimath zurückgebracht habe. Daher eröffnete ſich ihm ſofort eine ehrenvolle Thätigkeit, durch die er, wie ihr Alle wißt, in wenigen Jahren zu allgemeiner und wohlverdienter Anerkennung gelangte.

Während dieſer Zeit lebte ich in ununterbrochenem Umgange mit ihm, und da konnte es mir denn freilich nicht entgehen, daß der Stern ſeines äußeren Glückes die Tiefen ſeiner Seele nicht zu erhellen vermochte. Sein Benehmen,

wie ſein ganzes Weſen war ernſt, aber von einer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, die Aller Herzen gewann, durchleuchtet; auffallender Weiſe wurde er gerade dann ſtiller, in ſich gekehrter und faſt menſchenſcheu, wenn Andere ſich mit dem aufwachenden Frühling ihres Daſeins beſonders zu freuen pflegten; wenn Maienlüfte und Blüthen in's Freie lockten, dann ſuchte er gewiß mit einer Art banger Scheu die Einſamkeit eines abgeſchloſſenen Hofzimmers auf. Die Urſache dieſer krankhaften Erſcheinung war mir auch nicht verborgen geblieben; aber jeder Verſuch, dieſelbe zu heben, wurde mit einem milden, jedoch entſchiedenen Ernſte zur Ruhe verwieſen.

Schon im erſten Jahre nach ſeiner Heimkehr hatte ein durch Schönheit und Bildung gleich ausgezeichnetes Mädchen einen tiefen Eindruck auf das Herz meines Freundes gemacht; bei den äußeren Verhältniſſen des Letzteren und deſſen perſönlichen Eigenſchaften war die Erwiderung einer kaum verrathenen Neigung natürlich, und Alles ſchien ſich auf's Freundlichſte anlaſſen zu wollen. Mein Freund jedoch, der vielbeneidete, gerieth von Tag zu Tag in eine immer lebhaftere, beängſtigende Unruhe.

Wir gingen durch die Abendſtille im duftenden Garten umher; er unſtät und haſtig, riß bald da, bald dort ein Blatt oder einen Blüthenzweig herunter, um ihn zwiſchen den Fingern zu zerknittern. „Du biſt mir ein vollſtändiges Räthſel," ſagte ich, „das Glück bringt dir mit einem Male entgegen, was Andere ſtückweiſe zuſammenſuchen müſſen und oft trotz aller Mühe nicht finden können. Mir iſt's, das Leben ſtehe wie

einer dieſer blüthenbedeckten Bäume vor dir und doch biſt du nicht zufrieden, geſchweige denn dankbar.“ — Er blieb ſtehen, mich lange mit einem ſtill ſchmerzlichen Lächeln anſchauend. „Ja wohl,“ ſagte er endlich, mich bei der Hand faſſend, „gerade wie ein Blüthenbaum; aber jetzt komm' nur mit mir.“ — Er ſchlug den Weg nach „den Bäumen“ ein. Langſam, wie von einer bangen Scheu ergriffen, trat er an den kleinen, mit Moos bewachſenen Strunk heran. „Siehſt du,“ ſagte er mit gepreßter Stimme, „das iſt das Symbol meines Lebens, und ſieht es nicht aus, wie ein ſchon verwitterter, mit dem Mooſe der Vergeſſenheit bedeckter Grabſtein? — Kannſt du's leugnen? — Drum kommt's oft auch mit einer entſetzlichen Bangigkeit über mich, als ob ich gegen den Willen der ewigen Ordnung noch unter den Lebenden weile, oder als ob ein zweites Ich ſich da an den milden Sonnenſchein hereindränge, während mein urſprüngliches Sein längſt drunten in der ewigen Finſterniß liege.“

Ueber die Sonderbarkeit dieſer Worte lächelnd, zugleich aber von dem dumpfen Ernſte ſeiner Stimme erſchreckt, ſagte ich: „Wie kannſt du nur ſolche grillenhafte Träumereien mit einem ſo feierlichen Predigertone behandeln. Sage mir um Alles, was hat denn ein Sinnbild und wär' es das ſinnigſte und treffendſte, ſo unmittelbar mit der Wirklichkeit, mit dem ihm doch nur durch unſere Vorſtellung verbundenen Gegenſtande zu ſchaffen? — Oder warum ſteht denn der Baum deines Vaters noch in voller Blüthe da, während dieſer ſelbſt längſt im Grabe liegt?“ — Das Wort war kaum über meine Lippen, als ich's auch ſchon bereute.

Ich ſah, wie über ſein Geſicht ein leiſes Zittern glitt und er dann die Hand langſam nach dem Herzen erhob. — „Schweigen wir lieber über dieſe Dinge," ſagte er nach einer Weile wieder mit eigenthümlich ſchmerzlichem Lächeln, das ſeinem männlich ſchönen Geſichte einen unbeſchreiblich rührenden Ausdruck gab; „für Wahrheiten, die nur in dem tiefſten Empfinden des Einzelnen exiſtiren, wird der grobe, nach dem Beifalle Aller trachtende Verſtand nie ein richtiges Wort finden. Gewiß aber beſteht zwiſchen dem Gegenſtande und ſeinem Sinnbilde ein tiefgeheimer Zuſammenhang, der im innerſten Weſen der Dinge begründet iſt; die beiden gehören ja zuſammen, wie der Körper und ſein Schatten. Und da fällt's mir immer wieder ein, wie das Volksgemüth ſtets tiefer nach dem geheimen Bande, das die Dinge ſeit Ewigkeit bindet, geforſcht hat, als unſer abgegriffener Schulverſtand. Denke nur einmal an die Sagen von Menſchen, die ihren Schatten dem Böſen verkauft und damit dieſem ſelbſt anheimgefallen ſind! — So Etwas wird mir innerlich klar, wenn ich einen blühenden Baum ſehe; dieſer Anblick mahnt mich immer an einen verloren gegangenen Theil meines Daſeins, an meinen Schatten, wenn du willſt, der ſchon unter'm Boden liegt, wohin ich darum ebenfalls gehöre, und daß ich nur widerrechtlich, gleichſam verkappt, um einer mich ſuchenden Gewalt zu entgehen, noch da droben umherwandle." —

So ungefähr ſprach er in einem überſtürzenden Strome theils ſinniger, theils den Verſtand verwirrender Worte und Bilder, zuerſt gegen mich gewendet, dann allmälig vor ſich

hin, wie im Selbſtgeſpräche. Endlich kam er auf mich heran und faßte meine Hand. „Komm,“ ſagte er weich, „wir wollen gehen; aber ſprich nie mehr vom Baume meines Vaters, ich bitte dich. Denn wer weiß, vielleicht muß derſelbe ſo lange ſtehen bleiben, als das theure Leben ſelbſt noch fortbeſtanden, wenn nicht die That eines gewiſſenloſen Sohnes daſſelbe — verkürzt hätte.“ „Aber um Gotteswillen,“ rief ich erſchüttert, „was machſt du dir für ſelbſtquäleriſche und ſündhafte Gedanken?“ — „Beruhige dich,“ erwiderte er leiſe, indem er mir an der Gartenpforte die Hand zum Abſchiede drückte; „Manches läßt ſich nicht mehr ändern, Manches kann wieder beſſer werden, wenn nur erſt einmal dieſe blühenden Bäume, die das Auge immer mit unwiderſtehlicher Gewalt anlocken, vorüber ſind. Ja, die quälen und beängſtigen mich! —“

Dieſe ſonderbare Unterhaltung löste mir manches bisher Räthſelhafte im Weſen meines Freundes und jetzt begriff ich auch die Beängſtigung, die ihn beim Gedanken an die Verbindung mit einem lebensvollen und hoffnungsfrohen Weſen erfaſſen mußte. Aber wie er nun einmal war, konnte nur von der milden Hand der Zeit Beruhigung und Geneſung gehofft werden.

Und wirklich, dieſe Hoffnung ſchien nicht getäuſcht werden zu ſollen. Wie er es vorausgeſagt, wurde er mit dem Abblühen des Frühlings ruhiger und als erſt einmal die Blätter von den Bäumen ſanken und die ganze Natur ſelbſt nur noch als kahler Grabhügel ihres untergegangenen Le-

bens daſtand, ſchien er wieder zufrieden und froh, wie ich ihn einſt in glücklichern Tagen gekannt.

Als aber der Frühling wiederkehrte, brachte er in ſeinem Geleite auch das ſchon beſiegt geglaubte Unheil wieder mit, nur von Jahr zu Jahr in bedenklicherm Umfange. Da hatte ich denn Gelegenheit, die Willenskraft anzuſtaunen, mit der mein Freund der Welt ſein tiefes Weh zu verbergen wußte. Ich konnte mich oft der Thränen kaum erwehren, wenn ich ſah, wie er durch die Klarheit ſeines Geiſtes, durch die Beſtimmtheit und Energie ſeines ganzen Weſens ſpielend die formloſen Maſſen bewältigte und ſie zu gegliederten Werkzeugen ſeiner Winke umſchuf, während er ſelbſt einem dunkeln Dämon erlag, der dem bloßen Hausverſtande ſo mühelos zu bewältigen ſchien.

Vor einigen Jahren nun bot ſich dem Freunde, wie ihr wißt, eine Gelegenheit zu erweiterter und rühmlicher Thätigkeit im Auslande. Er ergriff dieſelbe ohne Zaudern und obwohl ich ihn ſo ungern wie jeder ſeiner Bekannten aus der Nähe verlor, war ich doch der Einzige, der ihm ſein Vorhaben nicht abrieth. Ich ahnte zwar wohl, daß es nicht allein die Ausſicht auf Ehre und Erweiterung ſeiner Kenntniſſe war, was ihn zum zweiten Male aus dem Vaterlande trieb, ich war ſogar überzeugt, daß er häufiger an einen frühen ehrenvollen Soldatentod als an eine einſtige frohe Heimkehr dachte; aber ich hoffte, ein ſo vollſtändiger Wechſel aller Lebensverhältniſſe könnte das kräftigſte, vielleicht einzige Heilmittel für ſeine Leiden in ſich ſchließen. Leider hatte ich mich ſchmerzlich getäuſcht.

Die Briefe zwar, die er aus der Fremde ſchickte, hätten den Unbefangenen nie ahnen laſſen, wie oft die Hand, die dieſe feſten Züge ſchrieb, in bangem Schmerze erzitterte; es waren die Briefe eines Mannes, der mit ruhigem, klaren Blicke Menſchen und Verhältniſſe beurtheilte, eines thatenluſtigen Soldaten, der ſich nach dem Kriegsſchauplatze ſehnte und über die Hinderniſſe ſeinen Mißmuth ausließ, die dieſem Wunſche entgegentraten. Ein einziges Mal ſchrieb er mir, daß er bei dem Klimawechſel bisweilen ein verſtärktes Herzklopfen verſpüre, das ihm auf Augenblicke die gewünſchte Thätigkeit erſchwere; die Gewohnheit werde ſich indeſſen auch da als beſten Arzt erweiſen. Dieſe ſcheinbar leicht hingeworfene Bemerkung war hinreichend, mich über das wahre Sachverhältniß aufzuklären und im nächſten Briefe rieth ich dringend zur Heimkehr.

Die Umſtände, die bald darauf im Vaterlande eintraten, unterſtützten meinen Rath auf's Kräftigſte, indem ſie meinem armen Freunde die Hoffnung gewährten, in der Heimath vielleicht finden zu können, was er im Auslande vergeblich geſucht — den Tod auf dem Schlachtfelde. Wie dieſe Hoffnung durch das Friedensbedürfniß der Welt vereitelt worden, wiſſen wir.

Bei dem mit Sehnſucht erwarteten Wiederſehen meinte ich denn ſelbſt meine Befürchtungen übertrieben zu haben; er ſah jünger und friſcher aus als vor einigen Jahren beim Abſchiede; über ſo manche geſcheiterte Hoffnung ſprach er ſich mit reſignirtem Gleichmuthe aus und von ſeinem Herzübel behauptete er, daß es ihn faſt gänzlich verlaſſen habe.

Freilich, es war noch Winter; aber auch als mildere Tage kamen, als Zweig und Buſch in grüne Triebe ſchoß, ſchien er ſich gleich zu bleiben und mit ungeſtörter Kraft den Pflichten ſeiner neuen Stellung obzuliegen.

Um ſo mehr erſchrak ich, als wir, vor einigen Abenden vergnüglich von einer bevorſtehenden Geſchäftsreiſe plaudernd, durch die Alleen längs dem Fluſſe hingingen und er nach einigem Schweigen plötzlich ſagte: „Im Süden konnte ich's nicht aushalten, weil das Blühen das ganze Jahr nicht aufhören wollte; nun aber kann man auch hier, mit dem Dichter ſagen: „Das Blühen will nicht enden" — und enden ſollte es doch, „wer weiß ſonſt, was noch werden mag", wie es im nämlichen Gedichte heißt."

Tief beunruhigt, aber ungewiß, was ich ſagen ſollte, that ich, als ob ich dieſe Worte nicht beachtet und trat bald mit ihm in eine Geſellſchaft. Er ſchien etwas ſtiller als gewöhnlich, aber nicht düſter, wie ich ihn früher oft geſehen. Als wir durch die ſtillen Straßen nach Hauſe gingen, ſagte er: „Weißt du auch, daß heute der Jahrestag meiner Heimkehr aus dem erſten Dienſte iſt? — Wie der Menſch alt werden kann — zwölf Jahre — halt, nein dreizehn — eine verhängnißvolle Zahl. Es war eine Nacht wie heute, ſo ſtill und mild — ich werde ſie nie vergeſſen."

Ich begleitete ihn bis an die Thüre ſeiner Wohnung. Er gab mir ruhig wie gewöhnlich die Hand und ſagte: „Schlaf wohl, mein Lieber, es iſt eine herrliche Sache um den Schlaf."

Er hat ihn in dieſer Nacht gefunden, den Schlaf, nach

dem er ſich wohl lange geſehnt und aus dem ihn kein ſchwerer Traum mehr aufſchrecken wird. Was dieſem Finden vorausgegangen, haben die ſtillen Sterne oder der über der blühenden Welt aufgehende Morgen geſehen. Ich ſelbſt kann nur noch wiederholen, was drei Tage ſpäter an ſeinem Grabe geſprochen worden: „Das Vaterland hat einen ſeiner beſten Söhne verloren.“

Der Breitenhans.

Erinnerungsblatt auf ein vergeſſenes Grab.

1.

Ja wohl iſt dein Grab vergeſſen, guter, wackrer Mann, und ſelbſt der Küſter konnte mir nicht genau angeben, wo du nach ſo prüfungsvoller irdiſcher Wanderſchaft deine Ruheſtätte aufgeſchlagen. Noch ſind nicht volle vier Jahre verfloſſen, als du mir zum Abſchiede mit feuchtem Auge die Hand drückteſt. „Gott geleite dich,“ ſagteſt du, „und bewahre dir in der Fremde ein frommes, wackeres Schweizerherz!“ Wer hätte damals gedacht, daß ich jetzt ſchon dein Grab nicht mehr finden könnte, der du damals noch hoch und ungebeugt wie eine Eiche in's Leben hereinragteſt? — Doch weiſt auch kein Kreuz, kein Stein deinen Namen, ſo bin ich d'rum nicht der Einzige, der dich mit dankbarer Erinnerung nennt. Aber Mancher, der von dir erzählt, von der rieſigen Kraft, die dir bis in dein hohes Alter treu geblieben, wird am Ende bedeutungsvoll ſagen: „Gott habe ihn ſelig;“ und wie ein Schatten des Zweifels geht eine dunkle Erinnerung über die Mienen der Hörer und des Erzählers. —

Der Breitenhans war eine von den Gestalten, die heutzutage immer seltener werden, die aber, einmal gesehen, dann auch unvergeßlich bleiben. So müssen unsere Vorväter ausgesehen haben, die bei St. Jakob sich auf die Leichen der Feinde betteten oder bei Murten die gewaltigen Burgunder auf's Haupt schlugen. Wenn ich ihn so daherkommen sah, Karst oder Bickel auf der mächtigen Schulter, so verwandelten sich mir unwillkürlich die friedlichen Ackergeräthe zur Hallbarde, oder das Beil in der Hand zur mörderischen Streitart. Nur das gutmüthige Gesicht schien nicht recht zu passen zu der herkulischen Gestalt, so ganz gegen allen heutigen Brauch, wo so oft ein erschrecklich drohendes Gesicht auf einer spindelleichten Figur mühsam heranwackelt.

Aber ich erinnere mich recht gut, wie dieses gutmüthige Gesicht einmal ausgesehen hat. Es war im Frühjahr 1845. Aus dem Dorfe, das kaum eine Viertelstunde von der Grenze des Kantons Luzern liegt, war eine große Anzahl Bewaffneter mit den Freischaaren gezogen. Natürlich waren die Zurückgebliebenen in größter Spannung. Kein Mensch dachte an Arbeit; Webstuhl und Spindel ruhte, während an allen Ecken Gruppen standen, die sich mit den abenteuerlichsten Gerüchten tröfteten oder bange machten.

Indessen war man im Allgemeinen gar guter Hoffnung. Luzern sei eingenommen, die Regierung verjagt und die Pferde der Freischärler in der Jesuitenkirche einquartirt. In dem Jesuitenkloster habe man schrecklich viel Gold und Silber gefunden, von dem jeder Ausgezogene ein schönes Stück mit nach Hause bringen werde. Zwar schon am Abend des ersten April erlitten diese goldenen und silbernen Hoff-

nungen einen gewaltigen Stoß. Ein verſprengter Flüchtling brachte die Nachricht, Alles ſei verloren, — auf dem Emmenfelde liegen mehr todte Freiſchaaren, als Fiſche in der Emme ſchwimmen; Den und Jenen aus dem Dorfe habe er in ſeinem Blute geſehen. Da war der Jammer groß und manches Auge konnte ſich dieſe Nacht vor Thränen nicht ſchließen. Und als gar am folgenden Tage die Sturmglocken das ganze Thal entlang heulten, die Lärmkanone von der Gontenſchwyler Egg aus mit dröhnenden Nothſchüſſen zur Hilfe gegen den Feind rief, der an der Grenze Einbruch drohte, da packte die Angſt manches ſonſt muthige Herz, und der Schrecken vor zügelloſen Blut- und Brandſcenen verwirrte manchen Kopf, der ſich ſonſt nicht gerne einen blauen Nebel vormalen ließ. Die Männer eilten zu den Waffen; die Weiber nach ihrer beſten Habe und zu den Kindern; das zur Flucht aus den Ställen losgelaſſene Vieh ſtand auf den Straßen mit ängſtlichem und angſtverbreitendem Gebrülle — allenthalben war blinder Schreck und planloſe Verwirrung.

Damals war es, als ich den Breitenhans mit einem Geſichte ſah, das ſo recht zu ſeiner athletiſchen Figur paßte. Wie ein beweglicher Thurm kam er ruhigen Schrittes durch das Getümmel die Straße dahergeſchritten, den Waidſack um die Schulter, den alten Stutzen mit dem mächtigen Kaliber im Arme. Ueber den vor dem Schulhauſe verſammelten Haufen Bewaffneter, von denen bis jetzt keiner gehorchen und jeder nur befehlen gewollt, legte ſich wie mit unſichtbarer Zaubergewalt eine plötzliche Stille, als Breitenhans herantrat und mit blitzendem Auge über die unge-

regelten und lärmenden Männer wegfuhr. „Angetreten!“ ſchrie er mit dröhnender Stimme, und im Augenblicke waren die Glieder aufgeſtellt. Kein Menſch hatte den bald ſiebenzigjährigen Mann zum Befehlshaber berufen, eben ſo wenig hatte er gefragt: wollt Ihr mich? Aber ſelbſt der Lieutenant und Exerziermeiſter des Dorfes war eifrigſt angetreten und dachte wohl kaum daran, daß ihm ſeine Epauletten eigentlich den Oberbefehl ſichern ſollten. Der Gemeindeammann wie der Nachtwächter waren gleichermaaßen befliſſen, die gegebenen Befehle zu vollziehen. In weniger denn einer Stunde waren alle gefährlichen Punkte gegen die Grenze beſetzt, die Verbindung zwiſchen den einzelnen Poſten hergeſtellt, Berittene auf dem Wege nach Aarau, um Munition herbeizuſchaffen und die Lärmkanone wurde gerüſtet, um wenigſtens durch ihren Donner dem Feinde Reſpekt einzuflößen.

Als die Zeit der Angſt und des erſten Schreckens vorüber war, als die eidgenöſſiſchen Truppen die Grenzen beſetzten und die Dorfmannſchaft von ihrer beſchwerlichen Pflicht erlöſten, da war Mancher ein Held, dem vor wenigen Tagen noch das Herz gar ſonderbar an das Wamms gepocht, und des Berichtens von beabſichtigten preiswürdigen Kriegsthaten war kein Ende; aber jede derartige Erzählung ſchloß unwillkürlich mit dem Breitenhans, wie der in der Muwiler Weide einen Trupp Luzerner Landſtürmer auseinandergejagt, die dort einem todtmüden Freiſchärler auf der Ferſe geweſen; wie er, der alte Mann, die drei kalten Nächte im Freien zugebracht, überall auf den gefährlichſten Punkten, überall mit Rath und That zur Hand,

als hätte ihn ein Unſichtbarer herumgetragen; er habe, man begreife kaum wie, in ſtockfinſtrer Nacht einen Spion am Kragen erwiſcht, der die Vorpoſten ſchon umſchlichen gehabt habe. Als nun gar ein eidgenöſſiſcher Oberſt, der ſeine Jugend unter den Adlern Napoleons zugebracht, zur Inſpektion der Truppen kam und es hieß, der Breitenhans ſei zu ihm gegangen und der alte Herr habe vor Freuden geweint, als er den Dorfkommandanten wiedererkannt habe, und ſie hätten den ganzen Tag zuſammen geſeſſen wie alte Kameraden, da ward denn allmälig gar Manches von den Alten erzählt, was wir Junge bisher noch nie recht erfahren und das ich hier nun zur Erinnerung an den Todten nacherzählen will.

2.

An einem trüben Tage des Januar im Jahre 1798 ging es in der Weinſchenke bei'm Untervogte im Dorfe Gontenſchwyl bunt durcheinander. Man hätte beim erſten Anblicke meinen können, es wäre ein Muſterungstag und die jungen Soldaten mit ihren Mädchen warteten nur noch auf den Geiger, um bei friedlicherm Vergnügen ſich von der Laſt des Waffenhandwerks zu erholen; aber die verweinten Augen der Töchter, die ſtummen Geſichter vieler Soldaten und die ernſthaften Geſpräche der herumſtehenden alten Männer deuteten auf wichtigere Dinge. Und ſo war es denn auch. Der junge Untervogt, der nun ſelbſt im blanken Soldatenkleide daſtand, hatte vergangene Nacht durch einen reitenden Boten ein Schreiben erhalten von dem gnädigen

Herrn Landvogt zu Lenzburg, er ſolle die Mannſchaft des Dorfes auf den Mittag bereit halten — es werde dann Jemand kommen, der ſie auf den Sammelplatz des Bataillons geleiten werde; denn — es gehe gegen die Franzoſen. Das war ſchlimme Botſchaft, die manches ſchöne Auge naß machte; aber die Männerköpfe verwirrte noch etwas Anderes. D'rum ſtanden die Alten bedächtig beiſammen und waren die ſonſt ſo fröhlichen Soldaten ſo ſtille.

Am Vormittage nämlich war der Metzgermeiſter Siebenmann von Aarau dageweſen und hatte gar ſeltſame Nachrichten gebracht. — Der Meiſter Siebenmann war eine gewichtige Perſon im Dorfe. Schon ſeit vielen Jahren war kaum ein Stück Schlachtvieh aus dem Stalle verkauft worden, das nicht vorher dem „Thörliwirth", ſo wurde der Meiſter zubenannt, angetragen worden wäre; er war billig und redlich in Handel und Wandel, und kein Gontenſchwyler ging von Aarau weg, bevor er am „Thörli" einen Schoppen getrunken; aber auch ſelten ging ein ſolcher vom Thörli fort, er hätte denn eine Wurſt oder eine andere freundliche Gabe für Weib und Kind mit nach Hauſe bekommen. Man kann ſich alſo denken, daß Meiſter Siebenmann's Worte Gewicht hatten.

Dieſe lauteten aber ungefähr folgendermaßen. Meinetwegen allen Reſpekt vor den gnädigen Herren in Bern; aber wenn ihr Luſt habt, euch ihrentwegen todtſchlagen zu laſſen, ſo habt ihr das Vöglein noch nicht vom rechten Aſte pfeifen hören. In Aarau iſt ein Herr im Auftrage der franzöſiſchen Regierung geweſen, der hat mündlich und ſchriftlich ausgeſagt, daß die Franzoſen als unſere Freunde kämen

und blos den Herren von Bern, weil ſie uns unſere Freiheiten geraubt, auf die Haube wollten. Wenn ihr nun aber die Franzmänner, die euch helfen wollen, Zehnden, Bodenzins und Trattengelder abzuſchaffen, euch das Recht bringen wollen, eure Obrigkeit ſelbſt zu wählen, wie ſie euch gefällt, und abzuſetzen, wann es euch gefällt, todtſchlagen wollt — wenn ihr euch, wie geſagt, gegen all' das wehren wollt mit Händen und Füßen, meinetwegen; aber wenn ich bei euch ein fettes Kalb haben kann, laufe ich nicht nach einem magern in's Luzerngebiet, um zum ſchlechten Kauf noch Prügel von den Nachtbuben obendrein zu bekommen. Uebrigens macht meinetwegen, was ihr wollt.

Jetzt war die Lunte an die Mine gelegt und Manches wurde deutlich ausgeſprochen, was bisher nur halbverſtanden und unklar geflüſtert worden. So abgelegen das Thal auch war und ſo wenig ſich die Bauern um den Lauf der Welthändel kümmerten, ſo war doch auch manches Gerücht hieher gedrungen und hatte Unruhe und Neugier erweckt. Die Welſchen (Waadtländer), hieß es, hätten die Landvögte verjagt, ſich frei erklärt wie die in den kleinen Kantonen, und den Franzos zum Schutz angerufen. Ende vergangenen Monats habe man den Himmel von nächtlichen Feuersbrünſten geröthet geſehen, weil die Baſellandſchäftler die Herrenſchlöſſer verbrannt hätten und ebenfalls frei ſein wollten. Zudem ſei vor mehr denn hundert Jahren ſchon ein Krieg der Bauern gegen die Herren von Bern geweſen, weil dieſe mehr als ihnen gebührt verlangt hätten, und man wiſſe, daß die Gontenſchwyler, die damals erſchlagen und hinter der Egg an der Kreuzgaſſe verſcharrt worden ſeien, noch

jetzt nächtlich umgingen. Sie könnten, wie die Alten schon gesagt, keine Ruhe finden, bis dem Volke sein Recht werde.

Der Untervogt, der bisher in allen Angelegenheiten die entscheidende Stimme gehabt, mehr noch seiner Persönlichkeit als seines Amtes wegen, hatte vergeblich versucht, diesem Gerede entgegenzutreten; verdrießlich und gedankenvoll saß er am Ofen, während seine junge Frau mit verweinten Augen die Gäste bediente. Plötzlich erscholl's von draußen: sie kommen, sie kommen! Ein Donnerschlag ohne vorangegangenen Blitz hätte nicht größern Schreck erregt als dieser Ruf. Alles griff nach den Waffen und drängte der Thüre zu in der Meinung, die Franzosen seien im Anzuge. Glücklicherweise waren's nicht die Franzosen, aber zwei Reiter auf stattlichen Pferden hielten vor dem Hause. „Seid Ihr es, Herr Junker!" rief der Untervogt aus der Thüre tretend, indem er rasch auf den ältern Reiter zutrat, um ihm den Bügel zu halten; „seid Ihr es, gnädiger Herr? Ei, Ihr habt uns Alle weidlich erschreckt."

„Ich habe den Untervogt Frey noch nie erschrocken gesehen," erwiderte lächelnd der Junker von Rued. „Da bringe ich Euch den Mann, der Euch zum Bataillon führen soll. Hoffentlich ist die Mannschaft gerüstet."

Der Untervogt blickte nach dem andern Reiter, der, in die rothe Uniform, wie sie damals die Schweizer in holländischen Diensten trugen, gekleidet, sich leicht wie eine Feder vom Pferde geschwungen und nun forschend die gaffende Menge durchmusterte. Kaum wendete er das Gesicht, als der Untervogt den Bügel des Junkers fahren ließ und mit dem freudigen Ausrufe: „Breitenhans, Breitenhans!" auf den Rothen zueilte.

„Breitenhans, was, Breitenhans?“ rief's mit hundert Stimmen, und des Verwunderns, Grüßens war kein Ende. „Aber wer hätte das gedacht, — nein, wie ſtattlich er ausſieht, — weiß Gott, er iſt noch ſchöner geworden!“ flüſterten die Mädchen, die ohne Zwinkern den kräftigen und hohen Reiter angafften. Alles war für den Augenblick vergeſſen, Franzoſenfurcht und gnädiger Junker, und dieſer hätte noch lange im Sattel ſitzen bleiben können, hätte er nicht auf eigene Fauſt verſucht, herunterzuklettern. Als endlich Breitenhans, zu Athem gekommen, ſagte: „Ja, meine lieben Mitbürger, ich hielt es für Pflicht, viele hundert Stunden weit her zu kommen, um dem Vaterlande in Noth und Gefahr beizuſtehen, wie ſich's einem braven Schweizer ziemt,“ da war auch plötzlich jede Erinnerung an Meiſter Siebenmann und ſein Freiheitsevangelium verſchwunden und in wenigen Stunden zog die junge Mannſchaft, von Segenswünſchen begleitet, den wackern Breitenhans hoch zu Pferde an der Spitze, mit Sang und Klang zum Dorfe hinaus.

Unter den vielen zurückgebliebenen bekümmerten Herzen war eines, das einen gar ſonderbaren Kampf zwiſchen wehmüthiger Freude und tiefem Leide zu beſtehen hatte. Dieſes Herz ſchlug in der Bruſt Vreneli's, des Untervogts junger, lieblicher Hausfrau. Das hing folgendermaßen zuſammen. Vreneli war die einzige Tochter auf dem Gaishofe, deſſen Beſitzer neben dem Alt-Untervogte der reichſte Mann in der Gemeinde geweſen. Die Kinder waren von den Vätern einander ſchon in früher Jugend beſtimmt, und Vreneli mochte es recht wohl leiden, als der wackere Sohn des Untervogts

mit den begonnenen Jünglingsjahren auch die üblichen Kiltgangsbesuche anfing; aber eben so gerne sah es, wenn den bestimmten Bräutigam der junge Breitenhans bei den nächtlichen Besuchen begleitete. Und das geschah oft genug. Die beiden Jünglinge waren von der Schule an unzertrennlich wie Milchbrüder, und selten ward Einer an Feier- oder Markttagen ohne Begleit des Andern gesehen. Breitenhans war bei Weitem nicht so reich, wie der Sohn des Untervogts. Sein Vater saß nur zu Lehen auf der Breiten, einem dem Junker von Rued gehörigen Berghofe; aber wer ihn sah und mit ihm umging, mußte ihn liebgewinnen. Er war eine von den bevorzugten Gestalten, deren Adel auch durch den unscheinbarsten Zwilchrock schimmert; dabei heiter, freundlich und bescheiden. Gar manches Mädchen schaute ihm sehnsüchtig nach, wenn er die Straße daherkam, unbestritten der schönste Bursch thalauf und ab; aber er selbst hatte noch nie daran gedacht, einen eigenen Kiltgang zu gehen; am meisten Vergnügen fand er, seinen Kameraden zu Vreneli zu begleiten, er wußte selbst nicht recht warum.

Aber was war es mit Vreneli, daß es immer das freundlichste Wort an Hans richten, ihn jedesmal beim Abschiede bitten mußte, seinen Liebsten das nächste Mal wieder herzubegleiten? War es geschmeichelte Eitelkeit oder noch etwas Anderes? Ach, es schlummern in dem Herzen, das unter dem ländlichen Mieder schlägt, eben so tiefe Gefühle und Leidenschaften, als in der Brust, über welcher goldene Spangen den Seidenmantel zusammenhalten. Und endlich kommen diese Gefühle ebenfalls zu Tage und werden sich

klar und offenbar. So war's auch bei Vreneli und Hans der Fall.

Es war am Abend vor einem Muſterungstage, als des Untervogts Sohn und ſein Genoſſe wieder vor Vreneli's Fenſter ſaßen. „Sieh', Vreneli," ſagte der Geliebte, „ich nähme dir's übel, wenn du morgen nicht mitkämeſt; die Leute würden ja Wunder was meinen." — „Laß doch die Leute meinen," war die Antwort, „ich mag nicht recht. Sieh', es iſt mir ſo zuwider, als müſſe mir ein großes Unglück begegnen. Geh' allein diesmal, ich bitte dich; wenn Hans bei dir iſt, werdet ihr euch ſchon erluſtigen können." — „Ja, aber wenn du nicht mitgehſt," warf dieſer ein, „ſo iſt mir's, als möcht' ich auch lieber zu Hauſe bleiben." — Das Mädchen blieb die Antwort einige Augenblicke ſchuldig. „He nun ſo denn," ſagte es endlich, „wenn's ſo iſt, werde ich kommen müſſen. Aber nun geht nach Hauſe, — ſchlaf' wohl, Hans! — gute Nacht, Chriſtian!"

Die beiden Freunde gingen ſchweigend neben einander durch das Buchenwäldchen, das den Gaishof vom Dorf trennt. Chriſtian blieb plötzlich in einer Lichtung ſtehen und ſetzte ſich auf einen Wurzelſtock, deſſen halbverfaultes Holz, vom Monde beleuchtet, einen unheimlich zitternden Schein verbreitete. „Sieh', Hans," ſagte er düſter, „auf dieſer Stelle wurde mein Großvater erſchlagen, als die Buche gefällt wurde, auf deren Stock ich hier ſitze. Es ſind viele Jahre her und ich erinnere mich kaum noch, wie ſie ihn auf einer Bahre heimbrachten; aber ich wollte, es fiele jetzt eine andere Buche über mich und ſie könnten mich auch todt heimtragen." — „Was du nicht redeſt," ſagte Hans, „ver-

ſündige dich nicht; komm', es iſt hier ſo unheimlich." — „Nein," entgegnete Chriſtian, „wenn ich todt wäre — ſieh', ich möchte dir's ſo gerne gönnen. Es hat dich doch viel lieber als mich." Hans ſchrak ſichtlich zuſammen, antwortete aber Nichts. Haſtigen Schrittes ging er dem Dorfe zu, daß ihm ſein ſtiller Gefährte kaum zu folgen vermochte. Es war, als ob er vor ſich ſelber fliehen möchte. Wie er in dieſer Nacht geſchlafen, hat er Keinem erzählt; aber am folgenden Tage war der ſonſt ſo luſtige Wachtmeiſter bleich und ſtill, und ſelbſt als Wein und Tanz die allgemeine Heiterkeit zu Geſang und lautem Gejubel gebracht, ſaß er theilnahmlos und in ſich gekehrt, ſo manche Neckerei oder freundliche und beſorgliche Frage auch an ihn verſchwendet wurde. „Sieh'," ſagte endlich Vreneli leis und ſchüchtern, „dir zu lieb bin ich hergekommen, und jetzt haſt du mich noch nicht einmal um einen Tanz gefragt." Hans zuckte, wie von einem Schlage getroffen. „Nit, nit," ſagte er mit weicher Stimme, als er in Vreneli's Auge eine Thräne ſah, „ich bin nicht böſe; komm', wir wollen tanzen." Und ſie tanzten davon, immer wilder und toller, als ob ſie nicht mehr von einander laſſen könnten und als ob heute der letzte Fiedelbogen ſpringen müſſe. Hans war wie neugeboren; er trank und ſang und half den allgemeinen Jubel bis zur lärmenden Tollheit ſteigern. Der allmälig ſtill werdende Chriſtian konnte es dieſen Abend kaum noch zu einem Tanze mit ſeiner Verlobten bringen. Hans begleitete das Paar bis vor Vreneli's Thüre und ſagte bei'm Abſchiede: „Trage ſchön Sorge zu Chriſtian, die Welt iſt arg," ſeinem Kameraden, der ſich ſichtlich zur Freundlichkeit zwin-

gen mußte, ſagte er mit warmem Händedruck: „Sei nicht böſe, Chriſtian — es möchte dich ſonſt gereuen.“ Mit dieſen Worten bog er raſch um die Hausecke und ließ die Verlobten allein ſtehen.

Am folgenden Morgen war großer Jammer auf der Breiten. Hans war verſchwunden. Mit Kreide ſtand auf dem Tiſche geſchrieben, er gehe in die weite Welt, man ſolle ihn nicht aufſuchen — es wäre umſonſt. Später hörte man, er habe ſich in Solothurn anwerben laſſen nach Holland und ſei dann über's Meer nach Oſtindien.

Ueber das Warum dieſes unerwarteten Vorfalles zerbrach ſich Mancher den Kopf. Chriſtian wußte und Vreneli ahnte es. D'rum wollte es noch ledig bleiben, ſo früh geheirathet thue nicht gut — meinte es; als aber der alte Untervogt ſtarb und Chriſtian die Haushaltung nicht allein führen konnte, ward es ſeine ſorgliche und liebende Hausfrau.

Bei Untervogts verging indeſſen ſelten ein Tag, an dem nicht irgend eine Erinnerung an den Breitenhans geweckt wurde, und wenn ſich einmal ein Schatten über das heitere Glück des jungen Ehemannes legte, ſo war es die Erinnerung an den Abend vor der Muſterung.

3.

Das waren nun Tage des Jammerns und Bangens im Dorfe. Zwar wurde noch viel von Schweizermuth und dergleichen Dingen geſprochen, aber das alte Heldengeſchlecht, das ſich alljährlich in Fehden umhergetummelt, war ausge-

ſtorben. Seit mehr als einem Menſchenalter hatten die Waffen im ganzen Vaterlande, wenige kleine Störungen ausgenommen, geruht, und der älteſte Mann hatte kein Schlachtfeld mehr geſehen. Man kann ſich die Beſtürzung denken, die ſich nun des jedem Gerüchte preisgegebenen Volkes bemächtigte. Väter und Großväter ſchnürten ein Bündelchen und zogen den im Felde Liegenden nach, um den Beſorgten ſichere Botſchaft nach Hauſe bringen zu können. Manches alte Mütterchen mit kurzem Athem erſtieg in dieſen Tagen die Hochwacht, ſich die Augen müde zu ſchauen nach den blauen Jurabergen hin, um wenigſtens den Troſt mit in's Thal zu nehmen, es habe ſo ungefähr nach der Gegend hinſchauen können, wo Verwandte und Bekannte ſich jetzt befänden. Wie manches Ohr legte ſich angſtvoll hart auf den gefrornen Boden, um etwa den entfernten Kanonendonner zu hören und ſich ſo manchmal mit ſelbſtgemachter Täuſchung unnöthigen Kummer zu bereiten. Aber am 2. März, einem trüben und unheimlichen Tage, war's endlich keine Täuſchung mehr; der Schall jeder gelöſten Kanone traf ſtundenweit in ein bekümmertes Herz. Schon bei'm erſten Morgengrauen des folgenden Tages trafen verſprengte Flüchtlinge ein mit der Trauerbotſchaft, Alles ſei verloren. Gegen Abend waren die Meiſten in's Dorf zurückgekehrt, die kommen wollten oder konnten. Mancher konnte freilich nicht mehr; entweder war er in die Hände des beuteluſtigen Feindes gefallen, oder er lag auf dem Felde bei Vingels oder im Walde von Schalunen; Manchen auch trugen die Fluthen der Aare der Heimat zu, um die ſich der todte Schwimmer nun nicht mehr kümmerte.

Unter den nicht Heimgekehrten waren auch der Breitenhans und der Untervogt. Einer hatte den Hans, leicht an seiner Uniform erkenntlich, gesehen, wie er hoch zu Roß die Flüchtigen mit blanker Klinge wieder ins Kampfgewühl zurückgetrieben hatte; ein Anderer wollte auch den Untervogt erkannt haben, der, bis auf Hosen und Hemd ausgeplündert, mit den Händen auf den Sattel eines wilden französischen Husaren gefesselt, davongeschleppt worden sei. Der Jammer in des Untervogts Hause ist nicht zu beschreiben, und die Thränen, die Vreneli in jenen Tagen vergoß, wären nicht leicht zu zählen gewesen. Wohlgemeinter, aber ungeschickter Trost vergrößerte, wie üblich, das ohnehin große Elend. „Ach Gott im Himmel," hieß es, „wenn nur der arme Untervogt gleich hätte sterben können — ach, er hat doch nie einem Kinde ein Leids gethan; aber gewiß haben ihm die Teufel Hände und Füße abgeschnitten, die Augen ausgestochen und dann in seinen Martern am unwegsamen Orte liegen lassen. Ja, ja, gewiß, so ist's gegangen, 's ist mir, als hätte ich's mit eigenen Augen gesehen — sonst wäre er ja heimgekommen. Heilige Allmacht, hätten sie ihm doch nur gleich einen Pfahl durch den Leib gestoßen!... Und der schöne, kecke Breitenhans — den hat gewiß sein Roß in das schrecklichste Getümmel getragen und dort ist er von den Hufen zertreten worden; wer weiß, vielleicht war er nicht einmal ganz todt, als er in ein Loch geworfen und zugedeckt worden ist. Ach Gott, so ersticken unter der Erde, wo man kein Glied mehr rühren kann, das ist erschrecklich. Große Barmherzigkeit, mußte der so weit herkommen, um eines so elenden Todes zu sterben!"

Als Vreneli in ſeinem einſamen Kämmerlein die Trauerkleider anzog, wußte es in unendlichem Jammer nicht einmal, für welchen der beiden theuren Todten es mehr leidtragen ſollte. Das Mitleid um den heimlich Geliebten früherer Jahre ſaß faſt eben ſo tief in ſeinem blutenden Herzen, als um den lieben Gatten, weil es die Klagen um Jenen weniger laut werden laſſen durfte.

Zum Glücke wurden Vreneli's Trauerkleider und die ſchrecklich gutgemeinten Phantaſien der ländlichen Troſtfrauen bald überflüſſig. Nach einigen Tagen klopfte es ſpät in der Nacht an des Unterwogts Hausthüre, und als Vreneli in ſeiner Angſt keine Antwort zu geben wagte, bald an das Kammerfenſterchen. „Vreneli, ſchläfſt du?“ — Heiliger Gott, war das nicht Chriſtians Stimme? Oder — ſein ruheloſer Geiſt! In zitternder Todesangſt zog die arme Frau die Decke über den Kopf, als wollte ſie ſich vor dem entſetzlichen Schreckbilde verbergen. Als es aber noch einmal rief: „Vreneli, mach' auf, der Breitenhans und ich ſind da,“ und eine andere klangvolle Stimme hinzufügte: „Ja, 's iſt ſchon lange her, daß wir mit einander vor deinem Fenſter geweſen,“ da war's dem armen Herzen, als ob es plötzlich aus einem ſchweren Traume voll ſchrecklicher-Bilder und Qualen erwache und der freundliche Morgenſchein mit tröſtlicher Klarheit auf die verweinten Augen falle. Im Nu war die Thüre offen und Vreneli brauchte lange, bis es inne wurde, daß es in gar zu leichtem Kleide bald an der Bruſt ſeines Mannes, bald an der des holländiſchen Rothrockes lag.

In einer Viertelſtunde waren alle Betten der Nachbar-

ſchaft leer und die Wirthsſtube bei'm Untervogt mit Männern, Weibern und Kindern vollgepfropft. Knechte und Mägde waren im erſten Taumel fortgerannt und hatten an den Thüren herumgelärmt, als ob der jüngſte Tag im Anzuge ſei. Da ging's an ein Fragen, Rufen, Antworten und Erzählen! Soviel wurde endlich klar: Der Gontenſchwyler hatte allerdings richtig geſehen, trotz ſeines Schreckens. Der Untervogt hatte ſich mannlich gehalten und wakker d'rauf losgeſchoſſen; aber in ſeiner Hitze, hinter einem Dornbuſche poſtirt, nicht bemerkt, wie er allmälig allein ſtehen geblieben, bis er plötzlich von zwei Seiten mit dem Rufe: „Bougre, bougre!“ begrüßt wurde. Da verſuchte denn auch er die Schnelligkeit ſeiner Füße; aber in dem undurchdringlichen Pulverdampfe fand er ſich plötzlich zwiſchen den Pferden zweier Rothmäntel. Die verſtanden das Handwerk. Nachdem der überwältigte Untervogt entwaffnet und gebunden war, eilte der Eine davon auf neuen Fang, der Andere begann gar geſchickt den todtmüden Chriſtian auszuziehen und den Mantelſack mit der Beute zu füllen. Nach vollbrachtem Werke ſetzte ſich der Franzoſe trällernd zu Pferde, nachdem er die gefeſſelten Hände des Untervogts am Sattel befeſtigt hatte. So ging's im Trabe davon und der arme Gefangene konnte ſehen, wie er nachkam. Die berniſche Artillerie donnerte von dem andern Ufer der Aare noch kräftig herüber; aber diesſeits hatte ſich der Pulverdampf bereis verzogen und man konnte weit über die Fläche wegſehen, wie die Verſprengten von ihren Verfolgern eingefangen wurden.

Ueber das Feld her brauſte auf ſchäumendem Roſſe ein

Rothrock, den blinkenden Säbel in der Faust. „Victoire, vive la France!“ schrie des Untervogts Begleiter, als der Reiter näher gekommen; Christian aber hatte schärfer geschaut und schrie aus Leibeskräften: „Hans, Breitenhans!“ Der Reiter schaute um — aber von da an konnte der Untervogt nicht deutlich berichten, was vorgegangen. Er erinnerte sich nur, blitzende Säbel gesehen und pfeifende Hiebe gehört zu haben; dann sei er kräftig gepackt und in den Sattel gehoben worden. Als er wieder so recht zu sich selber gekommen, sei er in scharfem Trabe neben Hans hergeritten, der ihn mit der Linken am Hosenbunde festgehalten und in der Rechten den blutigen Pallasch getragen habe. „Als ich,“ bemerkte der Untervogt weiter, „die Augen wieder ordentlich gebrauchen konnte, sah ich am Sattelknopfe noch die zerschnittenen Stricke, an die ich vorher gefesselt war, und der Schimmel, auf dem ich ritt, ist ein französischer; er steht draußen im Stalle, wenn ihr ihn sehen wollt. Hans wollte mit aller Gewalt wieder zu den Bernern zurück, obgleich er schon wußte, wie französische Hiebe thun, — bei diesen Worten richteten sich Aller Blicke auf die schwarze Binde, die unter Hansens Tschakoschirme sichtbar war. — Ich mochte ihn nicht gerne verlassen und hatte bald von einem Bauer einen Rock erhandelt, denn der französische Mantelsack war doch dahintengeblieben. Aber Gottlob, möchte ich fast sagen, sind wir zwei Tage vergeblich herumgeritten, überall von den Franzosen gehetzt und sind nun für den Augenblick wenigstens wohlbehalten da. Indessen wird der Franzos auch nicht lange auf sich warten lassen.“ —

4.

Der Untervogt hatte Recht; in wenigen Tagen lagerten die Franzoſen wie ein verheerender Heuſchreckenſchwarm über dem Lande. Das Korn im Kaſten, das Brod im Schranke und der Wein im Faſſe waren nicht ſicher vor ihnen; aber eben ſo unſicher waren — und das war ſchlimmer — der freie Gedanke und das Wort des Mannes und die Schamhaftigkeit des Weibes.

Bald war's dem Oberſten des Regimentes, das in der Umgegend lag, bekannt, auf welche Weiſe der Schimmel in den Stall des Untervogts gekommen. Der Letztere mußte froh ſein, daß er den vierfüßigen Koſtgänger blos gegen ein Dutzend Mann Einquartierung vertauſchen durfte, die beſondere Freiheit hatten, das Beſte aus Küche und Keller zu verlangen. Breneli hatte die ſchwere Noth, den gierigen Gäſten ein Genüge zu thun; noch mehr aber, ſich ihrer Unverſchämtheit und Frechheit zu erwehren. —

Der Breitenhans, der ſeine rothe Uniform wieder mit dem Zwilchkittel vertauſcht hatte, war vorläufig im Hauſe ſeines Freundes geblieben; wohl unter dem Vorwande, die bald beginnenden Frühlingsarbeiten beſorgen zu helfen; aber beſonders aus dem Grunde, daß bei der häufig nothwendigen Abweſenheit des Untervogts ein zuverläſſiger Mann im Hauſe ſei. Zog ihm die friſche Narbe über der Stirne manche Neckerei der ungebetenen und unhöflichen Gäſte zu, ſo war ſein trotzig ſtolzes Weſen, zumal aber ſeine hartnäckige Weigerung, dem verhaßten Franzmanne

als Dolmetsch behülflich zu sein, nicht weniger geeignet, ihm den vollen Haß des Feindes aufzubürden. Besonders zeichnete sich unter den bei'm Untervogt Einquartierten ein Sergeant aus, den kaum verhaltenen Groll des wehrlosen Hans zu reizen. Groß und kräftig wie Hans selbst, war er frecher und trotziger Gemüthsart. Von seinen Kameraden selbst ward er gefürchtet und, gebräunt von der Sonne der italienischen Feldzüge, nur le diable noir genannt.

Auch Vreneli hatte von dem Garstigen gar manche Unbill zu leiden. Eines Abends, als Hans im Stalle beschäftigt war, hörte er aus der Küche ein durchdringendes Hülfegeschrei. Mit Einem Satze war er durch den langen Hausgang weg und stand mit flammendem Auge vor dem Schwarzen, in dessen frechem Arme sich das halb ohnmächtige Vreneli wand und um Hülfe schrie. Vielleicht hatte der Wüstling gerechnet, die Abwesenheit des Mannes benützen zu können. Wie ein Tiger sprang Hans auf seine Beute. Den Franzosen am Halse packen, mit ihm sich durch den Gang wälzen und ihn vor der Hausthüre die steinernen Staffeln hinunterschmettern, war das Werk eines Augenblickes. Der Ohnmächtige mußte zu Bett gebracht werden und die nämliche Hand Vreneli's, die sich vor wenigen Minuten noch seiner zudringlichen Frechheit nicht zu erwehren vermocht, wusch und verband jetzt die Kopfwunden des Unholden mit rührender Sorgfalt. Hans wurde noch in derselben Nacht vor den Obersten gefordert und am folgenden Morgen auf öffentlichem Platze vor dem Schulhause, von den Bajonneten des Feindes umzingelt, mit zwanzig Stockstreichen bestraft. Vergeblich war's, daß der Untervogt sein

ſchönſtes Paar Ochſen zur Sühne bot — man bedeutete ihm, er habe ſelbſt genug auf dem Sündenregiſter; vergeblich, daß Vreneli mit weinenden Augen um Milde bat und ſeine Noth mit rührender Schamhaftigkeit ſchilderte — Hans hielt die Strafe aus, ohne einen Laut von ſich zu geben; aber ſchrecklich war ſein Anblick, als er nach vollzogener Exekution wieder aufſtand und ſeinen Richter und Ankläger abwechſelnd mit grimmigen Blicken maß. Da mochte wohl mancher Franzoſe ſelbſt denken, es ſei in der Bruſt des kühnen Soldaten ein Same aufgegangen, der bittere Früchte tragen müſſe.

Die Furcht war indeſſen ſcheinbar unbegründet. Hans war ſtiller und faſt ſcheu geworden; wo er einen Franzoſen ſah, ſuchte er auszuweichen, und da nun der Frühling gekommen, arbeitete er von Früh bis in die Nacht auf den abgelegenſten Wieſen und Aeckern, um den Verhaßten nicht zu Geſichte zu kommen. Es war, als ob ſein ſonſt ſo trotziger Muth mit einem Male gebrochen wäre. Freilich war dem nicht ſo.

Hans war eines Tages im Baumgarten beſchäftigt, die Waſſergräben zu öffnen. Ohne aufzuſchauen, zog er mit der kleinen Schaufel die gebogenen Rinnen, als mit einemmale der „ſchwarze Teufel“ vor ihm ſtand. Der mochte wohl ſoeben aus der Fechtſchule gekommen ſein und vergnügte ſich nun mit einem ſtumpfen Stoßrappiere, allerlei Fechtkünſte an Hans auszuüben. Er hatte ihn ſchon mehrere Male getroffen und ſchien ein immer größeres Vergnügen an ſeiner Neckerei zu finden, je öfter der wehrloſe Arbeiter zornige

Seitenblicke nach ihm warf. Endlich glitt ein ſtarker Stoß an Hanſens Schulter ab und traf ihn an die Schläfe. Bevor der Franzoſe ſein Rappier zurückgezogen, fuhr ihm des Gegners ſcharfe Schaufel über das Geſicht und warf ihn im erſten Schmerz und Schreck zu Boden. Ein dumpfes Geheul quoll aus ſeinem Munde. Hans ließ ihn liegen und arbeitete ruhig weiter, bis die Kameraden des Verwundeten, die vom Hauſe aus zugeſchaut hatten, herbeieilten. Zu ihrem Schrecken fanden ſie den Schwarzen mit Blut übergoſſen und indem ſie daſſelbe zu ſtillen ſuchten, ſahen ſie, daß die Naſe von der tiefſten Wurzel mit ſcharfem Schnitte wie wegraſirt war. Hans ſchaute, an die Schaufel gelehnt, kaltblütig zu; nur als ſie das vermißte Glied einige Schritte weg auffanden, glitt ein grimmiges Lächeln über ſein Geſicht. Dann ließ er, ohne irgend einen Fluchtverſuch zu machen, ſich ruhig wegführen. Diesmal war die Strafe härter. Der Verbrecher hatte blos dem unparteiiſchen Berichte der Zuſchauer es zu danken, daß er nicht dem Kriegsgerichte in die Hände fiel. Fünfzig Stockſtreiche und ein Monat harter Gefangenſchaft ſollten das Vergehen ſühnen.

Noch hatte Hans ſeine Strafe nicht ganz überſtanden, als das Regiment, das im Dorfe und der Umgegend lag, nach der innern Schweiz abmarſchiren mußte. Der „ſchwarze Teufel," an dem der Feldchirurg ungeſchickt genug wieder gut zu machen geſucht, was Hans ſo geſchickt verdorben, ſah in ſeiner Entſtellung einem Engel der Unterwelt weit ähnlicher, als einem Ebenbilde Gottes. Die Leute im Dorfe ſahen dem Abziehenden, der hoch auf einem Bagagewagen

thronte, mit erleichtertem Herzen nach; mit Recht hatte Jedermann befürchtet, daß die beiden Feinde fürder nicht ruhig neben einander leben könnten, und daß doch Hans im beſten Rechte nie Recht finden würde.

Als dieſer endlich ſeiner Haft entlaſſen war und nun die äußern Stürme ſich für den Augenblick gelegt hatten: nachdem der Gegenſtand ſeines Haſſes, der bisher all' ſein Denken und Fühlen ausgefüllt, entfernt war, da mocht' es ihn nicht mehr laſſen in des Untervogts Hauſe. Er fühlte nur zu gut, daß er einen argen innern Feind zu bekämpfen habe, wenn ihn ein äußerer in Ruhe ließe. Schon die nächtliche Begrüßung nach der Heimkehr würde vielleicht ſonderbare Gefühle in ihm genährt haben, wäre ihm Muße zum Sinnen und Brüten geblieben; als ihn nun aber Vreneli, wohl im Gefühle, daß es eine Haupturſache all' der Leiden geweſen, mit ſorglicher Zärtlichkeit das Erduldete vergeſſen machen wollte, faßte er den Entſchluß, alle Gefahr zu meiden und die vernarbte Wunde nicht wieder aufbrechen zu laſſen. Mit leichter Mühe erhielt er vom Junker zu Rued das väterliche Lehen, und begann alsbald mit wirthſchaftlicher Arbeit und mancherlei Spekulation, zu der die Zeitläufe Gelegenheit boten, einer müßigen und gefährlichen Beſchaulichkeit entgegenzuwirken. So verfloß der Sommer mit neuer friedlicher Beſchäftigung ausgefüllt, und es ſchien, als ob die Stürme des Frühlings nicht wiederkehren würden. Aber das Verhängniß war noch nicht erfüllt.

5.

Anfangs Winters, der sich ungewöhnlich früh und streng eingestellt hatte, gingen Hans und der Untervogt nach Rychensee im benachbarten Kanton Luzern auf den Markt, um das zur Ueberwinterung nöthige Vieh einzukaufen. Damals unternahm wohl kaum Jemand allein einen weitern Weg, der einen guten Kameraden haben konnte. Die französischen Truppen zogen den größern Heerstraßen entlang hin und her und ließen allerwärts räuberisches Gesindel und Marodeurs hinter sich. Die neuen bürgerlichen Behörden waren noch schwach und das Gesetz und seine Handhabung kaum dem Namen nach vorhanden. Von Einbrüchen, Raubanfällen und Mordthaten wußte jeder neue Tag zu erzählen. Das Volk war entwaffnet und konnte sich nicht selbst Sicherheit verschaffen.

Die beiden Marktleute waren nach eingebrochener Nacht in das Dorf Leimbach an der Luzernerstraße zurückgekommen. Schnee und Regen wirbelten vom Winde gepeitscht durcheinander, und die schweren Wolken schienen mit drükkender Last auf der Erde zu liegen; — es war eine Nacht, wie geschaffen zu unheimlichen und grauenvollen Thaten. Die beiden Freunde traten ermüdet und durchnäßt in das Wirthshaus zum „Klösterli"; aber fast hätten sie es bereut, als sie in die weite, hochgewölbte und düsterbeleuchtete Gaststube traten, die ehemals das Refektorium der Klosterbrüder gewesen. Alles war angefüllt von Franzosen und heimkeh-

renden Marktleuten. Es war nämlich eben eine Abtheilung Militär von Luzern hergekommen, die in der Gegend überwintern ſollte. Die kräftigen Männer fanden endlich, durch das Gedränge ſich wegbahnend, in einem dunkeln Winkel einen leeren Platz. „Ich wollte faſt lieber," ſagte der Untervogt, nachdem er eine Weile unruhig über das Getümmel weggeſchaut, „ich wollte faſt lieber, wir wären vorbeigegangen; ich glaube nicht, daß wir hier viel Gutes ſehen oder hören werden." — „Und ich glaube faſt," erwiderte Hans, ſeinen Falkenblick niederſchlagend, „ich habe den Teufel in leibhaftiger Geſtalt geſehen — wenn der in einer Offiziersuniform umgehen kann." — „Was meinſt du!" fragte der Untervogt; aber noch bevor er die Antwort gehört, hatte er ſie gefunden. Am andern Ende des Saales oder vielmehr des Gewölbes ſaß oben am Tiſche ein Offizier, auf deſſen Geſicht die an der Decke hängende Lampe ein ſcharfes Streiflicht warf — es war das unheimliche, entſtellte Geſicht des diable noir. „Gott ſteh' uns bei, er hat uns bemerkt," flüſterte der Untervogt. — „Wir ihn auch," murmelte Hans, der dem ſpähenden Auge von der andern Seite mit trotzigem, feſtem Blicke antwortete.

Die beiden Freunde ſprachen Nichts mehr, aber beeilten ſich inſtinktmäßig, ihren Wein auszutrinken, während am andern Ende des Saales das Getümmel immer bunter durcheinander ging. Plötzlich ſchlug ein greller Feuerſchein über die Gäſte. „Du feu! es brennt, es brennt!" rief es wild durcheinander; Tiſche und Stühle ſtürzten übereinander; Alles eilte in drängender Haſt der Thüre zu, wo ſich der

Knäuel ſtaute und ſtockte. „Komm,“ ſagte Hans vorſichtig, „halte dich dicht an mich; laß mich nicht los.“ Rückwärts mit der linken Hand ſeinen Kameraden feſt am Wamms faſſend und an ſich ziehend, drängte er durch das Gewühl vorwärts. Faſt hatte er die Thüre erreicht, als eine ſcharfe Schneide die Weiche ſeiner linken Hand durchſchnitt. Er zuckte, raſch um ſich ſchauend. Da bog ſich ihm der Untervogt mit todtenbleichem Geſichte entgegen, indem er mit beiden Händen nach der Bruſt fuhr. „Ich habe einen Stich,“ ſeufzte er. Im nämlichen Augenblicke tauchte der diable noir auf der andern Seite des Tiſches, an dem ſich der Verwundete niederlehnte, empor und war im Gedränge verſchwunden. „Das hat den Unrechten getroffen,“ ſtöhnte Hans, den Untervogt auf eine Bank niedergleiten laſſend.

Die Menge hatte ſich hinausgedrängt und die Beiden waren allein zurückgeblieben. „Was hilft es, wenn ich Mord rufe,“ ſagte Hans leiſe, indem er eine Thräne auf das Antlitz des Freundes fallen ließ; der Mörder entginge nur um ſo ſicherer der Rache.“

Das Feuer war gelöſcht. Nur einige Bündel Stroh, die gerade unter dem Fenſter gelegen, an dem der ſchwarze Teufel geſeſſen, hatten aufgeflackert.

Zu ſelber Stunde ſaß Vreneli zu Hauſe mit den Mägden am Spinnrade und konnte weder Ruhe noch Raſt finden; der Faden riß jeden Augenblick zwiſchen ſeinen unruhigen Fingern. Bald ſchaute es in die ſchwarze Nacht hinaus durch das Fenſter, an welches der heulende Wind Schnee und Regen peitſchte, bald öffnete es die Thüre und horchte

mit ängſtlichem Ohr auf Fußtritte. Auf einmal wurden ſolche im Hausgange gehört — es war der wohlbekannte Schritt und Gang des Untervogtes. „Er kommt, er kommt!“ rief Vreneli mit erleichtertem Herzen, und eilte ſchon nach dem Kunſtofen, um das in der Wärme aufbewahrte Eſſen hervorzuholen.

Die Schritte nahten ſich der Stubenthüre — es drückte auf die Klinke — die Thüre öffnete ſich angelweit, — aber — herein trat Niemand.

Vreneli ſtarrte nach der Thüre und ließ todtenbleich die Schüſſel, die es bereits in Händen hatte, fallen. Die Mägde, welche glaubten, der Meiſter wolle in heiterer Marktslaune einen Scherz treiben, eilten mit dem Lichte nach dem Hausgange. Sie leuchteten in alle Winkel, keine Seele war zu ſehen: die Hausthüre, die ſie vorhin hatten öffnen hören, war geſchloſſen. Nun traten auch die Mädchen haſtig und erſchrocken wieder in die Stube, die Thüre hinter ſich feſt zuriegelnd.

Vreneli ſtand noch unbeweglich wie eine Bildſäule mit offen ſtarrenden Augen, die wie von einem Gegenſtande des Entſetzens feſtgebannt, ſich nicht wieder wegwenden konnten. „Habt Ihr ihn auch geſehen?“ fragte es endlich mit hohler Stimme. — „Nein, es war Niemand,“ — „vielleicht nur der Wind,“ fügte eine zaghafte Stimme hinzu. — „Der Wind?“ erwiderte Vreneli langſam, wie in Gedanken verloren; „der Wind? Er preßte beide Hände über der Bruſt zuſammen; aber ich ſah dennoch, wie das Blut zwiſchen ſeinen Fingern hervorquoll — in großen, großen Tropfen auf den Boden fiel — der Schelm — der Schelm — heda,

Sultan!“ — „Heiliger Gott,“ ſchrien die erſchrockenen Mägde, „die Meiſterin iſt von Sinnen!“ Und daß ſie das wirklich war, war eine freundliche Gottesgabe für das arme, unglückliche Herz, dem ſo manche ſchwere Prüfung beſchieden war. Vreneli wurde zu Bette gebracht; ein wechſelnder Schwarm bunter Fieberbilder umgaukelten ihr inneres Auge; wenn auch manchmal eine bange Erſcheinung ihre verwirrte Seele aufſchreckte — ſo war doch keine ſchrecklicher als die ſchreckliche Wirklichkeit ſelbſt.

Gegen Mitternacht kam der Breitenhans. Er war vorausgekommen, um Vreneli auf die Trauergeſchichte vorzubereiten. Als er hörte, was vorgegangen und daß die Frau nun, vom Fieber ermüdet, in tiefem Schlafe liege, ſeufzte er mit kaum unterdrücktem Weinen: „Möchte die Arme nicht wieder aufwachen.“

Bald darauf traten mehrere Männer, denen ein Laternenträger voranging, ſtill und langſam mit einer Bahre herein, die ſie geräuſchlos auf den Boden niederließen. Nur mit Mühe konnte Hans, dem der Schmerz ſelbſt die Bruſt zu ſprengen drohte, den laut ausbrechenden Jammer des Geſindes beſchwichtigen, als der Mantel, der über der Bahre lag, weggenommen wurde und, von der trüben Laterne matt beleuchtet, des Untervogts blutige Leiche zum Vorſchein kam.

Der meuchleriſche Stoß hatte gut getroffen. Kaum hatte der Todte noch Friſt, dem Freunde ſein armes Weib zu empfehlen. Dann ſchloß er die Augen für immer.

6.

Eine Woche nach dem Tode des Untervogtes hatte Hans seinen Lehenhof einem Andern übergeben; er zog in das Haus der hilflosen Wittwe, um die Geschäfte des todten Freundes zu besorgen.

Vreneli lag noch immer zwischen Leben und Tod schwankend darnieder; aber die körperliche Schwäche, das blos halbklare Bewußtsein des Vorgefallenen ließ die schreckliche innere Krisis gefahrloser vorübergehen. Langsam nur erholte sich die vielgeprüfte Frau; doch fand sie einen sichtlichen Trost in der treuen und kräftigen Unterstützung, die ihr Breitenhans gewährte. Dieser hatte sogleich nach der blutigen That versucht, Gerechtigkeit zu finden bei den französischen Militärbehörden — obgleich hoffnungslos; denn da war vor Allem wieder jener Oberst, den Hans von früher schon als treuen Protektor des Diable kannte. Wie vorsichtig er auch zu Werke ging, er mußte froh sein, einer strengen Ahndung zu entgehen, für das schwere Verbrechen, einem Offiziere der großen Nation einen derartigen Verdacht aufbürden zu wollen. Die bürgerlichen Gerichte und Behörden waren völlig machtlos, und was sollte ein Ankläger, der blos, was er selbst gesehen, zum Zeugnisse anführen konnte? So ließ Hans das Unmögliche fallen und ergab sich, nachdem der erste Schmerz sich gemildert, in das Unvermeidliche, besorgte fleißig und umsichtig des Hauses Geschäfte und tröstete, wo er selbst des Trostes so bedürftig

war. Schon munkelte man hie und da, Vreneli und er werden wohl ein Paar geben, wenn das Trauerjahr vorüber sei; aber wer Hans schärfer beobachtete, mußte bald vermuthen, er brüte und sinne über Anderes, als an eine getreuliche, makellose Verbindung mit der jungen Wittwe.

Nachts nämlich war Hans gegen all' seine frühere Gewohnheit oft außer dem Hause, und trotz der mit dem fremden Volke rasch eingedrungenen Larheit der Sitten, entging er nicht einem Gerede, das einen Schatten auf seinen Lebenswandel werfen mußte. Vreneli sah und hörte das Alles wohl, wagte aber nicht, seinen heimlichen Kummer gegen seinen Beschützer und Beistand laut werden zu lassen.

Ueberall waren während der Kriegszeiten Wirthschaften aus dem Boden hervorgewachsen wie Pilze; darunter eben auch solche, die verderblicher wirkten als die Fliegenschwämme. Ein rothes Bändelchen, das am Schilde festgebunden war, bezeichnete dem Kundigen die Höhlen, in denen das Laster für Geld feilgeboten wurde. Ein solches Haus stand damals im Moose, das, ungefähr eine Stunde breit, die beiden Dörfer Goutenschwyl und Leimbach trennt. Es war gut gelegen, dies Haus, zu seinem schlimmen Zwecke. An dem schmalen Wege, der durch die von vielen Bächen durchschnittenen Sumpfwiesen führt, war es nach beiden Seiten entfernt von menschlichen Wohnungen und bot hinter Erlen- und Weidengebüschen versteckt dem übriggebliebenen Reste von Schamhaftigkeit oder Scheu vor den Leuten eine willkommene Heimlichkeit. In dieser Kneipe nun trank Hans beinahe jeden Abend seinen Schoppen. Eine der lie-

derlichen Dirnen, die zur Bedienung der Gäſte da waren, zog ihn allen Andern ſichtbarlich vor; der ſchöne, junge Mann fühlte ſich geſchmeichelt, und ſein Herz ſchien vollſtändig in den trügeriſchen Schlingen gefangen. Das Laſter geht raſchen Schritt, wenn es in ſchlimmer Kameradſchaft ſeine Lobredner und Helfer findet. Hans ſchien ſich bald recht behaglich zu finden in der wüſten, ihm früher ſo verhaßten Geſellſchaft des fremden Kriegsvolkes, das vom Morgen bis in die ſpäte Nacht das verrufene Haus überfüllte. Nur wenn der Oberſt mit ſeinem ſteten Begleiter, dem Diable noir, eintrat, war Hans plötzlich verſchwunden; ob ihm dieſer Anblick an einem ſolchen Orte Gewiſſensbiſſe verurſachte, oder ob er Streit fürchtete — genug, er ging jedesmal raſch davon.

So geſchah's auch in einer Nacht Anfangs Jenners 1799. Trotz des Schneegeſtöbers und der dichten Finſterniß war Hans den einſamen und unheimlichen Weg gekommen, wohl, um ſeine Geliebte zu ſehen; aber vergeblich ſuchte ihn dieſe mit allen Schmeichelkünſten zurückzuhalten, als die beiden Offiziere eintraten. Raſch trank er aus und eilte weg, ohne die Dirne nur einmal zu grüßen.

„Der Burſche ſcheint doch allmälig zahm zu werden," bemerkte der Oberſt zu dem Kapitän, der dem Davoneilenden ſpöttiſch nachſchaute. — „Er mag wohl daran thun, mir aus dem Wege zu gehen," erwiderte der Diable noir. „Indeſſen werd' ich ihm doch noch einmal den Paß zu verrennen wiſſen. Unſre Rechnung iſt noch nicht abgeſchloſſen."

Drunten in der Küche kaufte Hans noch eine Flaſche

Wein mit auf den Weg. Er müſſe die Nacht bei einem kranken Pferde wachen, ſagte er, und die Meiſterin werde wohl ſchon zu Bette ſein, wenn er nach Hauſe komme.

Die beiden Offiziere blieben bis nach Mitternacht. Das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen. Ein falber Mondenſchein, nur dann und wann von ſchweren, träg dahinziehenden Wolken verdunkelt, irrte über den hohen Hecken und Gebüſchen der einſamen Moosgegend und beleuchtete nur ſpärlich den halbverſchneiten Weg und die ſchmalen, über die Bäche führenden Stege. Fröhlich und trunkenen Muthes begaben ſich die beiden Krieger auf den Heimweg. Aber in ihrem Quartiere wurden ſie vergeblich erwartet.

Am folgenden Morgen fand man ſie erſchlagen, dort bei der alten Hagenbuche, die jetzt noch ihre ſtruppigen Aeſte über den breiten Bach ſenkt und im Volksglauben für unfällbar gilt, weil ſie von einem böſen Geiſte bewacht werde.

Der Kapitän lag da mit ſchrecklich zerſchmettertem Schädel und mochte wohl auf einen erſten wuchtigen Schlag ſeinen Tod gefunden haben. Die Leiche des Oberſten lag einige Schritte entfernt. Der zerbrochene Säbel, der ringsum feſtgetretene Schnee und die dunkeln, blutunterlaufenen Maale an ſeinem Halſe deuteten an, daß er nach verzweifeltem Kampfe von einer eiſernen Fauſt erwürgt worden war. In der krampfhaft geſchloſſenen Linken hielt er ein kleines, abgeriſſenes Stück Scharlach.

Breitenhans hatte an dieſem Tage eine ſcharlachene Weſte getragen.

Dieſer aber war die Nacht ebenfalls nicht nach Hauſe gekommen und auch am Morgen nicht. Trotz den ſorgfältigſten Nachforſchungen der Behörden konnte Nichts über ihn in Erfahrung gebracht werden — er war ſpurlos verſchwunden.

Obgleich das friedliche Gemüth vor dem Doppelmorde ſchauderte, ſah doch das mißhandelte, vom Geſetze verlaſſene und der Waffen beraubte Volk in dem Entflohenen nur den gerechten, aber ſtrengen Rächer mancher ungeahndeten Uebelthat. Natürlich zweifelte kein Menſch, daß Hans der Thäter geweſen, und man wußte nun auch, warum er die Weinſchenke im Moos ſo fleißig beſucht hatte.

Als er nach beinahe zwanzig Jahren in ſeine Heimath zurückkam, war über den Gräbern der Todten ſchon oftmals Gras gewachſen. Er brauchte keinen äußern Richter mehr zu fürchten, und mit ſeinem innern ſchien er im Reinen zu ſein.

Die langen Jahre ſeiner Abweſenheit hatte er in engliſchem Kriegsdienſte zugebracht und unter Englands Fahnen manche blutige Schlacht mitgeſchlagen. Von Spanien her datirte ſich die Bekanntſchaft mit jenem eidgenöſſiſchen Oberſt, von dem oben die Rede war. Nach einem für die Franzoſen unglücklichen Treffen, bei denen der jetzt noch lebende Militär damals als junger Lieutenant ſtand, wurde er von Breitenhans gefangen genommen. Tiefgewurzelte Liebe zum gemeinſamen Vaterlande hat ſchon gar manchen Schweizer in Zwieſpalt mit ſeiner beſchworenen Fahnenpflicht gebracht, wenn er durch unglückliche oder unnatürliche Ver-

hältniſſe gezwungen war, auf fremden Schlachtfeldern gegen die Söhne ſeiner eigenen Heimath zu kämpfen. Breitenhans hatte auch unter dem engliſchen Soldatenkleide ein treues Schweizerherz bewahrt. Er begleitete den erkannten Compatrioten, bis er der Gefahr, in andere Hände zu fallen, entronnen war, und entließ ihn dann mit guten Wegweiſungen und warmem Händedruck. Wir wollen deswegen keinen Stein gegen ihn aufheben.

Ruhe ſeiner Aſche.

Kindersegen.

Der wackere und reiche Obermüller trug an Sonn- wie Werktagen ein graues oder hellblaues Kleid, wie es auch sonst bei seinen Gewerbsgenossen landesbräuchlich, den Kopf im Sommer mit einem breiträndigen Strohhute, im Winter mit einer schwarzgrau gestrickten Wollenmütze bedeckt; nur wenn den Mann ein gewisses Anliegen zum Pfarrer rief, kam er am Freitag oder Samstag im braunen Tuchrocke, den sonst unbequemen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, gar stattlich das Dorf herabgeschritten. Seit seiner Verheirathung hatte sich dieser Aufzug schon so oft wiederholt, daß die Leute bereits wußten, was damit gemeint war. Sie fragten deshalb einander sogleich: „Ist's ein Prinz oder eine Prinzeß?... Der Obermüller will, scheint's, am Sonntag wieder einmal taufen lassen." Von den nähern Bekannten, besonders von seinen Jugendkameraden, hatte der kindergesegnete Vater dabei wohl auch manche Neckerei auszuhalten über die jährlich sich vergrößernde Reihe lebendiger Orgel-

pfeifen, die er in ſeiner Mühle aufſtelle, und wie die Späße eben lauteten. Der Obermüller pflegte darauf heiter zu antworten: „Laßt's nur gut ſein; ſo ein Kind iſt der beſte Riegel vor ein Thürchen, durch das der Teufel in's Haus ſchlüpfen möchte; es ſind aber viele Riegel nöthig, wenn all dieſe Teufelsthürchen feſtgemacht werden ſollen.“ — Es gab wohl Wenige, die über den tiefern Sinn dieſer Worte nachdachten; die Leute ſagten eben: „Nun freilich, dem thut's Nichts .... er hat's und vermag's.“

Ebenſo Wenige mochten den Sinn ihrer eigenen Worte bedenken oder überlegen, wie mit dieſer Rede und Antwort ein oft ſo traurig endender Widerſtreit der reinſten innern Menſchenverhältniſſe mit den äußern beſprochen war. Eine Begebenheit, die ſich im Dorfe ſelbſt zugetragen, wäre geeignet geweſen, hierüber Aufſchluß zu geben, wenn die Leute den geheimen Urſachen derſelben näher nachgeforſcht hätten.

Zu unterſt im Dorfe wohnte in einem kleinen, etwas ſeitwärts der Straße gelegenen Häuschen der Zimmermann Joſeph, oder wie die Leute in ihrer Redebequemlichkeit ſagten, der Zimmer-Sepp. Derſelbe war ein rüſtiger und in ſeinem Handwerke geſchickter Arbeiter. Wohl zehn volle Jahre hatte er in der Fremde zugebracht und war erſt auf den Bericht heimgekommen, daß ſein alter Vater auf dem Todtenbette liege. Das ganze Erbe, das ihm zufiel, beſtand in dem alten Häuschen und einem kleinen Baumgarten. Gleichwohl ſah manche Tochter im Dorfe mit unverhehltem Wohlgefallen auf den hübſchen jungen Zimmermann, der ſich durch ein faſt herrſcheliges, ihm ſo wohl anſtehendes

Weſen unter den unbeholfenern Bauernſöhnen vortheilhaft auszeichnete. Sepp ſchien dieſe ihm geſchenkte Aufmerkſamkeit wenig zu beachten, und ſobald er das baufällige väterliche Haus etwas ausgebeſſert, ging er einſtmal nach Zürich, einen alten Meiſter zu beſuchen, wie er ſagte. Aber ſchon am nächſten Sonntag wurde ſein wahrer Reiſezweck kundbar. Der junge Zimmermann wurde zu Aller Erſtaunen und manchem geheimen Verdruſſe mit der Regula Zollinger aus dem Kanton Zürich von der Kanzel verkündigt.

Die „Fremde“ mußte ſich im Dorfe in den erſten Tagen ſcheel anſehen laſſen. So Eine, die ihr ganzes Brautfuder in einer Magdkiſte hergebracht, hätte Sepp in der Nähe bekommen und ſich die Reiſekoſten erſparen können, wurde hier und da geurtheilt; auch der in der Gegend ungewohnte Name der jungen Frau mußte gehörig Spießruthen laufen. Gewiß wäre das Zimmer-Regele noch ſpitziger durchgehechelt worden, wär' es nicht gar ein ſo verſtändiges, freundliches und hübſches Frauchen geweſen. So aber war's nicht möglich, ihm böſe zu ſein, zumal es bald bewies, daß ihm trotz ſeines langen Dienſtes in der Stadt weder Karſt noch Rechen unbekannte Dinge waren. Regele anerbot ſich ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Herkunft den Nachbarn zur Aushülfe in den eben beginnenden Sommerarbeiten, und wer dieſes Anerbieten einmal angenommen, ſuchte daran feſtzuhalten, bis der Herbſt eingebracht war. Jetzt aber, nach Beendigung der Landarbeit, bewies Regele, daß es auch in ſeinem Stadtdienſte Etwas gelernt hatte. Wer eine ſaubere Waſche halten und das Schadhafte zierlich ausbeſſern

lassen wollte, nahm Regele in Anspruch; wo eine rechte Kindstaufe oder Hochzeit ausgerichtet werden sollte, da mußte das Zimmer-Regele dabei sein; selbst die junge Löwenwirthin, die doch fast ein ganzes Vierteljahr in der Stadt die Kocherei gelernt, verschmähte bei wichtigen Anlässen weder dessen Rath noch thätige Beihülfe.

So kam es, daß die junge Frau manchen Tag auswärts auf der Arbeit war, während Sepp daheimbleiben mußte; die Landarbeit verstand er nicht, und auf seinem Handwerke gab es eben auch nicht fortwährend Verdienst. Jetzt erst fand er neue Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu sein; denn es würde ihm, da er seinen Arbeitslohn oft noch lange ausstehen lassen mußte, manchmal schwer geworden sein, den baaren Batzen zum Abendschoppen aufzubringen, wenn nicht Regele stets bereitwillig mit seinem eigenen Verdienstbeutelchen beigesprungen wäre. Und Sepp mußte seinen Abendschoppen trinken. Das war er ja seit seiner Lehrzeit die vielen, vielen Jahre her gewohnt gewesen, und unterließ er's einmal, so war gewiß die ganze Nacht an keinen rechten Schlaf zu denken. Regele selbst wendete gegen diese Gewohnheit nie viel ein; es mochte dem lieben Manne von Herzen eine kleine Erholung gönnen, zumal Sepp wirklich kein Trinker war und mit seinem Schoppen vorlieb nahm. Vielleicht regte sich auch noch ein kleiner Stolz bei der jungen Frau; wenigstens hörte sie es gewiß nicht ungerne, daß die Löwenwirthin sagte, seit der Sepp heimgekommen, sei das Wirthen eine rechte Freude. Er wisse so vielerlei und so verständig zu erzählen, daß die Andern selbst darüber vernünftiger würden und ihre Narren-

poſſen bleiben ließen. Gleichwohl hätte Regele den Mann manchmal gerne daheim behalten, da beſonders in der einſamen Abendſtunde ein verborgenes Heimweh mit verſtärkter Gewalt hervorbrechen wollte.

Einmal als Sepp ſcherzend um einen Batzen bat, den es mit den andern bei ihm auf Zins anlegen könne, ſagte es, ſein Beutelchen ziehend: „Ja, aber Sepp, denk', wenn wir einmal Kinder haben, und ich nicht mehr ſo verdienen kann, wo willſt du dann einen andern Zinsherrn ſuchen?“ — Der faſt wehmüthige Ton, mit dem Regele dieſe Worte ſprach, traf das richtige Ziel. Sepp zögerte einen Augenblick, bevor er das dargebotene Geld nahm, dann aber ſagte er: „Ei was, kümmere du dich darum nicht; bis dahin bin ich auch bekannter geworden in der Umgegend und werde größere Kundſchaft haben.“

Sepp glaubte wohl ſelbſt aufrichtig an dieſen Troſt; dennoch ging er den Weg nach dem Löwen hinüber nachdenklicher, als es ſonſt in ſeiner Art war. Einmal ſtand er ſtill und machte plötzlich ein paar Schritte rückwärts; dann kehrte er wieder um und ſagte vor ſich hin. „Das wird ſchon noch Zeit haben, um das Beſſerwerden abwarten zu können; aber freilich . . .“ — Der ſtille Wandler nahm die Mütze ab, als ob ihm dieſelbe trotz des kalten Schneewindes zu warm mache. Darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe und fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Es vergingen nur wenige Wochen, der Winter ſchickte immer noch rauhe Tage mit Schneegeſtöber und Regen über das Land, da ſagte Regele eines Morgens: „Wärſt du nicht auch im Stande, eine Wiege zu machen, da du jetzt keine

andere Arbeit haſt?“ — „Je nachdem, es kommt darauf an, für wen ſie wäre,“ meinte Sepp; „ſo ganz ſchreinermäßig könnt' ich's freilich nicht.“ — Regele legte ſein Geſicht an die Bruſt des Mannes und ſagte leiſe: „Sie wird's ſchon thun.... ſie ſoll auch blos für uns ſelbſt ſein.“ — Sepp hob den Kopf der jungen Frau raſch in die Höhe und ſchaute ihr fragend in die Augen. Regele nickte mit erröthendem Schweigen Ja.

Der junge Zimmermann ging nachdenklich in ſeine kleine Werkſtatt und ſuchte da unter ſeinem geringen Holzvorrathe herum; dann fing er an, emſig zu ſägen und zu hobeln, ohne den ganzen Vormittag ein einziges Mal nach der Stube zu gehen. Als Regele herauskam, um ihn zum Mittageſſen zu rufen, und die ſchon wacker vorgeſchrittene Arbeit bemerkte, hing es ſich an den Hals des lieben Mannes, ihn heftig auf Lippen und Augen küſſend. — „Ach was,“ ſagte Sepp abwehrend, „laß die Poſſen, wir haben jetzt Ernſthafteres zu thun.“ — Regele zog die Arme zurück, ihm verwundert in's Geſicht ſchauend. Sepp konnte dieſen wehmüthig ſtummen Blick nicht ertragen; er bückte ſich erröthend nieder, einen in die Späne gefallenen Nagel zu ſuchen.

Der Sommer kam und brachte Zimmermannsarbeit die Fülle, aber dieſelbe lag drüben über'm Berge, wo ein neues Schulhaus gebaut wurde. So kam Sepp während der ganzen Woche blos über den Sonntag nach Hauſe, und Regele, das der Landarbeit bald nicht mehr nachgehen konnte, hatte nun Zeit genug, die einſamen Tage und Nächte ſeinen Hoffnungen oder trüben Gedanken nachzu-

hängen. Sepp war die wenige Zeit, da er zu Hauſe war, freundlich wie ſonſt; aber es kam ſeinem jungen Weibe oft vor, als ob ſein Thun nicht ſo recht aus dem Herzen fließe, als ob er ſich manchmal zwingen müſſe, fröhlich zu erſcheinen und die freundlichen Worte nur wie aus alter Gewohnheit herſage. Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihr Auge gelüftet, ein feines Gefühl und ſieht tiefer in die Geheimniſſe der Herzen, als ſelbſt der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu ſuchen. Sepp empfand wohl auch, daß Regele ſeine geheimen Gedanken, die immer wieder über ihn kamen, errathen habe, wußte er doch gar wohl, was es bedeute, wenn ihn die junge Frau ſo ſtill mit feuchten Augen und einem wehmüthigen Lächeln um die Lippen anſchaute; aber er ſcheute ſich darum nur um ſo mehr, über die Zukunft Geſpräche zu führen. In ſolchen Augenblicken ſtand er manchmal auf, faßte das bekümmerte Weib in ſeine Arme und flüſterte: „Sei nur zufrieden und bring mir ein wackeres Büblein.... ein Zimmermännchen.“ — Regele betete manche nächtliche Stunde, daß der Wunſch ſeines Mannes in Erfüllung gehen möchte; aber je näher die ſchwere Zeit herannahte, um ſo bekümmerter mußte es über das Leben ſinnen, das unter ſeinem Herzen lag, und manchmal war es jetzt ſelbſt froh, daß Sepp jede traulichere Zwieſprache zu vermeiden ſuchte.

Es war an einem trüben Herbſtnachmittage, die Zimmerleute packten eben ihr Handwerksgeſchirr zuſammen, um nun den völligen Ausbau des neuen Schulhauſes andern Gewerken zu überlaſſen; dieſer letzte Abend des gemeinſchaft-

lichen Beiſammenſeins ſollte noch einem fröhlichen Trunke geweiht werden. Da kam den Berg herüber ein Bote und meldete Sepp, er möchte doch heim kommen, ſeine Frau habe ihm Zwillinge geboren, zwei allerliebſte Mädchen. Sepp ſtarrte den Boten mit weitgeöffneten Augen an, bis dieſer ſeine Nachricht wiederholte, die nun auch von den neugierig herzugekommenen Mitarbeitern gehört wurde. Das gab ſogleich manchen neckiſchen Glückwunſch über den reichen Kinderſegen, ohne daß Sepp eine Antwort zu geben vermochte. Der Bauführer, ein verſtändiger Mann, der die Verlegenheit des überraſchten Vaters wohl anders deutete, ſagte: „Geh nur gleich heim, Sepp, ich will dir deine Sachen da ſchon beſorgen und nachbringen laſſen.“ — Sepp fuhr mit der Hand über die Augen und erwiderte raſch: „Nein, nein, dazu iſt's immer noch Zeit; ich will auch noch bei'm Abſchiede ſein.“ — Der Baumeiſter ſah ihn nachdenklich an und ſagte: „Nun, wie du meinſt; ich glaubte eben, es müßt' dir preſſiren, heim zu kommen.“

Es war bereits Mitternacht, als Sepp, einer der Letzten, die das laute Gelag verlaſſen, den Berg hinüberging; aber je näher er der Heimath kam, um ſo langſamer wurden ſeine Schritte; es war ihm, als ob er mit jedem Tritte vorwärts in eine tiefere Sorgenfluth hineinträte, die ſich wie ein anſchwellender Strom ſeinem Gang entgegenſtaute. Der Winter ſtand vor der Thüre, die Arbeit, die er für denſelben aufgeſchoben, war gering, und nun? — „Vier Mäuler auf einmal und nur noch zwei Hände zur Arbeit,“ ſagte er bitter vor ſich hin. Vor dem Hauſe, aus dem ein ſchwaches

Lichtlein dämmerte, blieb er horchend stehen; drinnen war's still, nur dann und wann ein feines, kurzes Wimmern. Bei diesem Tone kam über das bisher streitende Herz plötzlich eine beklemmende Bangigkeit. Sepp schaute sich hastig um, wie wenn er einen geheimen Beobachter befürchte und trat dann rasch durch die Thüre.

In der kleinen Küche saß beim niedergebrannten Lichte eine alte Nachbarin in festem Schlafe, mit dem Kopfe hin- und hernickend. Sepp ging leise an ihr vorbei in die schwach erhellte Stube. „Bist du es," fragte Regele mit wehmüthig matter Stimme, eine bleiche Hand aus dem Bette entgegenstreckend, „bist du da, Joseph? ... Ich habe eine schreckliche Angst um dich ausgestanden." — „War nicht nöthig," versetzte Sepp aufathmend, indem er beim Niederlegen seines Handwerksgeschirres einen kurzen Blick nach der Wiege hinüberwarf ... „wie geht's dir? — „Gottlob, nun gut, da du da bist," erwiderte die junge Mutter, „aber sieh auch dort!" — Sepp ergriff zögernd das kleine Licht und trat langsam an die Wiege heran. Da lagen unter der Decke hervor hart neben einander mit geschlossenen Augenlidchen zwei kleine Engelsköpfchen, von schneeweißen Käppchen umrahmt. Sie sahen sich so ähnlich wie zwei Eier, und doch war nicht zu bestimmen, ob aus den kleinen Gesichtchen mehr das Antlitz der Mutter oder die zierlich verkleinerten Züge des Vaters herausschauten; bald schien es mehr das Eine, bald das Andere zu sein. Dem Beschauenden quoll allmälig eine ungeahnte süße Gewalt an's Herz heran. Mit zitternder Hand stellte er das Licht nieder und beugte sich auf die kleinen Schläfer herab. „Nit, nit," rief die Mutter leise, „wecke

ſie nicht.“ Sepp kehrte ſich um und drückte ſein Geſicht auf die bleiche Stirn der Wöchnerin. „Ich war wüſt und böſe,“ flüſterte er haſtig, „ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam; aber nicht wahr, du verzeihſt mir, Regele?“ — „Ach ja, gerne,“ antwortete ſie mit wehmüthiger Freude, den Arm um den Hals des herabgebeugten Mannes legend; „du biſt ja jetzt der Vater zweier unſchuldiger, hülfloſer Kinder und Gott wird weiter helfen.“ —

Erſt jetzt zeigte ſich's recht, in welchem Grade Regele Neigung und Liebe erworben hatte. Von allen Seiten her kamen nähere und entferntere Nachbarinnen mit Rathſchlägen und freundlichen Gaben, die Küche und Keller des Zimmerhäuschens reichlicher ausſtatteten, als dies jemals der Fall geweſen. Dieſe Beſchenkungen machten aber auf Sepp noch einen andern Eindruck als den freundlicher und vorſorglicher Nachbarlichkeit. Es kam ihm vor, die Leute dächten, Regele oder die Kleinen müßten Mangel leiden. „Was mögen die Nachbarn von mir gedacht haben,“ ſagte Sepp zu ſich ſelbſt, „wenn ich jeden Abend in's Wirthshaus ging und ſie nun doch meinen, ſie müßten Frau und Kindern jede Kleinigkeit in's Haus tragen?“ — Vielleicht that der junge Vater den Leuten Unrecht; aber gleichwohl, er blieb fortan Abends daheim; den Tag hindurch lag er mit ſtillem Fleiße den Arbeiten ob, die er auf den Winter verſpart hatte, oder beſorgte mit Emſigkeit die neu hinzukommenden Aufträge. Nach vollbrachtem Tagewerk ſpielte er mit den Kleinen, die bald mit jedem Tage eine andere Kunſtfertigkeit entwickelten. Bald war's ein feines Lächeln, das um die kleinen Mäulchen zu ſpielen anfing, bald ein drolliges

Zappeln der kleinen Aermchen, die der Mutterbruſt entgegenſtrampelten, dann wieder ein verwunderliches Krähen, das die Freudigkeit des erwachenden Menſchenlebens verrieth, und wie alle die rührenden Dinge ſich zeigen, die tauſend Mal dageweſen, dem liebenden Auge immer wieder neu erſcheinen.

Die junge Mutter, der die ſtille Umwandlung ihres Mannes nicht entgehen konnte, vergalt dieſelbe, ohne darüber Worte zu machen, mit erneuter und verdoppelter Zärtlichkeit; der dunkle Schatten, der ſeit einiger Zeit das Gemüth zu umhüllen gedroht, mußte vor dem leuchtenden Blick vertrauensvoller Liebe und hoffender Hingebung ſchnell dahinſchwinden. „Das iſt der göttliche Segen, der auf unſern Kindern ruht,“ dachte das freudige Regele; „hab' ich mir doch ſelbſt nie vorſtellen können, wie es um ein Mutterherz beſtellt iſt, bis ich's nun an mir erfahren.“ Die doppelt beglückte Mutter kannte keine Sorge mehr als die, es könnte ihr eines der liebebringenden Kinder entriſſen werden. Leider mußte dieſe nur als flüchtige Vorſtellung vorüberfliehende Sorge bald eine dauernde Wohnſtatt in dem kleinen Zimmerhäuschen finden, und ach, eine Sorge kommt ja ſo ſelten allein gegangen! —

Der Winter war noch lange nicht zu Ende, als das eine der Kinder in Wachsthum und Munterkeit ſchon auffallend hinter dem andern zurückzubleiben anfing. Bald dann lag es am Tage ſtill und bleich, wie ein wächſernes Engelbildchen; aber wie die Dämmerung anbrach, fing es an, leiſe zu wimmern und konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden, oder es wurde auf dem Arme umherg tragen.

Sepp unterzog ſich dieſer nächtlichen Mühe anfänglich bereitwillig, indem er das bekümmerte Regele ablöſte; aber bald wurde er unwirſch und meinte, das ſeien nur Wunderlichkeiten von dem Kleinen. Er ſprach es dann wohl mit einem lauten, heftigen Worte an, worauf das Kind nur mit einem kläglichern Wimmern Antwort gab. Regele ängſtigte ſich darüber, heimlich befürchtend, der Vater könnte dem Kinde einmal im Zorne ein Leides thun; ſo ſaß es dann Nächte lang allein in der Stube, das leiſe wimmernde Kind mit ſanftem Begütigen im Arme haltend. Sepp lag daneben feſt ſchlafend im Bette, oder wenn er geweckt wurde, hatte er bald auch unfreundliche Worte für die bange Sorgenwacht, mit der die Mutter das arme Kind hütete.

Wer einmal die Reinheit des Herzens verloren, dem eigennützigen, böſen Gedanken Raum gegeben, der fällt wieder in ſeine Gewalt zurück, ſobald die opferfordernde That an ihn herantreten will; die Segnungen, die ihm ein gütiges Geſchick zugedacht, verſchwinden, wie der ſilberſchimmernde Sternhimmel vor der Nacht des heraufziehenden Gewitters.

Bald blieb Sepp noch lange nach eingebrochenem Abend, auch wenn er keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, draußen in ſeiner Werkſtatt. Da lehnte er brütend und ſinnend an der Hobelbank, während die Mutter in der Stube einſam bei den Kindern ſaß. Er dachte an vergangene Zeiten, da ihm dieſe Feierabendſtunden in ſorgenloſer, vergnüglicher Ruhe verfloſſen — und jetzt? — Warum mußte auch gerade dieſes Unheil über mich kommen, ſprach

es in ihm; wär's nicht genug gewesen, wenn mir zu Theil geworden, was Andern eben auch zu Theil wird? Ein Kind, nun ja, frisch und gesund heranwachsend, bis es vielleicht ein zweites hätte warten und hüten können; aber jetzt zu Alledem das Eine noch krank, vielleicht ein hülfloser Krüppel sein Leben lang — wär's nicht besser, der Himmel würd' es bald zu sich nehmen? — Sepp's Gedanken verweilten mit fast froher Hoffnung bei dieser Vorstellung und er suchte sich in der Finsterniß seinen Tabak, um eine Pfeife anzuzünden; aber die Düte war leer, und mit einer plötzlichen Verbitterung sagte der Mann laut vor sich hin: „Wie viele Franken hat der kleine Serbling schon gekostet, und jetzt hab' ich nicht einmal mehr ein einziges Blättchen Rauchtabak." Mit der kalten Pfeife im Munde setzte er sich auf einen Haufen Hobelspäne und fing an zu berechnen, wie manche verdrießliche und sorgenvolle Stunde er sich schon hätte ersparen oder erheitern können, einzig mit dem Gelde, das der Arzt bekommen. „Aber so kann's auch nicht immer gehen, da ging ich ja zu Grund," sagte Sepp, nach einer Weile rasch aufstehend; er drückte die Mütze tiefer in's Gesicht und ging hinten um das Haus herum nach dem Wege, der zum Löwen führt.

In der Stube brannte noch kein Licht und Sepp blieb horchend stehen, ob Regele vielleicht eingeschlafen sei; aber das eine der Kinder pappelte laut mit schläfriger Stimme, das andere wimmerte leise, während die Mutter in wehmüthigem Tone ein Schlafliedchen sang. Sepp horchte eine Weile, dann sagte er, die Hand an die Stirn legend, vor sich hin: „Es geht doch nicht und wer weiß, wer drüben im

Löwen iſt und ſeine Gloſſen über mich machen könnt.“ Er kehrte langſam nach der Werkſtatt zurück und ging von da nach der Stube hinüber.

„Warum haſt du noch kein Licht angezündet?“ fragte er hereintretend. — „Ach,“ antwortete Regele traurig, „ich wollte warten, bis du kämeſt; es wird mir allemal ſo bang, wenn ich das Kind beim Lichte anſehen muß, es ſieht dabei viel elender und bleicher aus als am Tage — gerade als käm' es aus dem Grabe.“ — „Wenn's nur ſchon dort wär',“ ſagte Sepp, mehr auf ſeine eigenen Gedanken als auf die Worte ſeines Weibes antwortend. — „Was ſagſt du,“ frägte Regele heftig mit erſchreckter Stimme, „was haſt du geſagt, Joſeph?“ — „Ach, ich meinte blos,“ erwiderte der Vater verlegen, „ich meinte nur, das Kind daure mich, daß es ſo leiden müſſe.“ Ein mattes, halberſticktes Wimmern unterbrach das Geſpräch eine Weile, dann ſagte Regele: „Ich hab' auch kein rechtes Zutrauen zu dem Doktor mehr und ich meine, du ſollteſt morgen zu einem andern gehen, in die Stadt.“ — „Zu einem andern und in die Stadt?“ fragte Sepp gedehnt; „ja, du haſt gut reden, aber wer ſoll's bezahlen, wenn du Nichts verdienſt und ich nur ſo Wenig?“ — „Ach Gott,“ antwortete Regele ſeufzend, „ſo viel werden wir doch zuſammenbringen können, ich will ja etwa ein Kleid verkaufen.“ Das Kind, als wüßt' es von der tiefen Kümmerniß der armen Mutter, fing an, kläglicher zu wimmern; der Vater aber ging der Thüre zu und ſagte: „Beſſer wär's doch für uns Alle, es könnte ſterben, ſo iſt mir das Leben ſelbſt verleidet.“ Er zog die Thüre heftig zu und ging in die Nacht hinaus.

Das Wimmern wurde allmälig leiſer und endlich verſtummte es. Regele legte das ſtille Kind auf das Bettchen, um ein Licht anzuzünden. Es meinte, dasſelbe ſei eingeſchlafen; aber die Aeuglein ſtanden unbeweglich halb geöffnet, ohne daß die kleinen Lidchen dem Lichte entgegenzuckten. Regele legte, von tödtlicher Angſt ergriffen, ſeine Hand auf die kleine Bruſt; ſie war ſtill, von keinem Athemzuge mehr bewegt. Das Licht entfiel der zitternden Hand auf den Boden, und mit dem Schmerzensrufe: „Heiliger Gott, es iſt todt," ſank die Mutter auf die kleine Leiche nieder. —

Als Sepp nach geraumer Weile in die finſtere Stube zurückkam und ſchweigend ein Licht anzündete, erhob ſich Regele langſam, und mit ausgeſtreckter Hand auf die Leiche deutend, die neben dem ruhig ſchlummernden Schweſterchen lag, flüſterte es: „Siehſt du, Joſeph, dein Wunſch iſt ſchnell in Erfüllung gegangen." — —

Regele ging ohne ein weiteres Wort der Klage zu Bette. Am folgenden Tage nähte es ein feines, ſchneeweißes Todtenhemdchen und flocht aus den Blumen ſeines aufbewahrten Brautkranzes ein Krönlein auf den kleinen Sarg. Auch als dieſer hinausgetragen wurde, folgte die Mutter ſtill, ohne Klagen und Weinen, daß die Nachbarn ſich wunderten, wie das Zimmer-Regele den Tod ſeines Kindes, das es doch ſo ſehr geliebt habe, ſo gelaſſen ertragen könne. —

Es folgten nun ſtille Tage in dem Zimmerhäuschen. Regele ſaß ſtundenlang ſchweigend da, das noch gebliebene Kind auf dem Schoße, und Sepp wagte nicht, die drückende Stille zu unterbrechen. Mit unruhiger Sehnſucht zählte

er Stunden und Tage, bis ihm der anbrechende Frühling wieder drüben über'm Berge Arbeit brachte. —

Dieſe zeitweilige Trennung gewährte auch dem tiefer-ſchütterten Gemüthe Regele's Ruhe und Beſänftigung. Anfänglich konnte es ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der unnatürliche Wunſch des Vaters eine geheimnißvolle Urſache für den Tod des Kindes geworden ſei, und dieſe Vorſtellung erweckte der armen Mutter jedes Mal ein fröſtelndes Grauen, wenn Sepp nur in ihre Nähe trat. Jetzt in der ſtillen Vereinſamung löſte ſich dieſe dumpfe Qual in eine mildere Trauer, die endlich auch das ſüße Labſal der Thränen brachte, das der erſte gewaltſame Schmerz verſagt hatte. In der wehmüthigen Erinnerung an das früh entſchwundene junge Leben ſchloß ſich das Mutterherz mit verdoppelter Liebeskraft an das noch zurückgebliebene an. —

Auch Sepp mußte mitten im Geräuſch ſeiner Arbeit oft an ſein verlorenes Kind denken; aber dieſe Gedanken nahmen im Herzen des Vaters einen andern Weg als in demjenigen der einſamen Mutter. Die wehmüthigen Regungen, die bei der Erinnerung an die kleine, ſchöngeſchmückte Leiche emportauchen wollten, wurden in den frohen Feierabendſtunden bald zur Ruhe gebracht. Wenn Sepp ſeinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan, ſagte er oft zu ſich ſelbſt: einen Schoppen mag's nun ſchon noch erleiden; wär's nicht ſo gegangen, müßt' ich's dem Apotheker geben, und — ich habe ja lang genug gefaſtet. So holte der Mann reichlich nach, was er meinte verſäumt zu haben. Regele förderte ihn auf ſeinen ſchlimmen Wegen, ohne davon zu

wissen, da es selten Etwas von Sepp's Verdienst verlangte. Es hatte sich einen neuen Erwerb geschaffen; während das Auge mit ängstlicher Sorgfalt das Kleine hütete, flocht der geschickte Finger zierliche Strohbänder. Um so leichter konnte nun der unglückselige Vater die Unschädlichkeit seiner Verschwendung auf Rechnung des todten Kindes setzen. —

Im Anfange des Herbstes, als Sepp an einem Samstag Abend nach Hause kam, saß Regele mit verweinten Augen neben dem Bette, in dem das bisher so muntere und blühende Mädchen mit bleichem Gesichtchen lag, von Zeit zu Zeit die kleinen Lippen zu einem kurzen, leisen Wimmern öffnend. Regele ging dem Manne mit verhülltem Gesichte entgegen, während es schluchzend mit der rückwärts ausgestreckten Hand auf das Bett deutete Der Vater betrachtete das kranke Kind eine Weile aufmerksam, dann sagte er: „Siehst du, das hat mich schon beim Tode des andern getröstet, die Kinder haben einen geheimen Fehler mit auf die Welt gebracht." — Regele ließ das Tuch langsam von den verweinten Augen sinken. „Und das hätte dich getröstet, Joseph?" fragte es mit gepreßter Stimme. — Der Mann konnte den durchdringenden und doch angstvollen Blick nicht ertragen, mit dem sein Weib ihn anschaute. Er trat an das Fenster, das Gesicht gegen die Scheiben drückend. „Nun ja," sagte er, „ich meinte wenigstens, die vielen Kosten sollte man sparen, da sie doch nichts helfen könnten." — Regele setzte sich wieder neben das Bett des Kindes und erwiderte: „Du solltest wenigstens nicht lügen, Joseph, wenn du von einem Todten so sprichst." — Sepp kehrte sich rasch um und wollte diesen unerwarteten Vorwurf mit einer trotzigen

Antwort zurückweisen; aber als er das plötzlich veränderte Antlitz seiner Frau erblickte, die ihn ruhig, mit stillen, festen Augen ansah, schlug er die seinigen nieder und ging langsam der Thüre zu. — „Nein, bleib' da," bat Regele, während die Thränen wieder auf seine bleichen Wangen fielen, „wir wollen jetzt nicht hadern, Joseph; aber versprich mir, die nächste Woche nicht über den Berg zu gehen und bei mir und dem Kinde zu bleiben." — „Das kann nicht sein," erwiderte Sepp nach einigem Besinnen; denk' nur an die vielen Kosten, die jetzt wieder kommen werden." — „Aber ich habe so Angst, das Kind könnt' plötzlich sterben," sagte Regele leise. — „So schnell geht das nicht," meinte Sepp, die Thüre öffnend, „und wenn's etwa schlimmer werden sollte, so kannst du mir ja Bericht machen."

Regele schwieg. Es nahm das alte Gebetbuch zur Hand, um Hülfe bei Dem zu suchen, der allein das einsame kämpfende Herz zu trösten vermag.

Sepp ging zuerst durch die Dämmerung die Wiesen abwärts, dann lenkte er nach der Straße hinüber. „Ich werde nun doch den langen Winter wieder traurig genug zubringen müssen," schloß er den Widerstreit seiner Gedanken, als er an den Löwen hinantrat. —

Der letzte Tag der folgenden Woche war bereits zur Hälfte verflossen und Sepp hatte noch keinen Bericht von daheim erhalten. Jetzt bangte ihm vor der abendlichen Heimkehr. Da kam schon um die Mittagszeit eine Nachbarin mit der Meldung, er solle sogleich heimkommen, es stehe schlimmer mit dem Kinde. Sepp machte sich mit der Botin

ſchweigend auf den Weg; eine drückende Bangigkeit band ihm die Zunge, er wagte keine einzige Frage zu thun. Droben auf dem Berge ſagte ſeine Begleiterin: „Du mußt es doch erfahren, Sepp; das Kind iſt ſchon geſtern geſtorben; aber Regele wollte durchaus nicht zugeben, daß man dir ſogleich Bericht mache.“ Sepp blieb erſchrocken ſtehen. „Warum hat es das nicht zugeben wollen?“ fragte er nach einigem Beſinnen mit einem ſcheuen Blick auf ſeine Nachbarin; „was hat es geſagt?“ — „Ich weiß Nichts,“ gab die Frau zur Antwort, „obgleich mich's ſelbſt gewundert hat. Aber ſchrecklich hat Regele gethan, den ganzen Tag und die Nacht hindurch hat es das todte Kind nicht aus den Armen gelaſſen und dabei gejammert und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Heut iſt es ganz ſtill und ruhig geworden.“

Als Sepp in die Stube trat, ſchrak er zuſammen über den Anblick ſeines jungen Weibes. Es war, als ob Regele in der einen Woche um viele Jahre gealtert hätte. Es ſaß ſtill neben dem Bette, das weiße Todtenkleidchen nähend; aber die braunglänzenden Augen lagen erloſchen hinter den verweinten Lidern und aus dem todtenbleichen Geſichte ſchien der letzte Blutstropfen entflohen zu ſein. Sepp wagte keine Frage über den Tod des Kindes. Er zog das Haupt der armen Mutter bewegt an ſeine Bruſt und ſagte leiſe: „Tröſte dich, gutes Regele, wir ſind ja noch jung und was wir verloren, kann uns wieder geſchenkt werden.“ — Regele ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Nein, Joſeph, was verloren iſt, kommt nicht mehr zurück. Aber geh' du jetzt,“ fügte

es wehmüthig hinzu, und mache dem Kinde ſein letztes Ruhebettchen.“

Regele blieb die ganze Nacht neben dem Särglein ſitzen, in das am Abend die kleine Leiche gelegt worden war. Alles Zureden Sepp's, es ſolle ſich doch ein Wenig niederlegen, war fruchtlos. „Laß mich, Joſeph,“ ſagte es, „ich kann jetzt dann wohl lange Ruhe haben.“ — Aus den noch übrig gebliebenen Blumen ſeines Brautkranzes flocht es das Todtenkränzchen und legte die Roſe, die Sepp als Bräutigam am Hute getragen, in die wie zum Gebete zuſammengefalteten Todtenhändchen. „So geht das letzte Freudenzeichen mit dir in's Grab,“ flüſterte die Mutter, des Kindes bleiche Lippen und die geſchloſſenen Aeuglein küſſend, „das Leid allein darf zurückbleiben.“

Als die einſamen Eltern von dem kleinen Grabe zurückkamen, ſetzte ſich die Mutter neben die Kiſte, in der ſie ihre Habſeligkeiten hergebracht und fing an, darin herumzukramen. „Was willſt du da machen, Regele?“ fragte Sepp. — „Ich möchte nur die kleinen Kleidchen zuſammenlegen, zum Andenken, Joſeph.“

Am Montag Morgen ſagte Sepp: „Ich will heute bei dir bleiben, Regele, ich mag noch nicht recht an die Arbeit gehen.“ — „Nein, nein,“ antwortete Dieſes, „geh' du deinem Verdienſte nach, ich möcht' auch lieber allein ſein.“ — „Dann komm' ich Abends nach Haus,“ meinte Sepp. — „Wie du willſt, ſagte Regele wehmüthig, aber jetzt geh', Joſeph.“ Es reichte ihm die Hand und küßte ihn. Sepp ging.

Als er am Abend heimkam, war die Hausthüre verschlossen. Regele wird zu einer Nachbarin gegangen sein, dachte er und fand den Schlüssel in dem gewohnten Winkelchen hinter der Schwelle, wo er früher für das Eine oder Andere in solchen Fällen verborgen worden war. Sobald Sepp in der Stube ein Licht angezündet, bemerkte er, daß Regele's Kiste nicht mehr an ihrem Platze stand. Auf dem Tische lag ein kleines Papier, das er hastig auseinanderfaltete. Mit mühsamer Hand standen folgende Worte darauf geschrieben: „Lebe wohl, Joseph, ich gehe wieder heim zu meiner alten guten Herrschaft. Glaube mir, es ist besser so. Ich habe dich lieb gehabt und Gott weiß es, ich werde dich nie vergessen können; aber wo der Segen unschuldiger Kinder an den Eltern verloren geht, da könnten diese nur noch in Sünde beisammen bleiben. Besser ist's auch, du suchst mich nicht; es würde nichts nützen, wenn du mich auch zwingen wolltest, wieder zu dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joseph." —

Sepp stand lange Zeit unbeweglich in das Licht starrend. Dann zog er seine Sonntagskleider an und wanderte, das Haus verschließend, in die Nacht hinaus.

Erst nach mehreren Tagen kam er wieder in's Dorf zurück und bald darauf hieß es, er habe dem Schreiner Michele sein Heimwesen verkauft. Die Nachbarn wunderten sich und fragten; aber Sepp war wortkarg und sagte blos: ich will noch einmal auf die Wanderschaft.

Sobald er das Geld für sein Häuschen empfangen, ist er, das alte Felleisen auf dem Rücken, aber nicht mehr

das frohe Gewiſſen in der Bruſt, das Thal hinabgewandert. Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfters fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Laſt der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher. —

Der Diebsbann.

Im Ried.

Bei'm äußersten Hause des Dorfes, das sich in zerstreuten Gruppen an der langsamen Abdachung der Anhöhe dahin dehnt, führt ein ziemlich breiter Fahrweg über das Hard nach dem Ried hinüber. Derselbe geht anfänglich eine Strecke zwischen Aeckern, bis er in den Laubwald tritt. Hier verengt er sich zusehends zwischen hohen Borden, von deren oberstem Rand sich zur Sommerszeit dichtes Haselgebüsch und anderes Laubwerk zu einem förmlichen Dach zusammenwölben. Er ist sehr still und einsam, fast unheimlich, dieser Weg. Kaum einige Minuten in demselben aufwärts, und schon meint man, das heitere Thal eine weite Strecke hinter sich zu haben. Etwa in der Hälfte, da, wo ein schmaler Fußweg nach dem dunklern Tann hinüberlenkt, steht ein verfallener Brunnen; der halbverfaulte Trog liegt umgestürzt und das Wasser sickert seitwärts in Moos und hohes Waldgras hinunter. Die Stelle heißt „zum Waldbrünnle" und hier wurde früher, da noch die Gemeindeheerde auf die

gemeinsame Waldweide getrieben wurde, das Vieh getränkt. Es ist immer etwas recht Melancholisches so um einen zusammengestürzten Brunnen. Die Menschen, die ihn errichtet, die sich an seinem Trunke erlabt, sind dahingegangen, die Zeiten haben anderes Streben und andere Zwecke gebracht, was ein früherer Fleiß aufgebaut, wird nun unbeachtet dem Verfalle preisgegeben; aber der Wald grünt fort, wie vor hundert Jahren, wir sehen die Stämme nicht, die seitdem gefällt worden. —

Weiter aufwärts wird der Weg freundlicher, der Wald lichter; das dichtverschlungene Gebüsch bleibt zurück an der steilern Halde. Ueber den Rücken der Anhöhe, der sich wie eine breite, sanftgehobene Welle hinwölbt, dehnt zwischen glattstämmigen Buchen die Eiche ihre gewaltige Krone aus und weiterhin läßt die Birke ihre träumerischen Zweige säuseln.

Nicht mehr lange und der Weg tritt aus dem Walde auf die freie Halde hinaus, an deren Fuß sich ein schmales, einsames Thälchen schmiegt. Die gegenüberstehende Anhöhe steigt in steilern Anläufen aufwärts und ist bis nahe an ihren Fuß herab mit dunkelm Nadelholze bekleidet. Linkerhand, gegen Süden, liegt in der Tiefe, an einem runden, mit Gebüsch bekleideten Vorsprunge, ein armseliges Strohhüttchen. Hinter demselben verliert sich das Thälchen in schluchtartige Windungen, aus denen ein lustiger Bach herabrauscht. In den stillen Wiesengründen, die sich rechtsab mehr in die Breite dehnen, besänftigt sich der Lauf des Baches und bald lenkt er einen Theil seines Gewässers in ein seitwärts gezogenes Rinnsal, das zur Mühle leitet. Zur

Mühle führt auch der breitere Weg vom Hard hinab. Sie steht unter einer Reihe von Nußbäumen am untern Ende des Thälchens, mit starkem, aber altersgrauem Mauerwerke und stattlichen Scheuern, seit Menschengedenken das einzige Mahlwerk für das über dem Harde liegende Dorf und die einzelnen Bauernhöfe, die sich weiter aufwärts gegen die Luzerner Grenze in die breiten Waldflächen eingebaut haben. Sie muß schon sehr alt sein, diese Mühle im Ried, da die Sage behauptet, es haben einst Heiden darin gehaust.

Ueber Wald und Wiese lag noch tiefe Dämmerung und kaum stiegen hinter den Gebirgen im Osten einzelne Rosenwölkchen empor, als sich auf dem geräumigen Platze zwischen der Mühle und den Scheuern schon frisches Leben regte. Dem muthigen Rosse, das an das Reitwägelchen gespannt war, wurde das Warten bereits zu lange und ungeduldig begann es den gepflasterten Boden zu stampfen, daß helle Funken um die Hinterhufe flogen. Von der Scheuer herüber kam ein großer Bursche mit einer Laterne in der Hand. „Na, na, Brauner," sagte er, das Thier am Zügel fassend und die Laterne neben sich auf den Boden stellend, „nur Geduld, vielleicht kannst heute noch mehr springen, als dir lieb ist." Der Braune schüttelte den Kopf, daß die kleinen Glöcklein an seinem Halse hell zusammenklangen und ließ, wie zur Betheurung, daß ihm kein Weg zu weit und kein Lauf zu schnell, ein kräftiges Gewieher ertönen. Der Bursche stand lässig an das Thier hingelehnt und sagte nachdenklich vor sich hin: „Wenn ich nur mit dürft'. Sie haben dem Meister geladen und Verstand ist jetzt nicht viel daheim, da droben. Er kommt, glaub' ich." Drüben

auf der Haustreppe ließen ſich ſchwere Tritte hören und eine laute Männerſtimme ſagte: „Du biſt ein Närrle, accurat wie die Mutter ſelig. Das Pack kann mich doch nicht freſſen.“ — „Ach, bitte, Vaterle,“ erwiderte es weich und ſchmeichelnd, „bitte, nimm den Jörg mit. Geb's was es wolle, der läßt dich nicht im Stich und dann kann ich doch auch ruhiger ſein den Tag hinüber.“ — Der Burſche, der bei dem Pferde ſtand, bückte ſich raſch nach ſeiner Laterne nieder. War's der Widerſchein des bleichen Lichtes oder war's etwas Anderes, ſein Geſicht glühte, wie der dunklere Purpur, der jetzt über den fernen Bergen höher ſtieg.

Am Arme des herankommenden Riedmüllers ſchmiegte ſich eine ſchlanke Mädchengeſtalt. „Hörſt, Jörg,“ ſagte der Müller, „die Kleine will durchaus, du ſollſt mitfahren, von wegen —“

„Schaden könnt's auf alle Fäll' nichts,“ fiel der Angeredete ein; „'s gibt auch keinen Aufenthalt, wenn Ihr's erlaubt, daß ich mitgehe. Ich hab' mich ſchon gerüſtet.“

„Glaub' faſt, ihr habt's zuſammen, mir Angſt zu machen, du und Ameile,“ rief der Müller heiter. „Nun denn, wenn's ſein muß — ſteig auf!“

Als der Burſche dem Mädchen die Laterne entgegenreichte, hob er dieſelbe ein Wenig in die Höhe und ließ ihren Schein auf ein feines, aber recht bekümmertes Antlitz fallen. „Hab' nur keine Angſt mehr,“ ſagte er leiſe, „jetzt iſt's ſchon recht. B'hüt Gott.“ Der Jüngling ſchwang ſich mit leichtem Satze zu dem Müller auf das Wägelchen und raſſelnd ging es über den Hof in die Morgendämmerung hinaus.

Ameile horchte den Davonfahrenden nach, bis sich das letzte Geräusch gegen das Hard hinauf verloren hatte. Dann hob es sinnend die Laterne empor, um sie auszublasen; aber fast erschrak es über die tiefe Dunkelheit, die dem nun plötzlich vom Lichte entwöhnten Auge noch entgegentrat. Als sich das Mädchen rasch nach der Mühle hinüberwendete, war's ihm, als ob von der Treppe weg ein flinker Schatten um die Hausecke husche. Es blieb ängstlich horchend stehen; droben in der Mühle war ja noch Keines aufgestanden als die alte Kathrin, die jetzt in der Küche beschäftigt war, und die Treppe herab war auch Niemand gekommen. Was konnte das sein? — Aber Alles blieb still und lautlos, nicht das geringste Geräusch davoneilender Tritte, und auch der wachsame Hofhund, der auf jener Seite der Mühle lag, gab keinen Laut von sich. Du bist recht einfältig, dachte das Mädchen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, ein rechtes Kind; aber so geht's, wenn man einmal in der Angst ist, giebt's überall Gespenster. —

Ameile nahm sich recht vor, seine Besorgnisse nun wegzuwerfen und heiter seinem Tagewerke nachzugehen. „Es sind nun doch ihrer Zwei," sagte es, die Treppe hinaufsteigend, laut vor sich hin, „und Jörg allein nimmt's im Nothfall mit einem ganzen Haufen auf." In die feuerhelle Küche tretend, befahl das Mädchen der alten Magd, die Knechte zu rufen. Bald auch kamen dieselben die obere Stiege herabgetrappt und verlangten den Schlüssel zur Mühle. Ameile ging nach Jörg's Stübchen, ihn zu holen. Jörg, als Meisterknecht, verwahrte denselben, ihn jede Nacht am Kopf-

brette ſeines Bettes aufhängend. Diesmal fand ſich der Schlüſſel nicht an ſeinem gewohnten Orte und Ameile dachte bereits an die Verdrießlichkeit, Jörg könnte ihn im Vergeß mitgenommen haben. Als jedoch die Magd mit dem Lichte herbei kam, lag der Schlüſſel auf dem Tiſche unter dem kleinen Spiegel. Er wird ihn da zum Voraus zurecht gelegt haben, dachte Ameile, und bald darauf klang das luſtige Mühlengeklapper in den aufdämmernden Morgen hinaus.

Dieſem folgte ein heiterer, frühlingsmilder Apriltag. Ameile hatte im Garten alle Hände voll zu ſchaffen. Die Wirren und Nöthen, in Folge der Freiſchaarenzüge, die Einquartierungen, die in der Mühle bis auf die letzten Tage angedauert, hatten an keine Arbeit außer dem Hauſe denken laſſen. Nun ſtand die Stachelbeerhecke, die den Garten auf der äußern Seite einrahmte, ſchon in ſammetweicher Blätterfülle, über den Buchenhang am Harde zog bereits jener goldgrüne Schimmer, der die Laubwälder im Frühlingsbeginn mit ſo rührend jungfräulicher Schönheit ſchmückt, und noch hatte Ameile kein einziges Samenkörnlein im Boden. Heute nun ſollte ein großer Theil dieſes wichtigen Werkes gethan werden. Der Boden war endlich umgegraben, die Beete für die verſchiedenen Gemüſearten, für Reſeden und Levkojen ausgeſteckt; Jörg hatte die letzten Tage nach dem Feierabend Ameile noch bis in die ſpäte Nacht ſchaufeln und planiren helfen. Aber mit dem Säen wollte es heute nicht vom Flecke rücken. Ameile's Herz blieb, wie es ſich auch dagegen wehren wollte, von einem ungewiſſen, bangen Sinnen beklommen, das dem Auge

und der Hand jene Ungeſchicklichkeit mittheilte, die den Zerſtreuten zum unbehülflichen Kinde macht. Bald fehlte dies, bald jenes; jetzt hatte die ſchöne Gärtnerin das unrechte Saamenpaket ergriffen, bald blieb ſie wieder, den Saamen in der vorgeſtreckten Hand zum Auswerfen bereit, minutenlang unbeweglich ſtehen und ſchaute nach dem Wege hinauf, der vom Hard herabführt. Als das Mittagsläuten von dem leiſen Winde getragen über den Wald herüberklang, waren erſt wenige Beete beſät, und wie verdrießlich wurde Ameile, da es bemerkte, daß es ein Beet, das Jörg für Sommerflor beſtimmt, mit grobem Krautſamen beſtreut hatte. Das Mädchen packte ſeine Sämereien zuſammen und ging in's Haus zurück, um nach der Zurüſtung des Mittageſſens zu ſehen. —

Lange hielt es jedoch das einmal beunruhigte Gemüth nicht aus zwiſchen den engen vier Wänden. Draußen lag der Sonnenſchein, der ſeine goldenen Netze über aufkeimende Wieſengründe ſpannte, in den nahen Gebüſchen probirten Amſel und Droſſel das winterlang vergeſſene Feſtlied und an die Fenſter hauchte ein mildes Wehen, das ſchmeichelnd in's Freie lockte. Ameile folgte faſt unwillkührlich der lieblichen Mahnung. Zuerſt ſchlug es den Weg nach dem Harde ein; aber kaum einige Schritte die Halde hinangeſtiegen, blieb es ſtehen und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was will ich da droben thun. Vor Abend kommen ſie doch nicht heim.“ Seine Blicke gingen über das kleine Thal weg und eine tiefere Röthe legte ſich auf ſein Geſicht, als ſie an der kleinen Strohhütte droben am Bache haften blieben. „Ei was,“ dachte das Mädchen nach einigem Beſinnen, „der gute

Burſche kann ja doch nichts dafür, was die alte Frau plaudert, und es freut ihn, wenn ich hingehe.“ Ameile verließ den Fahrweg und ging über die Wieſen, dem Bache entlang, aufwärts.

Vor der niedrigen, ſchwarzberauchten Thüre der Hütte ſaß eine eisgraue Frau im Sonnenſcheine, ihren Schooß mit Kräutern und Wurzeln bedeckt, die ſie auseinanderlas und bedächtig in kleine Bündel ſortirte. Das war die Kräuter-Elſe, Jörgs Mutter. Den Namen trug ſie von ihrem kleinen Gewerbe, da ſie im Sommer in den Wäldern und an den hohen Borden herum allerlei Kräuter und Wurzeln ſammelte, die ſie den Apothekern verkaufte. Im Winter ſpann die Alte. Die Leute hatten ihr in frühern Tagen nicht viel Gutes nachgeredet und deshalb war auch der kleine Jörg ihr weggenommen und bei dem Riedmüller verkoſtgeldet worden; jetzt aber war ſie eine arme, verſtandesſchwache Frau, die neben ihrem geringen Verdienſte von den Unterſtützungen ihres Sohnes lebte. Auch hielten umherziehende Korbmacher, Geſchirrhefter und dergleichen Volk gerne bei ihr Abſteigequartier und ließen dafür geringe Gaben zurück. Als Ameile das runzelvolle, verwitterte Geſicht und die faſt blödſinnig dreinſchauenden Augen der Alten anſah, mußte es über einen Gedanken lächeln, der ihm ſchon oft in Sinn gekommen. Das gute Mädchen mochte nie begreifen, wie eine ſolche Mutter einen ſo hübſchen und geſcheidten Sohn haben konnte, der doch Jörg gewiß vor Allen war.

Als die Alte die reiche Müllerstochter herankommen ſah, rief ſie ſchon von Weitem: „Ach du mein Himmel, wie

ſchön und brav iſt das, daß Ihr auch wieder einmal zu mir kommt; es iſt ſchon ſchrecklich lang ſeitdem."

„Man kann eben im Winter nicht ſo aus dem Hauſe kommen," erwiderte Ameile freundlich.

„Nein, nein," rief die Alte mit wichtigem Kopfnicken, „ich weiß ſchon, weiß Alles, und der Jörg hat recht wüſt mit mir gethan. Ihr waret böſe, daß ich drüben im Dorfe geſagt, Ihr werdet dem Jörg ſeine Frau, und habet es ihm heimlich verſprochen. Drum kommt Ihr auch ſo oft zur alten Elſe."

„Nun ja," ſagte Ameile unmuthig, „das war aber auch nicht recht von dir. Denk' nur, wenn's der Vater erfahren — wär's dir dann recht geweſen?" —

„Nein, nein, nein" — murmelte die Alte haſtig und wie für ſich ſprechend, „reich und arm paßt ſchlecht, wie Hexenkraut und Roßmarin; mir war's nur ſo — ich glaub', es hat mir geträumt, er hätt' Euch gern. Iſt er daheim, der Jörg?" —

„Nein," bedeutete Ameile, „er iſt mit dem Vater zum Kornkauf in's Luzernbiet gefahren."

„In's Luzernbiet?" rief die Alte aufſpringend, Wurzeln und Kräuter achtlos durcheinander auf den Boden werfend, „heiliger Himmel, da giebts ein Unglück. Erſt heute hat mir's der Hirtenfritz geſagt, ſie wollen dem Riedmüller an's Leben, wenn er einmal hinauf komme. O, der arme Jörg!" —

Ameile, obwohl durch dieſe Kunde auf's Neue tief erſchreckt, ſuchte der jammernden Alten einen Troſt zu geben, an dem ſein eigenes Herz ſelbſt zweifelte. Aengſtlicher und beklommener als es hergekommen, ging es die Wieſen hinab

heimwärts. Der Hirtenfritz, ein auf diesem Grenzgebiete umhervagirender Korbmacher, mochte die feindselige Stimmung der luzernischen Nachbarn gegen den Riedmüller wohl kennen. Ameile und der Vater wußten auch sonst schon darum. Dieser war zwar nicht mit den Freischaaren ausgezogen; aber angesehene luzernische Freisinnige, die während des Winters ihre Heimath verlassen und ihm von früher her befreundet gewesen, hatten in der Riedmühle Aufenthalt gefunden, und von da aus eine lebhafte Thätigkeit entwickelt. Ohnedies war die Grenzbevölkerung gegenseitig so erbittert, daß man fast täglich von blutigen Schlägereien hörte. Ameile hatte den Vater vergeblich gebeten, von seinem heutigen Geschäftsgange abzustehen. Der wackere Mann getröstete sich seiner alten Bekanntschaft, und, gegen die einzelnen Mißleiteten selbst nicht persönlich verbittert, glaubte er auch bei ihnen ein Gleiches voraussetzen zu können.

Die Tochter, über diese Dinge sinnend und bekümmert, blieb am Mühlenbache vor einem Weidenbusche stehen, dessen Zweige Jörg vorigen Sommer für sie zu einem artigen Schattensitze zusammengeflochten hatte. Die durcheinandergebogenen Zweige hatten sich bereits mit gelbbrauner Rinde geschmückt und an ihren äußersten Spitzen begannen zarte Blättchen hervorzubrechen.

„Armer Jörg!“ seufzte Ameile unwillkührlich. Fast erschrak es über den Ton, der wie von einer fremden Stimme in ihm gesprochen worden. Es begannen wohl auch zweierlei Stimmen zu sprechen in dem Herzen des guten Kindes. Die eine tröstete mit dem hilfreichen Schutze,

den der Vater im Nothfalle an dem gewandten und kräftigen Jörg finden würde; die andere aber flüſterte immer vernehmlicher: Und Jörg — wenn ihm ein Leids widerführe — der armen Mutter einzige Stütze — müßt' ich mir nicht auch ein Gewiſſen machen? —

Ameile ging langſam und ſinnend weiter. Als es zur Mühle kam, umſpielte der ſinkende Abendſchein nur noch die höchſten Wipfel des Tannenwaldes.

Aber es dauerte noch eine lange, bang erwartungsvolle Friſt und die Nacht war ſchon hereingebrochen, als ſich auf dem Hofe langſamer Huftritt hören ließ. Ameile eilte beim erſten Geräuſche die Treppe hinunter; der Vater war ſchon abgeſtiegen und ſtand neben dem Wägelchen, als es heran kam. „Still, nur ſtill," ſagte er mit gedämpfter Stimme. „Er hat bis vorhin noch immer mit mir geſprochen und muß erſt da den Weg herunter ohnmächtig geworden ſein." — —

Mitternacht war ſchon vorüber, als Ameile allein am Bette des Verwundeten ſaß. Der kurzen Ohnmacht war ein heiteres Erwachen und nun dieſem ein ruhiger Schlummer gefolgt. Der Vater hatte erzählt, wie ſie auf dem Heimwege nach einem unbedeutenden Wortwechſel, den er mit Landſtürmern im Wirthshauſe zu Büren gehabt, oben im Etzelwyler Walde von einer zum Theil bewaffneten Bande überfallen worden ſeien, unter wildem Gebrüll, dem Riedmüller müſſe das Garaus gemacht werden. Er ſei auch, eh' er's verſehen, vom Wägelchen zu Boden geriſſen geweſen und habe ſeine Seele im Stillen bereits der himmliſchen Barmherzigkeit anempfohlen; aber mit übermenſchlicher

Kraft ſei Jörg in den Haufen gefahren, die wüthenden und theils berauſchten Geſellen zu Boden ſchlagend oder in die Flucht jagend. Da hab' er hinterrücks den Hieb über den Kopf erhalten. In der Hitze habe er's nicht bemerkt, bis ihm das Blut in die Augen gefloſſen ſei. Zum Glück hätten ſie ſogleich im Bade unten am Wald den Doktor angetroffen, der die Wunde verbunden und verſichert habe, es ſei gar keine Gefahr vorhanden, höchſtens werde eine Schwäche folgen wegen des ſtarken Blutverluſtes. „Ich glaube nun ſelbſt," ſchloß der Riedmüller, „der Himmel muß dir heute deine Beſorgniſſe eingegeben haben. Ohne den Jörg läg' ich wohl droben im Etzelwyler Walde."

Ameile ſchaute unbeweglich auf das bleiche Geſicht des Schlummernden und zählte ſorgſam die leiſen Athemzüge. Sie gingen gleichmäßig und ruhig, als läg er nach ermüdender Arbeit in einem friedlichen Traume. Und auch der Doktor hatte es ja geſagt, daß keine Gefahr vorhanden ſei; aber gleichwohl war das Herz des Mädchens von einer ſchweren Beklommenheit erfüllt, nicht mehr blos aus Angſt und Furcht, manchmal regte ſich's wie ein heimlich ſüßer Stolz und dann wollte der Athem in der Bruſt ſtocken, als ob er keinen Ausweg mehr fände. Ameile ſtand leiſe auf und öffnete das kleine Fenſter, in die friſchkühle Nacht hinausſchauend. Das leiſe Plätſchern des Mühlenbaches und vom Dache herab manchmal ein kaum hörbares traumverlorenes Zwitſchern ſprachen wie tröſtende Stimmen aus der tiefen Stille. Wald und Wieſe lagen von einem milden Sternenſcheine überfloſſen, und Ameile war's, als möcht es weit, weit hinausziehen über Berg und Thal, hinauf

zur Heimath der ſtillen Sterne; aber wieder mußte es zurückſchauen auf das bleiche Antlitz des Schlafenden, über das manchmal ein ſchneller röthlicher Schimmer dahinglitt. Die langen, dichten Wimpern des geſchloſſenen Auges warfen einen durchſichtigen Schatten auf die Wangen herab, und unter der weißen Binde, die um die Stirn ging, quoll ein dichter Kranz dunkler Haarröllchen hervor. Wenn er doch ſtürbe, fuhr es Ameile durch die Seele, ſo ſchön iſt er ja in ſeinem Leben nie geweſen, ſo ſtill und ſchön wurde die Mutter beim Sterben. Es beugte ſich hinüber und neigte ſeinen Mund auf die leiſe geöffneten Lippen. Die Bruſt des Schlafenden hob ſich in einem ſchweren Seufzer und als Ameile emporblickte, ſchauten es zwei große, dunkle, und doch ſo freundlich milde Augen ſo wunderbar ſchimmernd an, daß es ihnen unwillkührlich antworten mußte: „Armer, lieber Jörg, ſtirb nur nicht und werde bald wieder geſund, mir zu lieb.“

Arm und Lieb.

Eine liebe Hand hat den beſten Verband, ſagt das Sprichwort, deſſen Wahrheit ſich ſichtlich auch an Jörg bewährte. Seine Wunde ſchloß ſich auffallend ſchnell und nach wenigen Tagen ſchon ging er ſeiner gewohnten Arbeit nach. Gleichwohl ſah er trotz der fröhlichen Lebendigkeit, die aus ſeinen Augen leuchtete, bleich und manchmal leidend aus; im Kopfe empfand er oft plötzlich einen brennend ſtechenden Schmerz, beſonders, wenn er eine Laſt heben oder tragen wollte. Jörg ſagte Niemandem davon, im Ge-

danken, das werde ſich mit der Zeit von ſelbſt verlieren. Faſt lächerlich kam es ihm vor, wie er oft ganz unabſichtlich den milden Sonnenſchein aufſuchte, unwillkührlich blieb er da an einem ſonnigen Plätzchen mitten in ſeiner Arbeit minutenlang ſtehen, ohne zu wiſſen, warum. Recht wie ein alter Mann, dachte er im Weitergehen.

Am Oſtertage war Jörg das erſte Mal ſeit dem Unfalle zu ſeiner bekümmerten Mutter gegangen. Auf der Rückkehr ſtieg er die Halde aufwärts nach dem Hardwege. Da ſetzte er ſich am Waldrande unter eine Buche und ſchaute ſinnend auf die ſtille, blühende Einſamkeit. Es kam dem Jüngling vor, als hätt' er noch keinen ſo herrlichen Frühling erlebt, wie dieſes Jahr. Die Wieſengründe waren mit dem Golde der Rinderblumen überſponnen und daraus hervor ragte Baum an Baum, bereits mit einem röthlichen Lichte umhaucht, das die ausbrechende Blüthe verkündete. Ueber dem Walde weg ſtanden in dämmerndem Schimmer die Schneeberge, von deren weißen Gipfeln ſich der blaue Himmel über das Land hereinwölbte. Wie quoll da ſo warm und erquickend die Sonne herab auf jedes Hälmchen und Knöspchen, das ſich faſt hörbar athmend emporrichtete. Aus dem Walde von hüben und drüben klang und ſang es, als ob die Vögelein um das ſtille Ried ihre Oſterfeier hielten. Jetzt erhob hinten in den Erlen der Kukuk ſeinen weittönenden Ruf. Es war der Erſte, den Jörg dieſes Frühjahr gehört. Halt, dachte er lächelnd, wenn ich jetzt Geld bei mir habe, ſo werde ich das ganze Jahr ſolches haben. Er ſuchte in allen Taſchen herum, aber ſie waren leer und kein Kreuzer darin zu finden. Das kann ja nicht

anders ſein, ſagte der Burſche vor ſich hin, hab' ich doch Alles der Mutter gegeben. Nun, Geld iſt Geld — laß' ſehen, hab' ich ſonſt Glück. Kukuk — „Glück!“ Kukuk — „Unglück!“ Kukuk — „Glück!“ Kukuk — „Unglück!“ Der prophetiſche Rufer ſchwieg und im Augenblick darauf rauſchte ein ſcharfer Flug durch die Zweige. „Ja, pack dich nur,“ rief Jörg halb ärgerlich dem Vogel nach, der über das Ried weg hinüber nach dem Tannenwalde flog, „diesmal biſt du ein ſchlechter Lügenprophet.“ Und doch, dachte er ſinnend, bin ich froh, daß Ameile nicht da iſt.

Vom Dorfe klang die Glocke durch den Hardwald herauf. Jörg erhob ſich und ging langſam den Weg waldeinwärts. Beim Waldbrünnle ſetzte er ſich auf den umgeſtürzten Trog, neben dem der feine, hellglitzernde Waſſerſtrahl niederſickerte. „Ach,“ athmete Jörg nach einer ſtummen Weile auf, „hätt' ich den Schatz, der da drunten liegen ſoll und Ameile wär' arm, ärmer, als ich jetzt ſelbſt es bin!“ —

Aus den ſüßen Träumereien, die ſich an dieſen Wunſch ſchmiegten, wurde er durch ein leichtes Geräuſch vom Wege herauf geweckt und nach wenigen Augenblicken tauchte Ameile aus dem ſchattendunkeln Ranke hervor. Jörg, der ſeine Gedanken nicht ſo ſchnell los werden konnte, wollte bei deſſen Anblicke ein ſchmerzlich wehmüthiges Gefühl überkommen. Um das feine Geſichtchen mit den tiefblauen Augen der reichen Müllerstochter kräuſelte ein leichtes Florhäubchen, und den ſchlanken Leib umſchloß das ſchwarzſeidene Tſchöple, die Aermel bis auf den Vorderarm herab in zierliche Falten geheftet. Von dem ſammtenen Göller hingen zu beiden Seiten des ſchneeweißen Mänteles Silber-

kettchen, aus deren fein durchbrochenen Endhaften helle Goldblättchen schimmerten; um den kleinen Fuß, der beim Heraufsteigen unter der weitfaltigen blauen Jüppe hervortrat, schmiegte sich bis an den Knöchel herauf ein weiches Sammtstiefelchen. Jörg blickte in nicht abzuwehrender Betrübniß vor sich nieder auf seine schweren, unförmlichen Lederschuhe und die elbbraunen Halbleinhosen, die einen schon mehr als sonntäglichen Gebrauch verriethen.

„Das ist brav, Jörg, daß du gekommen bist," rief Ameile schon von Weitem; „mir wird's allemal angst da beim Waldbrünnle, besonders seit das alte Hestermannle da todt gefunden worden ist." Das Mädchen blieb vom raschen Gehen ausathmend stehen und schaute Jörg mit freundlichem Lächeln in's Gesicht. „Du bist recht bleich," sagte es theilnehmend, „fehlt dir Etwas?" — Jörg schüttelte Nein mit dem Kopfe. „Ich hab' aber recht gewünscht, du wärest auch in der Kirche," fuhr des Riedmüllers Tochter, sich zum Weitergehen anschickend, fort, „die Predigt hätt' ganz gepaßt für dich." — „Ich will sie lieber von dir hören," meinte Jörg.

„Ja, aber ich kann dir's nicht so wiedersagen. Der Pfarrer zeigte so schön, wie der Mensch manchmal Ahnungen habe von guten oder schlimmen Ereignissen, die ihm bevorstehen, gleichsam ein Schatten, der vor den Dingen her in's menschliche Herz falle. Da hab' ich gedacht, es sei gerade so mit mir gegangen, als ihr in's Luzernbiet fuhret. Aber du glaubst nicht an so Etwas." — „Nein," sagte Jörg halb lächelnd, da er an den Kukuk dachte; „'s ist manchmal auch nicht gut, daran zu glauben. Aber sag, hast du jetzt auch so Ahnungen?" —

„Ach," antwortete Ameile leiſe, „wenn nur die Mutter noch lebte; ich mußte heute recht weinen, als ich auf ihr Grab kam."

Jörg gingen dieſe Worte ſcharf in die Seele. Er glaubte darin wieder deutlich zu ſehen, wie kleinmüthig ſich Ameile in ſeiner heimlichen Liebe fühle, zumal dem reichen Vater gegenüber, und obwohl der arme Burſche keine Worte fand, dieſe bedrückende Empfindung auszuſprechen, wollte ſich doch faſt Etwas wie Trotz in ihm regen. Hab' ich ja den Anlaß nicht gegeben, daß es ſo ſteht, dachte er; aber dieſer Gedanke verſank ſchnell wieder in der Erinnerung, wie lieb ihm das freundliche Kind ſchon all die Jahre her geweſen ſei.

Am Rande des Waldes blieb Jörg ſtehen. „Geh' du voraus," ſagte er leiſe, „ſie brauchen uns drunten nicht beiſammen zu ſehen." — „Du haſt recht," erwiderte Ameile raſch, „aber gelt, du kommſt bald nach?" dabei ſchaute es dem Stehenbleibenden mit ſo holdſeliger Freundlichkeit in die Augen, daß der letzte Schatten aus ſeinem Gemüthe wich und er mit klopfendem Herzen der ſchönen Wandlerin nachſchaute, wie ſie leicht und zierlich im Hinabgehen winkend nach ihm zurückblickte. —

Am ſtillen Nachmittage ſaß Jörg in der kleinen Weidenlaube draußen am Mühlbache. Er ſchaute träumend in das ſummende Waſſer, wie die Wellchen kamen und gingen und in der kleinen Einbuchtung hinter dem knorrigen Wurzelſtocke zu ſeinen Füßen in verſchwimmende Ringeln zuſammenfloſſen. So ging es im Innern des ſtillen Beſchauers. Die heftiger bewegten Empfindungen und Gedanken beſanf-

tigten ſich allmälig wieder im Nachdenken über das heimliche Glück, das er im Herzen trug, das immer nur wie ein fernes, zerfließendes Traumbild vor ſeiner Seele geſtanden, an das er nie zu hoffen gewagt und das ihm nun doch ſo plötzlich zu Theil geworden. Aber freilich, es müſſen ſich ja auch am reinſten Sommerhimmel immer wieder dunkle Wolken ſammeln.

Der Riedmüller hatte am Mittageſſen erzählt, es ſei vergangene Nacht dem Bodenbauer in der Rüti droben eingebrochen und wohl an 500 Fr. baares Geld geſtohlen worden. Ein junger Burſche, den der Bauer letzten Herbſt aus Erbarmen aufgenommen, ſei aus dem Hauſe verſchwunden und werde wohl der Dieb ſein. „Wenn der alte Bodenbauer noch lebte, es würde aber dem Schelm ſchlimm ergehen," meinte der Riedmüller; „der konnte mehr als Brod eſſen. Er hat einmal Einen, der ihm eine Speckſeite geſtohlen, gezwungen, dieſelbe in einer einzigen Stunde vom Müswanger Berg her auf den Achſeln zurückzubringen. Meine Mutter hat's tauſend Mal erzählt, wie der Schelm ſchweißbedeckt und athemlos hergekommen und dann wie todt umgefallen iſt."

„Ich möcht' nur auch wiſſen, wie das hergeht," ſagte Ameile, das nur mit halbem Ohre auf des Vaters Erzählung gehört hatte; „das muß aber ſchrecklich ſein."

„Ja, wie das genau geht, weiß ich eben auch nicht," meinte der Müller; aber ſo ſchnell der Banner zu ſeinen Sprüchen ein Rad dreht, ſo ſchnell muß der gebannte Schelm laufen, wenn er keine Gegengewalt hat."

„So Etwas kann ich einmal gar nicht glauben," ſagte

Jörg, „daß einem Menschen über den andern solche Gewalt gegeben ist. Ich mein immer, das sind alte Mährchen.“

„So Etwas ist aber so wahr,“ entgegnete der Müller eifrig, „als es wahr ist, daß das Lumpenpack heut zu Tage Nichts mehr glaubt und darum betrügt und stiehlt, weil es vor Nichts keine Furcht mehr hat.“

Jörg fuhr mit der Hand rasch nach dem Kopfe, es war ihm der heftig stechende Schmerz durch die Narbe gefahren. Er spürte auch, wie eine brennende Röthe ihm über das Gesicht kam und in seinem Innern hastete es nach einer Antwort auf des Müllers Rede. Da sah er, wie Ameile das Gesicht tief niederbeugte und ihn mit seinen lieben Augen stillbittend anschaute. Sogleich preßte er die Lippen fest aufeinander, wie, um sie in sichern Gewahrsam zu nehmen, und ging schweigend aus der Stube. Als der Jüngling sich mit Mühe beruhigend draußen an der Stiege stehen blieb, kam Ameile rasch durch den Gang nach, legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn heftig auf den Mund. „Du Böser,“ flüsterte es schnell, „der Vater hat's ja nicht so gemeint; aber du bist brav und lieb, Jörg.“ Damit huschte die lächelnde Versöhnerin in die Küche und trug aus derselben eine Schüssel nach der Stube zurück.

Jörg stolperte in vergnügter Verwirrung die Stiege hinunter und ging am Mühlbache hinaus in die stillen Wiesen. Da aber regte sich wieder der schnell verscheuchte Unmuth und er hatte in seiner Weidenlaube schon lange darüber nachgedacht, welch schweres Loos die Armuth ihren Kindern auferlege, als plötzlich Ameile's freundliches Gesicht um die Blätterhecke hervortauchte. „Machst Kalender?“

fragte es neckend, „ich kann dir auch ein Stücklein dazugeben. Was meinſt zum Exempel, was iſt das?“ dabei hielt das Mädchen einen zierlich gefalteten Brief in die Höhe.

„Zeig her,“ rief Jörg nach dem Papiere langend.

„Nur gemach, Meiſter,“ entgegnete Ameile frohgelaunt, „vorerſt verſprichſt du mir Nummer Eins, nicht verdrießlich zu werden, und zweitens, mir Alles, wie ich dir's ſage, auf's Wort zu glauben.“

„Das thu' ich ja immer,“ ſagte Jörg gutmüthig.

„Nun denn,“ fuhr das Mädchen, ſich mit komiſcher Wichtigkeit neben Jörg ſetzend, fort, „ſo lies einmal die Unterſchrift.“

„Ah“ — machte Jörg erröthend — „Ba — Banner — Banner — das iſt der Scharfſchützenhauptmann, der zuletzt hier im Quartier war.“

„Eben der“ — ſagte Ameile wichtig, „der ſchöne, freundliche Herr, der den ganzen Tag ſo blank und ſauber daſtand, als käme er aus einem Truckli und von dem du ſelbſt ſagteſt, daß, wenn du ein Mädchen wäreſt —“

„Ich weiß wohl, was ich damals ſagte,“ murmelte Jörg.

„Daß du ihn in dieſem Falle zum Mann haben möchteſt,“ ſchloß die Quälerin. „Und der ſchreibt mir nun, daß ihm die ſchöne Welt droben am Zürichſee zu eng werde und er deshalb mit meiner und des Vaters Erlaubniß bald wieder einmal in's Ried kommen möchte.“

„Und die hat der Vater ſogleich ertheilt,“ ſagte Jörg, die Augen niederſchlagend, „da du jetzt ſo fröhlich biſt.“

„Nun, wenn dir meine Fröhlichkeit nicht recht iſt, kann

ich's bleiben laſſen," lächelte Ameile in ſich hinein; „aber nein, der Vater hat noch Nichts erlaubt, er weiß auch Nichts von dem Briefe, da er gleich nach dem Eſſen hinauf zu dem Bodenbauern gegangen iſt. Und weißt was — am beſten iſt's, er erfährt auch Nichts davon. Nimm du den Brief zu dir und bring ihn am Abend in die Küche, wir wollen ihn zuſammen verbrennen."

„Iſt dir das Ernſt," fragte Jörg leiſe.

„Gewiß iſt's mir Ernſt," flüſterte Ameile, indem es ſeine Stirn gegen die des armen Knechtes lehnte und ihm den Brief des reichen Freiers in die Taſche ſchob, warum ſollt's mir auch nicht Ernſt ſein, lieber Jörg?" —

Jörg gab keine Antwort. Sie ſaßen lange ſchweigend, Stirn an Stirn gelehnt, zu Füßen den murmelnden Bach, zu Häupten das von der ſinkenden Sonne umfloſſene, leiswehende Gezweig und in den Herzen die Seligkeit einer die Welt und ihre Sorge vergeſſenden Liebe. —

Als Jörg am Abend, um die Pfeife anzuzünden, in die Küche trat, wo Ameile ſchon im Hauskleide an den brodelnden Töpfen ſtand, mußte die alte Kathrin ſogleich nach dem Stalle wandern, da es hohe Melkenszeit ſei. Kaum war ſie die Treppe hinunter, kniſterte auch ſchon des Hauptmanns Brief, ſorgfältig auf ein mächtig brennendes Scheit gelegt, in ein zitterndes Aſchenhäufchen zuſammen. Während Jörg, den einen Fuß auf den Heerd geſtützt, dieſem Feueropfer der Liebe andächtig zuſchaute, ſprang ein blitzender Funken aus dem Feuer, und ehe er denſelben abgewehrt, war in die ſonntäglichen Halbleinhoſen ein umfangreiches, glimmendes Loch gebrannt. „Da haben wir's," ſagte er,

mit betrübter Verdrießlichkeit die fatale Brandstätte betrachtend; „das sind meine einzigen Sonntagshosen.“ Ameile mußte hellauflachen über den possirlichen Jammer, in dem Jörg vor ihm stand. „Ja, du kannst wohl,“ murmelte er ärgerlich, das schwarz beränderte Loch, das sich gerade auf dem Knie befand, so angelegentlich reibend, als wär's in's Fleisch gegangen, „du hast gut lachen, die hätten's aber noch wer weiß wie lang gethan.“ — „Nein, das hätten sie gewiß nicht,“ meinte Ameile, das seines Lachens immer noch nicht recht Meister werden konnte, „das hätten sie gewiß nicht, Jörg; ich dachte schon heut' im Hard droben, du solltest dir doch jetzt andere Sonntagskleider anschaffen. In diesen da dürftest du ja nicht einmal mehr in die Kirche.“

Jörg blickte nachdenklich in das Feuer. Er hatte zwar heute beim Waldbrünnle, da ihm Ameile so anmuthig und zierlich geputzt entgegengetreten, das ganz Gleiche gedacht, was ihm jetzt zugemuthet wurde; aber es that ihm gleichwohl weh und verdroß ihn, diesen Gedanken von Ameile aussprechen zu hören. „Ich hab' jetzt kein Geld für Kleider,“ sagte er fast trotzig; „übrigens weißt du wohl, ein armer Knecht kann nicht so aus dem Truckli kommen, wie gewisse andere Leute.“

„Jetzt bist du wüst,“ entgegnete Ameile gekränkt; „aber,“ fügte es bald in begütigender Absicht bei, „wenn du kein Geld hast, will ich dir ja gerne geben. Mir thut's doch nichts im Kasten.“

Jörg richtete sich langsam auf und dehnte sich aus, daß er fast um einen Kopf größer schien als gewöhnlich. Dabei schaute er Ameile mit Augen an, daß dieses innerlich zu-

ſammenſchrak. „Hörſt," ſagte er endlich mit dumpfer Stimme, „hätteſt du lieber gerathen, ich ſollt' ſtehlen, ich thät's eher, als ſo von dir Geld nehmen." Damit kehrte er ſich ab und ging mit ſchwerem Tritt zur Küche hinaus, die Treppe hinunter.

Ameile ſetzte ſich tief erſchreckt und gekränkt auf den breiten Heerd nieder. So hatte es Jörg noch nie geſehen und doch konnte es nicht begreifen, warum er ſo zornig geworden, warum er von ihm kein Geld nehmen möchte, da es daſſelbe doch ſo gerne gegeben hätte. Lieber ſtehlen — ſtehlen — flüſterte das Mädchen, mit leiſem Schauer ſich über die ſchreckhafte Vorſtellung in verworrenes Sinnen verlierend — aber was hat man von ſeinem Vater geſagt? —

Beim Nachteſſen erzählte der Riedmüller wieder von dem Einbruche bei dem Bodenbauer. Glücklicherweiſe ſei heute Nachmittag der Hirtenfritz in die Rüti gekommen und der verſtehe noch Etwas von dem Bannen. Der Bodenbauer woll' es drauf ankommen laſſen, bei den Behörden finde man doch keinen Schutz. Für Ameile war dieſes Geſpräch unheimlich und beängſtigend. Jeden Augenblick mußte es nach Jörg hinüberſchauen, aber der ſaß ſtill und in ſich gekehrt, als höre er Nichts von dem, was um ihn her geredet wurde. Er war noch bleicher als heute, und als er einmal aufblickte, meinte Ameile, dieſe trüben Augen müßten ſo eben geweint haben. Dieſer Gedanke that dem bedrückten Gemüthe wohl, und bald flüſterte das Mitleid mit dem Betrübten dem Mädchen zu, daß es doch eben allein ſchuld ſei an dieſer Traurigkeit, wenn es ſchon nicht recht

wiſſe warum und Beide ſich wohl gegenſeitig müßten mißverſtanden haben. Bei einer ſolchen Stimmung findet das liebende Herz ſchnell ein ausreichendes Mittel zur Verſöhnung, und bald auch glitt über Ameile's bisher bekümmertes Geſicht ein leichtes Lächeln, das einen gefundenen Herzenstroſt verkündete. Als der Vater dem Karrer befahl, morgen früh einen Zweiſpänner zu rüſten, ſie wollten bei dem Schloßbauer in Liebegg Korn holen, ſagte die Tochter ſchmeichelnd: „Aber Vaterle, weißt denn nicht, wie lange ich der Baſe in Lenzburg ſchon verſprochen, am Oſtermontag gewiß einmal zu ihr zu kommen? — und jetzt wird es wieder Nichts draus, da du nach Liebegg gehſt.“ — „Ja, Kleine,“ meinte der Müller behaglich, „was du Alles verſprichſt, kann ich doch nicht wiſſen; aber nach Liebegg muß ich, wie du weißt. Der Jörg kann dich ja nach Lenzburg führen, meinetwegen.“

Ameile ſchaute mit einem Blicke nach Jörg hinüber, daß dieſem aus aller Bekümmerniß ein plötzliches Lächeln aus dem Herzen ſtieg. Er empfand, daß Ameile das ihm angethane Leid wieder gut machen wolle; aber er mußte noch Zeit haben, die Kränkung abzuſtreifen und ſchlich ſich bald, nach einer beſonders heimlichen Zwieſprach mit der alten Kathrin, auf ſein Kämmerchen. Es iſt doch gut und hat mich lieb, dachte er ſtatt des Nachtgebetes, wenn's ſchon nicht weiß, wie's einem armen Teufel manchmal zu Muthe iſt. —

Als der Müller am Morgen das Kiſſen auf das Wägelchen brachte, an das Jörg den Braunen ſpannte, ſagte dieſer: „Ihr ſolltet mir etwa einen Kronenthaler geben,

Meiſter, damit ich abſchaffen kann und für alle Fäll etwas Geld habe.“ — „Du kannſt's ja aus dem deinigen zuthun,“ meinte der Müller obenhin, „und mir dann ſagen, wie viel es iſt.“ — „Ich hab' kein Geld mehr,“ antwortete Jörg, das Geröll aufſchnallend, „ich habe Alles der Mutter gegeben.“ — „Jörg, Jörg,“ mahnte der Müller, in den Sack langend, „ich kann dir nicht befehlen, was du mit deinem Verdienſt machen ſollſt; aber du ſollteſt endlich doch auch an dich denken. — Da haſt auch noch zu einer Maß für dich.“ Jörg ſpürte in der Hand, daß es ein Zwanziger war. Das giebt ein ſchönes Stück an ein Paar Hoſen, dachte er vergnügt, und fing dann an, das muthige Roß zu beſänftigen.

Das Reitwägelchen rollte bereits vom Hardwalde zwiſchen den Aeckern gegen das Dorf hinab und noch hatten die beiden Dahinfahrenden kein Wörtchen miteinander verloren. Ueber dem breiten Thale qualmte der von der Sonne angeglühte Morgennebel wie ein wechſelndes Feuermeer, aus dem Häuſer und Bäume wie ſchwarze Ruinen hervorragten. Ameile ſchien ganz in den ſeltſamen Anblick verloren; aber Jörg kam es vor, als fände es gleichwohl noch Zeit, manchmal unvermerkt einen halbſpöttiſchen Blick über ihn herablaufen zu laſſen. Der arme Burſche ſaß in der quälendſten Verlegenheit. Er hatte ſich vorgenommen, dem lieben Mädchen ſogleich zu erklären, wie's ihm geſtern Abend um's Herz geweſen, wie es ihn überhaupt plage, daß er ſo arm, Ameile dagegen ſo reich ſei, wie er wohl auch merke, daß es ſich ſeiner Liebe wegen vor dem Vater ängſtige und er deshalb lieber von ihm abſtehen wolle, wenn's ſein müſſe. Er hatte ſich das Alles ſo beſtimmt und ſchön aus-

gedacht und jetzt war ihm die Kehle wieder wie zugeſchnürt, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Gerade vor ihm auf dem Knie, das nirgends zu verbergen war, glotzte ein tiefbrauner Fleck, den die alte Kathrin ungeſchickt genug auf das gebrannte Loch geſetzt, wie ein großes Spottauge, und gleich daneben breitete ſich über dem Schooße Ameile's das ſchwarzſeidene Fürtuch, vom leiſen Winde leicht bewegt, ein beſtändiges Hohnzeichen. Und nun erſt noch in die Stadt, vielleicht gar zu der vornehmen Baſe! — Jörg ſchämte ſich ſeiner Dürftigkeit nicht, aber er wußte nun, daß ſich Ameile derſelben ſchäme, und ja doch auch nur, weil es ihn lieb habe. Faſt reute ihn ſchon, daß er das freundliche Anerbieten geſtern Abend ſo ſchnöde abgewieſen, und doch — nein, er hatte nicht anders gekonnt. Ja, wenn er ſein Herz einmal ausgeſchüttet hätte, dann möcht's eher gehen! —

In dieſen Gedanken ließ Jörg den Braunen wacker das Dorf hinabtraben, als Ameile vor einem großen Hauſe plötzlich die Hand auf ſeinen Arm legte und ſagte: „Halt da und warte ein Wenig, ich muß ſehen, ob Friedensrichters Roſele mitfahren will.“ Jörg wußte nicht recht, wie er dieſe Botſchaft aufnehmen ſolle. Er wäre gerne mit Ameile einzig geweſen, aber in die bisherige drückende Stille hinein konnte das immer frohe und lachende Roſele auch keine unangenehme Gefährtin ſein. Gleichviel, er hatte nicht zu entſcheiden; nach langem Warten kamen die beiden Mädchen Hand in Hand mit froher Lachlaune herangetrippelt.

Nun mußte Jörg, um bequemer Platz für ſeine beiden

Gefährtinnen zu finden, bedenklich zusammenrücken und das eine Bein mit dem fatalen braunen Auge auf dem Knie fast über das Leiterbäumchen lehnen. „Jemine," rief Rosele, sobald das Pferd angezogen hatte, lachend auf die schlimmgeheilte Brandwunde deutend, „was hast du da für einen geschickten Schneider gehabt, Jörg? Gewiß nicht den Herren-David." Jörg wurde über und über roth; Ameile aber war rasch bei der Hand, ihm von einer Verlegenheit in die andere zu verhelfen. „Ja," sagte es, in Rosele's heiteren Ton einstimmend, „denk', das hat unsere alte Kathrin unter meiner höchst eigenen Beihülfe so geschickt gemacht. Jörg ist uns gestern Nacht ob seinem Tubaken fast in Brand gerathen und da konnten wir in der Eile nicht besser helfen. Drum hat er mir jetzt aber auch einen großen Bündel Geld mitgegeben, daß ich ihm Tuch zu neuen Kleidern kaufen soll. Mich wundert's von dem Knicker, daß er mir's anvertraut; aber er sagt, er verstehe Nichts von der Sache." — „Da wollen wir ihn schon ausstaffiren," rief Rosele, „daß ihn das Geld auf dem Heimwege nicht schwer mehr drückt — da will ich mit dabei sein."

Jörg hörte nicht weiter. Er ließ den Braunen über die frisch bekieste Straße dahin brausen, daß die beweglichen Plaudermäulchen wohl zur Ruhe kommen mußten.

Als die muntere Gesellschaft beim Bären in Lenzburg abstieg, sagte Ameile: „Jetzt wollen wir gleich dem Jörg seine Sach abthun; später könnten wir nicht mehr Zeit haben." Jörg versuchte zwar allerlei verlegene Einwendungen; es könne später doch wohl noch geschehen, er wolle sich unterdessen selbst Etwas ansehen; aber das half Alles Nichts,

unter allerlei Neckerei Rosele's über seine Häuslichkeit mußte er wohl oder übel mit in den nächsten Laden treten. Da wurde denn eingekauft, daß dem armen Burschen fast Hören und Sehen verging. Ein feines, hellblaues Tuch, wie es reiche Müller zu tragen pflegen, zu einem Festtagskleide, grauer Halblein zu einem gewöhnlichen Sonntags- und Ausgangskleide, zweierlei dazu passende Westenzeuge und schließlich noch zwei Halstücher. Rosele, welches Jörg's Sträuben für übertriebene Sparsamkeit hielt, half dem nicht lange marktenden Ameile getreulich nach. Jörg mußte die Beiden willenlos schalten und walten lassen. Endlich wurde ihm der zusammengepackte Kram aufgeladen, Ameile drückte ihm dazu lächelnd einen Thaler in die Hand und sagte: „Da, das ist übrig geblieben, das kannst du nun meinetwegen noch vertrinken, bis wir von der Base zurückkommen." Die Mädchen gingen Arm in Arm die Straße hinunter, während Jörg wie im Traume mit seiner kostbaren Last nach dem Bären zurückkehrte. Er war froh, daselbst einen bekannten Fuhrmann aus dem Suhrenthale zu finden. So konnte er unter allerlei Gespräch und einem herzhaften Trunke dem Wirrwarr von Freude und unklarer Bangniß entgehen, bis die fröhlichen Gefährtinnen zurückkehrten.

Auf dem Heimwege, den der Braune durch den duftenden Abend in raschem Trabe zurücklegte, mußte Jörg noch manche Neckerei über sich ergehen lassen. Als sie unterhalb des Dorfes an das Haus des Herren-David kamen, sagte Ameile: „Es wär ja einfältig, wenn wir den Plunder nach Haus hinüberschleppten, um ihm morgen wieder zurückzu-

tragen. Gieb ihn da gleich ab, Jörg, und laß dir das Maaß nehmen; ich kann den Braunen unterdessen schon halten." Jörg konnte nun nichts Beßres mehr thun, als diesem Rathe Folge leisten.

Die Beiden waren jetzt wieder allein, als sie langsam den nachtdunkeln Hardweg hinauffuhren. „Ach, Ameile," sagte Jörg mit einem halben Seufzer, „ich weiß selbst nicht, wie mir's ist, oder was ich denken soll; 's ist mir ganz schwindlig." — „Bist du böse," flüsterte die süße Stimme so nahe, daß der warme Hauch des Mundes seine Wange berührte, „bist du böse, Lieber? Denk' doch, was mein ist, soll ja auch dein sein." —

Das stille Ried lag schon geraume Zeit in duftigem Sternenschimmer, als das Wägelchen mit zwei glücklichen Herzen auf den Mühlenhof hereinrollte.

Eine seltsame Geschichte.

Ueber den Wiesen dämmerte noch ein graues Zwielicht, als Ameile schon am Fenster seines Kämmerchens stand und nachdenklich in den erwachenden Tag hinausschaute. Hinter den noch dunkeln Spitzen der fernen Gebirge wallte der purpurne Morgen herauf, dem im nahen Walde schon Amsel und Drossel entgegensangen. In der Mühle selbst war's noch stille, nur die Wasser plätscherten von dem stillstehenden Rade mit schwerem Falle in die Tiefe hinunter. Ameile aber hatte eine seltsame Beklommenheit im Bette keine Ruhe mehr gelassen. Nach der Heimkehr von der frohen Fahrt

hatte es ſich mit heiteren Gedanken im Herzen und einem Lächeln auf den Lippen niedergelegt; aber wie neidiſch auf das ſtille Glück, kam der Schlaf mit ſchweren Träumen heran. Ameile war an ſeinem eigenen Angſtrufe erwacht und hatte das Kiſſen von Thränen benetzt gefunden; es erinnerte ſich wohl auch deutlich, im Traume heftig geweint zu haben, aber alles Sinnen war nun vergeblich, ſich die Bilder und Vorgänge dieſes Traumes wieder deutlicher in's Gedächtniß zurückzurufen. Es wußte nur, daß es Jörg's wegen in großem Jammer geweſen. Während es noch unruhig darüber nachdachte, ließen ſich unten von den Nußbäumen her leiſe Tritte hören, die jetzt ſtehen blieben und dann wieder vorſichtig heranzukommen ſchienen. Ameile ſchaute ſorgſam hinter dem hohen Geranium hinunter und ſah Jörg langſam und ſpähend um die Ecke herbiegen. Er blickte ſcharf auf den Boden und dann wieder unruhig nach allen Seiten um, während er kaum mit den Fußſpitzen aufzutreten ſchien. „Guten Tag, Jörg," rief Ameile dem Näherkommenden leiſe hinunter, „haſt gut geſchlafen?" — Der Angerufene fuhr ſichtbar zuſammen und blieb die Antwort eine gute Weile ſchuldig. „Wie du mich erſchreckt haſt," ſagte er endlich, „ich glaubte, es ſchliefe noch Alles." Mit dieſem kurzen, faſt unfreundlichen Beſcheide ging er raſcher, nun in ſeinem gewöhnlichen Schritte, über den Hof nach der Scheune hinüber.

Ameile ſah ihm verwundert und betroffen nach. Es hätte ſo gerne ein Wenig geplaudert, um die unheimliche Stille der nächtlichen Unruhe loszuwerden und nun war es durch das ſonderbare Benehmen Jörg's nur noch banger

geworden. Was er doch nur haben konnte. Reute ihn vielleicht das geſtern Geſchehene und war er jetzt böſe darüber? — Aber warum erſchrak er, bei dem freundlichen Anrufe ſo heftig und warum ſchlich er überhaupt in der frühen Dämmerung umher, wie — Ameile, das während dieſer Gedanken die blonden Haare zu flechten angefangen, ließ die halbvollendete Flechte plötzlich den Fingern entfallen und blickte mit einem leiſen Schreckensrufe hinter ſich. Es war ihm, als hätte da Jemand deutlich geflüſtert, „wie ein — Dieb!“ — Es war aber Niemand in dem Stübchen, als der über das Hard heraufſteigende Morgenſchimmer, der mit allerlei bunten Schattengeſtalten an den Wänden herumſpielte. Ameile wollte ſchon über ſeinen einfältigen Schreck lächeln; da plötzlich ſtand mit all ſeinen Einzelheiten der vergeſſene Traum deutlich und klar vor ſeiner Erinnerung, wie ein verdecktes Bild, vor dem unverſehens der Vorhang verſchwindet. Ja, es hatte ihm geträumt, es ſei von einer weiten, weiten Fahrt matt und müde heimgekommen; aber das Haus ſtand mit offenen Thüren leer und ſtill, wie ein Todtenhaus; kein Laut wollte ſich regen, kein lebendes Weſen erſcheinen. Ameile ging angſtvoll von Stube zu Stube; aber Nichts ließ ſich hören, als die eigenen Tritte, die in einem dumpfen Widerhall durch das ganze ausgeſtorbene Haus ertönten. Ameile wollte nach dem Vater, nach Jörg rufen; aber die Stimme war tief in der Bruſt verſchloſſen und kein Laut vermochte über die Lippen zu dringen. Vor Angſt und Bangigkeit weinend ging es in die Mühle hinunter. Da ſtanden in langen Reihen hohe, gefüllte Säcke herum; manchmal klang das Glöcklein, zum

Zeichen, daß wieder ein Maaß aufgeschütteter Frucht fertig gemahlen sei; aber die Werke standen doch alle still, kein Rauschen des Wassers oder Knarren des Rades und aus den runden Oeffnungen der Mahlgänge fiel kein Mehlstäubchen in die bereit hängenden Beutel herab. Endlich, am hintersten Kasten, sah Ameile einen Mann stehen, der eifrig Mehl in einen schwarzen Sack schöpfte. Es war Jörg, aber mit wilden, feurigen Augen, die aus einem todtbleichen Antlitz hervorleuchteten. „Um Gotteswillen," rief Ameile ihm entgegen, „was hast du auch und wo ist der Vater und die Andern?" — „Der Vater und die Andern sind gestorben schon vor vielen, vielen Jahren," antwortete Jörg mit dumpfer Stimme; „ich bin auch gestorben, muß aber hier bleiben, weil ich dem Vater Mehl gestohlen hatte und das that ich, um mir ein feines Sammtkleid kaufen zu können." Mit diesen Worten streckte die Gestalt ihre Hände aus, die immer länger und länger wuchsen, bis sie zu Ameile hinüberreichten. Es stieß einen lauten Angstschrei aus und erwachte.

In verworrenem Sinnen über diese Dinge ging jetzt das Mädchen nach der Küche hinunter, um das Morgenessen zu bereiten. Als das Feuer so lustig auf dem Heerde emporloderte und das auf dem langen Schranke aufgestellte Geschirr mit glitzernden Lichtern übergoß, fiel plötzlich auch ein heller Schein in das umdüsterte Gemüth Ameile's. „Ach," sagte es laut, „jetzt weiß ich's; der dumme Traum kommt nur daher, daß mich Jörg vorgestern hier so erschreckt hat mit seiner Rede, er wolle lieber stehlen, als von mir Geld nehmen — ja gewiß, das ist's." Ameile fand in dieser Auf-

hellung ſeiner dunklen Gefühle und Vorſtellungen einen ſo ſchnellen und wirkſamen Troſt, daß es mit heiterm Lächeln an den Jammer zurückdenken konnte, mit dem Jörg ſein verbranntes Kleid betrachtet hatte. Der Schaden iſt ja mehr als gutgemacht, dachte es vergnügt, wenn auch nicht mit einem Sammtkleide.

Dieſe Heiterkeit war indeß von keiner langen Dauer und ſollte bald genug wieder durch einen unheimlichen Schatten verdunkelt werden. Ameile hörte die Knechte und den Müller Trepp auf- und abgehen und ſah ſie drunten auf dem Hofe alle leiſe und eifrig ſprechend beiſammen ſtehen; dann gingen ſie wieder nach verſchiedenen Seiten auseinander, als ſuchten ſie Etwas. Ameile wunderte ſich, daß weder der Vater noch Jörg in die Küche kamen. Das war faſt immer der regelmäßige Morgengang des Vaters; wenn er drunten am Brunnen ein Glas friſches Waſſer getrunken, kam er in die Küche, um nach ſeiner Kleinen zu ſehen. Endlich, als die Morgenſuppe bereits fertig ſtand und Ameile eben hinübergehen wollte, um die Leute zuſammenzurufen, kam die alte Kathrin mit bedächtigen Schritten und geheimnißvollem Weſen herein. „Denke nur," ſagte ſie leiſe und rings umherſchauend, als ob ſie einen unſichtbaren Zuhörer befürchte, „denke dir, es iſt uns heute Nacht geſtohlen worden." — „Geſtohlen? —" rief Ameile tief erſchreckt, „um Gotteswillen, wo und was denn?" — „Ja, das iſt kurios," fuhr die Alte flüſternd fort, „mehr als kurios. Als der Jörg heut früh, wie er ſagt, um den Roſſen Kurzfutter nach der Scheune hinüberzuſchaffen, die neue Stoßbähre ſucht, findet er ſie nirgends und als die Mahler in die

Mühle kommen, ſind die zwei Säcke Semmelmehl fort, die ſie geſtern expreß noch für des Junkern in Liebegg zugerüſtet hatten. Die Thüre aber war ganz richtig verſchloſſen und Jörg hatte ſie vor den Andern mit dem Schlüſſel aufgemacht." — „Der Schelm könnte auch durch ein Fenſter eingebrochen ſein," ſagte Ameile leiſe. — „Nein, nein," entgegnete die Alte, „an den Fenſtern fehlt Nichts und die Säcke müſſen durch die Thüre getragen worden ſein, es liegt auch ein kleiner Mehlſtreifen vor derſelben nach den Nußbäumen hinüber."

Dieſer Bericht erfüllte Ameile mit neuer Beklommenheit. Lange ſtand es nachdenklich an den Schrank geſtützt, in das verglimmende Feuer blickend. „Wenn nur Jörg heute nicht der Erſte drunten geweſen wäre," ſagte es endlich im Selbſtgeſpräche vor ſich hin. — „Das mein' ich auch," fiel die Alte ein, „das iſt mir gleich verdächtig vorgekommen." — „Verdächtig?" rief Ameile ſich raſch, faſt heftig gegen die Alte wendend, „was iſt dir verdächtig?" — „Denk wohl, was dir auch," antwortete Kathrin brummend, indem ſie eine der Schüſſeln aufnahm, um ſie nach der Stube zu tragen; „aber das geht mich Nichts an und ich will Nichts davon wiſſen. Ich bin nicht der Schlüſſelwächter."

Der angedeutete Argwohn der Magd verletzte Ameile, und es hätte ſie gewiß hart angefahren, wenn ſie nicht ſo eilig davongegangen wäre. Die raſche Deutung, welche die Alte ſeinem halbunwillkürlich geſprochenen Worte gegeben, kam ihm wie eine ſelbſt erduldete Schmähung vor. Und doch wieder — es mußte ſich ſelbſt ernſtlich zürnen, daß es einen immer wiederkehrenden Gedanken faſt nur mit Gewalt

niederhalten konnte. „Das iſt ja eine rechte Schande für mich,“ ſagte es nach langem Sinnen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, „ſo Etwas ſollte gar nicht in mir aufkommen; da iſt aber auch gewiß nur der dumme Traum ſchuld daran.“

Bei der Morgenſuppe, zu der ſich die Leute nur langſam und nach vielem Rufen zuſammenfanden, wurde wenig geſprochen, Jedes ging ſeinen eigenen Gedanken nach. Dieſe Stille war für Ameile unheimlich und drückend; es empfand eine bange Neugierde, all die verborgenen Gedanken der Tiſchgenoſſen kennen zu lernen; aber es wollten ſich ihm ſelbſt keine Worte finden, ein Geſpräch anzubahnen. Es mußte faſt beſtändig nach Jörg hinblicken, der nachdenklich und mit niedergeſchlagenen Augen langſam einen kleinen Biſſen nach dem andern zum Munde führte. Er hat noch kein einziges Mal aufgeblickt, dachte Ameile und unwillkürlich entwand ſich ein hörbarer Seufzer ſeiner Bruſt. Jetzt ſchlug Jörg die Augen auf, aber ſie glitten von der Tochter eilig auf den Vater hinüber. Dieſer ſagte: „Aber iſt es denn auch ganz gewiß, Jörg, daß der Schlüſſel geſtern Nacht nicht vergeſſen worden iſt? Es iſt ja möglich, da du ſpät und wie mir's ſchien, ziemlich luſtig heimgekommen biſt.“ — „Ich hab' es ſchon geſagt,“ antwortete Jörg nachdrücklich, „der Schlüſſel hat heut früh, wie gewöhnlich, neben meinem Bette gehangen. Uebrigens —“ fügte er nach einer Weile hinzu, „iſt mir's recht, wenn Ihr ihn künftig ſelber verwahren wollt.“ Der Müller ſchnitt ſich bedächtlich ein Stück Brod, brach daſſelbe in viele kleine Bröckchen und antwortete dann: „Das iſt ſchon lang meine Sach nicht

mehr geweſen.“ Er trommelte noch eine Weile mit den Fingern auf dem Tiſche und erhob ſich, ohne das zerbröckelte Brod gegeſſen zu haben.

Erſt als Ameile die noch halbgefüllten Schüſſeln nach der Küche trug, fiel es ihm ein, daß weder vor noch nach dem Eſſen gebetet worden ſei. Das war bei ſeinem Gedenken noch nie geſchehen. Das fromme Kind faltete ſogleich die Hände, das Antlitz in tiefer Demuth zum Gebete neigend. Die Lippen ſprachen keine Worte, aber das Herz flehte ſtumm um Beruhigung, um Schutz vor böſen Gedanken und Worten. Ein ſolches tief innerlichſtes Flehen bleibt nie ohne Troſt. Als Ameile das Geſicht wieder erhob, war der dunkle Wirrwarr von ſtreitenden Empfindungen und Gedanken von ihm gewichen und mit heiterm Sinne ging es auf den Hof hinunter, um unter irgend einem Vorwande mit Jörg ſprechen zu können. —

Nicht ſo ſchnell war der Eindruck des Vorfalles bei den übrigen Hausbewohnern verwiſcht. Der Vater ſprach nicht viel davon; aber noch mehrere Tage nachher probirte er das große Schloß an der Mühlenthüre und rüttelte an den ſtarken Eiſenſtäben, mit denen die kleinen Fenſter verrammelt waren. Einmal ſagte die alte Kathrin zu Ameile, als ſie Beide zuſahen, wie Jörg einem alten Manne einen ſchweren Sack Korn von dem Hardwege her nach der Mühle herein trug: „Der Jörg iſt doch ein herzguter Menſch, und wenn er etwas Schlechtes macht, thut er's blos aus Gutheit gegen ſeine alte Mutter.“ Ameile ſpürte, wie ihm bei dieſem Worte das Blut in's Geſicht ſtrömte. Es ſah, wie tief der Argwohn bei der Alten und drum vielleicht auch

bei Andern Wurzel gefaßt, aber es mochte nicht weiter über die Sache sprechen und sagte daher blos: „Der Jörg hat gar nicht nöthig, Schlechtes zu thun; wenn er Etwas braucht, so weiß er auch, wo er's sonst haben kann."

Es ist jedoch ein geheimnißvolles Wesen um die Gewalt und Mittheilsamkeit fremder Gedanken, wenn das eigene Gemüth nicht tief befestigt ist. Sie wehen und weben in der Luft, daß wir sie unbewußt einathmen, sie verbergen sich im Wasser, das wir trinken, sie treten im Sonnenschein und in der Dunkelheit an uns heran und klopfen mit unsichtbarem Finger um Einlaß. Wir mögen nicht an eine Vorkommenheit glauben und wir würden sie daher auch bald vergessen haben; aber wir wissen, Andere glauben daran und vergessen sie nicht und ohne daß diese Andern davon sprechen, können wir's nun doch auch nicht vergessen. Der Glaube der Andern, mag er sich noch so sehr verschließen, beherrscht uns schon durch sein bloßes Dasein und nöthigt uns wider den eigenen Willen, sich mit ihm zu beschäftigen. Auch Ameile konnte sich von dieser räthselhaften Gewalt nicht losmachen. Nach den ersten Worten, die es an jenem Morgen mit Jörg über den Vorgang gesprochen, waren die unklaren Zweifel vollständig von ihm gewichen; aber es mußte sich mit diesem Nachhalle des Traumes immer wieder bemühen, da es wußte, daß auch in Andern ein ähnlicher Gedanke fortlebe.

Am Sonntag stand Jörg, als Ameile aus der Kirche heim kam, drunten unter den Nußbäumen; er trug zum ersten Male die grauen Halbleinhosen, die am Montag so fröhlich gekauft worden waren. Das neue Kleid saß viel

beſſer als das alte, abgetragene und plump geſchnittene, Jörg ſah darin zierlicher und faſt größer aus. „Ei der Tauſend,“ ſagte Ameile lächelnd, „du biſt ja viel hübſcher; haſt denn das Uebrige auch ſchon bekommen?“ — „Nein,“ erwiderte Jörg, „ich kann's erſt ſpäter holen; würd' es jetzt doch auch nicht tragen.“ Mit dem einzigen Wörtchen jetzt, das ſo leichthin und ohne Abſicht geſprochen war, verſchwand für Ameile ſogleich das unſchuldige Vergnügen, das es im erſten Augenblick empfunden und der Gedanke, daß das neue Kleid und jener verhängnißvolle Vorgang von Andern in Verbindung gebracht werden könnte, kam plötzlich mit banger Beklommenheit über ſein Herz. Dieſe Unruhe fand neue Nahrung, als Jörg zum Mittageſſen in die Stube kam. Ameile bemerkte, wie der Vater ſcharf nach dem neuen Kleide hinblickte und dann mit nachdenklichem Geſichte einen Marſch auf den Fenſterſcheiben trommelte. Die Tochter bebte innerlich zuſammen, als ſie bedachte, welch ein Gedanke jetzt im Herzen des Vaters könnte aufgeſtiegen ſein; hatte ſie ſonſt ſchon vor dem Augenblicke gebangt, wo ihr ganzes Herzensgeheimniß offenbar würde, ſo konnte ſie jetzt nur mit Zittern an die Folgen denken, wenn dies zu ſo böſer Stunde geſchehen müßte.

Am Nachmittage war Ameile allein zu Hauſe. Die Dienſtboten waren in's Dorf hinübergegangen, um dem Eierleſen zuzuſehen und Jörg mit ihnen; der Vater hinauf in die Rüti zu dem Bodenbauer. Ameile hatte Jörg verſprochen gehabt, zu dem luſtigen Feſte nachzukommen; doch jetzt wär's ihm unmöglich geweſen, es hätte ſich lieber vor gar keinem Menſchen mögen ſehen laſſen. Aber die lautloſe

Stille durch das weite Haus vermehrte ſeine bange Unruhe eher noch, als daß ſie dieſelbe beſänftigt hätte. Die Einſame fuhr bei dem leiſeſten Geräuſche, das eine auf dem Gange ſchleichende Katze verurſachte, aus ihrem Sinnen auf und horchte mit klopfender Bruſt, was kommen wolle; es regte ſich aber Nichts, und durch die leeren Räume ging nur ein ſtilles Wehen, wie das ferne Athmen eines unſichtbaren Schläfers. Das iſt ja ſo ſchaurig, wie mir's geträumt hat, dachte Ameile und ſtand auf, um hinunter zu gehen. Durch den Gang weg und die Treppe hinab eilte es immer ſchneller von Angſt erfaßt über die unheimliche Stille, durch die jeden Augenblick eine ſchreckhafte Erſcheinung daherſchreiten konnte.

Ameile ging an den Nußbäumen hinaus, dem Bache entlang. Wie lag die Welt ſo ſtill und feierlich in ihrer Frühlingszier! Selbſt die Vögel im nahen Walde ſchienen im Anſtaunen des blühenden Werdens zu verſtummen und der Bach glitt ſo ruhig dahin, daß man nicht wußte, war es ſein Rauſchen oder das leiſe Wehen in den Zweigen, was mit einem tönenden Säuſeln das Ohr umſpielte. Ameile athmete tief auf, da es dem bangen Hauſe entronnen war, aber der Friede, der über Wald und Wieſe wehte, konnte den Weg noch immer nicht zu ſeinem Herzen finden. Es ſetzte ſich in die kleine Weidenlaube und da löſte ſich in der Erinnerung an Vergangenes das bange Ahnen vor dem ungewiſſen Kommenden in milde Thränen, die faſt unbewußt über die Wangen herabglitten.

Die Tochter hatte ſchon lange ſo ſinnend und träumend dageſeſſen, als der Vater im Begleit eines Andern vom

Walde herabgegangen kam. Die Beiden blieben oben in de
Mitte der Wieſen ſtehen, da wo der Weg, von der Mühl
her dem Bache entlang aufwärts leitend, über das klein
Brücklein führt. Die Männer beſahen das Brücklein vo
allen Seiten und beſprachen ſich dann wieder miteinander
Ameile dachte, der Fremde werde ein Maurer oder Zimmer
mann ſein und der Vater wolle, wie früher ſchon die Red
davon geweſen, ein Brückengeländer anbringen laſſen. Er
trat daher aus ſeinem Verſtecke hervor und ſchritt langſam
gegen die Männer aufwärts. Sobald dies der Fremde be
merkte, verabſchiedete er ſich von dem Müller und entfernte
ſich auf dem Wege nach dem Walde zurück. Ameile erkannte
ihn jetzt an ſeinem etwas hinkenden Gange, es war der
Hirtenfritz.

Ameile ſenkte den Kopf, wie um dem noch immer fern-
ſtehenden Vater das erſchrockene Geſicht zu verbergen. Es
wußte ſogleich, worüber ſich derſelbe mit dem Hirtenfritz ſo
angelegentlich unterhalten hatte — das konnte nur eine
einzige Sache betreffen. Und doch, dachte es alsbald wieder,
iſt's vielleicht auch gut ſo; wenn der Hirtenfritz durch ge-
heime Kunſt Etwas weiß, ſo muß er auch wiſſen, daß Jörg
unſchuldig iſt. Aber, flüſterte ein anderer Gedanke, wenn
er Alles wüßte und es dem Vater ſagen könnte! — —
Ameile mußte ſich alle Gewalt anthun, um den näher kom-
menden Müller ruhig fragen zu können: „Was hat er ge-
ſagt? — weiß er Etwas, Vaterle?“ — Der Müller lächelte
halbverdrießlich und brach eine niederhängende Blüthen-
traube von dem Apfelbaume, unter dem die ſich Begegnen-
den ſtanden. „Nun ja, wenn du doch Alles ausſpionirſt,“

ſagte er endlich, „kannſt du's ſchon auch wiſſen. Nein, er ſagt, es laſſe ſich nicht wohl Etwas machen; der Schelm werde mit dem Geſtohlenen zweimal über das gleiche Waſſer gegangen ſein. Vielleicht da beim Brücklein und dann wieder droben über den Steg gegen das Neſt der alten Kräuter-Elſe.“ Ameile erzitterte bei dem drohenden Tone, mit dem die letzten Worte geſprochen worden. Mit innerem Zagen ſagte es nach einer Weile: „vielleicht iſt das auch nur eine Ausrede vom Hirtenfritz, weil er nichts Rechtes weiß.“ — „Nein,“ erwiderte der Müller ernſt, „das hab' ich immer gehört, was zweimal über das Waſſer getragen wird, kann nicht mehr zurück gethan werden. Uebrigens hat der Hirtenfritz dem Bodenbauer wieder faſt zur Hälfte ſeines Geldes verholfen. Der kann freilich Etwas.“ — „Hatte es wirklich der Bub' genommen?“ fragte Ameile lieſe. — „Das kann der Hirtenfritz nicht ganz beſtimmt ſagen,“ antwortete der Vater; „er meint, der Burſche habe vielleicht bei der alten Zigeunerin, deren Kindeskind er eigentlich ſei, Gegengewalt gefunden. Genug, von dem Geld iſt ſo und ſo viel wieder da. Mir aber,“ fügte der Müller im Weitergehen bei, „mir wär's um den Plunder gleich, ich möcht' nur wiſſen, wer's gethan hat und wie es zugegangen. Die Sach' iſt kurios und ein falſcher Verdacht hat Teufelsmacht, wie die Alten ſagten.“

Ameile wagte nicht mehr weiter zu reden oder zu fragen; es meinte, der Vater müſſe ihm die innere Bangigkeit an jedem Worte abmerken. Auch der Müller ging ſchweigend neben ihm her und erſt als ſie an das Haus herankamen, ſagte er: „Aber du redeſt mit keiner Seele davon, haſt

gehört; 's iſt gar Keinem mehr zu trauen und beſſer, du haſt auch mit dem Jörg nicht mehr ſo viel." —

Von der bangen Unruhe müde und erſchöpft ſaß Ameile hinter den Blumenſtöcken an ſeinem Fenſterchen. Die Sonne war noch nicht auf den Wald niedergeſunken und umfloß das bekümmerte Geſicht mit einem ſchimmernden Lichtkranz. Das hohe Geranium und die knospenden Roſenſtöcke bewegten ſich leiſe am offenen Fenſter und gerade darüber unterm Dache beſprach ſich zwitſchernd ein Schwalbenpaar über den Ausbau ſeiner Sommerwohnung, den die kleinen Bauleute auch am Sonntage mit zierlicher Emſigkeit fortführten. Durch dieſe Stille ließen ſich drunten von den Nußbäumen her leiſe Tritte hören. Ameile beugte den Kopf zwiſchen den Blumenſtöcken hervor und bemerkte Jörg, der fragend nach ihm hinaufblickte. Dem guten Burſchen war's bei dem frohen Feſte zu einſam geworden, da er unter den drängenden und jubelnden Schaaren das einzige Geſicht nicht finden konnte, das ſeine Augen ſuchten. Er kehrte daher heim, um zu ſehen, warum Ameile nicht nachgekommen. Er ging lange um das Haus herum, hinauf nach ſeinem Kämmerchen und wieder hinunter nach dem Garten, dann zurück nach den Nußbäumen, ein leiſes Liedlein pfeifend; aber Ameile wollte ſich nicht blicken laſſen, weder an ſeinem Fenſterchen, noch kam es die Treppe herunter: es blieb in ſeinem Stübchen, langſam ein Stück des zierlichen Sonntagsſtaates nach dem andern mit dem Werktagskleide vertauſchend. Es wußte wohl, daß Jörg ſeinetwegen ſo früh nach Hauſe gekommen, es wußte auch, daß er jetzt ſeinetwegen in Sorge und Unruhe war; aber

doch vermochte es nicht, hinunterzugehen oder mit ihm zu ſprechen. Es empfand dabei recht wohl, daß daran nicht blos die Mahnung des Vaters Schuld trage, es war eben all die Unruhe und Kümmerniß, die ſich um die frohe Unbefangenheit ſeines Gemüthes gelegt und die ihm nun die liebe Gewohnheit, mit Jörg zu plaudern, in bange Zurückhaltung verkehrte. Die junge Liebe bedarf zu ihrem ungetrübten Gedeihen des heitern, vertrauenden Gemüthes, wie die junge Knospe des Sonnenlichtes. — Falſcher Verdacht hat Teufelsmacht, dachte Ameile, ſich ſelbſt zur Entſchuldigung und zum Vorwurfe zugleich, als es endlich nach der Küche hinunter ging. Gleichwohl hoffte es, Jörg werde unter irgend einem Vorwande hereinkommen und dann, nahm es ſich vor, wolle es ihm recht freundliche Worte ſagen; aber es wartete vergeblich; Jörg hatte ſchon lange ſein neues Sonntagskleid mit traurigem Lächeln ausgezogen und war drüben in der Scheune beſchäftigt, bis zum Nachteſſen gerufen wurde. Kathrin und die Knechte erzählten dabei fröhlich von den Späßen des Feſtes, das ſie mit angeſehen. Jörg ſaß ſchweigend und in ſich gekehrt und ging dann mit einem kurzen „gute Nacht“ nach ſeinem Kämmerchen hinauf.

Das menſchliche Auge ſieht ſelten ſcharf, wenn es die feinen Fäden des eigenen Schickſalsgewebes zu zählen und zu bemeſſen gilt. Wir wiſſen wohl, daß zu dem äußerlichen Gewebe, das die Hand des Arbeiters fertigt, der erſte Faden nur nach mancherlei Vorbereitung gezogen werden kann, ſich dann aber raſch der zweite, dritte und die vielen Tauſende daran ſpinnen, die das ganze Gewebe bilden; die

feinen Seelenfäden unſeres Geſchickes fangen wir erſt an zu zählen und zu würdigen, wenn das Gewebe ſchon faſt zu Ende gediehen iſt. So zog das erſte unbedeutend ſcheinende aber abſichtliche Meiden Jörgs für Ameile und ihn ſelbſt ſeine Folgen über viele der kommenden Tage hinaus. Ameile ſuchte manche Gelegenheit, die Anlaß zu freundlicher Erklärung gegeben hätte; aber Jörg that, als bemerke er die ſonſt ſo wohlverſtandenen Winke nicht und ging ſchweigſam ſeiner Wege.

Der Bann.

Der in Feld und Wieſe rüſtig beginnenden Sommerarbeit lag Jörg diesmal, gegen ſeine frühere Neigung, lieber ob, als den Geſchäften in Scheuer und Mühle. Er verſpürte dabei zwar oft ſchon mitten im Tage eine eigenthümliche Mattigkeit in ſeinen Gliedern, die keine ſo rechte geſunde Müdigkeit war; auch empfand er bei jeder heftigen Anſtrengung den ſtechenden Schmerz im Kopfe häufiger und viel anhaltender als früher, ſo daß er oft unwillkürlich zu ſich ſelbſt ſagte. „du biſt doch nur noch ein halber Burſch und wirſt nimmer, was du ſchon geweſen biſt.“ Aber Luft und Sonnenſchein thaten ihm wohl, und ſo zog er, wo es immer anging, mit auf's Feld hinaus. Er blieb auch gerne bei den Arbeitern, die über Mittag nicht heimgingen und denen das Eſſen herausgebracht werden mußte. Vielleicht bemerkte es ſonſt Niemand, aber Jörg war im Stillen nicht undankbar dafür, daß an ſolchen Tagen Ameile das Eſſen

immer ſelbſt brachte. Gleichwohl war ſeit dem Sonntage zwiſchen den Beiden Etwas zurückgeblieben, das Beide empfanden, von dem ſich aber Keines Rechenſchaft geben mochte — ein unſichtbarer Schatten, der ſich vor das warme Sonnenlicht ſtellte, eine kühle Hand, die plötzlich nach dem zu alter Vertraulichkeit ſich ſehnenden Herzen griff, oder ſich auf die Lippe legte, die eben ein inniges Wort ausſprechen wollte. Sonderbarer Weiſe konnten ſie Beide gerade an denjenigen Orten, wo ſie früher am häufigſten und vertraulichſten beiſammen geweſen, faſt gar nicht mehr zu Worte kommen und ſuchten ſie abſichtlich zu meiden. Jörg kam nie mehr in die Küche, wenn er Ameile allein drinnen wußte und die grüne Weidenlaube draußen am Bache umſchattete immer nur einen Beſucher und hörte nur noch abgebrochene Worte trüber Selbſtgeſpräche.

Einmal, als Ameile Abends mit Jörg hinter den andern Arbeitern her von der Wieſe heimging, ſagte es: „Du haſt mich auch noch gar nie gefragt, warum ich am Sonntag nicht zum Eierleſen nachgekommen bin.“ Jörg ſuchte nach einer freundlichen Erwiderung, Ameile ging hart neben ihm her und hatte leiſe die kleinen Finger in ſeine Hand gelegt; aber nach langem Schweigen ſagte er: „Ich frage nicht gern nach Sachen, die man mir nicht ſonſt ſagen will.“ Das Wort war ihm noch nicht über die Zunge, als er auch ſchon deutlich empfand, daß es nicht das rechte ſei; aber Ameile hatte die Hand ſchon zurückgezogen und Beide verdoppelten ſchweigend ihre Schritte, um die Vorausgehenden einzuholen. An einem folgenden Abend ſagte Jörg: „Ich ſollte hinüber zum Herren-David, die Kleider

zu holen, ſie ſeien fertig; aber ich weiß nicht, ich bin ſo müde geworden heute." Ameile erwiderte raſch: „So wart' noch ein paar Tage, es wird dann auch ſchon finſterer gleich anfangs der Nacht." Jörg ſchaute ihm mit großen, traurigen Augen in's Geſicht; Ameile verſtand dieſen Blick und ſuchte nach einem freundlichen Worte der Aufklärung; aber bevor es ein ſolches gefunden, ging Jörg ſchon über den Hof nach dem Brunnen hinüber.

Er iſt dieſe Nacht trotz ſeiner Müdigkeit und dem gegebenen Rath noch über das Hard zum Herren-David hinübergegangen; aber mit den Kleidern erſt heimgekommen, als in der Mühle ſchon Alles längſt im Schlafe lag. Er legte das Mitgebrachte ohne ein Licht anzuzünden auf den Boden ſeines Kaſtens und ſtreute allerlei Lederbänder und Strickwerk, wie daſſelbe in der Mühle gebraucht wurde, darüber. Am Sonntage, als Jörg zu ſeiner Mutter hinaufging, trug er wieder ſeine alten, abgetragenen Halbleinhoſen.

In einem klaren Teiche ſind die Kreiſe, die ein hineingeworfener Stein zieht, deutlicher und länger ſichtbar, als in einer trüben Lache; aber allmälig verſchwimmen ſie doch in immer ſchwächere und weitere Schwingungen, und wird kein neuer Stein nachgeworfen, ebnet ſich die Fläche wieder zum ruhigen Spiegel, aus dem das reine Blau des Himmels zurückſchaut. So würden wohl auch die aufgeregten Gemüther mit der Zeit ihre ruhige Klarheit wieder gefunden haben, wären ſie nicht von einem neuen Wurfe des Schickſals aufgeſchreckt worden.

Wieder waren eines Morgens zwei Säcke feinen Mehles

aus der Mühle verſchwunden, während das ſtarke Schloß der Thüre feſt in ſeinen Riegeln lag und die Fenſtergitter kaum eine Oeffnung boten, durch die ſich eine Fauſt zwängen ließ. Begreiflich war Staunen und Unruhe noch größer als das erſte Mal. Als der von dem Vorfalle benachrichtigte Müller herunterkam, fragte er Jörg, der ſchweigend unter den flüſternden und verweiſenden Knechten daſtand: „Haſt du die ganze Nacht geſchlafen, Jörg?“ — „Nein,“ antwortete dieſer, „ich erwachte einmal und da meint' ich ein leiſes Geräuſch drunten zu hören, ich ging hinab, aber Alles war ſtill und die Thüre da war geſchloſſen; auch der Türk drüben regte ſich nicht.“ Die Knechte ſchauten bei dieſem Berichte einander verſtohlen an und der Müller ſagte: „Nun, wenn der Schelm nicht der Teufel ſelbſt iſt, ſo wird er mit den ſchweren Säcken wohl nicht durch das Schlüſſelloch geflogen ſein. Aber fort iſt die Sach' und wir können für einmal nicht helfen; geht nur hinauf zum Morgeneſſen und ſchwatzt mir nicht über die Geſchichte.“ —

Jörg gehorchte mit den Uebrigen der Weiſung des Meiſters. Er beachtete nicht, daß ſich Alle vor ihm her an den Brunnen drängten, um die Hände zu waſchen und ſchnell damit fertig waren, als er ſelbſt an den geräumigen Trog herangetreten war.

Der Müller ging langſam und ſcheinbar ganz unbekümmert, wie um ſich in der Morgenkühle zu erfriſchen, nach den Nußbäumen hinüber. Als er ſich hier allein ſah, griff er raſch mit beiden Händen in das hohe Gras und ſagte, dieſelben thaunaß zurückziehend, vor ſich hin: „Bei dem Thau muß der Staub weiter oben im Wege doch an-

gefeuchtet ſein — es wird ſich zeigen.“ Er ſchritt raſch am Bache aufwärts, bis da wo ſich der Fahrweg auf der einen Seite an einem langen Ackerlande hinzieht und mit einer feinen Staublage bedeckt war. Es war richtig, in dem thaufeuchten Staube ließen ſich die friſchgetretenen Fußſtapfen ganz deutlich vor den andern erkennen. Sie lenkten nach dem Brücklein. Jenſeit deſſelben lagen in dem Fußwege, der ſich nach dem Häuschen der alten Kräuter-Elſe von dem breitern Fahrwege abzweigt, deutliche Mehlſtreifen. Der Müller athmete tief auf und ſagte: „Da wird er die ſchwere Laſt feſter auf die Schulter gerückt haben — ſchon einmal über das Waſſer.“ Dann folgte er raſchen Schrittes der hie und da erkennbaren Spur, die über den obern Steg nach dem ärmlichen Strohhäuschen führte. Kaum fünf Schritte vor demſelben lag der letzte weiße Streifen. — —

Das Häuschen war verſchloſſen und die einſame Bewohnerin ſchien noch im Schlafe zu liegen. Vielleicht hat ſie heute Nacht wenig genug geſchlafen und muß es nachholen, dachte der Müller näher an die Thüre tretend, ich will einmal anklopfen. Er erhob die Hand nach der hölzernen Klinke, zog ſie aber ſchnell wieder zurück und murmelte: „Wenn' ich die Sach' nicht finde, ſo iſt ſie dann ſchon beſchrie'n und läßt ſich auch der Schelm nicht mehr erkennen. Zweimal iſt er doch über das gleiche Waſſer.“

Langſamer als er gekommen, ging der Müller wieder am Bache abwärts. Ein kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn und manchmal mußte er ſtehen bleiben, um tief aufzuathmen. Aber wer hätte das gedacht, ſprach es in ſeinem Innern, daß ich in meinen alten Tagen noch ſolche Dinge

erleben müſſe; jetzt iſt es klar —; nein, erhub ſich leiſe flüſternd eine andere Stimme, klar iſt es noch immer nicht. Oder wie, warum iſt dann die Mühlenthüre jedesmal wieder verſchloſſen? Säh' es nicht einem Einbruche von Außen ähnlicher, wenn ſie offen gelaſſen worden wäre? Sollte er das nicht auch bedacht haben? — Ja, aber wer weiß, entgegnete die erſte Stimme, wer weiß, wie lange das Handwerk ſchon unbemerkt betrieben worden iſt! und wie lange hätte es noch betrieben werden können, wenn ſich der Schelm nicht zufällig an Säcken vergriffen hätte, die expreß hergerüſtet waren! Wie viele lagen noch von mir ſeit Jahren nicht überzählt und ihm anvertraut in der Mühle! — Beide Male war er aber am Abend vorher nicht dabei und wußte Nichts davon, daß eben dieſe Säcke apart gerade zuvorderſt geſtellt wurden. — Der Müller ſtand ſtill, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. In ſeine Gedanken verloren, ſprach er laut vor ſich hin: „Aber wie hab' ich ihn ſo lieb gehabt, den Jörg.“ — Wie von dem Namen aufgeſchreckt, erhob ſich im Augenblicke eine Elſter von dem nächſten Baume und flog laut kreiſchend mit ihrem kurzen Flügelſchlage über den Müller weg nach dem Harde hinüber, wo bald ein ganzer Schwarm dieſer verdächtigen Vögel zuſammenflatterte. — Nachdenklich und halb erſchrocken ſah der Müller dieſem Schauſpiele eine Weile zu und dachte dann im Weitergehen: ob die es ſchon gehört hat, daß ich einen Namen genannt habe — jedenfalls ſoll es mir eine Warnung ſein; da ſind die ſtillſten Wege auch die beſten. —

Als der Meiſter auf den Hof hereintrat, ſtanden die

Knechte flüſternd, die Köpfe zuſammenſteckend um den Karrer herum, während Jörg allein drüben am Brunnen die Pferde zur Tränke führte. „Was habt ihr da herumzuduſeln," ſagte der Müller ſtreng, „wollt ihr heute Feiertag machen?" — Die Knechte gingen mit geheimnißvoller Miene auseinander, als hätten ſie ſich durch irgend ein Verdienſt beſondere Nachſicht erworben. Als der Müller in die Stube hinaufkam, ſaß Ameile den Kopf in die Hände geſtützt mit verweinten Augen am Tiſche. „Was haſt du, Kleine," fragte der Vater freundlich, „was fehlt dir?" — „Ach," antwortete Ameile leiſe, „mir iſt's ſo ſchwer, daß ich mich recht ausweinen möchte." — „Du machſt mir ja ganz angſt," meinte der Vater näher tretend und ſeine Hand auf die blonden Haare ſeines Kindes legend, „ſo ſag' mir doch, was dir begegnet iſt?" Mit bangem Herzen erzählte Ameile, daß es beim Morgeneſſen beinahe Händel gegeben hätte. Der Karrer habe an einem fort auf die kurioſen Schlöſſer geſtichelt, die Einer aufmachen und wieder ſchließen könne, während doch ein Anderer die Schlüſſel in Händen habe. Endlich habe Jörg zornig geſagt, wenn er ſich noch einmal muckſe, ſo ſchlage er ihm die Zähne in den Hals hinunter. „Und Jörg hätt' es gewiß auch gethan," ſchloß Ameile mit thränenvollen Augen zum Vater aufblickend, „wenn ich ihn nicht gebeten hätte, ruhig zu ſein." — „Da hätt' er ganz Recht gehabt," ſagte der Müller und öffnete raſch ein Fenſter, den Karrer heraufrufend. Dieſer trat mit einem wichtig erwartungsvollen Blicke herein, als ob er bereits im Beſitze des meiſterknechtlichen Anſehens ſtehe, das Jörg bisher innegehabt. Aber die Siegesfreude

verſchwand bald, als ihn der Meiſter barſch anließ: „Was haſt du mit dem Jörg gehabt, was hat er dir zu Leid gethan — du Schlingel?“ — Der Karrer ſtand lange verdutzt, bis er eine rechtfertigende Anklage zuſammengeleſen hatte. „Schweig,“ rief der Müller ſogleich, als er den Mund öffnen wollte, „ich will Nichts hören von dir, aber wenn du noch eine einzige derartige Andeutung über Jörg machſt, ſo weißt du, wo des Zimmermanns Loch iſt. Das kannſt du auch den Andern ſagen, wer noch ein Wort über die Geſchichte ſchwatzt, hat zum letzten Male an meinem Tiſch gegeſſen.“

Der Karrer zog halb verblüfft, halb trotzig ab und der Müller ſetzte ſich gemächlich zur kalt gewordenen Morgenſuppe nieder. Scheinbar ganz heiter und unbefangen plauderte er mit der Tochter von den Tagesgeſchäften und theilte ihr mit, daß er am Nachmittag zum Kornkauf über den Berg gehen wolle.

Ameile war wohl von einer bangen Laſt befreit, daß es mit dem Vater nicht weiter über den nächtlichen Vorfall ſprechen mußte; gleichwohl fand ſein Gemüth in dieſer ruhigen Zurückhaltung keine Beſänftigung. Es empfand deutlich, daß der Vater ſeine Gedanken und Abſichten nur zu verbergen ſuche; aber es konnte in ſeinem eigenen verworrenen Sinnen keinen ſichern Ausweg finden. Endlich nahm es ſich vor, Jörg zu bitten, mit dem Vater ganz offen zu reden und dieſem vor Allem die Schlüſſel zurückzugeben. Mag dann ſpäter kommen, was da will, dachte es, ſo iſt er doch ohne Verantwortlichkeit; aber ſo oft es den Vorſatz auf's Neue faßte, jedesmal fehlte ihm der Muth zur

Ausführung. Sobald Jörg in seine Nähe kam, erinnerte es sich des schrecklichen Gesichtes, mit dem er den Karrer angeschaut hatte, und das schon auf die Zunge getretene Wort wendete sich wieder einem andern gleichgültigen Gegenstande zu oder kehrte in ein nachdenkliches Schweigen zurück. Daneben wollte sich auch keine Gelegenheit zu einem heimlichern Zwiegespräch finden. Es war offenbar, daß Jörg dasselbe noch absichtlicher mied als früher. Ameile ängstigte sich auf's Neue darüber, ohne zu bedenken oder zu bemerken, daß sein eigenes ängstlich thuendes Wesen die Ursache von Jörgs Benehmen war. Es erwartete immer, er werde die Schlüssel von selbst zurückgeben; aber Jörg, der nun wußte, daß wenigstens unter seinen Mitknechten ein Verdacht gegen ihn obwalte, blieb bei seinem Amte mit dem Trotze des guten Gewissens. So vergingen einige stille, für Ameile aber unruhevolle Tage, an denen Jörg von früh bis spät auf dem Felde blieb, während der Vater fast beständig in Geschäften über Land ging.

Am Freitag sagte der Müller beim Nachtessen, daß er noch zum Schlosser in's Thal hinüber wolle; er habe mit ihm wegen einer Aenderung am Mühlenschlosse gesprochen und wolle ihm nun den Schlüssel zeigen. Nach dem Essen zog er denselben ab und befahl Ameile, nicht auf ihn zu warten, da er wohl spät heimkommen werde. Die Tochter folgte dieser Weisung mit heitererm Gemüthe, als sie die letzten Nächte zur Ruhe gegangen war. Es war diesen Abend das erste Mal, daß der Vater wieder an die geheimnißvollen Vorfälle erinnert hatte, und Ameile sah auch wohl, daß das Schlüsselamt in andere Hände übergegangen

und Jörg abgenommen ſei; aber das war's ja gerade, was es gewünſcht, und die ſchonende Art, mit der dies vom Vater geſchehen, ſchloß ſelbſt wieder manche tröſtliche Ausſicht ein. Auch Jörg ſchien gar nichts Arges dabei zu denken. Ameile wünſchte ihm wärmer und traulicher eine ruhſame Nacht, als dies ſeit Langem geſchehen war.

Mit nicht ſo heitern Gedanken ſtieg der Müller durch die eingebrochene Nacht gegen das Hard hinauf. Am Waldrande blieb er ſtehen und ſchaute nach der Mühle zurück, die ſich in immer dunklere Schatten einhüllte. Bald erloſch auch das kleine Lichtlein, das aus Ameile's Kämmerchen heraufgeſchimmert, während hinter dem ſchweigenden Tannenwalde gegenüber ſchwere Wolken emporſtiegen. Die Nacht wird finſter, ſagte der Müller und glitt geräuſchlos in den ſchweigenden Wald, ſo leiſe dahin ſchreitend, als ob ihm ſelbſt vor der geheimnißvollen Stille bangen wolle.

Als der nächtliche Wanderer an das Waldbrünnlein kam, blieb er horchend ſtehen und ließ dann einen leiſen Pfiff ertönen. Hart vor ihm regte ſich das Geſträuch und es richtete ſich über den rauſchenden Zweigen eine dunkle Geſtalt empor. Den Müller überrieſelte ein kalter Schauer, als er leiſe fragte: „Biſt du es, Hirtenfritz?“ — „Ja,“ erwiderte der Andere gleichfalls leiſe, „ich muß da ein Wenig eingeduſelt ſein. Iſt es Zeit?“ — „Sie werden wohl ſchon Alle ſchlafen,“ antwortete der Müller, „wir können wenigſtens vor den Wald hinübergehen.“

Die Beiden gingen ſchweigend mit einander zurück, bis ſie wieder am Waldrande angekommen waren. Durch die Wipfel der Eichen und Buchen ging von Zeit zu Zeit ein

rauſchendes Wehen, das ſich in langem Zuge über den Bergrücken hin verlor. „Wir werden ein Gewitter bekommen," ſagte der Müller nach den Wolken ſchauend, die ſich in mächtigen Geſtalten bereits über das Ried hereinbeugten. „Um ſo beſſer," erwiderte der Andere, „wenn die Geiſter der Elemente wach werden." — „Meinſt du, es werde auch gelingen?" fragte der Müller leiſe. „Das kann ich nicht beſtimmt verſprechen," gab der Hirtenfritz zur Antwort, „es kommt drauf an, ob er Gegengewalt übt. Zurückbringen wird er Nichts, da er zweimal über das gleiche Waſſer gegangen und Ihr ihn noch beſchrie'n habt am Morgen drauf. Aber die Planeten ſtehen günſtig, ſo daß wir ihn vielleicht ſehen oder doch kennzeichnen können. Ihr müßt nur feſt ſein."

„Horch, jetzt ſchlägt es im Dorf Elf," ſagte der Müller. Die Beiden zählten die langſam durch den ſtillen Wald heraufhallenden Glockenſchläge und gingen dann ſchweigend die Halde abwärts.

Als ſie gegen die ſtille Mühle herankamen, flüſterte der Müller: „Ich will ein Wenig voraus, daß der Türk nicht anſchlägt." — „Das iſt nicht nöthig," erwiderte der Hirtenfritz, „mich bellt bei der Nacht kein Hund an." Sie ſchritten hart an dem Lager des ſonſt ſo wachſamen Thieres vorüber, das ſich zum ſcheuen Erſtaunen des Müllers jetzt mit keinem Athemzuge regte. Geräuſchlos öffnete ſich die Mühlenthür und wurde hinter den Eingetretenen ebenſo leiſe wieder in's Schloß gelegt; der Müller aber ſtieß, als er dies zu Ende gebracht, einen halb erſtickten Schrei aus, da der weite ſchwarze Raum plötzlich von einem glühendrothen

Schimmer durchblitzt wurde. „S—t, still," machte der Hirtenfritz, „ich muß mir doch das Quartier beſehen." Als der Müller ſich umkehrte, hielt ſein Begleiter eine kleine runde Laterne in der Hand, die jetzt nur noch einen ſchmalen, bleichen Lichtſtreifen ausſandte, der geſpenſtiſch an den dunkeln Mauern herumglitt. „Das iſt der rechte Platz," ſagte der Hirtenfritz, indem er ein kleines Drehrad von ſeinem Rücken hob und neben einen hölzernen Stützpfeiler niederſtellte, „da kommt her und vergeßt nicht, was ich Euch geſagt habe." Er ſelbſt ſetzte ſich auf einen umgeſtürzten Sack Korn und breitete ein großes Buch über ſeine Knie, auf deſſen Schriftzeichen er das dürftige Licht ſeiner Laterne ruhen ließ. „Jetzt ſprecht noch einmal die drei höchſten Namen und dann beginnt," befahl er mit geheimnißvollem Tone. Der Müller kniete vor dem aufgeſtellten Rade nieder und faßte deſſen Wirbel, während der Hirtenfritz mit flüſternder Stimme aus ſeinem Buche zu leſen begann. Bald rieſelte dem Müller ein kalter Schauer durch Mark und Gebein; das Rad, kaum von ihm berührt, fing an ſich ſchneller zu drehen und bald ſchwang ihm der geſpenſtiſche Wirbel die ermüdende Hand mit unwiderſtehlicher Gewalt im Kreiſe herum, während von der ſauſenden Felge bläuliche Funken auszuſprühen ſchienen. Die kleinen ſpringenden Speichen verwandelten ſich in hohnlachende Fratzen, die vor den flimmernden Augen auf- und niederwogten und die ganze Mühle in ihren tollen Wirbel hereinſchwangen. Die ſchweren Mahlgänge tanzten auf und nieder, wie leichte Spielbälle und an die Ohren ſchlug ein dumpfes Brauſen, als ob das ganze Haus auf wogenden Gewäſſern dahin

wirble. Der Müller schloß die unstät irrenden Augen und die erlahmte Hand glitt kraftlos von dem sausenden Rade auf den Boden nieder. Da schlug plötzlich wieder ein greller Lichtschein durch seine Augenlider und der Hirtenfritz flüsterte, den Halbohnmächtigen an der Schulter schüttelnd: „Halt ein — halt ein, sonst sind wir verloren; er übt Gegengewalt.“ Das Rad blieb stehen und der Müller stöhnte, das Gesicht in die Hände drückend: „Gott helf mir, ich kann nicht weiter.“ — „Ruf keinen heiligen Namen an,“ raunte der Hirtenfritz, „jetzt gilt's Gewinnen oder Verderben — wir müssen ihn in's Leben treffen.“ Hastig gab er dem schwindelndem Manne das Gipfelkrönchen einer jungen Tanne in die Hand und befahl ihm, dasselbe in Kopfhöhe an den Stützpfeiler zu halten. Mit zitterndem Finger that der Müller, wie ihm befohlen war, während der Hirtenfritz mit drei kräftigen Hammerschlägen einen langen Nagel mitten durch das Krönchen in den Pfeiler trieb. Mit dem letzten Hammerschlage drang ein falber Blitz durch die niedrigen vergitterten Mauerfenster, dem ein gewaltiger Donner über das Haus nachrollte, daß alle Fugen erzitterten. Der Hirtenfritz ließ den Hammer fallen und der Müller taumelte an die aufgehäuften Kornsäcke zurück. „Was hast du da gethan,“ fragte er mit stockender Stimme, „können wir abstehen?“ — „Jetzt können wir's,“ murmelte der Banner, „jetzt ist er in die Lebenskrone getroffen; aber herzwingen können wir ihn nimmer.“

Der Müller stand tief athmend an die Säcke gelehnt, als draußen plötzlich ein rascher Tritt gegen die Thüre herankam und die Klinke mit kräftigem Griff angefaßt wurde.

Sogleich erloſch das Laternchen und der Hirtenfritz flüſterte ängſtlich: „Teufel und Hölle! jetzt will er doch noch kommen — ſeid ſtill.“ An der Thüre wurde gewaltig gerüttelt und Jörg's kräftige Stimme rief: „He da — aufgemacht!“ — „Ach,“ machte der Banner, ſich leiſe zum Müller niederbeugend, „nun wißt Ihr, wer's iſt; aber das Krönlein iſt ſchon geſchlagen. Jetzt geht und heißt ihn in Gottes Namen in's Bett gehen — vielleicht hilft's dem jungen Leben noch. Geht nur gleich mit ihm weg, ich werd' nachher den Weg ſchon finden.“ Der Müller preßte beide Hände gegen das Herz, es war ihm, als ob daſſelbe von einem dumpfen Schmerz zerſpringen müſſe; aber draußen rüttelte die Thüre immer gewaltiger und der Hirtenfritz drängte ängſtlich den Halbbewußtloſen fortſchiebend: „Zum Teufel, ſo geht doch und erlöſt ihn — ſonſt giebt's ein Unglück.“ —

Als der Müller die Thüre geöffnet, prallte Jörg gegen ihn heran, fuhr aber eben ſo ſchnell zurück, als der Meiſter mühſam ſagte: „Geh' in Gottes Namen zu Bett — nur ich bin's.“ — „Ich meinte, es ſei ein Schelm in der Mühle,“ ſagte Jörg ſtockend. Ich konnte vor Kopfweh nicht ſchlafen und da glaubt' ich auf einmal einen Schlag zu hören. An Euch hab' ich gar nicht mehr gedacht, Meiſter.“ — „Nun, ich“ — wiederholte dieſer, „ich bin erſt heimgekommen. Geh' in Gottes Namen, es ſteht ein ſchweres Gewitter am Himmel.“ — „Ja, es donnert ſtark, wir werden wohl nicht viel ſchlafen können,“ ſagte Jörg nachdenklich gegen die Treppe gehend, während der Müller langſam nach dem Brunnen hinüberſchritt, um ſich das glühende Haupt zu kühlen. —

Das Gericht.

Der Herbst lag mit seinen feuchten Nebeln über dem Lande und bleichte mit nächtlichem Reife die Bäume, die ihr abgetragenes Sommerkleid auf die einschlummernde Erde schüttelten. Es war dies immer eine trübe und melancholische Zeit in der einsamen Mühle. Droben in dem schmalen Thälchen staute sich der Bach, von den nächtlichen Regengüssen geschwellt, und ergöß seine Wasser über die Wiesen, die alsbald in einen kleinen See verwandelt schienen. Aus demselben stiegen schon mitten am Tage die stillen Nebel empor, zuerst wie leichte Räuchlein hin und her schwebend, aber allmälig dichter und fester stehend, bis sie als feuchte Wolken, platt auf der Erde liegend, über die Mühle herabwallten. Es kamen zwar um diese Zeit immer viele Leute aus dem Thale herüber und von den abgelegenen Berghöfen herab; aber sie kamen nicht, um mit geselliger Theilnahme die düstern Abende und windrauschenden Nächte verkürzen zu helfen; sie ließen blos mit hastiger Geschäftigkeit ihre Wintervorräthe mahlen und gingen dann wieder davon. Sie kamen und gingen wie die hohen Vogelzüge, die über dem Harde heraufschwammen, eine kurze Weile über dem Riede schwebten und dann wieder hinter dem Tannenwalde hinabtauchten.

Ameile sammelte am Nachmittage das dichtliegende Laub unter den Nußbäumen und trug dasselbe in großen Körben nach dem Garten hinüber, um den Beeten, in

denen Blumenzwiebeln oder Herbstsamen lagen, ein schützendes Winterkleid zu bereiten. Als es so niederkauernd mit sorglicher Hand Keim um Keim überdeckte, rann eine stille Thräne nach der andern über die Wange nieder. Ach, wie manche Blüthe war schon vor dem Herbst geknickt, deren Keim auf keinen Frühling mehr hoffen durfte. Ameile gedachte jenes Morgens nach der furchtbaren Gewitternacht, die auch ihm die sprießende Saat seiner Hoffnungen vernichtet hatte. Das waren schmerzliche, qualvolle Erinnerungen, aber ihre Bilder standen stündlich vor dem innern Auge und mochten durch keine Thränen gebleicht oder ausgelöscht werden.

Ameile erschrak damals über den Anblick des Vaters, der erst nach langem Rufen zum Morgenessen kam; er schien in der einzigen Nacht um Jahre älter geworden zu sein. Das sonst noch frische und volle Gesicht lag in tiefen Falten, aus denen die kleinen Augen halb traurig, halb zornig unstät hervorflimmerten. „Um Gotteswillen, was hast du auch, Vater?“ rief Ameile, „du siehst sterbenskrank aus; es wird dir doch kein Unfall begegnet sein?“ — „Ich will dir's nachher sagen,“ erwiderte der Müller mit gedämpfter Stimme; „ich bin nicht krank — sei nur unbesorgt.“ Er faßte den Löffel mit der Hand, ließ ihn aber immer vor sich hinschauend auf dem Teller liegen, bis ihn die Tischgenossen durch ihr Aufstehen aus seinem Sinnen weckten. „Bleib' noch ein Wenig da, Jörg,“ sagte der Müller, ohne aufzublicken, „ich muß dir Etwas sagen.“ Der Ton dieser Worte fuhr dem bangen Ameile wie ein lähmender Schlag durch die Glieder; es wäre nicht im Stande

geweſen, aufzuſtehen, auch wenn ihm der Vater befohlen hätte, mit den Andern hinauszugehen. Jetzt giebt es ein Unglück, war der einzige Gedanke, den es zu faſſen vermochte, und vor ſeinen Augen ging ein Flimmern, als ob es lichtgeblendet plötzlich in die dichte Finſterniß ſchauen müßte. Jörg hatte ſich erhoben und ſtand an das untere Ende des Tiſches gelehnt. „Was ſoll ich, Meiſter?“ fragte er ruhig. Der Müller lehnte ſich zurück und ſagte nach einer Weile mit zitternder Stimme: „Jetzt Jörg, ſag' mir aufrichtig, warum du das gethan haſt.“ — „Ich hab's Euch ja ſchon geſagt,“ antwortete Jörg, „ich konnte nicht ſchlafen und da meint' ich in der Mühle ein Geräuſch zu hören — drum bin ich hinuntergegangen.“ — „Nein, nicht das — darüber nachher,“ ſagte der Müller, beide Hände wie abwehrend vor ſich hinſtreckend, „zuerſt möcht' ich wiſſen, warum du das Mehl geſtohlen haſt.“ — Ameile ſtieß bei dieſem Worte einen leiſen Schrei aus, während Jörg vom Tiſche zurücktretend mit lauter Stimme rief: „Geſtohlen ſagt Ihr? — Nein, das wird doch nicht Euer Ernſt ſein, Meiſter.“ — „Ja wohl iſt das mein Ernſt,“ erwiderte der Meiſter mit dumpfer Stimme, „und das Leugnen kann dir Nichts mehr helfen. Ich weiß auch,“ fügte er leiſer hinzu, „warum dir der Schmerz im Kopfe keine Ruhe ließ. Bekenn' es mir, Jörg, wenn noch ein guter Funke in dir iſt.“ Der Jüngling ſetzte ſich erbleichend auf die Fenſterbank nieder. „Ich weiß nicht,“ murmelte er vor ſich hin, „was ich ſagen ſoll, das kommt mir zu unerwartet, Meiſter.“ — „Du ſollſt unverhohlen bekennen, warum du es gethan haſt,“ rief der Müller aufſtehend. „Du biſt der Dieb, ich weiß es

beſſer, als wenn ich es ſelbſt mit tauſend Augen geſehen hätte. Sprich nun, warum biſt du ein ſolcher geworden?“ — „Laßt mich einen Augenblick,“ bat Jörg mit zitternder Stimme, „laßt mich nur einen Augenblick beſinnen, mir wirbelt Alles im Kopfe.“ — „Laß es gut ſein, Vater,“ flehte Ameile, das ſich vergeblich aufzuſtehen bemühte; „ich bitte dich um der Mutter willen, thu' mir's zu lieb.“ — „Nun,“ ſagte der Müller, ohne auf ſein Kind zu hören ſich Jörg nähernd, „wenn dir das Sprechen ſo ſchwer wird, ſo will ich dir auf eine Spur helfen. Du weißt, am Oſtermontag hatteſt du kein Geld mehr und bald darauf heimlich Kleider, die mehr als einen ganzen Jahreslohn gekoſtet haben müſſen. Sag', biſt du die noch ſchuldig?“ — Ameile ließ die Hände vom Geſichte ſinken und ſchaute Jörg mit ſtarren Blicken an, als hätt' es eine angſtvolle Bitte auszuſprechen. Der Jüngling erhob ſich trüblächelnd und fragte an den Tiſch herantretend mit unſicherer Stimme: „Nun, Ameile, was ſagſt du dazu?“ — „Gnädiger Gott,“ ſeufzte zitternd das Mädchen, die Hände in den Schoß faltend, „ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll.“ — „Du weißt es nicht,“ ſagte Jörg leiſe vor ſich hin, indem er die Hand über ſeine Stirne legte — „du weißt nicht mehr, was du ſagen ſollſt? — Nun ja, dann kann ich gehen — dann iſt's genug.“ — Er ſchritt langſam der Thüre zu und ſagte noch gegen den Müller: „Thut nun, was Ihr wollt, Meiſter, ich habe Nichts mehr zu reden.“

Als die Thüre zuklinkte, raffte ſich Ameile auf und wollte dem Davongehenden nacheilen; aber der Müller faßte es am Arme und ſagte ſtreng: „Du bleibſt da — du

wirſt dem Schelm doch nicht nachlaufen wollen.“ Das Kind drückte ſein Geſicht an die Bruſt des Vaters und ſtammelte: „Aber ich — ich hab' ihm die Kleider gekauft.“ — „Du“ — rief der Müller die Tochter von ſich wegſtoßend — „du haſt ſie ihm gekauft? — und warum denn, wenn ich fragen darf?“ — „Ich hab' ihn lieb gehabt, Vater,“ antwortete Ameile weinend, „aber ich fürchtete mich vor dir.“ Der Müller hob die Hand zu einem raſchen Schlage empor; als er aber auf das ſtillweinende Kind, das in demüthiger Ergebung vor ihm ſtand, niederſah, ließ er ſie nieder ſinken und ſagte bewegt: „Dann haſt du nicht nur deinen Vater hintergangen, ſondern dich auch an einen undankbaren Dieb weggeworfen. So mag es ihm gehen, wie er's verdient hat.“ Der Müller ging ſchweren Schrittes aus der Stube, das halbohnmächtige Kind ſeinem Jammer überlaſſend.

An dieſe Dinge dachte jetzt Ameile, da es am rauhen Herbſtnachmittage die Beete zum Schutze vor dem Winter überdeckte, die es im Frühling mit Jörgs freundlicher Hilfe beblümt hätte. Es hatte ihn ſeit jenem ſchrecklichen Augenblicke nie mehr geſehen, ſich mit kindlicher Ergebung der Strenge des Vaters fügend, der in harten Worten Gehorſam verlangte. Am Abend jenes Tages war eine alte Bettelfrau gekommen und hatte Jörg's wenige Habſeligkeiten aus der Mühle abgeholt. Die neuen Kleider, die Ameile mit dazugelegt, ſchob ſie bei Seite und ſagte: „Das darf ich nicht nehmen.“ Seitdem vernahm Ameile noch hie und da, daß Jörg drüben im Thale und noch weiter hinab einen Platz geſucht; aber obwohl der Müller ſeinen Leuten auf's

Strengſte befohlen, über das Vorgefallene zu ſchweigen, war dem unglücklichen Jüngling doch überall der geſchändete Name vorausgeeilt, der ihn vergeblich an die Thüren klopfen ließ. Er kehrte wieder heim zu ſeiner alten Mutter und ſchlich da lichtſcheu um das verfallene Häuschen herum. Auch da war er ſeit Langem nicht mehr geſehen worden; Ameile hatte nur einmal im beginnenden Herbſte von der alten Bettelfrau gehört, daß er den ganzen Tag ſtumm auf dem Kunſtofen ſitze und ſich blos dann und wann beklage, wie er kalt habe und frieren müſſe. —

Dieſe Vorgänge hatten auf Ameile eine ſonderbare Wirkung gemacht. Während vielleicht in ſeinem eigenen Herzen der erſte unklare Verdacht entſtanden war und es ſich dieſes heimlichen Gedankens nie ganz zu erwehren vermocht, ſtand es ſeit jenem Morgen in ihm ſonnenklar, daß Jörg unſchuldig ſei, wie ein neugebornes Kind. Die Sicherheit, mit welcher der Vater ſeine Anklage feſthielt, konnte dieſen Glauben nie erſchüttern, obwohl Ameile ſich immer ſcheute, den väterlichen Beweggründen nachzufragen. Dieſer Glaube war auch die einzige Stütze, an der ſich das kummervolle Leben emporrichtete. Wenn es Gott gefällt, wird die ſchwere Zeit der Prüfung auch vorübergehen, dachte Ameile, und kein Gebet wurde beſchloſſen, das nicht auch um Troſt und Stärke für den unſchuldig Verfolgten gefleht hätte.

Als Ameile ſeine Arbeit beendigt hatte und trüben Blickes über die Gartenhecke ſchaute, wie der ſchwere Nebel, von ſcharfen Windſtößen bewegt, an der braunen Halde des Hardes auf- und niederwogte, ſah es die Bettelfrau am Mühlenbache herunterkommen. Es hatte ſie ſchon wochen-

lang nicht mehr gesehen und ging ihr eilig unter die Nußbäume entgegen, um einige Worte unbemerkt mit ihr sprechen zu können. Die Frau kam hastig heran und sagte scheu umherblickend: „Es ist gut, daß ich Euch allein treffe, Ameile. Ihr solltet einmal zu Jörg hinaufkommen, er möcht' noch gern mit Euch reden und ich glaube nicht, daß er's lange mehr kann." — „Um Gotteswillen, was ist mit ihm," rief Ameile erbleichend, „will er fort, oder —" Die Alte nickte geheimnißvoll. — „Ja, er will fort, glaub' ich, und einen weiten, weiten Weg machen. Wißt Ihr denn nicht, was die Leute sagen?" Ameile schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nein, ich sehe gar wenig Leute und sie sagen Nichts zu mir darüber." Die Frau kam ganz nah heran und flüsterte: „Ja sie sagen, der Hirtenfritz habe den Jörg gebannt und daran müß' er sterben. Der Hirtenfritz hat's selbst erzählt." Ameile senkte das Gesicht, über das von Neuem die Thränen niederflossen. „Geh' wieder zurück," sagte es, weinend der Alten eine Gabe in ihr Körbchen legend, „und sag' ihm, ich komme, so bald es dunkel werde."

Es war eine unheimliche, stürmische Nacht, durch die des Müllers Tochter am Bache entlang die Wiesen hinaufschritt. Der Wind fuhr in schweren Stößen von den Höhen herunter und schlug dem bangen Mädchen den eiskalten Regen in's Gesicht. Es achtete nicht darauf und bemerkte kaum, daß es jenseit des Brückleins durch fast fußtiefes Wasser waten mußte. In seinem Innern rief eine unabläßige Stimme: „du hast zu lange gewartet — du kommst zu spät!" — Die nächtliche Wandlerin jagte mit jedem Schritte schneller, die Brust pochte dem Winde entgegen,

nach Athem haschend und mit den kalten Regentropfen floß brennender Schweiß von der Stirne. Jetzt war der Steg erreicht und drüben schimmerte durch die Finsterniß ein mattes Lichtlein aus dem Häuschen. Ameile stürzte ihm, ohne auf den Weg zu achten, entgegen und drückte das glühende Gesicht an das niedrige Fensterchen. Drinnen im schwach erhellten Stübchen saß Jörg's alte Mutter und starrte bewegungslos, die grauen Haare tief über das Gesicht herabhängend, auf das Bett nieder. Ameile horchte, den Athem in der pochenden Brust niederhaltend; es ließ sich kein Laut vernehmen und nur der Wind rumorte durch das schadhafte Strohdach mit unheimlichem Pfeifen in dem leeren Balkenwerk. Ameile eilte um das Häuschen herum nach der Thüre. Als es leise in die Stube trat, kehrte sich die Alte um, starrte ihm lange in's Gesicht und sagte dann leise, mit der dürren Hand auf das Bett deutend: „Er ist still, ganz still." —

Ameile beugte sich auf den Stillen nieder. Er lag bewegungslos mit geschlossenen Augen, über dem eingefallenen Gesichte ein schmerzliches Lächeln, als ob er träume. „Schläfst du, Jörg," flüsterte Ameile, „sieh', ich bin da." — „Nein, er schläft nicht," sagte die Mutter, ihre grauen Haare langsam aus dem Gesichte streichend, er schläft nicht; er ist todt, schon mehr als eine Stunde."

Ameile sank auf das Bett nieder und drückte seine Lippen auf den kalten Mund, wie es in der Nacht gethan, da der Vater den Verwundeten ohnmächtig nach Hause gebracht. Jetzt aber gaben die dunkelglänzenden Augen keine Antwort mehr auf die stumme Frage. — —

Es war schon lichter Morgen, als des Riedmüllers Tochter von der stillen Todtenwacht nach Hause ging. Der Vater stand an der Treppe, ihr entgegenschauend. Als er die verweinten Augen sah, schritt er ohne eine Frage langsam um die Ecke herum nach der Scheune hinüber. —

Zwei Tage später ging ein stiller Zug über das Hard nach dem Dorfe hinüber. Auf einem kleinen Wagen, vor den des Müllers Brauner gespannt war, lag ein langgestreckter Sarg, hinter dem einige Männer in schwarzen, abgetragenen Hüten gingen. Diesen folgte Ameile, an der rechten Hand die alte Mutter Jörg's führend; auf der andern Seite ging das Bettelweib. Als der kleine Zug an das erste Haus herabkam, gesellte sich zu den Frauen noch ein schönes Mädchen, das da im Trauerkleide gewartet hatte. Es war des Friedensrichters Rosele.

Sei es Zufall oder Absicht — der Todte fand sein Grab am äußersten Rande des Kirchhofes, hart an der Umfriedungsmauer. Der Schnee hatte dasselbe noch nicht lange zugedeckt, als einige Schritte weiter einwärts ein neues Grab sich öffnete, in das die alte Kräuter-Else gelegt wurde.

Im Frühling, als die ersten Knospen trieben, kam das alte Bettelweib mit einem hochragenden Rosenstocke, der bisher in des Riedmüllers Garten gestanden. Die Alte suchte und schaufelte, und setzte den Strauch auf das abgelegene Grab an der Kirchhofmauer. Im Sommer war in dem weiten friedlichen Raume keiner, der vollere und duftigere Rosen trug; aber gleichwohl sah man vor und nach dem Gottesdienste keine stillen Besucher um denselben stehen. Sie gingen schnell vorüber oder kehrten zurück,

wenn ſie in die Nähe gekommen. Nur manchmal, wenn ſich die Menge verlaufen, kam von dem Grabe, auf dem der Name der Riedmüllerin auf einem glänzenden Schilde geſchrieben ſtand, ein bleiches Frauenbild herüber; bisweilen waren es auch zwei, von denen ſich jedes eine der blühenden Roſen brach. Ob die Beiden wohl nicht wußten, daß die Leute ſagten, in dem Grabe liege Einer, den der Diebsbann getödtet habe? — Die Leute ſagten und glaubten dies, obwohl der Doktor, der den Geſtorbenen ein einziges Mal, am Morgen ſeines Todestages, beſucht hatte, erklärte, Jörg ſei an einer alten Kopfwunde geſtorben, die anfänglich zu raſch geheilt und nachher vernachläßigt worden ſei, bis es zu ſpät geweſen. —

So verging der Sommer, der Winter kam und machte wieder einem Frühling Platz. Der dieſem folgende Sommer war noch nicht ganz abgeblüht, als die Thäler herauf wieder wie vor zwei Jahren zahlreiche Kriegshaufen gezogen kamen. Diesmal galt es einen ernſtern Kampf, die Auflöſung des Sonderbundes. Auch in der einſamen Riedmühle fehlte es nicht an Einquartirung, und eines Abends rückte mit mehreren Gefährten der Hauptmann vom Zürichſee daſelbſt ein, der das ſtille Quartier noch immer nicht vergeſſen konnte. Aber er würde dennoch die bleiche Wirthin kaum wieder erkannt haben, wenn ſie ihn nicht mit der nämlichen Stimme begrüßt hätte, deren Glockenton ihm einſt ſo tief zu Herzen gegangen. Dieſer nie vergeſſene ſüße Klang hatte die alten Hoffnungen bald wieder aufgeweckt, aber eine einzige vertrauliche Stunde reichte hin, ſie für immer niederzulegen. Der Hauptmann wußte nun, warum die friſche

Jugendblüthe Ameile's so schnell abgewelkt, und er mochte auch ahnen, warum der früher so kräftig heitere und gesprächsame Müller jetzt wortkarg und verschlossen einherging.

Diese Erfahrungen waren ganz geeignet, daß der Hauptmann eifriger als vor zwei Jahren seinen Dienstobliegenheiten nachging. Dies war wohl auch nothwendig. Das kleine Piquet, das in der Mühle lag, hatte besondern Befehl, die einsamen Waldpfade im Auge zu halten, die über den bewaldeten Bergrücken von der Luzerner Grenze herabführten und zu geheimer Kundschafterei wie geschaffen waren. Eines Abends brachten die wachsamen Schützen einen Gefangenen nach der Mühle, der ihnen verdächtig vorgekommen war. Der Müller erkannte ihn trotz der Dunkelheit auf den ersten Blick; aber er kehrte sich rasch von ihm ab und ging davon. Es war der Hirtenfritz.

Der Gefangene wurde noch in der nämlichen Nacht über das Hard nach dem Hauptquartier gebracht. In seinen Bettelkleidern fanden sich geheime Briefschaften eingenäht, die nach Solothurn hätten gebracht werden sollen. In der Angst vor dem angedrohten Spionentode bekannte der Elende manche Verbrechen, die er in frühern Jahren begangen und erzählte dann auch, später den bürgerlichen Gerichten übergeben, wie er vor zwei Jahren in der Riedmühle einen Diebstahl bewerkstelligt habe. Eines Morgens, da er vor Anbruch des Tages die Gegend durchstrichen, habe er die Leute zu einer Ausfahrt auf dem Hofe beschäftigt gesehen und sei schnell die Treppe hinaufgeschlichen; aber in

der Eile habe er nur von einem Schlüssel, der in dem nächsten Kämmerchen neben dem Bette gehangen und der ihm seiner Größe wegen wichtig geschienen, einen Abdruck genommen und sei dann, da er das Geräusch der Abfahrenden gehört, schnell davongegangen. Der Schlüssel, den er sich nach dem gewonnenen Bilde selbst verfertigt, habe, wie er vermuthet, die Mühle geöffnet, und da sei er auch in Gesellschaft eines Gefährten, der einmal beim Bodenbauer Knecht gewesen, zweimal eingebrochen. Den Müller, der im Glauben, er könne durch geheime Kunst das Gestohlene wieder zurückschaffen, ihm gleich anfangs die Sache mitgetheilt, habe er in seinem Verdachte auf den Oberknecht bestärkt, um selbst desto sicherer zu sein.

Dieses Geständniß wurde dem Riedmüller mitgetheilt und er selbst dem Gefangenen gegenübergestellt. Der Hirtenfritz wiederholte seine Aussagen mit allen Einzelheiten. Der Müller mußte halb bewußtlos aus dem Gerichtssaale geführt werden und am Abend brachte ihn ein langsam fahrendes Wägelchen nach Hause zurück. Er lag in heftigem Fieber, in seinem Irrsinne beständig nach Jörg rufend, der ihm doch die schwere Last von den Schultern heben solle; am Freitag woll' er ihm ja Ameile zur Frau geben. —

Als der Kranke nach Mitternacht einige Ruhe fand und eingeschlummert war, kniete Ameile an seinem Bette nieder und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, daß seine ewigwaltende Gerechtigkeit das lange Flehen erhört und endlich die Schmach von dem Grabe eines Schuldlosen abgewälzt habe.

Der Müller genas zwar unter der liebevollen Pflege

ſeines Kindes von der langdauernden Krankheit, aber die frühere Lebenskraft konnte er nicht wieder gewinnen. Sein erſter Gang, den er mit Ameile über das Hard machte, ging nach der Kirche und auf das Grab Jörg's, über dem der Roſenſtock eben wieder ſeine erſten Frühlingsknospen trieb. Nicht weit davon hat der Lebensmüde endlich auch ſeine Ruhe gefunden.

Ameile hat bald darauf die Mühle einem Schweſterſohne ſeiner Mutter übergeben und ſich nur ein kleines Kämmerchen und einige ihm ſo liebgewordene Blumenbeete des großen Gartens vorbehalten. Aber wie ſtill und zurückgezogen es auch lebt, iſt ſein Name doch allen Armen und Nothleidenden in weiter Gegend wohlbekannt.

Der Taugenichts.

An grüner Halde.

Da droben im Oberlande, etwa eine Stunde bevor ſich die Aare in den Brienzerſee ergießt, liegt ein Dörflein, deſſen kleine aber freundliche Häuſer ſich im Halbkreiſe um den Fuß eines waldigen Vorſprunges hinſtrecken wie die Gezelte eines Nomadenlagers, das am Rande eines Gebüſches oder hinter einer Felswand Schutz ſucht. Oben auf dem runden Hügel, deſſen Abhänge mit grünen Tannen bekleidet ſind, dehnt ſich eine faſt ebene Wieſenfläche aus, von der ein Häuslein wie ein vorgeſchobener Wachtpoſten auf die unten liegenden Hütten niederſchaut. Es iſt eine gar liebliche Wohnung, ſo ſtill und verborgen wie der geheime Liebestraum einer Jungfrau. Im Hintergrunde gegen Süden erheben ſich aus dem dunkeln Tannengürtel hohe graue Felswände, die im Frühlinge oder Herbſt den gefährlichen Föhn abweiſen, und vom Abend her rückt der Wald wie ein ſchützender Wall die Ebene herauf bis an den Bach

heran, der weiter oben ein Bächlein ausſendet, um das vor dem Hauſe liegende Gärtchen mit einem hellen Silberſaume einzufaſſen. Gegen Oſten iſt die Ausſicht frei und der erſte Sonnenſtrahl, der über die morgenrothen Häupter der Wetterhörner hereinbricht, läßt die kleinen Fenſter wie glühende Feuerbrände in das noch dunkle Thal niederleuchten. Von der luſtigen Laube, die ſich von der Hausthüre nach beiden Seiten an den hölzernen Wänden hinſtreckt, ſchweift das Auge unbeengt über die Thäler und Hügel in's Land hinab bis an den Jura, der ſich am lichten Abendhimmel wie blaue in Duft verſchwimmende Wolken dahinzieht. Man hätte meinen ſollen, daß Kummer und Leid nicht wagten, hier Einkehr zu halten; aber denen iſt freilich kein Felspfad zu ſteil und kein Verſteck verborgen genug, ſie finden die leiſeſten Spuren, die des Menſchen Tritt zurückgelaſſen, er mag flüchten, wohin er will.

Oberhalb des Häuschens, da wo der Bach aus dunkelm Gebüſch hervorſprudelt, ſaß ein Knabe im Schatten eines dichtäſtigen wilden Apfelbaumes. Sinnend guckte er in den Kelch einer prächtigen gefüllten Tulpe, die er ſorglich zwiſchen den Fingern hin und her drehte. Ueber ſeine rechte Schulter herein ſchaute ganz ernſthaft eine Ziege, ihren weißen Kopf vertraulich an des Knaben blonde Haare gelegt, als ſei ſie ebenfalls berufen, das Farbenwunder anzuſtaunen. Weiter abwärts lag im Graſe eine Kuh, zu der ſchweren Mühe, das ſaftige Gras abzuweiden, neue Kräfte ſammelnd, während von den Hälſen der aufwärts umherkletternden Ziegen die hellen Glöcklein herniederklangen.

Der Knabe griff wie träumend mit der Hand rückwärts empor, den Kopf ſeiner Gefährtin ſtreichelnd. „Gelt, Schimmel,“ begann er und hielt die Blume höher; „gelt, ſo was Schönes haſt du noch nie geſehen? Guck da, wie das Rothe und das Gelbe neben einander ſtehen, wie die Wolken Abends am Himmel, wenn die Sonne unter iſt.“ — Der Schimmel antwortete mit einem leiſen Meckern, als wär' er mit der Meinung vollkommen einverſtanden. „Und da drinnen,“ fuhr der Knabe fort, die Blumenblättchen mit den Fingern auseinander haltend, „das braune Kreuzchen, das iſt noch viel ſchöner und feiner als der Sammet an dem braunen Göller, das Vreneli von der Großmutter bekommen hat.“ Dem bärtigen Zuhörer, der die Art ſeines Lehrers kennen mochte, ſchienen dieſe Subtilitäten nicht mehr behagen zu wollen; er drehte den Kopf ab und machte Miene, davonzugehen. „Halt!“ rief der Kleine aufſtehend; „wart, Schimmel, du giebſt ein Herrenrößli.“ Die Ziege ſtand und hielt ganz geduldig ihrem kleinen Herrn den Kopf hin, der ihr die Tulpe mit einem rothen Schnürchen zwiſchen die Hörner band; dann trabte ſie munter davon, den Schmuck wie zur Parade auf- und niederſchwenkend. Der Knabe ſchaute ihr vergnügt nach und murmelte mit ſchlauem Lächeln: „Der Hinegegen, der Hinegegen.“ Ein Liedlein pfeifend drehte er ſich ein paar Mal auf der Ferſe herum und ſchlenderte nach dem kleinen Bächlein nieder.

Hier hatte er im Schutze einer Haſelſtaude ein ganz wunderbarliches Kunſtwerk aufgeführt. Auf zwei Gäbel-

chen lag horizontal über den Graben weg ein runder Stab, durch den mehrere Schindeln kreuzweise geſtoßen waren, die mit den äußerſten Enden in das Bächlein niedertauchten und ſo ein luſtiges Waſſerrad bildeten. Am einen Ende des kleinen Wendelbaumes waren abermals zwei längere Stäbchen befeſtigt, die in ihrem Umſchwunge ein Hämmerchen hoben und mit hellem Pochen wieder auf den Boden einer umgekehrten Milchſchüſſel niederfallen ließen. Der Knabe hatte ſich gar bald im Anſchauen ſeiner „Hammerſchmiede“ verloren in's Gras geſtreckt und ließ ſich behaglich das glühende Geſicht von den waſſerſtäubenden Schindeln abkühlen.

Da ſchreckten ihn haſtige Tritte, die durch das Gras heraufrauſchten, und ehe er entrinnen konnte, ſtand mit ängſtlichem, faſt zornigem Geſichte ein ſchlankes Mädchen vor ihm. „Was haſt, Vreneli?“ fragte der Knabe und ſchaute verlegen durch die Haſelſtaude, ob nicht etwa noch ein zweiter Bote anrücke. „Bäldi, du wüſter Bäldi,“ eiferte das Mädchen und vermochte kaum Athem zu holen aus dem vollen Mieder, das ſich vom ſchnellen Laufe mächtig hob und ſenkte, „der Bibelvogt iſt bei der Großmutter und ſagt....“ — „Still, ſtill!“ rief Bäldi und rannte geduckt faſt auf allen Vieren am Bächlein aufwärts, wie eine gehetzte Katze. Das Mädchen eilte ihm ebenſo flink nach; aber ſchon hatte er den wilden Apfelbaum erreicht und ſchwang ſich wie ein Eichhörnchen an dem knorrigen Stamm empor in die dichte, laubige Krone. „Was ſagt er denn, der Hinegegen, was hat er denn, Vreneli?“ fragte der kleine

Wildfang vom Aſte herunter. „Du gottloſer Bube,“ erwiderte das keuchende Mädchen, „du ſollſt auf der Stelle heimkommen, ſagt die Großmutter. Denke nur, ich wollte dich noch in Schutz nehmen und glaubt' es nicht, da kommt gerade der Schimmel damit hergeſprungen. Das giebt Schläge, Bäldi.“ Der Knabe kratzte bedenklich hinter den Ohren und guckte durch die Zweige aufwärts, als müſſe ihm von oben Hilfe kommen. „Hör', Vreneli,“ flüſterte er nach einigem Beſinnen, „ſag' der Großmutter, du habeſt mich nirgends gefunden, ich ſei denk' wohl im Walde nach den Vogelneſtern und dem Bibelvogt gieb gute Worte, weißt du kannſt's.“ Das Mädchen konnte ſein zürnendes Geſicht nicht länger halten, unwillkürlich mußte es lächeln, als der Kleine immer höher hinaufkletterte und zuletzt wie ein verborgenes Elſternneſt im Wipfel hing. „Komm ſag' mir's dann,“ rief er herunter, „wenn die Großmutter wieder gut iſt, und bring' mir auch ein Stück Brod, wenn's zu lange geht.“ — „Ja mit dem Stecken,“ lautete die Antwort, aber in einem Tone geſprochen, den der Baumbewohner wohl kennen mußte. Wenigſtens kicherte hinter dem abgehenden Vreneli ein neckiſches „Hinegegen“ aus dem Gipfel.

„Eine ſo große Sünde wird's nun doch auch nicht ſein,“ dachte das Mädchen und mußte von Neuem lächeln, als es am Hauſe angekommen noch einmal nach dem Baume zurückſchaute, deſſen grüne Krone unbeweglich im Glanze der ſich neigenden Sonne daſtand, als ſäße kein Vögelein in ihren Zweigen. Nur mühſam vermochte es den nöthigen Ernſt zu erringen, als es um die Ecke bog und ihm von

der Laube her ein hagerer ältlicher Mann entgegenrief: „Bringst du ihn mit, meine Tochter, damit man den Belialssohn züchtige?“ — „Ich hab' ihn nicht finden können,“ war die Antwort. — „Ist er nicht am Bache droben?“ fragte die Großmutter, die ernst und betrübt dasaß, aber doch sichtlich erleichtert schien, als sie hörte, daß der kleine Verbrecher der Fahndung entflohen sei.

„Vergebt ihm diesmal, Schulmeister,“ wendete sich das schöne Mädchen zu dem Entrüsteten; „wenn ich in die Stadt hinunter gehe, bring' ich Euch einen andern Blumenstock mit.“ Der Blick des strengen Schulmonarchen wurde milder, als er auf die schöne Fürbitterin fiel. „Du hast ein gutes Herz, Vreneli“ sprach er feierlich, die sonst heftig gestikulirenden Hände in die weiten Rocktaschen schiebend; „hingegen hat mir der kleine Bösewicht die schönste Tulpe gestohlen, die im ganzen Thale geblühet hat.“ — „Er versteht's noch nicht besser,“ schmeichelte das Mädchen; „wenn er erst unter Eure Zucht kömmt, wird's schon anders werden. Wißt Ihr noch, wie ich eine wilde Hummel war! und daß ich so ernsthaft und verständig geworden, wie Ihr sagt, hab' ich ja blos Euch zu verdanken.“ — Ein Schimmer selbstgenügsamer Zufriedenheit schlich über das krausfaltige Gesicht des Bibelvogtes, und mit seiner Rechten über die Blüthenwangen der Jungfrau streichelnd, sprach er: „Jawohl warst du eine wilde Bergrose; hingegen habe ich dich umgewandelt und umgepflanzt zur Rose von Jericho, deren Düfte lieblich sind. Die Sünden jedoch der Eltern werden bestraft bis in's dritte und vierte Ge-

ſchlecht, und der Willibald iſt empfangen und geboren in ....“

Ein raſcher bittender Blick aus Vreneli's blauem Auge ſtaute den breiten Strom bibliſcher Beredtſamkeit, von der der Schulmeiſter ſeinen Uebernamen hatte, und als er ſah, wie die Großmutter beide Hände auf die Augen preßte, die Thränen zu verbergen, griff er haſtig nach ſeinem Stocke. „Hinegegen muß ich jetzt nach Hauſe; beſtraft das Böſe und Friede ſei mit Euch.“ Mit dieſen Worten ruderte er raſch den Weg abwärts dem Dorfe zu.

Es war ein großes Glück für den kleinen Verbrecher, daß ſein Ankläger eine Saite berührt hatte, die in der Bruſt der alten Großmutter jedesmal ſchmerzhaft nachklingen mußte und die Erinnerung an Vergangenes konnte nicht verfehlen, neue Nachſicht gegen den Wildfang zu erwecken. „Geh', Vreneli,“ ſagte ſie, indem ſie mit der Schürze über die grauen Wimpern fuhr, „geh' ſuch' den Bäldi noch einmal; er wird bald Hunger haben.“ Mit dieſen Worten trat die Großmutter in die Thüre und das Mädchen wanderte erleichtert nach dem grünen Gefängniß ſeines kleinen Lieblings.

Der Grund ihrer ſchnellen Sinnesänderung lag in Folgendem. Der alten Margreth, ſo hieß die Großmutter, waren jetzt aus einer reichgeſegneten Ehe nur noch die jüngſte Tochter Vreneli und der Enkel Willibald übrig geblieben. Mit frommer Ergebung hatte ſie mit ihrem Manne am Grabe geliebter Kinder geſtanden, und als ſie auch ihm das letzte Geleit gab, hatte ſie noch Meieli, ein

etwa achtzehnjähriges Mädchen, und Vreneli, das damals noch faſt ein Kind war. „Herr," ſprach die vielgeprüfte Frau, „laß mir die beiden letzten Kinder zur Stütze meiner alten Tage; — doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe." Und in dieſem Willen war's anders beſchloſſen.

Ein junger Maler hatte ſich auf der Halde bei Margreth eingemiethet, um von dem günſtig gelegenen Punkte aus die reiche Gebirgswelt nach allen Richtungen durchſtreifen zu können. Die argloſe Mutter bemerkte nicht, wie Meieli allemal erröthete, wenn der ſchöne braune Jüngling in die Stube trat, wie ſein Auge an ihm hing, wenn er von dannen ging, und wie es Abends unruhig um das Haus herumtrippelte, war er zur gewohnten Stunde nicht heimgekommen. Sogar als der Herbſt ſchon hie und da ein gelbes Blatt ſinken ließ und mit der bleicher werdenden Sonne auch Meieli's Wangen zu erbleichen anfingen, ließ ſich die beſorgte, aber blinde Mutterliebe noch mit den Worten tröſten: „Es fehlt mir Nichts, mir iſt nur ſo ſchwer im Herzen, als müſſe irgend ein großes Unglück kommen, — 's wird ſchon wieder beſſer werden."

Aber beſſer ward es nicht. Eines Morgens war der Maler verſchwunden und wie lange auch Meieli mit bangem, erwartungsvollem Auge nach allen Wegen ausſchaute — er kam nicht wieder. Da endlich entdeckte der namenloſe Jammer, der über das Herz des verlaſſenen Mädchens hereinbrach, der Mutter das ſchreckliche Unglück, als deſſen Miturheberin ſie nun ihre eigene Kurzſichtigkeit anklagen mußte. Nach einigen Monden genaß Meieli eines Knäb-

leins, das nach dem verſchollenen Vater den Namen Willibald erhielt. Die junge gattenloſe Mutter mochte wenig von dem Glücke genießen, das ſonſt im Geleit eines ſolchen kleinen Engels, wie eine Mitgift aus einer beſſern geheimnißvollen Welt, zu gehen pflegt. Die Schande und der Schmerz verrathener Liebe umnachteten ihre Seele mit einer Schwermuth, deren ſchwarze Schatten nicht einmal das lichte Auge und das kindliche Lächeln des kleinen Willibald zu verſcheuchen vermochten. Als der Frühling aus den Thälern in die Gebirge hinaufſtieg und der ſchmelzende Schnee brauſende Fluthen in die Tiefen niederſtürzte, ward Meieli's Leiche unterhalb des Dorfes von der Aare an's Ufer getragen. — —

Dieſe Ereigniſſe waren es, die der Bibelvogt in ſeinem rückſichtsloſen Eifer andeutete und deren Erinnerung ſo plötzlich alle Strafentwürfe der Großmutter zu nichte machte. Von Vreneli aus ſeinem luſtigen Banne erlöſt, ward der kleine Tulpendieb gegen das Verſprechen, keine derartigen Streiche mehr zu begehen, mit Ermahnung und Butterbrod entlaſſen, die Ziegen einzufangen.

Willibald oder Bäldi, wie die Bequemlichkeit des ländlichen Ausdruckes den fremdklingenden Namen verkürzte, war übrigens manchmal ein ſonderbarer Heiliger. Unter der nachſichtigen Obhut der Großmutter und auf den Armen Vreneli's, das ſich ſo in den Kleinen hineingewöhnt, daß es die eigene Mutter nur Großmutter nannte, hatte er zehn Sommer verlebt, wie ein Vogel auf grünem Zweige. Das Unglück, das über ſeinem Eintritte in die Welt lag,

hatte den kindlichen Sinn, der's doch nicht zu faſſen im Stande geweſen, nie betrübt; da droben in der grünen Einſamkeit beſtand faſt ſeine ganze Kameradſchaft in einem alten Gemsjäger, der ihm Kriſtalle und andere Seltenheiten aus den Gebirgen mitbrachte. Schon das erſte Frühroth, das hinter den öſtlichen Firnen emporglühte, fand ihn manchmal im Gipfel einer Tanne, von wo er niederſpähte, auf welchem Gebüſche eine Amſel oder ein Gimpel ſein Morgenlied beginnen würde; hatte er auf dieſe Weiſe ein Neſt gefunden mit farbigen Eiern oder nackten Jungen, ſo guckte er täglich neugierig hinein, wie das Völkchen ſich befiederte und endlich flügge davonflog.

Dann ging er hinunter zu ſeinen Ziegen und konnte Tage lang träumen, wohin die kleinen Vögelein nun wohl geflogen wären. Manchmal, wenn er ſo ſinnend daſaß und Vreneli oder die Großmutter ihn fragte: „Was fehlt dir, Báldi?“ konnte er antworten: „Ach, ich möchte nur auch einmal fliegen können, dahinauf ganz nahe an die Wolken und ſehen, wie ſie am Morgen oder Abend ſo brennen wie Feuer, aber doch nicht verbrennen und gleich wieder ſo ſchön blau werden. Das müßte doch herrlich ſein.“ Die alte Frau ſchüttelte bei ſolchen Reden den Kopf und ſagte: „Solche Dinge hat gerade ſein Vater — Gott vergeb' ihm — auch geſchwatzt; gebe, daß das kein ſchlimmes Erbtheil iſt.“

Erſt vor wenigen Tagen hatte Vreneli ſeinen kleinen Liebling in bittern Thränen angetroffen. Er hielt in der Hand ein grünes Blatt, auf dem ein prächtiger Schmetter-

ling mit einem Dorne feſtgeheftet war. „Warum weinſt du, Bäldi?“ fragte das Mädchen. — „Ach,“ antwortete er, „ich wollte da den ſchönen Sommervogel betrachten, und weil er nicht ſtille hielt, mußt' ich ihn todtſtechen. Sieh' nur den braunen Rand da ringsherum, wie prächtig der iſt, und da drinnen der blaue Ring, wie mit einem feinen rothen Faden umwickelt — aber jetzt iſt er todt und kann nicht mehr umherfliegen.“ Und ſogleich ſchoſſen ihm wieder Thränen in die Augen.

Freilich war das Handkehrum anders und kaum war die Thräne auf der friſchen Wange trocken, ſo begann er einen neckiſchen Spuk, zu dem ihm weder Vreneli noch die Großmutter zu gut waren, wie ſehr er auch mit inniger Liebe beſonders an Erſterm hing. In die Schule war er noch nie gekommen. Wenn im Winter der Schnee ſich mondenlang und fußhoch um das einſame Häuschen legte und Erwachſene kaum in's Dorf gehen konnten, ſaß der Kleine in der Stube und malte mit den Farben aus des Vaters Nachlaſſe die wunderlichſten Dinge. Gott und Teufel, die graue Hauskatze und die Großmutter fanden ſich ganz vertraulich auf Einem Blatte zuſammen. Die Tulpengeſchichte ſollte dieſer ausſchließlichen Winterbeſchäftigung ein Ende machen; Bäldi mußte jetzt mit dem erſten fallenden Schnee in die Schule gehen.

In der Schule.

Der Schnee wirbelte in gewaltigen Flocken an die kleinen Fenſter der Schulſtube, hinter denen Willibald ärgerlich

vor einem Blatte saß, das mit großen, schwarzen Buchstaben bemalt war; aber je genauer er die krausen Dinger betrachten wollte, um so wirrer sprangen sie in seiner Vorstellung durcheinander, wie die Bilder eines neckischen Traumes. „Ich kann's nicht und wenn mir der Hinegegen den Kopf abreißen thäte." Mit diesen Worten warf er das Blatt auf den Boden und langte ein leinenes Säcklein herab, das über seinem Kopfe an der Wand hing. Er zog ein mächtiges Stück Brod und ein Fläschlein Milch heraus, das er vorsorglich mitgenommen, wenn er etwa über die Mittagszeit zur Strafe müßte sitzen bleiben. Seine schlimme Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Nach dem frugalen Mahle lehnte er traurig das Gesicht an die Fensterscheiben und schaute hinaus in die wirbelnden Flocken. „Ach, wär's nur bald wieder Sommer!" seufzte er, und lächelnde Erinnerungen voll Sonnenschein und Blüthenduft gingen an ihm vorüber, bis ihm fast unwillkürlich wieder ein verdrießliches „Hinegegen" entfuhr. Sinnend hob er das auf dem Boden liegende Buchstabenblatt auf und langte aus seinem Säcklein eine Farbenschachtel hervor. Emsig begann er die schwarzen Buchstaben mit allerlei Farben zu bemalen und mit bunten Verzierungen auszustaffiren. Er war so in diese Arbeit vertieft, daß er nicht bemerkte, wie ihm der Bibelvogt, der nach seinem Malefikanten schauen wollte, über die Achsel auf das Blatt guckte und das faltige Gesicht in Aerger und Staunen sich abarbeitete. Der kleine Künstler war eben an das U gekommen und gestaltete dasselbe mit wenigen Strichen zu einer Tulpe um, als ihn zwei knochige

Finger am Ohre packten. „Warte, du nichtsnutziger Tulpendieb!“ schrie der erzürnte Alte, und dicht wie draußen die Flocken fielen die Schläge auf den kleinen Schulsünder. Sein halbunterdrücktes Schluchzen vermochte endlich der Strafe Einhalt zu thun, aber nur um einer noch peinlicheren Platz zu machen. Nachdem die Stunde begonnen, mußte der arme Willibald neben dem Pult, dem Thron des unerbittlichen Schulmonarchen, stehen, und um ja ein recht abschreckendes Exempel für die liebe Schuljugend abzugeben, sogar sein warmes Winterwämschen ausziehen.

Noch hatte der Kleine, halbzornig mit einer Thräne im Auge, nicht lange an seinem Schandpfahle gestanden, als die Großmutter in die Schulstube trat. Die Besorgniß hatte ihr trotz Wind und Schneegestöber zu Hause keine Ruhe gelassen; sie mußte sehen, warum Bäldi nicht zum Mittagessen gekommen. In schlimmer Vorahnung hatte sie in einem Körbchen Eier mitgebracht, um den befürchteten Zorn des Schuldespoten zu besänftigen und sein strenges Herz für den kleinen Enkel milder zu stimmen. Tieferschreckt blieb sie an der Thüre stehen, als sie diesen zur Zielscheibe aller schadenfrohen Blicke des kleinen Völkleins hingestellt sah. „Margreth,“ rief ihr der Schulmeister entgegen, „seid Ihr gekommen, die Schande an Euerm Fleisch und Blut zu sehen? Ich hab's Euch wohl gesagt; hinegegen wolltet Ihr nicht glauben.“ — „Aber mein Gott, Bäldi, was hast du denn auch gethan?“ — „Was er gethan und gesündigt hat? Nichts thut er; heute Vormittag konnte er keinen Buchstaben, d'rum mußte er dableiben; hinegegen statt zu

lernen — ſchauet nach im Schulſacke des Buben, wie er die Buchſtaben, in denen die heilige Schrift gedruckt iſt, ſündlich verunſtaltet hat. Guckt dort, ob Ihr die Tulpe kennt, Margreth!“ — Die Großmutter öffnete in banger Ahnung das Säcklein, betrachtete mit großen Augen die farbigen Dinger, mußte aber trotz ihres Kummers lächeln, ob der bunten Ausſtaffirung. „Er iſt der Sohn ſeines Vaters, Art läßt nicht von Art,“ ſagte ſie mit einem halben Seufzer. — „Nehmt ihn mit nach Hauſe,“ ſchrie der Schulmeiſter, auf's Neue erzürnt; „nehmt ihn mit, ich mag heute ſeinetwegen nicht noch mehr Aerger haben. Hinegegen iſt er ein Taugenichts, wie ich ſtets ſagte.“

Die Großmutter nahm den kleinen Sünder an der Hand und ging; ſie vermocht' es nicht über ſich, die in ihrem Körbchen gebrachten Sühnungsopfer darzubringen; aber traurig dachte ſie auf dem Heimwege darüber nach, wie nothwendig dem Knaben eine ſtrenge Vaterhand wäre.

Zu Hauſe angekommen, wurde beſchloſſen, daß man mit allem Ernſte hinter den ungelehrigen Bäldi gehen müſſe. Vreneli ſtellte ſein Spinnrad in die Ecke und begann ſogleich den Unterricht. Der Knabe überſchaute ſinnend das bemalte Blatt und fragte dann: „Wie heißt der — und der — und der?“ „So,“ ſagte er aufſchauend, „der erſte rothe heißt c, der zweite rothe g und der erſte grüne k.“ — „Siehſt du, Faulenz, du kannſt ſchon, wenn du willſt,“ ſagte die liebliche Lehrerin. — „Ja, aber nicht als ſie noch ſo ſchwarz waren, da konnt' ich ſie gar nicht recht anſehen.“ — Am folgenden Morgen kannte Willibald zum großen Erſtaunen

des Bibelvogtes jeden Buchstaben. „Alle Züchtigung,“ dachte er, „kommt von oben und dient zur Besserung; hingegen begreifen's die Thoren nicht.“ Der kleine Willibald gehörte auch zu diesen Thoren.

Einige Tage nach diesem Vorfalle entstand im Dorfe plötzlich große Aufregung und eine unsichere Angst malte sich auf allen Gesichtern. Die sonst so winterstillen Dorfwege füllten sich mit hastig Hin- und Hereilenden und vor dem Schulhause begannen sich bereits Gruppen zu sammeln, die ängstlich hinaufschauten und sich dann wieder entsetzte Blicke zuwarfen. „Es ist schon richtig, daß Gott erbarm',“ meinte ein alter Mann, „mein Käspi hat gesagt, er habe ganz deutlich gesehen, daß er ihm zuerst den Kopf abgerissen und wie eine Kugel auf dem Boden hingerollt habe.“ — „Ja,“ ergänzte ein Anderer, während er furchtsam seine Pelzmütze fester anzog, „mein Mareili hat gesehen, wie er ihm zuerst aus dem Kopfe herausgekrochen ist; zuerst hab' er nur ein Horn oder vielleicht auch eine Klaue herausgestreckt. Der muß aber schon lang in ihm gesessen haben.“ — „Man sollte aber doch hinauf und nachsehen,“ meinte ein stämmiger Dritter; „mich wundert's nur, ob er ihn mit Haut und Haaren davongetragen hat.“ — „Das werd' ich für meinen Theil bleiben lassen,“ entgegnete der Nachtwächter — dabei probirte er bedächtig, ob sein Seitengewehr nicht in der Scheide festgerostet sei. „Da soll mich der Wunderwitz nicht plagen. Zwischen Eilf und Zwölf begegnete er einmal meinem Großätti, um Mitternacht draußen in der Wässere. Mein Großätti, der ein Teufelskerl (bewahr'

und der Herrgott) muß geweſen ſein in ſeinen jungen Tagen, hieb nach ihm; aber plumps — lag er im Graben und am Morgen ſtak ſeine Säbelklinge in einem alten Weidenſtocke. Er hat tauſend Mal erzählt, es ſei gut gegangen, daß es nicht böſer gegangen ſei, denn er habe....“ Ein dumpfer, halberſtickter Schrei, der aus der Stube des Bibelvogtes herabdrang, unterbrach den Sprecher und die Leute ſtoben auseinander, als wäre eine platzende Bombe unter ſie gefallen. Die Einen eilten nach Hauſe und ſchloſſen hinter ſich ſorgfältig die Thüren ab, während Andere, muthiger, ſich nach der Pinte begaben, um in Geſellſchaft ſich gegenſeitig den Schrecken auszureden.

Um dieſe Vorfälle zu verſtehen, müſſen wir ſagen, daß die Kinder bleich und ſchreiend aus der Schule nach Hauſe gerannt gekommen und erzählt hatten: der Teufel habe den Schulmeiſter geholt.

Die bedenklichſten Gerüchte durchliefen mit beflügeltem Schritte das geängſtigte Dorf. Eine ſchwarze Geſtalt, hieß es, ſei gleich nach dem Vorfalle in der Schule auf der Straße vor dem Dorfe geſehen worden und dann im Walde nach der Halde hinauf verſchwunden. Von den Füßen habe man Nichts geſehen, die ſeien von einem Mantel bedeckt geweſen; aber im Schnee habe er Pferdeſpuren zurückgelaſſen. Auf dem Hute habe eine rothe Feder geſchwankt — ſo wenigſtens hab' es ausgeſehen; es werde aber wohl ein Flämmchen geweſen ſein. Die Sache war bereits klar — das war der Gottſeibeiuns, der den Schulmeiſter geholt hatte. Jetzt kam die neue Kunde, der Schwarze ſei draußen im Kreuze

an der Brienzer Straße abgeſtiegen; mit zwei Pferden, ſchwarz wie die Nacht, ſei er angefahren gekommen, aber gleich wieder verſchwunden mit Roß und Wagen, „wenigſtens hab' er dieſe nicht mehr vor dem Hauſe ſtehen ſehen," betheuerte der Brienzer Bote, der dieſe neue Mähr gebracht hatte.

So hatten Angſt und Schrecken ſich aller Herzen bemächtigt; die in dem kleinen Dorfwirthshauſe Verſammelten wagten kaum mehr auseinander zu gehen und Mancher dachte mit Beben an eine dunkle That, von der allein ſein Herz wiſſen mochte, die ihn aber jetzt zum ſchrecklichen Gerichte reif machen konnte. Da endlich ging, als es bereits zu dunkeln begann, der Pfarrer über die Straße. Man rief ihn herein. Eben erſt von einem entfernten Berghofe, wo er einen Krankenbeſuch gemacht, heimgekehrt, wußte er noch Nichts von dem Unglücke; aber hundert Zungen waren bereit, daſſelbe eilig zu erzählen und mit den ſchrecklichſten Farben auszumalen. Unwillig ſchüttelte der junge Geiſtliche den Kopf, als er hörte, es habe noch Niemand gewagt, nach dem alten Bibelvogte zu ſehen. „Geht Einer mit mir?" fragte er. Die Männer ſchwiegen, einer den andern mit ängſtlichen Blicken herausfordernd. „Ich komme, Herr Pfarrer," ſagte der Stämmige. Feſten Schrittes gingen die Beiden nach dem Schulhauſe, während die Andern halb beſchämt, aber mehr noch bang erwartungsvoll, aus der Ferne nachſchlichen.

In der Schulſtube ſah's allerdings aus, als ob da wirklich der Böſe ſein Unweſen getrieben. Das Pult, der ſonſt friedliche Thron des Schulmonarchen, lag umgeſtürzt;

der Boden war mit zerbrochenen Schiefertafeln und Heften bedeckt, über deren weiße Blätter schwarze Tintenströme weggeflossen; neben dem umgestürzten Pulte lag die große baumwollene Zipfelmütze des Schulmeisters. Der Pfarrer hob dieselbe auf und sah, daß sie oberhalb der Mitte mit einem Bindfaden zusammengebunden war; an der Spitze neben der weißen Zottel fand sich ein Loch wie von einem scharfen Zahne durchnagt. Die Männer stiegen die Treppe hinauf; aber die Thüre des Schulmeisters war geriegelt; keine Antwort auf Rufen und Pochen. Des Pfarrherrn Begleiter stemmte mit der Schulter an und mit einem Rucke war die Thüre aus den Angeln gehoben. Da scholl's von innen mit halberstickter Stimme: „Zu Hülfe, zu Hülfe!... die Hölle!" Der Pfarrer konnte sich eines hellen Gelächters nicht enthalten, als er in die Stube trat. Von dem Schulmeister, der quer über dem Bette lag, mit Kissen und Decken überladen, war Nichts sichtbar als die untern Schenkel, die wie schnellgejagte Windmühlenflügel auf- und niederarbeiteten, während die erstickte Stimme immer kläglicher nach Hülfe schrie.

„Zum Teufel! seid Ihr verrückt, Schulmeister?" rief der Stämmige und mit einem festen Griffe packte er die wimmernde, zappelnde Gestalt und setzte sie aufrecht auf den Rand des Bettes. Mit wirrem Blicke und schweißtriefendem Gesichte schaute der Geängstigte um sich, während ihm der Pfarrer eindringlich zusprach, sich zu beruhigen. „Oh, oh," stöhnte endlich der Bibelvogt, „ich will ja Alles thun, was Ihr wollt und schweigen; hinegegen Gott loben, daß mich der Teufel nicht geholt hat."

Während dieſe Vorfälle das Dorf in Aufregung und Angſt verſetzt hatten, ereignete ſich auf der ſtillen Halde ebenfalls das Unerwartete. Bäldi war beſonders vergnügt und heiter aus der Schule heimgekommen; aber von dem Teufelsſpuke wußte er Nichts zu erzählen und bald ſaß er vor einem Blatte, auf das er eine Ratte mit entſetzlich langem Schwanze malte. Da klopfte es an die Thüre und ein ſchwarzbärtiger Mann in einen langen Mantel gehüllt trat in die Stube. Erſchrocken und ehrerbietig ſtanden Margreth und Breneli von den Spinnrädern auf, während des Fremden dunkles Auge wie ſuchend von Einem auf das Andere ſchweifte. Er ließ, Margreth näher tretend, den Mantel fallen. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Mutter?“ — „Allmächtiger Gott, der Maler Willibald!“ ſeufzte die alte Frau, und erſchreckt, überraſcht und faſt bewußtlos ſank ſie in ſeinen Armen zuſammen. — —

Es war ein Glück für den vom Teufel verſchonten Bivelvogt, daß die Leute die folgenden Tage genug zu erzählen hatten von dem fremden Herrn, der auf die Halde gekommen. Der, hieß es, ſei der Vater von dem kleinen Bäldi, der Maler, der vor Jahren bei der Margreth gewohnt habe; aber jetzt ſei er reicher als irgend ein Junker aus der Stadt Bern. Der Wirth zum Kreuze ſage, Kutſche und Pferde, die der Fremde bei ſich habe, ſeien mehr Geld werth, als ein ſtarker Mann zu tragen vermöchte, wenn er's in Thalern auf dem Rücken hätte. Das ſei aber einerlei; der Herr wolle doch mit Gewalt Breneli zur Frau haben und Margreth und Bäldi mit ſich fortnehmen. Und das Letztere wenigſtens war richtig. Der Schwarze war keineswegs ein

Teufel, für den ihn die erſchrockenen Dörfler anfänglich angeſehen; wohl aber ein reumüthiger, kummerbelaſteter Mann, trotz ſeines äußern Glückes. Vreneli's Schönheit und Unſchuld öffneten ihm einen neuen freundlichen Weg, auf dem die ſchwere Jugendſünde ſo weit möglich wieder gut zu machen und Meieli's Schatten zur Ruhe zu bringen war. In wenigen Tagen waren Häuschen und Wieſen auf der Halde ausgeliehen und die Bewohner derſelben fuhren mit den ſchwarzen Pferden, die ſich im Kreuze wieder vorgefunden, in die Lande hinunter. Nach Paris ſogar meinten Einige.

Dem kleinen Bäldi aber folgte noch eine ſchlimme Nachrede. „Seht," ſagte der Pfarrer zum Schulmeiſter, „die ganze Teufelsgeſchichte hängt folgendermaßen zuſammen, wie mir Herr Willibald, der ein luſtiger und kluger Mann iſt, ſelbſt erzählt hat. Der kleine Bäldi, der ſo Etwas von dem Blute ſeines Vaters in den Adern haben wird, konnte Euch nicht vergeſſen, daß Ihr ihn ſo unbarmherzig geſchlagen und beſonders noch vor der ganzen Schule einen Taugenichts geheißen habt. Er brachte deswegen eine große Ratte, die er zu Hauſe gefangen, mit in die Schule und band ſie in den Zipfel Eurer Kappe, die Ihr liegen gelaſſen und dann im Eifer wieder auf den Kopf ſetztet. Als nun das Thier zu krabbeln begann und Euch mit der Mütze vom Kopfe rollte, habt Ihr zuerſt: der Teufel! geſchrien und ſeid aus der Stube gerannt; da ſchrie der ſchadenfrohe Bäldi Euch aus vollem Halſe nach und die andern erſchreckten Kinder mit ihm. Am Ende meintet Ihr, die Kinder, die nach Euch aus der Stube liefen, müſſen den Schwarzen

noch deutlicher gesehen haben, als Ihr — sie aber meinten, er habe Euch gepackt, weil Ihr zuerst gerufen. Schaut, da ist Euer dummer Aberglaube auch mit schuld daran." — „Ihr habt Recht, Herr Pfarrer," sagte der zerknirschte Schulmeister; „aber 's ist schrecklich; hinegegen möcht' ich ihn noch einmal in der Schule haben, den kleinen Taugenichts." Dabei schüttelte er die zusammengepreßte Hand, als hätte sie sich auf einem jungen Krauskopfe in das tiefere Dickicht verloren.

Nach Jahren.

Droben auf der Halde am Waldbache, da wo er aus dem dunkeln Verstecke dichten Tannengebüsches auf die Wiesenlichtung sprudelt, saßen zwei Männer im Schatten und blickten schweigend auf die blühende Landschaft hinunter, aus welcher der ferne See wie ein belebendes blaues Auge heraufschaute. Die Gebirge zur Rechten standen in leuchtender Majestät und schlangen sich im bunten Spiele bald dunkle, bald lichtere Wolken um die Scheitel. „Man sollte meinen," begann der Eine, ein blonder, blühender Jüngling, „das Alles müsse vor tausend Jahren gewesen sein wie heute, so unbeweglich und still liegt es da; und doch wechselt in kurzer Frist so Manches, das eine ganze Erinnerung ausfüllte. Jahre lang sehnte ich mich nach diesem Flecke zurück; ich wollte hier ein Bild malen, das eine drollige Scene aus meiner Jugend darstellen sollte. Nun aber ist der wilde Apfelbaum, der eine Hauptrolle dabei spielen müßte, ver-

ſchwunden. Barbariſche Hände, die ihn gefällt haben.“ — „Was war's denn?“ fragte der Aeltere. — „Ach, Herr Pfarrer,“ erzählte lächelnd der junge Maler, „eine Diebsgeſchichte.“ — „Eine Diebsgeſchichte?“ — „Ja, in der ich ſelbſt der Held geweſen. Von der unwiderſtehlichen Farbenpracht einer Tulpe angelockt, ſtahl ich dieſelbe dem Bibelvogte, der mich heute glücklicher Weiſe nicht wieder erkannt hat, als wir ihm begegneten, und mußte dann da droben im Wipfel eines wilden Apfelbaumes meine Sünde verbergen oder wenigſtens mich vor der Strafe verſtecken.“ Der Jüngling berichtete, beſſer als wir's oben vermochten, was der Leſer im Anfange der Erzählung erfahren hat. Der junge Künſtler war Willibald und ſein Begleiter der furchtloſe geiſtliche Teufelsbeſchwörer. „D'rum bleiben auch Erinnerungen,“ fuhr Letzterer nach einer Weile fort, „die unabhängig von ſolchen leicht veränderlichen Naturgegenſtänden in unſrer Seele ſtehen, friſcher und ungetrübter, weil keine ſpätere Vergleichung der Scenerie ſtörend einwirken kann. Hätten Sie keinen andern Gegenſtand, wenn Sie nun doch Etwas aus Ihrer Kindheit darſtellen wollen — einen Moment, der ſo tief in Ihr inneres Leben einſchnitt und zugleich am Wendepunkte Ihres äußerlichen liegt? Zum Beiſpiel ſo Etwas von einem Taugenichts!“ ſetzte der Pfarrer langſam und lächelnd hinzu. Der Jüngling beſann ſich einen Augenblick, dann ſprang er laut lachend auf und rief: „Wahrhaftig, ja bei Gott, ich hab's! Das giebt ein Geſchenk zum Geburtstage des Bibelvogtes — bin ich doch noch ſein Schuldner für ſeine ausgeſtandene Teufelsangſt.“

Wenige Wochen ſpäter war die Schulſtube feſtlich mit

Kränzen und Blumen ausgeſchmückt, als der alte Lehrer hereintrat. Es war ſein Geburtstag. Der freundliche Pfarrherr folgte auf dem Fuße, um ſeinen Glückwunſch darzubringen, und freute ſich mit dem Alten an den duftenden Sträußen und Laubgewinden. „Was iſt denn das?“ fragte er, auf eine grüne Fläche an der Wand deutend; „das grüne Tuch iſt ja mit den prächtigſten Alpenroſen bekränzt.“ Der Schulmeiſter hob die Leinwand und ließ ſie mit einem verwundernden Ausrufe wieder fallen, als ihm ein leuchtender Goldrahmen drunter hervor entgegenblinkte. Der Pfarrer trat lächelnd näher und zog den Vorhang weg. Da hing in köſtlicher Einfaſſung ein Gemälde in ſo täuſchender Lebendigkeit, als wollten die Figuren jeden Augenblick von der Wand herabſteigen. Der Schulmeiſter ſtand vor Staunen und freudigem Schreck ſprachlos auf ſein Ebenbild ſtarrend. „Das bin ich,“ ſagte er endlich langſam; „hinegegen trage ich ſeit der böſen Geſchichte mit dem nichtsnutzigen Bäldi keine Zipfelkappe mehr; aber was iſt denn das,“ fuhr er, das Bild noch immer zaghaft betrachtend, fort, — „das iſt, ſo wahr mir Gott helfe, die alte Margreth auf der Halde — leibhaftig wie ſie leibte und lebte. Das hinegegen,“ ſchrie er in komiſchem Zorne, „das iſt der kleine Willibald — der Taugenichts.“ — „Errathen!“ ſagte hinter dem eifrigen Kunſtbetrachter eine lachende Stimme, indem ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte; „errathen, Schulmeiſter!“ Der Bibelvogt wandte ſich um und blickte erſchrokken in das freundliche Geſicht des fremden Herrn, der leiſe eingetreten war. „Kennt Ihr mich nicht mehr,“ fragte dieſer, „oder iſt Euch der kleine Taugenichts zu groß geworden?“—

Der Bibelvogt hat früher und ſpäter keinen ſo fröhlichen Geburtstag gefeiert, wie dieſen in der Geſellſchaft des Pfarrers und ſeines ehemaligen ungerathenen Schülers verlebten. Im Pfarrhauſe trat ihm mit freundlichem Glückwunſche und reichem Geſchenke eine ſchöne Dame entgegen, die, wie er nachher zu ſagen pflegte, in ihren glänzenden Kleidern ausſah, wie eine Mutter Gottes, ſo vornehm und doch ſo lieblich. Es war Vreneli, die Roſe von Jericho.

Dem Schulmeiſter iſt bis heute das Gemälde um keinen Preis abzugewinnen geweſen, ſo oft ihm auch reiche Kenner daſſelbe mit Silber aufwiegen wollten. „Es iſt ein beßrer Lehrer für mich," pflegt er zu ſagen, „als ich manchmal für meine Schüler; beſonders wenn mich der Zorn ungerecht machen will gegen einen kleinen Weltbürger; hinegegen werd' ich wohl nicht ſobald wieder einen ſolchen Taugenichts auf meinen Bänken haben. Viele ſind berufen, hinegegen Wenige auserwählt!"

Blond-Röschen.

Die Mühlen beſitzen von Alters her ein Privilegium, das ſie mit lobenswerther Hartnäckigkeit durch all' die bewegten Zeitläufe herab bewahrt haben, viel beſſer als andere Gewerbe ihre Innungsvorrechte, oder als manche Städte und Völker ihre Freiheiten. Dieſes ſchöne und vielbeneidete Privilegium beſteht darin: nebſt weißem Brode und wohlgefülltem Mehlkaſten ſtets ſchöne Töchter zu haben.

Wer hört in die ſtille einſame Winterlandſchaft hinaus das muntere Mühlengeklapper, ohne ſich in dem traulichen Stübchen über dem wirbelnden Räderwerke ein Mädchen zu denken, das mit zierlichem Finger und ſchalkhaftem Auge am Spinnrade ſitzt, um aus dem ſelbſtgepflanzten Flachſe den feinſten Faden zu drehen, der zum Linnen der Ausſteuer gewoben werden ſoll? Oder wer liegt im Sommer unter dem Schatten eines friſchen Gebüſches am Mühlenbache und träumt nicht, daß die klaren Wellen ſchon um

den weißen Fuß der Müllerin gespielt haben? — Die Müllerstöchter sind die Grazien des Dorfes und die bestaubten Mühlen die wahren Burgen der Liebe, auf welche Ritter und Edelknappen schon so manchen Sturm gewagt, und deren Vertheidigung oder Uebergabe schon so mancher Dichter besungen hat.

Auch ich kann keine Mühle hören oder sehen, ohne dabei an ein schlankes, blühendes Mädchen zu denken, das ich noch als Knabe gekannt habe. Meine Haare sind schon lange grau geworden, aber noch steht frisch und klar vor meiner Erinnerung, wie sie alle Mal im zierlichsten Sonntagsstaate in die Kirche trat, das große, blaue Auge keck aufschlagend, als wollte sie fragen: Wer kann mich ohne freundliches Lächeln ansehen? — Dabei summt mir unwillkührlich aus längst vergangenen Kinderjahren eine Melodie im Ohr, wie ein fernes, halbverlornes Läuten von Alpenglocken:

„Müller's blond Röschen ist stolz und schön.
Wer darf mit ihr zum Tanze gehn? ..."

Aber am Schlusse dieser freundlichen Erinnerung steht, wie ein schwarzes Gewitter am Abend eines blühenden Maitages, das Bild eines schrecklichen Todes und eines frühen Grabes. —

Am Ausgange eines schmalen, fast schluchtartigen Seitenthälchens, das sich von der waldigen Luzerner Grenze nach dem lieblichen obern Wynenthale öffnet, steht nicht weit vom Bade Schwarzenberg ein stattliches Haus, das jetzt noch unter dem Namen „die alte Lenzmühle" in der Gegend bekannt ist. Von einer Mühle ist nun freilich daran

Nichts mehr zu merken — kein Rad, keine Waſſerleitung. Der Bach, der weiter aufwärts in engem Bette über Geſtein und knorriges Wurzelwerk niederſchäumt, fließt leiſe und ruhig an dem Hauſe vorbei, als hätt' er hier noch nie in den Rädern geſchäumt, oder den ſchweren Stein in der kleinen Hanfreibmühle in ſauſenden Galopp geſetzt — und das hat er doch gethan, als der alte Lenzmüller mit ſeiner Tochter da oben im Hauſe lebte — es ſind kaum fünfzig Jahre her.

Der alte Lenzmüller hatte alle Eigenſchaften, die man bei einem ächten „Bauernariſtokraten" treffen kann; er war ſtolz und hartherzig, verſchwenderiſch und großmüthig, je nach Umſtänden. Der reichſte Mann im Dorfe, wo nicht im ganzen Thale, hatte er das volle Bewußtſein des Anſehens und Einfluſſes, den ihm ſein Reichthum allerwärts verſchaffte; ſprach er mit einem Aermern auch manchmal noch ſo freundlich und zutraulich, ſo ließ doch ſeine Stellung, die ſtraff über die Scharlachweſte gekreuzten Arme und der Ton ſeiner Stimme deutlich genug merken: „neben all' dem bin ich der Lenzmüller." Aber nicht nur nach unten trat dieſes Bewußtſein hervor; ſelbſt die Bernerherren, die damals in der Umgegend noch manch freundliches Schlößlein mit weiten Gütern beſaßen, waren zufrieden, wenn der Müller bei ihrem Gruße mit kurzem Rucke an ſein ledernes Käpplein langte, und die Stiftsherren von Münſter, denen der Bauernfürſt zehntpflichtig war, wußten recht wohl, daß er öfter ſagte: „Ich wüßt' nicht, warum ich mich vor einem dicken Bauche bücken ſollt', über dem eine Pfaffenkutte hängt." Sie ſchwiegen lieber, als daß ſie

dem Recken ſolche Rede zu verweiſen wagten. — Selten ging die Armuth getröſtet von ſeiner Thüre: „Geh' und arbeit',“ war ſein Almoſen, „ich thu's auch.“ Kam aber etwa ein armer Mann und ſagte: „Lenzmüller, ich ſollt' einen Gevatter haben für mein Büblein; ich bin ſchon bei Dem und Dem geweſen, aber er hat mich mit einem Thaler Kindbettgeſchenk weiter geſchickt,“ dann griff der ſtolze Müller in die Taſche und ſagte: „Da haſt zwei Thaler, ſuch' dir einen andern;“ oder noch öfter nahm er das Geſuch an und richtete Kindbett und Taufe auf's Glänzendſte aus. Eine rechte Herzensfreude war es für ihn, wenn er auf dem Markte bei'm Roßhandel einen vornehmen Städter überbieten, und den Rappen, der würdig erfunden war, mit ſilbernem Geſchirre vor einer Karoſſe zu paradieren, an ſeinen Kornwagen ſpannen konnte. Bei ſolcher Gelegenheit warf er ſeine Thaler weg, als könnt' er ſie mit Eimern aus dem Mühlbache ſchöpfen. Als der Müller einſt in frühern Jahren einen Mann blutig geſchlagen, der geſagt hatte, die reiche Müllerin hab' es nicht beſſer, als die arme Nachtwächtersfrau, bemerkte der Landvogt von Lenzburg zu dem Beklagten: „Ihr könnt froh ſein, daß ich Euch kenne, ſonſt würde die Geſchichte ihre hundert Kronen koſten.“ Der trotzige Lenzmüller entgegnete: „Herr Landvogt, ich danke für Eure gnädige Bekanntſchaft; hier habt Ihr die hundert Kronen.“ Das war in damaliger Zeit ein keckes Wort, das von Hunderten Keiner gewagt hätte.

Aber wie jedes Menſchenherz, ſo hatte auch dieſes ſtolze und unbeugſame ſeine ſchwache Seite, von der es ſich ohne die geringſte Abwehr überrumpeln ließ. Des Müllers ein-

ziges Töchterlein durfte nur seine kleine Hand auf des Vaters braune Wange legen und „Väterchen, lieb Väterchen!“ lispeln — da stand der eigenwillige und starrköpfige Mann gefügig und gehorsam, wie auf dem Paradeplatze der Soldat, der des Commandowortes harrt. Man hätte meinen können, der alte Müller habe in seinem ganzen Leben keinen Funken Liebe verschwendet und die ganze volle Gluth zusammengehalten, um sie ungetheilt auf seine Tochter überströmen zu lassen, oder als wollt' er dem Kinde nachentrichten, was er der todten Mutter schuldig geblieben. Und vielleicht war's auch so; denn gar Mancherlei wurde gemunkelt, wie hart und lieblos die sanftmüthige Müllerin von ihrem Manne behandelt worden sei, und blos der Gram darüber habe sie so früh unter den Boden gebracht. Sei dem, wie ihm wolle, Lenzmüllers Rose war ein Mädchen, für das die blindeste Zärtlichkeit begreiflich und verzeihlich sein mußte, und dem nicht allein der eigene Vater zu liebe lebte. Die Schwesterblume schien all' ihren reizenden Farbenschmelz auf das jungfräuliche Gesicht ausgegossen zu haben, und die Grübchen in den Wangen neben den lächelnden Lippen schienen ein süßer Geheimniß verrathen zu wollen,“ als die sich der Morgensonne öffnende Rosenknospe selbst. Wer immer sein Herz mit vorsätzlichem Zorne gewappnet hätte, er war ein verlorner Mann, wenn er in das feinbewimperte Auge blickte, das mit sehnsüchtiger Neugier auf der Seele tiefsten Grund niederzuschauen schien; dabei war Röschens ganzes Thun und Lassen von einer Anmuth übergossen, die sich weder anlernen noch anerziehen läßt, die ein freies Geschenk der Natur ist und wie der blaue

Duft an den fernen Bergen allfällige Mängel und Fehler umschleiert.

Den schönsten körperlichen Schmuck aber, den Müllers Rose besaß, waren ihre blonden Haare, deren fluthende Fülle weder Bänder noch Flechten einzudämmen vermochten; hingen sie aber losgebunden, so umflossen sie die schlanke Gestalt wie ein halbdurchsichtiger, hellschimmernder Zaubermantel, der beinahe bis auf die Knöchel niederfiel. Diese Zierde, die auf dem Lande viel häufiger gefunden und darum weniger beachtet wird, als in Städten und Palästen, wurde auch von Röschen wenig geschätzt, bis ein besonderer Vorfall gleichsam dazu aufforderte. Jeder Mensch hat irgendwo einen Haken, an den das Schicksal den Fangring seiner ehernen Kette werfen kann, um das Opfer widerstandslos festzuhalten.

Des Müllers Rose hatte kaum achtzehn Sommer durchlebt, und schon stand sie in voller entfalteter Blüthenpracht. Was Wunder, daß manches Auge sehnsüchtig nach dem Fenster hinaufschaute, hinter dem das reichste und schönste Mädchen der ganzen Gegend saß. Aber mancher wackere Jüngling kam von der Mühle den Weg am Garten herunter und sah nicht, wie drinnen die Blumenbeete in leuchtenden Farben prangten — entweder kam ihm die ganze helle Frühlingswelt voll Glanz und Leben schwarz und todt vor wie ein Grab, oder eine Thräne verdüsterte sein Auge, daß es die Herrlichkeit nicht erschauen konnte. War das Mädchen auch mit allen Reizen der Liebe geschmückt, so hatte diese doch sein Herz noch nicht berührt, der erwärmende Sonnenstrahl die innerste umschlossene Knospe noch nicht

aufgelockert; d'rum wurde im Thale jenes Lied geſungen, mit ſpöttiſchem und zornigem, manchmal auch in wehmüthigem Tone:

Müller's Blond-Röschen iſt ſtolz und ſchön,
Wer darf heut' mit ihr zum Tanze geh'n?
Holt ſie der zuckrige Junker ſchon,
Oder will ſie des Landvogts Sohn? ...

Es war nun freilich weder ein Junker noch des Landvogts Sohn, der Blond-Röschen heimführen ſollte, wohl aber des Waldbauern junger Georg.

„Röschen," ſagte der Lenzmüller zu ſeiner Tochter, „nun iſt's genug. Wenn ich vom beſten Kernen zu viel aufſchütte, ſo bleibt mir der Gang ſtehen, oder das Mehl wird ſchlecht, wie von halbreifem Roggen. Ich hab' ſchon manchen Burſchen, der um dich anhielt, fortgeſchickt, wenn er mir auch noch ſo gut gefallen hätt'; Mancher, der dich möcht', kommt nicht mehr, weil er ſich fürchtet. Zudem mag ich die Lieder nicht und die Jungen, die anfangen, auf dich zu zeigen und dich gerne ſchlecht machen möchten. Georg iſt ein wackerer Burſche und noch jung genug, um zu lernen, was er als mein einſtiger Statthalter wiſſen muß. Er kömmt vorerſt zu mir in die Mühle, da magſt du ihn recht kennen lernen." — Was war da zu ſagen? Die Gründe waren einleuchtend und Georg wirklich ein guter und ſchmucker Burſche. Schon lange konnte Röschen nicht mehr ſo froh und unbefangen in die Welt hineinleben; es lag ihm ſchwer auf dem Herzen, wenn es in's Dorf hinunterkam, die Leute wiſpernd die Köpfe zuſammenſteckten und ſelten mehr das freundliche

Lächeln zu sehen war, das sonst die schöne Müllerstochter allerwegen begrüßt hatte. Georg kam also in die Mühle und Röschen mochte ihn recht gut leiden; mit Wohlgefallen streichelte es seine krausen, braunen Haare und schaute in seine dunkeln Augen; doch schlug auch kein Pulsschlag schneller, ob er kam oder ging. Röschen glaubte, das werde ein zufriedenes, ruhiges Leben geben und Georg konnte sich vor Freude kaum fassen, wenn Jemand zu ihm sagte: „Ich wünsche dir Glück, du bekömmst die Schönste weit und breit."

Am schwülen Nachmittage saß Röschen im Garten im Schatten eines mächtigen Birnbaumes; die Blumen zu seinen Füßen dufteten und nickten schweigend mit ihren Blüthenhäuptern wie im Traume; die Wellen des Mühlbaches murmelten leise, als besprächen sie die Geheimnisse ihrer kühlen Fahrt in die Lande hinunter, und dem Mädchen war's, als murmelten die Töne in seinem eigenen Herzen und erzählten Etwas von einer geheimen Lust, die es noch nie empfunden, und von einer Seligkeit, die es noch nie geahnt hatte. Leise, süße Stimmen, wie verklingende Orgeltöne, riefen ihm aus der Ferne, und eine morgenrothe Wolke trug es schwebend aufwärts den Stimmen zu, denen das Herz in bebender, athemloser Lust entgegenschlug — da tauchte aus dem Lichtmeere eine dunkle Gestalt empor mit grimmiger Faust seinen Arm fassend. Röschen fuhr entsetzt auf und sah Georg vor sich stehen, der lachend fragte: „Hast du geschlafen?" Das Mädchen strich mit der Hand über die Augen, noch bebten die Adern der empfundenen Lust in

seiner Bruſt und klangen die geheimen, ſüßen Melodien — aber Georg war der dunkle, freudeſtörende Kobold. Nur mit Mühe konnte ſich Röschen zu einer freundlichen Antwort zwingen, und es kam ihm faſt unbegreiflich vor, wie es dem Barſtigen je einmal habe gut ſein können. Wer vermag den geheimen, unſichtbaren Faden aufzufaſſen und feſtzuhalten, an dem ſich das innere Leben des Menſchen, all' die keimenden Gedanken und Gefühle, Empfindungen von Liebe und Haß abſpinnen und die äußeren Geſchicke beſtimmen!

Georg ging ſeines Weges und Röschen verſank wieder in tiefes Sinnen, nicht im Stande, die widerſprechenden Regungen ſeines Herzens zu ordnen, als eine helle, fremdartige Stimme „ſchönſte Müllerin, ſchönſte Müllerin!“ in den Garten hereinrief. Am Zaune ſtand ein großes, braunes Weib, in bunte Lappen gekleidet, mit einem Tragkorbe auf dem Rücken. „Du kommſt mir wie gerufen, Roſel,“ ſagte Röschen, die Gartenthüre öffnend; „du mußt mir einmal wahrſagen!“ — „Zeig' mir deine Hand, Goldkind, zeig' mir deine Hand!“ erwiderte raſch die Zigeunerin, „ich weiſſage dir Glück; du biſt unter einem guten Planeten geboren, das ſagten mir ſchon längſt deine ſchimmernden Haare, darin ſich der glänzendſte Sternenſchein verloren hat — von dem Sterne, der über deiner Wiege geſtanden, bevor die erſte Sonne aufgegangen war. Das iſt der Glanz des Sternes Venus, der dem Mars entgegengeleuchtet, dem Kriegsmanne.“ — Röschen hielt die Hand hin, bangend und begierig zugleich, wie der Knäuel ſeiner Gefühle gelöſt werden ſolle. Aengſtlich blickte es auf die Alte, die lange

ſinnend auf die feinen Linien niederſchaute und dazu den Kopf nach einem gemurmelten Zauberſpruche im Takte hin und her bewegte. „Ich glaube, du ſiehſt nichts Gutes,“ ſagte es endlich. — „Ja, ... nein, ... dieſe Lebenslinie iſt dunkel, da fällt kein Strahl deines Glückſternes hin, ... ein Mann ſteht davor und fängt den hellen Schimmer auf, ... laß ihn fahren,“ ſchrie die Prophetin heftig; „laß ihn fahren, er wirft einen ſchwarzen Schatten über dein ganzes Leben; fort, fort! Ha, jetzt weicht er ... es wird wieder licht und hell. Da ſteht der Andere von Glanz übergoſſen und wirft ſprühende Lichtlein auf dich, ... die Funken ziehen ſich zuſammen, im Kreiſe, immer enger und enger ... O gnädige Frau,“ fuhr die Alte leiſe und bittend fort, „es iſt eine Krone, die er auf deine glänzenden Haare ſetzt, eine rothe purpurne Krone, wie Blut ſchimmert ſie über deiner Stirne. Denkt an die Armen, wenn's Euch gut geht!“ — Röschen zog halb erſchrocken ſeine Hand zurück und mußte doch lächeln über die ſchlaue Wendung, mit der die Alte ihre Bitte anzubringen wußte; aber das Menſchenherz iſt manchmal ein wunderlich Ding und glaubt gerne etwas Unglaubliches, wenn es ihm mit dem Erwünſchten geboten wird. Röschen dachte an die Purpurkrone und den glückverkündenden Schimmer ſeiner Haare, weil es keinen Augenblick zweifeln mochte, daß Georg der dunkle Schatten ſei, der ſein helles Leben trüben ſollte — war er ihm nicht vor wenigen Augenblicken ſo erſchienen? —

Während das Mädchen unter ſolchen Gedanken nach einer Gabe für die Alte ſuchte, ſprengten zwei Reiter im

grünen Jagdkleide die Straße herauf. „Iſt das der Weg nach Bad Schwarzenberg?“ fragte der Aeltere über den Zaun herein. Aber Röschen vergaß die Antwort, mit unbeweglichem Blick auf den jüngern Reiter ſchauend, der ſichtlich erröthend ſich über den ſchlanken Hals ſeines Rappen vorbeugte. Das Herz der Jungfrau begann zu pochen, als wollt' es die Bruſt zerſprengen, ein flimmernder Schimmer floß über die Augen und in ihren Ohren ertönten wieder all' die ſüßen Klänge und Melodien, die ſie vorhin im Traume gehört hatte; von der Rede und Antwort, die zwiſchen der Zigeunerin und dem Frager gewechſelt wurde, vernahm ſie keine Silbe. „Nun,“ wandte ſich dieſer endlich zu ſeinem ſtummen Begleiter, „nun, Junker Dießbach, habt Ihr noch keine goldlockige Germania geſehen?“ — „Bei Gott, noch keine, auf deren Locken ich die Krone des römiſchen Reiches deutſcher Nation lieber ſehen möchte — wenn ich Kaiſer wäre!“ erwiderte der Angeredete lächelnd, und in ſcharfem Trabe jagten die Pferde die Straße aufwärts.

Noch immer in tiefes Sinnen verloren, ſchaute Röschen den Reitern nach, bis ſie hinter den Nußbäumen neben der kleinen Reibmühle verſchwanden. „Ja, ja, die blonden Haare und die Krone,“ grüßte die Alte bedeutſam nickend, indem ſie am Gartenzaune hinunterging; es iſt ein feiner Junker!“

Dieſe letzten Worte ſchreckten Röschen aus ſeinen Träumen auf. In ſeinen Gedanken hatte es ja nicht den Junker geſehen, ſondern blos den ſchlanken, braunen Jüngling,

der ſich bei ſeinem Anblicke erröthend vorwärts neigte, deſſen dunkles Auge tief in ſein Herz geſchaut und alle Pulſe zu ſtürmiſchem Pochen aufgejagt hatte, den es im Leben noch nie geſehen und der ihm doch bekannt war, wie ein wiedergefundener Jugendgeſpiele, der ihm ſchon tauſend Mal in freundlichen Träumen erſchienen war. — „Ich Arme," ſeufzte das Mädchen, die Hand auf's Herz legend, „er iſt ein Junker!" Aber bald begann es in ſeinem Innern zu tönen, leiſe und verworren, wie ein leiſer, faſt verwehter Geſang; dann immer lauter erklang es, immer deutlicher wurden die Stimmen und ſchollen die Töne, bis es zuletzt wie ein jubelndes Halleluja in jauchzendem Chore rief: „Die Krone auf deinem blonden Haare!" Röschen ging unter den Nußbäumen aufwärts an der Reibmühle vorbei; aber erſt als es an die kleine Brücke kam, die über den wilden Bach führt, merkte es lächelnd, daß Bad Schwarzenberg kaum noch einen Flintenſchuß weit entfernt war.

Noch keine Woche war nach dieſem Tage vergangen, als im Dorfe ſchon mancherlei Gerüchte im Umlaufe waren, die auf Markt und Straße laut und leiſe auf's Eifrigſte verhandelt wurden. Der junge Junker Dießbach, der aus kaiſerlichem Dienſte heimgekommen, hieß es, habe im Bade geſagt: des Lenzmüllers Roſe ſei die Schönſte, die er in aller Herren Landen geſehen, und ihre Haare allein ſeien mehr werth, als ein Eulenneſt von einem Schloſſe, das ſo ein adeliges Fräulein zur Mitgift bringe. „Ja, ja," meinte die Schmiedbäuerin, der eine Nachbarin dieſe Neuigkeit erzählte, „mit Speck fängt man die Mäuſe; die Herren haben

feine Naſen — aber kurioſe manchmal.“ — „Denkt nur, wie's weiter gegangen iſt: als der Junker mit noch einem Andern vom Bade zurückgeritten kam, hat die Roſe auf ihn gewartet bei den Erlen außen an der Reibmühle; da iſt der Junker abgeſtiegen und hat ſie in die Arme genommen und geküßt! Denkt, vor dem andern Herrn, ohne ſich zu ſchämen! Die wird noch eine gnädige Frau.“ — „Oder eine ... eine andere Frau,“ war die hüſtelnde Antwort. — „Nur nicht ſo pfiffig, Schmiedbäuerin,“ ſchnatterte die Nachbarin weiter; „ich merke ſchon, was Ihr ſagen wollt, ich bin auch nicht ſo ganz links — gewiß, die haben's ſchon länger mit einander getrieben; ſo zum erſten Male ſich auf offener Straße herzen und küſſen — nein, nein, glaub's wer's mag, ſo dumm bin ich nicht. Aber der Georg hat Alles mitangeſehen, denkt nur, der will jetzt Nichts mehr von ihr wiſſen — das giebt eine ſchöne Geſchichte; der gehört ſchon was.“

So Viel war richtig: im Bade hatte ſich der Junker nach der ſchönen Müllerin erkundigt und Georg hatte geſehen, wie er auf dem Heimwege bei den Erlen ſich zum freundlichen Gruße vom Pferde nach Röschen niederbeugte und wie im Fluge mit ſeiner Hand über ihren Scheitel wegfuhr — das war Alles; aber es war genug, um in das Herz des Jünglings Eiferſucht und Trauer und in die ſonſt ſo friedliche Mühle trübe und unheimliche Tage zu bringen.

Der Lenzmüller ſaß noch in düſteren Gedanken am Tiſche, während der Waldbauer mit dröhnenden Schritten die Stube auf und nieder maß, dann und wann einen

zornigen Seitenblick auf Röschen werfend, das bleich und mit thränenfeuchten Augen die noch vollen Schüsseln und Teller wegräumte. Georg stand am Fenster und schaute auf das Mühlenrad, das, von den schäumenden Wassern gepeitscht, sich dröhnend und wirbelnd um seine Achse schwang — ihm war's, als möcht' er mit den Wellen niederstürzen, tief, tief in den brausenden Strudel und nur als Leiche wieder emporgetragen werden.

„Und du nimmst ihn dennoch, Rose!" sagte der Lenzmüller aufstehend; „du nimmst ihn, sag' ich; du bist die Tochter und ich — ich bin der Vater." — „Ich will Euch ja folgen, Vater," erwiderte Röschen mit unsicherer Stimme, „wenn Ihr Euer Kind zeitlebens unglücklich machen wollt." — Der Alte hielt die Antwort zurück, als er die Thränen unter den langen Wimpern seines einzigen, geliebten Kindes hervorbrechen sah, und wendete sich mit zweifelndem Blicke nach dem Waldbauer um. — „Und ich sag' es Euch auch," entgegnete dieser trotzig, „so ist's nicht gemeint! nein, mein Bub ist mir lieber, als daß ich ihn ..." — „Was?" fragte der Müller, dem Zögernden näher tretend; „was meint Ihr?" — „Als daß ich ihn einem Junker zum Gutgenug nachwerfen möchte."

Der stolze Alte zuckte zusammen, wie ein gefesselter Gefangener, der den schmählichen Backenstreich des Feindes ungerächt entgegennehmen muß. Georg warf einen bittenden Blick auf seinen Vater, der etwas milder fortfuhr: „Und dann, ja — ihn den ganzen Sommer in der Mühle behalten, wo er Nichts gelernt hat; zu Hause hätt' er mehr

geſchafft als zwei Taglöhner, die ich bezahlen mußte.“ Das war unklug geſprochen zu dem Lenzmüller. Er richtete ſich empor, wie eine Eiche, die ihren Wipfel einen Augenblick dem Sturme beugen gemußt; es that ihm wohl, den empfangenen Schlag heimgeben zu können, obwohl er wußte, daß damit all' ſeine langgehegten und liebgewonnenen Hoffnungen zertrümmert würden. Mit verächtlichem Blicke maß er den Waldbauer: „Freund, ich habe nicht gewußt, daß Ihr das Rechnen ſo trefflich verſteht; daß Euer Sohn nicht zu gut wäre zum Gutgenug eines Junkers, wenn er zu Hauſe Nichts verſäumt hätte; aber gottlob, dem Uebel kann der Lenzmüller abhelfen.“ Mit dieſen Worten öffnete er einen Schrank und warf dem betroffenen Gegner eine Rolle vor die Füße. „Da habt Ihr ſo Viel, als Meiſter und Knechte den ganzen Sommer auf Euerm Hofe verdient haben — denk' ich. Nun ſind wir fertig; Ihr nehmt Euern Sohn mit und ich behalte meine Tochter!“ —

Georg folgte ſeinem Vater willenlos wie im Traume. Röschen faßte haſtig ſeine Hand. „Sei mir nicht böſe,“ bat es mit weicher Stimme; „denke, Georg, du biſt nicht ſo unglücklich und elend, wie die arme, arme Roſe.“ Als die beiden Männer zur Thüre hinaus waren, warf ſie ſich laut ſchluchzend an den Hals ihres Vaters, deſſen ſtarkes Herz ſelbſt um Linderung mit den Thränen ringen mußte. —

Der Sommer verging allmälig und mit ihm auch das Gerede über Röschens und Georgs unerwartete Trennung, die freundliche und giftige Zungen im ganzen Thale wochenlang beſchäftigt hatte. Der Junker Dießbach war nach

einem Aufenthalte von wenigen Tagen wieder von Schloß Liebegg weggezogen und dadurch böswilligen Gerüchten jeder Vorwand benommen. Er sei nach Bern gegangen oder gar wieder zu den kaiserlichen Husaren, hieß es. Neue Ereignisse brachten das Vergangene in Vergessenheit; aber wer jetzt Röschen sah, das seit dem Vorfalle nur selten in's Dorf kam, nicht einmal zur Kirche, der schüttelte mitleidvoll den Kopf und sagte: „die treibt's nicht mehr lange; der Georg war ihr lieber, als sie's merken ließ, sonst würd' es ihr nicht so zu Herzen gehen. Mich wundert's, ob sie den Kukuk wieder schreien hört." — Der alte Lenzmüller durchwachte manche kummervolle Nacht, als er bemerkte, wie das Roth auf den Wangen seiner Rose von Tag zu Tag mehr erbleichte mit den Rosen draußen im Garten, bei deren leerwerdenden Sträuchen das Mädchen stundenlang saß, als führte es geheime Gespräche mit diesen Zeugen der Vergänglichkeit; vergeblich kaufte er Putz und allerlei Staat zusammen, an dem Röschen sonst so vielen Gefallen gefunden; sie legte Alles in den Schrank, ohne sich nur ein einziges Mal damit zu schmücken; sogar ihre gewöhnliche Kleidung sah gegen alle Gewohnheit fast vernachläßigt aus. Nur die Haare zierte und flocht Röschen mit größerer Sorgfalt, als jemals in frühern Tagen; es konnte stundenlang damit zubringen und wurde nicht müde, neue Flechten und Windungen zu erfinden, um die goldschimmernde Fluth in feste Formen zu fassen. Das vermehrte noch die Besorgnisse des geängstigten Vaters. Es ist ein sicherer Vorbote des Todes, dachte er; jeder Mensch findet vor seinem Ende noch

an Etwas Gefallen, das er sein ganzes Leben kaum beachten mochte — meine Mutter hat's oft gesagt und an meiner Frau hab' ich's erfahren, setzte er seufzend hinzu. Aber auf alle bekümmerten Fragen ward ihm die Antwort: „Mir fehlt Nichts, lieb Väterchen, mir ist ganz wohl." Vergeblich war das Drängen, man müsse einen Doktor fragen, es könnt' doch eine geheime Krankheit sein. Röschen erwiderte mit traurigem Lächeln: „sie ist so geheim, daß kein Doktor sie finden kann; nein, nein, mir thut Nichts weh'; es ist wohl nur so ein Uebergang und mit der Zeit werd' ich schon wieder besser aussehen und fröhlicher werden."

Und was Röschen vorausgesagt, traf richtig ein, obwohl es selbst vielleicht nicht so fest an die tröstliche Erfüllung seiner Prophezeihung geglaubt haben mochte. Ein freundlicher Spätherbst zog über das Land herauf, wie ein verirrter Nachzügler des Sommers, und plötzlich war's, als ob die späte Sonne vor ihrem gänzlichen Scheiden wieder alle ersterbenden Lebensgeister in Röschens Herz wachrufen wollte. Seine Wangen begannen wieder aufzublühen wie thaufrische Rosenknospen, und aus seinen Augen leuchtete eine innere Freudigkeit, die von früh bis spät in Liedern und Trillern das Haus durchtönte. Der alte Vater war zu glücklich, um über die Ursache dieser raschen Veränderung nachzudenken; seine wankenden Hoffnungen richteten sich wieder auf, wie die ährenschwere Saat nach vorübergezogenem Gewitter; er sah und hörte Nichts als die neu aufkeimende Schönheit seiner Rose und die fröhlichen Klänge ihrer Flötenstimme — und wohl ihm, daß es so

war; er hätte doch nicht vermocht, in die Speichen des heranrollenden Schickſals hemmend einzugreifen.

Aber andere Augen und Ohren ſahen und hörten; Kummer und Leid laſſen ſich den Blicken der Menſchen noch länger verbergen, als das Glück — ſie erregen keinen Neid.

Es war gerade die Zeit, daß die Frauen und Töchter des Dorfes ihren Flachs und Hanf zum „Reiben" brachten. Das iſt ein unheimliches und ängſtliches Geſchäft; der ſchwere runde Stein ſchwingt ſich mit donnerndem Gepolter auf ſeinem Bette um den aufrechtſtehenden Wendelbaum, daß das kleine bretterne Mühlhäuschen vom Grundbalken bis an die Firſt erzittert. Es gehören flinke und vorſichtige Hände zum Wenden der Flachsbüſchel, um nicht von dem ſchnellrollenden Ungethüm erfaßt zu werden. Keine Mutter entläßt ihre Tochter zur Reibe, ohne die eindringliche Mahnung: „Kind, binde deine Zöpfe feſt, hefte das Haarband auf; denke, denke — nimm dich in Acht!" Und dieſe Ermahnungen ſind gewiß keineswegs überflüſſig. Wie leicht könnte die ſtarke Luftbewegung, die durch den kreiſenden Gang des Steines entſteht, ein loſes Band oder eine Flechte aufwehen und das Opfer widerſtandslos in den zermalmenden Strudel ziehen!

Trotz all' dieſer Fährlichkeiten war das wieder muntere und ſchäkernde Röschen jeden Nachmittag bei den Mädchen in der kleinen Reibmühle, die in der äußerſten Ecke des väterlichen Baumgartens ſtand, da wo ſich der Wald von beiden Seitenhängen des ſchmalen Thälchens bis auf einige

Schritte an die Straße und den Mühlbach herabzieht. Mit Rath und That war die Müllerin hülfreich zur Hand und wußte die unangenehme Arbeit mit allerlei drolligen Geſchichten und Schwänken zu würzen; ſo freundlich und luſtig hatte man ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen. Aber kaum begann ſich die Sonne zu neigen, ſo erklang im nahen Walde ein Hüfthorn mit dreimaligem ſilberhellem Rufe und — Röschen war aus der Reibmühle verſchwunden. Leute, die immer Alles wiſſen, wußten gleich in den erſten Tagen, daß dieſer Ruf aus dem Jagdhorn des Junkers Dießbach erklang und nicht etwa dem flinken Windſpiele galt, das ruhig an der Leine neben dem Jäger herging, wohl aber des Müllers ſchlanker Roſe, der die dunkeln Waldpfade nicht zu dunkel waren, darauf ihren Geliebten zu finden. Und diesmal wußten die Alleswiſſenden die Wahrheit. Im Spätherbſte, an der Schwelle des Winters, war den Liebenden ein Frühling aufgegangen, reicher und blühender als Veilchenduft und Lerchenſchlag ihn zu zaubern vermögen. Der Junker hatte keine Ruhe gefunden in den Vergnügungen und Feſten der ſtolzen Patrizierſtadt; es war vergeblich, daß ſo manches ſchöne Auge unter perlengeſchmückten Locken hervor ſehnſüchtig nach dem ſchmucken Offiziere aufſchaute — er ſah Nichts als das ſchwellende Haar, das blaue Auge, die ſüßlächelnden Lippen, mit Einem Worte das ganze unſchuldig liebliche Bild der ſchönen Müllerin, das ihn wachend und im Traume mit tauſenderlei Liebkoſungen umgaukelte. Er kam zurück, nach dem einſamen Schloſſe Liebegg und fand Röschen im Grame über hoffnungsloſe Liebe

verwelkend. Wie bald das anders geworden, haben wir gesehen. Die Jungfrau überließ ſich ſorglos der Gewalt der erſten Leidenſchaft, deren ein natürlich geſundes Herz fähig iſt; durch die Vorausſagungen der Zigeunerin wurde ihre Neigung wie von einem frommen Hauche durchweht, vergeiſtigt und gemildert, ohne dem ängſtlichen Verſtande einen zweifelnden Blick in die Zukunft zu gönnen. Es war der Liebe Luſt ohne Leid — das auch nicht ausbleiben konnte.

An einem ſchönen Oktobernachmittage war Röschen mit ihrem eigenen Flachſe in der Reibmühle beſchäftigt. Wie raſch wendeten ſich die zierlich geflochtenen Büſchel unter dem wuchtig daherrollenden Steine, als ob Eile noth thäte, den Faden zu ſpinnen, der zum bräutlichen Linnen gewoben werden ſollte — nein, ſo weit vermochte das liebende Herz kaum zu denken; es hatte übrig genug am Glücke der Gegenwart. Da erklang das wohlbekannte Jägerhorn. Röschen konnte ſeinen Poſten nicht verlaſſen; es öffnete das kleine Fenſterchen, um dem Harrenden, der ſchon ſpähend aus dem Walde getreten war, ein Zeichen zu geben. Er grüßte freudig über die Straße hinüber das erröthende Mädchen, das lächelnd mit der Linken eine breite Haarflechte emporhob, die nach des Geliebten Wunſch tief an die Wange niederfallend geflochten war — ein goldener Rahmen um das lieblichſte Gemälde, das je unter der Hand eines Meiſters hervorgegangen. Der junge Jäger bückte ſich, um durch eine Heckenlücke zu ſchlüpfen; da ſchlug ein heller, durchdringender Schrei an ſein Ohr; erſchrocken

blickte er auf — Röschen war von der Fensteröffnung verschwunden. In namenloser Angst sprang er auf die Schleuse, um die das Räderwerk treibende Wasserleitung abzuschließen. Das Hauptrad stand, das rollende Gepolter des Steines drinnen schwieg, aber auch sonst kein Laut war hörbar — nur das matte Geplätscher des langsam abfließenden Gewässers. Mit wankendem Schritte stieg der Jüngling die kleine Treppe hinauf und — wir wollen den Vorhang fallen lassen; der Tod war in grauenvoller Gestalt an das junge, blühende Leben getreten.

Als später des Müllers Mägde in die Reibmühle traten, saß der Junker zusammengesunken, halb bewußtlos in einer Ecke, den leichten Mantel über Röschens Haupt, das auf seinem Schooße lag, geworfen, als habe er das schreckliche Bild seinen Augen verbergen wollen. In der Rechten hielt er das blutige Waidmesser, mit dem er die Haarflechte abgeschnitten, die sich um den eisernen Haken, welcher den Stein am Wendelbaume festhielt, aufgewickelt hatte. Der starke Luftzug, der noch immer durch das geöffnete Fensterchen drang, mochte ein Band aufgeweht haben, das durch die Bewegung, mit welcher Röschen den Geliebten begrüßte, lose geworden war.

In dem blonden Haare der todten Müllerstochter glänzte die verhängnißvolle Krone in schrecklichem Purpur.

Der früher so trotzige und stolze Lenzmüller ging, seitdem ein milder Helfer der Armuth, noch manches Jahr still und gramgebeugt im Dorfe umher. Die Mühlenwerke hatte er bald nach dem Tode des einzigen Kindes

zerstören lassen — das Rädergeklapper war ihm wie hülferufendes Todesgeschrei vorgekommen. Am liebsten sprach er von seiner Rose, die so schön gewesen und die er so sehr geliebt hatte, und von dem Junker, der im fernen Böhmenlande lebe, aber kein Mädchen mehr freundlich angeschaut habe, seit Blond-Röschen auf dem Kirchhofe liege.

Der arme Schwingerkönig.

Wer da glaubt, man dürfe ſich nur im Gebirge befinden, um auf Schritt und Tritt eine Ausſicht auf tief unten liegende blaue Seen oder auf Thäler zu haben, die ſich an dem Silberbande der Ströme weitab in verſchwimmende Fernen dahinziehen, der nehme einmal den Weg nach dem Hochlande unter die Füße, um ſich von ſeiner irrigen Meinung bekehren zu laſſen. Er wird dann bald finden, daß man hoch über den Wolken ſtehen kann, das Gewitter, das über die Thalgelände dahinrollt, ſchallt nur mit dumpfem Grollen zu uns empor und doch iſt's, als ob wir zwiſchen tiefen Mauern begraben wären. Der ſchmale Weg zieht am Fuße des Felſengrates dahin, an deſſen einförmigen, glattaufſteigenden Wänden wir emporſchauen; dort biegt er um eine Ecke und wir beeilen den Schritt in der Hoffnung, aus der faſt unheimlichen Einſamkeit einen Blick nach den duftigen Thälern mit ihren weißſchimmernden Wohnungen und Städten hinabwerfen zu können;

aber da steigt eine neue Felswand himmelan und drüberherein zieht in langsamem Fluge ein Gebirgsgeier. —

Auf solchen einsamen Wegen hat der Mensch Zeit, seinen Gedanken, seinen Erinnerungen und Hoffnungen nachzugehen und dieselben aneinanderreihend und verknüpfend dem ewigen Geheimnisse nachzusinnen, das die Menschen Schicksal nennen, jenem wundersamen Gewebe planvoller Fügungen und scheinbarer Zufälle, dessen Anfang nicht in unsern Händen liegt, und dessen Ende wir nicht überschauen können, und das doch den Menschen unsichtbar auf Schritt und Tritt umschließt wie die Luft, die er einathmet.

Solche einsame Gedankenpfade geht auch der Häusler Christen, der dort langsam den Pfad am Felsen heraufsteigt. Weiter unten, da noch die Morgensonne die kleine Wiese übergoß, die er durchschreiten mußte, hatte er ein Lied vor sich hingepfiffen, vielleicht halb unbewußt von der Amsel verführt, deren Schlag aus dem Gebüsche klang; aber als er den aus rohen Planken gezogenen Wiesenzaun überschritten hatte und in den Schatten der Felsenwand getreten war, verstummte sein Lied. Er hob die Art, die er bisher, wie der Jäger das Gewehr, schräg vor der Brust getragen, auf die linke Schulter und langte mit der rechten Hand langsam in die Seitentasche seines braunen Wamses, aus der er eine kurze hölzerne Tabakspfeife hervorzog. Die Spitze des Stummels wurde ebenso bedächtig zum Munde geführt und die Lippen fingen an, sich taktmäßig zu öffnen und zu schließen, als ob sie qualmende Rauchwolken hervorziehen und wieder hinausstoßen müßten.

— Der Mann dachte nicht daran, daß er seine Pfeife weder mit Tabak gestopft, noch angezündet hatte. Er dachte an andere Dinge, die wohl wie bald sich festgestaltende, bald wieder verwehende Rauchwölkchen vor seinem innern Auge auf- und niedergingen; aber heitere Gedanken konnten es nicht sein, die sein Sinnen beschäftigten. Ueber das kräftige, braune Gesicht glitt es wie dunkle Schatten herab und die Lippen schlossen sich mit immer finstrerem Trotze um die Pfeifenspitze, während die linke Hand die gewuchtige Art von der Schulter hob und sie am äußersten Ende des Stieles haltend in so raschem Kreisel auf- und niederschwang, daß man meinte, sie müsse jeden Augenblick krachend an die Felsenwand oder auf das Haupt des sich selbst vergessenden Verwegenen einschlagen. —

So war der Mann ungleichen Ganges, bald stille stehend, dann wieder einige hastige Schritte vorwärts gehend, an die Felsenbiegung gekommen, wo ein kaum erkennbarer Steig über grobes Steingeröll nach einem mit dunkeln Tannen bewachsenen Abhange ablenkt, als ihn plötzlich eine laute Stimme aus seinem Sinnen aufschreckte. In ziemlicher Höhe über dem Wege saß auf einem vorspringenden Felsstücke ein Mann in wunderlicher Jägertracht, mit einem mächtigen Bergstutzer in der Hand. „Ach, das „verirrte Bein“,“ sagte der Angerufene unwillig und wollte den Steig nach dem Tannwalde einschlagen. „Ei, so pressiren doch nicht so,“ rief der Andere in gebrochener Rede herunter, „wollen dir Feuer geben, Häusler Mann, das kalte Rauch ist nicht gesund; aber so das Rundummachen mit der großen Beil möcht' ich auch einmal probiren.“ Damit

kletterte der Jäger mit großer Behendigkeit von seinem Felsensitze herab und stand mit einem letzten Sprunge vor dem Holzhauer.

Dieser gewahrte erst jetzt, daß er bisher kalte Pfeife geraucht und langte in die Wamstasche, um sich Tabak und Feuerzeug hervorzuholen; aber nach hastigem Herumtasten zog er die Hand zurück und brummte mit einem unterdrückten Fluche: „Jetzt hab' ich das Kraut daheim vergessen — im Zorne über die Alte." Der Jäger schaute dem Aergerlichen freundlich in's Gesicht und sagte: „Ja, sehen jetzt, Kamerad, ein Wort ist nie zuviel, ich haben schon Tabak." Damit langte er in seine mächtige Waidtasche, die wie ein weitaufgeblasener Schlauch den schmalen, ausgedörrten Leib umschloß und brachte eine hölzerne Pfeife, wie sie Sennen und Jäger zu gebrauchen pflegen, nebst einem mächtigen Lederbeutel hervor. „Da nehmen," fuhr das Männchen in freundlichem Eifer fort, indem er mit der Hand in seinen Tabaksbeutel fuhr und dieselbe gefüllt in seines Begleiters Wamstasche schob, „da nur viel nehmen, ich nur so zum Plaisir rauch." — „Ich dank' Euch, Herr," sagte der Holzhauer, über der seltsamen Freundlichkeit seinen Aerger fast vergessend, „ich dank' Euch und habe jetzt mehr als genug; aber wo wollt' Ihr denn so allein hin mit dem schweren Stutzer?" — Der Jäger schlug zuerst bedächtig Feuer; dann wiegte er sein schmales Gesicht bedeutungsvoll hin und her, daß die Reiherfeder an seinem grünen Hütchen auf- und niedertanzte, und hob sich dabei auf die Zehen, um seinen Mund dem Ohre seines hochragenden Gegenübers etwas näher zu bringen. „Den Bären will ich schie-

ßen," lispelte er leise und schaute wieder vorsichtig umher, ob das genannte Wild seine gefährlichen Worte nicht etwa könnte vernommen haben. — „Aha, den Bären," machte der Holzhauer, mit der Hand sein Lächeln verdeckend, „da müßt Ihr freilich eine gute Büchse haben." — Er erinnerte sich dabei, was man drunten im Thale von dem wunderlichen Manne zu erzählen wußte. Es war ein steinreicher Engländer, der schon Jahre lang regelmäßig in die Gegend kam, aber erst wenn er sich genau erkundigt, ob noch keiner seiner wanderlustigen Landsleute anwesend sei; sobald sich ein solcher zeigte, war er über Nacht wieder verschwunden. Diese Sonderbarkeit hatte ihm den ausschließlichen Uebernamen „verirrtes Bein" zugezogen, mit dem sonst Bergführer verfrühte oder verspätete Reisende zu bezeichnen pflegen. Daneben hatte der Alte noch die besondere Marotte der Bärenjagd; man konnte ihm lange versichern, daß sich seit Jahren in diesen Gegenden keine solche Bestie mehr gezeigt; das half Alles Nichts, er wies ungläubig mit dem Finger auf die mächtigen Felshörner und sagte: „Solch' Gegend ist ganz gemacht für die Bär, also muß er da sein." Gegen eine solche Logik ließ sich Nichts einwenden und der Mann ging seit Jahren mit seinem schweren Stutzer auf die Bärenjagd. —

Während Christen über dem Anzünden seiner Pfeife an diese Dinge dachte, hatte der Engländer die auf den Boden gestellte Axt ergriffen und meinte: „Jetzt, gut Freund, müßt Ihr mir auch noch zeigen, wie Ihr das so Rundum macht, wie vorhin." Der Holzhauer faßte das Ende des Halmes zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand,

hob das gewichtige Werkzeug empor und ließ es im sausenden Kreise herumfahren, als ob es eine dürre Haselgerte wäre. Der Bärenjäger hatte dem gefährlichen Spiele mit gieriger und zugleich scheuer Bewunderung zugeschaut und faßte nun selbst das Ende des ihm hingereichten Axtstieles. Aber kaum daß das Instrument auf den Anschwung im halben Kreise herumfuhr, flog es unter einem lauten Schmerzensrufe des Schwingers auch schon weit über das Geröll dahin. „Goddam," schrie er, die Hand an dem ausgestreckten Arme auf- und niederschlenkernd, „das will ganz den Leib ausrenken." — „Ja, ja, guter Freund," sagte Christen, schmunzelnd das Beil aufhebend, „dazu braucht's anderes Zeug als Ihr habt, seht solches." Damit streifte er den Aermel seines Wamses herauf und ließ einen Arm sehen mit einem Muskelspiele, das sich auf die leiseste Handbewegung wie ein aus Eisenspangen geflochtenes Gewebe hin und her bewegte. Der Engländer schaute mit Bewunderung auf dieses Meisterwerk der Natur und mannhafter Uebung und fing dann mit prüfendem Finger an, auf den steinharten Muskeln herumzutippen. „Goddam, Mann," sagte er endlich, „Ihr müßt nächste Woche auf das große Schwingfest nach Bern, ich wetten auf Euch 100 Pfund." Christen ließ den Arm plötzlich sinken, wie wenn ihm ein scharfer Schmerz durch denselben gefahren wäre. Er hob rasch seine Axt auf die Schulter und schlug mit einem kurzen viel Dank und lebt wohl den Fußsteig nach dem tannenbewachsenen Felsenhange ein. Der Jäger rief ihm vergeblich nach, noch auf ein Wort stehen zu bleiben; er erhielt keine Antwort zurück.

Christen war hastig über das Steingeröll weggeschritten und fing nun an, den steilen Pfad zwischen den niedrigen und knorrigen Tannen emporzusteigen. All' die Gedanken, über die er vor seiner Begegnung mit dem Fremden gebrütet, waren wieder aufgewacht, nur hatten sie dadurch, daß ihn ein Anderer daran gemahnt, noch einen bittern Beigeschmack gewonnen. Er stieß die Art im Gehen bisweilen heftig gegen den Boden, als müßt' er da ein giftiges Gewürm zertreten; er kämpfte auch mit einem giftigen Wurme, der arme Mann, aber der saß ihm drinnen tief im Herzen und fing nun an, wie die Schlange im Paradiese, in lauter, vernehmlicher Stimme sich auszusprechen.

Nicht war, hub der Verführer an, der alte Narr hat's auch gesagt; er will auf den ersten Blick Geld und Gut wetten, ohne zu wissen, wie manchen Schwung du schon gethan hast.

Ja, aber er weiß auch nicht, sprach eine andere Stimme in Christen dagegen, wie es bei dir daheim aussieht; daß du nicht Weib und Kind vergessen und deinen Lustbarkeiten nachgehen darfst.

So, das wäre ein Vergehen, rief's hinwieder, wenn du dir auch einmal eine unschuldige Freude gönnen würdest, der du das ganze Jahr wie ein Hund gearbeitet hast?

Aber was haben denn die Andern für Lustbarkeiten, und arbeiten sie nicht auch nach Kräften? tönte es leise zurück.

Die Andern, wer die Andern? rief's höhnisch dagegen; von der Frau will ich noch Nichts sagen, aber die Alte, was thut denn die und mit welchem Rechte rafft sie

jeden Kreuzer in ihre Hände und zankt, wenn du nur ein Röllchen Tabak kaufen willst? —

„Ja, das ist wahr," schrie Christen laut, der unter diesem Zwiegespräche auf einen schmalen, lichten Platz gekommen war, „das muß anders werden und wenn darüber Hälse brechen müßten." Wie zur Bekräftigung seines Vorsatzes hieb er die Art mit weitausgeholtem Schwunge nach einem knorrigen Stamme, der halb entästet vor ihm auf dem schmalen Plane lag; aber die sonst so sichere Hand hatte diesmal im Zorne fehlgezielt. Die Art fuhr neben dem Stamme hinstreifend in den felsigen Boden und mit einem schrillen Klange war das längere Stück der gestählten Schneide abgesprungen.

Wie es dem einmal verbitterten Gemüthe geht, statt sich durch ein selbstverschuldetes Mißgeschick zur Besinnung und Umkehr lenken zu lassen, wird es nur noch verbitterter, indem es die Schuld auf Andere wälzt. Mit zornigem Auge prüfte Christen den erlittenen Schaden und brummte dann mit mühsam unterdrückter Stimme: „Daran ist wieder die alte Hexe schuld und hintendrein werd' ich erst noch ihr Schelten hören sollen, wenn sie zu Mittag heraufkömmt — verflucht das." — Er setzte sich auf den liegenden Stamm und schaute, das düstere Gesicht in die Hand gestützt, in den gähnenden Abgrund hinunter, der kaum zwei Schritte vor ihm in die nächtliche Tiefe hinabschoß.

Es waren unheimliche, wilde Gedanken, die durch die Brust des verbitterten Mannes gingen, schwarz und schaurig wie der Abgrund, der sich zu seinen Füßen aufthat. Sie waren aber auch der nächtigen, grauenhaften Tiefe ent-

stiegen, diese Gedanken. Er erhob sich langsam mit vorgebeugtem Oberleibe von seinem Sitze, um über den dunkeln Rand hinabzustarren. Endlich trat er mit einem fröstelnden Schütteln zurück und sagte tonlos vor sich hin: „Dann freilich wär's abgeholfen."

Ueber den Laut der eigenen Stimme erschreckt, schaute er mit banger Hast um sich, ob ihn kein menschliches Ohr gehört habe; nein, er war allein in der lautlosen Einsamkeit, durch die nur das halbverschollene Brausen heraufdrang, mit dem drunten am Fuße der Felsenwand ein Bergbach dahinstäubte.

Der starke Mann wankte zurück wie von schwerer Arbeit erschöpft. Mit geschlossenen Augen legte er sich auf das weiche Moos, über das die Sonne, die unterdessen hinter den rückwärts liegenden Felsenkuppen emporgestiegen war, goldene Streiflichter durch die Tannenzweige niederwarf. Der heitere und erwärmende Glanz führte auch freundlichere Bilder in die Seele des Einsamen und er suchte sich daran festzuklammern, wie das vom Sturm erschütterte Stämmchen an seinem Stabe.

Es waren aber auch sonnige, gemüthstärkende Erinnerungen und Bilder. — Der Ostermontag war in der milden Schönheit eines sonnigen Vorfrühlingstages über dem Lande aufgegangen und durch die Straßen der Stadt Bern zogen jauchzende Gesellen Arm in Arm nach der Schanze hinauf; hinter ihnen drein drängende Menschenschaaren, die sich, auf dem Festplatze angekommen, zu einem weiten Zuschauerkreise zusammenschlossen. In der Mitte die kampfbegierigen Schwinger nach hergebrachter Schlachtordnung:

hie Emmenthal, hie Oberland, und in der vorderſten Reihe der Letztern Chriſten, der kaum erwarten mochte, ſeine erſte Meiſterprobe abzulegen. Hei, wie ſich da die mächtigen Glieder reckten, wie ſich die ſtrammen Muskeln ſpannten und zuſammenzogen, bis der Gegner mit einem raſchen Rucke in der Höhe zappelte und dann mit dumpfem Krache auf dem Rücken lag. Chriſten kam ſich während des langen Kampfes wie ein Träumer vor; ſeine Augen bohrten ſich nur in diejenigen des Gegners, und die weiten Zuſchauerſchaaren, die ihn ſchon nach dem erſten Schwunge jedesmal mit lautem Hallo begrüßten, erſchienen ihm wie auf- und niedertauchende Nachtgeſtalten. Endlich aber, als er mit dem Letzten um die Ehre des Tages, um die Krone des Schwingerkönigs rang und er mit ſeinem Gegner im gegenſeitigen Prüfen und Belauern der Kräfte bis hart an die Plankenumzäunung gerathen war, fiel ſein Auge auf ein Geſichtchen, das ihm ermunternd zulächelte und mit gar wunderſamem Lichte aus den dunkeln Schaaren hervorleuchtete. Ohne recht zu wiſſen, was er that, hatte er den Gegner mit einem plötzlichen Rucke angezogen und hielt ihn mit blitzſchneller Wendung hoch über dem Kopfe empor. Ein weithinſchallender Siegesruf ertönte aus den Reihen der Oberländer; aber die raſchen Blicke ihres Vorkämpfers ſuchten vergeblich nach dem Geſichtchen, das ihm ſo freundlich zum letzten Triumphe genickt. Es war unter den drängenden Zuſchauerſchaaren verſchwunden.

Am Abend erklangen vom goldenen Adler herab Geige und Klarinett in muntern Tanzweiſen und zwiſchendrein das Jodeln und Jauchzen der Aelpler, für die heute keine

Sorge gewachsen war. Als Christen unter die Thüre trat, tanzte ihm zujauchzend ein Kamerad entgegen, der in seinen nervigen Armen eine schlanke Mädchengestalt im Kreise schwang. „Da probir's einmal mit der, Christen," rief der Bursche, „die kann's besser als ein Emmenthaler." — Die Beiden standen blöde und erröthend vor einander, als ob sie sich gegenseitig eine Schuld verbergen müßten. Ja, das war das frische Gesichtchen mit den hellen Augen und dem kleinen, feinen Munde, der heute Christen auf der Schanze so freundlich zugelächelt und den er den ganzen Nachmittag nicht hatte vergessen können. Zum Blödethun und Bewundern gab's indessen keine Zeit; die Geigen erklangen von Neuem und das Paar kreiselte mit den Andern den langen Saal hinunter.

Als der Tanz geendet, saßen sie Hand in Hand im hintersten Winkel in so eifrigem Gespräche, als hätten sie sich die wichtigsten Dinge von der Welt mitzutheilen. Und für die Beiden waren sie auch wichtig. Christen erzählte, daß er sich kaum noch erinnere, seine Eltern gekannt zu haben und schon lange der Sennknecht sei, an der weiten Welt keinen Antheil habe als seinen frohen Muth und seine gesunden starken Arme, mit denen er sich wohl getraue durch's Leben zu kommen.

Mädeli hatte all dem recht aufmerksam und andächtig zugehört und erzählte seinerseits, daß es ebenfalls aus dem Oberlande sei; seit einem Jahre in der Stadt die Kleidermacherei gelernt habe, nun aber in wenigen Tagen wieder heim zur Mutter gehen werde, die da droben zu hinterst im Haslethale ein kleines Heimwesen besitze.

So geſchah es auch. Mädeli zog nach wenigen Tagen mit ſeiner erlernten Kunſt heim zu ſeiner Mutter und ſeinem Schweſterchen, in das abſeits gelegene Berghäuschen. Im Herbſt, als die Sennten von den Alpen getrieben waren, zog Chriſten ebenfalls dahin, in ſeinem Sinne der glücklichſte Menſch auf Gottes weiter Erde, da er nun einmal eine Heimath hatte und Mädeli ſein Weib nennen konnte.

Soweit hatte Chriſten auf dem grünen Mooſe an der milden Frühlingsſonne liegend über vergangene Dinge nachgedacht und geträumt, als er ſich mit einem ſchmerzlichen Lächeln erhob und wie halb ſchlaftrunken mit der rauhen Hand über das Geſicht fuhr. Ach ja, ſagte er vor ſich hin, das iſt nun ſchon lange vorbei; am beſten iſt's, ich fang' an zu arbeiten, damit ich an Andres nicht mehr denken muß.

Mit dieſen Worten war er aufgeſtanden. Als er die Axt nochmals geprüft und ſie zu jeglicher Arbeit untauglich gefunden, zog er ein krummgebogenes Meſſer hervor und begann an den niedrigen Tannen herum Beſenreis zu ſchneiden.

Aber dieſe Arbeit war nicht geeignet, ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen und die Gedanken, denen er hatte entfliehen wollen, kamen mit neuer Gewalt über ihn. Er dachte an die erſten ſchönen Zeiten ſeiner neuen Heimath, da er glücklich war, wenn er Abends nach ſchwerer Arbeit in dem ſtillen Stübchen ſitzen und ſtundenlang zuſchauen konnte, wie flink die kleinen weißen Finger ſeiner Frau die Nadel regierten; da war ihm noch nie ein-

gefallen, daß die Mutter mit der kleinern Schwester nicht ebenso gut vom Ertrage seiner und Mädeli's Arbeit leben sollten, als sie Beide von der Milch der zwei Ziegen tranken, die draußen im Stalle blökten und von den Erdäpfeln aßen, welche Mutter und Schwester auf dem kleinen Acker pflanzten und ausgruben. Das wurde aber anders, als Mädeli zuerst ein Bübchen und später wieder ein Mädchen brachte. Mit den Kleinen kam wohl manche Freude, manches ungeahnte Glück im Geleite; aber auch das Ungemach und Leid blieb nicht aus. Mädeli kränkelte viel, konnte seinen Kunden nicht mehr so regelmäßig nachgehen und verlor deshalb die besten derselben. So blieb ein schöner Verdienst aus, dessen Verlust doppelt schwer auf Christen fiel, da die Sorge gewachsen war. Zudem war's ihm deutlich geworden, daß er nicht nur mehr für den Augenblick zu sorgen habe, sondern daß ihm auch die Zukunft seiner hülflosen Kinder anvertraut war. Er hatte schon früher mit Mädeli verabredet, daß die Schwester das Kleidermachen ebenfalls erlernen und so zum Verdienste beitragen solle; aber das Mädchen konnte das stille Sitzen nicht ertragen und wurde bleich und kränklich, so daß der Plan aufgegeben werden mußte.

Mit den einfachen Vergnügungen außer dem Hause, an denen Christen bisher noch hatte theilnehmen können, ging es zu Ende. In den ersten Jahren war er noch manchmal mit seiner jungen Frau an Sonntagen in's Thal hinunter gegangen und es hatte ihm in's innerste Herz wohlgethan, wenn die Burschе sie zum Tanze verlangten; sie könne es immer noch besser als jede andere und sei noch so schön und munter, als irgend Eine. Christen schlug das

hoch an und es war ihm, als arbeite er die Woche hindurch noch einmal so leicht. Gewiß war's, daß Mädeli ein Aehnliches empfand, wenn es hie und da, im Herbste oder Frühling, mit Christen zu einem kleinen Schwingen ging; da war er immer noch der Erste und Geehrte und sein Gesicht strahlte bei solchen Gelegenheiten von innerm Glücke, wie damals auf der Schanze in Bern, als er den mächtigen Emmenthaler über dem Kopfe schwang.

Diese Lichtblicke im Leben Christens waren vor der täglich wachsenden Noth, die manchmal kaum das spärliche Brod erübrigte, untergegangen und solcher Lichtblicke hat doch ein jedes Leben nöthig, wenn es nicht verkümmern soll, so gut wie Baum und Blüthe Sonnenschein. Es fing an zu nachten um die Seele des Mannes und er kam sich selbst manchmal vor, wie Einer, der im Finstern tappt, einen Ausweg suchen muß und ihn doch nicht finden kann.

Einmal an einem trüben Herbsttage war Christen in's Thal hinuntergegangen, um bei'm Sägemüller den Arbeitslohn für gefälltes Holz zu holen. Es war der Ertrag zweier Monate voll Schweiß und gefährlicher Mühe und doch konnte Christen die ganze Löhnung bequem in der geschlossenen Hand verbergen. Er ging trüben Sinnes den Weg am Mühlenbache heimwärts, daran denkend, daß die nächsten Tage mit Sturm und Schnee kommen und seiner Sorge ein neues Leben bringen werden, das heute noch unter dem Mutterherzen schlief. Wovon werden wir essen, wovon werden wir trinken und uns kleiden, sprach es in seinem Innern, während der leisertönende Trost, daß der, der die Lilien des Feldes schmücke, auch

ſeiner nicht vergeſſen werde, ihm wie bitterer Spott erſchien.

Als er an das erſte Haus des Dorfes gelangte und ſein Blick auf den ausgehängten Schild „zum goldenen Adler“ fiel, kam ein Gefühl wie von Zorn und tiefer Wehmuth zugleich über ſein Herz. Ja, zum „goldenen Adler“, ſagte er vor ſich hin, an den glücklichen Abend denkend, den er einſt unter des Adlers Fittigen in Bern verlebt, und ohne zu wiſſen wie, war er in die Gaſtſtube getreten. „Ei was Wunder,“ rief die Wirthin dem Ankömmling entgegen, „da muß ich ſchnell ein Kreuz an die Diele machen.“ — „Ja, ein Jahr wird's wohl ſein, daß ich nicht da war,“ ſagte Chriſten; „indeſſen gieb mir ein Halbbatzengläschen.“ — „Nicht lieber ein Schöpplein Neuen, Chriſten? Er iſt heuer extra gut gerathen.“ — „Es thut's nicht,“ lautete die halbſchüchterne Antwort.

Die Wirthin brachte das Verlangte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit, während Chriſten ſeinen Gedanken nachhing. Da ſtand noch Stuhl und Tiſch unverrückt, an denen er vor Jahren ſo manche frohe Sonntagsſtunde verlebt; dort unter der großen Uhr ſtak noch die Schraube in der Wand, an die er von Bern heimkehrend ſeinen Schwingerkranz aufgehängt, als das ganze Dorf an der Freude und Ehre, die einem Thalgenoſſen zugefallen, theilgenommen hatte. „Ich habe ſchon oft gedacht, wir müſſen dich einmal erzürnt haben, Chriſten, daß du nie mehr vorbeigekommen biſt,“ ſagte die Wirthin. „Ach nein,“ meinte Chriſten, „aber wenn man bei dem geringen Verdienſt für ſo viele Mäuler zu ſorgen hat, ſo iſt's mit dem Wirthshaus vorbei.“

„Nun, so denken freilich nicht Alle," erwiderte die Wirthin; „aber sag, wie steht's auch mit deiner Frauen Schwester, dem Mareile, hat's die Näherei wirklich aufgegeben?" — „Ja, freilich hat's," stieß Christen ärgerlich heraus. „Das könnte nun aber wohl gut an einen Platz gehen," sagte die Frau aufblickend, „zu Hause verdient's doch Nichts."

Das hatte Christen auch schon gedacht, aber noch nie gewagt, den Vorschlag zu machen, da er wußte, wie die Mutter und seine Frau an dem Mädchen hingen und dessen Kränklichkeit wegen besorgt waren. Und er selbst konnte dem Kinde nicht gram sein, das still und bleich umherging, während es sich den letzten Bissen vom Munde brach, um ihn den Kleinen zuzuwenden. Aber doch kam es ihm jetzt wie eine Erleichterung vor, daß Jemand Fremdes ausgesprochen, was er selbst längst gedacht hatte. Er leerte sein Gläschen mit einem raschen Zuge und ließ sich's nochmals vollschenken.

Es war schon abendlich geworden, als Christen vor das Dorf hinausgekommen, den Bergweg nach seinem Häuschen einschlug. Der Wind hatte sich gewendet und trieb in scharfem Zuge die schweren Nebelmassen von den Höhen thalwärts. Noch sah er hinter den blätterlosen Vogelbeerbäumen kaum das Dach seines Häuschens, als ihm durch die Dämmerung der kleine Christeli entgegengesprungen kam. „Komm' weidli, Vater," rief das Kind von Weitem, „die Mutter ist krank geworden." Christen erschrak; er nahm mit einem schweren Seufzer den Kleinen auf den Arm und eilte dem Häuschen zu. Als der Mann hochathmend in die Stube trat, schaute ihn die Mutter scharf an

und ſagte: „du kommſt lange nicht, Chriſten.“ Er gab keine Antwort und beugte ſich über das Bett, in dem die Wöchnerin todtbleich mit geſchloſſenen Augen da lag. „Wie iſt dir's, Mädeli, was hat's gegeben?“ fragte er leiſe. Sie erhob langſam die feine, bleiche Hand und deutete auf einen Korb, der auf einem Stuhle an der Wand ſtand. Chriſten hob mit heftigem Zittern das weiße Tüchlein zurück. Da lag ein Kind mit feinem, weißen Geſichtchen und ſo durchſichtigen geſchloſſenen Augenlidern, daß man faſt die Augen darunter ſchauen konnte. Aber es zuckte und regte ſich nicht und die alte Mutter ſagte über Chriſtens Schulter herein: „Es iſt todt.“

Chriſten ließ das Tüchlein auf die kleine Leiche fallen und unwillkürlich, er wußte ſelbſt nicht wie, drang ein lautes „dem Himmel ſei Dank“ über die Lippen.

Die Wöchnerin erhob bei dieſen Worten ihr Geſicht und ſchaute Chriſten mit trübſchwimmenden Augen an, mit einem bang bekümmerten Blicke, daß er ſich abwenden und, ſeine heiße Stirn gegen die kalten Fenſterſcheiben drükkend, in die heraubrechende Nacht hinausſchauen mußte.

Das waren trübe, unheimliche Stunden, ſo lange die kleine Leiche im Hauſe lag. Die Wöchnerin weinte ſtill vor ſich hin und gab auf jede Frage, wie es ihr gehe, blos die Bitte zurück, man möge ſie ruhen laſſen. Chriſten ſuchte am folgenden Morgen einige Bretter zuſammen, um die Koſten für ein Särglein zu ſparen und dem Kinde ſelbſt ſein letztes Bettlein herzurichten. Die alte Mutter ſchaute ihn über dieſer Arbeit oft ſtarr und groß an, als wollte ſie fragen: kannſt du das? — Chriſten empfand dieſe Blicke tief, aber

ſie machten das durch die ſchwere Noth umhüllte Gemüth nur noch dunkler und er kam ſich ſelbſt immer mehr wie ein fremder Menſch vor, der um den Tod des kleinen Weſens nicht trauern könne.

Der Abend brach mit wildem Schneegeſtöber herein. Als es dunkel geworden, ſchritt der Vater im Geleite der Wehfrau durch Schnee und Sturm den Berg hinab dem Dorfe zu, unterm Arme das rohe Särglein tragend, das ſein eigen Fleiſch und Blut umſchloß. Er wäre lieber ſelbſt dieſen Weg getragen worden.

Als Chriſten am folgenden Morgen ſchon vor das Häuschen getreten war, um trotz des Schneegeſtöbers noch einen Verſuch zu machen, in's Gebirg zu gehen, kam ihm die Mutter nachgegangen. „Du haſt mir das Geld vom Sägmüller noch nicht gegeben," ſagte ſie, „ich muß es haben." — „Preſſirt's ſo?" entgegnete Chriſten, ohne ſich umzukehren. „Ja," lautete die Antwort, „das Mareile kann bei dieſem Wetter nicht in's Dorf hinunter; es muß andere Schuhe haben." Jetzt kehrte ſich Chriſten um. „Hört, Mutter, ich will euch einmal meine Meinung ſagen. Das Mareile kann in einen Platz gehen und ſich ſeine Schuhe ſelbſt verdienen. Wir ſind hier noch Mäuler genug, die Nichts zu beißen und zu brechen haben."

Die ſonſt ſchon große Frau richtete ſich empor, daß ſie faſt um Kopfeslänge höher ſchien; dabei heftete ſie ihre dunkeln Augen ſo feſt auf Chriſten, daß dieſer, der ſich mit ſo feſtem Entſchluſſe gewappnet glaubte, die ſeinigen unwillkürlich niederſchlagen mußte. „So ſo, das iſt deine Meinung," ſagte ſie endlich. Nun ſo höre auch die meinige:

So lange ich lebe, habe ich hier zu befehlen und wenn's dir nicht recht iſt, ſo weißt ſelbſt, wo du hergekommen biſt. Lieber wollt' ich für deine eigenen Kinder betteln gehen, als eines der meinigen aus dem Hauſe ſtoßen wegen eines Mannes, der im Wirthshauſe ſein Geld verthut, während ſeine Frau in Kindsnöthen liegt." Nach dieſen Worten war die Mutter in's Häuschen zurückgetreten und hatte die Thüre zugeſchloſſen.

Chriſten ſtand lange regungslos vor ſich hinſtarrend. Dann plötzlich fuhr er auf und eilte der Thüre zu; er wollte ſeine Anklägerin zur Rechenſchaft ziehen über den harten und ungerechten Vorwurf, mit dem ſie ihn als pflichtvergeſſenen Mann und Vater geſcholten. In der Entrüſtung hierüber dachte er kaum daran, wie barſch ſeine andere Meinung abgewieſen worden war. Schon hatte er die Klinke erfaßt, um zornig in's Haus zu treten; aber nein, ſagte er ſich beſinnend, Mädeli darf jetzt keinen Streit hören — das könnt' es in's Grab bringen — Gott helf' mir's tragen. Er kehrte um und ſchritt langſam durch das Schneegeſtöber aufwärts. Aber noch war er keine Viertelſtunde weit gegangen, als ihm der Schnee ſchon bis an die Knie reichte und von der Höhe herab wirbelten undurchdringliche Flockenwolken. Da hinauf kann ich heute nicht, ſagte der Mann ſtehen bleibend; aber umkehren und heimgehen? — Nein, ſtieß er nach einigem Beſinnen dumpf und zornig hervor, wenn ich ein Lump ſein ſoll, ſo will ich's auch ſein. Er ſchlug mit der Hand auf die Hoſentaſche, als wollt er ſich vergewiſſern, daß des Sägmüller's Geld noch da drinnen ſei und eilte dann in ſatzweiſen Sprüngen den

Berg abwärts mitten über die ſchneebedeckten Matten und Aecker dem Dorfe zu.

Als Chriſten aber drunten faſt vor den erſten Häuſern in den Weg eintrat, den er geſtern Nacht mit dem todten Kinde gegangen, blieb er plötzlich hoch aufathmend ſtehen und ſagte leiſe: nein, das geht doch nicht, was würden ſie da drinnen ſagen, wenn ich jetzt in's Wirthshaus ſäße! — Er kehrte ſich um und ſchaute den Weg aufwärts nach dem Häuschen empor; es erſchien ihm nur auf Augenblicke wie ein halbverhüllter Schatten, wenn ein ſchärferer Luftzug die dichte Flockenmaſſe etwas auseinander trieb. Das thuſt du nicht, ſagte er entſchloſſen, nachdem er ſchon einen Fuß zum Rückweg angeſetzt hatte, du gehſt zum Brand-Micheli hinüber, da weiß Niemand woher und warum.

So ging der unglückliche Mann wieder raſchen Schrittes vorwärts und ſchlug beim erſten Hauſe des Dorfes den Weg ein, der nach dem jenſeitigen Bergpaſſe führte. Dort droben lag in verſchwiegener Einſamkeit und faſt übel beleumdet das Haus des Brand-Micheli. —

Die Nacht war längſt angebrochen, als Chriſten aus ſchlimmer Geſellſchaft und kaum noch ſeiner Sinne mächtig zu ſeinem troſtloſen Weibe und den bangen Kindern heimkehrte. —

Dem ſchlimmen Anfange folgte ein erdrückender, qualvoller Winter, eine Zeit, wie ſie auch geſunde Herzen zu unheilbarer Verſtockung reift, wenn nicht ein gütiges Geſchick noch zur rechten Zeit Erlöſung bringt. Chriſten empfand zu gut, daß er durch eine einzige unglückſelige That jede Habe verloren hatte, daran ſein Leben feſt anzufaſſen

und nach eigenem Willen zu lenken; mit dem ersten Gefühle der Reue und Scham verband sich daher alsbald dasjenige einer dumpfen Ergebung, die Alles geschehen ließ, wie es eben geschehen mochte, ohne Freude und Theilnahme, aber auch ohne Bangen und Klage. Das sind fürchterliche Zustände, und doch wie häufig kommen sie vor, in denen die Seele wie von einem modernden Schutte zugedeckt liegt, daß sie in bewußtloser Ohnmacht in ihrem dumpfen Kerker dahin brütet und nicht einmal mehr verlangt, aus der erstickenden Haft herauszukommen. Das einzige Gefühl, das in Christen noch mit einiger Erregung fortlebte, war ein ungewisses Rachebedürfniß gegen die Mutter, der er Alles schuld gab und die ihn freilich auch knapper behandelte, je willenloser er sich anstellte. So folgte ein Tag dem andern in öder Wechselseitigkeit. Christen ging, sobald der Schnee festlag, beim ersten Morgengrauen mit seinem Holzschlitten in's Gebirge. Da sauste er den ganzen Tag auf der glatten Bahn mit schwindlichter Schnelligkeit thalwärts. Es verging keine Woche, daß bei dieser gefährlichen Winterthätigkeit der armen Bergleute nicht irgend ein Unglücksfall vorkam, zerquetschte oder gebrochene Glieder oder noch Schlimmeres; aber Christen dachte nicht daran, daß es ihn selbst treffen könnte, oder wenigstens war er gleichgültig gegen jede Gefahr. Er ließ sich mit der nämlichen sausenden Geschwindigkeit am gähnenden Abgrunde oder um die scharf vorspringende Felsenecke vorbeitreiben, mit der er drunten über die gefahrlose Fläche gegen das Dorf hinabfuhr. Wo sich der Muthigste nicht hinwagte, da ging er, als ob es sein täglicher Weg zwischen Tisch und Bette wäre; dabei

empfand er aber Nichts von dem ſtolzen Gefühle, das ſonſt einer kecken That folge und an dem er ſich früher ſo oft das Herz erwärmt hatte. Er that's eben, wie er das Stück Brod brach, das er von Hauſe zum Mittagsmahl mitgenommen. Auch über die Kargheit des letztern ließ er keine Klage hören. Am Abend, wenn er heim kam, ſetzte er ſich ſtumm in einen Winkel und nahm etwa ein Kind auf den Schooß; aber was die Kleinen plauderten und fragten, er gab freundlich zur Antwort: ich weiß es nicht, Chriſteli; oder wenn das Mädchen ſagte: aber Väterle, warum ſingſt du mir auch keines der ſchönen Lieder mehr? erwiderte er mit trübem Geſichte: ich hab' ſie vergeſſen, Kind. So wartete er ruhig und ohne Nachfrage auf das Nachteſſen. Da aß er die Erdäpfel, die Mädeli ihm ſchälte und vorlegte. Dann ging er zu Bette und wäre ohne Murren auch dahin gegangen, wenn er keine Erdäpfel bekommen hätte. Die Mutter ſelbſt meinte oft, Chriſten ſei wie umgekehrt; der Tod des Kindes und ſein Wüſtthun hernach ſei ihm doch an's Herz gegangen; Mädeli jedoch empfand, daß noch etwas Anderes in ſeinem Manne lag. Aber auf jede leiſe Frage gab er zur Antwort: „Ach, laß mich doch in Ruhe, ich bin ja zufrieden.“ —

So ging der Winter ſeiner Neige zu. Eines Abends blieb Chriſten auf dem Heimwege vor dem Häuschen ſtehen und ſchaute aufmerkſam nach dem Bergſattel hinüber. Zwiſchen den hohen Spitzen drängte ſich röthliches Gewölk herab, das in unruhiger Bewegung längs den tiefen Abhängen hinzog. Als Chriſten in die Küche trat, die zugleich als Hausflur diente, praſſelte das auf dem Heerde angezün-

dete Feuer kniſternd durch einander, bald in ſpitzigen Flämmchen aufzuckend, bald wieder platt nach der Seite hinſtreichend, wie von einem feſten Drucke von oben niedergehalten. Beim Nachteſſen ſagte er plötzlich zwiſchen das Gerede der andern hinein: „Heut Nacht wird der Föhn kommen.“ Auf der Zunge und in Gedanken lag ihm noch weiter zu ſagen: man ſolle deshalb die obere Dachluke ſorgfältig ſchließen und auf das Feuer genau Acht geben; aber nach der wortkargen ſtummen Weiſe, die er ſeit Langem angenommen, ſchien ihm das bereits Geſagte ſchon zu viel und dabei dachte er, das ſei Sache der Mutter, die könne ſelbſt nachſehen und ſorgen. Seine kaum angedeutete Mahnung wurde daher auch nicht beachtet und zur gewohnten Zeit lagen ſämmtliche Bewohner des Häuschens im tiefſten Schlummer. —

Mitternacht mochte ſchon vorüber ſein, als Chriſten durch einen heftigen Windſtoß geweckt wurde, der krachend über das Häuschen weg zu Thal fuhr. Unter dem Dache pfiff und rumorte es, als ob das wilde Heer durchzöge und die Wände des Häuschens krachten, als müßten ſie zuſammenbrechen. Jetzt iſt die Luke doch nicht geſchloſſen worden, dachte Chriſten und beſann ſich, ob er aufſtehen und das Unterlaſſene ſelbſt thun ſolle. War es bloße Sorgloſigkeit oder Trotz, oder Beides zuſammen; er blieb liegen und wollte die Augen eben wieder von Neuem ſchließen, als durch das kleine Schiebfenſterchen, das von der Küche in die Stube führte, ein greller Feuerſchein aufflackerte. Chriſten ſprang auf und eilte mit einem unwillkürlichen Schreckensrufe der Thüre zu; als er in die Küche trat,

leckten die Flammen ſchon mit feurigen Zungen an den Balkenwerke, das ſich ohne Zwiſchenſchirm über den Feuerherd hinzog. Noch war keine Viertelſtunde vergangen, als eine hohe vom Winde gepeitſchte Feuerſäule in's Thal hinableuchtete, in der das hölzerne Häuschen in rauchende Glut zuſammenſank, bevor die aus dem Schlafe geſchreckten Dorfbewohner zur Hülfe herbeigeeilt waren. —

Chriſten hatte, nachdem er gerettet, was in der kurzen Friſt zu retten war, das aufwirbelnde Feuer eine Weile mit dumpfer Gleichgültigkeit angeſtarrt; als aber Balken an Balken zuſammenſank und ſich ſeine kaum bekleideten Angehörigen jammernd und wehklagend an ihn herandrängten, als könnten ſie nur in ſeiner Nähe Schutz finden vor dem verzehrenden Elemente, da fing es plötzlich wieder an zu tagen in ſeinem Innern. Es war, als ob von der hellen Gluth ein erleuchtender Funke in ſeine Seele gefallen wäre. Er fühlte wieder, daß doch er allein Stütze, Stab und Haupt der Familie ſei, daß ſie nun von Allem entblößt ſich nur auf ſeine Kraft, auf ſeinen Willen verlaſſen könne und müſſe. Dieſe Gedanken, mit wie vieler Sorge und Mühe ſie herankamen, erſchreckten ihn keineswegs, im Gegentheil, er fühlte ſich wie von einer dumpfen Laſt befreit. Was er nun erarbeitete und zu Stande brachte, das war ſein Werk, war ſein Eigen, an dem er nicht nur nach dem guten Willen Anderer Theil hatte. Er ſtreckte bei dieſem Gedanken beide Arme ſtramm vor ſich hin, als wollte er prüfen, welche Laſten ſie zu tragen vermöchten.

Alsbald zeigte es ſich auch, daß Chriſten keineswegs ſo von aller Welt verlaſſen oder gar verachtet war, wie er ge-

meint hatte. Unter den erſten zu Hülfe Eilenden, die auf der Feuerſtätte ankamen, befand ſich der Adlerwirth. Als dieſer ſah, daß da jede rettende Thätigkeit unnütz war, nahm er Chriſten bei der Hand und ſagte tröſtend: „Nimm dir's nicht zu ſtark zu Herzen, Chriſten, am Ende war's doch nur eine alte baufällige Baracke. Einſtweilen komm' nur mit den Deinigen mit mir heim und morgen wollen wir da drunten in unſerm alten Hauſe ein Stüblein für euch einrichten." Es that Chriſten in der Seele wohl, daß dieſer freundliche Vorſchlag ihm ſelbſt und nicht etwa der Mutter gemacht wurde. Er fühlte ſich wie neugeboren, als die Männer von allen Seiten herankamen und ihm mit warmem Händedruck Hülfe und Beiſtand zuſagten. Das Häuschen lag in kniſternde Aſche verwandelt, aber das Feuer hatte damit auch ein ſchweres Leid verzehrt. —

Den Häuslers Leuten war's ſeit Langem nie ſo gut geworden, wie nun jetzt nach der Unglücksnacht. Das Stüblein im alten Hauſe des Adlerwirthes unten am Berge war bald eingerichtet und von allen Seiten her brachten gefüllte Körbe, was zur Nothdurft des Leibes erforderlich war.

Als der Föhn den Schnee weggefegt hatte und Chriſten nun raſch Hand an den Bau eines neuen Heims legte, da zeigte ſich's recht, wie viele freundlich geſinnte Menſchen er hatte. Nicht nur aus dem Dorfe, ſelbſt weit vom Thal herauf kamen Männer auf tagelange Hülfe, mit denen er ſonſt einen Hoſenlupf gemacht und die nun im Mißgeſchick der alten Freudentage nicht vergaßen. Unter Heiterkeit und fröhlichen Erinnerungen ging das Werk raſch vorwärts,

an dem Christen selbst wie ein Riese arbeitete — vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, Nichts war ihm zu viel, keine Last zu schwer. Er freute sich an jedem Pfahle, der in den Boden geschlagen, an jedem Brette, das festgenagelt wurde; das wird mein Haus, dachte er und mußte selbst über sich lachen, wie er heute Zimmermann, morgen Maurer und am andern Tage Dachdecker war und ihm all' das so flink aus der Hand ging, als ob es sein Beruf wäre; aber mit fast ängstlicher Sorgfalt suchte er jede Mithülfe der Mutter fern zu halten. Das ist zu schwer für euch, pflegte er zu sagen, während ein ganz andres Gefühl als Sorgfalt und Schonung gegen die anerbotene Hülfe der stets noch starken und rüstigen Frau in seinem Herzen sprach.

Noch hatte der Herbst kein Läublein gefärbt, als Christen, auf dem fertigen Dachstuhle stehend, einen hellen Jodler in's Thal hinabtönen ließ und noch war nicht alles Laub von den Bäumen gesunken, als er mit den Seinigen schon in das theilweis ausgebaute Häuschen einziehen konnte. Mädeli umhalste den wackern Mann und sagte mit Thränen in den Augen: „ich habe den Sommer oft an die Worte gedacht, die du an jenem Abend im Adler in Bern zu mir sagtest, mit deinem frohen Muthe und den starken Armen werdest du wohl durch die Welt kommen. Das ist wahr, Christen." — „Ja, aber die will ich mir nun auch bewahren," antwortete dieser, „und nächste Ostern geh' ich wieder einmal zum Schwingen nach Bern hinunter. Darauf hab' ich mich nun lang gefreut und hab's auch den Burschen versprochen, die mir so wacker geholfen haben." — „Ver-

dient haſt's," meinte Mädeli lächelnd, und ich habe Nichts dagegen." —

Mit dem einbrechenden Winter fing Chriſten wieder an Holz zu Thal zu ſchlitten; daneben verwendete er jede freie Stunde zum fertigen Ausbau ſeines Häuschens. In demſelben aber wollte ſich das Leben keineswegs ſo heiter anlaſſen, wie er gehofft hatte. Der Mutter, die in dem alten Hauſe ſo lange ihren gewohnten Schritt gegangen, kam nun in dem neuen Manches ungewohnt, das Ungewohnte aber ſogleich als unzweckmäßig oder verfehlt vor. Chriſten empfand das doppelt bitter, da jeder ausgeſprochene Tadel ja nicht nur dieſer oder jener Einrichtung galt, ſondern ihm ſelbſt perſönlich, der die Sache gemacht oder veranlaßt hatte. Manchmal war er hart daran, ſeinem Verdruſſe freien Lauf zu laſſen und ſchon ſtand ihm das Wort auf der Zunge: wenn es euch in meinem Hauſe nicht recht iſt, ſo ſeht euch anderswo um; aber dann blickte ihn Mädeli ſo ſtillbittend an, daß ihm plötzlich die Erinnerung an den ſchrecklichen Tag nach dem Begräbniſſe des Kindes durch die Seele fuhr, und er den Aerger wieder hinunter ſchluckte. Damit war's freilich nicht beſſer und konnte auch nicht beſſer werden dadurch, daß ſich nun wieder mancherlei Nahrungsnoth einſtellte. — Seit dem Einzuge in das neue Häuschen hatten Hülfe und Spenden andrer Menſchen aufgehört, obwohl es nun erſt jetzt wieder an ſo manchem Nothwendigen gebrach. Chriſten ſtand oft lange, vor ſich hin auf einen Gegenſtand ſchauend, den er doch nicht ſah und ſagte dann zu ſich, mit der Hand über's Geſicht fahrend: „'s wird wieder mit mir wie voriges Jahr; 's iſt

nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Ich wollt' bald, es wär' zum letztern." — Einmal beim Nachteſſen ſagte die Mutter: „Die Bänk' da um den Tiſch herum ſind auch nichts nutz, die ſind zu ſchmal; auf den alten konnt' man doch auch ſitzen." — Chriſten entgegnete ärgerlich: „In euerm Haus war Alles recht, in meinem gar Nichts." Die Mutter hob ihr ſtrenges, markiges Geſicht empor und ſagte mit ſcharfer Stimme: „Was auf meinem Grund und Boden ſteht, iſt mein, ſo lang ich lebe, wenn's ſchon nichts taugt und mir keine Freude macht." — Jetzt riß Chriſten die Geduld. Er wollte raſch aufſtehen, um ſeine Meinung ebenfalls auszuſprechen; aber eben ſo raſch trat ihm Mädeli unter dem Tiſch weg auf den Fuß und über den Tiſch weg reichte es dem Erzürnten eine Kartoffel entgegen. „Sieh, die iſt ſchön aufgeſprungen," ſagte es. Chriſten würgte den Erdäpfel mühſam hinunter, als ob derſelbe aus Harz geballt geweſen wäre; „aber," ſagte er nachher zu Mädeli, „du wirſt ſehen — das giebt noch ein Unglück. Der Hund, der zu lange an der Kette liegt, beißt zuletzt den eigenen Meiſter." —

So verging der Winter und in Chriſten war's wieder recht trüb und dunkel geworden. Was ihn noch erheiterte und wie ein heller Sonnenblick in ſein mißmuthiges Grübeln fiel, war der Gedanke an das Schwingerfeſt. Er meinte immer, das müßt' ihm eine Art Erlöſung bringen. Wenn er einmal auf ein paar Tage die dumpfe Luft abſchütteln konnte, die ihn umgab, wenn er wieder einmal ſeine ganze mannhafte Kraft vor aller Welt bewieſen hatte und dadurch geehrt heimkehrte, dann konnte und wollte er

auch da anders auftreten; das gab einen Anlaß zu ſagen: „der bin ich noch immer und ich laſſe mich nicht länger ſo wie ein Kind behandeln.“ Er erwartete überhaupt von dem Beiſammenſein mit andern frohen Menſchen eine Stärkung, die er daheim in ſeiner Einſamkeit, zwiſchen Weib und Mutter ſtehend, nicht finden konnte. Und das Feſt kam ja mit jedem Tage näher; bis dahin wollte er ſich noch Alles gefallen laſſen.

Am Sonntag kam der Wengern-Sepp, deſſen Sorge es ſchon viele Jahre geweſen, die Schwinger im Thale zu ſammeln und ſie am Oſtermontage nach Bern zu führen. Der ſagte zu Chriſten: Er werde ſich des Verſprechens erinnern, das er ihm und andern im Sommer während dem Hausbau gegeben, und ſich nun bereit halten über acht Tage mit ihnen nach Bern zu marſchiren. Wenn er nicht ſelbſt ſchwingen wollte, ſo werde man ihn zum Kampfrichter vorſchlagen, es ſeien Alle damit einverſtanden. Es war natürlich, daß Chriſten freudig zuſagte, jedoch meinte, er wolle ſeine Knochen ſelbſt auch noch einmal probiren. Als der Mann fort war, ſagte Chriſten zuverſichtlich: „aber jetzt muß ich mir auch ein Wamms machen laſſen vorher — es wäre ſchon längſt nöthig geweſen.“ — „Von was?“ fragte die Mutter kurz. — „Ei,“ erwiderte er, „der Weibel hat ſchon vor ein paar Tagen geſagt, man werde jetzt endlich das Geld von der Regierung für das alte Haus haben können; da wird mir wohl auch etwas für ein Wamms und ein paar Batzen Reiſegeld übrig bleiben. Hab' ich doch ohne das Geld neu gebaut.“ — „Die Schulden abgerechnet“ gab die Mutter gleichgültig zu-

rück, ſagte dann aber Nichts mehr und Chriſten war innerlich froh, daß ſie noch ſo leicht ihre Zuſtimmung gegeben.

Nach dem Nachteſſen ſchlich er ſich davon und ſtieg raſch nach dem Dorfe hinunter. Beſſer iſt's doch, ich ſtelle mich rechtzeitig, dachte er, ſeine Schritte nach dem Hauſe des Seckelmeiſters lenkend. Da erfuhr er aber mit Zorn und Beſchämung zugleich, daß ſchon vor zwei Tagen die Mutter das Geld geholt habe, der es natürlich auch als Eigenthümerin des verbrannten Häuschens zugeſchrieben geweſen ſei. Voll Ingrimmes trat Chriſten den Heimweg an, beſtändig vor ſich hermurmelnd: „jetzt muß es biegen oder brechen.“ Daß man ihn vor andern ſo bloßgeſtellt, daß der Seckelmeiſter nun auch erfahren mußte, wie er als ein Kind behandelt werde, das meinte er nicht ertragen zu können. Als er in die Stube trat, war das Licht ſchon ausgelöſcht und Mädeli ſaß dunkel im Ofenwinkel. „Biſt du's, Chriſten?“ fragte es mit zaghafter Stimme. — „Wer wollt's anders ſein,“ gab der Gefragte trotzig zurück; „aber haſt du gewußt, daß die Alte das Geld geholt hat?“ — „Ach Gott nein,“ antwortete Mädeli weinend, „ſie hat's uns erſt geſagt, als du fort warſt, und Mareile wäre dir noch nachgeſprungen, wenn ſie's zugegeben hätte. Ich habe in meinem Leben noch nie einen Zank mit der Mutter gehabt als vorhin; ich bitte dich Chriſten, ſag' jetzt Nichts, ſie iſt ſchon im Zorn in's Bett gegangen.“

Chriſten ballte beide Hände zuſammen, als müßte er ſich an den eigenen Fäuſten feſthalten. Er konnte ſein un-

ſchuldiges Weib nicht weinen ſehen und gab Ruhe; aber am Morgen, dachte er, will ich's einmal probiren.

Zorn und Aerger ließen den Mann lange nicht ſchlafen; dann kam ein ſeltſamer Traum über ihn. Er lag matt und müde am Rande eines jähen Abhanges, wie feſt gebannt; der Tod gähnte ihm aus dem Abgrund entgegen; aber er vermochte kein Glied zu rühren. Da legte ſich eine ſchwere Laſt auf ſeine Bruſt, die ihm den Athem zu erdrücken drohte. Als Chriſten aufſchaute, war's die Mutter, die ihn höhniſch angrinſend ihre Knie gegen ſein Herz ſtemmte. Der Beängſtigte bog ſich innerlich, ſeine ganze Muskelkraft anſpannend, zuſammen, um wie beim Ringen mit einem plötzlichen Rucke auszufahren. Es gelang; die Mutter rollte den Abhang hinunter, während aus der Taſche ihres aufflatternden Kleides ein breiter Streifen klingender und glänzender Thaler herausfiel.

Als Chriſten erwachte, begann bereits der Tag zu grauen; aber das ſeltſame Traumbild, das noch mit aller Lebhaftigkeit vor ſeinem wachen Blicke ſtand, war wenig geeignet, ſein Gemüth zu beſänftigen und er brachte es nicht über ſich, den kurzen Morgengruß zu erwidern, als die Mutter in die Stube trat. Er rang mit ſich nach innerer Ruhe und Entſchloſſenheit und um ſich nicht durch das ſtillbittende Geſicht ſeines Weibes beirren zu laſſen, machte er ſich draußen vor dem Hauſe zu ſchaffen.

Nach dem Morgeneſſen, an dem man nur die unſchuldigen Plaudereien der Kinder hörte, begann Chriſten mit gepreßter Stimme: „Warum habt ihr mir Nichts geſagt,

Mutter, daß ihr das Geld schon vom Seckelmeister geholt?"

„Ich hatte das nicht nöthig," lautete die entschlossene Antwort. Christen schob beide Hände in die Hosentaschen, als müßt' er sie in sichern Gewahrsam bringen. „Aber so Viel gebt ihr mir nun doch davon," fuhr er fort, „daß ich nach Bern gehen kann ... Ihr wißt, ich hab's den Andern versprochen." Die Mutter erhob sich vom Tische und sagte hoch aufgerichtet: „Hör' Christen, du solltest dich in Grund's Boden hinein schämen, an's Lumpen zu denken, wo wir so genug zu sorgen haben. Uebrigens hab' ich von dem Geldchen den Schlosser und Hafner bezahlt und das da ist Alles, was übrig geblieben ist." Dabei zog sie ein zusammengenähtes Strumpfende hervor, das ein Beutelchen bildete, etwa von der Größe einer Kinderfaust. Christen schoß um die Tischecke herum und wollte sich des Schatzes bemächtigen; aber im nämlichen Augenblick erhielt er von der kräftigen Alten einen so ausgiebigen Stoß gegen die Brust, daß er zur Seite taumelte. „Mordelement," schrie er, sich wieder aufraffend, „gilt es so?" — und jetzt würde die alte Frau den Stoß wohl mit reichen Zinsen zurückerhalten haben, wenn sich nicht Mäveli dem wüthenden Manne entgegengeworfen hätte. „Christen, zuerst mußt du mich schlagen," sagte es mit bebender Stimme. Er wollte seinen Arm gewaltsam losmachen, aber als sein Blick auf das ängstliche Gesicht seines Weibes fiel, das mit geduldiger Ergebung dem drohenden Streiche entgegenstand, da sank seine Hand herab und langsam wandte er sich der Thüre zu. —

Das war an jenem Morgen geſchehen, als Chriſten in's Gebirge hinaufſteigend den wunderlichen Bärenjäger angetroffen. Auf ſeinem Wege über die ſonnige Halde hinan hatte ſich ſeine Aufregung beſänftigt und faſt mußte er lächeln, als er an den Hoſenlupf dachte, den er mit den Weibern zu beginnen im Begriff geweſen; aber als er in die ſchattige Einſamkeit der Felſen getreten, da wurde es auch in ſeinem Innern wieder dunkler und als ihn der Engländer gar an das bevorſtehende Schwingerfeſt mahnte, kam wieder der ganze Dämon des Zornes über ſeine Seele. Und die Menſchenſeele iſt ein wunderſames Spiel, gleich der Wolke, die, ohne daß wir den Lufthauch geſehen, bald zu freundlichen, bald zu unheildrohenden Geſtalten umgewandelt wird. Als Chriſten in den Abgrund hinunter ſchaute, der ſich vor ſeinem gefällten Tannenſtamme auftat, ſtand plötzlich das Traumbild der vergangenen Nacht vor ihm und es war, als ob es laut in ihm rief: die Mutter iſt doch dein Unglück, ſo lange ſie lebt; wenn ſie da verunglückte — dann wärſt du dein eigener Meiſter — wer ſäh' es? — — Chriſten hörte nicht weiter. Aber das war's, warum er ſich von einem innern Froſte erfaßt, müde und erſchöpft auf das Moos legte und dann endlich, um ſeinen Gedanken zu entfliehen, anfing, Beſenreis zu ſchneiden. —

Als über dieſer Arbeit endlich das Mittagsglöcklein vom Dorfe heraufklang, ſchaute er oft unruhig nach dem Wege hinüber, der an den Felſen hinaufführte. Bald erſchien auch auf demſelben die Mutter und hinter ihr Mädeli mit den Kindern und Marcile, das ein großes Milchgefäß

auf dem Kopfe trug. Chriſten wunderte ſich über den großen Zug. Gewöhnlich brachte ihm an ſchönen Tagen die Großmutter das Mittagsbrod, manchmal kam auch Mareile oder Mädeli mit, um ſogleich Reis und Kleinholz mit hinabzutragen. Chriſten war froh, daß die Mutter heute nicht einzig kam, wenn er ſich's auch nicht denken konnte, warum gleich der ganze Schwarm mitzog.

Freilich ahnte ihm Etwas, als die Leutchen auf den Platz hereintraten und Mädeli und Mareile ſo heitere Geſichter mitbrachten; aber über dieſe aufdämmernde Heiterkeit ſchwebte alsbald das ſtrenge, kalte Antlitz der Mutter wie eine Sonnenfinſterniß herauf.

Mareile ſtellte ſein Milchgefäß auf den Boden, während die Kinder jauchzend auf den Vater zuſprangen. „Wir haben gedacht, wir wollen Alle kommen," ſagte Mädeli, „daß wir auch gleich Viel hinuntertragen könnten. Und jetzt eſſen wir auch gleich Alle miteinander; wir haben die Milch nur unterwegs im Sennhauſe mitgenommen." Damit fing es an, einen halben Laib Brod einzubrocken, den, es in ein Tüchlein gewickelt, unter'm Arm getragen hatte.

„Von wegen dem Heruntertragen," meinte Chriſten mürriſch, „hättet ihr nicht kommen brauchen; ich hab' heute die Axt gebrochen und konnte d'rum nur Beſen ſchneiden." Die Mutter hob das Werkzeug auf, um den Schaden anzuſehen. „Man ſollt' meinen, du hätteſt Steine damit geſpalten," ſagte ſie, etwas Erde aus dem kantigen Bruche reibend. — „Ja, freilich hab' ich auch nach etwas Hartem gehauen," entgegnete Chriſten ſcharf; aber wie

um ſeinem Munde eine andere Beſchäftigung zu geben, als Red' und Antwort zu ſtehen, ergriff er raſch einen der mitgebrachten hölzernen Löffel und ſetzte ſich zu der Milchſchüſſel auf das Moos hin. Die Andern ließen ſich gleichfalls ſchweigend nieder; nur die Kinder ſprangen und jubelten, daß ſie da droben im Walde eſſen konnten.

Kaum jedoch hatte die Mutter von dem gewohnten „Aller Augen warten auf Dich, o Herr" das Amen geſprochen, als nahe hinter dem Gebüſche zur Rechten ein Schuß knallte, deſſen Schall grollend an den ſtillen Felswänden dahin zog; aber noch war er nicht verhallt, als ein markerſchütterndes Gebrüll erdröhnte, wie von einem wüthenden Stiere, den der Schlächter nicht zu Tode getroffen. Erſchrocken ſprangen Alle von ihrem Sitze empor und Mädeli wies mit der einen Hand ſchreckenbleich nach dem jenſeitigen Abhange hinüber, während es mit der andern angſtvoll nach den Kindern haſchte. „Ein Bär!" riefen Chriſten und die Mutter, die mit den Blicken Mädeli's ausgeſtreckter Hand gefolgt waren, wie aus einem Munde.

„Bei Gott ein Bär," fuhr Chriſten allein fort, „wenn ich nur ein Gewehr da hätte." Aber kaum hatte er das Wort geſprochen, als hinter dem Gebüſche hervor noch ein Schuß knallte und das zottige Ungeheuer den Blicken entſchwunden war. Einen Augenblick folgte Todtenſtille; aber dann erſcholl noch fürchterlicher das Gebrüll der Beſtie von Neuem und dazwiſchen ein ſo jammernder Hülferuf einer

menſchlichen Stimme, daß Leib und Seele erbebten. „Das iſt das verirrte Bein, der gute Engländer," ſchrie da Chriſten, „dem muß ich zu Hülfe" — und ohne auf das hinter ihm ſich erhebende Angſtgeſchrei zu achten, ſtürzte er, das Beil in der Hand, in das Gebüſch hinüber, woher der Angſtruf ertönt hatte. Als er hart am Abgrunde hineilend eine neue Lichtung erreichte, bot ſich ihm ein ſo ſonderbarer Anblick dar, daß die unwillkürlich erregte Lachluſt faſt Mitleid und Schrecken überwältigt hätten. Ueber die Fläche heran kugelte mit wunderbarer Schnelligkeit der Engländer, bald in langen Sätzen ſpringend, bald wieder die Rohrſtiefel hoch in der Luft und den Kopf auf der Erde, ohne daß die windſchnelle Bewegung einen Unterbruch erlitten hätte.

„Hülfe Mann, brav Mann," ſchrie er Chriſten erblickend, „all' Gut und Geld dein ... brav Mann Hülfe!" — „Wo habt ihr das Gewehr?" rief Chriſten, dem Geängſtigten entgegeneilend. „Verloren ... Bergabgefallen," keuchte der Andere, an ſeinem hülfbereiten Retter vorüber kollernd, „nur todte ſchlagen, die Beſtie, mit die Beil ſchlagen ... ich nicht kann ... Hülfe, Hülfe!"

Chriſten hatte keine Zeit, zu überlegen, ob er dem ſo weislich ertheilten Rath folgen wolle. Ihm gegenüber krachten und knackten die niedrigen Aeſte und im Augenblicke ſtand kaum zehn Schritte vor ihm der Bär auf dem Platze, während von hinten her ſchon ferner das Geſchrei des Flüchtigen fort ertönte.

Beim Anblick des Gegners, der feſten Fußes ſtand,

ſtutzte die Beſtie einige Augenblicke; dann aber, auf die Hinterfüße ſich erhebend, ſtieß ſie ein dröhnendes Gebrüll aus und war mit Blitzesſchnelle hoch aufgerichtet zum Kampfe heranmarſchirt.

Chriſten hatte ſie mit hocherhobener Art erwartet. Der Streich fiel mit dumpfem Schlage nieder; das Ungeheuer wankte und aus ſeinem mit glänzenden Zähnen bewaffneten Rachen quoll dunkles Blut hervor; aber im Nu ſtand das Thier wieder aufgerichtet und Chriſten erkannte mit Entſetzen, daß die ſtumpfe Art nicht durch den zottigen Pelz zu dringen vermochte. Zu einem neuen Streiche war kein Raum mehr gegeben und ſchon hatte das Thier die mächtigen Vordertatzen um ſeine Lenden geſchlagen, während ſich der blutfletſchende Rachen an ſeine Bruſt heranbrängte. Es begann ein ſtummer, entſetzlicher Todeskampf, in dem kein Pardon gegeben werden konnte. Chriſten drängte ſeinen linken Ellenbogen in den Schlund des Gegners, während er ihm mit der Rechten den Hals zuſammenſchnürte, um ihm den Athem zu erdrücken; aber bald fühlte er, daß er in Nachtheil kam, da ihm unter der um ſeinen Leib geſchlagenen Rieſenzange der Tatzen der eigene Athem erſtickte. Mit krampfhafter Anſpannung ſeiner Muskeln ſuchte er das Thier rückwärts auf den Boden zu werfen. Es gelang; aber nun wälzten ſich die beiden Kämpfer über einander rollend die abgleitende Fläche hinunter, ohne daß einer von ſeiner Eiſenumarmung den leiſeſten Verzug gegeben hätte. Chriſten erkannte mit Entſetzen, daß ſie immer raſcher dem Abgrund zurollten, und doch war er nicht im

Stande, dem unvermeidlichen Todesgange Einhalt zu thun. Sein Athem ſtockte und die Lippen ſchnappten vergeblich nach einem erfriſchenden Lufttrank. Er wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme war in der zuſammengepreßten Bruſt eingeklemmt und kaum ſeinem eigenen Ohre vernehmbar. Jetzt fuhr der Gedanke an die vergeltende Gerechtigkeit durch die Seele des Todgeweihten: Du wirſt in demſelben Abgrund zerſchellen, in dem du heute der Mutter den Tod gewünſcht. — Die letzten ſchützenden Zweige krachten; die Beſinnung ſchwand und vor den flimmernden Augen flatterte es auf und nieder wie die verwehenden Schatten der Mutter, des Weibes und der armen Kinder. Die Schatten wurden dunkler und mit einem letzten erſtickten Seufzer war die empfindungsloſe ewige Nacht gekommen. —

Chriſten hatte lange in dieſer Nacht gelegen. Dann kam es wieder wie ein fernes Brauſen an ſein Ohr — war es das Rauſchen des Gebirgsbaches, dem er in die Tiefe entgegenrollte? aber durch die geſchloſſenen Augen drang ein mattes Flimmern und an ſeinem Ohre rief es jetzt herzdurchſchneidend Chriſten, Chriſten! — Die Augen öffneten ſich, verworren umherſchauend. Da erkannte er ſein Weib, das ſich händeringend über ihn hereinbeugte, an ſeinen Knien klammerten ſich lautſchreiend die Kinder und nebenan ſtand die Mutter mit rothem Blute bedeckt. „Der Traum!“ — ſtöhnte Chriſten, die dunkle Geſtalt anſtarrend, und ſeine Augen fielen von Neuem zu.

Aber das Ohr war offen geblieben und das Leben

hatte wieder Wurzeln geſchlagen. „Er ſtirbt, er ſtirbt!“ rief Mädeli's Jammerſtimme. „Nein, er regt ſich ... Gott ſei gelobt,“ antwortete die Mutter. Chriſten hob die ſchwere Hand empor, als wollte er die dunkeln Traumbilder von der Stirne wiſchen, aber die Hand ſank zurück und aus der Bruſt hervor keuchte es kaum vernehmlich: „trinken ... ein Wenig trinken.“

„Da trinken, da trinken, brav Mann,“ ertönte es hell, und vor Chriſten tauchte ſchattenhaft die zappelnde Geſtalt des Engländers empor; — wahre Lebensgeiſt trinken ... hurra, wieder leben, brav Mann, gut Mann.“ Der Halbohnmächtige fühlte eine Flüſſigkeit über ſeine Zunge rinnen, die ſich wie ein warmer Strom durch ſeine ſtarren Glieder ergoß. „So, dank ... ich habe genug,“ ſagte er, die Augen aufſchlagend und ſich mit der Hand emporſtützend, „es wird mir wieder wohl ... ich bin nicht da hinabgeſtürzt.“ — „Nein, nein,“ rief jetzt Mädeli, jubelnd den Mann umhalſend, „du biſt bei uns ... mit Gottes Hülfe iſt dir die Mutter beigeſtanden.“ — —

Und ſo war es auch. Als der Engländer auf ſeiner Flucht zu den erſchrockenen Frauen und Kindern herangekollert kam und ihnen mit beiden Händen telegraphirend und kauderwelſchend ſein Abenteuer mittheilen wollte, hatte die Mutter augenblicklich die Gefahr erkannt und ihren Entſchluß gefaßt. Ohne lange zu fragen, darf ich? riß ſie dem „verirrten Beine“ das breitſchneidige Waidmeſſer von der Seite und ſtürzte das Gebüſch hinauf, Chriſten nach. Als ſie auf die Lichtung gelangte, waren

Mann und Bär schon hart an den Abgrund gerollt. Mit einem lauten Aufschrei stürzte sie dazwischen und stieß dem Thiere ihre Klinge in den Leib, während sie Christen's herabsinkenden Arm erfaßte, um ihn von dem tödtlichen Rande zurückzuziehen. Mit erschütterndem Gebrülle ließ die Bestie ihren bisherigen Gegner fahren, um sich auf den neuen zu werfen; aber ihre Kraft war gebrochen und sie stürzte mit dumpfem Poltern den Abhang hinunter. —

Nach einer Stunde schon war Christen im Stande, am Arme der Mutter den Heimweg anzutreten. Beim ersten Wiesenzaune begegnete ihnen eine jubelnde Schaar Männer, das „verirrte Bein" an der Spitze, die hinaufzogen, um das Wild aus der Schlucht hervor zu holen. — —

Acht Tage später fuhr ein großer, mit Reisern geschmückter und von vier kräftigen Rossen gezogener Wagen auf der Oberländerstraße nach Bern herein. Vorauf saß neben Christen der Engländer, der den Landleuten, die dem von Kuhreigen und Jodlern erklingenden Wagen nachschauten, reichliche Geldspenden entgegenwarf. „Lustig, lustig," rief er seinen frohen Begleitern immer zu, „das ist ein Hochzeit, noch lustiger als ein Hochzeit." Hinter dem Wagen der Schwinger fuhr ein Zweispänner, in dem Alle saßen, die vor acht Tagen um den Milchtopf im Gebirge versammelt gewesen waren. Auf der Schanze schwang Christen, obwohl ihn der linke Arm, der im Rachen des Bären gelegen, noch immer schmerzte, mit einem stämmigen

Emmenthaler, und als er ihn im Aufſchwunge über den Kopf hob, rief er lachend: „Oh, oh, bei dir daheim wachſen keine Bären.“

Am Abend, als im Adler wieder Geige und Klarinett erklangen, war Chriſten der Erſte, der mit Mädeli den Saal herabwalzte, während der Engländer ſeine dünnen Beine mit der Geſchwindigkeit eines Rehes um Mareile herumſchwang. Daneben erzählte er, wie ſtets ſeit acht Tagen, Jedem, der ihn hören mochte, von ſeiner kühnen Bärenjagd. „Nicht wahr,“ ſchloß er jedesmal triumphirend, „ich haben Recht gehabt; wo Berg ſein, müſſen auch Bär ſein.“ —

Chriſten iſt noch heut zu Tage auf den Schwingfeſten wohlbekannt. Aber auf dem Pachthofe, den ihm das „verirrte Bein“ gegeben, ohne jemals einen Zins annehmen zu wollen und der ihm nach dem Tode des wunderlichen Bärenjägers eigenthümlich zugefallen, iſt er bald zu fett und ſchwer zum Schwingen geworden. Er ſitzt daher gewöhnlich im Kampfgerichte, wo er mit unparteiiſcher Kennerſchaft ſein Urtheil ſpricht. Wenn der Mann von ſeinem Bärenabenteuer erzählt, was er oft und gerne thut, pflegt er gewöhnlich mit einer Betrachtung zu ſchließen. „Ich habe lange,“ ſagt er, „mit mir ſelbſt und der Noth des Lebens gekämpft, ohne einem von beiden Etwas abzugewinnen; aber wunderbar, der Kampf mit einem wilden Thiere hat mir über Beide den Sieg gegeben. Darum pflegte die Mutter — es war eine brave Frau, Gott

habe ſie ſelig — mit Recht zu ſagen: Das Menſchenleben iſt ein Gewebe von Kreuzwegen. Du gehſt nach einer Seite hin und kommſt unverſehens auf der andern heraus; aber jeder Weg führt zum rechten Ziele, wenn du genügſam, reinen Sinns und mit Gottvertrauen auf demſelben einhergehſt.

Ende des erſten Bandes.

Druck von Brockhaus und Hartel in Leipzig

Zwischen Jura und Alpen.

Zwischen

Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder

von

Jacob Frey.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

	Seite
Der Statthalter	1
Die graue Dohle	111
Zum Samariter	127
Ein Opfertod	169
Das verlaſſene Haus	187
Der Flüchtling	221

Der Statthalter.

1.

Von Kulm im Aargau führt ein ſchmaler, ſteiniger Weg über den Berg nach dem Ruederthale. In langſamer Steigung windet er ſich dem Walde entlang, durch ein enges, ſchluchtartiges Seitenthälchen, in deſſen Tiefe hie und da ein ſpitzfirſtiges, ſtrohbedecktes Häuslein ſteht, zwiſchen alten Bäumen verſteckt, als ob es ſeine Armſeligkeit auch da draußen in der Einſamkeit noch verbergen müßte. Droben am Ende dieſes Thälchens tritt der Pfad, bevor er ſich in das hochſtämmige Tann verliert, auf eine freie, weitſchauende Lichtung, von der das ganze Hauptthal von Gränichen an bis an die waldigen Höhen gegen Münſter zu überblickt wird. Gerade gegenüber in der Tiefe ſteht die Kirche und erſcheint mit ihrer Umgebung von der Höhe herabgeſehen ſo nahe, daß ein ſcharfes Auge die kleinen Leichenſteine und Roſenſträuche auf dem Kirchhofe zählen kann. „Ebnat" heißt dieſe kleine freundliche Hochebene, und man würde meinen, das wilde Treiben und Ungemach des

Thales dürften nicht in dieſe ſtille Einſamkeit hinaufſteigen, wenn nicht ein verwittertes Gemäuer, das dem Wege entlang mit Brombeergeſträuch und Schlinggras überwachſen iſt, andeutete, daß auch hier ſchon Unglück und Zerſtörung gehauſt hätten.

Vor wenigen Jahren noch ſtieg vom Dorfe nach dem Ebnat hinauf faſt jeden Abend ein alter Mann, den ganzen Sommer lang, bis der Schnee die Wege deckte. Seine hohe Geſtalt war von den Jahren gebeugt und oft blieb er, Athem holend, auf ſeinen Stock geſtützt, ſtehen, um mit trübem Blicke den Weg zu bemeſſen, den er noch zu gehen hatte. Die Leute, die auf dem Felde am Wege arbeiteten, grüßten den Alten mit Ehrerbietung und ſchauten ihm müßig nach, bis er langſam hinter einer Hecke oder am Waldrande verſchwunden war.

„Der alte Statthalter geht auch nicht mehr lange in's Ebnat," ſagte wohl das Eine, „er muß nach dem Kirchhofe trotz ſeines Geldes." — „Ich glaube, er geht lieber dahin, als mancher arme Bettelmann," meinte ein Anderes, und dann wendete ſich das Geſpräch gewöhnlich auf den Troſt aller Armen, nämlich, daß Geld und Gut allein das Menſchenleben nicht glücklich machen können. Mancher alte Mann blieb noch eine Weile ſinnend an ſeine Hacke gelehnt ſtehen und dachte an Dinge, die er als Knabe und Jüngling erlebt, und an Menſchen, die er gekannt und die ſchon lange den Weg nach dem Kirchhof gegangen waren.

Der Statthalter hat dieſen letzten Weg nun auch zurückgelegt. Die kleine Bank, die er ſich auf dem Ebnat

unter einem breitäſtigen Birnbaume hatte herrichten laſſen und von der er ſo oft nach dem Kirchhofe des Dorfes hinuntergeſchaut, iſt bereits morſch zuſammengefallen und bald auch wird das Andenken an den alten Mann mit den Wenigen, die ihn noch in jungen Jahren gekannt haben, vergeſſen ſein.

Ich will deswegen hier aufzeichnen, was ich von dieſen Wenigen über ihn und ſeine Schickſale erfahren habe.

Droben auf dem Ebnat ſtand ehemals da, wo jetzt nur noch der verfallene Mauerreſt ſichtbar iſt, ein ſauberes, nettes Haus, das mit ſeinen blanken Fenſtern im Morgen- und Abendſcheine gar freundlich in's Thal herniederleuchtete. Es war das väterliche Haus des Statthalters, oder wie man ihn damals noch nannte, des Ebnat-Chriſtian.

Chriſtian war zu der Zeit, in der die Erzählung beginnt, etwa 24 Jahre alt und regierte ſchon ſeit dem Tode des Vaters mit Meiſterhand den kleinen Berghof. Mit ſeinen Altersgenoſſen, den „Nachtbuben“ im Dorfe, kam er wenig zuſammen; er ging am Sonntage vom „Trüllplatze“*) weg gewöhnlich wieder geraden Weges nach Hauſe, wo es ihm wohler war, da droben in ſeiner grünen Einſamkeit, als im Gelärme des Wirthshauſes. Man wußte deshalb wenig mehr von ihm zu ſagen, als daß er ein ſtiller,

*) Die Milizen wurden damals alle Sonntage dorfweiſe einexercirt oder „getrüllt“; nur ſelten, etwa einmal im Jahre, fand ein größerer Zuſammenzug einer ganzen Thalſchaft ſtatt.

fleißiger Bursche sei, und noch — daß er einer der schönsten Bursche sei im ganzen Kulmerthale. Das Letztere sprach nun gerade Niemand aus, aber manches Mägdlein dachte daran mit unruhigem Herzklopfen, wenn Christian am Sonntag Vormittag in die Kirche kam, oder am Nachmittage mit dem Gewehr im Arm auf den Trüllplatz zog. Darum war auch das offenkundige Geheimniß bis jetzt dem Jüngling selbst verborgen geblieben. Sagte die Mutter etwa einmal zu ihm: „Christian, du solltest nun doch bald an's Heirathen denken; ich werde alt und mag nicht mehr so nachkommen," antwortete er fast verwundert: „Mutter, wie kannst du so reden; so lange du da bist, brauch' ich keine Frau." — Aber auch ihm sollte das Stündlein schlagen.

Eines Sonntags predigte der Pfarrer mit heiligem Eifer von den Pflichten getreuer Unterthanen gegen ihre gnädige Obrigkeit. Er schilderte, wie nun des Himmels schwere Hand über Frankreich liege mit Krieg und blutiger Verheerung, weil das rebellische Volk an des Königs geweihetem Haupte sich versündigt habe, und drohte mit dem nämlichen Gerichte, wenn seine Kirchgenossen wagen würden, gegen die gnädigen Herren von Bern und ihre Vögte zu murren, wie das schon hie und da von Ruchlosen geschehen solle. Christian kamen diese Worte verwunderlich vor; er hatte in seinem Leben noch nie daran gedacht, sich gegen den Untervogt*) oder den Trüllmeister aufzulehnen, und dies

*) Die Gebiete der meisten damaligen schweizerischen „Stände" waren in Landvogteien eingetheilt. Untervogt hieß der erste Gemeinde-Vorsteher einer ländlichen Gemeinde.

waren ſo ziemlich die einzigen obrigkeitlichen Perſonen, die ihm bekannt waren. Er ſchlug die Augen auf, um zu ſehen, ob dem Pfarrer auch Ernſt ſei mit ſeinem Zorn und Eifer. Aber ſein Blick erhob ſich nicht ganz zur Kanzel — er blieb unterwegs an einem andern Gegenſtande haften, bis ſich das Auge langſam wieder ſenkte und das ganze Geſicht von einer tiefen Purpurröthe übergoſſen wurde.

Chriſtian gerade gegenüber unter der Kanzel ſaß Untervogts Röschen. Aber wie war das nur? — Er hatte das Mädchen ſchon tauſend und tauſend Mal geſehen und doch dieſes lichte braune Augenpaar, den ſtillen Ernſt über dem ſinnigen Geſichtchen, das freundliche Lächeln um die roſenrothen Lippen und — er wußte ſelbſt nicht Alles was — noch nie bemerkt. Da mußte eine gewaltige Aenderung vorgegangen ſein. Röschen ſchaute ihn gerade an und es war, als ob in ſeinen Augen die Frage geſchrieben ſtände: „Nicht wahr, Chriſtian, du könnteſt meinem Vater, dem Untervogte, kein Leids thun wie die Franzoſen ihrem Könige? — Mir zu lieb thäteſt du's nicht — ich weiß es.“ Gewiß, dieſe Frage las Chriſtian in den Augen der Tochter des Untervogts und er wollte noch weiter leſen in dem aufgeſchlagenen, wunderſam räthſelhaften Buche; aber Röschen ſchloß daſſelbe mit dem dunkeln Seidenſchleier ſeiner Wimpern tief erröthend zu.

Chriſtian fühlte, wie ſich die Gluth von Röschens Wangen über die ſeinigen ergoß, wie der Widerſchein der Morgenröthe. Er wagte nicht mehr aufzuſchauen und ſaß ſtill andächtig, als ob er die Predigt, von der er doch kein Wort mehr hörte, tief zu Herzen nähme. —

Auf dem Heimwege wendete er sich bei der Ecke, wo der Weg nach dem Ebnat von der Straße ablenkt, plötzlich um. Drüben stand Röschen unter seiner Hausthüre und hatte ihm nachgeschaut. — —

Als er droben einsam am Waldrande dahinging, blieb er halberschrocken stehen; er meinte, es habe eine Stimme aus dem Walde herausgerufen. Erröthend, fast wieder wie in der Kirche, besann er sich, daß er, ohne daran zu denken, laut vor sich hin gesungen habe und die Stimme im Walde blos das Echo seines Liedes gewesen sei. Lange schaute er sinnend auf das Thal hinunter, das eben seinen fröhlichsten Frühlingsschmuck angethan hatte. Es däuchte ihm, als hätten die Bäume noch nie so duftend geblüht und der blaue Himmel noch nie so milden Sonnenschein über die Erde gebreitet; das aufwachende Herz schwoll in süßbeklommener Ahnung, und laut auf jauchzte er in den Wald hinein, daß der Widerhall von den fernen Höhen zurücktönte.

Der Nachmittag brachte ein buntes, lustiges Leben in's Dorf. Es war heute der erste Maisonntag des Jahres 1797, und nach altem Herkommen versammelte sich die dienstpflichtige Mannschaft aus den benachbarten Dörfern des Thales auf dem Bärenplatze in Kulm, um mit Wehr und Waffen die Musterung eines Oberoffiziers zu passiren. Von allen Seiten rückten die Trüllmeister mit ihren Schaaren heran und mit hellen Pfeifen und Trommeln und fliegenden Fähnlein ging der Zug das Dorf aufwärts nach dem Musterplatze. Christian marschirte als Flügelmann bei den Grenadieren im ersten Gliede. Er hatte zwar seine Waffen schon gestern in Ordnung gebracht; aber heute nach

der Kirche war er nochmals daran gegangen und Muskete und Bajonnet glänzten und funkelten, als wären sie soeben aus der Hand des Zeugschmieds gekommen. Die Uniform hob seine schlanke Gestalt, daß sie noch um Vieles größer schien als gewöhnlich und umschloß die kräftigen Glieder so straff, wie die glatte Rinde den Stamm einer jungen Buche. Als der Zug an des Untervogts Hause, unter dessen Thüre Röschen mit einer Schaar schaulustiger Mädchen stand, vorübermarschirte, schaute Christian so keck hinüber, als ob er nun erst wüßte, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhen müsse. Und war dem nicht so? — Hatte Röschen ihm nicht erröthend und lächelnd zugenickt? — Wenigstens glaubte dies eine schelmische Kamarädin bemerkt zu haben. „Der Christian aus dem Ebnat ist doch der Schönste," sagte sie neckisch; „wenn ich so eine reiche Tochter wäre, wie Untervogts Röschen, den wollt' ich zum Manne haben und wenn ein ganzes Fuder Junker von Bern kämen — Herr Jesus! nur nicht so böse, Röschen — feuerroth bist du." „Du bist doch immer die Wüsteste," sagte Röschen, in's Haus zurückspringend, halbböse, daß seine geheimsten Gedanken errathen waren und doch wieder froh, daß ein Anderes ausgesprochen, was es sich selbst noch nicht deutlich gestanden hatte. Jetzt erst wurde ihm recht klar, was bisher im tiefsten Grunde seines Herzens geschlummert hatte.

Am Abend, nachdem die Musterung vorbei war, ging Christian nicht wie gewöhnlich seinen Weg nach dem Ebnat. Arm in Arm zog er mit seinen Waffengefährten nach dem Wirthshause zum Bären und half mit kräftiger Stimme das Lied singen:

Z'Bern bim Bäre händ ſie chüele Wi,
Die junge Soldate ſitzen Alle dabi.

Aber auch beim Bären in Kulm war kühler Wein zu finden und heute an jungen Soldaten und tanzluſtigen Mädchen daſelbſt ebenfalls kein Mangel. Kaum hatten die Pfeifer ihren Durſt gelöſcht und ſchon ſaßen ſie droben in der Tanzſtube auf einem Gerüſte, auf ihren Querpfeifen ſtatt der kriegeriſchen Märſche die luſtigen Walzerweiſen probirend. Die friedlichen Paare reihten ſich, nach dem Beginne des Vergnügens verlangend, den Saal entlang und zimperlich zierten ſich die Mädchen, die noch keinen Tänzer gefunden; aber noch war der Major, der heute Muſterung abgehalten und dem nach altem Brauche der erſte Tanz gehörte, nicht erſchienen.

Um ſo beſſer war die Gelegenheit, von ihm ſprechen und ihn beurtheilen zu können. „Ein Schöner ſei er," hieß es; „aber ein Stolzer, wie ſie noch keinen geſehen; da ſei der Junker Dießbach von Liebegg, der mit ihm gekommen, die lautere Leutſeligkeit dagegen. Er ſitze ſo hochmüthig auf ſeinem ſchwarzen Roſſe droben, als ob ihn der Herrgott expreß hinaufgeſetzt, und die Soldaten habe er kaum angucken mögen. Freilich hab' er's nicht nöthig; grauſam vornehm müſſe er ſein und ein Vetter des gnädigen Herrn Landvogt auf Lenzburg — er zeig's aber auch, daß er ſo lange warten laſſe."

Unter den jungen Soldaten im Bären war Einer, der die Ankunft des Majors noch ſehnlicher erwartete als alle Andern, denen die Tanzluſt verkürzt wurde. Und dieſer Eine war Chriſtian. Der Major war im Hauſe des Unter-

vogts, Röschen daheim und noch nicht auf dem Tanzplatze erschienen — — der arme Jüngling! Er sollte am ersten Tage seiner Liebe nicht nur ihre Lust, er sollte auch schon all' ihre Qualen empfinden.

Endlich kam der Major über den Platz dahergeschritten; aber — es flimmerte vor Christians Augen, als ob plötzlich das Licht des Himmels auslöschen wollte — an seinem Arme ging Röschen, des Untervogts Röschen. —

Der erste Gedanke, der bei diesem Anblicke Christian durch den Kopf fuhr, rief: „fort, fort über alle Berge, daß du sie nie wiedersiehst." Er beugte sich vor, als ob er einen gewaltigen Anlauf nehmen wolle; aber die Füße versagten ihren Dienst; er blieb wie gebannt an die Mauer gelehnt stehen und schaute verworren, gedankenlos dem Paare nach, das, kaum den Boden berührend, durch den Saal dahinflog. Christian kam erst wieder recht zu sich selber, als ihn Jemand bei der Hand faßte. Er fuhr erschrocken auf — es war nur Röschens neckische Kamarädin. „Hör' du," sagte sie, den Finger zu einer lächelnden Drohung erhebend, „mach' mir keine so Augen nach dem Major hin — der könnt's übel nehmen, du glotzst ihn ja an, als ob du ihn beißen wolltest."

Christian fuhr mit der flachen Hand über sein Gesicht, wie wenn er's verbergen wollte. Er wußte nicht, was sagen und doch drängte der Schmerz, der seine Brust durchwühlte, nach Mittheilung. Das Mädchen hatte Mitleiden mit dem Armen und suchte ihn nicht länger zu quälen. „Christian," sagte es, „mach' kein so einfältig Gesicht und paß auf, was ich dir zu sagen habe. Röschen geht nach

dem dritten Tanze nach Hause, unter dem Vorgeben, Etwas vergessen zu haben; dann sollst du unten passen und sie zum Tanze nehmen, bevor wieder so ein Großhans kömmt. Verstehst du, Traumkaspar? — das hat mir Röschen aufgetragen."

Christian verstand Alles recht gut; aber wirklich sah er aus wie der Traumkaspar, der nach der Erzählung am hellen Tage träumend, aber mit offenen Augen umhergeht. Es war ihm auch, als ob er träume; er hörte nicht mehr die Pfeifen der Musikanten, noch das trappelnde Geräusch der Tanzenden; er hörte nur, wie's in seinem Innern klang und jubilirte: Röschen, Röschen hat deine geheimsten Gedanken errathen und hat verstanden, was dir weh thut. Halleluja! Röschen liebt dich. — —

Nach dem dritten Tanze schlich Röschen davon. Als es an die Thüre kam, überstreiften seine glänzenden braunen Augen Christian mit einem Blicke, daß er nun wohl begriff, wie seine verborgenen Gedanken errathen worden waren; dieser Blick mußte ja in die tiefsten Winkel der Seele dringen.

Bald tanzten Christian und Röschen, als ob sie einander nie mehr lassen wollten. Christian hatte in seinem Leben noch wenig getanzt und das ihm anfänglich Sorge gemacht; aber nach den ersten Schritten schwang er sich um sein Röschen, als trüge ihn der Takt der Tanzweisen mühelos von dannen. Sie sprachen nicht, die beiden Glücklichen; sie sahen einander an und lächelten, und das war genug.

In diesem Glück war schon eine geraume Zeit vergangen, als der Major wieder in die Tanzstube trat. Geraden Schrittes kam er auf Röschen zu und faßte es bei der Hand, ohne im Geringsten auf Christian Acht zu geben. Röschen zauderte und Christian hielt es am Arme fest.

„Nun?“ — fragte der Major kurz, indem er Christian mit einem stolzen Blicke maß — „wird's bald?“

„Herr Major,“ erwiderte Christian bescheiden, „Röschen ist für heute meine Tänzerin.“

„Röschen ist meine Tänzerin“, sagte der Major streng. „Laß ihren Arm los.“

Christian zauderte, durch diesen harten Ton auf's Tiefste verletzt, noch immer, als ihn der Major mit einem Stoße vor die Brust auf die Seite stieß. „Grober Bauer,“ fuhr er ihn an, „weißt du, wer ich bin? — Soll ich dir meine Reitpeitsche zu fühlen geben?“ —

Christians Gesicht bedeckte plötzlich Todtenblässe. Er beugte sich hastig nieder, als suche er ein Stuhlbein abzuknicken, um den empfangenen Schlag mit Wucher heimzugeben. „Nicht so rasch, Knabauer,“ flüsterte eine tiefe Stimme hinter ihm, indem sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte, „nicht so rasch, guter Freund.“ Christian schaute auf. Neben ihm stand der wohlbekannte Metzgermeister Siebenmann von Aarau, der dem Auftritte zugesehen hatte. „Kommt mit,“ ermahnte der Meister, „kommt mit; gut Ding will Weile haben und der Zorn ist ein unbedachtsamer Rathgeber.“

Christian ließ sich willenlos, mühsam nach Athem rin-

gend, davon führen. An der Thüre ſchaute er nochmals zurück — der Major tanzte mit Röschen in zierlichen Wendungen den Saal hinunter. — —

In die Seele des bisher harmloſen Jünglings war ein Same geworfen, der, von fremder Hand und den kommenden Zeitereigniſſen gepflegt, ſeine reichlichen Früchte tragen mußte.

Chriſtian ſaß lange ſchweigend in einem Seitenſtübchen, in das er ſich hatte führen laſſen, ohne auf die Worte Meiſter Siebenmanns oder des „Thörlewirths", wie er im ganzen Thale genannt wurde, die mindeſte Achtung zu geben. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ob die ſtattliche, breite Wölbung zerſprengt werden müßte. Manchmal zog er die weit vor ſich hin auf den Tiſch geſtemmte Hand raſch zurück und fuhr nach der Stelle hin, wo er den Stoß des Majors empfangen hatte, wie wenn er da einen tiefen Schmerz empfände. Der Thörlewirth, aus deſſen kleinen, blitzenden Augen ein ſchneller und ſcharfer Verſtand ſprach, betrachtete mit Erſtaunen den ſonſt ſo ſtillen Jüngling, der nun auf einmal ſo gewaltige Leidenſchaften blicken ließ. „Stille Waſſer gründen tief," murmelte er vor ſich hin und hatte in dieſem Falle Recht mit ſeiner Volksweisheit. In Chriſtens Seele hatte ſich an der Einen Flamme der Liebe plötzlich alle Gluth der entgegengeſetzteſten Leidenſchaften entzündet und gab ihnen die tiefe Innerlichkeit, weil ſie Alles wieder auf ſich zurückbezog. Endlich ſtand er auf und reckte ſich weit aus, wie ein aus ſchweren Träumen Erwachender. „Thörlewirth," ſagte er mit feſter, aber tonloſer Stimme, indem er auf ſeine Uniform ſchaute,

„ich bin Soldat so gut wie er, ich muß den Schlag zurückgeben; nachher ist's einerlei, ob er mich mit seinem Säbel zusammenhaut oder ich ihn mit dem Bajonnette niedersteche. Röschen weiß dann wenigstens, daß ich kein Knabe bin."

In diesen Worten fand Meister Siebenmann den Schlüssel zu Christians Benehmen, der ihm bisher immer noch gemangelt hatte; aber vergeblich würde er sich der raschen und doch kalten Entschlossenheit des Jünglings widersetzt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Mädchenkopf unter der Thüre erschienen wäre. „Ei Bomben und Granaten, sagt der alte Franzosenfritz," rief sie lachend, „was geht heute nicht Alles mit dir vor, Christian, vorhin sahst du aus wie der leibhaftige Gottseibeiuns, und jetzt wie eine graue Milchsuppe — hast du in einen Mehlkasten geblasen?" So plappernd sprang Röschens Freundin in die Stube und streckte sich, nachdem sie vor Meister Siebenmann einen halb lächelnden halb spöttischen Knix gemacht hatte, auf die Zehen, um Christian Etwas in's Ohr zu flüstern. „So — ist das wahr?" fragte er gedehnt. „Ganz gewiß," betheuerte das Mädchen ernsthaft, „sie gab vor, Kopfweh zu haben und bittet dich, ihr zu lieb solltest du vernünftig sein — versteht Er, wilder Herr, ihr zu lieb."

Christian stand eine Weile sinnend, das Gesicht mit der flachen Hand verdeckt auf seine Muskete gestützt; dann lehnte er das Gewehr in eine Ecke und sagte ruhig: „Jetzt wollen wir noch eine Flasche trinken, Meister Siebenmann, bevor wir uns auf den Weg machen —

wenn Ihr heut Nacht noch über den Berg in's Ruederthal wollt." — —

Es war eine helle, duftende Frühlingsnacht, durch welche die beiden Männer den Weg nach dem Ebnat hinanschritten. Der Mondschein übergoß die weißen Blüthenbäume im Thale mit einem zauberhaften Dämmerlichte und spielte in wunderlichen Bildern mit den schwarzen Tannenschatten, die ihre Wipfel vom leichten Winde bewegt über den Pfad herausbeugten. — Dieser stille Frieden paßte wenig zu den Reden, die der Thörlewirth mit immer steigendem Eifer führte; aber nichts-desto minder lauschte ihnen Christian mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Das waren so neue Dinge, an die er in seinem Leben noch nie gedacht, und doch war's wieder, als wären sie der bloße Widerhall von dem, was eben im tiefsten Grunde seines eigenen Herzens vor sich ging. „Seht nur," schloß endlich der Meister, „Röschens Vater, der Untervogt, ist sonst ein gerader, wackrer Mann; aber wenn er einen von unsern gnädigen Herren und Junkern sieht, meint er den lieben Herr Gott selbst zu sehen, und wenn so ein Hochmuthsritter sein schönes, unschuldiges Töchterchen zur H... verlangte, ich glaube — der Himmel verzeih' mir's — er würd' sie ihm geben, blos weil er meint, er dürfe als Untervogt einem gnädigen Obern Nichts abschlagen."

Christian zuckte bei diesen Worten zusammen und blieb stehen. „Meister Siebenmann," sagte er nach einer langen Pause, „wenn das Alles wahr ist, was Ihr da gegen unsere gnädigen Herren sagt, so wollt' ich lieber mein Gewehr an

dieſer Eiche zerſchlagen, bevor ich's gegen einen Franzoſen losſchießen würde." — „Ob das Alles wahr iſt?" entgegnete der Thörlewirth — „wenn Ihr heute nicht ſelbſt ſchon genug erfahren habt — und ich ſollt's doch meinen, ſo kommt, ich will Euch da noch eine Geſchichte erzählen. Seht Ihr dort drunten im Felde die einzeln ſtehende Tanne? Sie ſteht, knorrig und verwittert wie ſie iſt, im Mondſchein zwiſchen den weißen, blühenden Obſtbäumen wie ein ſchwarzes Nachtgeſpenſt."

„Ich ſehe ſie wohl," ſagte Chriſtian, „es iſt die Kleinhänſels-Tanne."

„Die Kleinhänſels-Tanne? — Warum heißt ſie ſo?"

„Ach," erwiderte Chriſtian, etwas verwundert über dieſe Frage, „das iſt ſo eine Sage, was wahr daran iſt, weiß ich nicht. Die Leute erzählen, es habe einmal im Dorfe ein Hexenmeiſter gelebt, der Kleinhänſel geheißen. Dem Teufel habe er ſeine Seele verkauft und dann die Bauern zu allerlei widerſetzlichen Streichen gegen die Obrigkeit aufgewiegelt, bis ihn endlich der Böſe geholt und ſeinen ſchwarzen, halbverbrannten Leib in jene Tanne aufgehängt habe. So erzählen's die Leute."

„Das weiß ich," ſagte der Thörlewirth, „und dachte mir, du werdeſt auch nicht beſſer belehrt ſein als Andere. Drum hör', ich will dir die Geſchichte erzählen, wie ſie wirklich paſſirt iſt. Es ſind etwa hundertfünfzig Jahre her, da lebte drunten im Felde ein wackerer, reicher Bauer, Kleinhänſel genannt. Derſelbe hatte ein Weib, das ſchönſte im ganzen Thale, mit der er in Frieden und Treue lebte, bis der böſe Feind unter ſein Dach trat. Das war

ein Berner Junker, der auf irgend eines dieſer Schlöſſer kam, ich weiß nicht mehr, ob nach Rued oder Liebegg. Der feine Herr hatte aus fremden Landen, in denen er ſeine Jugend in Kriegsdienſten verlebt, lockere, verderbte Sitten mit heimgebracht, aber auch eine glatte Zunge und ſchöne Worte, mit denen er ſeine Laſter ausſchmücken konnte. Die junge Bäuerin gefiel ſeinen lüſternen Augen und wurde in ihrer Einfalt und Unerfahrenheit die Beute ſeiner verbrecheriſchen Verſuchungen. Der unglückliche Kleinhänſel rief die Strenge des Geſetzes an gegen den Räuber ſeiner Hausehre; aber man weiß, daß keine Krähe der andern die Augen aushackt. Der arme Mann wurde von Pontius zu Pilatus geſchickt und mußte am Ende ſeine Schande und ſein Unglück ungerächt hinnehmen; aber eine große Verbitterung kam in ſein Herz und er ſchwur, bei Gelegenheit daran denken zu wollen.

Dieſe Gelegenheit kam günſtiger als er ſie erwarten konnte. Schon lange nämlich hatten die Herren in den Städten angefangen zu glauben, das Volk, das doch ein freies Schweizervolk ſein ſollte, ſei blos ihretwegen da; neue, unerhörte Abgaben wurden ausgeſchrieben und die Landvögte bereicherten ſich, wie noch heut zu Tage, aus dem Schweiße des Landmannes. Da ſtanden unerſchrockene Männer zuſammen, überall im Oberlande, im Aargau und Luzernbiete, und beriethen ſich, wie dem Unweſen abzuhelfen ſei. Daß der Kleinhänſel nun auch kein Blatt vor den Mund nahm, iſt leicht zu denken; aber die Herren wollten Nichts hören von alten, wohlerworbenen Rechten und Klagen der Bauern, bis dieſe ſagten: ſo wollen wir's

mit den Büchſen probiren*). Auch aus dem Kulmerthale zog mit, was einen Kratten trölen konnte, der Kleinhänſel überall voran; aber die Herren halfen einander, die Zürcher und Andere ſchickten Kriegsvölker und drunten bei Mellingen wurden die Bauern blutig auf's Haupt geſchlagen. Der Kleinhänſel, der an keine göttliche Gerechtigkeit mehr glauben mochte, wehrte ſich noch in ſeinem eigenen Hauſe und wollte ſich nicht ergeben; aber endlich wurde er überwältigt und auf Befehl des nämlichen Junkers, der ſein Lebensglück zerſtört hatte, an jene Tanne, die damals noch als kleines Stämmchen vor ſeinem Gartenhage ſtand, aufgehängt. In ſpäterer Zeit ſagten die Herrendiener und Pfaffen, wenn Etwas vom Kleinhänſel gemunkelt wurde, er ſei ein Hexenmeiſter geweſen und darum habe ihn der Teufel geholt. Das iſt die wahrhaftige Geſchichte der Kleinhänſels-Tanne. Die Andern, die mit in's Feld gezogen waren, um für ihr gutes Recht zu ſtreiten, konnten froh ſein, wenn ſie mit abgeſchnittenen Ohren oder einer geſchlitzten Zunge davonkamen. Vielleicht war Euer Urgroßvater auch darunter. So — und nun gute Nacht. Ich denke, Ihr werdet jetzt wiſſen, was Ihr zu thun habt, wenn die Franzoſen kommen, um unſern gnädigen Herren ein Wenig auf die Finger zu ſehen. Kommt Ihr nach Aarau, ſo werdet Ihr hoffentlich beim Thörle einen Schoppen trinken; bis dahin grüßt mir Röschen, und wenn der Herr Major etwa wieder mit ihr tanzen will, ſo denkt an den Kleinhänſel und ſeine Tanne."

*) Der Schweizeriſche Bauernkrieg 1653.

II.

Es war eine unfreundliche, feuchtkalte Novembernacht, durch die Chriſtian vom Ebnat nach dem Dorfe hinunterging. Der Nebel rollte, vom Winde bewegt, in ſchweren Maſſen die Höhen herab und nur hie und da vermochte der Mond mit einem falben Schimmer durchzudringen. In der Seele des einſamen Wanderers wogte und ſtritt es durcheinander, wie droben Licht und Finſterniß. An der Waldecke blieb er ſtehen und ſchaute in das graue Nebelmeer hinaus. Im nämlichen Augenblicke erhob ſich über daſſelbe auf der jenſeitigen Anhöhe der Thurm von Liebegg, von einem vollen Strahle des Mondes ſo hell beſchienen, als ob lichtes Feuer aus den weißglänzenden Mauern hervorbrechen wolle. Chriſtian biß die Lippen zuſammen, einen zornigen Fluch murmelnd. „Bah," ſagte er weitergehend vor ſich hin, „ich denke ſo gut an die Kleinhänſels-Tanne als an das Junkernſchloß, und diesmal könnt's anders werden, Herr Major!" Bei dieſen Worten erhob er die Fauſt drohend nach dem Schloſſe Liebegg, das ſchon wieder vom Nebel verhüllt in Nacht verſunken war. Der Jüngling achtete wenig auf dies zauberhaft wechſelnde Licht- und Schattenſpiel; er ſang, oder raunte vielmehr allerlei Töne vor ſich hin, aus denen endlich die Worte hervorbrachen:

„So geht's, wenn ein Mädle zwei Knaben lieb hat,
's thut wunderſelten gut."

„Ah," ſagte er plötzlich ſtillſtehend und die Hand auf die

Stirne drückend, „ich thu' Röschen doch weiß Gott unrecht, und mir ſelber mach' ich unnütze Qualen. Es liebt mich mehr als ſein eigenes Leben — ja, ja gewiß — mehr als ſeine Seligkeit; und ich — ich verſündige mich, wie hat es nur geſtern Abend geweint!“ Chriſtian fing bei dieſer Erinnerung an ſo raſch zu gehen, als ob er ſeinen eigenen Gedanken entfliehen wolle. „Was kann Röschen dafür,“ fuhr er immer ſchneller laufend fort, „was kann es dafür, daß der Major wieder im Reviere iſt — der Teufel weiß, was der hier herumſchnüffelt. Nein, nein, es ſoll's nicht entgelten, daß der Vater ein Junkernſchlecker iſt — bei meiner Treu', es ſoll's nicht entgelten.“

Mit dieſem Entſchluſſe, den er ſchon hundertmal gefaßt und hundertmal gebrochen, eilte der Jüngling den Fußweg hinein, der durch den Baumgarten nach des Untervogts Hauſe führte. Als er etwas geräuſchloſer auftretend um die Ecke der Scheuer bog, die etwa zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt ſtand, rief eine leiſe Stimme hart neben ihm: „Chriſtian!“

„Biſt du's?“ fragte er verwundert, Röschen an beiden Händen faſſend, „biſt du es?“

„Ich habe hier auf dich gewartet,“ antwortete das Mädchen mit leiſer, vor Froſt zitternder Stimme — „ſchon über eine halbe Stunde.“

„Und warum da draußen in der Kälte? Komm', wir wollen hinübergehen.“

„Nein — nein!“ rief Röschen ängſtlich, indem es

Chriſtian zurückzog, „du darfſt nicht hinüber; es iſt Jemand da — du darfſt nicht.“

„So?“ fragte Chriſtian ſcharf, indem er eine Hand Röschens losließ, „und wer ſo Wichtiges iſt denn da, wenn ich fragen darf?“

Röschen ſchwieg; aber Chriſtian fühlte auf ſeine Rechte, mit der er das Mädchen hielt, eine heiße Thräne niederfallen. Dieſe Thräne mahnte ihn an die Vorſätze, die er vor wenigen Minuten gefaßt, ohne daß er jedoch vermocht hätte, ein begütigendes Wort hervorzubringen.

„Ach!“ ſagte Röschen nach langem Schweigen mit ſchluchzender Stimme, „der Major iſt bei'm Vater und hat — o ich armes Mädchen — er hat ſchreckliche Dinge von dir geſagt. Ich glaube, der Vater hätt' mich im Zorn geſchlagen, wenn ich nicht gegangen wäre.“

„Aha, der Junker Major iſt da; und was hat er denn geſagt über mich, der ſeine Herr?“

Röschen ſchwieg, ſtill vor ſich hinweinend; aber Chriſtian, über den ſchon wieder der böſe Dämon der Eiferſucht und des Haſſes gekommen war, achtete wenig auf dieſe flehende Beſchwörung. „Nicht wahr,“ fuhr er fort, „der Junker hat geſagt, Untervogts Röschen paſſe beſſer für einen gnädigen Herrn als für einen groben Bauern, wie der Chriſtian einer ſei?“

„O Chriſtian,“ bat das arme Mädchen, „wie kannſt du mir auch das thun! Ach, nein — er hat geſagt, du ſeieſt

ein — geheimer Patriote*); drum geheſt du alle Wochen nach Aarau hinunter."

Röschen würde ſich entſetzt haben, wenn es den Ausdruck von Hohn, Spott und Zorn bemerkt hätte, der bei dieſen Worten über Chriſtians Geſicht zuckte; aber die Nacht verbarg denſelben, und höhnend ſagte er: „Haben's ſeine Zehnbätzner**) endlich ausgeſpürt? — So — und was hat denn der Herr Untervogt dazu geſagt?"

Die Thränen blieben Röschen vor Schrecken in den Augen ſtehen und lange ſtarrte es durch die Finſterniß, um auf Chriſtians Geſicht zu leſen, ob er nicht blos Spaß treibe.

„Um Gotteswillen," ſagte es endlich angſtvoll, „es wird doch nicht wahr ſein, Chriſtian? Der Vater hat geſagt, wenn es ſo wäre, würde er lieber ſein Haus anzünden, bevor er dich wieder durch die Thüre treten ließe."

„Und du, was ſagſt du dazu?"

„O ich unglückliches Kind, ich will zu Gott beten, daß es nicht wahr ſei."

„Dann gute Nacht, Untervogts Tochter," ſagte Chriſtian kalt und wandte ſich mit raſchen Schritten nach der Straße hinaus. Er hörte noch, wie ihm Röschen weinend und

*) Die gegen die patriciſchen Städte ſich an Frankreich lehnenden demokratiſchen Parteigenoſſen wurden „Patrioten", ihre Gegner „Stockerater" genannt. Letzteres von „Ariſtokrat", nicht, wie ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber meinen, von „ſtockroth" = kernfaul. Die Stadt Aarau war ein Mittelpunkt der „patriotiſchen" Partei.

**) So wurden damals, ihres Taggeldes wegen, die Berner patriciſchen Spione genannt.

bittend nachrief, einen Augenblick blieb er ſich beſinnend ſtille ſtehen. „Nein,“ ſagte er, entſchloſſen nach dem Bärenplatze zulenkend, „lügen will ich nicht; einmal kommt's doch zur Abrechnung.“

Chriſtian ſetzte ſich im Bären in eine Ecke nahe an der Thüre, ohne auf die andern Gäſte zu achten, die oben in der langen Gaſtſtube an einem runden Tiſche ſaßen. In trübe Gedanken verloren, die heiße Stirn in die hohle Hand geſtützt, hörte er noch Nichts, als die Unterhaltung droben bereits lebhafter geworden und die Männer ſich eifrig hin- und herſtritten; manchmal faßte er mechaniſch nach dem Glaſe und ſetzte es an die Lippen, ohne zu bemerken, daß er's ſchon lange leer getrunken. Da rief am andern Tiſche eine laute, kreiſchende Stimme: „Und ich ſag's noch einmal, es leben die Patrioten!“ Chriſtian fuhr auf; der Name, der in tauſendfachem Widerhall durch all' ſeine Gedanken nachklang, ſeit er von Röschens Lippen ſo verhängnißvoll ausgeſprochen worden, hatte ihn aufgeweckt; und dann war's ihm, als ob er dieſe ſchreiende, faſt pfeifende Stimme kennen müßte. Drüben hatte ſich der Rufer einzig erhoben und leerte, unter den buſchigen Brauen hervor hin- und herſpähend, langſam ſein Glas, während die Uebrigen lärmend und zankend ſitzen blieben. „Der verſteht's — er hat Recht,“ riefen die Einen, und „hinaus mit ihm,“ ſchrien die Andern, „mit dem fremden Landſtreicher.“ Chriſtian trat näher und ſchaute dem Patrioten ſcharf in das faltige Geſicht, das von einem herabhängenden breitkrämpigen Hute halb verdeckt wurde. „Ich glaub', ich habe dich auch ſchon irgendwo geſehen,“ ſagte er, ohne viele Umſtände dem Fremden den

Hut vom Kopfe nehmend. „Ich weiß nicht — es kann wohl ſein,“ erwiderte der Andere, der ſich ſichtlich anſtrengte, den Trotz zu zeigen, den Chriſtians unhöfliches Benehmen verdient hätte. „So ſollſt du wenigſtens diesmal daran denken,“ rief der Letztere, faßte den Fremden mit beiden Armen und trug ihn wie ein Kind, feſten Schrittes, der Thüre zu; mit einem Fußtritte öffnete er dieſelbe und warf ſeine Laſt ſo unſanft in den Gang hinaus, daß der Fall mit dumpfem Schalle nachdröhnte.

Die Gäſte, alles wohlbekannte Männer aus dem Dorfe, drängten ſich mit Fragen und Rufen an Chriſtian heran, der noch immer mit vorgeſtreckten Armen unter der Thüre ſtand, als ob er den beſiegten Gegner zu einem neuen Angriffe erwarte. „Das iſt einer von den verfluchten Zehnhätznern“ ſagte er mit zornbebender Stimme, „ein Spürhund unſrer gnädigen Herren.“

Der Niedergeworfene hatte ſich ächzend und ſtöhnend noch nicht ganz erhoben, als unter der Gangthüre zwei Männer erſchienen. „Was giebt's da?“ fragte der Eine, der in einen weiten Mantel gehüllt war, „wer ſpricht von Spürhunden und gnädigen Herren?“

Es war der Major mit dem Untervogte. —

Chriſtians bisher vom Zorne geröthetes Geſicht wurde bleich wie ein Leichentuch. Er trat einen Schritt zurück und der zuſammengedrängte Knäuel der Gäſte wich auseinander, um den Eintretenden ehrerbietig Platz zu machen.

„Was giebt's da, was haſt du mit dieſem Manne?“

fragte der Major nochmals, indem er an Chriſtian heranantrat.

„Wie Ihr ſeht," erwiderte dieſer trotzig, „ich hab' ihn hinausgeworfen — Euern Spion, Herr Major."

Der Major biß die Lippen zuſammen und warf einen ſcharfen Blick auf den Fremden, der mit kläglicher Geberde ſeine Glieder reibend an der Thüre lehnte.

„Wer ſagt dir, Schurke," fuhr er, mühſam ſeine Stimme bewältigend, zu Chriſtian fort, „daß dieſer Mann mein Spion ſei?"

„Wenn ich nicht beſtimmt wüßte, daß er's wäre," gab dieſer zur Antwort, „würd' ich's keinem Andern glauben, da Ihr ſelbſt ein zu guter Spion ſeid, um Helfershelfer zu brauchen. Den Schurken aber könnt Ihr für Euch behalten."

Bei dieſen mit trotzigem Hohn geſprochenen Worten ſprang der Untervogt hervor, um ſich auf den verwegenen Frevler zu werfen. Chriſtian wich rückwärts hinter den Tiſch und ſagte ſcheinbar ruhig: „Laßt mich in Ruhe, Untervogt, ich habe Nichts mit Euch zu ſchaffen." — „Ja, laßt ihn," ſchrie der Major, „ich muß den Buben ſelbſt züchtigen." Er ſprang um den Tiſch und ſchwang mit hocherhobenem Arme ſeine Reitpeitſche; aber im Augenblicke des Niederſchlagens ließ er ſie aus gelähmter Hand zu Boden fallen und taumelte rückwärts in die Arme des Untervogts; aus dem Aermel ſeines Mantels tröpfelten raſchrinnende Blutstropfen. „Zum zweiten Mal laß ich mich nicht ſchlagen, Herr Major," rief Chriſtian, ein blutiges Meſſer auf den Tiſch werfend.

Die bisher vor Ueberraschung stummen Zuschauer stoben bei diesem Anblicke auseinander, als ob ein Blitz aus heiterm Himmel unter sie gefahren wäre. „Laßt ihn nicht fort," schrie der Untervogt, „haltet den Mörder!"

„O, das ist nicht nöthig," sagte Christian, sich wieder in seine Ecke setzend: „Euer Schwiegersohn läuft nicht davon. Macht dem Junker nur den Mantel auf; er hat blos eine Ritze im Oberarm; aber er scheint das Blut nicht gerne zu sehen, daß er so mit geschlossenen Augen daliegt." —

Man kann sich leicht denken, welche Schreckensberichte die aus dem Bären entflohenen Gäste nach Hause brachten. Ueber den Christian im Ebnat, hieß es, müsse der böse Geist gekommen sein, oder rasend oder hintersinnig sei er geworden. Einen fremden Hausirer habe er plötzlich am Halse gepackt und in den Gang hinausgeworfen, daß die Glieder des armen Mannes zusammengebrochen seien, wie dürre Schwefelhölzchen; und dem gnädigen Herrn, dem Junker Major, dem habe er — Gott sei der armen Seele gnädig — ein langes Messer in die Brust gestoßen, daß die blutige Spitze hinten auf dem Rücken einen halben Finger lang herausgeschaut habe; das Blut sei wie aus einer Brunnenröhre dem Stiche nachgeschossen. Mancher riegelte angstvoll die Thüre hinter sich, als fürchte er, der gespenstische Schatten der grausen That könnte ihm über die Schwelle nachfolgen; und manche Mutter faßte ihren Sohn fest bei den Händen, um ihn nicht aus dem Hause zu lassen, in mitleidigen Jammer ausbrechend bei der Erinnerung an Christians Mutter, der armen, einsamen Frau auf dem Ebnat.

Röschen saß in schmerzliches Sinnen versenkt in seinem Stübchen am Fenster und schaute unruhig und beklommen in die unheimliche Nacht hinaus. Ein feuchter Wind, der in schweren Stößen vom Walde herniederfuhr, hatte den Nebel aus der Thaltiefe weggefegt und trieb am Himmel schwere, tiefherabhängende Wolken dahin, zwischen denen der Mond nur hie und da mit unsicherm Scheine hervorblickte. „Ach," seufzte Röschen, nach den Schattengestalten der blätterlosen Bäume hinausspähend, „so wird er doch nicht nach Hause gehen, ohne mir gute Nacht zu sagen. Was hab' ich nur gethan, daß er so böse wurde; er weiß doch, wie gut ich's meine; und was kann mein armes Herz dafür — o Gott! daß er ein — Patriote ist. — Gieb mir, Himmel!" betete es, die Hände faltend, „gieb mir Kraft, wenn die schweren Stunden der Trübsal kommen sollten." Eine unklare, niederdrückende Angst legte sich um sein Gemüth und bitterlich weinend drückte es das Gesicht in die Kissen des Bettes nieder.

Durch ein leises Pochen am Fenster wurde Röschen aus seinem einsamen Kummer aufgestört. Freudig erschrocken sprang es empor und plötzlich alles Leid vergessend, rief es: „bist du da, Christian? — wart' nur, keine Silbe sollt' ich mit dir reden, du Böser — ja das bist du." Bei diesen Worten riegelte es so hastig an dem kleinen Fenster, daß auch der Blinde hätte sehen müssen, wie aufrichtig das liebende Herz dem Geliebten die Kränkung vergessen und wie gründlich dessen patriotische Sünden im Augenblicke verziehen waren; aber halbverlegen, halb erschreckt wich das Mädchen zurück, als es draußen vor dem Fenster statt

des Erſehnten den Nachtwächter erkannte, den alten Franzoſenfritz.

„Brauchſt nicht ſo zu erſchrecken,“ ſagte der mit leiſer Stimme, „ich thu' dir Nichts zu leid, Röschen; aber ich muß dir Etwas ſagen und wollt 's wär' was Beſſeres. Bomben und Granaten, das wollt' ich.“

Röschen wurde durch den geheimnißvollen Ton, in dem der ſonſt derbe alte Soldat ſprach, auf's Neue geängſtigt. „Um Gotteswillen, was iſt es, was weißt du?“ fragte es haſtig und über ſein Herz kam plötzlich wieder all' die Bangigkeit, mit der es den ganzen Abend gerungen hatte. „Ja hörſt, ich will kein Weibsgeſchrei, wenn du ein Wörtlein von mir erfahren ſollſt,“ erwiderte der Franzoſenfritz, „und daß dich — wenn du die Parole ausplauderſt — verſprich mir's.“ — „Ja,“ ſagte Röschen, die entgegengeſtreckte Hand des Nachtwächters faſſend, obgleich ſeine zitternde Stimme die erheuchelte Standhaftigkeit nur zu deutlich Lügen ſtrafte, „ja, ich will ruhig ſein.“ — „Nun, ſo hör' denn,“ fuhr der nächtliche Botſchafter geheimnißvoll fort, „du weißt, Chriſtian hat viele Freunde in Aarau — muthige, kecke Leute darunter und reiche Herren; aber das hilft ihm Alles Nichts, wenn ſie's nicht wiſſen — wie ſoll ich ſagen? Nun du verſtehſt mich — Granaten, wo nehm' ich nur die Worte her; — hörſt alſo, morgen wird der Chriſtian nach Lenzburg gehen müſſen, über Suhr, verſteht ſich, durch den Wald nach Hunzenſchwyl — und ich muß jetzt hinunter in den Bären; vielleicht iſt er ſchon über alle Berge, ſonſt wird er — verfluchte Amtspflicht, ich habe die Schlüſſel holen müſſen — 's preſſirt nicht — eingeſperrt bis morgen;

's wird aber nicht ſo gefährlich ſein, die Herren haben eine Haut wie von Floretſeide — weil er — er hat den Major geſtochen."

Röschen, das dieſem verworrenen Berichte angſtvoll mit zurückgehaltenem Athem zugehört hatte, ließ bei dem letzten Worte die Lampe mit einem halberſtickten Schrei aus der Hand fallen und wankte in's Stübchen zurück. „Alle Wetter," ſchrie der Nachtwächter leiſe, „du haſt verſprochen, vernünftig zu ſein — mich nicht um mein Brod zu bringen in meinen alten Tagen — Roſe, Röschen — hörſt du? antworte doch! Bomben und Granaten, wenn du nicht hören und reden willſt, ſo geh' ich — du weißt's jetzt — haſt verſtanden?"

Der alte Soldat würde dieſe Drohung noch nicht ſo ſchnell ausgeführt haben; er ſtreckte den Kopf durch das Fenſter in das finſtere Stübchen — drinnen war's ſtill wie in einer Todtenkammer, kein Seufzer, kein Athemzug; aber im nämlichen Augenblicke ſchallten eilige Tritte von der Straße her, die ſich dem Hauſe zu nähern ſchienen. „Blitz und Fahnen! da kömmt ſchon Einer," brummte der Alte, das Fenſterchen zuziehend — „das arme Blut, das arme Herz — ich ungeſchickter, einfältiger Teufel! Holla — ich lauf' ſchon, komm' immer noch früh genug;" und als ob er doch an letzterm Punkte etwas zweifelte, ſetzte er wirklich ſeine alten Beine in einem wunderlich hüpfenden Trab den Baumgarten hinunter dem Bären zu in Bewegung. Aber als er auf die Straße hinaustrat und ihm von Weitem die Lichter aus dem Wirthshauſe entgegenleuchteten, blieb er einen Augenblick athemholend ſtehen. „Na,"

ſagte er vor ſich hin, mit der Hand über die grauen Wimpern fahrend, „da iſt's naß, Gott ſteh' mir bei, 's wird Schweiß ſein. Die arme, gute Roſe, das beſte Herz auf Gottes weitem Erdboden; — bah, 's wird wohl gehen, hoffentlich iſt er davongelaufen; oder ſie hat mich verſtanden — meinetwegen kann er mir den alten Schädel zuſammenſchlagen, wenn ich ihn bewachen muß; dann hui — nach Baſel."

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen lenkte der gute Diener der Gerechtigkeit gerade auf den Bärenplatz ein, als drüben aus dem Wirthshauſe einige Männer traten, unter denen er bei'm Scheine einer Laterne den Untervogt und Chriſtian erkannte. „Verdammter Tröler," ſchrie der Erſtere, „wo bleibſt du ſo lange mit den Schlüſſeln?" — „Ho! Herr Untervogt," erwiderte der Nachtwächter, „ich mußt' ſie vorerſt ſuchen; 's iſt ſchon gar lange, daß wir ſie gebraucht haben, 's wär' beſſer, auch jetzt nicht!"

„Da nimm die Laterne," befahl der Untervogt „und leuchte voran."

Der Zug ging lautlos nach dem Gemeindehauſe, wo das kleine Gefängniß des Dorfes war. Keine Seele zeigte ſich mehr auf der Straße und nur die vom grellen Lichte der Laterne lang hingeworfenen Schatten wankten mit, wie ein ſtilles, ſchwarzverhülltes Trauergeleite.

Was der Gefangene die lange Nacht hindurch gedacht oder geträumt in dem engen Stübchen, das der Schrecken ſeiner Knabentage geweſen und an deſſen vergittertes Fenſter er noch als Jüngling nie ohne geheimes Grauen hinaufgeſchaut, das hat keine Seele erlauſcht. Aber am

Morgen ſah er bleich und finſter, als er das Wägelchen beſtieg, auf dem er mit dem Hatſchiere nach Lenzburg fahren ſollte. Groß und Klein ſtand auf dem Platze verſammelt; wohl Wenige aus müßiger oder gar ſchadenfroher Neugierde. Jammernd und weinend klammerte ſich die arme Mutter an die Räder des Fuhrwerkes und Mancher wiſchte bei dieſem Anblicke mit der Hand über die Augen, der ſchon lange keine Thränen mehr gekannt hatte. Nachdem Chriſtian die hundert Hände gedrückt, die ſich ihm zum Abſchiede entgegenſtreckten, hielt er die ſeinigen ruhig hin, um ſie zuſammenſchließen zu laſſen; aber immer noch ſuchten ſeine Augen in der Menge herum, ohne den Gegenſtand zu finden, auf dem ſie mit dem letzten ſcheidenden Blicke haften ſollten. Wohl war manches Mädchen gekommen und hatte den Gefangenen weinend dem Schutze des Himmels empfohlen; aber Röschen, des Untervogts Röschen, war zu ſtolz, dem öffentlich Lebewohl zu ſagen, der jetzt eine Handſchelle trug. Wenigſtens war es noch nicht auf dem Platze erſchienen. Ihr Vater ſtand kalt und ſtreng, die Arme über die rothe Scharlachweſte gekreuzt, neben dem Fuhrmann; er ſelbſt hatte die Nacht den landvogtlichen Hatſchier in Lenzburg geholt und ſeit der Rückkehr noch nicht nach ſeinem Töchterchen geſehen. „Fahrt fort," ſagte Chriſtian, die Augen niederſchlagend, mit gepreßter Stimme, „b'hüet Gott, liebe Mutter." Er fühlte, daß eine heiße Thräne in ſein Auge trat; raſch wollte er emporfahren, um ſie wegzuwiſchen; aber — da empfand er zum erſten Male, daß ſeine Hände gefeſſelt waren.

Die Peitſche knallte, die Pferde griffen aus. Ein herz-

durchschneidender Jammerschrei ertönte, und als Christian zurückschaute, sah er seine arme Mutter, die sich am Wagen festgehalten, von dem raschen Stoße schwanken und zu Boden fallen. Er schloß unwillkürlich die Augen, vor denen es auf- und niederwogte, wie dunkle Meeresfluthen, und in raschem Trabe rollte der Wagen den Bärenplatz hinunter zum Dorfe hinaus.

Der Morgen war kalt und feucht; der dichte Nebel, der platt über dem Thale lag, ließ kaum zehn Schritte weit vor sich hinschauen und schien mit jedem Augenblicke sich schwerer auf die Erde zu senken. Der Gefangene saß lautlos, den Kopf auf die Brust gebeugt, neben seinem Wächter und horchte ungestört auf die Stimmen, die alles Leid und allen Jammer in seinem Herzen wach riefen. Es war ja nicht nur die arme verlassene Mutter mit ihrem Schmerze über das Unglück ihres Sohnes; es war fast noch mehr der bittere Gedanke an Röschen, das ihn, ohne seine Vertheidigung zu hören, vergessen, ihm nicht einmal einen letzten Blick zum Lebewohl auf den schweren Weg gegönnt hatte. Und wer war denn schuld an seinem Unglücke? War's nicht Röschen, die Liebe zu dem wetterwendischen Röschen, das vielleicht in diesem Augenblicke neben dem Major saß und über dem Verwundeten den unter Jammer und Schmach scheidenden Geliebten vergessen hatte? — — Aber nein, fuhr Christian zu sich selber fort, du selbst und du allein bist schuld. Wie bist du gestern Nacht kalt und zornig von ihm gegangen, ohne auf seine Bitte zu hören? — es hat's geahnt, es sei das letzte Mal! — o Gott, nur auch noch einen freundlichen Blick aus seinen Augen und dann komme,

was kommen mag — aber jetzt ist es zu spät und aller Jammer kann dir Nichts mehr nützen. —

Der Gefangene erhob den Kopf und schüttelte sich, als wollte er jede unnütze quälerische Reue von sich schütteln; unheimlich kalt ging es über sein Herz, als er dachte, daß die Rosse Röschens Vater gehörten, die ihn zum Gefängniß führten, daß der alte Fuhrmann, der so kräftig die Peitsche über ihnen schwang, seit so vielen Jahren in des Untervogts Hause Meisterknecht war und mit Röschen so lange an Einem Tische gegessen hatte. Er biß die Lippen zusammen und drängte eine Frage nach Röschen, die schon auf seine Zunge getreten, mit einem halben Fluche wieder in die Brust zurück. Dafür brach endlich der alte Martin das Stillschweigen. „Ja, ja," fing er an, als sie gegen Schloß Liebegg herabfuhren, „man muß Manches erleben, bis die Haare grau genug sind. Ich hoffte immer, dich und Röschen — der Himmel sei mit dem braven Mädchen — noch einen andern Weg zu führen, Christian; aber das wird nun freilich Zeit haben. Die Festung Aarburg hat hohe Mauern, und die gnädigen Herren — Gott verzeih's — manchmal Herzen, die kälter sind als Steine in ihren Schloßmauern." — „Halt's Maul," schrie der Hatschier, indem er mit dem Griffe seines Sarras nach dem Fuhrmann stieß, „sonst will ich dich Respekt lehren, Lästerzunge." — „Ho, ho," brummte Martin, „ein Wörtchen wird man schon noch sagen dürfen; ein Narr wenigstens ist, der sich einsperren läßt, wenn er davon springen könnte;" damit hieb er auf die Rosse, daß sie hochaufschlagend im Galoppe davonschossen. Aber kaum hatte der Wagen um die Straßen-

beugung hinter der Herberge gelenkt, als Martin plötzlich mit kräftigem Zuge die Zügel an ſich riß. „Halt, Brauner,“ ſchrie er, „halt! dort kommt des Meiſters Tochter, mit der ich noch ein Wörtlein reden muß.“ Und wirklich, aus dem Nebel heraus die Straße aufwärts kam ihnen bleich und entſtellt mit unordentlichen, halb aufgelöſten Haaren und beſchmutzten Kleidern Röschen entgegen.

Martin ſprang, die Zügel feſt um die Hand gewickelt, von ſeinem Sitze auf die Straße und ſtellte ſich in ſeinem grauen Regenmantel ſo breit vor Röschen hin, daß es den Blicken der Andern vollſtändig entzogen wurde. Den Kopf zum Geſpräche niederbeugend, zog er den umfangreichen, verſchoſſenen „Dreiröhrenhut“ tief in die rechte Seite herab, um ja auch den leiſeſten Ton ihres Geflüſters zu erſticken. Kaum einen Augenblick jedoch dauerte dieſe Heimlichkeit, und noch bevor der argwöhniſche Hatſchier derſelben durch ſein Machtwort ein Ende machen konnte, tauchte Röschen hinter der Verhüllung hervor, wie ein bleicher Mondſtrahl aus nachtgrauen Nebelwolken. Aber Chriſtian ſah Nichts von dem traurig-innigen Blicke, mit dem es zu ihm hinaufſchaute; er bemerkte nicht, wie es neben dem Wagen die Hände gefaltet zögernd ſtehen blieb, als ob es ein leiſes Gebet ſpräche; er ſtarrte regungslos vor ſich nieder und biß ſeine Lippen ſo heftig zuſammen, daß ein heller Blutstropfen in den braunen Bart niederrollte. Es iſt in Liebegg geweſen, murmelte er und riß bei dem Gedanken ſo gewaltig an ſeiner Handſchelle, daß das Eiſen tief durch die Haut ſchnitt. Der Hatſchier achtete im Augenblick wenig darauf; über ſein graues, verwittertes Geſicht zog ein

freundliches Schmunzeln und die ſonſt barſche und harte Stimme modulirte allerlei quiekend-freundliche Töne hervor, mit denen er Röschen fragen wollte, wo es ſo früh ſchon herkomme. Die demüthige, bittende Stellung der ſchönen Untervogtstochter, die er als Tribut des Reſpektes hinnahm, ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize gewaltig. „Wo Röschen geweſen iſt?“ fiel Martin raſch ein, indem er die Geißel pfeifend über die Pferde wegſchwang, „hüſt Brauner, vorwärts! — das kann ich Euch ſelbſt ſagen, Herr Hatſchier. Röschen iſt in Liebegg geweſen, vielleicht — die verdammten Roſſe, mich wundert's nur, wenn die nicht noch über die Deichſel ſchlagen, ſo koldenig ſind ſie — ja Röschen wird nachgeſehen haben, was der verwundete gnädige Junker Major macht — vermuthlich, denk' ich; es iſt ein braves, herzhaftes Mädchen, das Röschen.“ Chriſtian zog ſeinen Fuß, auf den ihn Martin bei dieſen Worten heftig getreten hatte, zurück, ohne das Zwinkern zu beachten, mit dem der alte Fuhrmann nach ihm hinüber ſchielte. Er hörte auch wenig mehr von der Lobpreiſung, mit der des Untervogts Knecht über ſeine Meiſters-Tochter fortfuhr; er war jetzt ſicher, daß Röschen ihn vergeſſen und ſeine Liebe verrathen hatte, und dieſe ſchreckliche Gewißheit verwirrte eine Zeit lang all' ſeine Sinne, wie ein giftiger, geheimnißvoll gebrauter Zaubertrank. Aber das Menſchenherz iſt ein ſeltſam Ding und findet ſeine eigene Kraft manchmal erſt wieder, wenn ihm die letzte Stütze gebrochen iſt.

Chriſtian hatte bis jetzt trotz aller eiferſüchtigen Zweifel im Innerſten immer noch die Hoffnung genährt, Röschen werde über ſein Unglück voll des tiefſten Jammers ſein,

und in der Vorſtellung von dem Leid des geliebten Herzens hatte er eine ſchmerzlich-ſüße Beruhigung und Ergebung gefunden; es kam ihm immer vor, als wenn er eigentlich doch blos für Röschen litte, nur ein Märtyrer ſeiner Liebe ſei und für dieſe Leiden genugſam belohnt werde durch die Thränen, die im heimlichen Kämmerlein geweint würden. Aber jetzt war dieſe letzte Tröſtung vernichtet. Röschen hatte ihm kein Lebewohl gegönnt, nicht weil es ſeinen übergroßen Jammer vor den Leuten verbergen wollte; es hatte ihn wirklich vergeſſen über dem verhaßten Nebenbuhler, der doch nur unreine, ſträfliche Abſichten hegen konnte; es hatte die aufopferndſte Liebe mit undankbarer, herzloſer Untreue belohnt. Für wen ſollte nun der Gefangene noch die Leiden und Schmach des Kerkers ertragen? Für eine That, die in ſeinen Augen kein Verbrechen war, die begangen zu haben er nicht bereuen konnte! „Nein," gab er ſich ſelbſt halblaut und trotzig die Antwort, „du machſt dich frei und fliehſt, ſo weit der Himmel blau iſt."

Gut war's, daß der Hatſchier keine Zeit hatte, auf dieſes unvorſichtig geführte Selbſtgeſpräch Acht zu geben. Er klammerte ſich ängſtlich mit beiden Händen an dem wankenden Sitze feſt und ſchrie dem alten Martin fluchend alle Ehrenbenennungen zu, die in ſeinem nicht geringen Läſterregiſter verzeichnet ſtanden; aber der Fuhrmann fluchte ebenſo mörderlich über die unbändigen Roſſe, die in unaufhaltbarem, ſauſendem Galoppe dahinſchoſſen, während nichtsdeſtoweniger die ſcharfe Geißel beſtändig um ihre Flanken pfiff.

Der Wagen lenkte in vollem Laufe in die ſcharfe Beugung, die durch das Einmünden der Thalſtraße in die alte Bernſtraße gegenüber dem alterthümlichen Gaſthauſe zum „Kreuz“ in Suhr gebildet wird. Der Fuhrmann hatte die Wendung zu kurz genommen und mit einem heftigen Krache zerſchmetterte das Hinterrad an dem kantigen Wehrſtein, daß die Felgenſplitter hoch hinaufflogen. Es war ein Glück, daß die Roſſe auf den Ruck und Ruf plötzlich ſtill ſtanden, wie Lämmer, die in ihrem Leben nie Etwas von unbändiger Tücke gewußt; die Achſe hatte Widerſtand geleiſtet und lehnte unzerbrochen gegen den Wehrſtein, ſonſt wären die Fahrenden bei dem gewaltigen Gegenſtoße unfehlbar in den Graben geſchleudert worden.

„Blitzelement,“ rief Martin herabſpringend, „das iſt gut gegangen; ja, ich bin ein ganzer Kerl von einem Fuhrmanne; Blitz noch einmal!“

„Was?“ ſchrie der Hatſchier, der vor Schrecken zitternd mühſam aus dem Wagen kletterte, „was? ein Schurke biſt du, ein Halunke!“

„Ein Schurke, ſagt Ihr?“ replizirte der Fuhrmann und machte dabei einen Lärm, als müßten die Todten droben auf dem nahen Kirchhofe ſeine Vertheidigung hören, „ein Halunke? So, das iſt der Dank! Wenn ich nicht mit Lebensgefahr die Roſſe ſo geſchickt angehalten hätte, ſo läget Ihr kopfüber im Graben und könntet ſehen, wo Eure dürren Steckenbeine hingeflogen wären — Ihr — Ihr — der Kukuk mag Euch ein andermal führen meinetwegen!“

Aus dem „Kreuze“ kam ein ganzer Trupp Gäſte, um

zu ſehen, was der Lärm zu bedeuten habe. Chriſtian fuhr freudig auf, als er unter den erſten derſelben den Meiſter Siebenmann von Aarau mit zwei ſeiner Geſellen erblickte. Er ſprang mit einem Satze vom Wagen und ſtreckte dem Herantretenden die gefeſſelten Hände entgegen; aber bleich vor Zorn und tief innerlicher Kränkung blieb er ſtehen, da der Meiſter kalt, als kenne er ihn nicht, an ihm vorüberging und mit freundlich-höflichem Gruße ſich an den Hatſchier wendete, der ſich noch immer mit Martin herumſchimpfte.

„Ei ei, nur nicht ſo hitzig, Herr Sergeant,“ ſagte der Meiſter, dem Erboſten die Hand zutraulich auf die Schulter legend, „mußte Euch ein Unfall paſſiren, ſo hätt' ſich's nirgends beſſer ſchicken mögen, als gerade hier beim luſtigen Kreuze. Bei ſolchem Nebel, der Einem faſt die Lunge abdrückt, läßt ſich zur Abwechslung ſchon ein Gläschen vom Beſſern ertragen. Und daß wir da Euer ſauber Vögelein ſo in der Nähe betrachten können, das iſt, mein' ich, wohl einen Schoppen werth.“

Der Zorn des geſtrengen Rechtsvollſtreckers milderte ſich bedeutend bei dieſen lockenden Ausſichten; aber deswegen mochte er ſeine obrigkeitliche Würde doch nicht ſo leicht preisgeben. „Ja ja, ihr Herren,“ ſagte er, wichtig die Hand auf den Griff ſeines Säbels ſtützend, „wenn nur die ſchweren Pflichten des Amtes nicht wären. Indeſſen — die Noth bricht Eiſen. — Pack dich zum Wagner mit deinem Lumpen-Karren; aber für jede Viertelſtunde Verzögerung biſt mir mit deinem Halſe verantwortlich. Hörſt du, Spitzbube!“

Martin nickte vergnügt ſchmunzelnd, als wär' er mit der freundlichſten Bitte angegangen worden und blickte, die Hände in den Hoſentaſchen, Chriſtian ſinnend nach, der bleich und halbbewußtlos, geknickt und gebrochen ſich von dem lärmenden, ſpottenden Haufen nach dem Kreuze abführen ließ. „Na," ſagte der Alte vor ſich hin, indem er die Roſſe loszuſchirren anfing, „na, die Roſel iſt aber doch ein Blitzding; läuft die bei ſchwarzer Wind- und Wetternacht nach Aarau hinunter und hat bei all' ihrem Jammer eine Liſt erſonnen, bevor ſich unſereins an der Naſe nimmt. Ja die Weibsleute! Hüſt Brauner, wenn's gelingt, ſo bekommt ihr beide eine doppelte Ration heute, eure Sache habt ihr prächtig gemacht." Der Braune ſcharrte geſenkten Kopfes mit dem Vorderfuße, als wolle er das Kompliment beſcheiden entgegennehmen, und Martin führte die dampfenden Thiere pfeifend dem Stalle zu.

Drinnen im Kreuze ging es bald luſtig her. Dem Meiſter Siebenmann kam es auf ein paar Maaß mehr oder weniger nicht an, wenn unter guten Freunden das Wohl der gnädigen Herren und Obern ausgebracht wurde, und dem Hatſchier kam es allbereits vor, er ſei ſelbſt ein gnädiger Herr, ſo höflich und reſpektvoll wurde er behandelt. „Sein Mund fing an, von mancherlei Thaten überzufließen, die er bei Tag und Nacht durch Liſt und Gewalt zu des Landes Beſten ſchon gethan und noch thun wolle. Gegenüber ſaß ſtill in ſich gekehrt, die geſchloſſenen Hände unter dem Tiſche verborgen, der Gefangene, an deſſen Seite ſich Meiſter Siebenmann hingepflanzt hatte.

„Und noch einmal, es leben die gnädigen Herren!" rief

der Meiſter, ſich über den Tiſch beugend, um mit dem Hatſchier anzuſtoßen, „fort mit den Franzoſenfreunden!“ Chriſtian zuckte vor Zorn und Verachtung zuſammen; aber im nämlichen Augenblicke ſpürte er, daß der Schlüſſel an ſeiner Handſchelle losgedreht wurde und ſah, wie ſich des Meiſters Linke unter dem Tiſche hinſtreckte, während die Rechte das klingende Glas emporhielt. Der Gefangene ſchaute verwirrt und halb erſchrocken auf und ſein Blut ſtrömte mit ſo tiefer, brennender Gluth nach ſeinem Geſichte, daß er kaum zu athmen vermochte; der Meiſter ſchien Nichts zu bemerken; ſein ſcharfes Auge blitzte ſo unbefangen und keck in der Stube herum, als ob ein fröhliches Glas ſein einzig Trachten wäre. Chriſtian zog die eine Hand vorſichtig aus dem eiſernen Ringe heraus und im nämlichen Augenblicke drückte ihm ſein Nachbar eine kleine, aber ſchwere Börſe in dieſelbe. Der erſtaunte und überraſchte Jüngling hätte faſt laut aufgeſchrien — es war Röschens kleiner, grünſeidener Geldbeutel mit dem zierlichen Silberſchlößchen.

„Si ſeht doch,“ rief der Thörlewirth, indem er aufſtehend Chriſtian mit einem kräftigen Tritte auf den Fuß trat, „ſeht, wie dort der Fuhrmann das Rad herantreibt!“ Alles lief an die Fenſter, um über die wirklich drolligen Sprünge zu lachen, mit denen Martin das wiederhergeſtellte Rad kunſtgeübt vor ſich herkreiſeln ließ. Jeder hatte einen Witz über den alten Knaben bereit und dem Hatſchier ſchien's unter dem Gelächter faſt, als fange ſich in ſeinem Kopfe ſelbſt ein Rad zu drehen an; da rief draußen im Gange plötzlich eine helle Stimme: „haltet

ihn, haltet ihn!" Alle Gesichter wendeten sich, wie am Schnürchen gezogen; aber Christian saß nicht mehr in seinem Winkel — an seinem Platze lag die leere Handschelle auf dem Tische. —

Der Hatschier, vom plötzlichen Schreck wieder nüchtern geworden, stürzte der Thüre zu; Meister Siebenmann war ebenso hitzig und rannte ihm in der Hast so wunderlich zwischen die dünnen Beine, daß der eifrige Rechtsmann seiner ganzen Länge nach zu Boden stürzte; erbarmungslos über ihn weg, mit Stoßen und Drängen, wie eine wilde Jagd, der Haufe der lärmenden Gäste.

Als er sich mühsam wieder erhoben hatte und fluchend und ächzend vor das Haus hinkte, standen die Männer müßig herum und gafften in den Nebel hinaus. „O gebt Euch keine überflüssige Mühe, Herr Sergeant," sagte Meister Siebenmann, „der Ebnat-Bauer hat flinke Füße — gottlob! d. h. daß ich sonst auch nicht zu den Langsamen gehöre; aber in dem Nebel ist Nichts zu jagen. Kommt nur in die Stube, ein Glas auf den Schrecken."

Mit diesen Worten kehrte er behaglich in's Kreuz zurück.

Eine halbe Stunde später rollte Martin ohne Begleitung in seinem Wagen das Thal aufwärts, singend und pfeifend, und dazwischen mit kindischer Freude vor sich hinschwatzend. „Na, Röschen — der wird's leicht werden — hui da, Brauner! aber der Untervogt — holla Schimmel, nicht so hitzig, pressirt nicht. — Der Thörlewirth, Blitz! das nenn' ich „ein Mann, ein Wort" und redlich zusammenhalten. — Es leben die Patrioten!" Erschrok-

ten über den unwillkürlich lauten Ruf ſchaute der Alte ängſtlich umher. Glücklicher Weiſe hatte ihn Niemand gehört.

III.

Ein kleiner Stein treibt, in einen ruhigen, glatten Waſſerſpiegel geworfen, beſtimmtere und weitere Kreiſe als ein mächtiges Felsſtück, das in die bewegte Strömung eines Fluſſes geſtürzt wird. Das Kulmerthal war damals noch ein ſtilles, abgelegenes Thal, das bisher nur noch wenig von den gewaltigen Bewegungen berührt worden, welche zu jener Zeit den übrigen Erdtheil erſchütterten. Von dem lebhaften Verkehr, durch den daſſelbe jetzt mit fernern Gegenden in Verbindung geſetzt wird, war noch keine Ahnung vorhanden; kaum ging wöchentlich ein Bote nach Lenzburg oder Aarau und immer war es ein Ereigniß für eine ſolche wandernde Poſt, wenn ſie einen Brief mit heimzubringen hatte. In den winternächtlichen „Stubeten" wurde zwar wohl erzählt, daß in Frankreich der König und die ſchöne Königin, viel hundert gnädige Herren und manch' adelig Fräulein geköpft worden ſeien; wie ſich der Franzos drunten am Rhein und in Italien, jenſeit der Schneeberge, mit den Kaiſerlichen herumſchlage und was der Bonapart für ein gewaltiger Kriegsheld ſei; aber all' dieſe Dinge wurden angehört wie eine halb unglaubliche, ſchreckhafte Geſpenſtergeſchichte, über der man ſich mit geheimem Grauen freut, daß ſie ſchon zu Großvaters Zeiten paſſirt war. Kein Menſch fürchtete, die Folgen dieſer fernen Ereigniſſe

könnten ſich in das heimathliche Thal herein erſtrecken. Der Name Patriot, der ſeit einiger Zeit gehört wurde, war ein unverſtandener Klang, oder galt gleichbedeutend mit „Belzebue“, wie's denn der Pfarrer auch ausgelegt hatte.

Jetzt war das mit Einem Male anders geworden. Dem einfachen Sinne der Dörfler wurde mit einem Ereigniß das Ferne nahgerückt. Die Vorfälle im Bären, Chriſtians Gefangennehmung und Flucht verdrängten im Augenblicke alle Erzählungen vom Robespierre und dem Bonaparte; aber nur, um dieſelben ſpäter um ſo lebhafter und in einem neuen Lichte wieder in Erinnerung zu bringen. Daß Chriſtian ein Patriot geweſen und deshalb auf ſo geheimnißvolle Weiſe von ſeinen Mitgenoſſen befreit worden, war bald offenkundig. Die wunderſamſten Berichte kurſirten über dieſe Befreiung, und je geheimnißvoller, um ſo begieriger wurden ſie aufgefaßt, obſchon beim Kreuz in Suhr wenigſtens Etwas von der einfachen Wahrheit zu erfahren geweſen wäre. Im Walde zwiſchen Suhr und Hunzenſchwyl, hieß es, ſei plötzlich aus dem Gebüſche ein großer Mann vor den Wagen getreten, in einer prächtigen Uniform mit Gold- und Silbertreſſen; hinter ihm drein fünf oder ſechs Andere, mit Masken vor dem Geſichte und Jeder eine Piſtole in der Hand. „Halt!“ kommandirte der General, denn das müſſe er geweſen ſein, und die Roſſe blieben vor ſeinem feurigen Blicke wie erſchrocken plötzlich ſtehen. Dann ſei er ganz kaltblütig herangetreten, habe Chriſtian die Handſchelle gelöſt und ihn ſo herzlich in die Arme genommen, wie einen Bruder; die Maskirten haben den Befreiten ju-

beinah umringt und ihm die Hand gedrückt. „Hörst du, Bursch!“ habe der General zu dem Hatschier gesagt, „wenn du dich noch einmal unterstehst, einem Patrioten die Handschelle anzulegen, so geb' ich deinen Rippen bei nächster Gelegenheit dies da zu versuchen.“ Bei diesen drohenden Worten legte er die Hand an den goldenen Griff seines Degens und ließ die glänzende, scharfe Klinge aus der Scheide hervorblinken. Der Hatschier sei bei diesem Anblick bleich geworden wie der Tod, und habe den Fuhrmann zitternd gebeten, weiter zu fahren. — Wurde nun der alte Martin gefragt, ob Alles wirklich auch so zugegangen und ob vielleicht der General nicht der Bonaparte selbst gewesen sei, so nickte er geheimnißvoll und sagte: „Ja — das muß ich am Besten wissen — ich bin dabei gewesen. Jedenfalls, das kann ich sagen, die Patrioten sind Leute — ja das sind Leute. — Blitz noch einmal!“

Aber was für Leute denn eigentlich? — das war die große Frage, welche die Männer jetzt bei dem winterlichen Müßiggange des Weiten und Breiten erörtern konnten. Auf alle Fälle — so schwarz waren sie nicht, die Patrioten, wie sie der Pfarrer und der Untervogt gemalt hatten; sonst wäre der Gnat-Christian keiner geworden, der doch allweg ein braver, guter Bursche sei, der nie einem Kinde Etwas zu Leide gethan. Daß er den hochmüthigen Junker ein Wenig geritzt — je nun, der brauchte Röschen auch nicht auf Weg und Steg nachzuschleichen; Mancher habe um solcher Dinge schon ganz anders Hiebe bekommen und kein Mensch sich weiter drob bekümmert. Sicherlich sei der General da vom Hunzenschwyler Wald von einer andern Sorte, daß

er ſo herzlich mit Chriſtian umgegangen; und doch werde er auch nicht von der Straße aufgeleſen worden ſein. Ein General! das ſei noch ein Unterſchied zwiſchen einem Major. Schön und brav ſei es von den Patrioten, daß ſie den Gefangenen befreit — ſie möchten ſonſt ſein was ſie wollten.

So ſprachen die Leute und Martin ließ hie und da zwiſchendrein ein Wörtchen fallen, daß nicht verloren gehen konnte. „Wenn ich nicht meines Meiſters Brod äße," ſagte er, „ſo könnt' ich noch Dieſes und Jenes berichten; indeſſen — geht ihr nach Aarau hinunter, ſo kehrt nur beim Thörle ein; dort kann Mancher erfahren, was er noch nicht weiß. Der Thörlewirth iſt ein Mann, ſag' ich — potz Element! am kleinen Finger mehr werth als zehn Junker zuſammen am ganzen Leibe."

Solche Winke gingen, wie geſagt, nicht verloren. Dieſer und Jener hatte auf einmal etwas Preſſantes in Aarau zu verrichten und bald verging kaum ein Tag, daß nicht ein Kulmerthaler, oder ein paar, beim Thörle einen Schoppen tranken. War auch der wackere Meiſter Siebenmann nicht immer zugegen, ſo waren's dafür andere Aarauer-Bürger, die ſeit einiger Zeit gar freundlich thaten mit den Bauern; oder wenigſtens war des Meiſters junges, anmuthiges Fräulein bei der Hand, von der Mancher bald auf dem Heimwege meinte, ſie verſtehe mehr von den Satzungen und dem Regimente der Herren in Bern, als der Untervogt oder ein Gerichtsſäß. — —

Als zwiſchen Weihnachten und Neujahr der erſte Schnee fiel, lieferten ſich die kleinen Buben auf dem Bärenplatze

in Kulm hitzige Schneeballengefechte; die Parteien waren immer scharf abgesondert und riefen sich gegenseitig ergrimmt „Patrioten“ und „Stockerater“ zu. Hätte man einen der kleinen lärmenden Aristokraten gefragt: „Sag' einmal, warum schimpfst du dort des Nachbars Hannesle einen Patrioten?“ — würde er geantwortet haben: „So, der sollte kein Patriot sein? Und sein Vater sagt alle Tage, die Junker und die gnädigen Herren seien halbe Schelme und den Untervogt könnte man auch abschaffen. Ja, das sagt er.“

Als in der Sylvesternitternacht die Glocken ertönten und mit feierlichem Klange die erste Stunde des Jahres 1798 begrüßten, dachte manches bekümmerte Herz: Herr, wie wird es werden, bis wir noch ein Jahr älter geworden? Wirst Du den Kelch der Leiden an uns vorübergehen lassen, oder hast Du die Tage der Trübsal über uns verhängt? — Und diese Frage mit ihren sorgenvollen Zweifeln war wohl gerechtfertigt. Seit Menschengedenken war kein so trübes Neujahr gefeiert worden. Die sonst miteinander froh gewesen und sich durch gemeinsame Freude am ersten Tage des Jahres stillschweigend Beistand und Hülfe für die kommenden zugesagt, gingen jetzt kalt und mißtrauisch an einander vorüber, als müßte Jeder von seinem Nächsten das Schlimmste befürchten. Unfriede und Argwohn war in alle Gemüther, in die kleinste Hütte eingekehrt. Selbst die Natur schien an dem unheimlichen Menschentreiben theilzunehmen. Am Himmel geschahen Zeichen, die auch den Muthigsten mit banger Ahnung erfüllten. Mehrere Male stand der Horizont in Flammen, wie von nächtlichen Feuersbrünsten. Die

Sturmglocken riefen das ganze Thal entlang um Hülfe und von allen Seiten ſah man die Windlichter der Feuerrotten durch die Nacht dahineilen; aber auf einmal war die Röthe verſchwunden und ſtieg in einer andern Richtung über den Bergen empor. In der Neujahrsnacht ſelbſt zog hoch in der Luft, ſchräg über das ganze Thal weg ein „feuriger Drache", der einer großen, hellflammenden Kanone glich; bald erfolgte ein ſo erſchütternder Knall, als ſei die Erde geborſten und die Erſcheinung am Himmel ſtob in verglimmende Funken auseinander. Das bedeute Krieg, ſagten alte, erfahrene Leute, und die rothe Gluth am Himmel ſei — Schweizerblut.

Gewiß aber ſah der Zukunft Niemand mit bangerm, leidvollerm Herzen entgegen, als Untervogts Röschen. Ach, die Größe ſeines Jammers konnte Gott allein ermeſſen, dem allein es ja noch klagen durfte. Chriſtian — die Augen füllten ſich jedesmal mit Thränen, wenn die Lippen leiſe und unwillkürlich den Namen ausſprachen — ob es ihn noch einmal ſehen ſollte in dieſem Leben? wo mochte er jetzt in der Fremde, flüchtig und verbannt umherirren? Oder vielleicht hatte er ſchon Ruhe gefunden — für immer. — Kam endlich der Schlaf über die thränenmüden Augen, ſo kamen mit ihm die ſchweren Träume, die nächtlichen Abbilder von des Tages Bekümmerniſſen. Röschen ſah den geliebten Flüchtling bleich und entſtellt, frierend und erſchöpft am Rande eines langen, ſchwarzen Waldes ſich hinſchleppen; ängſtlich blieb er bei jedem Geräuſche ſtehen, das ein aufflatternder Vogel verurſachte und duckte ſich, bei jedem Schritte unter die Gebüſche ſpähend, um einen heim-

lichen Verfolger zu entdecken. Plötzlich rauſchten die dichten Tannenzweige und ſchlugen auseinander; ein greller Blitz knallte und Chriſtian ſtürzte von der Kugel getroffen blutend auf den hartgefrorenen Boden nieder. Röschen ſchrie auf vor Entſetzen; aber — es lag von tiefer Finſterniß umgeben in ſeinem Kämmerlein und fing an, mit zitternder Stimme laut vor ſich hin zu wiederholen, was ihm Meiſter Siebenmann zum Troſte hatte ſagen laſſen: Chriſtian nämlich ſei außer Landes in Sicherheit und werde, wenn es an der Zeit ſei, wohlbehalten wieder nach Hauſe kehren.

Das Morgenlicht, der ſüße Troſt der Schlafloſen, kam für Röschen nur, um das alte Leid mit einem neuen zu vermehren. Saß es ſo ſtill und bleich, von Tag zu Tag bleicher, mit den nächtlich verweinten Augen an ſeinem Spinnrade, ſo konnte der Vater vor ſein Kind hinſtehen und es lange betrachten mit ſtrengem und doch halbſcheuem Blicke, ohne ein Wort zu ſagen. Röschen fühlte dieſe Blicke tief durch ſeine Seele gehen; es wollte ihm faſt das Herz abdrücken und doch fand es kein Wort, mit dem es die innere Laſt erleichtern konnte. Es war nicht, wie ehemals, im Stande, dem Untervogt entgegen zu ſpringen, ihm die ſtruppigen Haare aus der Stirne zu ſtreichen und halb bittend, halb ſchalkhaft drohend zu ſagen: „Vaterle, du wirſt deinem Roſele doch nicht böſe ſein?“ — es blieb mit niedergeſchlagenen Augen ſchweigend ſitzen, bis ſich der Vater endlich langſam umkehrte und ſchweren, dröhnenden Schrittes hinausging. Dann ließ es den Faden aus dem Finger fallen und fing bitterlich zu weinen an.

Wie war das sonst anders gewesen! — Der Untervogt hatte seit dem Tode seiner Frau an Röschen Vater- und Mutterstelle zugleich vertreten; er hing an ihm mit der innigen, fast jugendlichen Liebe, deren nur ein Vaterherz fähig ist, das seinen ganzen Stolz in einer aufblühenden Tochter findet. Dafür lag Röschens ganzes Gemüth und Wesen so klar und offen vor ihm, wie ein in der Morgensonne schimmernder Thautropfen. Er hatte die Liebe zu Christian keimen und wachsen sehen, ohne derselben hemmend entgegenzutreten; zwar wäre ihm Dieser und Jener willkommener gewesen, doch wollte er der Neigung seiner Tochter, seines einzigen, lieben Kindes, ohne dringende Noth keinen Zwang anthun. „Röschen," hatte der Vater gesagt, „des Untervogts Sohn von Reinach wäre mir lieber. Christian ist ein wackerer, braver Bursche — das ist wahr; doch weißt du, seit Urgroßvaters Zeiten ist einer von unserm Hause Untervogt gewesen. Wärest du — nun das ist jetzt nicht zu ändern, du bist mir eben so lieb, vielleicht noch lieber; — aber wenigstens muß mein Schwiegersohn mein Nachfolger werden; das bin ich denen, die unter dem Boden liegen, schuldig. Der Kukuk weiß, was der Christian und der Major gegen einander haben, der hier doch das beste Wort einlegen könnte. Es muß aber sein, wenn er dein Mann werden soll, und thät's meinen halben Hof kosten." Röschen hätte nun wohl Aufschluß geben können über das, was Christian und der Major gegen einander hatten; aber es besaß wenig von dem erbadeligen Amtsstolze seines Vaters. Bin ich nur erst seine Frau, dachte es heimlich, dann mag er Unter- oder Obervogt

werden; mir ist's einerlei. Brav und gut und lieb ist er alleweg.

Man kann sich denken, wie die erzählten Ereignisse auf den Untervogt wirken mußten. Seine Ansichten waren das Erbgut, das er mit der Muttermilch eingesogen; ein ererb-. tes, unantastbares Heiligthum seiner Seele, die sich von dem Wehen einer neuen Zeit wie von einem Pesthauche berührt fühlte. In seinen Augen war jetzt Christian an Allem schuld, das seit dem Vorgange im Bären im Dorfe und im ganzen Thale sich geändert hatte; er war der Urheber des offenen und geheimen Murrens gegen die Obrigkeit, des rebellischen Trotzes, der sich überall zu zeigen anfing, und gegen ihn wendete sich alle Bitterkeit, aller Zorn, den der Untervogt täglich verschlucken mußte. Aber bei all' diesem Hasse bereute der Letztere heimlich doch Eines, das er in der ersten leidenschaftlichen Hitze gethan hatte; es war dies der Eifer, den er bei Christians Gefangennehmung an den Tag gelegt, und der nun doch nutzlos gewesen. Er fühlte, daß er dadurch dem Herzen seines Kindes eine tiefe Wunde geschlagen und scheute sich drum auch, mit ihm über Christian offen herauszusprechen. Er harrte und wartete, bis Röschen, sein einziges, treues Kind, die Blume seines Herzens und seiner Hoffnungen, kommen und sagen würde: „Vater, ich will ihn vergessen, der dir so vielen Kummer bereitet hat." Aber Röschens Zunge war ja ebenfalls durch ein Geheimniß gebunden; es hatte dem Vater, dem es sonst Alles anvertraut, nie gesagt, welchen Antheil es an Christians Befreiung habe; und dann — ach Gott! es konnte den, der wohl auch seinetwegen im

fernen Elende ſchmachtete und ſich nach ihm heimſehnte, doch nicht vergeſſen.

So war das Leben in des Untervogts Hauſe ein trübes und kummervolles; aber die ſchwerſten Prüfungen blieben der verhängnißvollen Zukunft anheimgeſtellt.

Die Gerüchte und Prophezeiungen von einem nahen Franzoſenkriege lauteten immer drohender und beſtimmter und gaben der Zwietracht, die unter den Thalbewohnern ausgebrochen, von Tag zu Tag neue Nahrung. Die Patrioten, die vom Thörle in Aarau heimkehrten, erzählten, drinnen in der Stadt ſei ein Ambaſſador, ein reicher, mächtiger Herr von der franzöſiſchen Regierung, der ſage, die Franzoſen wollen blos in's Land kommen, um die gnädigen Herren und faulenzenden Junker zu verjagen, die mit ungerechter Gewalt herrſchten und den armen Bauern den letzten, mühſam erarbeiteten Kreuzer abdrückten. Zehnten und Bodenzins müſſen abgeſchafft werden und das Volk aus freien Stücken diejenigen wählen, von denen es regiert ſein wolle; dann könne es ſelbſt beſtimmen, wie viel Steuern bezahlt werden müſſen. Solches ſei nur gerecht und billig; an manchen Orten ſei's vor Alters ſo geweſen und ſo ſei es noch jetzt in den kleinen Ländern*) drinnen. Ein Narr wäre, wer ſich von den Franzoſen, die's gut meinten, wollte todtſchlagen laſſen für die adeligen Herren, die's ſchon lange ſchlecht gemeint mit dem Volke. Die ſollten die Suppe, die ſie eingebrockt, ſelbſt auseſſen, wenn ſie Luſt hätten. Von

*) So heißen im Volksmunde die Urkantone.

den Aarauern, die beſſer wüßten, was an der Zeit ſei, werde kein Mann ausziehen, und ſo müſſe man's auch halten.

„Ihr ſeid die Narren und Schelme dazu," ſagten dagegen die „Stockeraten", der Untervogt und ſeine Anhänger; „der Obrigkeit, die von Gott eingeſetzt von jeher dagewesen, ſeid ihr den geſchwornen Gehorſam ſchuldig. Die Aarauer, die uns ſonſt mit keinem Schuh angeſehen, ſind Spitzbuben; ſie wollen das Land dem Franzos verkaufen, um ſelbſt die Herren ſpielen zu können; aber man wird ihnen ſchon auf die Haube kommen. Ein Vaterlandsverräther, wer's mit ihnen hält."

Dieſen Streitereien, die ſchon hie und da mit ſehr handgreiflichen Gründen weiter geführt wurden, ward durch ein plötzliches Ereigniß ein Ende gemacht. Am vorletzten Nachmittage des Jänners ging der alte Franzoſenfritz in ſeiner ausgelebten Uniform, die nur bei wichtigen Gelegenheiten angezogen wurde, ſchnellen Schrittes, aber ernſten, bedenklichen Geſichtes von Haus zu Haus und verkündigte mit feierlicher Stimme den Wehrpflichtigen: Macht, daß ihr morgen, punkt 8 Uhr in der Uniform auf dem Bärenplatze ſeid — es geht gegen die Franzoſen.

Bei dieſer Botſchaft wurde Mancher ſtill, der kaum noch mit lautem Eifer behauptet, es ſei Pflicht und Schuldigkeit jedes Ehrenmannes, ohne Furcht und Zagen für die Obrigkeit in den Tod zu gehen, und Manchem wurde mit Einem Male faſt zu Muthe, als könnten die Patrioten doch etwas Recht haben. Dieſe ſelbſt jedoch wagten ebenfalls nicht mehr, laut zu ſprechen, wie ſie's noch geſtern gethan;

ſie waren zu gering an Zahl und zu wenig geneigt, gegen den obrigkeitlichen Befehl, der auf Strafe „an Leib und Gut“ lautete, Widerſtand zu verſuchen. Was helfen mir, ſo dachte Jeder bei ſich, was helfen mir die Verſprechungen des Ambaſſadors in Aarau oder die Franzoſen ſelbſt, ſo lange ſie noch hinter den blauen Bergen ſind? Bis die Meiſter ſind, könnt' ich noch manchmal eingethürmt oder erſchoſſen werden. Klüger iſt's, ich ziehe vorläufig gutwillig mit; ſpäter — nun dann, wird ſich's zeigen.“

So gingen die Männer daran, ihre Waffen in Ordnung zu ſtellen, und die Frauen und Töchter liefen jammernd und klagend zuſammen, um durch gegenſeitige Erzählung ihrer Befürchtungen ſich ſo bange zu machen, als wäre der jüngſte Tag vor der Thüre. Dieſe Nacht iſt über manches ſchöne Auge kein Schlaf gekommen und die Thränen wären nicht zu zählen, die offen und heimlich geweint worden. —

Mit Tagesanbruch rückte das Fähnlein aus den obern Thalgemeinden heran. Noch einmal wurde auf dem Bärenplatze von den Lieben Abſchied genommen und dann marſchirte der ganze Zug ohne Sang und Klang, ſtill wie ein Leichengeleit zum Dorfe hinaus, die Straße nach Suhr hinunter. Für manchen Mitziehenden freilich war's auch das Leichengeleit. — —

Eine Stunde ſpäter fuhr der alte Martin mit dem Untervogte auf einem Bernerwägelchen ebenfalls das Dorf hinunter. Der Untervogt, der jetzt faſt zu ſeinem Leidweſen nicht mehr wehrpflichtig war, wollte erkunden, ob die Fran-

zosen schon im Lande seien und wohin und wie weit die Soldaten marschiren müßten.

Den Daheimgebliebenen war es, als sei die ganze Welt ausgestorben. Ueberall fehlte ein Gatte, ein Vater, und manches Schwesterherz vergaß im Abschiedsschmerze über einen Andern beinahe, daß der Bruder ebenfalls fortgezogen. — —

Auch in des Untervogts Hause war's still und öde. Die Mägde standen auf der Straße und in den Nachbarshäusern herum, Angst und Bangigkeit vermehrend, wo sie trösten wollten; dafür ließen sie sich Gleiches mit Gleichem vergelten, so daß sie Arbeit und Essen vergaßen. Röschen saß beinahe den ganzen Tag einsam in der Stube an seinem Spinnrade; freilich blieb die Spindel manchmal stocken und in tiefes Sinnen verloren beugte sich das bleiche Gesicht auf die Brust nieder, während die Hände unbeschäftigt auf dem Schooße gefaltet lagen. Aber doch — sonderbar! mitten unter dem neuen allgemeinen Jammer fühlte es sich ermuthigt und stärker, sein eigenes Leid zu tragen, da es wußte, daß hundert Andere ebenfalls litten. So ist einmal das menschliche Herz und wenn's auch das beste wäre, ein eigensüchtig Wesen. Der Bettler erträgt seinen Hunger leichter neben dem hungernden Mitgenossen als im Anblicke des prassenden Ueberflusses.

Nichtsdestoweniger harrte Röschen mit banger Sehnsucht der Rückkehr des Vaters und Martins entgegen. Es war so unheimlich in dem großen, menschenleeren Hause. Der Wind trieb feuchtes Schneegestöber gegen die Fenster und strich mit so klagenden Tönen durch den leeren Haus-

gang, als ob er ängſtlich nach Jemand riefe, Jemand ſuche, den er nicht finden konnte. So kam's Räschen vor und manchmal ſchrak es heftig zuſammen, wenn ein dumpfer Stoß an den Giebel des Hauſes fuhr — es glaubte jedesmal den Widerhall eines fernen Kanonenſchuſſes zu hören. Endlich, als es bereits zu dunkeln anfing, ließ ſich eine der Mägde herbei, von Angſt und der Wichtigkeit ihrer Nachrichten nach Hauſe getrieben. „O du himmliſche Güte," fing ſie ſchon unter der Thüre an, „o du ewige Barmherzigkeit, warum hab' ich unnützes Geſchöpf nicht ſterben können, bevor ich ſolchen Jammer erleben mußte! Denke dir, Roſele, drunten bei Suhr ſind ſo viel Soldaten beiſammen als auf dem Felde bis nach Aarau hinein Platz haben, ſoviel als Sandkörner am Meere; und jeder hat Pulver bekommen und Kugeln dazu, die ſie nach Aarau hineinſchießen ſollen. Gewiß und wahrhaftig, der Franzoſenfritz hat's geſagt; der Himmel weiß, wie viele jetzt ſchon todt ſind, wenn die Kugeln alle treffen ſollen — o Jammer und Elend! Die Aarauer haben mitten in der Stadt, gerade vor dem Rathhauſe, eine große Tanne aufgerichtet — einen Freiheitsbaum nennen ſie's — o die verblendeten Thoren, die der Herr mit Finſterniß geſchlagen! — Oben auf dem Baum haben ſie eine alte Nachtkappe, eine rothe Zipfelkappe gehängt, die den Teufel — Gott verzeih's — vorſtellen ſoll, und dem zu Ehren um die Tanne herumgetanzt, Herren und Frauen durcheinander, wie die Heren an Frohnfaſten auf dem Kreuzwege. Ach, und jetzt wird die Strafe des Himmels über ſie kommen und die Stadt ſoll ausgerottet werden mit Kind und Kindskindern. Die armen,

unſchuldigen Würmlein! An allen vier Ecken ſoll ſie angezündet werden! Heiliger Gott, wie manches gute Bißlein wird da verbrennen, an dem ſich Unſereins erlaben könnte. Du himmliſcher Troſt! Aber die Thore haben ſie geſchloſſen und wollen mit einer Kanone herausſchießen gegen unſere Soldatenleut', Kugeln ſo groß wie ein Tennsthor, ſagt der Franzoſenfritz. Wenn nur der Meiſter und Martin nicht zu nahe kommen; aber gewiß, den Martin wird's treffen, er iſt immer ein Waghals geweſen. Drum hat mir's geträumt die letzte Nacht — er war ſchön aufgeputzt im Sonntagsſtaat mit dem ſcharlachenen Leible und dem Wamſe mit den großen Stahlknöpfen; er that ſo freundlich und wollte mich durchaus zur Frau haben. O gewiß! das iſt ein ſicheres Todeszeichen. Ich arme, unglückſelige Kreatur!"

Dieſer ſchreckliche Gedanke übernahm die Hiobsbotſchafterin ſo ſehr, daß ſie ſich erſchöpft auf die Ofenbank ſetzte und ihr Geſicht laut klagend und jammernd mit der Schürze verbarg. Röschen, das trotz ſeiner eigenen Bekümmerniß über die Alte lächeln mußte, würde mit ſeinem Troſte wenig ausgerichtet haben, wenn nicht im nämlichen Augenblicke ein Wägelchen an das Haus herangerollt wäre. Es war Martin, um deſſen Tod bereits ſo bittere Thränen floſſen.

Der Angekommene ſchien ſich wenig um die ihm gewidmete Theilnahme kümmern zu wollen. Finſtern Geſichtes trat er in die Stube und ohne deren Bewohner zu grüßen, ſagte er barſch zu der Alten: „Mach dich in die Küche, Käther; ich habe Hunger — ein Hundewetter, das." Die neugierigen und klagenden Proteſtationen gegen eine ſo rauhe

und raſche Verabſchiedung wollten Nichts verfangen. „Hörſt du nicht, altes Plappermaul, daß ich Hunger habe?“ ſchrie Martin: „was ſcherſt du dich zum Kukuk um Krieg und Welthändel — marſch!“ — Mit dieſen Worten ſchob er die ſich beleidigt fühlende und ſich ſträubende Alte ziemlich unſanft zur Thüre hinaus und verriegelte dieſelbe.

„Aber um Gotteswillen, Martin, wo haſt du den Vater?“ fragte das ängſtliche Röschen.

„Wo ich den Vater habe?“ erwiderte der Knecht bedächtig, den Regenmantel an die Wand hängend, „den hab' ich nicht bei mir, er iſt noch drunten bei Suhr.“

„Aber was thut er dort, warum iſt er nicht mit dir heimgekommen?“ drängte Röschen, immer ängſtlicher werdend, „warum haſt du ihn zurückgelaſſen?“

„Na, na, nur nicht ſo laut,“ bedeutete Martin, „die da draußen braucht's nicht zu hören; 's iſt für dich allein, was ich weiß — du verſtehſt mich.“

„Nein,“ ſagte Röschen bang und leiſe, „nein, ich verſteh' dich nicht; aber ſag's nur — 's wird wohl Nichts Gutes ſein.“

„Je nachdem's ausfällt, ich fürcht' ſelbſt, 's wird Nichts Gutes draus; aber hör' nur. Drunten bei Suhr und Buchs ſind heut' wohl an die dreitauſend Mann zuſammengekommen und die ſollen, bevor's gegen die Franzoſen geht, über die Aarauer her, die den Gehorſam gegen die gnädigen Herren verweigern und nicht mitziehen wollen. Der Major kommandirt auch bei den Truppen und hat geſchworen, das

Patriotenneſt müſſe zuſammengeſchoſſen werden, daß kein Stein auf dem andern bleibe."

„Aber um's Himmelswillen, was hat denn der Vater dabei zu thun?"

„Ja das will ich dir eben ſagen," fuhr Martin fort, „das will ich dir eben ſagen, d. h. ich weiß es ſelbſt nicht recht. Siehſt du, die Aarauer hoffen, der Franzos werde ihnen bald zu Hülf' kommen und bis dahin hätten ſie Pulver und Blei genug, um Jedem das Licht auszublaſen, der ohne ihre Erlaubniß zum Thor hinein möchte — meinen ſie. Du weißt, es ſind kecke Leute, die Aarauer Patrioten."

„Martin," ſagte Röschen aufſtehend, „du haſt mir noch etwas Anderes zu ſagen; das Verſtellen ſteht dir ſchlecht an — dem Vater iſt ein Unglück begegnet."

„Nein doch — Blitz noch einmal," fuhr der Alte heraus, „ich glaube blos — Chriſtian iſt drinnen bei den Aarauern."

„Chriſtian!" rief Röschen, „Chriſtian, ſagſt du?"

„So ſchrei doch nicht ſo," flüſterte Martin, das Mädchen auf den Stuhl niederziehend, „ich weiß es ja nicht genau — hör' nur, wie's gegangen iſt. Als wir heut' nach Suhr hinunterkamen, merkt' ich zeitig, daß der Meiſter und der Major etwas Apartes zuſammen hatten. Bald kam auch der Judenbub und flüſterte dem Major Etwas in's Ohr. Der Judenbub, mußt du wiſſen, iſt der Kerl, der Spitzbub, der Spion, den der Chriſtian an jenem Abend drunten im Bären ſo wacker auf den Rücken gelegt hat. Halt, dacht' ich, da kannſt du Etwas erfahren und ſchmutzig

wirſt du auch nicht, wenn du ſchon mit einem Schelmen ein Glas trinkſt. Ich lockt' ihn in's „Kreuz“ hinein und that nicht knickerig. Da ſagt' er denn, wie ich's Geſpräch ſo drauf bringe, der Ebnat-Bauer ſei ſeit zwei Tagen in Aarau und woll' den Patrioten die Stadt vertheidigen helfen; diesmal werde ihm der Major die Zeche heimzahlen und der Untervogt wolle auch dabei ſein, oder müſſe vielmehr, gern oder ungern. Jetzt wußt' ich genug; aber es ließ mir keine Ruhe. Ich lief hinauf in den Gönhart, hinüber bis an den Binzenhof und dann durch's Feld hinein Aarau zu. Drinnen am Bache ſtand ein Poſten — denke dir, 's war der Thörlewirth mit noch einigen Andern, der mir fröhlich entgegenrief: „Hätteſt den Umweg nicht zu machen brauchen, ehrlicher Sünder,“ ſagte er, „wir beißen Keinen, ſo lange uns der Krieg nicht angekündigt iſt, und wie Banditen werden ſie uns doch nicht überfallen wollen; übrigens wart' nur noch einen Augenblick — er wird bald kommen. Und er kam auch — der Chriſtian nämlich. Ja, ja, du brauchſt das Geſicht nicht zu verdecken; ich ſchämte mich auch nicht, ich alter Knabe; die Thränen ſind mir über die Backen gelaufen wie einem Kinde, als er mir die Hand gab. Faſt hätt' ich ihn nicht mehr gekannt, ſo hat er ſich verändert, bleich iſt er und der Kummer ſieht ihm aus den Augen; aber dabei feſt und gradauf, wie eine junge Tanne. Er läßt dich vielhunderttauſend Mal grüßen — ich hab' es wohl gemerkt, er zitterte, als er das ſagte und zum Zeichen, daß ich ihn geſehen, hat er mir dies da gegeben, er woll' es bald ſelbſt wieder von dir holen, wenn du's ihm dann laſſen wollteſt.

Bei dieſen Worten zog Martin Röschens kleinen grünſeidenen Geldbeutel mit dem Silberſchlöſschen aus der Tasche, den Chriſtian vor ſeiner Flucht von Meiſter Siebenmann empfangen hatte.

Erſt jetzt kam über das arme Mädchen das volle, unausſprechlich bange Gefühl des gänzlichen Verlaſſenſeins; es war ihm wie dem Schiffbrüchigen, dem im weiten, uferloſen Meere der Wellenſchlag die letzte Planke zwiſchen den müden Händen zuſammenbricht. Hatte es auch lange ſchon ſein Leid allein getragen und Gott allein ſeine Klage anvertraut, ſo war der Vater doch immer noch da, an deſſen Herzen das Kind in der größten Noth die letzte Zuflucht, an deſſen Liebe es die letzte Stütze finden konnte. Röschen erfuhr, was die meiſten Menſchen zu ihrem Unglücke zu ſpät erfahren; erſt wenn ſie ein Gut verloren, lernen ſie den Werth deſſelben vollſtändig ſchätzen; erſt am Grabe, in das der Todte gelegt wird, empfindet manchmal der Zurückbleibende in vollem Maaße, was ihm der Lebende geweſen. Als es in ſpäter Nacht vor ſeinem Bette niederkniete, wußte das arme Herz nicht, für wen es inniger den Schutz des Himmels anrufen ſollte, für Chriſtian oder den Vater, die ſich in dieſem Augenblicke als Todfeinde gegenüberſtanden.

Nach bangdurchwachter Nacht konnte Röschen auch am Tage keine Ruhe finden. Eine beſtimmte Ahnung ſagte ihm, daß das Maaß ſeiner Leiden noch nicht voll, daß jeder nächſte Augenblick ein neues Unglück bringen müſſe. Schweigend vor ſich hinſchauend, ſaß es in der Stube und blickte nur bang und erſchrocken nach der Thüre auf, wenn

ſich im Gange ein Tritt hören ließ — jeder Kommende konnte doch nur eine Trauerbotſchaft bringen.

„Ich vermag's nicht mehr länger zu tragen," ſagte Röschen am Nachmittag zu Martin; „aber gehen kann ich auch nicht ſo weit — 's iſt mir, als wären all' meine Glieder mit Blei ausgegoſſen — du mußt mich hinunterführen, ich will den Vater holen."

„Ich thät's nicht," rieth der Alte bedächtig: „du weißt ja, wie er iſt, und 's wird Nichts nützen; aber wenn's dir zu eng iſt daheim, ſo könnteſt du einmal hinauf in's Ebnat — der alten Frau den Gruß überbringen."

Röschen erröthete über ſich ſelbſt bei dieſer Mahnung. So oft es auch an Chriſtians Mutter gedacht und wie viel es auch mit ihr gelitten, ſo hatte es die arme Frau doch noch nie aufgeſucht, aus Scheu vor dem Vater vielleicht, oder noch mehr von dem Gefühle abgehalten, daß es doch nicht zu tröſten vermöge. Jetzt machte es ſich mit Martins Botſchaft auf den Weg nach dem einſamen Berghofe.

Als der Abend mit Wind und Schneegeſtöber herankam, kehrte Röschen mit rothgeweinten Augen und vermehrtem Herzeleid nach dem Dorfe zurück. Chriſtians Mutter hatte ſich in ihrem Schmerze nicht enthalten können, den Untervogt als Urheber des Jammers anzuklagen, der ihre grauen Haare mit raſchen Schritten dem Grabe entgegenführte.

So vergingen vier bange, kummervolle Tage; jede Stunde brachte ein neues Gerücht, das die Angſt des Dorfes vermehren mußte. Manches alte Mütterlein, das ſonſt nur noch an einem warmen Sommertage mit kurzem Athem

auf den nächsten Acker hinausgestöpselt, packte jetzt am frühen Morgen ein Bündelein von dem Besten, was Küche und Keller vermochte, um es dem Sohne oder Tochtermann, der drunten bei Suhr oder Buchs lag, zu bringen, und kehrte am späten Abend mit der Schreckenskunde heim, daß in nächster Nacht der Kampf beginnen werde. Der Untervogt hatte sagen lassen, Röschen solle seinetwegen unbekümmert zu Hause bleiben, da er selbst jeden Augenblick zurückkehren könne.

Und er kam auch, der eifrige, unglückliche Mann. Gegen Abend des vierten Hornung hieß es auf einmal, die Aarauer haben übergeben und die Truppen seien ohne einen Schuß zu thun in die Stadt eingezogen; der Freiheitsbaum sei umgehauen und der rothe Wein werde den Soldaten in großen Standen vor die Häuser gestellt; die Patrioten müßten froh sein, herzugeben, was sonst im geheimsten Schrank und Kasten verborgen gewesen — wenn man sie damit nur laufen lasse. Viele Soldaten ziehen singend und jauchzend mit einem Weißbrod in der Hand und einem mächtigen Stück Braten am Bajonnet in den Straßen herum.

Diese Nachricht, die bei Manchem eine muthige Kriegslust erweckte, der bisher gezagt hatte, und manche Seele von schwerer Betrübniß befreite, war wenig geeignet, dem bekümmerten Röschen Trost zu bringen. Es dachte nun kaum mehr an den Vater, der jetzt ungefährdet heimkommen konnte; aber Christian — — du armes, unglückliches Herz! jetzt wurden alle Ahnungen und Träume zur Wahrheit, die dich so lange gedrückt und aus dem Schlafe aufge-

ſchreckt, und Alles, was du gewagt und gelitten, war vergeblich gelitten. —

Es ſaß noch ſpät in der Nacht in der Stube an dem runden Tiſche, das Geſicht in die hohlen Hände geſtützt, zwiſchen denen hie und da eine langſame Thräne herabträufelte. Das tief herabgebrannte Licht flackerte mit unſicherm Scheine und die unheimliche Stille wurde nur manchmal durch einen ſchweren Seufzer Martins unterbrochen, der ſchon ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, hinter dem Ofen kauerte. Er ſaß vom Lichte abgewendet, um Röschen nicht anſehen zu müſſen, und zog in langen Zwiſchenräumen mächtig an ſeiner Stummelpfeife, ohne zu bemerken, daß dieſelbe ſchon mehr als eine Stunde ausgebrannt war.

Endlich — es ging bereits auf Mitternacht — rollte die Straße herauf langſam ein Fuhrwerk gegen das Haus heran. „Das wird der Meiſter ſein," ſagte Martin, indem er aufſtand und die Laterne von der Wand herunterlangte; „wenn er nur gute Nachricht bringt." — „Ja, er iſt's," ſagte Röschen, das an's Fenſter getreten war, mit leiſer, banger Stimme, „und noch viele Andere mit ihm. Geh' hinunter, ich will vorerſt in die Küche, um Feuer zu machen. Er nahm die Lampe und ging ſchwankenden Schrittes hinaus. — „Arme Roſel," murmelte der Alte, die Laterne anzündend, „dir preſſirt's nicht, Neuigkeiten zu erfahren; mir auch nicht, und doch wollt' ich, ich wüßt' ſie ſchon. Am Ende haben ſie den Chriſtian mitgebracht, wenn's ihrer Viele ſind. Halt, wer ruft da — Teufel, der Major — ich komm', ich komme."

Röschen hatte in der Küche die rufende Stimme ebenfalls gehört und erkannt. Es bebte zusammen und setzte sich zitternd auf den Heerd nieder. Eine unaussprechliche Angst verwirrte seine Gedanken und wie im Traume starrte es regungslos in das aufflackernde Feuer, an dessen Scheine die Thränen, die an seinen dunkeln Wimpern hingen, wie blitzende Thautropfen widerleuchteten. Kaum hörte es, daß viele ungleiche und schwere Tritte, als würde Jemand gewaltsam geführt oder eine Last getragen, durch den Gang nach der Stube gingen; es blieb unbeweglich in das Feuer schauend sitzen, bis sich eine Hand auf seine Schulter legte.

„Du sollst hereinkommen, Rosele," sagte Martin mit weicher, trauriger Stimme, „es sind Leute drinnen; aber erschrick nicht — der Major ist da — es ist ein Unglück passirt." —

„Ja, ja," erwiderte Röschen, hastig aufstehend, „ich weiß schon, sie haben ihn mitgebracht — ich komme — ich komme." Rasch ergriff es die Lampe und eilte durch den Gang der Stube zu, ohne deutlich zu wissen, was es that oder auf Martin zu achten, der es mit einer bittenden Miene zurückhalten wollte. „Oh," seufzte der Alte, in die Küche zurücktretend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, „das können meine Augen nicht mit ansehen. Ach, daß der brave, unglückselige Christian das thun mußte, — wie er so mit dem alten Manne, dem Vater seines lieben Rosele umgehen konnte — das wird dem armen, armen Kinde vollends das Herz brechen." Er lehnte den Kopf vorwärtsgebeugt gegen die Mauer und ließ den Thränen freien

Lauf, die unter lautem Schluchzen über seine wetterharten Wangen rollten. —

Als Röschen in die Stube trat, ließ es vor Entsetzen und Schmerz lautaufschreiend die Lampe auf den Boden fallen. Neben dem Major standen im Kreise herum ernst und schweigend, mit entblößtem Haupte eine Anzahl bekannter und fremder Männer, zwischen denen eine mit Betten bedeckte Bahre stand. Auf derselben lag, vom trüben Scheine der Laterne beleuchtet, regungslos mit todtbleichem Gesichte und halbgeschlossenen Augen, die Stirn mit einem blutigen Tuche umwunden — Röschens Vater, der alte Untervogt. —

Die Nachricht von dem traurigen Vorfalle durchlief noch die Nacht und in der ersten Morgenfrühe mit Blitzesschnelle das Dorf von Haus zu Haus bis in die entlegenste Berghütte. Mit welcherlei Zusätzen und Ausschmückungen ist leicht denkbar. Der Tag dämmerte kaum in's Thal herab, als schon eine dichte Menge vor Röschens Hause versammelt war, Männer und Weiber, Groß und Klein, die wissen wollten, was der Untervogt mache und ob er davon komme; auch die, welche ihm sonst gram waren, fühlten ein inniges Mitleiden, wenigstens Röschens und Christians wegen. Er sei noch immer „verirret", der Untervogt, theilte Martin den theilnehmenden und neugierigen Fragern mit, und der Doktor habe befohlen, man dürfe Niemand zu ihm lassen. Die letzte Nacht — ja, da haben sie anfänglich geglaubt, er sei gestorben; es sei aber gottlob blos die Schwäche gewesen vom Blutverlust und dann vom Fahren, habe der Doktor gesagt. Freilich, der Hieb über den ganzen

Kopf weg sei erschrecklich anzusehen und er glaube einmal nicht, daß das der Christian gethan habe — die Leute könnten sagen was sie wollten.

Das thaten nun die Leute freilich und, wie Martin wohl wußte, mit gutem Grunde. Die Soldaten, die den Verwundeten von Aarau herbegleitet hatten, erzählten die Geschichte zu deutlich und glaubwürdig. Der Untervogt, berichteten sie, sei allen Andern voraus in das Haus des Meister Siebenmann gegangen, nur von dem Judenbuben begleitet; kein Mensch sei in der Stube gewesen als das junge Frauele, das die Eindringenden unter der Thüre mit dem kleinen Büblein auf dem Arme erwartet habe. Wo ist dein Mann und der Christian — die beiden Spitzbuben? fragte der Untervogt wild. — Mein Mann ist kein Spitzbube, habe das Frauele keck geantwortet, und von einem Andern weiß ich Nichts — vielleicht daß Ihr einen Spitzbuben besser kennt. Auf das sei der Judenbub wüthend geworden, habe seine Pistole in die Höhe gehalten und geschrie'n: Wart' du Hexe, ich will dir's zeigen; wenn du nicht sogleich sagst, wo die beiden Verräther versteckt sind, schieß ich deinem Buben da die Kugel durch den Leib. Die junge Meisterin sei darüber so heftig erschrocken, daß sie rückwärts weichend über einen Stuhl gefallen und das arme Kind dabei ein Aermlein gebrochen habe. Im ersten Schrekken und in der Todesangst jammerte sie: Barmherziger Gott, thut dem Kinde Nichts zu leid; mein Mann und der Christian sind in's Baselland geflohen — vor kaum fünf Minuten. Der Untervogt und der Judenbube ließen die Frau, die bei'm Falle ihren Kopf blutig an eine scharfe

Stuhllehne geſchlagen, liegen und eilten über die Aare den Flüchtigen nach, dem Hungerberge zu. —

Nach einer Stunde ungefähr, als es bereits dunkel geworden, kam der Judenbub allein nach der Stadt zurück. Draußen vor dem Walde, erzählte er, da wo der Fußweg rechts nach der Schafmatt hinüberlenke, haben ſie die Fliehenden eingeholt und er ſelbſt den Thörlewirth mit einer Kugel getroffen, daß derſelbe gewankt und dann zu Boden geſtürzt ſei. Der Ebnat-Bauer habe den Gefallenen auf die Schulter geladen und ſei ſo raſch mit ihm den ſteinigen Weg hinabgeflohen, als ob er eine Feder trüge. Nach vergeblichem Haltrufen habe auch der Untervogt geſchoſſen. Die Kugel müſſe nahe vorbeigepfiffen haben, denn Chriſtian habe den Thörlewirth plötzlich niedergeſetzt und ſei wie ein Raſender gegen die Verfolger zurückgerannt. Ihn ſelbſt habe er an der Bruſt gefaßt und zu Boden geworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Was im nächſten Augenblick vorgefallen, konnte er nicht ſagen. Als er ſich wieder erholt, lag der Untervogt einige Schritte abwärts beſinnungslos in ſeinem Blute. Ohne ſich weiter um den Verwundeten zu bekümmern, floh ſein feiger Begleiter nach der Stadt zurück, um von dem Geſchehenen Anzeige zu machen.

Als der Major mit vielen Andern hinauskam, lag der Untervogt immer noch bewußtlos an der nämlichen Stelle; aber ſorgfältig war er mit dem Rücken gegen ein Bord gelehnt und der Kopf mit einem Halstuche verbunden. Um ihn vor der Kälte zu ſchützen, war ein weiter Winterrock über ihn ausgebreitet, der ſogleich für denjenigen erkannt

wurde, den Chriſtian die letzten Tage getragen hatte. Die dünne Schneelage war ringsum aufgeſtampft, zum deutlichen Zeugniſſe, daß ein hartnäckiges Ringen ſtattgefunden; aber von den Flüchtigen war keine Spur mehr zu entdecken, außer einigen Blutstropfen, die am Wege nach der Schafmatt hie und da den Schnee rötheten. —

Dieſe Dinge wurden im Dorfe mit verſchiedenen Gefühlen erzählt und angehört. Wohl am bedenklichſten ſchüttelte der alte Franzoſenfritz ſein graues Haupt. „Eines," ſagte er, „will mir am wenigſten gefallen; müßte der Untervogt ſterben — Gott verhüt's, und doch wer weiß, ob es nicht ein Glück für ihn wäre. Ich ſah manchmal nach einem Scharmützel viel Hundert jüngere Leute, als er iſt, neben einander liegen — bah, es war ihnen wohl und ſie hatten ausgeſtritten; aber daß der Untervogt mit ſchuld iſt an dem Unglücke des armen Büblein da drinnen in der Stadt, — dieſe Sünde möchte ich nicht auf meinem Gewiſſen haben. Wir hatten in Frankreich beim Regimente einen Sergeanten, einen braven Graukopf, der wohl an die vierzig Jahre die Muskete getragen. Buriche, ſagte der allemal, wenn's zum Treffen ginge, haut meinetwegen zuſammen, was eine Feder am Hute trägt; aber die Weiber und unſchuldigen Kleinen laßt mir in Ruhe; es ſtraft ſich immer, am eigenen Weib und Kind, ſo oder ſo. Der Mann wußte, warum er das ſagte, und ich hab' es ſelbſt an einem Kameraden erfahren. Er war ein harter, wilder Geſell und warf einmal drunten in den Niederlanden im Jähzorn ein Kind in's Waſſer. Nach Jahren, als er das Kriegshandwerk abgelegt, heirathete er ein braves Weib und

hatte ein herziges Büblein. Vielleicht dachte er manchmal an die Geſchichte, aber mochte glauben, es ſei längſt Gras darüber gewachſen. Gleichviel — ſein Büblein ſpielte einmal am tiefen Sodbrunnen und fiel hinein. Nachdem es begraben war, zeigte ſich's, daß die alte Geſchichte nicht vergeſſen war; das Weib erfuhr davon und wurde halb wahnſinnig, oder ganz, ſagten die Leute. — — Mich dauert am meiſten das gute Röschen, Gott mög' es tröſten." —

Röschen wußte Wenig von dem, was ſich die Leute erzählten und gar Nichts von der prophetiſchen Befürchtung des alten Franzoſenfritz; aber ohne den Troſtſpender, den er ihm gewünſcht, hätte es ſeinen Jammer kaum zu tragen vermocht. Es ſaß unbeweglich am Bette des Vaters und horchte mit Entſetzen auf die Worte und Verwünſchungen, durch die der Kranke im Fieberwahne die geheimſten Gedanken verrieth, die er ſchon ſo lange unter Qual und Schmerz im Herzen verborgen gehalten. Bald bat er leiſe mit gebrochener Stimme, Röschen ſolle von Chriſtian laſſen und den Verruchten vergeſſen, wenn es nicht ſeinen guten, treuen Vater mit Gram unter den Boden bringen wolle; bald fuhr er im Grimme auf und forderte den Gegner zum Kampfe heraus, der ihn um ſein und ſeines Kindes Glück gebracht habe. „Ja," raunte er wieder unheimlich, von der gewaltſamen Aufregung ermattet, „ja — wenn er todt wäre, der Vaterlandsverräther, dann wär' ich glücklich — Röschen, mein Kind, wär' wieder mein, ich ſein Vater und die Schmach unſerm Hauſe abgenommen — aber ſiehſt — ſiehſt — unter dem Hag dort läuft er

— Schelm du, — haſt gefehlt — halt, halt.“ — Die letzten Ausrufe erſtarben gewöhnlich in einem kurzen unruhigen Schlummer, der, immer häufiger wiederkehrend, von Mittag an ſich mit einem feſten, langdauernden Schlafe endigte. —

„Jetzt iſt's gewonnen,“ ſagte der Doktor, nachdem er den Schlafenden eine Weile ſorgfältig beobachtet, „die größte Gefahr iſt vorüber, Röschen, Ihr dürft ruhig ſein und ich kann gehen: aber ſorgt mir recht dafür, daß der Vater nicht über irgend Etwas erzürnt oder aufgebracht wird, wenn er erwacht; thut ihm ſeinen Willen, das iſt vorläufig die beſte Arznei.“ —

Der Kranke ſchlief an Einem fort bis tief in die Nacht hinein. Draußen auf der Straße war's ſchon lange ſtill geworden; ein bleicher Mondſchein lag über dem ſchlummernden Dorfe und den ſchneebedeckten Anhöhen, die über daſſelbe hereinſchauten. Röschen ſaß noch immer am Bette des Vaters, das Paradiesgärtlein in der Hand; es betete leiſe die Gebete für Kranke und Sterbende und fand allmälig in dem Gedanken an Tod und Jenſeits, in der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdiſchen eine ruhige Ergebung, die ſein Herz mit geduldiger Kraft erfüllte, die Laſt zu tragen, die ihm von höherer Hand zu tragen verordnet war. „Laß mich nicht zur Waiſe werden in dieſer ſchweren Zeit, Herr,“ flehte es, die Hände gefalten neben dem Krankenbette niederkniend: „doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“

Die letzten Worte hatte es in tiefer Inbrunſt verloren mit lauter, andächtiger Stimme ausgeſprochen. Da fing

der Schlafende an ſich zu regen und legte mit einem ſchweren Seufzer die Hand auf die Stirne. Röschen beugte ſich über ihn herein; er hatte die Augen geöffnet und ſchaute mit verwunderten Blicken in der Stube herum. „Wo bin ich?“ fragte er endlich mit matter Stimme, „biſt du da, Röschen?“ — „Du biſt bei deinem Röschen,“ ſagte es, den bleichen Mund des Kranken küſſend, hocherfreut, daß die ſchreckliche Verwirrung der Sinne gewichen war, „und ſieh', da kommt Martin, kennſt du ihn nicht?“ — „Ja freilich, warum ſollt' ich ihn nicht kennen,“ erwiderte der Vater dem Alten, der lautſchluchzend herantrat, die Hand entgegenſtreckend; „aber — — o ich armer Mann“ — die Augen ſchloſſen ſich wieder und die Hand ſank matt auf die Bettdecke nieder.

So lag er wieder ſtill über eine Stunde lang, ohne ein Wort zu ſprechen oder aufzublicken; nur fuhr er manchmal mit der Hand über das Geſicht, wie Einer, der ſich mühſam auf Vergangenes beſinnt oder mit einem ſchweren Vorſatze ringt. „Ich traue immer noch nicht recht,“ flüſterte endlich Martin zu Röschen, das tödtliche Schweigen unterbrechend, „wenn nur das Scheiden zwiſchen Nacht und Tag vorbei wäre — das iſt eine böſe Stunde!“ — „Du haſt Recht, Martin,“ ſagte der Untervogt, die Augen aufſchlagend, „ich weiß nicht, ob ich den Morgen noch erleben oder die Sonne in einer andern Welt werde aufgehen ſehen; aber ich habe noch Etwas auf dem Herzen — ſo könnt' ich nicht ſterben.“ Er ſchwieg eine Weile, als müßte er neue Kräfte ſammeln. „Komm, Röschen,“ fuhr er dann mit matter, bittender Stimme fort, „komm, gieb mir die Hand,

Kind. Siehst du, vielleicht werde ich bald vor deiner Mutter stehen und ihr Rede geben müssen, wie ich für dich gesorgt habe; aber ich könnt' ihr nicht froh entgegentreten, wenn du mir nicht vorher versprichst, daß du von Christian lassen und ihn vergessen wolltest. Versprich mir's, Kind, daß ich freudig aus der Welt gehe." — „O denkt nicht an's Sterben, Vater," schluchzte Röschen, neben dem Bette niederkniend und die Hand des Kranken mit Thränen benetzend, „laßt mich nicht allein zurück in diesem Jammerthal; ich will ja von ihm lassen, Vater; und ach Gott! der Himmel wird mir auch Kraft geben, ihn vergessen zu können." — „Dann sei der Segen des Herrn mit dir," sagte der Kranke, sich erschöpft in die Kissen zurücklegend, „und ihm wollen wir unsere Wege anvertrauen."

IV.

Seit der schweren Nacht, in der Röschen durch sein dem todtkranken Vater gegebenes Versprechen auf seine schönsten Hoffnungen, auf jedes Erdenglück verzichtet hatte, war über ein Jahr vergangen — trübe, verhängnißvolle Tage, wie sie unser Vaterland zuvor nie gesehen. Dieser und jener Bekannte aus dem Dorfe und dem ganzen Thale, der kecken Muthes in's Feld gezogen, war nimmer heimgekommen; er lag im Schaluner-Walde, oder auf dem Felde bei Fraubrunnen, oder hatte sein letztes Ziel im Grauholze gefunden. Mancher, der früher stark und gewaltig gewesen, war flüchtig und verbannt; auch der Major mußte jetzt das bittere Brod der Fremde essen. Er sei draußen im Schwa-

benlande, hieß es, beim Oberſt Roverea, der in kaiſerlichem Sold ein Schweizerregiment gegen die Franzoſen führe. Dagegen waren Andere mächtig geworden, die bisher ihre Zeiten der Noth erlebt. An der Spitze der erſten Schwadron franzöſiſcher Huſaren, die einige Tage nach dem blutigen fünften März*) in's Dorf hereinſprengten, ritt neben dem Kapitän der Ebnat-Chriſtian. Mit lautem Jubel wurde er von den Patrioten empfangen und auch die Andern freuten ſich, in der Hoffnung, in ihm einen Beſchützer vor den Gewaltthätigkeiten der fremden Soldaten zu finden. Wenige Stunden nach ſeiner Ankunft wurde den in's Gemeindehaus zuſammenberufenen Bürgern angezeigt, daß Chriſtian der Statthalter der neuen Regierung ſei und der alte Untervogt nun Nichts mehr zu befehlen habe. Und dieſer ſelbſt — der Tod war an ihm vorbeigegangen; aber zu der frühern, friſchen Lebenskraft vermochte er nicht mehr aufzukeimen. Der ehemals breitſchultrige Mann ging langſam und hüſtelnd einher, oder ſaß ſtundenlang in finſteres Sinnen verloren an der Sonne, wie ein lebensſatter Greis, der ſich an der erquickenden Wärme des Frühlings erlabt. Er ſchien ſich wenig um das zu bekümmern, was um ihn vorging und ſich umgeſtaltete, und Nichts weiter mehr zu verlangen, als daß Röschen nie von ſeiner Seite wich. —

Wie die meiſten und ſchönſten Hoffnungen der Patrioten unerfüllt blieben oder ſich erſt nach langen, wirrſalvollen

*) Tag der Gefechte bei Fraubrunnen und Grauholz, die der Uebergabe Berns vorausgingen.

Jahren verwirklichten, ſteht in den Büchern der Geſchichte verzeichnet; wie manche Unthat des fremden Kriegsvolkes von dem ſchwachen Geſetze ungerächt blieb, lebt nach mehr als einem halben Jahrhundert noch im Gedächtniſſe derer fort, die damals Kinder waren; aber in dem allgemeinen Wechſel der Dinge war ſich doch Eines gleichgeblieben — die ſtille Liebe Röschens zu Chriſtian, die es trotz aller Vorſätze und Kämpfe nicht aus ſeinem Herzen zu bannen vermochte. Kein Menſch wußte, wie tiefglühend dieſer Funke der Liebe unter der kalten äußern Hülle fortglimmte. Röschen ſprach ſelten und dann ſcheinbar ruhig und gleichgültig von dem jungen Statthalter, und wenn es ihm auf der Straße begegnete, ging es mit einem beſcheidenen Gruße vorbei, als ob ihm der jetzt ernſte, faſt finſtere Mann nie einen ſchnellern Herzſchlag verurſacht hätte. Man ſagt ſonſt, die Liebe habe ſcharfe Augen; aber ſelbſt Chriſtian hatte keine Ahnung mehr von dem, was in der Bruſt des armen Mädchens für ihn fortlebte. Freilich ſah er ja nicht, wie über Röschens bleiches Geſicht eine feine Röthe glitt, wenn es ihn unbeobachtet betrachten konnte, wie ſein trübes Auge im alten Glanze aufleuchtete, wenn er gewandt und ſicher in eiligen Geſchäften an des Untervogts Hauſe vorüberritt, wie es ſich faſt ſtolz emporrichtete, wenn erzählt wurde, daß er ſich da oder dort eines Bedrängten angenommen und der übermüthigen Anmaßung der Franzoſen unerſchrocken entgegengetreten ſei, oder wie es den Blick ſchmerzlich ſenkte, wenn dem Statthalter Mitſchuld an mancherlei Bedrückung, an den faſt unerſchwinglichen Requiſitionen und Einquartierungslaſten aufgebürdet werden wollte — das Alles ſah

Christian nicht, aber er dachte dafür an die Worte, die ihm Röschen in der Nacht nach dem Tage seiner Heimkehr gegeben hatte.

Als Alles still geworden und das letzte „qui vive" des Postens vor dem Gemeindehause schon lange verhallt war, hatte er sich, das Herz voll Sehnsucht und banger Hoffnung, an das Kammerfensterchen herangeschlichen, unter dem er in schönern Zeiten so manche süße Stunde verplaudert. Es brannte kein Licht mehr in dem Kämmerchen; aber doch auf den ersten leisen Ruf öffnete sich das Fenster und die liebe, wohlbekannte Stimme fragte langsam und kalt: „seid Ihr es, Christian — Statthalter?" — Der so Angeredete erbebte bei diesen wenigen Worten, und lehnte sich zitternd mit geschlossenen Augen gegen die Mauer zurück. Nach langem Schweigen fragte er schmerzlich: „So sollt' es denn vorbei sein, Röschen — auch du verdammst mich und willst mir nicht verzeihen, was ich that — was ich thun mußte, um den zu retten, der mir einst auch geholfen in der Noth? Glaub' mir, wär's nur meinetwegen gewesen, ich hätte gegen deinen Vater keine Hand erhoben!" — „Nein," erwiderte Röschen, nur mühsam die Thränen zurückhaltend, die sich in seine Augen drängen wollten, „nein, Christian, ich verdamme Euch nicht; ich verzeihe Euch, was Ihr gethan und was ich gelitten, wie Gott Euch verzeihen möge; aber das Blut, von dem Eure Hände roth geworden — nein, ich bitte dich, sei still und trag's mit Geduld, ich will dir keine Vorwürfe machen; es darf uns Niemand hören; ich hab' dem Vater versprochen, nie mehr so mit dir zu reden — du weißt, ich muß es halten; gieb mir die Hand und denk', es konnte nicht

anders ſein — ach Gott, es wär' zu ſchön geweſen.“ Chriſtian umfaßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen und preßte ſie ſchweigend an ſeine Augen, die ſich mit großen Thränen füllten. Röschen zog ſie langſam, aber feſt zurück. „Nun iſt's genug,“ ſagte es, „wir müſſen uns dem Willen des Herrn fügen. Lebt wohl, Chriſtian, und Gottes Segen ſei mit Euch. Noch Eines bitt' ich Euch — kommt nie mehr hieher — ich müßte ſonſt dies Kämmerchen verlaſſen und — ich thät's nicht gern.“

Das Fenſter ſchloß ſich und Chriſtian ſtand wieder allein in der Finſterniß. Er ging langſam dem Berge zu, wie ein Träumender, der zwiſchen Schlaf und Wachen ringend noch nicht genau unterſcheiden kann, was wirklich iſt, die halbverſchwebenden, nächtlichen Gaukelbilder oder die Gegenſtände, die ſich vor dem ſchlaftrunkenen Auge mit unſicherer Dämmerung umhüllen. Seit der That, die er zur Rettung des Freundes und aus eigener Nothwehr am Untervogte begangen, hatte er ſich tauſendmal geſagt, daß Röschen für ihn verloren ſei, hatte alle Qual und jeden Schmerz der Trennung und des Entſagens vorausempfunden und jede Stunde von Neuem durchgelitten, und doch — ſo iſt einmal das Menſchenherz, es läßt ſich, wo es wünſcht und ſich ſehnt, mit tauſend unſichtbaren Fäden ſchmeichelnder Hoffnung umſpinnen und wehrt ſich gegen die Sprüche des Verſtandes wie das Kind, das beim Anblicke eines ſchreckbaren Gegenſtandes die Augen ſchließt; — Chriſtian kam es jetzt vor, als habe er noch nie an die Möglichkeit ſeines Unglückes gedacht, und das Unerwartete, Plötzlichhereingebrochene ſei zu erſchrecklich, um nicht blos ein beängſtigender

Nachtſpuk zu ſein, der vor dem lichten Morgen weichen müſſe.

Aber dieſer Morgen, der einen freundlichen Märzſonntag über die Berge heraufführte, brachte eine neue und verhängnißvolle Beſtätigung des nächtlichen Ereigniſſes. Von den hundert Augen, unter denen der unbedeutend ſcheinende Vorfall geſchah, hatte ihn vielleicht keines bemerkt, und doch erſtickte er im Herzen des Statthalters jeden letzten Hoffnungsſchimmer und erfüllte daſſelbe gegen das arme Röschen mit bitterer Ungerechtigkeit. Er ſetzte ſich in der Kirche auf den Platz gegenüber der Kanzel, wo ihm die Liebe zum erſten Male den Blick geöffnet. In ſchmerzlich-ſüße Erinnerung verloren, harrte er auf Röschens Ankunft, das ſich, wenn es ihn je wahrhaft geliebt, doch ſehnen mußte, ihm in verſöhnender Andacht Auge in Auge zu ſchauen. Es kam; aber als es den Statthalter, der das Ziel aller Blicke war, bemerkte, ging es langſamen Schrittes an ſeinem gewöhnlichen Sitze vorbei und wählte ſich in abgewendeter Richtung einen Platz im Dunkel des Chores. Chriſtian ſenkte den Kopf, um die tiefe Glut zu verbergen, die ſein Geſicht übergoß. „So ſei's denn," murmelte er halblaut vor ſich hin und preßte das Geſangbuch ſo feſt zwiſchen ſeinen Händen, daß ſich die ſilberne Spange daran zuſammenbog. Er konnte ja freilich nicht ſehen und ahnte in ſeiner Verbitterung auch nicht, was im Herzen Röschens vorging, das, der Kraft ſeiner Entſchlüſſe mißtrauend, die dunkle Verborgenheit des Chores ausgewählt hatte. — Als die Predigt beendigt war, lenkte der Statthalter raſch und finſter von der Straße nach dem Ebnatwege ein, ohne

noch einmal nach dem Hauſe des alten Untervogtes zurückzuſchauen. —

Wenn der Menſch einmal den Glauben an den Menſchen verloren, wenn er ſich um Liebe und Vertrauen betrogen meint, dann fliehen aus ſeinem Herzen die milden Geiſter des Wohlwollens und Mitleidens und an ihre Stelle treten nicht ſelten Härte und Ungerechtigkeit. Chriſtian traf zudem bald noch ein anderes Unglück. Seine gute alte Mutter, die hie und da noch in die Verbitterung ſeines Gemüthes ein erheiterndes, tröſtendes Wort geſprochen, erkrankte und ging nach wenig Tagen den Weg, von dem Keiner wiederkehrt. So war er allein mit ſeinem Kummer und Mißmuthe, der über ſo manche an die Befreiung des Vaterlandes geknüpfte und jetzt fehlgeſchlagene Hoffnung ſich allmälig in einen ſtrengen, finſtern Ernſt verwandelte. „Man kenne den Ehnat-Chriſtian gar nicht mehr in dem Statthalter," ſagten die Leute, „ſo ſtolz und herriſch ſei er geworden; früher ſei kein Junker ſo geweſen. Dem gemeinen Manne möge er kaum ein Wort gönnen und ſchnurre ſelbſt ſeine alten Freunde ab, wenn ſie ihm mit einer gerechten Klage ungelegen kämen."

Dieſes Urtheil war einſeitig, wie gewöhnlich das Urtheil der Welt, die nicht nach den innern Gründen des äußerlichen Thuns eines Menſchen frägt; aber daß der Statthalter ſelbſt ſeinen ehemaligen Freunden nicht immer zu ihrem Rechte verhelfen konnte, mußte ſogar der wackere Martin erfahren.

Es war in den erſten Tagen des Aprils 1799, der Frühling war diesmal frühe gekommen, als wollte er den

verbitterten und kämpfenden Menſchenherzen mit ſeinen milden Lüften und ſproſſenden Blüthen eine Verſöhnungsbotſchaft bringen. Der gute Alte hatte einige Säcke Korn in die Mühle nach Schloßrued geführt und ließ nun auf dem Rückwege „den Braunen“ langſam den ſchmalen Waldweg hinangehen. Aus den ſchon grünenden Büſchen ſchlug die Droſſel und der Kukuk bewillkommnete mit weithintönendem Rufe den Sonnenſchein, der um die jungen Blätter ſpielte. Martin achtete wenig auf dieſe freundlichen Frühlingsgrüße; er ſaß gedankenvoll auf ſeinem Wägelchen und dachte an die Dinge, die ihm der Schloßmüller erzählt hatte. Die Franzoſen ſeien draußen im Schwabenlande von den Kaiſerlichen auf's Haupt geſchlagen worden und über Schaffhauſen her wolle der Erzherzog Karl mit mehr als hunderttauſend Mann in die Schweiz einrücken, um auch hier die übermüthigen Franzmänner aus dem Lande zu klopfen. Dann werden die gnädigen Herren von Bern mit denen an den Tanz gehen, die verrätheriſcher Weiſe zu den Welſchen gehalten, und z. B. dem Ebnat-Bauer zeigen, daß er von Gott und Rechtswegen ſchon vor anderthalb Jahren an den Galgen gehört hätte. Das habe der Junker May im Schloſſe geſagt. Sicherlich wären die Meiſten im Ruederthale froh, wenn's ſchon morgen losginge. Erſt vorgeſtern habe der „Statthalterles Junker“ einen Mann in Schmiedrued um fünfzig Pfund gebüßt, weil er ſo einen welſchen Cujon abgeprügelt; aber der Krug gehe zum Brunnen, bis er breche. — „Ha,“ ſagte Martin laut vor ſich hin, indem er mit einem leichten Rucke des Zügels den Braunen zum Stehen brachte, wie wenn er in ſeinem Sin-

nen durch die Bewegung des Wägelchens gestört würde, „ha, der Chriſtian war doch einmal eine gute, redliche Seele und aus einem echten Dukaten iſt noch nie ein falſcher Batzen geworden. — Na, hüſt Brauner, du brauchſt nicht ſtill zu ſtehen und deine Mausohren zu ſpitzen, du verſtehſt doch Nichts von den Dingen; freilich — ja, es hat ſich Manches geändert — wir ſind alle ſündige Menſchen — iſt er ſchuld, daß unter den Franzoſen ſolche Spitzbuben herumlaufen? — Kummer macht's ihm, er ſieht ja bleicher aus, als unſer armes Roſele — ach, wenn die ſeine Frau geworden und das Unglück nicht paſſirt wäre, dann wär' Alles, Alles anders gekommen. He da, Brauner — nein, Blitz noch einmal, wenn's d'rauf ankäm', ich thät's zum zweiten Mal für ihn wagen."

Unter ſolchen Betrachtungen und Selbſtgeſprächen war Martin auf die Höhe des Berges gekommen, wo der Weg aus dem niedern Laubholze durch den Tannenwald nach dem Kulmerthale abwärts lenkt. Von da herauf kam ihm ein großer Mann mit verwittertem Geſicht und einem noch verwittertern Soldatenkleide entgegen. Halt, dachte der Fuhrmann, dem Ankömmling ſcharf entgegenſehend, iſt das nicht der wilde Elſäßer, der Dolmetſch von dem Kapitän, der letzthin bei uns im Quartier lag? — Richtig — wo der ſo eilig herkommen mag. Der Fremde blieb eine kleine Strecke vor dem Fuhrwerke ſtehen und blickte raſch nach allen Seiten um ſich, wie wenn noch Jemand nachkommen ſollte. „He, guter Freund," rief ihm Martin entgegen, „woher des Weges? Ich glaubte, Ihr wäret jetzt draußen am Bodenſee oder noch weiter — iſt der Herr Kapitän auch

wieder da?“ — „Freilich iſt er da,“ ſagte der Soldat, raſch an das Wägelchen herantretend, „er hat ſich bereits wieder in euerm Rattenneſte drunten einquartiert; die Dirne, die Roſe glaub' ich, hat's ihm angethan; aber gut, daß ich dich ſchon treffe — ſo hat mir der Franzoſenfritz, der alte Spitzbube, doch den rechten Weg gewieſen; du mußt auf der Stelle umkehren und mich nach Zofingen führen, zum General — 's preſſirt verteufelt.“ — „Nach Zofingen?“ fragte Martin halb verlegen, halb mißtrauiſch, „ja, aber —“ — „Was aber?“ rief der Andere, den Braunen am Zügel faſſend, „was aber, alter Murrkopf? willſt du etwa dem Befehl des Statthalters nicht Folge leiſten? Siehſt du, da ſteht's geſchrieben, ſchwarz auf weiß, und deine Meiſterin, die Roſe, hat geſagt, du ſolleſt drauf losfahren, daß die Rippen krachen — es geht an's Leben, mußt du wiſſen, grauer Burſche, die Pfaffen da droben im Luzernbiet wollen einen Aufſtand machen und ich muß Verſtärkung holen.“

Martin ſchaute mit großen Augen auf das Blatt, das ihm der Soldat entgegenhielt; er ſah da wohl, daß Etwas ſchwarz auf weiß geſchrieben ſtand und erkannte ſogleich das Statthalterſiegel; aber das Leſen, beſonders das Geſchriebene, war nie ſeine Sache geweſen. Indeſſen fiel ihm jetzt plötzlich die Drohung ein, die der Junker gegen Chriſtian ausgeſtoßen und daß der Schloßmüller geſagt hatte, es wären Viele dabei, wenn's morgen ſchon losginge. „Wenn's ſo iſt, werd' ich Euch folgen müſſen,“ meinte er, „obgleich ich gerne noch vorerſt nach Hauſe gefahren wär', wir könnten dann das Thal abwärts über Gutfelden; ich ſollt' noch was berichten daheim.“ — „Dummer Teufel,“ ſchrie der Elſäßer

erboſt, „meinſt du, ich könn' warten bis morgen, da uns die Rebellen heut Nacht überfallen wollen? Meinetwegen pack dich in's Pfefferland, ich kann ſelbſt fahren.“ Mit dieſen Worten ſprang er auf das Wägelchen und wollte nach dem Leitſeile greifen. „Halt da, guter Freund,“ ſagte Martin abwehrend, „wo der Braune hingeht, da will ich auch dabei ſein; wir Beide haben ſchon zu manche Fahrt mitſammen gemacht, um ſo leicht von einander zu laſſen.“ So ſprechend lenkte er das Fuhrwerk um und fuhr vorſichtig wieder den abſchüſſigen ſteinigen Weg nach Schloßrüed zu. —

Sein Begleiter ſaß ſtumm und in ſich gekehrt und Martin ſelbſt war zu ſehr durch ein Wirrwarr von Gedanken, ſowie durch die Sorgfalt für den Braunen, der auf der ungleichen Waldſtraße ſo leicht ſich ſtoßen und ſtolpern konnte, beſchäftigt, um ſogleich ein Geſpräch anzuknüpfen. Als er in das dichtere Erlengebüſch kam, wo ſich der Weg ſchroffer nach dem „Junkernholze“ abſenkt, wollte der ſorgliche Fuhrmann ausſteigen, um das Pferd an der Hand zu führen. Er erhob ſich und ſetzte den einen Fuß auf den kleinen Leiterbaum, um ſicherer abzuſpringen; aber im nämlichen Augenblick faßte ihn ſein Begleiter blitzſchnell um den Leib und warf den alten Mann ſo gewaltig gegen die kantigen Steine des Straßenbordes, daß derſelbe beſinnungslos, die grauen Haare mit Blut beſprengt, regungslos liegen blieb. —

Als Martin wieder zu ſich ſelber kam und den ganzen Vorfall ſich mühſam in's Gedächtniß zurückrief, war Roß und Wagen verſchwunden. Mit heftig ſchmerzendem, bren-

nendem Kopfe und vom Blutverluſte geſchwächt, taumelt er nach Rued hinunter. Als ihn der Schloßmüller in dieſem Zuſtande herankommen ſah, rief er ihm erſchrocken entgegen: „Um Gotteswillen, Martin, was iſt dir begegnet?“ — „Der Braune, der Braune,“ ächzte der Alte, „habt Ihr meinen Braunen nicht geſehen?“ — „Freilich hab' ich den geſehen,“ erwiderte der Müller, „vor anderthalb Stunden kam ein Franzoſe mit ihm im Galopp den Berg herabgeſprengt — auf Requiſition dacht' ich; aber um's Himmelswillen, wie biſt du ſo ſchrecklich gefallen, oder wer hat dich ſo blutig geſchlagen?“ — Martin ſetzte ſich auf einen Wehrſtein und murmelte: „Im Galopp den Berg herabgeſprengt — den gähen ſteinigen Weg herabgeſprengt — mit dem Braunen — Blitz und Mord, wenn ihm ein einziger Nagel fehlt, jag' ich dem verfluchten Spitzbuben den Heurüpfel durch den Leib.“ —

Es dauerte lange, bis der Müller die Erzählung des Vorfalles, von manchem Ausrufe des Mitleidens für den geliebten Braunen und allerlei ſchrecklichen Drohungen gegen den heimkehrenden Elſäßer unterbrochen, zu Ende hören konnte; da aber ſchüttelte er bedenklich den Kopf und ſagte: „Martin, Martin, wie kannſt du nur die Hauptſache vergeſſen; es iſt eine große Frage, ob der Kerl mit dem Braunen je wieder heimkommt — warum hätte er dich ſonſt vom Wagen geworfen?“ — Der Alte ſtand auf und ſtarrte dem Sprecher erſchrocken in's Geſicht. „Der Braune nicht mehr zurück,“ ſagte er nach einer Pauſe, die Hand auf die blutige Stirne legend, „heiliger Himmel! daran hab' ich noch nicht gedacht — ich geſchlagener Mann.“

„Nun, ich weiß nicht“ — verſuchte der Müller mitleidig zu tröſten — „am beſten iſt's, dem Statthalter ſogleich Anzeige zu machen; wenn er's befohlen hat — — den Andern vor Nacht zu ſuchen, könnt' doch Nichts helfen; aber ſo kann ich dich nicht gehen laſſen; ich komme mit. —“

Wenige Minuten ſpäter ſaßen die Beiden auf des Müllers Wägelchen, der ſein Roß den Berg hinan weniger ſchonte, als es Martin mit ſeinem Braunen gethan hätte. Es ging ſchon ſtark gegen Abend, als ſie nach dem Ebnat hinabfuhren. Der theilnehmende Müller lenkte mit ſeinem Fuhrwerke dem Dorfe zu, um dort den Entſcheid zu erwarten, und Martin ſchritt ſchweren Herzens durch den Baumgarten hinein nach dem Hauſe des Statthalters. Als er herankam, hörte er drinnen zorniges, lautes Schelten und einen Augenblick darauf kam eilfertig der Franzoſenfritz heraus. Ohne auf Martin, der ihn fragen und feſthalten wollte, zu achten, rannte er den Baumgarten hinaus und krächzte blos: „Nichts, Nichts — laß mich — hörſt du nicht, wie ich ausgepudelt werde, weil meine alten Knochen nicht ſchon ein paar Stunden weiter ſind — Bomben und Granaten, wer da Etwas recht machen könnte!“ — Martin war von dieſem Benehmen ſeines alten Freundes wenig erbaut. „Du, du,“ rief er ihm in komiſchem Zorne nach, „haſt du dem Spitzbuben den Weg gezeigt, ſo könnteſt du mir auch ein vernünftig Wort gönnen — du Spießläufer!“

Zaudernd und von einem unheimlichen Bangen geängſtigt trat er in die Stube. Der Statthalter ſaß ermüdet an einem Tiſche, auf dem allerlei Papiere lagen, das bleiche

Geſicht in die hohle Hand geſtützt. „Was willſt du, Martin,“ fragte er aufſchauend, kurz, aber nicht unfreundlich. — „O Chriſtian — Herr Statthalter, wollt ich ſagen,“ erwiderte der Alte, „der Kerl, der Elſäßer, iſt mit dem Braunen davongefahren, in vollem Galopp den Berg hinuntergeſprengt — der Spitzbube.“ — „Welchen Kerl meinſt du?“ — „Nu, den Elſäßer, den ich auf Euern Befehl nach Zofingen führen ſollte.“ — „Den kenn' ich nicht und habe nichts Derartiges befohlen.“ — „Herr Gott,“ ſagte Martin zitternd, „das wird doch nicht Euer Ernſt ſein.“ — „Noch einmal, ich habe Nichts befohlen — aber was iſt's denn eigentlich?“ — Martin erzählte unter Wehmuth und Zorn den Vorfall im Walde und bat endlich mit Thränen im Auge den Statthalter, ihm wieder zu ſeinem Braunen zu verhelfen. — Chriſtian ſtampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden. „Teufel auch,“ ſagte er ärgerlich, „ſoll ich denn alle Dummheiten austragen, die ihr macht? Warum biſt du dem Kerl von Rued aus nicht gleich nachgefahren, ſtatt über den Berg herüber zu krabbeln und die Zeit zu verlieren? Wenn dein Brauner zum Kukuk iſt — ich kann Nichts dafür.“ — „Aber es iſt ja der Braune, der in Suhr beim Kreuz ſo folgſam gegen den Wehrſtein fuhr,“ erwiderte Martin zaghaft, — „wißt Ihr, damals — ſeitdem iſt er mir viel lieber geworden.“ Ueber Chriſtians bleiches Geſicht flog eine tiefe Glut bei dieſer Erinnerung; er wandte ſich raſch ab und ſchaute eine Weile ſchweigend durch das Fenſter in den Abend hinaus. Ohne den Alten anzuſehen, ſagte er endlich rauh: „Geh' jetzt, Martin, ich kann dir keinen weitern Beſcheid geben; du brauchſt mich nicht an Vergangenes zu

mahnen — dem Hauſe des Untervogts bin ich keinen Dank ſchuldig.“ —

Martin ging; obſchon er zu Hauſe weder einen Kapitän noch franzöſiſche Truppen im Dorfe fand, und er nun wohl ſah, wie er ſich thörichter Weiſe habe betrügen laſſen, ſo konnte er dem Statthalter doch nicht verzeihen, daß er ſo kalt und theilnahmlos über das Schickſal des „Braunen,“ geblieben war. „Undank iſt der Welt Lohn,“ ſeufzte der gute Alte und — Chriſtian hatte eine treue, aufopfernde Seele mehr verloren.

Das mochte dieſer übrigens bald ſelbſt gefühlt haben. Als er Martin unſichern Schrittes und die Thränen trocknend am Waldrande hinabgehen ſah, empfand er, daß er dem guten Manne in ſeiner Verſtimmung wohl zu kurz und rauh begegnet ſei. Er ging ihm ſogleich nach, um ihn mit dem Verſprechen zu tröſten, Alles anzuwenden, um des Frevlers und des Braunen wieder habhaft zu werden; aber er konnte Martin nicht mehr einholen, und in des Untervogts Hauſe ſelbſt zu gehen — das vermochte Chriſtian nicht über ſich zu bringen. —

In trübe Gedanken verloren — die Dämmerung war bereits angebrochen und nur noch der Schein der Abendröthe, die über dem Walde lag, wehrte der nahenden Nacht — lenkte er ſeine Schritte nach dem Kirchhofe. Er wollte auf das Grab ſeiner Mutter, das er ſeit dem Herbſte nie mehr beſucht hatte. Zu ſeinem Erſtaunen war daſſelbe mit friſchem Raſen beſetzt und aus einem mächtigen Rosmarinſtrauche hervor ragte das Stämmchen einer jungen Trauerweide, deren ſchlanke herabhängende Zweige ſich bereits mit

zarten Blättchen bedeckten. Der Statthalter ging nach dem Hause des alten Sigristen, um ihm für diese rührende Aufmerksamkeit zu danken. „Ich hab's nicht gethan," sagte der ehrliche Alte, „aber wer's ist, darf ich auch nicht sagen; 's wird wohl Jemand sein, der sich selbst nach einem Grabe sehnt." —

Wie dem guten Martin, war es hundert Andern auch ergangen; Vielen noch schlimmer. Man hörte aus nah und fern von Raubanfall und Todtschlag, der durch französische Marodeure begangen worden. Manches Mädchen, das früher in unbescholtener Einfalt gelebt, war durch einen schmeichlerischen Fremdling um ihre Ehre gekommen und hatte über das väterliche Haus Jammer und Schande gebracht. Im Gefolge der neuen Freiheit gingen bisher ungekannte Pflichten und Lasten, die den Landmann mehr drückten und plagten, als jene ihn erfreuen konnte. So war es kein Wunder, daß sich aller Orten Murren und Klagen erhob und mit der steigenden Unzufriedenheit über das Gegenwärtige die Sehnsucht nach dem ehemaligen Zustande lebendig und mächtig wurde; was man früher getadelt und gelitten, war bei Vielen vergessen und die vielen guten Keime, die eine schöne Zukunft versprachen, blieben neben dem wuchernden Unkraute unbeachtet. Mancher, der sich vor einem Jahre mit Stolz „Patriote" genannt, wehrte sich jetzt gegen diesen Namen, als sei er ehrenräuberisch. Die Behörden und ihre Beamten wurden als Urheber von allerlei Unbill angeklagt, unter der sie doch selbst am meisten litten. So standen die Dinge, als Ende Märzmonat 1799 die Franzosen von den Kaiserlichen bei Pfullendorf und

Oſtrach geſchlagen wurden und die Letztern nun mit Heeresmacht gegen die Schweizergrenze heranrückten, um die Franzoſen auch hier zu vertreiben, das neue Regiment zu ſtürzen und die gnädigen Herren wieder in ihre ehemaligen Rechte und Herrlichkeiten einzuſetzen.

Röschen hatte zu ſeiner Verwunderung und Freude ſeit einigen Tagen an dem Vater eine auffallende Veränderung bemerkt; es war, als ob die belebende Frühlingsſonne neue Kraft und Wärme in den hinfälligen Leib ergieße, als ob das ſchon halbverglimmte Licht auf's Neue aufleuchten wolle. Der alte Mann, der ſich ſeit Langem kaum vom Hauſe entfernt, nahm jetzt ſchon am frühen Morgen ſein mächtiges, ſilberbeſchlagenes Rohr und kehrte oft erſt am ſpäten Abend von ſeinen Wanderungen heim. Bald war er bei ſeinem Freunde, dem Eggbauer in Gontenſchwyl, geweſen, bald bei ſeinen ehemaligen Amtsgenoſſen, dem alten Untervogte in Reinach, oder dem Gerichtsſäß in Zezwyl; bald ſogar auf Liebegg, beim Junker Dießbach, der ihn mit gaſtlicher Bewirthung und traulichem Geſpräche bis in die Nacht aufgehalten hatte. So erzählte der Untervogt alle Mal nach der Heimkehr ſeinem Röschen und dieſes beſtrebte ſich nur um ſo eifriger, Alles zu vermeiden, was die wohlthätige, heitere Stimmung des lieben Vaters ſtören konnte. Drum erſchrak es auch in's tiefſte Herz hinein, als Martin unter Zorn und Thränen zugleich mit der Botſchaft heimkam, daß ihm der Braune geſtohlen und der Statthalter ein — undankbarer Hallunke ſei. Der Untervogt hatte den ſonnigen Nachmittag ebenfalls zu einem Ausfluge benutzt und war noch nicht heimgekommen. Röschen hätte

ihm aus kindlich beſorgter Schonung den unglücklich
Vorfall gerne verheimlicht, wenn es möglich geweſen wär
Es dachte ängſtlich darüber nach, wie es die Geſchichte e
zählen könne, um ihr, allmälig auf das verdrießliche Er
vorbereitend, den ſcharfen Stachel zu nehmen, und geb
Martin, außer der Stube zu bleiben, um durch ſeine Au
regung nicht ſogleich Alles zu verrathen, wenn der Vat
heimkomme. Als dieſer endlich hereintrat — es war ſcho
lange Nacht und Röschen ſaß allein bei ſeinem Lämpche
— fragte er raſch und freundlich: „Wo iſt er? — hat e
ſich verſteckt? — der wird mir aber ein Geſicht gemacht ha
ben.“ Röschen ſchaute den ſo Sprechenden, der mit gan
heiterm Geſichte vor ihm ſtand, bang und fragend an, ohn
zu wiſſen, was es ſagen ſolle. „Oh, oh,“ lächelte der Unter
vogt, „ihr habt gewiß Angſt gehabt. Nein, ich weiß Alle
— 's iſt einerlei und wird wohl bald mit dem Uebrigen in
Abrechnung kommen. Man muß auch etwa einen Schaden
tragen können — zum Beſten des Landes nämlich.“ Dieſe
Worte begleitete er mit einem eigenthümlich frohen Blin-
zeln, rief dann nach Martin, den er über den Verluſt des
Braunen zu tröſten ſuchte, indem er ſagte, er wolle ihn mor-
gen ſelbſt nach Rued begleiten, er möchte ſonſt auch gerne
wieder einmal mit dem Schloßmüller ſprechen und den
Junker May beſuchen.“ —

Nachdem die nächſte Sorge um des Vaters willen auf
dieſe unerwartete Weiſe beſchwichtigt war und Röschen end-
lich mit ſeinen Gedanken allein in ſeinem Kämmerlein ſaß,
konnte es erſt ungeſtört der eigenen Betrübniß und Trauer
nachhängen. Sah es die Handlungsweiſe des Statthalters

auch mit ganz andern Augen an, als Martin, der wie die meiſten Menſchen im Unglück die Schuld lieber Andern als ſich ſelbſt beimeſſen mochte, ſo hatte doch der ganze Vorfall ſein Innerſtes tief ſchmerzlich berühren müſſen.

Wie der arme Kranke auf ſeinem einſamen Lager ſich der geringſten Gabe freut, die ihm das Mitleid ſchenkt, für jede ſchmerzenfreie Stunde, für jeden freundlichen Blick, den die Sonne durch ſein Fenſterchen wirft, dankbar iſt, ſo hatte Röschen in ſeinem Leid oft einen Troſt darin gefunden, daß Martin der ſtille Verbündete der geheimſten Gedanken und Empfindungen ſeines Herzens geblieben war; es that ihm jedesmal in tiefſter Seele wohl, wenn der Alte etwa einmal herauspolterte: „Blitz noch einmal, ſo laßt mir den Statthalter in Ruh; mancher Heilige iſt ein ärgerer Sünder geweſen, als der Chriſtian einer iſt.“ — Das war für das Mädchen, das ſich nicht ſelbſt zur Vertheidigung erheben durfte, immer ein ſüßer Troſt. — Die reine Liebe — und die hoffnungsloſe und entſagende Liebe iſt ja doch die reinſte — kann ſich nur an der Stütze emporranken, welche die Achtung vor dem geliebten Gegenſtande darbeut. Röschen empfand, daß nun auch noch der an dieſer Stütze rütteln würde, der dieſelbe bisher unentwegt feſtgehalten. „Nein,“ ſeufzte es, die Thränen trocknend, die in ſeine Augen traten, „nein — wahrlich, ich verlange keinen Dank von ihm; ach — könnten ihm alle Leute verzeihen, wie ich es thue — — doch Gott allein weiß, wie ich's meine.“

Das arme Mädchen löſchte ſein Lämpchen und ſetzte ſich in kummervolles Sinnen verloren an's Fenſter. Draußen

lag eine helle, frühlingsmilde Mondnacht. Die vom leichten Winde bewegten Zweige der Bäume warfen ein buntes Schattenspiel auf den lichtgrünen Rasen und drüberherein ertönte aus dem Gebüsche jenseit des Baches in langen Pausen ein zwitschernder, wie im Traum sich wieder verlierender Amselschlag.

„So war's eine Nacht," sagte Röschen leise vor sich hin, die Stirn an die Fensterscheiben lehnend, „so still und mild, als er mir zum ersten Male sagte, daß er mich lieb habe — es sind nun bald zwei Jahre her — an Pfingsten; er stand lange dort im Schatten an der Scheuer und traute sich nicht recht, herüberzukommen — ach Gott, wer hätt' es damals denken können." — — Es schaute lange träumend nach der Scheuer, als müsse sich im Dunkel des Schattens Etwas regen, wo ehemals der Ersehnte mit geräuschlosem Tritte hervorgetreten war; und — wirklich, es regte sich und eine hohe Gestalt kam vorsichtig umherspähend an's Mondlicht hervor. Röschen fuhr mit einem leisen Ausruf des Schreckens vom Fenster zurück und starrte eine Weile unverwandten Blickes nach der Erscheinung hinüber. War er's selbst, der früher so oft lauschend und harrend dort gestanden? — Was trieb ihn um Mitternacht zu dem Hause, dem er keinen Dank schuldig war? — Röschen lehnte sich zitternd an sein Bett und bedeckte mit der Hand die Augen, wie wenn es sich die geliebte und gefürchtete Erscheinung verbergen wollte. Da ertönte ein leises Pfeifen und sogleich darauf knarrte die Hausthüre, die langsam und vorsichtig geöffnet wurde. Ueber die mondbeschienene Fläche vor dem Hause schritt eilig ein Mann nach der Scheune hinüber, in

dem Röschen ſeinen Vater erkannte, den es längſt in tiefem Schlafe geglaubt.

Es bebte vor Schreck zuſammen und meinte im erſten Augenblicke zu ſehen, wie die beiden Männer die Arme gegen einander zum Kampfe emporhoben; aber Alles blieb ſtill und die draußen ſchienen in traulichem Flüſtern ganz friedlich neben einander zu ſtehen. Auf ein zweites leiſes Pfeifen kamen um die Hausecke herum drei andere Männer, die ſchwere Laſten, wie gefüllte Kornſäcke, auf den Schultern trugen. Sie gingen zu den beiden Andern nach der Scheune, und alſobald drehte ſich der Schlüſſel in dem ſchweren Schloß der Treppenthüre, die nach dem Kornboden hinaufführte, durch welche die fünf Männer einer nach dem andern verſchwanden.

Röschen harrte mit athemloſer Angſt auf das Ende des räthſelhaften Schauſpiels; doch hörte es keinen Laut, außer einmal ein Klirren, wie von zuſammenſchlagenden Eiſenſtäben. Nach einer ziemlich langen, unendlich bangen Weile kamen die Männer wieder die Treppe herunter. Die vier Fremden gingen auf verſchiedenen Wegen auseinander, aber Keiner nach dem Ebnat hinauf; — der Untervogt ſchlich geräuſchlos in's Haus zurück, nach ſeinem Schlafkämmerchen. —

Als Röschen nach einer zweifelvollen und unruhig durchwachten Nacht aufſtand, trat ihm der Vater ſchon völlig angekleidet mit einem heitern Gruße entgegen und ſagte, er wolle gleich den Morgen mit Martin nach Rued hinüber, vielleicht dann noch weiter, um Erkundigung über

den Weg einzuziehen, den der franzöſiſche Spitzbube mit dem Braunen eingeſchlagen habe.

Wie die Beiden fort waren, ließ es Röschen keine Ruhe mehr; es mußte hinüber nach dem Kornboden, um dem nächtlichen Geheimniſſe nachzuſpüren. Nach langem Suchen fand es die drei Säcke hinter Strohbündeln verſteckt; als es einen derſelben öffnete, war er mit blanken Gewehren und ſcharfgeſchliffenen Säbeln angefüllt.

Bei dieſer Entdeckung war's dem armen Mädchen, als ſei ihm ſelbſt ein ſcharfer Stahl in's Herz gedrungen. „So, iſt noch nicht genug Jammer dageweſen und noch nicht genug Blut vergoſſen worden," ſeufzte es, die Hände faltend und den trüben Blick zum Himmel erhebend: „ach, ſoll das die Rechnung ſein, von der der Vater ſagte, ſo nimm mich, gütiger Gott, von dieſer Welt zu dir, ehe das neue Elend, das ich nicht mehr zu ertragen vermöchte, herankommen wird." —

Der lange Tag ſchien ihm zu einer Ewigkeit werden zu wollen; es zählte Stunde um Stunde, Minute um Minute, bis der Vater und Martin heimkommen würden; aber ſchon war es ſpät am Nachmittage und noch war Keiner erſchienen. Die Mägde waren draußen auf dem Felde und eine drückende Bangigkeit ließ Röschen keine Raſt in dem menſchenleeren Hauſe, wo es von Stube zu Stube, von Kämmerchen zu Kämmerchen ging, ohne eigentlich zu wiſſen, was es ſuchen wollte. Als ſich die Sonne bereits auf den Wald niederneigte und immer noch Niemand heimkehrte, ſchloß es die Thüre und ging das Dorf hinunter, nach dem Kirchhofe; dort hatte es ſchon ſo oft in trüber Stunde

Troſt und neue Kraft zum Dulden gefunden und auf dem Grabe ſeiner und Chriſtians Mutter den ſchwerſten Kummer niederlegen können.

Drunten bei'm Gemeindehauſe kam ihm ſchnaufend, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, der Franzoſenfritz entgegen. „Roſel," rief er dem Mädchen von Weitem entgegen, „iſt dir der Statthalter nicht begegnet da das Dorf hinauf?" — „Nein," ſagte Röschen leicht erröthend, „ich hab' ihn nicht geſehen, hab' aber auch nicht Acht gegeben." — „Puh, ah," puſtete der Alte, ſich mit dem Dreiröhrenhute Kühlung zuwehend, „würdeſt den doch ſehen, wenn er an dir vorbeiginge — freilich — freilich, preſſir' nur nicht ſo; ich ſollt' ihn ſuchen, von wegen es iſt Bericht gekommen von Euerm Braunen. Bomben und Granaten — gab das zu laufen! Der Statthalter iſt geſtern Nacht noch ſelbſt nach Aarau geritten, um die Anzeige ſchnell zu machen und dann noch bis Aarburg und Zofingen, um Erkundigung einzuziehen; es war heller, lichter Morgen, als er heimkam und ſein Roß war halb todtgeſprengt. Jetzt iſt ein Erpreſſer da von Aarau; man hat den Braunen ſammt dem Schelm, der ſo ſchändlich gelogen, ich hab' ihm den Weg gezeigt — der Spitzbube. Nun weißt du's und kannſt's dem Martin ſagen. Oh — brauchſt nicht ſo roth zu werden — glaub' bald ſelbſt, alte Liebe roſtet nit; mein' wohl, der Statthalter wär' andrer Leute wegen nicht bei Nacht in der halben Welt herumgeritten; aber jetzt muß ich ihn ſuchen, er ſoll da hinaufgegangen ſein — Granaten, giebt das zu laufen." Der Gerechtigkeitsdiener trottirte geſchäftig weiter und Röschen ſelbſt ging mit wirren Gedanken wie im

Traume dem Kirchhofe zu; alle ſeine Pulſe pochten in banger Freude zuſammen und manchmal glitt um die Lippen ein Lächeln, das ſagen wollte: ich hab's wohl gedacht, ich hab' es gewußt, daß er den braven Martin nicht vergeſſen werde — wenn er mir ſelbſt auch keinen Dank ſchuldig iſt; ach, wüßten nur alle Leute, wie gut er iſt.

So mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, blieb es, in immer ſchnellerm Schritte um die Ecke der Kirchhofsmauer biegend, plötzlich erſchreckt, erröthend und verwirrt ſtille ſtehen. Kaum zehn Schritte vor ihm ſaß Chriſtian auf dem Grabe ſeiner Mutter, das entblößte Haupt ſinnend in die hohle Hand geſtützt. Als er von dem Geräuſch in ſeinen Betrachtungen geſtört aufſchaute und Röschen bemerkte, trocknete er haſtig die Thränen und erhob ſich. Einen Augenblick ſtand er, als ob er ſich auf Etwas beſinnen müßte; dann trat er langſam und ernſt heran, bis er Röschens Hand faſſend hart vor demſelben ſtehen blieb. Seine Lippen bewegten ſich wie zum Sprechen; aber kein Laut trat über dieſelben. Röschen vermochte nicht länger in dieſes einſt ſo freudig-helle und jetzt matte und thränentrübe Auge, das mit tauſend ſchmerzlichen Fragen auf ihm ruhte, zu ſchauen; es ſenkte den Blick und ſagte leiſe, faſt zitternd: „Der Franzoſenfritz ſucht Euch — es ſei ein Erpreſſer von Aarau da.“ — „Ich will geh'n — ich will dich nicht ſtören,“ erwiderte der Statthalter mit eben ſo unſicherer Stimme, „aber ſag' mir, Röschen, haſt Du das gethan?“ — Er deutete auf das Grab der Mutter, über dem die grünenden Zweige der Trauerweide ſäuſelnd auf- und niederſchwankten. Röschen gab keine Antwort; aber einen Augenblick darauf lag es

an der Bruſt Chriſtians, deſſen Lippen brennend ſeine Stirne berührten. Es konnte und mochte ſich nicht wehren; es dauerte auch nur einen Augenblick und der Statthalter ſtand wieder ernſt und gefaßter vor ihm da. „Ich will gehen," ſagte er, ſich zu Röschen niederbeugend, mit weichem Tone, „ich muß gehen — und reden könnt' ich jetzt nicht, obſchon mir das Herz zerſpringen möchte; aber verſprich mir, daß ich dich das nächſte Mal wieder hier antreffe; verſprich mir's, den beiden Todten zu lieb, die da drunten liegen." Röschen nickte ſchweigend und beſtätigte das ſo halbbewußtlos gegebene Verſprechen mit einem innigen Händedruck. —

Lange ſaß es, von dem Scheine der ſinkenden Sonne umſpielt, auf den Gräbern, bis dem unter bangen Ahnungen und freundlichliſpelnder Hoffnung kämpfenden Herzen heftig hervorbrechende Thränen Linderung gaben. „Ach," ſagte es endlich aufſtehend, „könnt' ich doch hier bleiben für immer; guter Gott, wie ſchön müßt' es ſein, jetzt zu ſterben; mit Allen verſöhnt aus der Welt zu gehen, wo doch nur Streit und Hader iſt." —

Als Röschen bei ſchon einbrechender Dämmerung nach Hauſe kam, ſagten die unterdeſſen heimgekehrten Mägde: Martin ſei dageweſen, habe aber im Auftrag des Meiſters noch einige ſchwere Säcke nach Reinach hinaufgeführt. Der Vater werde dieſe Nacht kaum heimkommen; er ſei mit dem Schloßmüller ausgefahren — habe Martin geſagt.

Röschen ging ſogleich nach der Scheune hinüber; es hatte richtig gemuthmaßt — die Waffenſäcke waren nicht mehr vorhanden. „Nun weiß doch Martin, was das zu bedeuten hat," tröſtete es ſich in ſeinen Gedanken, „und der

wird mir's bald ſagen müſſen, wenn ich ihn drum bitte; Gott verhüte nur, daß es etwas Schlimmes ſei."

Aber es dauerte lange, bis der Alte dieſe Ungewißheit löſen konnte. Schon war Alles im Hauſe zur Ruhe gegangen und Martin noch immer nicht heimgekommen. Röschen dachte weder an Schlaf noch Ruhe; eine raſtloſe Bangigkeit trieb es jeden Augenblick von dem Gebetbuche, das auf dem Tiſche lag, an's Fenſter, vor dem ſich über das Dorf hin eine lautloſe Stille ausbreitete. Endlich kam das Wägelchen die Straße herabgerollt. Röschen mußte ſich niederſetzen, um ſeine ſtürmende Unruhe niederzukämpfen; es war ihm, ſo ſehr es ſich ſelbſt ausſcheltend ſich zu beruhigen ſuchte, als würd' es eine Todesbotſchaft empfangen.

Martin kam ganz gegen ſeine Gewohnheit mit faſt ſchleichendem Tritte den Hausgang herein, wie wenn ihn Niemand hören ſollte; kaum hatte er die Stubenthüre geöffnet, als er ſagte: „Biſt noch auf, Roſele? 's wär' denk' Zeit, einmal in's Bett zu gehen." — „Ich wollt' nur noch auf dich warten, um dir eine Neuigkeit zu ſagen, wenn du ſie nicht ſchon erfahren haſt," entgegnete das Mädchen — „weißt ſchon, daß der Braune wieder gefunden und der Elſäßer gefangen iſt?" — „Wa — was ſagſt du," rief der Alte, ſich vorbeugend, „der Braune? Willſt mich zum Narren halten, Roſel?" — „Gewiß nicht," verſicherte Röschen, „denk' dir nur, der Statthalter iſt die ganze Nacht herumgeritten, nach Aarburg und Zofingen, bis er dem Braunen auf der Spur war — ſeinen eigenen Schimmel hat er dabei ganz zu Grunde gerichtet und iſt erſt heut' am hellen Tag heimgekommen; — ja ſchau' nur, das hat er dir zu

lieb gethan, Martin — er war dir immer ſo gut; aber ſag', wo iſt auch der Vater?"

„Iſt das Alles wahr?" fragte der Alte, Röschen ſtarr anblickend — „der Chriſtian hätt' das gethan — für den Braunen?" — „Für den Braunen und dich — ganz gewiß, es iſt den Nachmittag deshalb noch expreß ein Poſtläufer von Aarau gekommen." — „Dann bin ich verloren," murmelte Martin, nach der Ofenbank hinſchwankend, „dann bin ich verloren und meine grauen Haare ſollen verflucht ſein."

Röschen ſprang erſchrocken auf und wollte den Alten, der ſich wankend mit beiden Händen am Ofen feſthielt, ſtützen helfen. —„Gott — Martin, Martin, was iſt dir?" — „Still, ſtill," ſtöhnte er, nach Athem ringend, „lauf — bevor's zu ſpät iſt. Ich kann nicht — ich hab' einen Eid gethan, ihm Nichts zu verrathen — o ich alter Hund."— „Um Gottes Willen, Martin, ſo beruhige dich doch und ſprich deutlich," bat Röschen, vor Angſt zitternd, „komm' ſetze dich und erzähl' es." — „Lauf, lauf!" — drängte der Arme, „'s iſt über elf Uhr — ſie wollen den Chriſtian fangen, vielleicht tödten — der Major iſt da und dein Vater; denen droben im Thal hab' ich Gewehre gebracht — ſie ziehen über den Berg, den Wald herab nach dem Ebnat — ich hab' einen Eid gethan, dem Statthalter Nichts zu verrathen; aber mithelfen wollt' ich nicht. Man müß' ihn lebendig oder todt haben — ſagt der Major, lieber todt — und dann das ganze Thal unter Waffen rufen und die Regierung ausjagen. Heiliger Gott — es wird zu ſpät ſein — auf Mitternacht iſt's abgeſtellt; — — er that ſo brav

an mir." — „Gnädiger Himmel," ſeufzte Röschen, bleich wie eine Leiche die Hand auf's Herz preſſend, „das alſo ſoll die Abrechnung ſein und meine Ahnung hat mich nicht betrogen; — lieber todt als lebendig — geh' Martin, auf — nimm dich zuſammen, und ſag' dem Vater, was Chriſtian gethan hat — lauf', du weißt, wo er iſt — ich — ich werde meinen Weg auch finden, — mit Gottes Hülfe." —

Das Lämpchen erloſch und Martin blieb allein in der Finſterniß zurück. —

Der Abend, den Röschen unter ſo ſchwerer Bangniß verbrachte, war für Chriſtian der glücklichſte, den er ſeit der Nacht verlebt, da er den Major im Bären zu Kulm verwundet hatte. Er kam ſich ſelber vor wie ein Kranker, der plötzlich vom dumpfen Schmerzenslager erſtanden, verjüngt und neugeſtärkt am milden Sonnenſcheine wandelt; wie ein Blinder, deſſen lang umnachteter Blick wieder hell wird und mit Entzücken in die blühende Frühlingsſchönheit der Welt hinausſchaut. Vor dem einen, allmächtigen Gedanken: Röschen — das arme, gute Röschen liebt dich wieder, oder hat dich wohl im Stillen nie zu lieben aufgehört, der wie ein friſch ſprudelnder Quell tauſend neue Wellen ſchimmernder Hoffnung in das öde, erſtorbene Herz ergoß, mußte alles Andere verſchwinden, das geſtern noch neue Erbitterung und Beſorgniß erregt haben würde. Der Poſtläufer hatte von Aarau neben der Nachricht von der Gefangennahme des Pferdediebes noch ein Schreiben gebracht, das weniger Erfreuliches enthielt. Man halte dafür, lautete daſſelbe, daß die bedenkliche Unruhe, welche ſich allerwärts, aber am

meiſten in den Gegenden, wo die Junker von Bern ihre Schlöſſer haben, unter dem Landvolke zeige, von öſtreichiſchen und berner-patriziſchen Spionen und Emiſſären erregt werde; in Biberſtein habe man letzte Nacht einen Offizier der Legion Roverea gefangen, der die Bauern mit allerhand Vorſpiegelung von naher öſtreichiſcher Unterſtützung gegen die Franzoſen und die beſtehende Regierung aufgewiegelt habe; der Statthalter werde deshalb ermahnt, in ſeinem Kreiſe die ſchärfſte Wachſamkeit zu beobachten, da ein Aufruhr in gegenwärtiger Zeit, wo die franzöſiſchen Heere am Rheine ſchwer bedrängt wären, von den verderblichſten Folgen ſein müßte.

Dieſe Nachrichten würden, wie geſagt, vor der Begegnung mit Röschen auf dem Kirchhofe des Statthalters Erbitterung und Strenge gegen die Ariſtokraten erhöht haben; jetzt machten ſie einen ganz andern Eindruck. Chriſtian ſaß, halb liegend, in einem großen Lehnſtuhle in ſeiner Stube; er hatte das Licht ausgelöſcht und ſchaute träumeriſch auf die wankenden Schatten, mit denen der durch's Fenſter hereinbrechende Mondſchein auf dem Boden und an den Wänden herumſpielte. „Bah," ſagte er endlich, wie durch einen feſtgefaßten Entſchluß erleichtert, „ich will mich nicht mehr länger mit der ganzen Welt und meinem eigenen Glücke verfeinden — ich lege meine Stelle nieder und laſſe Streit und Hader denen, die noch länger Freude daran finden. Hat Jeder ſo lange gelitten und geſtritten wie ich, mag er auch Ruhe wünſchen — hab' ich doch ſeit anderthalb Jahren keine ſtille, glückliche Minute mehr gehabt. Der alte Untervogt wird ſich dann verſöhnen laſſen und ich und

Röschen — ach, all' ihr guten Engel wacht über mir, daß ich das Glück zu ertragen vermag." Er legte die Hand über die Augen, als fürchte er sich, den glänzenden Bildern der frohen Zukunft in's Gesicht zu schauen. — Allmälig senkte sich der Schlaf auf den Ermüdeten und mit demselben die Träume, welche die Gedanken des Wachenden mit phantastischem Zauberfinger weiter spannen. Es war ihm, als ob er sich schwebend emporhebe und mit leichtem, beflügeltem Schritte auf den Strahlen des Mondscheines dahinwandle — tief unten lag die Erde in dämmerndes Dunkel gehüllt; aber droben in dem endlosen Raume schwebte Röschen von einer Sternenwolke, wie von einem weitflatternden Gewande umhüllt und winkte und nickte lächelnd herab, ihm nachzukommen. Der Träumende flog durch die Lüfte dahin wie vom Sturme getragen; doch eben so rasch hob sich die Sternenwolke und schien endlich dem bang Nachschauenden mit ihrer süßen Beute in dem endlosen Lichtmeere zu entschwinden — da rief er mit athemloser Bangigkeit: Röschen, Röschen — — und Röschens Stimme flüsterte hart an seinem Ohre: „Christian, Christian — um Gotteswillen, erwache!" — Er öffnete die Augen und streckte beide Hände aus, um die leuchtende Erscheinung festzuhalten, aber er selbst wurde von einer zitternden Hand angefaßt und der Traum war Wirklichkeit geworden. Vor dem Erwachenden stand Röschen vom vollen Lichte des Mondes, wie von einem heiligen Scheine umflossen. — —

Wenige Minuten später floh der Statthalter, den Schatten der Bäume suchend, über die mondbeschienene Fläche hinter dem Hause abwärts, im Herzen Schreck und Zorn,

aber mehr noch unſäglichen Dank und Liebe für das heldenmüthige Mädchen, das ihn vor dem drohenden Tode gerettet und dem er ſo bitteres Unrecht gethan. Unwillkürlich ſprachen die Lippen, auf denen noch ein letzter Verſöhnungs- und Abſchiedskuß ſchwebte: Es iſt ein Engel — zu gut für dieſe Welt.

Als der Flüchtling etwa tauſend Schritte weiter abwärts auf dem Fußwege angekommen war, der dem Wald entlang in's Thal nach Gränichen gegen Aarau herabführt, hörte er droben am Abhange des Ebnat einen Schuß fallen. Er blieb erſchreckt nach der Gegend hinhorchend ſtehen, bis ein dumpfes Gewirr von ſich gegenſeitig zurufenden Stimmen und der helle Klang eines Jagdhornes, dem auf verſchiedenen Punkten von der Höhe des Waldes geantwortet wurde, ihm zu verkündigen ſchien, daß die wilden Jäger die Fährte des gehetzten Wildes ſuchten. Kaum hatte er mit fliegenden Schritten den einſamen Hof in der „Wäſſere" erreicht, in dem Alles todt und ſtille lag, ſo ertönte von Kulm herab die Sturmglocke. Chriſtian ſchaute athemholend zurück; aus ſeinem väterlichen Hauſe ſtieg eine mächtige Flammenſäule, die mit gluthrothem Scheine vom Ebnat in's Thal herableuchtete.

Der flüchtige Statthalter war der Erſte, der die Kunde von dem ausgebrochenen Aufruhre nach Aarau brachte. Auf dem Felde bei Suhr waren ihm die ſtädtiſchen Feuerrotten begegnet, die, von der Röthe am nächtlichen Himmel geweckt, zu Hülfe eilen wollten, aber auf die ertheilte Auskunft über die Urſache des Brandes haſtig wieder heimkehrten, Schrecken und Angſt durch die Stadt verbreitend. Und wirklich waren genügende Gründe zu Beſorgniſſen vorhanden. Die franzöſiſchen Truppen ſtanden, von den Kaiſerlichen hart bedrängt, draußen bei Schaffhauſen und am Bodenſee; das Landvolk rings herum war über mancherlei Unbill und Bedrückung empört, und von zahlreichen ariſtokratiſchen Ausſendlingen bearbeitet, in gefährlicher Aufregung; für das vielfach angefochtene „Patriotenneſt“ ſtand im Augenblicke das Schlimmſte zu befürchten, wenn ein geglückter Aufſtandsverſuch die allerwärts gährenden Elemente vereinigen und in Bewegung ſetzen konnte. Drum wurden noch in der Nacht und am frühen Morgen alle Zugänge zur Stadt von den Bürgern beſetzt und zahlreiche Patrouillen zur Recognoscirung ausgeſendet; ſelbſt den Kadetten, der waffenluſtigen Schuljugend, wurden ſcharfe Patronen ertheilt. Eilboten flogen auf den Straßen nach Solothurn und Baſel, um ſchnelle Hülfe herbeizurufen. Aus dem Thale herab lauteten die Gerüchte von Stunde zu Stunde drohender und wurden bei der einmal erregten Angſt von Mund zu Mund mit neuen Schreckniſſen vergrößert. Die Vorpoſten der Aufſtändiſchen, hieß es, ſeien bis zur Blaienbrücke zwiſchen Liebegg und Gränichen vorgeſchoben; von letzterm Dorfe ſelbſt ſeien viele Bewaffnete

zu den Aufrührern geſtoßen und wer ſich ſonſt die Straße aufwärts wage, werde mit ſcharfen Schüſſen empfangen. Die rebelliſchen Haufen, von eingeſchlichenen kaiſerlichen Offizieren und patriziſchen Emigranten angeführt, erwarten nur noch Zuzug aus dem ebenfalls aufgeſtandenen Luzernbiete, um auf die Nacht das verhaßte Aarau mit Plünderung und Mord heimzuſuchen. Es war, wie geſagt, ein banger Tag, und mancher Aarauer, der damals kaum die erſten Höslein trug, hat den 13. April des Jahres Neunundneunzig bis heute noch nicht vergeſſen.

Chriſtian ging in dem lärmenden Tumulte umher wie ein Träumender, und von all' den beſorgten Gemüthern harrte wohl Keines ſo ſehnlich auf baldige Hülfe von Außen, wie das ſeinige. Es war weder Schreck noch Furcht vor den kommenden Ereigniſſen und den Drohungen der Aufſtändiſchen, was den ſonſt ſo feſten und muthigen Mann niederbeugte und ſeinen klaren Blick verwirrte; es war eine innere Haſt, die ihn ruhelos umhertrieb, eine namenloſe Bangigkeit vor einem unbeſtimmten nahenden Unglücke, die den Starken zum ſchwachen Kinde machte, das ſich bei dem geheimnißvollen Rollen eines heranziehenden Gewitters hinter die Falten des mütterlichen Gewandes zu verbergen ſucht. Schon gegen Mittag vermochten ihn ſeine Freunde nur mit Mühe abzuhalten, daß er nicht allein wieder in's Thal zurückkehrte und ſo einem faſt gewiſſen Untergang entgegen ging. „Ach," ſagte er zum Thörlewirth, der den Jammernden aufzurichten ſuchte, „ach — es iſt ja weder Gefangenſchaft noch Tod, was ich fürchte; es iſt Etwas, das mich beſtändig ruft, mich mit tauſend Stricken heim-

zieht, und geh' ich nicht, ſo wird's zu ſpät und ich kann's nicht mehr gut machen, wenn ich auch hundertmal mein Leben hergeben wollte — ich fühl' es zu gewiß."

Auf dieſe Weiſe waren alle Tröſtungen fruchtlos und Chriſtian würde von der gefahrvollen Heimkehr kaum länger abzuhalten geweſen ſein, wenn nicht in der Mitte des Nachmittages eine unerwartet glückliche Botſchaft eingetroffen wäre. Von Solothurn her waren nämlich drei Kompagnien Lemaner-Dragoner auf dem Marſche, die zum franzöſiſch-ſchweizeriſchen Heere im Thurgau ſtoßen ſollten. Der Eilbote hatte ſie unterwegs angetroffen und bereits waren die Braven in verſchärftem Ritte in Olten angelangt, um nach kurzer Raſt der bedrohten Patriotenſtadt zu Hülfe zu kommen; aber doch neigte ſich die Sonne ſchon tief auf den Jura nieder, als die erſehnte Staubwolke, welche die rettende Reiterſchaar barg, auf der Straße von Schönenwerd gegen die Stadt heran aufwirbelte.

Der Kantonsſtatthalter, der Chriſtian wohlgewogen und befreundet war, erlaubte ihm, mit einem Fähnlein der angekommenen Reiter trotz des ſinkenden Abends noch das Thal hinaufzureiten, um Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen; freilich nur mit der dringendſten Ermahnung, ſich und ſeine Gefährten keiner unnöthigen Gefahr auszuſetzen. Der unerſchrockene Thörlewirth ließ ſich's nicht nehmen, ſeinem Freunde das Geleit zu geben. Schon in Gränichen erfuhren ſie, daß ſich die Haufen an der Blaienbrücke längſt zurückgezogen und wohl gänzlich aufgelöſt hätten; wie es weiter aufwärts ausſehe, könne man nicht ſagen. Die kecke Schaar ritt in ſcharfem Trabe weiter,

ohne auf einen Feind zu ſtoßen; an der bezeichneten Brücke deuteten blos einige neben der Straße liegende Baumſtämme und ein paar friſch aufgeworfene Erdhügel an, daß ſchwache Anfänge zu ſchützenden Vertheidigungsmaßregeln gemacht worden waren. — Bereits war's völlig dunkel geworden, als die Schwadron an Liebegg hinaufrückte; nirgends hatte ſie auch nur eine einzige Wache bemerkt. — Das Thal lag ſo ſtill und lautlos in der Dämmerung, als wär' es noch nie vom Klange einer Sturmglocke erſchreckt worden. Jetzt fing Chriſtian ſelbſt an zu befürchten, ſie könnten in einen Hinterhalt gerathen. Er ließ den Zug halten und befahl dem Thörlewirth als Wegweiſer für den Nothanfall bei demſelben zurückzubleiben, er ſelbſt ging zu Fuß, leiſe aber ſchnell die Straße aufwärts Unterkulm zu. Schon war er mehr als einen ſtarken Büchſenſchuß von ſeinen Begleitern entfernt, als vom Dorfe her raſcher Hufſchlag ertönte. Der Statthalter lehnte ſich an einen Baum neben der Straße, um den Reiter unbemerkt beobachten zu können. Wie dieſer näher herankam, hörte der Horchende zwiſchen dem Pferdegetrappel laut klagende Ausrufe, die ein ſchmerzliches Selbſtgeſpräch zu unterbrechen ſchienen. Chriſtian erkannte die Stimme und raſch hervortretend und den Zügel des Pferdes ergreifend, fragte er: „Wohin noch ſo ſpät, Martin — was bringſt du für Botſchaft?“ — „Heiliger Himmel,“ erwiderte der Alte, nachdem er den Frager erkannt, ſich zum Abſteigen anſchickend, „armer Chriſtian — ſeid Ihr da. Ich ſollt' Euch von Aarau heimbolen — der Untervogt hat mich geſchickt — ſitzt auf und reitet — meine Botſchaft“ — fügte er in lautes

Schluchzen ausbrechend hinzu — „werdet Ihr bald genug erfahren.“ — —

Als Christian vor des Untervogts Hause von dem schnaubenden Rosse sprang, tönte ihm von drinnen lautes Weinen entgegen. Ohne die Begegnenden zu fragen oder anzuhalten, wankte er durch den Hausgang Röschens Kämmerchen zu. Es war von einem kleinen Lämpchen erhellt, dessen bleicher Schein auf Röschen niederfiel, das mit geschlossenen Augen schon zum letzten irdischen Gange geschmückt auf dem Bette lag. Neben demselben kauerte der unglückliche Untervogt, in starrem, lautlosem Jammer in das erblichene Antlitz schauend, auf dem nach überstandenem Todeskampfe ein freundlich milder Schein der Versöhnung lag.

Was das Leben nicht vermocht, mußte der Tod vollbringen; der arme, kinderlose Vater sank dem eintretenden Christian in sprachlosem Schmerze in die Arme und die beiden, freilich zu spät Versöhnten, hielten, gemeinsam das verlorene Glück beweinend, bis zum Morgen stille Leichenwacht.

Röschen wurde hart neben Christians Mutter gelegt. Die Trauerweide, die es ahnungsvoll auf ihr Grab gepflanzt, senkte vor wenigen Jahren noch ihre Zweige auch über den kleinen Leichenstein, der die Stätte bezeichnete, wo das schuldlose Opfer blutigen Bürgerzwistes Ruhe gefunden.

Durch Christians Ver ung und Fürsprache wurden nur über wenige I ehmer an dem Aufstande Strafen verhängt; die Schuldigsten waren ohnedies aus

dem Lande geflohen. Die irregeleiteten Haufen der Thalbewohner hatten ſich, über den blutigen Tod Röschens entſetzt, aufgelöſt und ohne weitere Gewaltthat nach Hauſe begeben.

Der Major ſelbſt war, an dem Gelingen ſeines Unternehmens verzweifelnd und wohl auch von ſeinem Gewiſſen geſchlagen, ſchon in der Nacht verſchwunden. Er hatte, die im Mondſchein vom Ebnat herabfliehende Geſtalt für ſeinen Todfeind haltend, den tödtlichen Schuß auf Röschen abgefeuert. Wer den Brand in Chriſtians Haus geworfen, konnte nicht ermittelt werden. Die Leute ſagten, es könne nur der Judenbube geweſen ſein, der, des Majors treuer Begleiter, mit ihm gekommen und wieder geflohen war.

Nachdem der Statthalter dieſe letzte Pflicht gegen ſeine Mitbürger erfüllt, legte er ſein Amt nieder und verließ eine Heimath, in der ihm von ſeinem Glücke Nichts geblieben, als die Ruinen ſeines väterlichen Hauſes und ein Grab, das er nie vergeſſen konnte. Statt des Todes, den er in ſeinem friſchen Schmerze unter den franzöſiſchen Fahnen zu finden hoffte, wurden ihm nur Wunden und der Ruhm eines Tapfern zu Theil. Die Zeit bewährte auch an ihm ihre heilende Kraft; aber dem Andenken an die Todte, die ſich für ihn geopfert, blieb er treu, wie er der Lebenden treu geweſen, und ſo manches ſchöne Auge auch nach dem muthigen Kriegsmanne ausſchauen mochte, ſo hat ſich doch nie mehr ein Weib eines freundlichen Lächelns von ihm rühmen können.

Als der vielgeprüfte Mann nach dem Sturze Napoleons, nachdem auch der Untervogt und der gute Martin Röschen

längſt nachgefolgt, in die Heimath zurückgekehrt war, lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, ohne ſich um die Welthändel zu kümmern. Die Leute nannten ihn bis an ſein Ende den „Statthalter“, obgleich bald Wenige mehr wußten, was dieſer Titel zu bedeuten hatte.

Noch bis auf ſeine letzten Tage ging er, ein freundlich ernſter Greis, wie wir ihn im Anfange der Erzählung geſehen haben, Tag für Tag ſeinen einſamen Weg nach dem Ebnat hinauf, um nach dem Kirchhof hinunterzuſchauen. Was er ſich dort droben ſo manchmal gewünſcht haben mag, hat er nun auch gefunden.

Die graue Dohle.

(Jugenderzählung.)

Der kleine Stöffele hatte bisher glücklich und heiter gelebt, wie ein Vögelein auf dem Zweige — kein Jammer, keine Sorge hatte noch an das junge Herz geklopft. Wie wäre das aber auch anders möglich geweſen. Der Knabe blühte geſund und friſch, wie eine Roſe im Morgenthau, und ſtanden auf ſeinem Tiſche auch nicht alle Tage Kuchen und Zuckerbrod, ſo hatte er dafür eine liebe Mutter, die für ihn ſorgte wie für ihren eigenen Augapfel, ihn hegte und pflegte, wie der Gärtner eine fremde Wunderblume. Ihr Häuschen ſtand droben auf einer grünen Halde und ſchaute ſtill, wie in Andacht verloren, hinunter, auf den blauen See im Thale und drüber weg auf die Gipfel der Schneegebirge, die im Morgen- und Abendſcheine leuchteten und glühten, wie prächtige Freudenfeuer. Ach, war das ein Leben, ſo umherzuſtreichen in der grünen Einſamkeit, nach Blumen und bunten Steinen, oder hinein in den ſtilldunkeln Wald, den die Vögelein mit ihren Liedern

durchtönten und dann am Abend der Mutter erzählen, welche Wunderdinge auf der ſchönen Gotteswelt zu finden ſeien! —

Aber leider ſtand die Wolke ſchon am Himmel, die über dieſes freundliche Sonnenbild ihren ſchwarzen Schatten werfen mußte.

Eines Morgens, als Stöffele erwachte, ſtand ſein Vater neben dem Bette der Mutter und weinte. Stöffele erſchrak; er hatte den Vater noch nie weinen ſehen. „Warum weinſt du, Vater?“ fragte der Knabe ängſtlich. — „Komm, armes Kind,“ antwortete der Vater, den Kleinen auf den Arm nehmend, „komm, ſieh — die Mutter will ſterben!“ — Stöffele ſtieß einen lauten Schrei aus, als er die liebe Mutter erblickte. Das Kiſſen war mit Blut übergoſſen, und ſie lag da mit geſchloſſenen Augen, ſo ſtill und bleich, daß er ſie kaum mehr erkennen konnte.

„Mutter, liebe Mutter, was haſt du?“ ſchrie das angſtvolle Kind. — Dieſer Schmerzensruf drang an das ſchon halbgebrochene Mutterherz und rief das entſchwindende Leben noch einmal zurück. Sie ſchlug die Augen auf und ſtreckte mit einem traurigen Lächeln die Arme nach ihrem kleinen Lieblinge. Der Vater legte ihn neben ſie auf's Bett; ſie küßte mit ihren bleichen, zitternden Lippen die Thränen von den Wangen des Kindes; aber auf die ängſtlich wiederholte Bitte: „Mutter, liebe Mutter, ſtirb doch nicht!“ konnte ſie keine Antwort mehr geben; ihre Arme ſanken auf die Decke nieder und die müden Augen ſchloſſen ſich zum Schlafe — zu einem tiefen, langen Schlafe. „Komm,“ ſagte der Vater, den weinenden Knaben wieder von dem Bette nehmend,

wir müssen die Mutter ruhen lassen; du mußt dich still dahin setzen, bis ich wiederkomme — ich will den Doktor holen."

Stöffele saß in lautlosen Thränen an ihrem Bette und schaute, wie sie schlummerte. — Ach, sie schlief bald so leise, daß er keinen Athemzug mehr hörte. —

Der Vater kam mit Nachbarn zurück; sie traten leise in die Stube und standen flüsternd um das Bett herum, bis ein schwarzgekleideter Mann herein kam, der mit forschendem Blicke sich über die schlafende Mutter herbeugte. — „Ist keine Hülfe mehr möglich, Herr Doktor?" fragte der Vater ängstlich. — „Nein," antwortete der schwarze Mann, „sie bedarf keiner Hülfe mehr — sie ist todt — wohl schon über eine halbe Stunde."

Auf diese Worte folgten lautes Sprechen und Weinen durcheinander. Nur Stöffele blieb still; er glaubte nicht, daß die Mutter gestorben sei — sie lag ja so ruhig und freundlich da, als ob sie einen friedlichen, seligen Traum träume.

Allmälig gingen die Leute wieder fort bis auf wenige Frauen. „Stöffele," sagte der Vater, die Thränen trocknend, „geh' mit der Base in's Dorf hinunter — sie giebt dir Blumen für die Mutter." — Der Knabe ging nicht gerne von der Mutter weg; aber er dachte, wie sie die Blumen so gerne habe und jetzt war es Herbst und keine einzige mehr im Gärtchen vor dem Hause zu finden. Unterwegs freute er sich über die Freude, welche die Mutter bei ihrem Erwachen an den Blumen haben würde, und mit ungedul-

diger Haſt eilte er mit den zwei weißen Roſen, die ihm die Baſe gegeben, wieder heimwärts.

Als er nach Hauſe kam, lag die Mutter in einem langen, weißen Kleide auf dem Bette; über ihr Haar war ein weißes Häubchen gezogen, wie ſie's allemal zu tragen pflegte, wenn ſie Sonntags zur Kirche ging. Zwei Frauen falteten ihr gerade die Hände über die Bruſt, als ob ſie beten ſolle. —

„Gieb mir die Roſen," ſagte eine der Frauen zu Stöffele und ſteckte eine von den Blumen zwiſchen die gefalteten Hände der Mutter und die andere in die Haare unter das Häubchen. — Ach, wie lag ſie in ihrem Schmucke ſo lieb und freundlich, ſo ſtill und lächelnd! — Stöffele wartete den ganzen Tag auf ihr Erwachen, bis ihm ſelbſt der Schlaf die Augen ſchloß. —

Die ganze Nacht träumte er von der lieben Mutter. Es war ihm, als ging er in einem großen, ſchönen Garten voll duftender Blumen und blühender Bäume, auf denen ſeltſame Vögel herumflatterten. Die Mutter war immer einige Schritte voraus in einem Kleide, das hell leuchtete wie Sonnenſchein. Sie winkte und nickte, er ſolle ihr nachkommen; aber nie blieb ſie ſtehen und ging immer ſtarken Schrittes vorwärts; wenn ſie nach ihm umſchaute, legte ſie den Finger auf den Mund, als ob ſie nicht ſprechen dürfe. Dafür ſprachen die großen Vögel, die auf den Bäumen ſaßen. — „Geh' ſchnell, Stöffele," rief ihm da und dort einer vom Zweige herunter zu; deine Mutter hat geſagt, wenn du nicht ſchnell geheſt, werdeſt du ſie nicht mehr einholen können." — Stöffele eilte und lief, was ſeine Füße

vermochten; aber die großen Blumen ſchlangen ſich zwiſchen ſeine Schritte, wie ein verſtrickendes Netz, und dabei dufteten ſie ſo ſüße Wohlgerüche, daß er in ſeliger Betäubung ſtehen blieb, an Nichts mehr denken konnte, bis ihm wieder ein Vogel die Mahnung zurief, der Mutter nachzueilen. Endlich war er ihr nahe bis auf zwei Schritte — auf einen. — „Ich habe dich, liebe Mutter!“ rief er, die Hand nach ihrem weißen Kleide ausſtreckend, „ich habe dich!“ —

An ſeinem eigenen Rufe und der raſchen Bewegung erwachte Stöffele. Es war heller Tag; das ſchöne Traumbild, die duftenden Blumen und redenden Vögel waren verſchwunden und über den Erwachenden beugte ſich das bleiche Geſicht des Vaters herein. — „Was iſt dir, Stöffele?“ fragte er mit trauriger Stimme, „was rufſt du?“

„Ach, ich hatte einen ſchönen Traum,“ antwortete Stöffele, ſich langſam aufrichtend und umherſchauend — „ich meinte, ich ſei bei der Mutter — — iſt ſie noch nicht erwacht?“

„Nein, armes Kind,“ erwiderte der Vater, indem auf's Neue Thränen in ſeine Augen ſchoſſen, „ſie erwacht nicht mehr — du haſt keine Mutter mehr, Stöffele.“

Der arme Knabe ſtand auf und betrachtete die Mutter; ſie lag ſo lieblich lächelnd in ihrem weißen Kleide und Roſenſchmucke, wie er ſie in dem ſchönen Garten geſehen — nur ſtill und regungslos; ſie nickte ihm nicht freundlich, noch winkte ſie ihm, ihr nachzufolgen — und doch — war es auch ſo! — Stöffele meinte, wenn er lange unverwandten Auges auf ſie blickte, die bleichen Lippen fangen

an, ſich zu bewegen, um, wie ſonſt, freundliche Worte zu ſprechen, und die geſchloſſenen Wimpern zucken, um das liebevolle Auge leuchten zu laſſen. Der ſchöne Traum der Nacht und die traurige Wirklichkeit des Tages floſſen in der Seele des Knaben zuſammen und umhüllten ſein Herz mit einem mildernden Dämmerlichte, halb wachend, halb träumend ſaß er den ganzen Vormittag am Bette neben der Leiche. — Gegen Mittag traten ſchwarzgekleidete Männer in die kleine Stube. Sie trugen einen Sarg, den ſie auf den Boden ſtellten, die Mutter hineinlegten und hinaustrugen. — „Komm, Stöffele," ſagte der Vater, den Knaben bei der Hand faſſend; „wir wollen auch mit der Mutter gehen."

Draußen war's ein trüber, neblichter Herbſttag; viele ſchwarzgekleidete Leute ſtanden vor dem Hauſe, die ſich ſtill zu einem langen Zuge hinter dem Sarge her ordneten. Stöffele ging an der Hand ſeines Vaters wie im Traume; er wußte nicht, wie ihm geſchah, noch was überhaupt geſchehen ſollte. Von dem Dorfe herauf klangen die Glocken ſo feierlich, ſo geheimnißvoll, daß er manchmal meinte, das ſeien die Stimmen der Vögel, die ihm zuriefen, der Mutter nachzueilen. Aber als drunten auf dem Kirchhofe der Zug ſtille ſtand, die Mutter im Sarge in das dunkle Grab geſenkt wurde und der dumpfe Ton der darauf geworfenen Erde heraufſcholl, da erwachte der träumeriſche Schmerz des Knaben, und er ſchrie mit herzzerreißender Stimme: „Mutter, Mutter! komm' herauf — du kannſt da drunten nicht athmen — du mußt erſticken."

„Die Mutter iſt nicht mehr da im Grabe," ſagte der

Vater, den Knaben weinend auf den Arm nehmend; „die Mutter iſt jetzt droben im Himmel.“

„Im Himmel, wo die Engelein ſind und es ſo ſchön iſt?“ —

„Ja, dort; die Mutter iſt jetzt ſelbſt ein Engel.“

„Im Himmel — ein Engel“ — ſagte der Knabe ſinnend; „jetzt weiß ich's — ich bin die Nacht bei ihr geweſen — es iſt gar ſchön im Himmel, laß mich nur gehen, Vater, jetzt will ich nicht mehr weinen, da die Mutter im Himmel iſt — ich werde ſchon auch bald zu ihr kommen.“

Der kleine Stöffele hielt ſein Verſprechen; er weinte nicht mehr. Stundenlang ſaß er ſtill und nachdenklich, ohne ein Wort zu ſprechen; nur manchmal erzählte er dem Vater oder der alten Margreth, die jetzt das kleine Hausweſen auf der Halde beſorgte, was ihm die Mutter vom Himmel und den lieben Engelein geſagt, oder wie er ſie in der Nacht wiedergeſehen habe in dem großen, ſchönen Garten mit den duftenden Blumen und den redenden Vögeln auf den Bäumen. Die alte Margreth ſchüttelte bei ſolchen Erzählungen den Kopf und ſagte oft zum Vater: „Das Kind wird nicht alt — es iſt zu gut für dieſe Welt und lebt jetzt ſchon mehr da droben als hienieden.“ — Der Vater ſelbſt konnte ſich manchmal einer ſolchen Ahnung nicht erwehren; doch beruhigte er ſich, der Knabe ſei ſtark und geſund, wenn auch nicht mehr ſo friſch blühend wie ehemals, da er noch an dem lieben Mutterherzen gepflegt worden.

Am liebſten war Stöffele im Freien. Er ſchaute hinauf, wie am herbſtlichen Himmel die Vögel in langen

Wanderſchaaren nach den Bergen ſüdwärts zogen, ſo hoch droben, daß die großen Dohlen kaum wie ſchwarze Pünktchen erſchienen. — „Ach," ſeufzte dann der Kleine, wenn die Vögel über dem Walde oder am fernen Horizonte an den Wolken verſchwunden waren; „ach, wollte nur auch einer von ihnen zu mir herunterkommen; die fliegen ſo nahe am Himmel und manchmal in den Himmel hinein, daß ſie mir gewiß von der Mutter erzählen könnten; es wäre ſchön, wenn ich nicht nur ſo im Schlafe von ihr hören dürfte; ich wollte dann den Vögeln wieder erzählen, wie ich ſo gerne bei ihr wäre und daß ſie mich bald einmal am Tage holen ſollte."

Die Vögel, die an den Wolken und über die Wipfel der Wälder davon zogen, achteten lange nicht auf das Futter, das ihnen der Knabe im Gärtchen zur Lockung ausſtreute; aber als der Winter mit ſchneebedeckten Wäldern und Feldern hereinbrach, ſollten ſeine Wünſche erfüllt werden.

Es war ein grimmig kalter Winter. Die wilden Thiere kamen zu den Wohnungen der Menſchen heran, um die Nahrung zu ſuchen, die ſie draußen unter der hartgefrorenen Schneedecke nicht mehr finden konnten. Auch die Dohlen kamen nun in das Gärtchen und haſchten gierig nach jedem ausgeſtreuten Broſamen; aber ſie thaten ſcheu und wild, wenn Stöffele ſich ihnen nähern und fragen wollte, ob ſie die Mutter nie geſehen, wenn ſie ſo hoch droben in den Wolken geweſen. Sie flogen kreiſchend davon und ſetzten ſich auf die Bäume, bis er wieder in die Stube gegangen.

Einmal kam eine große Dohle mit altergrauen Flügeln und grauer Bruſt; die müſſe ſchon älter ſein, als der älteſte Menſch, meinte Margreth. Aber es war ein armes Geſchöpf, dieſe alte Dohle. Der obere Theil des Schnabels war ihr vorn zur Hälfte abgebrochen und nur mühſam konnte ſie das hingeſtreute Futter mit dem untern Theile aufſchaufeln — ihre flinkeren Begleiter ſchnappten Alles weg und hackten ſogar mit den Schnäbeln nach ihr, wenn ſie ihren Antheil vertheidigen wollte. Der gute Stöffele fühlte Mitleiden mit dem armen Thiere; — er jagte die gefräßigen Gäſte fort und ſtreute neues Futter. Die graue Dohle flog anfänglich mit den andern ebenfalls weg; aber nur wenige Schritte weit, und als Stöffele mit ſeiner ſanften Stimme anfing: „komm nur her, du Graue und iß — ich wollte nur die Andern jagen, weil ſie dir Alles wegnahmen," ſo horchte die Alte, gar bedächtig den Kopf hin- und herneigend, als ob ſie die Worte ganz deutlich verſtehen könnte. Sie trippelte allmälig näher und begann die Nahrung mit ihrem gebrochenen Schnabel ruhig und langſam aufzuzehren; dazwiſchen blickte ſie manchmal mit ihren ſchwarzen, glänzenden Augen aufwärts, als ob ſie Stöffele für die geſpendeten Gaben danken wollte.

Nachdem ſie Alles aufgegeſſen, blieb ſie ganz ruhig auf einem Fuße ſtehen und ſchaute ihren kleinen Wohlthäter an. „Hör' du Graue!" begann Stöffele, „biſt du noch nie ſo nahe am Himmel droben geweſen, daß du meine Mutter geſehen haſt?" Dabei deutete er raſch mit dem Finger in die Höhe. Der Vogel ſchwenkte den Kopf auf und nieder, als wolle er „ja" ſagen, ſchwang die Flügel und ſchoß mit

lautem Geſchrei aufwärts, gerade in der Richtung, wo Stöffele hingedeutet hatte. — „Jetzt weiß ich's;“ dachte der Knabe, dem Vogel nachſchauend; „die Graue kennt meine Mutter im Himmel, die wird ſchon wiederkommen und mir einen Gruß bringen.“

Und richtig — am folgenden Morgen kam die graue Dohle wieder mit einem ganzen Schwarme angeflogen. Sie blieb ruhig ſtehen, als Stöffele die Andern davon ſcheuchte und begann gierig das hingelegte Futter aufzuzehren. — „Du haſt wohl ſehr Hunger bekommen auf dem weiten Wege,“ ſagte Stöffele, „du armes Thierchen; haſt du meine Mutter geſehen, in dem ſchönen Garten, droben im Himmel?“ — Die Dohle öffnete den gebrochenen Schnabel und ſtieß laute, klagende Töne hervor; dabei ſchlug und flatterte ſie mit den Flügeln ſo ängſtlich, als ob ſie Etwas zu erzählen hätte, das ſie nicht ausſprechen und verſtändlich machen könne. — „Ach, ich verſtehe dich, arme Alte,“ ſagte Stöffele nach einer Weile, den Vogel mitleidig betrachtend; „du kannſt nicht reden da drunten, du kannſt nur im Himmel reden, wie ich's gehört habe, als ich einmal Nachts bei der Mutter droben war.“ Die graue Dohle krächzte und flatterte auf's Neue, als wolle ſie dieſer Anſicht beipflichten. — „Geh' nur wieder hinauf,“ fuhr der Kleine traurig fort, „und ſage der Mutter, ſie ſolle mich auch bald hinaufkommen laſſen — Stöffele möchte ſie ſo gerne wiederſehen und bei ihr ſein.“ — Der Vogel nickte mit dem Kopfe und ſchwang ſich in die Lüfte.

Von der Zeit an wurde der Verkehr zwiſchen Stöffele und der grauen Dohle von Tag zu Tag vertraulicher.

Während ſie die reichlich geſpendete Nahrung auffraß, gab er ihr ſeine kindlichen Aufträge an die Mutter, die über den Wolken lebte. Die gefiederte Botin brachte immer dieſelben klagenden, unverſtändlichen Antworten zurück; aber Stöffele glaubte ſie recht gut zu verſtehen; er dachte dabei, was das ſehnende Kinderherz ſich wünſchte, und ſann alle Mal wieder den ganzen Tag, was er der Mutter auf's Neue Freundliches und Liebevolles wolle ſagen laſſen.

Eines Tages — es war ſchon beinahe Abend und der Wind pfiff mit ſchneidendem Hauche über die gefrorenen Schneeflächen heran — kam die graue Dohle wieder geflogen. Eben wollte ſie ihre Mahlzeit beginnen, als eine andere herniederſchoß und mit haſtiger Gier das Futter wegſchnappte, daß dem armen Halbſchnabel Nichts übrig zu bleiben drohte. Stöffele verſcheuchte den ungebetenen Gaſt; aber die fremde Dohle ſetzte ſich nur auf den nächſten Baum und ſchrie und lärmte ſo wild, daß die graue, als ob ſie Angſt habe, ebenfalls davonflog. Kaum war ſie einige Schritte weit, ſo ſtürzte die andere von ihrem Baume auf ſie nieder und hackte mit ihrem ſpitzigen Schnabel ſo unbarmherzig los, daß die grauen Federn weit im Winde umherflogen. Die Alte erhob ein klägliches Hilfgeſchrei und Stöffele eilte, ungeachtet des aufwehenden Schneegeſtöbers, den Kämpfenden nach. Dieſe wälzten ſich, bald aufflatternd, bald wieder auf dem Boden ringend, dem Walde zu. Stöffele, mit fliegendem Athem nach, rufend und drohend, um den Feind von ſeinem Lieblinge wegzuſcheuchen; aber Alles vergeblich. Der hartnäckige Kampf ſpann ſich immer weiter fort in den Wald hinein, von Strauch zu Strauch, von

Busch zu Busch, bis Stöffele, immer ängstlicher hinterdrein laufend, endlich, ermüdet und erschöpft, tief im Walde an einer Eiche niedersank. Der Schweiß rann von seiner Stirn, während Händchen und Füße vor Kälte erstarrten. Das Geschrei der feindlichen Vögel wurde ferner und schwächer; in seinen Ohren begann es zu summen und zu brausen, als säße er an einem reißenden Strome, und vor seinen Augen schwammen und flimmerten die Bäume in der abendlichen Dämmerung durcheinander, wie verwehende Traumbilder. Die müden Lider senkten sich bleischwer zum Schlafe, und der dünne, gefrorene Schnee, den der Wind von den Zweigen schüttelte, überdeckte den kleinen Schläfer gar bald mit einem weißen, eisigen Schlafkleide. —

Als der Vater mit eingebrochener Nacht nach Hause kam, eilte ihm die alte Margreth mit der ängstlichen Frage entgegen, ob er Stöffele nicht im Dorfe gesehen. Er sei hinausgegangen, die graue Krähe zu füttern, dann habe sie ihn noch um das Haus herum rufen hören; aber hinein sei er nicht mehr gekommen. — „Er wird zur Base hinunter sein," sagte der Vater, „ich will nachsehen." Aber bei der Base war der Kleine nicht gewesen. Vergeblich wurde bei allen Bekannten herumgefragt — Niemand wußte von ihm. Vielleicht, daß er auf dem Eise verunglückt war; aber vergeblich wurde mit Fackeln und Laternen im Bache und auf den Teichen die ganze Nacht herum gesucht — Stöffele schlief ja draußen im Walde, auf seinem windumrauschten Schneebette.

Am frühen Morgen, als der Tag kaum zu dämmern begann, kam die graue Dohle mit lautem Geschrei an das

Haus geflogen; ſie kreiſte auf- und niederflatternd herum und ſchrie, als wollte ſie von ihrem kleinen Ernährer die gewohnte Mahlzeit fordern. Man achtete anfänglich des Vogels nicht; der Vater ſaß, von Jammer und den nächtlichen Anſtrengungen erſchöpft, in der Stube; die hülfebereiten Nachbarn ſtanden rathlos herum — Keiner wußte, wohin die Schritte lenken, um das verlorene Kind auffinden zu können. Daß es bei der grimmigen Kälte nach dem Walde gegangen, daran hatte auch keine Seele gedacht. Seine Spuren dahin waren über Nacht zugeweht worden.

Aber draußen ſchrie die graue Dohle immer ängſtlicher und ſchoß immer näher an das Haus heran; zuletzt ſetzte ſie ſich auf das Geſimſe vor dem Fenſter und ſchlug mit den Flügeln ſo heftig an die Scheiben, daß ſie zu zerbrechen drohten. — „Heilger Gott!“ ſagte die alte Margreth, „was nur das Thier hat, das weiß am Ende, wo Stöffele iſt — die kannten einander ſo gut, wie zwei Menſchen.“ — Die Männer wurden aufmerkſam und gingen hinaus. Die Dohle flatterte dem Walde zu, kehrte aber ſogleich wieder zurück, um den Weg von Neuem dahin zu nehmen, als wollte ſie die Leute auffordern, ihr nachzufolgen. — „Das iſt wunderbar,“ ſagte ein alter Mann, „es iſt eine graue Dohle — wir müſſen ihr nachgehen.“

Die Dohle flatterte vorwärts von Baum zu Baum, von Buſch zu Buſch in den Wald hinein. Manchmal kreiſte ſie ſchreiend über der ſuchenden Schaar, als ob ſie dieſelbe zur Eile antreiben wolle. Endlich blieb ſie tief im Walde auf einer Eiche ſitzen und erhob ein klägliches Jammergeſchrei.

Am Fuße dieſer Eiche lag Stöffele — als Leiche — über ſeinem Geſichte ein ſeliges Lächeln, als träumte er von der Mutter und dem duftenden Blumengarten, von dem er ſo oft geträumt, ſeit ſie geſtorben war. Er wird wohl auch mit einem ſolchen Traume zu ihr hinübergegangen ſein und ſie diesmal nicht verloren haben, als er von dem tiefen Schlafe aufgewacht.

Die graue Dohle flog noch oft mit ihrem klagenden Geſchrei an dem Häuschen auf der Halde herum, nachdem ihr kleiner Freund ſchon lange neben der Mutter auf dem Kirchhofe lag. Die Vögel hatten ihm, wie es dem Knaben geträumt, den Weg zur Mutter gewieſen.

Zum Samariter.

Im Herbſte des Jahres 1799 ſtand oberhalb des Dörfchens Hoſpenthal, da wo ſich die Gotthardtsſtraße um einen zerklüfteten Felſenvorſprung nach der Ebene in's Urſernthal hinabwendet, eine Gruppe Lemaner Scharfſchützen, die zur helvetiſchen Legion beim franzöſiſchen Heere gehörten.

Der Tag begann kaum zu dämmern und ein kalter, brauner Nebel rollte, von der ſcharfen Höhenluft bewegt, ſein weitflatterndes Gewand um die Felſenſpitzen, während er tiefer abwärts unbeweglich wie ein graues Meer über dem Thale lagerte. — Die Schützen ſtanden ſtill im Kreiſe herum an ihre Stutzer gelehnt. Kein fröhliches, lautes Geplauder, wie es ſonſt dem Völklein am Genferſee eigen iſt, wollte die peinliche Stille unterbrechen. Alle blickten ernſt und theilnehmend auf ein junges Mädchen, das mit heftigem Schluchzen auf einem ſchwarzen Mantel ſaß, der, am Boden ausgebreitet, den Gegenſtand ihrer Klage zu verhüllen ſchien. Nebenan auf der Straße lag ein todtes

Pferd, das von den Strängen eines bedeckten zweiräderigen Wägelchens losgeſchnitten war.

„Es wäre, glaub' ich," ſagte endlich der Sergeant, indem er ſich nach der Straße abwandte, „genug geweſen am Pferde ... meiner Treu."

„Du brauchſt dich nicht abzukehren, um deine naſſen Augen zu verbergen!" entgegnete ein Schütze, der etwas rückwärts auf einem Felsſtücke ſaß; „noch weniger aber verdiene ich deinen Vorwurf. Ich erkläre nochmals ... parole d'honneur, ... daß der Schuß am Wagen fiel, bevor ich angerufen, und erſt als das Pferd auf mein „Halt" noch immer fortrannte, hab' ich's niedergeſchoſſen. Mir war's, als ob eine Geſtalt durch den Nebel davon eile ... ich glaubte, es ſei Einer von euch. Auf Ehre, ſo iſt's gegangen," bekräftigte der Sprecher nochmals.

„Ich meinte nicht ſo —" begütigte der Sergeant, „ich wollte dir keinen Vorwurf machen, aber das arme Kind! das können wir doch nicht hier liegen laſſen."

„Noch viel weniger über die Berge mitnehmen," ſagte ein Anderer.

„Und drunten," fuhr der Sergeant fort, „leben die Leute ſelbſt wie verhungerte Wölfe in den Schluchten herum. Der Ruſſe hat den letzten Knochen aufgefreſſen."

Derjenige, der auf dem Felsſteine ſaß, duckte den Kopf, und blieb eine Weile vorwärts gebeugt, um unter dem Nebel durchſchauen zu können. — „Dort kommt Jemand," rief er ſichtlich erleichtert, „vielleicht iſt's ein barmherziger Samariter."

Die Schützen wendeten ſich, mit ſcharfen Blicken nach dem Ankömmling hinſchauend. — „Halt! Werda," rief der Unteroffizier, den Stutzer zum Anſchlage in die Höhe haltend. „Gut Freund!" war die Antwort.

„Ach, ich kenn' ihn," ſagte der Sergeant, die Waffe wieder auf den Boden ſtellend, „es iſt der Gemſen-Konrad. Heda, Waidmann! Hier giebt's edle Birſch!"

Ein noch junger, kräftiger Mann, mit Bergſtutzer und Waidmeſſer bewehrt, trat heran, den Schützen einen guten Morgen bietend. — „Ei, was habt Ihr da für eine niedliche Gefangene?" rief er, auf das Mädchen blickend.

„Die iſt für Euch, Konrad," antwortete der Sergeant, „meiner Treu ... Ihr müßt das Kind mit nach Hauſe nehmen; wir können's nicht mit über die Berge ſchleppen. Willſt du mit dem Manne da gehen?" wendete er ſich freundlich an das noch immer ſtill weinende Mädchen.

Das Kind ſchaute auf und wie eine freundliche Erinnerung glitt es über ſein thränenvolles Geſicht, als es den Gemsbart am Hute des Jägers erblickte. — „Ach," ſagte es raſch aufſtehend und Konrad das feine Händchen reichend; „ſie haben den Franz erſchoſſen und jetzt weiß ich nicht, wo der Vater iſt."

„Arme Kleine!" verſetzte der Jäger, ſich gerührt zu dem Mädchen niederbeugend; — „wie ſoll ich dir deinen Vater ſuchen helfen ... oder wie ſoll ich ihr Brod geben?" fuhr er gegen die Schützen fort. „Weib und Kind haben zu Hauſe ſelbſt keinen Biſſen, wenn mir nicht etwa ein Mur-

melthierchen anläuft. Die Ruſſen haben uns die letzte Ziege geſchlachtet *)."

„Ei was," meinte der Sergeant, „wo zwei ſatt werden, mag auch der Kleinen noch Etwas abfallen ... 's iſt ein Werk der Barmherzigkeit!"

„Ja, nehmt mich mit, guter Mann," bat das Kind, ſich an Konrad ſchmiegend.

„Wer weiß, ob mein eigen Weib und Kind nicht bald ſelbſt froh ſein werden, ein mitleidig Herz zu finden," ſagte dieſer ſinnend wie im Selbſtgeſpräche. Das Leben iſt ein unſicher Ding in dieſer gefährlichen Zeit, wo die blauen Bohnen an allen Stauden wachſen. Komm Kind, ich will dich mitnehmen."

Ein lauter Jubel begrüßte dieſe Worte, indem die Schützen heran drängten, dem wackeren Waidmann die Hand zu drücken. Konrad nahm das frierende Mädchen auf den Arm und wollte gehen. — „Halt, Landsmann!" rief der Sergeant, „nehmt dies noch mit; der arme Junge kann's doch nicht mehr gebrauchen."

Mit dieſen Worten rollte er den Mantel, der am Boden ausgebreitet lag, zuſammen; darunter lag eine Leiche im Prieſterkleide, aber das noch im Tode trotzige Geſicht und die über der Bruſtwunde, wie zur Abwehr, zuſammengeballte Fauſt zeigten nur zu deutlich an, daß der Todte das Gewand des Friedens nicht immer getragen haben mochte.

---

*) Beim Uebergange Suwarows über den Gotthardt im September 1799.

Das Mädchen verbarg das Geſicht an der Bruſt ſeines mitleidigen Pflegevaters und fing auf's Neue bitterlich zu weinen an.

„Ich denke faſt," ſagte der Sergeant, den Todten aufmerkſam betrachtend, „der Vater des Kindes könnte beim ruſſiſchen Heere ſein und dieſer Mann wollte mit der Kleinen hier nachreiſen ... 's iſt ein wacker Soldatengeſicht."

„Dann iſt ſie wohl eine Waiſe," erwiderte Konrad, den Mantel um das zitternde Kind ſchlagend, — „und dies da vielleicht ihr einzig Erbe. Die Kugeln der Franzoſen und die Waſſer der Reuß und des Schächen haben ſchlimm gehauſt; bis nach Altdorf hinunter ſoll die Straße von Todten bedeckt ſein und vom Glarnerland herüber hört man weiter abwärts Tag und Nacht die Kanonen krachen .... Armes Kind!"

Mit dieſen Worten kehrte er ſich von dem unheimlichen Anblicke ab und ſchlug mit ſeinem kleinen Gaſte den Rückweg nach ſeiner Hütte ein. Die Scharfſchützen gruben mit ihren Waidmeſſern neben der Straße ein dürftig Grab, in das ſie die Leiche des Unbekannten einſenkten. Statt des Leichengebetes feuerten ſie eine Salve über die Stätte, die in hundertfachem Echo durch die Felſen rauſchte; dann zogen ſie mit friſchgeladenen Stutzern den Weg aufwärts dem Gebirge zu. Die Nebel rollten dichter und feuchter zuſammen und bald war es auf der Stelle ſo ſtill, als ob ſeit Langem kein Menſchenfuß die Einſamkeit durchwandelt hätte.

Die Armuth iſt immer eine bittere Plage und der Hunger allerwärts ein ſchlimmer Hausgenoſſe; am drückendſten aber iſt er wohl einem Mutterherzen, das ſeinen kleinen Liebling darben ſieht. Iſt die Noth noch gar eine ungewohnte, plötzlich hereingebrochene, dann iſt ſie doppelt ſchwer zu ertragen. — Das hatte Martha, dem jungen Weibe Konrads, vor drei Jahren Niemand prophezeit, als ſie, die alten Eltern und Heimat verlaſſend, dem ſchönen Gemsjäger von Diſentis her über die Oberalp nach Urſern folgte. Die kleine Heerde auf der Alp und das ſichre Jagdrohr des Mannes brachten zur Genüge, was die einfachen Bedürfniſſe verlangten und mit redlichem Fleiße war ein leidlicher Wohlſtand zu erwerben. Aber jetzt war's plötzlich anders geworden. Der gierige, Alles verſchlingende Krieg, der ſeine ausgehungerten Heerſchaaren wie zerſtörende Lawinen durch die Gebirge wälzte, hatte die letzte Nothdurft des Lebens aufgezehrt, und Martha ſaß kummerbleich an dem Lager ihres Knäbleins, ohne zu wiſſen, mit was ſie beim Erwachen ſeinen Hunger ſtillen ſollte. Um das Häuschen herum ſah es trüb und traurig aus, wie im Herzen der armen Mutter. Die kleine Scheune, die vor Kurzem noch eine muntere Ziegenheerde beherbergt hatte, war niedergeriſſen und die ſchwarzen Brandſtellen auf dem Raſen bezeugten, daß das Holzwerk den Soldaten zu Wachtfeuern gedient hatte. Halbverbrannte Knochen, die zwiſchen der Aſche und den verkohlten Balken herumlagen, waren der einzige traurige Reſt, der von der nährenden Heerde zurückgeblieben war. Die Hausthüre ſelbſt war verſchwunden und der Eingang nur durch einige angelehnte Bretter verwehrt.

Der feuchte Nebel drang, vom Oſtwinde getrieben, durch die gewaltſam zerbrochenen Fenſter und die arme Mutter mußte, ſelbſt vor Froſt zitternd, über dem Kinde zuſammenkauern, um ihm vor der Kälte Schutz zu gewähren. Unaufhaltſam rannen ihre Thränen auf das Bettlein, während die Lippen in leiſem, inbrünſtigem Gebete zu Gott um Hülfe flehten. — Arme Mutter, iſt der Himmel taub für deine Bitten? —

Martha ſtand auf und ſchaute nach einem Mittel um, mit dem ſie die Fenſteröffnungen verſtopfen könne; aber die übriggebliebenen Kleidungsſtücke lagen als Decke über dem Kinde ausgebreitet und ſelbſt das Tuch, das ſonſt die mütterliche Bruſt umhüllte, war ſorgfältig um das Haupt des Säuglings gewickelt. Leiſe öffnete ſie die Stubenthüre und trat durch die kleine Küche an die Bretter, die den Hauseingang verſchloſſen. Vorſichtig ſchaute ſie durch die Ritzen; aber der dichte Nebel ließ ſchon den nächſten Baum und Strauch wie ſchattenhaft wankende Geſtalten erſcheinen. Sie wälzte raſch den ſchweren Stein am Boden weg, ſchob ein Brett auf die Seite und eilte in's Freie. Hier ſammelte ſie die halbverbrannten Strohhalme, die am Rande der Feuerſtätten herumlagen und eilte bald mit gefüllter Schürze in's Häuschen zurück, ohne in der Eile den Stein wieder vor den Eingang zu wälzen. Das Kind ſchlief noch immer und ein lächelnder Traum, der auf ſeinem Geſichte lag, beruhigte die Mutter, daß weder Hunger noch Kälte mit ihrer Qual an das junge Leben getreten.

„Ach," ſeufzte ſie, „könnteſt du ſchlafen, unſchuldiges Herz, bis beſſ're Tage dich wecken würden." — Dann machte

ſie ſich eifrig daran, mit den zuſammengebüſchelten Strohhalmen die Fenſterlücken zu verſtopfen.

Die bekümmerte Frau war mit dieſer Arbeit noch lange nicht zu Ende, als ſie plötzlich von hinten von zwei ſtarken Armen umfaßt wurde. Erſchrocken wandte ſie ſich um; aber der Angſtruf erſtarb vor Schreck auf ihren Lippen, als ſie den Mann erblickte, der vor ihr ſtand. Es war eine der zweideutigen Erſcheinungen, die, wie die Wölfe im Gefolge verheerender Peſtſeuchen, allerwegs an den Kriegsſtraßen ſich herumtrieben. Soldat, Spion und Räuber — waren ſie mehr als die geordneten feindlichen Heeresmaſſen das Entſetzen der geängſtigten Einwohner.

Martha hatte den Gegenſtand ihrer Furcht auf den erſten Blick erkannt. Die abgetragene Uniform, deren urſprüngliche Farbe kaum mehr zu unterſcheiden war, die gewaltigen, ſtarkknochigen Hände, die ſich beinahe bis zum Ellenbogen aus den kurzen Aermeln hervorſtreckten, noch mehr aber das verwitterte Geſicht, in dem unter buſchigen Brauen hervor zwei katzenartige Augen glühten — das Alles hatte ſich dem Gedächtniſſe tief eingeprägt. Der Mann war bei dem letzten vorüberziehenden Trupp Ruſſen, die noch verſchlungen, was die frühern übrig gelaſſen, als Dolmetſch geweſen.

„Ei, ei, hübſches Frauchen,“ ſagte er ſpöttiſch; „warum ſo erſchrocken? komm' ich dir etwa unerwartet?“

„Ich kenn' Euch nicht,“ antwortete Martha, mühſam nach Faſſung ringend; „aber lieb wär' mir's, Ihr ginget Eurer Wege. Ich habe ſelbſt keinen Biſſen Brod mehr und kann Euch Nichts geben.“

„Brod?“ erwiderte der Eindringling, ... „zum Teufel! Brod will ich auch nicht. Aber ſchon wieder gehen? .... Holla, Schatz! das hat Weile, bis dein Mann aus den Bergen heimkommt. Ich hab' ihn da droben hinaufklettern ſehen.“

Mit frecher Hand faßte er die arme Mutter, die im Bewußtſein ihrer Hülfloſigkeit vom tödtlichen Schrecken ergriffen an das Bett ihres Kindes zurücktaumelte.

„Hülfe, Hülfe! O Gott, haſt du mich ganz verlaſſen!“ ſchrie ſie mit erſtickter Stimme, ſich gegen den Wüſtling ſträubend.

„Nur nicht ſo wild, mein Täubchen,“ höhnte der Böſewicht, „ſieh', ich allein kann dir helfen ... ſonſt iſt Niemand da.“

„Ich glaube doch, Schurke!“ donnerte eine Stimme und im nämlichen Augenblicke fühlte ſich der Soldat von einer eiſernen Fauſt gefaßt. Als er den Kopf wandte, ſchaute er in die zornfunkelnden Augen Konrads der ihm unter derbem Schütteln zurief: „Was willſt du hier, Spitzbube?“

Ein ſcharfer Knall folgte und im Augenblicke war die Stube mit einer dichten Rauchwolke angefüllt. Konrad wankte rückwärts und mit einem herzzerreiſſenden Schmerzensrufe fing ihn ſein Weib in ihre Arme auf. Dann folgte tiefe Todtenſtille. —

Als ſich der Rauch verzogen hatte, war der Soldat verſchwunden. Konrad richtete ſich auf und ſchaute einen Augenblick verwirrt umher, während Martha in namenloſer Angſt an ſeinem Halſe hing. „Beruhige dich,

beruhige dich, Martha, ... 's ist Nichts; es hatte mich nur ein Wenig betäubt ... verdammt, daß mir der Teufel entronnen ist."

„O überlaß dem Himmel das Gericht," sagte Martha, der dieser neu erwachende Zorn die beste Beruhigung gewährte, aufathmend. — „Gott ... wo bist du verwundet?"

„Ach, guter Mann, da blutet Ihr," rief eine helle, mitleidige Kinderstimme.

Martha schaute erschrocken um. Erst jetzt bemerkte sie das fremde Mädchen, das, an Konrads Knie geklammert, mit tiefer Theilnahme in dem feinen Gesichtchen zu ihm emporblickte.

„Es macht Nichts, liebe Kleine," sagte er, die Blutstropfen, die an seinem schwarzen Haare hingen, mit der Hand abwischend, „die Kugel des Schurken hat mich blos ein Wenig gestreift. Aber nicht wahr, Martha," fuhr er lächelnd zu seiner Frau fort, als er sah, wie sie noch immer mit Staunen auf das Mädchen blickte, „nicht wahr, das ist ein hübsches Kind? Sieh', ohne dasselbe wär' ich nicht nach Hause gekommen und du das Opfer des ruchlosen Satan geworden."

„Dann ist's ein Engel!" antwortete Martha, leise mit ehrerbietiger Scheu zurücktretend.

Der kleine Konradle, der durch den Angstschrei der Mutter geweckt worden, aber bisher still in seinem Bettchen gelegen, begann in diesem Augenblicke in sehr vernehmlicher Sprache sich anzukündigen. Das riß die Mutter aus ihrem Staunen und sie eilte, den Kleinen auf den Arm zu nehmen.

„Martha," ſagte Konrad, das Mädchen auf den Schooß hebend, „ich bringe dem kleinen Schreihals da ein Schweſterchen." — Er erzählte den Vorgang an der Gotthardtsſtraße und ſchloß: „Ich glaube, der Himmel hat uns bereits einen Wink gegeben, was wir thun ſollen, Martha." — Die gerührte Frau zog das Mädchen, das ſtill und faſt ängſtlich zugehört hatte, in ihre Arme und küßte die feine, blendendweiße Stirne mit dankbarer Zärtlichkeit.

Dieſe ſchönen Gefühle mußten indeſſen bald wieder bittrern Betrachtungen weichen, die einen Augenblick durch die eben erzählten Vorgänge verdrängt worden waren. Konrad verſtand die Klage in dem trüben Blicke, mit dem Martha dem Säuglinge die Bruſt reichte. Er ſeufzte tief auf und lehnte die kummerheiße Stirne gegen das Fenſter.

„Haſt du gar Nichts mehr für das Mädchen?" fragte er nach langem Schweigen.

„Noch ein wenig Brod und Käſe iſt da, das ich für dich aufbewahrt habe, ... dort hinter dem Schranke iſt's verborgen."

Konrad zog den kleinen, in ein Papier gewickelten Vorrath hervor und legte denſelben auf das Tiſchchen. „Da iß, Kleine, du wirſt Hunger haben," ſagte er freundlich.

Martha traten die Thränen in die Augen, als ſie ſah, wie das Mädchen nur ein kleines Stücklein von dem Brode brach und das Uebrige wieder ſorgfältig auf den Tiſch legte.

„Konrad," ſagte ſie nach einigem Bedenken, „ſo können wir nicht länger ſein. Du ſagſt ſelbſt, die Thiere in den Bergen ſeien durch den Kriegslärm in die Gletſcher verſcheucht und bald wird wohl auch tiefer Schnee liegen.

Du mußt hinüber nach Diſentis zu meiner Mutter und kann ſie nicht helfen, ſo kann's des Vaters Bruder im Kloſter, der Pater Ambroſius. Der Joſt wird dich begleiten und bis du zurück biſt, geh' ich mit den Kindern zur Baſe hinunter in's Dorf."

„Es iſt ein ſchwerer Gang für mich, die Barmherzigkeit deiner Verwandten anzuflehen," erwiderte Konrad trübe; aber ich weiß ſelbſt keinen andern Ausweg. Morgen will ich's verſuchen.

Das Tavetſcherthal, das ſich von Diſentis bis Ruäras an den Fuß der Oberalp zwiſchen kahlen, himmelhohen Gebirgswänden hinaufzieht, iſt ein melancholiſches, unheimliches Thal. In der Tiefe peitſcht der Vorderrhein ſeine jungen Wellen ſchäumend gegen die Felſenufer, auf denen ſtundenweit keine menſchliche Wohnung zu erblicken iſt. Neben der ſchmalen, ſteinigen Straße ſteht hie und da eine kleine Kapelle, oft auch nur die Ruine einer ſolchen, an deren Mauer eine verblichene Inſchrift von dem gewaltſamen Tode eines Wandrers erzählt, der hier ſeine letzte Ruhe gefunden. Und vielleicht iſt es mehr noch dieſe Erinnerung an manche blutige Sage, als die unwirthliche Einförmigkeit der Gegend, welche dem Thale eine ſo düſtere Färbung verleiht.

Am folgenden Vormittage nach den oben erzählten Vorgängen kamen zwei junge Männer die Straße von Ruäras herab. Der ältere war in einen weiten, ſchwarzen Mantel gehüllt; der jüngere, mit einem kecken, faſt trotzi-

gen Geſichte, trug das weißgraue Ueberhemd des Urner-Aelplers. Sie gingen ſchweigend neben einander her und blieben nur manchmal ſtehen, um nach dem Toſen zu horchen, das wie ein ferner ununterbrochener Donner durch die Berge zur linken Seite zog. Der Nebel war etwas in die Höhe geſtiegen und ließ das Thal der Länge nach in trübem Lichte überſchauen, während der Himmel und die Gebirgshöhen zu beiden Seiten mit grauen Schneewolken verdeckt waren. Es war ein recht düſtrer Tag, wie ſie der Spätherbſt auch über mildere Gegenden ſchickt, wenn das letzte Blatt vom Baume ſinkt und die Erde, jedes Schmuckes entkleidet, ſich gleichſam in Trauer hüllt. Der düſtere Geiſt, der durch die ganze Schöpfung weht, erfüllt das Gemüth unwillkürlich mit bangen, drückenden Ahnungen.

So mochte den beiden Wanderern zu Muthe ſein; wenigſtens verrieth das nachdenkliche Schweigen keine frohen Herzen. — „Konrad," begann endlich der Jüngere, dem dieſe Stille zu peinlich wurde, „ich glaube, du biſt immer noch böſe, daß dich meine Mutter des fremden Kindes wegen ausgeſchmält hat. Sie meinte es gewiß nicht ſo ſchlimm."

„Ich weiß ſelbſt nicht, Joſt," erwiderte Konrad, — „ich konnte das arme, liebliche Kind doch nicht auf der Straße liegen laſſen, und allweg war's nicht ſchön von der Baſe, daß ſie mir deswegen meine augenblickliche Noth vorgeworfen hat.... Aber nein," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es iſt noch was Andres in mir: 's iſt mir heute ... ich kann ſelbſt nicht ſagen wie ... ich meine, das letzte Unglück müſſe erſt noch kommen."

„Daran iſt das trübe Wetter ſchuld," meinte Joſt; — „wir werden wohl auf den Abend tüchtig Schnee bekommen, und vielleicht macht auch das da drüben was ... horch!"

Das Krachen längs des Gebirges ließ ſich in dieſem Augenblick heftiger hören. Deutlich konnten die Beiden die einzelnen raſch auf einander folgenden Schläge unterſcheiden, denen dann durch die Klüfte das toſende Echo folgte.

„Das nähert ſich," ſagte Konrad ſcharf hinhorchend, „der Ruſſe wird über das Gebirge weichen müſſen."

„Mich wundert's nur, ob wir drunten nicht ſchon genug Kriegsvolk antreffen," ſagte Joſt, „dumm iſt's ſchon, daß wir unſere Stutzer daheim ließen ... recht einfältig. Indeſſen, das Waidmeſſer langt doch für ein Paar zudringliche Rippen." Dabei faßte der junge Mann nach dem Griffe der Waffe, die er unter ſeinem Hirtenhemde verborgen trug, als ob er im Augenblicke ſchon bereit wäre, die Klinge einem Gegner zu koſten zu geben.

„Komm, wir wollen vorerſt noch ein friedliches Werk verrichten," beſchwichtigte Konrad „und dann das Weitere dem Himmel überlaſſen."

Am Wege ſtand eine altersgraue Kapelle. Die Männer traten entblößten Hauptes hinein und beteten vor dem Bilde des heil. Georg um glücklichen Erfolg ihrer Reiſe und ungefährdete Heimkehr. —

Kaum erblickten ſie die weißſchimmernden Mauern und Thürme des Kloſters Diſentis, als ſie auch ſchon verworrenes Getümmel, Trompeten und Trommeln aus dem Flecken

vernahmen. Konrad rückte nun ſelbſt den Gurt zurecht, an dem ſein erprobtes Waidmeſſer hing. — „Wenn wir nur auch an geeignetem Orte den Kerl anträfen, der geſtern Martha einen Beſuch machte!“ ſagte Joſt, die Bewegung Konrads bemerkend. Dieſer gab keine Antwort, aber die zuſammengepreßten Lippen und das aufblitzende Auge ſprachen deutlicher als Worte.

Als die Beiden an den Ort herankamen, wimmelten Straße und Umgebungen von fremdem Kriegsvolke. Hier lagerte eine bärtige Koſakengruppe neben den abgemagerten treuen Roſſen, dort wärmten ſich öſtreichiſche Artilleriſten bei einem Feuer, das ſie aus den Reſten einer zerſchoſſenen Lafette angezündet hatten, während weiter ſeitwärts in einem Baumgarten rege ſteiriſche Schützen nach einer Scheibe ſchoſſen. Nirgends war ein Poſten ausgeſtellt; kein „Werda“ hinderte die Zu- oder Abgehenden — es war die chaotiſche Zuſammenfluth zerſprengter, flüchtiger Schaaren.

Unſere Wandrer hatten Mühe, ſich in den engen Gaſſen durch das Getümmel zu drängen. Nur auf dem Marktplatze war einige Ordnung bemerkbar. Hier ſtanden vor dem Amthauſe Kanonen aufgepflanzt, von einer Abtheilung ſteiriſcher Jäger bewacht. Konrad ſchaute nach dem Eingange des Hauſes, durch den Soldaten und Offiziere zu- und weg-eilten. — „Teufel!“ ſchrie er plötzlich auf, „da iſt er.“ — Mit raſchem Schwunge warf er den Mantel, mehr zornig und muthig, als beſonnen, über die rechte Schulter zurück und faßte ſein Waidmeſſer.

„Was iſt's?“ fragte Joſt raſch, ebenfalls nach ſeiner Seitenwaffe langend.

„Der Kerl von gestern ist dort auf die Hauptwache hineingeschlüpft," murmelte Konrad.

„Dann wollen wir aufpassen," meinte sein Begleiter eifrig, „der wird schon wieder herauskommen und ich müßte blind geworden sein, wenn ich ihn aus den Augen verliere, hab' ich den Burschen einmal gesehen."

Die Männer näherten sich dem Hause langsam und bemerkten in ihrem Eifer nicht, wie die Augen der wachthabenden steirischen Schützen sich nach ihnen wendeten, bis Konrads Widersacher plötzlich wieder in Begleit eines Offiziers unter der Thüre erschien und mit dem Finger nach den Beiden hindeutete.

„Der Schurke hat uns schon gesehen," flüsterte Konrad. „Ich meine, es ist besser, wir gehen ein Wenig auf die Seite ... sieh', dort treten sie unter's Gewehr."

Jost bemerkte ebenfalls, wie sie die Zielscheibe aller Blicke waren; aber kaum wendete er den Kopf nach einem Seitengäßchen, als hart hinter ihm die Worte ertönten: „Halt, du bist Gefangener!" — Konrad war von zwei Soldaten gefaßt.

Jost besann sich nicht lange. Den nächsten der Häscher am Halse packen und rückwärts auf das Pflaster werfen war das Werk eines Augenblickes. — „Um Gotteswillen fort, Jost," rief Konrad, „es sind ihrer zu viele da."

„Noch nicht," knirschte Jost und sprang mit einem so wüthenden Satze auf den Andern, daß der Soldat unter der Wucht des Anlaufes wie ein dürres Reis zusammenknickte. — „Aber jetzt fort!" schrie Jost, „dort um die Ecke." Konrad folgte seinem Befreier, ohne sich lange zu besinnen,

in raſchem Laufe die Straße aufwärts. Kaum hatte er einige Schritte gethan, knallten mehrere Schüſſe und er ſtürzte, am rechten Schenkel getroffen, blutend zu Boden.

Es war ſchon lange nach Mitternacht, als aus einem verfallenen Schuppen an der äußern Hofmauer des Kloſters Diſentis ein Mann ſchlich, der behutſam nach allen Seiten durch den niederwirbelnden Schnee umherſpähte. Der Wind pfiff mit unheimlichem Brauſen durch die öden Hofräume und rüttelte an der kleinen Glocke über dem Portale, daß ſie fortwährend leiſe, wie von unſichtbarer Hand angezogen, in die Nacht hinaustönte. Drunten lag der Flecken ſtill und lautlos. — „O, ich bin ſicher," murmelte der Mann, „kein Hund, geſchweige ein Menſch wird ſich bei dieſem Wetter hinauswagen, und im Kloſter iſt auch kein Licht mehr zu ſehen." — Langſam tappte er an der Mauer hin, bis er an ein Pförtchen gelangte. Dort legte er den Mund an das Schlüſſelloch und rief mit gedämpfter Stimme: „Gott und Sankt Hubertus!" — Sogleich drehte ſich ein Schlüſſel im Schloſſe. — „Biſt du es, Joſt!" fragte eine leiſe Stimme. — „Ich bin es," antwortete der Angeredete, durch das geöffnete Pförtchen in einen Mauergang tretend; „was habt Ihr für Bericht, Vater Ambroſius?" — „Traurigen, ſehr traurigen!" erwiderte der Mönch; „ach Gott ... die arme Martha! Das wird der Nagel zu ihrem Sarge ſein."

„Ihr erſchreckt mich, Vater, um's Himmels Willen, was iſt es?“ drängte Joſt.

„Konrad ſoll morgen erſchoſſen werden.“

„Erſchoſſen werden?“ ſchrie Joſt, in die Höhe ſpringend; „Himmel und Hölle! . . . erſchoſſen werden, ſagt Ihr?“

„Um Chriſti Willen, ſtill!“ flüſterte der Vater, „ſonſt ſind wir verrathen. Hier hilft weder Zorn noch Menſchengewalt; wir können blos noch an die Erfüllung der letzten Chriſtenpflichten denken.“

„Aber was hat er denn gethan?“ fragte der Jüngling, ſich mühſam bewältigend, indem Thränen des Zornes und Mitleides in ſeine Augen traten, „was hat er denn verbrochen, der brave, gute Konrad?“

„Was er gethan hat?“ erwiderte der Mönch, die Hände faltend. „O gnadenreiche Jungfrau! Wieviel unſchuldig Blut wird ſtündlich vergoſſen in dieſer argen Zeit! Geh', frage die tauſend und aber tauſend Leichen, die in den Schlünden liegen oder von den wilden Waſſern in die Thäler gewälzt werden . . . geh', frage, was ſie verbrochen haben? . . . Des Herrn Gerichte ſind unerforſchlich. Der Mann, der unſern Freund angeklagt hat, iſt, wie mir der Oberſt ſagte, ein erprobter, öſtreichiſcher Spion; er behauptet: Konrad ſpionire für die Franzoſen. Erſt geſtern früh habe er an der Gotthardtſtraße einen öſtreichiſchen Courier getödtet und beraubt, und ach . . . Gott ſei der armen Seele gnädig! . . . der Mantel, den Konrad trug, war . . .

für ein ungeübtes Auge kaum ſichtbar ... mit dem kaiſerlichen Adler bezeichnet."

„O der hölliſche Schurke!" fuhr Joſt wieder auf, „hat denn Konrad nicht geſagt, wie er zu dem Mantel kam, und daß der Spitzbube in ſein Haus gebrochen ſei?"

„Das hat er wohl geſagt, der arme Mann; aber die Kriegsrichter meinten, ein Spion ſei um eine Ausrede nie verlegen. Es müſſe, da ein Einfall der Franzoſen von dieſer Seite dem ganzen zurückziehenden Heere Verderben brächte, ein Exempel ſtatuirt werden. O du unglückliche, jammervolle Martha! Verleihe dir die gnadenreiche Jungfrau Kraft, das Elend zu tragen, das deinem Herzen bereitet iſt."

Joſt lehnte, während der Pater leiſe um Troſt und Ergebung für ſeine arme Verwandte fortbetete, die zornheiße Stirne gegen die kalten Mauerſteine, in ſeinem Innern die Ungerechtigkeit des Himmels und aller Heiligen anklagend, die einen Schuldloſen verderben ließen. Der Wind zog in ſo ſchauerlich klagenden Tönen an den Mauern dahin und rauſchte dann wieder ſo gewaltig und zornig um die Kuppeln der Kloſterthürme, als ob der Geiſt, der ihn herwehte, die widerſprechenden Empfindungen und Gedanken der beiden bekümmerten Herzen theilen könnte.

„Höre," begann endlich der Pater wieder, nachdem er ſein Gebet beendigt, „höre, Joſt, der einzige Dienſt, den du deinem Freunde noch leiſten kannſt, iſt der, daß du heimgehſt und ſeinem armen Weibe Kunde bringſt. Es mag ihr ein Troſt ſein für's ganze Leben, den Vater ihres Kindes noch einmal zu ſehen, ehe er für immer

von dannen geht. Leicht biſt du vor Tagesanbruch auf der Oberalp."

„Nein," erwiderte der Jüngling nach einigem Beſinnen entſchloſſen, „das thu' ich nicht ... das kann ich nicht!"

„Das willſt du nicht thun?" fragte der Vater verwundert. — „Nein, ich könnte es nicht," antwortete Joſt mit weicher Stimme, „den Jammer der armen Frau mit anzuſehen! ... nein, das trüg' ich nicht, und tröſten ... nein, ich kann nicht."

„Aber um Gottes Willen, bedenke, Joſt," ermahnte der Vater, „bis Mittag iſt das ganze Thal mit Ruſſen und Oeſtreichern bedeckt, die vom Panir*) kommen; willſt du deine arme Mutter auch noch zur kinderloſen Wittwe machen? Die Schläge, die du drunten auf dem Platze ausgetheilt haſt, ſind dir noch nicht vergeſſen, und dem armen Konrad kannſt du Nichts mehr helfen."

„Gleichviel ... ich bleibe, bis er todt iſt; ich will ihn ſterben ſehen ... und dann ..."

„Und dann?"

„Dann will ich mich dem Judas, der ihn verrathen, an die Ferſen heften, und müßte ich mich in mehr Geſtalten verkleiden, als der Satan ſich verkleidet, um eine Seele zu verderben. Der Schurke muß mit ſeinem Blute zahlen ... das ſchwör' ich!"

---

*) Gebirgspaß zwiſchen dem Glarner und Bündner Oberlande, über den ſich Suwarow vor den bei Zürich (25. und 26. Sept. 1799) ſiegreichen Franzoſen zurückziehen mußte.

„Barmherziger Himmel!“ seufzte der Pater, „Jeder denkt nur an Blut und Mord, und Keiner daran, Balsam in die geschlagenen Wunden zu gießen. So muß ich dem armen Weibe die Trauerbotschaft selbst über die Berge bringen.“

„Das thut, ehrwürdiger Vater,“ sagte Jost, gerührt die Hand des alten Mannes fassend; „es ruht ein Gotteslohn auf der That; aber ich kann ihn nicht verdienen. Unterdessen will ich sehen, ob es da droben auch noch Jungen giebt, die ein Schweizerliedlein pfeifen.“

Mit diesen Worten trat er rasch durch das Pförtchen in das Schneegestöber hinaus und bog mit eiligen Schritten von dem Kloster ab dem Gebirge zu. „O nur auch ein Dutzend!“ murmelte er vor sich hin, die geballte Faust drohend in die Höhe hebend; „nur auch ein Dutzend zur rechten Zeit über sie her und wir wollten ihnen aufspielen, daß sie den Tanz vergessen sollten. Der elende Schurke!“

Etwa eine Viertelstunde unterhalb Disentis trat der nächtliche Wanderer an die Thüre einer kleinen Hütte, die an einem überhängenden Felsen verborgen lag wie ein Schwalbennest unter dem Dache. Auf ein leises Pochen ward die Thüre geöffnet und Jost von einer kräftigen Männerstimme willkommen geheißen.

Das Unglück hat seine eigenen dämonischen Boten, die auf unsichtbaren Rennern das Land durchfliegen und an das Fenster jeder Hütte pochen, um ihre schwarze Botschaft

den erſchreckten Bewohnern zuzurufen. Manchmal geſchieht ein Unfall; die nächſte Nachbarſchaft hat noch Nichts davon erfahren und ſchon verbreitet ſich viele Meilen von dem Orte entfernt die Kunde mit Blitzesſchnelle durch das Land. Wer hat ſie gebracht? Ein Vogel in der Luft? oder ein vorüberwehender Windhauch? — Niemand kann es ſagen. Vielleicht auch hat ein bekümmertes Herz den Schlag mitempfunden, der ein verwandtes Herz getroffen und, von dem fremden Schmerze berührt, eine prophetiſche Ahnung ausgeſprochen. Hier liegt unſerm blöden Auge noch gar mancher geheime Faden verborgen, der ſich durch das große Seelengewebe der Menſchheit zieht und die einzelnen Maſchen dieſes Gewebes zuſammenhält.

Martha war nach ihres Mannes Abreiſe bei Konrads Baſe, Joſts alter Mutter, geblieben. Nach dem geſtrigen Vorfalle hätte ihr die Angſt in dem alleinſtehenden Häuschen draußen vor dem Dorfe keine Ruhe gelaſſen und hier bei den Verwandten gab es doch noch ein Stücklein Brod zu brechen. Freilich kam ein ſolches anzunehmen der armen Frau ſchwer an, als Joſts Mutter des fremden Kindes wegen zu ſchelten anfing; aber lange konnte ſelbſt die ſorgliche Alte dem lieblichen Fremdling nicht unfreundlich ſein. Es ging ihr wie dem Landmann, der hinauswandelt, ſein Feld zu beſchauen. Die fruchttragenden Halme ſtehen nur dünn geſäet auf dem Acker; aber dazwiſchen hervor nicken und neigen im leiſen Sommerwinde rothe und blaue Kornblumen mit ihren Blüthenhäuptern. Ueberall, wo eine ſolche ſteht, hätte eine Aehre Raum gehabt; doch ſchauen die Blumen

mit ihren glänzenden Blüthenaugen ſo ſtill und ſinnig zum Himmel empor, ſie ſprechen eine ſo geheimnißvoll und doch ſüßverſtändliche Sprache, daß endlich das Herz die Sorge läßt, um ſich zu freuen an der ſchönen Gotteswelt. — Das fremde Kind ſaß ſo ſtill und fromm, wie auf dem Gemälde in der Kirche des Dorfes die Engelein, die am Kreuze ſtehen, und wenn es ſeine großen, blauen Augen zu der mürriſchen alten Frau emporſchlug, da mußte ſie die ihrigen abwenden und es war ihr, als ob ſich ihre harten Gedanken vor dem Kindesblicke im tiefſten Winkel des Herzens verbergen müßten. Als es endlich gar mit ſeiner fremd und doch wieder ſo traulich klingenden Sprache bat: „Großmutter, ſeid mir und dem guten Manne nicht böſe; wenn ich den Vater wiederfinde, will ich ihm ſagen, wie gut Ihr gegen mich geweſen;“ da fuhr der Alten plötzlich eine Thräne in die Augen, ſie wußte ſelbſt nicht, wie ihr geſchah. „Ja, ja, kleine Hexe,“ ſagte ſie, mit faſt komiſchem Schluchzen, „du haſt mir's angethan; nein ... wenn dich Konrads nicht behalten können, ſo magſt du bei mir bleiben, du liebe, arme Kreatur.“

Solche Worte waren nöthig, um Martha's ſorgenſchweres Herz aufzuheitern. Lächelnd ſah ſie zu, wie der kleine Konrade dem Mädchen die Aermchen entgegenſtreckte und auf ſeinem Schooße lallte und handtirte, als ob er auf einmal die wichtigſten Dinge von der Welt zu erzählen hätte. — „Die verſteht's aber auch,“ ſchmunzelte die Alte; „ſieh' nur, wie zierlich ſie ihn anfaßt und auf die Arme nimmt, als hätt' ſie's in einem Grafenſchloß gelernt. Fragen

möcht' ich ſie doch noch einmal, wer und woher ihr Vater ſei." — „Ach, laß das noch für jetzt," bat Martha; „weißt, wie ſie heute weinte... wir wollen dem Kinde keinen neuen Kummer machen."

So vergingen die Stunden ohne weitere Bekümmerniſſe als diejenigen, welche eben die gegenwärtige hülfloſe Lage der kleinen Familie mit ſich brachte. Die Frauen ängſtigten ſich nicht viel um die Abweſenheit der Männer; ſie waren gewohnt, dieſelben Tage lang auf entfernten und oft gefahrvollen Wegen zu wiſſen; aber als der Nachmittag herankam, befiel das Mädchen plötzlich eine namenloſe Bangigkeit. Bisher hatte es ſtill und ruhig geſeſſen; jetzt fand es nirgends Raſt und eilte, wie von einem böſen Geiſte gejagt, ſeufzend von einem Orte zum andern. Vom Fenſter vor die Thüre, von der Thüre hinaus auf die Straße und ſchaute mit bangen Blicken nach der Oberalp, ob der „gute Mann", wie es ſagte, noch nicht heimkomme. Die Frauen achteten anfänglich wenig auf des Kindes Benehmen; aber als der Abend ſchneedrohend herannahte, als die Nacht ſtürmiſch und finſter hereinbrach und die Erwarteten noch immer nicht erſchienen, da kehrte die Angſt auch in ihren Herzen ein. Schon war es bald Mitternacht und noch Keiner gekommen. Vergebens hatten die Bangen gehofft, ließen ſich von Ferne Stimmen hören; vergebens waren ſie hinausgeeilt, wenn die Hausthüre knarrte — es war nur der Wind, der in gewaltigen Stößen von den Bergen zu Thale fuhr. Plötzlich ſtieß das Mädchen einen lauten Schrei aus und ſank, beide Hände auf die Bruſt drückend, mit geſchloſſenen

Augen rückwärts auf den Schooß Martha's. Die Weiber erſchraken und bemühten ſich, das Kind wieder aufzurichten. Lange ſchaute es mit großen, ſtarren Augen umher; dann ſagte es tiefaufſeufzend: „Ach, wie thut mir das Herz ſo weh; der gute Mann weint, weil er nicht heimkommen kann.“

Die Alte trat bei dieſen Worten erſchrocken zurück. Die Hände faltend ſprach ſie leiſe: „Heilige Jungfrau, nun iſt ein Unglück geſchehen. Das Mädchen ſieht es ... es iſt ein Sonntagskind!“

Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als mit leiſem Finger an das Fenſter geklopft wurde und die bekannte Stimme eines Nachbars die Alte auf ein Wort hinausrief. Martha ſetzte ſich todtenbleich auf das Bett ihres Kindes, dem in ſeinen friedlichen Träumen keine Ahnung zuflüſterte, daß es ſo bald eine Waiſe werden ſollte.

Draußen vernahm die Alte, der Nachbar komme von Andermatt herauf und drunten habe er überall gehört, der Gemſen-Konrad ſei in Diſentis gefangen und ſolle morgen erſchoſſen werden.

Ueber die Thäler breitete ſich noch tiefes nächtliches Dunkel, und nur auf den beſchneiten Höhen dämmerte ein kaum erkennbarer Morgenſchein. Der Sturm hatte ſich vor dem nahenden Tage gelegt. Die wilden Geiſter der Natur ſchienen zur Ruhe gehen zu wollen; aber der Jammer

im Herzen der Menſchen frägt nicht nach Tag noch Stunde.

Von Andermatt ſtieg die ſteilen Höhen der Oberalp hinan eine kleine Caravane, der nach ſchlaflos durchweinter Nacht auch der Morgen keine Ruhe bringen ſollte. Es war Martha mit ihrem Kinde auf dem Arme und Joſt's alte Mutter, die das fremde Mädchen an der Hand führte. Der Schnee lag fußtief, und mit jedem Schritte ſanken die Wanderer bis über die Knie in die weichen Maſſen; aber unaufhaltſam ſtrebte Martha vorwärts, obſchon ihr der Schweiß bereits in mächtigen Tropfen auf der Stirne ſtand, und noch war nicht der zehnte Theil der Höhe erklommen; noch lag Andermatt drunten am Fuße in der dunkeln Tiefe ſo nahe, als könnte man's mit Einem Sprunge erreichen.

„Ich kann nicht mehr!" ſeufzte die alte Frau, indem ſie keuchend in den Schnee ſank; — „ich kann nicht mehr, und wenn es mein Leben gelte ... wenn ich auch das liebe Geſicht meines Joſt nicht mehr ſehen ſollte! ... O, ich altes, unnützes Geſchöpf!"

„Geh' zurück, Baſe," ſagte Martha tief aufathmend; „geh' zurück, ich komme allein hinüber, ... du mußt ja nicht, es iſt ja nicht Joſt," fuhr ſie ſchluchzend fort — es iſt ja Konrad ... Konrad allein."

„Ja, ich muß zurück," keuchte die Alte, „die gnadenreiche Jungfrau und alle Heiligen geleiten dich, Martha.... Gottes Troſt über Konrad,... ich will die Kleine wieder heim nehmen."

„Nein, nein, Großmutter," ſagte das Mädchen, ſeine

Hand raſch zurückziehend; „ich muß mitgehen, ich bin daheim über manche Berge gegangen, ich kann's ſchon und der gute Mann wartet auf mich."

Die Alte fing an zu weinen. „Geh', Kind ... geh'; ich bin allein, grüße den Joſt, wenn er ſterben muß, will ich der Erde auch nicht mehr zur unnützen Laſt ſein. Die Heiligen ſeien mit euch."

Sie ſchaute den Wandrern noch weinend und betend nach, als ſie ſchon lange in der Dämmerung verſchwunden waren; dann ſuchte ſie mit wankenden Schritten den Rückweg zum Dorfe auf.

Vor den Weiterziehenden dehnte ſich unabſehbar von Höhe zu Höhe das Schneegefilde. Ueber die fernen Spitzen blitzte allmälig ein hell'rer Morgenſchimmer und überhauchte die Nebel, die zwiſchen den Felſen hingen, mit röthlichem Dämmerſcheine; aber Troſt konnte er keinen bringen. Er zeigte der bangen Seele nur deutlicher das ferne Wanderziel, während der Schnee in immer mächtigerm Weben vor den Füßen ſich aufthürmte. In der weiten Winteröde war nicht einmal die Spur eines Wildes ſichtbar — es lag in Schluchten verſteckt oder hatte ſich unter dem Schnee gebettet. Kein Laut verkündete Leben in der furchtbaren Einſamkeit; nur der keuchende Athem und das träumeriſche Lallen des Kindes in den Mutterarmen unterbrachen die Todtenſtille. —

Wie war es anders damals, Martha, als du am Arme deines Bräutigams, eine frohe Braut, dieſes Weges daherzogeſt! Als du von dieſen Höhen hinunterſchaueſt, wo

deine neue Heimat lag? — Damals hing ein blühender Frühling über den Thälern und die ſonnenbeglänzten Schneeſpitzen leuchteten über die braunen Felſen herein, wie die weißen Roſen, die deine dunkeln Haare ſchmückten. Unter deinen Füßen ſchmiegte ſich das grüne Sommerkleid der Alpenwieſe und berauſchte das hoffende Herz mit ſüßen Düften aus tauſend Blüthenkelchen. — Und jetzt? — — Siehſt du dort — iſt das nicht die Felswand, hinter der verborgen dich Konrads Freunde mit luſtigen Schüſſen und Alphornklängen begrüßten? — Dort um die ſcharfe Ecke biegt der Weg nach Ruäras. Damals führte er dich her zu Luſt und Freude, damals führte er dich zum Brautbette — und jetzt? — — Unglückliche Martha! jetzt führt er dich zur blutigen Richtſtätte deines Mannes. — O haltet aus, ihr ſchwindenden Kräfte, ermüdet nicht, wankende Füße — eine Minute verloren und du kommſt zu ſpät. Das freundliche Licht der Augen iſt erloſchen und kann dir keinen letzten Abſchiedsgruß mehr zuwinken; die Lippen ſind verſtummt und tröſten mit keiner Hoffnung auf ein Wiederſehen — auf ein baldiges Wiederſehen, wenn der Schmerz das arme Herz gebrochen haben wird. — — Oder wie? flüſterte dagegen eine tröſtende Stimme, iſt es auch wahr, das Entſetzliche? Iſt Alles nicht blos im Munde der Leute zu dem Erſchrecklichen, Undenkbaren geworden? — Und wenn nicht — haben die Richter keine Herzen? ſind keine Väter darunter, die den lallenden Säugling verſtehen und bei den Thränen einer armen Mutter an die ferne Gattin und die unſchuldigen Kleinen denken müſſen? — O eile, eile, in

deinen Händen liegt Leben oder Tod — das theuerſte Leben auf dieſer Erde.

Von ſolchen Gedanken gejagt, eilte Martha aufwärts. Das Tageslicht lag bereits mit voller Klarheit über den blendendweißen Schneeflächen; aber vor ihren Augen ſchwebte eine flimmernde Dämmerung, wie ſie mit verſchwimmenden Schatten die Blicke des Einſchlafenden umzieht. Auf ihrer Stirn ſtand in großen Perlen der Angſtſchweiß; aber die ermatteten Glieder vermochten den geflügelten Wünſchen nicht mehr Folge zu leiſten. — „Dort noch die letzte Höhe," ſagte ſie mit ſtockendem Athem, „und wir ſehen in's Thal hinunter." — Langſamer, mit unſicherm Schritte arbeiteten ſich die Müden durch die aufgethürmten Schneemaſſen; hörbar klopften die Schläge in der Bruſt und die fiebriſchen Pulſe pochten, als ob ſie die Schleuſen des Lebens ſprengen wollten. Endlich war die Höhe erreicht; aber — da zeigte ſich dem bangen Blicke kein geöffnetes Thal, drüben ſchloſſen ſich himmelhohe Felſen zu einer undurchdringlichen Mauer zuſammen und hart vor den Füßen glänzte der ruhige Spiegel eines Alpenſee's. „Heilige Mutter Gottes!" ſchrie Martha, von Entſetzen gelähmt, „wir ſind verirrt, der Himmel hat kein Erbarmen." — Eiskalte Schauer rieſelten über ihre Glieder und auf die Augen ſenkte ſich tiefe Finſterniß. Mit einem letzten Seufzer ſank ſie, das Kind an die Bruſt drückend, leblos zuſammen.

Der kleine Konradle war bei dem Schmerzensrufe aufgewacht und ſuchte mit erſtarrten Händchen leiſe wimmernd nach der Mutterbruſt. Verzweiflungsvoll ſtand das Mädchen

neben der Ohnmächtigen, ſie mit bangen Worten anrufend; aber das erſchöpfte Leben lag in tiefem Schlummer und hatte alle Sorgen dieſer Welt Gott anheimgeſtellt.

Das Kind ſank mit gefalteten Händen neben Martha. Die Lippen bewegten ſich in leiſem Gebete, aber auf die Augen ſenkte ſich allmälig ein unwiderſteblicher, bleierner Schlaf nieder. Das Knäblein war an der Mutterbruſt wieder ſtill geworden und ſchon neigte das Mädchen ſein blondes Köpfchen ebenfalls zum tödtlichen Schlummer. Da traf plötzlich durch die Todtenſtille ein weithin in den Felſen verhallendes Echo an ſein Ohr. Das Mädchen erhob ſich und ſtrich mit der Hand über die müden Augen, den betäubenden Schlaf zu verſcheuchen. Horch, noch einmal — ein deutlicher Laut wie Hundegebell. Mühſam erhob es ſich, nach der Gegend hinhorchend, woher die Laute kamen und fing mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte an um Hülfe zu rufen. Der Hund ſchwieg einen Augenblick und eine ferne, menſchliche Stimme ſchien ihn zum Suchen aufzumuntern! Bald erſchien das kluge Thier über dem nächſten Hügel am Rande des See's, ein lautes Freudengeheul ausſtoßend, als es die Verirrten gewahr wurde. Einige Minuten ſpäter tauchte hinter den Schneewellen ein Mönch hervor, von einem Laienbruder gefolgt; aber vergebens rief das Mädchen dieſe Freudenbotſchaft mit ſüßen Schmeichelnamen in die Ohren der armen Mutter — ſie lag ſtarr und bleich mit halbgeſchloſſenen Augen, als ob die gequälte Seele für immer Ruhe gefunden.

Als der Vater herantrat und ſich über das Geſicht der

Ohnmächtigen herabbeugte, floſſen die hellen Thränen in ſeinen grauen Bart. „Arme Martha,“ ſagte er weinend, „ſo iſt die Trauerbotſchaft meinen alten Füßen vorausgeeilt und hat dein Herz getroffen, bevor ſie ein tröſtendes Wort mildern konnte. Gebe dir der Himmel, des armen hülfloſen Kindes wegen, die Kraft, die ſchwere Prüfung dieſes Tages mit Ergebung hinzunehmen.“

Der Pater Ambroſius hatte die, welche er in Ilrſern ſuchen wollte, hier im Gebirge gefunden.

Um Diſentis her wälzte ſich ein Kriegsgewimmel, wie es hier wohl nie mehr geſehen worden, ſeit die Völkerwanderung ihre Schwärme in dieſe einſamen Thäler hinaufgedrängt. Das ruſſiſche Herr, in vollem Rückzuge begriffen, ordnete hier ſeine noch disponibeln Kräfte, um einer befürchteten Flankenbewegung der Franzoſen über die Oberalp her entgegenzutreten. Oeſtreichiſche Schaaren, von Chur und aus dem Engadin herbeigezogen, ſollten die Maßregel unterſtützen helfen. In dem Orte ſelbſt war die militäriſche Ordnung wiederhergeſtellt. Am Vormittage war der öſtreichiſche General von Plinzgau mit einem zahlreichen Stabe angelangt und immer noch rückten von Stunde zu Stunde neue Schaaren mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen heran. Auf dem Marktplatze empfingen ſie Nahrung und Munition, um weiter hinauf die Straße nach Ruäras zu ziehen.

Hinter den Reihen eines öſtreichiſchen Regimentes, das in weitem Bogen aufgeſtellt war, um den Platz vor der Hauptwache frei zu halten, drängte ſich den Häuſern am Marktplatze entlang eine bunte, neugierige Volksmenge. Aber auf wenigen Geſichtern ſchien ſich das ſorgloſe Vergnügen müſſiger Schauluſt abzuſpiegeln. Die Männer blickten ernſt und unmuthig und zwiſchen den einzelnen Gruppen wurden hier und da leiſe, aber eifrige Geſpräche geführt. Manche geballte Fauſt erklärte das haſtig geſprochene Wort und in manchem Weiberauge war eine Thräne zu erblicken; aber der machtloſe Grimm mußte ſich verbergen und das Mitleid konnte dem armen, im Thale wohlbekannten Gemſen-Konrad, der dieſen Nachmittag erſchoſſen werden ſollte, wenig helfen. Die Militärbehörden ſchienen die Execution abſichtlich zu verzögern, um die Zuſchauermenge anſchwellen zu laſſen — ſollte ja doch ein abſchreckendes Exempel ſtatuirt werden.

„'s iſt vorbei — es läßt ſich heute Nichts mehr machen, Joſt," raunte ein breitſchultriger Mann in der braunen Jacke des Oberländer Gemsjägers ſeinem Nachbar zu; „geſtern in der Unordnung wär's gegangen, aber heute läuft Alles ſchon wieder wie am Schnürchen ... wie auf dem Paradeplatze, Joſt."

Der Angeredete, in dem wir, trotz ſeiner Umwandlung in einen Bündner Jäger, Konrads Freund von Urſern erkennen, ſchien dieſer Anſicht nur nothgedrungen beizupflichten. Mit einem zornigen Fluche zwiſchen den Zähnen murmelte er: „Aber Einer muß doch dran glauben! ... Siehſt

du, wie der Spitzbube dort ſchmunzelnd und grinſend herumſchleicht?“ Dabei winkte er mit ſeinem blitzenden Auge hinüber nach der Thüre des Rathhauſes, wo der öſtreichiſche Spion nachläſſig ſchlendernd auf- und niederging.

„O gönn' ihm noch die Freude,“ entgegnete der Andere bitter; „bis morgen wird er ſchon erfahren, wie weit ein ſich'res Auge und eine gute Bündnerkugel reicht.“

„Oder eine Urnerfauſt,“ murmelte Joſt; „'s wär' ſchade um eine ehrliche Schützenkugel für den Schurken.“

Das raſch und heimlich geführte Zwiegeſpräch unterbrach der Ton einer gedämpften Trommel. Um die Ecke herum ſchwenkten den Platz herauf zwei Grenadier-Kompagnien, zwiſchen denen ſechs ſteiriſche Jäger marſchierten, den kurzen Stutzer im Arm. Vor dem Rathhauſe wurde „Halt“ kommandirt und der ſchauerliche Ton der Trommel verſtummte.

„O jetzt geht es an!“ ſeufzte Joſt, beide Hände auf's Herz drückend; „könnt' ich nur auch ein Gebet für die arme Seele ſprechen! aber ſieh', der verfluchte Schurke, wie er grinſt und lacht ... Ha, ſo wird der Teufel lachen, wenn deine Seele zur Hölle fährt.“

„Nun, wenn es denn ſein muß, ſo zielt gut, ſchwarze Schützen,“ raunte der Bündner. „Sieh' Joſt, die machen Geſichter, als ob ſie ihre Stutzer auch lieber zu was Anderm gebrauchen würden ... Gott ſteh' mir bei, dort bringen ſie ihn.“

Konrad erſchien, mit der Rechten auf die Schulter eines Geiſtlichen geſtützt, unter der Rathhausthüre. Sein Gang

war in Folge der erhaltenen Schenkelwunde unsicher; sein Gesicht bleich, aber ruhig. Unwillkürlich entblößten sich die Häupter und ein Gemurmel des Zornes und Mitleidens ging durch die Menge, dem selbst die Soldaten nicht wehren mochten. Der Vater deutete auf den Spion und ermahnte Konrad, seinem Ankläger noch zu verzeihen, ohne Groll und Haß seinen letzten, schweren Gang anzutreten. „Meine Verzeihung nützt ihm Nichts," antwortete der Gefangene mit lauter, fester Stimme — „der Himmel wird ihm Recht sprechen."

Das kecke Manneswort ergriff die Soldatenherzen und von Glied zu Glied lief die Reihen hinunter ein mitleidiges Beifallsgemurmel, während die sechs steirischen Schützen, wie auf Kommando, vor ihrem Opfer die Stutzer schulterten. Eine Weile folgte tiefe Stille, die auf einmal durch schnellen Hufschlag unterbrochen wurde.

Durch die obere Straße, die thalaufwärts führt, kam ein junger Offizier, von zwei Dragonern begleitet, herangesprengt. Die zusammengedrängte Menge war kaum im Stande, den raschen Rossen auszuweichen. — „Halt, Kamerad!" rief der Ankömmling, vor dem Rathhause aus dem Sattel springend, dem Offiziere zu, der die zur Execution beorderten Grenadiere befehligte. „Vielleicht bekommt ihr bessere Arbeit als die da." Er gab die Zügel seines Pferdes einem seiner Begleiter und sprang die Treppen hinauf durch die Thüre.

„Was ist das?" flüsterte Jost erstaunt seinem Nachbar zu, „kommen die Franzosen, oder..." — „Ich weiß

nicht," erwiderte der Bündner, „aber Etwas muß im Spiele ſein ... ſieh' dort, wie ſich der Spion an der Mauer hinabdrückt!"

„Aufgepaßt!" ſagte Joſt, ſeinen Feind mit ſcharfem Auge verfolgend, „daß wir bei der Hand ſind, wenn's Lärm geben ſollte. Gieb den Andern das Zeichen."

Aber in dieſem Augenblicke wurde ſeine Aufmerkſamkeit ſelber von dem Gegenſtande ſeines Haſſes abgezogen. Ueber den Platz herab kam ein gar ſeltſamer Zug, der den Schriftgelehrten an die Flucht nach Aegypten erinnert hätte. Auf einem Saumthiere, das ein alter, ehrwürdiger Mönch am Zaume führte, ſaß eine junge, bleiche Frau, mit einem Kinde im Arme; nebenher ging der Laienbruder, das fremde Mädchen an der Hand.

„Barmherziger Himmel!" ſeufzte Joſt, „'s iſt Martha und Ambroſius. Das kann ich nicht anſehen." Er verbarg ſein Geſicht in beide Hände und aus den Augen, die bisher nur vom Feuer des Zornes und der Rache geglüht hatten, ſtürzten die hellen Thränen.

Der ſonderbaren Caravane trat aus dem Rathhauſe haſtig ein älterer Offizier entgegen, bei deſſen Erſcheinen ſämmtliche Truppen das Gewehr präſentirten. Mit tief erſchütterter Stimme rief er, auf das Mädchen zueilend und es in ſeine Arme ſchließend: „Bertha, Bertha, mein geliebtes Kind ... ſo hab' ich dich wieder!"

„Si zum Kukuk," rief der Bündner Jäger, indem er Joſt mit dem Ellenbogen anſtieß, „ſo mach' doch deine Augen auf ... was das für Geſchichten giebt!"

Joſt blickte auf. Drüben lag Martha an der Bruſt Konrads, dem der General, das Mädchen an der Linken führend, die Rechte entgegenbot.

„Was iſt das?“ fragte Joſt, freudig erſchrocken ſeine Thränen trocknend ... „was giebt es?“

„Was es giebt?“ erwiderte der Andere ernſt — „ich glaube, der Himmel iſt bereits im Begriff, dem Spitzbuben ſein Recht zu ſprechen, wie Konrad vorhin ſagte ... ſieh', wie er ſich durch die Soldaten herabſchleicht.“

„Der will entwiſchen,“ ſchrie Joſt, dem die alte Wuth wieder in's Herz zurückkehrte; — „auf ihn, auf ihn.“

„Nein, ſchau' dort,“ jubelte der Bündner, „der General umarmt die Martha!“

Aber Joſt nahm ſich keine Zeit zum Schauen. Mit Alles überrennender Haſt drängte er durch die Menge nach der Richtung, in der der Spion verſchwunden war. Der Bündner ließ einen kurzen, gellenden Pfiff ertönen und im Augenblicke eilten von allen Seiten kräftige Geſellen in brauner Jägerjacke den nämlichen Weg, den Joſt eingeſchlagen hatte.

Auf einen Wink des Generals ſchwenkten die zwei Grenadier-Kompagnien mit den ſteiriſchen Schützen vom Marktplatze ab. Konrad, der wohl noch nicht begreifen konnte, wie ihm geſchah, wurde von dem jungen Dragoneroffizier in's Rathhaus zurückgeführt. Martha folgte ihm an der Hand des Generals, in banger Freude weinend, während Bertha in kindiſcher Luſtigkeit vor ihnen her die Treppen hinauftanzte.

Das Staunen und die Theilnahme der Menge an diesem unerwarteten Vorfalle machte sich in lautem Beifallrufen Luft, das vielstimmig von einem Ende des Platzes zum andern erscholl. Noch war es nicht verhallt, als der junge Offizier wieder unter der Thüre erschien und mit hastiger Geberde Jemand zu suchen schien; dann bewegte er seine Hand gegen die Menge, als er ob ihr Schweigen gebieten wolle. — „Herr Hauptmann," überschrie der Bündnerjäger, der beobachtend stehen geblieben war, mit gewaltiger Stimme den sich legenden Lärm, — „Herr Hauptmann! wenn Ihr den Spion sucht ... er wird nicht weit weg sein, ... wir haben gute Polizei hier zu Lande; holla, Jungen!"

Diesem Rufe folgte wie vorhin ein scharfer Pfiff, der aus einer entfernten Seitengasse erwidert wurde. Das Volk schwieg erwartungsvoll und der Offizier trat rasch zu dem Rufer heran. — „Was hat das zu bedeuten?" fragte er betroffen den Bündner. — „Herr Hauptmann," erwiderte dieser, die Hand zum militärischen Gruße an den Hut legend; „ich kann's Euch jetzt schon sagen. Wenn der unschuldige Konrad erschossen worden wäre, so hätte ihm sein falscher Angeber Gesellschaft leisten müssen ... zwar nicht in den Himmel, aber in die Hölle hätten wir ihn geschickt. Das haben wir uns, ein Dutzend Bergjungen, auf unsere Büchsen zugeschworen. Ich glaube, jetzt sind wir nicht mehr nöthig. Seht, dort bringen sie ihn."

Der Spion, jetzt ein verächtliches Jammerbild feiger Todesangst, wurde von seinen Verfolgern herbeigeschleppt. Durch die unerwartete Wendung von seinem Gewissen ge-

ſchlagen, bekannte er, was der Leſer bereits vermuthet hat. Er hatte gewußt, daß der kaiſerliche General von Plinzgau, in der Hoffnung, die Straßen würden überall durch das ruſſiſche Heer von den Franzoſen geſäubert werden, einem Vertrauten ſein einziges Töchterchen übergeben, um daſſelbe über den Gotthardt an den Rhein zu bringen. Auf reiche Beute hoffend, hatte der Spion dem Diener auf dem Gotthardt abgepaßt und war, nachdem er denſelben meuchlings erſchoſſen, von den Lemaner Schützen verſcheucht worden. Um ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen und ſeine eigene Rache zu befriedigen, hatte er den zufällig in Diſentis mit dem Mantel des Getödteten bekleideten Konrad des Mordes angeklagt.

Das Urtheil über den Unglücklichen war bald gefällt und vollzogen. Joſt hatte Recht gehabt; der ehrenvollere Tod durch eine Kugel iſt ihm von den Richtern verweigert worden. —

„Aber nun," ſagte der überglückliche General, der ſein einziges Kind ſeit Tagen verloren geglaubt, Konrad dankbar die Hand ſchüttelnd, „wie kann ich Euch lohnen, wackrer Samariter? Die ausgeſtandene Todesangſt und den Jammer Eurer guten Frau kann ich nicht vergelten; aber Euer Vieh und Eure Habe ſind Euch geraubt; Eure Wohnung faſt in Trümmern. Ihr ſeid ein Jägersmann; in den ſteiriſchen Gebirgen habe ich ein Jagdſchloß. Dorthin zieht mit Weib und Kind und ſchaltet und waltet nach Euerm Belieben ... es ſoll Euch an Nichts mangeln. Die Gemſe ſpringt dort auch über die Felſen."

„Ich kann Euer großmüthiges Anerbieten nicht anneh-

men," ſagte Konrad nach einigem Beſinnen gerührt; „ich muß in meinen Bergen, die ich von Kind auf kenne, und bei meinen wackern Freunden leben."

„Art läßt nicht von Art," erwiderte der General lächelnd; „der Adler kreiſt am liebſten um die Felſen, in denen ſein Neſt gelegen. So muß ich auf andre Weiſe an Euch zu denken ſuchen, wackrer Mann." —

Tags darauf zog Konrad mit Weib und Kind, von Joſt begleitet, über die Oberalp zurück, reichlich genug beſchenkt, um die Noth des Winters abwehren zu können; aber als der Schnee geſchmolzen war und die Erde wieder zu grünen anfing, da begann auf der Urſern-Wieſe, wo Konrads Hütte ſtand, ein Leben und Treiben, ein Hämmern und Sägen, als ob die fleißigen und kunſtfertigen Erdmännlein aus der Felſenſchlucht hervorgekrochen wären. Schon im Sommer ſtand zur Stelle ein niedliches Haus, mit geräumigen Scheunen und Ställen, in denen ſtattliche Kühe und Ochſen muhten. Nachdem der letzte Nagel geſchlagen war, ſtellte der fremde Baumeiſter noch eine Leiter an und meiſelte in den breiten Stein, der über der Thüre den Querpfoſten bildete, die Inſchrift: „Zum Samariter." — „So hat's mir der General, der Edle von Plinzgau, befohlen!" ſagte er, Konrad die Schlüſſel des neuen Hauſes überreichend. —

Wer heut zu Tage die Gotthardtſtraße hinaufgeht, ſieht das Haus oberhalb Hospenthal rechter Hand in der Wieſe ſtehen. Die Perſon, die in unſrer Geſchichte kein Wort geſprochen, erzählt dieſelbe auf freundliche Anfrage

viel beſſer, als es hier geſchehen — nämlich der kleine Konrade, der freilich ſeitdem etwas größer geworden iſt. Am liebſten aber erinnert er ſich, wie Bertha von Plinzgau viele Jahre nach obigen Ereigniſſen, als er ſchon lange die erſten Hoſen abgetragen hatte, mit ihrem jungen Gemahle zum Samariter eingekehrt und zehn Tage daſelbſt Vater Konrad und Mutter Martha durch ihre Schönheit und fröhliche Laune faſt närriſch gemacht habe.

Ein Opfertod.

Ich habe ſchon über manchem Grabe den letzten Segen geſprochen, ſchon auf manchen Sarg, der eine liebe Leiche umſchloß, die erſte Scholle geworfen, aber noch kaum bin ich mit bewegterem Gemüthe von einem friſchen Grabe gekommen, als eben in dieſem Augenblicke. Und doch war der Todte, den wir beſtattet, nur ein armes Menſchenkind, mit dunkeln Tagen der Vergangenheit und trüben Blicken in die Zukunft, arm an Allem, was wir Menſchenglück zu nennen pflegen; aber reich an jenem Muthe des Herzens, an jener opferbereiten Kraft des Gemüthes, die auch dem Aermſten den Adel göttlicher Abſtammung verleiht. Ich will, mir ſelbſt zum Gedächtniß und Andern vielleicht zur Mahnung, die Geſchichte des Todten mit wenigen ſchlichten Worten niederſchreiben.

Als ich vor Jahren dem einſamen, abgelegenen Dorfe als Seelſorger zugewieſen wurde, betrat ich daſſelbe mit dem friſchen Muthe, den die Ausſicht auf eine ſegenbringende

Wirkſamkeit verleihen kann. Mein Vorgänger im Amte, ein bereits alternder, vielleicht auch etwas bequemer Herr, hatte die Stelle niedergelegt, weil ihm die Bürde zu ſchwer geworden. Die Verarmung hatte in dem abgeſchloſſenen Dorfe ſeit einigen Jahren in bedenklichem Maße zugenommen und auf den Pfarrer fiel die große Pflicht, dem Uebel mit Rath und That entgegenzutreten. Der gebirgige Boden lohnte die Arbeit des Landmanns nur mit kärglichem Ertrage und der geringe Nebenverdienſt reichte für Andere kaum aus, das theure Brod zu erſchwingen, von den übrigen täglichen Bedürfniſſen des Lebens nicht zu reden. In gar manchem Häuschen, wo früher ein, wenn auch geringer, Wohlſtand geherrſcht, hing jetzt der leere Bettelſack und Mancher, der ſonſt eine Kuh oder ein Paar Ziegen zur Weide geführt, ging nun mit dem Bettelſtabe über Land. Er kehrte jeden Abend ärmer zurück, als er am Morgen ausgezogen, ärmer an Muth und Kraft zur nährenden Arbeit, ärmer an Selbſtvertrauen und Selbſtachtung, die den Menſchen in der Noth allein vor ſchlimmen Wegen zu behüten vermag. Hier that Hülfe dringend noth, nicht nur äußere, leibliche Hülfe, ſondern auch die Hülfe des aufrichtenden Wortes, des erweckenden Rathes und wo dieſe nicht ausreichten, wohl auch die ſtrenger mahnende Strafe. Mit dem Entſchluſſe rüſtiger Arbeit auf dem Felde, dem heut zu Tage ſo viel böſer Same entkeimt, betrat ich meine neue Pfarrgemeinde.

Von den Vorſtehern wurden mir als unverbeſſerliche Bettler vor Allem „des Waldfritzen“ bezeichnet. Ich beſchloß, die Leute ſofort zu beſuchen, um mich von ihren Verhält-

niſſen, ihrem Thun und Treiben mit eigenen Augen zu überzeugen. Das Häuschen lag am oberſten Rande des kleinen Thales, hart am Saume des Waldes und von den nächſten Häuſern des Dorfes durch einen breiten Erlen- und Buchenhang abgeſchloſſen. Es war eine recht ſtille Einſamkeit da oben, aus der aber die Noth das beſchauliche Behagen ſchon längſt verſcheucht hatte. Der Waldfritz beſaß früher einige Aecker, aber ſchlimme Jahre und eigenes Ungeſchick zwangen ihn, dieſelben zu verkaufen. Nun taglöhnerte er hie und da, allein der müſſiggängeriſche Bettel ſagte ihm beſſer zu, als die harte Arbeit; er wanderte daher fleißig über den Berg nach der reichern Thalſchaft hinüber, und ſeine Frau unterſtützte ihn eifrig in dieſem Geſchäfte. Es waren eben zwei unanſehnliche Leutchen, ſchwach an Kraft des Leibes und einfältig an Verſtande, denen nicht leicht Jemand ein Almoſen verſagen konnte. Man hätte ſie vielleicht ihre Wege gehen laſſen, da vorauszuſehen war, daß an ihnen nicht mehr viel zu beſſern ſei; aber ſie hatten zwei Kinder, bei denen der Eltern Beiſpiel und Anleitung bereits Eingang gefunden. Dieſer wegen mußte Rath geſchafft werden.

Als ich das erſte Mal nach dem Häuschen hinaufging, waren nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Geſichte, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blauaugen ſchauten. Er gab mir verſtändigen Beſcheid, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Eltern ſchon am Morgen auf den „Heuſchet“ gegangen und vor Abend nicht heim kommen werden. Auf mein Befragen, ob er und ſein

Schweſterchen auch Hunger leiden müßten, ſchüttelte er den Kopf bedächtig und meinte, im Winter hätte manchmal der Vater oder die Mutter Nichts gegeſſen, aber ſie Beide haben immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Eltern denn auch recht lieb ſeien, beantwortete der Kleine: O ja freilich, faſt noch lieber als der Herrgott.

Ich verließ die arme Hütte nicht, ohne eine Hoffnung mitzunehmen. Wie ſehr auch das kleine Hausweſen verkommen ſein mochte, es lebte darin ja noch die Liebe, der Geiſt, der erlöſt und befreit, kräftigt und überwindet, der ermuthigt und erhebt, alles Gute ſchafft und wirkt und ohne den allein der Menſch ein tönend Erz und eine klingende Schelle iſt. Ich mußte jedoch bald erfahren, daß mich meine Hoffnung, ſo lange nur zu den gewöhnlichen Mitteln der Ermahnung oder auch Drohung Zuflucht genommen wurde, getäuſcht hatte. Die Gewohnheit des müſſiggängeriſchen Umherſtreifens hatte bei den Alten zu tiefe Wurzeln geſchlagen, um ſo leicht ausgerottet werden zu können. An Kräften ſchwach, langſam und unbehülflich in allem Thun waren ſie an keine regelmäßige Arbeit mehr zu gewöhnen. Verſtändige und hülfbereite Leute, die ſie anfänglich auf mein Zuthun in Taglohn genommen, mußten ſie bald wieder entlaſſen, da ſie einer rüſtigen Thätigkeit oft mehr im Wege ſtanden, als dieſelbe fördern halfen. Die Bettelwege wurden alſo trotz aller Beihülfe immer wieder von Neuem begangen und es war unvermeidlich, daß die Kinder den Fußſtapfen der Eltern nachgingen.

Es mußte ein neues Mittel verſucht, der junge Weizen von dem alten Unkraute geſchieden werden. Auf mein

eigenes Anrathen entſchloß ſich der Gemeindevorſtand, den unverbeſſerlichen Eltern die Kinder wegzunehmen und dieſelben bei rechtſchaffenen und fleißigen Leuten unterzubringen, den Alten aber je nach Bedürfniß die nöthigſte Unterſtützung zukommen zu laſſen. Ein verſtändiger Webermeiſter erbot ſich, beide Kinder mit einander in Koſtgeld zu nehmen; da ſollte wenigſtens der Knabe vorerſt die Weberei erlernen.

Dieſe Wegführung der Kinder aus dem elterlichen Hauſe jedoch iſt mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Es war an einem kühlen Herbſtabend, als ich ſelbſt nach dem Waldhäuschen hinaufſtieg, die Kleinen abzuholen, um ſie zu ihren neuen Pflegeeltern zu führen, die faſt eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfes entfernt wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung ſchon benachrichtigt, ſaßen um den kleinen, runden Tiſch herum, auf dem einige geſottene Erdäpfel nebſt verſchiedenartigen, zuſammengebettelten Stücklein Brodes lagen; aber noch war kein Biſſen von dem ärmlichen Abſchiedsmahl berührt und Jedes ſaß in ſich zuſammengekauert, laut und bitterlich vor ſich hinweinend.

Dieſer Anblick rührte mich, gab mir aber zugleich wieder eine neue Hoffnung auf die Zukunft. Ich ſagte den Eltern, daß es nur von ihnen abhänge, wie bald ſie die Kinder zurückerhalten wollten. Sobald ſie nur die ſichere Gewähr gegeben, daß ſie dem Bettel aufrichtig entſagt, ſich wieder an ehrenhafte Arbeit gewöhnt und auch die Kinder draußen etwas Rechtes gelernt hätten, ſtünde dem Wiederzuſammenleben ja Nichts mehr im Wege. Daneben wollte

ich nicht unterlaſſen, dieſe gegenſeitige Anhänglichkeit zu beloben und dadurch die bedrückten Herzen an der gebotenen Hoffnung aufzurichten. Der Knabe hatte bei meinen Worten bald zu weinen aufgehört und es ſtand auf ſeinem verſtändigen Geſichte deutlich zu leſen, daß in der jungen Seele ein ernſter Vorſatz reife. Endlich erhob er ſich, faßte ſein Schweſterchen bei der Hand und ſagte: „Komm' du jetzt nur mit, Mariele; der Herr Pfarrer verſpricht ja, wenn wir nur recht brav ſeien, werd's nicht lange dauern. Das glaub' ich und ich will ſchon bald ein rechter Weberknecht werden. B'hüet Gott, Vater und Mutter, am Sonntag komm' ich mit Mariele zu euch heim." Damit wandte er ſich ruhig ab und führte das noch immer ſchluchzende, aber ſich willig fügende Schweſterchen der kleinen Thüre zu. —

Es vergingen zwei Jahre und der Gemeindevorſtand konnte mit mir über das Geſchehene mehr als zufrieden ſein. Die kinderloſen Pflegeeltern unſerer jungen Schützlinge waren über deren Betragen alles Lobes voll. Schon nach einem halben Jahre hatte der wackere Webermeiſter erklärt, daß er für die Zukunft kein Koſtgeld mehr verlange und das bereits Empfangene verwende er zur ſaubern Neubekleidung der fleißigen Kinder. Es war auffallend, wie raſch ſich dieſe in dem neuen Leben auch körperlich entwickelten. Friedle war nun mit kaum ſechszehn Jahren ein hübſcher und gewandter, aber ernſter und beſcheidener Burſche, der in Arbeitsgeſchicklichkeit bereits mit ſeinem Meiſter wetteiferte. Mariele blieb in ſeinem Thun etwas langſam, auch konnte ſeine Bruſt das Weben nicht ertragen; aber von früh bis ſpät drehte es emſig das Spulrad und half daneben

der Meisterin bei ihren häuslichen Arbeiten. An den Sonntags-Nachmittagen sah man die beiden Geschwister bei Sonnenschein und Regen, Schnee und Kälte das Dorf hinaufwandern, nach der einsamen Hütte am Waldrande.

Auch mit den Eltern war eine fast unerwartete Veränderung vorgegangen. Seit der Trennung von ihren Kindern hatte keines den Bettelsack mehr angerührt. Das Eine oder Andere kam regelmäßig am Samstag zum Armenpfleger, um die ihnen zugesprochene Unterstützung abzuholen. Daneben gingen sie in Taglohn, wo sich eben Etwas fand, freilich ohne dabei Viel auszurichten, die alten Stämme vermochten nicht mehr auszuschlagen, wenn sich auch ein neuer Saft in ihnen regte. Uebrigens hatte besonders ich manche schwere Noth mit ihnen. Die Kinder waren kaum ein Vierteljahr aus dem Hause, die winterliche Einsamkeit lag über dem Lande und mochte das Leben in der abgelegenen Hütte droben am Berge wohl still genug einschließen, als die beiden Alten schon jammernd und klagend daher kamen und betheuerten, daß sie es ohne ihre Kinder daheim nicht mehr aushalten könnten; man solle ihnen wenigstens Eines zurückgeben. Dabei beriefen sie sich auf mein Versprechen und ihre Besserung, da sie seit so und soviel Wochen kein Stücklein mehr als Almosen geheischt und Arbeit genommen, wo sie solche gefunden hätten. Es wollte mir nicht gelingen, die alten Leutchen auf eine spätere Zeit zu vertrösten, bis ich an Friedle selbst einen willkommenen Beistand fand. Der Knabe erklärte mit entschiedener Festigkeit, nicht heimkehren zu wollen, ehe er ein fertiger Weber geworden. Auch Mariele wollte er nicht von sich lassen, obwohl dies bei den

ſonntäglichen Beſuchen manche Thräne koſtete. Jetzt endlich jedoch konnte dem Herzenswunſche der Eltern entſprochen werden. Der Pflegevater erklärte, daß Friedle nun wohl ſeinen Beruf einzig betreiben könne, in beſondern Fällen wollte er ihm auch noch im elterlichen Hauſe Aushülfe leiſten. Der Gemeindevorſtand beſchloß nun, dem jungen Weber einen Stuhl in dem Waldhäuschen herſtellen zu laſſen, und nach Oſtern, wo Friedle confirmirt wurde, ſollten beide Kinder zu ihren Eltern heimkehren. Als ich bei der Konfirmationsfeier dem Knaben den Spruch zum Segen gab: Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe — ſchaute er mich mit einem rührenden Lächeln an, das wohl heißen konnte: Bei mir ſoll das Wort des Herrn nicht auf Felſen gefallen ſein.

Mit dieſem Oſtern war nun auch in dem Waldhäuschen ein neues Leben erſtanden. Als ich ſpäter hinaufging, krappelte um daſſelbe eine fröhliche Thätigkeit. Die Mutter und Mariele ſchleppten auf einem kleinen Karren Steine herbei und führten dafür friſch aufgeworfene Erde hinweg. Unter der Vorderſeite des Häuschens, dem blühenden Thale zugewendet, ſtanden hackend und ſchaufelnd in einer ſchon mehr als mannstiefen Grube Friedle und ſein Vater beiſammen, die losgelockerte Erde mit kräftigem Schaufelſchwunge hinaufwerfend. Da wurde der kleine Webkeller gegraben, in den der neue Webſtuhl hineingeſtellt werden ſollte. Nach Monatsfriſt war Alles blank und fertig und durch das kleine Kellerfenſter mit hübſchgrüner Rahmung klapperte luſtig die Weberlade, während Mariele droben im Stübchen das Spulrad ſchnurren ließ. Die beiden Alten döſelten

vergnügt und über das neue Treiben halb verwundert um das Häuschen herum, oder gingen auch in das Dorf hinab und erzählten ausführlich, was Friedle für ein wunderbar schönes und feines Tuch webe. Etwa zwei Wochen später sah ich den Alten in frühester Morgendämmerung das Dorf durchwandern, einen Bündel auf dem Rücken und einen mächtigen Stab in der Hand. Am Abend kam er müde, aber freudestrahlenden Gesichtes zu mir und wies in der kaum halbgeöffneten Hand zwei blanke Fünffrankenthaler. Das war der wohlverdiente Lohn für die erste gelieferte Arbeit Friedle's, die der Vater heute nach Lenzburg hinuntergetragen hatte.

Von der Zeit an hörte die von der Armenpflege bisher gereichte Unterstützung auf. Friedle hatte seinen Eltern schon erklärt, daß sie keinen Kreuzer solcher Gabe mehr annehmen dürften und die ohnehin vielbelastete Gemeinde war natürlich froh, dieser Beschwerde enthoben zu sein. Sie glaubte ihre Pflicht gethan zu haben und sich nun um die Leute nicht ferner bekümmern zu sollen. Ich theilte leider diesen Glauben mit den Andern. —

Auf den vielversprechenden Frühling folgte indessen eine nasse, in der hochgelegenen Gegend oft kalte Sommerzeit mit dürftiger Ernte. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse stiegen schon vor dem Eintritte des Winters im Preise, während aller Arbeitsverdienst, wo er auch zu finden war, fortwährend im Preise sank. Es stand eine schwere Zeit vor der Thür. Viele unbeschäftigte Hände suchten das Brod für den hungernden Mund, wo es zu finden war; der Arme, der nicht heimlichem Bettel nachlief, kam an die Gemeinde,

Manche thaten auch Beides zugleich. Da dachte ich wohl bisweilen an die Häusler droben am Walde und an ihren jungen Ernährer, aber wenn ich Friedle manchmal nach dem Gottesdienste fragte, wie es daheim gehe, gab er stets die ruhige Antwort: es geht schon, Herr Pfarrer, ich danke Euch. Es kam mir zwar vor, der Jüngling sei in letzterer Zeit auffallend bleich geworden und er schien auch Etwas gebückt zu gehen; aber da er erwiderte, es fehle ihm Nichts, schrieb ich sein verändertes Aussehen dem starken Wachsthum zu. Einmal, im Beginn des Winters, entschuldigte Friedle seine Schwester, daß sie nicht zur Kinderlehre komme. Mariele kränkelte etwas und da meine er, es wäre nicht gut, wenn sie bei dem nassen Wetter so weit vom Berg herunterkomme. Ich versprach, einmal selbst an den Wald hinaufzukommen; aber wie es geht, die von allen Seiten hereinbrechende Noth füllte mir Gedanken und Hände mit Arbeit und ich vergaß das Versprechen.

Spät in der Sylvesternacht wurde ich auf einen entfernten Hof hinaus zu einem Sterbenden gerufen. Das ganze Dorf hinauf regte sich noch ein fröhliches Leben, wie es am Jahresschluß in dieser Gegend herkömmlich ist. Der laute Gesang, der von hüben und drüben durch die kalte, sternschimmernde Nacht ertönte, ließ von der Noth der übrigen Tage wenig ahnen, da sich zu dieser Frist selbst der Sparsamste und Sorglichste ein Gutes thut und sich der Hoffnung auf ein glücklicheres, neues Jahr überläßt. Durch manches niedrige Fensterlein eines Bettlerhäuschens leuchtete heller Lichtschimmer und um das Tischchen, auf dem die ärmlichen Geschenke lagen, lärmte die Kinderschaar. Auch

die Armuth muß ihren Feſttag haben, wenn das Gemüth nicht in dumpfe Muthloſigkeit verſinken ſoll; daher waren heute auf mein Veranſtalten die Aermſten gemeinſam mit allerlei Gaben beſchenkt worden, wie ich ſie den Winter lang zu dieſem Zwecke von den Hablichern und Wohlthätigen geſammelt hatte.

Als ich lange nach Mitternacht von dem Sterbelager zurückkehrte, hatte ich im Sinnen über den Wechſel menſchlicher Dinge, über das Räthſel dieſer Welt, das den Tod ſo nahe an das blühende Leben ſtellt und im ſteten Kreislaufe das Eine aus dem Andern gebiert, den breitern Fahrweg verfehlt und den Fußpfad betreten, der am Waldhäuschen herabführt. Drunten war das Dorf ſtill geworden, aber zu meiner Verwunderung brannte noch ein Lichtlein im Waldhäuschen. Jetzt kam mir das Mariele wieder in Sinn, ob daſſelbe vielleicht kränker geworden und ſie bei ihm wachen mußten, oder ob ſich die Leutchen auch noch des Jahreswechſels freuten. Neugierig und geräuſchlos trat ich durch die unverſchloſſene Hausthüre; aber in der kleinen Stube ſaß Friedle allein am Spulrade, alle Uebrigen waren zu Bette gegangen. Er erſchrak heftig bei meinem plötzlichen Anblicke und ich konnte auch nichts Beſſeres thun, als mit freundlichen Worten auseinanderzuſetzen, wie ich zu ſo ungewohnter Stunde hierherkomme.

Der Jüngling erzählte mir hierauf, daß Mariele noch immer kränkle und darum auch nicht ſo viel Spülchen machen könne, als er brauche; die Eltern aber ſeien gar ungeſchickt dazu und nicht recht im Stande, das Auseinanderhaspeln des Garns zu lernen. Heute Nacht habe er noch

keinen Schlaf gehabt und d'rum gedacht, er wolle ſelbſt ein Wenig ſpulen, damit er übermorgen wieder frühzeitig fortweben könne. Man muß gegenwärtig recht Ernſt haben, wenn Etwas verdient werden ſoll, ſetzte er mit trübem Lächeln hinzu.

Dieſe nächtliche Arbeit beunruhigte mich auf dem Heimwege, ich wußte ſelbſt nicht recht warum. Friedle's Erklärung hatte gerade nichts Auffallendes, er hatte ſie auch in ſo ruhigem und unbefangenem Tone abgegeben; aber die Vorſtellung, daß der gute Junge die Nacht, in der Jeder ſeine Sorge gerne abzulegen oder gegen eine fröhliche Hoffnung zu vertauſchen ſucht, arbeitend durchwacht habe, bemühte mich und der Gedanke an das ſchöne, liebefreudige Gemüth, dem dieſer Fleiß entſproſſen, wollte mir keine rechte Erquickung gewähren. Ich nahm mir daher vor, bald nach den Feiertagen dem Waldhäuschen einen weitern Beſuch zu machen.

Als ich nach einigen Tagen den ſchmalen Schneepfad gegen das Häuschen hinaufſchritt, klapperte mir ſchon von Weitem Friedle's emſige Weberlade entgegen. Der Vater war wieder mit gefertigter Arbeit nach Lenzburg gegangen, die Mutter handtirte mit einem kleinen Beil an einigen dürren Aeſten herum und Mariele ſaß hüſtelnd auf dem warmen Ofen. Mehr als der Zuſtand des Mädchens beunruhigte mich aber das Ausſehen Friedle's, den ich ſeit mehreren Wochen nie mehr am Tage geſehen hatte. Die ſonſt ſo hellen, blauen Augen lagen tief in dem bleichen Geſichte und waren manchmal mit einem unheimlichen Schimmer erfüllt; die Schultern ſchienen ſich nach vorne zuſammen-

zuziehen, wie um den geſenkten Kopf ſtützen zu helfen. Auf mein Befragen über ihr Ergehen ſagte mir die Mutter, daß ſie ſo knapp zu leben hätten. Heute bringe der Vater wieder einen Sack Brod und Erdäpfel von Lenzburg heim, da man dieſe Dinge in der Stadt beſſer und wohlfeiler haben könne, als drunten im Dorfe, wo ſie doch wachſen. Er müßte für Mariele auch jedesmal Fleiſch und Reis mitbringen, weil Friedle es ſo haben wolle. Der aber ſei grauſam fleißig und ein beſſeres und braveres Kind könne es auf Gottes Erdboden nicht geben. Sie müſſe manchmal denken, ſie hab' es nicht verdient, ein ſolches Kind zu haben, der Herr Gott hab' es gut mit ihr gemeint. Friedle unterbrach die Lobrednerin beſcheiden und meinte, es ſei nicht halb ſo arg; arme Leute müßten eben in jetziger Zeit überall arbeiten, wenn ſie leben wollten und er ſei ja noch jung und ſtark. Das tiefe Athemholen, mit dem er ſeine Worte unterbrechen mußte, ſtrafte die letztere Behauptung genugſam Lügen. Ich ermahnte ihn deshalb, für ſeine Geſundheit Sorge zu tragen und nicht mehr zu arbeiten, als eben recht und billig ſei. Wenn ſie mit dem jetzigen geringen Arbeitslohne nicht ausreichten, ſo ſoll er lieber zu mir kommen, das Nöthige werde ſich dann ſchon finden. Nein, nein, erwiderte Friedle faſt heftig, indem eine raſche Röthe über ſein bleiches Geſicht glitt, wir wollen Nichts mehr von der Gemeinde, das wäre ja eine ewige Schande für mich. Ich erklärte ihm, daß es nicht ſo gemeint ſei und ich ihm im Nothfalle gerne von mir aus helfen wolle, in beſſern Zeiten könnten ſie ja das Geliehene zurückerſtatten. Die Mutter war raſch bei der Hand, auf mein Anerbieten einzugehen, während

Friedle, der ahnen mochte, wie ſchnell der alte Bettelſinn in ihr wieder aufwachen könne, mit aufrichtigen Dankesworten, aber ebenſo großer Entſchiedenheit Alles von der Hand wies, ſo lange nicht beſondere Nothfälle einträten. Mit gemiſchten Empfindungen verließ ich die Leute, nicht ohne Beſorgniß um Friedle, darüber nachdenkend, wie ſchwer bei einem ſolchen wunderlichen Verhältniſſe der richtige Weg einer allfälligen Hülfeleiſtung zu treffen ſei.

Es mochten etwa fünf Wochen vergangen ſein, als eines Abends der alte Waldhäusler zu mir kam und jammernd erzählte, Friedle ſei ſchon ſeit geſtern nicht mehr aufgeſtanden; er klage über heftiges Stechen in der Bruſt und möchte gerne mit mir reden, wenn ich Zeit hätte, hinaufzukommen.

Dieſe Nachricht erſchreckte mich. Noch am gleichen Abend benachrichtigte ich einen befreundeten Arzt drüben im Thale und begleitete ihn früh am folgenden Morgen nach dem Waldhäuschen. Friedle lag ſchwer athmend im Bette und reichte mir eine fieberheiße Hand entgegen. Hätte mir auch nicht der eigene Anblick meine Befürchtungen beſtätigt, ſo würde doch das ſprechende Geſicht des äußerlich rauhen, aber tief fühlenden Arztes genug geſagt haben. Dem Letztern erzählte der Vater, daß Friedle den ganzen Winter bis über Mitternacht gewoben und dann wohl auch einige Stunden für den folgenden Tag Spülchen gemacht habe. Die letzten Wochen ſei der Weberlohn wieder geringer geworden und ſie hätten alle Mal am Ende der Woche nicht mehr Viel zu eſſen gehabt. Er und die Mutter haben zum Armenpfleger und Pfarrer gehen wollen, aber Friedle hätte es nicht zugegeben. Nach einem ſolchen Geſpräche habe er

dann alle Mal noch länger, bis gegen Morgen, gearbeitet. Der Arzt verſchrieb einige Mittel und ich befahl dem Vater, auf den Mittag in's Pfarrhaus zu kommen.

Als ich mit ſchwerem Herzen neben meinem Freunde her nach dem Dorfe hinunterging, unterbrach er endlich das beiderſeitige Schweigen und ſagte in ſeiner etwas rauhen Art: Seht, den habt ihr mit eurer ſanften Methode auch wieder zu Tode curirt. So lange das Volk nichtsnutzig und unverſchämt iſt, füttert ihr daſſelbe; ſobald aber ein geſunder Keim aufgeht, laßt ihr ihn unter dem alten Unkraute erſticken. All euer Thun iſt nutzloſes Stückwerk, weil es nicht aus dem wahren Geiſte der Liebe hervorgeht. Denn in That und Wahrheit, eure vielgerühmte Menſchlichkeit gegen die Armuth iſt gar nicht die dauernde und helfende Barmherzigkeit, ſondern ſie iſt lediglich Nothwehr, aus der Furcht entſprungen, der leiblich und geiſtig darbende Arme könnt' euch einmal aufſpeiſen; drum hört ihr in eurer Unterſtützung auf, wo ſie erſt recht beginnen ſollte. Die ſchaffenden Naturkräfte treiben den ſchwachen Keim zum Stämmchen empor, das Stämmchen zum kräftigen Baume; aber ſie entziehen ſich ihm nicht, wenn er in der erſten Blüthe ſteht, ſie hegen und pflegen ihn, bis er ſeine Beſtimmung erfüllt hat. Und ihr, in eurer gerühmten Pflege verlorener Menſchenkeime? — Bleibt mir vom Leibe, oder beklagt euch wenigſtens nicht, daß all eure Arbeit, die Tauſende und aber Tauſende, die vom Staat, der Gemeinde, von wohlthätigen Vereinen geſpendet werden, in einen bodenloſen Schlund verſinken. Nur dem Werke des wahren Geiſtes kann der Segen folgen.

Iſt denn gar keine Hoffnung mehr möglich? fragte ich gedemüthigt und tief bekümmert, muß er ſterben? — Vielleicht vor zwei Monaten oder ſechs Wochen wäre noch Etwas zu machen geweſen, antwortete der Freund ernſt, jetzt iſt's vorbei. Ein täglich zwanzigſtündiges Schüttern des Webebaumes gegen die noch junge, erſt in der Entwickelung begriffene Bruſt hat den ſchlecht genährten Lebensquell unrettbar erſchüttert. Er kann höchſtens noch einen Monat in ſchwachen Tropfen fortrinnen. —

Der Arzt hatte richtig geſehen. Heute haben wir das Grab geſchloſſen, auf dem der gerechte Menſchenſinn ein Helden- oder Märtyrerdenkmal errichten ſollte. An deren Statt wird es der nahende Frühling mit ſchlichtem Raſen bekleiden; am Tage des Gerichtes aber wird es nicht vergeſſen ſein — dieſes Grab.

Das verlassene Haus.

Erzählung aus der schweizerischen Freischaarenzeit.

1.

Im Kanton Luzern, nicht weit von der Aargauer Grenze, ſteht auf dem Berge ein Haus, das wie eine friedliche Wartburg über die waldigen Abhänge in die Thäler niederſchaut. Man möchte faſt meinen, ein lebensmüder Klausner habe ſeine Wohnung dahinauf geborgen, um unbeirrt auf das Treiben der Welt hinab, um ungeſtört zum Himmel hinaufſchauen zu können.

Nach Norden und Weſten iſt der Wald von dem ebenen Bergrücken von fleißiger Menſchenhand hinabgedrängt, um Wieſen und Aeckern Raum zu geben; über die Tannenwipfel ſchweift das Auge hinunter in die grünen, freundlichen Thäler des Aargau mit ihren Städtchen und Dörfern, hinweg über den Spiegel des Hallwylerſee, bis es ausruht an Staufbergs Kirchlein und dem Schloſſe Lenzburg, das ſich mit ſeinen weißen Thürmen ſchon an die dunkelblaue Mauer des Jura anzulehnen ſcheint. Gegen Süden führt der nicht allzuſteile Weg, vom Hauſe aus eine Strecke weit

von Nußbäumen begleitet, in das Hochdorfer Thal hinunter, über das die Alpen mit ihren hohen Häuptern glänzend hereinſchauen. Nur vom Oſten her klettert den jähen Abhang herauf ein Erlenwald, der ſich mit ſeinen grünen Gebüſchen bis an die Gartenmauer herandrängt, ſo gleichſam eine Rückwand, an die ſich's bequem lehnen läßt, um das weite, mannigfaltige Gemälde ruhiger und behaglicher überſchauen zu können.

Aber nur aus den Fenſtern des Hauſes ſchaut kein ſinnendes Auge, um die im Abendrothe glühenden Alpen anzuſtaunen; das aus der Ferne ſo freundlich blickende Haus bietet in der Nähe ein traurig melancholiſches Bild. Die Fenſterſcheiben ſind ſchon lange von Sturm und Wetter zertrümmert und durch die hie und da noch zuſammenhaltende Rahmung heraus ſtarrt unheimliche Finſterniß wie aus den augenloſen Höhlen eines Todtenſchädels; keine Hand öffnet die Hausthüre, um dem Fremden ein freundliches „Gelobt ſei Jeſus Chriſt“ zu bieten; der Schlüſſel hat ſich ſeit Jahren nicht mehr gedreht in dem verroſteten Schloſſe, nur dem Regen und Winde wird ſich die morſche Thüre bald aufthun müſſen. Selbſt die Bänke zwiſchen den Nußbäumen vor dem Hauſe ſind zertrümmert und die Sitze liegen von Moos überwachſen neben den nutzloſen Stützen im Graſe.

Es ſchwebt etwas unheimlich Schauerliches um ſo ein menſchenleeres Haus. Was hat dieſe Stätte freundlichen Beiſammenſeins verödet? Wo ſind die Menſchen hingekommen, die ſich hier in Liebe zuſammenfanden? Warum kehrt der Sohn nicht heim unter das Dach, wo er das Licht der Welt erblickt, wo er als Knabe geſpielt hat und als Jüng-

ling die Hoffnung und Stütze des Vaters geworden iſt — und die Tochter, die hier von der Mutterliebe großgezogen worden? — So ein Haus iſt eine Leiche, auf der ein lebender Blick mit banger, athemloſer Erwartung ruht, ob ſich die bleiche Lippe nicht wieder regen will, die geſchloſſene Wimper nicht zuckt, ob die Bruſt ſich nicht wieder hebt, von leiſem, leiſem Athem bewegt — umſonſt, das Leben iſt entflohen, das aus den Augen geleuchtet und von den Lippen ſo freundlich gelächelt hat — wohin?

Ich will hier die Geſchichte des verlaſſenen Hauſes erzählen. An einem lieblichen Nachmittage des Herbſtes 1813 trat aus der Thüre des Hauſes, das damals noch in freundlicher Sauberkeit in's Thal niederleuchtete, ein alter, grauer Mann auf den Arm eines blühenden Mädchens geſtützt; ſorgſam wurde er die wenigen Stufen hinuntergeleitet und ſorgſam wurden die Kiſſen zurechtgelegt, die auf der kleinen Bank ausgebreitet lagen. „Sieh Vater," ſagte das Mädchen, ſeine friſche Wange an die grauen Haare legend — eine glühende Alpenroſe am Rande des weißen Gletſchers — „ſieh Vater, wie warm und wie Alles ſo ſchön iſt." — „Ja," erwiderte der Alte, auf die heitere Landſchaft niederſchauend, „ja, ſo ein Herbſttag iſt ſchön, wie die letzte Stunde eines in Frieden ſterbenden alten Mannes; die Sonne will noch einmal mit ihrem ſcheidenden Lichte alles Leben erwärmen und erfreuen, — aber ſieh, die Blätter fallen doch von den Bäumen." — „Sprich nicht ſo, Vater, du machſt mich ſo traurig, was wollte dein Seppele auf der Welt noch thun, wenn du ſtürbeſt?"

Freundlich, faſt ſchalkhaft lächelnd, fuhr der Greis mit

ſeiner Rechten ſtreichelnd über die blonden Haare der Jungfrau. „Sieh Kind, blos die gelben Blätter ſinken, ſie haben einen reichen, ſchönen Sommer durchlebt, haben mit ihrer reichen Hülle Blüthe und Frucht vor kaltem Regen und vor Sonnenhitze geſchützt, ſie haben ihr Werk gethan und fallen jetzt ab — aber der Baum bleibt ſtehen und wird bald wieder mit neuem Grün ſich ſchmücken. — Ja Seppele, ich hätte noch gerne gewartet," fuhr er ernſter fort, „bis Steffen dein Mann geworden, bis ich einen Enkel auf meinen alten Armen herumgetragen hätte; — du darfſt nicht roth werden, Steffen iſt brav und wacker; aber — —"

„Was, Vater?" fragte die Tochter aufſchauend.

„Ja Kind, das liegt ſchwer auf meinem Herzen, ich fürchte, ich fürchte, er glaubt nicht mehr recht an unſere heilige Religion."

„Er iſt gut," entgegnete Seppele ſchüchtern, ihr erröthendes Geſicht auf die Schulter des Vaters niederbeugend.

„Er iſt gut," fuhr der Alte düſter fort, „er iſt gut; aber ich wollte lieber, er ließe ſeinen Kornhandel und bliebe hier bei Ulli und dir, Arbeit wäre genug für euch alle; ach, die Welt iſt arg und auf ſeinen weiten Wegen iſt ihm wohl ſchon mancher Spötter und Verſucher entgegengetreten. Ich glaube, er hat ſchon lange nie mehr gebeichtet."

Lautes Hundegebell und raſch darauf ein Schuß im nahen Erlenwalde unterbrachen das peinlich werdende Geſpräch. „Sie kommen!" rief Seppele fröhlich und eilte zwei jungen Männern entgegen, die mit Flinte und Waidtaſche lachend und ſchäkernd um die Gartenmauer bogen. „Kaum auf zwanzig Schritte," rief Steffen Seppele entgegen, „hat

Uli einen Haſen gefehlt, der ſo groß war wie ein halbgewachſenes Guſte und rund wie ein Münſterer Chorherr."

„Ja, das iſt ein verdammter Stand für mich," erwiderte Uli verdrießlich; „ich glaube, die alten halbfaulen Weidenſtöcke haben mir's angethan — dort ſchieß ich mein Lebtag nicht wieder."

„Der Vater iſt aufgeſtanden," ſagte Seppele.

Die Männer wurden ſtille, als ſie den Greis an der Sonne ſitzen ſahen; mit ſorglicher Erkundigung ſetzten ſie ſich vor denſelben auf eine Bank, die das dienſtfertige Seppele herbeigetragen.

Eine halbe Stunde ſpäter knieten Steffen und Seppele vor dem alten Vater, der, von der ſich neigenden Sonne wie von einem Heiligenſcheine übergoſſen, die Hände ſegnend auf das Haupt der Kinder legte. „Gottes Segen und Frieden ſei mit euch und der Schutz der gebenedeiten Jungfrau."

„Amen," ſprach Uli, indem er gerührt ſeine Arme um den Freund und die Schweſter legte, „nehmt mich auf als treuen Bruder."

Nur ein leiſes Windesweben unterbrach die feierliche Stille, als ob unſichtbare Zeugen das Bündniß der Herzen beſtätigen wollten. —

Der Herbſt hatte noch nicht alle Blätter von den Bäumen geweht, als die drei Kinder ſich über dem Grabe des Vaters die Hände reichten und unter Thränen auf's Neue ſich verſprachen, in Leid und Freud getreulich zuſammenzuſtehen.

2.

Des Menſchen ſchönſte Hoffnungen gleichen gar oft dem Schmetterlinge im trügeriſchen Vorfrühlinge. Die Sonne ſpannt ihre goldenen Netze über das junge Grün der Wieſe, die Hülle der Puppe ſpringt und mit glänzendem Farbenſpiele wiegt ſich der Falter auf dem linden Frühlingshauche; er träumt von einem Sommer voll Glanz und Blüthenduft; aber ach, die Sonne verfinſtert ſich, auf ſchneidendem Winde brauſt ein Schneegeſtöber daher und der liebliche Frühlingsbote ſchaut früh ſterbend auf die kurze Wonne ſeines Daſeins zurück.

Kaum war ein Jahr verfloſſen ſeit der Stunde, da ſich Seppele über den Tod des guten Vaters durch die Liebe des Bruders und des Bräutigams getröſtet fand; kaum ein halbes Jahr, daß es an einem ſchönen Maimorgen mit Steffen vor dem Altare geſtanden, das Herz voll Luſt und Klang, wie die Schwalben, die vom Kirchendache in den blühenden Tag hinauszwitſcherten. Aber wie weit waren ſchon all' die Hoffnungen von Glück und Frieden verſchwunden — durch ſo manche bittere Thräne beinahe aus der Erinnerung ausgelöſcht; es war der jungen Frau, als hätte ſie einmal in längſtvergangenen Kinderjahren vom Paradieſe geträumt.

Seppele ſtand mit verweinten Augen am Fenſter und ſchaute unruhig und ängſtlich auf den Weg hinaus, der in's Thal hinabführte. Ein regneriſcher Abend ſank bereits auf die trübe Novemberlandſchaft und vermehrte noch mit ſeinem Schauer die bangen Ahnungen, die ſich Seppele's

Herzens bemächtigt hatten. Es fuhr erſchrocken aus ſeinem Dahinbrüten auf, wenn der Wind mit heftigen Stößen an die Thüre pochte, als wollte er gewaltſam Einlaß erzwingen, oder wenn er mit unheimlichen klagenden und drohenden Tönen durch das Dachgebälke ſchwirrte. Keine Seele war in dem einſamen Hauſe außer der alten, halbtauben Katrin, die im dunkeln Ofenwinkel ſaß und den Roſenkranz lautlos durch die Finger gleiten ließ; ſie bewegte dabei die fahlen Lippen wie ein Sterbender, der noch eine ſchwere Gewiſſenslaſt von der Bruſt wälzen will, aus der kein Laut mehr zu brechen vermag. Sie betete um Verzeihung für die Sünde, daß ſie ihre alten Tage im Hauſe eines Ketzers zubringe. „Wie wohl iſt's dir gegangen, guter Vater," ſeufzte Seppele, „daß du deine Augen ſchließen konnteſt, bevor ſie dieſen Jammer geſehen haben; deine Ahnung hat mir mein Unglück vorausgeſagt, und doch — doch iſt er ſo lieb und gut. Steh' mir bei, Maria, in meinen Nöthen und werde dem Kinde, das ich empfangen ſoll, eine gnadenreiche Mutter." Lindernde Thränen unterbrachen dieſe traurigen Betrachtungen, während die Kugeln des Roſenkranzes immer raſcher durch die Finger der Alten fielen.

Endlich kam Jemand haſtig den Weg gegen das Haus herauf, aber Regen und Dunkelheit ließen nicht erkennen, war es Steffen oder Uli. „Sie kommen wieder nicht miteinander," ſeufzte die arme Frau; aber wie ſehr ſie auch bangte, welcher es ſei und wie es bei der Abſtimmung gegangen, vermochte ſie dennoch nicht hinaus entgegenzugehen. Mit klopfendem Herzen ſchaute ſie auf die Thüre und ein

lauter Schrei entfuhr ihren Lippen, als mit verſtörtem Geſichte Hans, der Knecht, hereintrat.

Mitleidsvoll ſchaute dieſer auf die Meiſterin, die, an den Ofen gelehnt, ihn mit ängſtlich fragendem Blicke anſah, die Hand vorgeſtreckt, als wollte ſie zugleich die traurige Botſchaft, die ſein Geſicht verkündigte, von ſich abwehren.

„Meiſterin," ſagte er endlich mit weicher Stimme, als Seppele noch immer lautlos daſtand.

„Hans, es iſt nicht gut gegangen," ſagte ſie.

„Wißt Ihr's ſchon?" entgegnete er, ſichtlich erleichtert, daß nicht er der Ueberbringer ſchlimmer Kunde ſein müſſe, „wer hat's Euch geſagt? Nehmt's in Geduld auf, gute Frau."

„Ich weiß Nichts," antwortete Seppele mit langſam verneinender Kopfbewegung, „ich habe noch Nichts erfahren, aber Steffen und Uli ſind noch nicht zurück, und dann — fuhr ſie mit ſchmerzlichem Tone, die Hand auf's Herz legend, fort — dann hat mir's da drinnen Etwas angekündigt. Erzähle nur, Hans, ich werde es auch ertragen können."

Hans fuhr mit der rechten Hand nach dem Kopfe, als ob er ſich beſänne, wie er beginnen ſolle, aber raſch verſteckte er ſie wieder in der Buſentaſche ſeines Wammſes, als er an den Fingern Blut bemerkte und ſchnell zog er mit der Linken die Mütze tiefer in's Geſicht. Den Schmerz verbeißend, ſtampfte er auf den Boden, daß die Wände zitterten. „Ja," ſchrie er, „die Pfaffen haben uns die Teufelsſuppe eingebrockt; ſie werden ſie noch ausfreſſen müſſen."

Die alte Kathrin, die bisher theilnahmlos in ihrem

Winkel geſeſſen, tauchte plötzlich aus dem Dunkel hervor wie ein beſchworner Geiſt der Unterwelt. „Was," kreiſchte ſie, „die Pfaffen, ſagſt du — du Ketzer, du Satansbrut," damit fuhren ihre knochigen Hände dem Hans in's Geſicht, als wollte ſie ihm die Augen auskratzen.

„Wart du verdammte alte Hexe, ich drehe dir noch den Kragen um!" Raſch hatte Hans die Thür geöffnet, die Alte hinausgeworfen und von innen verriegelte, ehe Seppele es hindern konnte. Dabei war durch die heftige Bewegung ihm die Mütze vom Kopfe gefallen. Seppele hob dieſelbe auf und ſah, daß ſie durch und durch von Blut benetzt war. „Iſt es ſo gegangen?" ſeufzte es, dem Zornigen die Mütze hinhaltend. „Ja," ſagte Hans, „ſo iſt's gegangen; aber die vermaledeite Ohrenbläſerin ſoll's nicht hören, ſonſt kann ſie nicht unter die Decke, bevor ſie's der ſchwarzen Kutte gebeichtet hat. Gebt mir ein Tuch, daß ich meinen Hirnkaſten zuſammenbinden kann, ich glaub', er iſt in tauſend Stücken. Und dann erſchreckt nicht, Steffen iſt ſchon wieder bei Sinnen, es waren nur ein Paar Löcher im Kopfe, weiter Nichts. Er iſt noch drunten beim Kreuz in Hitzkirch — ich bin nur vorausgekommen, es Euch zu melden."

Seppele verbarg ihr Geſicht in beiden Händen; ihr heftiges Schluchzen ſagte Hans deutlich genug, was er mit ſeiner herausplatzenden Unvorſichtigkeit angeſtiftet hatte; ärgerlich riß er an den Enden des Tuches, das er um den Kopf gebunden, als gälte es, die Fugen eines eichenen Faſſes zuſammenzuſchmieden. „Hätte mir nur der verdammte Oberſoler den Schädel ganz auseinandergeklopft, brummte er in ſeinen ſchwarzen Bart, es kömmt doch mein Lebtag

nie was Geſcheidtes hinein oder heraus; hab' ich's doch ſo gut überdacht, wie ich's vorbringen wollt': aber das alte Pfaffenmenſch, die Kathrin, iſt an Allem ſchuld, oder auch Uli," murrte er lauter, die geballten Fäuſte in die Hoſentaſchen ſchiebend.

„Was ſagſt du von Uli," fragte Seppele, ſich aufrichtend, „iſt er bei Steffen?"

Hans war froh, die junge Frau nur wieder ſprechen zu hören, vielleicht konnte er ſeinen Fehler noch gutmachen. Unruhig, faſt ſprungsweiſe, trabte er in der Stube umher, bis er das rechte Wort gefunden zu haben glaubte.

„Seht, Frau, die ganze Geſchichte iſt nicht halb ſo ſchlimm, wenn Ihr nur auch recht hören wolltet. Uli iſt nicht geſchlagen worden — bewahre Gott, im Gegentheil. Alſo wie wir da hinuntergehen, ſagt Steffen zu Uli: Hör' Schwager, ſagte er, wenn wir nicht gegen die Jeſuiten ſtimmen und ſie kommen in's Land, ſo kommt mit ihnen ein großes Unglück für die ganze Eidgenoſſenſchaft und es giebt leere Hüte, bevor wir zwei Jahre älter geworden ſind — vielleicht werden die unſrigen ſelbſt leer. — So und ſo ſprach er, daß Uli endlich ſagte, Steffen möge Recht haben, inſofern nur von dieſem irdiſchen Leben die Rede ſei — er wolle ſich noch beſinnen. Als wir in's Dorf kamen, meinte Uli, wir ſollen nicht ſo ſchnell gehen, er müſſe noch Tabak kaufen und werde uns ſchon noch na' kommen. Wir ſahen aber wohl, wie er hinter des Krämers Haus durch nach der Kaplanei ging. Er iſt mein Schwager, hat da Steffen geſagt, und hat ein gutes, aber ſchwaches Herz; ich glaube,

der Pfaffe könnt' ihn überreden, mich in meinem eigenen Bette zu ermorden. . . ."

Seppele ſeufzte tief auf bei dieſen Worten. Es erinnerte ſich eines Traumes, den es unlängſt gehabt hatte. Es war ihm geweſen, als ginge es durch einen weiten, dunkeln Wald und kein Menſch ſei außer ihm mehr am Leben als Steffen und Uli, die es aber in dem öden Walde nicht finden könne; ängſtlich rief es ihre Namen, während das hohe Schlinggras ſeine Füße umwickelte und am Boden feſthielt. Da fiel über ſeinem Kopfe ein Schuß, Steffen lag blutend auf der Erde und Uli, in einen großen Habicht verwandelt, flog in langſamen Kreiſen herum, mit feurigen Augen auf den Todten niederſchauend. — „Heilige Mutter Gottes, — ſtöhnte die Frau bei der ſchrecklichen Erinnerung — ſei uns armen Sündern gnädig."

„Nein, nein," fuhr Hans, der Seppele's Schrecken blos ſeinen Worten zuſchrieb, beſchwichtigend fort, „nein, das glaubt Steffen wohl ſelbſt nicht, er hat es auch nur ſo hingeſagt; aber der Kaplan iſt doch Uli's Meiſter. Es kam nun ein armer Mann vom Müswanger Berge zu uns, der Steffen erzählte, der Oberſoler Bauer wolle ihn von Haus und Heim forttreiben, wenn er nicht für die Jeſuiten ſtimme. Ich blieb etwas zurück, um auf Uli zu warten, der endlich denn auch mit einem verſtörten Geſichte herankam. Hans, ſagte er, wir müſſen für die Väter Jeſuiten ſtimmen, ſonſt hat mein Vater im Grabe keine Ruhe und muß umgehen. Ich erwiderte: „Euer Vater hat rechtſchaffen gelebt vor Gott und Menſchen und der Kaplan hat keine Macht über die Todten." Ja, meinte er, der geweihte

Prieſter hat von Gott die Macht empfangen, zu binden und zu löſen, zu verfluchen und zu heiligen. — Dann ſagte er noch Etwas," murrte Hans nach einer Pauſe, indem er wieder zornig an ſeinem Kopfverbande riß.

„Es wird auch nichts Gutes ſein," erwiderte Seppele leiſe.

„Nein, das iſt's nicht — es iſt eine hölliſche Lüge; ich hab' es Steffen auch erſt geſagt, als wir wieder zurück waren im Kreuze in Hitzkirch. In Hochdorf hat Steffen gegen die Jeſuiten geſprochen und geſtimmt und ich mit ihm; aber Uli hat für die Väter, wie er ſie nennt, geſtimmt."

Hans ſchwieg, mit den Fingern einen kräftigen Sturmmarſch auf den Fenſterſcheiben trommelnd, und Seppele wagte nicht, weiter zu fragen.

Im Hausgange ließ ſich ein müder, langſamer Tritt hören. „Habt ihr noch kein Licht?" fragte Steffen, in die finſtere Stube tretend. — „Gelobt ſei Jeſus Chriſt, biſt du's, Steffen?" — „Ja," erwiderte dieſer, ſein Weib, das ſich an ſeinen Hals hing, in die Arme ſchließend, „aber erſchrick nicht, ich ſehe nicht ganz gut aus."

Hans hatte Licht angezündet und Seppele ſtarrte entſetzt auf ſeinen Mann, deſſen Kleider in blutigen Fetzen herunterhingen. — „Es iſt Nichts," ſagte Steffen, „geh' koche zu Nacht; Kathrin und Uli werden nicht ſo bald heimkommen, ſie ſind miteinander zum Kaplane gegangen."

Die Drei ſaßen diesmal allein zu Tiſche; die beiden übrigen Hausgenoſſen kamen erſt ſpät in der Nacht heim.

Seppele erfuhr nun auch von ſeinem Manne den ſchlimmen Ausgang des Tages und deſſen Veranlaſſung. Der

Kaplan hatte zu Uli weiter geſagt, wenn er nicht für die Jeſuiten ſtimme, ſo ſolle das ungeborene Kind im Leibe ſeiner Schweſter verflucht werden, daß es in Geſtalt eines jungen Teufels das Licht der Welt erblicke. Da hatte Steffen, als er dies im Wirthshause in Hitzkirch von Hans erfahren, laut aufgeſchrien und geſagt, ein ſolcher Pfaffe ſei eher ein Diener des Haſſes und der Hölle, als ein Verkündiger des Wortes Gottes, das zum Frieden und zur Liebe auffordere. Da begann der Streit und die Prügelei. Hans und ſein Meiſter mit den wenigen „Schwarzen," *) die dort waren, wehrten ſich mannlich, bis ein an ſeinem Kopfe zerſplittertes Glas den Steffen beſinnungslos zu Boden warf. Uli, der unthätig zugeſchaut, hatte ſich geweigert, ſeinen ohnmächtigen Jugendkameraden und Schwestermann hinaustragen zu helfen, weil ihm ſein Gewiſſen verbiete, einem Ketzer und Radikalen Hülfe zu leiſten Das hieße eine Sünde an dem Vater im Grabe begehen, habe der Kaplan geſagt.

3.

Der finſtere Geiſt der Zwietracht, der in jenen Jahren wie ein drückender Alp über unſerm Vaterlande lag, hatte den Weg zu Aller Herzen gefunden und die verborgenſte Hütte im einſamen Gebirge vermochte die Thüre nicht zu ſchließen vor dem unheimlichen Gaſte. Wo die Geſchichte, die Erfüllerin der Weltgeſchicke, einmal gewaltſam durch ein Land ſchreitet, da tritt ſie allerwärts auf Leichen und

*) So hießen damals die Jeſuitengegner.

wie hell und ſiegverkündend auch ihr Antlitz leuchtet — ſie bekümmert ſich nicht um die gebrochenen Herzen, die zu ihren Füßen Hoffnung und Lebensglück begraben.

Auch in unſerm einſamen Berghauſe waren nun die Tage vermehrten Jammers angebrochen; vergeblich, daß der Schnee ſich tief um die Bergabhänge legte, als wollte er die Bewohner in ſtiller Heimlichkeit von aller Welt abſchließen — der giftige Same war ſchon aufgegangen und reifte bereits ſeine bittern Früchte.

Am folgenden Morgen wartete Seppele vergeblich, daß die alte Magd das Frühſtück bereiten ſolle; ſie hatte ſich in ihre Kammer eingeſchloſſen und war nirgends zu ſehen. Seppele mußte ſelbſt in die Küche; aber umſonſt rief es Uli, der ſich trotz des Schneegeſtöbers Allerhand um das Haus herum zu ſchaffen machte, zu Tiſche; er wollte nicht in die Stube, und erſt nach langem Drängen erklärte er, der Kaplan habe ihm und der Kathrin verboten, an Einem Tiſche mit Steffen und Hans zu ſitzen; ebenſo dürfe Kathrin kein Feuer mehr anzünden, an dem Speiſe für die zwei Ketzer gekocht würde.

Der muthige und kräftige Steffen erſchrak in tiefſter Seele, als er dieſe Worte vernahm; die Axt war an die innerſte Wurzel des Familienlebens gelegt und die zarteſten und heiligſten Bande, die Glück und Leben der Menſchen zuſammenketten, ſollten durchſchnitten werden; er wußte nur zu gut, daß jedes Wort an Uli verſchwendet wäre, deſſen Seele, einmal von den Ketten eines blinden Glaubens gefeſſelt und von den Schrecken des Jenſeits verfinſtert, alle natürlichen Gefühle für ſündhaft hielt. Indeſſen hatte Uli

doch einen ſchweren Kampf zu kämpfen; ſeine angeborne Gutmüthigkeit war überall auf der Lauer, den unheimlichen Bann zu brechen. Stundenlang ſaß er bleich und verſtört, wenn er Seppele's Thränen und den ſtillen Kummer Steffen's bemerkte; aber angſtvoll fuhr er auf, wenn das unbewachte Herz unwillkürlich ein freundliches Wort geſprochen hatte. Jeder Laut des Windes, der an den Fenſtern hinfuhr, oder durch den Schornſtein niederſummte, rief das Entſetzen in ſeiner Seele wach, er glaubte, der rächende Geiſt des Vaters kündige ſich an, der durch den Frevel des Sohnes aus ſeiner Ruhe aufgeſcheucht worden ſei.

Seppele's Jammer und die bangen Zweifel ſeiner Seele ſind nicht zu beſchreiben. Zwiſchen Gatte und Bruder geſtellt, wagte es nicht, auf die geheimen Stimmen zu hören, die in der Tiefe ſeines gläubigen Gemüthes laut zu werden drohten; tauſendmal wünſchte es, ſterben zu können, bevor es einem unglücklichen Geſchöpfe das Leben geben müſſe, das ſchon an der Schwelle des Daſeins von dem Fluche der Kirche empfangen werden ſollte; vergeblich rief es in ſeiner Noth zu den Heiligen, es war, als wollten ſie keinen Schimmer des Troſtes in ein Herz fallen laſſen, das ſeine Liebe zu dem treuen und liebevollen Gatten nicht als Sünde betrachten mochte. Die arme Frau; ſie glaubte, ihr Elend könnte nicht größer ſein, und noch hatte ſie kaum von dem herben Kelche genippt, den ſie leeren ſollte.

Hans trat eines Abends mit Stutzer und Waidtaſche in die Stube. Schon mehrere Tage hatte er heimlich in der Küche herumgewirthſchaftet und wie Seppele wohl bemerkt, Kugeln gegoſſen. — „Meiſter," ſagte er, „ich muß

fort, ich halt's nicht länger aus, das Ding muß anders werden."

„Wie? fragte Steffen zweifelnd, du willſt uns verlaſſen, da wir dich jetzt am nöthigſten haben?" — „Nicht ſo, antwortete Hans, ich komme ſo Gott will wieder; aber ſeit Ihr zum letzten Male im Thal geweſen, hat ſich Manches zugetragen — ich mochte Euch Nichts davon ſagen, weil Ihr bei der Meiſterin bleiben müßt. Die gute arme Frau, — es will mir faſt das Herz abdrücken, wenn ich ſie anſehe; der Teufel lohne denen, die ihr ſoviel Kreuz und Herzeleid verurſachen."

Vergeblich ſuchte Hans hinter einem grimmigen Geſichte die Thränen zu verbergen, die gewaltſam aus ſeinen Augen brachen. „Ja, ja, ich muß noch heulen, ich — ich alter Berghund." Mit dieſen Worten riß er heftig an ſeinem ſchwarzen Barte, als wollte er ſich für ſeine Weichherzigkeit ſelbſt züchtigen.

„Hans, Hans," ſagte Steffen ergriffen und unruhig, die Hand des Knechtes faſſend, „du wirſt doch nichts Böſes im Sinne haben? Wozu brauchſt du den Stutzer?"

„Gott's Wunder," ſchrie Hans, „nein, nichts Böſes, aber die Regierung mit ſammt ihren Kuttenträgern wollen wir zum Teufel jagen. Jetzt wißt Ihr's!"

Nun erfuhr Steffen, daß ſeit einigen Tagen viele Luzerner heimlich entwichen und ſich drunten im nahen Aargau ſammelten zu einem gewaltſamen Einfalle in den Heimathkanton. An den erhaltenen Kopfwunden noch immer leidend, war Steffen ſeit der Abſtimmung nie aus ſeiner einſamen Wohnung gekommen und hatte auf dieſe Weiſe

von dem Unternehmen Nichts erfahren. Vergeblich war sein Zureden, Hans solle doch die Sache noch länger abwarten.

„Es nützt Nichts," erwiderte dieser, „ich war vergangene Nacht drunten am Hallwylersee und habe dort genug gehört. Ihr aber müßt bei der Frau bleiben; daneben kann's nicht schaden, wenn Ihr Kugeln gießt und Eure Gewehre ladet; man weiß nicht, was begegnen kann. Und somit Gott befohlen — ich muß fort, bevor die Meisterin kommt, grüßt mir sie, ich mag sie nicht mehr sehen; wenn sie sagte: Hans bleib! so weiß ich nicht, was ich thäte." Mit einem raschen, kräftigen Händedruck war er durch die Thüre.

Steffen hatte nicht lange Muße, über diesen unerwarteten Vorfall nachzudenken; kaum hatte er Seppele mitgetheilt, was er von Hans erfahren, als Uli in Begleit eines „Postläufers" in die Stube trat.

Dieser brachte an Steffen den Befehl, Wehr und Waffen bereit zu halten, um auf den ersten Ruf auf dem Sammelplatze erscheinen zu können.

Das war ein neuer Kummer. Seppele saß schreckenbleich auf der Ofenbank, während Steffen still vor sich hinbrütete, wie er seine persönliche Neigung und Ueberzeugung mit dem Gesetze in Einklang bringen könne. — „Folge ich dem obrigkeitlichen Rufe, dachte er, so kann ich in den Fall kommen, gegen meine Freunde und Gesinnungsgenossen kämpfen zu müssen und ein Regiment zu unterstützen, von dem nur Unheil und Fluch ausgehen muß; geh' ich nicht — — zudem kann ich mich noch als krank entschuldigen," fügte er laut vor sich hinsprechend hinzu, innerlich froh, einen Vorwand gefunden zu haben,

hinter dem er ſich gegen ſeine eigene loyale Geſinnung und gegen ſeine Befürchtungen verſchanzen konnte.

„Ja, das kannſt du,“ athmete Uli tief auf, der bisher unruhig die Stube auf und nieder gegangen war, offenbar mit einem Gedanken ringend, der ſchwer auf ſeinem Herzen laſtete. „Marie und Joſeph, das kannſt du, Schwager.“

Seppele trocknete faſt erſchrocken die Thränen, als es Uli's Stimme hörte, und Steffen ſelbſt ſchaute groß und verwundert auf — das war ſeit langer Zeit das erſte Wort, das unaufgefordert über Uli's Lippen gekommen war.

„Was meinſt du, Uli?“ fragte Steffen den vor ihm Stehengebliebenen.

„Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ſo ſpreche, antwortete Uli. Nein, Schwager, du darfſt nicht fort — du mußt bei Seppele bleiben.“ Dieſe ſprang auf und wollte dem Bruder um den Hals fallen. „Laß das, wehrte er ab; der Kaplan würde mir keine Abſolution geben, wenn er wüßte, was ich jetzt thue; aber ich habe dem Vater auf dem Todbette verſprochen, Seppele in der Noth beizuſtehen — beſſer iſt's, du bleibſt bei ihr. Ich glaube nun ſelbſt auch, daß es leere Hüte giebt, wie du an der Abſtimmung ſagteſt. Zehntauſend Banditen ſtehen an der Grenze, die uns unſere Religion rauben und unſere Kirchen zerſtören wollen. Sie führen Wagen voll Stricke bei ſich, um die Prieſter und alle Gläubigen aufzuhängen. Möchte mir Gott einen ſchönen Tod ſchenken für ſeine heilige Sache; du kannſt Seppele hier beſſer beſchützen als ich. Alle Heiligen mit euch — ich muß noch heute Abend fort.“

Raſch ging er in ſeine Kammer und ſchloß hinter ſich

ab. Vergeblich war Seppele's Bitten um Einlaß; er gab keine Antwort. Nach kurzer Friſt ſahen ihn die überraſchten Gatten in voller Uniform durch die Dämmerung den Weg hinuntereilen.

Früh am folgenden Morgen donnerten Allarmſchüſſe von den Anhöhen und riefen die Sturmglocken das Thal entlang zu den Waffen. Bis zu dem entlegenen Berghauſe herauf drang das Gewirbel der Trommel und das wilde Geſchrei der Soldaten und Landſtürmer. Auf der jenſeitigen Anhöhe ſah man die Haufen, deren Waffen von dem Scheine der aufgehenden bleichen Decemberſonne widerleuchteten, in der Richtung nach Luzern abziehen.

4.

Für die einſamen Bergbewohner folgten nun zwei bange, erwartungsvolle Tage. Nachdem die Bewaffneten ausgezogen, lagen die Dörfer unten im Thale ſtill wie ausgeſtorben. Nur hie und da ſah man auf der Straße nach Luzern einen Berittenen hin oder her ſprengen. Vergeblich ſtrengte ſich das Ohr an, aus der Ferne Schüſſe oder Sturmgeläute zu vernehmen — Alles war ſtill wie ein Sonntagsmorgen. Steffen durfte ſich im Thale natürlich nicht ſehen laſſen, da er nicht ausgezogen war, und Seppele konnte bei der Unſicherheit der Lage ebenſowenig den weiten Weg wagen. Von der alten Kathrin war Nichts zu erhaſchen; wie ein Reh ſcheute ſie zurück, wenn ſie Jemand anſichtig wurde. Schon in der Morgendämmerung machte ſie ſich davon und

ſchlich Abends in ihre Kammer wie ein menſchenſcheues Geſpenſt.

Am dritten Morgen, als noch tiefe Dunkelheit über Berg und Thal lag, ſaßen Steffen und Seppele ſchon am Frühſtücke. „Wie lange will die Nacht noch dauern?“ ſagte Seppele, an's Fenſter tretend, um auszuſchauen, ob der Morgen noch nicht ſich über den Bergen röthen wolle; „ach Gott, mir iſt's immer, als ob aus jeder dunkeln Ecke ein Todter treten müſſe; und der Tag — Jeſus Maria!“ ſchrie ſie zurückprallend. Steffen ſchaute erſchrocken um und ſah im Widerſcheine des Lichtes ein Gewehr glänzen. Raſch trat er an die Wand, an der ſein Stutzer hing.

„Steffen,“ rief es draußen, „Steffen, nur ich bin's — Chriſten vom Müswanger Berge.“ — „Sei ruhig, Seppele,“ ſagte der Gerufene, nach der Thür eilend, „der hat nichts Böſes im Sinn.“

Mit einem freundlichen „guten Tag“ trat ein großer Mann in die Stube, nachdem er vorſichtig ſein Gewehr vor der Thüre angelehnt hatte.

„Es thut mir leid, Frau, wenn ich Euch erſchreckt habe, ich wollt' es nicht; da ich aber Licht ſah und wußte, daß Ihr und Steffen nicht in's Thal hinunter könnt, ſo wollt' ich euch Nachrichten bringen.“

„Gebe Gott, gute,“ erwiderte Seppele ängſtlich.

„Sie könnten beſſer ſein, ſo und ſo; die Freiſchaaren ſind wieder über die Grenze zurück —“

„Ueber die Grenze zurück,“ murmelte Steffen.

„Ja, über die Grenze zurück, aber warum, weiß ich

nicht; vielleicht ſie ſelber nicht recht. Bei der Emmenbrücke haben ſie geſchlagen; unſere Truppen ließen Todte und Verwundete liegen und ſtoben nach allen Winden auseinander; aber die Freiſchaaren gingen auch — Gott verzeih' es ihnen, mancher wackere Mann wird dadurch in's Unglück kommen."

„Und wir mit," ſagte Steffen, ſeine Stirn an die kalte Fenſterſcheibe lehnend.

„Ich weiß wohl, Frau, was ihr fragen wollt", fuhr der Müswanger fort, „und nicht recht den Muth habt. Nein, ich hab' ihn geſehen, er iſt nicht unter den Todten; aber —"

„Was," rief Steffen erſchrocken, „Uli?"

„Hat einen leichten Streifſchuß am linken Arm und eine zweite, aber ebenfalls nicht gefährliche Wunde an der Seite, er liegt im Emmenbaum, wohin ihn die Freiſchärler ſelbſt trugen."

„Ich wußte es wohl," ſagte Seppele leiſe.

Steffen fuhr mit der Hand nach der Stirne, als wollte er einen ſchnellen Gedanken feſthalten; dann ging er hinaus, dem Müswanger mit den Augen winkend; dieſer folgte ihm, trat aber ſogleich wieder in die Stube und beruhigte Seppele nach beſten Kräften. Ein Freiſchärler, erzählte er, habe vor der Emmenbrücke geſtanden, als die Truppen mit lautem Halloh herangezogen ſeien. Wir laſſen Euch nicht durch, zurück, zurück, ſonſt giebt's Unglück, habe der gerufen; da ſei ihm aus dem Bataillone heraus mit Schüſſen geantwortet worden; nun habe er die blutende Hand, an der

ihn eine Kugel geſtreift haben müſſe, in die Höh' gehalten, und plötzlich habe es hinter allen Stauden hervorgekracht, daß die Kugeln herum geflogen ſeien wie Schloſſen im Hagelwetter. Da ſei gelaufen, wer laufen konnte; aber viele ſeien todt oder verwundet auf dem Schnee liegen geblieben. Die, welche zuvorderſt geſtanden, behaupten, der Freiſchärler, der „zurück" gerufen habe, ſei Hans geweſen.

Von draußen hörte man das Geräuſch eines ſchnell davonrollenden Wagens. „Was iſt das?" rief Seppele, an's Fenſter eilend. — „Beruhigt Euch, Frau, Steffen will den Uli holen. Er ſagte euch Nichts, weil er befürchtete, ihr wolltet mitgehen. Ich bleibe da, bis ſie zurück ſind."

Schon gegen Mittag waren die Beiden zurückgekehrt. Uli war bleich und matt, aber freundlich und hingebend wie ein Kind; es war, als ob er mit dem vergoſſenen Blute den Tribut, welchen er der in ſeinen Augen heiligen Sache ſchuldig zu ſein glaubte, für abbezahlt hielt; er durfte ſein Herz wieder frei und ohne Rückhalt ſprechen laſſen. Schon faßte Seppele die ſchöne Hoffnung, aus dem augenblicklichen Unglücke werde ein dauerndes Glück entkeimen und mit Uli's Wunde alte Zwietracht und Hader vernarben. Es kam der armen Frau vor, als ſehe ſie nach langer, trüber Wanderſchaft das heimathliche Haus aus der Ferne zur Ruhe winken. Dieſe freundliche Ausſicht ſollte aber bald genug zerrinnen.

Um die Mitte des Nachmittags kroch eine hagere Geſtalt den Berg herauf gegen das Haus heran. Steffen wurde bleich, als er den Kaplan erkannte: „Das iſt der böſe Feind, der wieder Unkraut zwiſchen den aufgehenden

Weizen ſäen wird." — Er verbot Seppele, ſich zu zeigen, und ging ſelbſt hinaus, um im Stalle etwas zu hantieren. Der Geiſtliche blieb über eine Stunde bei dem Verwundeten, aber was da geſprochen worden, hat außer den Beiden nur die alte Kathrin gehört. So ſehr Steffen ſich hütete, mußte er dem verhaßten Ruheſtörer doch noch begegnen, als dieſer aus dem Hauſe ſchlich. Mit widriger Freundlichkeit näſelte der Ruheſtörer: „Du haſt ein gutes Werk gethan, Steffen, an dem für Gottes und der Heiligen Sache Verwundeten. Die Obrigkeit wird ſich mit mir freuen, daß du ſo ſchnell wieder geſund geworden, um ſolche Barmherzigkeit zu üben."

Ein höhniſches Lächeln glitt über das langfaltige Geſicht des Verkünders der Friedensbotſchaft. Als Steffen noch in nachdenklichem Sinnen über dieſe Worte vor der Hausthüre ſtand, trat Seppele weinend aus dem Gange: „Denke dir, Uli's Thüre iſt ſchon wieder verſchloſſen, er will mich nicht hinein laſſen und ſagt, blos Kathrin dürfe zu ihm kommen." — Steffen wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, während ein grimmiger Fluch zwiſchen ſeinen Zähnen murmelte.

Gegen Abend, während Seppele mit der Zurüſtung des Nachteſſens und Steffen in der Scheune beſchäftigt war, traten zwei Landjäger in die Stube. „Wo iſt dein Mann?" fragte der Eine barſch die Erſchrockene. — „Ich will ihn rufen," ſagte Seppele, ſich ſchnell faſſend.

Steffen trat, als er die Nachricht hörte, raſch einige Schritte zurück, den Oberkörper vorgebeugt, wie zu einem

mächtigen Anlaufe. „Nein," ſagte er, ſich beſinnend, „ich will zuerſt hören. Das aber hat der Pfaffe gethan."

„Du mußt mit uns gehen," ſchnauzte der kleinere der beiden Gerechtigkeitsdiener den Eintretenden an.

„Das will ich," erwiderte Steffen ruhig, „wenn's ſein muß und Ihr höflicher ſeid."

„Ja, aber vorher müßt Ihr uns Etwas von Euerm alten Kirſchenwaſſer fließen laſſen," ſagte der andere, ein großer, blondbärtiger Mann, deſſen militäriſche Haltung den gedienten Soldaten verrieth.

„Recht — beim Donner, das mußt du," fügte der Dürre hinzu; „wir wollen den Radikalen Karben nun einmal zu Ader laſſen."

Steffen zauderte bei dieſen Worten; der Blonde beugte ſich zurück und ſah ihn hinter dem Rücken ſeines Genoſſen mit einem ſonderbar zwinkernden Blicke an: „Friſch zu, friſch zu, Meiſter, 's iſt kalt."

„Hole eine Flaſche, Seppele," befahl Steffen verdutzt.

Die Männer ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem der Große beide Gewehre in die entfernte Ecke hinter der Thüre gelehnt. — „Ja," begann er, „wir werden ſchwere Arbeit haben; wie man hört, ſind in der Stadt an fünfzig Bürger in Ketten gelegt; im ganzen Kantone ſollen die reichſten Radikalen eingekerkert werden; allerwärts fliehen ſie über die Grenze, denn die Regierung ſcheint ſchonungslos verfahren zu wollen. Freilich iſt der Aargau nahe," ſetzte er, Steffen groß anblickend, hinzu.

„Geſundheit!" ſchrie der Kleine, ſein Glas hinunter-

ſtürzend; „aber wir wollen ſie däumeln, uns entwiſcht Keiner, nicht wahr, Großer?“

„Nein, wir faſſen die Narren, antwortete dieſer mit ſonderbarer Betonung, dem Kameraden einſchenkend; „trink, wer einmal im Loche ſitzt, kann ſchon für uns dürſten. Heute wurde der Schwarzenberger Bauer zehn Fuß tief in den Thurm gelegt und an Ketten geſchloſſen, weil er nicht mit ausgezogen. Der ſieht ſeine ſchönen Roſſe im Stall nicht ſobald wieder. Er hätte bis an die Aargauer Grenze kaum eine halbe Stunde gehabt, und wäre gerettet geweſen; aber er meinte, es gelte nicht ſo ernſt.“

„Ja, ja,“ gluckste der Kleine, dem das ſtarke Getränk zu Kopfe ſtieg, „ſtoß an, Bruder, den haben wir pfiffig erwiſcht — ein ſchönes Fanggeld, ha, ha.“

Steffen ſchritt unruhig die Stube auf und nieder.

„Man ſagt,“ fuhr der Große ihn anſchauend fort, „die Flüchtigen werden ſich an der Grenze wieder ſammeln, und, von der Bevölkerung und den Regierungen der liberalen Kantone unterſtützt, einen neuen Einfall machen, um die Regierung zu ſtürzen. Glück auf — trinke, Bruder!“

Steffen faßte die Thüre und war draußen. „Halt!“ ſchrie der Kleine aufſpringend. „Vorwärts, halt!“ ſchrie der Große, im Eifer ſeinen Collegen niederrennend und mit ſeinem Gewehre durch den Gang eilend. „Still, Fraueli,“ raunte er Seppele zu, das an der Hausthüre dem Fliehenden weinend nachſchaute — „Donner, guckt nach der andern Seite!“ Er ſchoß ſein Gewehr in die Luft und fluchte dem nachhinkenden Gefährten zu: „Da hinaus, Schneckenläufer,

nach den Erlen!“ Luſtig ging die Jagd vorwärts nach der entgegengeſetzten Richtung, die der Flüchtige eingeſchlagen hatte.

Nach einer halben Stunde kamen die Jäger ſchweißtriefend zurück. „Frau,“ brüllte der Kleine, „wo haſt du deinen Hallunken verſteckt?“ — „Ja, führt uns im Hauſe herum,“ meinte der Blonde. — „Habt gute Geduld,“ flüſterte er, als der Kleine die Kellertreppe hinunterſtolperte, „er iſt in Sicherheit und wird ſchon wiederkommen.“

5.

Uli war bald wieder ſo weit hergeſtellt, daß er das Bett verlaſſen und mit Kathrin's Hülfe Vieh und Stall beſorgen konnte; aber der böſe Geiſt, der faſt täglich in der Geſtalt des Kaplans zu ihm trat, ſchien nicht mehr von ihm weichen zu wollen. Tage vergingen, ohne daß er ſeiner Schweſter ein Wort zuwendete; ſorgfältig ſuchte er ihr auszuweichen und nur verſtohlen, als wollt' er ſie vor ſich ſelbſt verſtecken, trat eine Thräne in ſein Auge, wenn er ſie ſo bleich und kummervoll daherkommen ſah. Seppele's Jammer und Elend ſind nicht zu beſchreiben; es kam ſich in dem eigenen väterlichen Hauſe wie begraben vor, wie im offenen Sarge, um den mitleidsloſe Menſchen ſtanden. Oft fuhr es aus ſeinem ſtundenlangen Brüten auf und mußte ſich laut fragen: iſt's nicht ein Traum? Der Traum wäre traurig genug geweſen auch ohne das ſchreckliche Erwachen.

Den einzigen Troſt brachte ihr der Mann vom Müs-

wanger Berge. Er verſtand es immer ſo einzurichten, daß er bei ſeiner Grenzpatrouille, wozu er als Landſturmmann genöthigt war, am Hauſe vorbeikommen konnte: er brachte Nachrichten über die Lage der Flüchtlinge im Aargau und ſchien nur auf das Zeichen zum Aufbruch zu warten, um ſelbſt über die Grenze zu gehen. Aber Wochen vergingen in banger, peinlicher Erwartung; ſchon brachen einzelne warme und helle Frühlingstage über das Land herein, überall Luſt und neues Leben weckend — nur nicht in dem verdüſterten Herzen der armen, verlaſſenen Frau.

Eines Abends ſaß Seppele mit ſeinen Thränen allein am Abendbrote, als Uli mit einem feierlichen „Gelobt ſei Jeſus Chriſt" hereintrat. — „Seppele," begann er, „ich wollte gern, ich wäre an der Emme im Galgenwalde liegen geblieben, die Kälte würde bald nachgeholt haben, was die Kugel übrig gelaſſen — aber Hans mußte mich auffinden, die Heiligen haben mich durch die Hand des Böſen am Leben erhalten; ich hatte noch nicht genug gebüßt." Er hielt inne; Seppele konnte nur mit ſtillem Weinen antworten.

„Gottes Gnade iſt groß; er wollte uns Beiden den Weg zeigen, auf dem wir zum Heile gelangen können. Wir müſſen die Sünde des Vaters, der dich einem Ketzer gegeben, ſühnen und unſere eigene, die wir durch den langen Umgang mit dem von der Kirche Verworfenen begangen haben. Wenn du geboren haſt, übergeben wir das Kind den Vätern Jeſu; du gehſt als büßende Schweſter und ich als Laienbruder in ein Kloſter. Unſer Gut übergeben wir der Kirche, um für das Seelenheil des Vaters beten zu laſſen." — Mit

dieſen Worten zog er einen Brief aus der Taſche und legte ihn entfaltet vor Seppele auf den Tiſch. „Steffen iſt todt,“ ſagte er mit dumpfer Stimme.

Seppele warf einen Blick auf das Blatt und ſank lautlos zuſammen....

Eine kalte Hand, die über ihrer Stirne lag, weckte die junge Frau aus tiefem Schlafe. Als ſie die Augen aufſchlug, ſtand die alte Kathrin an ihrem Bette, die Frühlingsſonne brach mit einem kurzen hellen Strahle durch das Fenſter, als wollte ſie die Erwachte über die grauen Wolken herein freundlich begrüßen. „Wie iſt mir nur?“ ſagte Seppele, die Hand auf die Augen legend, „ich habe geträumt, einen ſchweren, ſchrecklichen Traum.“ — „Einen langen wenigſtens,“ ſchnarrte die Alte, „einen Tag und zwei Nächte! ja, ja.“

„Was iſt das? fragte Seppele, ſich horchend aufrichtend, was iſt das?“

„Das ſind die Sturmglocken und Nothſchüſſe; die Ketzer und Teufelskinder ſind wieder im Lande.“

„Und Uli, wo iſt Uli?“

„Er iſt in's Dorf hinuntergegangen zum Landſturm; er konnte die Uniform noch nicht anziehen.“

Seppele ſprang aus dem Bette; Angſt und Schrecken ließen es die Müdigkeit vergeſſen, die auf ſeinen Gliedern laſtete. Erſt als es in die Stube trat, kam ihm das volle Bewußtſein des Vergangenen wieder. „Gott, mein Gott!“ ſeufzte es, ſich an den Tiſch lehnend. Da fiel ſein Blick auf große, mit Kreide auf die braune Nußbaumplatte geſchrie-

bene Worte: „Er iſt nicht todt — man täuſcht Euch und Uli.“

„Wer iſt dageweſen?“ ſchrie Seppele. — „So eben iſt der Müswanger fort,“ kreiſchte die Alte. — „Hat Uli das geleſen!“

„Was Uli — der iſt ſchon ſeit geſtern Mittag fort, und ich geh' jetzt auch.“ — Mit dieſen Worten warf Kathrin die Thüre zu und ließ Seppele allein zurück im einſamen, menſchenleeren Hauſe.

Das war ein entſetzlicher Tag, wie er in dem Leben weniger Menſchen vorkommt — der ſchreckliche erſte April des Jahres 1845. Ein feuchtwarmer Südwind trug fernen Kanonendonner und das ſchauerliche Heulen unzähliger Sturmglocken über den Schwarzenberg herein, während von Mittag an die Wälder, die auf dem breiten Bergrücken zwiſchen dem Wynen- und obern Seethale ſich ausbreiten, von lautem Halloh und Flintenſchüſſen widerhallten, als gelte es ein feſtliches Treibjagen. Es war freilich ein Treibjagen, aber das gehetzte Wild waren die zerſprengten Freiſchaaren, die kampfmüde durch Wälder und auf einſamen Bergpfaden die Grenze zu gewinnen ſuchten, hinter und vor ihnen der losgelaſſene Landſturm, der wie eine entfeſſelte Meute das waidwunde Edelwild zu Tode hetzte. Dort in jenen Waldungen liegt manches Grab, auf dem kein Kreuzlein ſteht und an deſſen Schwelle nur der Fluch von zornbebender Lippe ſtatt des Leichengebetes gehört wurde.

Seppele lag den ganzen Tag unter Thränen und Gebet, halb bewußtlos, auf den Knien vor dem Bilde des

Gekreuzigten; es flehte um Leben und Rettung für ſeine Lieben und Verwandten und um den Tod für ſein eigenes kummerbelaſtetes Herz, das keinen Troſt mehr finden konnte; aber nicht immer findet das Gebet des Bedrängten Erhörung.

Immer näher wälzte ſich gegen Abend die entſetzliche Jagd das Thal herab; hie und da knallten ſchon Schüſſe in den nächſtgelegenen Wäldern, von wildem Geſchrei und Zurufen begleitet — aber Seppele hatte nicht die Kraft, aufzuſtehen und hinauszuſchauen.

Endlich brach die Nacht herein; nur ſelten blickte der Mond durch ſchwere, zerriſſene Wolken mit falbem Lichte, wie das brechende Auge eines Sterbenden; das Schießen hatte allmälig aufgehört und die Sturmglocken in den Thälern ſchwiegen. Seppele wagte kein Licht anzuzünden; es ſchloß die Thüren ab und kauerte in namenloſer Angſt am Ofen zuſammen.

Still — da war's, als ob zwei Schatten an den Fenſtern vorbeigehuſcht. Seppele lauſchte athemlos. „Ach nein, deine Angſt macht dir Etwas vor," ermuthigte es ſich ſelbſt — noch einmal, eine dritte dunkle Geſtalt und wieder lautloſe Stille. Da fiel oben an der Gartenmauer ein Schuß; der Pulverblitz ſchlug grell durch die Fenſter und die dunkle Stube; Seppele fuhr mit der Hand nach dem Herzen — es war ihm, als ob die Kugel da mitten durchgegangen. „Halt, Mörder!" ſchrie eine entſetzte Stimme und wieder erfolgte eine tödtliche Stille.

Endlich klinkte es an der Hausthüre. „Seppele, machet

auf, wenn Ihr da ſeid; ich bin es, Hans, Euer Knecht.“ Die Gerufene ſchleppte ſich ſchweren Schrittes hinaus. „Gottes Barmherzigkeit ſei mit Euch, Meiſterin, gebt mir eine Laterne.“ Er trat ſtill in die Stube und ſuchte die Laterne am gewohnten Orte.

Seppele folgte ihrem Scheine mechaniſch nach. Da lag auf dem Schnee, der hinter dem Schutze der Gartenmauer liegen geblieben, ein Todter, über dem ſich Uli mit entſetztem Blicke niederbeugte. Ein breiter Blutſtreifen floß über die weiße Fläche. „Er war nicht todt — ich habe ihn getödtet,“ ſtöhnte Uli. Seppele klammerte ſich mit beiden Händen an ein Bäumchen, auf die Leiche niederſtarrend.

Laute Stimmen nahten ſich vom Walde herauf, die von ihrer nächtlichen Lauer durch den Schuß herbeigelockt worden waren. Ein zweiter Schuß fiel und die Laterne erloſch.

Als die Landſtürmer zur Stelle kamen, lag Uli mit dem Geſichte zur Erde gekehrt über Steffen's Leiche. Seppele ſtand noch regungslos an das Bäumchen geklammert. Hans war verſchwunden.

Wer den zweiten Schuß abgedrückt, ob Verzweiflung und Gewiſſensbiſſe, oder eine Hand, die den Meiſter und Geſinnungsgenoſſen rächen wollte, weiß nur Hans und Einer, der Alles ſieht. Uli war durch den Hals geſchoſſen und ſeine Barthaare verbrannt. Die beiden Läufe ſeiner Doppelflinte waren leer.

Seppele, die am folgenden Morgen von einem todten Knaben entbunden wurde, lebt gegenwärtig, wenigſtens vor kurzer Zeit noch, in einem Kloſter in Tyrol — ein

ſtarkes Menſchenherz vermag viel zu ertragen, bevor der Schmerz es bricht. Sie übergab ihr Vermögen, mit geringem Zurückbehalt, Steffen's Verwandten unter der Bedingung, daß Haus und Garten als langſam vergehende Zeugen ihres Unglückes dem Verfalle preisgegeben werden ſollten.

Das iſt die Geſchichte des verlaſſenen Hauſes, das auf einem luſtigen Vorſprunge des Lindenberges ſteht.

Der Flüchtling.

I.

Finden.

Auf der Höhe der Staffelegg, jenem bekannten und ſchönen Jurapaſſe, über den die Heerſtraße vom Rheine durch das Frickthal herauf nach dem Aarthale führt, ſteht ein ſteinerner Brunnen und daneben eine breite Steinbank, von menſchenfreundlichem Sinne hier in der Einſamkeit ſo recht „dem Wanderer zur ſüßen Raſt“ errichtet. Es iſt eine jener anmuthigen Stellen, wie ſie der Jura mit ſeinen heimlich verſchlungenen Thälern, mit ſeinen einſamen Berghöfen und den laubwaldbewachſenen Höhen ſo vielfach darbietet. Rückwärts verſchwindet die Fernſicht auf die duftigen Bergzüge des Schwarzwaldes hinter dem Felſengrate, und vorwärts ſcheint die Straße nur in einen engen, waldbewachſenen Bergkeſſel hinabzugleiten; aber darüber weg geht der Blick nach freundlichen Thalgeländen, die, mit weißen Wohnungen ſchimmernd, ſich weiterhin wieder zwiſchen waldig anſteigenden Höhen verlieren. Ueber die letztern herein ſchauen in mächtigem Umkreiſe die Schneegebirge.

Aber die Menſchen, die heute des Weges kommen, kümmern ſich wenig um die anmuthige Schönheit ihrer Straße. Hie und da tritt Einer an den Brunnen heran, um ſich das heiße Geſicht zu kühlen oder auch vorſichtig einen Schluck klaren Bergwaſſers zu trinken; dann geht es wieder raſch thalwärts. Von unten herauf zieht es den Felswänden entlang wie das verworrene Echo eines fernen Rottenfeuers, deſſen Einförmigkeit dann und wann durch den donnernden Schlag einer Kanone unterbrochen wird. Der ſchwere Knall bricht toſend durch das ſtille Gebirge aufwärts und verdoppelt die Schritte der Dahineilenden, indem er ihnen verkündet, daß ſie ſchon wieder um einen Auftritt des ſchönen Feſtes zu kurz gekommen. Es iſt nämlich ein blühender Julitag des Jahres 1849 und drunten in Aarau feiert das Schweizervolk ſein großes Schützenfeſt.

Der Tag neigt ſich allmälig dem Abend entgegen und auf der Bergſtraße iſt es ſtiller geworden. Wer heute zum Feſte gewollt, iſt ſchon dahingegangen und hat im hochgehenden Strome der Freude noch nicht an die Heimkehr gedacht; dem jungen Manne aber, der auf der Höhe der Straße erſcheint, muß dieſe ſtille Einſamkeit beſſer behagen, als der laute Feſtlärm und trotz ſeiner halb militäriſchen Kleidung denkt er nicht daran, den Stutzer heute noch zum frohen Waffenſpiele zu tragen. Er ſchaut lange rückwärts, wo die letzten Höhen des Schwarzwaldes im Abendſchein emportauchen, und ſein Blick ſenkt ſich trüb und trüber, bis eine Thräne über die bärtige Wange herabrollt. Dann wendet er ſich müden Schrittes vorwärts. Die fernen Häupter der Alpen haben ſich mit der Roſengluth des

Abends angethan, als müßten ſie ob der Feſtfreude ihres glücklichen Volkes ebenfalls im beſten Feſtſchmucke erſcheinen. —

„Wie viel Leid dorten," ſagte der Wanderer, mit der Hand rückwärts deutend, „und wie viel Freude hier ... o Gott, haſt du nicht alle Menſchen zur Freude, nicht alle Völker zu Glück und Freiheit geſchaffen?" —

Er war langſam niederſteigend an den Brunnen gekommen und ſchaute eine Weile ſinnend den ſchmalen Weg empor, der ſich hier von der Straße abzweigt und zu einem der ſtillen Höfe führt, die weiterhin im Gebirge verborgen liegen; dann beugte er das Geſicht zu einem erfriſchenden Trunke nieder, ſchwankte aber plötzlich mit einem lauten Ausrufe des Schmerzes auf die Steinbank zurück.

„Mein Gott, nun hat ſich der Verband gelöſt," ſeufzte der Einſame, indem er haſtig ſein grünes Oberkleid aufzuknöpfen ſuchte; aber kaum hatte er daſſelbe mit der Rechten ein Wenig über die linke Schulter zurückgeſchoben, als ihm ſchon ein dunkler Blutſtrom die Hand herabfloß. Jede Bemühung, den losgegangenen Verband wieder feſtzuziehen, blieb nutzlos. Die linke Hand war nicht im Stande, der rechten zu Hülfe zu kommen, und wie oft ſie auch den Verſuch machte, ſich emporzuheben, um das andere Ende der breiten Binde zu faſſen, ſie ſank jedesmal gelähmt auf die Bank herab, während ein unwillkührliches Zucken des immer bleicher werdenden Geſichtes den ſchmerzlichen Kampf verrieth, der hülflos hier gekämpft wurde. Der Verwundete lehnte ſich endlich in eine liegende Stellung zurück und verſuchte die Blutung mit ſtiller Ergebung dadurch zu hemmen,

daß er ein Sacktuch gegen die Wunde preßte. Vor ſeinen Augen begann es dunkler zu werden; war es die der Ohnmacht nahende Erſchöpfung der ſonſt ſo kräftigen Natur, oder waren es die heraufſteigenden Schatten des Abends, der Verlaſſene war ſelbſt nicht mehr im Stande, es zu unterſcheiden. Auf der gegenüberſtehenden Felswand fingen ſich die Gebüſche an zu bewegen, zuerſt leiſe, als ob ein Abendwind über ſie hinginge; dann aber ſenkten ſich die dunkeln Kuppeln tiefer, als müßten ſie in der Erde verſinken, um ſogleich wieder hoch in den erbleichenden Abendhimmel emporzuſteigen. — „So muß ich hülflos hier mein Ziel finden," ging es durch die einſchlummernde Seele des Verwundeten; — „ſei es denn." Und langſam aber unaufhaltſam ſanken die ſchweren Lider über die Augen herab, auf die ſich dumpfe Finſterniß ergoß.

Allzulange konnte indeß dieſe tödtliche Finſterniß nicht gedauert haben; allsgemach kam durch dieſelbe ein ferner, bleicher Schimmer gegangen, der ſich immer heller ausbreitete, und als endlich die Augen ſich wieder öffneten, ſchauten ſie in purpurne Abendwolken, die über die ſtillen Höhen hereinſchwammen. Aber vor dem hellen Lichte ſchwebte noch ein dunkler Schatten, und als die wiedererwachenden Augen klarer geworden, ſchauten ſie in zwei andere von feinen Wimpern überdachte Augen, die mitleidsvoll und bekümmert herniederblickten.

„Gott ſei Dank, er erwacht wieder, Vetter," ſagte eine weiche Mädchenſtimme, „bringt nur ſchnell noch ein wenig Waſſer herbei."

Alsbald beugte ſich ein zweites Geſicht über den Erwa-

chenden herein und er fühlte eine frische Kühlung über seine heiße Stirne herabrinnen.

„Wie geht's Euch?“ fragte eine tiefe Männerstimme.

„Gott's Dank ... besser,“ antwortete der Verwundete; „ich muß ohnmächtig geworden sein.“

„Das ist sich auch nicht zu verwundern,“ gab der Andere zurück, „wenn man mit einem solchen Loche im Leibe herumläuft, wie Ihr da. Das hat gewiß eine Preußenkugel gemacht?“ —

Der Gefragte nickte schmerzlich und führte seine rechte Hand langsam nach der linken Schulter empor; der Verband war wieder fest angezogen und die Blutung gehemmt.

„Ich hab' Euerer Hülfe wohl mein Leben zu danken,“ fuhr er, sich mühsam erhebend, fort, „Gott lohn' es euch, ihr guten Leute.“

„Nun, da braucht's keine besondere Güte, wenn's so aussieht,“ sagte der Mann; „aber wo wollt Ihr eigentlich hin, wenn ich fragen darf?“

„Ich gedachte heute noch bis Aarau zu gehen.“

„Das wird schwer halten,“ meinte der Andere; „und,“ fügte das Mädchen leise bei, „drunten ist doch schon Alles von Menschen überfüllt. Ich mach' ihm gerne Platz im Hinterstübchen, Vetter.“ Sie schaute dabei dem Manne bittend in's Gesicht, und dieser sagte nach einigem Besinnen: „Nun ja, wenn's Euch recht ist, so könnt Ihr mit uns heimkommen.“

„Noch einmal, Gott lohn' es Euch,“ erwiderte der Verwundete gerührt, „meine Kraft reicht freilich nicht mehr weit.“

„Iſt auch nicht nöthig, wenigſtens für heute," gab der Mann zurück, „wir ſind bald daheim." Damit legte er ſeinen linken Arm unter der rechten Schulter des Fremden durch und begann ihn vorſichtigen Schrittes den ſchmalen Nebenweg hinanzuführen. Das Mädchen ſchritt geſenkten Blickes voraus und ſchob im Gehen ſorgfältig jeden Stein bei Seite, der im Wege lag. Als es zurückblickte, rief es ängſtlich: „Ach Gott, Vetter, ſeht, wie er wieder bleich wird." — „Ja," ſagte der Mann, „geh' du ſchnell voraus, „ſag's der Mutter und macht das Bett bereit; 's wird nöthig ſein." —

Sie war allerdings nöthig, dieſe getroffene Vorſicht. Das Haus lag, durch den vorſpringenden Waldrand gegen die Straße verdeckt, kaum einige hundert Schritte entfernt, einſam und ſtill, wie zum verborgenen Aſyle eines Flüchtigen auserſehen; aber noch war daſſelbe nicht erreicht, als der Verwundete ſeinem Begleiter auf's Neue bewußtlos in die Arme ſank. Die erſchöpfte Natur hatte ihre Rechte trotz allen Widerſtandes des Geiſtes geltend gemacht. —

Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum über die grünen Höhen hereingebrochen war, zogen ſchon ganze Haufen der zerſprengten badiſchen Armee die Bergſtraße herab. Mit Hoffnung und Rache im Herzen eilten ſie zu dem feſtfeiernden Schweizervolke, um bei ihm Klage zu führen und Vergeltung zu fordern an den Unterdrückern ihrer Heimath und ihrer republikaniſchen Beſtrebungen. Unterdeſſen lag ihr Unglücksgefährte, der als der Erſte zu gleichem Zwecke die Straße gekommen, drüben in dem ſtillen Hauſe am Waldrande; aber war es das Gefühl der körperlichen Erſchöpfung, die vor der Hand an kein Verfolgen früherer

Plane denken ließ, oder war es noch mehr der süße Hauch des Friedens, der hier oben die Einsamkeit durchwehte — der Flüchtling, der gestern nur an Blut und Wunden gedacht, saß heute wie ein harmloses Kind am Fenster eines kleinen Hinterstübchens und schaute sinnend auf die thauglänzende Bergwiese hinaus. Im ganzen Hause war's still wie in einer Kirche und nur hie und da ließ sich von der nahen Küche her der leiseschlurfende Schritt des freundlichen Mütterchens hören; die übrigen Hausgenossen waren schon mit dem ersten Morgengrauen auf das Feld gegangen. Unter dem Fenster des Hinterstübchens zog sich eine mit Brettern belegte Holzbeige durch; auf diesem erhabenen Postamente hatte sich eine große, glänzendschwarze Katze aufgepflanzt, die bald gravitätisch auf- und niederschritt, bald wieder sich zierlich hinsetzte und nachdenklich in den blühenden Morgen hinausschaute. Dabei unterließ sie jedoch trotz ihrer scheinbaren Unbefangenheit nicht, jeden Augenblick seitwärts hinaufzublinzeln, wo unter dem vorspringenden Dache die Schwalben ihr geschwätziges und geschäftiges Wesen trieben. Offenbar ging ihre Morgenandacht mit dem Plane um, wie sie den leichtbeschwingten Gästen unbeachtet und ohne Verdacht zu erregen einen Besuch abstatten könne. — So ist es, dachte der stille Beobachter hinter dem Fenster, die Natur liegt im ewigen Kampfe, ohne sich einen Augenblick um ihren Frieden bringen zu lassen. Nur der Mensch muß mit dem Kampfe den Frieden begraben — — Muß er? — Die Natur kennt keine Klage; noch im Vergehen hat das Untergegangene den Zweck seines Daseins erfüllt und über den Gräbern gehen die üppigsten Rosenbüsche auf.

Warum will ſich der Menſch die einfachſte und unabänderlichſte Weisheit nicht genügen laſſen? —

Dieſes ſtille Sinnen wurde durch einen glockenhellen Ruf: „Baſe, Baſe!“ unterbrochen, dem durch den Gang herein raſche, elaſtiſche Mädchenſchritte folgten. „Biſt du da, Vreneli?“ fragte die Stimme der alten Frau, und alsbald begann ein leiſes Geflüſter, von dem der unwillkürlich Horchende nur verſtehen konnte, daß es ſich um Frage und Antwort über ſein Befinden drehte. — „Meine Samariterin,“ ſagte er und wollte ſchon einen mühſamen Verſuch machen, nach der Thüre zu gehen, als das Mädchen mit einem kupfernen Waſſergeſchirr unter dem Arme hinter dem Hauſe erſchien. Es nickte, nach dem Fenſter blickend, erröthend einen Gruß herein; aber der Gegrüßte vergaß faſt die Erwiderung und mußte betroffen der Geſtalt nachſchauen, die ſchlank und leicht zum Brunnen hinabſchritt.

Vom geſtrigen Abend her war ihm Alles nur wie ein dunkles, halbverwehtes Traumbild in Erinnerung geblieben. Deutlich wußte er, daß ſein erſter wiedererwachender Blick in ein Paar mitleidiger, blauer Augen geſchaut hatte; aber daß dieſe Augen aus einem Geſichtchen hervorleuchteten, das ihm jetzt wie aus Elfenbein und Morgenroth gebildet erſchien, das hatte er nicht gewußt. „Ja, Elfenbein, vom Morgenroth angehaucht,“ ſagte er unwillkürlich vor ſich hin, nach der Geſtalt hinabſchauend, die nun drunten am Brunnen ſtand, „und über die Stirn herein ergießt ſich eine Fluth lichten Mondſcheines.“ —

Aber auf dieſen Mondſchein erhob jetzt das Mädchen mit kräftigen Armen den gefüllten Waſſerkeſſel, um an der

andern Seite des Hauses herauf nach der Küche zu gehen. Den jungen Mann verdroß dieses plötzliche Verschwinden ein wenig; dann aber tippte er mit dem Zeigefinger bedächtig gegen die hohe, bleiche Stirn und rief lächelnd: „Gustav Kühne, Gustav Kühne, seit wann bist du ein Poete geworden?“ —

Trotz des leisen Selbstspottes, der in diesen Worten lag, horchte der neugebackene Dichter mit aufmerksamem Ohre auf die leichten, gleichmäßigen Schritte, die sich der Küche näherten. Jetzt traten sie herein, ein leises Rauschen und gewiß — das auf die Bank niedergestellte Wassergeschirr hatte einen wundersam lieblichen Ton von sich gegeben, der die geschmeidige Bewegung des Herabhebens unwillkürlich vor Augen führte. Wiederum ein angelegentliches Geflüster, aus dem sich jedoch bei aller Aufmerksamkeit Nichts entnehmen ließ, als das Bild des kleinen frischen Mundes, der eben so leise zu flüstern verstand und der tiefe Blick der blauen Augen, der die gelispelten Worte begleiten mußte. Dann rauschte es wieder den Gang entlang, es waren die bekannten Schritte und Gustav lehnte sein Gesicht rasch gegen die Fensterscheiben, um nach dem Brunnen hinabzuschauen. Aber der blanke Strahl sprudelte unbeirrt von der Röhre in den mit Moos bewachsenen schmalen Trog hernieder, als woll' er in Ewigkeit nie mehr von einem unterstellten Gelchen aufgefangen werden.

Dem in seiner Erwartung getäuschten Beobachter kam das gleichmäßige Sprudeln des Brunnens bald zu langweilig vor und er entschloß sich, wenn auch mit langsamem Zögern, den Blick wieder den frühern Gegenständen seiner

Unterhaltung zuzuwenden. Da ſaß die Katze noch immer mit wankelloſer Beharrlichkeit; ſie leckte ſich das Pfötchen, wuſch ſich damit und blinzelte darüber weg nach den Schwalben empor; aber das wurde denn doch nachgerade langweilig. Man hatte ihre tückiſchen Abſichten längſt durchſchaut, was ſollte bei den immer wiederkehrenden Manövern weiter herauskommen — ſaßen ja die Schwalben ſicher hoch unter'm Dache droben. Dieſe freilich zwitſcherten und kicherten, als hätten ſie ſich wunderwas zu erzählen vom luſtigen Mückenfange, von pfeilſchnellem Durchſegeln der blauen Lüfte und all' dem ſüßen Sommerſpiele; aber das war Alles ſchon ſo geweſen, ſeit die Schwalben Mücken fangen und ſich des Sommers freuen. Der Gelangweilte erhob ſich und ging mühſam nach der Küche hinüber, aus der ſich hie und da wieder die leiſeſchlurfenden Schritte des Mütterchens hören ließen.

„Ach herrje," rief dieſes, als es ſeinen Gaſt erblickte, „Ihr hättet nur mit dem Stock klopfen dürfen, wenn Ihr Etwas wünſcht. Das Gehen thut Euch ſicher nicht gut, wie bleich Ihr ſeid."

„Na, ich bedarf auch Nichts, Mutterchen," lautete die Antwort, „ich meinte blos, Euere Leute wären heimgekommen, die ich grüßen wollte."

„Nein, denkt, nur das Vreneli war auf einen Augenblick da. Es hat ihm draußen keine Ruhe gelaſſen, Euertwegen. Ihr habt eben heute früh noch geſchlafen, als ſie fortgingen."

„Ich mach' euch Allen recht viele Sorge und Mühe, gute Mutter?"

„O nein, nun gar nicht," meinte die freundliche Alte. Freilich gestern Nacht, als Ihr auf einmal so in Fiebern sprachet, da war's uns Allen bange und Vreneli konnte nicht aus dem Weinen heraus. Ihr waret aber auch gar bleich und elend."

„Ist das Vreneli Euere Tochter?" —

„Nein, wir haben schon lange kein Kind mehr; es ist ein armes Verwandtes von meinem Manne her."

„Ich will mich ein Wenig hinaus an die Sonne setzen," sagte Gustav, „das wird mir gut thun." Als er durch den schmalen Hausgang schritt, bückte er sich nach einer Kornblume, die vor ihm lag. „Die hat Vreneli mit heimgebracht," sagte er, nachdenklich in den blauen Kelch schauend, „wie weiß es, daß ich diese Blumen vor allen andern lieb habe!" —

Wieder über sich selbst lächelnd, suchte er sich vor dem Hause ein sonniges Plätzchen, von dem er nach dem schmalen Seitenthälchen hinunterschauen konnte. In einem gelben Gerstenacker bückte sich zu fleißiger Arbeit eine kleine Schnitterschaar, zwischen der sich manchmal eine Mädchengestalt erhob, die nach dem Hause emporzuschauen schien. — Es giebt keine äußerliche Arbeit, die den Menschen mit wohlthätigerer Freude erfüllt, als das Schneiden des goldenen Halmes, das Zusammenbinden der schweren Garbe, die das tägliche Brod in's Haus trägt. Es ist, als ob der Segen der stillschaffenden Natur mit in die Seele hineinzöge, die unwillkürlich bei der gewonnenen Frucht an den Samen, und dabei wieder an jenen großen Erntetag denken muß

der allem irdiſchen Samen verkündet iſt. Als daher von unten herauf das Lied erklang:

Des Schnitters Tag iſt lang und ſchwül,
Doch freudig iſt ſein Muth;
Das Auge ſieht der Garben viel,
Den Schöpfer treu und gut —

da mußte auch, wie auf ein leiſes Geheiß, die ſonore Stimme des ſtillen Zuſchauers einfallen und durch ſein Herz zog es wie der verſöhnende Klang einer Oſterglocke.

Am Mittag kamen die Leute zum Eſſen heim. Voran gradauf die noch immer kräftige Geſtalt des Vetters, der dem Gaſte mit freundlichem Geſichte entgegentrat. — „Wie geht's Euch, Mann," rief er mit heiterer Theilnahme, „Ihr ſeht noch ein Wenig bleich aus."

„Recht gut," erwiderte der Flüchtling; „Ihr habt mir den Verband wieder ſo feſt und ſicher angelegt, als ob Ihr Euer Leben lang dabei geweſen wäret."

„Oh, oh," machte der Vetter, mit den Augen zwinkernd, „wird wohl ſein, daß ich auch ſchon dabei war; habe ſolche Denkzettel ſchon mehr geſehen und ſelbſt erhalten. Thut aber Nichts, ſo lang' es nur in's Fleiſch geht und die Knochen ruhig läßt."

Vreneli war unterdeſſen ſchon um die Ecke in's Haus geſchlüpft und der Flüchtling, der einen alten Soldaten vor ſich ſah, hätte gerne gleich das wie und wann erfahren; der Vetter aber ſagte, ſich nach dem Brunnen wendend: „Auf den Abend, Freund, auf den Abend. Wir Leute haben's nach dem Sprichwort: zuerſt die Laſt und dann die Raſt."

Damit ging er, und der Fremde war billig genug, dieſes kurz abgebrochene Weſen nicht als Unhöflichkeit zu nehmen. „Soldatenart," dachte er, „umkehrt ... marſch. Aber Vreneli muß ich doch jetzt gleich meinen Dank abſtatten."

Mit dieſer Abſicht ging er der Hausthüre zu, als Vreneli eben aus derſelben trat und die Leute mit heller Stimme zum Eſſen zuſammenrief. — „Das wird mir hoffentlich auch gelten?" fragte der Flüchtling, näher tretend.

„Diesmal nicht," erwiderte das Mädchen, „die Baſe wird Euch gleich rufen." Damit trat es wieder in's Haus zurück und ließ den betroffenen Fremden vor der Schwelle ſtehen.

„Das iſt doch etwas ſtark," ſagte dieſer vor ſich hin, und plötzlich kam ein ſchmerzliches Gefühl der Vereinſamung, des Fremdſeins, über ihn. Er blieb ſinnend vor dem Hauſe ſtehen, während die Schnitter, ihre friſchgewaſchenen Hände zum Trocknen auf- und niederſchlenkernd, einer nach dem andern hineintraten. „Das iſt es," dachte er, über die fernen Höhen hinſchauend, „dieſe Menſchen auf ihrer einſamen Scholle empfinden wohl ein augenblickliches Mitleid für einen großen, in die Augen ſpringenden Körperſchmerz eines Andern; iſt aber der vorüber, ſo iſt auch das plötzlich erregte Gefühl verraucht. War das letztere doch mehr nur ein Erſchrecken der eigenen Natur, als eine bewußte Empfindung allgemeiner Menſchenliebe." —

Dieſe unfreundlichen Betrachtungen unterbrach noch zu rechter Zeit die freundliche Stimme der Baſe, die ihn nun ebenfalls zum Eſſen rief. Guſtav folgte verdroſſen und halb

widerwillig, konnte ſich aber doch eines freundlichen Behagens nicht erwehren, als er in ſein Stübchen trat und ſein kleines Mittagsmahl zierlich auf ſchneeweißem Linnen aufgeſtellt erblickte.

„Ei," rief er verwundert, die Gerichte näher betrachtend, „das wäre ja für ein Herrenſchloß gut genug."

„Macht nur keine Komplimente," erwiderte die Baſe, über das bereits empfangene aber gleichwohl ſichtlich befriedigt, „mein Mann hat heute früh die jungen Wildtauben da im Walde geholt, wo er das Neſt wußte. Er ſagt, ſo Etwas werd' Euch in Euerm Zuſtande gut thun. Wohl bekomm' es."

Die Baſe ging und Guſtav ließ ſich den Appetit durch den Zweifel, ob der Vetter die richtige Diät ebenſo gut verſtehe, wie das Bandanlegen, wenig anfechten; ſtärker wohl beſchäftigte ihn die Ungewißheit, wie er die Leute anzuſehen habe. „Sorgt die treue Seele da ſchon vor ihrer ſchweren Tagesarbeit für dich, den Fremden, und Vreneli ... nun, warte noch ein Wenig, Herr Guſtavus; ſoviel einmal iſt gewiß, ſchön iſt's, wie eine Maienroſe!"

Die Selbſtmahnung gegen vorſchnelles Urtheil war wohl abermals nöthig, als der Flüchtling, noch kaum mit ſeinem kleinen Mahle fertig, ſchon wieder Vetter und Vreneli ſammt den Schnittern den Berg hinunterſteigen ſah, ohne daß ſie ihm ein einziges Abſchiedswörtchen geſagt hatten. Bald darauf trat die Baſe herein und ſagte, ſie gehe nun den Nachmittag ebenfalls zum Schneiden, ob der Herr vielleicht das Haus hüten wolle?

Dieſes Ehrenamt war nicht abzulehnen, aber der Fremde

wunderte ſich doch, als er nach einer Weile aus ſeinem Stübchen trat und weder Tiſch noch Schrank verſchloſſen ſah. „Wie ein Scheim ſeh' ich wohl nicht aus," dachte er ... „aber was hätteſt du unter ſolchen Umſtänden einem dieſer Menſchen gegenüber gethan?" — Er nahm, in die Wohnſtube getreten, die große Bibel vom Fenſtergeſimſe herunter und begann zu leſen. Noch nie war ihm die Poeſie der Bücher des alten Bundes in ſo erhabener Schönheit entgegengetreten und noch wandelte er mit der Aehrenleſerin Ruth auf dem Felde des reichen Boas herum, als bereits die Sonne ſich über dem Walde herabgeneigt hatte. —

Nach dem Abendeſſen waren die Schnitter fortgegangen und der Flüchtling ſaß mit dem Vater und Vreneli auf der kleinen Bank neben dem Hauſe. Ueber dem ſtillen Walde floß goldener Abendſchein und aus dem nahen Gebüſche ließen Amſel und Droſſel ſich immer leiſer hören. Der Fremde hatte bereits erzählt, daß er Baumeiſter wäre, von dem gewaltigen Sturme, der über ſeine Heimat gegangen, mit erfaßt und nun von demſelben mit tauſend Andern in die Fremde verſchlagen worden ſei. „Ich habe noch nie ein ſchmerzlicheres Gefühl gekannt, als jetzt das, keine Heimat mehr zu haben," ſchloß er mit bewegter Stimme.

Der Vetter wurde von der Baſe hereingerufen und die zwei Andern ſaßen allein neben einander. Der Flüchtling ſchaute ſinnend auf das Geſicht Vreneli's, das vom Abendſchein angehaucht ſich ſtill zur Erde ſenkte, bis endlich eine Thräne unter den langen Wimpern hervorglitt.

„Was haſt du?" fragte er mit weicher Stimme.

„Ich dachte daran, daß ich eigentlich auch keine Heimat habe."

„Hast du keine Eltern mehr, gutes Kind?"

„Nein," sagte es, die Hand über die Augen legend, „sie sind Beide schon lange unter'm Boden."

„Dann sind wir Bruder und Schwester," sprach er, des Mädchens Hand erfassend, „ich habe auch weder Vater noch Mutter mehr; und uns Beiden bleibt nur der Vater alles Lebens übrig."

Vreneli schaute ihm mit wehmüthigem Lächeln in's Gesicht. — „Ach ja, wenn ich könnte Euere Schwester sein," sagte es, „da wollt' ich recht froh und glücklich werden."

„Aber bist du denn das nicht jetzt schon?" fragte er leise.

„Nicht mehr, nein, nicht mehr."

Gustav fühlte sich von dem wehmüthigen Klange dieser Stimme wunderbar ergriffen und er mußte sich mit Gewalt vor einer Frage hüten, die ihn sogleich in das volle Vertrauen des einfachen Kindes geführt hätte. Die schnelle Hingebung desselben kam ihm seltsam vor gegen das fast barsche Benehmen von heute, und er sagte daher: „Ich habe vor einer Stunde noch nicht geglaubt, daß du mich zum Bruder haben möchtest."

Vreneli lächelte. „Ich hab' es wohl gedacht," meinte es treuherzig, während seine Hand fortwährend unbefangen in derjenigen des jungen Mannes ruhte; „aber daß ich heute Mittag so kurz war, hat einen andern Grund." Gustav schwieg einen Augenblick. Er empfand ein geheimes Bangen vor dem Vertrauen, das ihm wieder entgegentrat, und doch

trieb ihn eine lebhafte Unruhe, in das Geheimniß dieses einfachen Lebens eingeweiht zu werden.

„Ihr waret aber auch gar kurz und fast unfreundlich," sagte er, „und doch wollt' ich Euch nur danken für die mir erwiesene Theilnahme."

„Warum nennt Ihr mich auf einmal „Ihr"?" fragte Vreneli aufschauend.

„Du nennst mich ja auch so," antwortete Gustav, der recht gut wußte, daß er den richtigen Grund damit nicht genannt.

„Ja, das ist was ganz Anderes," meinte Vreneli; „aber ich will's Euch nur gleich sagen, was es war, 's ist auch für ein ander Mal gut. Der große Mann, der uns schneiden hilft, hatte mich vorher schon geneckt, daß ich Euertwegen nach Hause gegangen sei."

„Und warum denn das?" fragte Gustav.

Das Mädchen zögerte einen Augenblick; dann sagte es leise: „Er will mich eben heirathen."

„Dich heirathen!" —

„Ja gewiß, aber sprecht nicht so laut. Er hilft uns jetzt auch nur schneiden, damit mich dann der Vetter ihm wieder zur Hülfe schicke."

„Wer ist er denn, dieser Mann?" fragte Gustav mit unwillkürlicher Beklommenheit.

„Es ist unser nächster Nachbar, da gleich hinter der Waldecke. Seine Frau ist ihm vor noch nicht einem Jahre gestorben; aber," fügte es leiser hinzu, „sie ist gerne gestorben, obwohl sie die Sache gut hatten."

Gustav schwieg und schaute lange sinnend auf das weh-

müthige Mädchengeſicht, das nachdenklich in den Schoß blickte. — „Aber was kümmern Euch ſolche Dinge," ſagte endlich Vreneli leiſe; „ich hab's Euch auch blos geſagt, damit Ihr mich nicht für unfreundlich haltet."

„Blos deswegen?" fragte der junge Mann langſam, indem er ſich herabbeugte und dem Mädchen in die Augen ſchaute, „blos deswegen, Vreneli?" —

Vreneli's feines Geſicht erblühte wie ein in der Morgenſonne aufbrechender Roſenbuſch. „Gewiß, ich weiß nichts Anderes," ſagte es, ſeine leiſezitternde Hand zurückziehend. —

Um die Hausecke herum kam die Baſe mit dem Vetter gegangen und dieſer meinte, es wäre gut, wenn der junge Herr nun in's Bett ginge; die Abendluft da droben ſei wohl zu kühl für ihn. Der Flüchtling hatte vorhin anfragen wollen, ob er im Hauſe bleiben könne bis zu ſeiner gänzlichen Herſtellung oder bis überhaupt die dunkle Lage ſeiner nächſten Zukunft ſich etwas aufgeklärt hätte; jetzt unterließ er dieſe Frage und ſchickte ſich ſogleich an, dem ſorglichen Rathe ſeines Hauswirthes Folge zu leiſten.

2.

Scheiden.

Guſtav war des Glaubens, daß das Leben nicht als ein Spiel betrachtet, ſondern als ernſte, beſonnene Arbeit genommen werden müſſe; d'rum ſchenkte er ſich ſelbſt jederzeit gerne klaren Wein ein und trachtete, ſein Empfinden mit

seinem Wollen in Einklang zu setzen. So saß er auch diesen Abend noch im Dunkel des kleinen Hinterstübchens, als der schweigende Schlaf schon lange über das Haus gezogen war. Draußen störte kein Laut den stillen Mondschein, der über Wald und Wiese herabfloß, und um so deutlicher konnten die Stimmen gehört werden, die im eigenen Innern sprachen. Es ist immer ein verhängnißvolles, heiliges Geschäft, wenn der Mensch über diese Stimmen zu Gericht sitzt, und wer diese Heiligkeit recht empfindet, wählt daher zu demselben auch gerne die Nacht mit ihrer ernsten Schweigsamkeit.

Gustav war bei dieser Heerschau seiner Empfindungen bald im Klaren, daß Vreneli einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er versuchte wohl mit leisem Selbstspotte an diesen Eindruck heranzutreten, denselben als bloße Dankbarkeit oder gar als Folge seiner körperlichen Erschöpfung, seiner augenblicklich vereinsamten und dunkeln Lage zu deuten; so viel blieb sich immer gleich: sein Herz schlug unwillkürlich wärmer und unruhiger, wenn das reine, demüthig schöne Mädchenbild vor sein inneres Auge trat. Er verglich dieses Bild mit den glänzenden Erscheinungen, die schon über seinen Lebensweg geschritten und blitzende Streiflichter auf denselben geworfen hatten; aber diese Streiflichter huschten unhaltsam vorüber wie Sternschnuppen, während der eine Stern ruhig stehen blieb und sein träumerisches Licht tief in's Herz herabsenkte. Gustav ließ diesen Eindruck allmälig unangefochten mit seiner ganzen lieblichen Kraft auf sich einwirken und es war ihm, als läge sein Herz von einer blühenden, erquickenden Morgensonne übergossen. Dann erhob er sich endlich und sagte fest vor sich hin: „Nun

weißt du, woran du biſt; du haſt kein Recht, einen Schatten auf dieſes reine Licht zu werfen."

Mit dem einmal gefaßten Beſchluſſe glaubte er ſeiner Unruhe Meiſter zu ſein und legte ſich nieder; aber trotz aller Ermüdung wollte der erſehnte Schlaf nicht herankommen, oder wenn er auf Augenblicke kam, kam er mit Träumen gegangen, die das wache Sinnen und Empfinden in ergreifenden Bildern fortſpannen. Guſtav lag an einer nackten Felſenwand; hinter ihm war der ſchmale Steig verſchwunden und vor ihm ſchoß ein ſchwindlichter Abgrund in grauenvolle Nacht hinunter; aber eine brennende Gluth umfloß ihn, während er kein Glied zu rühren im Stande war, um nach der Quelle hinzugehen, die ihm aus nahem, ſchattigem Gebüſche entgegenſprudelte. Hitze und Durſt wurden durch das kühle Rauſchen zu tödtlicher Qual geſteigert und dem Verſchmachtenden war's, als hätte er da ſchon Tage lang gelegen, ohne daß die Sonne von ihrer Stelle gewichen, ohne daß ein Abend mit ſeiner Kühlung herangekommen wäre. Da endlich tauchte in dem blendenden Lichte ein Schatten vor ihm empor; eine unſichtbare Hand führte eine Schale an ſeine Lippen und eine freundliche Stimme ſprach: trinke. Es war die Stimme Vreneli's, das ſich mit bekümmertem Geſichte über ihn hereinbeugte. Er erwachte mit heißer Stirn und ſchaute haſtig um ſich; das Geſicht war verſchwunden; aber durch das Fenſter herein floß heller Mondſchein und durch die nächtliche Stille erklang das Rauſchen des Brunnens bald in dumpferem Falle, bald in dünnen, klingenden Silbertönen. „Das iſt der ganze Traum," dachte der Erwachte, „ein vor Ermüdung heißer Kopf, der

Mondschein über dem kaum geschlossenen Auge und vor dem wachen Ohre das Sprudeln des Brunnens. Daß Felsen und Vreneli dabei sein müssen — nun ja," sagte er, leise über seine traumdeutende Weisheit lächelnd, „wir wollen's nochmals probiren." Er schloß die Augen, um sich von einem neuen Traumbilde quälen und — trösten zu lassen.

Die Deutung desselben machte sich indessen nicht so bequem, wie das erste Mal und der Schlaflose war noch immer mit derselben beschäftigt, als bereits das erste Morgengrauen aufdämmerte. Er horchte aufmerksam auf die Schritte, die sich bald im Hause hören ließen und konnte den geheimen Wunsch nicht unterdrücken, die Leute möchten sich, wie gestern, alsbald wieder auf's Feld begeben. Dann verging wenigstens noch ein Tag, bevor er seinen gefaßten Entschluß ausführen mußte, und die Ruhe, der stille Friede hier oben in der Einsamkeit thaten ihm ja doch so wohl, der an Leib und Seele gleich müde war; aber die Schritte gingen hin und her und ließen keine zum Aufbruche mahnende Eile vernehmen. Bald kam es auch durch die Küche herangegangen bis zur Thüre des Hinterstübchens; aber es war nicht der schlurfende Schritt der Base, es war der leichte, elastische Takt, der dem Ohre des Horchenden schon so tief eingeprägt war. Ob die Thüre sich wohl öffnen und das morgenfrische Gesicht mit freundlichem Gruße hereinblicken wird? — Die Thüre öffnete sich nicht, und vor derselben blieb es stille, wie athemloses Horchen; dann endlich ging es wieder davon, leise, leise, wie es herangeschritten war.

„Auf," sagte Gustav, sich ermannend, „die Pflicht ver-

trägt kein trügeriſches Faulbett. Er erhob ſich raſch und ſtand nach kurzer Weile angekleidet vor der Hausthüre, als Vreneli eben vom Brunnen heraufkam.

„Es freut mich, daß ich dir zuerſt begegne," ſagte er, dem Mädchen die Hand entgegenſtreckend, „das wird mir Glück auf den Weg bedeuten."

„Ja, wo wollt Ihr denn hin?" fragte es, ihn groß anſchauend.

„Wohin eben der Wind einen Heimatloſen verſchlagen kann, wer weiß es? für heute einmal nach Aarau."

„Ich hab' es wohl gedacht," ſagte Vreneli, die Augen niederſchlagend, „es werde Euch bald zu langweilig ſein bei uns da droben."

„Wenn es nur das wäre," erwiderte Guſtav wärmer, als er beabſichtigte, „dann würde ich mein Leben lang hier bleiben, liebes Kind."

„Ei was, auch ſchon aus den Federn," rief die kräftige Stimme des Vetters, der von der andern Seite des Hauſes herabkam, „Ihr ſeht ja ganz feldmäßig aus, Mann!" —

Vreneli ging ſchweigend hinein und Guſtav kündigte dem Vetter ſein Vorhaben an. — „Das müßt Ihr am Beſten wiſſen," ſagte der Mann treuherzig, „ſonſt hättet Ihr wohl noch bei uns bleiben können. Immerhin, wenn's Euch gefällt, wißt Ihr nun den Weg."

Der Flüchtling dankte mit herzlichen Worten und wollte dann, wenn auch etwas zögernd, dem Hauswirth ein Goldſtück in die Hand drücken. „Nur zum Andenken," ſagte er freundlich.

„Nichts für ungut," erwiderte der Vetter trocken, das

Geld mit einer raſchen Bewegung zurückſchiebend, „aber macht mir zu guter Letzt keine Flauſen. Das Dings da könnt Ihr jetzt beſſer brauchen als ich und wenn Ihr alle Säcke davon voll hättet.“ —

Nach der Morgenſuppe begleitete die kleine Familie den Scheidenden bis an das Gärtchen hinaus. „Und nun, Mann,“ ſagte der Vetter, ſtehenbleibend und die Hand des Fremden erfaſſend, „den Rath gebe ich Euch mit auf den Weg, tragt gehörig Sorge zu dem runden Fleck da an der linken Schulter; es läßt doch manchmal Breſten, ich könnt' erzählen davon.“ — „Und ich,“ ſagte die Baſe, gerührt des Jünglings Hand faſſend, „ich wünſch' Euch Gottes Segen auf Euern Weg.“

„Was giebſt du mir mit?“ fragte Guſtav, freundlich auf Vreneli zutretend. Es beugte ſich über den kleinen Zaun und brach eine Roſenknospe, die es ihm entgegenbot. „Ich möchte Euch damit Alles geben, was Ihr ſelbſt wünſchen möget,“ ſagte es leiſe.

Als der Scheidende den Seitenweg hinunter an die Heerſtraße gelangt war, ſetzte er ſich auf die Steinbank am Brunnen und ſchaute lange ſinnend in das Land hinab, das in duftiger Morgenſchönheit ausgebreitet lag; aber all' dieſe ſonnige Pracht, die Thal und Gebirg umleuchtete, vermochte nicht, die Schatten zu verſcheuchen, die vor der nächſten Zukunft des Flüchtlings aufſtiegen. „Komme, was da wolle,“ ſagte er endlich aufſtehend und ſich gegen die Steinbank wendend, „ſei mir gegrüßt, ſtille Stätte, die du mir in höchſter Noth gute, edle Menſchen zugeführt haſt. Ihr Segen wird mein Begleiter ſein.“ — Er tauchte die

Roſenknospe in die friſche Fluth des Brunnens und ſtieg dann raſchen Schrittes die Straße thalwärts. —

In Aarau rauſchte mit dem heutigen Tage das große Volksfeſt ſeinem Ende zu. Aber, wie ſo oft im Leben, hatte ſich an das heitere Spiel plötzlich der Ernſt geſchloſſen und ſchon kamen die Thäler herab bewaffnete Schaaren gezogen, die an die von dem Preußenheere bedrohten Rheingrenzen eilten. Die zahlreichen Unglücksgenoſſen, die Guſtav in der Stadt antraf, waren über dieſe Wendung der Dinge hocherfreut. Schon ſahen ſie ihre niedergeworfenen Fahnen von der Kraft eines ſiegreichen Schweizerheeres wieder aufgerichtet und von den Höhen des Schwarzwaldes nach allen deutſchen Gauen niederwehen; heitere Siegesträume und wilde Rachegelüſte erfüllten die Herzen, die ihre Wünſche gar zu leicht als unvermeidliche Nothwendigkeit anſahen. Guſtav blickte klarer als ſeine Gefährten.

„Was wir nicht ſelbſt zu erwerben im Stande waren," ſagte er, „können Andere uns nicht ſchenken und die Schweizer ſind zu verſtändig, als daß ſie ihren ſichern Beſitz an unſere bloßen Hoffnungen ſetzen ſollten." — Er ließ ſich dieſer Anſichten wegen ruhig einen Philiſter ſchelten und ſah es nicht einmal ungerne, daß ſich die aufgeregteſten ſeiner bisherigen Gefährten bald von ihm, als einem Abtrünnigen, zurückzogen. Er ſuchte ſich außerhalb der Stadt ein kleines Stübchen und fing in aller Stille an, ſich um eine Thätigkeit umzuſehen, die ihm bis zur Abklärung der Verhältniſſe, die er nicht zu ändern vermochte, eine ehrenhafte Exiſtenz gewähren konnte. Als nur zu bald eintraf, was er vorausgeſehen, als ſeine Schickſalsgefährten ihren

Täuſchungen entſagen mußten und dafür ihren Unmuth gegen das Volk richteten, das ſie gaſtfreundlich aufgenommen, dieſes hinwider die undankbaren Gäſte auf die Straße ſetzte, hatte Guſtav längſt feſten Boden gefunden. Es war ihm der Umbau eines großen Fabrikgebäudes anvertraut worden.

Aber der Menſch kann die Scholle, auf der er geboren, niemals ganz von der Sohle ſchütteln, ein Stück Heimat wird ihm ſtets in die Ferne folgen, mit einem Theile des Glückes, das er daheim gelaſſen, oder des Mißgeſchickes, dem er entfliehen gewollt. Das mußte auch Guſtav erfahren. Bei Denen, die ihn genauer kannten, hatte ihm zwar ſein klares und entſchiedenes, und zugleich wieder gemüthliches und beſcheidenes Weſen ſchnell Neigung und hohe Achtung erworben, aber ein Theil der allgemeinen Abneigung, die ſich bald gegen das Flüchtlingsweſen geltend machte, fiel doch auch auf ihn zurück. Es ſchmerzte ihn tief, wenn er unter die Leute trat und dieſe beim erſten Laute ſeiner fremdanklingenden Sprache ſchon mit Mißtrauen oder Geringſchätzung aufſchauten und in ihrer bisherigen Unbefangenheit geſtört ſchienen. Er konnte den Leuten nicht verargen, daß ſie in Bauſch und Bogen urtheilten und jeden Einzelnen entgelten ließen, was im Allgemeinen verſchuldet worden war; machten es ja ſelbſt die Einſichtigern ſeiner Leidensgefährten nicht beſſer, die dem Charakter und Verſtande eines ganzen, braven Volkes zur Laſt legten, was einzelner Unverſtand beging oder gar das Intereſſe des öffentlichen Wohles gebieteriſch verlangt hatte. Aber je unbefangener er ſelbſt die Verhältniſſe anſah und beurtheilte,

um ſo ſchmerzlicher empfand er die Wahrheit, daß das Brot der Fremde ſtets ein bitteres ſei. Was Wunder, wenn ſich darüber die Sehnſucht nach dem ſüßern Brot der Heimat in ſeine Seele ſchlich und er auf ſeinen einſamen Wegen bald unwillkürlich die Schritte nach dem Jura hinlenkte, um nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüberzuſchauen, zwiſchen denen ſeine Erinnerungen, der ganze Reichthum ſeines bisherigen Lebens beſchloſſen lag.

Aber ebenſo unwillkürlich ſchlugen die Schritte, nachdem ſich das Auge am fernen Scheine der Heimat erquickt, den ſchmalen Fußweg ein, der dem Waldſaume entlang zu dem ſtillen Berghauſe hinüberführte. Guſtav hatte ſich anfänglich vor dieſem Wege gehütet und manchmal mit einem vor ſich hingeſprochenen „nein, 's iſt doch beſſer ſo" wieder umgekehrt, wenn er, in ſeine Gedanken verloren, ſchon weit auf demſelben vorwärts gegangen war; aber je mehr die Vereinſamung der Fremde über ihn kam, um ſo weniger vermochte er dem immer neuen Verlangen zu widerſtehen, ſich unter guten, einfachen Menſchen wenigſtens auf Augenblicke wieder ſo recht heimatlich zu fühlen. Und was war das jedes Mal eine herzliche Freude, wenn er nur im Vorbeigehen einen Gruß durch das Fenſter rief, oder aber an heitern Herbſtabenden oder Sonntagen die Stunden verplauderte, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie ſie vergangen waren. Ja, hier war er daheim; der erſte Eintritt in dieſes Haus hatte alles Fremde zwiſchen ihm und dieſen Menſchen, die ein Anrecht auf ſein Leben hatten, verwiſcht, und jedes Mal, wenn er in die Nähe kam, war's ihm, als empfände er den ſüßen Tannengeruch, der um die einſamen Höfe des

Schwarzwaldes weht. Unter diesem Gefühle der Heimatlichkeit verschwand allmälig die ängstliche Beklommenheit, die Gustav anfänglich in der Nähe Vreneli's empfunden hatte, um so mehr als sich das Mädchen selbst vertraulich, und unbefangen wie die Andern seiner Gegenwart hingab. „Wie eine Schwester," suchte er sich oft selbst zu beschwichtigen.

Eines Sonntags — es lag über den Höhen schon tiefer Schnee und gegen Abend begann es bereits wieder heftig zu flocken — hatte sich Gustav bei seinem Besuche länger als gewöhnlich aufgehalten. Der Vetter hatte wieder einmal von seinen Kriegsfahrten unter den Adlern des alten Napoleon erzählt und das ließ sich am warmen Ofen so traulich hören, daß die Nacht längst eingebrochen war, bevor Gustav an den Aufbruch dachte. Er schlug deshalb den kürzern Weg ein, der durch den Wald nach dem Thale hinunterführte. Durch die nächtliche Stille zwischen den sich mit weißen Kuppen bedeckenden Gebüschen dahingehend, bedachte er, daß er nun doch wieder unterlassen, was er sich vorgenommen. Vreneli war die letzten Male offenbar stiller gewesen als sonst, und bei aller Freundlichkeit hatte sich oft plötzlich ein wehmüthiges Sinnen auf sein Gesicht gelegt. Gustav hatte die Frage nach der Ursache schon mehr als einmal auf der Zunge gehabt, aber sobald das Mädchen bemerkte, daß sein Blick auf ihm ruhte, schaute es auch wieder heiter und lächelnd auf, als wollt' es jeder Erkundigung zuvorkommen. Gustav war innerlich froh darüber; er scheute jede Frage mit einer Beklommenheit, die ihm eine unangenehme Antwort prophezeite und überredete sich daher gerne, wenn Vreneli ihn wieder so heiter und freundlich

anſchaute, es ſei doch Nichts dahinter. Von dem großen Schnitter war ſeit jenem erſten Abend nie mehr die Rede geweſen und Guſtav hatte ihn auch nie im Hauſe angetroffen. „Aber am Ende iſt er doch noch im Spiele,“ ſagte er jetzt aus ſeinen ſtillen Gedanken laut vor ſich hin. Guſtav wandte ſich raſch um; es war ihm, als hätt' er hinter ſich einen leiſen Schritt gehört. Nein — es war Nichts; ſein Mantel hatte blos ein kleines Stämmchen geſtreift, das jetzt den Schnee von ſeinen bewegten Zweigen über ihn herabſchüttete; aber noch hemmten die fallenden Flocken ſeinen Blick, als er von kräftiger Hand um den Leib gefaßt und zu Boden geworfen wurde.

In der Finſterniß konnte der Angegriffene blos eine große dunkle Geſtalt erkennen, die ſich lautlos auf ihn warf und ihre Knie gegen ſeine Bruſt zu ſtemmen ſuchte; aber trotz der augenblicklichen Ueberraſchung war er ſchnell wieder zu beſonnener Vertheidigung bereit und fuhr dem Angreifer mit beiden Händen zwiſchen Kehle und Halsbinde. Die Wirkung des gelungenen Griffes ließ nicht lange auf ſich warten; der Gegner ſuchte ſich mit einem halberſtickten Fluche aufzuſchnellen. Dies gelang auch; aber Guſtav, der ſeine Handhabe nicht losgelaſſen, wurde zugleich mit auf die Füße gezogen. Während er nun mit der Rechten raſch losließ, um den Andern um den Leib zu faſſen, ſchnellte dieſer, der vielleicht keinen ſo gewandten und kräftigen Widerſtand erwartet hatte, nochmals ſich wendend zurück und war mit einem Satze im Gebüſche verſchwunden. Seine Halsbinde war zerriſſen und ein Stück derſelben in Guſtav's Linken zurückgeblieben.

Dieſer fühlte indeſſen keinen Beruf, ſeinen Angreifer zu verfolgen und eilte raſchen Schrittes den Wald abwärts. Als er, auf die Heerſtraße gelangt, wieder langſamer der mit tauſend Lichtern herüberblinkenden Stadt entgegenſchritt, füllte ſich ſeine Bruſt immer mehr mit ſchmerzlicher Bitterkeit. — „So wird mir auch noch der einzige Weg, den ich Einſamer gerne gegangen, feindlich verlegt," dachte er — „wollte Gott, es wäre blos ein verzweifelter Dieb geweſen, der nach einem armſeligen Raube getrachtet hätte."

Guſtav war am folgenden Morgen, nach unruhig verbrachter Nacht, kaum angekleidet, als mit leiſem Finger an ſeine Thüre gepocht wurde und Vreneli hereintrat. Es hatte zwar mit dem Vetter im Vorbeigehen nach der Stadt wohl auch ſchon kleine Beſuche abgeſtattet, aber allein war es noch nie erſchienen, und die ängſtliche Haſt, mit der es eintrat, zeigte deutlich, daß diesmal ein beſonderer Grund für das ungewohnte Thun vorhanden ſein mußte. Erfreut und beunruhigt ging Guſtav dem Mädchen entgegen, um auch ſogleich dieſen Grund in Erfahrung zu bringen. Es ſchaute ihm beſorgt in's Geſicht und ſagte dann aufathmend: „Nun Gottlob, wie es ſcheint, iſt's Nichts ... ich habe die Angſt umſonſt ausgeſtanden." — Hierauf erzählte Vreneli, es ſei geſtern Nacht, nachdem Guſtav fortgegangen, Jemand gekommen mit der Ausſage, er habe drunten aus dem Walde herauf lautes Hülferufen gehört und es müſſe da irgend ein Unglück begegnet ſein. Das habe ihnen Allen keine Ruhe gelaſſen und der Vetter ſei ſelbſt in den Wald hinabgegangen, ohne aber Etwas zu bemerken. Nun ſei es

aber nur gut, daß Guſtav Nichts begegnet ſei — ſie hätten daheim deshalb großen Kummer gehabt.

„Von Hülferufen hab' ich Nichts gehört," ſagte er nachdenklich; „aber weißt du vielleicht, wohin dieſer Fetzen da gehört?" — Damit zog er das erbeutete Stück Halsbinde hervor und breitete daſſelbe auseinander. Vreneli betrachtete das gelb und roth gezeichnete Tuchende aufmerkſam, dann ſagte es erröthend: „Das iſt ein Stück vom Sonntagshalstuche des Oberhofers."

„Wer iſt denn dieſer Oberhofer?" forſchte Guſtav.

„Ach," erwiderte Vreneli, die Augen niederſchlagend, „das iſt der große Schnitter ... wißt Ihr?"

„Und hat vielleicht der euch von dem nächtlichen Hülferufen erzählt?" —

„Ja, er ſelbſt."

„Der feige Heuchler," rief Guſtav zornig und erzählte nun ſein Abenteuer. — „Ach," ſagte Vreneli leiſe, nachdem er geendigt, „ich habe es ſchon lange erwartet." — Es hatte ſich während der Erzählung auf einen Stuhl am Fenſter geſetzt und ſchaute nun in wehmüthiges Sinnen verloren in ſeinen Schoß nieder, in den bald Thräne um Thräne niederglitt. Guſtav betrachtete eine Weile ſchweigend das reizende Bild, das, vom bleichen Scheine der Wintermorgenſonne umfloſſen, in ſchmerzlicher Verklärung vor ihm ſaß; dann rief er, die Arme ausbreitend: der müßte ein Herz von Stein haben, der ungerührt an dieſem Heiligthum vorüberginge. Sein Mund beugte ſich auf die reine Stirne des Mädchens nieder, das die blauen, thränenfeuchten Augen

aufſchlagend ſeufzte: „Ach, Guſtav, warum muß ich dich ſo lieb haben.“

Das höchſte Glück eines reinen Herzens kann oft nur in Thränen ſprechen; vielleicht weil in ihm die dunkle Ahnung liegt, das nun auch der Same des größten Leides ausgeworfen ſei. Vreneli lag an der Bruſt des Mannes, zu dem es ſchon lange hoffnungslos, wie zu einem nur beſſern Weſen gewährten Glücke hinaufgeſchaut hatte; durch ſein Ohr klangen Worte zum Herzen ſo lieb und ſüß, wie es ſie noch nie gehört, wie ſie ihm der ſeligſte Traum noch nie vorgegaukelt; aber die Augen überfloſſen unaufhaltſam von Thränen, wie damals, als die todte Mutter von der armen Waiſe weggetragen wurde, und es konnte jetzt auch keinen andern Gedanken faſſen, als den an die todte Mutter. Es war ihm, als ob ſein ganzes Leben nur aus jener Trauerſtunde und dem jetzigen Augenblick beſtünde, der unfaßbar wie eine beſeligende Laſt auf ihm lag.

„Ach Gott,“ ſeufzte Vreneli endlich, die Augen trocknend, „wenn jetzt meine gute, arme Mutter noch lebte.“

Guſtav verſtand dieſes wunderſame Spiel der Seele, das durch Erinnerung an Vergangenes oder Vorahnung des Künftigen den Schmerz mit der Freude verbindet und zu den ſonnenhellſten Augenblicken des Lebens den Schatten eines geliebten Todten hervorrufen muß; aber er empfand zugleich auch, wie ſolche Augenblicke dadurch eine Weihe erhalten, mit der ſich nicht ungeſtraft ſpielen läßt. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſagte er, als Vreneli endlich gehen wollte: „Nun noch Eines; würdeſt du den Oberhofer genommen haben, wenn du mich nicht kennen gelernt hätteſt?“

„Ich glaub' es ... ja, am Ende hätt' ich's gethan," erwiderte das Mädchen nach einigem Beſinnen; „es kommt mir vor, als ob ich früher immer nur in der Nacht herumgegangen, und ob erſt mit dir der Tag gekommen wäre."

Guſtav ſchloß das reine Kind mit wehmüthiger Freude in ſeine Arme und gelobte ſich mit unverbrüchlichem Vorſatze, dieſen ſchönen Glauben an das erlöſende Licht der Liebe nicht zu Schanden werden zu laſſen. —

Nachdem Vreneli fortgegangen, ſaß er noch lange in tiefem Sinnen über das unerwartet Geſchehene nachdenkend. Der ſüße Rauſch der aufgeregten Gefühle war verſchwunden; aber dennoch konnte er auch nicht den leiſeſten Hauch der Reue empfinden. Nur freilich kam jetzt das Gefühl des Fremdſeins, des halt- und bodenloſen Flüchtlingslebens doppelt ſchwer über ihn; hatte er daſſelbe ſchon bisher ſchmerzlich empfunden, ſo mußte es nun um ſo ſchmerzlicher werden, da ſich ein neues Daſein dem ſeinigen anſchließen wollte. — „Du kannſt nicht das armſeligſte Hüttchen bauen, ohne feſten Grund und Boden zu haben," dachte er, „wie viel weniger den Kern und Inhalt des Hauſes, eine Familie gründen, wo deine ganze Exiſtenz an einem ſchwanken Zweige hängt."

In dieſen Gedanken wurde Guſtav durch den Fabrikherrn unterbrochen, deſſen Bau er leitete und der nun mit freundlichem Geſichte hereintrat. „Es war dieſen Morgen eine obrigkeitliche Perſon bei mir," ſagte der Mann, ein Papier hervorziehend; „wie Sie da ſehen, verlangt man für Ihren fernern hieſigen Aufenthalt eine Kaution."

Guſtav überflog das Blatt. „Wie," rief er unwillig,

„3000 Franken, während der Behörde nicht unbekannt ſein kann, daß mein gegenwärtiger Verdienſt mehr als hinreicht, um meine geringen Auslagen zu decken und ſomit Niemand irgendwie gefährdet iſt.“ —

„Nun,“ erwiderte der Fabrikherr, „auf Etwas mehr oder weniger kommt's nicht an; ich habe mich bereits verbindlich gemacht, die Kaution zu übernehmen, ſofern Ihnen das recht iſt.“

Guſtav dankte für dieſe zuvorkommende Freundlichkeit mit warmen Worten; aber dennoch mußte ihn dieſelbe ſchwer bedrücken. Er war dadurch in ſeiner Freiheit beſchränkt, und ohne an äußerer bürgerlicher Sicherheit gewonnen zu haben, an das Belieben eines Andern, und wenn auch eines rechten Ehrenmannes, gebunden. Dieſer Gedanke mußte ihm gerade jetzt, da er ſeine Freiheit bereits, wenn auch in etwas anderem Sinne, dahingegeben, mehr als peinlich fallen. Es war ihm, als dürfe er ſich nicht in doppelter Weiſe binden, als beginge er dadurch eine Täuſchung an Vreneli oder an dem wohlwollenden Fabrikherrn.

„Nein,“ rief er endlich, „zu ſolch hoher Summe kann ich mich unmöglich verpflichten.“

„Offen geſtanden,“ ſagte der Fabrikherr, „etwas hoch kommt mir dieſelbe auch vor; aber ich glaube den Grund dieſer Steigerung zu wiſſen.“

„Und der wäre?“ fragte Guſtav geſpannt.

„Vorausgeſetzt, daß Sie meine Offenheit nicht übel nehmen,“ erwiderte der Andere lächelnd; „ich vermuthe, die Behörde iſt in vielleicht nicht ganz wohlwollendem Sinne auf Ihre Beſuche in dem Bergbaue da droben aufmerkſam gemacht

worden, und wird es nun als Pflicht erachten, für alle möglichen Fälle Bedacht zu nehmen. Sie verstehen mich."

Nein, Gustav mußte sich diese Worte erst nochmals wiederholen, bevor er ihren Sinn ganz begriff; dann aber, als dies geschehen, fühlte er, wie sein Gesicht von einer brennenden Röthe übergossen wurde. Es war jedoch nicht die Röthe schamhafter Verlegenheit, die sich in einem stillen Herzensgeheimnisse belauscht sah, sondern die Röthe empörten Unwillens und zugleich tiefen Schmerzes, der des Jünglings Herz erfüllte. Was ihm selbst kaum seit einer Stunde klar geworden, was er wie ein schlafendes Heiligthum in sich getragen, was er vor jedem unreinen Hauche, vor jeder unsanften Berührung gehütet, das war nun schon Gegenstand schleichender Verdächtigung, grober polizeilicher Vorsorge gewesen. Und das reine, unschuldige Kind selbst stand den Pfeilen giftiger Zungen preisgegeben, weil es sich gegen einen Fremden theilnehmend gezeigt, der hülflos die Schwelle seiner Pflegeeltern überschritten hatte. — „Das ist der Fluch der Heimatlosigkeit!" rief Gustav schmerzlich aus, während er, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kaum die hervordrängenden Thränen abzuwehren vermochte.

Der Fabrikherr war über diese Gemüthsaufregung seines sonst so ruhigen und männlichen Schützlings betroffen, ohne sich zu erlauben, um weitere Aufklärung anzufragen. Gustav empfand jedoch, daß er diese selbst geben müsse und dürfe. Er schilderte daher sein Verhältniß zu den Leuten im Berghause und erzählte mit aller Offenheit, was eben diesen Morgen zwischen Vreneli und ihm vorgefallen war. „Ich werde das Mädchen heirathen, sobald es meine Umstände

gestatten; bin ihm nun aber doppelt schuldig, diese Möglichkeit so schnell es sein kann herbeizuführen."

Der Fabrikherr hatte mit schweigender Theilnahme zugehört. — „Ich kenne Vreneli und seine Pflegeeltern," sagte er nach einigem Besinnen, „und es thäte mir schon der braven Leute wegen leid, wenn sie unverdienter Weise zu Schaden kämen. Ich ehre daher auch Ihre Absicht, junger Mann; aber so lange Sie Flüchtling sind, steht das Gesetz mit unübersteiglichen Hindernissen deren Ausführung entgegen. Haben Sie gar keine Aussicht, in Ihre Heimat zurückkehren zu können?"

„Unter gegenwärtigen Umständen nicht," erwiderte Gustav mit traurigem Kopfschütteln.

„Nun dann," fuhr der Fabrikherr fort, dem Baumeister die Hand darreichend, „so bleibt kein anderes Mittel übrig, als daß Sie freier Schweizerbürger werden. Bemühen Sie sich, die Entlassung aus Ihrem heimatlichen Staatsverbande zu erhalten, die zur Erwerbung unseres Bürgerrechtes durch ein neuerliches Gesetz verlangt wird, und für das Uebrige werde ich Sorge tragen." —

Der Abend dieses Tages glänzte mit hellen Sternen in das dunkle Flüchtlingsleben hinein. Als Gustav vom Berghause herabstieg, wo er die Wendung seines Geschickes verkündet und die junge Liebe den Segen der guten Pflegeeltern erhalten hatte, saß er noch lange am Brunnen der stillen Bergstraße. Der Himmel schaute mit tausend Lichtern durch die klare, kalte Winternacht, und das weite Land leuchtete in seiner Schneedecke zurück, wie ein aufgeschlossener Silberschrein. „Die alte Heimat vergißt sich nie," sagte er leise;

aber dich werde ich lieben können, du Land der Herrlichkeit. Und," ſprach es weiter in ihm, „deinen Kindern übergiebſt du als Erbe, wofür du vergebens Blut und Leben eingeſetzt — eine freie Heimat. Der Boden, in den du lebendige Wurzeln treibſt, kann allein deine Heimat ſein." Bei dem Gedanken ging ein ſüßer Schauer durch ſeine Seele und bald ſang die männlich volle Stimme des nächtlichen Wanderers ſein Glück den ſtummen Felſen vor.

Aber es war nicht von langer Dauer, dieſes Glück. Schon vor Weihnachten hatte Guſtav aus ſeiner Heimat die amtliche Nachricht, daß an die Erlangung des Entlaſſes aus dem dortigen Staatsverbande, wie dieſelbe zur Erwerbung des Schweizerbürgerrechtes nothwendig, nicht zu denken ſei, bevor er ſich ſeinem Richter geſtellt habe; dagegen wurde unzweideutige Hoffnung gemacht, daß dieſer Richter ein milder ſei und wohl auch, ſoweit möglich, Gnade für Recht ergehen laſſen würde. Aehnliches wurde auf Anfragen bei einheimiſchen Bekannten erwidert und Manche, von denen Guſtav wußte, daß ſie es redlich mit ihm meinten, waren der Anſicht, er möchte mit einem Unterſuchungshafte oder mit einer verhältnißmäßig kurzen Feſtungsſtrafe davonkommen, da ſich die Strenge, nachdem ſie einige Hauptſchuldige erreicht, gegen die große Maſſe bereits merklich gemildert habe. Unter dieſen Umſtänden war Guſtavs Entſchluß bald gefaßt. Was er für ſich ſelbſt nicht gethan hätte, that er zum Schutze des guten Rufes Vreneli's, der ſchon durch die bloße Nähe des Heimatloſen gefährdet war.

Der Morgen des Tages, der dem Feſte folgte, an dem die Welt die Verkündigung der großen Friedensbotſchaft ge-

feiert, lag mit ſeiner ganzen winterlichen Schönheit über dem Lande. Ueber Berg und Thal blitzte die Schneefläche, von der bleichen Sonne umfloſſen, in tauſend kleinen Lichtern auf; draus hervor ragten die Bäume, von weißem Dufte umſponnen, ſo feierlich ſtill, wie in andächtigem Sinnen über die Nacht verloren, da die himmliſchen Heerſchaaren den armen Hirten des Feldes erſchienen. Nur hie und da regte einer aufathmend ſeinen Wipfel und ſchüttelte den Menſchen, die unter ihm weg in klingendem Schlitten vom Jura nach dem Rheine niederfuhren, ſeine weißen Weihnachtsblüthen zu. Dieſe Menſchen waren ſelbſt ſtill, wie das feiernde Land, durch das ſie dahinfuhren. Vornauf dem Schlitten ſaß der alte Vetter vom Berghauſe, das Pferd lenkend. War's der blendende Widerſchein des ſonnenbeglänzten Schneefeldes, die friſche Morgenluft, oder war's noch etwas Anderes, er mußte mit dem Pelzhandſchuhe, zwiſchen dem er die Geiſel hielt, öfters über die Augen fahren, die immer wieder feucht werden wollten.

Hinter ihm ſaßen enge zuſammengelehnt Guſtav und Vreneli. Er ſchaute durch den Hauch, der ſich in der kalten Luft vor ſeinem Munde aufkräuſelte, mit unverwandtem Blicke nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüber, die mit ihren ſtillen Höfen und Dörfern und den weißbedeckten Waldhängen immer näher und deutlicher herantraten. Dort in dem Thaleinſchnitte erkannte er ſchon die Richtung der Straße, die nach ſeiner tiefer im Gebirge liegenden Heimat führte. Zwiſchenhinein theilte er ſeiner Gefährtin mit leiſen Worten ſeine Wahrnehmungen mit. Er erzählte von den einſamen Höfen weiter hinten im Walde, an denen die

Straße ſtill vorbeiſtreift, um ſchnell wieder im dunkeln Tann zu verſchwinden. Dann führt ſie ſtundenlang an einer ſteilen Halde dahin. Drunten in der Tiefe rauſcht ein Waſſer; manchmal hört man das Klappern einer Mühle, die es treibt; aber dem Auge bleibt es durch die dichte Tannennacht verborgen, die auf beiden Seiten der Straße hinzieht. Jetzt tritt dieſe auf die freie Höhe hinaus und dort drunten im Thale ſchimmern die weißen Häuſer, die längs dem Fluſſe ſtehen. „Das iſt meine Heimat, Vreneli.“

Vreneli hatte mit ſtiller Andacht zugehört; aber ſeine ſonſt ſo hellen Augen waren heut' trübe — weder vom blendenden Widerſchein des Schnee's, noch von der kalten Morgenluft; darum konnte es auch das heitere Thal nicht erblicken und die weißſchimmernden Häuſer, die am Fluſſe ſtehen. Es ſah nur hohe, dunkle Mauern emporragen, hinter denen ſein Liebſtes gefangen lag. —

Am Spätnachmittage ſaßen die Beiden in einem ſtillen Gaſthofszimmer in Laufenburg. Der Vetter war über die Rheinbrücke gegangen zum badiſchen Grenzwachtmeiſter, den er noch von den Winternächten des ruſſiſchen Feldzuges her kannte. Er wollte dem alten Kameraden, mit dem er die vielen Jahre her ſchon manchmal, ſich in Erinnerungen vergeſſend, bei einem Glaſe geſeſſen, ſeinen Schützling zu ſchonendem Transport das Land abwärts empfehlen. Der brave Alte verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und bald ſaßen die beiden Veteranen in Gedanken wieder an dem kleinen Wachtfeuer, deſſen Schein ſie durch die Nacht des polniſchen Schneefeldes zuſammengelockt hatte.

Unterdeſſen ſtand Vreneli am Fenſter und ſchaute hau-

gen Blickes auf den Rhein hinunter. Die Waſſer kamen klar und ruhig gegangen, um einen Augenblick ſpäter an den Felſen des Laufen in ſtäubenden Schaum zu zerſchmettern. „So zerſtiebt deine Hoffnung, dein Glück,“ dachte Vreneli; die Thränen floſſen immer unaufhaltſamer und endlich warf es ſich laut ſchluchzend auf das kleine Ruhebett zurück.

Guſtav ſprach ihm ſüße Troſtesworte zu. Er zog das weinende Kind an ſeine Bruſt heran und küßte ihm die Thränen von den Wimpern. Die Arme ſchlangen ſich feſter und der raſchere Schlag der aneinanderliegenden Herzen ſprach von ewiger Liebe, während ſich die Lippen in brennenden Küſſen berauſchten. Das gleichförmige Toſen des Rheinſturzes umwob die Liebenden mit einem dumpfen Traume, und als die Nacht hereinbrach und der Himmel ſeinen Sternenſaal aufthat, da war ein Stern erblichen, der bisher in glänzender Klarheit geſtrahlt hatte. —

3.

Rückkehr.

Das kleine Berghaus hinter der Staffelegg hatte altersgraue Wände und das Strohdach war ſtellenweiſe mit hellgrünem Mooſe bedeckt; aber doch, ſo lange es ſchon vom Waldrande in's Thal niedergeſchaut, mochte in demſelben noch nie ein ſo ſtilles Neujahr gefeiert worden ſein, wie dieſes Mal. Als Vreneli aus ſeinem Kämmerlein den Glokken horchte, die durch die Mitternacht einem leid- und freudvollen Jahre zu Grabe läuteten, da war's ihm, als ob jeder

Ton riefe: Es iſt das letzte Mal, daß du uns hörſt; über's Jahr erklingen wir nahe bei dir, aber du hörſt uns dennoch nicht, du liegſt drunten im Kirchhofe. Das arme Mädchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, es fühlte ſich von einem tödtlich kalten Hauche umweht und das Gebet, das in ſeinem Herzen ſprach, vermochte nicht auf die bebenden Lippen zu dringen. Ach, es war, als ob ſie ſich ſcheuten, den tiefverborgenen Jammer vor den klaren Blicken des Sternenhimmels in Worten auszuſprechen. Und was trägt ein armes Menſchenherz, das ſeine Schuld nicht einmal dem Himmel, nicht der ſtummen, verſchwiegenen Nacht mehr klagen darf!

Auch auf den übrigen Hausbewohnern lag es wie der dunkle vorfallende Schatten eines ſchweren Ereigniſſes, das herannahe; denn gute Menſchen haben leiſe Ohren und ſchauen, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, tief in die Herzen Anderer, die ſie lieben. Das Leid, das dieſe im Verborgenen tragen, weht ſie mit bangem Athem an, wie eine mitternächtliche Erſcheinung, die wir nicht ſehen und deren Nähe wir doch fühlen, die wir nicht hören und deren Schritt doch wie ein geiſterhaftes Rauſchen vor unſern Ohren ſteht. — Der Vetter war, ſeit er aus der Fremde heimgekehrt, jedes Mal am Altjahrsabend in's Dorf hinabgegangen und hatte da mit Andern bis lange nach Mitternacht beim frohen Glaſe geſeſſen; er wußte, daß ſeine Frau unterdeſſen daheim die Neujahrskuchen buk und daß der kommende Tag in froher Gemeinſamkeit vergehen werde. Aber diesmal konnte er ſich zu dem gewohnten Gange nicht entſchließen. Er trappte unruhig in der Stube umher, ſchaute nachdenklich

durch's Fenſter, oder ging auch mit erneuertem Entſchluſſe vor das Haus hinaus; aber er kehrte langſam zurück, da es ihm vorkam, er müßte ſich vor den frohen Menſchen im Dorfe drunten ſchämen, er wußte ſelbſt nicht warum; oder es müßte während ſeiner Abweſenheit daheim irgend ein Unheil paſſiren. Die Baſe zwar ſtand ſchon lange vor Tagesanbruch an der Kuchenpfanne, wie ſie von jeher gewohnt geweſen; aber was ihr ſonſt ſo leicht und froh von der Hand gegangen, kam ihr nun wie eine ſchwere, ermüdende Arbeit vor. Als ſie am Mittage ihre Kuchen faſt unberührt wieder vom Tiſche trug, ſagte ſie: „Daß Gott erbarm'; es iſt traurig, wenn ſich der Menſch des himmliſchen Segens nicht mehr freuen mag."

Am Nachmittage war der Vetter faſt froh, daß der Oberhofer wieder einmal zum Beſuche kam. So konnte er wenigſtens in allerlei gleichgültiger Plauderei der dumpfen Stille entgehen, die ihn bei den Seinigen ſo bange bedrückte und die er doch ſelbſt nicht zu brechen vermochte. —

Nach einigen Tagen kam der Poſtbote aus dem Dorfe gegangen. Vreneli ſah ihn ſchon von Weitem durch den Schnee heranſteigen und ſtürzte ihm mit einem lauten Aufſchrei aus dem Hauſe entgegen. Es war richtig, er hatte ein Brieflein von Guſtav mitgebracht. Aber das arme Mädchen ſaß lange am Ofen, das zuſammengefaltete Papier zwiſchen beide Hände gepreßt, ohne im Stande zu ſein, das Siegel zu löſen. Durch ſeine Glieder ſchüttelte ein eiskalter Froſt und doch war's ihm, als ob durch den Kopf brennende Flammen ſchlügen. Vetter und Baſe, die in banger Ungeduld herumſtanden, hatten gut Ermahnungen zu geben; ſie

ſelbſt verſtanden die kleine neumodiſche Schrift nicht zu leſen, und ſo oft Vreneli den Finger dem verhängnißvollen Siegel näherte, ſank die Hand zitternd wieder in den Schoß herab. Endlich mußte das Gefürchtete und Bangerſehnte doch geſchehen. Vreneli durchflog das geöffnete Blatt mit brennenden Blicken und rief dann, die Hände mit wehmüthiger Andacht emporhebend: „Dem Herrn ſei Dank! ... er iſt noch nicht verloren!“ —

Trotz dieſer Ankündigung einer frohen Botſchaft mußten Vetter und Baſe ſich noch lange gedulden, bevor ſie dieſelbe vollſtändig zu hören bekamen. Vreneli las erſt Wort für Wort leiſe zwei, drei Mal, während Thränen und wehmüthiges Lächeln über ſein Geſicht gingen, wie ein ſchnell wechſelnder Vorfrühlingstag über die aufkeimende Thalwieſe. Der Gefangene ſchrieb Worte von Herzen kommender Liebe, die wieder zum Herzen gehen mußten. Seine einſame Zelle war belebt von freundlichen Erinnerungen an gute Menſchen, die um ihn Kummer trugen, und ſeine Hoffnungen ſtärkten ſich an dem Gedanken, ihnen die Liebe und in der Noth erwieſene Theilnahme in beſſern Tagen vergelten zu können. „Ich bin blos zwei Mal im Verhöre geweſen,“ hieß es unter Anderm, „und die Leichtigkeit und Kürze, womit meine Sache behandelt wurde, ſcheinen mir ein gutes Zeichen für deren günſtigen Ausgang zu ſein. Zwar iſt meine gegenwärtige Haft ſtrenge; ich habe es auch nur einem glücklichen Zufall zu danken, daß ich Euch dieſes Briefle!n zukommen laſſen kann und werde Euch vor dem Urtheilsſpruche ſchwerlich mehr ſchreiben können; aber das wird ja ſo lange nicht mehr dauern. Ach, Vreneli, wenn ich erſt

wieder eine Heimat habe, in die ich dich einführen kann, die auch deine Heimat sein wird!“ —

Diese Botschaft brachte auf Vreneli und die Base eine ähnliche Wirkung hervor; Beide konnten sich fast nicht sattweinen. Ob an den Thränen das Mitleid mit dem einsamen Gefangenen, oder die Freude über die herzlichen Worte seiner Liebe und die freundlichen Bilder einer schönern Zukunft größern Antheil hatten, das wäre wohl schwer zu sagen gewesen; so viel war gewiß, Vreneli wurde wieder heiterer, die schwarzen Gespenster, mit denen die Angst um das Schicksal des geliebten Mannes und die dumpfe Mahnung eines Schuldbewußtseins seine Seele gepeinigt hatten, mußten wieder freundlicheren Bildern Raum geben und manchmal wagte sich bei der stillen Winterarbeit sogar ein Liedchen hervor. Freilich waren es nicht mehr die hellen Klänge, die ehemals wie ein blitzender Springquell das Häuschen durchrauscht hatten; aber auch schon diese klagenden Weisen der Wehmuth und Sehnsucht verscheuchten wenigstens die tödtliche Stille, die sich besonders dem Vetter mit so erdrükkender Last auf das Herz gelegt hatte.

Indessen konnte gerade Dieser der Hoffnung weniger froh werden, als die Andern. Als Vreneli den Brief gelesen hatte, nahm er das Blatt selbst zur Hand und setzte sich mit demselben auf die Fensterbank, um mit Hülfe des Gehörten die kleinen krausen Zeilen selbst noch einmal durchzubuchstabiren. Er saß über dieser für ihn keineswegs leichten Arbeit, bis es zu dunkeln anfing; aber die Gedanken und Zweifel, die ihm dabei aufgestiegen, hütete er sich wohl, den Andern mitzutheilen. Die eigene Erfahrung sagte ihm, daß die

Oberflächlichkeit, mit der die Verhöre des Gefangenen betrieben wurden, wohl eher zu seinen Ungunsten, als zum Vortheile ausgelegt werden konnte. Seine Schuld war eben schon hinreichend festgestellt, und um Nebenumstände, um das mildernde wie und warum, wollte man sich nicht kümmern. Dafür sprach ja auch die scharfe Haft, in der Gustav gehalten wurde, die, da man doch keine weitern Umstände von ihm erfahren wollte, gewiß überflüssig gewesen wäre, sollte man sie nicht als den schlimmen Anfang eines schlimmern Ausganges ansehen.

So calculirte und zweifelte der Vetter und es wurde ihm dabei um so schwerer zu Muthe, als er seine Gedanken für sich behielt; drum war er froh, als nach dem Nachtessen der Oberhofer wieder kam, in dessen Gesellschaft er diesen Gedanken wenigstens auf einige Zeit entfliehen konnte. —

Der Oberhofer kam seit Neujahr überhaupt wieder fleißiger, und bald hörte man ihn regelmäßig mit dem Glockenschlage der ersten Nachtstunde die Hausthüre öffnen. Das war ja auch natürlich und begreiflich. War's sonst zur Winterszeit schon recht einsam hier oben um die abgelegenen Berghäuser, so war's am einsamsten gewiß daheim beim Oberhofer. Das Haus war beinahe in den Wald hineingebaut, der die kleine Bergwiese, auf der es stand, von drei Seiten umschlossen hielt; die freie Seite öffnete sich nicht einmal nach dem Thale hinunter, sondern ließ den Blick nur über den Bergrücken hingehen, bis er nach kaum tausend Schritten wieder vom Walde aufgefangen wurde. Im Hause selbst war's auch stille.. Die Frau lag schon über Jahresfrist unter'm Boden, Kinder waren keine da und eine

alte, halbtaube Verwandte führte dem Manne das kleine Hausweſen. Hatte er nun in dieſen Wintertagen das Vieh beſorgt, ſo ſaß er ſtundenlang unbeſchäftigt auf der Ofenbank und brütete ſeinen Gedanken nach. Die todte Frau wünſchte er trotz ſeiner Einſamkeit nicht wieder in's Leben zurück. Er hatte ſie genommen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, weil es die alte Mutter gewünſcht, und weil er doch einmal heirathen mußte; aber es war ein unglückliches Zuſammenleben geweſen. Sie hatte zu ſeiner ſtillen, in ſich gekehrten Art nicht gepaßt und wäre immer gerne vom Berge fortgegangen, hinab in's Thal unter die Menſchen. Es war ein Glück für Beide, daß ſie ſterben konnte. So wenigſtens war's dem Oberhofer vorgekommen, ſo lange er Hoffnung trug, daß Vreneli an die Stelle der Todten treten könnte. Aber als der Fremde ſeinen Weg kreuzte und ihm dieſe Hoffnung von Tag zu Tag mehr ſchwand, da fing es an dunkel zu werden im Herzen des Mannes. Er hatte in ſeinem Leben noch nie empfunden, was Liebe oder Haß ſei. Seine Frau war ihm von Anfang gleichgültig, ſpäter wohl auch läſtig geweſen; aber der Tod nahm ſie, bevor dieſes Gefühl in ein ſtärkeres, feindſeligeres übergegangen war. Und auch erſt als der Fremde erſchien und ſich allmälig auf dem Berge heimiſch machte, wurde dem Oberhofer klar, mit welcher maßloſen Liebe er an Vreneli hing. Bei einſamen und unbeholfenen Naturen entwickeln ſich Empfindungen und Gedanken langſam, auch die vorhandenen kommen oft gar nicht zur Reife, zur rechten Erſcheinung und zum Bewußtſein, wenn nicht ein äußerer Anſtoß ſie aufrüttelt und zeitigt; geſchieht aber dies, ſo treibt dann

mit um ſo gewaltigerer Macht das Leben hervor, das ſich bisher in der ſchlummernden Tiefe der Seele verſchloſſen hatte. Daher ſehen wir ſo oft bei Menſchen die Leidenſchaft zum blutigen Verbrechen aufflammen, wo wir gar keine Leidenſchaft geahnt, nicht einmal die Befähigung für dieſelbe vermuthet hatten. —

So ſah es um den Oberhofer aus, und die müßigen Wintertage waren nur zu gut geeignet, die brütende Frucht zur Reife zu bringen. Er lauerte ſtundenlang, bis der Fremde den Berg herauf kam. Dann ſchlich er ihm nach durch's Gebüſch, von wo er nach dem Nachbarhauſe hinunter ſchauen konnte. Hier ſtand er in Wind und Schnee, ohne die Kälte zu ſpüren, die ſtarren Blicke nach den kleinen Fenſtern gerichtet, bis der Fremde wieder heraustrat und langſam den Weg hinunterging. Gar oft nahm er ſich vor, hinüberzugehen und friſch in die Stube zu treten, um mit eigenen Augen zu ſehen, was ihm ſo quahvoll auf dem Herzen lag; aber ſo oft er den Fuß erhob, ſo ſetzte er ihn wieder zurück, wie auf ſeiner Stelle feſtgebannt. War endlich der Fremde fortgegangen, ſo blieb er noch ſtehen, bis in Vreneli's Hinterſtübchen Licht erſchien; dann ging er hinab, klopfte leiſe an's Fenſter und huſchte davon. Oder er ſchlich auch ſeinem Nebenbuhler nach, leiſe von Buſch zu Buſch, wie ein Thier, das nach nächtlicher Beute ſpürt, und mehr als einmal war er auf dem Sprunge nach ſeiner Beute, um dem blutigen Grolle, der ſein Inneres durchtobte, freien Lauf zu laſſen. „Einer von uns muß doch hin ſein," ſprach es dann unaufhörlich in ihm. Gegen dieſe wilden Gedanken erhoben angeborne Gutmüthigkeit und beſſere Einſicht

Widerſpruch. „Was hilft es dir, wenn du ihn niederſchlägſt?“ dachte er; „Vreneli wüßte doch, wer's gethan hätte und dann würd' es erſt Nichts mehr von dir wollen.“ Als die blinde Leidenſchaft einmal auf einen Augenblick dieſe mahnende Gegenrede überläubte, mußte er's ſchwer bereuen. Er hatte Vreneli am folgenden Tage auf den erſten Blick angemerkt, daß er verrathen war und die Augen, mit denen es ihn dabei anſchaute, ſagten ihm deutlich, daß nun alle Hoffnung verloren ſei. —

Dieſe Hoffnung trieb neue Keime, als der Flüchtling abgereiſt war. Die erſten Male zwar, da der Oberhofer in das Nachbarhaus kam, ließ ſich Vreneli kaum blicken und ſein angſtvolles Geſicht ſagte deutlich, was in ſeinem Innern vorging. Aber dem einſamen Manne that es ſchon wohl, daß der Vetter freundlich mit ihm war und bald ſelbſt wieder zu ihm in's Haus herüberkam. Es ging wie ein warmer Sonnenſchein über das verdüſterte Gemüth, als bald auch Vreneli wieder heiterer und freundlicher wurde.

Dem Oberhofer war freilich die eigentliche Urſache dieſer Veränderung unbekannt; aber ſie war vorhanden und trug ihre Folgen, wie die Sonne auch für diejenigen, die nie über das Räthſel ihres Auf- und Niederganges gegrübelt, die Ernte zeitigt oder — ein Gewitter reift. Nachdem das ſchwere Leid, das Vreneli im Herzen trug, durch die hoffnungsſtärkende Botſchaft des geliebten Gefangenen gemildert worden, fiel, wie auf die Andern, auch ein Schein dieſes hellern Lichtes auf den Oberhofer zurück. Vreneli begrüßte den Kommenden mit freundlichem Geſichte und konnte

dem Davongehenden ein herzliches „Gute Nacht“ sagen, wenn es auch sonst still dasaß und sich nicht viel in das Gespräch mischte. Und wie eben die geheimen Lebensquellen der Seele wundersam durcheinanderrauschen — das Leid, das Vreneli trug, machte es auch für den verwandten Kummer Anderer empfänglicher und theilnehmender. Wenn es den Oberhofer so still kommen und gehen sah, ohne daß er je eine Frage that, oder ein Wort von dem fallen ließ, was ihm doch so schwer auf dem Herzen lag, mußte es unwillkürlich zu sich selbst sagen: „Wenn ich ihm nur helfen könnte, dem armen Manne.“ —

So vergingen unter Bangen und Hoffen die Wintertage. Ueber die Höhen herein zogen schon die ersten Märzlüfte und an den sonnigen Halden begann der Schnee zu schmelzen, als der Postbote abermals einen Brief in das Berghäuschen heraufbrachte. Als Vreneli einen Blick in denselben geworfen, stieß es einen markerschütternden Schrei aus, ließ die Hände schlaff herabfallen und stürzte, die Stirn an der Ofenkante blutig schlagend, zu Boden. — Der Gefangene war zu fünf Jahren strenger Festungsstrafe verurtheilt. —

Der Mensch ist, wie schwach er sei, gegen alle Schläge des Unglückes mit Siegeskraft ausgerüstet, so lange er *schuldlos* bleibt. Aber das ist die dämonische Natur und Gewalt der Schuld, daß sie diese Kraft zerbricht; das klare Auge der Seele trübt, daß es den rechten Weg nicht mehr findet; den sichern Fuß unsicher macht, daß er strauchelt; daß sie dem Menschen den Stern verhüllt, der ihm bisher als sichere Leuchte durch jedes Zwielicht des Zweifels, durch

jede Nacht des Kummers und der Angſt vorangegangen iſt. Die Schuld weiß ſich endlich der Gewalt menſchlicher Einrichtungen und Satzungen zu bemächtigen, um den Armen, der ihr verfallen, jedes angeborenen natürlich-göttlichen Rechtes zu berauben.

Von einer neugewonnenen Erfahrung dieſer unabänderlichen ſittlichen Wahrheit war der Aarauer Fabrikherr erſchüttert, der ehemalige freundliche Beſchützer des Flüchtlings, als er an den Feſtungsgefangenen folgende Botſchaft ſchrieb:

„— — Der Frühling iſt mit Macht in's Land gezogen, und weckt zu Leben und Blüthe, was der Winter in feſten Banden gefangen hielt. Vor meinem Fenſter rauſcht das Waſſer, das zu Eis erſtarrt geſtanden, in das von Ihnen erbaute Räderwerk hinunter und drüber weg ſchwillt in Berg und Thal Keim an Keim zur Knoſpe auf. Aber die Knoſpe treibt zur Blüthe, unbekümmert, ob ſie eine labende oder giftgetränkte Frucht in ihrem Schoße trage; der Landmann, der im Herbſte ſeine Saat mit ſorglichem Fleiße beſtellt, ſieht neben dem Weizen auch die Diſtel emporſchwellen, und ach, an der Gefängnißmauer, hinter der geknechtete Freiheit ſeufzt, blüht der Flieder ebenſo fröhlich auf, wie an der Laube, in der ſich ein verborgenes Lebensglück erfreut.“

„Nur dieſes Gefühl einer ewigen Unwandelbarkeit, die über Menſchenglück und Menſchenleid beſteht, aber von beiden gleiche Ergebung verlangt, giebt mir, mein armer gefangener Freund, den Muth, eine Pflicht zu erfüllen, die wie keine andere meinem Herzen ſchmerzlich wird. Möge ihre Erfüllung Ihnen Kraft und Ergebung verleihen. —

„Die Erinnerung an den Abſchied in Laufenburg muß Ihr Gemüth ſchon oft mit dunklern Schatten umnachtet haben, als die dunkelſte Kerkermauer, drum ſei es auch ferne von mir, einen Stein aufzuheben, da ich die erſchütternde Leidensgeſchichte angeſehen, die mit jener verhängnißvollen Stunde begonnen hat. Mögen Andere im Uebermuthe ſtolzer Schwäche ihr Urtheil fällen; hätten ſie, wie ich, die Qual der Reue, das Entſetzen vor der Schande und die mütterliche Angſt um die Zukunft eines hülfloſen, noch ungebornen Lebens geſehen, Sie würden mit mir ausrufen: Herr, geh' nicht zu ſtrenge in's Gericht mit dieſer Unglücklichen! — Drum werden auch Sie, mein armer Freund, nicht zu Gericht ſitzen über Diejenige, die ihrer Liebe Alles geopfert und nun dieſer Liebe ſelbſt entſagt, um, wie ſie meint, ein unſchuldiges Weſen ſchon bei ſeinem Eintritte in's Leben vor der Schande zu ſchützen, um ihm eine ſichere Heimat, einen Vater zu geben."

„Es wäre vergeblich, wenn ich die Verzweiflung ſchildern wollte, die Vreneli umfing, als ihm Ihre Verurtheilung bekannt wurde. Den Tod, den es in ſeiner Noth umſonſt um Erlöſung anrief, würde das arme Mädchen ſicherlich geſucht haben, wenn ihm nicht der Gedanke, daß es ein anderes Leben, das unter ſeinem Herzen keimte, heilig halten müſſe, gewehrt hätte. Dieſer Gedanke war es auch, der die gebrochene Seele zu einem Entſchluſſe ſtärkte, als der Oberhofer ſagte: „Ich weiß, was dich quält, aber meine Liebe iſt größer, als dein Unglück. Werde mein Weib und du wirſt deinem Kinde einen treuen Vater geben." —

„Wenn Sie, mein armer Freund, dieſe Nachricht

empfangen, iſt Vreneli das Weib des Mannes geworden, an deſſen aufopfernde Liebe weder Groll noch Hohn herantreten darf.“ —

Der Gefangene öffnete halbbewußtlos noch ein kleines, zerknittertes Blatt, das dieſem Briefe ſeines theilnehmenden Freundes beigeſchloſſen war. Es enthielt wenige Worte eines ſchmerzlichen Lebewohls, die mit zitternder Hand geſchrieben, von darauf gefallenen Thränen faſt zur Unleſerlichkeit ausgelöſcht waren.

Nachdem der Arme mit dunkelndem Auge auch dieſes Blatt geleſen, legte er ſich ſchweigend auf ſein Gefangenbett. Da blieb er Tag und Nacht in die rauhe Decke gehüllt, unbeweglich, ohne Speiſe noch Trank zu berühren, oder irgend einer Frage Antwort zu geben. Als er ſich endlich wieder erhob, ging ſein erſter Schritt nach dem kleinen Tiſche, der in der Mauerecke ſtand, dort zerriß er langſam, aber mit ruhiger Hand ein großes, beſchriebenes Papier, ohne noch einen Blick darauf zu werfen. Es war ein Begnadigungsgeſuch an die landesväterliche Huld geweſen. Dann rief er den Zellenwärter herbei und überreichte dem erſtaunten Manne ſchweigend eine feine Feile, die er aus einer kaum bemerklichen Spalte zwiſchen der Mauer und der ſteinbelegten Bodendecke hervorgezogen.

Von da an ſaß er ſtill in ſeiner Zelle, ohne eine Klage oder irgend ein Verlangen zu äußern. Ebenſo ſtill ging er zur beſtimmten Stunde auf dem Feſtungswalle umher. Er nickte den Mitgefangenen, die ſich da aufathmend des göttlichen Sonnenlichtes erfreuten, mit trübem Lächeln einen Gruß zu, ſuchte aber ängſtlich jeder Frage, jedem Geſpräche

auszuweichen. Bald wurden ihm auf Verordnung des Festungsarztes längere Spaziergänge gestattet; er ging, von den Wachen allmälig völlig unbeachtet, bis auf die äußersten Vorwerke hinab. Ein gefahrloser Sprung konnte ihn in die Freiheit tragen; aber der einsame Wandler schaute stundenlang an die waldigen Abhänge des Gebirges hinüber, bis die Sonne hinter den letzten Höhen zusammensank. Dann kehrte er langsam und schweigend, wie er gekommen und umhergegangen war, nach seiner Zelle zurück.

So verging der Sommer, und der Gefangene schaute eines Tages, an eine Pastei gelehnt, träumend in die bleiche Schönheit des Herbstes hinaus, als ihm sein freundlicher Zellenwärter einen Brief nachbrachte. Er betrachtete mit dem nämlichen trüben Lächeln die wohlbekannten Schriftzüge des Freundes von der Aare, mit dem er so eben noch einem Fluge Mauerschwalben zugeschaut, die sich zur weiten Herbstreise zusammenscharten. Erst da er den Brief langsam zwischen den Fingern gewendet und sein Blick auf ein schwarzes Siegel traf, lief ein leises Erzittern über das bleiche Antlitz. Das Blatt fiel auseinander und als es Gustav mit raschem Auge durchlaufen, sank er, das Gesicht in beide Hände verbergend, auf die Knie nieder. —

Durch die bange, von dumpfem Leid umnachtete Seele fuhr ein zündender Gedanke, wie der feurige Blitz durch die dunkle Wolke zuckt. „Mörder!“ rief es mit gellender Stimme in ihm, „ja, du, du bist der Mörder Vreneli's, du hast das blühende Leben in's Grab gestürzt, das harmlose Kind zuerst in's Elend und dann in den frühen Tod gejagt. Todt, Vreneli, todt ... und ich, ich ... sein Mörder. ...

„Nein, nein," schrie der Unglückliche, aufspringend und das zur Erde gefallene Papier wieder aufraffend, „es kann nicht sein ... meine trüben Augen müssen mich getäuscht haben." Sein Blick suchte mit wilder Hast in den Zeilen, dann las er laut, als müsse das Ohr dem Auge Unrecht geben: „Nachdem es einem andern Wesen das Leben geschenkt, ist es selbst in ein besseres Leben hinübergegangen. Vreneli hatte lange eine sichere und fast fröhliche Ahnung dieses Ausganges in sich getragen. Schon vor Wochen hat es mir denselben mit wehmüthigem Lächeln vorausgesagt und mir seine letzten Grüße an Sie aufgetragen mit der rührenden Bitte zugleich, ihm jeden Kummer zu vergeben, den es Ihnen möchte angethan haben."

Des Gefangenen Blicke hafteten starr auf diesen Worten, bis sie in Thränen überflossen. Und es war, als ob diese langentbehrten Thränen wie ein erfrischender Quell auf die eigene verschmachtende Seele zurückfielen. „Vreneli ist nun wohl," sprach er endlich leise, die Hände faltend, „seine Schuld ist gesühnt und ich habe allein noch das Leidensgericht zu tragen; jetzt ist es auch wieder mein, rein und schuldlos, wie es am ersten Tage gewesen." —

Von diesem Augenblick an war mit dem Gefangenen eine Veränderung vorgegangen, die von seiner nächsten Umgebung mit herzlicher Theilnahme wahrgenommen wurde. Wie bisher, blieb er zwar still und in sich gekehrt und ging gerne seine einsamen Wege allein; aber er wich den Menschen nicht mehr aus und hatte für Jeden, wo sich ein Kummer zeigte, ein freundliches und aufrichtendes Trostwort. Am liebsten ging und spielte er mit den kleinen Kindern

seines Zellenwärters, die hinwieder mit kindlicher Zärtlichkeit an dem freundlichen, bleichen Mann hingen. Im Winter saßen sie bei ihm in der Zelle, wo er die größern lesen und schreiben lehrte und den kleinern prächtige Kartenhäuser baute und wundersame Thiere und Blumen malte. Im Sommer ging er mit ihnen auf den Wällen umher, half ihnen Schmetterlinge fangen oder in die Nester der Mauerschwalben gucken, oder er erzählte ihnen von den Menschen, die in den großen Schiffen den weißen Strom herabfuhren. — Es war drum große Klage unter dem kleinen Volke, als der freundliche Mann nach langer Zeit einmal durch das äußere Festungsthor schritt und die größern den kleinern mit Thränen in den Augen sagten, daß er nun nicht mehr zurückkommen werde. —

Wenige Wochen später ging durch den blühenden Frühlingstag ein Fremder die Rheinstraße nach der Staffelegg hinan. Er grüßte die Leute, die am Wege arbeiteten, mit so herzlicher Freundlichkeit, daß diese ihm verwundert nachschauten. Mancher besann sich, wo er diese wohlklingende Stimme schon gehört habe; aber Keiner konnte sich erinnern, noch kannte er die hohe Gestalt, die mit etwas vorgebeugtem Haupte dahin schritt. Und doch schien der Fremde in der Gegend wohl bekannt zu sein. Hie und da blieb er vor einer Felsenbiegung stehen und schaute nochmals auf den Weg zurück, oder er betrachtete sinnend einen am Wege stehenden Baum, wie man einen alten Bekannten zu betrachten pflegt. Als er gegen die Höhe gelangt war, schlug er den schmalen Fußweg ein, der dem Abhange entlang nach den Berghöfen hinüberführt. Hinter dem kleinen Gebüsche

angekommen, wo ſich der Weg theilt, betrat er langſam den Steig, der nach dem vorderſten Berghauſe lenkt. Er ſtieg, oft ſtille ſtehend, hinan, der ſteile Pfad ſchien ihm das Athmen ſchwer zu machen. Jetzt hatte er die kleine Wieſe erreicht und ging mit etwas raſchern Schritten gegen das Gärtchen heran, in dem die junge Hausfrau die aufſtengelnden Erbſen an Stäbe band. Sie erſchrak, da ihr in ihrer emſigen Arbeit plötzlich eine fremde Stimme einen Gruß zurief; aber als ſie das bleiche, feine Geſicht und die freundlichen braunen Augen erblickte, verſchwand der Schrekken und ſie wollte ſich ſchon nach dem Begehren des Fremden erkundigen, als dieſer fragte: „Wohnt ihr hier im Hauſe, junge Frau?“

„Ei gewiß, ſchon lange,“ lautete die Antwort.

„Iſt denn der Vetter nicht mehr hier? ich meine der ...“

„Ach, der Vetter Meier, meint Ihr,“ unterbrach die Frau; „nein, der iſt todt, ſchon mehr als drei Jahre.“

„Todt!“ wiederholte der Fremde.

„Ja wohl,“ fuhr die Frau fort; „er kränkelte ſchon, als das Vreneli den Oberhofer heirathete. Als es dann aber ſtarb, hat ihm das wohl den letzten Reſt gegeben; von da an iſt er nie mehr zurecht gekommen.“

Der Fremde fuhr ſich mit der Hand langſam über das Geſicht und fragte nach einer Weile wieder: „Und die Baſe, ich meine ſeine Frau?“ —

„Ja, die hat das Heimweſen meinem Manne verkauft und iſt fortgezogen, zu Verwandten im Bernbiet. Ihr ſcheint die Leute gekannt zu haben, wenn ich fragen darf.“

„Vor Jahren ... ja wohl,“ erwiderte der Fremde, ſich

abwendend. Er betrachtete noch eine Weile das Häuschen mit den hellen, kleinen Fenstern, den regengrauen Holzwänden und dem moosbewachsenen Strohdache. Dann ging er mit leisem Gruß und Dank am Garten vorbei nach dem Wiesenwege, der zur Bergstraße hinüberführt.

Er ging wieder langsam, der Mann, und sein Haupt hatte sich tiefer herabgeneigt. Er beachtete, über die freie Höhe dahingehend, nicht, wie zu seiner Linken das weite Land in Blüthen schwamm, und wie vor ihm die fernen Alpen in träumerischen Duft verloren zum Himmel hinanstiegen; er hatte den Blick zur Erde gesenkt und seine Lippen bewegten sich in leisem Selbstgespräche. — „Todt und in die Ferne gezogen — schon wieder eine freundliche und wenn auch schmerzliche Hoffnung verloren. Für heute ist's genug, vielleicht hätte ich jetzt nicht die Kraft mehr, das Zerrinnen eines zweiten, des letzten Traumes zu ertragen.... Am besten, ich geh' vorerst hinab zur Stadt, zu dem braven, wackern Manne — er muß wohl gewußt haben, warum er mir eine dritte Hiobsbotschaft vorenthalten.... Ja, das war's ... jetzt versteh' ich, was er mir damals geschrieben: der zu schweren Bürde soll man auch keinen Strohhalm mehr zulegen ... du hast Recht, edler Freund ... Ruhe, Eines nach dem Andern ... die Kraft bleibt nicht ewig jung ... dort steht die Bank noch immer, wo ich einmal... und wie oft ... geruht habe."

So in Gedanken und Erinnerungen verloren, war der Wanderer langsam die Halde hinabgeschritten. Er hatte die Leute nicht beachtet, die neben seinem Wege in der Wiese standen und ihm in seinem stillen Dahinwandeln nun ebenso

verwundert nachſchauten, als ihre Nachbarn jenſeit der Höhe, die er im Vorbeigehen ſo freundlich begrüßt hatte. Er ſah ja nicht Wieſe noch Wald und Thal, er ſah nur die Menſchen, mit denen er das erſte Mal dieſen Weg gegangen. Zur Seite eine kräftige, ſtützende Männergeſtalt, voran, leicht dahinſchreitend, ein Bild der Jugend und Anmuth — aber ſie waren nun Beide todt und was vor den Augen ſchwebte, waren verwehende Schatten, die dem Grabe entſtiegen.

Als er endlich an die Bergſtraße gekommen, ſetzte er ſich auf die Steinbank nieder. Das kühle Rauſchen des Brunnens ſang ein dämmerndes Traumlied an die müden Sinne und die Wimpern ſanken allmälig immer tiefer über das von der Hand verhüllte Auge herab. Das Tageslicht dunkelte; aber aus dem Dunkel ſtieg langſam wieder ein lichtes Gebilde empor, ſich beugend und neigend, bald in weiter Ferne halbverſchwindend, bald wieder herantretend, bis es endlich in leuchtender Verklärung ruhig ſtand. Ueber die Stirn herein floß es wie ein verwehendes Sonnenwölklein und die blauen Augen blickten mit ſo bekümmerter Theilnahme hernieder, als wollten ſie fragen: was fehlt dir, armer Mann? — „Vreneli," rief der Eingeſchlummerte, die Hand ausſtreckend, „biſt du da?" —

An dem Rufe der eigenen Stimme erwachend, ſchaute er noch halbtraumgeblendet nach dem Brunnen hinüber. Wollte das ſüße Traumbild in die Wirklichkeit treten, oder war es die fortdauernde Täuſchung der Sinne — er fuhr nochmals mit der Hand über die Augen, um mit vollkommen klarem Blicke hinüberzuſchauen. Nein, es war keine

Täuſchung. Ueber dem Brunnentroge hervor ſchaute ein kleines, feines Antlitz mit den lichthellen Haarwellchen um die Stirn, mit den großen blauen Augen und den nievergeſſenen weichen Formen des Geſichtes, die von einem rötlichen Dufte überhaucht ſchienen. Es war ein Knabe, der Blumen in das Waſſer warf und ſich daran ergötzte, wie ſie vom Strudel niedergezogen und wieder emporgehoben wurden. Als der Kleine bemerkte, daß ihn der fremde Mann mit ſtarren Augen anſchaute, wurde er ängſtlich und wollte die Wieſe hinangehen; aber plötzlich hatte ihn der Fremde mit dem Ausrufe „mein Kind ... mein Kind!“ in die Arme gefaßt und ſuchte ſein Geſicht mit Küſſen zu bedecken.

Der erſchreckte Knabe ſchrie laut auf und ſtrebte, trotz aller Schmeichelworte, ſich von den umfangenden Armen loszumachen, bis ſich raſch eine ſchwere Hand auf die Schulter des Fremden legte. Eine tiefe Stimme fragte zugleich: „Was wollt Ihr mit dem Kleinen, Herr!“ —

Der Angeredete ließ den Knaben los und ſagte, ſich erhebend, mit ſtockendem Athem: „Mein Kind, mein Kind... ich habe mein Kind gefunden.“

Ueber das braune Geſicht des Mannes, der, eine Senſe in der Hand, daſtand, zuckte es einen Augenblick wie fahler Gewitterſchein; dann aber blickte er raſch nach den Leuten, die weiter oben an der Wieſenhalde arbeiteten, und als er ſah, wie dieſe neugierig herabſchauten, ſagte er leiſer: „Das iſt mein Kind, Herr, mein ... des Oberhofers Kind. Komm' Guſtav.“ Der Knabe hing ſich ängſtlich an die Hand des Mannes, der ſich zögernd zum Gehen wandte.

Der Fremde preßte beide Hände um die Stirn, die ihm

unter glühendem Pochen zu zerſpringen drohte. Vor ſeinen Augen ſchwamm es und vor ſeinen Ohren ſchien ein toſender Waldbach niederzubrauſen. Er ſank in das Gras zurück, während er, die Hand ausſtreckend, rief: „Mein Kind, mein Kind ... kennt Ihr mich denn nicht mehr, Oberhofer?“—

Dieſer ſchaute mitleidig auf den Unglücklichen nieder, auf deſſen Geſicht Todesbläſſe mit brennender Röthe ſtritt. — „Nein, ich hätt' Euch nicht mehr gekannt, Herr Baumeiſter,“ ſagte er, die dargeſtreckte Hand faſſend. „Ihr habt Euch ſtark verändert. Aber nun geht Eueres Weges .... Gott behüt' Euch.“

„Hört, Oberhofer,“ erwiderte Guſtav mit gepreßter Stimme, die dargebotene Rechte des Mannes krampfhaft feſthaltend; „ich bin hergekommen, mein Kind zu ſuchen, und habe es gefunden. Verſprecht, daß Ihr mir's laſſen wollt ... ich beſchwör' Euch beim Grabe ſeiner Mutter.“

Der Oberhofer zog ſeine Hand raſch zurück und ſagte dann dumpf: „Laßt dieſes Grab in Ruhe, Mann ... oder wollt Ihr die böſen Zungen nun ſelbſt gegen die Todte noch einmal aufſtacheln? ... Ich vergeb' Euch das Vergangene; aber kommt mir nie mehr zu nahe, Herr ... es könnt' ſonſt nicht gut werden.“

Damit nahm er den Knaben bei der Hand und ſtieg raſch mit ihm die Halde aufwärts. Guſtav ſchaute ihnen, noch immer auf der Erde ſitzend, nach, bis ſie hinter der Waldecke verſchwunden waren; dann erhob er ſich mühſam und ging halbſchwankend, wie ein Betrunkener, die Bergſtraße abwärts.

Der Aarauer Fabrikherr ſchaute verwundert auf, als

am Spätnachmittage, unangemeldet und mit verſtörtem Geſichte, ein Fremder zu ihm hereintrat; aber als er ſeinen Blick eine Weile auf das bleiche Antlitz geheftet, ſtand er erſchüttert auf und rief, dem Eingetretenen beide Hände entgegenſtreckend: „Gott verzeihe den Menſchen, was ſie an Ihnen gethan haben ... ich hätte Sie faſt nicht wiedererkannt, mein armer Freund.“

„Ja, ſie haben mir Viel gethan,“ erwiderte Guſtav trübe, „und die Beſſern unter ihnen am Ende das größte Leid.“

„Ich vielleicht mit,“ ſagte der Fabrikherr nachdenklich.

„Sie nicht, gewiß nicht,“ verneinte Guſtav, das bereits ergrauende Haupt ſchüttelnd; aber an der Beantwortung einer einzigen Frage hängt noch der letzte Würfelwurf. Kann ich nach Ihren Landesgeſetzen mein Kind zurückverlangen?“ —

Dieſe Frage kam ſo unerwartet und war mit ſo bebender Bangigkeit ausgeſprochen, daß der Fabrikherr ſich abwenden mußte, um ſeine feuchten Augen zu verbergen. Nachdem er eine Weile ſchweigend durch das Fenſter geſchaut, ſagte Guſtav leiſe: „Ich verſtehe ... die Geſetze ſelbſt Ihrer vielgeprieſenen Freiheit haben noch nicht daran gedacht, dem Unglücklichen in ſeinen einfachſt menſchlichen Rechten Schutz zu gewähren.“

„Sie haben das Recht, ungerecht zu ſein,“ erwiderte der Fabrikherr bewegt. „Aber laſſen Sie ruhen, was hinter Ihnen liegt. Beginnen Sie einen neuen Tag; werden Sie, was Ihnen nun offen liegt, der Bürger eines freien Landes und helfen Sie mitarbeiten an der Löſung des großen Räthſels, menſchliches Recht und Menſchengeſetz in Einklang zu bringen.“

„Ich möchte nicht ungerecht ſein," ſagte Guſtav mit wehmüthigem Lächeln, „aber wer einmal, wie ich, an der ſittlichen Weltordnung irre geworden, hat weder Kraft noch Muth mehr, an derſelben weiter zu bauen. Er überläßt künftigen Geſchlechtern den Zweifel, ob ſie irgend einmal für das geheimnißvolle Verhältniß zwiſchen Schuld und Strafe das zutreffende Wort, das richtige Maß auffinden werden. Mir iſt's für einmal genug, wenn mein Schickſal Ihrem „freien" Lande, wie Sie ſagen, zeigt, daß unnatürliche Geſetze, die es gegen Fremde erläßt, ſeine beſten eigenen Kinder blutiger treffen, als den Fremden ſelbſt. Dafür ſpricht laut ein Grab, das ich nie vergeſſen, aber noch nie geſehen habe."

Guſtav nahm unter dem Verſprechen, auf den Abend wiederzukommen, Abſchied. Der Fabrikherr ließ den armen, an Leib und Seele gebrochenen Mann ungern gehen. Er würde ihm ſeine Begleitung angeboten haben, hätte er nicht gedacht, es gelte einen Gang dahin, wo der Menſch am liebſten allein iſt — zu den Todten; leuchtete ja von der Höhe jenſeit des Fluſſes im Abendſchein ſo mild das Kirchlein herüber, um das die Gräber Vreneli's und des Vetters lagen. —

Zu dieſen Gräbern iſt Guſtav auch hingegangen; aber zu dem beſorgten Gaſtfreunde nicht mehr zurückgekehrt. Bei einbrechender Nacht ſahen ihn vom Feld heimkehrende Leute den Berg hinanſteigen. Ob er an den Stätten vergangenen Glückes neue Kräfte zu ſuchen gedachte, ob ihn die Sehnſucht nach ſeinem Kinde den Weg geführt — man weiß es nicht. Der Oberhofer erzählte ſpäter, er ſei von dem Bellen des Hundes geweckt worden; als er hinausgeſchaut, ſei ein Mann von dem Hinterſtübchen weg, in dem des kleinen

Gustavs Bettchen lag, durch die Nacht davongeeilt. Vielleicht, daß der Unglückliche schon vom Beginne des Dunkels an durch die Fenster beobachtet, wohin der Knabe gelegt wurde, daß er dann nach eingetretener Stille, das Ohr an die Scheiben gedrückt, die Athemzüge des Kleinen belauscht hatte. Armes Vaterherz!

Am frühen Morgen fanden ihn die ersten Leute, die über die Staffeleggstraße kamen, auf der Steinbank am Brunnen liegen. Aber er gab auf den gebotenen Morgengruß keine Antwort mehr — er war todt. Neben ihm auf der Bank lag eine Pistole, um deren Griff die herabgesunkene erkaltete Hand fest geschlossen lag; aber die Waffe war noch geladen und die Leiche trug keine äußere Verletzung. Der Todesengel hatte sich des Unglücklichen freundlich erbarmt und sein Herz berührt, bevor er die letzte Schuld des Lebens auf sich geladen.

Er liegt nun — und das war wohl seine letzte Hoffnung — auf dem nämlichen Kirchhofe, wo Vreneli und der Vetter ruhen. Der einfache Stein, der des Flüchtlings verborgenes Asyl bezeichnet, trägt die schmerzlich-ironische Inschrift:

Libertas mortuis.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Zwischen Jura und Alpen.

158.

Zwiſchen

Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder

von

Jacob Frey.

Dritter Band.

Baſel,
Verlag von Chr. Krüſi.
1863.

Die

Waiſe von Holligen.

Erzählung

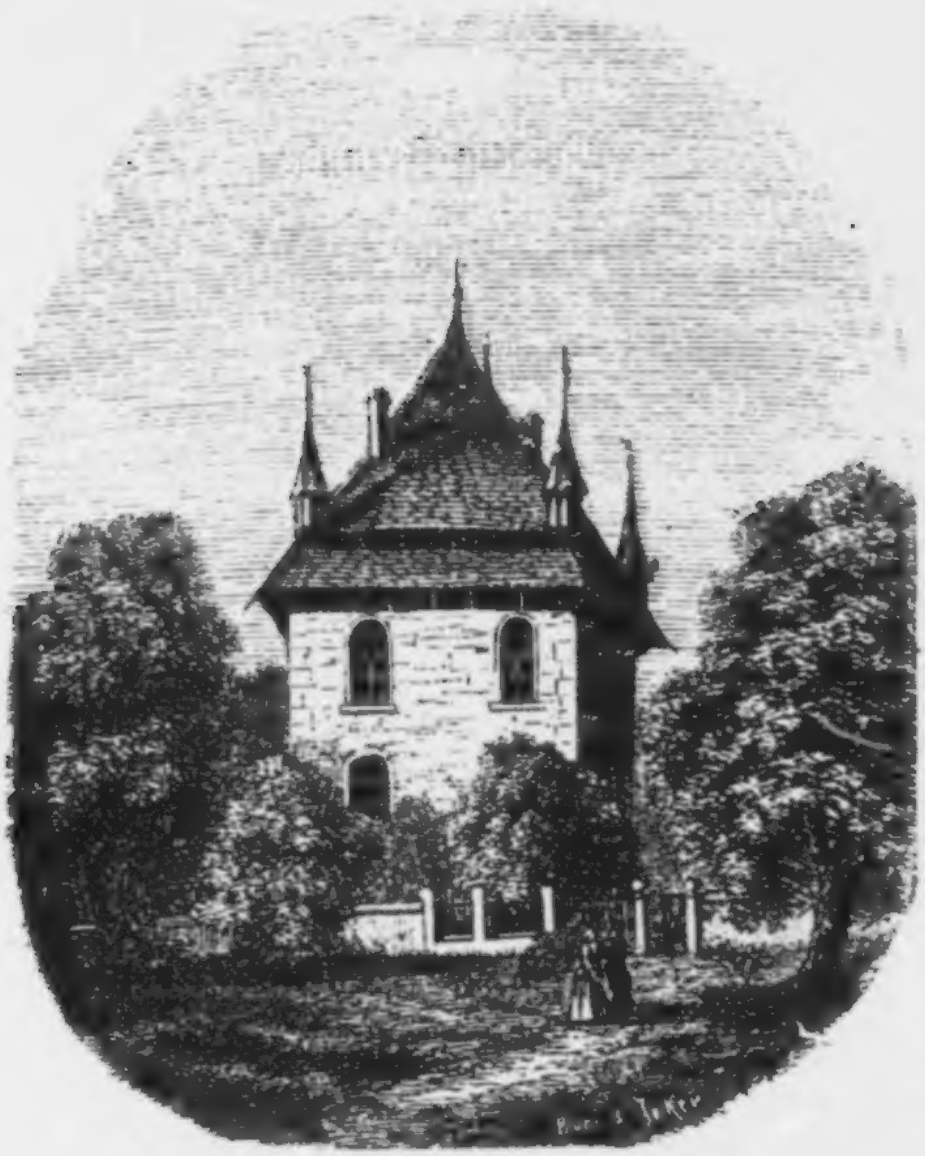
aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenoſſenſchaft

von

Jacob Frey.

Baſel,
Verlag von Chr. Krüſi.
1863.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.



Schloß Holligen.

Meinem Freunde

dem Dichter

Eduard Döſzekel

zugeeignet.

Erſtes Capitel.

Wer jemals die an reizenden Naturbildern ſo geſegneten Umgebungen Berns durchſtreift hat, erinnert ſich jenes Schlöß-leins, das etwa zehn Minuten weſtlich der Stadt, nahe an der Freiburger Straße in einem ſtillen Wieſengrunde liegt. Zu einem bequemen, mit allen Vortheilen der Menſchennähe ver-ſehenen und doch wieder recht einſamen Edelſitze könnte kaum eine günſtigere Lage gefunden werden. Der dunkle Waldhinter-grund, der ſich in einem großen Halbkreiſe aufthut, ſcheint uns ſchon mit anmuthiger Abgeſchiedenheit zu empfangen, während der geſchäftige Lärm der Stadtſtraßen dem Ohre kaum verklun-gen iſt.

Im Sommer wird in einiger Entfernung von dem ganzen Bauwerke nichts bemerkbar, als der Giebel des Thurmes, der aus einem kleinen Walde mächtiger Linden- und Kaſtanienbäume emportaucht. Geht man aber von der Straße ſeitwärts dem Bache entlang, ſo nimmt uns bald eine lange Allee auf, an deren Ende uns ein ſtattliches Portal entgegenſchimmert. Manche Stämme dieſer ſchattigen Einfahrt erzählen durch ihr verwit-tertes Ausſehen, wie ſie vielleicht ſchon ſeit Jahrhunderten hier

Wache gehalten, während andere mit frischer und kräftiger Gestalt bezeugen, daß die verschiedenen Menschengeschlechter, die im Schlosse gehaust, für die Pflege des rauschenden Baumganges die gleiche Sorge getragen haben. In dem Hofthore selbst, aus schwerem Eisenwerke gebildet und oben mit einem massiven Steinportale überwölbt, öffnet sich ein kleines Gitterpförtchen, das in den gepflasterten Hofraum treten läßt. Linksab, entlang der ziemlich hohen Umfangsmauer, dehnt sich ein dichtes Nadel- und Laubgebüsch, in das sich dunkelverschlungene Pfade verlieren; zur Rechten erheben sich einige Wirthschaftsgebäude während mitten aus dem Raume der umfangreiche, viereckige Schloßthurm emporsteigt. Sein Aussehen beweist auf den ersten Blick, daß sich an ihm die Bedürfnisse und Anforderungen verschiedener Zeitalter geltend gemacht haben. Der untere Theil der Mauern, sichtlich aus schweren Fündlingen und mit eng eingekerbten Fenstern gebaut, erinnert an jene dunkeln Tage, wo bei dem Baue einer Wohnung mehr auf Stärke und Sicherheit, als auf Anmuth und Bequemlichkeit Bedacht genommen werden mußte; die breiten, hohen Fensterlichter der obern Stockwerke dagegen beurkunden einen Ursprung, der dem häuslichen Leben freundlichere und mildere Gewohnheiten gestattet hatte. —

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war das Schloß im Besitze einer angesehenen Berner Patrizierfamilie, die übrigens, in diesem Zweige wenigstens, nur noch aus Vater und Tochter bestand. Der Oberst hatte seine besten Lebensjahre in holländischen Diensten zugebracht und dort jenen Ernst, die fast puritanisch strengen Ansichten gewonnen, welche die holländischen Offiziere so scharf von ihren Standesgenossen unterschieden, die aus Frankreich wohl feinere gesellige Formen, aber dabei auch eine bedenkliche Laxheit der Sitten heimgebracht hatten. Er stand bereits stark in den Sechszigen, aber noch aufrecht und stramm wie sein Schloßthurm. Die Tochter dagegen, Fräulein Adelaide,

trug den Schmuck der eigenthümlich auszeichnenden Frauenschönheit, die selbst der Neid dem Bernerlande, oder wenigstens jenen Gegenden, in denen sich einst allemannisches und burgundisches Blut gemischt hat, lassen muß. Man würde die hohe schlanke Gestalt mit den üppig dunklen Haaren und dem blaßangehauchten feingeschnittenen Gesichte für kalt und theilnahmslos gehalten haben, wäre aus den tiefblauen Augen nicht ein Schimmer gebrochen, der sattsam die Wärme und Innerlichkeit der Gefühle verkündigte.

Es war an einem der letzten Dezemberabende des Jahres 1797, als sich in dem Empfangssaale des Schlosses eine Gesellschaft von Männern versammelt hatte. Schon ein erster Blick auf dieselbe genügte zum Beweise, daß sie trotz der gegenseitig ungezwungenen Begegnung aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt war; während die Einen durch Haltung und Bewegung verriethen, daß sie ihre Tage in Reih' und Glied oder vor der Fronte zugebracht, zeigten sich im Benehmen Anderer ebenso deutlich die Angewöhnungen des friedlichen und bequemen Bürgerlebens; ein feinerer Blick hätte sogar am Ausdrucke der Gesichter errathen, daß sich hier abweichende, wo nicht feindselig gegenüber stehende Lebensanschauungen zusammenfanden. Und so war's in Wirklichkeit.

Es war damals eine trübe, ahnungsschwangere Zeit und eine erdrückende Schwüle schien besonders auf der einst so gewaltigen Hauptstadt der Republik Bern zu lasten; nicht bloß weil der bedrohliche Geist der Neuerung in den Unterthanenlanden, in der Waadt und im Aargau, bereits in den Trotz offener Rebellion umgeschlagen hatte, während der eroberungslustige Feind hart an der Grenze lauerte, sondern vor Allem, weil im Herzen des Regimentes selbst Zwietracht und Mißtrauen herrschten. Die entschlossenen Verfechter althergebrachter Ordnung, die sich um den greisen Schultheißen Steiger schaarten,

gaben ſich keine Mühe zu verhehlen, daß ſie in einigen jüngern ihrer Rathskollegen nichts mehr und minder als geheime Verbündete der Revolution ſahen; nicht etwa weil dieſe Jüngern an den Sturz des patriziſchen Regiments dachten, ſondern bloß weil ſie ſchüchtern meinten, es wäre klug, den nicht regimentsfähigen Bürgern von Bern, den Bürgern der Landſtädte und endlich auch den Unterthanen einige Konzeſſionen zu machen.

Der Oberſt ſelbſt war durch Geburt und Erziehung ein entſchiedener Ariſtokrat, der ſich vor dem Wehen der neuen Zeit mit eiſigem Schauern in ſich zuſammenſchloß; aber mit dem Takte eines warmen patriotiſchen Gefühles ſah er, daß dem äußern Feinde gegenüber nur innere Eintracht retten könne und daher ſein Bemühen, Männer verſchiedener Stellungen und Anſichten in ſeinem Hauſe zuſammenzubringen. Freilich brachte dieſes Opfer geringe Früchte. Man ſtritt ſich über die Zuſtände und Tagesereigniſſe am gaſtlichen Kaminfeuer wie im Rathsſaale, oft nur unverholener und anzüglicher, und gewöhnlich ging Jeder in ſeiner perſönlichen Anſicht gefeſtigter nach Hauſe, als er gekommen war.

Auch heute hatte die Unterhaltung, da man eben die Nachricht von der Einnahme des Schloſſes Chillon durch die Viviſe Bürger erhalten, bereits einen ſehr gereizten Ton angenommenr Fräulein Adelaide, die ſtets gegen Alle mit der gleichen Liebenswürdigkeit die Honneurs des Hauſes machte, wußte wohl ſchon aus Erfahrung, daß auf dieſem Wege weder ein geſelliger noch politiſcher Zweck erreicht würde und ſagte daher, ſich an einen bleichen, gewöhnlich ſtillen Gaſt wendend: „Nun, lieber Doktor, da ſich die Herren über den Verluſt des Waſſerſchloſſes im Genferſee nicht einigen können, ſollten Sie uns einmal die längſt verſprochene Entſtehungsgeſchichte unſeres Landſchlößchens zum Beſten geben. Nicht wahr, Sie thun es?“ — Die übrige Geſellſchaft war mit dieſer Wendung einverſtanden und als auch

der Hausherr den Wunsch seiner Tochter unterstützte, erzählte der Aufgeforderte:

„Nach der gewöhnlichen Annahme fällt die Erbauung dieses Schlosses, das in ältern Urkunden bald Hollingen, bald Hollanden genannt wird, wie Viele von Ihnen wissen werden, in das Jahr 1427; eine andere Ueberlieferung versetzt dieselbe in eine etwas spätere Zeit und nennt als Erbauer den Junker Hans von Andern, einen Sohn jenes Schultheißen Wilhelm von Dießbach, der nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Bern mächtig gewesen.

„Dieser Junker hatte am französischen Königshofe ein Fräulein aus vornehmem Geschlechte lieb gewonnen, das er als ehe liches Gemahl in die Heimath zu führen gedachte; da aber damals von den stattlichen Häusern, die heute Bern's Stolz und Zierde bilden, noch nichts zu sehen war, so beschloß er seinem adeligen Lieb eine eigene standesgemäße Wohnung zu bauen, in der es Pracht und Glanz des elterlichen Schlosses eher vergessen möchte. Und hiezu ward dieser stille Wiesengrund, an dem zu jener Frist nur eine Mühle ihr Klappern hören ließ, ausersehen.

„Der Bau wurde mit der Eile gefördert, die von einem jungen Herzen, das sich nach dem Besitze seiner Liebe sehnt, zu erwarten stand. In Jahresfrist waren die Wetterfahnen auf dem Thurme aufgesteckt; den geräumigen Hof umzogen hohe mit Schießscharten und Brustwehren wohlversehene Mauern und am Portale prangte das untadelige Wappen derer von Dießbach. Als aber die fremde Dame das neue Schloß betrat, warf sie den Kopf zurück und meinte höhnisch, das sehe ja gerade aus, wie die Taubenhäuser auf den Dächern ihrer Väterburg an der Loire. Nicht einmal eine Klingelschnur sei in dem Verschlage angebracht.

„Dem Junker Johann, der seine wohlmeinende Liebe so übel verdankt sah, gingen diese kränkenden Worte tief zu Herzen;

die vermißte Klingelſchnur aber, wenn auch im Lande noch gänzlich unbekannt, da die Edelfrauen ihre Dienſtboten etwa durch ein ſilbernes Pfeifchen herbeizurufen pflegten, wurde alsbald nachgeholt, nur faſt in trotzigem Uebermaße. In allen Gängen des Thurmes und in den Kammern der Dienſtboten wurden eherne Glöcklein aufgehängt, die alle zuſammen durch einen Zugdraht verbunden waren, der in einem ſchweren ſilbernen Handringe im Gemache der Edeldame auslief. Dieſe Einrichtung war jedoch keineswegs genügend, den anſpruchsvollen Sinn der Herrin zufrieden zu ſtellen. Ihre müßigen Launen erſannen mit jedem Tage neue Unbill, die ihr alsgemach das Herz des Gatten entfremdeten und namentlich dem Geſinde zur ſchwerſten Lebensplage wurden.

„Einmal in kalter Winternacht ertönten plötzlich alle Glöcklein mit ſo anhaltendem Geſchelle, daß ſelbſt die in den Hofgebäuden ſchlafenden Dienſtleute aufgeſchreckt wurden. Alles lief, ein Unglück befürchtend, in ängſtlicher Eile nach dem Gemache der Edelfrau. Dieſe aber ſaß ruhig in ihrem Lehnſtuhle und ſagte den Hereinſtürzenden ſpöttiſch, ſie ſelbſt habe keine Luſt zum Schlafen und wolle darum auch nicht leiden, daß Andere der Ruhe pflegen.

„Dieſe arge Laune wäre mit andern ähnlichen dahingegangen, wenn ſie nicht eine unvorhergeſehene, traurige Folge gehabt hätte. Zur nämlichen Stunde aber war die junge Frau des Thorwärters eines Mägdleins geneſen; der plötzlich entſtandene Alarm ergriff die ſchwache Wöchnerin dergeſtalt, daß ihr der kalte Schreck nach dem Herzen fuhr und ſie beim erſten Morgenſcheine eine Leiche war. In ſeinem Schmerze verfluchte der Thorwärter das wimmernde Kindlein auf dem Arme, die Edelfrau, daß ſie ſo lange keine Ruh' finden möge und ihre Glöcklein läuten müſſe, als eine Waiſe nach der Mutterbruſt ſchreie. Der Schloßherr ſelbſt ließ ſeine Gemahlin über ihre herzloſe That

mit harten Worten an; dieſe jedoch war nicht gewillt, ſich ſolches gefallen zu laſſen und zog im Zorne von dannen nach ihrer Heimath zurück. Aber wenige Monden vergingen und es kam die Botſchaft, daß ſie eines jähen gewaltſamen Todes geſtorben ſei.

„So war das der Liebe zu Ehren erbaute Schloß früh mit Kummer und Leid erfüllt; aber als ob an der Trauer der Lebenden nicht genug geweſen wäre, ſchien auch noch, den kommenden Geſchlechtern zur Mahnung, die Verwünſchung des Thorwärters in Erfüllung gehen zu ſollen. Kaum einige Wochen nach dem Eintreffen der Botſchaft vom Tode der Edelfrau erklangen nächtlicherweile ſämmtliche Glöcklein des Thurmes gerade wie in jener Mitternacht, da des Thorwärters junges Weib zu unglückſeliger Stunde ein Mägdlein geboren. Das Geſinde fuhr aus dem Schlafe und der treue Kurt, der in ſeines Herrn Nähe ſchlief, ſtürzte ſchreckenbleich in deſſen Schlafgemach; der Junker aber richtete ſich verwundert in ſeinem Bette auf und begehrte zu wiſſen, was die ungebetene Störung bedeuten ſolle. Von dem ſchrillen Glockengeläute hatte er keinen Laut gehört. Durch die übereinſtimmenden Ausſagen der herbeieilenden Dienerſchaft jedoch von dem Vorfalle überzeugt, befahl er, den Thurm mit Windlichtern und Fackeln zu durchſuchen von der Eingangspforte bis unter den Giebel hinauf, während er ſelbſt ſich nach dem Gemache der verſtorbenen Herrin begab. Es war ſeit ihrer Abreiſe nie mehr geöffnet worden; der Schlüſſel drehte ſich nur mühſam in dem bereits roſtenden Schloſſe und drinnen war kein Stuhl, kein Schemelchen, kein Teppich verrückt; die geſchloſſenen Fenſterladen lagen feſt in ihren Angeln und der ſilberne Zugring des Glockendrahtes hing bereits von Spinnengeweben umſponnen, als hätte ſich ſeit Jahren nie eine Hand an denſelben gelegt. Den Junker erfaßte ein kaltes Grauen, als er nach dem Bilde ſeiner Gemahlin emporblickte, das mit einem

ſchwarzen Spitzentuche halbverhüllt in dem ungewiſſen Lichtſcheine wie mit brechenden und doch höhniſchen Augen von der Wand auf ihn herabſchaute. Die Dienſtboten aber waren von ihrem Nachſuchen, das keinen Winkel undurchſtöbert gelaſſen, ebenfalls mit vergeblicher Mühe zurückgekommen. —

„Dem Wunſche des Junkers zu lieb, der Allen ſtets ein freundlicher Herr geweſen, würde der Vorgang wohl geheim gehalten worden, vielleicht allmälig auch in Vergeſſenheit gerathen ſein; doch kaum hatte ſich der Mond wieder erneut, als die Dienſtleute mitternächtlicherweilen abermals durch das gellende Geläute aus dem Schlafe geſchreckt wurden, ohne daß der Schloßherr auch dießmal etwas gehört hatte. Und was nun zum zweitenmale geſchehen, geſchah nicht bloß zum drittenmal, ſondern brachte mit jedem Mondwechſel neuen Schrecken zurück.

„Darüber wurde es immer ſtiller und unheimlicher im Schloſſe; die Leute, die nicht durch beſondere Gründe an den Herrn gebunden waren, verließen einer nach dem andern den Dienſt und dem Junker ſelbſt mußte der Ort, an dem ihm die Hoffnungen auf liebegeſegnetes Lebensglück ſo ſchnell und traurig zerronnen, wenig Freude mehr bieten. Er zog nach dem fernen Ungarlande und hat ſich dort, wie die Ueberlieferung erzählt, im Kampfe gegen die Ungläubigen den Namen eines frommen tapfern Ritters und ein rühmliches Grab erworben.“ —

Der Erzähler hielt inne und griff langſam nach ſeiner Theeaſſe; als er aber bemerkte, wie ſich die Geſellſchaft verlegene Blicke zuwarf, ſagte er lächelnd: „Es thut mir leid, wenn ich in meiner Erzählung nicht die nöthige Höflichkeit gegen dieſes Haus beobachten konnte; bekanntlich hat aber unſer edle Gaſtfreund dasſelbe erſt vor wenigen Jahren erworben und vor Allem mußte ich die Treue der Ueberlieferung bewahren.“

„Sie haben auch noch nicht zu Ende erzählt, rief ein junger

Mann den Tiſch herauf; ich bitte, zum Anfange auch den Schluß zu bringen."

„Was ich noch weiß, iſt nicht mehr viel, ſagte der Doktor und ich kann es in wenigen Worten geben. Nach dem Tode des kinderloſen Junkers fiel das Schloß an ſeine Verwandtſchaft zurück, die jedoch nicht wenig überraſcht ſein mochte, im letzten Willen des Erblaſſers die Beſtimmung zu finden, daß von all' den Glöcklein, die im Thurme hingen, kein einziges entfernt werden dürfe und jeder künftige Beſitzer verhalten ſei, je ein unbrauchbar gewordenes durch ein neues zu erſetzen. Das verhinderte jedoch keineswegs, daß das anmuthige Beſitzthum nicht zu jeder Zeit ſeine Liebhaber gefunden hätte; ſei es, daß ſich der unheimliche Spuck im Laufe der Zeiten verlor, man ſich daran gewöhnte oder vor Allem, weil nur das Geſinde davon beunruhigt wurde und die Herrſchaft nie etwas davon zu hören bekam."

„Ah, da haben wir die ganze Beſcheerung, lachte ein junger Herr von Dießbach; der luſtige Doktor erzählt uns mit dem ernſthafteſten Geſichte des Hiſtorikers ein Geſchichtchen, das, in der Geſindeſtube erfunden, ſonſt auch nur dort erzählt wird. Drum wohl hab' ich in meiner Familie nie etwas von meinem unglücklichen tapfern Vetter, dem Junker Hans von Andern gehört."

„Und doch, bemerkte der Oberſt nachdenklich, fällt mir da etwas ein, über das ich noch nie weiter nachgedenkt habe. Von dem Pachtzinſe der alten Mühle drüben fallen nach altem Herkommen alljährlich dem Schloßverwalter zehn Pfund direkt zu, und zwar unter der Benennung „Glöckleinpfennig." Ich hielt das bisher für irgend ein Beneſice des Verwalters; ob es aber nicht mit der ſonderbaren Teſtamentsbeſtimmung des Junker Hans zuſammenhängt?" —

„Ganz gewiß," erwiderte der Doktor, indem er ſich die Angabe des Oberſten in ſein Taſchenbuch notirte.

„Auch ich bin um etwas klüger geworden, ſagte Fräulein Adelaide; die alte Müllerin, mit der ich mich manchmal recht gerne unterhalte, hat mir ebenfalls ſchon von dem geheimnißvollen Läuten erzählt und nannte es ſonderbar genug, „die Waiſe von Holligen.“ Gewiß bezieht ſich dies auf das Kind des armen Thorwärters, in deſſen Namen die übermüthige Dame verwünſcht wurde.“

„Nun dann, ſagenkundige Prinzeſſin im verzauberten Schloſſe, fiel der junge Mann ein, der vorhin den Doktor zu ſeiner Schlußbemerkung veranlaßt, dann iſt Ihnen wohl auch nicht unbekannt, daß wir noch nicht Alles wiſſen und daß die Geſchichte, wie recht und billig, mit einer Prophezeiung ihres eigenen Endes ſchließt?“

„Nein, davon weiß ich wirklich nichts, edler Günſtling der Muſen, erwiderte Fräulein Adelaide, indem ihre Blicke mit erröthendem Wohlgefallen an dem ſchönen und geiſtreichen Geſichte des Jünglings hingen.“

„So bin ich abermals der Weiſeſte, ſagte er mit komiſchem Pathos, die dunklen Locken, die ſich unter den weißen Puderköpfen der Uebrigen ſeltſam genug ausnahmen, von der Stirn zurückſtreichend; die Erzählung ſchließt, wie ich aus glaubwürdigem Munde erfahren: Das geiſterhafte Läuten könne nicht zur Ruhe kommen, bis es in den Ohren des Schloßherrn ebenſo gellend erklungen, als ſonſt in denjenigen der Dienſtleute. 'Zu der Zeit aber werden große Zeichen geſchehen am Himmel und auf Erden.“

„Ich behalte recht, rief Herr v. Dießbach, das Ammenmährchen ſchämt ſich endlich über ſeine eigene Einfalt und ſucht ſich darum in einen apocalyptiſchen Schluß einzuhüllen. Nicht ſo, Herr König?“ —

„Ich meinentheils verſteh' es nicht ſo,“ erwiderte der Jüngling.

„Nun, wie denn, mit gütigſter Erlaubniß?"

Der Befragte ſchlug die großen dunklen Augen auf und ließ ſie eine Weile über die Familienbilder hingleiten, die mit militäriſchen Ordenszeichen oder goldenen Rathsherrenketten geſchmückt, von den Wänden des Saales herabſchauten; dann ſagte er ernſt: „Ich habe in vielen Sagen, die vom Uebermuthe herzloſer Herren erzählen, einen gemeinſamen Zug unverwüſtlichen Glaubens gefunden, daß es einſt anders und beſſer werde, daß eine gerechte Zukunft die Schranken zwiſchen Herr und Knecht, zwiſchen Menſch und Menſch niederwerfen würde. So auch hier. Die Ohren des Herrn werden für Laute geöffnet, die bisher nur den Knecht geängſtigt. Dann aber iſt auch der Fluch, der bislang auf der Sünde übermüthiger Knechtung gelaſtet, gelöst und die armen Seelen dürfen zu ewigem Frieden eingehen."

Der Jüngling hatte dieſe Worte in ſo feierlichem Tone geſprochen und über ſeinem Geſichte ſelbſt lag dabei ein ſo ſchwärmeriſcher Ernſt ausgegoſſen, daß eine Weile um den ganzen Tiſch herum lautloſe Stille herrſchte, als wäre eine wirkliche Prophetenſtimme an die Herzen erklungen. Fräulein Adelaide aber warf einen bittenden Blick über den Tiſch hinunter und ſchaute dann ängſtlich auf den Vater, deſſen dunkle Stirnader bis unter die weißen Haare hinauf ſichtbar wurde. Der Oberſt rückte endlich mit dem Stuhle und ſagte mit übel verhehltem Unmuthe: „Es will mir ſcheinen, unſerm werthen Hauptmann habe ſeine Künſtlerphantaſie wieder einmal einen Streich geſpielt und ihn aus unſerer unwürdigen Mitte nach Utopien entführt."

„Um Vergebung, fiel raſch ein Herr ein, der bisher ſcheinbar theilnahmslos, nachläſſig gegen das Kamin zugewendet, dageſeſſen, ich glaube eher nach dem Pariſer Jakobinerklub; das Lokal iſt dem Herrn Maler genau bekannt."

Ueber das Geſicht des jungen Mannes flog eine brennende Röthe und ſchon hatte er die Lippen zu einer raſchen Antwort

geöffnet, als ſein Blick auf Adelaiden fiel, die ihn angſtvoll anſchaute, die rechte Hand leiſe, wie zu einer Bitte in die Höhe gehoben. Er fuhr mit der Hand über die Augen und lehnte ſich langſam wieder in den Stuhl zurück. „Herr Oberſt, ſagte er dann ruhig, mir können Sie's gewiß nicht zürnen, wenn ich manchmal einen kleinen Abſtecher in's Feenland mache; wollte ich ohne dieſe Beihülfe nur die nackte Wirklichkeit malen, ſo wären Sie mit meinen Arbeiten am allerwenigſten zufrieden. Was hingegen den Jakobinerklub anbetrifft, Herr v. Amiel, ſo habe ich nie verhehlt, daß mich während meines Pariſer Aufenthaltes die Neugierde mehr als einmal dahingetrieben; gewiß aber bin ich nie als Spion hingegangen."

„Herr Hauptmann!" rief der am Kamin Sitzende, indem er ſein ſcharfmarkirtes bräunliches Geſicht dem Tiſche zukehrte: aber auf eine kaum bemerkliche Handbewegung des Malers ließ er ſich wieder in ſeine nachläßige Stellung zurückfallen und ſagte kalt: „Ich liebe die Offenheit, beſonders wenn ſie zu ſo ſeltſamer Beichte geht; ich bin darum auch überzeugt, Sie wollten mich nicht beleidigen, Herr Hauptmann."

„Keineswegs, Herr v. Amiel."

Dieſe ſeltſame Scene, ſo raſch ſie vorübergegangen, hatte ihres Eindruckes nicht verfehlt und es ſchien Niemand mehr Luſt oder Geſchick zu haben, dem Geſpräche eine behaglichere Wendung zu geben. Man erhob ſich zum Abſchiede und bald erklangen die Glöcklein der Schlittenpferde durch die Allee hinaus nach der Straße hinauf. —

Der Oberſt und ſeine Tochter waren allein im Saale zurückgeblieben. Nach kurzem unmuthigem Auf- und Niedergehen ſagte er ſtehen bleibend: „Du wirſt Sorge tragen, Adelaide, daß der Hauptmann König fortan keine Karte mehr empfängt."

„Wie du wünſcheſt, Vater, erwiderte das Fräulein, ihr Ge-

ſicht von der Helle des Kaminfeuers abwendend; ich werde mir's notiren."

„Hoffentlich wird er dabei ſelbſt einſehen, fuhr der Oberſt fort, daß dein angefangenes Porträt unvollendet bleiben kann."

Adelaide gab keine Antwort. Nach einer Stunde war das letzte Licht im Schloſſe ausgelöſcht; ob ſich damit auch jedes Auge geſchloſſen, hat allein die Nacht geſehen, die windrauſchend durch die blätterloſen Linden zog. —

Zweites Capitel.

Der folgende Tag, es war der letzte des Jahres, lag mit all der friſchen ſonnigen Klarheit über dem Lande, wie ſie nur ein wolkenloſer Winterhimmel zu ſpenden vermag. Durch die in Millionen kleiner Funken aufblitzenden Schneeflächen fuhren zahlloſe Schlitten und Bernerwägelchen dahin, die nach alter Gewohnheit einen großen Theil der Landbevölkerung der Umgegend an dieſem Tage nach der Stadt brachten. Zwiſchen den Fahrenden ſchritten ganze Schaaren rüſtiger Männer, in elben, breitſchultrigen Kutten und dunklen Pelzkappen, die dem gleichen Ziele zuſtrebten. Schon zur Mittagszeit wogte es in den Hauptſtraßen und auf den Plätzen der Stadt, als wollte ſich ein Völkerzug in Bewegung ſetzen, und an den gewohnten Stellen, in der Metzgergaſſe, hinterm Storchen und den Werkhütten an der h. Geiſtkirche entlang reihte ſich Fuhrwerk an Fuhrwerk, wie man ſeit Jahren nicht geſehen.

Am Fenſter ſeines Ateliers, das die Ausſicht auf den Bärenplatz bot, ſtand lange der junge Maler Rudolf König, aufmerk-

ſam die immer gewaltiger anſchwellenden Volkswogen beobachtend; aber unheimlich kam es ihm vor, wie düſter und ſtumm dieſe Wogen durcheinander flutheten. Es erhob ſich wohl ein Getöſe, wie eine dumpfe, ferne Brandung; aber kein Jauchzer, kein Jodler, kein aus breiter Bruſt aufſpringendes Halliho, wie es ſonſt an ſolchen Tagen durch Straßen und Lauben der Stadt erklang. Die Leute drängten ſich in dichte Gruppen zuſammen und ſprachen zu einander mit ernſten Geſichtern, als müßten ſie ſich verbotene Heimlichkeiten oder unerwartete Trauerbotſchaften mittheilen.

„Eine Landſchaft, über die ſchon die Schatten nahender Gewitterwolken dahinfliehen — ein Volk, auf dem die Ahnung eines bevorſtehenden Todeskampfes liegt," ſagte der Jüngling unwillkührlich, indem er ſich mit trübem Geſichte vom Fenſter abwendete.

Er zog langſam eine Staffelei in's Licht und betrachtete ſinnend das aufgeſpannte Bild, das bereits in lebendigen Farben aus der Leinwand hervortrat — ein Frauenkopf, um deſſen helle Stirn ſich weiche Haarwellen ergoſſen, die blauen Augen von langen Wimpern überſchattet als müßten ſie ein Geheimniß verſchleiern, das da aus der tiefſten Seele hervorſchimmern wollte, und ein Mund, deſſen Lippen halb lächelnd, halb ahnungsvoll zu einer Frage leisgeöffnet ſchienen. „Ja, du biſt ſchön, dachte der Maler, und der Schimmer der äußern Schönheit nur Abglanz und Wiederſchein der ſchönen Seele, Duft und Hauch von einem ungeſehenen Lichtquell durchſtrömt, der den erdentſtiegenen Dünſten unerreichbar bleiben wird. Halbunbewußt beugte er ſein Geſicht auf das Gebilde nieder und flüſterte: „Bete für die Sünden deiner Väter, du Reine; bete für dein Volk und mich, ein Kind dieſes Volkes." Nach langem in ſich ſelbſt Verſunkenſein, das wohl ſelbſt das Gebet eines reinen Herzens war, erhob er ſich, um Pinſel und Pallette zur Hand

zu nehmen; aber Gedanken und Gefühle mochten zum ruhigen, ſchönen Bilden zu aufgeregt ſein und nach wenigen Strichen bemerkte der Künſtler erſchrocken, daß er um die Augen des Bildes dunkle Trauerlinie hingezeichnet. Er ſtellte die Staffelei ſorgfältig verhüllt wieder zurück und griff nach Mantel und Mütze, um ſich zum Ausgehen anzuſchicken.

Er war damit noch nicht zu Ende, als an die Thüre geklopft wurde und mit raſchen Schritten der junge Junker von Dießbach hereintrat. Des Malers ſcharfes Auge hatte auf dem ſonſt ſtets lachenden Geſichte ſogleich einen Zug des Mißvergnügens bemerkt und er rief daher dem noch an der Thüre Stehenden entgegen: „Ihr bringt ſchlechte Botſchaft Junker, obgleich ich Recht behalte.“

„Fatal genug, daß Ihr immer Recht haben ſollt, erwiderte der Andere, das Gehänge ſeines Stoßdegens etwas lüftend; aber ſo ganz hoffe ich diesmal noch nicht aus dem Felde geſchlagen zu ſein.“

„Hören wir, rief der Jüngling: Herr v. Amiel wird alſo die angebotene Satisfaktion annehmen?“

„Ja und nein, erwiderte der Junker zögernd; abgelehnt hat er ſie nicht; aber verſchieben muß er ſie auf einige Tage — dringender Geſchäfte wegen.“

„Und die wären wohl, ohne Unbeſcheidenheit gefragt?“

„Er erwartet wichtige Botſchaften vom Grafen von Artois, die ſogleich beſorgt und beantwortet werden müſſen.“

Dieſe Worte riefen auf dem Geſichte des Malers ein verächtliches Zucken hervor, das er mit einer entſprechenden Handbewegung begleitete und dann hochaufgerichtet, aber ruhig dem Junker näher trat. „Ihr könnt mir ganz unbeſorgt auch noch die weitern Abhaltungsgründe des Herrn v. Amiel mittheilen, ſagte er, einer iſt für mich ſo viel werth als der andere, da ich meine eigenen Gedanken nicht an wohlfeile Ausflüchte verkaufe.“

„Parbleu, was iſt's für ein bedenkliches Ding um die Herz und Nieren prüfenden Propheten und Menſchenergründer, rief Herr von Dießbach, indem er ſeine Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte; was ſollte ich denn noch weiter mittzutheilen haben?"

„Ich dächte, erwiderte Herr Rudolf, das altadeliche Vollblut hat noch erklärt, es könne ſich von einem Menſchen, in deſſen Adern nicht einmal rein bernburgerliches Blut fließe, nicht beſchimpfen laſſen und habe deßhalb auch keine Satisfaktion nöthig."

Der Junker blickte beſorgt nach dem Maler, der purpurn erröthete, dann aber ſich abwendete und ruhig die Stube auf- und niederſchritt. „Hört, Herr v. Dießbach, ſagte er nach einer Weile, ich bin nie ein Raufbold geweſen und denke über manche Ehrenhändel in der That ſehr bürgerlich; aber offen geſtanden, dießmal trüge ich gerne einen alten Namen, der mir Gelegenheit verſchaffte, dieſen Schurken aus der Welt zu ſpediren. Einen beſſern Dienſt wüßte ich dem Vaterlande nicht zu leiſten."

Das Geſicht des Junkers nahm einen ernſtern Ausdruck an, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war. Herr Hauptmann, ſagte er, Ihr bezeichnet den Herrn v. Amiel da wieder mit einer Benennung, die ich in Geſellſchaft nicht ruhig hinnehmen könnte, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil der Mann oft genug in meines Vaters Hauſe ein wohlgelittener Gaſt iſt. Ihr mißdeutet es mir daher nicht, wenn ich um nähere Auskunft bitte."

„Ihr habt ein Recht dazu, erwiderte der Maler nach einigem Beſinnen, und Euch kann ich anvertrauen, was ich anderswo, wenigſtens einſtweilen, ebenfalls noch zurückbehalten muß. So hört denn. Herr v. Amiel hat Frankreich nicht verlaſſen wie tauſend Andere, wegen ſeiner ehrlichen, offen bekannten royaliſtiſchen Geſinnung; im Gegentheil gerirte er ſich als eifriger Republikaner, theilte aber die unter dieſer Maske gemachten Entdeckungen und Plane ſeiner angeblichen Partei den Gegnern

mit, und eben dieſes unehrlichen Spieles wegen mußte er die Flucht ergreifen. Das wußte ich ſchon vor drei bis vier Jahren, ohne daran zu denken, mit dem Manne hier in Bern wieder zuſammentreffen zu müſſen. Was ſagt Ihr dazu?“ —

„Ich? antwortete der Junker zögernd — jedenfalls betrachte ich die Sache von einer andern Seite als Ihr. Ueber die Ehrlichkeit einer ſolchen Handlungsweiſe ſtreite ich nicht; aber einem ſchurkiſchen, alles Recht mit Füßen tretenden Pöbel gegenüber iſt manche Waffe erlaubt, die man ſonſt nicht zu führen pflegt, und gewiß iſt's, daß Herr v. Amiel unſrer Partei ſchon wichtige Dienſte geleiſtet hat und noch leiſten wird.“

„Mag ſein, erwiderte der Maler ernſt, obwohl ich in gegenwärtiger Lage nur das Vaterland und keine Parteien kenne; aber was meint Ihr dazu?“ — Mit dieſen Worten überreichte er dem Junker ein ſorgfältig zuſammengefaltetes Blatt, das er aus der Bruſttaſche ſeines Rockes gezogen; doch kaum hatte Herr v. Dießbach einen Blick auf die Unterſchrift desſelben geworfen, als er mit einem lauten Ausruf der Ueberraſchung und des Schreckens gegen die Wand zurückfuhr. „Cäſar Laharpe — Laharpe! rief er; — ſo iſt's alſo wahr, Herr Hauptmann, daß Ihr mit dieſem elenden, ſchurkiſchen Vaterlandsverräther in Verbindung ſteht?“

„Wie Ihr ſeht, Junker, erwiderte Rudolf ruhig, iſt der Brief an mich gerichtet — von meinem vieljährigen Freunde Laharpe; aber ſo leſ't doch, was er ſchreibt!“

Der Junker überflog die Zeilen und begann dann haſtig die Stube auf und ab zu gehen. Endlich blieb er vor dem Maler ſtehen, mit einem Ausdrucke aufrichtiger Bekümmerniß ſeine Rechte erfaſſend. „Hört, Rudolf, dem Worte eines Verräthers werde ich ohne weitere Beweiſe nie Glauben beimeſſen; es iſt ja gerade ſein Gewerbe, Argwohn und Zwietracht in unſere Reihen zu ſäen; und ja — Ihr würdet mit dieſer Anklag

gegen Herrn v. Amiel hier nirgends Glauben finden und Euch nur ſelbſt in's Verderben ſtürzen. Auch mir, ich geſtehe es, wird's ſchwer, mich in Euch ſo getäuſcht zu haben."

„Mögt Ihr Euch nicht in Andern ſchwerer täuſchen, erwiderte der Maler lächelnd, indem er das Papier wieder auf ſeiner Bruſt verwahrte; die Zeit hat glücklicherweiſe für Alles ein ſcharf entdeckendes Auge."

„Nein Rudolf, fuhr der Andere fort, ſprecht nicht ſo — jetzt nicht, und laßt mich eine Pflicht der Vergeltung üben, indem ich Euch eine ehrlich gemeinte Warnung zurufe. Erinnert Ihr Euch noch an den 10. Auguſt des Jahres 1792? Ich lag verblutend auf dem Pflaſter vor dem Tuillerienhof und der wüthende Pöbel ſchickte ſich an, mich in Stücke zu zerreißen — ich werde das ſchreckliche Geheul noch in der Sterbensſtunde in meinen Ohren wiederklingen hören. Da, als ich den letzten Streich erwartete, habt Ihr Euch mit übermenſchlicher Kraft auf mich geworfen und Euer Leben für das meinige in die Schanze geſchlagen."

„Laſſen wir das, machte der Maler mit einer abwehrenden Bewegung; ich habe nur gethan, was Ihr mir ebenfalls gethan haben würdet."

„Nein, das hätt' ich nicht, erwiderte der Junker bewegt, ich war Soldat und würde Euch wenige Minuten vorher noch ganz ohne Bedenken niedergehauen haben; aber drum vergeß' ich's doch nicht. Als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich in Eurer Stube auf dem Bette. Wißt Ihr, was Ihr mir damals ſagtet?"

„Nein, Junker, das weiß ich nicht mehr; aber was wollt Ihr nur damit?" —

„Ihr ſagtet, als ich die Augen wieder aufſchlug: So Landsmann, jetzt löſen wir uns ab — dann ſankt Ihr bewußtlos am Bette zuſammen. Iſt's ſo?" —

„Nun ja, zum Guckuck, rief der Jüngling, aber drum nicht minder eine alte abgethane Geſchichte!“

„Glücklicherweiſe, mein Verehrteſter, iſt ſie das, redete der Junker weiter, habe auch durchaus kein Verlangen, daß ſie ſo bald wiederkehre; ich bekam an dem Einen Male ziemlich genug. Aber gleichwohl hört mich zu Ende, Rudolf; Ihr habt mehr und gefährlichere Feinde, als Eure ehrliche Sorgloſigkeit Euch ahnen läßt, und geſtern Abend — glaubt Ihr nicht, daß Ihr Euch in Holligen neue gemacht habt?“ —

Dieſer Name ging wie ein erwärmender und aufleuchtender Sonnenblick über den Maler, und der Junker, dem dieſer Eindruck nicht entgangen, mußte ſich raſch abwenden, um eine ſtark anſetzende Lachluſt zu verbergen; doch damit war auch die ganze leichtſinnige Sorgloſigkeit ſeines gewöhnlichen Weſens zurückgekehrt und ohne Antwort auf ſeine Frage abzuwarten, rief er mit komiſchem Pathos: „Aber jetzt, Verehrteſter, hab' ich zu Euerm Leibes- und Seelenwohl in wenigen Minuten mehr Ernſt verbraucht, als mir ſonſt in ſo vielen Jahren paſſirt; dafür gebt mir den Arm zu einem kleinen Recognoscirungsgange. Der Sylveſter hat uns einen ſo hübſchen Flor friſcher Landroſen in die Stadt beſcheert, daß es eine Todſünde wäre, ſich nicht ein Sträuschen auszuſuchen.“

Obwohl von der Stimmung und den Abſichten ſeines Gefährten wenig angelockt, mochte Rudolf ſeine Einladung doch nicht ablehnen; aber vor die Thüre getreten hatten die beiden jungen Männer Mühe, ſich in der ſtaunenden Menge vorwärts zu bewegen. „Ach du lieber Himmel, klagte der Junker, den rechten Arm in den linken ſeines feſt auftretenden Begleiters ſchiebend, wie wird das werden, iſt dieſes Volk erſt einmal ſouverän geworden, wie ihr Herren Staatsweiſen ſagt; wahrhaftig, müſſen unſere edelgebornen Rippen jetzt ſchon ſolche Püffe aushalten, ſo wär's beſſer, wir würden einbalſamirt, bevor der große Tag des Heils anbricht. Ah — ſchon wieder ein Gug-

gisberger — aber ſeht dort das kleine Poſaunenengelchen mi dem gelben Haare und dem braunen Spitzenhäubchen drauf? Das muß ich mir doch einmal näher beſehen, Kamerad.“ Er zog haſtig von der Laube auf die Straße hinaus; aber Rudolf war innerlich hoch erfreut, als ihnen gerade einige junge Burſche entgegentraten, die ehrerbietig und zutraulich zugleich „ein glückſeliges Neujahr, Herr Hauptmann“ boten. „A revoir, flüſterte der Junker ſeinem ſtehenbleibenden Gefährten zu, macht's mit den Vierſchrötern da aus, ich kann nicht warten“, und mehr getragen als gehend, ſteuerte er dem Käfigthurm zu, neben dem das braune Spitzenhäubchen durch das Gedränge hinabſchwamm.

Der Hauptmann reichte den jungen Männern der Reihe nach die Hand, jeden Einzelnen mit Namen begrüßend. „Ei, wie freut mich das, ſagte er dabei, faſt meine halbe Kompagnie beiſammen zu finden; voran, wie gewöhnlich, der Schloßmüller von Holligen, unſerer wackerer Wachtmeiſter.“

„Wir haben uns aber auch ſchon lange zuſammengethan, Einer nach dem Andern, entgegnete der junge Mann, und überall ausgeguckt, ob wir Euch nirgends ſehen, Herr Hauptmann.“

„Um ſo beſſer, ſagte dieſer freundlich; jetzt ſuchen wir nun gleich einen ruhigen Winkel, wo wir zuſammen einen Schoppen trinken können. Wo wollt ihr am liebſten hin?“ —

Die Männern nickten ſich mit verſtohlenem Zwinkern zu und man ſah den Geſichtern deutlich an, wie wohl ihnen dieſer Vorſchlag that; aber mit beſonnener Beſcheidenheit antwortete der Schloßmüller: „Nein, Herr Hauptmann, ſo haben wir's nicht gemeint. Ihr ſeid da mit dem Junker von Dießbach gekommen und wir warten gerne bis zum Abend, wenn Ihr uns dann auf ein Viertelſtündchen die Ehre gönnen könnt.“

„Nur zu, rief Herr Rudolf; den Junker ſeh' ich ein ander Mal wieder. Wohinaus, Zugführer der erſten Piece?“ — „Zum goldenen Rind,“ ſagte ein großgewachſener Burſche, an den die

letzten Worten gerichtet waren, indem er die rechte Hand wie zum militäriſchen Gruße an die Mütze legte; dort ſind auch noch ein paar Kameraden, Herr Hauptmann."

„Vorwärts."

Im Augenblick war der Hauptmann von den kräftigen breitſchultrigen Männern umſchloſſen, als müßten ſie ihren Führer vor einem feindlichen Anpralle mit den Leibern decken, und vorwärts ging es im Schritte, wie auf Trommelſchlag, die Spitalgaſſe hinauf. Das Gedränge wich vor der feſtgeſchloſſenen Schaar auseinander und verwundert ſchaute Alt und Jung dem Zuge nach, der ſchweigend aber ſtattlich und ſtolz dahinſchritt, vom ſichern Bewußtſein gehoben, daß die Zuſchauer von der Artilleriekompagnie König nur Rühmliches zu ſagen wüßten. Am Chriſtophel wurde links abgeſchwenkt, der alten Stadtmauer entlang, die nach dem Marterthurme hinzog. Nah an demſelben öffnete ſich in der Mauer ſelbſt eine niedrige Thüre, durch welche die Männer in eine große mit langen Tiſchen durchzogene Weinſtube traten und den Blicken des nachſchauenden Volkes verſchwanden. —

Unter ernſten und lebhaften Geſprächen von den Dingen, die im Augenblicke alle Gemüther erfüllten, vergingen die Stunden faſt unvermerkt und die Nacht war längſt eingebrochen, als der Hauptmann von ſeinen ſchlichten Kameraden wieder Abſchied nahm. Draußen war's für einen ſolchen Feſtabend faſt unheimlich ſtill geworden und es wollte Rudolf wieder ein Gefühl wehmüthiger Beſorgniß überkommen, als er daran dachte, wie in früheren Jahren die Stadt zu dieſer Stunde von frohem Maskenlärm und Trommelſchlag ertönt hatte. Und doch, ſuchte er ſich, langſam durch die Lauben niedergehend, ſelbſt zu beſchwichtigen, und doch iſt noch nichts verloren; denn welch' ein Herz ſchlägt in der Bruſt dieſes Volkes! Welch ſeine Zukunft würde über dem Lande aufgehen, wenn dieſer Glaube, dieſer Muth, dieſe Kraft und Treue gewürdigt, ſich auf freien Schwingen ent-

ſalten könnten! — Seine Kompagnieangehörigen waren zum Theil ſtundenweit hergekommen, um ſein Wort zu vernehmen und die Zweifel beſchwichtigen zu laſſen, die ſich in ihre Gemüther geſchlichen hatten. Mit hingebender Unbefangenheit erzählten ſie, welche Hoffnungen durch das Land laut würden, wie die Franzoſen nur kämen, um die gnädigen Herren von Bern des Regiments zu entſetzen; um Jedem, gleichviel ob Bauer oder Städter, ſein gleiches, dem freien Bürger zukommendes Recht zu verſchaffen und daß man daher Gut und Blut für beſſere Dinge ſparen könne, als ſie gegen einen ſolchen Gegner einzuſetzen. Aber wie ſchnell waren dieſe Zweifel zerronnen, als ihnen der Hauptmann ſagte, die erſte Pflicht des Schweizermannes ſei, den Boden des Vaterlandes vor jedem fremden Feinde zu bewahren, wie die Alten gethan; wie hatten die Geſichter geleuchtet und die ſtrammen Geſtalten ſich aufgerichtet, als er rief, im Kampfe für die Heimat, für Haus und Herd müſſe ſich die erſte Batterie auch die Ehre des erſten und letzten Schuſſes wahren, ſo lange ſich noch eine Hand an den glänzenden lauttönenden Pfeifen zu rühren vermöge! — Aber freilich in beifälligem Schweigen hatten die Männer auch gelauſcht, als er ſagte, ja dann, wenn die erſte Pflicht gethan, dann ſei's an der Zeit, ruhig bei den Kanonen und Gewehr bei Fuß ſtehen zu bleiben und zu den gnädigen Herren zu ſprechen: wir haben nicht für euer Regiment, wir haben für das ganze Land gefochten, drum verlangen wir auch den Sold, der dem Lande und uns gebührt — für Alle gleiches Recht mit gleichen Pflichten — dann erſt iſt der Krieg zu Ende!

In dieſem Sinnen und Erinnern verloren war Herr Rudolf unvermerkt bis an das Münſter gelangt, als ſich droben die Glocke ſchwang, um die neunte Stunde herabzurufen. Von den entfernteren Straßen tönte noch verſchallendes Geräuſch herüber, aber rings um den gewaltigen Bau lag lautloſe Stille,

als müßt' er zu dieſer Friſt ungeſtört über die Hunderte von Jahreswechſeln träumen, die ſchon an ihm vorübergegangen. Von dem Schauer angeweht, mit dem Alles über der flüchtigen Zeit Beſtehende das Menſchengemüth in ſolchen Stunden erfaßt, lehnte ſich Rudolf an einen Laubenpfeiler und ſchaute nach den Giebeln und Thürmchen des Domes, die in geſpenſtiſchen Geſtalten nach dem kaltſchimmernden Sternenhimmel emporragten. Da und dort fiel ein hellerer Lichtſtreifen über die Dachung des Schiffes herab und dann war's, als ob die Thürmchen ſich hin und her bewegten und ſich flüſternd einander zuneigten — die Schatten der Menſchen, die den Bau als Denkmal ihrer Kraft für die Enkel erhoben hatten; aber der ſchwebende, verwehende Lichtſtreifen glitt tiefer herab und auch an den ſchwarzen Strebepfeilern fing es an, ſich zu bewegen, zuerſt undeutlich und ſchattenhaft, dann ſtetiger und deutlicher, bis es ſich langſam über die Straße heranbewegte und an einem nahen Laubenpfeiler verſchwunden war. Rudolf legte die Hand über die Augen, die ermüdet ſich ſelbſt dieſe Traumſpiele vorgegaukelt haben mochten; aber kaum zwei Schritte von ihm begann ein Flüſtern und eine vor Kälte zitternde Mädchenſtimme ſagte: „Ihr habt mich lange warten laſſen, Junker, und doch, ach Gott, ich konnt' es nicht länger mehr ertragen."

„Ich hatt' es auch nicht vergeſſen, ich wurde nur aufgehalten, gab faſt ebenſo leiſe eine Männerſtimme zurück; wie geht es dir, Kind, und womit kann ich helfen?" —

„Ach helfen, Albert — ich weiß es ſelbſt nicht; ich wollte nur dich ſehen und deine Stimme hören — vielleicht wird's dann wieder beſſer werden. Ich war heute den ganzen Tag ſo allein in meinem Stübchen und wie ich da ſo viele Leute auf der Straße gehen ſah, die ich kannte, aber nicht rufen und grüßen durfte, war's mir, als wär ich verloren und ausgeſtoßen von allen Menſchen und müßte einſam bleiben mein Lebenlang. Und wenn

es dann wieder ſo unruhig wurde in mir, und ſich's regte, meint' ich, das Herz müßt mir brechen."

„Du biſt ein Närrchen, lautete die Antwort; es wird ja bald vorüber ſein. Du wirſt doch beim rothen Jakob geweſen ſein?"

„Nein," flüſterte es faſt unhörbar.

„Nun das iſt aber auch gar nicht recht. Ich hab' ihm das Geld ſchon längſt gegeben, er nennt ſich und das Kind wird dir ſogleich von der Landſaßenkorporation abgenommen. Alles iſt im Reinen, aber hingegen mußt du zu ihm."

Auf dieſe Worte erhob ſich ein leiſes Weinen, das lange mit mühſam unterdrücktem Schluchzen kämpfte, ohne auf die beruhigenden Verſicherungen zu hören, die ihm zugeflüſtert wurden; dann endlich ſprach es lauter und angſtvoll: „Redet mir nicht mehr von dem Judenbuben, dem verruchten Menſchenhändler; wenn noch ein Funke von Liebe in Euch lebt, Junker, ſo habt Mitleiden mit mir. Ich ſchwör' es Euch, eher ſtürz' ich mich mit dem Ungebornen in die Aare, eher erſtick' ich das Geborne unter meinem Kopfkiſſen, als daß ich es in die Hände dieſes Scheuſals lege."

„Aber ſo höre doch nur auch; er ſelbſt hat ja mit dem Kinde weiter gar nichts zu ſchaffen. Er bekennt ſich mit vor dem Chorgericht einfach als Vater desſelben und verlangt ſeine Aufnahme in die Landſaßenkorporation. Dann biſt du aller Sorgen ledig, das Kleine wird dir abgenommen und du brauchſt ihm nicht einmal deinen Namen zu geben."

„Nicht einmal meinen Namen?"

„Nein — das Geſetz verlangt es nicht und tauſend Andere in deinem Falle thun's auch nicht — —"

Der Maler, der, obwohl ein unfreiwilliger Zuhörer dieſer Unterredung, dieſelbe nicht zu ſtören gewagt hatte, konnte die Antwort nicht mehr vernehmen. Um die Ecke von der Junkern-

gaſſe her bog die Laterne eines Nachtwächters und die beiden Geſtalten huſchten eilig, aber leiſe nach dem Seitengäßchen.

Auch Rudolf verließ nun ſeinen dunklen Standort, aber trüber und beklommener, als er ihn eingenommen. Die ſtolzen Bilder, die er ſich auf dem Herwege von des Vaterlandes Lage und Rettung gemacht, waren zerronnen und in ſeinem Innern haſtete es nach friſcher Luft, als könnte dieſe den dumpfen Druck von ſeiner Seele nehmen. Eilig, wie von eigener, ſchlimmer That gejagt, lief er die Straßen aufwärts, über die noch da und dort der Lärm einer Weinſtube erklang, bis das obere Thor durchſchritten war.

Da draußen war es ſtille und die Gedanken konnten in dem Dämmerſcheine, den der Sternenhimmel auf die weiße Erde niedergoß, ungeſtört ihre leiſen Pfade ſuchen; aber ſtatt der Ruhe, die ſonſt die ſtillen Himmelsaugen dem Menſchen zuleuchten, waren es Unwille und Zorn, die dießmal den einſamen Nachtwandler bewegten und in ſeinem Herzen wollte es ſich wie bittere Verwünſchung und Fluch erheben. Hatte er doch die Männerſtimme drunten am Münſter nur zu wohl erkannt und ſpürte jetzt, daß ein Erröthen über ſeine Stirne lief, als er ſich deren Worte nochmals wiederholen mußte. „Aber wer trägt die größere Schuld, ſagte er laut vor ſich hin; er, der mit einem guten, milden Herzen geboren wurde, oder das fluchwürdige Geſetz, das dieſes Herz in Stein verwandelt und ihm die heiligſten Menſchengefühle um ſchnöde Silberlinge abſchachert? O, der nahende Tag des Gerichtes wird ein blutiges Sündenregiſter dieſer Väter des Vaterlandes entrollen!“

Durch den heftigen Ton der letzten Worte ſelbſt wurde der Sprechende erinnert, daß er mit ſich und der ſtummen Nacht allein ſei; aber als er mit der eigenthümlichen Empfindung von Verlegenheit, die den beſonnenen Menſchen manchmal über dem ertappten Lautdenken beſchleicht, um ſich ſchaute, erblickte er eine

große Geſtalt, die auf der andern Seite der Straße hinter den Alleebäumen dahinſchritt, und ein fröſtelndes Grauen ging durch die Seele des jungen Mannes, da er unwillkührlich in ſich ſelbſt hineinflüſtern mußte; „Das iſt der rothe Jakob — der Judenbub.“ Die angſtvolle Klage des verlorenen Mädchens, die er vor wenigen Minuten gehört, lag noch zu ſchmerzlich in ſeinem Ohre, als daß dieſer leisgeſprochene Name nicht eine lange Reihe unheimlicher Erinnerungen geweckt hätte. Ob geheimnißvoll vergoſſenes Blut an dieſen Händen haftete? Die Todten ſind ſtumm, wenn nicht der Mund des ſtrafenden Geſetzes für ſie ſpricht; aber gewiß war's, daß ſchon manches brechende Mutterherz ſeine letzte Kraft zuſammengerafft, um noch einen Fluch auf ieſen Mann zu ſchleudern, der ſich, aller Scham und Ehre baar, ſelbſt als Helfer und Hehler jeden ſchlimmen Thuns bekannte.

Der Maler blieb eine Weile ſtehen, bis die im gefrornen Schnee kniſternden Schritte vorübergegangen und die Geſtalt in der Dunkelheit verſchwunden war. Die Gedanken und Vorſtellungen, die ſie hervorgerufen, durften ihren Schatten nicht über das Bild werfen, an deſſen reinem Glanze er ſeine Seele erquicken, an deſſen Milde er ſein verbittertes Gemüth wieder zu verſöhnen gedachte.

Jetzt war das Geräuſch verhallt und wenige Schritte führten zu der kleinen Anhöhe hinan, hinter der Schloß Holligen wie der ſichere Freihafen ſeiner ſturmverſchlagenen Gedanken verborgen lag. Die Lichter in demſelben waren wohl längſt ausgelöſcht und der Jüngling lehnte ſich an die Straßenhecke, um träumend nach dem Heiligthum ſeiner Träume hinabzuſchauen; aber kaum hatte er den Mantel feſter angezogen, als er von hinten mit eiſerner Kraft umklammert und ſein Ruf in einer ſtarren, ſchwarzen Umhüllung, die Mund und Augen verſchloß, erſtickt wurde. —

Drittes Capitel.

Als die mitternächtigen Glocken dem alten Jahre in's Ende geläutet, begann das neue alsbald ſeine Herrſchaft im Reiche der Lüfte vorzubereiten und merkbar zu machen. Der klare Sternenhimmel erloſch in leichten, aber raſch aufziehenden Wolkenſchleiern, die ſich gegen das Hochgebirge hin zu einem röthlichen Dunſtkreiſe zuſammenzogen. Wer in ſo ſpäter Stunde noch ausſchaute, mochte bedenklich zu ſich ſagen: das neue Jahr will ſeinen Einzug unter Stürmen halten — der Föhn iſt Meiſter geworden.

Und wirklich erwachte der Neujahrsmorgen unter einem Sturme, wie er ſchon manchen Winter nicht ſo unheimlich von den Bergen zu Thal gefahren war. Die kahlen Linden um Schloß Holligen ſchwirrten und krachten unter den ſchweren Windſtößen und dazwiſchen prallte ſo heftiges Regen- und Schneegeſtöber gegen Fenſter und Mauern heran, daß Fräulein Adelaide endlich nach langem Säumen und Zögern den Befehl ertheilen mußte, ſie werde bei dieſem Unwetter nicht zur Kirche fahren. Er war ihr ſchwer geworden, dieſer Entſchluß, und eine unheimliche Beklemmung wollte ſie den ganzen Morgen nicht zur Ruhe kommen laſſen. Sie ergriff ein reich in Sammt und Silber gefaßtes Buch, um ihr Gemüth einſam zu Dem zu erheben, der Sonnenſchein und Sturm beherrſcht; aber ſie hätte dießmal ſo gerne in Gemeinſchaft Anderer, im Vereine mit der ganzen Gemeinde, von dem für Alle lebendig geſprochenen Gotteswort geweckt, ihre Andacht begangen, daß ihre Blicke unſtät über die aufgeſchlagenen Blätter eilten und ihre Gedanken keine Stütze fanden, ſich daran über Zeit und Raum wegzuheben. Lebhaft dachte ſie ſich hin in die dämmernden Hallen des Mün-

ſters, in die wohl jetzt mächtige Orgeltöne herabquollen. An den halbverſchloſſenen Frauenſtühlen vorbei ſchritten geſenkten Blickes hohe Männergeſtalten, im Vorübergehen ein Kopfnicken oder leichtes Verbeugen zum Gruße entbietend, um dann wie traumhaft ſich in dem dunklern Chore zu verlieren. Die Reihe hatte ſich ſchon lange hingezogen und bald mußte ſie mit den letzten Glockenſchlägen ihr Ende finden. Da endlich trat noch eine jugendliche Männergeſtalt durch die Eingangsthüre, die zwar weder ein adeliches Barettchen vom Haupte nahm, noch über die Bruſt eine goldene Rathsherrenkette trug; aber dafür drang ſein erſter Blick wie ein raſcher warmer Sonnenſtrahl heran und ernſt, doch frei und leicht wie keiner vor ihm, kam er an den Frauenſtühlen heraufgeſchritten. Wie geſchmeidig fiel der kurze Sammtmantel von den Schultern herab, welch ſinnender und doch faſt mildlächelnder Ernſt lag über dem Geſichte ausgebreitet! — Darüber kam wohl mancher Schleier in Bewegung, als würde er von einem Luftzuge angeweht, und mehr als ein Jungfrauenantlitz beugte ſich unmerklich vorwärts, um mit leiſem Geräuſche die unbequem gewordene Haltung zu verändern. Ohne darauf zu achten, ging er geſenkten Blickes langſam dahin, bis faſt die Mitte der Reihe erreicht war; da plötzlich hob ſich das braune Auge zur Rechten, ein kaum ſichtbares Neigen des Hauptes und über zwei Geſichter glitt ein helles Aufſchimmern und in zwei Herzen klangen die verhallenden Orgeltöne nach, wie ein von überirdiſchen Stimmen getragenes Halleluja.

Adelaide legte halb lächelnd, halb unmuthig die Hand an's Herz, das fühlbar ſchneller zu ſchlagen begonnen. Ja wohl, jetzt mochte er die Kirche hinangeſchritten ſein von manchem wohlgefälligen Blicke verfolgt und dachte nun unruhig, warum ſie ihr Verſprechen nicht gehalten und nicht gekommen ſei; aber mußte ſich denn ſein Bild in all' ihr Sinnen, in all' ihr Denken und Empfinden drängen, ſogar wenn es ſich einſam zu Gott

erheben wollte? Mußte es ſie überall begleiten, im Schlafen und Wachen? Auch im Schlafe, ſagte das Fräulein nachdenklich vor ſich hin und jetzt ſtand plötzlich wieder der Traum vor ihr, der ſie die ganze Nacht mit ſo unheimlichen Bildern geängſtigt hatte. Sie hatte ihn hoch zu Pferde über das Feld dahin jagen geſehen, auf dem krachend und dampfend die wilde Schlacht toste; ſeine Hand hielt eine wehende rothe Fahne, der ein wogender Haufe mitten in das dichteſte Gewühle nachſtürzte. Halb von Angſt, halb von Begeiſterung getrieben, wollte ſie ebenfalls nacheilen, aber das Bild hatte ſich unvermerklich verändert und ſie ſaß Rudolf gegenüber, der, an der Staffelei ſtehend, ihr ſtill in's Geſicht ſchaute und dann wieder ſorgſam zu malen fortfuhr. Er war von einem wunderbaren Glanze umfloſſen und um ſeine dunklen Haare ſchmiegte ſich ein hellgrünes Lorbeerreis; doch plötzlich verdunkelte ſich das Licht und hinter ihm erhob ſich unhörbar, geſpenſterhaft eine ſchwarze Geſtalt, die mit heimtückiſchem Streiche nach ſeinem Haupte zielte; Adelaide wollte aufſpringen und in ihrer Herzensangſt Hülfe rufen, aber ihre Glieder waren ſtarr und die Stimme erſtarb auf den Lippen. Rudolf ſank erbleichend und mit geſchloſſenen Augen an der Staffelei hinunter, während ihr aus der ſchwarzen Geſtalt höhniſch und drohend das Geſicht des Herrn von Amiel entgegenblitzte; aber auch ſie ſank, zuerſt langſam, dann ſchneller und ſchneller, bis ſie ſich von einem brauſenden Strome fortgetragen fühlte. Ihre Sinne ſchwanden und ſie meinte ſterben zu müſſen, als eine warme Hand ihre Rechte anfaßte und eine liebe Stimme ſagte: erwache Adelaide, ich bin bei Dir. Als ſie die Augen aufſchlug, dämmerte der trübe Morgen durch die Gardinen und um das Schloß brauste wie ein wogender Strom der Schneeſturm. —

Adelaide ſchloß das Buch, aus dem ihr weder Beruhigung noch Erbauung quillen wollte und begann langſam die Neujahrsgeſchenke zu muſtern, welche ihr die väterliche Liebe in unge-

wöhnlich reichem und koſtbarem Maße beſcheert hatte; aber auch dieſe Beſchäftigung vermochte keine lange Zerſtreuung zu gewähren und das Fräulein fing an nachdenklich auf- und niederzugehen, bis es endlich die von innerer Unruhe heißer werdende Stirne gegen die kalten Fenſterſcheiben lehnte.

Draußen hauste das Unwetter fort und ſchien ringsum alles Menſchenleben unter das ſchützende Dach zu bannen; um ſo größer war Adelaidens Verwunderung, als ſie von der Freiburgerſtraße durch das Geſtöber einen Reiter in den Schloßweg einlenken ſah, der ſo langſam und gleichmüthig herankam, als ob ein milder Frühlingstag über dem Lande läge und der ruhige Schritt des Pferdes mit dem behag lichen Einathmen der würzigen Lüfte im Einklange ſtehen müſſe. „Ach, der Oberſt Stettler" lächelte das Fräulein vor ſich hin, als der Reiter mit gemeſſener Paradewendung in die Allee einbog — der alte Wettermann, der kaum begreift, wie andere Menſchen zwiſchen Regen und Sonnenſchein einen Unterſchied machen können." Sie war innerlich erfreut über dieſen unerwarteten Beſuch, der wenigſtens einen Wechſel in die unheimlich ſtillen Stunden zu bringen verſprach und konnte ſich das Vergnügen nicht verſagen, dem Reiter noch länger zuzuſehen und ſich daran zu ergötzen, daß er Alles genau Zug um Zug vollbrachte, wie ſie ſich's nach ſeiner Gewohnheit vorgeſtellt hatte. Trotz der ungeſtümen Witterung trug er weder Mantel noch Ueberrock und die lange Geſtalt mit dem magern markigen Geſichte ſchien durch das graue eng anliegende Kleid noch viel größer, als ſie in Wirklichkeit ſein mochte. In den Schloßhof eingeritten, befeſtigte er zuerſt den großen Rohrſtock, der ihm zu Pferde ſtets in einer Lederſchlaufe vom rechten Arme hing, gemächlich am Sattelknopfe und ſchickte ſich an ſo taktmäßig abzuſteigen, als müßte er nach jeder Bewegung auf das Commando zur nächſten warten, oder ſich dieſes Commando in aller Form ſelbſt ertheilen.

Ohne auf den aus dem Schloſſe herbeigeeilten Reitknecht zu achten, der in dem eben mit neuer Gewalt niederſtürzenden Geſtöber den Kopf zwiſchen beide Schultern einduckte, lüftete er eigenhändig den Sattelgurt, zog die Bügel zu beiden Seiten etwas in die Höhe und löste die Kettchen an dem ſilbernen Stangengebiſſe; dann gab er dem ſtark gebauten Pferde einen leichten Schlag auf den Bug und ſchaute ihm vergnügt nach, wie es von dem Knechte gefolgt, den Weg nach dem Stalle ſuchte. Erſt jetzt erhob der Oberſt das Geſicht nach den Fenſtern und grüßte, als er das Fräulein gewahrte, mit einer militäriſchen Handbewegung ſich ſtramm aufrichtend, als ob er vor einen königlichen Feldherrn träte.

Trotz ſeiner oft genug an's Komiſche ſtreifenden Gewohnheiten war der Ankömmling im Schloß Holligen ſtets ein gerngeſehener hochgehaltener Gaſt, wobei nachſichtig auch die Eigenheit mit in Kauf genommen wurde, daß er nie erſchien, wenn er die Anweſenheit anderer Gäſte vermuthen konnte; wußte man daneben doch, daß er ſchon in manchem Kugelregen eben ſo ruhig und gemeſſen vom Pferde geſtiegen, wie draußen im Schloßhofe und war man ſicher, daß ſein äußeres Auftreten ſtets nur den getreuen Spiegel einer Soldatenſeele bildete, der über ihrem Muthe und ihrer Geradheit manche ſchiefe Meinung und Sonderbarkeit zu gut gehalten werden konnte.

Obwohl in ihrer Anſchauungsweiſe ſonſt von jeher einig, hatten ſich die beiden alten Herren in der letzten Zeit doch öfters lebhaft getritten über die Lage des Vaterlandes und die Mittel, die aus der gemeinſamen Gefahr Rettung bringen möchten. So geſchah es auch heute wieder. Nachdem der Oberſt in ſeiner derben Soldatenmanier ſchon während des Mittageſſens das ganze confuſe Regiment in's Pfefferland gewünſcht und von dem Oberkommandanten in der Waadt geſagt hatte, es ſei an ihm ein halbbatziger Schulmeiſter verloren gegangen, der ſich mit

löſchpapiernen Proklamationen ſtatt mit blankem Eiſen gegen den Feind rüſte, ſchloß er brummend: „Aber ſo ſeid ihr alle, alle ohne Ausnahme, lauter federfuchſige Planmacher; ihr ſalzt uns den Krieg auf den Hals und vergeßt darüber des geringfügigen Umſtandes, daß ihr keine Soldaten habt.“

„Immer Eure alte Marotte, Oberſt, ſagt der Herr von Holligen; alſo eine Hülfsarmee Kaiſerlicher oder Reichstruppen, deren Zeche wir bezahlen ſollen!“

„Kaiſerliche oder Ruſſen, Mongolen oder meinetwegen Chineſen, wenn es nur Soldaten ſind, die eine Schule durchgemacht haben; das iſt das A B C vom Kriege, ſag' ich. Oder wißt Ihr Beſſeres?“

„Ehrenhafteres gewiß und hoffentlich auch Beſſeres. erwiderte der Herr von Holligen ernſt; einmal haben wir eine ſchöne Anzahl von Soldaten, denen Ihr ſelbſt die Schule nicht abſprechen werdet, und dann haben wir in zweiter Linie ein — Volk! ... Ja ein Volk, fuhr der Sprecher eifriger fort, als er das höhniſche Lächeln bemerkte, das dieſes Wort auf dem Geſichte des Oberſten hervorgerufen, und zudem ein Volk, das in Waffen kein Neuling iſt und bei richtiger Behandlung bald zur furchtbarſten Armee werden wird. Laſſen wir, wenn es ſein muß, das flache Gelände dem Feinde, bergen wir Hab' und Gut, Weib und Kind im Gebirge und kämpfen dort von den Wällen herab, die uns Gott ſelbſt aufgethürmt!“

„Und dann?“

„Und dann, wenn der Feind in den von Allem entblößten menſchenleeren Thälern am Unentbehrlichſten Mangel leidet, wenn ſich unſere Kraft am Kampfe geſtählt und die Flamme der Begeiſterung in allen Herzen angefacht iſt — dann brechen wir wie eine Lawine zu Thal, um die eingedrungenen Banden von unſerm Boden wegzutilgen.“

Der Oberſt ließ zwiſchen ſeinen ſchmalen Lippen ein langge-

zogenes Rauchwölklein hervorgleiten, dem er ſinnend nachſchaute, bis es in der Luft verſchwommen war. „Ja, ja, ſagte er nachdenklich, man merkt, daß Ihr von den jungen Jakobinern in Euerer Geſellſchaft bereits etwas gelernt habt. Von allen Unmöglichkeiten Euerer Volksarmee nicht zu ſprechen — würde ſie im Falle eines Sieges uns ſelbſt nicht ſammt und ſonders auffreſſen?... Gilt Frankreichs Beiſpiel nichts für uns?“

„Bleibt mir damit vom Leibe, entgegnete der Herr von Holligen, unſer Landvolk, treu wie Gold, weiß nichts von politiſchen Faſeleien und wird ſelbſt die wenigen Schreier und Ellſteckenreiter in den waadtländer und aargauer Städtchen zu Paaren treiben.“

„Hab' auf dem Herwege ſelbſt ein Pröbchen erfahren brummte der Oberſt; droben auf der Straße bei den Linden begegnete mir in einem Schlitten vom Umfange eines kaiſerlichen Proviantwagens ein Bümplizer, der Schurke nennt ſich Aidemajor Wacker, wenn ich mich recht entſinne; wer aber keine Miene machte mir auszuweichen, war der goldtreue Bauer und wir würden vermuthlich jetzt noch einander gegenüber halten, wenn ich ihm nicht mit dem Stocke gehörig abgewinkt hätte. Meiner Treu, ein ehrliches, anſpruchloſes Volk!“

Noch bevor der Herr von Holligen eine Antwort geben konnte, trat Adelaide, die vor einigen Augenblicken hinausberufen worden, wieder herein, gefolgt von dem jungen Schloßmüller. Dieſer blieb beſcheiden an der Thüre ſtehen, während das Fräulein bewegt ſagte: „Der Mann da möchte gerne ein Geſchäft abthun, zu dem der Verwalter der Ordnung wegen nicht Hand bieten will. Ihr werdet's nicht ſo genau nehmen, Vater, drum hab' ich ihn heraufgebracht.“

„Was ſoll das ſein? fragte der Oberſt, über die unerwartete Störung halb verwundert, halb ärgerlich; was ſoll ich für den Verwalter heute Geſchäfte beſorgen?“

„Bringt es nur selbst vor, Nachbar, wendete sich Adelaide freundlich an den Müller; Ihr könnt's besser als ich."

„Ich wollte gerne den Pachtzins entrichten, sagte der Müller, einen Schritt vortretend; aber ..."

„Was aber ... fiel der Herr von Holligen ungeduldig ein; der ist ja erst auf Lichtmeß fällig; warum kommst du denn jetzt schon und gerade heute, wenn du Stündigung nachsuchen willst?"

„Es ist nicht das, gnädiger Herr, erwiderte der junge Mann, ich habe das Geld bei mir und möcht' es eben gerne gleich abgeben."

„So lange vor dem Ziele? fragte der alte Herr verwundert; nun wahrhaftig, da seh' ich nicht ein, warum die Sache solche Eile haben sollte."

„Ich kann's Euch schon sagen, Herr Oberst, antwortete der Müller; der Postläufer brachte mir diesen Mittag den Befehl, mich in Marschbereitschaft zu setzen, unsere Kompagnie könne jeden Augenblick das Aufgebot erhalten. Und da möcht' ich gerne mein Hauswesen vorher in Ordnung stellen für alle Fälle, die einem im Felde begegnen könnten."

Der Schloßherr schaute erstaunt auf seinen Lehenmann, der in unbefangener Bescheidenheit dastand, und wendete sich dann mit einem triumphirenden Lächeln seinem Gaste zu. Dieser hatte seine kurze Meerschaumpfeife auf den Tisch gelegt, stets ein sicheres Zeichen, daß etwas Unerwartetes den gewöhnlichen Gedankengang durchkreuzte. „I nun, ja, ja, geb's zu, daß so was in keinem Dienstreglemente vorgeschrieben ist," brummte er.

„Könnte mich auch nicht erinnern, lächelte der Herr von Holligen, und würde übrigens auch nicht von großem Nutzen sein; aber Ihr, Nachbar, fuhr er mit einer Art respektvoller Freundlichkeit gegen den Müller fort, wie steht's denn so eigentlich, zieht Ihr gerne gegen die Franzosen?" —

„Darum handelt es sich wohl nicht, erwiderte der junge

ann; im Kriege bin ich eben noch nie gewesen und muß erst fahren, wie's da zugeht; aber wohin uns unser Hauptmann hrt, da gehen ich und meine Kameraden mit und ging's, mit espekt, gegen den Teufel."

„Brav gesprochen, sagte der Schloßherr warm, während der berst mit einem dreimaligen, wie im Tempo abgegebenen Kopfcken seine Zufriedenheit bezeugte; wo seid Ihr denn eingeeilt?" —

„Erste Zwölfpfünder-Batterie — Hauptmann König."

„Ah, Hauptmaan König — Maler König, machte der Herr n Holligen, mit der Hand über das Gesicht fahrend; aber ttet Ihr, wenn's einmal Ernst gilt, nicht besseres Zutrauen zu nem andern Chef, zu einem eigentlichen Soldaten — ich meine einem Hauptmann, der sein Handwerk von Jugend auf in mden Diensten gründlich erlernt hat?" —

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, erwiderte der Müller ruhig, glaube, es gibt Keinen, der's besser versteht, und wenn uns ser Hauptmann fehlen würde, liefe wohl gleich die ganze Kompagnie auseinander."

Fräulein Adelaide kehrte ihr Gesicht lächelnd und erröthend m Fenster zu, als wäre ihr selbst ein aufrichtig gemeintes, er der Bescheidenheit zu nahe tretendes Lob unter die ugen gesagt worden; der alte Oberst dagegen ließ wieder ein nggezogenes Rauchwölklein zwischen den Lippen hervorgleiten d blickte mit dem einen Auge zwinkernd über den Tisch nach nem Freunde, was wohl heißen konnte: Wer hat nun Recht? ie stehts mit deiner Volksarmee?

Der Schloßherr verstand diese Frage und hätte ihr gerne rch seinen Lehemann selbst eine Antwort zu Theil werden ssen. „Nun, so gefährlich wär's wohl nicht, Freund, fuhr er rt; wenn z. B. Euer Hauptmann gleich im Anfange eines

Gefechtes erſchoſſen würde, käm's Euch doch nicht in den Sinn, davonzulaufen!"

„Ja, das wär' was anderes, entgegnete der Müller ſich höher aufrichtend, dann freilich würde ſich Keiner von uns beſinnen, ſich ebenfalls todtſchlagen zu laſſen. Aber ein Unglück wär's, fügte er leiſer hinzu und wir bekämen doch keinen ſolchen mehr."

„Weßhalb meint Ihr denn das?" fragte der alte Herr halb verdrießlich.

„Ich weiß es ſelbſt nicht recht; aber ſeht, gnädiger Herr, das Herz lacht uns allen im Leibe, wenn wir ihn nur von Weitem ſehen."

„Nun, gut denn, ſagte der Schloßherr nach einigem Beſinnen, ſo haltet Euch nur wacker, wenn's einmal ſein müßte. Den Zins aber kann ich Euch jetzt nicht abnehmen; kommt auf den Abend wieder, bis dahin will ich dem Verwalter die nöthige Weiſung geben." —

Als der Müller in's Freie gekommen, hatte ſich das Wetter etwas freundlicher angelaſſen und er beſchloß, noch in die Stadt zu gehen. „Vielleicht iſt's doch das letzte Neujahr, das ich feiern kann, ſagte er vor ſich hin," und begann raſcher nach der Straße hinaufzuſchreiten. Durch das Stadtthor gelangt, lenkte er ſeine Schritte zunächſt nach dem „goldenen Rind", in der Hoffnung dort am eheſten Bekannte zu treffen; und richtig, gerade der Thüre gegenüber in der obern Ecke ſaß für ſich allein ein Kompagniegenoſſe, der geſtern mit dem Hauptmann und den Andern hier getrunken hatte. Er ſtützte, um das Treiben der übrigen Gäſte unbekümmert, den Kopf in die Hand und blickte überraſcht, wie aus dem Schlafe geweckt, auf, als ihn der Müller, zum Tiſche tretend, anrief: „He, Belper-Fritz, biſt du ſeit geſtern Abend nicht vom Platze gegangen?"

„Doch, erwiderte der junge Mann, mit trüben Augen auf-

blickend und ſie ſogleich wieder ſenkend, ich bin eben hereingekommen, ſieh, ich hab' noch nicht einmal eingeſchenkt ... thu' Beſcheid, Chriſten."

„Biſt heut bei dem Unwetter von Belp in die Stadt gekommen?"

„Nein, ich bin ſeit geſtern hier geblieben."

„Ah, ah, machte der Müller, das angebotene Glas niederſetzend; aber ich glaube faſt, du haſt mit deinem Schatz Händel bekommen, ſo jammervoll ſiehſt du drein."

„Ich habe keinen Schatz, Chriſten."

„Nun, zum Gukuk, du wirſt doch auch nicht Angſt vor dem Aufgebote haben; ich kenne dich gar nicht mehr."

„Ich bekomme nicht ſo bald Angſt, erwiderte der Belper-Fritz traurig; aber hilf mir den Wein austrinken ... ich mag keinen Tropfen; vielleicht ſag' ich dir nachher etwas."

Der Müller ſetzte ſich verwundert und theilnehmend neben ſeinen Gefährten, der wieder in tiefes Nachdenken verſank, aus dem er ihn nicht ſogleich ſtören mochte und deßhalb auf ein Geſpräch hörte, das mit ernſten Mienen am nächſten Tiſche geführt wurde. „Und es iſt doch ſo, Herr Waker, ſagte ein alter Mann; die Alten habens erfahren und geglaubt, daß die Geiſterkutſche Krieg und Peſtilenz zu bedeuten hat. Ich machte mir früher ſelbſt nicht viel daraus; aber die vergangene Nacht hab' ich ſie geſehen, mit leiblichen Augen geſehen. Sie fuhr hart unter meinem Fenſter vorbei und doch war nicht ein Athem von Geräuſch zu hören. Es war als ob die ſchwarzen Roſſe nur auf Luft träten und ſich die Räder in weicher Seide bewegten."

„Wo fuhr ſie denn hin? fragte der Andere, dem Schloßmüller, den er erſt jetzt bemerkte, freundlich zunickend, habt Ihr das nicht geſehen?"

„Nein das kann ich nicht ſagen, antwortete der Alte, ſie war mir plötzlich aus dem Blicke verſchwunden, wie eine in den

Wind geworfene Prise Tabak; aber ein Bekannter sah sie hier an der Mauer hinunterfahren und durch das Aarbergerthor soll sie hereingekommen sein, ohne daß die Wache etwas bemerkt hatte."

„Nun da wird sie schließlich wohl an der Münzterasse gehalten haben, sagte der Andere, indem über sein starkknochiges Gesicht ein Ausdruck von Hohn und Zorn hinlief, um dort den alten Schultheiß Nägeli, den Gott schon mehr als zweihundert Jahre selig haben möge, aufzuladen. Der macht sich dann das Vergnügen, durch die Lüfte über das Aarziele hinweg nach Wabern hinauszukutschiren. So endigt ja das Mährchen von Eurer Geisterkutsche. Was sagt Ihr dazu, Schloßmüller?" —

„Da wüßt ich nicht viel drein zu reden, Herr Waker, antwortete der Gefragte; ich habe von der Erscheinung wohl schon oft gehört, aber noch nie etwas gesehen davon?" —

„Leider geht's mir auch so, sagte Waker, und doch möcht' ich gerne bisweilen in die Geisterkutsche hineingucken; ich würde dabei mehr geheimen Hallunkenstreichen unserer gnädigen Herren auf die Spur kommen, als an einem verrufenen Galgenhubel, sonst müßten die Rosse daran nicht im Stalle des Judenbuben gefüttert werden."

„Was sagt der? raunte der Belper-Fritz, aus seinem Sinnen auffahrend, seinem Kameraden zu; was ist das für ein Hallunkenstreich unserer Herren?"

„Ach nichts, antwortete der Müller, halb erschreckt über das unheimlich wilde Wesen, mit dem ihn sein Gefährte anstarrte, sie sprechen da bloß von einem Gespenst, von der Geisterkutsche; aber komm, wir wollen lieber anderswohin gehen; ich glaub' der Dampf und Dunst da drinnen thut dir nicht gut." —

Vor die Thüre getreten, faßte der Belper-Fritz seinen Freund an der Hand und zog ihn schweigend nach dem Wege, der am Werkhofe vorbei zur kleinen Schanze hinüberführte. Droben-

hinter den ersten Bäumen der Allee angelangt, blieb er stehen und fragte, nachdem er unruhig umhergeschaut, als fürchte er ein lauschendes Menschenohr, leise: „Nicht wahr, du kennst meine jüngere Schwester, Christen?“

„Das Mädeli, das am Ostermontag mit uns in Nönitz war und an der Junkerngasse einen Kammerdienst hatte?“ —

„Eben das?“

„Freilich kenn' ich's, ein solches Gesichtchen vergißt sich nicht so leicht.“

„Hast du's schon lange nicht gesehen?“

„Nein ... ich kann mich nicht besinnen, sagte der Müller langsam; seit Herbst glaub' ich nie; aber was ist's mit ihr? Du erschreckst mich ganz.“

„Was es mit ihr ist, weiß ich selbst nicht, antwortete der Belper-Fritz wehmüthig. Schon vor einem Monat hat sie, ohne daß wir daheim etwas davon erfuhren, den Dienst verlassen, und wie ich sie gestern besuchen will, weiß Niemand etwas von ihr. Man habe geglaubt, sie sei zu uns heimgekommen, wurde mir gesagt.“

„Sonderbar, machte der Müller nachdenklich, wo möchte sie denn hingekommen sein!“

„Ich will dir sagen, was ich fürchte, flüsterte der Belper-Fritz, aus dessen dunklen Augen ein unheimliches Feuer loderte; nach Allem, was ich aus Mienen und Andeutungen entnehmen konnte, ist meine arme Schwester von einem Junker verführt worden und wird nun irgendwo geheimgehalten, wenn nicht Schlimmeres ... wenn ihr nicht Schlimmeres begegnet ist. Das unglückliche, arme Kind!“ —

Der Müller blickte mit tiefer Theilnahme und Bekümmerniß auf seinen Kameraden, der nach diesen Worten sich an einen Baumstamm zurücklehnte, als müsse er für seine zusammenbrechende Kraft eine Stütze suchen. „Höre Fritz, sagte Christen nach einer Weile,

ich habe keine Schweſter, doch kann ich mir denken, was in dir vorgeht. Aber weißt du, wer in dieſem Wirruiß am beſten rathen und vielleicht auch helfen könnte!“ —

„Nein, Chriſten, ſag' mir's, ich habe keine Gedanken.“

„Unſer Hauptmann, denk' ich; gewiß wenigſtens wird er Alles thun, zu erfahren, wo deine Schweſter hingekommen iſt.“

„Ich habe heute auch ſchon daran gedacht, ſagte Fritz leiſe; aber ich ſcheute mich und durft' es ja ſogar dir faſt nicht anvertrauen. O meine armen, braven Eltern, was werden die ſagen!“ —

Chriſten nahm ſeinen Gefährten ſchweigend am Arm und ging mit ihm den einſamen und menſchenleeren Weg an der untern Stadtmauer entlang, nach dem Bärenplatze hinüber. Vor der Wohnung des Hauptmanns angelangt, blieb der Belper-Fritz ſtehen und ſagte hochaufathmend: „Ich darf nicht, ich wag's nicht. Erſpare mir die erſte Schande und geh allein hinauf. Bekommſt du freundlichen Bericht, ſo warte ich ja da.“

„Unglück iſt noch keine Schande, erwiderte der Müller, indeſſen ich will gehen und dich dann heraufholen.“

Er ging; aber nach kurzer Friſt kam er mit todtbleichem Geſicht zurück, wie ein Trunkener auf den wartenden Kameraden zuſchwankend. „Es iſt nicht gut gegangen, ſprach dieſer trübe; o ich geſchlagener Mann.“

„Still, ſtill, ſagte Chriſten, indem er wie ein aus ſchweren Träumen Erwachender mit der Hand über die Augen fuhr; geh' heim Kamerad ... ich geh' auch. Komm', komm'; o Jammer und Unglück über Unglück!“ —

„Aber was hat er denn geſagt, fragte angſtvoll der Belper-Fritz, den Vorbeidrängenden feſthaltend, weiß er etwas von der Schweſter ... iſt ſie todt? ... hat ſie ſich ſelbſt ein Leids angethan? ... Mein Gott, ſo gib mir doch Antwort!“

„Geh' ſelbſt und frag', jammerte Chriſten, ohne ſich aufhal-

ten zu laſſen, ich weiß nicht mehr, wie es gegangen iſt ... mir wirbelt Alles durcheinander; aber todt iſt er ... todt iſt er.“

„Er iſt todt ... von wem redeſt du denn?“

„Der Hauptmann ... wer ſonſt, haſtete Chriſten, die zurückhaltende Hand ſeines Begleiters abſtreifend, der Hauptmann iſt todt; aber geh' doch ſelbſt hinauf und laß mich, ich bitte dich; ich muß hinaus in's Freie, vor die Stadt ... es will mich faſt erdrücken da drinnen. Komm morgen zu mir, Belper-Fritz.“

Dieſer war überraſcht und erſchreckt ſtehen geblieben, während der Müller dem Stadtthor zueilte, als ob er dem dumpfen Schmerze der Trauerbotſchaft entfliehen könnte. Die Leute, die ihm begegneten, kamen ihm wie vorüberhuſchende Schatten vor und nur da oder dort ſagte er zu Einem, ohne ihn anzuſehen, im Vorbeieilen: „Wißt Ihr's ſchon? Der Hauptmann König iſt ermordet worden.“ Erſt als er an ſein Haus herankam und ihm die bekannten Gegenſtände in ihrer Friedſamkeit und gewohnten Ruhe entgegentraten, blieb er ſtehen, beide Hände auf die Stirne legend. Er mußte ſich lange beſinnen, um die Einzelheiten der letzten Stunde, die wie wirre Traumgeſtalten durcheinanderſchwammen, wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, als ihn plötzlich ein Gedanke durchfuhr, der ihm wie eine Art von Troſt erſchien. „Hat die Herrſchaft im Schloſſe heute ſchon von dem Unglücke gewußt? dachte er. Gewiß ... drum wurde ich über die Erſetzung des Hauptmanns ſo ausgefragt; da kann ich vielleicht mehr erfahren, als von ſeiner armen, jammernden Mutter; vielleicht ... geb' es Gott ... iſt das Schlimmſte nicht einmal zur Wahrheit geworden. Die Zinsgeſchichte gibt mir einen erwünſchten Anlaß hinüberzugehen.“

Er ſchritt durch die bereits einbrechende Dämmerung dem Schloſſe zu und wurde auf ſein Begehr ſofort in das Zimmer geführt, in dem nur noch Vater und Tochter am Kamine beiſammen ſaßen. „Ah, rief der Erſtere dem Eintretenden entgegen,

da kommt mein pünktlicher Zinsmann. Nun, hier habt Ihr die Quittung.“ — Der Müller griff mechaniſch in die Taſche und brachte eine ſchwere Geldrolle hervor; aber der Oberſt machte eine raſche abwehrende Handbewegung und ſagte freundlich: „Laßt das, laßt das, Nachbar; heute nehm' ich kein Geld. Seid ihr um Lichtmeß noch daheim, könnt Ihr's dann bringen; müßt Ihr vorher in's Feld, ſo nehmt's mit und braucht es, wo's nöthig iſt. Euerm ärmern Kameraden werdet Ihr ſchon etwas davon zu gut kommen laſſen.“

Der Müller war zu ſehr von andern Gedanken erfüllt, als daß er für dieſe unerwartete Begegnung viele Worte gefunden, vielleicht auch hatte er die freundliche Abſicht des Schloßherrn nicht einmal ganz verſtanden, und ſagte daher, ohne das Geld aus der Hand zu legen: „Ach ja, heute hab' ich noch nicht gewußt, daß das Unglück ſchon da ſei.“

„Ein Unglück ... iſt Euch denn ein Unglück begegnet?“ fragte der Oberſt nähertretend.

„Ja wohl iſt's für mich ſo gut als für meine Kameraden ein Unglück ... ich bin noch immer der gleichen Meinung.“

„Ich verſteh' Euch nicht ... ſprecht doch deutlicher.“

„Ich meine eben den Tod unſeres Hauptmanns, gnädiger Herr; ich habe vorhin noch nichts davon gewußt, als ich hier war.“

„Wie ... was ſagt Ihr? rief Adelaide, erbleichend ſich von Ihrem Stuhle erhebend, der Tod Eueres Hauptmannes ... des Hauptmannes König?“ —

„Leider Gottes ja, erwiderte der Müller leiſe; ſo weiß die gnädige Herrſchaft noch nichts davon?“

„Kein Wort ... kein Wort, entgegnete der Oberſt raſch; was iſt's denn, was hat's gegeben?“ —

„Unſer Hauptmann iſt todt ... verunglückt oder vielleicht ermordet und in's Waſſer geworfen worden. Man hat ſeiner

Mutter erſt vor einer halben Stunde ſeinen Mantel gebracht, der hinterm Blutthurm an einer in die Aare hinaushängenden Staude gefunden wurde. Er iſt ganz zerriſſen und der Kragen mit Blut beſpritzt ... ich hab' es ſelbſt geſehen."

„O heilige Allmacht ... o mein Herz, brachte das Fräulein leiſe hervor, indem es, beide Hände gegen die Bruſt drückend, einen Schritt vorwärts machte, dann aber zur Seite ſchwankte und lautlos neben ihrem Vater zuſammenſank.

Viertes Capitel.

Die erſte Hälfte des Januars verging unter der dumpfen Beängſtigung, wie ſie der Erwartung ſchwerer Ereigniſſe voranzugehen pflegt und von einer trüben, den Himmel mit Regen- oder Schneewolken verhüllenden Witterung noch geſteigert wird. Das beunruhigte Menſchengemüth mag ſich nicht denken, daß die Natur an ſeinen Kümmerniſſen keinen Theil nehmen und ihren Gang gleichmüthig in gewohnten Geleiſen fortwandeln ſollte; es erblickt daher im Rauſchen des nächtlichen Windes, im hellern oder dunklern Scheine des aufſteigenden Mondes, im Ruf und Geſchrei der Thiere, in der todten Stille und lauten Empörung der Elemente Abbilder und Verkündiger ſeiner eigenen Hoffnungen oder Befürchtungen und vermehrt auf dieſe Weiſe noch die unheimliche Qual der Ungewißheit kommender Begegniſſe. So geſchah es auch in dieſen Tagen, wo nach eingebrochener Abenddämmerung vom Hochgebirge her ein Meteor mit funkelndem Lichte über das Land herabzog und dann, nachdem es Tauſende durch ſeine ausſtrahlenden Feuergarben erſchreckt, mit erſchüttern-

dem Knalle in die Lüfte entſchwand. Das ſei die geheimnißvolle Weltkanone, deuteten die Propheten, die in ſolchen Zeitläuften auf Weg und Steg entſtehen, welche den letzten Völkerkrieg verkünde, aus dem nach unerhörten Blutbädern der Antichriſt als Sieger hervorgehen werde. Bald da, bald dort wollten in den Lüften fechtende Heere geſehen worden ſein und als gar noch nächtlicher Weile der ganze nördliche Horizont ſich mit dunkler Gluth füllte, die wie vom Winde angefacht hin und wider zog, ſich ſenkte und höher hob, ging für Viele ein unumſtößlicher Glaube auf, daß ſie den flammenden Vorboten des jüngſten Tages geſehen hätten. In dunkeln Bibelſtellen und halbverſchollenen alten Sagen wurde die Beſtätigung des nahenden Weltendes geſucht und ſelbſt muthige Herzen mit unklarer Bangniß erfüllt, während ſchon auf manchen Straßen bewaffnete Schaaren daher zogen und auf den Hochwachten weithinſchauender Berggipfel mächtige Holzſtöße zu Feuerſignalen für die Stunden höchſter Feindesgefahr aufgethürmt wurden.

An dieſer allgemeinen Bekümmerniß hätte wohl jedes Herz genug zu tragen gehabt; aber das Schloßfräulein von Holligen vergaß dieſelbe faſt über dem eigenen größern Leid. Seit der Neujahrsnacht hatte ſie den Vater, an dem ſie ſich ſchon Jahre lang wie ein Lilienſtengel an ſeinem Stabe emporgerankt, kaum noch etwa zum Morgengruße geſehen und nie mehr ein Wort gewohnter Zärtlichkeit von ihm gehört. Damals, als ſie nach dem erſten erſtickenden Schmerze, mit dem ſie die Botſchaft von dem Tode Rudolfs überwältigt, ihm mit noch halbſchwindelnden Sinnen geſtanden, daß ihr Herz in aller Gewalt der Liebe dem todten Maler angehöre, hatte er ihr kalt und ſtreng befohlen, ſich auf ihr Zimmer zu begeben und das Haus ohne ſeine Erlaubniß nie zu verlaſſen. Da ſaß ſie nun, während er vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht und noch öfters während derſelben ſich in der Stadt befand, um an den Vorkehren und

Rathſchlägen der Kriegskommiſſion Theil zu nehmen, als wäre ſie eine Fremde unter dieſem Dache, oder als hätte ſie eine Schuld begangen, die in einſamer Haft verbüßt werden müßte. Wie oft nahm ſie ſich vor, dem Vater um den Hals zu fallen und ihn anzuflehen, ihr ſeine Liebe wieder zuzuwenden und in ihrem unſäglichen Leide ihr nicht den letzten einzigen Troſt zu entziehen; aber wenn ſie ſein kaltes ſtrenges Geſicht erblickte, drängte ſich die zaghafte Klage alsbald wieder in's Herz zurück. Und ach, ſie hätte ja doch den Schmerz der größern Klage, die wie ein erſterbender Hülferuf in ihrer Seele wiederhallte, nicht verſtändlich machen können und nicht geſtehen dürfen. So ſaß ſie Tage lang in dumpfem Sinnen und bangte der Nacht entgegen, die oft mit wilden, blutigen Träumen heranlam.

In dieſer ſchweren Zeit erſtand der Einſamen ein eben ſo unerwarteter als theilnehmender Troſt, wo ſie es am allerwenigſten erwartet hatte. An einem Nachmittage fiel nah unter ihrem Fenſter ein Schuß, dem der ſchrille Schmerzſchrei eines getroffenen Thieres folgte. Von raſchem Mitleide ergriffen, öffnete ſie das Fenſter und bemerkte gerade vor der Hofmauer ihren Verwandten, den Junker von Dießbach, der ein nun zum Schweigen gebrachtes Wild in die Waidtaſche ſchob. Dem Klange des ſich öffnenden Fenſters nachblickend, ſchaute er am Thurme empor und lief dann ſpornſtreichs dem nächſten Seitenpförtchen zu, das über den Hof hereinführte. Adelaide hatte kaum das Fenſter wieder geſchloſſen und ein thränenfeuchtes Papier, das ſie in der Hand gehalten, ſorgfältig in ein reichverziertes Ebenholzkäſtchen verſchloſſen, als er raſch in's Zimmer trat. „Ei, ei, ſchöne Couſine, rief er noch unter der Thüre, wie freu' ich mich, daß Du ſchon wieder da biſt — wann biſt Du denn zurückgekommen?“

„Ich verſteh' Dich nicht, Vetter, erwiderte Adelaide, wo ſollt' ich denn geweſen ſein?“

„Wie — was? entgegnete er verwundert, warſt Du nicht bei der Tante in Oberhofen?“

„Ich glaube, es hat Dir geträumt; Du willſt doch nicht Deinen Scherz mit mir treiben — jetzt nicht Albert.“

Bei dem wehmüthigen Klange der Stimme, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, trat der Junker langſam näher, überraſcht und erſchrocken ſeiner Couſine in das bleiche Antlitz ſchauend, aus dem ihm zwei müde, thränentrübe Augen entgegen blickten. „Mein Gott, Adelaide, ſagte er ihre Hand erfaſſend, Du wirſt doch nicht krank ſein — Du ſiehſt ja ſo elend und bleich d'rein, wie der leibhaftige Tod.“

„Krank gerade nicht, Albert; erwiderte ſie leiſe, aber warum meinteſt Du denn, ich ſei fort geweſen?“

„Nun — wahrhaftig, machte er mit der Hand verlegen über das Geſicht fahrend, ich glaubte, Dein Vater habe es ſelbſt zu meiner Mutter und andern Damen geſagt; ich kann mich indeſſen überhört haben — ja gewiß, ſo wird es ſein, Adelaide.“

„Du haſt's noch nicht weit gebracht in der Verſtellungskunſt, Vetter, ſagte ſie wehmüthig lächelnd; ich bin meinem Vater nur dankbar, daß er mir in dieſer Zeit überflüſſigen Beſuch erſparte.“

„Ich verſtehe — und werde Dich nicht lange aufhalten; aber zürne mir nicht, Adelaide, wenn ich jetzt nur ungern gehe, ohne von Deinem Kummer einen kleinen Antheil mitzunehmen.“

„Nein, bleib', Albert, bat ſie, ich habe dieſe Tage oft genug an Dich gedacht; Du meinteſt es doch beſſer mit ihm als alle Andern.“

„Mit ihm — mit dem Hauptmanne meinſt Du wohl?“

„Ja, mit dem unglücklichen Rudolf, ſagte ſie leiſe, indem große Thränen aus ihren Augen rannen; wenigſtens war er gewiß Dir aufrichtig zugethan.“

„So iſt's wirklich das? rief der Junker aufſtehend; nun

wahrhaftig, Couſine, da geſteh' ich, Du haſt's in der Verſtellung weiter gebracht als ich."

„Du haſt mich früher nie um mein Vertrauen erſucht, erwiderte ſie mit kummervollem Ernſte aufſchauend; aber gleichwohl hätte ich geglaubt, der gewaltſame Tod eines Freundes müſſe Deinem Herzen näher gehen, Albert."

„Vielleicht — Adelaide, ſagte der Junker nachdenklich auf- und niedergehend, ich glaube nie unrecht an ihm gehandelt zu haben, aber weißt Du auch gewiß, daß er todt iſt? —"

„Was ſagſt Du? rief ſie mit gepreßter Stimme; weißt Du etwas Anderes? — Ach nein, Albert, jetzt willſt Du mich täuſchen!"

„Hat Dein Vater nie etwas darüber geſagt?"

„Nein, machte ſie mit leiſem wehmüthigem Kopfſchütteln; ſeit der Todesnachricht nie mehr."

„Nun höre, Adelaide, erwiderte der Junker vor der wieder ſtillweinenden Jungfrau ſtehen bleibend, daß es ſo mit Dir beſtellt wäre, habe ich wahrlich nie geahnt; eine kleine Neigung — weiter nichts, konnt' ich höchſtens denken. Aber bei meiner Ehre, unter dieſen Umſtänden iſt das hart von Deinem Vater."

„Du quälſt mich, Albert; bei ſeinen Anſichten kann ich ihm keinen Vorwurf machen."

„Nein, nein, das iſt's nicht, fuhr der Junker fort, aber grauſam ſollte er nicht ſein; denn ja, Adelaide, ich glaube nicht, daß Rudolf todt iſt — ſoviel können ſie nicht gewagt haben. Was ich jedoch nur glaube, muß Dein Vater beſtimmt wiſſen."

„Aber mein Gott, ſo ſprich doch, bat das Fräulein angſtvoll; man hat ja ſeinen blutigen Mantel in der Aare gefunden und ach, es wäre mein letzter Troſt geweſen, wenn ſeine Leiche nicht von den Waſſern fortgetragen worden, neben andern lieben Todten hier ſeine Ruhe gefunden hätte."

„Darüber beruhige Dich, ſagte der Junker, ſoviel iſt gewiß,

daß der Hauptmann damals nicht todt war und der Mantel nur in die Aare geworfen wurde, um die öffentliche Aufmerksamkeit irre zu führen und seine Gefangennehmung geheim zu halten."

„Albert — gütiger Gott, brachte Adelaide mit zitternder Stimme hervor; ich beschwöre Dich, täusche mich nicht; heilige Allmacht, wie hätte man seine arme, alte Mutter so hintergehen und ihr diesen tödtlichen Schmerz verursachen können!"

„Armes Herz, erwiderte der Junker gerührt, auf das abgehärmte Antlitz des Fräuleins blickend, mitten in Deinem Leide mußt Du zuerst an den Gram Anderer denken. Um so mehr — Du sollst Dein Vertrauen nicht bereuen, Adelaide; bei Gott, das war zu grausam. Nun will ich erst alle Hebel ansetzen, um Dir hoffentlich bald wirksamern Trost bringen zu können. Man hält mich zwar fern und mißtraut mir selbst, weil ich Rudolf in Schutz genommen, der unter gegenwärtigen Umständen freilich schwerer Dinge angeklagt wurde; drum hüte Dich und laß auch Du Dir nichts merken. Hab' ich Weiteres in Erfahrung gebracht und weiß ich Deinen Vater in der Stadt, so wirst Du mich wieder sehen." Er beugte sich zu einem warmen Kusse auf die Hand seiner Verwandten nieder und schritt dann rasch der Thüre zu. —

Als der Junker das Schloß verlassen hatte, wandte er sich ohne auf Weg und Steg zu achten, durch den weichen Schnee mitten über Aecker und Wiesen dem Bremgartenwalde zu. Er dachte zwar nicht mehr an frohe Jagdbeute, aber es war ihm, als müsse er sich mit den dunkeln, widerstreitenden Gedanken und Gefühlen, die wie ein schwerer Traum auf ihm lagen, in die tiefste Einsamkeit verbergen. Das unerwartete Erlebniß hatte ihn so wundersam ergriffen, daß er sich wie plötzlich umgewandelt vorkam und sich ihm unwillkürlich tiefere Blicke in sein Inneres aufthaten, als dieß bei seiner gewohnten leichten Weise lange

nicht der Fall gewesen. Das Bild einer reinen aufopfernden Liebe, das vor ihn getreten, hatte auch an ihm seine geheimnißvolle Zaubergewalt bewährt und in seiner Seele ein Licht wieder angefacht, das vom Schutte eines oberflächlichen genußsüchtigen Lebens wohl verdeckt, aber noch nicht gänzlich ausgelöscht war. Und doch erschien die erste Empfindung, die sich deutlicher aus dem Gewirre erhob, als ein Gefühl des Neides gegen den armen — glücklichen Hauptmann, den frühern Lebensretter! Der Junker gewahrte mit schmerzlichem Erschrecken, daß er das Bild seiner schönen Cousine schon lange her tiefer im Herzen getragen, als er sich's selbst je gestanden oder auch nur geahnt hätte — wie es eben ein gewöhnliches Menschenloos ist, daß wir den vollen Werth einer freundlichen Lebensgabe erst bei ihrem Verluste richtig zu würdigen und zu schätzen lernen. Das ist nun vorbei, sagte er laut, fast trotzig, als müsse er sich selbst einen ernsten Befehl zurufen, und Du hast auch längst das Recht verscherzt, Deine Hand nach diesem reinen leuchtenden Kleinod auszustrecken. Bei diesem Gedanken trat ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne, und er mußte sich von plötzlicher Mattigkeit ergriffen, die aus dem innersten Lebensquell in seine Glieder floß, auf eine Bank setzen, die sonst zu kühler Sommerrast am Waldrande stand. Mit einem Male trat als schwer anklagende Schuld das verlorene, in gedanken- und gemüthlosem Leichtsinne vergeudete Leben vor ihn und wie ein hohnender Kobold rief es ihm zu: Was willst Du? — Du hast Dir ja nicht einmal die Kraft und Mittel gesammelt, das Gute zu thun, selbst wo Du den Willen hättest! Du, der Sprößling und Erbe einer der mächtigsten Familien im Lande, bist jetzt nicht im Stande, Dir über das Geschick eines Freundes volle Gewißheit zu verschaffen, dem vom Hasse Verfolgten die hülfreiche Hand zu bieten und die Thränen eines Mädchens zu trocknen, das, wenn auch für Deine Liebe zu gut, Dir doch sein heiligstes Vertrauen geschenkt hat. — Er mußte

ſich wieder erheben, als könnte er die immer ſchwerer drückende Seelenlaſt durch äußere Bewegung abſchütteln; aber der Gedanke, daß er Adelaiden doch getäuſcht und er all ſein Wiſſen von dem Schickſale des Hauptmannes nur aus dem Munde eines Elenden habe, der um feilen Lohn jeder Lüge, jeden Verbrechens fähig; daß er bei allfälligem Rettungsverſuche nicht einmal auf das Vertrauen des eigenen Vaters, geſchweige auf deſſen thätige Beihülfe zählen könne — dieſer Gedanke der Ohnmacht und Ungewißheit jagte ihn mit ruheloſer Raſt durch den Wald, bis der Abend über denſelben hereindämmerte. So weit haſt Du's bis heute ſchon gebracht, edler Herr von Dießbach, ſagte er bitter, einen Pfad betretend, der in's Freie führte, daß Du, um nur vor Frauenaugen nicht als unnützer Wicht zu erſcheinen, Deine Zuflucht zu einem Schurken nehmen mußt, der Dich in der nächſten Stunde um größern Gewinn wieder verrathen wird. Ja Du biſt unſer Aller Herr und Meiſter, rother Judenbube, und das iſt auch ein Stück Vergeltung! —

Der betretene Pfad führte zu einer Waldecke, wo auf hohem Bord über der Aare, die in der Tiefe zwiſchen mannigfaltigem Buſchwerke ihre wunderlichen Krümmungen gegraben hat, ein einſames Schenkhaus ſtand. Zur Sommerszeit war es ein von den Städtern gern beſuchter Vergnügungsort, von dem ſich der Blick über Fluß und Stadt hinweg nach den duftigen Firſten des Hochgebirges öffnet, während zu Häupten waldfriſche Lüfte durch die Kronen mächtiger Kaſtanienbäume wehen; im Winter dagegen war's ſtill und einſam da herum und das Haus wurde nur etwa zu einem heimlichen Stelldichein benutzt, oder von allerlei lichtſcheuem Volke beſucht, das ſich nicht in die Stadt wagen mochte. Mehr von der ungewohnten inneren Aufregung, als von der Anſtrengung des zurückgelegten Weges ermüdet, trat der Junker hinein und ſtieg an der zu ebener Erde liegenden Schenkſtube, aus der laute Stimmen ertönten, vorübergehend, die Treppe

hinauf, die zu einer Reihe kleiner, für vornehmere Gäſte behaglich eingerichteter Stübchen führte. Er drückte auf die nächſte Klinke, trat aber, als er dieſe verſchloſſen fand, durch eine Thüre, die ſich ſogleich auf der andern Seite des Ganges geöffnet hatte.

Hier wurde er mit ebenſo warmem Handreichen als verlockendem Schmollen empfangen, daß er nach ſo langer Abweſenheit nun erſt noch mit einem ſo trübem Wettergeſichte erſcheine, und alsbald gaben ſich zwei kleine weiße Hände ſchmeichelnde Mühe, ſeine Stirne wieder glatt zu ſtreichen. Bei dem leichtgewohnten Sinne des Junkers war ein ſolches Streben nie ohne Erfolg und kaum wurde das rothe Blut der Burgunderrebe kredenzt, als auch ſchon jede Sorge und Bekümmerniß in ſeiner berauſchenden Fluth zu verſinken begann. —

„Ach, lieber Junker, klagte das ſchöne Wirthstöchterlein, als ſich der junge Mann nach bereits eingebrochener Nacht wieder zum Fortgehen anſchickte, wie werde ich lange Weile und Heimweh bekommen, wenn nun der Krieg losbricht und ich Euch dann ſo lange, der Himmel weiß — vielleicht nie mehr ſehen werde.“

„Du wirſt Dich doch nicht vor dem Kriege fürchten, Kleine?“ ſagte der Junker leichthin, indem er ſeine Waidtaſche umhing; ſolch' ſchönem Kinde wird kein Leid gethan.“

„O ja, ich fürchte mich ſchrecklich davor; beſonders wenn die Franzoſen kommen.“

„Die werden aber nicht hieher kommen, ſei ohne Sorge.“

„Ach, man kann es nicht wiſſen und hört gar Mancherlei, erwiderte das Mädchen; drüben im grünen Stübchen ſitzen ſchon den ganzen Nachmittag zwei, die in einer großen Landkarte die Wege aufſchreiben, auf denen die Franzoſen marſchiren können. Sie meinen Beide, es gehe gar leicht; ich hab' es wohl verſtanden, wenn ich ihnen etwas zu bringen hatte, obſchon ſie welſch parlirten.“

„Was, drüben in der verſchloſſenen Stube? fragte der Junker; ſind es Herren aus der Stadt?"

„Ich kenne ſie gar nicht, ſagte das Mädchen, der Eine iſt wohl vornehm und ich meine ihn ſchon in der Stadt geſehen zu haben; der Andere aber ſieht faſt wie ein Bedienter aus."

„Seltſam, machte Herr von Dießbach; wer ſollte denn hier außen über Kriegsplane berathſchlagen. Du wirſt Dich geirrt haben; die Herren werden wohl nur über den Krieg gegen den gefährlichſten Feind ſprechen — ſchöne Augen und rothe Lippen, wie dieſe da ſind, kleine Schmeichelkatze."

„Nein, nein, entgegnete das Mädchen eifrig, mich haben ſie nicht einmal angeſehen und recht geärgert erſt noch dazu — ich hab' es ganz deutlich verſtanden. Der Vornehmere ſagte — er hat ein ſo ſchwarzes Geſicht, wie wenn er das Waſſer fürchtete — ja, der hat geſagt, er kenne nun die Berner gut genug, ſie werden ſich wie Dachſe in den Löchern übertölpeln laſſen und mancher Offizier werde von ſeinen eigenen Leuten Püffe bekommen, daß ihm für immer der Athem vergehe. Das hat er geſagt, gewiß und wahrhaftig; ich habe noch ſelbſt expreß an der Wand gehorcht."

Das Mädchen hatte kaum ausgeſprochen, als drüben die Thüre klinkte und mit leiſem Geräuſche geöffnet wurde. Der Junker zog mit raſchem Griffe die ſeinige ebenfalls auf und ſtand in dem herausfallenden Lichtſcheine überraſcht dem Herrn v. Amiel gegenüber, hinter dem eine andere Geſtalt haſtig wieder in's Zimmer zurücktrat. Die erſte Bewegung des Herrn v. Amiel bezweckte ebenfalls einen Rückzug; aber mit ſchneller Beſonnenheit trat er über die Schwelle hinaus und reichte ſeinem Gegenüber mit freundlichem Lächeln die Hand entgegen. „Ei, welch glücklicher Zufall, Herr v. Dießbach, wahrhaftig — Euch hofft' ich nicht hier zu treffen."

„Ich muß das Nämliche geſtehen, Herr v. Amiel."

„Dafür darf ich vielleicht auf das Vergnügen Eurer Gesellschaft nach der Stadt zurück rechnen, erwiderte der Franzose; wirklich — ich könnte mir nichts Angenehmeres wünschen."

„Ich möchte nicht stören, Herr v. Amiel; es schien mir, Ihr habet bereits Gesellschaft."

„St — machte der Emigrant geheimnißvoll mit den Augen zwinkernd, es ist nur der Diener und Bote eines Freundes, eines Schicksalsgefährten im Exile, der heute noch sein Nachtquartier im Schlosse Jeggistorf nehmen wird; die Sache hat einige Eile. Komm' nur, François, fuhr er in's Zimmer zurückgewendet fort, es ist Zeit, daß Du Dich auf den Weg machst. Melde Deinem Herrn die Versicherung meiner unabänderlichen Freundschaft und meine Hoffnung auf baldige glückliche Wendung unseres Looses, wenn sich die Canaille einmal die Stirne an den Schweizerfelsen einrennt."

Auf diese Worte, die mit warmem Tone gesprochen waren, trat ein Mann in mittlern Jahren heraus, der dem Junker mit bedientenhafter Höflichkeit eine Verbeugung machte und in gleicher Weise von dem Herrn v. Amiel Abschied nahm. Seine Kleidung war geeignet, die Angabe über seinen Stand vollkommen zu bewahrheiten und schien aus dem Nachlasse einer frühern Livree zu bestehen, die ein bäuerlicher Schneider umgewendet und theilweise nach ländlichem Schnitte umgemodelt haben mochte. Der anfängliche Argwohn des Junkers begann auch rasch zu verschwinden, als er auf das unbefangene Benehmen des Herrn v. Amiel und diesen Boten blickte, dessen Aeußeres nur zu deutlich die verschämte Dürftigkeit seines verbannten Herrns kennzeichnete. „Halt, François, oder wie Dein Name ist, rief er dem bereits an der Treppe Stehenden nach, Dein Weg ist noch weit, da — trink' unterwegs ein Glas auf meine und Deines Herrn Gesundheit."

Der Bediente machte zuerst eine bescheiden ablehnende Be-

wegung; aber ein Wink des Herrn v. Amiel genügte zur Beſchwichtigung ſeines Bedenkens und er kam ſogleich zurück, um das Dargebotene in Empfang zu nehmen. Der Junker dagegen blieb noch einen Augenblick nachdenklich ſtehen, als er in das nun vollbeleuchtete Geſicht des Mannes geblickt hatte; es war ihm, als müßt' er dieſe ſchwarzen Augen mit dem eigenthümlich leuchtenden Aufſchlage und dieſe ſchmal geſchnittenen Lippen, um die es wie ein widerſtrebendes ſtolzes Zucken ſpielte, ſchon irgend einmal geſehen haben, und noch als er mit Herrn v. Amiel bereits eine Strecke ſchweigend nach der Stadt hingegangen, konnte er dieſes Gedankens nicht los werden. „Wahr iſt es, begann er endlich, Ihr müßt das Geheimnißvolle außerordentlich lieben, Herr v. Amiel, daß Ihr die Boten Eurer Freunde da draußen empfängt; ich meine, Ihr dürftet dieſelben ungeſcheut in der Stadt empfangen."

„Ah — machte der Andere, Ihr denkt nicht, wie zu manchem Schritte die Rückſicht auf das Ehrgefühl eines Leidensgefährten nöthigt, der noch die volle Erinnerung ſeiner einſtigen Stellung in ſich trägt. Der Marquis würde es ſchmerzlich empfinden, wenn ſein einziger dürftiger Diener mich etwa in einer ſtandesgemäßen Geſellſchaft hätte aufſuchen müſſen."

„Nun freilich — und doch iſt's mir, ich ſollte den Mann auch ſchon geſehen haben."

„Kann ſein, erwiderte Herr v. Amiel zögernd, der Marquis war vor einem Jahre einige Wochen in Bern; jetzt lebt er bei einem alten Freunde, der ſelbſt nichts Ueberflüſſiges hat, in der Nähe von Solothurn. Aber was ich Euch noch ſagen wollte, morgen trete ich in Dienſt; die erſte Zwölfpfünder-Batterie wird einberufen und da ſoll ich nach heutigem Beſchluſſe der hohen Kriegskommiſſion den verloren gegangenen Hauptmann erſetzen."

„Ihr? rief der Junker überraſcht ſtehen bleibend, an die Stelle des Hauptmanns König? — Unmöglich!"

„Warum denn unmöglich, Verehrteſter, entgegnete der Andere kalt, faſt höhniſch; hab' ich doch ſchon an der Piece gedient, als der Maler kaum anfing, Farben zu reiben."

„Ja, ja, kann ſein, ſagte Herr v. Dießbach haſtig, indem er das Geſicht abwandte, als müſſe er die Röthe des Unwillens auf demſelben in der Nacht verbergen; ich meinte nur, es hätte noch mancher Berner Offizier dieſe Stelle ebenfalls gewünſcht. Die Compagnie iſt vielleicht die beſte im ganzen Auszuge."

„Die ſchlechteſte würde ich mir auch verbeten haben."

„Nun gut, ſchon recht, erwiderte der Junker; ich wünſch Euch Glück dazu; doch ſagt, habt Ihr über das Schickſal des armen Jungen noch nichts Näheres vernommen?"

„Darnach frag' ich nicht und kümm're mich nicht darum, ſagte Herr v. Amiel ſtolz, mich ärgert's nur, daß ich damals das Engagement ablehnen mußte und er ſo meiner Lektion entwiſchen konnte. Indeſſen — hier iſt das Aarbergerthor und ich bin genöthigt, Euch gute Nacht zu wünſchen — ich habe noch dringende Geſchäfte zu beſorgen." —

Der Junker trat verdroſſen in die noch von mancherlei Geräuſch belebte Stadtſtraße ein. Der Aerger, den ihm die unerwartete Dienſtberufung des Emigranten verurſacht, während ihm ſelbſt immer noch keine beſtimmte Verwendung zugewieſen war, und das kurze, hochmüthige Benehmen, mit dem der Franzoſe ihn verabſchiedet hatte, riefen mit einem Male wieder den erdrückenden Gedanken und Vorſtellungen, die ihn dieſen Nachmittag gepeinigt hatten und es ſtieg ein Gefühl tiefen Unmuthes in ihm auf, daß er ſich ſo ſchnell wieder unnützem Leichtſinne überlaſſen habe. Voll unruhigen, bangen Sinnes, der ſein Gemüth wie eine Ahnung nahenden Unheils erfaßte, hatte er unwillkürlich die laute Straße verlaſſen und an der Reitſchule in den einſamen Weg eingelenkt, der außerhalb der Häuſerreihen, am Rande des hohen Aarrainés nach der untern Stadt hinab-

führt. Verwundert blieb er stehen, als sein Fuß an einen Stein stieß und er bemerkte, daß er dem Rathhause bereits vorübergeschritten und an jene dicht zusammengedrängte Häusergruppe gelangt war, in welcher die abgeschiedene Lage und die Armuth der Bewohner mancherlei Heimlichkeit Vorschub leistete. Sei es ein vorbedeutendes Zeichen, sagte der Junker vor sich hin — ich will annehmen, der Stein habe auf mich warten müssen — und nach flüchtigem Umblicken durch die hie und da von einem herausfallenden Lichtscheine etwas erhellte Dunkelheit, trat er an ein niedriges Hinterpförtchen heran. Auf ein leises Pochen, dem ein gedämpfter Pfiff folgte, kamen schlurfende Tritte gegangen und nach leiser Frage und Antwort wurde rasch aufgethan. „Gütiger Himmel, seid Ihr es, gnädiger Herr, wisperte eine alte Frau, die dürre Hand über das Lämpchen haltend; ach, ich habe Euch den ganzen Tag suchen lassen und nirgends finden können."

„Nun, was hat's denn so Dringendes gegeben, fragte der Junker nicht ohne einen Anflug des Schreckens; das Kind ist ja gut aufgehoben und Mädeli wird hoffentlich wohl sein!"

„O gnädige Allmacht — ja jetzt ist es wohl; aber heute hatte es einen jammervollen schweren Tag durchzukämpfen."

„Laß sehen, erwiderte der Junker, von dem geheimnißvollen Tone der Alten noch mehr erschreckt, eine kleine Treppe hinansteigend; ist's etwas Gefährliches, so mußt Du gleich einen Arzt holen."

„Nein, wartet, jammerte das Weib, geht nicht gleich hinein — ich muß Euch noch etwas sagen vorher — Ihr wißt noch nicht Alles — laßt die Thüre, ich bitt' Euch, Junker!"

Ohne Antwort zu geben, trat er in ein kleines matt erhelltes Stübchen und schritt rasch zu einem Bette, das in der Ecke stand; aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens prallte er

zurück, als er auf demſelben eine ſtille Leiche ſah, die, ſchon in ein langes, weißes Todtenhemd eingehüllt, da lag.

„O himmliſche Barmherzigkeit, ſtöhnte die nachkommende Alte, als ſie den Junker mit verhülltem Geſichte an der Wand lehnen ſah, das arme Mädeli hat bis zum letzten Augenblicke jammervoll nach Euch gerufen; aber jetzt hat's überwunden, ſchon mehr als zwei Stunden. Mit dem Tage iſt es dahingegangen."

Fünftes Capitel.

Als Herr von Amiel den Junker am Aarbergerthore ſo kurz und unfreundlich verabſchiedet hatte, ſtellte er ſich mit einer raſchen Wendung an die dunkle Ecke des nahen Wachthauſes und ſchaute dem Davongehenden nach, bis derſelbe in der nur von ſpärlichem Laternenſcheine erhellten Straße dem Blicke entſchwunden war. „Der wäre für einmal hübſch angeführt, murmelte er, die Hand wie zu einer ſpöttiſchen Abſchiedsbewegung ausſtreckend, vor dem bin ich ſicher." Dann trat er wieder auf die Straße und ging eilig durch das Thor zurück, wie Einer, der ein wichtiges Geſchäft vergeſſen haben mochte.

Kaum hatte er jedoch die erſten Bäume der Allee erreicht und ſich durch raſches Zurückblicken überzeugt, daß die zwei thorhütenden Stadtſoldaten ſich nicht um ihn bekümmert, als er langſamer zu gehen begann und hie und da, während er ſorgfältig zu beiden Seiten nach den dunkeln Baumſtämmen ſpähte, ein unterdrücktes Hüſteln hören ließ. So mochte er etwa dreißig Schritte gegangen ſein, als ihm hart zur Seite mit einem ähn-

lichen Laute Antwort gegeben wurde und geräuſchlos, wie eine ſchleichende Katze, hinter einem Baume eine Geſtalt hervorglitt. „Dacht' ich mir's doch, überaus vorſichtiger Bürger Olivier, flüſterte er, Sie ſeien uns nachgeſchlichen; einmal war mir's ſogar, ich müßte Ihren Athem im Nacken ſpüren. Hören oder ſehen jedoch konnte ich nichts von Ihrer Allgegenwart."

„Mais diable, erwiderte der Andere ebenſo leiſe, ich konnte doch nicht wiſſen, ob mich der Junker wirklich in guten Treuen für einen ausgehungerten Bedienten genommen, zumal mich derſelbe vor kaum drei Wochen in Aarau geſehen und mit mir geſprochen hat."

„Ah, in der That, machte Herr v. Amiel, es war ihm auch, als müſſe er einmal von Ihrem Geſichte geträumt haben; indeſſen iſt es ein glücklicher Vorzug dieſes junkerlichen Blutes, daß es ſich nicht vorzuſtellen vermag, wie ſich ein ſtolzer Geſandtſchaftsattaché unter Umſtänden in einen demüthigen Lakaien verwandeln könne. Reiſen Sie alſo ruhig und glücklich; ich erkläre, fügte er nicht ohne einen Anflug von Spott bei, daß ſich Bürger Olivier um die Sache der Republik verdient gemacht."

„Es iſt nicht das erſte Mal, entgegnete der Andere kalt, daß ich die Ehre dieſes Verdienſtes mit Bürger Amiel zu theilen habe; beſonders ſeit derſelbe richtig herausgefunden, daß eine Republik eine erſprießlichere Dankbarkeit zu zeigen vermöge, als der ſelige Bettelhof von Koblenz."

Die Nacht war nicht dunkel genug, um dem lauernden Blicke die grimmige Wirkung zu verbergen, die dieſe Worte auf dem Geſichte des Herrn v. Amiel hervorbrachten. Der Fremde trat unwillkürlich einen kleinen Schritt zur Seite, fuhr dann aber gleichmüthig fort: „Indeſſen können wir zuverläßig darauf rechnen, Bürger Amiel, über die Aufſtellung der Berner-

truppen von Nidau bis Aarberg rechtzeitig unterrichtet zu werden?“

„Wie ich Ihnen bereits gesagt, erwiderte der Gefragte, mit hörbarer Mühe die Worte hervormurmelnd, meinen patriotischen Gruß an Ihren Meister Mengaud und somit Gott befohlen, Bürger Olivier.“

Der Fremde machte eine leichte Handbewegung nach dem Kopfe und war wie ein verhuschender Schatten in der Dunkelheit verschwunden. Herr v. Amiel blieb noch einige Augenblicke unbeweglich stehen; aber kein Geräusch, nicht das leiseste Knistern eines auftretenden Fußes verrieth ihm, nach welcher Seite sich sein Begleiter hingewendet habe. Ein unwillkührliches Grauen beschlich ihn und erst als er raschen Schrittes wieder in den herausfallenden Lichtschein der Thorwache getreten war, wagte er einen halblauten zornigen Fluch über die Anmaßung der emporgekommenen Canaille hervorzustoßen.

Die empfangene Demüthigung, die dem Sprößlinge eines altadeligen Hauses freilich um so empfindlicher sein mußte, als sie von einem Menschen herkam, der sich vor wenigen Jahren noch als Abschreiber bei Pariser Advokaten ein kümmerliches Brod erwarb, war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die diesen Abend dem Herrn v. Amiel begegnen sollte. Kaum war er in seiner Wohnung angelangt und hatte die Goldrollen überzählt, die ihm der französische Geschäftsträger Mengaud zur Ermuthigung für weitere „patriotische“ Dienste überschickt, als sich der rothe Jakob anmelden ließ. „Wenn der Schurke mir Angenehmes mitzutheilen hätte, würde er sich so spät nicht mehr herbemühen“, murmelte Herr v. Amiel zwischen den Zähnen; befahl aber doch, den Mann unverweilt hereintreten zu lassen. Alsbald ertönten auf dem Vorsaale plumpe schwere Tritte mit mächtigem Sporngerassel und hereintrat eine hohe breitschultrige Gestalt

mit jener trotzig rohen Haltung, in der ein jetzt noch vielverbreitetes Bild den würdigen Helfershelfer ſchlimmer Streiche verewigt hat. Ueber der niedrigen Stirne, die eher einer wulſtigen Hautfalte als dem Throne edler Menſchengedanken glich, ſträubte ſich dichtborſtiges, rothes Haar empor; unter derſelben waren zwei tiefgeſchnittene Senkungen bemerkbar, aus denen aber nie der lichtvolle Glanz des menſchlichen Auges hervorgeſchimmert zu haben ſchien. Zwei braunrothe Fleiſchanſchwellungen zogen ſich als Wangen gegen einen breiten Mund herab, über den nach beiden Seiten hin fingerlang ein feuerrother Schnurrbart wegſtarrte. Dieſem Antlitze entſprach vollkommen die ſtarkknochige Geſtalt, die ein enganliegendes Wamms und Lederhoſen bekleideten, während bis über die Knie herauf grobe Reiterſtiefel ragten, an deren Abſätzen handlange eiſerne Spornen befeſtigt waren. Das war der unvermeidliche Vertraute junger und alter Patrizier und ſonſtiger reicher Wüſtlinge.

„Wichtige Neuigkeiten, Meiſter Jakob, aber hoffentlich angenehme? fragte Herr v. Amiel den Eingetretenen mit dem Ausdrucke freundlicher Zutraulichkeit; es muß ja ſchon ſpät ſein!“

„Allerdings, erwiderte der Andere; ich wollte dem gnädigen Herrn nur vermelden, daß Euerem Freunde dem Junker Dießbach, dieſen Abend ein Unglück paſſirt iſt, das ihm wohl vor einem Monate lieber geweſen wäre.“

„Ich verſteh' dich nicht — was iſt's denn?“ —

„Nu, antwortete der Rothe mit einer zuckenden Verlängerung des Mundes, die wohl ein Lächeln hätte bedeuten ſollen; es hat ſich eben ein zwanzigjähriges Hühnchen gemauſert; wär's vor einem Monate, vor dem Gackern geſchehen, ſo hätte der Junker die ſchönen Goldfüchſe behalten können, mit denen er das Neſt belegen mußte.“

„Zum Teufel mit deinen Räthſeln und Dummheiten,

brummte Herr v. Amiel; deßhalb brauchteſt du nicht herzukommen."

„Nu, nu, nichts für ungut, gnädiger Herr, erwiderte der Judenbube, ſolche Geſchichten könnten gegenwärtig beim Pöbel böſes Blut machen und ich meint' eben, das wär' Euch angenehm —"

„Spitzbube! fuhr Herr v. Amiel auf, wer wagt zu ſagen, daß mir das angenehm wäre?"

Durch die Augenhöhlen des Judenbuben bewegte ſich's wie der gleiſſende Schein einer vorüberſchießenden Schlange; aber ruhig, faſt treuherzig ſagte er dem näher tretenden Franzoſen: „I Jerum, was iſt der gnädige Herr heut übler Laune; ich meinte ja bloß, es müſſe Euch angenehm ſein, ſolches zu wiſſen; denn wie gegenwärtig die Sachen ſtehen, muß auch der beſte Hauptmann die Stimmung ſeiner Leute kennen, wenn er nicht Unangenehmes riskiren will. Das mein' ich allein, Herr Capitain!"

Herr v. Amiel wendete ſich ab, um langſam wieder dem Kamine zuzugehen. Er zog einen Beutel hervor und zählte einige Silberſtücke auf die Hand. „Sonſt nichts Neues?" fragte er ſcheinbar zerſtreut, dem Rothen das Geld entgegenhaltend.

Dieſer ſchob die Thaler gleichmüthig in die Taſche und erwiderte: „Mit Verlaub ſeh' ich Euch morgen wieder, Ihr ſeid heut nicht gut gelaunt, gnädiger Herr!"

„Nur herausgerückt, Jakob, du meinſt es ja in Allem gut mit mir."

Der Judenbube ſchien den ſpöttiſchen Ton, in dem dieſe Worte geſprochen waren, nicht zu beachten und fuhr leiſer fort: „Es iſt eine ärgerliche Geſchichte, gnädiger Herr; aber ſeit Eure Ernennung zum Hauptmann bekannt geworden, wird da und dort in der Stadt gemunkelt, Ihr wüßtet vielleicht am Beſten, wie und warum Euer Vorgänger, der Maler König, das Leben

verloren habe. Wenn nur die morgen einrückenden Soldaten nichts davon erfahren!“ —

Herr v. Amiel machte eine raſch auffahrende Bewegung, als wollte er mit der Kaminzange, die er in der Hand hielt, zu einem Schlage gegen ſeinen Beſuch ausholen; aber eben ſo ſchnell beugte er ſich wieder nieder und ſtieß einen Fluch hervor über den Feuerfunken, der ihm auf die Hand gefahren ſei. Haſtig rieb er ſich den ſchmerzenden Brandfleck und ſagte dann gleichgültig: „Hör' Freund, dießmal möchteſt du mir mit falſchen Karten das Spiel abgewinnen; aber da ich's gemerkt habe, ſoll dir's nicht gelingen.“

„Bei meiner Seele, Ihr thut mir Unrecht, gnädiger Herr, entgegnete der Rothe; was ich Euch ſage, hab' ich mit eigenen Ohren vor kaum einer Stunde gehört, droben im „goldenen Rind.“

„Nun dann, Jakob, biſt du der abgeſeimteſte Hallunke, der je im Dunkeln herumgeſchlichen; denn kein Menſch als du konnte dieſen Verdacht auf mich lenken.“

„Wenn Ihr das meint, ſo kann ich gehen, antwortete der Judenbube trotzig, indem er ſich der Thür zuwendete; vielleicht treff ich den gnädigen Herrn ein ander Mal höflicher an.“

Herr v. Amiel ließ ihn gehen, bis die Thüre geöffnet war; dann aber rief er ihn zurück und hielt ihm die Börſe entgegen, aus der er vorhin einige Stücke hervorgezählt. „Sei's wie es ſei, da nimm, murmelte er, durchſtreife die Wirthſchaften und horche aus, was geſprochen wird. Wo nöthig, lenkſt du den Verdacht ab — um jeden Preis, verſtehſt du? — Vergiß nicht, daß dein Kopf in der gleichen Schlinge ſteckt. Morgen früh erwarte ich weitern Bericht.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr, erwiderte der Rothe, den dar-

gebotenen Beutel ruhig einſteckend, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein, Herr Hauptmann."

Als er die Thüre hinter ſich zugezogen, warf ſich Herr v. Amiel in einen Fauteuil, der am Kamine ſtand, nachdenklich die Hand auf die Stirne legend, die ſich mit kaltem Schweiß bedeckte; aber bald erhob er ſich wieder, um in unruhiger Haſt das Gemach auf- und niederzugehen. „Wenn der Schurke die Wahrheit ſpräche, ſagte er dazwiſchen laut vor ſich hin, wenn meine mit Mühe und Gefahr angelegten Plane endlich an einem Ungefähr, an einer rohen Pöbeleinmiſchung ſcheitern ſollten — ha, Adelaide, ſtolze Holligerin, was muß ich für deinen Beſitz wagen, während ich nicht einmal weiß, ob ich dich mehr liebe oder haſſe! — Ein elend und erbärmlich Leben das; aber mein mußt du dafür werden und wenn dich ſelbſt die Hölle in dieſem Sturme beſchützte. — Ja, mein mußt du werden, fuhr er nach einer Pauſe mit faſt grimmigem Lachen fort; fürwahr ein ſchönes Wort, dieſes mußt, während ich einen Schurken um ſeinen Beiſtand anbettle, der vielleicht ſchon den Preis in ſeiner Taſche trägt, um den er mich verrathen wird." Er warf ſich wieder in den Polſterſtuhl, mit dumpfem Brüten in die Kohlen ſtarrend, die leiſe kniſternd im Kamine zuſammenſanken. —

Dießmal jedoch hatte Herr v. Amiel in ſeinen Gedanken dem Judenbuben Unrecht gethan, wenigſtens war es nicht des Letztern Schuld, wenn er ſeinem Patrone nicht die erwünſchten Dienſte leiſten konnte. Unverweilt begab ſich derſelbe in's „goldene Rind", wo trotz der vorgerückten Abendſtunde noch ein reges Leben herrſchte. Außer den gewöhnlichen Gäſten, die hier ihren Abendſchoppen ſuchten, ſaß an einem Tiſch auch eine Soldatengruppe, die eine leiſe, aber ſichtlich angelegentliche Unterhaltung führte. Der Judenbube erkannte an ihren Abzeichen, den dunklen blauen Röcken mit den dicken rothen Achſelwulſten, daß es Angehörige der erſten Zwölfpfünderbatterie waren und

trat innerlich erfreut näher, da ſich ihm hier gerade die beſte Gelegenheit zur Erreichung ſeiner Zwecke darbot; aber mit verlegenem Zögern blieb er wieder ſtehen, als er mitten unter den Soldaten den Aidemajor Waker erblickte, der ebenfalls ſchon die bäuerlichen Kutte mit dem Soldatenkleide vertauſcht hatte. Die Gelegenheit war indeſſen zu verlockend und der rothe Jakob auch ſchon zu nahe herangetreten, als daß er eine Schwenkung nach einem andern Tiſche hätte verſuchen ſollen; er langte daher nach einem leeren Stuhle, der neben Waker ſtand, und ſchickte ſich an mit einem „Erlaubniß ihr Mannen“ Platz zu nehmen. Der Aidemajor blickte auf und erwiderte, raſch den Stuhl zurückziehend, unhöflich genug: „Ohne Erlaubniß — iſt ſchon beſetzt und hier kein Platz mehr.“ — „Wart Hund,“ murmelte der Judenbub in ſich hinein, kehrte ſich jedoch mit ſcheinbar gleichgültiger Miene ab und ließ ſich am nächſten Tiſche nieder.

Der Aidemajor warf ihm einen verächtlichen und zugleich drohenden Blick nach und ſagte dann, ſich wieder zu ſeinen Kameraden wendend: „Hoffentlich gibt's auch eine Kugel oder noch beſſer eine Miſtgabel für dieſen da, wenn's einmal losbricht. Ich wollt' meinen Kopf gegen einen rothen Heller ſetzen, er hat zu dem Schurkenſtreich an euerem Hauptmann mitgeholfen.“

„Der da? fragten mehrere Stimmen zugleich, indem ſich alle Blicke nach dem Ankömmling richteten, während Einer ſich wie vor kaltem Grauen ſchüttelnd hinzufügte: „Iſt's nicht der Judenbub?“

„Ja, der iſt's freilich, fuhr der Aidemajor fort und ich hab's am Neujahr gleich geſagt, als es hieß, die Geiſterkutſche ſei geſehen worden, da müſſe wieder eine Schelmerei unſerer gnädigen Herren im Spiele ſein. Es verging auch keine Stunde, ſo rannte euer Wachtmeiſter durch die Straßen mit der Botſchaft, der Hauptmann ſei ermordet.“

„Faſſen wir den Burſchen einmal, ſagte ein Kanonier, ſeine mächtigen Fäuſte auf den Tiſch ſtreckend und drohend nach dem rothen Jakob blickend, wir wollen ihm ſeine Geheimniſſe herausklopfen.“

„St — machte der Aidemajor, noch nicht, 's iſt noch nicht reif; aber mit Anderem wird auch das reif werden. Das weiß ich von einem Knechte, der einmal bei dem Rothen dort in Dienſt geweſen, daß er ſelbſt leibhaftig der Teufel iſt, der die Geiſterkutſche führt, die bald drüben am Marterthurme, bald drunten an der Aare am Blutthurme ſtill hält und ihre Inſaſſen durch ein Thürchen verſchwinden läßt.“

„Ja, das hat mir ſchon meine Großmutter mehr als hundertmal erzählt, als ich noch ein kleines Büblein war, ſagte der Kanonier, wer einmal in den Blutthurm kommt, hat am längſten gelebt. Er wird in eine Stube geführt die prächtig mit Seide und Sammet ausſtaffirt iſt; aber oben an der weißen Decke iſt mit ſchwarzen Farben der Tod abgemalt, die Senſe in der Hand, und drunter ſteht in großen Buchſtaben: Du mußt ſterben. Während nun der erſchrockene Menſch hinaufblickt, ſinkt unter ihm der Boden ein und er ſtürzt in die Tiefe auf ſcharfe Meſſer und nadelſpitze Zinken herab. An der Grundmauer des Thurmes färbt ſich einen Augenblick ein rother Streifen in die Aare hinaus und Alles iſt vorbei, als ob nichts geſchehen wäre.“

„Und dahin ſollte unſer braver Hauptmann geführt worden ſein?“ fragte ein Anderer den Aidemajor leiſe.

„Beſtimmt möcht' ich das nicht ſagen, antwortete Dieſer; daß etwas ſchändlich Geheimes vorgegangen, wiſſen wir Alle, iſt ja auch die Leiche des Hauptmanns nirgends gefunden worden und ſo mag Jeder denken, was er will. Aber was ich ſagen wollte, iſt noch etwas Anderes. Seht, ihr Mannen, ihr ſeid heute Alle ſchon von weit hergekommen, damit ihr am Morgen zur rechten Zeit auf dem Kaſernenplatze ſein könnt;

ihr habt willig Vater und Mutter, Mancher Weib und Kind verlaſſen, weil ihr meint, es gehe für's Vaterland, für unſere Freiheit und Religion, und unſere gnädigen Herren und Junkerlein ſeien bereit, mit uns zu ſterben, wenn's ſein müſſe. Haha, was wir Alle für alte Narren ſind!" Er faßte mit voller Hand ſein Glas, um es in Einem Zuge zu leeren und dann haſtig auf den Tiſch niederzuſtoßen. „Ja Narren, ſag' ich, fuhr er lauter fort; Kinder, einfältige Kinder, wenn ihr lieber wollt. Oder was meint ihr denn — gehen die Augen euch endlich nicht einmal auf? — Ihr hattet einen Hauptmann, wie's keinen beſſern und bravern gibt, landauf und ab, das wißt ihr; aber jetzt iſt er fort, verſchwunden wie eine Priſe Tabak, die ich in Wind werfe, und ihr habt dafür einen andern, einen Fremden, einen Franzoſen, den ihr in euerem Leben noch nie geſehen habt, ſo wenig als er euch — und warum das? — Ja, jetzt ſchaut ihr mich an, als wär' ich ein rothes Tennsthor, und doch iſt die Sache klar, wie ein Waſſertropfen von der friſchen Brunnenröhre weg! Der König war ein Burſche, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, der ſchon lange die falſchen Karten, mit denen unſere gnädigen Herren und Obern ſpielen, durchſchaute; der mit Leib und Seele an euch hing, wie ihr an ihm, der drum auch nie zugegeben hätte, daß euer Blut und Leben ſchändlich und ſündhaft für nichts und wieder nichts in die Schanze geſchlagen würde — das wußte man; drum mußte er weg und jetzt habt ihr einen Franzoſen, der euch gegen die Franzoſen führen ſoll! — Ha, Teufel, ſo geht es; wir laſſen uns in beſter Meinung todtſchießen und wer übrig bleibt, iſt eines ſchönen Morgens verkauft und verrathen. Die gnädigen Herren drücken den Franzmännern die Hand und ſagen lächelnd, man habe den dummen Bauern eben ihren Spaß laſſen müſſen."

Der immer eifriger gewordene Mann leerte ſein Glas

abermals, ohne ſich lange zu unterbrechen. „Ihr ſeht ja, begann er auf's Neue, wie wir belogen werden von den Herren im Rathshauſe und ihren Helfern in der Kirche. Als es da vor einigen Nächten blutroth hinter den Jurabergen aufſtieg, hieß es, das ſei die himmliſche Kriegsflamme, die der Herrgott expreß für uns angezündet habe. Aber was war's? Die Schwarzbuben und Baſelbieter haben ihre Landvögte fortgejagt, ihre Schlöſſer angezündet und gejagt, ſie wollen zuerſt im Lande ſelbſt reinen Tiſch machen, bevor ſie mit den Franzoſen ein Wort reden. Die verſtehen's, und ſo ſollten wir's auch machen. Das iſt meine Meinung."

Kaum war aber dieſe Meinung ausgeſprochen, als ſich eine ſchwere Hand auf die Schulter des Redners legte und eine tiefe Stimme ſagte: „Ich fordere euch auf, ihr Mannen, an die Worte zu denken, die ihr eben gehört habt und mir dieſen Rebellen ſofort verhaften zu helfen."

„Ah, machte der Aidemajor zurückblickend, nach kurzem Beſinnen, du biſt's — Judenbub? Verſprich den Leuten da nur, du wolleſt mich dahinbringen, wo du ihren Hauptmann hingebracht haſt, dann werden ſie dir ſchon helfen. Uebrigens laß ich mir dieſen Rock nicht von einem Schelmen anrühren — weg mit der Hand da."

„Hinaus mit dem Schnüffler," rief der Kanonier, der ſchon vorhin ſeine kampffertigen Fäuſte gewieſen, und im Augenblick war der rothe Jakob von Armen umklammert, unter deren Druck ſeine eigene Kraft wie eine ſchwanke Weidengerte zuſammenbrach. Er rief die übrigen Gäſte um Beiſtand an; aber kein Mund mahnte ab und keine Hand mochte ſich helfend aufheben. Faſt lautlos ging es der Thüre zu, bis von außen das Geräuſch eines ſchweren Falles, als wäre ein Balken auf die Erde geworfen worden, in der Stube hörbar wurde. Die zwei

Kanoniere, die ihr Werk ſo handlich verrichtet, kamen gleichmüthig zurück, als hätten ſie einen Sack Korn aus der Tenne getragen.

Sechsles Capitel.

Regen und feuchtes Schneegeſtöber verdüſterten abwechſelnd den Morgen, durch den die Kanoniere von allen Seiten her nach Bern zogen — manche in kleinen Gruppen, andere vereinzelt, von einem jungen Weibe mit verweinten Augen, einem alten Manne oder einem Mütterchen begleitet, das ein Bündelchen unter dem Arme trug; aber die meiſten wohl eben ſo trübe wie der mühſam aufdämmernde Tag, der mit keinem hellern Lichte die Abſchiedsſtunde erleichtern mochte. Selbſt diejenigen, denen keine lieben Herzangehörigen das Scheiden ſchwer gemacht, zogen ſtill ihre Straße und wo ſie auf Kameraden trafen, mußte das Geſpräch bald wieder einem brütenden Sinnen Raum geben. „Haſt du nichts gehört — weiß man noch nichts von unſerm Hauptmann?“ — „Nein, nichts; der hat uns bei der Herbſtmuſterung zum letztenmal kommandirt — der brave Mann!“ — Mit ſolcher kurzen Rede und Antwort ward's wieder ſtill und nur nach langer Pauſe kam die Frage, wer nun wohl die Batterie führen werde; doch auch darüber wußte keiner Auskunft und das Geſpräch gerieth abermals in's Stocken. Als der Belper-Fritz mit noch einem Kameraden auf der Höhe des Muriſtalden anlangte, blieb er nachdenklich ſtehen, um nach der Stadt hinüber zu ſchauen, die mit ſchwarzgrauen Mauern und Thürmen jenſeits des Fluſſes aufragte. „Mir iſt's immer, Ruedi, ſagte er

zu ſeinem Gefährten, als müßt' mir da drinnen ein größeres Unglück begegnen als im Kriege ſelbſt. Er friert mich bis in's Herz hinein, wenn ich dieſe Häuſer und Mauern nur anſehen muß." — „Das kommt immer noch vom Mädeli her, erwiderte der Andere, ein ſchöner kräftiger Burſche; aber das mußt du jetzt vergeſſen, Fritz; ſolch' ſchwere Gedanken thun nicht gut in's Feld."

„Kannſt du's denn ſelbſt vergeſſen? fragte Fritz leiſe ſich wieder langſam zum Gehen anſchickend; glaubſt, ich meine du ſeieſt des Kriegs wegen ſeit Neujahr ſo ſtill geworden?" —

„Ach Gott — wir müſſen uns dreinfügen, Fritz, antwortete Ruedi mit ſichtlicher Bekümmerniß, du weißt wohl wie mir's war, als das Mädeli durchaus in einen Stadtdienſt wollte — wir hätten ja bei mir daheim genug zu leben und arbeiten gehabt. Aber ſieh', wär's damals anders geworden, ich weiß nicht, mit welchem Herzen ich jetzt in den Krieg ziehen ſollte. Gieb mir die Hand, Fritz, wir wollen treu zuſammenhalten, was kommen mag." —

Hand in Hand zogen die Beiden durch das Thor über die Brücke, an deren Quaderpfeilern die Aare ihre trübangeſchwollenen Waſſer brach. Ohne ein weiteres Wort zu ſprechen, ſchritten ſie die Stadt aufwärts nach der Kreuzgaſſe, dem beſtimmten Sammelplatze; aber da war's noch menſchenleer und die alte Uhr am Rathhauſe zeigte erſt die zehnte Stunde an. „Wir ſind noch lange zu früh, ſagte Ruedi, und die Andern werden auch lieber im goldnen Rinde, als bei dem Wetter hier im Freien warten." —

Es wird von Gefangenen erzählt, die Thränen aufrichtigen Trennungsſchmerzes geweint, als ſie die durch lange Gewohnheit vertraut gewordenen Kerkermauern wieder mit der goldenen Freiheit vertauſchen mußten; gewiß gilt es für jeden einfachen Menſchen, daß er nur ſchwer ſich von der unbequemern Gewohn-

heit trennen kann, um ſich allmälig ſelbſt in die bequemere erſt wieder hineinzuleben. Der raſchfertige Wandel, mit dem unſere friedſame Häuslichkeit in dröhnenden Kriegslärm umſpringt, die ſichere Behendigkeit, mit der ſich die Hand vom Pfluge weg zur Kanone wendet und ſtatt des täglich gewohnten Hausgeräthes Schwert und Büchſe ergreift, hat daher auch von jeher als ein untrügliches Zeichen des unſerm Volke angeborenen Soldatengeiſtes gegolten. Von dieſem ſchnellen Wechſel wurden ſofort auch die beiden Kanoniere erfaßt, als ſie durch die niedrige Mauerthüre des goldenen Rindes getreten waren. In dem weiten Raume, der mit ſeinem rohgeſchnittenen Täfelwerke und den ſchmalen, tief in die Mauer gelerbten Fenſtern ſelbſt ſchon ein kaſernenartiges, ſoldatiſches Ausſehen hatte, wogte bereits faſt die geſammte Mannſchaft der Kompagnie durcheinander — mannhafte breitſchultrige Geſtalten mit trotzig-kecken Geſichtern, von denen der letzte Zug wehmüthigen Trennungsſchmerzes verſchwunden war. Die alten Mütterlein, die ihre Liebe bis hierher geleitet, ſaßen unbeachtet da und dort in einem Winkel zuſammengedrängt, noch immerdar ſorgſam das Leinwandſäcklein hütend, indem ſie eine rührend-gemeinte Reiſeſpende mitgebracht, aber aus ihrer Bekümmerniß zugleich verwundert auf ihre Lieblinge ſchauend, die wie von einem mächtigen Geiſte ergriffen, plötzlich umgewandelt erſchienen. Und es war wohl auch ein mächtiger Geiſt, der in die junge Mannſchaft gefahren; es war jener erhebende Geiſt, der nie ausbleibt, wo die unverdorbenen Kinder eines Volkes im Gefühle bedrohten oder gekränkten Rechtes zuſammenſtehen und der Muth des Einen mit der Einſicht und Treue des Andern ſich in einem Händedruck zum Bunde zuſammenfügt. —

„Habt ihr's ſchon gehört — von unſerm neuen Hauptmanne?“ rief's den beiden Eintretenden entgegen, indem ſich von allen Seiten Hände und volle Gläſer zum Willkomm' erhoben; kennt

einer von euch den Herrn?“ — „Nichts — kein Wort, was iſt's denn?“ fragten die Beiden aus einem Munde, und nun ergoß ſich die Belehrung wie ein aufgeſtauter Fluß, deſſen Schleuſe geöffnet wird, daß ein wildfremder, ein hergelaufener Franzoſe, den höchſtens der Holliger Wachtmeiſter gelegentlich von Weitem geſehen, die Batterie in's Feld führen ſolle. „Das geht nicht, ſagte der Belper-Fritz nach kurzem Beſinnen und ſeine Stimme, die eben vorhin auf dem Muriſtalden noch ſo wehmüthig angeklungen, hatte jetzt plötzlich etwas vom Tone eines ſtraffgeſpannten Trommelſchlages, das darf nicht ſein. Kameraden, ſo wenig wir eine Katz' im Sacke kaufen, ebenſo wenig werden wir uns ſelbſt im Sacke verkaufen.“ — „Er hat Recht, rief es ihm entgegen; hörſt, Wachtmeiſter, er iſt unſerer Meinung und doch weiß er noch nicht einmal, was der Franzoſe an unſerm Hauptmanne gethan haben ſoll.“

Der Belper-Fritz bemerkte nun erſt den Wachtmeiſter, der mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, ernſt und ruhig über das Gedränge wegſchaute; er bahnte ſich raſch einen Weg zu dem werthgehaltenen Kameraden, um deſſen Anſicht genauer zu erfahren. Aber während die Beiden nach kräftigem Händedruck ein Zwiegeſpräch anfingen, gingen die aufgeregten Meinungen der Andern immer lauter und ungeſtümer durcheinander. „Wir rücken nicht auf den Sammelplatz, erhob ſich eine Stimme; die Unteroffiziere ſollen zu den gnädigen Herren der Kriegskommiſſion gehen und in unſerm Namen einen andern Hauptmann verlangen, den wir kennen und zu dem wir Vertrauen haben können.“ — „Der hat recht, das iſt auch meine Meinung,“ rief es, bis ein Anderer — es war einer von denen, die geſtern Abend dem Judenbuben ſo übel mitgeſpielt — noch lauter ſchrie: „Nichts mehr von den gnädigen Herren, wir haben ſchon geſehen, wie ſie's mit uns meinen; wir wählen den Hauptmann ſelbſt, der uns gefällt, wir ſind jetzt Meiſter“ — und kaum war

dieſe Meinung ausgeſprochen, als ihr auch ſchon von allen Seiten mit lautem Geſchrei zugeſtimmt wurde. „So kann's nicht länger gehen, wenn wir nicht Schande erleben wollen, ſagte der Wachtmeiſter zum Belper-Fritz, indem er raſch auf eine Bank ſtieg, hilf mir, wenn's nöthig wird. — Hört, Kameraden, rief er, und fuhr dann, als ſich der Lärm gelegt in ernſtem Tone fort: Was würde wohl unſer ſeliger Hauptmann ſagen, wenn er uns jetzt ſehen könnte? Wollen wir ihm noch im Grabe Schande machen? War es nicht ſtets ſein erſtes Wort, Gehorſam ſei des Soldaten Pflicht? Und was hat er uns hier an dieſem Tiſche am Altjahrabend als ſein letztes Wort geſagt? — Zuerſt redlich unſere Pflicht gethan und dann das Recht begehrt! — Unſere Pflicht aber iſt es jetzt, denen zu gehorchen, die uns zum Befehlen beſtimmt ſind. Wir ziehen ſofort auf den Sammelplatz und vernehmen dort, was kommen und geſchehen ſoll."

Dieſen Worten folgte nur ein leiſes, halbbeſchämtes Gerede, und als der Belper-Fritz laut ſagte: „Ja, ſo würde unſer Hauptmann geſprochen haben — mir iſt's, ich hätt' in ſelbſt gehört," drängten die Kanoniere von allen Seiten heran, um dem Wachtmeiſter mit ſchweigendem Händereichen ihre Beiſtimmung auszudrücken. Bald ſchmetterte an der Stadtmauer herab der wohlbekannte Sammelruf einer Trompete und die Mannſchaft tummelte ſich raſch zum Aufbruche.

„Ich bin zwar des neuen Hauptmanns wegen nicht ganz deiner Meinung, ſagte der Belper-Fritz zum Wachtmeiſter, als ſie miteinander nach dem Sammelplatze die Stadt hinabgingen, die Sache kommt mir verdächtig genug vor; aber für einmal war dein Rath doch wohl das Beſte."

„Meine ganze Anſicht iſt auch nur die, erwiderte der Holliger-Chriſten, daß wir uns nichts vergeben und vorerſt unſere Pflicht thun; daneben ſollen wir freilich die Augen offen behalten — ſind wir ja doch auch keine Kinder mehr. Was ich aber

fragen wollte: habt ihr noch keine Nachrichten über Mädeli — deine Schweſter, mein' ich?"

„Nein — gar keine," antwortete Fritz leiſe.

Die Beiden kamen ſchweigend zur Kreuzgaſſe, wo ſich trotz der unfreundlichen Witterung ein dichtes Gedränge Neugieriger geſammelt hatte, um die einrückenden Kanoniere in Augenſchein zu nehmen. Der alte Lieutenant Jenni, ein durch ſeine Wohlbeleibtheit faſt unbehülflicher Mann, ſonſt ſeines Zeichens ein ehrbarer bürgerlicher Kürſchnermeiſter, ſaß bereits zu Pferde und bemühte ſich, die anlangende Mannſchaft in Reih und Glied aufzuſtellen; die bequeme Langſamkeit jedoch, mit der ſeinen Anordnungen Folge geleiſtet wurde, mußte wohl auch den Zuſchauern ein bedenkliches Zeugniß über das Anſehen ablegen, deſſen er trotz ſeines Eifers bei den Soldaten ſich zu erfreuen hatte. Aber auch drüben an der breiten Treppe des Rathhauſes, das mit ſeiner Fronte durch die kurze Seitengaſſe herüberſchaute, ſtanden drei geſattelte Pferde, nach denen ſich neugierig alle Blicke richteten, und nicht lange, ſo wurden dieſelben von drei Reitern beſtiegen, die in voller Uniform herantrabten. „Iſt das der neue Hauptmann?" fragte der Belper-Fritz leiſe den neben ihm ſtehenden Wachtmeiſter. „Ja, der iſt's, in der Mitte — zwiſchen dem Oberſten Stettler und meinem gnädigen Herrn," kam eben ſo leiſe die Antwort zurück, und im nämlichen Augenblick ertönte das heiſere Kommando des Lieutenants zum Ziehen und Präſentiren des Seitengewehres. Die Herren ritten langſam die Fronte hinunter, um wieder zurückkehrend der Mitte gegenüber Halt zu machen, während der Lieutenant, in ſichtlicher Verlegenheit, ſich anſtrengte, ſein ungefüges Pferd neben den Wachtmeiſter zu placiren, der ſtramm und ruhig am Ende des rechten Flügels ſtand. Der Oberſt v. Stettler ließ ſeine Blicke noch einmal über die Reihen laufen, ſchob dann die Schlaufe ſeines mächtigen Rohrſtockes, der ihm am rechten Arme hing

gemächlich gegen das Ellbogengelenke zurück, berührte mit der Hand den runden Hut, der wie eine ſchwarze gezackte Wolke über einer ſchneebedeckten Bergſpitze auf ſeinem Puderkopfe ſaß, und rief dann mit ſcharfer, weithin tönender Stimme: „Soldaten! Im Namen und Auftrag euerer gnädigen Herren und Obern ſtell' ich euch hier euern Hauptmann vor. Ihr kennt euere Pflicht. Vor Allem vergeßt nicht, daß er vor dem Feinde das Recht über Leben und Tod jedes Einzelnen hat, wonach ſich zu richten iſt.“ — Der Redner ließ die Schlaufe ſeines Rohrſtockes wieder genau zum rechten Handgelenke hervorgleiten und wendete das Pferd zum Davonreiten, während der Herr v. Holligen mißvergnügte Blicke nach ihm warf, in Verlegenheit mit ſich kämpfend, ob es beſſer ſei, dieſe ungeſchickte Rede durch einige herzliche Worte an die Mannſchaft ſogleich wieder gut zu machen, oder aber dieſes Geſchäft dem Hauptmanne ſelbſt zu überlaſſen. Da plötzlich erſcholl aus der hinten ſtehenden Menge der Ruf: „Wo iſt der alte Hauptmann — der König hingekommen?“ — Wie auf einen Schlag wendeten die Herren ihre Pferde, aber die Menge wendete ihre Köpfe ebenfalls rückwärts, als wäre der Ruf von der Straße heraufgekommen, wo doch keine Seele zu ſehen war. „Wer macht da Lärm?“ rief der Oberſt von Stettler, indem er ſeinen Rohrſtock hoch empor ſchwang; aber wie zur raſchen Antwort ertönte der Ruf von der entgegengeſetzten Seite: „Wo iſt der Hauptmann König?“ — Der Oberſt riß ſein Pferd nach dieſer Richtung herum, ſcharf auf die Menge einreitend und ihr zuherrſchend: „Ich will einmal ſehen, ob der Hallunke nicht zu finden iſt.“ Das Volk wich vor dieſem unerwarteten Anpralle auseinander, bis ein Knabe, der im Gedränge umgefallen und vor die Füße des Pferdes gerathen war, ſein Geſchrei erhob; aber jetzt erſcholl eine tiefe Stimme: „zurück da!“ und wie auf einen mächtigen Druck ſchloß ſich der Haufe wieder zuſammen, den Oberſten mit drohender Miene umgebend.

Er wollte verwundert, doch unerſchrocken, nach ſeinem Rohrſtocke greifen, als ihm der Herr v. Holligen zu Hülfe kam, der in freundlichem Tone rief: „Macht Platz da, ihr guten Leute, daß wir durch können.“ Im Augenblick war dieſen Worten Folge geleiſtet und die beiden Herren ritten wieder nach dem Rathhauſe zurück, der Oberſt v. Stettler mit offenbarem Widerſtreben und von dem ihm hart Flanke an Flanke reitenden Gefährten faſt mit Gewalt vorwärts geſchoben. „Um Gotteswillen, geht, geht — flüſterte der Herr v. Holligen, Euere unbedachtſame Hitze könnte Volk und Soldaten in Aufruhr verſetzen; vorwärts — ſag' ich.“ — „Das iſt's, da haben wir's, erwiderte der alte Soldat, ſich nur mühſam bemeiſternd, Ihr nöthigt der Canaille keinen Reſpekt auf und laßt ſie gewähren. Das wird mir endlich ſaubere Geſchichten abſetzen; aber meinetwegen — zum Teufel — ich komm' ja ſchon, quetſcht mir nur den linken Fuß nicht mit Euerem Thiere.“ An der Rathhaustreppe wäre der Herr v. Holligen gerne wieder zurückgekehrt, um mit freundlichen Worten den üblen Eindruck zu verwiſchen, welchen der Vorgang auf die Kanoniere hervorgebracht haben mochte; aber mit Vergnügen bemerkte er, daß ſich der Hauptmann mit ſeiner Mannſchaft bereits in Rapport geſetzt und ſich von jedem Einzelnen mit lauter Stimme den Namen nennen ließ.

In der That hatte ſich Herr v. Amiel mit großer Geiſtesgegenwart aus der augenblicklichen Verlegenheit gezogen und raſch in die Scene verſetzt. Die Sicherheit ſeines Auftretens würde auch ihre Wirkung nicht verfehlt haben, wäre ihm nicht eine ſo üble Stimmung entgegengeſtanden. Er ließ ſich indeſſen durch die argwöhniſchen Blicke, die ihm überall begegneten, nicht beirren, traf mit ſcheinbarer Ruhe ſeine Anordnungen und theilte den Soldaten mit, daß ſie noch einige Tage in der Stadt einquartirt würden. Während er ſich jedoch anſchickte, die weitern Befehle zu ertheilen, kam durch die Seitengaſſe vom Mün-

sterplatze her ein schwarzgekleideter Mann, der, in der Nähe der Soldaten stehen bleibend, mit feierlicher Stimme ausrief, daß morgen um 9 Uhr die Leiche der Mädeli Messer zur Erde bestattet werde. „Was sagt er?“ rief der Belper-Fritz erbleichend, und ohne eine Antwort abzuwarten stürzte er aus der Reihe, die Zuschauer durchbrechend, dem Ausrufer entgegen. Nach hastig mit demselben gewechselten Worten rannte er an seinen Kameraden vorüber dem Rathhause zu, kaum beachtend, daß Ruedi seinen Posten ebenfalls verlassen und ihm mit geflügelten Schritten nachfolgte. „Was soll das bedeuten? rief Herr v. Amiel zornig — warum laufen die Bursche davon?“ — „Herr Hauptmann, erwiderte der Wachtmeister bewegt, ich glaube, die Ausgerufene war die Schwester meines Nebenmannes.“

„Was geht das den Dienst an ohne Urlaubsbegehren, sagte der Hauptmann barsch; Ihr, Wachtmeister, nehmt sogleich vier Mann, sucht die Beiden auf und bringt sie in Arrest. Nach vollzogenem Befehl werdet Ihr mir in meiner Wohnung Rapport abstatten.“

Der Wachtmeister legte einen Augenblick die Hand vor die Augen; aber nach kurzem Besinnen trat er aus dem Gliede, kommandirte vier Mann, ihm zu folgen und marschirte auf dem nämlichen Wege mit ihnen ab, den der Belper-Fritz und Ruedi eingeschlagen hatten.

Obwohl der Eifer für die Einfangung ihrer Kameraden bei den Beauftragten kein allzuwarmer war und er dieselben unter Umständen zu wenig geeigneten Vollstreckern ihres Befehles gemacht haben würde, mußten sie doch bald an's Ziel gelangen. Nicht weit unterhalb des Rathhauses stand eine Gruppe Neugieriger auf der Straße, die verwundert nach einer niedrigen Hausthüre blickten, durch welche die flüchtigen Kanoniere verschwunden waren. Nach kurzer Anfrage folgte ihnen der Wachtmeister mit seinen Gefährten, und kaum in den dunkeln Haus-

gang getreten, diente ihnen auch schon die Stimme des Belper-Fritz zum Führer, der in herzerschütterndem Schmerzenstone den Namen seiner Schwester rief. „Daß Gott erbarm, sagte Christen, oben an der kleinen Treppe stehen bleibend, das wird uns eine schwere Arbeit werden; ich wollt fast lieber, ich hätt' den Auftrag rundweg abgeschlagen und die Folgen über mich ergehen lassen." — „Darum brauchen wir ihn auch nicht zu vollziehen, meinte einer der Kanoniere, wir sagen, es sei nichts zu finden gewesen. Der Fritz jammert ja da drinnen, daß einem das Herz brechen möchte." — „Nein, entgegnete der Wachtmeister, das würde nur den Kameraden und uns Schaden bringen; aber wartet hier vor der Thüre, ich will zuerst einzig nachsehen und mit ihnen sprechen."

Als Christen in die Stube getreten war, zog er mit dem ehrfurchtsvollen Schauer, die der Todte dem Lebenden einflößt, den Hut vom Haupte und näherte sich dem Bette, auf dem die zum letzten Gange geschmückte Leiche lag. Der Belper-Fritz hatte sie halb aufgerichtet mit beiden Armen umfaßt, unaufhörlich ihren Namen rufend, als müsse der erblichene Mund noch einmal Antwort geben, während Ruedi vorgebeugt, mit gefalteten Händen über das untere Bettende lehnte und, selbst todtenbleich, auf das todte Antlitz starrte. Es war immer noch schön und herzbewegend, dieses Antlitz, wenn auch die blauen Augen nicht mehr mit freundlich schalkhaftem Blicke sprachen und die weichen Wangen längst eingesunken waren, bevor der Tod den letzten Lebensschimmer auf ihnen auslöscht. „War Mädeli bei dir?" fragte Christen die Alte, die, über das plötzliche Erscheinen der Soldaten vor Angst zitternd, auf einem Stuhle saß, ist es hier gestorben?" — „Ja, Herr, antwortete sie jammernd, aber um Gotteswillen, laßt mir nichts geschehen; ich bin an Allem unschuldig und ich will Alles sagen, was ich weiß. Ich hab' auch schon heute früh zu seinen Eltern nach Belp geschickt und sie

können jeden Augenblick anlangen. O Herr, laßt mir nichts geſchehen, ich hab' Alles gethan für das arme Geſchöpf."

Sie war mit ihren Bitten und Klagen noch nicht zu Ende, als von dem abgeſendeten Boten geleitet die kummergebeugten Eltern eintraten, um im Tode wieder zu finden, was ſie im Leben mit fruchtloſer Sorge geſucht hatten; aber was das Leben verborgen, mußte nun auch der Tod offenbar machen. Nachdem der erſte Schmerz des traurigen Wiederſehens einer mildern Trauer gewichen, erzählte die Alte, wie und auf welche Weiſe Mädeli zu ihr gekommen, wie es ſelbſt fortwährend jede Benachrichtigung an die Seinigen beharrlich abgelehnt und ſich verborgen gehalten habe, und dann ſo unerwartet vom Tode überraſcht worden ſei. Nur über das arme Würmlein betheuerte ſie, keine Auskunft geben zu können, und wohin dasſelbe gekommen, möge einzig der Junker Dießbach wiſſen und der — Judenbube.

Belper-Fritz hatte der Erzählung ſchweigend zugehört und als er nun auch den Auftrag des Wachtmeiſters vernommen, ſagte er bloß: „Jetzt kann ich ſchon mit dir kommen, da Vater und Mutter das Letzte beſorgen mögen." Er ſchaute noch eine ſtumme Weile auf die todte Schweſter, deckte ein weißes Tüchlein über ihr Antlitz und folgte dann nach wortloſem Abſchiede von den Eltern mit Ruedi ſeinen Waffengefährten.

„Ich werde dem Hauptmann getreuen Bericht über das Vorgefallene abſtatten, ſagte der Wachtmeiſter wehmüthig, als ſie miteinander die Stadt hinaufſchritten, und hoffentlich wird er den Arreſt ſogleich aufheben — wenigſtens wenn er ein Herz im Leibe hat."

„Thu das nicht — heute noch nicht, erwiderte Belper-Fritz, ich bin jetzt lieber allein, als mit den Uebrigen zuſammen und Ruedi wird's wohl auch ſo ſein. O, wär' noch Eins gethan, möcht' ich am liebſten unterm Boden ſein." —

In der Kaſerne, wohin ſie gegangen, zeigte ſich indeſſen

ein Hinderniß für die Unterbringung der beiden Straffälligen. Alle Räumlichkeiten waren von der bereits garnisonirenden Infanterie in Beschlag genommen und der kommandirende Offizier verweigerte entschieden die Aufnahme der Ankömmlinge; dagegen gab er dem Wachtmeister eine Weisung an den Schließer des Marterthurmes, damit die beiden Arrestanten vorerst dort ein Nachtquartier beziehen könnten. Als sie an der Stadtmauer hingehend zum goldenen Rind kamen, meinte ein Mann der unfreiwilligen Eskorte, es wäre wohl kein Verbrechen, wenn sie vorher noch ein Glas Wein zusammen trinken würden. „Ich mag jetzt keinen Wein, sagte Belper-Fritz, kommt vorwärts.“ — „Aber eine Flasche wollt' ich doch für euch mitnehmen, entgegnete der Wachtmeister; die Nacht ist lang und schlafen werdet ihr allem Anschein nach auch nicht viel.“ — „Ich danke dir, erwiderte Ruedi, der bis jetzt noch keinen Laut von sich gegeben hatte; auch ich mag nicht trinken und hab' es wie Fritz, ich möcht am liebsten allein im Finstern und Stillen sein.“

Dieser Wunsch war nun bald erfüllt. Zwar brummte der Schließer des Marterthurmes, daß es sich wohl der Mühe lohnte, wenn er nicht andere Vögel als diese da zu hüten hätte; doch schloß er gleich neben dem schwer verriegelten Eingange ein dunkles Kämmerchen auf, in das die Arrestanten mit einem stummen Händedruck ihrer Gefährten eintraten. Die Eskorte schritt schweigend an der Mauer zurück, um am Christoffelthurme auseinanderzugehen, die Soldaten ihre Quartiere aufsuchend, der Wachtmeister, um seinen Rapport abzustatten.

Siebentes Capitel.

Mitternacht war bereits vorüber und die Stadt längſt zur Ruhe gegangen, als der Herr v. Holligen langſam die Spitalgaſſe hinaufritt, um nach einem mühevollen Tage ſich heimzubegeben. Durch die Stille tönte nur da und dort das „Werda“ einer Schildwache und auch vor dem Reiter her ließen ſich noch gleichmäßig auftretende Schritte vernehmen, die von einer Patrouille, einem auf- oder abziehenden Wachtpoſten herrühren mußten. „Das iſt endlich Krieg,“ ſagte der alte Herr, nach dieſen Lauten lauſchend leiſe, und unwillkührlich richtete er ſich ſtrammer im Sattel empor, während das Pferd, dem ſtärkern Flankendrucke gehorchend, einen kurzen Trab anſchlagen wollte. „Ruhig, Alterle, flüſterte der Reiter, dem Thiere über den ſchlanken Hals ſtreichelnd, die da droben am Thore brauchen uns für einmal noch nicht zu hören,“ und als wäre Befehl und Abſicht deutlich verſtanden worden, ſetzte der Huf ſofort wieder ſo leiſe auf das Pflaſter, als ging es über weichen Raſen dahin. Kaum aber vermochte der Oberſt die Umriſſe des ſchwarz in die Nacht aufſteigenden Thurmes zu erkennen, als ihm auch ſchon eine kräftige Stimme „Halt — werda“ entgegenrief und wie auf einen Schlag ein dämmernder Lichtſchein unter dem Thorbogen herausfiel. „Ah — gut Freund,“ antwortete der Angerufene über dieſe wohlgeordnete Wachſamkeit vergnügt; und die Stimme ſollt' ich wohl kennen — ſeid Ihr es, Herr Wachtmeiſter, Nachbar?“

„Zu Befehl, ich bin es, erwiderte ſalutirend der Wachtmeiſter; Ihr ſeid noch ſpät auf, gnädiger Herr.“

„Nicht ſpäter, als Ihr ſelbſt, guter Freund; aber was ſagen Eure Leute, daß der Hauptmann ſie ſchon in der erſten Nacht auf die Wache beordert?“

„Dafür ſind wir da; dagegen ſagt Keiner etwas, gnädiger Herr.“

„Brav, brav ſo; Ihr ſeid alſo zufrieden mit dem Tauſche, der neue Hauptmann gefällt Euch?“ —

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wie — was? fragte der Oberſt, ſein Pferd näher heranlenkend, leiſer, wie ſoll ich Euch verſtehen?“

„Nicht ſchlimmer, als ich's meine, gnädiger Herr, erwiderte der Wachtmeiſter ruhig; unſere Leute waren an den frühern Hauptmann gewöhnt, wie er an uns, und wir Alle können ihn nicht ſo leicht vergeſſen.“

„Nun, wenn's weiter nichts iſt, Freund, ſo wird ſich das bald geben; mit der Zeit kommt die Gewohnheit.“

„Um die volle Wahrheit zu ſagen, fuhr der Wachtmeiſter fort, es hat böſes Blut gemacht, daß heute ſchon zwei unſerer Kameraden in Arreſt geſchickt wurden, da wir kaum angekommen waren.“

„Ich habe davon gehört — ſie hatten aber gefehlt, und Ihr ſelbſt habt ſie bereitwillig in Arreſt geführt. Das war brav von Euch, Nachbar.“

„Ich hab' nur meinen Befehl vollzogen, gnädiger Herr; aber morgen wird dem Einen die Schweſter begraben, die er lange vor dem Tode nicht mehr geſehen hat. Er wär' nun doch ſo gerne zur Leiche gegangen und kann jetzt nicht. Der Hauptmann befiehlt, daß Beide ihre vollen vierundzwanzig Stunden abzuſitzen haben, und das finden unſere Leute hart, ſehr hart — gnädiger Herr.“

„Weiß Euer Hauptmann von dem Leichenbegängniß?"

„Ich hab's ihm erzählt; aber er ſagt, der Befehl ſei gegeben und müſſe vollzogen werden."

„Pah, machte der Herr v. Holligen, langſam mit der Hand über das Geſicht fahrend, da hat er freilich recht. Wir ſind im Dienſt und der Krieg iſt hart, guter Freund. Wer weiß, wie Mancher von uns bald draußen auf dem Felde liegen und ſein nächſter Kamerad ſich nicht einmal Zeit nehmen wird, ihm die Augen zuzudrücken! Führt das Euern Leuten recht zu Gemüth und laßt nicht ab, Eure Pflicht zu thun. Ihr ſeid brav und verſtändig dazu — es ſoll Euch nicht gereuen." —

Der Schloßherr hatte dieſe Worte mit warmem, faſt väterlich ermahnendem Tone geſprochen. Er beugte ſich herab, um ſeinem Lehensmann die Hand zu reichen und ritt darauf in ſchärferm Trabe mit einem freundlichen „Gute Nacht" zum Thore hinaus.

Aber draußen ging das Pferd bald wieder ſeinen langſamen leiſen Gang, da der Reiter nachläßig ihm die Zügel auf den Hals herabgleiten ließ. Er achtete nicht auf das unheimliche Wehen, das ſtoßweiſe durch die blätterloſen Bäume am Wege ſtrich, noch ſchaute er hinauf zum ſternenloſen Himmel, an dem tief herabhängende Wolken dahinzogen; mit vorwärts geſenktem Haupte achtete und ſchaute er nur auf die Gedanken, die ebenſo wirr und dunkel wie Regenwolken in ihm auf- und niederſtiegen. Und ſchwere Gedanken mußten das wohl ſein, die dieſes ſonſt ſo ſtolze Haupt zu beugen vermochten. „Dießmal hatte mein alter Freund v. Stettler recht, ſagte er in langſamen unterbrochenen Worten, wie aus einem Traume ſprechend; man hätte die Sache ſchneller beendigen, ihn früher bei Seite ſchaffen ſollen. Das kleinſte Ungefähr könnte jetzt unſerem Anſehen Schaden — dem Herrn Amiel für alle ſeine Verdienſte nur Gefahr und Verderben bringen. Wie der Müller geſprochen hat —

ehrerbietig, und doch ſo ſicher, als hätt' er jedes Wort längſt überlegt, zum Voraus überdacht und gemeſſen. — — Bah, machte der Gedankenvolle, den Kopf ſchüttelnd und ſich wieder höher aufrichtend, das iſt ſchon die Wirkung des Soldatenkleides, es ſtärkt und hebt das Selbſtbewußtſein — iſt ja gerade das die Hauptſache. Und doch, fuhr er nach einer Weile fort, indem ſich das Antlitz wieder tiefer ſenkte, doch könnt' ich zu einem Bluturtheile nicht ſtimmen; 's iſt beſſer ſo — verdient hat er's zwar um mein Haus nicht. Micheli du Creſt — wie oft hat er mit Eifer von ihm geſprochen — es muß ihm geahnt haben, der unſelig Undankbare! Das Pferd ließ ein leiſes Wiehern hören und begann einen lebhaftern Schritt. „Ah, Alterchen, ſagte der Reiter, die Zügel wieder aufnehmend, du riechſt die Krippe — nun ja, bin ich doch ſelbſt müde. Und in Adelaidens Zimmer brennt auch noch Licht. Ich wollt', der Morgen wär' ſchon vorbei." Er ließ dem Pferde den Willen, das in verſchärftem Laufe bald den Schloßhof erreicht hatte. — Der Oberſt ging leiſe, wie bei jeder nächtlichen Heimkehr ſeit dem Neujahrstage, nach ſeinen Gemächern hinauf, aber nicht leiſe genug, daß ein bang lauſchendes Ohr nicht jeden ſeiner Schritte gezählt hätte. Als er endlich in ſein Zimmer getreten und das ſchlürfende Geräuſch des entlaſſenen Dieners durch den Gang verhallt war, ergriff Adelaide den ſchon tief herabgebrannten Leuchter und ging entſchloſſen ihrer Thüre zu; aber ſchon als ſie die Hand auf die Klinke gelegt, blieb ſie wieder zögernd ſtehen und das bewegliche Zittern des Lichtes in ihrer Rechten bewies zur Genüge, welch ſchwerer Kampf in ihrer Seele durchgeſtritten wurde. „Nein, ich trag' es nicht mehr länger, ſagte ſie nach einigem Beſinnen laut, wie um ſich ſelbſt Muth einzuſprechen, lieber das größte Elend, als dieſe Qual peinvoller Ungewißheit." Die Thüre öffnete ſich, aber der immer wieder zögernde, leis auftretende Fuß, mit dem ſie nach dem Gemache des Vaters

ging, ſchien ein fortwährendes Hemmniß vor die Ausführung des einmal gefaßten Entſchluſſes hinwälzen zu wollen.

Und in Wahrheit mußte die Qual unerträglich geworden ſein, welche das Fräulein zu dieſem mitternächtlichen Gange bewegen konnte. In der erſten Stunde, da der Junker v. Dießbach ihr den Hoffnungsſchimmer gezeigt, daß Derjenige, den ſie als todt beweint noch unter den Lebenden weile, hätte ſie dieſen Troſt nicht um ihr Seelenheil dahingegeben. All' ihre Lebenskeime begannen ſich emporzurichten, wie ein froſtgeknicktes Frühblumenbeet, über das die ſiegreiche Sonne wieder ihr Goldnetz breitet; ſie ſchoſſen in die Höhe wie ſchwanke Blüthenſtengel, deren junges Mark ſich endlich doch wieder unter der Laſt der duftigen Krone zurückbeugen muß, denn ach, nur zu bald entſchwand jene duldende Kraft, welche Verzichten und Entſagen dem Menſchenherzen verleihen, und was eben noch ſüßeſter Troſt geweſen, wurde in unruhvollſte Pein verkehrt. Der milde Engel, der neben jedem Sarge ſteht und das weinende Auge des Zurückbleibenden mit geheimnißvollem Finger nach den unveränderlichen Sternen lenkt, war entflohen und an ſeine Stelle der Genius des Lebens getreten, der Luſt und Leid des Daſeins in tauſend drängenden, verwehenden Bildern dem Blicke vorübergleiten läßt. Nun kann noch Alles, Alles wieder gut und froh werden, wenn er nur lebt, wenn ich ihn nur noch einmal ſehen und ihm mein Blick ſagen kann, daß ich auf ewig ſein gehöre, hatte ihr eine innere Stimme zugerufen, als der Junker von ihr gegangen war; aber zu der glückſeligen Bilderſchaar, die ſich an dieſe Tröſtung ſchloß, trat alsgemach der dunkle Zweifel heran mit der bangen Frange: Was thuſt und willſt du, thörichtes Herz? Wie und wo lebt er? Iſt ſein Leben nicht bloß aufgeſpart, um erſt noch den letzten Schmerz zu tragen, den du ſchon überwunden glaubteſt? Oder hat dir nicht nur gar eine mitleidige Täuſchung geſagt, daß er noch am Leben ſei? —

Das Menſchenherz iſt ſtark und vermag eine ſchwere Laſt zu tragen, die es ſich als unvermeidlich auferlegt erkannt; aber die Ruheloſigkeit des Zweifels, der bange Wechſel zwiſchen Furcht und Hoffnung knickt ſeine letzten Stützen zuſammen. Adelaide hatte nach peinvoll durchwachter Nacht ſchon zur Mittagszeit nach Vetter v. Dießbach geſchickt und, um Argwohn zu vermeiden, die alte Müllerin als Botin gewählt; aber der Junker war ſeit geſtern nicht nach Hauſe gekommen, vermuthlich ſei er mit Freunden auf eine entferntere Jagdpartie gegangen. Der Nachmittag ſchlich dahin, ohne daß der Erſehnte ſich zeigte und als endlich die Nacht mit ihrer gedankenbrütenden Stille wieder gekommen war, reifte die Verzweiflung in der Seele des Fräuleins den Entſchluß, den Vater ſelbſt um Vertrauen und Aufklärung anzugehen.

Der Oberſt war nicht wenig überraſcht, als er ſeine Tochter zu ſo ungewöhnlicher Zeit noch in vollem Anzuge, wie ſie den Tag über ihren Vetter erwartet, in ſein Zimmer treten ſah. Das ſchwarze Seidenkleid, das ihre hohe Geſtalt wie ein Trauergewand einhüllte, hob in dem ungewiſſen Lichtſcheine die erſchreckende Bläße ihres Antlitzes noch mehr hervor, während doch Blick und Haltung eher eine auffordernde Anklägerin, als ein reuevoll bittendes Kind erwarten ließen. Hätte der Vater geahnt, mit welch mühevoller Anſtrengung die Tochter dieſe Ruhe erkämpfte und wie ſie noch vor ſeiner Thüre mit ſich gerungen, ob ſie ihm nicht lieber mit flehender Bitte um den Hals fallen ſolle, ſo würde er wohl nicht die Verlegenheit gezeigt haben, die ihr geſtattete, ihren Muth auf's Neue zu ſammeln; aber die Vorgänge des Abends und die verborgenen Gedanken, die er in ſich trug, hatten ſchon vorher die Stützen ſeiner Sicherheit und gewohnten Würde wankend gemacht. So blickte er ſie zweifelnd an, bis ſie ihren Leuchter ſchweigend auf den Kamin-

ſims geſtellt und dann ſcheinbar ruhig ſagte! „Verzeiht, Vater, daß ich ſo ſpät noch zu Euch komme; ich muß Euch ſprechen.“

„Spät wohl, erwiderte der Oberſt mit unſicherer Stimme, doch wollt' ich ſelbſt morgen vor meinem Fortgehen dich rufen laſſen — ich glaubte du ſchliefeſt ſchon. Ich habe dir ebenfalls dich betreffende Mittheilungen zu machen.“

„Endlich doch, lieber Vater, fiel Adelaide mit flehenden Worten ein, indem ſie die Hände wie bittend und dankend zugleich emporhob, ach, ich dacht' es wohl, Ihr könntet nicht länger ſo hart gegen Euer Kind ſein. Ach, wüßtet Ihr, was ich die Zeit her gelitten habe! Lebt er noch? Wo iſt er denn? O ſprecht Vater und wendet Euch nicht zornig ab von mir; ich will Euer gehorſames Kind ſein, wie immer, wenn er nur lebt und ihm keine Gefahr mehr droht.“

„Von wem ſprichſt du denn, thörichtes Mädchen? rief der Oberſt aufſtehend, träumſt du? Von wem willſt du Nachricht haben?“

„Von wem anders, als von ihm? antwortete Adelaide leiſe, vom Schickſal des Hauptmanns — Vater!“

„Von dem Hauptmann, ſchrie er, indem ihm die plötzliche Röthe des Zornes über die Stirne flog, von dem Hochverräther will das Fräulein von Holligen ſo angelegentlich Nachricht haben?“ —

„Hochverräther? ſagte Adelaide langſam, indem ſie ſich mit der Linken auf das Kamingeſims ſtützte und die Rechte über die Augen legte — ja, Vater, wenn der Hauptmann König ein Hochverräther iſt — von ihm müßt Ihr mir Nachricht geben.“

„Ich muß? entgegnete der Oberſt, heftig und hart an ſeine Tochter herantretend, ich muß — meinſt du?“ Als er aber in die entſchloſſenen, wenn auch trüben Augen ſchaute, die ihm aus dem bleichen Geſichte entgegenblickten, wendete er ſich wieder ab, um heftig das Zimmer auf- und niederzugehen.

„Ich bitt' Euch, Vater — Euer Kind fleht darum," ſagte Adelaide nach einer Weile tonlos.

„Wer ſagt dir aber, daß ich etwas wiſſe und dir mittheilen könne? fragte er ſtehenbleibend, was ſoll ich mich um das Loos eines Aufwieglers kümmern, der ſo ſchmählich mein Vertrauen betrogen?"

„Ob er iſt, was Ihr ſagt, weiß ich nicht, erwiderte Adelaide, die unbeweglich wie eine Marmorſäule da ſtand, daß Ihr aber mehr wißt, geſteht Ihr ſelbſt, Vater; im weitern verlangt Ihr nicht, daß Eure Tochter ein gegebenes Verſprechen breche."

„Hätteſt du dich immer ſo ſicher als die Tochter deines Vaters gefühlt, Adelaide."

„Gott ſieht in mein Herz, antwortete ſie, ob je ein Gedanke drin geweſen, der Euerer Ehre nahe treten konnte; aber wenn ich auch geirrt haben ſollte — erfüllt meine Bitte, und Ihr werdet den Namen des Unglücklichen nie mehr aus meinem Munde vernehmen."

„Verſprichſt du das, Adelaide?"

„Ich verſprech' es Euch, Vater."

Der Oberſt ließ ſich langſam in einen Lehnſtuhl nieder und ſtützte die Stirn in die hohle Hand als müßt' er, gedankenmüde, Erinnerungen und Worte ſammeln. Nach einer ſtummen Weile, in der Adelaidens Blicke mit fieberhafter Gluth an ihm gehangen, begann er: „Du haſt mir dein Verſprechen gegeben, ſo höre denn, was dir die Erfüllung desſelben hoffentlich leicht genug machen wird. Wir hatten ſchon lange Spuren, daß alle unſere Vorkehren und ſelbſt unſere geheimſten Rathſchläge dem Feinde zur Kenntniß kamen; alle Wachſamkeit war umſonſt, bis endlich der unermüdliche Eifer und die weitreichenden Verbindungen eines vielgeprüften Mannes den Verräther entdeckt haben. Und an dieſen haſt du in unglückſeliger Verblendung dein Herz

weggeworfen — der größte Schmerz, der deinen Vater treffen konnte."

„Das ſollte er wirklich gethan haben, fragte Adelaide leiſe, bei all' ſeiner unvorſichtigen Offenheit, trotz ſeiner warmen Vaterlandsliebe?"

„Gerade das war die Maske, fuhr der Oberſt bitter fort, hinter der er ſein ſchändliches Thun ſo lange verbergen konnte. Endlich, wenn auch ſpät, mußte ſie fallen und wenigſtens hat er ſich noch die letzte Schmach der Feigheit erſpart. Ohne Zwang und Folter hat er geſtanden, daß er ſeit Jahren mit unſerem Erbfeinde Laharpe in vertrauter Verbindung geſtanden und ſelbſt zugegeben, wie er noch am letzten Abend vor ſeiner Verhaftung durch aufwiegleriſche Reden Mißtrauen gegen die Obrigkeit in die argloſen Gemüther ſeiner Soldaten zu pflanzen verſucht habe."

„Er muß alſo ſterben?" fragte Adelaide dumpf.

„Du ſollſt nun Alles wiſſen, entgegnete der Oberſt nach einer Pauſe und wenn es auch meine eigene Schwäche betrifft. Eine öffentliche Hinrichtung wäre unter gegenwärtigen Umſtänden weder rathſam, noch thunlich; gegen eine geheime ſträubten ſich mehrere Mitglieder der zum Urtheile berufenen Kommiſſion und ich ſelbſt — ich konnte trotz aller Geſetzesgründe nicht zum Tode eines Menſchen ſtimmen, der ſo oft an meinem Tiſche geſeſſen. So hat meine Stimme den Ausſchlag gegeben — es iſt kaum eine Stunde her."

Das Fräulein, das jedes dieſer bedächtig geſprochenen Worte mit athemloſer Angſt aufgefangen hatte, machte, die Arme ausbreitend eine Bewegung, als ob ſie ihrem Vater zu Füßen ſtürzen wolle; dieſer aber ſtreckte ihr abwehrend die Rechte entgegen und ſagte ſtreng: „Adelaide — zwinge mich nicht, daß ich jetzt ſchon bereuen muß, was ich gethan habe. Uebrigens wer weiß, ob er den Tod dem ihm beſtimmten Looſe nicht vorgezogen ha-

ben würde. Erinnerſt du dich noch, was er einſt von dem Genfer Rebellen Micheli du Creſt ſagte?“ —

„Ich erinnere mich, erwiderte Adelaide kaum hörbar; er meinte, die herrſchende Gewalt habe ſich durch die lebenslängliche Einkerkerung des geiſtvollen Denkers und Schriftſtellers mit einem unauslöſchlichen Brandmal befleckt.“

„Du haſt ein treues Gedächtniß, fuhr der Oberſt fort; ja, ſo etwas wagte er uns in's Geſicht zu behaupten, da wir nachſichtig genug ſeine Anſichten als die Ausgeburten einer harmloſen Künſtlerphantaſie hingehen ließen. Nun mag er erfahren, daß die Gerechtigkeit den Aufrührer und Verräther noch ebenſo ſicher wie vor fünfzig Jahren zu treffen weiß. Nächſter Tage wird er auf die nämliche Feſtung Aarburg gebracht, in der ſein Vorgänger du Creſt unſchädlich gemacht wurde, und lebend ſoll er ſie nie mehr verlaſſen.“

Adelaide ſtützte beide Hände auf das Kaminſims; ein heftiges Zittern ging durch ihre Glieder, daß ſie meinte, zuſammenſinken zu müſſen; bald aber ergriff ſie ihren Leuchter und ſchickte ſich mit einem leiſen „ich danke Euch, Vater,“ zum Gehen an.

„Noch ein Wort, ſagte der Oberſt, ſich erhebend, wenn morgen oder ſonſt dieſer Tage Herr v. Amiel vorſprechen ſollte, ſo wirſt du ihn auch während meiner Abweſenheit freundlich aufnehmen.“

„Herr v. Amiel? fragte das Fräulein zögernd, indem eine raſche Röthe über ihr Antlitz glitt; ich wäre gerne noch einige Tage allein geblieben — ich fühle mich ſo unwohl Vater.“

„Die Tage ſind koſtbar gegenwärtig, entgegnete der Oberſt nachdrücklich; Herr v. Amiel wird bald in's Feld rücken und du haſt nun meine Weiſung gehört, Adelaide. Im Uebrigen wirſt du, wie bisher, einſtweilen das Haus nicht verlaſſen.“

„Wie Ihr befehlt, Vater,“ ſagte ſie die Thüre öffnend, und nochmals — ich danke Euch.“

Als Adelaide ihr Zimmer erreicht, ſank ſie auf den Teppich nieder, ohne einen Verſuch, ſich wieder zu erheben, zu machen. Ihre Lebenskräfte waren erſchöpft und das Bewußtſein verlor ſich in ein traumhaftes Dämmern, aus dem keine deutliche Vorſtellung, keine Empfindung von Freud oder Leid, Hoffnung oder Furcht aufzutauchen vermochte. So lag ſie noch, als ſchon der Tag durch die verhängten Fenſter brach und erſt als vom Hof herauf kräftiger Hufſchlag ertönte, ſchrack ſie, wie aus einem ſchweren Traume erwachend, zuſammen und begann ſich aufzurichten. Als ſie an's Fenſter getreten, ſah ſie den Vater bereits in ſcharfem Trabe zur Straße hinausreiten. Sie blickte ihm düſter ſinnend nach, wie er ſtolz und ſicher das Pferd regierte, bis er hinter dem Hügel verſchwunden war. Dann rief ſie mit lauter Stimme, die Hand wie zu einem Befehle ausſtreckend während ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Hoheit und Entſchloſſenheit über ihre feinen Züge aufſtrahlte: „Nun rüſte und wehre auch du dich, Adelaide von Holligen; der Kampf iſt ausgebrochen und der Siegerpreis gilt Glück und Unſchuld über Lüge und Verblendung.“ —

Achtes Capitel.

Adelaidens reine Seele vermochte einem Zweifel an der Schuldloſigkeit des Hauptmanns ſo wenig Raum zu geben, als die Sonne ihr eigen Licht auszulöſchen vermag. Hatte ſie ſich ſeit dem Beſuche des Junkers v. Dießbach nur die bange Frage

geſtellt: lebt er noch oder iſt er ſchon hinübergegangen — ſo kam ihr jetzt, da ſie wußte, weſſen er angeklagt und wofür er litt, ſein Schickſal als ein höhnender Frevel vor, der an ihr ſelbſt begangen worden, und hätte der Oberſt ahnen können, welche Wirkung ſein Vertrauen auf die Tochter hervorbringen mußte, er würde ſich wohl gehütet haben, es ihr dießmal ſo nutzlos für ſeine Abſichten zuzuwenden. Selbſt die milde Rückſicht, die er nach ſeiner Meinung für den Verurtheilten hatte vorwalten laſſen und für die er ſo zuverſichtlich auf ihre Dankbarkeit gerechnet, erfüllte ſie nur mit erhöhter Bitterkeit. „Ja, wehre dich, ſagte ſie nochmal laut vor ſich hin; wenn ſelbſt dein Vater in ſeiner Verblendung mithilft, den Schuldloſen lebendig in das Grab zu werfen, ſo bleibt dir nur noch eine Pflicht zu erfüllen. Aber wie? fuhr ſie nach einer Weile, die Hand an die Stirne legend, leiſe fort, wie ſoll ich helfen und was kann ich Arme gegen die herzloſe Gewalt der Mächtigen und die Argliſt der Verworfenen thun? Amiel, Amiel — ich erkenne dich! — O Gott, zeige mir ein Licht, das aus dieſem Dunkel führt.“

Sie ſtützte ſich geſenkten Hauptes auf einen Lehnſtuhl und ſchon wollte das erdrückende Gefühl unmächtiger Hülfloſigkeit über ſie kommen, als ſie raſch ſich wieder erhob und mit feſter Stimme ſagte: „Jetzt iſt keine Zeit zu nutzloſem Jammern — hilf dir ſelbſt und Gott wird dir helfen.“ Gedankenvoll, bald langſam, bald haſtigen Schrittes ging ſie das Gemach auf und nieder, den Diener, der nach ihren Befehlen zu fragen kam, nur mit einer achtloſen Handbewegung abweiſend; aber all' die Plane, die in ihrer Seele auftauchen wollten, mußten bald wieder in ſich ſelbſt zerfallen, wie ſpringende Blaſen, die der ſprudelnde Quell als raſch verſchwindende Bilder auf die Oberfläche emportreibt. Manchmal kam ihr die Reue, daß ſie den Vater nicht über dieß und das um nähere Auskunft gefragt — wußte ſie ja nicht einmal, wo Rudolf zur Stunde gefangen gehalten

wurde; aber dagegen sprach dann wieder die Einsicht, wie leicht eine solche Frage den Alles hemmenden Verdacht auf sie hätte lenken können. Und würde sie auch mehr gewußt haben — wo blieb die helfende Hand, die sich ihrer einsamen Noth darbieten wollte? Nur mit bitterem Vorwurfe konnte sie des Junkers von Dießbach gedenken, der, wie sie glaubte, sorglosem Vergnügen nachging, während sein einstiger Lebensretter hülflos dahinschmachtete. Ach, mit allzuspäter Reue mußte sie sich nun selbst vorwerfen, wie gering sie in ihrem Glücke den Verlust eines treuegeweihten Herzens geachtet! Als ihr kaum vor Monatsfrist die ergebene und kluge Begleiterin gestorben, die schon ihre ersten Kinderschritte behütet, hatte Adelaide bei aller Theilnahme doch nie bedacht, daß das Leben dem einzelnen Menschen nimmermehr ganz zu ersetzen vermag, was ihm der Tod im Großen oder Kleinen einmal dahingenommen; aber vergeblich war nun die Wehmuth mit der die Erinnerung die Geschiedene zurückersehnte. Die übrigen Bedienten des Hauses waren, wie sehr sie ihrer gütigen Herrin ergeben sein mochten, mit zu strenger Ehrfurcht an ihren Gebieter gewöhnt, als daß in sie das nöthige Vertrauen verschwiegener Beihülfe hätte gesetzt werden können, auch wenn das feinere Gefühl dem Fräulein nicht sonst schon gewehrt haben würde, auf dieser Seite Rath und Beistand zu suchen.

Als Adelaide so zweifelnd und in sich ringend an das Fenster trat, sah sie die Müllerin über den Schloßhof hereinkommen und wie von einem leuchtenden Strahle plötzlich erhellt, rief sie laut: „Ich hab' es — ich hab's gefunden; hat er ja selbst Heil und Rettung für Alle stets nur von der aufopfernden Liebe und Treue des Volkes erwartet." —

Es verfloß wohl eine Stunde, bevor die Müllerin das Schloß verlassend wieder durch die Allee hinaus nach ihrer Wohnung hinüberging; aber in dieser kurzen Frist schien sich die

Frau verjüngt zu haben und faſt um Kopfeslänge größer geworden zu ſein. Ihre immer noch ſtattliche Geſtalt ſchritt höher aufgerichtet dahin und aus ihren Augen blinkte etwas, das muthigen Stolz und Selbſtvertrauen verkündete. Zu Haus ertheilte ſie an Knecht und Magd beſtimmte Befehle für den Fall, daß ſie vor Abend nicht zurückkehren würde und begab ſich dann unverweilt auf den Weg dem Bache entlang der Stadt zu. „Was die Meiſterin nur Wichtiges haben mag, ſagte die Magd, der Davongehenden nachblickend; ſie macht ja ein Geſicht, als wollte ſie ſelbſt in den Krieg gehen.“ — „Oh, an Courage thät's der nicht fehlen, meinte der Knecht; die würd's noch mit Manchem aufnehmen, der Hoſen trägt, wenn's drauf ankäm'.“

Und der Knecht, der ſo viele Jahre in der Mühle gelebt, mochte wiſſen, was er ſagte. Die Müllerin war eine Frau, die bei aller milden Gutmüthigkeit ihres Weſens das Herz auf dem rechten Flecke trug. Nach dem frühen Tode ihres Mannes hatte ſie ſelbſt mit Meiſterhand das Geſchäft geführt und unter Umſtänden war's ihr auch nicht darauf angekommen, mit Roß und Wagen ſtundenweit über Land zu fahren. Seit ihr „Büebel“, denn ſo nannte ſie noch immer den ſechs wohlgemeſſene Fuß hohen Wachtmeiſter, herangewachſen war, hatte ſie zwar dieſem ſolche Arbeit überlaſſen, aber wo es ſein mußte, wußte ſie ſtets noch handlich zuzugreifen. So hatte ſie auch geſtern weder ſich ſelbſt, noch dem Sohne das Scheiden durch Jammern und Klagen ſchwer gemacht. „Geh' du nur und halt' dich brav, Chriſti, ſagte ſie dem jungen Soldaten, und für das Uebrige wollen wir Gott ſorgen laſſen.“ Als ſie jetzt raſchen Ganges an das Stadtthor gekommen, rief ihr eine kräftige Stimme entgegen: „Ei ſeht da, Frau Müllerin — habt Ihr ſchon Heimweh nach Euerem Söhnlein? Ja, ja, kann mir's denken, daß Euch der Herzkäfer fehlt!“ — „Heimweh grad nicht, Herr Wacker, erwiderte ruhig die Müllerin; doch hab' ich etwas Dringendes zu ſprechen mit

meinem Chriſti. Könnt' Ihr mir ſagen, wo ich ihn finde?" — „Die Kompagnie hat dieſen Morgen Appel an der Kreuzgaſſe, berichtete der Aidemajor; dort werdet Ihr ihn antreffen."

Als aber die Müllerin kaum an den bezeichneten Ort gelangt war, trat ihr unerwartet ein Anblick entgegen, der auch ihre ſonſt ſo unerſchrockene Seele ergreifen mußte. Am Rathhauſe herauf bog durch die Seitengaſſe ſtill und feierlich ein Leichenzug heran, der allem Anſchein nach einem Soldaten die letzte Ehre gab. Der ſchmuckloſe Sarg wurde von ſechs Kanonieren getragen, an deren Spitze geſenkten Antlitzes der Wachtmeiſter dahinſchritt, ohne ſeine Mutter zu bemerken. Hinter den Trägern ging ſchluchzend ein alter Mann in bäuerlicher Kutte, dem in langem Zug, je Zwei zu Zwei, die ganze Kompagnie folgte. „Lieber Himmel, fragte die Müllerin einen neben ihr Stehenden, iſt denn ſchon einer von den Kanonieren geſtorben — hat's vielleicht ſchon ein Unglück gegeben?"

„Ich weiß es nicht, erwiderte der Angeredete, ſonderbar iſt's ſchon, ſonſt legt man einem Soldaten etwa Hut und Seitengewehr auf den Sarg und die Offiziere gehen mit zur Begräbniß; aber von denen iſt ja auch keiner dabei." — „O das glaub' ich, das glaub' ich, fiel eine heiſere Weiberſtimme ein, und das Seitengewehr möcht' ich ſehen, das man der mitgeben könnt'. Es iſt auch nur eine — nun, ich weiß wohl was für eine Perſon, die bei der Gremplerin unterm Rathhaus gewohnt hat; aber eine rechte Schand iſt's ſchon für die Soldatenleut', daß ſie mitgeben." — „Da lügſt du, entgegnete raſch die Müllerin, dem Weibe zornig und verächtlich zugleich in das braune, magere Geſicht ſchauend; ja, wenn dein Mann, der Judenbub, dabei wär', könnt' ich von der Todten glauben, was du ſagſt." — „Oh, oh, keifte die Andere, während ſie unwillkührlich vor ihrer drohend aufgerichteten Gegnerin zurückwich, meinſt etwa, weil dein Wachtmeiſter mitgeht, ſei die Sach' beſſer als ſie iſt?

Wart' nur, wirſt ſchon ſehen, was der Hauptmann dazu ſagt, wenn er's vernimmt. Und was ſich ſchickt, brauch ich nicht von dir zu lernen, daß du's weißt."

Die Müllerin hatte keine Luſt, mit dem Weibe einen Straſſenzank anzuheben und ſchickte ſich an, dem die Straße abwärts ſchreitenden Leichenzuge zu folgen, als von der entgegengeſetzten Seite ſich Pferdegetrappel vernehmen ließ. — „Da haſt's, rief die Judenbübin ſchadenfroh, da kommen die Herren Offiziere, der Hauptmann und Lieutenant, grad wie gerufen." — Und in der That ſchwenkten die Beiden im Trabe auf den Platz herein. Herr v. Amiel ſchaute verwundert umher und als er die Straße abwärts den Leichenzug erblickte, rief er haſtig: „Was iſt das, Herr Lieutenant — ſind das nicht unſere Leute, die dort hinabmarſchiren?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, puſtete der Gefragte; die Hand über die nachſchauenden Augen legend — blau-roth etcätera; die müſſen den Rapell vergeſſen haben, rein vergeſſen."

„Ihr reitet ihnen nach, mit der Ordre, augenblicklich zurückzukehren, befahl der Hauptmann; bei ſtrengſter Strafe — verſteht Ihr?"

„Zu Befehl, zu Befehl, erwiderte der Lieutenant, ſein Thier in Bewegung ſetzend, werd's ihnen ſagen, den Dummköpfen etcätera."

„Na, na, was meinſt jetzt, höhnte die Judenbübin, wird dein Wachtmeiſterle noch weit ſpringen? He, der Hauptmann iſt kein Mehlſackträger; der verſteht das Mückenaustreiben — hochmüthiges Pack, das ihr ſeid! —"

Statt einer Antwort auf dieſen erneuten Angriff begnügte ſich die Müllerin, auf die andere Seite der Straße zu gehen, von wo ſie mit unverwandten Blicken dem Lieutenant nachſchaute. Er ritt, nachdem er die langſame Schaar bald eingeholt, den Säbel ziehend an der Spitze des Zuges und chien

dort unter lebhaften Geſtikulationen ſeine Befehle ausrichten; aber kaum einen merklichen Augenblick kam das Trauergeleite in's Stocken, um ſich ſofort wieder in ſeinem feierlichen Gange vorwärts zu bewegen. Der Lieutenant ritt der Reihe entlang auf und nieder, da und dort anhaltend und mit dem Säbel in der Luft herum fechtend; vergeblich. Schon waren die Sargträger um die Ecke beugend in die abwärts lenkende Stalden-ſtraße verſchwunden und nach einer Minute blieb nur noch der Lieutenant ſichtbar, der in unbehülflicher Verlegenheit bald dem Zuge nachſchaute, bald zum Hauptmann heraufblickte. Dieſer winkte ihm mit dem Degen zurückzukommen und rief ihn ſchon von Weitem an: „Was iſt's? Warum haben die Burſche nicht Ordre parirt?“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann, antwortete der Lieutenant, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchend, 's hat keiner das Maul aufgethan; einzig der Wachtmeiſter erklärte, ſie werden auf dem Platze erſcheinen, ſobald der Sarg an das Grab geleitet ſei, etcätera.“ Der Hauptmann biß erbleichend die Lippen zuſammen und ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein, daß es ſich einen Augenblick wiehernd aufbäumte und dann mit mächtigem Satze, wie ein abgeſchnellter Bolzen, vorwärts ſchoß; aber nach wenigen Schritten riß der Reiter das feurige Thier wieder herum und rief dem Lieutenant zu, bis zu ſeiner Rückker zur Stelle zu bleiben. Er ſelbſt ſprengte nach dem Rathhauſe hinüber und eilte, die Zügel einem gravitätiſch dort ſtehenden Weibel zuwerfend, im Fluge die breite Treppe hinan.

Die Müllerin hatte dieſer raſch vorübergehenden Scene mit klopfendem Herzen zugeſchaut. „Ja, geh' nur zu deinen gnädigen Herren, ſagte ſie halblaut, als der Hauptmann durch die Rathhausthüre verſchwunden war; dort drunten ſind ihrer hundert, die zuſammenhalten“ — und ohne weiteres Beſinnen eilte ſie durch die Lauben, die der Straße entlang abwärts führen. Als ſie am Ende des Stalden zur Brücke kam, ſah ſie den Lei-

chenzug bereits durch das Thor des Friedhofes biegen, der, eine ſtille Vorſtadt, auf der jenſeitigen Anhöhe des Fluſſes lag. Wie ſie nun ſelbſt den menſchenleeren Weg emporſtieg und zum Geleite nur noch die Klänge des Todtenglöckleins hatte, die von der alten Nydeckkirche herüberſchwammen, kam über ihr Herz die ganze wehmüthige Feier, die den Menſchen in der Nähe eines Grabes von ſeinem irdiſchen Thun ablöst und ſein Gemüth durch die Vorſtellung alles Vergänglichen zugleich mit der troſtvollen Ahnung des Ewigen erfüllt. Am eiſernen Gitterthore des Friedhofes blieb ſie, die Hände faltend ſtehen, während ſich drinnen ein Chor von Männerſtimmen wie tief anſchwellender Glokkenton zu dem alten Liede erhob:

Ich bin ein Gaſt auf Erden
Und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel ſoll mir werden,
Da iſt mein Vaterland.

Die Müllerin ſprach dieſe Worte leiſe nach, mit denen ſich ein demüthiges Gebet verwob, daß der Herr der armen Seele, die jetzt vor ſeinen Thron getreten, ein gnädiger Richter ſein möge; aber noch bevor das Lied zu Ende war, wurde ſie durch das Geräuſch nahender Tritte aus ihrer Andacht aufgeſtört und aufblickend ſah ſie den Junker von Dießbach langſam von der andern Seite der Friedhofsmauer herankommen. Er ſchien ebenfalls in Gedanken verloren dem Geſang zuhören und ſie nicht zu bemerken, bis ſie eine Bewegung machte, um ihm den Eingang durch das Thor offen zu laſſen; dann aber ſtarrte er ſie mit plötzlichem Erſchrecken einen Augenblick an und lief, ohne ihrem Gruße zu antworten, ſo eilig wieder auf dem nämlichen Wege zurück, als ob ihm ein unheilverkündendes Geſpenſt erſchienen wäre. —

Das Lied verhallte und bald ließ ſich über den Friedhof her der gleichmäßige Soldatenſchritt vernehmen. Der Wachtmei-

ſter blieb verwundert ſtehen, als er vor dem Thore ſeine Mutter wartend und ihm zuwinkend erblickte, und das verlegene Zögern, mit dem er aus der Reihe trat, ſchien zu verrathen, daß ihm dieſe Begegnung im Augenblick faſt ebenſo ungelegen als unerwartet kam; aber nach den erſten gewechſelten Worten rief er ſo laut: „Was ſagſt du? iſt das wahr?“ — daß ſeine Kameraden neugierig aufſchauten und die Mutter ihn nur mit Mühe beſchwichtigen und weiter weg auf die Seite ziehen konnte.

Die Kompagnie marſchirte langſam vorwärts und machte am Stalden thore angelangt Halt, um den zurückgebliebenen Kameraden abzuwarten. Mit Theilnahme und Spannung ſahen die Leute, wie er in eilfertigem Laufe die Anhöhe herabeilte und ſchon von Weitem rief's ihm entgegen: „Was iſt begegnet, Wachtmeiſter — hoffentlich nichts Ungutes.“ — „Still — nur ſtill, erwiderte er aufathmend; da auf der Straße läßt ſich die Sache nicht verhandeln — nachher werdet ihr's ſchon vernehmen. Aber vorwärts jetzt, Kameraden, und nochmals — feſt zuſammengehalten.“

Als der wohlgeordnete Zug dem Sammelplatz nahte, war derſelbe ſchon von einer neugierigen Volksmenge bedeckt, die ſich rings um die beiden zu Pferde haltenden Offiziere ergoß; neben dieſen ſtand aber noch mit aufgepflanztem Bajonett und Gewehr in Arm eine kleine Abtheilung Garniſönler, denen in gewöhnlichen Zeiten die Thorwachen und der ſonſtige Sicherheitsdienſt der Stadt oblag. Die Mannſchaft löſte ohne Kommando ihre Reihen, um ſich wie gebräuchlich in zweigliedriger Fronte aufzuſtellen. Nachdem der Lieutenant die Namen der Kompagnie abgerufen und deren jedem mit Ausnahme des Belper-Fritz und Ruedis ein kräftiges „Hier“ geantwortet, kommandirte der Hauptmann, den Degen ziehend: „Unteroffiziere vorgetreten.“ Aller Blicke richteten ſich nach dem Wachtmeiſter und als dieſer ruhig zwei gemeſſene Schritte vor die Fronte trat, folgten auch die-

übrigen Unteroffiziere dem Beiſpiele. Soldaten und Zuſchauer verharrten in athemloſer Stille, die durch das hereintönende Murmeln des nahen Brunnens nur noch mit einer faſt beängſtigenden Schweigſamkeit erhöht wurde. „Die Zeit der Sammlung war euch um neun Uhr angeſagt, begann der Hauptmann mit mühſam angeſtrengter Stimme; jetzt iſt's eine Stunde ſpäter; wie iſt das gekommen und warum habt ihr der Weiſung des Lieutenants nicht Folge geleiſtet?"

„Herr Hauptmann, antwortete ohne Zögern der Wachtmeiſter, ich hab' Euch noch dieſen Morgen im Namen der ganzen Kompagnie gebeten, unſern gefangenen Kameraden auf eine Stunde frei zu geben, daß er ſeiner Schweſter die letzte Ehre erweiſen könne. Was Ihr ihm nicht erlauben wolltet, das haben nun wir für ihn gethan."

„Biſt du der Rathgeber und Rädelsführer? fragte der Hauptmann näher heranreitend; wer hat den Vorſchlag gemacht?" —

„Einen Rädelsführer braucht' es nicht, erwiderte ruhig der Wachtmeiſter; wir haben's alle gemeinſam berathen und beſchloſſen und ſind der Folgen gewärtig."

„Die werdet ihr auch ſpüren, rief der Hauptmann; auf Befehl der Kriegskommiſſion, eurer gnädigen Herren und Obern — verſteht ihr? — legt ihr ſogleich euere Waffen nieder und begebt euch dann dahin, wohin ihr bis auf Weiteres geführt werdet. Dein Seitengewehr her — Wachtmeiſter."

Dieſer legte einen Augenblick beide Hände auf die breite Klinge, die ihm zur Seite hing; aber alsbald begann er die Scheide vom Bandeliere loszukoppeln und rief dieſelbe vor ſich hin legend die Fronte hinunter: „Thut wie ich, Kameraden, und folgt mir!" —

„Ha, frecher Burſche, ſchrie der Hauptmann ſeines Grimmes nicht mehr mächtig, wer gibt dir die Erlaubniß, hier zu befeh-

len? Macht euch fertig! wendete er ſich an die Garniſönler, und der erſte, der ſich rührt, werde augenblicklich niedergeſchoſſen."

„Laßt dieſe da außer Spiel, Herr Hauptmann, rief nun auch ſeinerſeits mit drohender Stimme der Wachtmeiſter, und glaubt ja nicht, daß wir ihre Blasrohre fürchteten, wenn's drauf ankäme."

Herr v. Amiel hob ſeinen Degen über den Kopf als wollte er zu einem tödtlichen Streiche ausholen; aber ſei es, daß ihm die Klugheit noch rechtzeitig Beſonnenheit zuflüſterte oder blieb die trotzige Furchtloſigkeit, mit welcher die Blicke des Wachtmeiſters der kreiſenden Klinge folgten, nicht wirkungslos — die erhobene Hand ſank langſam wieder herab und ließ den Degen auf den Hals des Pferdes gleiten. Auch die Garniſönler ſchienen auf erneuerten Befehl zu warten, bevor ſie ihre Musketen aus der bisherigen Lage brachten; ſie mochten aus langjähriger Erfahrung wiſſen, daß der Wachtmeiſter trotz ſeiner deſpektirlichen Ausdrucksweiſe doch nicht neben die Wahrheit geſprochen.

Die Entwaffnung ging nun raſch und ſchweigend ohne den leiſeſten Gegenlaut von ſtatten, während zwei der Stadtſoldaten die Seitengewehre auf ein Handwägelein zuſammenpackten. Auf Kommando des Lieutenants ordnete ſich dann die Kompagnie in Marſchordnung und folgte ſtumm den Waffen, die ihr die Stadt aufwärts vorangeführt wurden.

Der Lieutenant ritt hinter dem von einer neugierigen Menge umdrängten Zuge, gar pflichteifrig ſich links und rechts vorbeugend, um zu erſpähen, ob ſich nicht irgendwo eine verdächtige Bewegung bemerklich mache; manchmal aber ſchielte er auch vorſichtig über die Schultern nach dem zurückgebliebenen Hauptmanne. Als dieſer endlich den Platz, auf dem er die Abziehenden beobachtend noch eine Weile gehalten hatte, verlaſſen, ſteckte der Lieutenant ſeine Klinge in die Scheide und trabte an

die Spitze hinauf. „Eh, puh, machte er, ſich etwas vom Pferde herabbeugend — thut mir leid, wahrhaftig, Wachtmeiſter, thut mir leid; ich wollt' gern ein paar Kronenthaler geben, wenn ich nicht ſo mit euch durch die Stadt ziehen müßte."

„Ich glaub's Euch, Herr Lieutenant, erwiderte Chriſten; aber wo geht's denn eigentlich hin?" —

„In die Kaſerne, Mann, in die Kaſerne; dort ſoll die ganze Kompagnie auf Weiſung der hohen Kriegskommiſſion bis auf Weiteres eingeſperrt werden und nachher hab' ich auch die Beiden im Thurme noch zu euch zu bringen. Ah — ſchlimme Geſchichte etcätera."

„Nu, das wird auszuhalten ſein, meinte der Wachtmeiſter nachdenklich, obwohl ich im Dienſte noch nie geſtraft worden bin. Wenn wir nur erſt den Leuten ab Augen wären! —"

„Wär' mir auch lieb — können übrigens da durch das Seitengäßchen; rechts ſchwenkt! rief der Lieutenant und der Zug bog raſch in ein Dunkelgäßchen, das nach kaum hundert Schritten an das Kaſernenthor führte. —

Das Uebrige war nun bald gethan. Nach weniger als einer Viertelſtunde fand ſich die Mannſchaft in einem dunklen Lokale zuſammengedrängt, das ſelbſt in dieſer Mittagszeit durch ſchmale vergitterte Fenſter nur ein dürftiges Licht erhielt, während vor der ſchweren verſchloſſenen Thüre die Tritte einer auf- und abſchreitenden Wache wiederhallten.

Anfänglich herrſchte eine dumpfe Schweigſamkeit in dem Raume. Die Einen ſuchten grollend einen Winkel, in dem ſie ſich ihre Haberſäcke zum Kopfkiſſen nehmend hinſtrecken konnten, Andere ſtanden in kleinen Gruppen zuſammen in flüſterndem Geſpräche, deſſen Sinn mehr durch die häufig ſich ballenden Fäuſte als durch Worte offenbar wurde; Alle aber richteten ihre Blicke mit unruhiger Erwartung auf den Wachtmeiſter, der offenbar mit ſchweren Gedanken beſchäftigt bald haſtig auf- und nie-

derging, bald wieder in ſich verſunken an die Mauer gelehnt ſtehen blieb. Endlich winkte er die Unteroffiziere zu ſich heran, die nach den erſten leiſen Worten ſchon in ſo heftige Aufregung zu gerathen ſchienen, daß auch die Soldaten ſich neugierig heranzudrängen verſuchten. „Still — bleibt wo ihr ſeid, rief ihnen der Wachtmeiſter mit gedämpfter Stimme zu, ihr werdet Alles erfahren; aber daß mir keiner einen unvorſichtigen Laut von ſich gibt. Wir wiſſen nicht, welche Ohren hinter dieſen Mauern oder vor der Thüre horchen könnten!“ Die Soldaten gehorchten, obwohl ihre Neugierde durch dieſe geheimnißvolle Vorſicht begreiflicherweiſe auf's Höchſte ſteigen mußte; nach kurzer Friſt indeſſen vertheilten ſich die Unteroffiziere wieder durch das Lokal, jeder eine dichtgedrängte Gruppe um ſich bildend. Ihre leiſe geflüſterten Mittheilungen wirkten wie der Gebirgsſturm, der die Grundtiefen des Alpenſees aufwühlt noch bevor er auf der Oberfläche eine Welle kräuſelt — ein unruhiges Durcheinanderdrängen und dumpfes Grollen, das jeden Augenblick die Mühe, den eigenen lauten Ausbruch zu verhüten, zu überwältigen drohte. „Ich bitt' euch nochmals, mahnte der Wachtmeiſter, ſeid ruhig, ſonſt könnte Alles verdorben und der beſte Wille zu Schanden werden.“ — „Wüßten wir nur, wo er iſt,“ rief eine gedämpfte Stimme, dann ſollt' uns ſelbſt der Teufel keine Thüre feſt genug verriegeln.“ — „Ja freilich, wüßten wir das, wär' ich ſelbſt zu Allem bereit, entgegnete der Wachtmeiſter; drum nochmals Vorſicht und Geduld, es gibt ſchon Leute, die darnach forſchen werden — verflucht, daß wir jetzt in dieſem Loche hocken müſſen.“

Dieſe unmuthige Verwünſchung war kaum zwiſchen den Zähnen hervorgemurmelt, als die Thüre raſſelnd ſich öffnete und Belper-Fritz und Ruedi hereingeſchoben wurden. „Ich dank' euch Allen, rief der Erſtere den Kameraden beide Hände entgegenſtreckend, während große Thränen aus ſeinen Augen ſchoſſen; der Lieutenant hat uns Alles erzählt — ich werd's keinem ver-

geſſen mein Leben lang — glaubt mir's." — „Tröſt dich Gott und ergib dich nun drein, ſagte der Wachtmeiſter die Rechte des Kameraden drückend; aber was ihr Beide noch nicht wißt, ſollt ihr nun auch gleich erfahren."

Er war mit ſeiner leiſen Mittheilung kaum zu Ende, als Ruedi laut ausrief: „Hörſt's jetzt Fritz? Er iſt's geweſen bei meiner armen Seele Seligkeit." — „Still, ſtill, machte der Wachtmeiſter dem Unvorſichtigen die Hand auf den Mund legend; aber was iſt's, von wem redeſt du?" — „Hört nur, entgegnete Ruedi leiſer, während ſich die ganze Mannſchaft lauſchend aufeinander drängte; vergangene Nacht, es mochte auf Mitternacht gehen, ſtand ich ſchlaflos an der Thüre unſeres Gefängniſſes, als ich vor derſelben die Treppe herab leiſe Tritte vernahm und eine Stimme ſagte: „Heut wird's das letzte Mal ſein." – „Der Himmel geb es," antwortete eine andere Stimme, und dann hörte ich, wie das Ausgangsthor des Thurmes ſich vorſichtig aufthat. Fritz lag ſtill in einem Winkel und ich meinte, er ſei eingeſchlafen; ich wollt' ihn nicht wecken, aber immer mußte ich wieder an die eine Stimme denken, mir war's, als ob ich dieſelbe ſchon hundertmal gehört habe, und doch konnt' ich jetzt nicht drauf kommen, wo? – Nach Langem war ich über dem Sinnen ſo halb eingeſchlafen, als ich hart an der Mauer ein kurzes Schnauben, wie von Roſſen, hörte und durch das vergitterte Guckloch an unſerer Thüre ein kleiner Lichtſchein hereinfiel. Ich ſtellte mich mit dem einen Fuß auf das große Schloß, um durchſchauen zu können; aber vor Schrecken ließ ich los und fiel auf den Boden herab. Denn draußen war neben dem Thurmwärter, der leiſe das Thor wieder verriegelte, Niemand anders als unſer Hauptmann König geſtanden." — „Was ſagſt du, rief der Wachtmeiſter, nun ſelbſt die Vorſicht vergeſſend, laut, haſt du nicht falſch geſehen?" — „Fritz wollte es mir auch nicht glauben, erwiderte Ruedi aufathmend, obgleich er noch mit

mir doppelte Schritte die Treppe hinangehen und dann eine Thüre auf und zuſchließen hörte, von der nur Einer durch den Gang wieder zurückkam. Am Ende dacht' ich ſelbſt, ich könnt' mich getäuſcht haben; aber jetzt will ich meine Seligkeit daran ſetzen, er iſt's geweſen. Er war nur bleicher als ſonſt und hatte gerade ein ſchwarzes Tuch vom Geſichte genommen, das er dem Thurmwärter entgegenhielt."

Einen Augenblick herrſchte ſo lautloſe Stille, als müſſe Jeder den Athem in der eigenen Bruſt belauſchen; dann rief eine tiefe Stimme: „Wir wollen doch ſelbſt miteinander im Marterthurme nachſehen, bevor es zu ſpät iſt." — „Ja, ja, das wollen wir," ſcholl's von mehreren Seiten, indem ſich der feſtgedrängte Knäuel in ſtürmiſche Bewegung auflöste; hinaus, hinaus — ſchlagt die Thüre ein."

„Seid ihr Alle einverſtanden? rief der Wachtmeiſter, ſich hocherhebend mit flammendem Geſichte entgegen; wollt ihr Ehr und Leben daran ſetzen, den Hauptmann zu befreien, der auch unſertwegen unſchuldig verurtheilt iſt?"

„Wir wollen's — vorwärts zum Marterthurm!" dröhnte es wie aus Einem Munde durch den Raum und im Augenblicke ſtemmten ſich ſo mächtige Schultern an die Thüre, daß ſie in ihrem Schloſſe ächzend erkrachte und nach einem zweiten Rucke aus den Angeln flog.

Neuntes Capitel.

Mit genaueſter Ueberlegung und Benützung der Umſtände hätten die Kanoniere keinen für ihr verwegenes Unterfangen günſtigern Augenblick wählen können, als es nun ohne

abſichtliches Zuthun geſchehen. Als die aus den Angeln gehobene Thüre polternd zwiſchen den Pfoſten auf das Pflaſter hinausſtürzte, ſprang der Wachtmeiſter mit einem Satze über dieſelbe weg auf den wachehabenden Soldaten los. „Guter Freund, ſagte er das Gewehr des Ueberraſchten anfaſſend, laß mir das Ding da und verhalt' dich ruhig. Komm' was will, ich geb' dir mein Wort, wir Alle werden dir bezeugen, daß du unverſehens überrumpelt und wehrlos gemacht worden ſeieſt."

„I nu ja, meinte der Soldat gutmüthig, indem er zweifelnd über den öden Hinterhof der Kaſerne, in dem er ſich befand, wegblickte, das werdet ihr immer ſagen müſſen, wollt ihr nicht jämmerlich lügen. Aber was habt ihr eigentlich im Sinne?"

„Das iſt unſere Sache, entgegnete der Wachtmeiſter, ſag' du uns nur, wie ſtark am vordern Thore die Kaſernenwache iſt und wer ſie befehligt?"

„Was werden's ſein? Zwölf Mann und der Aidemajor Wacker; alles Andere iſt zum Exerzieren auf den Wyler und die Schützenmatt gezogen."

„Der Aidemajor Wacker ſagſt du?"

„Ja eben der — von Bümpliz."

„Vorwärts, Kameraden!" —

Nach dem vordern der Stadt zu zu liegenden Kaſernenhofe führte ein ſchmaler dunkler Thorweg, den die Kanoniere haſtig mit hallenden Tritten ausfüllten. Am andern Ende desſelben ſtand ebenfalls eine Schildwache; aber noch bevor ſie wußte wie ihr geſchehen, hatte der Velper-Fritz ihr Gewehr ergriffen und rief der Wachtmeiſter mit dröhnender Stimme: „Mir nach, mir nach zur Wachtſtube!" Der feſtzuſammengedrängte Knäuel wälzte ſich über den Hof weg und noch hatte keiner der achtlos plaudernden und herumliegenden Soldaten in der Wachtſtube das Gewehr ergriffen, als ſich dieſelbe ſchon mit einem erdrückenden Gedränge erfüllte.

„Zum Teufel — was iſt das? rief der Aidemajor erſchrocken aus der kleinen Nebenſtube herbeiſpringend, macht fertig!“ —

„Fertig iſt's ſchon, ſagte der Wachtmeiſter dem Offizier vergnügt näher tretend, als er ſah, wie flink ſich die Kanoniere ſämmtlicher Gewehre bemächtigt hatten; aber darum keine Feindſchaft zwiſchen uns, Herr Aidemajor; ihr ſeid in unſerer Gewalt und müßt euch ergeben; übrigens nur auf ein Wort!“ — Er beugte ſich vor, um dem Offizier leiſe etwas in's Ohr zu ſagen. Dieſer ſchaute den Wachtmeiſter einen Augenblick erſtaunt und zweifelnd an, dann rief er laut: „Ja freilich - ich nehm' alle zu Zeugen, daß wir nur der Uebermacht weichen, wir geben uns gefangen.“

„Wir werden ſelbſt zu dieſem Zeugniß ſtehen, entgegnete der Wachtmeiſter — fort Kameraden!“ —

So gegen alles Erwarten ſchnell im Rücken gedeckt, ſtellte ſich die Kompagnie im Hofe dem großen Eingangsthore gegenüber in Marſchordnung auf; die den Wachen abgenommenen Gewehre wurden über die ganze Linie vertheilt, wobei die Anordnungen des Wachtmeiſters mit einer Raſchheit und Pünktlichkeit befolgt wurden, als wär' er von jeher der geborene Befehlshaber der Truppe geweſen. „Nun denn in Gottes Namen vorwärts, rief er die Linie nochmals überſchauend, indem er ſich mit einem Gewehre bewaffnet neben den Belper-Fritz an die Spitze ſtellte; es lebe unſer Hauptmann!“

„Er lebe hoch!“ dröhnte es durch die leeren Kaſernenräume und im Laufſchritte marſchirte die Kompagnie durch das Thor auf die Straße hinaus.

Draußen jedoch hatte ſich bald ein breiter Schwarm Neugieriger angeſammelt, der die über den Bärenplatz ziehenden Kanoniere wie ein Bienenflug umſummte. Manche hatten ſchon vorher in der Nähe der Kaſerne geſtanden. ſich von der Rebellion der Kompagnie unterhaltend, über welche die abenteuerlich

ſten Gerüchte und Meinungen umliefen; andere blieben über den ſonderbaren Aufzug der ohne Seitengewehr nur mit einzelnen Musketen bewaffneten Kanoniere verwundert ſtehen und ſchloſſen ſich dem nachfolgenden Zuge ebenfalls an. „Wir müſſen preſſiren, ſagte der Wachtmeiſter den immer ſtärker anſchwellenden Haufen überſchauend, ſonſt könnten uns die da noch irgendwie zwiſchen die Füße kommen. Vorwärts — Sturmlauf!“ — und wie eine hetzende Jagd ging es die Spitalgaſſe aufwärts dem Thore zu.

„Du haſt Recht, rief der Belper-Fritz, als ſie um den Chriſtoffelthurm der Stadtmauer entlang hereinbogen, ſiehſt du, der Spürhund dort hat uns ſchon gemerkt!“

„Zum Teufel mit dem Judenbuben, entgegnete der Wachtmeiſter aufflammend, als er den Genannten in eiligem Laufe hinter dem Marterthurme verſchwinden ſah, der hat zum letztenmal geſündigt, wenn er uns in die Quere kommt. Immer zu — Kameraden!“ —

Nach wenigen Sprüngen war das mächtige Eichenthor des Thurmes erreicht und der Belper-Fritz rannte mit gewaltigem Satze gegen das eingefügte kleinere Eingangspförtchen; aber dasſelbe lag feſt in ſeinen Riegeln und ſchien mit dem ſchweren Beſchläge, das in breiten, dicken Eiſenſpangen die Kreuz und Quere über das Holzwerk lief, einen trotzigern Widerſtand zu bieten, als die Thüre im hintern Kaſernenhofe. „Der Hallunke hat den Thurmwärter gewarnt oder ſelbſt hinter ſich verriegelt, ſagte der Belper-Fritz von der fruchtloſen Anſtrengung aufathmend, da können wir die Zähne ſchön ausbeißen — verzweifelt!“

„Siehſt, dort liegen ja die Schlüſſel, rief der Wachtmeiſter auf die geſägten Holzſtämme zeigend, die an den Werkhütten der Mauer entlang herumlagen; einer von denen wird ſchon aus-

helfen.“ Dieſer Rath wurde verſtanden und trat in Ausführung, bevor er nur recht ausgeſprochen war. Im Augenblicke bückten ſich ein halbes Dutzend friſcher Burſche nach einem zur Zugſchwelle zugehauenen jungen Eichenſtamme, der trotz ſeiner Wuchtigkeit ſich zwiſchen den gegenüberſtehenden Trägern und von arbeitsſchwieligen Händen in balancirende Bewegung geſetzt, mit drohender Spitze raſch gegen das Thor bewegte. „So recht, Kameraden, rief der Wachtmeiſter, jetzt in richtigem Takte auf und nieder ... eins ... zwei ... drei ...“ und beim letzten Worte donnerte der zum Sturmbocke umgeſchaffene Balken ſo gewaltig gegen das Eingangspförtchen, daß die alten Thurmmauern erzitterten und hoch vom Dachrande herab kleine Ziegelſtücke mit anderm Gerölle vermiſcht niederfallen ließen. Das wohlgefügte Thor dagegen ſchien die Ehre ſeines Erbauers wahren zu wollen und der Wachtmeiſter, der hart neben demſelben ſtand, ſchaute, nachdem er ſich die Augen von dem herabwirbelnden Staube ausgewiſcht, prüfend und verwundert auf das feſtgebliebene Spangenwerk. „Einetweg könnten ſie's drinnen gehört haben, wenn ſie aufmachen wollten, ſagte er mit faſt komiſchem Ernſte; drum noch einmal probirt!“ — Beim zweiten donnernden Stoße hoben ſich die dicken Nagelköpfe von den Eiſenbändern ab, dieſe ſelbſt bogen ſich da und dort auseinander und wichen aus ihren Knotenpunkten; aber wieder ließ ſich von innen noch kein Laut, kein herannahender Tritt hören, der die Abſicht verrathen hätte, die ſchweren Riegel zurückzuſchieben, während um die Werkhütten ſich bereits eine immer dichtre Menſchenmaſſe herandrängte. „Zum dritten Mal,“ rief der Wachtmeiſter und unter dröhnendem Poltern ſtürzte das Pförtchen mit zerſpringendem Eiſenwerke auf die dunkle Flur hinein. Wie eine hochgehende Woge wollte ſich die ungeduldige Mannſchaft durch die gewonnene Oeffnung ſtürzen; aber mit lauter Stimme befahl Chriſten, daß die Hälfte ſich vor dem Thore aufſtellen, die an-

dere ihm und dem Belper-Fritz vorsichtig und nur Mann für Mann nachfolgen solle. —

Auf den obersten Staffeln der schmalen dunkeln Steintreppe trat den Eindringenden der Thurmwächter entgegen, dessen wohl genährtes Vollgesicht mit der behäbigen fast eben so dicken als langen Gestalt zu dem Amte, das er versah, gar nicht gepaßt haben würde, hätten nicht zwei kalt-graue Augen mit einem bald stechenden, bald wieder eigenthümlich schielenden Blicke dem Antlitze einen abstoßenden, unheimlichen Ausdruck gegeben. Mit dem Tone des unbefangensten Erstaunens rief er den Ankommenden entgegen, was der Lärm zu bedeuten habe und was sie eigentlich wollten hier? „Das wird Euch der Judenbub schon gesagt haben, entgegnete der Belper-Fritz, nur vorwärts!"

„Der Judenbub? antwortete der Thurmwächter; dem Judenbuben guckte ich eben nach, wie er eilig am Thurme vorbei und an der alten Mauer hinlief. Ich dachte noch bei mir selbst, was der wohl so Pressantes haben möge."

Diese Worte waren wieder mit einem solchen Ausdrucke der Verwunderung gesprochen, daß der Wachtmeister bei sich zweifelhaft wurde; in ihrer argwöhnischen Eilfertigkeit konnten sie sich ja doch getäuscht haben und der Judenbube mochte wohl um die Biegung des Thurmes, statt in denselben hinein ihren Blicken entschwunden sein. Nach einem Augenblicke zögernder Ueberlegung sagte er daher: „Nun sei dem wie ihm wolle, von Euch wollen wir auch nichts Uebles, Meister Kratzer; seid nur so gut und zeigt uns die Gefangenschaft unseres Hauptmannes ... des Malers König, mein' ich."

„Ah, ah, zu euerm frühern Hauptmanne wolltet ihr, machte der Thurmwächter beifällig nickend, recht brav ... ganz charmant ist das von euch. Kommt nur mit; recht gerne will ich euch zeigen, wo er die letzte Zeit her logirte. Aber um ihn selbst zu sehen kommt ihr freilich zu spät ... er ist nicht mehr hier."

„Was ſagſt du? er iſt nicht mehr hier? rief der Wachtmeiſter erbleichend; wo iſt er denn ... Mann!“

„Wie ich euch ſage und ihr ſelbſt ſehen könnt', erwiderte Meiſter Kratzer, indem er ſeine kurzen Beine nach einem dunkeln Seitengänglein in Bewegung ſetzte und dort geſchäftig eine ſchwere Thüre aufriegelte; ſeht, meine Herren Soldaten, hier hat euer Hauptmann gewohnt; aber heute früh, lange vor Tagesanbruch wurde er abgeholt. Wohin? ... Das erfährt natürlich unſer Eins nicht.“

Der Wachtmeiſter ſtand mit den nächſt nachgefolgten Kameraden in der Zelle, die ihr Licht nur durch eine runde vergitterte Oeffnung hoch oben in der Mauer erhielt, in Verwirrung und Beſtürzung, ungewiß, was zu thun und glauben ſei; aber mit einer Art von Theilnahme fuhr der Thurmwärter in redſeligen Worten fort: „Seht nur, ihr Mannen, hier liegt ja noch die braune Sammetmütze eures Hauptmannes ... er muß ſie heute in der Eile vergeſſen haben, und hier auf dem Tiſche — ach ja, da hat er ja auch noch eine ſchöne Malerei zurückgelaſſen — vielleicht abſichtlich, mir zum Andenken. Wie geſagt, bin ich ſeit heute früh noch nicht in die Zelle gekommen. Er klagte gar bedauerlich über die lange Weile und wie ich ihn denn gut leiden mochte, ließ ich mich bewegen und hab' ihm die Farbenſchachtel gebracht, die mein Ruedeli zu Neujahr geſchenkt bekommen hat. Ei ſeht, ſeht ... das iſt ein prächtig ſchmuckes Weibsbild.“

Verwirrt, gedankenlos, das Herz voll dumpfer Beklommenheit, bückte ſich der Wachtmeiſter auf das Blatt nieder; aber mit einem Ausrufe der Ueberraſchung, faſt des Schreckens fuhr er zurück, als ihm aus demſelben mit täuſchender Lebendigkeit das Antlitz ſeines Schloßfräuleins entgegenblickte. „Ei ja, ſagte Meiſter Kratzer mit einer Art Kennerwichtigkeit; malen kann der König, das muß ihm ſein ärgſter Feind laſſen. Wie das Weibs-

bild ſo deutlich iſt, als wollt' es jeden Augenblick zu reden anfangen und könnt man's ordentlich anpacken; das vornehme Mäulchen ſo rund und roth — wahrhaftig zum küſſen. Nicht wahr, Wachtmeiſter? Hahaha!" —

Je länger dieſer auf das Bild blickte, um ſo lebendiger und runder ſtellten ſich ihm die Formen desſelben dar, bis er inſtinktmäßig, als müßt' er dem unerfahrenen Auge noch eine Beihülfe geben, den Finger auf die dunkle Haarflechte legte, die in zierlicher Windung über den Scheitel dahinlief; voll wahren Entſetzens aber zog er die Hand wieder zurück, als ſich die Flechte unter ſeiner Berührung aufzulöſen ſchien und bald in einen ungeſtalten ſchwarzgrauen Fleck verſchwommen war. Dem Erſchrecken folgte jedoch bald eine andere Empfindung, als Chriſten den Finger betrachtete und an der Spitze desſelben die Farben kleben ſah. „Ha, Meiſter Kratzer, rief er auffahrend, da muß kaum vorhin noch an dem Bilde gemalt worden ſein ... die Farbe iſt ganz naß ... wo iſt der Maler hingekommen?"

„Und ich will drauf ſchwören, rief der Belper-Fritz im nämlichen Augenblicke, daß dieſe Mütze da vor ein paar Minuten noch auf einem Kopfe geſeſſen ... der untere Sammetrand fängt kaum zu erkalten an." —

Der Thurmwärter war auf eine ſo unerwartete und plötzliche Wendung nicht gefaßt. Wie um Hülfe ſuchend oder ſich auf einen Ausweg beſinnend, ließ er ſeine Augen ſchielend an der Mauer herumgleiten, bis er mit unſicherer Stimme, die umſonſt nach einem trotzigen Tone rang, entgegnete: „Was ſchwatzt ihr für Dummheiten; wahrſcheinlich iſt mein Ruedeli in die Zelle gekommen, hat da an den Farben herumgekleiſtert und auch die ſchöne Sammetmütze aufgeſetzt. Ja, ja ... ſo muß es gegangen ſein; ihr könnt' ſicher drauf rechnen."

Der Wachtmeiſter blickte dem Manne eine Weile feſt in das Geſicht, auf dem ſich Tücke und Aengſtlichkeit zu ſtreiten ſchienen,

und ſagte dann einen Schritt zurücktretend kalt: „Hör', Meiſter Kratzer, wir haben Ehr' und Leben nicht auf's Spiel geſetzt, um uns von dir narren zu laſſen. Den Maler haſt du eben erſt von hier weggebracht; ſagſt du uns nicht wohin, bis mein Kamerad da zehn gezählt hat, ſo jag' ich dir, ſo wahr mir der gerechte Gott helfe, die Kugel durch den Leib."

Er erhob das Gewehr zum Anſchlage und ließ die Mündung gegen die Bruſt des Thurmwärters ſinken. Der Belper-Fritz begann in gemeſſenem Takte zu zählen, während die an der Thüre ſtehenden Kanoniere mit angehaltenem Athem dem Vorgange zuſchauten. Sie waren geſtern wohl mit dem Gedanken an Kampf und Blut von daheim weggezogen, aber da nun der Tod in ſo unerwarteter Weiſe vor ihre Augen treten ſollte, kam doch ein Bangen über ihre Herzen; nur der Wachtmeiſter ſchien von dieſer Empfindung nichts zu kennen. Der Lauf ſeines Gewehres richtete ſich ohne das leiſeſte Zittern, wie von einem fühlloſen Schraubſtocke gehalten, nach der Bruſt des Meiſter Kratzer und der Belper-Fritz ſagte ſeine Zahlen ſo gleichmäßig her, als ſtünden ſie vor ihm auf der Mauer angemalt.

„Um Gotteswillen habt Erbarmen, rief der Thurmwärter ſich etwas in die Knie niederlaſſend, als der Zählende die ſiebente Nummer ausgeſprochen, ich weiß nichts und kann euch nichts anderes ſagen." Aber ſtatt aller Antwort ſenkte ſich auch die Mündung des Gewehres in dem Maße, als ſeine Bruſt durch das einſinkende Knie in eine tiefere Lage gekommen war. Der Wachtmeiſter drückte das linke Auge ein, um ſein Ziel im entſchiedenen Augenblicke mit Sicherheit feſt zu halten, während der Belper-Fritz in gleichmäßigem Takte die nächſte und folgende Nummer ſprach. —

Meiſter Kratzer überflog noch einmal mit einem letzten verzweifelten Blick ſeine Peiniger und Belper-Fritz, dem der Gedanke, daß der Mann doch eben, auch wenn er den Hauptmann

wirklich verſteckt halte, nur in ſeiner Pflicht handle, lebhafter durch die Seele gehen mochte, hielt unwillkürlich einen Augenblick inne bevor er das tödtende „zehn“ über die Lippen ließ. Nur der Wachtmeiſter zuckte, den Finger auf den Drücker gelegt, weder mit Hand noch Auge. Als der Belper-Fritz jedoch mit hörbar angezogenem Athem den Mund öffnete, um durch ſein Kommando ein Lebenslicht auszulöſchen, rollte ſich Meiſter Kratzer auf dem Boden zuſammen und rief mit kläglicher Stimme: „Halt, Pardon, ich will euch Alles bekennen ... laßt mich am Leben.“

Die Umſtehenden athmeten laut auf, als wäre ihnen eine ſchwere Laſt vom Herzen genommen, aber der Wachtmeiſter ſagte, ſeine Waffe ſenkend mit hörbarem Spotte: „So ... das iſt verſtändig von euch, Meiſter Kratzer; ich wußte wohl, daß Ihr von jeher ein kluger Mann waret und es auch dießmal nicht auf's Aeußerſte würdet ankommen laſſen. Aber jetzt vorwärts und keine weitern Flauſen mehr, mein Gewehr könnt' ſonſt auch ohne Kommando losgehen.“

„Kommt nur mit, erwiderte der Thurmwärter ſich mühſam aufrichtend; ob Ihr geſchoſſen hättet oder nicht, könnt Ihr ſpäter einmal einem Andern ſagen, der Euch fragen wird.“

„Seid darüber ruhig, ſagte der Wachtmeiſter, der in den ſchielenden Blicken Meiſter Kratzer's noch immer eine Tücke zu leſen glaubte, ich hätte geſchoſſen und Ihr wäret ohne Euere verſtändige Ueberlegung jetzt ſchon auf der großen Reiſe begriffen. Drum macht jetzt ſchnell; wohin geht es?“ —

„Da, links durch den Gang.“

Der Wachtmeiſter nahm den Thurmwärter am Arm und ſie ſchritten, von den Andern gefolgt, durch den Gang bis ſie an eine ſchmale, nur ſpärlich erhellte Wendeltreppe kamen, die in die Tiefe ging. Nachdem ſie wohl an zwanzig Stufen hinuntergeſtiegen, blieb Meiſter Kratzer ſtehen, mit dem Fuße gegen ei-

nen großen Quaderſtein ſtoßend, und im Augenblicke erhob ſich ein Knarren und Surren, wie von einem ſchwer ineinandergreifenden Räderwerke herrührend. Die Mauer fing an ſich zu bewegen und die wohlgefügten Quaderſteine auseinander zu weichen, bis ſich ein dunkeldämmernder Raum aufthat, wie der Eingang eines großen Kellergewölbes.

„Ha, was iſt das? riefen der Wachtmeiſter und Belper-Fritz überraſcht wie aus einem Munde; in das Loch hinunter haſt du den Hauptmann gebracht?“ —

„Das iſt kein Loch, erwiderte Meiſter Kratzer mit ſchadenfrohem Schielen, das iſt der unterirdiſche Gang, der von hier weg zum Blutthurm, zur „heimlichen Richte“ drunten an der Aare hinabführt und dahin iſt der Judenbub mit euerm Hauptmann gegangen, gerade im Augenblick, als ihr draußen das kleine Thor einſchluget.“

Zehntes Capitel.

Es hat wohl ſchon Jeder an ſich ſelbſt erfahren, mit welch' unverwüſtlicher Lebenskraft die Eindrücke, die das Kindergemüth empfangen hat, fortdauern und bei irgend einem Anlaſſe plötzlich aufwachen, die Seele wie mit einem Echo vergangener Zeiten erfüllend. Wir erblicken ein freundliches Frauengeſicht, das wir in unſerm Leben noch nie geſehen, aber ſchon hat es ein Heer lächelnder Erinnerungen wachgerufen, welche der längſt heimgegangenen Mutter gelten; oder ein ſtrenges Männerantlitz gemahnt uns unwillkürlich an das Bangen, mit dem wir einſt

unter der Anklage irgend eines losen Streiches vor den richtenden Vater getreten ſind. Vor andern aber erhalten ſich jene Eindrücke lebendig, die wir aus der Vorſtellung und Furcht vor einem Unbekannten, Geheimnißvollen empfangen haben. Der Knabe iſt zum Jünglinge, zum Manne herangewachſen; er hat ohne Zagen weite Länder durchreist und furchtlos vor dem Feinde geſtanden; kehrt er jedoch wieder in die Heimath zurück und betritt nach eingebrochener Dämmerung in der Nähe ſeines Elternhauſes jenes kleine Wäldchen, das er einſt mit den erſten Räubern, von denen er gehört, und mit andern Schauergeſtalten ſeiner kindlichen Phantaſie bevölkert hatte, ſo wird er ſich eines leiſen Schauers, der ihm über die Glieder fährt, nicht erwehren können. Vielleicht bleibt er ſtehen, um ſich lächelnd die unerwartete Empfindung näher zu beſehen und dieſelbe abzuſchütteln; aber tritt er aus dem Flüſtern des Gebüſches wieder in's Freie, ſo macht er unwillkürlich ein paar raſchere Schritte, als müßt' er einem verborgenen Feinde entfliehen, der aus dem nächtlichen Dickicht emportauchen möchte. —

Mit ähnlichen Empfindungen ſtanden nun die Kanoniere an dem dunkeln Eingange, der ſich ſo unerwartet und geheimnißvoll vor ihnen aufgethan und aus dem ihnen eine verworrene Schaar halbvergeſſener Schreckbilder entgegenſtieg. Alſo waren all' jene Geſchichten, mit denen ſie ſich auf dem Schooße der erzählenden Großmutter geängſtigt, an die ſie aber ſpäter nie mehr recht geglaubt, doch keine leeren Mährchen, bloß zum Schrecken unfolgſamer Kinder erfunden! Und die Erzählung von dem Patrizierſohne, der, nachdem er ein im väterlichen Hauſe erlauſchtes Regierungsgeheimniß verrathen, plötzlich mitten auf dem Rathhausplatze in den Boden verſunken war; oder von jenem adeligen Fräulein, das einem armen Haarkräuslergeſellen ſeine Liebe geſchenkt, aber einmal in der Abendſtunde neben ihrem Geliebten ſtehend, von unſichtbarer Hand in die Erde hin-

abgezogen wurde; dieß und manches Andere waren keine müßigen Erfindungen! Denn wer konnte wiſſen, wohin ſich dieſer unterirdiſche Weg verzweigte und an welchen Orten er durch das einfache Wegſchieben einer Steinplatte eine Oeffnung nach oben erhielt? —

Der Wachtmeiſter und ſeine Gefährten wurden jedoch bald erinnert, daß ihnen zum Zaubern und Ueberlegen keine Zeit gegeben war. Kaum hatten ſie vor Ueberraſchung ſtumm einen Augenblick an dem Eingange geſtanden, als vom Thore herauf ein Kanonier mit der Meldung kam, der Herr v. Holligen und der Oberſt Stettler ſeien drunten und verlangen eingelaſſen zu werden. „Ihr weiſ't Jeden ab bis wir wieder zurück ſind, rief der Wachtmeiſter ohne Beſinnen, ſelbſt wenn's der Schultheiß wäre! Und du, Meiſter Kratzer, raſch eine Laterne her und uns in dem Loche da vorangeleuchtet!“

„Ich habe keine, antwortete der Thurmwärter unruhig dem Soldaten nachſchielend, der mit dem erhaltenen Befehle zurückeilte; ich kann euch nicht vorzünden.“

„Was, keine Laternen? fragte der Wachtmeiſter zornig, indem er ſein Gewehr in die Höhe hob; haſt ſchon vergeſſen, was ich dir vorhin geſagt habe?“

„Bei meiner Seele Seligkeit, ich habe keine, erwiderte Meiſter Kratzer ängſtlich; der Judenbube hat die meinige mitgenommen, glaubt es mir; aber ſie wird ihm nichts nützen, da er nicht mehr Zeit hatte, ſie anzuzünden.“

„Nun denn — ſonſt vorwärts und den Weg gezeigt, rief Belper-Fritz, welcher dem auflodernden Zorne ſeines Kameraden nicht viel Gutes zutrauen mochte und den Thurmwärter mit einem kräftigen Rucke die ſchmalen Stufen hinabſchob; einen ſo großen Hallunken, wie der Judenbub einer iſt, werden wir auch im Dunkeln finden können.“

„Sechs Mann gehen mit, befahl der Wachtmeiſter hinter

den beiden Vorangehenden nachſteigend; die Uebrigen bleiben da und bewachen den Eingang."

Nach wenigen Schritten befand ſich die vorgehende Mannſchaft von tiefer Dunkelheit umgeben, die dem noch nicht daran gewöhnten Auge ſo undurchdringlich erſchien, daß es nicht einmal die hart an's Geſicht gelegte Hand zu unterſcheiden vermochte; dagegen war der Gang hoch genug, um ſelbſt dem großgewachſenen Wachtmeiſter eine völlig aufrechte Stellung zu gewähren und ſo breit, daß zwei Mann neben einander gehen konnten. Urſprünglich war er wohl zu kriegeriſchem Zwecke angelegt worden und hatte wahrſcheinlich als gedeckter Verbindungsweg zwiſchen den feſten Thürmen der Stadtmauer entlang gedient; aber nachdem die Anlage ihre militäriſche Bedeutung verloren, wurde auch wenig mehr für ihre Unterhaltung gethan. Geröll und herabgeſtürzte Steine bedeckten überall den naßglitſchigen Boden, wodurch das Vordringen äußerſt mühſam und in der ſchwarzen Finſterniß ſelbſt gefährlich wurde; dazu kam noch eine kalte feuchte Moderluft, die den Athem zu verſetzen drohte und ſich auf die vor innerer Aufregung und äußerer Anſtrengung erhitzten Glieder der Kanoniere wie eiſiges Bleigewicht legte. Selbſt der Wachtmeiſter mußte ſich einen Augenblick an die Seitenwand lehnen, um all' ſeine Kräfte zu dem neuen Unternehmen zu Hülfe zu rufen. „Friſch ausgehalten, Kameraden, ſagte er tief aufathmend, nun bleibt nichts anderes mehr übrig — wir müſſen an's Ziel."

„Was war das? rief einer der Gefährten hinter ihm aus der Finſterniß, iſt nicht droben ein Schuß gefallen?"

„Ich weiß nicht was es war, erwiderte der Wachtmeiſter dem Schalle nachhorchend, der dumpf und träg durch die ſchwere Luft hinzog, vielleicht daß auch nur an eine Thüre gepoltert wurde." — Aber im Augenblicke kam ein zweiter Knall, deſſen Urſache bei ſeinem kurzen ſcharfen Laute nun nicht mehr ver-

kannt werden konnte. „Bei Gott, ich glaube die über uns ſind aneinander gerathen, ſagte der Belper-Fritz; aber drum nur vorwärts. Unſere Burſche werden droben ihre Sache ſchon machen, dafür hab' ich kein bang."

Wäre die Finſterniß nicht ſo undurchdringlich geweſen, ſo würden die Kameraden des Belper-Fritz unbezweifelt bemerkt haben, daß ſeine ermuthigenden Worte mit dem unruhigen Ausdrucke ſeines Geſichtes nicht ganz im Einklange ſtünden aber gleichwohl begann er nun rüſtig auf eine äußerſt praktiſche Weiſe den Führer zu machen, indem er den Meiſter Kratzer mi beiden Händen von hinten am Rockkragen und Hoſenbund packte und ihn ſo wie eine lebendige Sonde vor ſich herſchob. Stolperte ſein Werkzeug, das ſich zu keinem weitern Widerſtreben mehr berufen fühlte, über einen im Wege liegenden Stein oder trat es in eine nicht ſelten mit Waſſer gefüllte Senkung, ſo aviſirte er ſeine allmälig zuverſichtlicher nachtappenden Genoſſen mit einem „aufgepaßt", und dergeſtalt rückte die ganze Mannſchaft viel raſcher vorwärts, als es vielleicht ſelbſt mit einem Lichte möglich geworden wäre. Dabei gereichte es ihr einigermaßen zum Troſte, daß ſich von oben her keine weitern Schüſſe mehr vernehmen ließen; doch wußten ſie freilich nicht, ob ſogar ein lauter Kampflärm überhaupt noch zu ihnen zu dringen vermöchte, denn gar bald waren ſie, wie von Finſterniß, auch von einer tiefen Grabesſtille umgeben und nur ein fernes dumpfes Rauſchen gab Kunde, daß das Leben über ihnen ſeinen Gang fortgehe.

„Laßt mich ... laßt mich ein wenig ausſchnaufen, gluckſte Meiſter Kratzer, dem der Griff des Belper-Fritz etwas gar zu feſt an der Kehle ſitzen mochte, ich kann nicht mehr ... ich erſticke."

„Wär' uns im Augenblick durchaus nicht recht, erwiderte ſtehen bleibend ſein Führer, dem die anfänglich fröſtelnden Glieder ſich unter der Anſtrengung bereits wieder mit Schweiß zu

bedecken begannen; aber ſag', wo ſind wir denn jetzt? Geht's noch weit bis zu der heimlichen Richte?"

„Ah, pah, machte aufathmend der Thurmwärter, weit über den Dittlingerthurm hinaus, ſo ungefähr in der Gegend vom Aarbergerthor ſind wir."

„Und der Judenbub kann keinen andern Weg nehmen, er muß zur Richte hinunter?" fragte der Wachtmeiſter.

„Nein ... ah ... nein, einen andern gibt's nicht, antwortete Meiſter Kratzer faſt weinerlich; von dort geht's dann wieder aufwärts ... nach dem Rathhauſe; aber ... oh ... der Gang muß jetzt bei dem Wetter ganz mit Waſſer angefüllt und nicht paſſirbar ſein."

„Vorwärts!" befahl der Wachtmeiſter.

Belper-Fritz faßte ſeine Griffe, die er während der kurzen Pauſe etwas lockerer gehalten, wieder feſter um ſein ſonderbares Führeramt von Neuem zu beginnen; aber im Augenblicke wendete er ſich rückwärts und flüſterte: „Still, ſtill ... habt ihr nichts gehört?"

Mit angehaltenem Athem und klopfender Bruſt wurde hingehorcht und richtig, in nicht allzu weiter Entfernung vor ihnen ließ ſich ein Geräuſch vernehmen, das von ſchlurfenden, tappenden Tritten herzurühren ſchien. „Halt, was iſt das? fragte der Wachtmeiſter mit vor Unruhe zitternder Stimme, indem er ſeine Blicke in die rabenſchwarze Finſterniß bohrte; könnt Ihr nichts unterſcheiden, Meiſter Kratzer?"

„Es iſt zu finſter, antwortete dieſer, aber außer uns und den beiden andern kann ſchwerlich Jemand in dem Gange ſein."

Während dieſer leiſen Frage und Antwort hatte ſich das Geräuſch raſch gelegt und war nun ganz verſtummt; man ſchien auf der andern Seite ebenfalls zu horchen, was da kommen ſolle und ſich nun ſtille zu verhalten um nicht entdeckt zu werden. „Sie ſind es, flüſterte der Wachtmeiſter nach einer lautloſen

Pauſe, in der das Ohr nichts gehört als das Pochen des Herzens, am Beſten iſt's, wir machen uns dem Hauptmanne kenntlich.“ Und ohne langes Beſinnen rief er mit lauter Stimme: „Seid Ihr es, Herr Hauptmann? Wir ſind da, Eure Soldaten und Kameraden, um Euch zu befreien ... gebt uns Antwort!“

„Antwort“ — ſchallte es zurück und tönte in kurzen Sprüngen weit hinter dem Rufer „Antwort, Antwort“ nach, wie eine höhniſche Verſpottung der anfragenden Aufforderung. Aber im Augenblicke ließ ſich auch das Geräuſch wieder ſtärker hören und bald ſchien es, daß ſich dasſelbe mit fliegender Eile heranbewege. Der Wachtmeiſter hob unwillkürlich das Gewehr in die Höhe, Meiſter Kratzer ſtieß einen verzweifelten Schrei aus und neben und zwiſchen den Füßen der verblüfften Kanoniere zog ein ſchnurrender, pfeifender und piepſender Rattenzug vorbei, als wären ſelbſt die Steine lebendig geworden.

Mehr über die Enttäuſchung und den Zeitverluſt geärgert als erſchreckt, faßte der Belper-Fritz ſeine Griffe von Neuem, wobei ein eigenthümlich gurgelndes Knurren Meiſter Kratzer's verrieth, mit welchem Ernſte das Vorwärts in's Werk geſetzt wurde. Und wirklich ging es nun auch ſo raſch und rückſichtslos, als wären die thurmwärtlichen Beine empfindungslos wie eine Pflugſchar, die durch ſteiniges Erdreich gezogen wird.

Trotz der unübertrefflichen Führerarbeit des Belper-Fritz konnte die Dunkelfahrt doch nicht ermangeln, den Kanonieren eine ſchöne Zahl ausgiebiger Püffe einzutragen und mancher halbunterdrückte Fluch verrieth, wie ſchwer nur ein halsbrechendes Stolpern überwunden worden war. Meiſter Kratzer hörte alle dieſe Laute mit großer Befriedigung und oft konnte er ſich nicht enthalten, dieſelben mit einem theilnehmenden Glucken zu begleiten; waren doch ihm ſelbſt ja die gefährlichern Stellen, die noch zu paſſiren waren, erinnerlich und er ſomit trotz ſeiner un-

bequemen Lage wenigſtens vor einer ernſtlichern Gefährdung ſicher. Plötzlich aber blieb er ſtehen, um ſich mit Leibeskräften gegen den vorwärtsſchiebenden Druck ſeines Lenkers anzuſtemmen und dieſer ſelbſt mußte mit einer Hand loslaſſen, um ſie über die Augen zu legen, in denen er einen unangenehmen, faſt ſchmerzlichen Druck empfand. Vor ihm zuckte es durch die pechſchwarze Nacht wie dunkelbraune Kugeln, die gegen ihn heranfuhren, blitzſchnell ſich lichter färbten und nun wie glühende Stäbe gegen ſeine Augen heranſchoſſen. „Was gibt's da, rief der Wachtmeiſter, ſind wir ſchon am Ausgange? ... Warum antworteſt du nicht, Schurke? fuhr er zornig auf Meiſter Kratzer los, der lautlos vor ſich hinſtarrte, ſind wir an der heimlichen Richte?„ —

„Oh ... puh, machte der Thurmwärter ſich gegen die Hand, die ſeinen Kragen auf's Neue packte, wie von einem Froſte erfaßt, ſchüttelnd; uh ... nein, wir ſind erſt am Wurſtembergerthurm ... an der Schleuſe ... wo's hinabgeht ... wo ...“

Aber die Kanoniere hörten ſchon nicht mehr auf die Explikationen, die nun plötzlich wieder mit großer Zungengeläufigkeit gegeben werden wollten. Aus dem durcheinanderzuckenden Blitzen vor ihnen bildete ſich augenblicklich eine ſtehende Lichtmaſſe, als wäre ein Stück tageshelle Oberfläche zu ihnen herabgeſunken und mitten in dieſem Lichtſtrome ſtand eine dunkle Geſtalt, zu der ſich wie von oben her bald noch eine zweite heranbewegte. Die Entfernung bis dahin ſchien kaum fünfzig Schritte zu betragen. „Das ſind ſie ... bei meiner Seligkeit, ſchrie der Belper-Fritz, nachdem er den erſten beizenden Schmerz aus den Augen gerieben, vorwärts, Kameraden!“ Mit einem eben nicht ſorgſam bemeſſenen Rucke ſchob er den Meiſter Kratzer bei Seite und fing an auf eigene Rechnung und aus Leibeskräften vorzurennen. Das Kollern und Stolpern hinter ihm bewies, daß die Kameraden eben ſo eilfertig nachkamen. Die immer mehr herandringende Alle hätte nun ſchon erlaubt, die größern auf dem Boden

liegenden Steine und Schutthäufchen zu bemerken, um ihnen ausweichen zu können; aber Belper-Fritz und der Wachtmeiſter hefteten ihre Blicke mit brennender Gier nur an die Geſtalten vor ihnen, von denen die eine der andern ſich nun ganz genähert und ſie mit Gewalt ſchien fortbringen zu wollen. „Hauptmann, Herr Hauptmann! rief der Wachtmeiſter mit erſchütternder Stimme, wehret Euch ... Eure Freunde ſind da.“

Auch jetzt kam auf den Ruf keine Antwort aus menſchlichem Munde zurück; aber wie tröſtend und aufmunternd hallte dießmal das Echo nach „Freunde da.“ Und ſicher war es, daß der Ruf verſtanden und zu den rechten Ohren gedrungeu war; denn die beiden Geſtalten waren alsbald in einem ſtummen verzweifelten Ringen aneinander gerathen. Die eine hatte die andre mit den Armen umklammert und ſuchte ſie auf die Schultern zu heben; aber dieſe ſchnellte ſich mit ſo kräftiger Behendigkeit los, daß beide zuſammen niederſtürzten und ſich nun in verworrenem Knäuel übereinanderwälzten. Die Entfernung der Kanoniere von dem Kampfplatze war viel beträchtlicher, als es ihnen von ihrer dunklen Lage aus das hereinbrechende Licht hatte erſcheinen laſſen und bei aller Rückſichtsloſigkeit gegen Kopf und Füße konnten ſie doch nicht in Sprüngen vorwärtskommen. „Ha, Judenbub, verfluchter Hund, keuchte der Belper-Fritz, du ſollſt bald ausgepfiffen haben“, und wenn der Angerufene in das Geſicht hätte ſchauen können, das dieſe Worte geſprochen, ſo würde er auch in einer andern Lage als der gegenwärtigen Urſache gehabt haben, für ſein Leben zu bangen. Wahrſcheinlich ſprachen indeſſen ſchon Ton und Stimme deutlich genug; denn noch war der Belper-Fritz mehrere Klafter entfernt, als ſich eine der beiden Geſtalten aufrang und mit einer einzigen Wendung dem Blicke entſchwunden war. Auch die andere ſuchte ſich zu erheben, ſichtlich langſam und mit Anſtrengung und kaum ſtand ſie aufrecht auf den Füßen, als mit dem jubelnden Ausrufe: „Hauptmann,

Herr Hauptmann!“ der Wachtmeiſter und Belper-Fritz neben einander heranſtürzten.

Aber von Wuth und Mitleid ergriffen wichen Beide wieder einen Augenblick zurück, als ſich ihnen zwei kreuzweis übereinander geſchloſſene Hände entgegenſtreckten und aus einer ſchwarzen Umhüllung hervor, die den Kopf bis auf die Schultern herab umſchloß, nur leiſe und halb unverſtändliche Worte erklangen.

„Das haben ſie Euch gethan!“ rief der Wachtmeiſter mit ſchmerzlich bewegter Stimme und plötzlich feuchten Augen, während Belper-Fritz ſchrie: „Schlag' du die Handſchelle los ... ich muß den rothen Teufel haben!“ und bei dieſem Rufe mit grimmigem Sprunge gegen eine kleine Mauerthüre lief. Aber von innen wurden knarrende Riegel vorgeſchoben und von ſchwerem Eiſenbeſchläge überſponnen, lag das Thürchen zwiſchen ſeinen Steinpfoſten unangreifbar feſtgenietet; das grimmigſte Rütteln war vergeblich und der Belper-Fritz knirrſchte: „Er iſt entronnen.“

Unterdeſſen hatte der Wachtmeiſter mit zitternder Haſt die Schraube der Handſchelle losgedreht. Der Gefangene hielt ihm mit warmem Drucke die Rechte dar, während er die Linke an das Hinterhaupt führte, um mit einem Klappendrucke die Maske zu öffnen. Sie fiel klirrend zu Boden und der Wachtmeiſter ſchaute in das verehrte und geliebte Antlitz ſeines Hauptmannes, das ſchön war wie immer, nur bleicher und milder als ſonſt und deſſen Augen ſich jetzt mit großen Thränen füllten.

Erſchüttert ſtanden die Kanoniere in dem engen Kreiſe herum und ſtumm reichte ihnen der Hauptmann einem nach dem andern beide Hände entgegen. Noch hatte keiner einen Laut zu ſprechen vermocht, als ein kurzes Knarren über ſie wegrauſchte und plötzlich Alle wieder in undurchdringliche Finſterniß verſenkt waren.

Eilftes Capitel.

Ah, zum Teufel, machte der Judenbube aufathmend, als er den erſten Riegel des Pförtchens, das aus dem Gange in den leer ſtehenden Wurſtembergerthurm hinaufführte, vorgeſchoben, dießmal hat's mächtig preſſirt; da hätteſt du deine werthe Naſe tüchtig anrennen können, braver Jakob, wenn dich die hirnwüthigen Burſche in dem Loche drunten erwiſcht haben würden. Richtig da rüttelt ſchon einer mit ſeinen Bärentatzen — am beſten ich ſchiebe auch die übrigen Eiſenblöcke noch vor, dann mögt ihr poltern ſo viel's beliebt ... ihr rebelliſchen Hunde. Was der Eſel von Kratzer gedacht hat, mir die ganze Meute ſo bald auf die Ferſe zu ſchicken! Hab' ich doch von Glück zu reden, daß ich mit meinem widerhaarigen Cumpane nur bis hieher gelangen mochte, geſchweige denn zur Richte hinunter. Aber holla ...: jetzt iſt's auch Zeit, die Blindſchleichen und Maulwürfe drunten wieder an Schatten zu bringen, das Licht könnt' ihnen ſonſt die Augen angreifen." Mit dieſen Worten faßte er grinſend einen ſchweren Eiſenring, der neben dem Pförtchen herabhing und über ihm bewegte ſich eine Steinplatte in der Thurmmauer, um ſich knapp eingefügt auf ein eiſernes Gitterwerk zu legen, das bisher dort wie eine kleine verwahrte Fenſteröffnung ſichtbar geweſen war. „So, jetzt können die in der Unterwelt ihre Kreuzer und Heller zählen, ſagte der Judenbube mit Daumen und Mittelfinger ſchnalzend, indem er langſam die ſchmale Steintreppe hinaufſtieg; aber was fang ich nun mit meiner ehrenwerthen Perſon ſelbſt an? Die Geſchichte iſt mir doch verdammt in die Glieder gefahren und mein Fußwerk bedenklich wacklig geworden. Ach, ach ... es iſt manchmal eine ſchwere Arbeit für einen braven Mann,

ſeiner Obrigkeit treu und redlich zu dienen; wenn ich nur den ſauer verdienten Lohn ſchon hätt' dafür!"

Mit einer Miene, von der ſich ſchwer ſagen läßt, ob ſie mehr Hohn oder ein wirklich empfundenes Selbſtgefühl ausdrückte, ſetzte er ſich an eine Schießſcharte, um begierig die friſch hereinſtrömende Luft einzuathmen. Tief unten, dem jähabſchießenden Borde entlang, auf deſſen oberem Rande der Thurm ſteht, wälzte die Aare ihre trübe Winterfluth und über das Hochfeld des Wyler zog ein graues Schnee- und Regengeſtöber heran. „Gar anmuthig und lieblich ſieht's zwar dermalen nicht aus auf der Welt, ſagte der Beſchauende in jener Art froher Stimmung, die auch den roheſten Menſchen nach einer glücklich überſtandenen Gefahr beſchleicht; aber immer noch zu ſchön, um ſich ein paar Klafter tief unter dem Boden wie eine Maus in der Falle abthun zu laſſen und dieß noch für einen Burſchen, der herzlich froh wär', wenn ich mein Maul in alle Ewigkeit halten müßte. Indeſſen — fuhr er nachdenklicher fort, wiſſen möcht' ich doch, wie die Geſchichte noch enden wird. Beneiden muß ich den Herrn von Amiel, oder wie er ſonſt heißen wird, ſchon um ſeinen verdammten Muth; meint der nicht, da es jetzt zu ſpucken anfängt, ich ſollte ihm die erſte beſte Nacht, die der Alte von Holligen in der Stadt zubringt, das ſcheue Täubchen Adelaide einfangen und über die Grenze bringen helfen! Süperb, beim Henker! ... Na freilich, wenn der König wieder loskommen ſollte, möcht's für mich ſelbſt rathſam ſein, eine Reiſe in's Pfefferland anzutreten. D'rum vorwärts, alter Knabe, du haſt dich deiner Haut zu wehren:"

Mit dieſem Vorſatze erhob ſich der rothe Jakob raſch und öffnete, nachdem er noch vorſichtig nach allen Seiten durch die Schießſcharten ausgeguckt, eine kleine Thüre, die auf eine verdeckte Gallerie an der innern Seite der Stadtmauer führte. „Durch die Stadt gehſt du nicht, ſagte er ſich hier abermals einen Augenblick beſinnend; der Teufel könnt' dir den Unrechten

in den Weg führen ... beſſer ein kleines Stück um.“ Er ſchritt eine enge dunkle Holztreppe hinab, die in einen ſchmalen Fußpfad auslief, der hart an der innern Seite der Mauer von mancherlei Geſtrüpp gedeckt über den Rain zur Aare hinableitete.

Hier glaubte er in dieſer Jahreszeit vor jeder Begegnung ſicher ſein zu können; doch kaum hatte er die Hälfte des Abhanges zurückgelegt, als ihm langſam, mit geſenktem Kopfe und die Hände auf den Rücken übereinandergelegt, der Junker von Dießbach entgegenkam. Was zum Kukuk der hier herum treiben mag, murmelte Jacob vor ſich hin; dann aber ſagte er laut: „Ich grüße den gnädigen Herrn auf unerwartetem Wege; wahrſcheinlich ſpürt Ihr nach einem Marder oder gar nach einem Fuchſe, der ſich in die Mauerlöcher verkrochen haben könnte.“

Der Junker ſah erſchrocken auf, blickte ſcheu nach beiden Seiten um, als ſuche er einen Ausweg; dann erwiderte er mit der Rechten über das bleiche Geſicht ſtreifend: „Ich weiß gar nicht, wie ich da heraufgerathen bin; ich wollte der Aare nach über die Altenbergbrücke.“

Da müßt Ihr ja hart dran vorbeigegangen ſein, entgegnete der Judenbub mit ſeinem gewohnten lauernden Schielen; aber ſagt, habt Ihr den Herrn von Amiel die letzte Stunde nicht geſehen?“

„Nein,“ ſagte der Junker kurz ſich umwendend.

„Und Ihr wißt auch nicht, was droben in der Kaſerne vorgefallen iſt und wie es beim Marterthurme geht?“

„Was ſollte da vorgehen!“

„Nun beim großen Chriſtoffel, rief der Judenbube, wenn Rebellion und Meuterei ausbrechen, dürfte ſich der Sohn eines Standeshauptes ſchon etwas mehr darum kümmern!“

„Weißt du etwas, ſo berichte es mir, entgegnete der Junker unmuthig, oder geh' deiner Wege und laß' mich in Ruhe.“ —

Der rothe Jakob wußte, wie und was er zu erzählen hatte,

um einen aufmerksamen Hörer zu finden. Schon als er von der äußern Veranlassung zu den spätern Auftritten, von dem Leichenbegängnisse der Mädeli Meiser berichtete, lehnte sich der Junker an einen jungen Buchenstamm zurück und sagte leise mit tonloser Stimme: „Ich weiß es wohl; es schreit um Rache und wird sie haben."

„Was sagt Ihr, gnädiger Herr?"

„Nichts, nichts für dich; fahr' nur weiter." —

„Der Maler König war also wirklich die ganze Zeit über im Marterthurme, unterbrach der Junker nach einer Weile den Erzähler, indem eine leichte Röthe über sein Gesicht glitt; und du sahst ihn öfters?"

„Nur wenn ich ihn Nachts in's Verhör zu führen hatte, erwiderte der Judenbube; einmal hat er auch nach Euch gefragt und ob Ihr wohl wüßtet, wo er wäre; aber natürlich unser Eins hat keine solchen Aufträge auszurichten. Eines hingegen muß man ihm lassen, dem König — ein flinker Gesell ist er und schade um ihn, daß er ein solch' verteufelter Duckmäuser geworden. Maske und Handschelle ließ er sich vorhin ruhig anlegen, weil er meinte, es gehe nochmals in's Verhör, oder er habe seine Reise nach der Festung Aarburg anzutreten; gleichwohl hat er mich da drunten zu Boden geworfen, als wär' ich vom Donner getroffen. Ich hatte ihn schon auf die Achsel geladen, um ihn in den Wurstenberger hinaufzutragen und seinen Herren Kanonieren dann fröhliche Rückreise nach dem Marterthurm zu wünschen; aber trotz der gefesselten Hände schnellte er wie ein Aal mit einem solch verfluchten Rucke auf, daß es mir durch alle Glieder wirbelte, die ich, Gott sei Dank, mit Angst und Noth noch salviren konnte. Aber jetzt, Junker, muß ich schnell in's Rathhaus hinübergehen, um den gnädigen Herren meinen Bericht abzustatten, schloß der Judenbube; besser ist's auch, Ihr selber laßt Euch bei dem Handel nicht zu nahe heran, bis Ihr etwas

mehr wiſſet, wie es geht. Der Henker weiß, ob nicht auch Euch Eins geladen iſt!“

Trotz dieſer Warnung ſetzte der Junker ſeinen Weg nach dem Wurſtenbergerthurme aufwärts fort und öffnete, auf der Höhe angelangt, ein Mauerpförtchen, das auf einem ſchmalen Pfade zum Aarbergerthore hinübergelangen ließ. „Jetzt ſei ein Mann, ſagte er vor ſich hin, vielleicht iſt's das einzige Wackere, das du in dieſer Welt noch thun kannſt. In dieſer Welt? fuhr er nach einem Augenblicke fort, indem er ſtehen blieb und ſinnend die Hand über die Stirne legte; aber woher eigentlich dieſer einfältige Gedanke, daß es mit mir zu Ende gehe? Warum ſollt' ich denn ſeit zwei Tagen dem Tode um mehr als eben zwei Tage näher gerückt ſein? Was hat es mit meinem Leben oder Sterben zu ſchaffen, wenn ein anderes mir fremdes Leben zufällig dahingeht? — Oder haſt du ſonſt noch keine Leiche geſehen, närriſcher Kauz? — Und doch geht's mit dir zur Neige, Junker von Dießbach, rief der junge Mann nach einer Weile über laut, indem er wieder zu gehen anfing, ich ahne es, ich ſpür' es in allen Gliedern — die Todte hat mir's angethan.“

Als er raſchen Schrittes am Aarbergerthore vorbei außerhalb der Mauer gegen den Chriſtoffelthurm hingelangte, ſah er den ganzen weiten Platz bei den Werkhütten mit einer feſt in einander gekeilten Menſchenmenge bedeckt. An ein Durchdrängen zum Marterthurme war nicht zu denken und ebenſo wenig konnte geſehen werden, was in deſſen Nähe vorging. „Was gibt es da? fragte der Junker den Nächſtſtehenden, ſind die Kanoniere noch immer im Thurme droben?“ — „Ja freilich, erwiderte der Mann, vorhin wurde geſchoſſen und es hieß, ſie hätten den Oberſt Stettler und den Herrn von Holligen erſchoſſen; es war aber nicht ſo. Der Oberſt Stettler iſt in vollem Galop die Stadt hinuntergeſprengt, man ſagt, um vom Wyler herein Militär zu holen.“

„Und der Herr von Holligen, fragte der Junker, war der drüben beim Thurme?"

„Hinüber iſt er, antwortete der Mann, und noch nicht zurückgekommen; er muß immer noch dort ſein."

„Könnt Ihr denn nichts Genaueres erfahren von den vor Euch Stehenden?"

„Es nützt nichts, Herr; es ſind zu Viele vorwärts und bald heißt es das, bald etwas Anders; es iſt, wie wenn Jeder den Andern expreß zum Beſten halten wollte."

Mit faſt ängſtlicher Unruhe überſchaute der Junker die Menge, ob ſich nirgends eine Möglichkeit zeige durchzubrechen und zum Thurme hinüberzugelangen. Er hätte gerne ſchweres Geld gegeben, zu erfahren, was dort vorgegangen und von den Kanonieren ſelbſt zu vernehmen, wie ſie zum gethanen Schritte gekommen und was ſie weiter im Schilde führten; aber die Leute ſtanden ſo dicht und bewegungslos ineinandergekeilt, als ob ſie ſich planmäßig verſtändigt hätten, eine undurchdringliche Mauer zu bilden. Dabei kam es dem Junker vor, als ſähe er bereits da und dort ein Geſicht, das drohend und feindſelig nach ihm umblicke. Die meiſten dieſer Geſichter waren ihm übrigens bekannt und erinnerlich; aber bei einem mußte er unwillkürlich die Augen niederſchlagen und ſich beſinnen, wo er dasſelbe ſchon geſehen habe. Dieſer ganz eigenthümliche Blick des großen dunkeln Auges hatte ihn gewiß ſchon einmal beſchäftigt und an Vergangenes gemahnt, ohne daß er ſich auch jetzt erinnern konnte, wo und wie er mit dem Menſchen in dem groben Fuhrmannskittel in Berührung gekommen; aber als er nach kurzem Beſinnen wieder aufſchaute, um das Geſicht noch einmal zu fixiren und an irgend einem Zuge eine nachhelfende Stütze für das Gedächtniß zu finden, war es ſpurlos verſchwunden. Der Junker blickte vergeblich nach allen Seiten um, da es doch keine Kleinigkeit war, ſich aus dem Gedränge herauszuwinden, ebenſo

wenig, als in dasſelbe hineinzubrechen; aber der Mann war fort, ohne irgend eine Lücke oder Bewegung unter ſeinen Nächſtſtehenden zurückgelaſſen zu haben, gerade als ob er im Waſſer verſunken wäre und ſich die Welle in gewohntem Lauf und Spiel wieder drüberhin ergoſſen hätte. „Da iſt im Augenblick nichts für dich zu machen," ſagte Herr von Dießbach halblaut, indem er ſich abwendete und den Rückweg nach dem Chriſtoffelthurm einſchlug; „am beſten iſt's doch, du gehſt gerade zu ihm. Er iſt dein Pathe und hat dir ſtets ein ſchöneres Vertrauen geſchenkt als der eigene Vater." Auffallend kam es ihm vor, wie ſtill die Stadt war; in der Spitalgaſſe ließ ſich kein Menſch auf der Straße oder in den Lauben erblicken und ſelbſt am Thore war keine Wache vorhanden. Am Ende hatte der Judenbube mit ſeiner Warnung recht, dachte der Junker, unwillkürlich einen raſchern Schritt einſchlagend, es iſt nicht geheuerlich und ſo etwas in der Luft, das ich früher auf den Pariſer Boulevards eingeathmet habe. Unter dem Thorbogen des Käfigthurmes ſtand jedoch wieder die gewohnte Wache und die Marktgaſſe, in die er nun eintrat, ſchien von dem ganzen Vorgange vor den Mauern gar nichts zu wiſſen; die Leute gingen ruhig ihrer Wege und unter den Seitenbogen der Lauben zeigte ſich nicht einmal eine Gruppe, die Ungewöhnliches verhandelt hätte. Dem Junker würde dieſe ungeſtörte Alltagsgeſchäftigkeit bald unheimlicher vorgekommen ſein, als die ungewohnte Stille in der Spitalgaſſe, wenn nicht mit einemmale eine friſche Bewegung entſtanden wäre, die ein neugieriges Hin- und Herrennen und Fragen veranlaßte. Vom Zeitglockenthurme her kam nämlich im Laufſchritte eine Abtheilung Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonette und einer beträchtlichen Zahl Sappeurs an der Spitze. Der Junker begriff ſchnell genug, was das zu bedeuten habe, war aber hoch erfreut, in dem die Truppe befehligenden Offizier einen Kameraden zu erkennen. Er lief ihm auf der Straße

entgegen und rief ihn ſchon auf ein paar Schritte Entfernung an: „Nicht wahr, Kapitän, du haſt Ordre, um jeden Preis den Marterthurm zu erobern ... wahrhaftig eine ſchöne Gelegenheit ſich auszuzeichnen.“

„Ei ja, zum Kuckuk,“ entgegnete der Offizier, nachdem er ſeinen Grenadieren ein kurzes Halt zugerufen; „aber geſcheidter, du ſagſt mir, was an dem Spektakel eigentlich iſt, ſtatt mich zu necken. Kommt der alte Stettler ſchweißtriefend auf den Wyler geritten und ſchreit, die ganze Stadt ſei in Aufruhr und Meuterei, daß ich ohne langes Beſinnen mit meinen zwei Kompagnien den Stalden herabgerannt bin und glücklicherweiſe noch die Zimmerleute erhaſchen konnte; mais diable, — ich ſehe keinen Anfang zu Barrikaden, kein aufgeriſſenes Straßenpflaſter, keine geſchloſſenen Thüren und geöffnete Kellerlöcher, wie wir's ſeiner Zeit zuſammen in Paris erlebt; ſo daß ich mich parole d'honneur eigentlich meines Eifers ſchäme. Was iſt denn an der Geſchichte?“

„Ganz genau kann ich dies ſelbſt nicht ſagen,“ erwiderte der Junker; „ich weiß nur, daß die Artilleriekompagnie König in den Marterthurm eingebrochen iſt, um ihren ehemaligen Hauptmann dort aufzuſuchen. Jedenfalls rath' ich dir, nicht allzuhitzig vorzugehen und bitte dich freundlich, unnöthigerweiſe keine Gewalt anzuwenden, bis du weitere Ordre empfängſt. Ich gehe augenblicklich zum Schultheißen und will dir baldigſt Bericht bringen.“

„Ah, ah,“ machte der Kapitän, „ſo iſt alſo doch etwas Wahres an der Geheimmunkelei von dem König; nun parole d'honneur, die Burſchen gefallen mir, wenn die Geſchichte auch verdammt undisciplinariſch ausſieht. Ein paar werden ſchon füſilirt werden müſſen.“

„Wie ich dir ſage, Genaueres über Veranlaſſung und Verlauf des Vorganges weiß ich noch nicht,“ entgegnete der Junker;

„aber erfülle meinen Wunsch; in einer Viertelstunde bin i
wieder bei dir, droben am Marterthurm."

„A revoir," sagte der Kapitän, „ich mag meine Grenadie
gerne zu Besserem aufsparen, als zu einem Marterthurmsturm
Komm' bald zurück!"

Der Junker eilte schnell durch die Metzgergasse hinab de
Rathhause zu; von der vorderen Straße her ertönten die Tro
meln und Pfeifen eines einrückenden Bataillons, das ohne Zwe
fel ebenfalls von dem eifrigen Obersten Stettler eiligst nach de
Marterthurme geführt wurde. Der Junker verdoppelte sei
Schritte und sprang schon in raschen Sätzen die Rathhaustrep
hinan, als ihm von oben der Judenbube entgegenkam. „H
hu," machte dieser, „was wollt Ihr in dem Hause, gnädig
Herr? da weiß ja der Teufel nicht mehr, wer Koch oder Kelln
ist, und was der Eine will, das will der Andere just expr
nicht. Saubere Wirthschaft das!"

„Ist der Schultheiß da?" fragte der Junker hastig, „u
weiß er schon von der Geschichte?"

„Eben fehlt der, man will ihn holen lassen."

Der Junker wendete sich um und eilte die Treppe wied
hinunter, während ihm der Judenbube noch nachrief, ob er Herr
von Amiel nicht gesehen habe oder nichts wisse von ihm. D
mit einemmale, als der Name genannt wurde, stand plötzli
klar vor seiner Erinnerung, was er vorhin vergeblich gesuc
hatte. Der Fuhrmann, den er droben am Marterthurm in d
Menge bemerkt und der ihm so schnell wieder aus den Auge
entschwunden, war kein anderer, als der fremde Bediente, d
er vorgestern Abend im Wirthshause draußen am Walde b
Herrn von Amiel gesehen, und dieser Bediente war der Nämlic
— es fuhr wie ein blendender Blitzstrahl durch die Seele d
Junkers — den er in Aarau als Sekretär des französische
Geschäftsträgers Mengaud gesehen hatte. Der Herr von Die

bach mußte einen Augenblick ſtehen bleiben und ſeine Hand gegen die Mauer ſtützen, als ob ihn ein plötzlicher Schwindel befallen hätte; dann ſagte er laut: „Bei meiner Seligkeit, da bin ich auf dem Wege, einen Erzſchurken zu entdecken.“

Er achtete nicht auf die Frage des nachgekommenen Judenbuben, ob ihm unwohl geworden oder was er ſonſt habe; er eilte raſchen Schrittes über die Kreuzgaſſe in die Gerechtigkeitsgaſſe und fragte dort an der Thür eines ſtattlichen Hauſes den gravitätiſch auf- und abgehenden Bedienten, ob Seine Gnaden der Schultheiß zu Hauſe ſeien. Auf die bejahende Antwort ſchritt er ohne Weiteres in den Flur hinein. —

Nach kaum zehn Minuten kam der Junker an der Seite eines ſtattlichen Mannes in ſchwarzer Rathsherrntracht zurück. Der Bediente machte einen tiefen Bückling und die zufällig Vorübergehenden zogen ehrfurchtsvoll die Hüte ab. Galt dies der ſchweren goldenen Kette, die vom Halſe des alten Herrn über den Atlas ſeiner Weſte hinunterhing, galt es dem Ordensſterne, der auf der linken Seite ſeiner Bruſt glänzte, oder galt es dem ernſten Geſichte mit dem Adlerauge und den langen weißen Haaren, die weit in den Nacken herabfielen? Gleichviel, der Junker ſchritt raſchen Ganges an ſeiner Seite die Stadt hinauf dem Chriſtoffelthurme zu, und alle Begegnenden blieben ehrfurchtsvoll ſtehen, um mit entblößten Häuptern dem hohen Greiſe nachzuſchauen. Vor dem Marterthurme war die Menge zurückgedrängt und in weitem Bogen ſchloß ſich ein Kordon von Bajonnetten um denſelben her. Sobald der Junker mit ſeinem Begleiter vom Chriſtoffelthore her auf den Platz einlenkte, präſentirten die Truppen, auf einen Wink öffneten ſich ihre geſchloſſenen Reihen und die beiden Ankömmlinge ſchritten unbehindert dem von Kanonieren beſetzten Thore des Thurmes entgegen.

Zwölftes Capitel.

Während auf ſolche Weiſe Freund und Feind beſchäf
waren, den Erfolg des aufopfernden, aber verwegenen Handſtrei
der Kanoniere zu fördern oder zu verhindern, ſtießen dieſe ſe
auf ein Hemmniß, an das ſie in ihrer ſchlichten Einfalt
wenigſten gedacht hatten. Als der Judenbube die Lichtöffnu
am Wurſtembergerthurme verſchloſſen und die Befreier mit ih
Hauptmanne plötzlich wieder in tiefſte Finſterniß verſenkt wa
murmelte der noch immer an dem kleinen Ausgangspförtc
rüttelnde Belper-Fritz: „So lauf, Hallunke; am End' hätt'
dich doch nicht vor dem Hauptmann todtſchlagen dürfen —
andermal;" laut aber ſagte er: „Na, ſchaden wird das juſt n
viel; hoffentlich iſt Meiſter Kratzer da liegen geblieben, wo
ihn unſanft genug hingelegt und kann uns wieder den Rück
zeigen." Der Thurmwärter mochte aber hinreichende Grü
gehabt haben, dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gehen zu laſſ
wenigſtens kam weder auf freundliches, noch drohendes Anru
eine Antwort zurück. „Oh, oh, rief Belper-Fritz, als er ſe
Stimme eine Weile fruchtlos angeſtrengt, ſchön iſt das nicht
dir, Herr Vetter, daß du uns ſo ſchnell den Dienſt kündi
ſorg' nur, wie du's vor unſern Kameraden droben am Ausga
verantworteſt. Aber gleichviel, fuhr er leiſer fort, Zeit wer
wir hier keine verlieren wollen — dießmal gehe ich voran, H
Hauptmann," und ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er
an der zuſammenſtehenden Gruppe vorbei, indem er noch ſa
„Ich werd' euch vor'm Halsbrechen ſo getreulich kommandi
als wenn ich den braven Meiſter Kratzer noch zur Vorpr
zwiſchen den Fingern hätte; ſeid ganz unbeſorgt."

Ohne weiteres Dazwiſchenreden begann der Rückzug und Belper-Fritz hielt wacker Wort; er leitete den Zug mit einer Sicherheit, wie es ſelbſt Meiſter Kratzer nicht beſſer vermocht hätte. Gleichwohl fing ein unruhiges Bangen vor den Dingen, welche die nächſten Augenblicke bringen mußten, an, ſich auf die Gemüther zu legen und dieſes Bangen wurde keineswegs gemildert durch das Benehmen des Hauptmannes. Als ihm der Wachtmeiſter in kurzen Worten erzählt, wie ihn Jedermann für todt gehalten, wie ſie erſt heute andere Kunde bekommen und was darauf erfolgt ſei, rief er mit bebender Stimme: „Ihr armen, braven armen Freunde, ſolche Treue und Hochherzigkeit, die mir nicht helfen kann und euch in's Verderben ſtürzt! Und auch ſie, auch ſie wird mit in den Strudel gezogen.“

„Oh, habt keine Sorge, Herr Hauptmann, ſagte der Wachtmeiſter; es müßte ſchlimm gehen, wenn wir Euch nicht aus dem Marterthurm herausbrächten; ſo bald fürchten ſich die Kanoniere nicht vor ein paar Bratſpießen.“

„Ach, braver Kamerad, erwiderte der Hauptmann in einem Tone, der von einem aus tiefſter Seele hervorbrechenden Schmerze durchzittert war, wenn's nur das wäre, wißt ihr wohl, daß ich mich nie gefürchtet, mit euch in einen ehrenvollen Tod zu gehen; aber jetzt, Gott ſei mir gnädig, ſterbt ihr vielleicht als Rebellen und habt aus hochherzigſter Freundſchaft meinen Feinden das bisher vergeblich geſuchte Mittel in die Hände gegeben, mit meinem Leben auch meine Ehre morden zu können.“

„Um Gotteswillen, Herr Hauptmann, rief der Wachtmeiſter erſchreckt, wie ſoll ich Euch verſtehen und wie könnten wir Euch Uebles angethan haben! Seid Ihr nur wieder frei, dann wird ja Alles gut kommen.“

„Ach du treue Goldſeele, das eben wird mir zum tiefſten Schmerze, daß ich meine Befreiung nicht aus euern reinen Hän-

den, daß ich sie im besten Falle nur aus den so vielfach beflec
ten meiner Feinde empfangen kann."

Der Wachtmeister wagte auf diese mit tiefster Bekümmerni
gesprochenen Worte keine Einwendung mehr, obwohl sie ihm a
fänglich als einen leis angedeuteten Zweifel an seiner und sein
Kameraden Kraft und Beharrlichkeit fast kränkend vorkomme
wollten. Oder was war jetzt auch noch so Schweres zu übe
winden, nachdem der Hauptmann, nur erst einmal gefunden, u
ter ihrem Schutze stand? — Er brauchte sich ja nur zu zeige
und zu sagen: Seht, da bin ich, den man heimtückischer Wei
als todt ausgegeben, weil man mich öffentlich keines Makel
keines Vergehens zu zeihen wagte — um von Tausenden m
lautem Jubel begrüßt zu werden und seine heimlichen Feind
zu Schanden zu machen. Und am Ende — wenn es auch no
einen Strauß absetzen sollte, waren doch die Kanoniere Bursch
von denen mehr als die Hälfte einen Zwölfpfünder sammt d
Lafette mit einem einzigen Rucke aus der Position schoben u
wo die einmal gemeinsam anpackten, mußt' es gewiß ein Lo
geben, durch das mehr als Einer seinen sichern Ausweg finde
konnte.

So ungefähr hatte sich der schlichte Verstand des ehrlich
Schloßmüllers den weitern Verlauf des waghalsigen Unterne
mens gedacht und drum auch konnte er sich nicht gleich in d
Benehmen seines sonst so muthigen Hauptmannes finden; al
als sein rechter Arm, den er in vorsorglicher Führung um d
Befreiten gelegt, spürte, wie diesen allmählig ein fast krampfhaft
Schüttern durchbebte, da ging mit einem Male die bange Ahnu
durch seine Seele, daß er vor einem ihm nicht erreichbaren G
heimniß stehe; denn sicher war's ja doch, daß nicht Furcht, ni
Angst vor offener Gewalt oder selbst vor dem Tode dieses sto
Herz bewegen konnten, in heftigen Thränen Linderung sein
Leides zu suchen. Nun sei Gott für diese Finsterniß gedan

das braucht Keiner zu ſehen, dachte der Wachtmeiſter, indem er den umſchlingenden Arm mit jener zarten Scheu, die uns die unaufhaltſame Aeußerung fremden Schmerzes einflößt, lockerte und leiſe zurückzog.

So ging der Zug unter bangſchweigender Erwartung vorwärts, bis ſich abermals eine hellere Dämmerung bemerklich machte und der Belper-Fritz aufwärts rief: „Grüß Gott, da ſind wir auch wieder.“ — „Habt ihr ihn gefunden, bringt ihr den Hauptmann mit?“ rief es von oben in vollem Chore entgegen. — „Ja, wenn ihr artig geweſen ſeid und unterdeſſen gute Wacht gehalten habt, ſollt ihr ihn wieder haben.“ - „Hurra! ſcholl es droben von ſo mächtigen Stimmen, daß der herabdringende Schall in dem engen Raume ſich faſt mit donnerähnlichem Getöſe fortwälzte und weithin unter der Erde ein dumpfverworrenes Echo weckte — unſer Hauptmann, unſer Hauptmann!“

„Laß mich, laß mich noch einen Augenblick, ſagte dieſer ſtehen bleibend mit gepreßter Stimme zum Wachtmeiſter; ich vermag es nicht zu tragen.“ Er lehnte ſich an die Mauer zurück, um mit beiden Händen das Geſicht zu verhüllen, während Belper-Fritz bereits die dunkle Treppe hinanſtieg und mit ſpöttiſchem Tone rief: „Ei, ei, Meiſter Kratzer, ſeid Ihr ſchon angelangt; nun ſeht, wir ſind jetzt gerade ſo weit wie Ihr, wenn Ihr uns in Eurer Eilfertigkeit ſchon nicht warten wolltet.“

„Dem Himmel ſei gedankt, entgegnete der auch ſolche Weiſe Begrüßte, der ſich wohl bewacht zwiſchen den Kanonieren befand, in einer Art pfeifendem Stöhnen, dem Himmel ſei tauſend Mal gedankt, daß der gnädige Herr Hauptmann nun da iſt; der wird mir ſicher kein Leid widerfahren laſſen!“

„Ah, machte Belper-Fritz ſich verächtlich abwendend, wenn wir dir ein ſolches hätten anthun wollen, wäreſt du längſt wie eine junge Katze an die Mauer geworfen worden. Jetzt haben wir indeſſen Beſſeres zu thun.“

Drunten auf der Treppe ließen ſich Tritte hören. Die Kanoniere drängten ſich um den Ausgang und ſahen mit jenem eigenthümlichen Schauer, der uns bei jedem ergreifenden Wiederſehen über die Herzen geht, den Hauptmann vom Wachtmeiſter und den Uebrigen gefolgt langſam die Treppe heranſteigen. „Ich danke euch, Kameraden, rief er jedem die Hand entgegenſtreckend, wollte Gott wir könnten fortan mit einander leben oder ſterben, wie es ſein müßte. Doch kommt, kommt jetzt mit auf meine Zelle; und auch Ihr, Meiſter Kratzer, mögt in der Nähe bleiben."

„Vielleicht wär's beſſer, wir machten gleich fort von hier, meinte einer der wachthabenden Kanoniere; draußen ſtehen bereits zwei Grenadierkompagnien und es ſollen noch mehr nachkommen."

„Ei ja, fragte Belper-Fritz, was hatte denn das Schießen zu bedeuten, als wir kaum drunten in dem ungeheuerlichen Loche waren?"

„Ach, machte der Kanonier, das war der lange Bohnenſtecken-Oberſt Stettler, der meinte, wenn er ſeine Sackpuffer losbrenne, werden ihn unſre Leute drunten am Thore einlaſſen. Als es nichts half, iſt er mit dem Holliger, der freundlich zureden wollte, wieder davon geritten; aber gerade der Stettler iſt's der uns die Grenadiere auf den Hals ſchickte. Sie haben es ſelbſt geſagt."

„Nu, die werden uns nicht auffreſſen," entgegnete Belper-Fritz zerſtreut, während er unruhig dem Hauptmanne nachblickte, der langſam und geſenkten Hauptes durch den Gang ſeiner Zelle zuſchritt. „Was hat er denn auch vor, wendete er ſich mit ängſtlicher Frage an den Wachtmeiſter; weißt du's?"

„Nein, Gott mag es wiſſen — ich fürchte, etwas das uns nicht gefällt."

„Kommt, meine Freunde, rief wehmüthig der Hauptmann

vor seiner Zellenthüre stehen bleibend, kommt noch auf einen Augenblick zum Abschiede."

Die Kanoniere schauten sich betroffen an, in schweigender Erwartung dem Rufe folgend. Als sie in die Zelle traten, stand ihr Führer das Gesicht mit beiden Händen verhüllt an die Mauer gelehnt und blieb in dieser Stellung eine ängstliche stumme Pause unbeweglich; dann ließ er die Arme sinken, überschaute mit trübem Blick die dicht zusammengedrängte Gruppe und begann mit bebender Stimme: „Kameraden, Brüder — es reicht kein Name aus, um euch meinen Dank auszudrücken für das, was ihr an mir gethan habt. Ich habe noch nie geahnt, daß im nemlichen Augenblicke ein so seliges Hochgefühl und der tiefste Schmerz nebeneinander im Herzen Raum haben könnten; aber während eure aufopfernde Hingebung und Liebe mich hoch trägt, leide ich die größte Seelenqual, daß ich euch nicht folgen, euern Willen nicht thun kann, da ihr euch doch unbedenklich für mich in so große Gefahren gestürzt habt. Nein — stille; ich weiß was ihr sagen wollt. Aber bedenkt, selbst wenn ihr meine Freiheit mit euern Leibern decktet und unter gegenwärtigen Umständen vielleicht Niemand wagen würde, die Sache gegen uns mit offener Gewalt auf's Aeußerste zu treiben — sagt, wolltet ihr einen Hauptmann, auf den Jeder mit Fingern zeigen könnte: das ist ein verurtheilter, ehrloser Verräther, der seine Freiheit nur seinen meutrischen Kanonieren zu verdanken hat! — Was könntet ihr dagegen sagen? Und wie müßte es euch zu Muthe sein, wenn wir im bevorstehenden Kriege von unsern Landsleuten mißtrauisch, wie mit dem Feinde einverstandene Abtrünnige, angesehen würden? — Nein, meine Freunde, euer Hauptmann muß von den nemlichen Richtern, welche ihn der Freiheit beraubt, jeder Schuld ledig und freigesprochen werden; er muß mit ungeschmälerter Ehre Jedermann in's Auge schauen können, oder dann besser — seine eigenen Augen schließen sich in Ker-

kernacht. — Drum geht, meine Freunde, fuhr er mühſam fort, und haltet euch in dem bevorſtehenden Kampfe für das Vaterland, wie es den Kanonieren der erſten Batterie geziemt. Den gnädigen Herrn und Obern werde ich ankündigen, daß ihr nichts gewollt, als mir vor euerm Abmarſche noch einmal Lebewohl ſagen; ich hoffe unter ihnen einen zu finden, der euer freundlicher Fürſprecher ſein wird, wenn er nun auch, Gott ſei's geklagt, mir ſelbſt feind geworden. Und nun, nochmals die Hand zum Abſchiede, Kameraden! —"

Die Kanoniere ſtanden überraſcht und erſchüttert, ohne zu wiſſen, was ſie thun oder ſagen ſollten und über manches Geſicht fuhr eine rauhe Hand, als ob ſie da einen trüben Schleier von dem Blicke wegzuwiſchen hätte; als aber Herr Rudolf dem Wachtmeiſter die Hand entgegenbot, richtete ſich dieſer aus ſeiner gebeugten Stellung langſam hoch auf und ſagte in entſchloſſenem Tone: „Was Ihr für Eure Ehre thun oder laſſen wollt, Herr Hauptmann, müßt Ihr am beſten wiſſen. Doch Ihr habt uns Freunde genannt und Freunde halten, wie ich weiß, zuſammen wo es noth thut; drum laß ich Euch in den Händen, in denen wir Euch gefunden, nicht allein zurück; komme, was wolle, ich gehe nicht von der Stelle, bis Ihr mitgeht, oder bis man mich todt wegträgt."

„So iſt's recht, Wachtmeiſter, das iſt auch unſre Meinung, rief es in lauten Stimmen durcheinander; wir bleiben alle da."

Ueber das Geſicht des Hauptmannes, das bisher von einem Ausdruck thränennaher Wehmuth umſchleiert war, fuhr es bei dieſen Worten wie ein aufbrechender Flammenſchein, und als ſich im nämlichen Augenblicke vom Platze vor dem Thurme herauf lauter Kommandoruf hören ließ, griff ſeine Hand unwillkürlich nach der linken Seite, als ob ſie da ein Schwert finden könnte. Er wendete ſich ſchweigend ab und lehnte wieder an die Mauer zurück. Seine Gedanken begannen den nämlichen

Weg einzuſchlagen, den bisher diejenigen des entſchloſſenen Wachtmeiſters gegangen, und die Ruhe ſeiner Entſchlüſſe fing an zu wanken in dem Bewußtſein eigener Kraft und kühner Beihülfe. Oder war es nicht undankbarer, bloß ſich ſelbſt bedenkender Eigennutz, wenn er nun dieſen treuen Seelen, die ohne Beſinnen Alles für ihn gewagt und gethan, nicht ihren Willen that und ſie ihrem Geſchicke überließ, ohne einen Verſuch zu offener That gegen heimtückiſche Feindſeligkeit gemacht zu haben? Und am Ende — billigte nicht auch ſie dieſen Weg, die, wie dieſe argloſen Söhne der ländlichen Hütte, im Herrenſchloſſe ihm gegen die Wucht verläumderiſcher und vertheidigungsloſer Verfolgung Treu und Glauben bewahrt? Oder warum hätte ſie ſonſt die unverdorbene Kraft und Anhänglichkeit des Volkes zu ſeinem Schutze in Bewegung geſetzt? — Ach, bei dieſem Gedanken blühte das lange verzweifelnde Herz wieder auf, wie eine durch den Nachtfroſt verſchloſſene Roſenknospe am Morgenſtrahle, und Herr Rudolf träumte ſich einen Augenblick als Ritter Sanct Georg, der, auf ſchnaubendem Roſſe anſtürmend, dem Drachen verrotteter Standesvorurtheile, dem Lindwurm der ſchleichenden Lüge und Intrigue die tödtliche Lanze in die bloßgegebene Weiche ſchleudert. Aber dieſes Traumbild verſcheuchte alsbald wieder der klarblickende und ruhig berathende Verſtand, der ihm zurief: Die Zeiten fabelhafter, heiligenbeſchützter Thaten ſind vorüber, und du kannſt nur in dem Maße der dir zu Gebote ſtehenden Kräfte wirken; du mußt dieſe Braven vor weitern Schritten bewahren, die vielleicht blutbefleckt, ſie bei des Gegners Uebermacht unvermeidlich auf den Weg des Verderbens führen und am Ende auch ſie, die Hochherzige, Reine, mit in den Abgrund ziehen würden. „Nein, ſagte er laut vor ſich hin, indem er langſam die Hand von der ſinnenden Stirne ſinken ließ, nein, es darf nicht ſein. Meine einzige Pflicht iſt's, ſie alle zu behüten; geſchehe mit mir, was da wolle."

Aber noch war er nicht im Reinen, wie er diesen Entschluß ausführen solle, als vom Thore herauf eilfertig ein Kanonier mit der Meldung kam, der gnädige Schultheiß Steiger verlange, bloß von einem Junker begleitet, eingelassen zu werden.

„Was sagst du, Kamerad! rief Herr Rudolf, aus seinem Sinnen auffahrend, der Schultheiß Steiger?"

„Er selbst, Herr Hauptmann; ich kenn' ihn schon manche Jahre her."

Der Hauptmann warf einen raschen Blick auf seine Leute, die überrascht, viele sichtlich erschrocken nach dem unerwarteten Botschafter aufschauten; der Wachtmeister dagegen nickte zwei, drei Mal mit halbgeschlossenen Augen und der Belper-Fritz rieb eifrig die Hände, indem er murmelte: „Solch vornehmen Besuch darf man schon empfangen."

„Du weißt nicht, wie vornehm er ist," sagte Herr Rudolf nachdenklich; dann aber befahl er, daß man den gnädigen Herrn unverweilt eintreten lasse.

In die athemlose Stille, die mit dem letzten Worte über die in der Zelle Versammelten gekommen, tönten die Treppe herauf bald langsame, aber feste Tritte, die durch den Gang herannahten. Die Kanoniere wichen geräuschlos auseinander und hoben wie auf's Kommando die Hand zum Gruße, als, von dem Junker gefolgt, der hohe Greis unter die Thüre trat.

Sein Adlerblick ruhte eine Weile fest auf dem ihm gegenüberstehenden Hauptmanne, der sich nach kurzer Verbeugung ruhig und freien Antlitzes wieder erhoben hatte; dann blickte er auf die in zwei Reihen getheilten Kanoniere und sagte ernst, aber nicht unfreundlich: „Was thut ihr da, Kinder? Laßt mich mit eurem Hauptmann allein, bis ihr wieder gerufen werdet."

Hinter der geräuschlos abtretenden Mannschaft schloß der Junker die Thüre und schob den Riegel vor.

Dreizehntes Capitel.

Mittlerweile war die Kunde von dieſen Vorgängen mit den abenteuerlichſten Gerüchten umſponnen durch die ganze Stadt gedrungen, und überall ſtanden unter den Laubenbogen die Nachbarn zuſammen, um das Unerhörte in ihrer Weiſe auszudeuten. Es handle ſich gar nicht um den Maler König, meinten die Einen, der ſei doch längſt todt von der Aare die Lande hinuntergetragen und die Kanoniere ſeien nur durch das falſche Vorgeben, ihr Hauptmann ſitze noch im Marterthurme, zur Rebellion verführt worden. „Glaubt es mir, wiederholte der vielwiſſende kleine Haarkräusler Wildbold im Käfiggäßlein zum hundertſten Male, glaubt es mir, wenn ich es ſage; 's iſt mir ſeit einiger Zeit nicht umſonſt eine Perücke zum Ordnen bei Nacht zugetragen und bei Nacht wieder abgeholt worden, die ich in meinem Leben vorher nie geſehen hatte. Da ſteckt ein Geheimniß, und wenn unſer Eines auch nicht Alles ausſchwatzen darf, ſo kann ich doch wohl ſagen, daß die Perücke accurat die Tour hat, wie man ſie vor 10 Jahren am Hofe von Verſailles getragen. Merkt ihr's?"

„Der Bartkratzer iſt ein Narr, ſagte der in Ruheſtand verſetzte Rathsweibel Blau ärgerlich, als ſich der zungenfertige Haarkräusler davongetrollt, um den Stern ſeiner Weisheit bei einer andern lichtbedürftigen Gruppe aufſteigen zu laſſen; was ſollte der von den Geheimniſſen unſerer gnädigen Herren und Obern wiſſen. Meint ihr, dieſe Bauern-Kanoniere hätten Kopf und Kragen gewagt, wenn ihnen nicht ein ſchönes Stück Geld geſpendet und dazu Verzeihung und Vergeſſen zum Voraus verſprochen worden wäre? Und warum iſt der gnädige Schultheiß

in höchſt eigener Perſon nach dem Marterthurme gegangen? Ich will's euch ſagen. Der Schultheiß iſt ein naher Vetter von dem wilden Major v. Jenner, der ſo tolle Streiche gemacht hat, von dem aber ſchon lange Monate keiner mehr etwas gehört oder geſehen. Gut — morgen reitet der wieder auf ſeinem ſchwarzen Hengſte durch die Stadt, und ich könnt euch ſagen, wie das zugeht, wenn nicht noch immer Pflicht und Eid — verſteht mich."

Indeſſen gab es auch Manche, beſonders unter den „mindern Burgern" und Einſaßen, welche weder die Geheimſprache des Haarkräuslers, noch diejenige des rothnaſigen Altweibels verſtehen wollten. „Was braucht's all' den Firlefanz von franzöſiſchen Hofſchranzen oder hochmüthigen Junkern, perorirte der Hafnermeiſter Wagner, der fortwährend hartnäckig behauptete, er habe eben ſo gutes Recht auf ein Rathsherrenbaret, als das geſammte Ariſtokratenpack — weßhalb er unter ſeinen Nachbarn nur Anton der Sansculotte hieß; was braucht's das Geſchwätz? Der Maler König hat mir einmal ausdrücklich geſagt, er ſei ganz meiner Meinung in Betreff des Baretes, und deßhalb haben ihn die ungnädigen Herren verſchwinden laſſen wollen. Punktum. Die Kanoniere haben ganz recht, wenn ſie auf den Buſch klopfen, und wär' *ich* nicht ein Burger aus altem Geſchlechte, ich würde meiner Seel den Bauerntölpeln ſelbſt mithelfen. Das ſag ich offen, und noch einmal Punktum."

Ueberall, wo der Sansculotte ſeine Rede mit einem Punktum ſchloß, fügte ein Fuhrmann, der ſich ihm bald als Begleiter beigeſellt, noch einige bekräftigende Winke hinzu. Es kannte ihn Niemand, und trotz ſeiner fremd anklingenden Sprache fiel es in der Aufregung ſelbſt dem burgerlichen Jakobiner nicht ein, um Namen und Herkunft zu fragen; genug — ſeine Bemerkungen von dem Eigennutz und der unrechtmäßigen Gewaltanmaßung der Herren vom Regimente trafen den Nagel ſtets auf den Kopf und ſeine großen dunkeln Augen zwinkerten dabei ſo bedeutungs-

voll, daß auch der Einfältigſte merken mußte, der Burſche wüßte noch Manches zu ſagen, wenn er's für rathſam hielte. Leider war dieſe revolutionäre Genoſſenſchaft von keiner langer Dauer. Als ſich der Fuhrmann einmal durch ſeinen Eifer zu der Aeuſſerung hinreißen ließ, es werde nicht beſſer kommen, bis die Franzoſen reinen Tiſch machen — da fuhr der Sansculotte auf, wie eine Katze, der ein unvorſichtiger Fuß auf den Schwanz getreten. „Was du — du — ſchrie er, ſich gegen den Fuhrmann wendend; ſag noch einmal ſo etwas, du miſerabler Fötzel; dann will ich dir zeigen, in welches Speckkämmerlein du hingehörſt.“ Er ſtreckte ſeine langknochigen Finger nach dem Kragen des Fuhrmannskittels, als wollte er die Drohung augenblicklich in's Werk ſetzen, aber ganz verwundert rieb er ſich die Augen und guckte zwei, dreimal umher, wo denn der Burſche ſo plötzlich hingekommen ſei. Er hatte nur geſehen, wie der Andere ſich vor ſeinem Griffe niedergeduckt, dann aber wie ein Schatten verſchwunden war. „Wenn das nicht einer von des Teufels Sippſchaft geweſen iſt, murmelte Meiſter Anton, indem ein leiſer Schauer über ſeinen Rücken lief, ſo weiß ich nicht, was die noch für weitere Kunſtſtücklein aufführt.“

Trotz dieſes Auseinanderplatzens des revolutionären Zweigeſtirnes gewann die Meinung des Hafnermeiſters immer mehr Boden, und bereits wagte da und dort ein kecker Einſatze den Rath, man ſollte in vereinigten Haufen an den Marterthurm hinaufziehen und dort durch Wort und Geberde zu verſtehen geben, welcher Meinung man ſei. Aber dieſe Rathſchläge verſtummten, als es plötzlich hieß, die Grenadiere und Musketiere, die vor dem Thurme geſtanden, ziehen ohne Sang und Klang die Spitalgaſſe herab der Kaſerne zu. Jetzt hatte mit einem Schlage der Altweibel wieder die Oberhand. „Was hab' ich geſagt, rief er triumphirend, die Herren Vettern beißen einander nie ſtark. Der hitzige Oberſt Stettler hat ſich in's Bockshorn

jagen lassen und wird sich nun gehörig schämen dafür. Morgen ist der rothe Major von einer Reise zurückgekehrt — ha! ha! — ich bin nicht auf den Kopf gefallen.“ Doch auch in diesem wohlgeordneten Kopfe fing es an zu wirbeln und schwindeln, als hart hinter der ersten Botschaft die zweite daherstürmte, die Kanoniere haben den Schultheißen in die alte Folterkammer geschleppt, ihn blutig mißhandelt und gedroht, seinen Kopf hinabzuwerfen, wenn die Grenadiere nicht augenblicklich abziehen. Drum habe der Oberst Stettler in der Furcht, die Verzweifelten möchten ihre Drohung wahr machen, bevor er sie vom Thurmthore vertreiben könnte, den geräuschlosen Abzug angeordnet; aber man wisse nun gleichwohl nicht, was im Innern des Thurmes vorgehe, und schwerlich werde der Schultheiß lebend wieder herauskommen.

Diese Schreckenskunde brachte bei allen Meinungsparteien die gleiche Bestürzung hervor, und es hatte Keiner mehr Zeit oder Lust, den Andern höhnend zu fragen, wer nun recht behalten habe. Die Gruppen stoben auseinander, wie eine an verbotenem Orte spielende Kinderschaar, zwischen die unversehens der grimmaugige Polizeiwächter fährt. Ganze Lauben entlang wurde nichts mehr gehört, als das Geräusch rasch enteilender Schritte und das Zuklappen sich schließender Thüren und Krämerladen. Selbst der Sansculotte lief spornstreichs am Zeitglockenthurm vorbei nach seiner Wohnung an der Herrengasse, indem er einmal über das andere laut vor sich hinrief: „Hab' ich's nicht immer gesagt? in jeder Bauernkutte steckt ein Belzebue und noch Zeug zu einem halben Dutzend Anderer — Punktum.“ Nein, wie hartnäckig der revolutionäre Anton bisher auch seinen Rechtsanspruch an ein Sammetbaretlein festgehalten — daß irgendwer wagen könnte, die frevle Hand an das ehrwürdige Haupt der Stadt und Republik zu legen, das war ihm nie als Möglichkeit in Sinn gekommen. Oder hatte

nicht der bloße Gedanke an eine ſolche Unthat dem kleinen Hauptmann Henzi und dem großen Stadtlieutenant Fueter vor vierzig Jahren ſchon die Köpfe gekoſtet? — Die Erinnerung an jene Blutſcene, die er noch als Knabe mit angeſehen, packte den Hafnermeiſter mit einem ſo heftigen Gliederſchütteln, daß er kaum im Stande war, den ſchweren Riegel ſeiner Hausthüre vorzuſchieben. —

Als eine Viertelſtunde ſpäter der Schultheiß von dem Junker begleitet durch die eingebrochene Dämmerung die Stadt hinabſchritt, blieb er über die ſeltſame Stille befremdet auf dem Bärenplatze ſtehen und ſagte um ſich ſchauend: „Wie iſt's mir denn — haben wir ſchon Mitternacht, daß die ganze Stadt ſchlafen gegangen iſt?“ -- „Das nicht, gütiger Pathe, erwiderte ſein Begleiter; aber ich glaube, der Gefangene im Marterthurme hat das Prävenire geſpielt und über die Stadt den Kriegs- und Belagerungszuſtand verhängt.“

Der alte Herr blickte noch einmal an den ſtillen Häuſerreihen hinauf und ſagte dann, bekümmert das Haupt ſenkend: „Dein Hauptmann wird mit ſeiner Meinung recht behalten wollen. Das alte Bern iſt nicht mehr hier und liegt heute außerhalb unſerer Thore und Mauern.“

An der Treppe des Rathhauſes, aus dem durch alle Fenſter Lichter entgegenſchimmerten, ſchieden die Beiden. Der Junker blickte der hohen Geſtalt nach, bis ſie, langſam hinanſteigend, durch die breite Flügelthür geſchritten war; dann wendete er ſich und eilte raſchen Ganges wieder die Stadt aufwärts. Am Chriſtoffel vorbei ſchaute er nach dem Marterthurme hinüber; der Platz vor demſelben war ebenfalls ſtill und menſchenleer, und nur hie und da ſchien am untern Rande deſſelben eine ſchattenhafte Geſtalt vorüberzuhuſchen. Von dem Thurmthore her aber erklang der regelmäßige Schritt eines Wachtpoſtens, der dort feſten und ſichern Fußes über das Steinpflaſter auf und nieder ging.

Als der Junker in's Freie gelangt war, nahm er den Hut ab, um ſich von dem feuchten Winde die heiße Stirne kühlen zu laſſen. Er fühlte ſeine Seele mächtig gehoben, wie von Geiſtesſchwingen in ein Land getragen, an dem er bisher nur zuweilen traumhaft vorübergeſtreift; aber trotz der innerlichen Eile, die ihn vorwärts trieb, mußte er langſamer gehen, um die Vorgänge des heutigen Tages in geordneter Reihenfolge überſchauen zu können. Und welch' ein Tag war das geweſen, von dem erſchütternden Grabgeſang der Kanoniere an im Roſengarten jenſeits der Nideck, bis zu dieſem Abendglöcklein, das in halbverwehten Lauten von Köniz herüberklang. Sie thaten dem aufgeregten Gemüthe wohl, die leiſe verſchwimmenden Töne, und der Junker mußte ſich unwillkürlich fragen, ob er noch nie auf dieſe geheimnißvoll verſöhnenden Stimmen gelauſcht oder ob ſie noch nie ſo mild tröſtend herangeklungen, wie heute. Bei ſolchem Wiegenliede ließe ſich's ſanft einſchlafen, ſprach es in ihm, während plötzlich die nahe Todesahnung, die durch die Aufregung der letzten Stunden verſcheucht geweſen, wieder vor ihm aufſtieg; aber nicht bang und beängſtigend wie heute, nicht wie ein drohendes Schreckbild, vor dem das Blut aus den Wangen weicht, ſondern eher wie ein ſchwebendes Traumbild, das in ruhig umdämmerte Fernen lockt. Das iſt ſchon der Segen, den dir wenigſtens der ernſte Wille eines gutgemeinten Thuns einträgt, ſagte der junge Mann, während er ſich mit einer Art wehmüthigen Behagens dem Zuge neuer Gefühle dahingab; ach wäreſt du ein Mann geworden wie er, mit welcher Ruhe könnteſt du der Gewißheit eines baldigen Endes in's Auge blicken. Aber iſt es denn zu ſpät? — Zu ſpät — ſprach es laut in ihm; die Kraft, aus der ein ſolches Selbſtgefühl, ſolch adelicher Seelenſtolz emporſproßt, iſt vergeudet und unwiederbringlich verloren. Ha, wie hat er, der Gefangene, der Verurtheilte, dem Manne gegenüber geſtanden, vor deſſen Blicke ſich ſo manche hochfah-

rende Einbildung beugen muß; wie hat ſein Auge frei ausgeſchaut und ſeine Rede furchtlos, ohne Stolz und Beleidigung jede Anklage auf den übelbelehrten Richter zurückgeworfen! Bei dieſer Erinnerung überlief das Geſicht des Junkers ein unwillkürliches Lächeln, da ſich ihm ein Gedanke wieder aufdrängte, der, ſobald er den Schultheißen und den Gefangenen in der kahlen Thurmzelle ſich Auge in Auge gegenüber geſehen, in ihm aufgeſtiegen war. Waren das nicht zwei Geſichter, die ſich ähnlich ſahen, wie nur Vater und Sohn ſich ähnlich ſehen können? Die nämliche gedankenklare Stirne, hier von braunen, dort von weißen Haaren umſcheitelt, das gleiche hoheitblickende Auge und der feingeſchnittene Mund, um den dort der Ernſt des Alters lag und hier ſich die ſchwellende Anmuth der Jugend ergoß. Selbſt die Stimme in ihrem tief melodiſchen Tonfalle erklang, als wenn ſie von den nämlichen Lippen flöße. „Nein, das iſt keine leere Einbildung, ſagte der Junker laut, als er über dieſem Sinnen in die Schloßallee von Holligen eintrat, kein Gaukelſpiel deiner Phantaſie, es iſt die baare, wahrhaftige Wirklichkeit, der du genauer nachforſchen mußt.“

Durch das Hofthor getreten, bemerkte er, daß ſich das Licht im Gemache des Fräuleins unruhig hin- und herbewegte; aber unangenehm war es ihm, am Fuße der Treppe den alten Kammerdiener des Oberſten anzutreffen, der ſichtlich auf erhaltene Weiſung daſtand. Der Junker wäre dießmal gerne unbemerkt zu Adelaiden gelangt. „Iſt der gnädige Herr daheim?“ fragte er leichthin, die Antwort vorauswiſſend.

„Nein, Herr; und er wird vor einigen Stunden ſchwerlich nach Hauſe kommen.“

„Doch das Fräulein — meine Couſine?“

Der Alte blickte verlegen die Treppe hinauf und antwortete zögernd: „Das gnädige Fräulein iſt unwohl und kann keinen Beſuch annehmen.“

„Wollen ſehen, ſagte der Junker kurz, indem er, ohne auf die verſuchten Einwendungen des Alten zu achten, mit raſchen Schritten die erſten Stufen überſtieg — bleib nur zurück, ich bedarf keiner Anmeldung.“

Die Thüre war verſchloſſen, und auf das erſte leiſe Anklopfen erfolgte keine Antwort, doch ließ ſich von Innen heraus haſtiges Geräuſch vernehmen. Dem zweiten Pochen entgegnete eine fremdartige Stimme: „Wer iſt da? Das Fräulein iſt ſchon zur Ruhe gegangen.“

„Meldet ihr, ich ſei da, erwiderte der Junker leiſe aber dringend — ihr Vetter Albert, der ſie durchaus ſprechen müſſe.“

Augenblicklich ſchob ſich der Riegel zurück; die Thüre ging auf und der Junker ſtand vor einem hochgewachſenen Bauernmädchen, deſſen Geſicht von den tief niederfallenden Spitzen eines ſchwarzen Sammethäubchens bis zum Munde herab verhüllt war.

„Iſt das Fräulein wirklich ernſtlich krank? fragte Herr von Dießbach, von der an dieſem Orte ungewohnten Erſcheinung überraſcht und unruhig nach der Seitenthüre blickend; wie iſt das ſo plötzlich gekommen? Was iſt denn vorgefallen?“

„Vieles in der kurzen Zeit, die ich dich nicht geſehen habe, Albert.“

„Adelaide! rief der Junker zurückfahrend, während eine ſchmale weiße Hand ſich erhob und die Spitzen aus dem Geſichte zurückſtrich; nun, beim Himmel, jetzt iſt doch keine Zeit zu Carnevalspoſſen — was ſoll das bedeuten, was haſt du denn vor?“

„Das magſt du nachher erfahren, lautete die Antwort; vorerſt erzähle, was dich herführt.“

Der Junker wußte nicht, was er denken ſollte und ließ ſich mechaniſch auf einem Stuhle nieder. Er hatte erwartet, Adelaiden

in Jammer und Bangigkeit zu finden, wie er ſie vorgeſtern verlaſſen, und jetzt ſtand ſie in fremder Tracht und noch viel fremderm Weſen vor ihm. Ihre Stimme klang kalt und tonlos und in ihrem ganzen Benehmen lag eine erſchreckende Ruhe. Als ſie ſich ihrem Gaſte gegenüber niedergelaſſen und nun das volle Licht auf ihr Antlitz fiel, mußte er unwillkürlich die Hand über die Augen legen. Der Anblick dieſes Marmorgeſichtes mit den feſtgeſchloſſenen Lippen, die ſonſt ſo herzbewegend zu lächeln wußten, ging ihm wie ein kalter Schauer durch die Seele.

„Nun, Albert — erzähle.“

„Weißt du, was dieſen Nachmittag in der Stadt vorgefallen iſt?“

Sie nickte langſam. „Ich weiß, daß die Kanoniere nach dem Marterthurme gezogen ſind, um dort ihren Hauptmann zu ſuchen.“

„Ah! machte der Junker, einen forſchenden Blick auf ſeine Couſine werfend; wenn du das ſo beſtimmt weißt, biſt du hier außen beſſer unterrichtet, als Tauſende in der Stadt es ſind.“

„Gleichviel; weißt du Weiteres, ſo ſprich; meine Zeit iſt mir vielleicht kurz zugemeſſen.“

Der Junker fühlte ſich durch den Ton, in dem dieſe Aufforderung geſtellt war, verletzt und er überlegte, was er antworten ſolle; aber als er aufblickend das leiſe Zucken bemerkte, das um Adelaiden's Lippen ſpielte, ſagte er bewegt: „Du darfſt mir nicht böſe ſein, daß ich nicht eher zu dir gekommen bin; ich trage ſelbſt ein Leid, ein ſchweres Leid, das mich Anderes vergeſſen ließ.“ Dann erzählte er, was er vom Judenbuben erfahren und wie er ſeinen Pathen veranlaßt habe, perſönlich nach dem Marterthurme zu gehen.

„Das haſt du gethan, rief das Fräulein aufſtehend und ihm die Hand entgegenreichend, dann verzeih' mir, Albert, ich

that dir Unrecht in Gedanken. Um Gotteswillen ſprich — du haſt ihn geſehen, wie ſieht er aus, was ſagt er und wie iſt der Schultheiß von ihm gegangen?"

„Viele Fragen auf einmal, erwiderte der Junker lächelnd, indem er ſeinen Mund auf die dargereichte Hand niederbeugte; erlaube mir, ſie nach Belieben zu beantworten. Ich hatte mich dem Schultheißen mit meinem Ehrenworte verpfändet, daß wenigſtens die ſchwerſte Anklage gegen Rudolf falſch, daß er weder ein Spion noch Verräther ſei; ich konnte das mit gutem Gewiſſen, und ja, ich hätte mich wohl auch zu der Behauptung verpflichten können, daß es keinen beſſern Mann gebe zu Stadt und Land."

„Ich danke dir für dieſes Wort, rief Adelaide leiſe mit aufleuchtenden Augen, das hab' ich längſt gewußt."

„Und mir's nie geſagt, ſagte der Junker neckend; gleichwohl war's mir anfänglich bange, als ſich die Beiden gegenüberſtanden, der ſtrenge Richter und Ariſtokrat, und der im Bewußtſein ſeiner Unſchuld ſtolze Demokrat, wie er ſich ſelbſt offen nannte. Ich erſchrack in's Herz hinein über dieſes Bekenntniß, bei dem ſich die Augenbrauen des Schultheißen zornig und unheilverkündend zuſammenzogen; aber da, gerade im rechten Augenblicke, klopfte dein baumgroßer Nachbar drüben in der Mühle an der Thüre und verlangte im Namen ſeiner Kameraden rundweg, daß man ihrem Hauptmann in Allem und Jedem auf's Wort glaube, denn der könne keine Unwahrheit ſagen — mit Ausnahme eines einzigen Punktes. Auf die verwunderte Frage, welches denn dieſer Punkt ſei, antwortete der Wachtmeiſter gravitätiſch: „Wenn der Hauptmann ſagen ſollte, wir ſeien nur hergekommen, um ihn vor unſerm Abmarſche noch einmal zu ſehen, ſo glaubt ihm das nicht, gnädiger Herr; wir ſind ohne ſein Wiſſen da eingebrochen, um ihn zu befreien; und weil er nun nicht mit uns fortgehen wollte, ſo bleiben wir ſelbſt hier,

bis man uns ſtückweiſe fortträgt. Das iſt Meinung und Beſchluß meiner Kameraden.“ Rudolf war verlegen; das Geſicht des Schultheißen aber hellte ſich bemerkbar auf und er ſprach in Gedanken leiſe vor ſich hin: „Wer ſich Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Untergebenen in dieſem Grade zu erwerben weiß, braucht ſich des Namens eines Demokraten nicht zu ſchämen — er iſt in Wahrheit ein Volksherrſcher.“

„Der brave Chriſten, ſagte Adelaide langſam; ich dacht' es wohl und habe mich nicht getäuſcht.“

Der Junker hob drohend den Finger in die Höhe. „Ich will dich jetzt nicht ausfragen, Couſine; aber mir will ſcheinen, du habeſt ein verwegenes Spiel geſpielt.“

„Als nichts mehr zu verlieren war, erwiderte ſie feſtaufblikkend; aber weiter Albert — du quälſt mich.“

„Vieles weiß ich nicht mehr, fuhr er nachdenklich fort; der Schultheiß ſchickte mich bald weg, um die vom Oberſten Stettler zur Bewältigung der Kanoniere vor dem Thurme angeſammelten Truppen in die Kaſerne zurückzubeordern. Ich hatte mit dem zähen Manne lange zu parlamentiren und ihm die Gründe meines Befehls auseinanderzuſetzen. Was unterdeſſen im Thurme vorging, kann ich nicht ſagen.“

„Jetzt willſt du mich täuſchen, Albert, und mir Schlimmes verhehlen; es wird aber dir und mir nichts nützen.“

„Du irrſt dich, Adelaide, und obwohl ich mir über den endlichen Ausgang der verwickelten Geſchichte keine beſtimmte Vorſtellung zu machen vermag, ſo bin ich doch wenigſtens Rudolfs wegen in keiner allzugroßen Sorge. Als ich wieder in die Zelle zurückkam, hat der Schultheiß dem Gefangenen die Hand zum Abſchiede gereicht, und ich denke, wem der einmal ſeine Rechte gegeben, den läßt er ſo leicht nicht wieder fallen.“

„Und Rudolf iſt alſo noch immer im Thurme?“ fragte ſie ängſtlich.

„Freilich; aber unter dem Schutze ſeiner Kanoniere, und da iſt er gut aufgehoben. Dieſe Nacht noch wird der kleine Rath mit Zuziehung der Kriegskommiſſion ſeine Angelegenheit auf's Neue behandeln; wenn nur der gewaltthätige Schritt der Kanoniere ſeinen Gegnern nicht eine neue Handhabe bietet!" —

„Du begleiteſt mich nach der Stadt, ſagte das Fräulein ſich erhebend in entſchloſſenem Tone; über den Verlauf der Verhandlung oder gewiß über deren Ausgang wirſt du ſchnelle Auskunft erhalten können. Ich will dieſelbe nicht hier und bis zum Morgen abwarten."

„Mit mir und in dieſer Kleidung? rief der Junker; du trägſt dich noch mit andern Abſichten, Adelaide, die du ſchon vor meiner Ankunft ausgeſponnen haſt!"

„Still, ſtill, Vetter, antwortete ſie, mit der rechten Hand wohlgefällig über das grobe Tuch ihres linken Aermels ſtreichend; warum ſollte ich mich eines Kleides ſchämen, wie es die Mütter, Schweſtern und Bräute der braven Kameraden Rudolfs tragen? — Geh' voraus, Albert, und erwarte mich am Ausgange der Allee — ich gehe nicht durch das vordere Thor. Von meinen Plänen zu ſprechen haben wir noch Zeit genug — du ſollſt Alles erfahren."

„Das iſt freilich ein Demokrat, der das ſtolze Fräulein von Holligen ſo bequem in ein Bauernmädchen umwandelt, ſagte der Junker lächelnd, während er ſich, von dem entſchiedenen Weſen ſeiner Couſine beherrſcht, faſt willenlos erhob, um ihrer Weiſung Folge zu leiſten; aber halt, da hab' ich dir etwas mitgebracht; ich nahm es im Stillen von dem kleinen Tiſchlein, das in der kleinen Zelle deines Gefangenen auf vier wackelnden Füßen ſteht. Sieh's an; gefällt's dir nicht, will ich's wieder zurückzuſtellen ſuchen."

Er reichte ihr ein Blatt entgegen und öffnete die Thüre. „Laß mich nicht allzulange warten."

Wie ſie an's Licht tretend auf das Papier ſchaute, begannen ihre Hände leiſe zu zittern und die Augen ſich mit Thränen zu füllen. Sie wußte ſelbſt nicht, waren es Thränen des Mitleides, der Freude oder des Schmerzes; aber ſie glitten ungehemmt wie erfriſchender Thau über die Wangen herab. „Er hat in all ſeinem Leid mich nicht vergeſſen, lispelte ſie auf ihr zierliches Bildniß blickend; er iſt ſtets bei mir geweſen, wie ich wachend und träumend bei ihm war.“ Sie erhob die gefalteten Hände und blickte eine ſtumme Weile zum Himmel empor, über den ſich vom Walde her ein matter Mondſchimmer ergoß; dann öffnete ſie ihr Schmuckkäſtchen, legte das Blatt ſorgfältig hinein und nahm dafür ein blinkendes Medaillon heraus, das ſie hinter ihr Sammetmieder niedergleiten ließ. Das Licht erloſch und eine Minute ſpäter ſchlüpften geräuſchloſe Tritte durch das Hinterpförtchen, die unbemerkt der hohen Mauer entlang durch die gewundenen Pfade des laubloſen Buſchwerkes eilten.

„Biſt du es? fragte der Junker leiſe, der ganz vom Dunkel verhüllt an einem der äußerſten Stämme der Allee lehnte; haſt du Niemanden bemerkt?“

„Niemand, erwiderte das Fräulein aufathmend: ich glaube ſie ſind alle beim Nachteſſen.“

„Nicht das, machte der Junker, ihr den Arm bietend; aber es iſt vorhin da Jemand hart an mir vorbei gegen die untere Mauer hingeſchlüpft und ich möchte drauf wetten, es iſt Herr v. Amiel geweſen.“

„Der? rief ſie mit mühſam unterdrücktem Schrecken; er war den Nachmittag bei mir, der fürchterliche Menſch.“

„Herr v. Amiel bei dir?“

Sie neigte das Haupt. „Mit Wiſſen meines Vaters, Albert.“

Als ſie an die große Linde hinkamen, wo ſich die Straße nach Biel und Neuenburg abzweigt, ſtand da im Dunkel der

Bäume eine geſchloſſene Kutſche mit zwei Pferden beſpannt, an denen nachläßig ein Fuhrmann lehnte; nebenan hielt ein geſatteltes Reitferd. Der Junker ſtreifte hart an dem Manne vorbei und ſagte dann, nachdem ſie einige Schritte weiter gegangen: „Ich werde mir in der Stadt ein Paar Piſtolen zu verſchaffen ſuchen, bevor ich dich zurückbegleite, Adelaide.“

Vierzehntes Capitel.

Die Nacht lag mit unheimlich dumpfem Brüten über der Stadt. Von Dieſer war einſt um ihre Alles wagende Kraft und ihr Glück zu preiſen von den Alpen bis über den ſchwarzwäldlichen Hauenſtein hinaus der Ruf durch die Lande ergangen, „der Herrgott ſelbſt ſei Berns Bürger geworden;“ jetzt aber zog es wie ein todnahes Fröſteln durch die ehemalige „Gottesſtadt“, das nur zu deutlich Wechſel und Endlichkeit aller irdiſchen Dinge ankündigte. Trotz verſchloſſenen Thüren und Läden drang die Kunde überall raſch in die Bürgerhäuſer, daß der Schultheiß ganz wohlbehalten vom Marterthurme nach dem Rathhauſe zurückgekehrt und daher die angebliche Blutgier der Kanoniere eitel Lüge ſei; aber ſonderbar genug vermochte nun auch dieſe neue Nachricht keinen frohen Eindruck hervorzubringen. Dem lag nicht bloß der Unmuth zu Grunde, daß man ſich ſo grob hatte täuſchen laſſen, es ging vielmehr die Ahnung von der gänzlichen Unſicherheit und Haltloſigkeit aller Verhältniſſe durch die Gemüther. War man ſelbſt bei Vorgängen innerhalb der eigenen Stadtmauern ſo ſehr der Ungewißheit und dem Zufalle preis-

gegeben, wie mußte es erſt mit den großen, in die Ferne reichenden Angelegenheiten beſtellt ſein, die ſchon lange alles Denken beſchäftigten und deren blutige Löſung nun vor der Thüre ſtand! — Und dann in welchem Zuſammenhange mochte mit dieſen Angelegenheiten die Marterthurmgeſchichte ſtehen? — Handelte es ſich um einen ungerechterweiſe Eingekerkerten und Mißhandelten; galt es dem Schultheißen, die Hand über einen vornehmen Wüſtling und Verbrecher zu decken, oder aber — verbarg die unbekannte Perrücke des kleinen Haarkräuslers im Räuchgäßlein ein Geheimniß, das bis zum alten Hofe von Verſailles zurückreichte und Landesverrath, Krieg oder Frieden in ſeinem Schooße bergen konnte? — All dieſe Fragen und Zweifel ſuchten vergeblich nach einem zuverläſſigen Munde, der ſie löſen konnte und die unſichere Muthloſigkeit flatterte im nächtigen Dunkel immer ängſtlicher durch die Straßen an die ſtillen Wohnungen heran. Hätten jetzt jene Lenker der Republik, welche ſo lange die Geheimthuerei im ſorgſam verſchloſſenen Rathszimmer als den Gipfel aller Staatskunſt geprieſen, einen klar ſehenden Blick in die Herzen werfen können, ſie würden ſchreckenbleich zurückgefahren ſein vor den Wirkungen, welche ihre vermeintliche Weisheit nun einem nicht ungewöhnlichen Vorgange geſtattete; aber das iſt eben das gerechte Loos jeder Weisheit, die aus dem Grunde des Eigennutzes und der Eigenwilligkeit emporgewuchert — ſie bemerkt ihre Mängel erſt, wenn ſie mit all ihrem mühſam Erworbenen rettungslos in's Bodenloſe verſinkt.

Und nicht viel beſſer als bei den bürgerlichen Schlafröcken, die verweiſend daheim am warmen Ofen ſaßen, ſah es in den Herzen aus, die draußen auf den kalten Wachtpoſten oder in den dunklen Räumen der Kaſerne das Soldatenkleid bedeckte. Man war hier, wie vieles Einzelne auch noch dunkel blieb, im Allgemeinen beſſer unterrichtet über Urſache und Zuſammenhang des Vorganges als in der Stadt; aber gerade das hatte natürlich

wieder ſeine Folgen. Dem gemeinen Manne und vielen Offizieren, die nicht aus den Kreiſen der regierenden Familien ſtammten, öffnete ſich mit einem Schlage ein Blick in das Thun und Treiben der gnädigen Herren und Obern, der ungefähr die gleiche Wirkung hervorbringen mußte, wie es bei den Kanonieren ſelbſt der Fall geweſen. Manche waren ohnedieß ſchon unzufrieden und mißtrauiſch und ſäumten nun nicht, ſchlimmen Samen in das günſtig bereitete Erdreich auszuwerfen. Andere dagegen, denen die Mängel einheimiſcher Zuſtände vor der gefahrvollen Lage des Vaterlandes nach Außen in den Hintergrund traten und deren Sinn zunächſt nur auf die Reinhaltung des vaterländiſchen Bodens, auf die Rettung des anererbten Waffenruhmes gerichtet war, ſahen mit Bekümmerniß und Schrecken, wie raſch ſich die Bande lockerten, deren feſtem Zuſammenſchluſſe allein das Gelingen des großen Zweckes möglich war. Namentlich waren es Offiziere und Unteroffiziere, die früher in fremdem Dienſte ein gut patriotiſches Herz bewahrt, aber zugleich den unerſetzbaren Werth einer ſtraffen Disziplin kennen gelernt hatten, die mit ſorgenvoller Unruhe in die Zukunft blickten; denn was ſollte und konnte auch nur für den nächſten Augenblick gethan werden? Wurden die meuteriſchen Kanoniere nach ſtrengem Kriegsbrauche beſtraft, ſo lag die Gefahr nahe, daß die noch im Geheimen gährende Unzufriedenheit des gemeinen Mannes zu hellen Flammen ausſchlug; wurde ihnen nachſichtige Strafloſigkeit zu Theil, ſo war ein gefährliches Beiſpiel zu gelegentlicher Nachahmung vor Augen gerückt. Koſtete es doch den Oberſten Stettler ſchon Mühe, nur den Aidemajor Wacker, der ſich von den ausbrechenden Kanonieren ſo leicht hatte überrumpeln laſſen, in Arreſt zu bringen, und mußte ſelbſt der ſtarre Soldat für einmal darauf verzichten, das Nämliche mit der übrigen Mannſchaft der Kaſernenwache zu thun. So zeigte ſich nach allen Seiten hin Untröſtliches und nur Wenige gab es, die aus dem treuen, auf-

opfernden Sinne, dem das Beginnen der Kanoniere entsprungen, Beruhigung zu schöpfen vermochten.

Tröstlicher als hier mußte es auch dort nicht aussehen, wo im alten Rathhause, das trotzig wie eine feste Burg vom hohen Aarborde niederschaut, die Häupter der Republik zusammensaßen. Der Uneingeweihte konnte freilich nicht wissen, was in diesen streng verschlossenen Räumen vorging, aber das unruhige Treiben vor denselben nach längst eingebrochener Nacht beurkundete hinlänglich, daß auch hier das Leben aus den gewohnten Gleisen gewichen sei. Vor den Treppen gegen die Kreuzgasse stand ein zahlreicher Militärposten unter Gewehr; die Rathsdiener eilten in ihren schwarzrothen Amtsmänteln eilfertig zu und ab, bald einen der gnädigen Herren fortbegleitend, bald mit einem andern zurückkehrend, den sie aus entfernt gelegener Wohnung herbeigeholt. Sogar ein Trupp rothröckiger Dragoner hielt auf dem Platze, von dem Dieser und Jener nach leise empfangenem Befehle davonstob, daß auf dem Pflaster helle Funken um die Hufe spritzten. Mehr als ein Dutzendmal gingen Boten auch nach einem Hause in der Junkerngasse, um dort nach einem Herrn von Amiel zu fragen; aber jedesmal wurde die Antwort ertheilt, daß er noch nicht zurückgekehrt und man nicht wisse, wohin er gegangen sei.

Dieses geräuschvolle Thun zu so ungewohnter Stunde hatte die Nachbarschaft des Rathhauses begreiflich bald aufmerksam gemacht und allmählig drängten sich dichte Haufen zu beiden Seiten desselben. Und wieder flogen bange Gerüchte umher, wie eine Schaar unheimlich flatternder Todtenkäuzlein; aber die Leute blieben still und nur wie ein leises Wehen im Busche ging das Geflüster über die Schaaren weg, die trotzdem, daß die Rathhausuhr schon die elfte Stunde geschlagen, sich immer noch nicht vermindern wollten. Schon einige Male hatte sich ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, durchgedrängt, um die breite

Treppe hinanzusteigen und nach kurzer Zeit wieder herabzukommen. Die Wache ließ ihn, nachdem er das erste Mal einige Worte mit ihr gewechselt, ungehindert passiren, so daß sich die Blicke aller nahe Stehenden neugierig auf die vermummte Erscheinung richteten. Auch jetzt kam sie wieder die Treppe herabgegangen, wußte sich aber so rasch einen Weg durch die Menge zu bahnen und in die Dunkelheit der aufwärts gehenden Straße zu verschwinden, daß abermals kein Erkennen möglich war. Nur ein einziger Mann, der sich seit einigen Augenblicken hinter dem Gedränge an einen dunklen Bogenpfeiler postirt hatte, horchte dem Schalle der an ihm vorübergehenden Schritte aufmerksam nach und murmelte dann leise: „Was schleicht der herum? Ich will verderben, wenn es nicht der Junker von Dießbach ist.“ Und wie ein unhörbarer Schatten löste er sich von dem Pfeiler ab, um vorsichtig von Bogen zu Bogen dem Vermummten nachzuschleichen.

Dieser war oberhalb des St. Johannsenkellers von der Straße ebenfalls in die schwarznächtige Laube getaucht und hastig fragte ihn eine Stimme: „Bringst du noch keinen bestimmten Bescheid, keinen Trost, Albert?“

„Es ist schwer, etwas Genaueres zu erfahren,“ antwortete der Gefragte leise; „wie mir angedeutet wurde, handelt es sich nicht sowohl mehr um die frühere Anklage gegen Rudolf, als um die schwere Frage, was unter den Umständen rathsamer sei, die Vollziehung des bereits gefällten Urtheils oder die Kassation desselben mit förmlicher Frei- und Ehrenerklärung.“

„Welch feige Erbärmlichkeit,“ erwiderte die vor innerer Entrüstung zitternde Frauenstimme; „was kann denn unter allen Umständen rathsamer sein als Gerechtigkeit gegen einen schuldlosen Angeklagten!“

„Nicht so laut, Adelaide, und bedenke, daß nicht Jeder mit deinen Augen sieht; dein Vater ist sonst wohl ein gerechter

Mann; aber gerade er ſteht jetzt unter den hartnäckigſten Gegnern einer Freiſprechung, wenigſtens vor beendigtem Kriege."

Ein lautes Aufathmen, eine ſchmerzlich unterdrückte Klage, die weder ein Wort findet noch wagt, war die einzige Entgegnung auf dieſe Einwendung; dann aber ſagte das Fräulein nach einer ſtummen Pauſe: „Nun will ich zu ihm, Albert, und werde den Weg allein finden, wenn du mich nicht begleiten magſt. Du wirſt nicht von mir verlangen, daß ich vielleicht das letzte Glück meines Lebens von der Gnade dieſer gnädigen Herren und der Gerechtigkeitsliebe dieſer Richter, ſeien ſie wer ſie wollen, abhängig mache."

Dieſe Worte waren mit einem ſolchen Ausdrucke des Schmerzes und zugleich tiefſter Bitterkeit geſprochen, daß der Junker keine direkte Gegenvorſtellung mehr wagte. Er bereute, der Tochter den eigenen Vater als ein Beiſpiel des berechnenden politiſchen Verſtandes in dieſer Angelegenheit angeführt zu haben und ſagte daher: „Sei nicht unbillig, Adelaide; laß die Leute erſt thun, was ſie für unerläßlich halten, und ſieh dann, was ſie thun, wo bloß ihr freier Wille gebietet. Und wie Vieles kann eine einzige Woche an einer ſolchen vermeintlichen Nothwendigkeit umgeſtalten und mildern! Drum hüte dich, Fräulein von Holligen, dein Herzensgeheimniß ſo vorſchnell Leuten anzuvertrauen, die doch mit Rudolf nichts gemein haben, als die gemeinſame Farbe ihres Uniformrockes. Ein Beſuch um Mitternacht im Marterthurme — verſtehe mich wohl, was du für dich ſelbſt beſchließen darfſt, kann und will ich ſelbſt ausführen helfen."

„Dann komm, Albert; ich danke dir für deine Vorſorglichkeit, aber an meinem Entſchluſſe kann ſie nichts mehr ändern."

„Wohl denn."

Als die Beiden auf die Straße hinaustraten, ſtreckte ſich hart nebenan ein Kopf hinter einem Laubenpfeiler hervor, um

ihnen nachzuſchauen, bis ſie in der Dunkelheit die Straße aufwärts verſchwunden waren. Der Mann trat ebenfalls aus der Laube, blieb aber ſogleich wieder ſtehen, indem er mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend bald nach dem lichterſchimmernden Rathhauſe abwärts, bald die nachtſchwarze Straße aufwärts blickte. „Verdammt, Jakob, daß du das nicht früher gewußt haſt; das wär' ein profitables Geſchäftchen geweſen. Die Holligerin verkleidet in den Marterthurm — das hochmüthige Fräulein und der König — Teufel auch, wer hätte das vermuthen können!“ Er ging, ohne daß ſein Fuß das leiſeſte Geräuſch verurſachte, einige Schritte abwärts, wo die Menge noch immer ſtill und unbeweglich zuſammengedrängt ſtand; aber wieder hielt er zweifelnd an, um nach dem Rathhauſe hinaufzuſchauen. „Wüßt' ich nur, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, wie es dort oben ausſieht, ob der König den Franzoſen am Ende doch noch ausſticht — dem alten Bären von Schultheiß iſt wenig zu trauen. Brr — wie wird der Herr Marquis ein Geſicht machen, wenn er draußen das Neſt leer findet und ich ihm ſage, daß das Vögelein unterdeſſen hier wie eine lichtſcheue Fledermaus herumgeflattert!“ — Er griff mit der Hand unter die tief herabgezogene Pelzmütze, und als ob er da das Steuer zu einer neuen Richtung gefunden, kehrte er plötzlich um und begann raſch die Straße aufwärts zu gehen. „Am beſten iſt's doch, ſprach er laufend in abgebrochenen Sätzen in ſich hinein, du ſiehſt dich noch ein wenig genauer um — drum hab' ich auch ohne recht zu wiſſen warum? die Filzſchuh anziehen müſſen — ſacriſti, vielleicht könnteſt du unterwegs für ein hübſches Trinkgeld ohne große Mühe das Goldfiſchlein immer noch in's Netz des Herrn Marquis jagen. Der Junker — puh!“ Er hielt Daumen und Zeigfinger zuſammengelegt an den Mund, als ob er eine kleine Feder in die Luft blaſen wollte.

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen lenkte der Mann aus der

Metzgergaſſe durch das kleine Seitengäßchen gegen den Zeitglockenthurm zu, mußte aber, hier angelangt, trotz der Eile, die ihn innerlich antrieb, unwillkürlich ſtehen bleiben. Gerade über dem Thurme trat der Mond in eine kleine Wolkenlücke und goß über Giebeldach und Mauern einen ſo tiefrothen Schein herab, als müßte jeden Augenblick eine nur ſpärlich verhüllte Flammengluth aus dem Innern hervorbrechen. Ringsum ſtanden die Häuſer ſtumm in ſchwarze Schatten verhüllt; aber der alte Thurm ſchien von dem plötzlichen Lichte aus dem Schlafe gerüttelt ſich noch halbträumend zu regen und ſeine ſteinernen Glieder auszurecken. Die Ziffern der altberühmten Uhrentafel blinkten wie anglimmende Feuerſtreifen, während der nebenanſitzende Uranus ſein graues Haupt hin und wieder neigte und mit mahnender Hand das Stundenglas emporhob. Er mußte wohl auch den Hahn, ſeinen Nachbarn, geweckt haben, der langſam die Flügel erhob, um ſie ſchlaftrunken wieder fallen zu laſſen. Jetzt aber hob plötzlich ein geheimnißvolles Schwirren an, der bärtige Zeitgott ſchwang ſein Stundenglas in dürrer Rechte, der Hahn ließ einen hellen Ruf ertönen und das kleine Seitenglocklein ſchlug die letzte Viertelſtunde vor Mitternacht mit ſo bang nachzitterndem Klange, daß ſelbſt über das Herz des Judenbuben ein kalter Schauer ſtrich. „Zum Henker, rief er durch den unbewachten Thorbogen eilend, das jammert ja wie zur letzten Oelung.“

In ſeiner Haſt bemerkte er nicht, daß im Dunkel des Thorgewölbes noch Jemand außer ihm den bangen Klängen des Glöckleins gelauſcht und nun durch ſeinen Ruf erſchreckt wurde. „Mein Gott, flüſterte das Fräulein leiſe, wer iſt das, Albert?“

„Wenn mich die Stimme nicht getäuſcht hat, erwiderte der Junker der Geſtalt nachblickend, die geräuſchlos über den mondbeſchienenen Platz oberhalb des Thorbogens wegglitt, ſo iſt's

Einer, deſſen Name ich zu dieſer Stunde nicht ausſprechen mag. Warten wir, bis er uns weiter voraus iſt."

„Aber da kommt wieder Jemand die Straße herauf."

„Es ſcheint eine Patrouille zu ſein; gehen wir gleich hintendrein, ſo können wir vielleicht unbemerkt am Poſten beim Chriſtophelthurme vorbeikommen."

Die taktmäßigen Schritte kamen bald heran und zwiſchen hinein ließ ſich das Geräuſch des in raſcher Bewegung an die Hüfte ſchlagenden Seitengewehrs vernehmen; aber als das kleine Piket aus dem Dunkel der Straße auf den Thurmplatz trat, ſchimmerte den Harrenden das Roth eines Rathsdienermantels entgegen."

„Halt — was iſt das, was will der mit dem Militärbegleit — flüſterte der Junker; bleib ruhig ſtehen, Adelaide, ich will mich erkundigen:"

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er mit ſcheinbar gleichgültigen Schritten durch den Bogen auf die Lichtung hinaus und ließ dort den Trupp an ſich herankommen, indem er den Rathsdiener freundlich beim Namen nannte. Dieſer rückte, ſobald er den nächtlichen Wanderer erkannt, ehrerbietig an ſeinem mächtigen Dreiſpalter und beantwortete flüſternd, um was er leiſe gefragt wurde. „So ſchnell? rief der Junker überlaut, iſt's möglich?"

„In zehn Minuten höchſtens werden wir zurück ſein," erwiderte der Rathsdiener.

Der Junker ließ die Mannſchaft abziehen und eilte auf ſeine Begleiterin zu. „Was gibt's, Albert, rief ſie ihm ängſtlich entgegen, was ſagt der Mann?"

„Komm, komm, antwortete er geheimnißvoll und eilfertig, im Marterthurm haben wir nichts mehr zu ſchaffen; glaub' mir's und folge mir — du wirſt's nicht bereuen."

Er zog die Ueberraſchte und Halbwiderſtrebende wieder die

Straße abwärts dem Rathhause zu, ohne ſich viele Mühe zu geben, ihre Fragen zu beantworten. „Du wirſt's bald ſehen, Couſine, war ſein ſtändiger Troſt, mit dem er ihre bald klagenden, bald vorwurfsvollen Zweifel zu beſchwichtigen ſuchte, komm nur ſchnell.“

Vor dem Rathhauſe war unterdeſſen ebenfalls ein neues Leben erwacht und die vorher ſo ruhige Menge wogte durcheinander, wie eine vom plötzlich einfallenten Windſtoße aufgeregte Waſſerfläche. Es wußte Keiner beſtimmt, was er wollte, und doch drängte Jeder von ſeinem bisherigen Standorte, um ſich einen neuen auszuſuchen, als ob er da etwas Wunderbares, Unerhörtes erfahren oder ſehen könnte. Die Mauern des alten Baues, die Jahrhunderte lang ſo manches Geheimniß treulich bewahrt, aus dem Glück oder Unheil über die Lande zwiſchen dem Leman- und Bodenſee ſich ergoſſen, waren nicht mehr ſtark genug, dieſe Nacht ihren Dienſt zu erfüllen; was hinter ihnen berathen und verhandelt worden, quoll durch Ritzen und Fugen heraus wie eine ahnungsvolle, eine neue Zeit verkündete Prophezeiung, und das Volk wogte immer mächtiger gegen die Treppen heran, als müßt' es da droben einen Platz einnehmen, auf den es ſchon lange ſehnſüchtig gewartet hatte. Nur mit äußerſter Mühe gelang es dem Junker, ſich mit ſeiner Begleiterin durchzudrängen, und als er die erſten Stufen erſtiegen, ſchoß ihm die Menge nach wie ein angeſchwollener Strom, der jedes Hemmniß überfluthet. Schildwachen und Rathsdiener gaben ihren vergeblichen Widerſtand auf, im Augenblick waren Treppen, Terraſſe und der breite Corridor angefüllt und der Junker ſelbſt mit dem Fräulein bis hart an die Flügelthüre des Berathungsſaales vorgedrängt. All das war ohne Lärm, ohne trotziges Stoßen und Rufen, wie auf wohl ausgeführte Verabredung geſchehen und unwillkürlich fielen dem Junker die Worte ein, die der Gefangene im Marterthurme zum Schultheißen ge-

ſprochen: „Die Zeit naht auch für uns heran, wo das Volk ſelbſt zu Gerichte ſitzt.“ Ein unheimliches Gefühl zog ihm bei dieſer Verſtellung das Herz zuſammen, ſo daß er ſich halblaut mit der Bemerkung tröſtete: „Bah, bloßer Zufall und Neugierde, welche die müßige Nachbarſchaft wach gehalten.“

Dieſer Troſt währte indeſſen nicht lange. Im Augenblicke ertönte ein kräftiger Ruf von der Treppe her: „Sie kommen — Platz gemacht,“ und wieder mußte der Junker denken, es walte ein planmäßiges Thun in dieſem ſcheinbaren Wirrwarr, der ſich auf den Ruf den ganzen Corridor entlang faſt geräuſchlos nach beiden Seiten hin auseinanderſchob, um in der Mitte einen breiten Durchpaß offen zu laſſen. Unter der Eingangsthüre erſchien der ſchwarzrothe Mantel des Rathsdieners und hinter ihm — Adelaidens Augen, die bisher mit ſo fieberhafter Gluth an dieſem Eingange gehangen, füllten ſich plötzlich mit Thränen und an ihren verſchleierten Blicken zog es vorbei wie körperloſe, flimmernde Traumgeſtalten, die ſich um ein mild ernſtes, bleiches Antlitz drängten. Der Junker ſpürte das bange Erzittern, mit dem ſie ſich an ſeine Schulter lehnte, er legte ſeinen ſtützenden Arm feſter um den ſchlanken Leib und träumte ſich einen Augenblick in ſüßem Schauer ſelbſt als den Mann, dem dieſes Erbeben galt und der jetzt von ſeinen Unteroffizieren umgeben feſten Schrittes ſeinen Richtern entgegenging. Der Rathsdiener öffnete die Thüre und mit athemloſen Schweigen blickte die Menge in ein großes, dunkel behangenes Gemach, von deſſen Decke ein Kronleuchter dämmernde Helle niedergoß.

Gerade der Thüre gegenüber ſaß auf erhöhtem Spitze die imponirende Geſtalt des Schultheißen, zur Linken und Rechten ein großer Halbkreis von Männern, die verwunderte oder unwillige Blicke auf die Menge herauswarfen. Der Rathsdiener wollte, nachdem ſein Geleit eingetreten, pflichteifrig die Flügel der Thüre zudrücken; aber ſchon hatte ſich's auf beiden Seiten

der Mauer entlang in so fester Masse vorgeschoben, daß seine Mühe vergeblich blieb und er sich in zweifelnder Verlegenheit nach dem Schultheißen umschaute. Dieser machte mit der Rechten eine kurze abwehrende Bewegung und der dienstbare Rothmantel trat bescheiden in eine Ecke zurück.

Nach einer erwartungsbangen Pause, deren Stille kein Athemzug unterbrach, erhob sich der Schultheiß langsam von seinem Sitze und rief mit feierlicher Stimme: „Hauptmann König, tretet heran, Euer Urtheil zu empfangen.“ Der Gerufene trat einen Schritt vor seine Unteroffiziere, neigte mit leichter Beugung das Haupt, um sogleich wieder ruhig und frei seinen Richtern gegenüberzustehen. „Im Namen des Geheimen Rathes, fuhr der Schultheiß mit tiefer, aber weitschallender Stimme fort, Eurer gnädigen Herren und Obern, bei denen Ihr des Landesverrathes verklagt waret, und im Namen des Specialgerichtes, das diese Klage zu untersuchen, prüfen und zu erdauern hatte, spreche ich nach abermaliger Prüfung der Anklage Euch, Hauptmann König, von jeder Klage und Schuld los und ledig; in der Meinung, daß Euch der gewaltete Untersuch in keinerlei Weise an ehbesessenen bürgerlichen und militärischen Ehren irgend einen Eintrag thue, und daß Ihr für erlittene Schädniß volle Genugthuung erhaltet. Zeugniß dessen soll Jeder geben, der meine Worte hört. In weiterer Folge seid Ihr von dieser Stunde an in Dienst berufen zur Vertheidigung und Schirmung des geliebten Vaterlandes, wie ehedem als Hauptmann der ersten Zwölfpfünderbatterie, die im bevorstehenden Kampfe Euch und sich selbst ehren möge. Daß Gott es walte.“

Vom Corridor her ertönte ein mühsam unterdrückter Schrei, dessen Ton und Ausdruck dem Ohre nicht verrathen konnte, ob ihn Freude oder Schmerz ausgepreßt; nicht einmal der Junker war darüber im Klaren, dem seine Begleiterin auf theilnehmende Fragen nur mit einem unaufhaltsamen Weinen Antwort gab;

die von ſo mächtigen Aufregungen müde gehetzte Natur ließ ſich nicht länger mehr gebieten.

Herr Rudolf hatte ſich mit raſcher Bewegung nach dieſem Ausrufe umgewendet; dann aber ſagte er mit gedämpfter Stimme, ſeine Rechte über die Unteroffiziere ausſtreckend: „Und dieſe da — meine Kameraden?“

„Ihr und Euere Soldaten, ſprach der Schultheiß mit einer leiſen Neigung ſeines Hauptes auf dieſe Frage gegen die Kanoniere gewendet, ihr Alle ſeid, wie ihr wohl wiſſen müßt, der Strenge des Geſetzes zu ſchwerer Strafe verfallen. In Anbetracht aber, daß euere Abſicht beſſer war, als euer Thun ſcheint, ſoll euch dießmal Gnade für Recht zu Theil werden. Und nun geht, meine Kinder und vergeſſet im Felde nicht, daß ihr ein Vergehen gut zu machen habt und daß Aller Augen auf euch gerichtet ſein werden.“

Der Hauptmann legte mit tiefer Verbeugung die Hand auf die Bruſt und hörbar zitterte ſeine Stimme, als er ſagte: „Nicht für mein Urtheil dank ich Euch, — ich war mir keiner Schuld bewußt; aber die Nachſicht, die meinen Freunden zu Theil geworden, ſoll unvergeſſen bleiben.“

Er erhob ſich nun noch einmal, den Kreis ſeiner Richter zu überſchauen; der Schultheiß neigte grüßend das graue Haupt und mehr als ein ſtrenges Geſicht ſchien milder auf den Freigeſprochenen herüberzublicken. Aber Einer ſaß ſtumm und finſter, ohne die Augen aufzuſchlagen. „Arme Adelaide, ſeufzte Herr Rudolf ſich abwendend; das iſt nicht allein mehr der Richter und Ariſtokrat, das iſt der ſtolze Vater, der unſer Herzensgeheimniß erfahren.“

Als der Hauptmann mit ſeinem Begleite den Corridor durchſchritten hatte, brach die bisher lautloſe Menge in ſtürmende Bewegung aus. Wie ein brauſender Wirbelwind drängte ſie

ſich der Terraſſe zu, von der vielſtimmiger Jubelruf die ſtillen Straßen weithin mit mächtigem Schalle erfüllte.

Unten an der Treppe ſtreifte mit leiſem Gruße ein Mädchen an dem Befreiten vorüber, mit raſcher Bewegung ſeine Hand ergreifend. Als er dieſelbe öffnend gegen das Licht hielt, fuhr er froh erſchreckend zuſammen über den Glanz, der ihm entgegenſchimmerte. Es war das Medaillon, deſſen italieniſche Kunſt er mehr als einmal mit demüthigem Sinne betrachtet, noch ehe ſein Auge einen Blick nach dem herrlichen Originale gewagt hatte; aber als er nun mit klopfendem Herzen um ſich ſchaute, war die geheimnißvolle Botin von der wogenden Menge weggeſchwemmt. —

„Jetzt eile dich, glückliche Couſine, ſagte der Junker wieder in das Dunkel der Straße tretend, daß wir vor deinem Vater das Schloß erreichen.“

Dieſe Eile wäre ſo nöthig nicht geweſen. Es mochte wohl eine Stunde ſpäter ſein, als der Herr v. Holligen an der Wache beim Chriſtophel vorüberritt. Dießmal gönnte er dem Poſten kein freundliches „Gute Nacht“ und ſetzte ohne daran zu denken, ſchon mitten unter dem Thorbogen dem Pferde die Sporen ein, daß es verwundert über dieſe ungewohnte Behandlung mit mächtigen Sätzen in's Freie hinausſchoß. Es ſah düſter und unheimlich aus im Herzen des nächtlichen Reiters, wie es ſtets bei einem Menſchen ausſieht, der plötzlich eine Handhabe verloren, an der er die ungewiſſe Zukunft glaubte feſthalten und leiten zu können. Der Oberſt hatte vor Andern für die drohenden Stürme feſtes Vertrauen in die Treue und Kraft des Volkes geſetzt, er hatte in dieſem Vertrauen nicht nur von ſicherer Rettung des Vaterlandes, ſondern auch von der Erneuerung des Glanzes verſchwundener Heldenzeit geträumt; und jetzt? — Die Energie und Anhänglichkeit des Volkes hatte ſich heute wohl in überraſchender Weiſe bewährt, aber nicht rettend und

erlöſend, ſondern zerſtörend und verheerend, wie der alte Herr meinte, als eine ungebändigte Gewalt, die Trümmer und Verderben auf ihrem Wege zurückließ. „Der Stettler hat Recht, ſagte er vor ſich hin, wir haben heute ein ſchönes Stück jahrhundertalter Bernergeſchichte begraben; die Grundſäulen ſind gelockert und der Bau droht zuſammenzuſtürzen.“

Aus dieſem Sinnen wurde er durch das plötzliche Stutzen des Pferdes geweckt, das die Ohren ſpitzend heftig zu ſchnauben anfing. „Na, Alter,“ ſagte der Oberſt, indem er die Hand erhob, um den Hals des Thieres zu ſtreicheln; aber bevor er die ſich ſträubende Mähne berührt, knallten vor ihm die Straße auswärts zwei raſche Schüſſe, denen ein lauter Schmerzensruf folgte. „En avant“, rief der Reiter, ſein Pferd antreibend, während ſeinem ſcharfſpähenden Blicke unzweifelhaft ſchien, daß über dem Schneeſtreifen, der ſich am Fuße der Anhöhe hinzog, die ihn noch von ſeinem Schloſſe trennte, ſchattenhafte Geſtalten nach dem Walde hinüberflüchteten. Zur Stelle gekommen, wo ſich der Weg von der Straße nach der Mühle abzweigt, hörte er ein dumpfes Röcheln am Boden, und als er raſch abgeſprungen, fand er da einen Mann liegen, der nur noch unverſtändliche Laute von ſich zu geben vermochte. Ein breiter Blutſtrom war bereits unter dem Mantel hervorgedrungen, die einzelnen Schneeflecken an der Straße röthend. Der Herr von Holligen lief nach der Mühle, die Leute mit lautem Rufen zur Hülfe herauspochend. Als ſie mit Lichtern herbeikamen und er ſich über das verblichene Geſicht des Todten hereinbeugte, rief er entſetzt: „Barmherziger Himmel — mein Vetter, der Junker von Dießbach!“

Fünfzehntes Capitel.

Es war natürlich, daß die beiden Ereigniſſe der Nacht, die Ermordung des Junkers und die Freiſprechung des Malers, ſofort in Verbindung miteinander gebracht wurden und zwar um ſo mehr, als man von dem Antheil des Erſtern an der Letztern genauere Kunde erhielt; aber die Art und Weiſe, in der dieſer Zuſammenhang geſucht wurde, war ſelbſt wieder der ſprechendſte Beweis, wie weit die Gemüther ſich bereits von einander entfernt und wie mächtig das bisher noch halbſchlummernde, oder wenigſtens in den Maſſen noch nicht zum beſtimmten Ausdruck gelangte Mißtrauen nun aufwucherte. „Glaubt ihr bald, daß ich längſt Recht gehabt habe,“ ſtellte Anton der Sansculotte ſeine Nachbarn mit der Zuverſichtlichkeit eines bisher verkannten Märtyrers zur Rede, „oder ſeht ihr noch nicht ein, was dieſe baretträuberiſchen Ariſtokraten für eine Race ſind? Nichts iſt ihnen heilig, nicht das heiligſte Recht Anderer, wo es ihren Vortheil gilt; ja, daß Gott erbarm, ſie ſchonen nicht ihr eigen Fleiſch und Blut, wenn ſie fürchten, es könnte einer der Ihrigen untreu werden. Der arme Junker mußte ſterben, weil er dem König geholfen, und dieſer hätte dran glauben ſollen, da er einmal offen geſagt, daß in meine Familie eben ſo gut als in irgend eine andere ein Baret gehöre. Punktum. Mich wundert's nur, ob ſie am Ende nicht ſelbſt noch an den alten Schultheißen gerathen — einbrocken werden ſie ihm die Geſchichte ſo ſicher, daß ich jetzt ſchon Punktum dazu ſagen möchte.“

Und dießmal gaben dem patrizierfeindlichen Hafnermeiſter gar Viele Recht, die ihn bisher einen eingebildeten Narren ge-

ſcholten, in der Meinung, er thäte beſſer, ſich um ſeine Kacheln und Töpfe, die ſehr des Ruhmes ermangelten, als um die Sammetbarete der Rathsherren zu bekümmern. Der Junker wurde bald weitaus von der Mehrzahl der mindern Bürger und den in der Stadt befindlichen Soldaten für ein bedauernswerthes Opfer gehalten, das dem ſchonungsloſen und über ſeine in dem Handel des Hauptmanns König erlittene Niederlage ergrimmten Kaſtengeiſte fallen gemußt. Und wie einmal das leicht bewegliche Menſchenherz beſchaffen iſt, das einen augenblicklichen Eindruck gerne für untrügliche Wahrheit hält, der Todte war noch nicht in's Grab geſenkt, als all' die loſen Streiche ſeines Lebens vergeſſen waren und in der Erinnerung nichts von ihm übrig blieb, als das Bild eines ſchönen ritterlichen jungen Herrn, dem ein grauſames Geſchick allzufrühen Tod bereitet. Auch Diejenigen, die keine Urſache hatten, dieſer Anſicht zu huldigen, blieben ſtill oder ſprachen ihre Gedanken nur unter ſich im Vertrauen aus. Als die Glocken vom Münſter herabklangen, um dem jungen Patrizier das letzte Lebewohl nachzurufen, fragte Velper-Fritz, der im Kaſernenhofe mit dem Wachtmeiſter an einer Lafette beſchäftigt war, den Letztern leiſe: „Gilt das ihm?“ und auf die ſtille nickende Bejahung lehnte er ſich müßig an die Mauer zurück, während ſich über ſein Geſicht der Ausdruck innerer Freude und tief empfundener Dankbarkeit ausbreitete. Seine Lippen begannen ſich wie in leiſem Selbſtgeſpräche zu bewegen und allmälig ſanken die über der Bruſt gekreuzten Arme immer tiefer herab, bis die Hände, ſich faltend, zuſammentrafen. Der Wachtmeiſter ließ ſeinen Kameraden eine Weile gewähren, dann ſagte er theilnehmend: „Du mußt nun auch vergeſſen, Fritz; ſiehſt du, es gibt für Alles eine Gerechtigkeit, ſchon im Leben hier.“ — „Das iſt's eben, worüber ich nachdenke, erwiderte der Andere, ſeinen Blick erhebend, und wofür ich unſerm Herrgott bis an mein Ende dankbar ſein muß. Denn weißt du, fuhr er den Arm ausſtreckend leiſer fort,

der Junker hätte doch ſterben müſſen und das bald, gewiß bevor der Krieg zu Ende geweſen wäre."

„Weißt du das ſo genau? fragte der Wachtmeiſter die Hand über ſeine Augen legend, im Kriege kann Keiner ſagen, wie es ihm geht."

„Ich weiß es, nickte der Andere, und der Ruedi weiß es auch; aber gedauert hätt' es mich, weil der Junker unſerm Hauptmann noch ſo wohl gewollt hat. D'rum bin ich ſo froh, daß nun Andere gethan haben, was mir doch ſchwer geworden wäre- ſeien ſie wer ſie wollen."

Nach einer ganz andern Richtung gingen die Vermuthungen über den nächtlichen Mord in den Kreiſen, denen der Todte im Leben angehört hatte; aber auch hier warf das Mißtrauen dunkle Schatten, um den unbefangenen Blick zu trüben und das rettende Urtheil zu verwirren. „Die Brigandage beginnt in ſchönſter Form bei uns einzuziehen, ſagte der Oberſt Stettler, und wir können uns darüber um ſo weniger beklagen, als wir ſie ſelbſt geſchaffen haben; jetzt mag nur Jeder zuſehen, um welchen Preis er ſich ſein Stümpchen Lebenslicht von einigen Hallunken will ausblaſen laſſen. Die Canaille hat gemerkt, daß wir Angſt vor ihr haben, und wer einmal Angſt gezeigt, der iſt für immer verloren. Dem Junkerlein geſchieht's ſchon recht, daß er als der Erſte die Früchte ſeiner Naſeweisheit zu ſchmecken bekam — was brauchte er mit ſeinem Advokatengeſchwätz am Marterthurme mir in die Quere zu kommen! Aber was den Schultheißen in ſeinen alten Tagen noch anficht, das möge der Teufel wiſſen — freilich hat er von jeher ein tüchtiges Stück Federfuchſerei an ſich gehabt, wenn ihr mir ſchon nie Recht geben wolltet. Jetzt greift ihr's mit Händen."

Dieſe Worte konnten nicht ermangeln, um ſo größern Anklang zu finden, als die Furcht vor dem blutgierigen Dämon der Revolution durch das gewaltſame Auftreten der Kanoniere

ſich ſelbſt derer bemächtigte, die bisher noch immer auf die ſchlichte Einfalt und Treue des Volkes gerechnet hatten. Offenbar war es, daß der Junker von meuchleriſcher Hand gefallen; die beiden Kugeln waren ihm rücklings unter der linken Schulter eingedrungen und mußten um ſo mehr die Todesboten tiefer liegender Rache geweſen ſein, als an dem Ermordeten keinerlei Raubverſuch Statt gefunden. Seine Rechte hatte krampfhaft den Griff einer Piſtole umfaßt, die in der Taſche ſeines Rockes ſtack; aber der Tod mußte ihn überraſcht haben, bevor er die Waffe zur Vertheidigung hervorzuziehen im Stande geweſen; alſo nicht einmal ein kurzer Wortwechſel konnte Statt gefunden haben, ſogar nicht einmal ein drohender Anruf war der mörderiſchen That vorangegangen, die eben ſo geräuſchlos als feig an einem vorher bezeichneten und belauerten Opfer vollbracht worden! —

So zog mit dem Mißtrauen zugleich die Angſt für das eigene und das Leben lieber Angehöriger in die Gemüther, welche ſelbſt die ſonſt ſo überzeugende Ruhe des Schultheißen nicht mehr zu beſchwichtigen vermochte. Auf ſeine Einwendung, warum denn die Blutthat, wenn ſie aus politiſchem Haſſe hervorgegangen, gerade an Demjenigen, der vor allen Standesgenoſſen dem Gefangenen im Marterthurme beigeſtanden, verübt worden ſein ſollte, begegnete die aus naheliegender Erfahrung geſchöpfte Antwort, daß die entfeſſelten Leidenſchaften des Pöbels keinen Unterſchied mehr kennen, und gerade in dieſem erſten Vorgange liege der Fingerzeig, es ſolle keiner geſchont werden, der einmal durch Geburt und Stand der Rache verfallen ſei. Immerhin konnte ſich der Schultheiß ſelbſt das Geſtändniß nicht verhehlen, daß er unter der augenblicklichen Macht eines großen Eindruckes von einem bisher treu feſtgehaltenen und durch jahrhundertlange Tradition geheiligten Grundſatze politiſcher Weisheit abgewichen. Die Berner Ariſtokratie hatte die Gewalt ihres Standes auf die blutige Strenge gebaut, mit der ſie gegen

Falls das Todesurtheil jedes überwundenen Gegners geschrieben, und nun hatte er in einer Zeit, wo alle Fugen des Gebäudes vor dem herannahenden Sturme erkrachten, an die Gerechtigkeit, an Nachsicht und Vertrauen appellirt. Zu früh oder zu spät? mußte der Greis die kummervolle Frage an sich selbst stellen, oder ist in Wahrheit ein Schritt gethan worden, der zu keiner Zeit hätte geschehen sollen? Als er am Grabe seines Pathen stand und bemerkte, wie viele der Leidtragenden den gewohnten Paradedegen mit einer kampfertigen Klinge vertauscht und wie selbst unter den Trauermänteln hervor noch verborgene Waffen drohten, mußte er das Gesicht verhüllen und vor seiner schmerzbewegten Seele that sich ein anderes Grab auf, in das Macht und Pracht eines glänzenden Herrscherthumes zusammensanken. Auf dem Heimwege sagte das Haupt der Republik zu dem trauernden Vater des Begrabenen: „Ich beklage Euch, Vetter, Ihr habt einen Sohn verloren; aber mein Verlust ist größer, da ich die Sicherheit meines Denken und Handelns verloren habe. Was ich dagegen in dieser schlimmen Zeit wieder finden kann, wird, fürcht' ich, nur das starre Festhalten verzweifelter Entschlüsse sein."

Nicht weniger bekümmert und leidvoll als die beiden Alten ging von dem frischen Grabe ein Dritter, dem noch die volle Zier brauner Locken um den Scheitel lag. Er war nicht zur Leiche geladen worden und hatte bei der Trauerfeierlichkeit im Münster weit abseits im Chore, von einem dunkeln Pfeiler verdeckt, gestanden; aber gleichwohl hatten die mächtigen Choraltöne der Orgel seine Seele mit Todesschauern durchschüttert und war es ihm vorgekommen, als ob die leise klagenden Ausläufe aus dem eigenen Herzen emporstiegen. Der Hauptmann König hatte, in sein schmerzliches Sinnen verloren, kaum beachtet, wie manche mißtrauische und feindselige Blicke sich nach ihm gerichtet, ebensowenig als er jetzt langsam durch die Straßen gehend

beachtete, wie die unter den Laubenpfeilern zuſammendrängenden kleinen Gruppen ihm neugierig oder ehrerbietig nachſchauten. Er war nun wieder frei und ſtatt der todtſtillen Gefängnißmauern umgab ihn die rührende Begeiſterung ſeiner Kanoniere, deren Selbſtvertrauen, durch ihren errungenen Erfolg gehoben, ſich einer ganzen Welt von Gefahren gewachſen glaubte; und doch ſchwebte etwas vor ſeinem Blicke, das ihm Gegenwart und Zukunft wie mit einem wehenden Trauerflor verhüllte und wohl gab es Augenblicke, in denen er ſich wieder nach der Stille ſeiner Zelle im Marterthurm zurückſehnte. Dort, in ſtrengſter Kerkerhaft hatte er ſich wahrhaft frei gefühlt und Vergangenes und Kommendes mit der Ruhe eines klaren Bewußtſeins angeſchaut; was immer Drohendes ihm widerfahren mochte, es konnte die wohlbeſchützte Tiefe ſeiner Seele nicht erreichen oder trüben. Lag ja doch ſein ganzes Leben wie ein durchſichtiges Gewebe vor ihm ausgeſpannt und reichte einer der Fäden weiter rück- oder vorwärts, ſo hing an ſeinem Ende nur die Erinnerung wohlgemeinten Thuns, oder ſchwebte der Schimmer eines morgenrothen Wölkleins, das ſüßer Hoffnung voll über den nächtigen Tiefen emporſtieg. Jetzt waren neben dieſe Fäden mit einem Male andere von fremden Händen eingewoben, die wie von Thränen gebleicht erſchienen oder in einem geheimnißvoll gewirkten Leichentuche ausliefen.

Rudolf gehörte zu den Menſchen, die unentwegt glauben, daß der Menſch gut geboren und das Böſe nicht als ein wirklich Vorhandenes in ſeiner Natur von Anbeginn begründet ſei, ſondern die dasſelbe mehr nur als Schein, als eine Verkehrung und Abirrung des Guten betrachten. Solche Menſchen haben zur Beurtheilung Anderer ihren eigenen Maßſtab, der ſich weniger nach der äußern Erſcheinung oder dem augenblicklichen Erfolge einer Handlung richtet, als nach dem innern Kerne jeden Thuns, der Abſicht und den Beweggründen der That forſcht.

Natürlich ſcheint ihnen dabei Manches groß, was Andere nicht beachten, und Manches gut und preiswürdig, was Andern unnütz und verächtlich dünkt; ihr Kampf gegen das Böſe gilt daher auch mehr eingewurzelten Uebelſtänden, welche die Verwirrung des Guten begünſtigen und ſeine Entfaltung hemmen als einzelnen Menſchen, die der Befehdung erſt dann verfallen, wenn ſie planmäßig mit klarem Bewußtſein, zu ihrem Vortheile und Andern zum Schaden, das Gute in ſein Gegentheil verkehren.

Von dieſer Anſicht geleitet, hatte Rudolf von jeher den Junker von Dießbach beurtheilt und war dieſem in der That viel inniger zugethan geweſen als ſich nach der ſo ſehr verſchiedenen Lebensweiſe Beider hätte erwarten laſſen. Der ſeelenkundige Blick des Künſtlers hatte in dem jungen Patrizier ohne Mühe ein mildes, jeder edlen Regung zugängliches Herz erkannt, das aber durch Erziehung und die vergiftende Macht der Standesverhältniſſe vielfach verkümmert und umnachtet geblieben — ein Diamant, deſſen augenerfreuendes Licht von roher Erdkruſte umſchloſſen und erſtickt wird. Um ſo froher war er daher bewegt, daß ihm der Junker, nur dem Rufe der Dankbarkeit und ritterlicher Freundſchaft folgend, und unbekümmert um den Widerſtreit ſeiner Standesgenoſſen und Blutsverwandten, in höchſter Noth die rettende Hand gereicht; aber um ſo ſchmerzlicher mußte ihn nun auch der gewaltſame Tod ergreifen, der im nämlichen Augenblick einen Zweig geknickt, da er zu duftiger Blüthe ausgeſchlagen. Und dieſer Schmerz, wie er dem dankbaren und warmempfindenden Herzen natürlich war, durfte nicht einmal in ſeiner Weihe ungeſtört bleiben; es mußte auch ihm noch der Stachel betrübender Verhältniſſe eingedrückt werden.

Sobald die Leiche des Ermordeten noch in nächtlicher Morgendämmerung in das elterliche Haus gebracht worden war, hatte Rudolf im Drange ſeines Schmerzes anfragen laſſen, ob er den Erblichenen ſehen und die traurige Pflicht der Todtenwacht bei

ſeinem Freunde verrichten könne; aber beide Verlangen waren ihm mit kaltem Beſcheide abgeſchlagen worden und ſelbſt an der Beſtattungsfeier hatte er ja nur fernſtehend, wie ein kaum Geduldeter, Theil nehmen können. Das dunkle Geheimniß des Grabes nahm nur eine Leiche auf; ſein Raum war nicht weit genug, um darein die Menſch vom Menſchen ſcheidende Macht des Vorurtheiles zu verſenken. „Durch Nacht zum Licht, ſagte der Hauptmann ſchmerzlich bewegt, als er unter ſolchen Empfindungen und Betrachtungen dem Kaſernenthore zuſchritt; ich kenne das Todtenopfer, das ich dir zu bringen habe, armer Freund.“

In den Hof getreten, überraſchte ihn das ungewöhnliche Treiben, das in demſelben herrſchte. Ein ganzes Bataillon war längs den Mauern hin im Viereck aufgeſtellt und der Lieutenant Jenni bemühte ſich eben eifrig, eine noch vorhandene Lücke in den Linien mit den Kanonieren auszufüllen. „Was geht da vor, fragte der Hauptmann verwundert, jetzt iſt doch nicht Appellſtunde?“

„Ah, ah etcätera, machte der Lieutenant keuchend, bin herzlich froh, daß Ihr gekommen ſeid, Herr Hauptmann; weiß ſelbſt nicht, was das für ein ſonderbares Manöver geben ſoll, das ich am Ende — ah, etcätera — nicht recht verſtanden hätte. Hat mich der Oberſt Stettler doch ſchon grimmig angeſchaut, daß die Kompagnie noch nicht aufgeſtellt war. Ah!“

„Iſt der hier — wo iſt er denn, der Herr Oberſt?“

„Eben den Augenblick in die innere Wachtſtube gegangen, mit einem ganzen Gefolge von Herren Offizieren, etcätera.“ Der Hauptmann überſchaute ſeine ſich raſch ordnenden Leute, um ſich dann erwartungsvoll an ihre Spitze zu ſtellen. Durch den ganzen Raum herrſchte eine bedrückende Stille und es war offenbar, daß die übrigen Truppen den Zweck der Anordnung eben ſo wenig kannten als die Kanoniere, da ſich alle Blicke nach dem dunkeln Eingange richteten, durch den der Oberſt Stettler mit

ſeinem Gefolge verſchwunden war. „Wer iſt denn noch bei ihm, fragte der Hauptmann leiſe den Wachtmeiſter, ſoll ein Ausmarſch Statt finden?“

„Ich weiß gar nichts, erwiderte der Gefragte eben ſo leiſe wir waren im hintern Hofe mit der Lafettirung beſchäftigt. Bei dem alten Stettler ſind mehrere Herren von der Kriegskommiſſion; aber Euch hab' ich etwas Beſonderes mitzutheilen, Herr Hauptmann.“

„Mir?“

Der Wachtmeiſter nickte geheimnißvoll. „Meine Mutter hat mich vorhin hinausrufen laſſen, und mir etwas übergeben für Euch — ein Brieflein iſt's.“

Herr Rudolf machte eine raſche Bewegung mit der Hand, als wollte er das Beſprochene augenblicklich in Empfang nehmen, dann aber legte er den Finger an die Lippen und blickte geſpannt nach der gegenſeitigen Hofecke, wo die Tambouren zu wirbeln begannen, während langſam und feierlich eine Offizierstruppe, den Oberſten Stettler an der Spitze, auf den Raum heraus ſchritt; hinter ihm in voller Uniform der Aidemajor Wacker, zu Linken und Rechten von zwei Grenadieren mit geſchultertem Gewehre begleitet. In der Mitte des Hofes hielt der Zug und der Trommelwirbel verſtummte.

Der Oberſt warf einen ſcharf prüfenden Blick auf die Reihen, dann rief er mit ſeiner hellen durchdringenden Stimme: „Soldaten, ihr ſeid kommandirt zu ſehen, wie ein pflichtvergeſſener Offizier beſtraft wird. Offiziere, euch ſtell' ich ein Exempel, wie gegebenen Falles mit Jedem verfahren werden ſoll; und dich Aidemajor Wacker, wendete er ſich gegen dieſen, dich erklär' ich kraft Spruches und meines Rechtes deines bisherigen Grades verluſtig und degradir' dich zum Gemeinen, da du vorgeſtern die deiner Bewachung übergebenen Kanoniere pflichtvergeſſen ausbrechen ließeſt. Du dort vorgetreten und deines Amtes gehandelt.“

Auf dieſen Befehl, der mit einem Winke des erhobenen Rohrſtockes begleitet war, trat hinter den Reihen der Grenadiere der Profoß hervor, um den Verurtheilten ſeiner Offizierszeichen zu entkleiden. Dieſer krümmte ſich bei der erſten Berührung zuſammen, als wollt' er einen Stein vom Pflaſter aufheben; dann aber richtete er ſich langſam wieder empor, um ſich ſcheinbar ruhig den Rock des gemeinen Soldaten anziehen zu laſſen. Als Rudolf jedoch den grimmigen Blick voll Haß und Rache bemerkte, den der Degradirte nach dem Oberſten ſchleuderte, mußte er ſich unwillkürlich ſagen: „Jetzt iſt der Tod eines alten Mannes beſchloſſen worden.“

Die ganze Handlung war raſch und unter lautloſem Schweigen der Zuſchauer vor ſich gegangen. Der Aidemajor trat im Geleite der vier Grenadiere in die Reihen derer zurück, die er ſonſt befehligt hatte; noch ein kurzer Trommelwirbel, und die bisher bewegungsloſen Linien begannen ſich in unruhigem Durcheinander aufzulöſen; auch die Kanoniere ſchwenkten ſchweigend ab, um nach dem Hinterhofe zu ihrer unterbrochenen Beſchäftigung zurückzukehren.

Der Hauptmann hatte wohl bemerkt, wie bei der Begründung des vollzogenen Urtheiles eine raſch anſchwellende Bewegung durch ihre Reihen gegangen und wie hundert fragende Blicke an ſeinem Geſichte gehangen; aber ein kaum bemerkbares Emporhalten der Degenklinge war hinreichend geweſen, die Stille wieder herzuſtellen. Zwar empfand er tief genug, wie ſcharf der Schlag, der einen Andern traf, auch nach ihm ſelbſt und ſeinen Kameraden gezielt war, doch begegnete er dem Auge des Oberſten, das eine Weile auf ihm ruhte, eben ſo kalt und feſt, als dieſes zweifelhaft und unſicher ihn anſchaute. Es war nicht nur ein militäriſches Pflichtgefühl, das ihm jede innere Bewegung zu unterdrücken gebot, es war noch eine andere Empfindung, die auf einem tiefern Grunde ſeiner Seele ruhte. Er kannte den

Aidemajor und die Gründe ſeiner Handlungsweiſe zu gut, als daß er ſeinem Thun oder Leiden eine wärmere Theilnahme hätte ſchenken oder gar gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen mögen, und war gewohnt bei ſeinen ſcheinbaren Freunden eben ſo ſicher den Kern von der Schale zu ſcheiden wie bei dem Gegner. Das konnte freilich ſeine Leute nicht hindern, daß ſie im Augenblicke ihren eigenen Gedanken nachgingen, und der Belper-Fritz ſagte daher zum Wachtmeiſter, als ſie im Hinterhofe ruhig, als wäre nichts vorgefallen, wieder an ihre Arbeit beordert wurden: „Dießmal begreif' ich den Hauptmann nicht; beim Himmel, ich hätte noch einmal losgeſchlagen — der Aidemajor iſt uns doch auch ſehr zu ſtatten gekommen."

„Vielleicht kann ich dir auf eine Spur helfen, erwiderte der Wachtmeiſter; aber ſtill, da kommt er; ich will dir's nachher erzählen."

„Das anbefohlene Verzeichniß, ſagte der Wachtmeiſter, dem herantretenden Hauptmanne mit verdeckter Hand ein kleines Papier entgegenreichend; ich hoffe, daß Ihr's gut erfindet."

Rudolf trat ſchweigend bei Seite, um die Aufregung zu verbergen, die bei der bloßen Berührung des Papieres ſein Inneres durchzuckte. Es war ein dürftig zuſammengefaltetes Blättchen, auf dem mit haſtigem Stifte geſchrieben ſeine Name ſtand.

Sechzehntes Capitel.

„Ich fürchte, dein Verzeichniß iſt nicht in der Ordnung, flüſterte Belper-Fritz ſeinem Kameraden zu; ſieh' nur, wie der Hauptmann dreinſchaut. Uebrigens hätt' ich gemeint, wär' deine Geheimnißthuerei eben nicht nothwendig vor mir."

„'s iſt ja auch nicht deinetwegen, erwiderte der Wachtmeiſter, mit beſorgtem Geſichte nach dem Hauptmanne blickend, der in Gedanken verloren abſeits an einer Kanone lehnte; ich möcht' nur ſelber wiſſen, ob etwas vorgefallen iſt daheim im Schloſſe; aber meine Mutter that ſo eilfertig und geheimnißvoll, als müßte ſie ſich ſogar vor mir in Acht nehmen."

„Hat ſie dir nicht geſagt — iſt das Fräulein zufrieden mit uns?"

„Kein Wort; ſie gab mir das Briefchen und lief, da ſie von Weitem den Stettler kommen ſah, davon, als hätt' ſie eine Sünde begangen."

„Vielleicht iſt's auch etwas Anderes, erwiderte der Belper-Fritz langſam; ſieh' nur, er denkt ſicher nicht mehr daran, daß er das Papier noch in der Hand hält. Kann ſein, er bereut ſchon, dem Wacker nicht beigeſtanden zu haben. Doch ja — was wollteſt du mir vorhin ſagen darüber?"

„Ach, machte der Wachtmeiſter, der immer wieder nach dem Hauptmanne hinüberblicken mußte, es iſt eben eine Geſchichte wie ſie ſchon mehr vorgekommen. Ich kenne den Wacker von meiner Jugend an, aber ehemals hätt' es einer wagen ſollen, in ſeiner Gegenwart über die gnädigen Herrſchaften zu reden, wie

er's jetzt selber thut — das würd' schöne Händel abgesetzt haben. Im Gegentheil, früher war's eine Liebe und Güte, namentlich mit den Stettlern."

„Mit denen? Nun, da bin ich doch begierig."

„Der Wacker hat eine Jungfer geheirathet, die lange im Hause des nächsten Verwandten vom Obersten im Dienst gestanden und dort allem Scheine nach nur zu wohl gelitten war. Gleichviel — Wacker konnte Hochzeit und Kindbett zusammenhalten; dagegen aber erhielt er zur jungen Frau zugleich von ihrer bisherigen Herrschaft das schöne große Lehen draußen am Bümplitzer-Walde, wie man sagte eigentlich ohne Zins."

„Ho ho, machte Velper-Fritz, wie verlegen nach dem Hauptmanne hinüberblickend, ich fang' an zu begreifen — den dort mein' ich."

„Anfangs ging es ganz prächtig, fuhr der Wachtmeister fort; Wacker konnte rasch Vermögen machen, war viel in der Stadt im Hause der Stettler und ein gewisser junger Herr noch mehr draußen im Lehenhause. Endlich aber kam es, wie's nicht anders kommen konnte; der Pachtzins ging in die Höhe und als nach mancher bösen Geschichte sogar das Lehen gekündigt wurde, da taugten von dem Augenblicke an die gnädigen Herren in keinen Holzschuh mehr."

„Selb than, selb g'han," schüttelte Velper-Fritz den Kopf.

„Ja, aber siehst du, sagte der Wachtmeister, das ist's, was mir die neue Freiheit oft so verdächtig macht: wären nur Leute dabei wie unser Hauptmann, ich glaubte daran wie an's Evangelium, wenn ich auch manches nicht recht verstehe; aber solche Menschen! —"

„Ein ehrlicher Mann weiß bald nicht mehr, was er glauben oder denken soll, entgegnete Velper-Fritz, das Gesicht in die Hand stützend; oben Schlechtigkeit und unten an vielen Orten nichts Besseres."

„Sieh', der Hauptmann fängt wieder an das Briefchen zu lesen. Jetzt möcht' ich doch selbst nach Haus, um nachzusehen, was dort vorgefallen ist; ich fürcht', wenn der gnädige Herr erfährt, welche Karte meine Mutter in dem vorgestrigen Spiele gespielt, dann ist sie die längste Zeit Schloßmüllerin gewesen."

„Und du, sagte Velper-Fritz zwischen Ernst und Scherz, du wirst dann auch ein Herrenfeind, wie der Wacker."

„Das könntest du wissen, ohne mich zu fragen, entgegnete der Wachtmeister mit einem festen Blicke auf seinen Kameraden: was der Wacker ist, hab' ich dir gesagt und unser gnädiger Herr bleibt ein rechter Ehrenmann, wenn er auch noch so schwer im Unrechte war gegen den Hauptmann. Dem soll mir keiner nahe treten und müßt' ich betteln gehen."

„Oh, machte Velper-Fritz lächelnd, so bös war's nicht gemeint und so schlimm wird's auch nicht kommen. Aber sieh' da, was bringt unser Lieutenant; der läuft ja wie ein gehetztes Schaf."

Und in der That kam der Genannte keuchend und mehr auf allen Vieren als nur auf den Füßen gehend durch den Thorbogen herangekollert — das vollendetste Bild schreckenvoller Eilfertigkeit. Weit hinten am Kopfe fackelte der stattliche Dreimaster, nur lose noch von einigen gesteiften Perückenlocken festgehalten, während der Säbel wie ein neckischer Kobold zwischen den Beinen hin- und herfuhr und jeden Augenblick mit dem bedenklichen Falle des übelberathenen Schnellläufers drohte. Das sonst stark geröthete Vollgesicht war so weiß, als wäre es eben in einen Mehlsack getaucht worden und der Mund klappte unaufhörlich auf und zu wie die Kiefern eines Hechtes, den die Angel auf's Trockene gezogen. Unglücklicherweise hatte der Eilfertige auch nicht Zeit, die Deichsel eines Proviantwagens zu bemerken, deren Spitze auf seinen Weg hervorragte und so mußte unvermeidlich geschehen, was die pampelnde Säbelscheide bis jetzt

noch nicht zu Stande gebracht. Der Lieutenant rollte mit einem ſchmerzlichen Oah und einem leiſen Anlaufe zum Etcätera auf das Hopfpflaſter herein.

Der Hauptmann, der erſt durch das entſtehende Geräuſch und nur wenig unterdrückte Gelächter der Kanoniere aus ſeinem Sinnen aufgeweckt wurde, eilte herbei, um dem im ungewohnten Soldatenkleide doppelt Unbehülflichen wieder auf die Füße zu helfen; aber der Lieutenant ſtreckte beide Hände abwehrend aus und rief mit kläglicher Stimme: „Ah, ah, laßt mich nur liegen — wir müſſen fort — heute noch — in einer Stunde — gegen die Franzoſen, et—etcätera.“

„Nun denn, ſagte Rudolf, der ſich ſelbſt eines Lächelns nicht erwehren konnte, während er den noch immer Widerſtrebenden mit beiden Armen umfaßte und auf die Füße ſtellte, das wäre hoffentlich nicht ſo ſchlimm — gottlob ſind wir marſchfertig; aber woher habt Ihr denn die Nachricht, Herr Lieutenant! Bitt' Euch, fügte er ſich an das Ohr ſeines Stellvertreters niederbeugend leiſe bei, nehmt Euch doch zuſammen — der Soldaten wegen.“

„Es iſt ſo, verlaßt Euch d'rauf, erwiderte der kriegeriſche Kürſchnermeiſter, einen ängſtlichen Blick auf die neugierig heranandrängenden Kanoniere werfend, ſo eben iſt ein Adjutant mit der Meldung durch das vordere Thor gekommen und zum Oberſt gegangen.“

„Gott geb' es! ſagte der Hauptmann mit einem hellen Aufleuchten ſeiner Augen; indeſſen werden wir's abwarten. Auf eure Poſten, Kameraden, und dort drüben die Caiſſons vorgezogen.“ Der Befehl war kaum ertheilt, als eine Ordonnanz erſchien und die beiden Offiziere zum Oberſten beſchied.“

„Unſer Etcätera ſoll leben! rief ein luſtiger Kanonier, als die Abgehenden durch das Hofthor verſchwunden waren, der bringt ſeiner Frau Liebſten ſicher einen gefangenen Franzoſen-

pantoffel aus dem Kriege heim — ich wette.“ Mit dieſen Worten war das Signal gegeben und über den ganzen Hof flackerten die Witze auf Koſten des guten Lieutenants wie eine in Brand gerathene Raketenkette. Indeſſen wurden auch ernſtere Geſpräche dazwiſchen geführt und Belper-Fritz ſagte, ſich ſelbſt ſtrammer aufrichtend: „Haſt du das Geſicht des Hauptmanns geſehen bei dieſer Meldung? Es ging darüber weg wie Wetterleuchten; der mag auch nicht warten, bis die da zu donnern anfangen.“ Damit ſchlug er mit ſo vertraulich kräftigem Handſchlage auf die Kanone, daß die glänzende Röhre wie eine ausklingende Glocke Antwort gab. „Zum Kuckuk noch einmal — wenn wir erſt draußen im freien Felde wären!“

„Darnach ſehn' ich mich auch, erwiderte der Wachtmeiſter nachdenklich; es iſt mir, ich ſei die paar Tage hier in der Stadt um gerade ſo viele Jahre älter geworden, und müßt ich all' die Geſchichten noch eine Woche lang mitanſehen, ich würde ſo alt, daß ich keinen Hoſenlupf mehr wagen möchte.“

„Du haſt Recht, es frißt Einem förmlich das Mark aus den Gliedern,“ und gleichſam zur Probe, wie weit die Verheerungen dieſes Fraßes ſchon fortgeſchritten, bückte er ſich nach einer alten auf dem Boden liegenden Geſchützröhre, um ſie mit einem Rucke bis zur Bruſthöhe herauf zu heben. „Ich denke, das Ding wird etwas an fünf Zentner halten, ſagte er, das Geſchoß wieder langſam auf das Pflaſter niederlegend; mich wundert's, was die Alten mit dieſen kleinen Büchſen gemacht haben.“

Trotz dieſes augenſcheinlichen Beweiſes, daß noch hinlängliches Mark in den Fäuſten vorhanden, um einem vorwitzigen Feinde auf die Finger zu klopfen und die Redeweiſe des Belper-Fritz daher mehr figürlich als wörtlich zu nehmen ſei, hatten die beiden Soldaten doch das geiſtig und körperlich Lähmende der obwaltenden Verhältniſſe mit ihrer ſchlichten Klage nur allzu treffend ausgedrückt. Der ſchleichende Argwohn und das offene

Mißtrauen, die ſich immer mehr an den unſchuldigſten Schritt, an die reinſten Gefühle der Einzelnen heſteten, wirkten wie eine giftſchwangere Fieberluft, die ſelbſt den noch nicht von der Krankheit Ergriffenen zu ſchlaffem Nichtsthun verdammt. Es war daher eine Wohlthat, die vielleicht noch manches dunkle Blatt in der Geſchichte der damaligen Tage unbeſchrieben ließ, daß wie ein kräftiger Donner durch ſchwere Dünſte, eine entſcheidende Nachricht in das verworrene und verbiſſene Getriebe fuhr und die ſich trennenden Gemüther wieder zuſammen nöthigte. Dieſe günſtige Wirkung empfand auch der Hauptmann ſchon, als er mit ſeinem Begleiter bei dem Oberſten v. Stettler eintrat, um ſeine Ordre in Empfang zu nehmen. Es war, als ob der alte Soldat in der kurzen Friſt, die ſeit der Execution drunten im Hofe verſtrichen, einen ganz andern Menſchen angezogen hätte; das Geſicht ſchien ſich verjüngt und veredelt zu haben, die grauen Augen waren von einem warmen Feuer erfüllt und die ſonſt ſo ſteifen Glieder bewegten ſich würdig, wie von kräftigern Pulsſchlägen belebt. „Na, Herr Hauptmann, rief er dem Eintretenden in faſt herzlichem Tone entgegen, nun wird's für Eure Kanoniere bald Gelegenheit geben zu zeigen, ob ſie gegen die Franzoſen eben ſo viel Haar auf den Zähnen haben als gegen ein unbewachtes Thurmthor. Nichts für ungut — ich zweifle nicht daran. Heut' Nacht ſchon ſollt Ihr' in Laupen Quartier nehmen."

„In einer Stunde können wir marſchfertig ſein, Herr Oberſt."

Der Alte nickte beifällig. „Ich habe heute früh ſchon nachgeſehen, wie's in Euerm Hinterhofe ſteht; aber vor dem Abend wird's ſchwerlich zum Marſchiren kommen. Ich werde auch noch Sorge tragen, daß Eure Unteroffiziere ſich anſtändig beritten machen können. Fehlt ſonſt noch was?"

„Nein."

„Bekäm' ich überall ſolche Antwort! A revoir, mon capitaine; die nähern Weiſungen werdet Ihr in zwei Stunden erhalten."

Dieſe kameradſchaftliche Behandlungsweiſe konnte nicht verfehlen, auf den Hauptmann einen um ſo wohlthuenderen Eindruck zu machen, je weniger er ſie gerade von dieſer Seite her erwartet hatte; aber Verſtimmung und Mißtrauen hatten auch bei ihm ſo feſten Grund gefaßt, daß er ſich ſchon vor der Thüre fragen mußte: Iſt das Maske, oder ſteigt der Mann ſo raſch im Preiſe, da die Noth droht? — Gut iſt's, daß ich meine Pflicht ſelbſt kenne. — Hätte Rudolf durch die Thüre zurückſehen und hören können, was ſoeben hinter derſelben geſprochen und gethan wurde, ſo würde er freilich gefunden haben, daß er diesmal dem alten Soldaten in Gedanken Unrecht gethan. Der Oberſt blieb mitten in der Stube ſtehen und hielt ſeinen Blick noch eine Weile feſt auf die Stelle gerichtet, wo der Hauptmann geſtanden hatte; dann ſagte er langſam die Hände reibend halb für ſich halb gegen ſeinen Adjutanten gewendet: „Schade daß der König nicht von Haus aus unſer Handwerk erlernt hat und ſo ein Pinsler und nichtsnutziger Farbenreiber geworden iſt; der Burſche hätte prächtiges Zeug dazu gehabt, fixes Auftreten, ſüperbe Tenue. Schade, ſag' ich."

„Wirklich hat er das Materielle ſeiner Batterie in der kurzen Zeit ganz paſſabel hergeſtellt," bemerkte der ſchmächtige Ordonnanz-Offizier.

„Iſt nicht allein das, nickte der Oberſt; ich habe wohl bemerkt, wie die Schwernöther von Kanonieren vorhin zu murren anfingen, als ich ihren Namen nannte — ich that es auch abſichtlich; aber ein Blick von ihm genügte und ſie ſtanden wieder wie angeſchraubt. Das iſt viel, ſehr viel bei unſerm Tölpelſyſtem — Parbleu!" —

„Ob er vor dem Feinde Muth zeigen wird?" fragte der

junge Offizier zweifelnd, indem er ſeine Bruſt vorwarf wie zum deutlichen Beweiſe, daß bei ihm wenigſtens dieſe Manneseigenſchaft gehörig vertreten ſei.

„Wird wohl ſein, erwiderte der Oberſt mit ſeinem ſcharf zwinkernden Seitenblick die Geſte des bleichkränkelnden Adjutanten überſtreifend, während ſein inneres Auge noch mit unwillkürlichem Wohlbehagen an der in unentweihter Jugendkraft blühenden Geſtalt des Hauptmannes hangen mochte; wird kaum fehlen, Junker, und ich möchte wohl darauf wetten; — der perſönliche Muth iſt eben kein Standesprivilegium, Herr v. Jenner. Wenn er nur nicht den vermaledeiten Streich verſchuldet hätte und durch ſeine Geſinnung“ — — Der Alte hielt mit raſch ſich abwendender Bewegung inne; aber der Junker Adjutant ergänzte ihn in Gedanken vielleicht nicht unrichtig: „Zu der verdammten Canaille gehörte.“

Dieſe Ergänzung war noch kaum zu Stande gebracht, als ihr glücklicher Erfinder auf einen Wink des Oberſten ſich entfernen mußte, da der Herr v. Holligen hereintrat.

„Parbleu, Herr Kamerad, wo ſteckt Ihr denn die ganze Zeit, rief ihm der Oberſt entgegen, ſeit geſtern früh hat Euch kein Menſch geſehen und die Dießbachs ſagten bloß, Ihr habt Eure Abweſenheit entſchuldigen laſſen. Hätte gern ſelbſt nachgeſehen, wenn nicht der Teufel an allen Ecken los wäre. Aber, aber — fuhr der Alte leiſer fort, indem er ſeinem noch immer ſchweigenden Freunde näher tretend in die trüben Augen blickte — was iſt's denn eigentlich, krank? oder vielleicht die kleine Adelaide? Will nicht hoffen!“ —

„Nein, nein, ſagte der Herr v. Holligen, mit ſo heftigem Kopfſchütteln, als müßt' er noch etwas anderes als die geſtellte Frage verneinen oder ſich ſonſt von einem unbequemen Drucke befreien, wir ſind geſund — Beide.“

„Nun freut mich herzlich, erwiderte der Andere zögernd, aber Ihr ſeht wirklich zum Verwundern angegriffen aus.“

„Schlafloſigkeit, weiter nichts und eben erſt von einer Fahrt zurückgekommen — es wird ſich ſchon legen, wenn ich erſt etwas gefrühſtückt habe.“ Der alte Herr ſchüttelte ſich und fuhr mit beiden Händen über das Geſicht, wie der ſonſt Kräftige thut, um ſich von den Folgen einer unbedeutenden Nachtſtrapaze zu befreien; gleichwohl hatte die Stimme nicht ihren gewohnten Klang und ſchien vielmehr faſt mit mühſamem Zorne aus der Bruſt herausgeſtoßen, als er fortfuhr: „D'rum nichts mehr von dem — oder ein andres Mal vielleicht. Aber was geht denn vor hier? Drunten im Hofe rufen die Kanoniere mit ſo lautem Halloh, ſie werden heute noch marſchiren, daß ich's auf der Straße hören konnte.“

„Verſteht ſich, ſagte der Oberſt langſam, während ſein Blick noch fortwährend betroffen an dem fahlen, ſcheinbar um Jahre gealterten Geſichte ſeines Freundes hing, verſteht ſich' marſchiren die heute.“

„Aber ſo ſprecht doch, rief der Herr v. Holligen ungeduldig, ich weiß ja nichts davon, was iſt denn vorgefallen während meiner kurzen Abweſenheit?“

„Richtig, richtig, ſagte der Oberſt nun ſeinerſeits raſch mit der Hand über das Geſicht fahrend, ich hab' im Augenblick gar nicht daran gedacht, daß Ihr das noch nicht wiſſen werdet — bitt' um Verzeihung, Kamerad. In höchſtens fünf bis ſechs Tagen rückt General Menard, der ſein Hauptquartier gegenwärtig in Fenerez hat, in die Waadt ein. Wir haben die höchſte Zeit, ihm unſere ſämmtlichen disponibeln Kräfte entgegenzuwerfen.“

„Was Ihr nicht ſagt, rief der Herr v. Holligen verwundert den Kopf ſchüttelnd, Ihr ſprecht ja mit einer Zuverſicht von

den Absichten des Feindes, als wäret Ihr selbst in seinem Kriegsrathe gesessen."

„Vielleicht — ich weiß aber noch mehr. Menard will den Einmarsch mit 12,000 Mann bewerkstelligen und tritt kein Hinderniß ein, so beginnt derselbe in sechs Tagen — eben am 26. Jänner in der Morgenfrühe."

„Zum Scherzen bin ich im Augenblicke wahrhaftig wenig aufgelegt, antwortete der Holliger unwillig; es sind ja neue, wenn auch unnütze Unterhandlungen angeknüpft."

„Schon recht, Freund; der Scherz ist auch nicht meine Sache, am wenigsten Euch gegenüber. Aber könnt' Ihr denn gar nicht denken, woher ich mein zuversichtliches Wissen habe?"

Der Herr v. Holligen schüttelte den Kopf. „Wenn uns der Zufall nicht gewogener ist, als es Herr v. Amiel nach der schnöden Behandlung, die ihm wiederfahren, sein kann — nein; habt Ihr ihn nicht gesprochen seit vorgestern?"

„Ich habe — nickte der Oberst schmunzelnd; es geht Euch wie mir, ich hätte keinem Manne solche Selbstverleugnung zugetraut. Die Nachrichten sind von ihm."

„Nicht möglich!"

„Er war ihnen schon auf der Spur, während wir über die Wiedereinsetzung des König debattirten und kam erst gegen Morgen in die Stadt zurück. Als er den gefaßten Beschluß, der ihn seiner kaum angetretenen Kapitainsstelle enthoben, erfuhr, sagte er kaltblütig: Um so besser; nun kann ich unbehindert einer größern Pflicht nachgehen. Er ließ augenblicklich satteln und ist vor kaum einer halben Stunde mit dem glücklichen Resultat seiner Nachforschungen zurückgekehrt. Sicher haben Roß und Reiter seither wenig Rast gemacht."

„Wenn er wüßte, welch' schmählicher Verdacht unterdessen in meinem Hause gegen ihn ausgesprochen worden", murmelte der Herr v. Holligen sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend;

laut aber ſagte er nach einer Pauſe: „Wäre der Mann nicht in jeder Ader ein Edelmann, ſo müßte man auf den Gedanken kommen, er wolle uns einen Streich zur Revanche ſpielen.“

„Wär' ihm bei meiner Ehre nicht übel zu nehmen, entgegnete der Oberſt nachdenklich auf- und niederſchreitend; aber ſeine Angaben ſind der Art, daß ſie keinen Zweifel übrig laſſen und wir haben jetzt nur zu ſehen, wie wir ihm gebührende Satisfaktion verſchaffen. Uebrigens hab' ich ſchon früher geſagt, daß er als einfacher Kapitain nicht am Platze ſei.“

„Er wünſchte die Stelle, weil ſie eben ledig war, aus purer Beſcheidenheit. Aber da fällt mir etwas ein, fuhr der Herr von Holligen nach einigem Beſinnen fort; vorgeſtern wurde mein unglücklicher Vetter v. Dießbach vergeblich als Chef eines Brigadeſtabes vorgeſchlagen; das könnten wir dem Herrn v. Amiel um ſo eher anbieten, als er in dieſer Stelle nicht die Unannehmlichkeit eines unmittelbaren Verkehres mit dem mißtrauiſchen gemeinen Mann hätte.“

„Einverſtanden, vollkommen einverſtanden, pflichtete der Oberſt bei; und wißt Ihr was, wir gehen gleich nach dem Rathhauſe, die Sache in Anregung zu bringen. Sacrebleu — ich möchte nicht gern Widerſtand finden dabei.“ —

Als die beiden alten Herren unter das äußere Kaſernenthor gelangten, fanden ſie die Straße von einer wogenden Menge bedeckt, welche die bereits längs der Mauer in imponirender Reihe aufgefahrenen Geſchütze der Batterie mit bewunderndem oder ſcheuem Blicke anſtaunte. Aus dem Hinterhofe ſchleppten die ſtämmigen Kanoniere ſchwere Munitionswagen herbei, um ſie ebenfalls ſpannfertig aufzuſtellen.“

„Gleichviel, ſagte der Oberſt ſtehen bleibend, ein flinker Geſelle iſt der König und weiß ſeinen Leuten teufelmäßigen Willen beizubringen; die Burſche ziehen ja die Laſten leichter als pommerſche Ackergäule.“ Der Herr v. Holligen ſchwieg zu dieſem

Lobſpruche; aber als er den Hauptmann aus dem hintern Hofthor treten ſah, wendete er ſich ab, mit raſchem Schritte auf die Straße gehend und den ehrerbietigen Gruß, den ihm dort der Wachtmeiſter bot, erwiderte er mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken.

„Nun gäb' ich aber doch viel d'rum, wenn ich noch eine Viertelſtunde heim könnte vor dem Abmarſche, ſagte Chriſten ſeinem Lehensherrn verwundert und bekümmert nachblickend; mag's gegeben haben, was es will, ich wär' ruhiger, wenn ich's wüßte. Der alte Herr ſieht auch gar elend aus."

„Wahr iſt es, beſtätigte Belper-Fritz, und große Freude ſcheint ihm dein Anblick nicht gemacht zu haben; mir war's, als ob ein kurioſes Zucken um ſeinen Mund ginge, als du ihn grüßteſt."

„Mit mir mag er's halten, wie er will, entgegnete der Wachtmeiſter, wenn nur meine Mutter — aber gewiß iſt ſie heute ſo ſchnell wieder fortgegangen, um mir nichts Schlimmes ſagen zu müſſen."

„Sieh', dort kommt ſie ſelbſt hinter den Leuten herunter — guck, ſie iſt hinter dem dicken Metzger ſtehen geblieben und ſchaut ihm über die Achſel nach uns herüber — ſie ſucht dich mit den Augen."

„Wahrhaftig — ſie winkt mir."

„Geh' du nur da an der Ecke herum, flüſterte Belper-Fritz, ich will dich ſchon entſchuldigen, wenn der Hauptmann nach dir fragen ſollte."

Die Müllerin verſchwand auf ein gegebenes Zeichen ebenfalls an der Kaſernenmauer hinunter; aber Belper-Fritz hatte auf die Rückkehr ſeines Kameraden nicht lange zu warten. „Hoffentlich keine ſchlimmen Nachrichten! rief er dem Herankommenden entgegen, du haſt dir unnützen Kummer gemacht."

„Wie man will, antwortete Chriſten leiſe; das Fräulein iſt fort, wahrſcheinlich in der Nacht und Niemand will über ihr Wie und Wohin Beſcheid wiſſen. Es wird wohl ſchlimm hergegangen ſein zwiſchen ihr und dem Vater; heute Morgen fand meine Mutter ein Seidentüchlein vor unſerer Thüre und darin das Brieflein an den Hauptmann eingewickelt. Wären wir einmal fort von hier!“ —

Es vergingen indeſſen noch Stunden bevor dieſer Wunſch ſeiner Erfüllung nahte und bereits kam die kaltfeuchte Dämmerung heran, als ſich der dumpfrollende Zug in Bewegung ſetzte.

Unter allen Vorſpielen des Krieges entſpricht keines ſo ſehr der bangen Stimmung der Gemüther und rückt den mitleidloſen Schrecken der Schlacht ſo nahe vor die Seele, als der Marſch einer Artilleriekolonne. Der lebhafte Taktſchritt der Infanteriemaſſen, wie das bewegliche Pferdetrappeln berittener Schaaren läßt immer noch den Eindruck eines mitempfindenden Menſchenthuns, das, wie für den eigenen Schmerz, auch für denjenigen Anderer empfänglich ſein und ſelbſt in der mordenden Schlacht dem Herzen ſeine Rechte wahren wird; aber der unbewegliche eherne Schlund der Geſchütze verkündet, daß er kein Erbarmen kennt und das dumpfe Rollen der mächtigen Räder, das Ruf und Schritt der Menſchen und Pferde verſchlingt, mahnt an ſchweres Grabgeläute, das ſich über einem Leichenfelde erhebt.

Solche Gefühle und Betrachtungen durchwehten die dichten Schaaren, zwiſchen denen der langgeſtreckte Zug der Batterie nach dem Chriſtoffelthore hinaufdröhnte. Aus den Laubenbogen und von den beleuchteten Fenſtern herab winkten wehende Tücher Abſchiedsgrüße; aber über der Menge herrſchte lautloſes Schweigen, das nur hie und da durch ein langverhaltenes Lebewohl unterbrochen wurde.

Als der Zug die kleine Anhöhe an der Freiburgerſtraße erreicht, über die in vergangenen Tagen ſo mancher kampfmuthige Schlachthaufe ausgezogen und ſiegesfroh zurückgekehrt, mußte ſich mancher Blick linksab nach dem Schloſſe wenden, das von keinem Laute belebt und von keinem Lichtlein erhellt aus den dunkeln Wieſengründen aufſtieg. „Ein Rieſengrabmal ging — es bei dieſem Anblicke durch Rudolfs Seele — nicht zu groß für vergangenes einſt geträumtes Glück;“ aber wie ſich zum Troſte rief er unwillkürlich mit lauter Stimme in das Raſſeln der Räder: „Entſagen und Hoffen“ bleibe dein Wahlſpruch.

Das waren die zwei Worte, die heute Adelaidens Briefchen enthalten hatte.

Einen Augenblick darauf ertönte Kommandoruf und der Zug rollte im Trabe in die Nacht hinaus.

Siebenzehntes Capitel.

Die Nacht ſank dunkler und dunkler und auf ihren ſchwarzen Fittigen brauste aus den Freiburger Bergen bald der graue Schneeſturm heran. Zuerſt ſchüttelte und rüttelte er an den Hüten der rüſtig einherziehenden Kanoniere, als müßten ſie dieſelben reſpektvoll vor ihm abziehen, um ihn als großen Herrn zu begrüßen; aber es war ja nur der alte loſe Geſelle, den ſie in ihren Thälern und auf ihren Bergen daheim von Kindesbeinen an kennen gelernt hatten; ſie banden daher ihre Hüte ruhig mit den meſſingenen Sturmbändern feſt und hielten ihm ſpottende oder trotzige Geſichter entgegen. Er verſuchte ein

ſeit dem Vorgange; am Tage ſcheu' ich mich vor den Leuten und bei der Nacht fürcht' ich mich vor mir ſelber. So reitet mich der Teufel."

„Bah, Kindereien, machte der Andere, das geht vorüber; ich hätt' dir mehr zugetraut nach dem, was ich von dir gehört habe, Jakob."

„Ihr habt gut reden es geht vorüber, ſagte der Andere; ich bin auch ſchon dabei geweſen, aber dann hatt' ich jedesmal einen Rücken hinter mir. Jetzt verſchwindet ihr Beide, Ihr und Euer Herr, wenn's einmal unlauter werden ſollte, und ich ſag' Euch, es wird unlauter, ich ſpür's da drinnen."

„Zum Guckuck, du haſt's ja nicht ſelber gethan."

„Nützt mich nichts, flüſterte der Andere, ich ſage mir das jede Minute ſelbſt vor; aber allemal ſeh' ich dabei wieder den gräßlichen Blick, den er mir beim Aufblitzen des Schuſſes zugeworfen — hu, mich ſchüttelt's. Ihr müßt mir mehr Geld verſchaffen, daß ich dieſes Land verlaſſen kann; der König ruht nicht, wenn er einmal zurückkommt — ich kenne ihn."

„Schurke," murmelte der Begleiter.

„Schurken und Mörder, ſchrie der rauſchende Kobold über ihnen, indem er wie ein kettenraſſelndes Geſpenſt durch die Aeſte niederfuhr, Schurken und Mörder in meinem Waldrevier!" Und von dem Rufe des Meiſters aufgeſchreckt, fingen die Bäume ringsum an zu rauſchen und toſen wie tauſend aufbrechende Waldſtröme, wenn ſie regengeſchwellt aus ihren Runſen brechen; die Eiche erkrachte bis zur Wurzel und die Tanne beugte ihren Wipfel ſo tief herab, als wollte ſie geſpenſterhaft ſchwarze Arme nach der Tiefe ausſtrecken; aber die Windsbraut packte heulend ihre Menſchenbeute, riß dem Einen die Pelzmütze von den rothborſtigen Haaren und warf dem Andern einen Flockenwirbel in's Geſicht, daß er geblendet und verwirrt mit den Händen nach einer Stütze umhertappte. Er erwiſchte dabei ſeinen Be-

gleiter, der bei der Berührung aufſchrie: „der Teufel — laß mich!“ und wie ein gehetztes Wild über den Anger lief, über den aus der Ferne die Lichter von den Thürmen der Stadt herandämmerten. Hinter ihm drein mit ſchrillem Gejauchze der neckende Kobold.

Der Zurückgebliebene rieb ſich die Flocken aus den Augen, verzog das Geſicht zu einem verächtlichen Lächeln und begann dann raſch den Pfad, der am Waldſaume dahin führte, weiter zu verfolgen. „Mit dem ſchwachen Haſenfuße iſt nichts mehr anzufangen, murmelte er dabei vor ſich hin und er wird meine Aufträge ſchlecht genug erfüllen. Ein Glück, daß die Herren nicht gefährlicher als ihre Knechte ſind. Aber halt, da ſteht ja ſchon die Spelunke und möglich iſt's, daß er bereits droben iſt aufgepaßt!“

Er blieb einen Augenblick an der Waldecke ſtehen und ſchaute ſpähend nach dem Hauſe hinüber, aus dem ein beweglicher Lichtſchimmer brach, bald heller aufleuchtend, bald wieder vom Schatten hin- und hergehender Geſtalten zugedeckt. „Einmal ſollt' ich mich doch in das untere Gemach wagen, ſagte er wieder vorwärts gehend vor ſich hin; es müßte ſich da ohne Zweifel beſſ'res Holz finden laſſen als drinnen in der Stadt.“ Er ſtellte ſich vor das niedrige Fenſter, um durchzuſchauen, aber es war von innen mit einem ſchmutzigrothen Vorhange verhüllt, auf dem der Lichtſchein nur unerkennbare phantaſtiſche Formen und Geſtalten abmalte. „Ein andermal, murmelte der Späher; da kommt er ſchon; der kann ſeinen Paradeſchritt ſo wenig verändern und verſtellen als ein verwöhntes Hofdamenpferd.“ Mit dieſer Bemerkung, die einem noch kaum hörbaren Geräuſche galt, das durch die über dem hohen Aarborde hinziehende Allee heran nahte, ſchlüpfte er in das Haus hinein, klopfte leiſe an der nächſten Thüre und befahl eben ſo leiſe, daß man in die „grüne“ Stube Licht bringen ſolle. Hier angekommen zog er ſeinen naſ-

neues Mittel; umſäumte ſchmeichelnd die Hüte mit weißen Silbertreſſen, ſchlug aber gleichwohl eiskalte Flocken auf die vom Marſche erhitzten Wangen, als wollt' er in Liebe und Ernſt zugleich zur Heimkehr von der gefährlichen Nachtfahrt ermahnen. Doch auch dafür ward ihm weder Gehör noch Dank zu Theil, ſo daß er ſich unwirſch über die Pferde her machte, ihre Mähnen wild durcheinander warf und ihre Flanken mit kalten Stößen ſchlug, bis ſie unruhig aus den gewohnten Gleiſen fuhren, oder mit ängſtlichem Schnauben ſtehen blieben; aber die kecken Reiter ſetzten die Sporen ein oder ließen die Geiſeln knallen und der Zug rollte unter lautem Hurraruſe in verſchärftem Trabe, wie die wilde Jagd, über das Feld dahin, dem mit fernen Lichtern blinkenden Dorfe entgegen.

„Denen iſt nichts anzuhaben," pfiff der Deſpot der Lüfte und ſtürmte beflügelten Ganges die Wieſengründe hinab, an deren unterm Saume das einſame Schlößlein ſtand. Zuerſt trieb er ſein Spiel mit den Wetterfahnen auf den Thurmſpitzen, die nach hergebrachter Weiſe tanzen und knarren mußten; dann rauſchte er an Dach und Mauern herab, um vor den Fenſtern herumzuſchwirren, hinter denen beim Lichte ſitzend das ſchöne Menſchenkind ſeinem Sinnen und Träumen nachhing. Da hatte er ſeit langem gern ſein Weſen getrieben, bald mit wildem Rumor die Behaglichkeit des wohlgeſchützten Hauſes predigend, bald mit melancholiſchem Getöne die traurigen Gedanken begleitend, die drinnen aus den trüben Augen ſprachen; aber jetzt waren die Fenſterladen feſt in ihre Angeln gelegt und durch die Ritzen trat von innen den neugierigen Blicken nur ſchwarze Finſterniß und athemloſes Schweigen entgegen. Was iſt da vorgegangen, raunte ſich der Kobold vor, ſoll ich mich wieder einmal im Schloſſe ſelbſt umſehen? — und ohne langes Beſinnen ſtürzte er durch die Dachlucken, ſchwirrte und ſchnurrte, pochte und polterte in dem Balkenwerke umher, jagte den ängſtlich

aufflatternden Mauerraben aus ſeinem Schlupfwinkel und fuhr dann mit ſolcher Macht die ſchmale Wendeltreppe hinab, daß drunten in den Gängen die kleinen Zugglöcklein wie von vielfältiger Menſchenhand angezogen zuſammen klangen. „Der Himmel ſei uns gnädig und barmherzig, betete der alte Diener, ſeine Kammerthüre feſter verriegelnd, jetzt kündigt ſich noch die Waiſe, da ſonſt ſchon Jammers genug über meines Herrn Haus gekommen iſt.“ Der wilde Glöckner aber lachte der Furcht, die er eingeflößt, fuhr mit höhniſchem Gepfeife zum Thore hinaus, rumorte noch eine Weile im Hofe herum und brauste dann durch die Allee über das Feld dem Walde zu.

Hier war er in ſeinem Elemente zur luſtigen Nachtfeier. Zuerſt nur leiſe über die Gipfel wegſtreifend, wie der Geigenſpieler, der mit leichtem Bogenſtriche die Saiten prüft, ſtürzte er bald mit voller Gewalt in die breitäſtigen Kronen, daß auf ſeinem Gange ein dumpfes Toſen erſchallte und wie der Nachhall des Donners die Felſen und Klüfte erfüllte. Die niedrigen Gebüſche in den Tiefen begannen furchtſam ihre Zweige zu bewegen, als fürchteten ſie ſich vom Einſturze der knarrenden Nachbarſtämme zerquetſcht zu werden. Was unter ihrem Schutze auf dem Mooſe geruht, verließ das Lager, um mit ſcheuen Schritten umherzuirren und ſelbſt das Käuzlein ließ ſeinen langgezogenen Klagruf ertönen; aber der Schreckenerreger freute ſich ſeiner Macht, hieng ſich ruhig in den Wipfel einer Eiche und im Augenblicke waltete wieder ſo tiefe Stille, daß er von weitem her die Menſchentritte hörte, die am Waldſaume dahergegangen kamen. Und doch traten die Zwei ſo leiſe auf, als ob ſie der Sicherheit des Pfades nicht trauten und ihre Worte flüſterten, als dürfte ſie das eigene Ohr nicht hören; aber der unſichtbare Lauſcher über ihnen hörte ſie und hoffte auf eine neue Beute für ſeine Schreckenſpiele. „Und ich ſag' Euch, flüſterte der Eine, mir iſt's, meine Knochen ſeien windelweich geworden

ſen Fuhrmannskittel aus, um ihn an dem warmen Ofen zu trocknen und warf ſich dann nachläſſig in einen Lehnſtuhl, ohne dem hübſchen Wirthstöchterlein, welches das Licht hereinbrachte, mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als ein kurzes Kopfnicken auf den gebotenen Abendgruß erhieſch.

Mittheilſamer und freundlicher geſtimmt ſchien der Neuankommende zu ſein, da er auf der Treppe mit der ihm begegnenden Dirne, ein angelegentliches Geflüſter anſpann; aber gleichwohl trat er mit faſt unwirſchem Geſichte in die grüne Stube und ſtreckte ſeine Hand ſogleich nach dem am Ofen hangenden Fuhrmannskittel aus. „Ihr ſeid noch nicht lange unter Dach, ſagte er den naſſen Finger zurückziehend und an einem Seidentuche abtrocknend, mich wundert's, wie Ihr wagen könnt ſo überall herumzuſtreifen, Bürger Olivier."

„Hat keine Gefahr, erwiderte der ſo Angeredete nachläſſig, durchaus keine Gefahr, Bürger Amiel."

„Das könnt Ihr ſagen und kümmert Euch nicht um mich dabei, ſagte Herr von Amiel, indem er ſeinen Worten einen Mittelton zwiſchen Strenge und Beſorgniß zu geben ſuchte; aber mit wem ſeid Ihr denn zuſammen geweſen?"

„Bloß mit Unbekannten — gleichgültigem Volke."

„Ich hätte darauf geſchworen, der Judenbube ſei da drinnen an mir vorbeigerannt."

„Ich hab' ihn nicht geſehen."

Bürger Olivier ſagte dies mit ſolch ruhiger Gelaſſenheit, daß Herr von Amiel ſeinen lauernden Blick ſcheinbar gleichgültig an die Zimmerdecke gleiten ließ, um ſich dann gemächlich auf einen Stuhl zu ſetzen.

Da er ſein Geſicht dem Ofen zukehrte und in dieſer Stellung ſeinen Gedanken nachhängen zu wollen ſchien, ſagte der Andere nach einer Pauſe: „Ich werde Neuigkeiten von Euch erfahren, Bürger Amiel."

„Die Ihr ſchon zu kennen ſcheint.“

„Ich werde ſie von Euch hören.“

„Nun denn, antwortete Herr von Amiel, ſich auf die ſchmalen Lippen beißend, ich habe vorläufig das Brevet eines Generaladjutanten mit Majorsrang erhalten.“

„Es freut mich, Euch zu dieſem ſchnellen Avancement gratuliren zu können, ſagte Olivier mit hörbarem Spotte; aber mit dem Glückwunſche möchte ich einen Rath verbinden und es ſoll mich noch mehr freuen, wenn Ihr demſelben gebührende Beachtung ſchenkt, Bürger Amiel.“

„Und das wäre? entgegnete dieſer mühſam an ſich haltend, indem er das zorngeröthete Geſicht vorwärts beugte, ich bin Eure Rathſchläge bereits gewohnt und höre.“

„Zuerſt laßt Ihr für einmal Eure Liebespoſſen fahren und bemüht Euch beſſer, den hohen Sold zu verdienen, den Ihr von uns bezieht.“

„Zum Teufel, rief Herr von Amiel auffahrend, wie könnt Ihr mir das bieten, Bürger! —“

„Ein wenig mehr Beſonnenheit möchte nichts ſchaden, wenn uns auch der Junker von Dießbach heute nicht behorchen wird, entgegnete Olivier mit eiskaltem Tone; aber erinnert Euch, Ihr gabt vor, die Intrigue mit dem Maler anzuſpinnen, um ſie rechtzeitig aufzudecken und ihre Spitze dann gegen dieſe gnädigen Herren zu wenden, indem Ihr dafür ſorgtet, daß das Volk von der begangenen Schändlichkeit zweckdienliche Kenntniß erhielt.“

„Und wer ſagt, daß das nicht meine ſtete Abſicht geweſen? fragte Herr v. Amiel, der bei dem Namen des Junkers wie von einem ſcharfen Schlage getroffen in ſeinen Stuhl zurückgeſunken war, mit unſicherer Stimme; wer wagt daran zu zweifeln?“

„Ich nicht, entgegnete der Andere kalt, aber es gibt Leute — und ich rechne ſie nicht einmal zu den ſcharfſichtigſten — die behaupten, Ihr habt bei dem ganzen Handel keinen andern

Zweck verfolgt, als Euch von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien."

„Schurke," murmelte Herr v. Amiel, ohne aufzublicken.

„So viel iſt ſicher, fuhr der Bürger fort, daß Ihr beim Fiasko des wüſten Ariſtokratenſpieles unſer Intereſſe vollſtändig vernachläßigtet und Eurer kleinen Herzensangelegenheit nachlieſet."

„Wobei Ihr ſelbſt mein bereitwilliger Gehülfe waret, knirſchte Herr v. Amiel; und dann ſprecht, was hätte ich unter den unvorhergeſehenen Verhältniſſen thun können?"

„Ich half Euch — ja; einmal um zu beweiſen, daß ich Euch gerne zu Gefallen lebe, wo es ſein kann, dann aber weil ich hoffte, Ihr würdet umſichtiger und thätiger ſein, wenn das Püppchen für Euch aufgehoben und in Sicherheit gebracht wäre. Immerhin konnte ich dadurch verhindern, daß Ihr nicht von einem Strohwiſche eingewickelt wuroet. Was Ihr unter den Umſtänden hättet thun können? Ich gebe zu, nicht mehr viel, aber Ihr hattet dieſe Unmöglichkeit ſelbſt verſchuldet. Statt dafür zu ſorgen, daß die Bevölkerung, namentlich die Einſaßen und Hausleute, von dem Verlaufe des Handels gehörig unterrichtet und bearbeitet würden, legtet Ihr ſelbſt Euern Werkzeugen dieſes Schweigen auf, damit Euch die vakante Hauptmannsſtelle nicht entgehe, und um dieſe zu behalten, hätte: Ihr den Maler ganz ſicher in eine Feſtung verſchwinden und über dem Vorgange Gras wachſen laſſen. Und nun bedenkt die Lächerlichkeit: Es gibt Leute die behaupten, Ihr habt die Kapitänsſtelle keineswegs ſo angelegentlich ambitionirt, um im Nothfalle die beſte Berner Batterie unſchädlich zu machen, ſondern weil Ihr von dem Aberglauben befangen geweſen, ein gewiſſes Fräulein würde wenigſtens einen Theil ihrer Neigung, die ſie Euch bisher verweigert, auf Eure Uniform übertragen — wenn es nämlich diejenige ihres begünſtigten Liebhabers wäre."

„Nun iſt's genug, rief Herr v. Amiel am ganzen Leibe bebend und die Hand an ſeinen Degengriff legend, ſagt mir mit wenigen Worten und ohne Beleidigung Euer Begehren, oder bei meiner Ehre —“

„Auf die Ihr in meiner Gegenwart nicht zu ſchwören braucht, entgegnete der Andere, indem er gleichgültig, ſcheinbar ſpielend und ohne daran zu denken, den Kolben einer Piſtole unter dem Wamſe hervorzog; hört mich nur ruhig an, ich bitt' Euch, da die Hauptſache erſt kommt und ich mich nicht gerne verwirren laſſe. Durch all' dieſe Mißgriffe ſeid Ihr in eine mehr als ſchiefe Lage gekommen, wie Ihr am beſten wißt, und aus dieſer hab' ich Euch auf mein eigenes Riſiko — wohlverſtanden — zu ziehen geſucht. Ich hab' Euch Plan und Datum unſeres Einmarſches in die Waadt mitgetheilt — ein Köder, der, wie ich erwartet, gehörig gezogen und Euch ſogar ein hübſches Avancement beſcheert hat. Nein — bleibt ruhig; es handelt ſich hier um den Kardinalpunkt und ich muß denſelben deutlich wiederholen, da Ihr mich bisher nicht vollſtändig ſcheint begriffen zu haben.“ Bürger Olivier rückte bei dieſen Worten wieder ein wenig an ſeinem Piſtolenknaufe, dann fuhr er nach kurzem Räuſpern fort: „Wenn ich Euch ermächtigt habe, dem Feinde einen unſerer militäriſchen Plane zu verrathen, bloß um Euch wieder bügelfeſt zu machen, ſo liegt es auf der Hand, daß unſer Hauptintereſſe nicht mehr auf dieſer Seite — auf der militäriſchen meine ich — liegt, und in der That bildet ſie bei der Stellung, welche die übrigen Stände der Eidgenoſſenſchaft einnehmen, nur mehr noch eine untergeordnete Sorge. Was uns fehlt, iſt nicht die gewiſſe Siegeszuverſicht, da wir den Bernern im Nothfalle die fünf- und zehnfache Macht entgegenſtellen können; aber es iſt der formelle und moraliſche Rechtstitel zum Kriege und dieſen müſſen wir uns mit allen Mitteln zu verſchaffen ſuchen. Für die Waadt beſitzen wir ihn, da dort nächſter Tage die all-

gemeine Revolution ausbrechen, dem Berner Regimente ein Ende machen und ſodann die ganze Bevölkerung uns zum Schutze herbeirufen wird; dort alſo kommt es nicht darauf an, ob wir einen etwas ſtärkern oder geringern Widerſtand finden. An andern Orten wird Aehnliches eintreten; aber auch hier ſollte etwas geſchehen, und dafür ſeid Ihr da, Bürger Amiel, und habt zu dieſem Zwecke ſeit langer Zeit eine ſchöne Beſoldung bezogen, mit der Ausſicht auf freigebige Dankbarkeit, wenn Eure Pflichten getreulich erfüllt ſind. Was bereits verſäumt worden, kann nun freilich nicht mehr nachgeholt werden; aber was Ihr im Bürgerkleide unterlaſſen, müßt Ihr nun im Soldatenrocke gut machen, Herr Generaladjutant. Wie Ihr die Mißgriffe der gnädigen Herren gegen den Maler hättet ausbeuten ſollen, beutet Ihr nun ihre Mißgriffe im Felde aus. Dem hitzigen Soldaten gegenüber deutet Ihr die Vorſicht der Führer als Furchtſamkeit, dem feigen laßt Ihr in einem muthigen Vorgehen eine nutzloſe Verſchwendung von Menſchenleben erblicken, und vor Allem denkt darauf, Verwirrung in das Verpflegungs- und Transportweſen zu bringen. Sobald der Mehrzahl dieſer Milizen das gewohnte Stück Brod, oder auch das volle Dutzend Patronen fehlt, ſo wird das bereits vorhandene Mißtrauen in volle Flammen ausſchlagen, und gebt Ihr dann gelegentlich einem unſerer Führer noch das Zeichen zu einem kleinen Ueberfalle, wird ſich Alles nach beſtem Wunſche geſtalten und wir haben noch vor beendigtem Kampfe den Rechtstitel in Händen, der uns bis jetzt freilich nur ſcheinbar gefehlt hat. Thut Ihr hiefür Euer Möglichſtes, Bürger Amiel, ſo könnt Ihr drauf rechnen, daß nach geſchehener That Euch auch jedes Mittel zur Erreichung Euerer Herzenswünſche geboten werden ſoll."

Der Ton des Mentors war gegen den Schluß ſeiner Rede freundlicher geworden und die letzten Worte, faſt in herzlicher Theilnahme geſprochen, hatten auch ſichtlich ihres Eindruckes auf

Herrn von Amiel nicht verfehlt. „Er weiß, wo ſie iſt," murmelte er leiſe und ſagte dann ſich erhebend und ſeinem Gefährten näher tretend: „Ich habe nun Manches von Euch hingenommen, was mir Andere mit Blut bezahlt hätten, Bürger Olivier; aber es ſoll vergeſſen ſein. Ihr ſollt fortan über mich nicht zu klagen haben, wenn Ihr mir ſagt, wo Adelaide von Holligen ſich befindet — Ihr wißt es."

„Ich?"

Wäre Herr von Amiel nicht ſo vollſtändig von der Richtigkeit ſeiner Vorausſetzung überzeugt geweſen, ſo würde ihn der Ausdruck aufrichtiger Verwunderung, mit der dieſe Frage geſtellt war, ſtutzig gemacht haben; aber er kannte die fertige Verſtellungskunſt dieſes Menſchen und fuhr daher fort: „Ja Ihr, Bürger Olivier, Ihr wißt es und habt Euch durch Nennung eines Grundes, der mir vorgeſtern Euere Unterſtützung verſchaffte, ſelbſt verrathen. Ich hatte anfänglich den Alten von Holligen im Verdacht und fürchtete, er könnte ſeine Tochter aus Mißtrauen gegen mich in's Verborgene gebracht haben — möglich wär's geweſen, daß ſie etwas gemerkt hätte. Ich that ihm aber, wie ich mich bald überzeugen mußte, Unrecht, und weiß nun auch, wer die Hände im Spiel hat. Gebt mir Auskunft, Olivier — in Euerm eigenen Intereſſe."

Der Bürger hatte während dieſer Mittheilung die Hand über das Geſicht gelegt, als müßte er die Verlegenheit eines unerwartet Ertappten verbergen, jetzt zog er ſie wieder weg und entgegnete, während noch ein verſchwindendes Erröthen um ſeine Stirne zu ſpielen ſchien: „Nun ja — ich hielt es für Pflicht, mit ruhiger Ueberlegung zu thun, was Ihr in Eurer blinden Leidenſchaft nicht zu Stande bringen konntet; aber wahr iſt's, Ihr hättet vor dem Einzuge unſrer Armee in Bern nichts davon erfahren ſollen, um dann Sieg und Brautbett miteinander

zu feiern. Da ſeht Ihr meine Herzensmeinung gegen Euch, wo mich die Pflicht nicht bindet.“

„Sagt mir, wo ſie iſt, rief Herr von Amiel des Bürgers Hand ergreifend, führt mich zu ihr und Ihr habt meinen ewigen Dank für Eure That erworben.“

Olivier lächelte. „Seht, da läuft Euch ſchon wieder der Verſtand mit dem Herzen davon. Ich habe gewünſcht, Euch das Fräulein für einige Zeit aus den Augen zu rücken, damit dieſelben um ſo ſicherer und feſter ein anderes Ziel erfaſſen. So zu handeln gebot mir die Pflicht gegen unſere Sache und Euch ſelbſt, drum könnt Ihr nicht verlangen, meine eigene, wohlüberlegte That, die ohnedies mit ſchwerem Wagniß verbunden war, wieder auszulöſchen und zu nichte zu machen.“

Herr von Amiel zog ſeine Hand mit einem mißtrauiſchen Blicke zurück, doch der Andere fuhr unbeirrt und herzlich fort. „Ich kann mir denken, daß Euch ein kurzes Entſagen unbequem iſt; aber Ihr habt mein Wort: das Fräulein iſt zu dieſer Stunde nach meiner Berechnung in vollkommener Sicherheit und ſo viel an mir, und denen mit mir, liegt, ſollt Ihr dasſelbe noch am Tage der Einnahme Berns in die Arme ſchließen, wenn Ihr indeſſen Eure Pflicht gethan. Seid Ihr's zufrieden? —“

„Ich muß,“ antwortete langſam Herr von Amiel.

„Nun denn, ſagte der Bürger, Ihr werdet's hoffentlich nicht bereuen und ſchließlich zum handgreiflichen Beweiſe, daß Ihr ſtets auf uns zählen könnt, leg' ich Euch auf eigene Verantwortlichkeit noch einen kleinen Equipirungsbeitrag bei. Es ſind wohlgezählt dreihundert Berndublonen — vorſichtshalber.“

Der freigebige Spender beobachtete mit höhniſchem Lächeln, wie die Hand des Herrn von Amiel heftig zitterte, als ſie das Geld zuſammenſtrich, aber er ſchloß in dem angenommenen freundlichen Tone: „Und nun auf glückliches Wiederſehen — heute könnt Ihr ſicher ſein, daß ich den Weg nach Aarau ſofort

unter die Füße nehme; die paar Tage jedoch, die ich in Bern zugebracht, reuen mich nicht und werden hoffentlich nicht verloren ſein."

Herr von Amiel verſtand den Blick, mit dem die letzten Worte begleitet waren; aber zur Antwort nickte er nur mechaniſch mit dem Kopfe, um dann ſchweigend die Treppe hinabzugehen.

Draußen hatte ſich der Wind gelegt und der friſchgefallene Schnee fiel bereits in einem wärmern Luftzuge wieder in ſchweren Tropfen von den Bäumen; am Himmel gingen in langſamem Zuge ſchwere zerriſſene Wolken dahin und aus der Tiefe quoll nur das eintönige Rauſchen der Aare herauf, ſonſt kein Laut ſo weit das Ohr reichte. Herr von Amiel ſtellte ſich gleich im Beginne der Allee hinter einen dicken Baumſtamm, wohl in der Abſicht, das Weggehen des Bürgers zu beobachten; aber bald war er in ſelbſtvergeſſenes Sinnen verloren, von dem er ſich in abgebrochenen Worten laute Rechnung gab. „Ob er dich täuſcht? Unnütze Frage — gleichviel, du mußt gehorchen — du haſt deinen Meiſter bald gefunden — Knecht, Knecht eines Schurken — unabänderlich; warum unabänderlich, Herr von Amiel?" — Er riß plötzlich den Degen aus der Scheide und fuhr mit ſchrecklichem Geſichte um den Stamm herum, indem er rief: „Wer iſt da — wer wagt mich einen Mordgeſellen zu nennen?" Aber es kam keine Antwort zurück auf dieſen Anruf und nur an der Dornhecke, die den Weg einſäumte, ſtrich ein leiſer Luftzug dahin, ihre kahlen Zweige bewegend.

Achtzehntes Capitel.

Um die ſchneebedeckten Kämme des Jura, die ſich in langen Reihen vor den Blicken hinzogen, lag dämmernder Mondſchein und an ihrem Fuße fegte durch die Tiefe des Aarthales ein kalter Nordwind. Auf dem erhöhten Ufer, deſſen Bord gäh in die Waſſer niederſank, ſtanden mit den Mündungen über den Fluß nach dieſen Anhöhen gekehrt, die Geſchütze einer Batterie aufgefahren, über deren glänzenden Röhren der Mond mit ſeinen beweglichen, phantaſtiſchen Lichtern ſpielte. Hinter ihnen, von jungen Tannen und kahlem Laubholze faſt verdeckt, erhoben ſich zwei Scheunen, deren rohe Balkenwände von einem verglimmenden Feuerſcheine, durch den ſich da und dort eine Menſchengeſtalt bewegte, ſchwach geröthet wurden. Aus dem Innern der Hütten ließ ſich das Geräuſch raſtender Pferde hören.

Vor den Geſchützen am Uferrande ging trotz der ſchneidenden Kälte mit leiſem, langſamen Schritte eine Schildwache auf und nieder. Bisweilen blieb ſie, den Mantel feſter anziehend ſtehen, um nach allen Seiten in die Nacht hinauszuhorchen oder nachdenklich nach den dämmernden Lichtſtreifen zu blicken, die ſich jenſeits des Fluſſes am Fuße des Gebirges dahinzogen. Manchmal ſchüttelte der Mann den Kopf bei dieſem Anblicke oder murmelte unwillig einige Worte und ſchaute dann wieder bedachtſam nach dem buſchigen Hintergrunde, aus dem ſich der Feuerſchein kaum erkennbar vom Mondlichte abhob.

Aus diesem Hintergrunde trat ein Anderer, der sich vor dem scharfen Luftzuge ebenfalls fester in seinen Mantel hüllte. „Eine ungewöhnliche Bise für diese Jahreszeit, sagte er; wie spät haben wir, Wachtmeister?“

„So eben hat es drüben in Selzach halb Zwei geschlagen, Herr Hauptmann.“

„Wäre nicht Gegenbefehl gekommen, so müßten die Bewegungen bereits begonnen haben — mit zehn Uhr ist der Waffenstillstand zu Ende gegangen. Hast du weiter Nichts bemerkt?“

„Nichts, erwiderte der Wachtmeister, nur will es mir nicht gefallen, wie es die dort drüben treiben.“ Er streckte die Hand aus und deutete über den Fluß thalaufwärts, wo sich der Feuerschein am ausgedehntesten und hellsten zeigte. „Seit einer Stunde, fuhr er fort, sind dort mehr als zwanzig neue Feuer angezündet worden und zwar ganz sicher im freien Felde — das Dorf Lengnau liegt weiter hinten; die Franzosen müssen jeden Mann auf den Vorposten zählen können. Seht nur, Herr Hauptmann, auf ihrer Seite ist kein Funken bemerkbar.“

„Du hast recht, es scheint dort große Sorglosigkeit zu herrschen — vielleicht durch die Nachricht von neuem Aufschube der Feindseligkeiten hervorgerufen.“

Die Schildwache begann wieder ihren Schritt auf- und niederzugehen und der Hauptmann lehnte sich schweigend an eine Kanone, um sich ungestörtem Sinnen zu überlassen. Es war ja wohl eine Zeit, die zu ernsten Betrachtungen aufforderte und den Blick aus der wirrvollen Gegenwart einer ebenso unklaren Zukunft zuwendete. Seit dem nächtlichen Ausmarsche der Batterie aus Bern waren noch nicht anderthalb Monate vergangen, aber welch' eine Zahl von Begebenheiten hatte sich in diesem Zeitraume zusammengedrängt und dem Herzen, das für des Vaterlandes Wohlergehen schlug, Kummer und Besorgniß bereitet! Und welche Geschicke mochten sich erfüllen, bevor die beginnenden

Märztage ihre ersten Goldblumen auf diese Wiesenhänge streuten, die jetzt noch von dem beißenden Nordwinde bestrichen wurden! Die Blutrosen sollten wohl die Erstlinge dieses Frühlings sein. --

Doch abgesehen von der Allen geltenden Bedeutung der Tagesereignisse, stand Herr Rudolf manchem derselben noch in besonderer persönlicher und keineswegs eine festere Zuversicht begründender Lage gegenüber. So galt es jetzt allgemein, selbst bei den frühern Gegnern des Herrn von Amiel, als eine ausgemachte Thatsache, daß dieser der Regierung bedeutende Dienste geleistet habe, da was er vorausgesagt, wörtlich eingetroffen war — am 24. Jenner Ausbruch der Revolution in Lausanne und Vertreibung des bernerischen Landvogtes von Büren, und zwei Tage darauf Einmarsch der Franzosen in die Waadt unter General Menard. Es war zwar unleugbar, daß diese Voraussagungen den Bernern nicht nur keinen äußern Vortheil, sondern eher neuen innern Schaden gebracht hatten, in Folge des Geschickes, das wie ein Dämon jedes rechte Beginnen der Regierung in sein Gegentheil verkehrte. Ueber die zu treffenden Vorkehren gegen den Ausbruch der Revolution in Lausanne war so lange hin und her berathen worden, bis dieselben ganz überflüssig waren und der bernische Landvogt bei Nacht und Nebel als Flüchtling in seiner Vaterstadt anlangte; ebenso wurde gegen die einrückenden Franzosen kein Schuß abgefeuert und als dieselben die Grenze überschritten, befanden sich Herr Rudolf und seine kampflustigen Kanoniere noch in Isserten, mit der strikteſten Weisung, keinen Schritt weiter vorzugehen. Vom Ufer des Neuenburgersee's bis zu demjenigen des Leman, an dem die Franzosen marschirten, reichte nun wohl die Kugel auch des besten Zwölfpfünders nicht und das Vorauswissen der Plane des Feindes trug, wie gesagt, diesem allein Früchte; die bernerischen Führer, die mit Recht gehofft hatten, durch einen ersten glücklich aus-

geführten Schlag Muth und Begeiſterung ihrer Soldaten zu wecken, ſahen ſich um die ſchönſte, vielleicht einzige Gelegenheit dazu betrogen und fingen an, Einer nach dem Andern, ſich mit dumpfer Reſignation in ein Geſchick zu fügen, das unabwendbar ſchien. Wie immer bei allgemeinen Unglücksfällen, wollte auch Niemand an der unerſetzlichen Verſäumniß Schuld tragen und Jedermann fragte ſowohl im Rathsſaale als im Felde erſtaunt oder erbittert, wie das möglich geworden ſei? Und mit Sicherheit konnte die Schuld auch nicht einem Einzelnen, weder einer Behörde, noch einem militäriſchen Führer beigemeſſen werden, obwohl der berneriſche Oberkommandant in der Waadt, der alte Oberſt v. Wyß, den größten Antheil auf ſich nehmen mußte; ſie lag aber vielmehr in dem Mangel an richtiger Erkenntniß und vertrauenvollen Zuſammenwirkens, in augenblicklicher Ueberhebung und in raſch darauf folgendem Kleinmuthe, überhaupt in dem Verhängniſſe, daß Alles Beſtehende einmal dem Untergange weiht und — die Sünden der Väter an den Kindern beſtraft.

Aber ſollte denn Herr von Amiel, der eben ſo große Uneigennützigkeit als Einſicht und Hingebung gezeigt, all' das entgelten? Wer wollte eine ſolche Undankbarkeit auf ſich nehmen, zudem der Unermüdliche auch noch ſichere Mittheilungen über eine beabſichtigte Schilderhebung in Aarau gemacht, die nur zu bald ſich als richtig beſtätigten. Er erhielt dafür von der Regierung ein bedeutendes Geldgeſchenk und wurde dem General v. Büren, unter deſſen Befehl die von Biel bis Solothurn liegenden Truppen ſtanden, als rechte Hand beigegeben. In dieſer Lage mochte es ihm ein Leichtes geworden ſein, ſeinen heißblütigen Chef, ohne Befehle von Bern einzuholen zu einem Zuge nach Aarau zu veranlaſſen, der frühere Thatloſigkeit beſchönigen ſollte, und freilich zur Unterwerfung des Städtchens führte, aber dafür die Verwirrung in der Oberleitung der militäriſchen Angelegenheiten noch vermehrte, die Gemüther einer ganzen Gegend

unnützerweise erbitterte und den Franzosen endlich einen vollgi
tigen Vorwand zu entscheidendem Vorgehen gegen Bern in
Hände spielte. Der in Aarau residirende französische Botschaft
Mengaud erklärte nämlich, er und sein Gesandtschaftsperson
seien von den in die Stadt rückenden Bernern mißhandelt, u
die vor seinem Hotel aufgepflanzte Tricolore beschimpft wo
den. Das war genug. Die feindlichen Heerschaaren rückten u
verweilt unter General Brüne aus der Waadt gegen Freibur
und Murten, unter Schauenburg aus dem Bisthum gegen Bi
und die solothurnisch-bernersche Grenze vor. Die beidseitige
Truppen standen jetzt auf Schußweite Angesicht in Angesicht.

Während Herr Rudolf die möglichen Folgen dieser Vorgäng
überdachte, mußten sich seine Gedanken unwillkührlich stets wied
zu seinem einstigen Widersacher von Amiel zurückwenden. D
Mann war ihm, als sie sich zum erstenmale im Felde getroffen
mit der Ritterlichkeit eines Kampfgenossen entgegengetreten, de
jeden persönlichen Streit dem gemeinsamen Zwecke zum Opfe
bringt. Er hatte ihm mit offenem Gesichte und festem Druck
die Hand gereicht mit der Bitte, Vergangenes bis nach dem Aus
trage des Kampfes zu vergessen, wobei es alsdann an hinreichen
der Erklärung und Genugthuung seinerseits nicht fehlen solle
auch seither war er ihm stets mit jener zuvorkommenden Kame-
radschaftlichkeit begegnet, wie sie das Soldatenleben erzeugt und
den Muth jedes Einzelnen durch das Vertrauen auf den Andern
zu stärken weiß. Der Hauptmann hatte dieses Entgegenkommen
um so weniger ablehnen können, als schon längst der Glaube
bei ihm feststand, er habe die Veranlassung zu seiner Verhaftung
auf einer Seite zu suchen, der er – ach, doch keinen Groll nach-
tragen durfte. Der Mann, der sogleich am Tage nach Rudolfs
Befreiung sein einziges Kind vor den Blicken aller Welt verbarg,
wohl nur in der Absicht, es dadurch vor dem Liebesblick eines
Einzigen zu bewahren — er lag nun auch mit dem Herrn von

Amiel drinnen in Solothurn im Hauptquartier des Generals von Büren, zum Kampfe für die Heimath gegürtet, und die Pflicht hatte ihn ſchon mehr als einmal mit dem Hauptmanne zuſammengeführt; aber noch nie hatte er ihm einen Blick gegönnt, aus dem nicht Zorn oder gar tödtlicher Haß geſchaut hätte. Rudolf hatte das längſt mit tiefem Schmerze empfunden und auch in ihm regte ſich manchmal der ſelbſtbewußte Mannestrotz, der ſich berechtigt hält, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; doch durfte er einem Vater grollen, der Hoffnung, Stolz und Ehre ſeines Hauſes durch die Herzensverirrung des einzigen Kindes gefährdet glaubte und ſich zum Schutze dieſer Güter mit allen Mitteln zur Wehre ſetzte? Und trug dieſes Vaterherz nicht ſelbſt tiefen Kummer, der ihm noch aus den Augen ſchaute, ſogar wenn ſie im Zorn aufleuchteten? — Nein, er konnte ihm nicht grollen, ſchon um der Kindesliebe, mit der Adelaide ſtets an ihrem Vater gehangen, durfte er's nicht. „Ein alter Stamm läßt ſich nicht mehr biegen, er bricht; aber Amiel iſt doch die Axt an ſeiner Wurzel."

Herr Rudolf würde in ſeinen Gedanken verloren nicht einmal bemerkt haben, daß er die letzten Worte laut vor ſich hingeſprochen, wenn nicht der Wachtmeiſter näher tretend gefragt hätte: „Um Verzeihung, Herr Hauptmann, ich hab' Euch nicht deutlich verſtanden!"

„Ich habe auch nichts geſagt, Wachtmeiſter — nichts Dienſtliches, erwiderte der Hauptmann, mit der Hand über das Geſicht fahrend; iſt zwei Uhr vorüber?"

„Noch nicht, doch kann es jeden Augenblick ſchlagen."

„Wirſt du abgelöst?"

„In einer Stunde."

Der Hauptmann ging langſam am Ufer hinab, mit Aug' und Ohr die ſchweigende Nacht durchforſchend; aber kein Laut, kein Geräuſch ließ ſich vernehmen, außer das Rauſchen der Waſſer,

die ihre nie endende Zwiesprache hielten. Bis an die Höhen des Weißenstein hinauf zeigten sich die flimmernden Streifen sinkender Wachtfeuer, während weiter abwärts die Kuppeln und Thurmspitzen Solothurns im kalten Mondscheine emporstiegen. In dieser Stille schlugen die Gedanken des Einsamen bald wieder die Pfade ein, die sie eben verlassen hatten und er versuchte mit aller Ruhe nach dem Grunde zu forschen, der ihn den Herrn von Amiel unwillkürlich wieder als Todfeind betrachten ließ, so oft äußere Thatsachen auch dagegen zu sprechen schienen. War es nur die Erinnerung an die Vergangenheit dieses Mannes? Einzig gewiß nicht; stand er doch jetzt wenigstens offen als Soldat denjenigen gegenüber, an denen er einst unter dem Deckmantel der Freundschaft Verrath geübt, und es konnte ja gerade diese Vergangenheit für die Ehrlichkeit seines jetzigen Handelns sprechen; oder welche Bedeutung durfte noch der einstigen Anklage Laharpes beigelegt werden, der jetzt unter dem Schutze der feindlichen Waffen heimgekehrt, den Feind sogar selbst in die Heimath geführt hatte! Rudolf schüttelte das Haupt bekümmert, als er in Gedanken diesen Namen nannte. „Mein Verstand mag ihm wohl verzeihen, sagte er leise, aber das Herz, das an der Jungfräulichkeit des heimathlichen Bodens hängt, wird sich nicht zum Schweigen bringen lassen.“ Und doch, ging der Lauf seines Sinnens weiter, ist es am Ende ja eben dieses Herz, dieses oft so kurzsichtige, eigennützige Menschenerbtheil, das deinen Blick verwirrt und dich einem Nebenmenschen nicht will gerecht werden lassen; es ist in gewöhnlichen Worten ausgedrückt, die Eifersucht gegen den mit dem Schloßfräulein ebenbürtigen Edelmann — den Generaladjutanten.

„Nein, das ist's wieder nicht, sagte Rudolf laut und ernst nach einem lächelnden Besinnen, so wenigstens wahrlich nicht, wenn es auch damit zusammenhängt; kommt's mir doch manchmal plötzlich vor, als hört' ich Adelaide mich angstvoll um Hülfe gegen diesen Menschen anrufen — —“

Das Wort war kaum über die Lippen, als ein wirklicher Hülferuf an Rudolf's Ohr drang, da von obwärts her eine unterdrückte Stimme ertönte: „Laß mich — ich warte — du erwürgst mich!“

Der Hauptmann lief ohne langes Beſinnen am Ufer aufwärts und ſah ſchon nach wenigen Schritten den Wachtmeiſter mit einem Andern am äußerſten Flußrande ringend. „Zurück, Wachtmeiſter! rief er erſchrocken, vom Rande zurück;“ aber obwohl er in gewaltigen Sätzen mit dem letzten Worte auch faſt ſchon die Stelle erreicht hatte, kam er doch zu ſpät. Kaum auf Armeslänge von ihm ſtürzte der Eine der beiden Ringer über den jähen Uferrand, um in den aufrauſchenden Waſſern augenblicklich und ſpurlos unterzutauchen.

„Was iſt das, fragte der Hauptmann aufathmend, biſt du verletzt, was hat's gegeben?“

„Verletzt bin ich nicht, erwiderte der Wachtmeiſter, aber was das eigentlich hätte werden ſollen, kann ich auch nicht ſagen. Der Burſche lief, ſobald ich ihn packen wollte, dem Waſſer zu, und drunten iſt er jetzt — bei meiner armen Seele.“

„Aber wie ging es denn nur zu? Ich hörte dich gar nicht anrufen!“

„Dazu hatt' ich auch keine Zeit und Gelegenheit, Herr Hauptmann, ſagte der Wachtmeiſter kaltblütig. Als Ihr da am Fluſſe hinabginget, ſchaute ich Euch einen Augenblick nach — es war ſo ſtill, daß ich jeden Eurer Schritte zählen konnte; aber plötzlich fuhr mir etwas zwiſchen die Füße, unter den Rädern hervor, wie ein Hund, der erwachend biſſig wird. Zuerſt glaubt' ich auch, es ſei eine ſolche Beſtie, bis ich eine Menſchengeſtalt zwiſchen die Finger bekam. Jetzt ſchrie das Ding; doch wie ich ein wenig los ließ, ſtürzte es wieder dem Fluſſe zu und hat mir nichts zurückgelaſſen, als dieſes Zeug da — ich glaube, es

iſt das Wamms, aus dem der Burſch geſchlüpft iſt — wenigſtens iſt ein Kragen daran."

„Sonderbar, ſagte der Hauptmann, über den Uferrand gebeugt aufmerkſam in den Fluß hinaushorchend; hörſt du nichts da drunten?" —

„Ob ich etwas höre? erwiderte der Wachtmeiſter, dem Beiſpiele des Hauptmanns folgend, bei meiner Treu — ſeht, dort ſchwimmt es dem Ufer zu — ſchaut, ſchaut — jetzt klettert es ſchon am Gebüſche das Bord hinan."

Herr Rudolf ſah im dämmernden Lichte, das auf den Wellen lag, wie ſich drüben eine Geſtalt aus dem Waſſer hob, um ſchlangenartig in das Gebüſch zu kriechen — aus der ſchattenhaften Entfernung nun wirklich mehr einem Wildthiere als einem Menſchen gleichend. Im erſten Augenblicke hatte er raſch den Griff einer Piſtole gefaßt, die neben ſeinem Degengurte ſtack; aber eine eben ſo raſche Ueberlegung ſagte ihm, daß Dunkelheit und allzugroße Entfernung dem Schuſſe jede Sicherheit benehmen und ihn zum nutzloſen Alarmzeichen machen müßten. „Verhaltet euch ruhig, befahl er den auf das Geräuſch herbeigeeilten Kanonieren, Einige ſollen ſich vor- und rückwärts um den Platz vertheilen, die Uebrigen bleiben bei den Stücken, und du, Wachtmeiſter, komm mit mir, wir wollen deine Beute etwas näher beſehen."

Die Beiden gingen nach dem Feuer, das hinter der entfernten Scheuer in ſeinem wohlausgewählten Verſtecke noch etwas heller brannte. Bis hieher mußte auch das Geräuſch nicht gedrungen ſein, wenigſtens lagen da noch mehrere Kanoniere ausgeſtreckt, den Torniſter zum Kopfkiſſen und den Mantel zur Decke; unter ihnen ſogar nahe am Feuer der Belper-Fritz, aber nicht auf der Erde liegend, ſondern nur ſchlaftrunken auf einem Baumſtrunke ſitzend. Der Hauptmann blieb vor dem leiſe mit dem Kopf hin und wieder Nickenden ſtehen und fragte ſeinen

Begleiter flüsternd, wo der wohl seinen Mantel habe. „Hol' ihm denselben und bedecke seine Schultern, sonst wird er starr vor Kälte, fügte er hinzu; wir wollen ihn nicht unnöthig aufwecken.“ Der Wachtmeister aber deutete mit dem Finger bei Seite, wo der matte Feuerschein auf ein jugendliches schlafendes Gesicht fiel, das in den feinen zierlichen Formen seiner Züge einem Mädchen anzugehören schien. Ueber der ruhig athmenden Gestalt lag ein Offiziersmantel ausgebreitet; aber um Knie und Füße wickelte sich noch der Mantel aus gröberm Tuche, wie ihn Soldaten und Unteroffiziere trugen. „Den hat Fritz selbst dahin gelegt, flüsterte der Wachtmeister, ich möcht' ihn nicht wegnehmen, bis der Junker Lieutenant erwacht.“

Der Hauptmann trat leise auf die andere Seite des Feuers, und während er einen theilnehmenden Blick nach Velper-Fritz hinüberwarf, konnte er trotz der Neugierde, die der Vorgang auf dem Wachtposten in ihm erweckt, seinen Gedanken nicht verwehren einen Augenblick bei dem nähern Gegenstande zu verweilen. Der Jüngling, fast noch Knabe, der dort bei Seite schlief, war ein jüngerer Bruder des ermordeten Junkers von Dießbach, der sich erst seit zwei Wochen bei der Kompagnie befand. Der alte Etcätera hatte den Einwirkungen fortwährender Todesangst, wie angestrengter Wintermärsche nicht mehr Widerstand zu leisten vermocht, und so war es für seinen Hauptmann ein aufrichtiger Trost gewesen, ihn mit den nöthigen Krankheitsgründen versehen heimschicken zu können. Ob es nun ein freundlicher Zufall so gefügt, oder ob die Achtung, die sich der tüchtige Offizier im Felde erzwang, ein Wort dazu gesprochen — gleichviel, Herr Rudolf konnte eine tiefe Bewegung nicht verbergen, als ihm zum Ersatze für den unbehülflichen furchtsamen Mann der kecke, begeisterte Knabe, der noch harmlose Bruder des todten Freundes geschickt wurde. Er fand zwar in ihm wohl auch nicht die Stütze, wie sie unter Umständen nothwendig werden mußte; ge-

wiß aber hätte der junge Lieutenant der mitgebrachten eigenhändigen Empfehlung des Schultheißen nicht bedurft, um ſich die wünſchenswertheſte Aufnahme bei dem Hauptmann und ſeinen neuen Kameraden zu verſchaffen. Der neckiſche Muthwille neben der theilnehmendſten Gutmüthigkeit, das bereits erwachte Selbſtbewußtſein neben der zuvorkommendſten Gefälligkeit, eine unverwüſtliche Heiterkeit und der friſchdreinſchauende Muth, hatten ihn raſch zum Lieblinge der ganzen Kompagnie gemacht, während der Hauptmann mit beſchützender Theilnahme in ihm das getreue Urbild des Bruders ſah, wie es die Natur, vor den Trübungen der Menſchenhand, einſt angelegt. Auffallend aber war es, welch' rührende Anhänglichkeit der Belper-Fritz von der erſten Stunde an dem jungen Lieutenant entgegenbrachte; den ganzen Tag ließ er ihn nie aus den Augen und die Nächte durch hütete er ſeinen Schlaf, wie es die Mutter dem unbehülflichen Kinde thut.

Nachdem der Hauptmann unter dieſen Gedanken eine Weile das vom Feuerſcheine beleuchtete Bild betrachtet, fragte er den Wachtmeiſter leiſe: „Spricht Belper-Fritz nie vom Bruder des Lieutenants?“

„Seit es ihm vom Münſter zu Grab geläutet, nie mehr, kein Wort.“

„Und was hat er damals geſagt?“

„Oh, machte der Wachtmeiſter verlegen, er hat — ich weiß es ſelbſt nicht mehr recht — er hat dem Junker die ewige Ruhe gegönnt — wißt Ihr.“

„Brave Seele, murmelte der Hauptmann, nachdenklich auf Fritz ſchauend, wackeres Herz, das ſo ſeinen Bußtag zu feiern weiß“ — und als müßt' er neu herandrängenden Gedanken mit Gewalt wehren, ſchüttelte er den Kopf, um dann haſtig nach dem Wammſe zu greifen, das der Wachtmeiſter in Händen hielt.

Es war ein unſcheinbares Kleidungsſtück aus grobem Wol-

leutuche, wie es die Landleute der Umgegend zur Winterszeit zu tragen pflegten. In den Säcken fand ſich nichts als ein Stück ſchwarzes Brod und ein kleines Beutelchen mit einiger kleiner Münze und einem zuſammengewickelten Papierchen, in dem etwa ein Dutzend Körnchen Sägeſpäne lagen. Auf das Zettelchen ſelbſt war mit grobem Stifte ein großes Pfundzeichen gemalt, vor dem die Ziffer 6 ſtand, und untenher am Rande faſt unleſerlich, wie von einem beſchriebenen Blatte abgeriſſen, zeigte ſich das Wort „Bernpulver“. Weiteres ließ ſich bei der genaueſten Durchſuchung nicht entdecken. „Da haben wir keinen großen Fang gemacht, ſagte der Hauptmann, die aufgeſchnittenen Nähte des Wammſes noch einmal um und umwendend, ſechs Pfund Bernpulver — dieſer Dinge wegen hätte der Burſche nicht nöthig gehabt, das kalte Aarbad zu nehmen.“

„Vielleicht daß er ſich doch nur verirrt hatte und dann Angſt bekam, meinte der Wachtmeiſter, behutſam das Stück Brod zerbrechend, da drin kann ich wenigſtens auch nichts Verdächtiges entdecken; froh bin ich nur, daß er wieder auf's Trockene gekommen iſt.“

„Sägeſpäne — ſeltſam, erwiderte der Hauptmann, den Kopf ſchüttelnd; gleichwohl machen wir dem General ſofort Anzeige von dem Vorfalle; wecke den Lieutenant, Fritz kann mit ihm nach Solothurn hineinreiten.“

„Horcht, was war das, fragte der Wachtmeiſter, auf ſeinem Wege wieder ſtehen bleibend, hört' Ihr's?“

„Sie ſchießen, rief Belper-Fritz, aus dem Schlafe auffahrend; wacht auf, Junker, da habt Ihr Euern Säbelgurt.“

Der Ruf hatte mit dem Lieutenant im Augenblicke Alle emporgejagt, die noch um die Scheunen lagen. Mit angehaltenem Athem horchten ſie dem Knattern des Kleingewehrfeuers, das aus der Ferne vom Gegenwinde faſt verweht das Thal

herab drang. Eine Minute ſpäter feuerte der Wachtmeiſter aus der erſten Piece den verabredeten Alarmſchuß ab, daß die gegenüberſtehenden Felswände des Jura erkrachten und den mächtigen Schall donnernd zurück in das Thal hinabwarfen.

Neunzehntes Capitel.

Die Kanoniere ſtanden ſchweigend an den Geſchützen und horchten dem Schalle des Schuſſes nach; aber ſchon hatte ſich der letzte Nachhall deſſelben an den höchſten Wänden des Weißenſteins verloren, als ein zweiter Knall thalaufwärts das Zeichen fortſetzte und es verging eine Friſt, in der die ſämmtlichen Stücke der Batterie ihr Feuer wohl zehnmal abgegeben hätten, bevor in der Richtung abwärts gegen Solothurn ein Blitz auffuhr, dem ein langſamer Donner nachrollte. „Wir waren lange die Erſten, ſagte kopfſchüttelnd der Hauptmann, und ich wünſchte, die weiter aufwärts hätten uns dieſe Ehre vorweggenommen; der Lärm muß ja ganz in ihrer Nähe ſein.“

„Wenn wir dabei wären, rief der junge Lieutenant, die dort nehmen uns dafür die Ehre des erſten Sieges weg!“

„Auch dazu würd' ich mir von Herzen Glück wünſchen, erwiderte Herr Rudolf ernſt; aber es ſcheint mir, das Gefecht ziehe ſich raſch von der Höhe des Berges gegen das Dorf Lengnau herab. Die Unſerigen müſſen dort auf hinterliſtige und wortbrüchige Weiſe überfallen worden ſein. Reitet ſchleunigſt nach Rüti hinauf, Junker, und fragt den Oberſten von Grafen-

rieb um Verhaltungsbefehl — mich dünkt's, wir könnten dort nothwendig werden. Wer kennt den Weg am genaueſten?"

„Ich, Herr Hauptmann, ſagte Belper-Fritz vortretend, mit Erlaubniß kann ich den Junker am beſten begleiten."

„Gut denn, nickte der Hauptmann; ſchont die Pferde nicht."

Als die Zwei raſch aufſitzend weggeritten waren, begannen die Glocken in Lengnau anzuſchlagen, um in weniger als einer Viertelſtunde all ihre Schweſtern in den Kirchthürmen und Kapellen längs des Gebirges wach zu rufen und im Vereine das Land weithin mit ſchreckenvollem Geläute zu erfüllen. Den Glocken antworteten auf den Berghöhen mächtig auflodernde Feuerzeichen, die den Schnee, der noch in ihrer Umgebung lag, mit heller Gluth übergoſſen und den fernſten Thalſchaften verkündeten, daß die Stunde des Kampfes angebrochen. Es war ein ſchauerlich ſchönes Bild, das die Nacht gleichſam wild aus einem bangen Traume auffahrend darbot, und über manches Herz, das ſonſt keine Furcht kannte, zog es bei dieſem Anblicke bald wie Froſthauch, bald wie ein ſchwüler Sonnenſtrahl. Das Mondlicht erblich neben dem Feuerſcheine, der da und dort auf einer neuen Bergſpitze emporſchlug und Wald und Fels mit gigantiſchen Geſtalten erfüllte, während immer friſche Glocken ihren ehernen Ruf erſchallen ließen, um das Sturmgeläute das weite Land hinabzutragen.

In der Batterie wurde kein Laut vernommen. Die Kanoniere ſchauten ſtumm in die Nacht hinaus und ſelbſt der Hauptmann war nicht im Stande, dem mächtigen Eindrucke des Schauſpiels Worte zu leihen; es nahm ihm einen ſeltſamen Druck von der Seele, als endlich der Wachtmeiſter aufathmend ausrief: „Bei meiner Seligkeit, ſo hab' ich mir's nie vorgeſtellt und ich weiß nicht recht, ob ich jetzt lieber einen Franzoſen todtſchlagen wollte oder ſelber ſterben möchte."

„Du haſt recht, ſagte der Hauptmann ernſt, es iſt eine heilige Sache, wenn ein ganzes Volk im Begriffe ſteht, für das Land ſeiner Väter und Alles, was es Liebes und Theures umſchließt, in den Kampf zu gehen, und in einer ſolchen Stunde hat das Herz keinen Raum für Trotz oder Uebermuth. Drum verſprecht mir nun auch feierlich, komme was da wolle, gegen einen überwundenen oder wehrloſen Feind menſchlich zu ſein, dagegen euern angewieſenen Poſten ohne Befehl, ſelbſt im drohendſten Angeſicht des Todes, nie zu verlaſſen und Einer für den Andern das eigene Leben, wo es ſein muß, ohne Zögern in die Schanze zu ſchlagen. Verſprecht mir das, wie ich es meinerſeits euch feierlichſt angelobe.“

Die Kanoniere erhoben die Hände, und ohne daß ein Laut geſprochen worden wäre, vernahm die Nacht einen Schwur, ſo groß und heilig, wie irgend ein Gelübde, das unter Gebet und Glockenklang am Altare abgelegt wird.

Unterdeſſen dauerte der Lärm des Gefechtes fort, ohne weſentlich ſeine Richtung zu verändern. Es war offenbar, daß von beiden Seiten mit großer Hitze geſtritten wurde. Das Knattern des Kleingewehrfeuers ging ununterbrochen, wie das Praſſeln eines Schloſſenſturmes, dazwiſchen der Schall von Salven größerer Maſſen, während hie und da ein auffahrender Blitz ſchon zum Voraus den nachrollenden Knall eines Feldgeſchützes verkündigte; doch fielen dieſe Schläge nur äußerſt ſparſam und hörten bald ganz auf.

Es war das ein banges Lauſchen bei dem Gedanken, daß jeder dieſer ungezählten Schüſſe, die in ihrer Raſchheit dem Ohre kaum erfaßbar waren, ein Menſchenleben brechen könnte, und dieſer Gedanke ſelbſt mußte der Seele unwillkürlich die Bilder heraufführen, die das Leben am freundlichſten ausgeſchmückt hatte. Es iſt eine geheimnißvolle Strafe für die ſündhafte Ungerechtigkeit, mit der wir in verzagten Augenblicken die ſchöne

Gotteswelt ſo oft als ein Jammerthal verklagen, daß das Daſein gerade am geöffneten Grabe den vollſten Zauber ſeiner Lieblichkeit vor dem Blicke entfaltet und den bereits zurückgelegten Weg um ſo ſonniger erſcheinen läßt, je dunkler und umnachteter der Pfad ſich zeigt, den wir mit dem nächſten Schritte betreten müſſen. Wie erſt die Fremde das Herz mit der vollen Macht ſehnſüchtiger Liebe zur Heimat erfüllt, ſo weiß auch nur die Todesnähe die verborgenſte Glückſeligkeit des Lebens aufzuwecken.

Während der Hauptmann über das Geheimniß dieſer ewigen Ordnung ſann und ſeine Seele ſich in dem reinen Lichte jenes Sternes erging, der ſo manches Dunkel ſeines Lebens erhellte, mußte auch der Wachtmeiſter erfahren, was er noch nie bedacht hatte. Jetzt, da er mit der brennenden Lunte an der Kanone ſtand und drüben der Tod ſeine wilde Ernte begonnen hatte, wurde es im Angeſicht der lodernden Hochwachten und unter dem Geheule der Sturmglocken ſtill in ſeinem Herzen, als wär' er daheim bei der Mutter in der freundlichen Stube und hörte dem Klappern der Räder zu. Aber die Stimme, die liebe Worte ſprach, war nicht der Mutter Stimme und ſie ſelbſt ſchaute lächelnd auf ein blühendes Antlitz, das hinter dem Spinnrade ſaß, bald ernſt, bald ſchalkhaft mit den blauen Augen von dem Faden aufblickend. Dieſes Bild war ihm zwar, ſeit er drüben im Hauſe des Kirchmeyers von Fraubrunnen im Quartier gelegen, wachend oder im Traume ſchon oft erſchienen und hatte ihn neckend begrüßt oder in Gedanken verloren angeſchaut; aber doch war es immer raſch wieder verſchwunden oder es hatte ſich von ihm abgewendet und mit dem Belper-Fritz allerlei lächerliche Poſſen getrieben. Jetzt aber ſaß es unbeweglich daheim, als ob es für immer dahin gehörte, allein mit ihm und der Mutter, die es ebenfalls Mutter nannte, und noch nie hatten ſich ſeine gelben Haare ſo zierlich gegen die Wangen herabgekräuſelt, noch nie

waren dieſe Wangen ſo friſch und ſo roſig anzuſchauen geweſen und noch nie hatten die blauen Augen ſo freundlich dreingeſchaut und die rothen Lippen ſo herzgewinnende Worte geſprochen. Der Wachtmeiſter fuhr mit der Hand über die Augen und blickte nach der brennenden Hochwacht, die wie ein mächtiger Flammenhut die höchſte Spitze des Weißenſteins bedeckte; aber in dem Feuerſcheine wurde das Bild nur lichter und glänzender und winkte ihm hinaufzukommen zur Berghöhe, um Hand in Hand mit ihm auf das feuerbeſäete Land niederzuſchauen. Er blickte über den Fluß thalaufwärts, wo ſich die Schlacht noch immer verborgen durch die Nacht fortwälzte; doch plötzlich faß nun das Bild drüben an der ſteinernen Stufe der Kapelle, deren Glöcklein bald ſchwermüthig, bald drohend herüberſchallte und erzählte von den wilden Guglern, die vor vielen hundert Jahren ſengend und brennend in's Land gekommen, aber bei Fraubrunnen einen blutigen Untergang gefunden hatten. „Weißt du noch, ſagte das Bild, ſich an der Kapellenſtufe langſam erhebend und Chriſten mit leuchtenden Augen anſchauend, weißt du noch, ich habe dir den alten Denkſtein gezeigt, der nicht weit von unſerem Hauſe an der Straße ſteht, dort haben die Frauen und Töchtern des Dorfes mit Senſen und Gabeln einen Haufen Reiter, die ein Mädchen auf ihren Roſſen fortſchleppen wollten, umringt und erſchlagen — es ſind wohl auch aus unſerm Hauſe dabei geweſen; drum will ich ebenfalls dabei ſein, wenn die Franzoſen kommen.“ Chriſten wurde bei dieſen Worten bang bis in's innerſte Herz hinein und es war ihm, als müßt er bittend rufen: „Bleib daheim, Anna, ich werde dich ſchon beſchützen, ich könnte ja nicht mehr leben, wenn dir ein Leids widerführe;“ aber die Geſtalt an der Kapelle erhob ſich immer höher und drohender, ihre weit auflatternden Haare ſchienen ſich zu entzünden und ihre Kleider in fliegende Flammen auszuſchlagen, bis der Wachtmeiſter mit ſtarren Blicken entſetzt ausrief: „Heiliger Gott, was iſt das?“

„Wenn mich Lage und Richtung der Kapelle drüben nicht trügen, antwortete der Hauptmann, so ist's der Petershof bei Grenchen an der Straße von Lengnau her, der in Flammen geräth. Die Unserigen werden bis dort zurückgeschlagen sein; sie waren ohne Artillerie — Gott sei's geklagt, daß wir hier müßig stehen sollen."

Der Wachtmeister athmete schwer auf, wie Einer, den das Tageslicht aus angstvollen Träumen weckt. Wie besorglich auch die Auskunft des Hauptmanns klang — Anna war doch nicht drüben jenseits des Flusses von Gefahren umgeben, sie saß zwar auch nicht bei der Mutter daheim in der Mühle am Holligerbach, aber sie befand sich wohlbeschützt im Vaterhause und dachte nun bei dem Sturmgeläute vielleicht mit heimlichem Bangen an ihn, der ihrer ja auch nicht vergessen konnte.

Drüben im Thale dehnte sich indessen der nebelhafte Schein immer heller und weiter aus und in wenigen Minuten erhob sich eine Feuersäule, die weit umher die Gegend mit blutrothem Lichte erfüllte. In diese schauerliche Helle wälzten sich schwarze Schatten herein, die sich bald in langgestreckte Reihen ausdehnten, bald wieder wie sturmgejagte Wolken zusammenrollten, in grauen Nebelwolken verschwanden oder in kleine Flocken zersplittert nach allen Seiten auseinanderstoben. Und immer mächtiger erhob sich die Flammensäule, um von Minute zu Minute das Schattenspiel greller zu beleuchten. Zuerst traten die schwarzen Umrisse eines Hauses hervor, aus dessen Fenstern ein glühender Wiederschein glitzerte, seine Wände und Mauern begannen sich zu röthen wie kahle Bergwände im sinkenden Sonnenlichte und man sah deutlich, wie sich vor dem hellen Hintergrunde eilfertige Gestalten bewegten, bald einzeln, bald in Gruppen vereint, die mit andern zusammenprallten oder flüchtig in das noch umgrenzende Dunkel verschwanden; aber der rothe Schimmer an den Wänden wurde lichter und glänzender und

nach Kurzem war es eine frische Gluth, die wieder weiter leuchtete und die eben in die Dunkelheit verschwundenen Gestalten und Haufen auf's Neue an's Licht brachte. In weniger als einer Viertelstunde schlug die Flamme über dem letzten First empor, die sich im Umkreise erkennen ließ.

Aber jetzt schien sich allmählig auch das wilde Gewirre der Schattengestalten zu besserer Ordnung zusammen zu fügen und bald sah man nur noch langgestreckte Reihen über die beleuchtete Fläche heranziehen, und selbst das Knattern der Schüsse hatte so rasch nachgelassen, daß jeder einzelne Knall deutlich gezählt werden konnte. „Was hat das zu bedeuten, fragte der Wachtmeister leise, was meint Ihr, Herr Hauptmann?"

„Die Unserigen sind, fürcht' ich, auseindergesprengt und im Begriffe, jeden Widerstand aufzugeben, antwortete der Gefragte mit gepreßter Stimme. Die geordneten Schaaren, die dort herabziehen, sind Franzosen und drum hat auch schon früher das Sturmgeläute in Lengnau aufgehört. Möge der Abend glücklicher enden als der Morgen begonnen hat."

„Wenn's nur einmal Tag ist, sagte der Wachtmeister getrost, daß man auch sieht, wen man zwischen die Finger nimmt. Ich glaube, die Franzosen fürchten das, daß sie wie Diebe bei Nacht und Nebel angreifen. Gottlob fängt es schon an zu heitern über den Lohnwald herein."

Der Hauptmann nickte beistimmend. Obwohl eine tiefere Einsicht in den Stand und Gang der Dinge ihm nicht erlaubte, die aus dem Gefühle persönlicher Kraft hervorgegangene Zuversicht des Wachtmeisters vollständig zu theilen, so empfand er doch selbst die belebende Wirkung des lieben Lichtes, das dem Auge die unheimlichen Bande der Nacht löste. Auch durch die ganze Batterie begann es frischer und lauter zu werden, je höher das Morgenroth über die Wälder hereinschwamm und je tiefer sein Licht in das Thal herniedersank. Und doch waren die Bilder

nicht eben tröſtlich, die es allmählig entſchleierte. Droben im Thale ſchlugen die Flammen noch immer in einzelnen Wirbeln empor, während ſich über der ganzen Stätte ein dickbrauner Rauch aufthürmte, der unbeweglich, wie mit Wurzeln in dem Boden feſtgewachſen, vor dem Luftzuge feſtzuſtehen ſchien. Von dieſer Rauchſäule her zogen bis dießſeits der Häuſer von Grenchen lange weiße Streifen heran, als wären da endloſe Leintücher zum Bleichen ausgeſpannt. Als die Sonne ihre erſten Strahlen niederwarf, fing es über dieſen Linien in tauſend Lichtern zu glitzern an und jetzt erſt erkannten die Kanoniere, daß es die weißen Beinkleider der fränkiſchen Infanteriekolonnen waren. Daneben machten ſich in Zwiſchenräumen die rothen Büſche der Huſaren bemerklich.

Während dieſe Maſſen unbeläſtigt, aber langſam die Straße jenſeits des Fluſſes heranzogen, ſchienen die berner'ſchen Truppen, die in der Dunkelheit gefochten hatten, vor dem aufziehenden Tage verſchwunden zu ſein, wie der Aprilſchnee vor dem Sonnenſcheine. Nur da und dort ließ ſich ein kleiner Trupp erblicken, der unbekümmert um Andere eilfertig ſeines Weges dahinzog, wenige nur auf der breiten Heerſtraße, über die ſchon bisweilen ein rother Huſarenhaufe heranſtob; die meiſten ſchlugen die Pfade ein, die ſeitwärts gegen die bewaldeten Bergabhänge hinanführten. Droben an dieſen Abhängen war ein emſiges Leben zu bemerken. Unabläſſig ſtrichen über die Wieſen von Gebüſch zu Gebüſch einzelne Geſtalten oder größere Haufen umher, die jedoch von keinem gemeinſamen Bande zuſammengehalten ſchienen. Wie die Einen aufwärts zogen, kamen die Andern herabgelaufen, bis ſie ſich wieder ſeitwärts ſchlugen, um hinter Fels und Gebüſch unſichtbar zu werden. Am auffallendſten aber kam dem Hauptmann die Stille vor, die auf der Straße abwärts gegen Solothurn zu lag; wäre nicht dann und wann ein Reiter dahingejagt, ſo hätte man denken können, der ganze nächtliche Lärm ſei

ein leerer Spuck geweſen und was ſich weiter aufwärts zeigte, ſeien die dem noch verwirrten Auge begegnenden Ueberreſte desſelben. Selbſt das gegenüberliegende Dorf Selzach, in dem doch die Nacht ein Bataillon gelegen, ſchien verödet und von Truppen entblößt zu ſein; ſeit mit dem ergangenen Sturmgeläute die Tambouren Generalmarſch geſchlagen, ließ ſich von dort aus kein Laut mehr vernehmen.

Ueber dieſen Beobachtungen war es bereits heller Tag geworden, als von oben her raſcher Hufſchlag ertönte und der Lieutenant mit Belper-Fritz auf ſchweißtriefenden Roſſen angejagt kam. „Aufgeprotzt, Kameraden, rief der Junker ſchon von Weitem mit leuchtendem Geſichte, heute gibt's endlich Arbeit und am erſten Hauptſiege können wir auch noch theilnehmen!“

„Habt Ihr Nachricht, fragte der Hauptmann erwartungsvoll, was iſt vorgefallen da droben?“

„Gute Nachrichten dazu, erwiderte der Lieutenant, unſere Leute, die in Lengnau lagen, haben dem Franzmann einen blutigen guten Tag gewünſcht, dann aber, ſcheinbar der Uebermacht weichend, ſich von der Straße ſeitwärts in's Gebirg zu dem Landſturm geſchlagen. Man will den Feind herabkommen laſſen, um ihn dann von allen Seiten faſſen zu können; drum ſollen auch wir weiter abwärts an den Sägemühlen Stellung nehmen. Das wird ein luſtiger Tanz werden, Kameraden!“

Der Hauptmann blickte fragend auf das Geſicht des Berichterſtatters, deſſen Augen ſo fröhlich leuchteten, als wäre er in der That zu einem Maientanz gerüſtet; Rudolf gab ſich daher den Anſchein, als hätte die Botſchaft ihn ſelbſt von mancher Beſorgniß erlöst und in weniger als einer Viertelſtunde trabte die Batterie in den engen Waldweg, der am Fluſſe abwärts gegen Solothurn führte. „Er glaubt es, dachte der Hauptmann neben dem vor Ungeduld raſtlos treibenden Jüngling herreitend, und

ich will ſeine fröhliche Zuverſicht nicht durch Fragen wankend machen; im Nothfalle werd' ich ja ſelbſt ſehen, was zu thun iſt."

Hinter den Beiden aber ſagte Belper-Fritz leiſe zu dem Wachtmeiſter: „Der Junker hat ganz getreu berichtet, wie es ihm der Oberſt aufgetragen, ich hab' es ſelbſt gehört, doch wurde auch noch Anderes gemunkelt."

„Und was denn?"

„Nu, dir kann ich's wohl ſagen, du haſt keine Angſt und am Ende iſt's nicht einmal gut, ein ſchwarzes Tennthor weiß anzuſtreichen. Die Unſerigen ſollen in Lengnau blutig geſchlagen worden ſein, und was nicht todt oder gefangen iſt, zerſtreut ſich in den Bergen herum. Mir hat Einer geſagt, man ſollte die Oberoffiziere alle von den Pferden ſchießen, daß ſie von Solothurn her keine Hülfe geſchickt und denen weiter oben verboten haben, über die Brücke bei Leußligen zu gehen. Ein paar von den Verſprengten, die über die Aare ſchwimmen konnten, ſollen erzählt haben, als die Kanoniere die erſten Schüſſe abgefeuert, haben ſie die übrigen Patronen mit Sägmehl gefüllt gefunden."

„Mit Sägmehl, ſagſt du?"

„Mach' doch nicht ſo laut — alle brauchen's ja nicht zu hören; aber ſo haben ſie erzählt und die Flüchtigen ſollen auch offen über Verrätherei ſchreien."

Der Wachtmeiſter beſann ſich einen Augenblick, dann ritt er raſch, ohne dem betroffenen Belper-Fritz eine Antwort zu geben, zum Hauptmann an die Spitze des Zuges, und nachdem er eine kurze Weile leiſe mit dieſem geſprochen, galoppirte er davon, daß Funken und kleines Steingeröll wie ein Sprühregen um die Hinterhufe ſeines Roſſes ſtoben.

Als die Batterie nach langwierigem und mühſamem Marſche auf dem engen holprigen Wege wieder aus dem Walde gegen die Sägemühlen herabzog, mußten die Kanoniere unter einem

allgemeinen Ausrufe der Ueberraſchung nach dem jenſeitigen Ufer ſchauen, das bisher ihren Blicken entzogen geweſen.

Während ihres verborgenen Marſches ſchien ſich die Gegend verändert und der Tag erſt jetzt die Menſchen aus dem Schlaf geweckt zu haben. Gerade ihnen gegenüber ſtand an dem ſanften Abhange ein Bataillon, mit der Front thalaufwärts, in Linie aufgeſtellt, deſſen Schützenketten bis an den Fluß herabreichten; die Oberoffiziere, die hinter demſelben zu Pferd hielten, winkten den Herankommenden Grüße über den Fluß entgegen, und des Hauptmanns raſches Auge hatte deutlich geſehen, daß Herr v. Amiel der erſte geweſen, der die Hand zu dieſem unerwarteten Willkomm erhoben; aber eben ſo deutlich erkannte er, wie derjenige, der neben dem Generaladjutanten hielt, unbeweglich blieb und nachdem er einen prüfenden Blick nach der Batterie herüber geworfen, das Pferd wendete, um weiter rückwärts zu reiten. Dort ſtand ein anderes Bataillon in geſchloſſenen Kolonnen, und mehr aufwärts gegen den Berg hinan hatte eine Batterie Poſten gefaßt. In den leeren Zwiſchenraum ritten eben einige Schwadronen rothröckiger Dragoner herein, während ſich zwiſchen den Baſtionen Solothurns hervor Schaaren auf Schaaren in vollem Marſche heranbewegten.

„Hurrah! rief der Junker von Dießbach den von jenſeits Grüßenden den Hut entgegenſchwingend, hab' ich nicht geſagt, wir werden ſie bald in der Klemme haben? Und bei meiner Ehre, ſie rennen wie blinde Dachſe in die Falle; ſeht, dort ziehen die Weißhoſen wahrhaftig ſchon die Straße herab."

Der Hauptmann ging ſchweigend zur Seite nach dem erhöhten Flußrande, um von dort aus die Gegend überſchauend, ſich ſeine Aufgabe auf dem ihm angewieſenen Poſten klar zu machen. Der ſcharfe Nachtwind hatte ſich gelegt und der klare Morgenhimmel ſich mit einem trüben Gewölke überzogen, das wie eine graue Bleidecke an den Abhängen des Jura niederhing.

Am Fuße dieſer Abhänge und faſt bis zu der vom Nebel freigelaſſenen Höhe hinan zogen dichte Schwärme feindlicher Tirailleure, während ſich auf der zwiſchen Fluß und Gebirg durch die Thalſohle gehende Heerſtraße die geſchloſſenen Infanteriekolonnen, mit Reiterſchaaren und Artillerie untermiſcht, heranbewegten. Mochte der Plan der vereinigten Solothurner- und Bernerführer nun ſein welcher er wollte, der erſte Blick auf die fränkiſche Uebermacht konnte klar machen, daß nichts übrig blieb, als nach muthig beſtandenem Kampfe der Rückzug hinter die Schanzen von Solothurn. Von dort aus konnten dann mit Erfolg Angriffsſtöße auf den zwiſchen dem Gebirg und der Aare zuſammengepreßten Feind verſucht werden, wenn ſich raſch genug die Mittel finden ließen, dieſen auf beiden Flanken zu bedrohen und ernſtlich zu beunruhigen.

„Nun gilt es, Kameraden, rief der Hauptmann, zur Batterie zurückkehrend; hoffentlich wird Keiner vergeſſen, was der Schultheiß uns in jener Nacht im Rathhauſe verſprochen hat: es ſind Aller Augen auf uns gerichtet. Unverzagt, wir werden uns ſehen laſſen!“

Die Kanoniere begrüßten dieſe Erinnerung mit freudigem Zurufe, und in wenigen Augenblicken waren die Geſchütze, durch Gebüſch verdeckt, aufgefahren. Noch eine erwartungsvolle Pauſe und mit einem Male erhoben ſich jenſeits über den ganzen Plan tauſendfach ſich kräuſelnde Rauchwolken, aus denen krachende Blitze zuckten.

„Aber um Gotteswillen, Herr Hauptmann, rief der Lieutenant, was ſoll aus uns werden? In dieſer Lage können wir keine Kugel abſenden, ohne unſere eigenen Leute niederzuſchmettern, ſobald ſie vorwärtsrücken.“

„Nur Geduld, Junker, erwiderte Herr Rudolf, aufmerkſam über den Fluß ſchauend, die Reihe wird bald an uns kommen, habt keine Sorge; ſeht Ihr dort?“ — Als der Lieutenant mit

den Blicken der ausgestreckten Degenklinge seines Hauptmanns folgte, sah er, wie die drüben aufgestellten Kanoniere in schreckenvollem Laufe rückwärts eilten und nur wenige versuchten, die Stücke mit fortzuschleppen. „Was soll das geben? rief der Junker zwischen Zorn und Schrecken, die Burschen können ja kaum ein halbes Dutzend Schüsse abgegeben haben!"

„Was es bedeutet, weiß ich auch nicht, erwiderte der Hauptmann ernst; aber seht, da fängt auch das Fußvolk an zu weichen, um uns Platz zu machen." Er erhob sich im Bügel, einen Augenblick scharf hinüberspähend nach einem lichter werdenden Rauchwirbel, um dann mit schallender Stimme ein Kommando zu rufen. Und kaum war das Wort von den Lippen, als zwei Doppelblitze auffuhren und ein krachender Donner die Luft erschütterte.

Die Arbeit hatte begonnen und wurde von den Kanonieren eben so rüstig als kaltblütig fortgeführt. Nach wenigen Ladungen schon hatten die sausenden Kugeln den Rauch über dem jenseitigen Ufer auf einer breiten Strecke weggefegt, und es ließ sich nun wieder deutlich erkennen, was dort in kurzer Zeit vorgegangen. Die rothröckigen Dragoner, die von ferne so trotzig aussahen, jagten zerstreut wie ein aufgescheuchter Gänsezug gegen Solothurn zurück; das Fußvolk wirbelte in regellosen Schwankungen durcheinander wie ein wogendes Aehrenfeld, über dem sich entgegengesetzte Lüfte streiten, und vorwärts auf der Anhöhe standen noch einige Feldstücke, von Mann und Roß verlassen, wie die Trümmer eines zerschellten Schiffes, die der Sturm am Bergsee an das Ufer geworfen. Nur zunächst dem Flusse hielt noch eine festzusammengeschlossene Schaar dunkler Scharfschützen, neben denen der Herr von Holligen zu Pferde saß. Aber in drei großen Kolonnen rückten von der andern Seite auch die Franken heran, von denen sich eben eine starke Truppe ablöste um, im Schnelllaufe voraneilend, die verlassenen Feldstücke in

Empfang zu nehmen. „Halt, Burſche, rief der Hauptmann vom Pferde ſpringend und ſich hinter die erſte Piece ſtellend, da ſoll noch ein Wort geſprochen werden — daß Gott erbarm.“ Seine Stimme zitterte vor Zorn und Wehmuth, aber mit prüfendem Blicke und ſichrer Hand richtete er das Geſchütz, als ob er, an der Staffelei ſtehend, einen feinen Pinſelſtrich zu führen hätte. Die Kanoniere hielten unwillkürlich inne und ſchauten athemlos auf die Schaar, die in wenigen Schritten die Feldſtücke erreicht hatte. Da winkte der Hauptmann, der Schuß erkrachte und drüben ſtob der Haufe auseinander wie ein auf herbſtlichem Saatfelde weidender Rabenſchwarm, in den ein Stein geworfen worden. Ein dunkler Streifen, auf dem ſich's noch einen Augenblick hin und her zu bewegen ſchien, zeigte den Weg, den die Kugel genommen hatte.

Dem Schuſſe ließ die Schützenſchaar jenſeits des Ufers ein lautes Freudengeſchrei nachfolgen und lief noch bevor die zweite Kugel im Laufe war, den Oberſten von Holligen an der Spitze, gegen die Feldſtücke die Anhöhe hinan. „Schnellfeuer nach links“, rief der Hauptmann, indem er ſeinem Geſchütze raſch die bezeichnete Richtung gab, und im Augenblicke war die eine Pauſe ſtill gewordene Batterie wieder in einen toſenden Feuerheerd verwandelt. „Gut gemacht, Hauptmann — Gottesmann, ſchrie der außer der Batterie haltende Lieutenant in das Getöſe hinein, die Franzen kriegen Reſpekt vor Euern Küſſen und machen ſchneller rechtsum, als ich's in meinem Leben geſehen habe; unſere braven Schützen faſſen vor den Feldſtücken drüben Poſten, und bravo — unſer Fußvolk fängt auch wieder an ſeinen Weg zu finden — die Aargauer formiren ihr Feuer wieder und ſcheinen entſchloſſen ihre Stellung zu nehmen — die Emmenthaler bilden eine Sturmkolonne, vielleicht daß ſie mit dem Landſturm, der dort ſeitwärts wie ein in Bewegung gerathener Wald von der Anhöhe herabſtürzt, eine feindliche Kolonne niederzu-

ſchlagen beabſichtigen, und dort — parole d'honneur — dort bringt der General von Büren die flüchtigen Dragoner in eigener Perſon zurück — bei meiner Treu, ſie ſtürmen heran, als hätte die adelige Zucht ihrer Roſſe noch nie einen Pflug in holpriger Furche geſehen. Ach, rief er den Säbel ſchwingend, könnt' ich jetzt da drüben ſein; aber hopp — was iſt das, da fängt es glaub ich an Baumäſte zu regnen!"

Dieſe Bemerkung war durch ein ſchwirrendes Krachen veranlaßt worden, das über den Lieutenant weg durch eine Tanne gefahren und mehrere ihrer Aeſte herabgeworfen hatte. Der Hauptmann trat von ſeinem Geſchütze auf den Flußrand und rief fröhlich: „Um ſo beſſer, wenn uns die Herren einen neuen Zielpunkt geben, mit dem bisherigen hätten wir beim Vorrücken unſerer Leute doch nicht viel mehr anfangen können." Er kam eben ſo gelaſſen in die Batterie zurück, als hätte er gedankenlos nach dem Stande der Sonne geſehen und das toſende Praſſeln, das die Kanoniere mit herabſtürzenden Zweigen und Splittern überſchüttete, ſei nur ein vorüberſtreifender Sprühregen: „Ein übermüthig verwegenes Volk, ſagte er zum Lieutenant, mit der Hand nach einigen Kanonen deutend, die weiter aufwärts am jenſeitigen Ufer ihr Feuer eröffnet; beim Himmel — nicht einmal Blinden möcht' ich meine Zwölfpfünder ſo ſchutz- und wehrlos preisgeben." Als ſich der Hauptmann wieder hinter ſein Geſchütz geſtellt, wurde es von Schuß zu Schuß ruhiger in den Bäumen und bald ſtand ihr Gezweige ſo ſtill, als wär' es noch nie von einem Sturme bewegt worden, oder als ob es über die niedergeſunkenen Wipfel und zerſplitterten Stämme trauern müßte.

Auch in der Batterie wurde es wieder ſtill. Durch ihr wirkſames Feuer unfähig gemacht dem vereinigten Anprallе der Bataillone und des Landſturmes Stand zu halten, hatten die feindlichen Reihen in fluchtähnlicher Eile den Rückzug angetreten

und waren außer Schußweite gekommen, ſo daß der Junker bereits anfing, die anbefohlene Aufſtellung zu verwünſchen, die kein weiteres Vorgehen am Fluße aufwärts erlaubte. Da wies der Hauptmann mit einem Ausrufe des Erſtaunens auf das Kampffeld hinüber. Dort hatten die heimathlichen Banner, die eben noch in zuverſichtlichem Siegeslauf vorangeweht, plötzlich Halt gemacht, ohne daß von feindlicher Seite ein erneuter Widerſtand verſucht worden wäre und die Truppen ſelbſt begannen in fluthende Bewegung zu gerathen, die ſich nur zu bald nach allen Seiten hin in wilde regelloſe Flucht ergoß. Die Dragoner ſtoben wieder die Erſten im hellen Galoppe die Straße abwärts, der Landſturm floh, wie eine Heerde gehetzter Schafe den buſchbedeckten Bergabhängen zu und von dem übrigen Fußvolke ſah man ganze Schaaren Gewehr und Torniſter wegwerfen, um ungehinderter davonlaufen zu können. Da und dort ſtellte ſich einzelnen Haufen ein Offizier entgegen, der ſie mit blankem Degen zum Standhalten nöthigen wollte; aber ſtatt des Gehorſams ward ihm ein wüthendes Geheul zur Antwort und einen Augenblick ſpäter war er von dem Strudel mit fortgeriſſen oder in demſelben untergegangen. Selbſt die Schützen drüben an der Anhöhe, die bisher von ihrem Poſten aus ein wohlgezieltes Feuer unterhalten, fingen an ſtutzig zu werden, zuerſt einzeln, bald in ganzen Trupps nach der Heerſtraße herabzurennen und in wenigen Minuten ſtand der Herr von Holligen ſeelenallein bei den auf's Neue preisgegebenen Feldſtücken. Einen Augenblick blieb er unſchlüſſig an ſein Pferd gelehnt, dann ſtieg er langſam in den Sattel, ohne ſich von der Stelle zu regen, als wollt' er den flüchtigen Schwärmen, weithin über das Feld ſichtbar, zum Sammelpunkte dienen oder alle Blicke des Feindes auf ſich ſelber ziehen, um ſie von der ſchmachvollen Flucht abzulenken. Sprachlos vor Ueberraſchung hatten die Kanoniere dieſen Vorgängen zugeſchaut, bis der Junker ausrief: „Iſt das alles

Wahrheit, was ich da ſehe, oder ein hölliſches Gaukelſpiel? Beim Himmel, es muß das letztere ſein!"

„Wenn ein Räthſel das andere löſen könnte, antwortete der Hauptmann, indem er mit ſeinem Degen nach der Stadt hinwies, ſo läge die Erklärung dort auf den Thürmen; aber es geht mir wie Euch, Junker, auch mir ſcheint was ſich dort zeigt, ein verderbliches Trugbild zu ſein." Als ſich die Blicke hinabwandten, erhob ſich ein dumpfes Gemurmel in der Batterie, das bald in laute Ausrufe des Unwillens und der Verwünſchung überging. Von dem weitſchauenden Thurme der St. Urs-Kathedrale flaggte von rieſiger Größe eine weiße Fahne in das Land hinaus und auf allen Baſtionen und Mauerthürmen wurden Wimpel von gleicher Farbe aufgezogen. Solothurn mußte kapitulirt haben.

Die Franzoſen, die offenbar von der unerwarteten Wendung der Dinge ſelbſt überraſcht eine Weile Halt gemacht hatten, begannen nun wieder vorzurücken, jedoch keineswegs in der Meinung die Flüchtigen ſich ungeſtört in die Berge verlaufen oder hinter die Stadt zurückziehen zu laſſen. Die raſch heranziehenden Tirailleure feuerten, ſobald ſie einen Feind in dem Bereich ihrer Büchſen glaubten, und die Huſaren brachen da und dort mit lautem Geſchrei gegen einen langſamer abziehenden Haufen hervor. „Friſch dran, Kameraden, rief der Hauptmann mit zorngeröthetem Geſichte, ſo lange uns noch eine Patrone bleibt, und der alte Herr drüben auf der Anhöhe ſteht, ſollen auch uns die weißen Stadtlappen wenig kümmern." Aber wie ſich bei dieſen Worten wieder alle Blicke nach dem Herrn von Holligen richteten, bäumte ſich deſſen Pferd plötzlich empor und ſtürzte mit dem kraftlos herabſinkenden Reiter zur Erde nieder. „Nun gilt es deinen Vater zu retten, Adelaide," murmelte Herr Rudolf an ſein Geſchütz ſpringend, und im Augenblick verſchlang ein donnernder Knall den Beileidsruf, der ſich beim Sturze des

Oberſten erhoben hatte. Die Kugel fuhr durch eine auf der Straße herſprengende Huſarenſchwadron, die vor dem vernichtenden Geſchoſſe wie eine Handvoll ausgeſtreuter Körner auseinander ſtob. Auch die übrigen Geſchütze fanden ihr richtiges Ziel und der Anmarſch der Feinde war wie ein vom Felſenſturze gehemmter Strom plötzlich wieder aufgeſtaut; aber dießmal kannten dieſe den Gegner, mit dem ſie es zu thun hatten und in kurzer Zeit wimmelte das jenſeitige Ufer von einem Jägerſchwarm, der aus der Erde hervorzukriechen und nach abgegebenem Feuer wieder in dieſelbe zu verſinken ſchien. Jetzt krachten die Gebüſche nicht und warfen keine Aeſte auf die Kanoniere herab; neben dem Toſen der Batterie wurde dem Ohre nicht einmal vernehmlich, welch heimliches Ziſchen durch die Zweige ging; aber bald hörte Dieſer und Jener ſeinen Kameraden einen leiſen Schrei ausſtoßen und ſah wie er todtenbleich ſich zurücklehnte oder lautlos wie von plötzlicher Schlaftrunkenheit ergriffen zu Boden ſank. „Iſt denn Keiner von euch da drüben, ſchrie der Hauptmann bei dieſem Anblick mit einer Stimme, die das donnernde Krachen übertönen wollte, wagt es von Tauſenden Keiner, den alten verwundeten Mann dort aus der Hand der Feinde zu retten? Gottes Wunder, ſo wär es auch kein Unrecht, euch die ganze Verfolgermeute ungehindert auf den Nacken kommen zu laſſen.“ Er mußte ſein Geſchütz von Neuem richten, wobei ihm ſchon kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als die Kugel den Abhang der Anhöhe, auf welcher der Oberſt lag, ſtreifen zu laſſen, um die herandringenden Tirailleure durch die aufgewühlte Erde abzuſchrecken; da rief der Lieutenant: „Es kommt Einer — ach, daß ich ihm helfen könnte — der Himmel ſei mit dem Braven!“ — Und wirklich brach drüben aus den wirren Knäueln der Flüchtigen ein Reiter hervor, der in raſendem Galoppe die Anhöhe hinanjagte. Die feindlichen Jäger, die von den Kugeln des Hauptmanns abgehalten wurden, von der andern Seite

näher heranzubringen, ſchickten anfänglich dem Kühnen ein lebhaftes Feuer entgegen und ein kleiner Trupp rannte weiter aufwärts gegen den Berg, um auf einem Umwege das Ziel zu erreichen; aber der Reiter hatte unbeirrt von den Kugeln, die ihn umſchwirren mußten, die Anhöhe erreicht, und als die Feinde ſahen, wie er droben vom Sattel geſprungen, den Verwundeten mit gewaltigen Armen auf das Pferd hob und ſich dann ſelbſt nachſchwang, da kam auch über ihre Herzen die Achtung, die Tapfere dem Tapfern zollen und unter lautem Geſchrei und Hüteſchwingen gaben ſie zu erkennen, daß derjenige, der den Tod in ihrem Angeſichte verachtet, vor ihnen ſicher ſein ſolle. Als der Hauptmann dieß bemerkte, ſtellte er ſein Feuer ebenfalls ein, und nun trat einer jener erhebenden Momente ein, mit denen ſich der edlere Menſchenſinn mitten im Schlachtgewühle ehrt, da der Reiter unter dem ſchweigenden Zuſchauen beider Gegner ſorgſam mit ſeiner Laſt die Anhöhe herabzureiten ſich anſchickte. Kaum aber hatte er ſich gewendet, brach durch die ganze Batterie ein ſo erſchütternder Freudenruf, als wäre augenblicklich jedes Herz von dem Leid erlöst, das es eben noch empfunden hatte. Der Brave, der dort den Verwundeten im Arme trug, war keiner der kriegsgewohnten ritterlichen Freunde des Schloßherrn von Holligen, der ſich für ihn in den Tod gewagt, es war nur ſein beſcheidener Lehensmann, der Sohn der Müllerswitte am Schloßbache.

Zwanzigſtes Capitel.

Die Hochwachten, die in der nächtlichen Morgenfrühe vom Jura und dem Bucheggberge den Himmel geröthet, hatten ihre Botſchaft ſchnell genug durch das ganze Land, bis in die entlegenſte Alpenhütte hinaufgetragen. Der letzte Nachhall der Alarmſchüſſe von den Baſtionen Solothurns mochte in den Klüften des Weißenſteins kaum gänzlich verſtummt ſein, als das Wächterhorn vom Münſterthurme in Bern die Stadt aus ihrem Schlafe ſchreckte. Alles eilte auf die Thürme oder durch die Thore nach den Schanzen, um die fernen Flammenboten zu ſchauen und in ihrem Anblicke Troſt oder neuen Schrecken zu ſuchen; aber wie manches Auge auch mit banger Frage an ihnen hing, ſie gaben in ihrem bald hellern, bald dunkleren Scheine nur zur ſtummen Antwort, was das Herz ſelbſt fürchten, hoffen oder wünſchen mochte. Und wie nun einmal das Menſchenherz gerade in ſeiner ſchwerſten Bangniß am eifrigſten nach einem Troſte ſucht, ſo ging ſchon bei Tagesanbruch von Mund zu Mund die Kunde, die Franzoſen ſeien unten her Biel blutig auf's Haupt geſchlagen worden; was ſich nicht durch die Flucht hinter den Jura gerettet, liege in Feld und Wieſe um Lengnau erſchoſſen, von den Hallbarden und Senſen des Landſturms bis in die einſamſten Bergpfade hinauf niedergeſchmettert oder treibe, den Fiſchen zur Beute, die Aare hinab. Sogar der franzöſiſche Obergeneral Schauenburg werde den Schweizern keinen Schaden

mehr thun, da die Kugel eines Oberländer Scharfſchützen in der mondhellen Nacht den Weg zu ſeinem Herzen gefunden habe.

So tröſtete ſich die patriotiſche Hoffnung in ihrer Angſt wie das Kind, das vor einem nahenden Schreckbilde mit den Händen die Augen verdeckt; aber als gegen Mittag ſchweißtriefende Couriere durch die Thore hereingejagt kamen, denen bald einzelne zerſprengte Flüchtlinge folgten, da war der Angſt und des Zornes kein Ende mehr über die Berichte, die unſägliche Verwirrung verbreiteten. Verworrene Bruchſtücke dieſer Unglücksbotſchaften, von verlornen Kämpfen und dem Uebergange Solothurns waren im Laufe des Nachmittages auch nach Schloß Holligen gedrungen. Wer ſie dahin gebracht, wäre kaum zu ſagen geweſen, es war, als ob der Wind ſie durch die kahlen Bäume herangeweht oder der Mauerfalke vom Thurmdache herabgekrächzt habe; denn zu dieſer Zeit kamen wenige Menſchen in das einſame Schloß, wenn es nicht etwa ein Bettler war, der am verſchloſſenen Hofthore klopfte; und nicht einmal ein ſolcher war heute da geweſen.

Einſam und traurig war es ſeit Langem geworden in den weiten Mauern. Der gnädige Herr war ſammt dem Reitknechte, dem Gärtner und den Uebrigen in den Krieg gezogen und das Fräulein — daß Gott erbarm; der alte Ulrich mußte jedesmal mit der Hand über die Augen fahren, wenn der Name genannt wurde, oder wenn er nur an der verſchloſſenen Thüre ihres Gemaches vorüberging; ſie war verſchwunden, wie ein erquickender Stern hinter dem Walde verſchwindet, um noch mit ſeinem verglimmenden Scheine die Sehnſucht auf unbekannte Bahnen nachzulocken. — So war der Alte mit ſeiner Elsbeth allein zurück geblieben, die, von einer armen Anverwandten unterſtützt, die Küche und das übrige Hausweſen beſorgte. Wenn er in ſein bekümmertes Sinnen verloren über den ſtillen Hof ſchlich, ohne zu wiſſen, was er wollte, ging er manchmal unwillkürlich nach

der Stallthüre hinüber, um das Ohr wenigſtens an einem kräftigen Laute, an dem muthigen Stampfen der Pferde zu erfreuen; aber drinnen war es ebenfalls ſtille, die Roſſe waren ja auch in den Krieg gezogen. „Es geht zu Ende — es iſt vorbei,“ ſagte der Alte leiſe und erſchrack dann wieder über das eigene Wort, als hätte er eine unheilvolle Prophezeiung ausgeſprochen. Am liebſten war dem Einſamen noch die Abendſtunde. Die Nacht plagte ihn mit Schlafloſigkeit oder unheilvollen Träumen, der Morgen weckte ihn zu einem müßigen Tage, der doch nur neues Unheil bringen konnte; aber am Abend kam der Verwalter herüber, deſſen Wohnung außer den Hofmauern lag, um bei einem Glaſe Wein über die ſchweren Zeitläufte zu reden und den eigenen Kummer in der Betrachtung der allgemeinen Noth zu vergeſſen. Sehnlicher als irgend einmal hatte der alte Kammerdiener drum auch heute den ganzen Nachmittag den Abend herbeigewünſcht, um vielleicht doch von dem Verwalter ein tröſtendes, aufrichtendes Wort aus den Unglücksbotſchaften zu hören oder wenigſtens gemeinſam die langſam ſchleichenden Stunden verbringen zu können; aber als der Erwartete endlich ſpäter als gewöhnlich erſchien, lief ihm der Alte mit freudeſtrahlendem Geſichte entgegen, legte den Finger auf den Mund und flüſterte: „Still, ſtill, vor dem Böſen das Gute — das Fräulein, das liebe gnädige Fräulein iſt wieder da. Dem allgütigen Himmel ſei gedankt — ſie will Euch morgen begrüßen und ſich jetzt zur Ruhe legen. Sie iſt müde und wollte nur wiſſen, ob wir vom gnädigen Herrn keine Nachrichten haben. Gott gebe, daß er wohlbehalten ſei.“ —

Das war nun freilich richtig, Adelaide hatte dem alten Diener, der in ſeiner ungemeſſenen Herzensfreude über ihre unerwartete Ankunft ſogleich auch den Verwalter zur Begrüßung hatte herbeiholen wollen, geſagt, ſie wünſche dieſen erſt Morgen zu ſehen; aber zur Ruhe gedachte ſie gleichwohl noch nicht zu gehen.

Sie ging wie in Andacht verloren im Gemache umher, nach jedem Winkelchen, nach jedem Stuhle und Tiſchchen ſchauend, als wollte ſie ſchmerzlich verlorne Bekannte wieder begrüßen und als könnte ſie von dem unbedeutendſten Gegenſtande eine lange heimliche Geſchichte ſeiner Leiden und Freuden erzählen hören. Und ſie hörte ja auch unzählige Geſchichten flüſtern, die bald mit traulichem Geplauder, bald mit ſchmerzlicher Klage an ihr Ohr drangen.

In dem ganzen Gemache war keine Schleife, kein Schemelchen verrückt, nur die Bilder an der Wand ſchienen ihre Augen verwundert aufzuſchlagen, als wollten ſie fragen, wie kommſt du her und wo biſt du geweſen die Zeit? — „That ich unrecht, ſagte ſie vor dem Bildniſſe des Vaters ſtehen bleibend, das ernſt und kummervoll auf ſie herabzublicken ſchien, hab' ich geſündigt an dir, du armes, geliebtes Haupt, daß ich dieſe Stätte verließ und neues Leid dir auf das alte häufte? Schau mich nicht ſo ſtrafend an und kannſt du mein Herz nicht begreifen, ſo frage dieſe da, die mit dem Auge des ewigen Lichtes in meine Seele ſchaut." Sie deutete mit dem Finger auf das Bildniß der todten Mutter, deren Züge von dem Dufte verſöhnender Milde und Liebe überhaucht waren; „frage dieſe, fuhr ſie fort, und ſie wird dir erzählen, daß ich nie aufgehört habe, dich zu lieben und dein Kind zu ſein. Sieh, ich kehre ja in dem Augenblicke zurück, da der böſe Zauber gebrochen iſt, der ſich zwiſchen mich und dich gedrängt und dir das Vaterauge mit dem Blendwerke des Böſen getrübt hatte. Und kannſt du mir immer noch nicht verzeihen, was zu thun ich nicht laſſen konnte, ſo lege auch, was ich gelitten habe, in meine Waagſchaale — ich habe viel gelitten, Vater. Ja viel gelitten, wiederholte ſie leiſe, indem ſie ſich langſam abwendete und ſaß an einem Marmortiſchchen nieder, und es kommt mir manchmal vor, das Leid habe ſchon das Mark meines Lebens aufgezehrt und ich ſei nur noch ein dürrer Stamm,

dem die blüthetragenden Aeſte abgehauen. Und Vieles hab ich ja auch verloren, was in Lieb und Treue mir angehörte; oder iſt nicht unſer armer Vetter am Abend jener Unglücksnacht noch auf dieſer Stelle geſeſſen, auf der ich jetzt ſitze, mit beſſern Sinnen und Gedanken in ſeinem Herzen, als daſſelbe ſonſt lange her gehegt haben mochte?“

Es ging ein kalter Schauer über ihre Glieder, als mit einem Male all die Bilder wieder vor ihre Seele traten, die der Name des todten Junkers heraufbeſchwor; aber mit der ſchmerzlichen Wonne, die der Erinnerung an vergangenes Leid innewohnt und wohl zur ſtillen Rechtfertigung ihrer Gefühle und Handlungsweiſe hielt ſie dieſe Bilder feſt, um den alten Schmerz — ach, zum wievielten Male — neu aufzuwecken.

Sie dachte und ſann, wie ſich in jener Nacht dem Glücke über die Befreiung des geliebten Verfolgten, ſo ſchnell der Jammer beigeſellt und die kaum wieder aufkeimende Hoffnung auf's Neue geknickt hatte. Als ſie damals vom Rathhauſe mit dem Junker heimkehrte, hatte ſie wohl bemerkt, wie ihnen ſchon vom Kreuzwege an bei der großen Linde eine Geſtalt nachſchleiche, die ſich vorſichtig von Baum zu Baum zu verſtecken ſuchte; Adelaide ängſtigte ſich, ſie möchte in ihrer Verkleidung erkannt werden und der heimliche Lauſcher ſei wohl gar von ihrem Vater beſtellt; auch der Junker war unruhig, trotz des Troſtes, den er ihr zuzuſprechen ſich bemühte, ſo daß ſie mit eiligen Schritten die Allee erreichten. Aber da, gerade am Hofthore, ſahen ſie wieder deutlich, wie zwei Geſtalten, die dem Anrufe des Junkers keine Antwort gaben, in das Buſchwerk verſchwanden. Er begleitete ſie bis zum Seitenpförtchen, das vom Garten in's Schloß führte und ſuchte ihre Angſt noch beim Abſchiede zu beſchwichtigen, indem er ihr verſprach, den Burſchen nachzuſpüren und wenn ſie wirklich die Abſicht gehabt, ihren nächtlichen Gang auszukundſchaften, ſie durch irgend ein Vorgeben auf falſche

Fährte zu leiten. Adelaide hatte indeſſen ihr Gemach noch nicht lange erreicht, als ſie nah unter ihren Fenſtern die Stimme des Junkers rufen hörte: „Ei, Schurken, die ihr ſeid, was wollt Ihr da mit Strickleitern;“ trotz ihres Schreckens öffnete ſie das Fenſter und ſah ihn durch die Dunkelheit an der Mauer herablaufen, als verfolge er Jemanden und ſchon entfernt hörte ſie ihn nochmals rufen: „Steht mir, Herr v. Amiel — Ihr ſeid es — ich kenne Euch.“ Darauf ward es ſtille; aber nach einer halben Stunde wurde der Junker als Leiche in den Schloßhof hereingetragen.

Adelaide erhob ſich bei dieſer Erinnerung, um unruhig das Gemach auf- und niederzugehen; ſie ſah das im Tode faſt ſchöner gewordene Antlitz des Junkers, über das die vom Luftzuge bewegten Lichter wechſelnde Schatten warfen, als fange es ſich wieder zu bewegen an; ſie ſah die ſtarre Hand am Piſtolengriffe, die ihr kaum vorher noch mit ſo warmem Drucke einen glücklichen Traum gewünſcht, und ſie fühlte auf's Neue den zuckenden Schmerz, der ihr beim Anblicke des blutigen Mantels durch die Seele gegangen. Sie drückte beide Hände gegen das Herz und blickte wieder zum Bilde des Vaters empor. „Weißt du noch, ſprach ſie das Bildniß an, weißt du noch, was du mir ſagteſt, als ich in meinem namenloſen Jammer geſtand, was ich für den ſchuldlos Eingekerkerten gethan, aber auch meine Ueberzeugung ausſprach, daß der Marquis um den Mord an unſerm Vetter wiſſe? — Du weißt es vielleicht nicht mehr und ich will es vergeſſen — es waren Worte wilden Zornes und Haſſes, die du jetzt bereuen wirſt, da derjenige, den ich anklagte, als Verräther bei den Feinden ſteht; aber als du ſchwureſt, meine Hand in diejenige zu legen, an der ich das Blut unſeres Verwandten kleben ſah, als du deine Hand ſelbſt erhobeſt gegen mich, dein Kind — — da griff ich in meiner ſchwerſten Noth nach einer andern Hand, die ſich mir hülfreich entgegenbot. Du kannſt mir

nicht mehr zürnen, Vater. Das Schickſal hat ſchwer auf uns Beiden gelegen; möge dir der Himmel dafür noch um ſo frohere Tage ſchenken."

Es drangen große Thränen in ihre Augen, durch deren verſchwimmenden Glanz ſich die Züge des väterlichen Bildes in den Ausdruck milder Trauer aufzulöſen ſchienen; es war, als ob ſich der ſtolze Blick verdunkle, das Haupt wehmüthig ſich zur Seite neige und um die Lippen ein tiefes Weh ſein leiſes Zucken lege, während die Farbe der Geſundheit auf den Wangen erblich und ſich in leichenhafte Schatten verwandelte. Adelaide erſchrack und ſtrich mit der Hand über die Augen, um das Bild von Neuem anzuſchauen; aber obwohl es nun wieder in ſeiner früheren Kraft und Klarheit dem Blicke entgegentrat, blieb doch ein dumpfes Bangen in ihrem Herzen zurück und mit leiſem Zittern ſagte ſie vor ſich hin: „Aber wie, wenn ihm in dieſer Zeit das Menſchliche widerführe, wenn ich ihn nicht mehr ſehen könnte — iſt es auch gewiß, daß er nicht ſchon heute im Kampfe geweſen? Wär' es nicht möglich, daß er von einem Tag zum andern das Hauptquartier verlaſſen und ſich an den Ort der drohendſten Gefahr begeben hätte? — Ach, was bin ich für ein thörichtes Kind, das ſchwere Heut über einem ſchöner geträumten Morgen vergeſſen zu wollen!"

Nach kurzem Beſinnen ergriff ſie das ſilberne Glöcklein, das auf dem Tiſche ſtand, und kaum hatte ſein heller Ton angeklungen, als auch ſchon die eiligen Schritte des alten Ulrich durch den Gang hörbar wurden: „Ach, ach, rief er noch unter der Thüre, das gnädige Fräulein iſt noch nicht zur Ruhe gegangen — hätt' ich das gewußt!"

„Und dann, guter Ulrich?"

„Dann hätt' ich mir erlaubt, ſchon früher heraufzukommen; der Bruder des Verwalters — er iſt bei den Dragonern, gnädiges Fräulein — hat geſtern unſern gnädigen Herrn in Hofwyl

und Jegistorf gesehen; ganz wohlauf, Fräulein. Er war dort wie immer mit dem Obergeneral v. Erlach und konnte also heute nicht bei Solothurn sein."

„Ist der Verwalter auch der Meinung?"

„Ei gewiß, gnädiges Fräulein; der General ist mit seinem ganzen Begleite im Schloß Jegistorf übernachtet."

„Dem Himmel sei Dank, sagte Adelaide erleichtert; es wurde mir schon gesagt, der Vater könne heute nicht in der Nähe des Kampfes gewesen sein; aber mit einem Male ist's mir wieder so bange geworden, Ulrich!"

„Es ist mir selbst so gegangen den ganzen Tag, so lange ich nichts Genaueres wußte, erwiderte der Alte; aber der Verwalter hat auch noch gar kuriose Berichte aus der Stadt gebracht, und sie müssen wahr sein, er hat sie von einem reitenden Boten, der vom General v. Büren an unsre gnädigen Herrn geschickt wurde, selbst gehört."

„Erzähle, Ulrich; vom Vater wußte der nichts?"

„Nein, nichts vom gnädigen Herrn, erwiderte der Alte zögernd, aber was wird er sagen dazu — ich kann's noch immer nicht glauben von Einem, der so oft in unserm Hause gewesen — die Schlechtigkeit!" —

„Daß der Marquis zu den Franzosen übergegangen ist, meinst du vielleicht? sagte Adelaide, die ein Lächeln über den verlegenen Zorn Ulrichs nicht unterdrücken konnte; ja freilich, das wird dem Vater schwer und unerwartet gekommen sein!" —

„Ihr wißt das schon?" fragte der Kammerdiener überrascht, und also wohl auch, daß der — der — Mann am ganzen Unglück schuld ist?"

„Der Schurke? wolltest du sagen, Ulrich, entgegnete Adelaide mit dem Ausdrucke des Zornes und der Verachtung, sprich dich nur aus, wie es dir um's Herz ist, ohne Rücksicht auf die Gastlichkeit unseres Hauses; ich weiß nur noch, daß er mancher-

lei wichtige Papiere mit ſich genommen, abgeſehen davon, daß er ſonſt in mehr Geheimniſſe eingeweiht war, als gut ſein wird."

„Und daß er den Kanonieren während der Nacht verfälſchte Munition geſchickt, nur wenige Patronen mit Pulver, die übrigen mit Sägmehl gefüllt!"

„Was du nicht ſagſt, rief Adelaide, war die Kompagnie König auch dabei?"

„Ja, dem Himmel ſei gedankt, wär' die nicht geweſen, ſo wäre noch Alles gefangen oder niedergemacht worden. Dem vorſichtigen Hauptmanne gegenüber hatte er den Fälſchungsverſuch doch nicht gewagt! Aber denkt nur, als der Schurke, wie Ihr ſagtet, ſah, daß unſere Leute mit Hülfe dieſer braven Kanoniere wieder die Oberhand gewinnen möchten, ritt er nach Solothurn hinein, gab vor, er komme im Auftrage des Generals v. Büren, welcher der Stadt zur Kapitulation rathe, um ſie vor Brand und Plünderung zu bewahren. So ſteckten ſie dann die weiße Fahne aus, und als unſere Leute das ſahen, hielten ſie ſich von allen Seiten für verkauft und verrathen und ſuchten ſich zu retten, Jeder wie er konnte."

„Sollte das Alles auch wahr ſein, rief Adelaide, ein Einziger wär' all das zu thun im Stande geweſen!"

„So hat der Verwalter erzählt und noch viel mehr, erwiderte der Alte nickend, ich weiß gar nicht, wie es heute in meinem Kopfe ausſieht; er wird's Euch morgen ſelbſt berichten."

„Sorge dafür, daß ich mit dem früheſten einen Boten bekomme, ich will an den Vater ſchreiben. Und nun geh' zur Ruh, Ulrich, wir müſſen uns drein fügen, was der Himmel ſchickt." —

„O Vorurtheil und Verblendung, ſagte Adelaide laut, als der Alte gegangen war, welch furchtbare Strafe hättet ihr gefunden, wenn ſich all das erwahren ſollte; aber wo das Wort guter Menſchen nicht mehr gehört wird, muß der Himmel ſeine

ſtrengen Gerichte ſchicken. Armer, armer Vater, ich fürchte, du wirſt es nicht ertragen — möge dir der Allgütige Kraft verleihen!“

Sie ſetzte ſich zum Schreiben nieder; aber die Hand zitterte und ihre Gedanken wogten durcheinander wie ſturmgejagtes Nachtgewölke; es frommte ihr nicht einmal, daß ein klarer Stern über dieſen Wolken ſtand und tröſtend nach ihr niederſchaute; denn ach, es wälzten ſich immer dunklere Schatten vor ſein Licht und drohten ihn dem Auge ganz zu verhüllen. Sie erhob ſich, um die heiße Stirne an der Nachtluft zu kühlen und blieb horchend am Fenſter ſtehen, als ſie raſche Schritte gegen das Hofthor herannahen hörte. „Trügt mich das Ohr nicht, ſagte ſie leiſe, ſo iſt das meine Stütze und mein Stab — die Müllerin; aber was ſollte die noch wollen zu dieſer Zeit?“

Das Pförtchen klinkte und die Schritte nahten ſich über den Hof gerade gegen ihre Fenſter heran. „Seid Ihr noch wach, gnädiges Fräulein; rief eine ängſtliche Stimme von unten herauf; ich muß Euch noch was ſagen — mein Chriſti iſt heimgekommen.“

„Euer Chriſtian! Um Gotteswillen — ich hör's Euch an, es iſt ein Unglück begegnet.“

„Erſchreckt nicht, Fräulein, entgegnete die Müllerin, es iſt wohl auch ein Glück dabei — ich ſeh' ſchon die Hand einer gütigen Vorſehung darin, daß Ihr da ſeid. Ich bitt' Euch, kommt herunter auf einen Augenblick.“

Der alte Ulrich, der die Stimme ebenfalls gehört, erſchien mit einem Lichte auf dem Hofe und fragte, wer hereingekommen ſei. — „Nur ich bin's Ulrich, flüſterte die Müllerin ihm entgegentretend; ſage der Elsbeth, ſie ſoll noch ſchnell Feuer machen im Schlafzimmer des gnädigen Herrn.“

„Er kommt? rief der Alte, noch dieſe Nacht?“

„Still, still, erwiderte die Müllerin; er wird im Augenblicke da sein.“ —

Als Adelaide mit angstvollem Gesichte auf den Hof trat, nahte sich dem Thore ein kleiner Wagen, dessen Pferd der Wachtmeister sorgsam an der Halfter führte; zur Seite ritt der junge Lieutenant von Dießbach, der, sobald er das Fräulein erblickte, vom Sattel sprang und ihr entgegenlief.

„Dem Himmel sei gedankt, daß du wieder da bist, liebe Cousine, rief er; nun bin ich ganz beruhigt und es ist durchaus keine Gefahr vorhanden. Ich habe die Wunde erst noch in der Stadt von Euerm alten Doktor untersuchen lassen — er wird im Augenblicke selbst da sein. Still, still — erschrick nicht; es ist nur augenblickliche Erschöpfung, wenn er bewußtlos liegt.“

Adelaide war während dieser Worte an das Wägelchen gestürzt und drückte, nachdem sie die Decke zurückgezogen, mit dem Jammerrufe „mein Vater, mein armer Vater“, das Gesicht auf eine kalt herabhängende Hand, über die noch unverwischte Blutspuren dahinliefen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Hahn hatte sich noch nicht geregt und noch stand der spät aufgegangene Mond über dem Walde, als der Wachtmeister mit dem Wägelein, auf dem er seinen verwundeten Lehensherrn heimgebracht, schon wieder von der Mühle nach der Freiburgerstraße hinauffuhr; aber er ließ das Pferd seinen langsamen

Schritt gehen und als er an die Biegung des Weges kam, die vom Bache weg nach der Straße lenkt, mußte er faſt wider Willen zurückblicken. Es war nicht die Bangigkeit eines Scheidens in ihm, die an einer Wiederkehr verzweifelt, und doch war ſein Herz ſo voll, daß er hätte weinen mögen — nicht vor Leid und Schmerz, nein, es war ein ſeltſam wehmüthiges Hochgefühl, das ſeine Bruſt erfüllte. Zum Abſchiede hatte die Mutter beide Arme um ſeinen Hals gelegt und ihn unter Thränen auf Mund und Wange geküßt; Chriſten erinnerte ſich nicht, daß er von ihr je einen Kuß empfangen, ſeit er die erſten Höslein getragen; das war bei all ihrer warmen Mutterliebe nicht ihre Sache und ſie ſprach es gelegentlich ſelbſt aus, es paſſe nicht für einfache Bauersleute. Auch weinen hatte er ſie ſeit dem Tode des Vaters nie geſehen; drum wußte er, daß es auch jetzt nicht Thränen der Furcht und Trauer geweſen, die ſie vergoſſen; hatte ſie ja doch dabei geſagt: „Halte dich brav, Chriſti, wie du angefangen haſt, und wenn du einem armen Manne thun kannſt, was du unſerm gnädigen Herrn gethan, ſo fürcht' dich nicht; ſterben müſſen wir alle einmal und jung geſtorben iſt wohl geſtorben." Der Wachtmeiſter wiederholte ſich dieſe Worte leiſe und ſagte dann laut: „Eine rechte Mutter hab' ich, das iſt wahr, und was die für das arme Fräulein gethan, iſt mein' ich noch etwas Anderes, als wenn unſereins mit ein paar Weißhoſen anbindet. Bei meiner Treu, ſie hat ſich wacker gehalten — der Hauptmann wird es auch ſagen." Er ſtellte ſich bei dieſen Gedanken in Poſitur, als hätt' er ſogleich einen tüchtigen Rapport abzuſtatten, warf noch einen Blick nach dem Schloſſe hinüber, aus dem ein einſames Licht ſchimmerte und begann dann wieder langſam am Bache aufwärts hinzufahren.

Als er gegen die Stelle kam, wo der Weg von der Mühle in die Straße einlenkt, wurde er aus ſeinem Sinnen über den Junker von Dießbach, der da ſeinen Tod gefunden,

durch raſchen Hufſchlag geſtört, der von der Stadt her erklang, und bald ſah er im Mondſchein den Reiter im vollem Galoppe zwiſchen den Bäumen anſprengen. Er hielt wieder an, um dem Eilenden nicht mit ſeinem Fuhrwerke den Paß zu verſperren, indem er weiter rückwärts neues Pferdegetrappel zu hören vermeinte; aber plötzlich ſtutzte das Thier des Reiters mitten im Laufe, ſuchte links und rechts auszuweichen, als läge ihm auf der Straße ein Hinderniß im Wege, ſetzte dem ſcharfen Sporrendrucke folgend wieder an, bäumte ſich bolzgerade empor und ſtürzte mit ſammt dem Reiter unter ängſtlichem Gewieher zur Erde nieder. „Da mag's ſchlimm gegangen ſein," dachte der Wachtmeiſter, indem er voller Theilnahme zur Hülfe herbeieilte; aber faſt wollte er's bereuen, als er, zur Stelle gekommen, den Mann erkannte, dem der Unfall begegnet war.

Bloß an den Geſichtszügen hätte er ihn übrigens ſchwerlich ſo ſchnell erkannt; denn dieſe ſahen ſich nicht mehr ähnlicher, als ſich die im Herbſte abwelkenden Baumzweige der vom vollen Maienſafte aufgetriebenen Blätterkrone ähnlich ſehen. Das ganze Geſicht war nur noch eine fahle Hautfalte, über der in dem bleichen Mondſcheine eine gräßliche Verzerrung der Angſt und des Schmerzes lag; aber Reitwams und Lederhoſen, die ſich in den mächtigen Stiefeln verloren, ließen dem Wachtmeiſter keinen Zweifel, und er ſagte daher, zwiſchen Mitleid und Verachtung ſchwankend, zu dem am Boden Liegenden: „Haſt du dich verletzt, kann ich dir etwas helfen, Jakob?"

„Ach, ſtöhnte der Angeredete, zum Teufel — ja, richtet das Thier auf; ich glaube mein Fuß iſt auseinander."

„An was ſcheute es denn, fragte der Wachtmeiſter, das Pferd an den Zügeln emporziehend; es zittert ja noch immer wie Eſpenlaub."

„Hu — ich glaub' es, flüſterte der Judenbube, indem er ſich

wie von eiſigem Froſt erfaßt, ſchüttelte, ich glaub' es — ſeht Ihr's dort?"

„Den Wehrſtein meinſt du, auf den der Mond ſcheint?"

„Wehrſtein — ja, ſchlotterte der Andere auf dem Boden hin- und herrutſchend — Wehrſtein, und was drauf geſeſſen iſt — hu, helft mir auf."

„Was haſt du denn darauf ſitzen geſehen, fragte der Wachtmeiſter leiſer, indem er den Elenden unter den Armen faßte — was war's?"

„Der Junker war's, raunte der Judenbube, der Junker mit dem gräßlichen Todesblicke — hu, ſie kommen."

In der That kamen zu beiden Seiten der Straße über die Wieſen zwei Reiter heran, die, ſobald ſie die Gruppe bemerkten, von den Pferden ſprangen und herzuliefen. Es waren zwei berittene Hatſchiere, von denen der eine den Judenbuben am Arme faßte, der andere dem Wachtmeiſter mit ſcharfen Augen in's Geſicht guckte, bis er ausrief: „Ha, Bomben, ſeid Ihr es, Wachtmeiſter? Bei Nacht ſehen ſich ehrliche Leute und Spitzbuben ſo ähnlich, daß Ihr mir ſchon verzeihen müßt."

„Hoffentlich darf ich mich von Jedermann bei Tag und Nacht beſehen laſſen, erwiderte der Wachtmeiſter, die dargebotene Hand des alten Gerechtigkeitsdieners ſchüttelnd. Aber was iſt's mit dem da?"

„Er ſollte unſern gnädigen Herren über Einiges Auskunft geben, erwiderte der Hatſchier mit den Augen zwinkernd, zog es aber mit Schein vor, einen Spazierritt zu machen; wir glaubten ſchon, er ſei links oder rechts ausgeklippt, als wir ihn nicht mehr auf der Straße reiten hörten."

„Ich bring ihn nicht auf die Füße, erwiderte der andere Hatſchier, es iſt, als ob ihm alle Knochen aus dem Leibe geſtohlen wären. Steh, Jakob!" —

„Er ſcheint ſich verletzt zu haben, ſagte der Wachtmeiſter,

der ſich beim Anblicke der Angſt und Hülfloſigkeit des Mitleidens nicht erwehren konnte; ich habe dort ein Fuhrwerk, wenn ihr ihn nach der Stadt bringen wollt."

Das Anerbieten wurde dankbar angenommen und der Judenbube ließ ſich ohne den geringſten Widerſtandsverſuch und ohne einen Laut von ſich zu geben auf das Wägelchen bringen. Als der Wachtmeiſter mit dem Hatſchier hinter demſelben herging, mußte er das ſeltſame Gefühl bedenken, das ſich in ihm regte. Vor wenigen Wochen noch, bei der Befreiung des Hauptmannes hätte er den Judenbuben ohne Beſinnen niedergeſchlagen, wenn er ihn hätte erreichen können; derſelbe hatte ihm ſeitdem weder Gutes noch Schlimmes angethan und mochte wohl ſchwerlich ein Anderer, ſicherlich nicht beſſer geworden ſein; und doch kam es jetzt Chriſten vor, er würde keine Hand zur Verfolgung erheben, wenn der Gefangene mit einem plötzlichen Sprunge vom Wagen durch die Nacht davonliefe. Das natürlicht Gefühl in ſeiner unbetheiligten Ruhe ſträubt ſich gegen jede Gewalt, die einem Nebenmenſchen angethan wird und wendet dem Bedrängten unwillkürlich ſeine Theilnahme zu, ſelbſt wenn der Verſtand dazwiſchen ſpricht, daß er ihrer unwürdig ſei. Chriſten fragte daher ſeinen Begleiter, warum der rothe Jakob eingebracht werden ſolle? — all der Sünden wegen, die er in ſeinem Leben für manche der gnädigen Herren begangen, möge es doch ſchwerlich geſchehen.

„Das glaube ich auch nicht, ſagte der ehrliche Hatſchier, ſo viel ich weiß, wollte der gnädige Herr Schultheiß ihn blos etwas über den ſaubern Marquis befragen; aber das böſe Gewiſſen!" —

Der Wachtmeiſter nickte ſchweigend. Es wäre ihm in ſeiner jetzigen Stimmung nicht möglich geweſen, den ſchauerlichen Argwohn, der ihm draußen am Wege gegen den Elenden in die Seele gekommen, auszuſprechen und er war froh, als ihm die

Hatſchiere am Käfichthurme den unfreiwilligen Paſſagier vom Wägelchen hoben. „Jetzt begreif' ich erſt recht, was der Hauptmann meinte, ſagte er leiſe, als das ſchwere Eiſenpförtchen aufknarrte: je mehr man das Schlechte verabſcheut, um ſo mehr muß man den Schlechten bedauern können."

Er beeilte ſich weiter zu kommen; aber ſchon nach wenigen Schritten war der Hatſchier wieder an ſeiner Seite, der dem Schultheißen von der Einbringung des Gefangenen Anzeige machen wollte. „Hat es denn ſolche Eile? ſagte Chriſten; Ihr werdet den gnädigen Herrn ja in ſeinem beſten Schlafe ſtören müſſen."

„Oh, dafür iſt geſorgt, erwiderte der Hatſchier kopfſchüttelnd, ich glaube, der hat ſchon manchen Tag und manche Nacht kein Auge mehr zugethan. Ihr werdet ſehen, ich treff' ihn in voller Kleidung an, ſei's auf dem Rathhauſe oder daheim."

Der Wachtmeiſter ging ſeinen Gedanken nach, ohne viel auf die mancherlei Fragen zu achten, die ſein Begleiter an ihn richtete, bis ſie an die Kreuzgaſſe gelangten, auf die an den Thürmen des Münſters vorbei noch immer ein bleicher Mondſchein niederfiel. „Seht Ihr, daß ich Recht hatte, ſagte der Hatſchier, Chriſten anſtoßend, leiſe, dort kommt er eben vom Rathhauſe her —" und in der That ſah Chriſten die hohe Geſtalt heranwandeln, langſam, mit vorwärts geneigtem Haupte, wie in ſchwere Gedanken verloren.

Die Beiden hielten an, um den verehrten Greis vorbei gehen zu laſſen; aber als dieſer an ſie herangekommen, blieb er ſtehen und fragte, die ehrerbietigen Grüße mit einem ruhigen Neigen des Hauptes erwidernd: „Wartet ihr auf mich, Männer? Was willſt du, Nickelberger?"

„Zu Befehl, Gnaden, erwiderte der Hatſchier, der rothe Jakob, zubenannt Judenbub, iſt eingebracht."

„Bringt ihn in einer halben Stunde auf's Rathhaus. Und

Ihr, Kriegsmann? Euch sollt' ich kennen — ich hab' Euch auch schon gesehen!" —

„Mit Erlaubniß, gnädiger Herr, erwiderte der Wachtmeister bescheiden, ich selbst habe kein Begehr an Euch. Ich habe diese Nacht meinen gnädigen Herrn von Solothurn her heimgebracht und bin jetzt wieder auf dem Rückwege zu meiner Kompagnie begriffen."

„Euern gnädigen Herrn — doch nicht von Holligen — wie?"

„Ja, Herr."

„Und Ihr seid der Wachtmeister von der Kompagnie König?"

„So ist es, gnädiger Herr."

„Gebt mir die Hand, rief der Schultheiß, seine Rechte ausstreckend, gebt mir die Hand, Ihr habt Euch brav gehalten, junger Mann — es war mir das ein Trost für manchen Kummer."

„Ihr thut mir zu viel Ehre, erwiderte der Wachtmeister, mit Ehrfurcht die Hand ergreifend, die so lange mit Kraft und Glück das Staatsruder gelenkt, ich habe nur meine geringe Schuldigkeit gethan, gnädiger Herr!"

„Dächten und thäten Alle so! sagte der Schultheiß mit wenig verhehlter Kümmerniß; aber erzählt mir, wie es denn hergegangen ist, wie Ihr Euerm Herrn zu Hülfe kommen konntet. Euer kleiner Lieutenant, mein Vetter, hat Euch mächtig gelobt für die That."

„Nun, Herr, antwortete Christen, zu erzählen weiß ich nicht vieles. Mein Hauptmann hatte mich mit einem Auftrage nach Solothurn geschickt, den ich nur persönlich und mündlich dem General v. Büren ausrichten sollte; als ich in die Stadt hineinkam, war er schon auf's Feld hinausgeritten, wo ich ihn des großen Getümmels wegen lange nicht finden konnte. Da rief

mir ein Scharfſchütze zu — 's iſt Einer von Köniz her, der mich kannte — wenn ich meinen gnädigen Herrn ſuche, er liege droben auf der Anhöhe. So bin ich denn hinaufgeritten und hab' ihn heruntergeholt. Ich hätt' es nicht mehr gekonnt, ſicher nicht, wenn meine Kameraden von der andern Seite der Aare nicht ſo wacker herübergeſchoſſen und die Franzoſen zurückgehalten hätten; aber die kanonirten, Herr, daß mir bei aller Noth das Herz im Leibe lachte. Und ſo haben ſie eigentlich Alles gethan — ich nicht, gnädiger Herr."

Der Schultheiß hatte dieſem Bericht mit ſchweigender Aufmerkſamkeit zugehört und ſchaute noch eine Weile ſinnend vor ſich nieder, als Chriſten ſchon geendigt hatte; dann ſagte er, beide Hände auf die Schultern des Wachtmeiſters legend und ihm ins Geſicht blickend mit ſichtlicher Rührung: „Wohlan denn, du oder deine Kameraden — ſage ihnen, daß ſie in das Herz eines kummervollen alten Mannes Troſt und Hoffnung gebracht haben; ſie werden es ferner thun. Und deinem Hauptmann bringe meinen beſten Gruß und ſag' ihm, ich werde ihn wohl in wenigen Tagen im Felde ſelbſt begrüßen können. Gott ſei mit dir, braver Wachtmeiſter."

Er wendete ſich ab und ging langſam über die Straße ſeiner Wohnung zu. Der Wachtmeiſter ſchaute ihm halbträumend nach, bis die Schritte in der dunkeln Laube verhallt waren und der Hatſchier mit gedämpfter Stimme ausrief: „Na, Mann, da gratulir' ich Euch — bei meiner Treu, ich gäbe den beſten Reſt meines Lebensendchens dafür, wenn der Schultheiß einmal ſo mit mir ſpräche. So gut iſt's noch nicht Vielen geworden."

Der Wachtmeiſter hatte nichts von dem Ehrgeize in ſich, der den alten Nickelberger zur Verkürzung des eigenen Lebensfadens vermocht hätte, aber gleichwohl wäre auch ihm die Begrüßung des Schultheißen nicht um reiche Schätze feil geweſen. „Jetzt, Kameraden, rief er überlaut auf ſein Wägelein ſteigend,

jetzt iſt das Pfand gelöst, um das wir auf dem Rathhauſe behaftet wurden und was dazu kommt — iſt Ueberſchuß.“ Das Pferd ſchien die frohe Ungeduld ſeines Herrn mitzuempfinden und begann ohne Anruf die ſtille Straße hinabzutraben.

Aber durch das Rollen der Räder mußte die Wache am untern Thore ſchon von Weitem aufmerkſam gemacht worden ſein und als Chriſten über die Aarbrücke gegen daſſelbe heranfuhr, ſah er zu ſeiner Verwunderung unter dem Bogen und rings um den Thurm herum ein Gewirre und Durcheinanderrennen, als ob ſich die Mannſchaft gegen einen unerwarteten feindlichen Ueberfall zu ſchneller Gegenwehr rüſten wolle. Er hielt das Pferd an und hörte ein leiſes gegenſeitiges Zurufen und Aufmuntern: „Sie kommen — aufgepaßt — Keinen entwiſchen laſſen.“ Neugierig wartete er auf den Anruf, und als derſelbe nicht erfolgen wollte, begann er wieder im Schritte vorzufahren; aber kaum war er in das Dunkel der vorſpringenden Thurmbrüſtungen gelangt, als Roß und Fuhrmann von allen Seiten angefallen wurden und ſich ein Krappeln und Zerren an das Wägelchen herannachte, als wäre es in einen Zug Wanderratten gerathen. Der Wachtmeiſter blickte verdutzt um ſich und ſah ſich beim Scheine der raſch an die Thorgitter gehobenen Laternen von einem Schwarme umgeben, der Zurüſtungen auf die Oſtermontagsſpäſſe getroffen zu haben ſchien. Da trug ein kleiner Knirps eine alte Muskete, die um drei Kopfeslängen über ihn emporragte, während ſein ſtämmiger Nebenmann mit einer Spatzenflinte herumfackelte; einem Dritten ſchlotterte ein ſchuhbreites Degenbandelier von den Schultern auf's Knie herab und der Vierte hatte ſeine Patrontaſche mit einem währſchaften Hausmannsbindfaden um die Hüften feſtgeknotet — kurz, es war, als ob ein militäriſches Trödelmagazin ausgewandert und jedes Stück ſich an einen möglichſt unpaſſenden Liebhaber gehängt habe. Nur die Dreimaſter, unter denen die Zöpfe in ängſtlicher Un-

ruhe hervorſchwänzelten, waren von untadeliger Uebereinſtimmung und ließen errathen, daß das bunte Gemengſel aus einer Wolke zuſammengeſchneit ſei. „Was treibt ihr denn da für Unfug! rief der Wachtmeiſter bei dieſem Anblicke, ruft euern Chef herbei oder laßt mir das Thor frei.“

„Ja, ja, der Kommandant ſoll kommen, erhoben ſich mehrere Stimmen, er ſoll vorangehen und unſer Recht verfechten.“

„Das thu' ich, aber auf meinem Poſten, rief's aus dem Hintergrunde und deßhalb befehl' und kommandir' ich Euch, Fuhrmann, ſofort und ohne Widerred' Euere Geldkiſten uns abzuliefern und damit Punktum.“

„Meine Geldkiſten? entgegnete der Wachtmeiſter verwundert, ich glaube, Ihr ſeid ein Narr dort hinten und wenn Ihr ſelbſt der Meiſter Anton wäret.“

„Der bin ich, der bin ich, rief der Wachtkommandant und bitt' mir deßhalb reſpektirliche Reputation aus; aber meint Ihr, wir wiſſen nicht, daß die Ariſtokraten unſer gut burgerlich Geld in's Oberland flüchten wollen und Ihr bereits eine Ladung davon auf Euerem Karren habt? Meint Ihr? Jetzt ſagt mir auch, wer Ihr ſeid, wenn I[illegible] dürft — he?“

„Ich bin Wachtmeiſter bei der Batterie König, erwiderte Chriſten mühſam an ſich haltend und will zu meinen Leuten zurück; drum laßt mein Pferd los da vorn, oder ſeht dann —“

„Wer, was? ſchrie der Sansculotte aus ſeinem Dunkelpoſten hervorſtürzend, der Wachtmeiſter beim König — der Müller von Holligen? Zum Henker, da hat uns der Trunkenbold Blau wieder einmal angeführt; in's Loch mit ihm, ihr Leute, zurück da, zurück — das iſt Einer von den Unſerigen, ſag' ich, wenn ſchon nur Lehenmüller. Punktum, ſag' ich.“

Die Wache zog ſich auf dieſes Kommando auf beiden Seiten zurück und Chriſten wollte vorfahren, als der rothe Anton behende am Fuhrwerke hinaufkletterte und flüſterte: „Nichts für

ungut, Herr Wachtmeiſter, nichts für ungut; meine Leute ſind eben noch ungeſchickt; aber ich weiß, Ihr geltet viel bei Euerm Hauptmann — er iſt ein gerechter Ehrenmann — und bitt' Euch daher, ihm zu ſagen, er ſolle nur feſt darauf beharren, daß mir ein Barett gehöre; ich werd' es ihm gedenken — verſteht mich!"

Chriſten ſchien den Spaß nicht mehr recht verſtanden zu haben, indem er das Pferd bereits angetrieben hatte, daß das Wägelein mit hellem Geraſſel durch das Thor in's Freie ſchoß und den Barettkandidaten lautächzend auf das Pflaſter ſetzte. Er mochte den Lauf des Roſſes trotz des anſteigenden Weges nicht anhalten und ließ ſich die vor Unwillen heiße Stirn von der friſch heranwehenden Morgenluft kühlen, bis er die Anhöhe erreicht hatte.

Droben lag der Roſengarten von ſeinen dunkeln Mauern umfangen, über denen ſich's in der Dämmerung wie ein durchſichtiger wehender Nebel erhob. Da machte Chriſten Halt, um bald durch das Gitterthor nach den ſtillen Grabhügeln, bald nach der Stadt hinabzuſchauen, deren Thürme ſich mit einem röthlichen Schimmer bekleideten, während die langen Häuſerreihen noch ſchwarz umſchattet lagen, wie die Mauern des Friedhofes. Bei dieſem Anblicke wurde es allmählig wieder ruhiger in dem einſamen Beſchauer und die widerſtreitenden Eindrücke der letzten Stunden ſchwammen in das Gefühl eines heiligen Muthes, einer unverzagten Ergebung in den Willen einer höhern Fügung zuſammen. Da drunten ruheloſer Streit, ging es durch ſein Sinnen, Gutes und Böſes, Großes und Kleines, Freud und Leid in raſtloſem Wechſel, um hier oben zu gemeinſamer Ruhe zuſammen zu kommen. Meine Mutter hat Recht, jung geſtorben iſt wohl geſtorben — und zwiefach wohl iſt's, mit wackern Kameraden zu ſterben, wenn es ſein muß, oder für ſie das Leben

in die Schanze zu ſchlagen, Einer für Alle und Alle für Einen, wie der Hauptmann geſagt hat.

Er hatte die letzten Worte laut vor ſich hingerufen und damit auch die träumeriſche Wehmuth verſcheucht, die das Herz nach dem Anblicke des wirrvollen Menſchentreibens an der Ruheſtatt der Todten beſchleicht; noch einen Blick auf die im Morgenrothe emportauchenden Berge, dann ließ er das Pferd mit einem friſchen Peitſchenknall die Straße dahinjagen. Am Rande des Waldes, der einen Theil des Breitenfeldes gegen den Höhenzug des Grauholzes und Bantigers abſäumt, ſchallte ihm ein lauter Geſang von Männer- und Frauenſtimmen entgegen und bald ſah er durch den werdenden Tag einen langen Zug von alten Männern, Weibern, Mädchen und Knaben heranziehen. Sie trugen weiße Leinwandſäcklein über die Schultern und waren mit Flinten, auf lange Stangen geſchmiedeten Senſen, eiſernen Gabeln und mancherlei andern Ackergeräthſchaften bewaffnet, während ein alter Mann mit grauem Haar und Bart unbewehrt an ihrer Spitze marſchirte und mit ſeiner mächtigen Stimme ihren Geſang zu leiten ſchien. „Landſturm aus den Bergen," ſagte der Wachtmeiſter, indem er anhielt, um ihrem Geſange zu horchen; aber unwillkürlich mußte er ſelbſt einſtimmen, als die Weiſe des alten Liedes ertönte:

Ich will gehn in Angſt und Noth,
Ich will gehn bis in den Tod;
Ich will gehn in's Grab hinein
Und doch allzeit fröhlich ſein.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Der Morgen ging in erfriſchender Klarheit über dem Lande auf und warf ſelbſt ein freundliches Licht auf die Erinnerung an die vergangenen Nachtbilder; aber gleichwohl kam es dem Wachtmeiſter zu ſtatten, daß er einen ergebenen und vertrauenden Muth im Herzen trug, ſonſt hätte noch manches Begegniß dieſes Tages ſeine Zuverſicht auf die Zukunft mächtig erſchüttern müſſen. Auf ſeinem Wege kamen ihm bald ganze Schaaren von Soldaten entgegen, die nur noch einzelne oder gar keine Waffen mehr trugen und unter lautem Geſchrei über Verrätherei nach Hauſe zu gehen im Begriffe waren. Manche ließen ſich bewegen, mit den anziehenden Landſturmhaufen wieder umzukehren; Andere aber wußten auch dieſen Mißtrauen und Schrecken einzuflößen oder wenigſtens die Flamme ihrer Begeiſterung auszulöſchen. Ueberall vor den einſamen Höfen und in den Dörfern ſtanden rathloſe Gruppen, auf deren Geſichtern mehr Wuth und Verzweiflung als Furcht zu leſen war, und mancherorten wäre das Leben eines Franzoſen ſicherer geweſen, als dasjenige der bekannteſten eigenen Oberoffiziere. Der Wachtmeiſter vernahm von Bekannten, die ihm begegneten, daß ſich ganze Bataillone, die um Solothurn gelegen, aufgelöst und in wilder Verwirrung den Heimweg angetreten hatten; viele Offiziere waren von ihren Soldaten mißhandelt worden und der Argwohn der Verrätherei wurde ſelbſt ſchon nach den grauen Haaren des Schultheißen ge-

ſchleudert. Es lag eine Beängſtigung in der Luft, als müſſe jeden Augenblick ein zerſtörendes Gewitter mit Sturm und Donner hereinbrechen, und wie klar die Sonne aufgegangen — die Menſchen tappten unſicher umher, als könnten ſie in finſterer Nacht ihre Wege nicht mehr finden. Chriſten athmete erſt wieder leichter auf, als er den Kirchthurm von Fraubrunnen erblickte, wo ſeine Kameraden lagen.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe hielt er an, um ſeine verwirrten Gedanken ſammelnd, nach demſelben hinabzublicken. Es lag ſo ſtill und friedlich, als ob noch der Schlaf um ſeine Häuſer wandelte, und doch ſpielte die Sonne längſt mit hellen Lichtern auf den braunen Strohdächern und warfen die Fenſter einen goldenen Wiederſchein zurück. Auch ſeitwärts des Dorfes leuchtete dieſer Wiederſchein aus der Fenſterreihe eines ſtattlichen Bauernhauſes, um das an der windgeſchützten Halde bereits ein lichteres Grün zu keimen begann. Der Wachtmeiſter blickte lange unverwandt nach dieſem Hauſe hinüber und es kam ihm vor, er habe noch nie den Rauch ſo zierlich über einer Firſt aufſteigen geſehen, er habe noch nirgends ſo freundliche braune Holzwände bemerkt und gewiß war es, daß er noch nie einen Garten geſehen hatte, deſſen Umzäunung ihn ſo traulich angemuthet, obwohl deren lebendige Hecke jetzt ſo kahl und blätterlos ſtand, als diejenige am Straßenrande. Er hielt langſam die Hand an's Ohr, da er meinte, das Rauſchen des Brunnens zu hören, der neben dem Hauſe im Schutze eines großen Nußbaumes lag. Nein, es war das Rauſchen eines Luftzuges, der über die Wipfel des nahen Tannenwaldes dahinging; aber drüben ſah er dafür ein Mädchen aus der Hausthüre dem Brunnen zugehen und ein blankes Gefäß unter die ſprudelnde Röhre ſtellen. Er beugte ſich weit vor und hielt den Athem an, als ob er ihn zur Verſchärfung ſeiner Augen verwenden könnte, und ja, er ſah es ja auch; ſie legte ihre rechte Hand über die eige-

nen Augen, ſchaute eine Weile unbeweglich nach der Straße herüber und lief dann, ihren Waſſereimer vergeſſend, mit eiligen Schritten in's Haus zurück; nicht um lange drinnen zu bleiben, denn im Augenblicke kam ſie mit einigen Andern wieder heraus, denen ſie mit der Hand nach der Straße hinüberdeutete. Der Wachtmeiſter ſenkte den Kopf, über und über erröthend. „Wenn auch nicht mich ſelbſt, ſo hat ſie doch das Wägelein ihres Vaters erkannt," ſagte er leiſe vor ſich hin, indem er das Pferd mit einem leichten Peitſchenknalle wieder antraben ließ.

In's Dorf hinabgekommen lenkte er dem Schloſſe zu, in deſſen weitem Hofraume die Kanoniere Quartier genommen, und kaum hatte ihn die am Portale aufgeſtellte Schildwache von weitem erblickt, als ſich's auch ſchon wie ein Bienenſchwarm zum Thore herausdrängte. Voraus lief dem Ankommenden der Belper-Fritz entgegen, um mit dem erſten Worte und beſorgter Miene nach dem Lieutenant zu fragen. Der Wachtmeiſter wollte ihn beruhigen, daß er ſeines Auftrages wegen noch in Bern warten müſſe und wahrſcheinlich erſt morgen kommen werde; aber ſein Kamerad ſagte nachdenklich: „Dann wollt' ich, du wäreſt auch erſt mit ihm gekommen, ſo gern ich dich da habe. Es iſt jetzt keine Zeit zum Alleinreiſen für die Junker." Chriſten gab keine Antwort. Die ſo raſch geäußerte Beſorgniß ſagte ihm genugſam, daß das Schlimme, das er auf dem Herwege geſehen und gehört, auch ſeinen Kameraden nicht unbekannt geblieben ſei; mit wärmerm Händedruck, als es vielleicht ſonſt geſchehen, begrüßte er drum jeden Einzelnen, als wollte er ſagen und ſich ſelbſt davon überzeugen: Wenigſtens hier ſtehen noch treue, furchtloſe Schweizerherzen zuſammen. Als er nach dieſer Begrüßung einen Blick über den Hof, dann nach den Fenſtern des Schloſſes hinaufwarf, ſagte Belper-Fritz: „Der Hauptmann iſt nicht da; er wurde dieſen Morgen von einem Adjutanten des Obergenerals in's Hauptquartier abgeholt."

„In's Hauptquartier, ſagſt du, rief der Wachtmeiſter, was wollen ſie dort mit ihm?“

„Ihn gewiß nicht wieder im Marterthurm verbergen, erwiderte Belper-Fritz heiter; diesmal wurde er zu einem Kriegsrathe gerufen.“

„Ich kann mich über dieſe Ehre nicht einmal recht freuen, ſagte Chriſten nach einigem Beſinnen; am Ende will ihn der General in ſeinem Stabe behalten und uns einen Andern ſchicken.“

„Davon ſcheint freilich die Rede geweſen zu ſein, meinte Belper-Fritz mit bedächtigem Kopfnicken; aber drum haben wir dieſen Morgen auch ſchon mehr als einmal auf die Geſundheit unſeres Hauptmann's angeſtoßen. Siehſt du dort an der Mauer? Das hübſche Faß wurde uns aus dem Schloßkeller auf den Hof geſtellt, ohne daß wir ein Wörtchen geſagt hätten. Nein — als er mit dem Adjutanten zum Thore hinausritt, rief er noch zurück: „Ich werde bald wieder bei euch ſein, Kameraden — wir bleiben beiſammen.“

„Na, rief der Wachtmeiſter fröhlich, ſo gebt mir ein Glas, auch ich habe eine Botſchaft, die's verdient. Der Schultheiß ſchickt euch Allen durch mich ſeinen Gruß und ihr ſollt ihm ferner Freude machen, wie ihr angefangen habt.“

Die Kanoniere ſchauten ihn fragend und zweifelnd an, als ob er ſeinen Scherz mit ihnen treibe; als er aber die Verhaftung des Judenbuben und ſeine nächtliche Begegnung mit dem Haupte der Republik erzählte und dann ſein geleertes Glas in die Luft warf, erhob ſich ein Jubel durch den weiten Schloßhof, daß die alten Mauern wiederhallten, wie zur Zeit, da noch kampfmuthige Ritter ihre Roſſe zwiſchen ihnen auf- und niedertummelten. Die ſtolze Freude blieb auch nicht beim bloßen Jubeln ſtehn; ſelbſt Ruedi, des Belper-Fritzen Nachbar, der ſonſt immer ſo ſtill unter ſeinen Kameraden ſaß, als könnte er nur mit Mühe ein Heimweh verbergen, legte rüſtig Hand an, um das Faß aus dem Schloß-

teller mitten auf den Hofraum zu ſtellen. Im gleichen Augenblicke war dasſelbe von den Kanonieren in geordnetem Kreiſe umlagert und weit in's Dorf hinab erklang das alte Soldatenlied:

Z'Bern bim Bäre hei ſi chüele Wi,
Die junge Soldaten ſitzen alle dabi;
Si ſitze bi enandere Hand in Hand,
Gott grüß di, du ſchönes, du liebes, du ſchönes
Schwizerland;

Als aber in weichen Tönen die Worte geſungen wurden:

O Mägdlein, o Mägdlein, deine Aeuglein ſind
roth —

hielt Belper-Fritz ſeine Stimme an und ſagte dem Wachtmeiſter in's Ohr: „Ja, daß ich's nicht vergeß', des Kirchmeyers haben heut ſchon fragen laſſen, ob du noch nicht zurück ſeieſt. Sie werden des Mägeleins wegen Sorge haben, es könnte verloren gehen — fügte er mit ſchalkhaftem Geſichte hinzu; am beſten, du laſſeſt ſie nicht lange warten drauf." — „Du haſt Recht, erwiderte Chriſten haſtig aufſtehend, ich will gleich gehen und werde bald wieder da ſein." —

Allzu genau wurde dieſes Verſprechen nicht gehalten. Der Wachtmeiſter fuhr zwar raſch durch das Dorf und den Seitenweg hinan, der zum Hauſe des Kirchmeyers führte; aber langſam und oft zurückblickend kam er dieſen Weg wieder hinabgegangen, und es war bereits ſpäter Nachmittag geworden, als er an das Thor des Schloßhofes gelangte. Dießmal wurde ſeine Ankunft von den Kameraden nicht ſo ſchnell wahrgenommen, da ſie zu ſeiner Verwunderung nicht einmal einen Poſten am Portale ausgeſtellt hatten. Sie ſtanden im Hintergrunde des Hofes in einer dichtgedrängten Gruppe bei einander und ſchienen ſich lebhaft mit einem Gegenſtande zu beſchäftigen, der, durch ihre Geſtalten verdeckt, vom Wachtmeiſter nicht geſehen werden konnte. Das Faß, das Faß, dachte er, ohne Zweifel iſt es damit zu

Ende gegangen, bevor ſie daran gedacht haben; aber laute Ausrufe der Verwunderung und des Unwillens ließen doch bald anderes vermuthen, und als er zu der Gruppe herankam, ſah er zwiſchen ihr einen alten Mann auf dem Boden ſitzen, der bleich und angſtvoll bald auf den Einen, bald auf den Andern blickte, als ob er Hülfe ſuche. Der Wachtmeiſter meinte den ländlich und reinlich gekleideten Alten ſchon geſehen zu haben und er erinnerte ſich auch ſogleich, daß es der Botenträger vom Dorfe ſei. „Was habt ihr mit dem Manne da, fragte er raſch und halbunwillig, mit Schein iſt der Hauptmann noch nicht zurück; er würde ſich aber freuen, wenn er jetzt käme und keinen Poſten am Thore ausgeſtellt fände.“

Der Ankommende war erſt bemerkt worden, als er zu ſprechen anfing; anfänglich hatte er die Beſtürzung auf den von ihm abgekehrten Geſichtern nicht geſehen, aber nun erſchrack er ſelbſt, als ſie nach ihm umblickten, und er fügte daher ſeinen Worten begütigend bei: „Oder was iſt denn vorgefallen? Was hat's gegeben?“ — „Was es eigentlich iſt oder ſein ſoll, wiſſen wir eben ſelbſt nicht und ich bin froh, daß du gekommen biſt, ſagte Belper-Fritz bedächtig, indem er dem Wachtmeiſter ein Papier entgegenhielt; da ſieh ſelber.“ — Chriſten nahm das Blatt mit der Langſamkeit in die Hand, die den Menſchen unwillkührlich beſchleicht, wenn ihm die Ahnung ſagt, daß er Widerwärtiges erfahren ſolle, und las zuerſt mit großem Bedachte die Aufſchrift: „An die Unteroffiziere und Kanoniere der erſten Zwölfpfünderbatterie im Schloßhofe zu Fraubrunnen abzugeben.“ Unter dieſer Adreſſe, die mit ſchönen kräftigen Zügen geſchrieben war, befand ſich ein großes Siegel, deſſen Zeichen jedoch nicht deutlich zu erkennen waren. „Woher kommt das, fragte der Wachtmeiſter, das Papier mechaniſch entfaltend, die Schrift des Hauptmanns iſt es nicht;“ aber ohne eine Antwort abzuwarten, las er weiter: „Die erſte Zwölfpfünderbatterie, bisher unter dem

Kommando des Hauptmann's König, wird durch gegenwärtigen Befehl des Dienſtes entlaſſen. Unteroffiziere und Soldaten haben nach gemachter Mittheilung, die durch einen Expreſſen geſchieht, ſofort den Heimweg anzutreten. Das Material der Batterie bleibt bis auf weitere Verfügung im Schloßhofe Fraubrunnen. Hauptquartier Hofwyl, am 3. März 1798. Der Obergeneral von Erlach."

Trotz der deutlichen Schriftzeichen hatte der Wachtmeiſter mehrere Minuten gebraucht, bevor er dieſe Zeilen zu Ende geleſen, und noch lange ſtarrte er auf dieſelben, ohne einen Blick abzuwenden; aber die Worte blieben, jeder Täuſchung ſpottend, unbeweglich, wenn ſie auch vor den verworrenen Sinnen manchmal auf dem Papiere durcheinander zu ſchwimmen ſchienen. War es möglich — waren es nicht bloß Unverſtand oder böſer Wille, welche die oberſten Führer des Verraths anklagten? Waren dieſe noch immer nach wie vor die Freunde des Herrn v. Amiel und hatte dieſer nur gethan, was ihm befohlen worden? War er nur zu den Franzoſen übergegangen, damit jede fremde Schuld auf ihn geworfen werden könnte, wie da gemunkelt, dort laut ausgeſprochen wurde? Oder hatte man es mit einem neuen Schelmenſtreiche zu thun, der neuen Argwohn und neue Zwietracht ſtiften ſollte? Oder endlich — gab man ſich verloren und ſollte Friede geſchloſſen werden? — „Nein, dann käme der Hauptmann ſelbſt, um es uns anzuzeigen, ſagte der Wachtmeiſter laut aus dieſen raſch vorüberſtrömenden Gedanken heraus, er käme ſelbſt, um uns in Ordnung zu entlaſſen, wie ſich's gebührt."

„Du haſt recht, antwortete Belper-Fritz auf dieſes laute Selbſtgeſpräch, wir nehmen von Niemand Befehl an als von unſerm Hauptmann; aber Gott verzeih' mir's, daß ich heut im Scherze ſagte, ſie werden ihn dießmal nicht im Marterthurm verbergen."

Der Wachtmeiſter ſchaute ſeinen Kameraden einen Augen-

blick ſtarr an; dann ſagte er den Kopf ſchüttelnd: „Das iſt nichts, nein; denke an den Schultheißen, was der mir geſagt hat — vor ihm dürften ſie ſo etwas nicht wieder wagen. Woher haſt du den Brief, Alter, wer hat ihn dir gegeben?“

„Wie ich den Herren Kanonieren ſchon geſagt habe, erwiderte der Mann ängſtlich, oben am Dorfe iſt mir vor etwa einer Stunde ein reitender Bote begegnet und hat mir aufgetragen, euch das Schreiben augenblicklich zu überbringen, da er noch ſchleunig nach Burgdorf hinein müſſe. O, Herr Wachtmeiſter, glaubt mir — ich habe mich bloß im Pfarrhauſe verſäumen müſſen, ſonſt wär' ich früher gekommen.“

„Haſt du den Reitenden nicht gekannt — wie ſah er aus?“

„Nein, ich hab' ihn meines Wiſſens noch nie geſehen — er trug Treſſen am Rocke und ſchien mir ein vornehmer Offizier zu ſein.“

„Sagte er ſonſt nichts zu dir?“

„Kein Wort weiter; er ſchaute bloß auf meine Botentaſche, befahl mir Eile und ſprengte wieder davon.“

„Die Unterſchrift des Generals iſt richtig, ſagte der Wachtmeiſter wieder nachdenklich auf das Papier blickend, ich habe ſie ſchon öfters geſehen; aber gleichwohl, Kameraden — mein ich, wir bleiben beiſammen, bis wir wiſſen, was unſer Hauptmann ſagt. Er hat euch verſprochen, zurückzukommen — wir warten. Ohne ſeinen Befehl geh' ich keinen Schritt von den Kanonen weg.“

„Recht ſo, riefen die Kanoniere, das haben wir auch gedacht; aber Dem da, fügte Einer bei, könnt's doch nicht ſchaden, wenn wir ihm ſeine Brieftaſche ein wenig ausklopfen würden.“

„Das preſſirt nicht, ſagte der Wachtmeiſter, einſtweilen bleibt der Mann hier. Einer von uns reitet mit dem Briefe nach Hofwyl und ſucht dort den Hauptmann auf; unten und oben im Dorfe ſtellen wir an der Straße Schildwachen und hier

werden zwei geladene Geſchütze auf das Hofthor gerichtet — das Weitere wollen wir abwarten."

Dieſe Anordnung war mit der ſichern Entſchiedenheit geboten, die einſt den Sturm auf den Marterthurm geleitet hatte, ebenſo raſch wie damals wurde auch an die Ausführung geſchritten; ſchon waren die Geſchütze vorgezogen und Belper-Fritz wollte eben zum Ritte nach Hofwyl in den Sattel ſteigen, als der wieder am Portale ſtehende Poſten rief: „Der Hauptmann kommt." Das erſte Wiederaufathmen eines Todtgeglaubten kann kein helleres Freudenlicht auf die bangen Geſichter ſeiner Lieben werfen, als dieſer Ruf es auf diejenigen der Kanoniere that, und abermals wiederhallten die alten Hofmauern von mächtigem Jubelrufe, als der Hauptmann an dem Thore erſchien. —

Ueber den Mittheilungen von dem Vorgefallenen und den Vorkehren, die der Angekommene anordnete, ging die bereits eingetretene Dämmerung in dunkle Nacht über; aber ſo ruhevoll ſie über Dorf und Schloß heranſchlich, fand ſie doch im Hofe des letztern mit ihrem ſtillen Begleiter, dem augenſchließenden Schlafe, wenig auszurichten. Die Kanoniere lagerten mit hellen Geſichtern um zwei große Feuer herum, zwiſchen ihren Geſprächen unabläßig nach dem Hauptmann blickend, der mit dem Wachtmeiſter längs der Mauer auf und nieder ging. Von Zeit zu Zeit kam eine kleine Gruppe zum Thore herein, dann ſtanden Andere vom Feuer auf, um nach kurzer Zwieſprache mit den Angekommenen in die Nacht hinauszugehen. Endlich traten auch der Hauptmann und der Wachtmeiſter an eines der Feuer heran; der Erſtere ſetzte ſich auf eine am Boden liegende Protzliſte, der Andere winkte dem Belper-Fritz und ſagte leiſe zu ihm: „Komm', wir machen auch noch eine kleine Runde zuſammen."

„Dieſen Abend gäb' ich wieder einmal nicht wohlfeil, ſagte Belper-Fritz, als ſie auf die Straße getreten waren, ich wollt nur, der Junker wär' auch dageweſen; mir wird's allemal bis

in's innerſte Herz hinein warm, wenn uns der Hauptmann ohne viele Worte zu machen ſo mit glänzenden Augen anſchaut und dann wie vorhin den Nächſten Beſten beide Hände entgegenhält. Ich kann's nicht recht ſagen, aber ich fühl' es, das will allemal mehr heißen, als die ſchönſten Reden ausdrücken könnten."

„Du haſt recht, erwiderte Chriſten, den Weg abwärts einſchlagend, gefreut hat es ihn an uns mächtig, obſchon wir ja nichts anderes hätten thun können; aber doch macht ihm der Vorgang größere Sorge, glaub' ich, als er will merken laſſen. Der Meiſter iſt fort, ſeine Geſellen ſind geblieben, hat er vorhin zu mir geſagt; ſie werden uns Alles ſtehlen, nur die Ehre hoffentlich nicht."

„Die allweg nicht, meinte Belper-Fritz zuverſichtlich; übrigens ſchien er mir kein ſo bekümmertes Geſicht zu machen, als er mit dir an's Feuer kam — wie bedenklich ihm die Sache auch ſcheinen mag."

„Ich verſteh dich, ſagte der Wachtmeiſter, du meinſt, ich habe ihm gute Botſchaft mitgebracht."

„Die aber wieder ein Geheimniß ſein wird," entgegnete Belper-Fritz neckend.

„Das nicht; unſer gnädiges Fräulein iſt wieder heim gekommen und hat mir Grüße an den Hauptmann aufgetragen."

„Was du nicht ſagſt! Hatte wirklich der alte Herr ſie irgendwo verborgen gehalten?"

„Das nun eben nicht; er wußte ſelbſt nicht, wo ſie war."

„Na — das wird immer beſſer; am Ende war ſie für den Hauptmann in den Martertharm gekommen."

„Wo ſie war, warum ſie ſo plötzlich verſchwunden und gerade jetzt wieder erſchienen iſt, weiß ich ſelbſt nicht, erwiderte der Wachtmeiſter nachdenklich; nur ſo viel weiß ich, daß die Geſchichte von dem Brieflein, das meine Mutter an jenem Morgen in dem Seidentüchlein vor unſerer Thüre daheim gefunden haben

wollte, ein Mährlein war. Das hat ſie mir geſtanden und gemeint, der Gedanke ſei ihr immer ſchwer auf dem Herzen gelegen, mir zum Abſchiede eine Unwahrheit geſagt zu haben."

„Das iſt eine kurioſe Geſchichte, machte Velper-Fritz nach einigem Beſinnen; aber glaubſt du, der Hauptmann bekommt ſie – dein gnädiges Fräulein mein' ich — wenn ihn der Krieg am Leben läßt?" --

Der Wachtmeiſter ſchüttelte den Kopf. „Daraus würde nichts, ſagt meine Mutter. Das Fräulein werde einen ſolchen Schritt nie gegen den Willen ihres Vaters thun und wie ſie dieſen kenne, möchten eher die Schloßthürme von Holligen mit ihren Spitzen ſich auf den Boden ſtellen, bevor er nach dem Vorgefallenen dem Hauptmann ſeine Tochter gäbe. Doch ſieh, wie roth der Mond über dem Walde aufſteigt; es muß ſchon über Mitternacht ſein."

„Und ſiehſt du auch, daß des Kirchmeyers noch Licht haben? entgegnete Velper-Fritz, wir könnten unſern Weg dorthin nehmen."

„Wie du willſt,"

Es lag eine athemloſe Stille um das Haus herum, in welche die Herannahenden nur mit vorſichtig leiſen Schritten zu treten wagten; aber noch bevor ſie an dem Garten vorübergekommen, hörten ſie ſchon die Stimme des alten Kirchmeyers, der ernſt und eifrig zu ſprechen ſchien. „Wir dürfen ſie nicht mehr ſtören, ſagte der Wachtmeiſter ſtehen bleibend, es iſt zu ſpät, ſie halten ihr Nachtgebet." — Du magſt recht haben, erwiderte Velper-Fritz, und als auch er ſtehen blieb, drangen in kurzen Zwiſchenräumen und in immer feierlicher anſchwellendem Tone vernehmlich die Worte heraus: „Das Land ſtehet jämmerlich und verderbt; der Erdboden nimmt ab und verdirbt; die Höchſten des Volkes im Lande nehmen ab — das Land iſt entheiliget von ſeinen Einwohnern; denn ſie übergehen das Geſetz und ändern

die Gebote und laſſen fahren den ewigen Bund — — darum friſſet der Fluch das Land und die Paläſte werden verlaſſen und die Menge in der Stadt einſam ſein, bis ſo lange über uns ausgegoſſen werde der Geiſt aus der Höhe — —"

„Wehe aber dir, du Zerſtörer! Meinſt du, du werdeſt nicht zerſtört werden? Und du, Verächter, meinſt du, man werde dich nicht verachten? Wenn du das Zerſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch zerſtört werden; wenn du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten — —

„Herr ſei uns gnädig, auf dich harren wir."

Die beiden Zuhörer hatten unwillkührlich das Haupt entblößt und traten langſamen, leiſen Schrittes näher heran, um durch das Fenſter zu ſchauen. Drinnen ſtand mitten in der Stube der alte Kirchmeyer mit der offenen Bibel in der Hand, das ernſte bleiche Geſicht von den langen weißen Haaren umquollen und die Augen in Andacht verloren nach oben gerichtet; vor ihm knieten zu beiden Seiten der Mutter die zwei Töchter, auf deren niedergebeugten Geſichtern der Lampenſchein mit röthlichen Schatten ſpielte. „Siehſt du dort, ſagte Velper-Fritz leiſe, indem er auf drei Senſen deutete, die an langen Stäben feſtgenietet neben einem Feuergewehre an der Wand lehnten, was hat das zu bedeuten?" —

„Es ziehen alle vier miteinander aus, wenn der Landſturm ergeht, erwiderte der Wachtmeiſter ſich abwendend mit gepreßter Stimme, ſie haben mir's ſchon geſtern geſagt. Der barmherzige Himmel möge mit den Schwachen ſein."

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Dem Sonntage, der dieſer Nacht folgte, ſchienen ſelbſt die Feinde ſein altgeheiligtes Recht der Ruhe noch gönnen zu wollen und beim erſten Morgengrauen kehrten die letzten Patrouillen der Kanoniere nach dem Schloßhofe zurück, um ſich ſorglos in ihre Mäntel eingewickelt an die verglimmenden Feuer hinzuſtrecken; aber ein Haus, an deſſen Pforte die Hand des Todes klopft, kennt kein durch das Leben geheiligtes Ruherecht und drum blickte auch Adelaide von Hölligen mit ruheloſer Angſt in die Dämmerung dieſes Sonntagsmorgens hinaus. Sie hatte umſonſt verſucht, dem müden Leib und der müdern Seele durch eine Stunde Schlafes neue Kraft zu gewinnen; das launiſche Kind der Nacht, das ihr einſt in den Stunden des Glückes mit ſo leiſem Finger die Lider geſchloſſen, war ſchon ſeit Langem nur mit flüchtigem Nicken vorübergeeilt und ſchien jetzt die ehemals ſo geliebten Augen gänzlich vergeſſen zu haben. Adelaide öffnete die Fenſter, um ſich an der Morgenluft zu erfriſchen; aber draußen zogen durch die Wieſengründe noch feuchte Frühnebel und aus dem nahen Tannenwalde ſtiegen graue Wölklein empor, wie von verborgenen Feuerſtätten; der Himmel ſelbſt hatte ſich mit einer trüben Decke verhüllt, die er weit über die anſteigenden Berge herabfallen ließ — es ſchien einer jener Tage werden zu wollen, die auch auf dem ſorgenfreien Gemüthe mit

einem unheimlichen Drucke liegen und das schon bange Herz mit noch bangerer Ahnung erfüllen. Adelaide schloß das Fenster, um sich wieder nach dem Gemache ihres Vaters zu begeben.

Man konnte nicht mit Gewißheit sagen, ob der Oberst, seit er nach Hause gebracht worden, je einen Augenblick das volle Bewußtsein wieder erlangt habe oder nicht. Der Arzt tröstete — es war der nämliche, der an jenem Gesellschaftsabend die Geschichte von der Entstehung des Schlosses erzählt hatte — die Kugel, die in die rechte Schulter gedrungen, könne keine lebensgefährlichen Folgen haben und der anscheinend bedenkliche Zustand des Kranken rühre nur vom starken Blutverluste, wohl auch von vorhergegangener heftiger Gemüthsaufregung her; vor allem aus sei daher Ruhe, des Körpers sowohl als der Seele, nothwendig. Dieser Vorschrift nachzukommen, war für Adelaide weniger eine schwierige, als eine tiefschmerzliche Aufgabe. Wenn der Verwundete in seinen Fiebern lag, irrte seine verwirrte Erinnerung durch alle die Ereignisse der letzten Zeit umher, und Haß, Liebe, Zorn und Schmerz, starre Entschlossenheit und wehmüthige Klage fanden in herzerschütternden Worten den Weg über seine Lippen oder spannen sich in phantastische Träume aus. Adelaide hörte mit blutendem Herzen die harten Drohungen, die er gegen sie selbst ausstieß, aber schmerzlicher war ihr die leise Klage, mit der er über den Verlust ihres kindlichen Gehorsams, über seine getäuschte Vaterliebe trauerte; wenn indessen ihr Gewissen auf jede dieser Anklagen eine Vertheidigung wußte und ihr Herz entschlossen war, für jede Klage einen Trost zu finden, so konnte sie dagegen andern Aeußerungen des Fieberkranken nur mit Thränen Antwort geben.

„Haltet ihn, haltet ihn, schrie er mit zorniger Geberde, werft ihn nieder, den schändlichen Rebellen, der unser Volk verführt und seine Treue in Trotz verwandelt; warum laßt ihr ihn frei, den schwarzen Betrüger? — Rüttelst du an Schloß und Riegel,

Adelaide, mein Kind, mein einziges Kind? Wie lange iſt es her, daß er dich geſtohlen hat in einer finſtern Nacht und dich verborgen, wo ich dich nicht mehr finden kann? Ach, nun darf ich's der Welt nicht ſagen, daß er ein Schelm und Dieb iſt, denn ſieh, ſieh, ſie nicken ihm zu und beugen ſich vor ihm, weil er eine große Kanone im Arme trägt; ich grüße ihn nicht und will ihm die Hand in's Geſicht ſchlagen, drum richtet er ſeine Kanone nach mir und ruft dem Volke zu, es ſoll mich verlaſſen, wenn es nicht mit mir umkommen wolle. Es flieht, es flieht — weh, weh, jetzt hat mich ſeine Kugel getroffen — Amiel, Amiel, hilf mir, hilf deinem Vater, wenn du gegen den Feind reiteſt."

Es wäre für Adelaide eine tröſtliche Erleichterung geweſen, wenn der Kranke den Namen des Marquis mit in ſeine Verwünſchungen hineingezogen hätte; aber dieſer wurde nie anders als mit den rührendſten Ausdrücken des Dankes und der Hoffnung genannt, und es war wohl gewiß, daß von ſeinem ſchmählichen Verrathe keine Ahnung in die Seele des Oberſten gekommen, bevor ſie vom Taumel des Fiebers ergriffen worden war. Wie ſollte nun Adelaide vor den Vater treten, wenn ſein Bewußtſein in voller Ungetrübtheit zurückkehrte und ſie ihm, doch in ſchonender Pflege, die bittere Wahrheit nicht ſagen durfte? Es war ja die Befürchtung wohl begründet, daß ein mißverſtandenes Verheimlichen wie ein offenes Bekenntniß die kaum wiedererwachende Lebenskraft mit gleicher Gefahr bedrohen könnte, und ſo durfte die Arme nur mit ſchwerem Bangen dem Augenblicke entgegenſehen, den ihr Herz doch mit aller Sehnſucht herbeiwünſchen mußte. Denn, ach, er ſchien nie wieder kommen zu wollen, dieſer troſtbringende Aufblick neuer Lebenshoffnung; wenn die dunkle Gewalt der Fieber von dem Kranken wich, ſchaute er die Umſtehenden, ohne ein Zeichen des Erkennens zu geben, mit matten Blicken an, um dann die Augen zu einem Schlummer tiefſter Erſchöpfung zu ſchließen.

Als Adelaide am Sonntagmorgen wieder in das Krankengemach trat, fand ſie neben dem alten Ulrich den jungen Herrn von Dießbach, der ihr ernſt die Hand entgegen bot. „Ich komme, um dir noch Lebewohl zu ſagen, liebe Couſine, ſagte er leiſe, ich reite dieſen Morgen zu meinen Kameraden zurück — der Himmel weiß, ob und wie wir uns wiederſehen werden.“

„Wir wollen hoffen mit freudigerm Herzen als wir ſcheiden, antwortete Adelaide mit einem bekümmerten Blicke auf den Vater, der in unruhigem Schlummer lag; du ſiehſt bleich und müde aus, Vetter.“

„Ach, erwiderte er mit leiſem Kopfſchütteln, ich bin ſo fröhlich in den Krieg gezogen und jetzt möcht' ich faſt deinen armen Vater beneiden, daß er den Jammer nicht mit anſehen muß. Ich bin geſtern den ganzen Tag und dieſe Nacht herumgelaufen, um Kartätſchen für unſere wackern Kanoniere zu bekommen; Alles vergeblich. Ich weiß nicht, wie ich vor unſern braven Hauptmann treten ſoll.“

„Der elende Mädchenräuber!“ rief der Oberſt. Der Junker fuhr erſchrocken auf und Adelaide eilte, um ihre bekümmerte Verlegenheit zu verbergen, an das Krankenbett. Er ſchlummert wieder, flüſterte ſie, nachdem ſie ſich eine Weile über den Vater gebeugt; ach, Vetter, du haſt wenig Urſache, ihn um ſeine Fieberträume zu beneiden.“

„Er kämpft mit Träumen, entgegnete der Junker langſam, die ſpurlos vorübergehen, oder mit dem letzten großen Traume enden; ich bin noch jung und habe es mit einer Wirklichkeit zu thun, die mir die Hoffnung ſtiehlt und die Lebensluſt vergiftet.“

„Das müſſen wohl ſchwere Zeiten ſein, ſagte Adelaide mit ſchmerzlichem Lächeln, die Jünglinge wie lebensmüde Greiſe ſprechen lehren.“

„Du haſt recht, Couſine; aber ich kann nicht anders und mir iſt's auch, ich ſei in zwei Tagen ein alter Mann geworden."

„Die Rathsglocke, die Rathsglocke, rief der Kranke, hört Ihr's, Herr v. Amiel? Sie verſammeln ſich, um ihren Undank wieder gut zu machen — ich hab' es wohl geſagt!"

Von der Stadt her erklang wirklich durch die Morgendämmerung ein helles Glöcklein, das wie von ungewiſſer, zagender Hand angezogen zu werden ſchien. Die Klänge hoben und ſenkten ſich, als ob ſie mit ſich im Widerſtreite lägen und die einen den andern ihren friſchen Schall zum Vorwurf machen wollten. „Beim Himmel, dein Vater hat recht, rief nun auch der Junker, es iſt die Rathsglocke, was ſoll das an dieſem Tage und in dieſer Frühſtunde!"

„Wohl nichts Gutes, erwiderte Adelaide, der Vater hält die Augen geſchloſſen, der Klang muß ihm unbewußt in ſeine Träume hineingedrungen ſein."

„Ob am Ende Friede geſchloſſen werden ſoll, ſagte der Junker; es ſind geſtern Abgeordnete an den General Brüne nach Freiburg abgegangen. Ich eile ſchnell nach der Stadt hinein und will dir noch Bericht bringen, bevor ich fortgehe, Couſine." Ohne Antwort abzuwarten, eilte er in den Hof hinunter und Adelaide war kaum an's Fenſter getreten, als er ſchon die Allee hinaus gallopirte.

Gegen die Stadt herangekommen, ſah er verworrene Haufen Soldaten und Landſturm ſich dem obern Thore zudrängen, die ihm mit einem Male den Weg verſperrten. Er hielt an und blickte um ſich, ob er nicht auf einem freien Seitenwege der Mauer entlang ſchneller an ſein Ziel gelangen könne, als er hinter ſich her raſchen Hufſchlag vernahm und den Oberſten Stettler heranreiten ſah. Der alte Herr hielt den Kopf wie in Gedanken verloren tief vorwärts gebeugt und ſchien ſich wenig darum zu kümmern, ob die auf der Straße Gehenden ſeinem

Pferde ausweichen mochten; wenigstens gab er ſich nicht die Mühe auf die zornigen Worte, die ihm da und dort nachgerufen wurden, um ſich zu blicken, wenn nicht etwa das raſche Empor heben und wieder Sinkenlaſſen ſeines Meerrohrſtockes als Ant wort angeſehen werden wollte. Der Junker rief ihn zweimal an, bevor er aufſchaute, um dann langſam ſich beſinnend mit der flachen Hand über das ſchmale hagere Geſicht herabzufahren. „Eine unerwartete Begegnung, Herr Pathe, ſagte der Junker ſalutirend, ich hätte Euch eher bei Laupen oder Neuneck ge ſucht.“

„Ah, du biſt es, Fritz, erwiderte der Oberſt, aus deſſen grauen Augen ein düſteres Feuer blitzte, langſam; ja, es ſucht jetzt Mancher den Andern am unrechten Orte, da Keiner am rechten zu finden iſt. — Platz da, daß wir durch können!“

„Ich glaube wir thäten beſſer, hier an der Mauer hinab zureiten, ſagte der Junker, wir kämen ſchneller in die Stadt hinein.“

„Es iſt ſonſt nicht meine Gewohnheit Umwege zu machen entgegnete der Oberſt, ſein Pferd der angedeuteten Richtung zu lenkend, aber jetzt wird manche alte Gewohnheit abgethan. Hörſt du, wie die Beſtie heult?“ Er riß mit dieſen Worten ſein Thier zornig wieder herum, um ſeinen Rohrſtock drohend gegen einen Haufen emporzuheben, der am Thorbogen zuſammengedrängt, ein wildes Geſchrei erhoben hatte. Der Junker konnte nicht verſtehen, was die Leute durcheinanderriefen; aber er ſah ihre zornigen Geberden und es ſchien ihm, als ob einzelne Gewehrläufe un heildrohend über die Köpfe emporgeſtreckt würden. „Komm kommt Pathe, rief er leiſe, das Pferd ſeines Begleiters am Zü gel faſſend, es ſind Betrunkene, die nicht wiſſen, was ſie thun oder anfangen.“

„Es iſt zu ſpät — ſie ſind nicht betrunken, erwiderte der Oberſt mühſam, aber ſein Thier ohne Abwehr führen laſſend, ie

habe wohl ein paar Hallunken erkannt, die zu meiner Diviſion gehören und davon gelaufen ſind. Die Schmach zu erleben, ſie nicht augenblicklich erſchießen laſſen zu können!"

„Aber was führt Euch denn hieher, Pathe, fragte der Junker über die Heftigkeit des alten Soldaten beunruhigt ablenkend, wißt Ihr vielleicht, was die Rathsglocke zu ſo ungewöhnlicher Zeit zu bedeuten hat?"

Der Oberſt nickte ein paarmal langſam mit dem Kopfe. „Eine Komödie, Fritz, ſagte er endlich die Lippen zuſammenpreſſend, in der ich zu guter Letzt auch noch ein Stücklein Hanswurſt mitſpielen ſoll. Drum bin ich hergekommen."

Dieſe Worte waren mit ſo ſchneidendem Hohne hervorgeſtoßen, daß der Junker überraſcht und erſchreckt auf den alten Herrn ſchaute. „Ich verſteh Euch nicht, Pathe, ſagte er zögernd, wahrhaftig, ich verſteh Euch nicht."

„Dazu biſt du auch noch zu jung, wenn ich dir's ſchon erklären wollte, entgegnete der Oberſt mit dem gleichen Tone des Ingrimmes; doch komm nur mit, du kannſt wenigſtens zuſehen, wie entartete Knaben ihre todten Väter ermorden. Du guckſt mich an und denkſt, es ſei unrichtig geworden unter meinen alten Schädelknochen. Zu verwundern wär's nicht, Junge, wenn ſie ſchon aus den Fugen gingen."

„Ihr ängſtigt mich, um des Himmelswillen, was ſoll es denn geben!"

„Nichts, Junker v. Dießbach — eine Lappalie. Die Franzoſen verlangen, unſere Obrigkeit ſoll abtreten und einer Jakobinerbande Platz machen; jetzt werden Räth und Burger verſammelt, um ihnen den kleinen Gefallen zu thun."

„Ihr treibt Euern Spott mit mir, rief der Junker unwillig, und ſeht doch, daß ich auch ein Soldatenkleid trage."

„Leg es ab, Fritz, erwiderte der Oberſt nach kurzem Schweigen mit verändertem, faſt wehmüthigem Tone, leg es ab, wenn

dir dein alter Pathe noch einen Rath geben kann, und schände deinen jungen Leib nicht länger damit. Dein Bruder liegt schon unter'm Boden — was willst du dein frisches Leben für Sünden zum Opfer bringen, die du nicht begangen hast? Siehst du dort, wie sich die Haufen zetternd und heulend der Rathhaustreppe zudrängen? Wie ein Schwarm Raubvögel passen sie auf die Sitze, die jetzt leer werden sollen und von denen herab einst auch einige deiner Vorväter Worte sprachen, auf die Fürsten und Kaiser horchen mußten. Unsere neuen Staatsweisen nennen es Volk, dieses launige, zügellose, feige, blutgierige und kopflose Ungeheuer; sie haben es gehätschelt und gepflegt, ihm von seiner Kraft vorgeschwatzt und jeden Trotz, jeden Frevel im Kleinen und Großen nachgesehen, wie man einem Kinde seine unschädlichen Unarten nachsieht; aber das Kind ist groß geworden, lechzt jetzt nach unserm Blute und schickt sich an, uns in Ketten zu schlagen, um uns dem Feinde als ehrlose Verbrecher überliefern zu können. Ha! —"

Der Junker, von diesen Worten des alten Herrn, den er in seinem Leben nie so eifrig hatte sprechen hören, verwirrt und gerührt, wagte keine Einwendung zu machen. Er gedachte bloß zu erwidern, daß sein Pathe die Sachen doch vielleicht zu schwarz ansehe und der Große Rath ja unmöglich jetzt einen solchen Beschluß fassen könne, ohne sich selbst das Todesurtheil zu sprechen; aber im Augenblicke, als er den Mund öffnen wollte, fiel sein Blick, indem sie über die Kreuzgasse ritten, auf die alte Rathhausuhr. Ihr Zeiger stand noch immer auf der sechsten Morgenstunde und mußte also in dem Augenblicke stehen geblieben sein, als das Glöcklein zur Versammlung der obersten Behörde der Republik angeschlagen hatte. „Die Uhr ist abgelaufen, ging es bei diesem Anblicke durch seine Gedanken; Ihr mögt Recht haben, Pathe."

Die beiden Reiter mußten von den Pferden steigen, um sich

durch das Gewühl zu drängen, das in wüstem Gewirre vor dem Rathhause auf- und niederwogte. Es war ein unheimlicher, beängstigender Anblick. Greise und Knaben, Weiber und Kinder, wilde, drohende Geberden neben angstvollen, klagenden Gesichtern — Alles fluthete regellos durcheinander, wie von einem Wirbelwinde erfaßt, und suchte in einem verworrenen Geschrei den verschiedenartigen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Während die Einen den beiden Ankömmlingen ehrerbietig auszuweichen suchten, drängten Andere sich ihnen gestissentlich in den Weg, laute Verwünschungen gegen die Aristokraten und Verräther ausstoßend und mit grimmigen Blicken die Waffen schüttelnd, die ihnen eben zur Hand waren. „Was sagst du, Schurke, rief der Oberst plötzlich, einen Soldaten mit eisernem Griffe an der Kehle fassend, was schreist du von Verräthern, du feiger Wicht!" Aber im Augenblicke war er von drohenden Gestalten und wüthendem Geschrei umringt, das nach Gewalt und Todschlag heulte. Der Junker zog ohne langes Besinnen den Degen, um sich den Andringenden entgegenzustellen, doch der Oberst schleuderte den Soldaten gegen die Mauer zurück und sagte kaltblütig: „Steck ein, Fritz; unsere Klingen besudeln sich nicht mit dieser desertirten Canaille." Er hob langsam den Rohrstock empor, überfuhr das Gewühl mit blitzenden Augen und rief: „Platz da zum Rathhause, wem sein Schädel lieb ist." Dabei blieb er hoch aufgerichtet stehen, mit dem Stocke nach der breiten Treppe deutend, an deren Fuß die aufgestellten Posten der Stadtwache mit Mühe dem Andrange zu wehren suchten. Und doch war die Gewohnheitsmacht althergebrachten Gehorsames noch nicht gänzlich gebrochen. Es zuckte ein halb zorniges, halb wehmüthiges Lächeln um den Mund des alten Soldaten, als er langsam den schmalen Weg durchschritt, der sich vor ihm aufgethan hatte. „Hätten wir die Zügel nie fallen lassen, sagte er die Rathhaustreppe hinansteigend, so wäre das Thier in der Bahn geblieben — nimm dir

das zur Lehre, Fritz.“ — „Wer war denn der Soldat, den Ihr erfaßtet, fragte dieſer aufathmend — ich muß ihn ſchon geſehen haben.“ — „Vor zehn Minuten vielleicht, am obern Thore, erwiderte der Oberſt; ein degradirter Aidemajor — Wacker, läßt ſich der Burſche ſchelten. Doch komm nur mit in den Saal hinein — er hat Vettern drinnen.“

Der Jüngling folgte ſeinem Führer unter Ehrfurcht und Bangen nach der weiten Halle, in der einſt Beſchlüſſe gefaßt worden, welche den mächtigſten Thron der Chriſtenheit in den Staub geſtürzt. Die Helden und Staatsmänner, die damals hier gewaltet, ſchauten noch immer in langen Reihen von den dunkeln Wänden herab; aber in dem grauen Morgenlichte ſchienen ſie bleich vor Kummer und Gram über das Treiben ihrer Enkel, das ſie mit anzuſehen gezwungen waren; denn dieſe ſtritten, als der Oberſt mit dem Junker eintrat, bereits in ſcharfer Redeſchlacht um eine Frage, die einſt dem, der ſie hier in dieſen Räumen zu ſtellen gewagt, Ehr und Leben gekoſtet haben würde. — Und wie drunten auf der Straße, wogten auch hier die Meinungen durcheinander, mit nicht ſo rohen Worten und wilden Geberden, aber mit nicht geringerer Leidenſchaft, mit nicht ſo dunkel verworrener Planloſigkeit, aber mit dem nämlichen Mangel an freier, hochherzig verſöhnender Geſinnung. Wohl erhob ſich da und dort ein Sprecher von ſeinem Sitze, an Geſtalt und Miene dem Heldenbildniſſe ähnlich, das über ſeinem Haupte an der Mauer hing; wohl wurde von dieſem und jenem Munde mit herzerſchütternden Worten der Geiſt der Ahnen herabbeſchworen, den Enkeln in der ſchweren Stunde der Entſcheidung beizuſtehen; aber dieſer Geiſt war von den Hadernden längſt entwichen und ſchien nur noch mit banger Klage um ein Haupt zu ſchweben, das ernſt und ſtumm vom erhabenen Schultheißenſtuhle auf die Verſammlung niederſchaute. Es ging ein dumpfes Dröhnen durch das alte ſtolze Gebäude, als endlich der Beſchluß

ausgerufen wurde: „Im Angeſicht der bedrohlichen Lage des Landes habe die bisherige Regierung der Stadt und Republik Bern abzudanken und eine neue proviſoriſche an ihre Stelle zu treten.“

Als die verhängnißvollen Worte verhallt waren, erhob ſich der Oberſt von ſeinem Sitze, den er in der Nähe der Thüre eingenommen, langſam, wie ſich ein Scheintodter mühevoll von dem Lager erhebt, das ihm als ſein letztes bereitet worden. Eben ſo langſam und gemeſſen zog er den Degen aus der Scheide, faßte mit der Linken die Spitze der bloßen Klinge, bog dieſelbe zuſammen, bis ſie mit ſchrillem Klange mitten entzwei ſprang, und warf die Stücke klirrend in den Saal hinab. Dann ſchritt er, ohne ein Wort zu ſprechen, zur Thüre hinaus.

Verwirrt, von Zorn und Schmerz beſtürmt, war der Junker nicht im Stande, ihm zu folgen. Er hielt ſeine Augen auf das Antlitz des Schultheißen geheftet, der dem ſcheidenden Soldaten ſchweigend nachſchaute, bis er durch die Thüre verſchwunden war, um ſich dann in der vollen Würde ſeiner ehrfurchtgebietenden Herrſchergeſtalt von ſeinem Sitze zu erheben. Seine Blicke waren von Wehmuth umſchleiert, und aus ſeinen Mienen ſprach ein ſo erhabener Kummer, wie ihn nur ein großes, ſich ſelbſt vergeſſendes Herz zu empfinden vermag. Athemloſe Stille legte ſich über die Verſammlung, als er langſam die Rechte emporhob. „Ihr habt gethan, rief er mit einer Stimme, die wie ein anſchwellender Orgelton von ſeinen Lippen quoll, Ihr habt gethan, was Ihr für das Beſte des Landes und Volkes für unerläßlich haltet. Ihr glaubt die Irrthümer einer langen Vergangenheit in Einer Stunde gut zu machen, und habt dem Feinde die halbtauſendjährige, nie angetaſtete Würde unſerer Republik zu Eurer Rettung preisgegeben; aber retten wird Euch das nicht, und geſchäh es auch, ich will von dem Vertrage ausgeſchloſſen ſein. Möge der Herr aller Herrſcher den neuen Regenten Kraft

und Weisheit verleihen; ich gehe, wohin mich Pflicht und Ehre rufen.“ Er neigte das Haupt, um dann langſam, aber feſten Schrittes die Stufen hinabzuſteigen, die er ſo oft als die Sproſſen höchſter Menſchenehre unter ſeinem Volke hinangeſchritten war. Unter der Thüre warf er noch einen Blick auf die Verſammlung zurück, die ſich in ſtummer Ehrfurcht wie ein Mann von ihren Sitzen erhoben hatte.

Der Junker folgte ihm wie im Traume durch den hallenden Gang der Treppe zu. „Es freut mich, daß du noch da biſt. Vetter, ſagte der Greis, als er ihn bemerkte; die Jugend kann nie zu früh das Ende alles Menſchlichen ſehen. Komm in einer Stunde zu mir, ich weiß, wo dein Hauptmann iſt und werde dich zu ihm begleiten.“ Er machte mit der Rechten eine abwehrende Bewegung gegen den Jüngling, in deſſen Augen ſich große Thränen drängen wollten, und ſchritt auf die Treppe hinaus.

Vor dem Rathhauſe war die Menge auseinandergeſtoben, und es ſtanden nur noch einzelne Gruppen, die vor dem Vorübergehenden ſtumm die Häupter entblößten. An der Ecke der Kreuzgaſſe fand der Junker ſein Pferd, das ein alter Mann am Zügel hielt; aber es war nicht der nämliche, dem er's anvertraut hatte, und er fragte daher, wo dieſer hingerathen ſei. „Auf böſe Wege, erwiderte der Alte leiſe; ich hab's ihm abgenommen, als er davon reiten wollte. Gott geleite Euch, junger Herr.“ Der Junker wollte, ſich in den Sattel ſchwingend, verwundert noch vernehmen, was damit gemeint ſei, aber der Alte war, ohne Dank oder Belohnung abzuwarten, um die Ecke verſchwunden.

„Nun noch zum Abſchiede nach Holligen und dann mit dem Schultheißen den Ehrengang;“ ſagte der Jüngling vor ſich hin, dem muthigen Thiere die Zügel laſſend; aber kaum war er durch das Zeitglockenthor geritten, als er dieſelben wieder anzog, um

auf ein tobendes Geſchrei zu horchen, das ihm vom obern Thore die Straße herab entgegenkam. „Was gibt es dort droben? rief er einem Stadtſoldaten zu, was hat der Lärm zu bedeuten?“ — „Ich weiß es ſelbſt nicht, Herr, erwiderte der Vorübereilende; ſie ſollen einen Offizier erſchoſſen haben.“

Von unheilvoller Ahnung ergriffen, ſetzte der Junker dem Pferde die Sporen ein; aber als er am Käfigthurme vorbei auf den Bärenplatz gelangte, wälzte ſich ihm unter dem wilden Gebrülle: „Nieder mit den Verräthern! Tod den Ariſtokraten!“ ein unabſehbarer, tobender Haufe entgegen. Vor ihm her marſchirte ein Mann in Uniform, der auf der Spitze ſeines Bajonettes einen mit friſchem Blute befleckten Offiziershut wie eine Fahne ſchwang. Mit Entſetzen erkannte der Junker beim erſten Anblicke den Soldaten und ſein trauriges Siegeszeichen. Es war der degradirte Aidemajor Wagner, der den Treſſenhut des ermordeten Oberſten von Steiger triumphirend durch die Straßen trug.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Zwei kleine Stunden nördlich der Stadt führt die alte Straße von Bern nach Solothurn und der Oſtſchweiz durch das Grauholz, eine ausgedehnte Waldung, die von den ſteilern Abhängen des Gebirges niederſteigend eine Reihe wellenförmiger Anhöhen mit dunkler Tannen-Nacht bedeckt. Er iſt im Munde des Volkes von Alters her wohlbekannt, dieſer Wald, und vor wenig mehr als einem halben Jahrhunderte noch athmete der Reiſende mit leichterem Herzen auf, wenn er die Wegſtrecke durch

denſelben hinter ſich hatte und von der freien Anhöhe aus in der Ferne die Thürme von Bern emporſteigen ſah. In frühern Zeiten nämlich, wo die willkürliche Gewalt roher Geſittung ſtärker und der Arm des Geſetzes ſchwächer war als heutzutage, konnte ſich in der That weit und breit kein günſtigerer Aufenthalt für Wegelagerer finden laſſen, als ihn das Grauholz darbot. Hier mußte faſt der ganze Verkehr zwiſchen dem Oſten und Weſten des Landes ſeinen Durchpaß nehmen und wer aus dem nördlichen Bernbiet nach der Hauptſtadt wandern wollte, hatte den eine Stunde breiten Wald zu durchſchreiten. Dieſer iſt jetzt vielfach gelichtet und von beiden Seiten durch Wieſen und wohlbebautes Ackerland zurückgedrängt; aber vor ſechzig Jahren noch lag das kleine Wirthshaus „zum Sand“, das jetzt auf freiem Plane an der Straße ſteht, rings von dichtem Gebüſch umgeben und ein paar alte Rothtannen ſchienen faſt aus der Hinterſeite des Strohdaches emporgewachſen zu ſein. Tiefer im Walde liegen zerſtreute Felſengruppen mit dunklen Schluchten und heimlich verſchlungenen Pfaden, die dem lichtſcheuen Verbrechen willkommene Sicherheit vor Verfolgung boten. So iſt es gekommen, daß die Sage von manchem Wanderer zu erzählen weiß, der auf dieſer Straße Gut und Blut verloren, und von manchem Mägdlein, das in dem geheimnißvollen Dunkel des Waldes ſpurlos verſchwunden iſt. Oft ließen es die Waldbuben, wie das Räubervolk genannt wurde, bei einem grauſamen Muthwillen bewenden. Vor etwa ſiebenzig Jahren ging in der Morgenfrühe, noch bevor der Tag graute, ein armer Mann durch den Wald, der in ſeiner Kräze, die er auf dem Rücken trug, Geflügel nach Bern bringen wollte. Er hatte ſich vom nächſten Dorfe ſo zeitig auf den Weg gemacht, um einer der Erſten auf dem Markte zu ſein; aber als er in den Wald kam — die Sterne waren noch nicht untergegangen — hörte er plötzlich eine Stimme hinter ſich, die ſagte: „Laß den armen Teufel

laufen, wir haben keinen Hühnerſtall.“ Der erſchrockene Mann wagte nicht, um ſich zu blicken und fing an zu probiren, wie ſchnell ihn ſeine ſchwachen Beine tragen möchten, während er bald, da er keinen Verfolger hinter ſich hörte, dachte, daß die Waldbuben doch noch ein Herz für arme Leute hätten und nur da zugriffen, wo ſonſt genug vorhanden ſei; als er aber nach Bern hineinkam und am Stalden thore ſeine Waare vorweiſen wollte, waren all ſeinen Hühnern und Tauben jämmerlich die Köpfe abgeſchnitten. —

In der Nacht des Sonntages, in deſſen Frühe der letzte Schultheiß des alten Bern von ſeinem Stuhle herabgeſtiegen war, ging ein geſchäftiges Leben durch dieſen Wald, und wer nicht wußte, was es bedeutete, hätte wohl meinen können, all das ſchlimme Volk, das ſeit Jahrhunderten hier gehaust, habe ſich zu einem großen Stelldichein zuſammengefunden. Es ließ ſich kein Lärm hören, kein deutliches Geräuſch unterſcheiden, nur allerwärts ein dumpfes Summen, wie es vor dem herannahenden Sturme den Wald zu durchziehen pflegt; doch die Lüfte ruhten und zwiſchen den träghängenden Wolken ſchauten die Sterne mit klaren Augen auf die ſchwarzen Tannenwipfel herab. An dieſe wirbelte da und dort ein heller Schein empor, der bald mit grellen Lichtern um die einzelnen Zweige ſpielte, bald ſich in eine rothaufqualmende Rauchwolke verhüllte. Es war offenbar, daß weit durch den tiefen Waldgrund nächtliche Feuer brannten, aber das dichte Unterholz verbarg ſie den Blicken und machte ihren in der Höhe ſichtbaren Schein um ſo geheimnißvoller, als auch Diejenigen, welche ſie angezündet, unſichtbar blieben.

Etwa zweihundert Schritte außerhalb des kleinen Wirthshauſes war eines dieſer Feuer nahe an die Straße gerückt und das Geſtrüpp rings um daſſelbe abgeſchnitten. Auf dem erhellten Raume ſchritten in angelegentlichem, aber leiſe geführtem

Geſpräche mehrere Männer auf und nieder, deren Degengefäſſe, Treſſen und Bandeliere kurze glänzende Lichter warfen, wenn ſie dem Feuer näher kamen. Vor demſelben ſaßen drei Andere der Straße zugekehrt auf einem gefällten Eichenſtamme, ebenfalls im Geſpräche vertieft, während aus dem Hintergrunde manchmal das Scharren und Stampfen von Pferden gehört wurde, die dort an Bäumen feſtgebunden waren.

„Wir haben uns in vielen Dingen ſchwer geirrt, ſagte der Eine von den Dreien, ein Mann mit feſten, ſtolzen Geſichtszügen, dem nur hie und da bei einer raſchen Bewegung die reichgeſtickte Uniform unter einem dunklen Reitermantel hervorſchimmerte; manche der begangenen Fehler liegen vor Augen und wer ſie jetzt nicht ſieht, der muß doch ihre Folgen fühlen; andere ſind verborgener, vielleicht bloß, weil die Verhältniſſe, die ſie berühren, unweſentlicher ſcheinen — freilich ohne es zu ſein. Wenn unſer Hauptmann ſagt, wir haben zu viel rückwärts, ſtatt in die lebendige Gegenwart und vorwärts in die Zukunft geſchaut, ſo hat er wenigſtens in einem Punkte vollkommen Recht. Wie viel iſt von Laupen, Murten und Grandſon geſprochen worden und wie Mancher glaubte aufrichtig, in der bloßen Erinnerung an vergangene Heldenzeiten ſelbſt ein Held zu ſein! — Ach, wir vergaßen, daß die Waffen in unſerm Vaterlande bald an ein Jahrhundert geruht, daß wir ſchon deßhalb jenem Volke nicht mehr gleichen, das einſt hier gehaust und ſich in jährlichen Fehden herumtummelnd auf dem Schlachtfelde eben ſo gut Beſcheid wußte, als daheim auf dem Acker oder in der Werkſtatt. Was konnte die Folge der Täuſchung ſein, als die bittere Enttäuſchung und in deren Geleite Mißmuth und Verzweiflung.“ —

„Und doch habt Ihr ſelbſt uns aus den letzten Gefechten einzelne Züge erzählt, die ſich würdig an die Thaten unſerer Väter anreihen, entgegnete der neben dem Offiziere Sitzende,

ein hoher, ſtattlicher Greis in einem dunkeln, halb bürgerlichen, halb kriegeriſchen Anzuge; könnt Ihr das in Abrede ſtellen, mein lieber General?"

„Das iſt auch meine Abſicht nicht, Euer Gnaden, erwiderte der Gefragte; was bliebe uns ſonſt noch zum Troſte übrig, wenn es nicht dieſe einzelnen Sternenblicke durch ſchwarze Wolken wären!" —

„Ich verſteh' Euch, General, erwiderte der Greis, es braucht manchen Sternenblick, um eine Wetterwolke zu erhellen, wie manche ſchöne That, um einen Mord aufzuwiegen. Mord — vor den Thoren der Stadt an einem der erſten Führer begangen; wer hätte ſich träumen laſſen, noch ſolche Tage erleben zu müſſen!"

„Erleben, aber nicht lange überleben," murmelte der General.

„Nicht überleben? fuhr der Andere fort; nein, wer wollte um eine trübe Winterſtunde geizen, wenn die lange, ſchöne Sommerszeit verloren gegangen; aber von der Hand ſeiner Mitbürger fallen, da der Feind im Angeſichte ſteht der Gedanke will mir das Herz erſticken."

„Ich fürchte, Ihr deutet den Tod des unglücklichen Oberſten zu ſchwarz, Herr Schultheiß, ſagte der Jüngſte von den Dreien; er iſt wohl nicht als Führer von der Hand ſeiner Untergebenen, er iſt als Opfer einer perſönlichen Rache gefallen."

„Es iſt ein ſchönes Vorrecht der Jugend, das ſchwache Alter in ſeinem Leid mit ihrer freundlichern Anſicht zu tröſten, wendete ſich der Schultheiß mit wehmüthigem Lächeln an ſeinen Nebenmann zur Linken; aber geht Ihr in dieſem Beſtreben nicht vielleicht weiter, lieber Hauptmann, als Euer ſcharfſichtiges Urtheil ſonſt geſtatten würde? Wenn auch perſönliche Rache die Hand des Mörders geführt, wie ich wohl annehme, ſo kann ich mir den ganzen traurigen Vorfall doch unter keinem andern Geſichtspunkte vorſtellen, als daß der arme Oberſt als Repräſentant

seines Standes, als Patrizier, durch den Volkshaß gefallen sei Jedes seiner Worte, die geringfügigste seiner Handlungen trug jederzeit so scharf den Stempel der Verhältnisse, in denen er geboren und in denen er sein Leben zugebracht, daß alle seine persönlichen Eigenschaften nur als klare Ausprägung seiner Standesansichten erschienen. Noch im Todeskampfe, als er mit der tödtlichen Kugel in der Brust vom Pferde gesunken war, streckte er sich auf dem blutigen Boden hin, wie auf einem Paradebette — die Arme fest über die Brust gekreuzt und die Brauen trotzig über dem drohenden Auge zusammengezogen. Seine Mörder wagten nicht, die Leiche zu berühren und schleppten als Siegeszeichen nur den Hut mit sich, der ihm im Gedränge vom Haupte gefallen war."

„Bei dem innigsten Bedauern über das beklagenswerthe Ende des Mannes, erwiderte der Hauptmann, tröstet mich die feste Ueberzeugung, daß unser Volk den Meuchelmord im tiefsten Grunde seiner Seele haßt und verabscheut."

„Der Himmel bewahre meine alten Tage vor dem Unrechte, eine ungegründete Anklage gegen unser Volk zu erheben, sagte der Schultheiß; wenn Mißtrauen und böse Leidenschaft Viele auf Irrwege führen — wer will den Stein gegen sie erheben? Haben wir nicht selbst die Schlange des Verraths am eigenen Busen gehegt und so dem giftigen Samen den Boden gelockert? — Wir nennen das Verhängniß so gerne räthselhaft und doch geht es immer die einfachen Wege, die schon eine uralte Weisheit angedeutet: Wen der Himmel verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

„Aber diese Blindheit ist für uns ein Vätererbtheil gewesen, das wir glaubten heilig halten zu müssen, sagte der General leise. Ich habe sie mit dem Feldherrenruhme meiner Ahnen überkommen, der in mir erlöschen wird!" — Die wohllautende Stimme erzitterte hörbar bei den letzten Worten und der Enkel

des Siegers von Laupen verhüllte mit dem Mantel das Antlitz, um den Kampf der schmerzlichen Gefühle zu verbergen, die seine Brust bestürmten.

Der Schultheiß ließ sein Auge mit einem langen wehmüthigen Blicke auf ihm ruhen, dann wendete er sich nach schweigendem Besinnen zu seinem jüngern Gefährten und fragte: „Erinnert Ihr Euch noch an die Worte, die Ihr mir im Marterthurme sagtet, Herr Hauptmann?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Als ich Euch fragte, was Ihr im Falle wieder erlangter Freiheit und Ehre thun würdet?"

„Ich habe die Worte im Danke über die hochherzige Weise, mit der Ihr einem Verfolgten Gerechtigkeit zu verschaffen wußtet, vergessen, gnädiger Herr, erwiderte der Hauptmann, und jetzt ist es wohl auch nicht die Stunde, sich deren auf's Neue zu erinnern."

„Für mich wenigstens doch, entgegnete der Schultheiß; Ihr gabt mir damals auf meine Frage zur Antwort: Ich würde mit meinem Volke für die Vertheidigung des Bodens, auf dem meine Wiege gestanden und in dem meine Väter ruhen, kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen; aber für Euere Institutionen und Einrichtungen werde ich nie einen Finger erheben. Ob sie jemals gut und zweckmäßig gewesen, sei dahin gestellt, jetzt haben sie nur noch den Zweck, die Kinder des gemeinsamen Vaterlandes in zwei Parteien zu scheiden, sie in ihrer Gesinnungsweise, in Sitten und Gewohnheiten sich so ungleich und fremd zu machen, daß sie in der Stunde der Noth einander nicht mehr als zusammengehörig erkennen werden. Das waren Euere Worte, Herr Hauptmann."

Der Schultheiß legte nachsinnend die Hand an die Stirne und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Es sind wenige Wochen vergangen und damals hielt ich diese Aeußerungen für

die Ausbrüche eines jugendlich ſchwärmeriſchen Gemüthes, das im Gefühle ungerechter Verfolgung ein Recht zu ſchwerer Anklage beanſpruchen konnte; heute ſtehen ſie mit furchtbarer Wahrheit als eine Prophezeihung vor mir, die ſchneller und trauriger in Erfüllung gegangen, als Ihr wohl ſelbſt erwartet habt, mein junger Freund."

„Iſt ein Theil meiner Befürchtungen wahr geworden, ſagte der Hauptmann bewegt, ſo bleibt mir dafür die ſchöne Pflicht, mein mit denſelben verbundenes Wort einzulöſen."

„Es iſt wohl eine ſchöne, heilige Pflicht, ſprach der Greis mit erhobener Stimme, und für Euch ſteht das alte Dichterwort: dulce est pro patria mori; aber die Götter beſchützen den, dem ſie den Blick in die Zukunft geöffnet, und werden als Sühnopfer nur das Blut derer fordern, die mit offenen Augen im Irrthum gewandelt. Möchten über ihren Gräbern Tage des Glückes emporſteigen!" —

Er erhob ſich langſam, um ſeinem Begleiter wie zur ſtummen Beſiegelung ſeiner Worte die Hände entgegen zu reichen. Der Hauptmann mußte von dem mächtig beherrſchten Schmerze erſchüttert, der wie das zitternde Beben eines ſterbenden Glockentones durch des Schultheißen Stimme klang, das Geſicht zur Seite wenden, er fühlte, daß ſich ihm unaufhaltſam Thränen in die Augen drängen wollten; aber bei dieſer Bewegung bot ſich ihm plötzlich ein Anblick dar, der ſein Blut erſtarren machte. Kaum fünf Schritte entfernt ſtreckte ſich hinter dem Stamme einer alten Tanne, deren Aſtzweige dicht auf einander gedrängt bis auf den Boden niedergingen, geräuſchlos und vorſichtig ein Gewehrlauf hervor, deſſen Mündung zuerſt ſich unſicher bewegte, dann mit feſter Ruhe nach dem Schultheißen zielte. Der Hauptmann ſtieß einen dumpfen Schrei aus, ſich mit gewaltigem Sprunge auf das meuchleriſche Werkzeug ſtürzend; aber kaum hatte ſeine Hand daſſelbe berührt, als durch das Gezweige ein

heller Schein aufflammte und ihn mit ſprizenden Funken überſchüttete. Durch den wirbelnden Rauch hindurch glaubte er die hohe Geſtalt des Schultheißen wanken zu ſehen und ſprang mit dem Ausrufe: „mein Gott — mein Gott, gnädiger Herr!“ zurück, um ihn mit beiden Armen aufzufangen.

Auf den Knall des Schuſſes eilten die Offiziere, die ſeitwärts auf- und niedergegangen, ebenfalls herbei, mit lautem Rufen die Gruppe umdrängend, während der Schultheiß ſich auf den Hauptmann gelehnt mit todbleichem Angeſicht vorwärts beugte; aber im Augenblicke richtete er ſich wieder empor, ſchaute langſam umher und ſagte: „Es iſt nichts, Kinder — ein plözlicher Schreck, der ſchon wieder vorübergegangen.“ Dann ſezte er ſich, das Geſicht mit ſeinem Mantel verhüllend, wieder auf den Eichenſtamm.

In der erſten Beſtürzung hatte Niemand daran gedacht, dem Meuchelmörder nachzuſezen und als jezt die Offiziere nach der Seite hineilten, woher der Schuß gekommen, war er im Dunkel verſchwunden, wie ein Schatten verſchwindet, wenn das Licht, das ihn geworfen, ausgelöſcht wird. Kein Geräuſch, keine Bewegung des Gebüſches verrieth die Spur eines lebenden Weſens in der Nähe und die Schildwachen, die tiefer im Walde in weitem Umkreiſe aufgeſtellt waren, riefen ſich gegenſeitig leiſe an, was der Schuß zu bedeuten habe. Auch von ihnen war weder vor noch nach demſelben etwas Verdächtiges bemerkt worden.

So fanden ſich die von fruchtloſer Bemühung Zurückkehrenden mit beſtürzten Geſichtern allmählig wieder an dem Feuer zuſammen, als die Straße herab ſcharfer Hufſchlag erklang und auf keuchendem Roſſe ein Offizier heranjagte. Er brachte die Nachricht, daß die Franzoſen die Vorſchläge der neuen proviſoriſchen Regierung für unbefriedigend erklärt und die Feindſeligkeiten daher jede Stunde wieder beginnen werden. Bei dieſer Botſchaft erhob ſich der Schultheiß, der bisher regungslos und

ſchweigend dageſeſſen und rief, ſein Schwert emporhebend, mit mächtiger Stimme: „Dem Herrn ſei gedankt, ſo wird uns wenigſtens noch ein Tag vergönnt, den Jammer und die Schmach des heutigen auszutilgen.“

Den Worten des heldenmüthigen Greiſes, über deſſen Haupt ſo eben noch der Tod geſchwebt, antwortete lauter Beifallruf, dann folgten raſch ertheilte Befehle, warmer Händedruck und kurzes Abſchiedswort und in wenigen Minuten ſprengte der größere Theil der bisher am Feuer Verſammelten nach verſchiedenen Richtungen in die Nacht hinaus. —

Zwei von ihnen ſchlugen am Waldrande die Straße linkerhand ein und ritten in ſcharfem Trabe dem Dorfe Urtenen entgegen. Obwohl Mitternacht nahte, brannte das Licht in allen Häuſern und da und dort ſchallte der eintönige Geſang von Pſalmen oder andern geiſtlichen Liedern auf die Straße heraus; die beiden Reiter achteten jedoch, jeder in ſeine Gedanken verloren, wenig auf dieſes fromme Thun und bemerkten nicht einmal, daß ſich ihnen an einem der letzten Häuſer ein Dritter anſchloß, der nur ein paar Schritte hinter ihnen drein trabte. Er war in einen langen dunkeln Mantel gehüllt, deſſen hoher Kragen faſt den Kopf überragte und ihm kaum den nöthigen Raum zum Sehen und Athmen offen ließ; aber obwohl ſein Pferd ermüdet ſchien, ſtrengte er ſich an, den beiden Andern möglichſt Schritt zu halten und in ihrer Nähe zu bleiben. Endlich, als ſie bereits dem Walde zuritten, der ſich wie eine hohe ſchwarze Mauer vor ihnen erhob, mußten ſie ihn bemerkt haben und der Eine rief ihm ein lautes „Wer da!“ entgegen. „Gut Freund, Herr Hauptmann! antwortete der Unbekannte, ſein Thier neben dasjenige des Anrufers vorgehen laſſend; wenn Ihr erlaubt — wir haben eine Strecke den nämlichen Weg vor uns.“

„Ihr ſcheint mich zu kennen, erwiderte der Hauptmann, indem er ſein Pferd wieder ſchärfer antraben ließ, doch könnt' ich

das Nämliche von Euch nicht ſagen. Die Nacht iſt finſter und Ihr habt Euch warm zugedeckt."

„Ich kenn' auch bloß Euern militäriſchen Grad, entgegnete der Fremde, und dieß ſelbſt erſt ſeit einigen Minuten. Der Lichtſchein im Dorfe drinnen ließ mich Euere Uniform unterſcheiden."

„Da müßt Ihr ein ſcharfes Auge haben, ſagte der Hauptmann, den Unbekannten mit feſtem Blicke fixirend; ich dächte, der Mantel würde jedes Unterſcheidungszeichen unſichtbar machen."

„Er wurde Euch im ſcharfen Ritte zurückgeweht, entgegnete der Andere ruhig; ich ſah die goldene Achſelſchnur Euch über die Bruſt herabhängen."

Der Hauptmann ließ ſeine Hand am Mantel niedergleiten und fand dieſen bis auf den Sattel herab feſt zugeknöpft, ſo daß er weder über Bruſt noch Schultern eine Oeffnung gelaſſen haben konnte. „Hört, Freund, ſagte er deßhalb, als ſie den Waldrand erreicht hatten, die Zeiten verlangen Vorſicht und Ihr werdet mir daher ohne Umſchweife ſagen, wer Ihr ſeid und was Euch noch ſo ſpät auf die Straße führt. Der Sprache nach zu ſchließen, ſeid Ihr nicht in der Gegend zu Hauſe."

„Nun denn, erwiderte der Fremde, ſein Pferd anhaltend, ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Hauptmann."

„An mich? Von wem?" —

„An Euch; aber er iſt auch nur für Euch beſtimmt und ich muß Euch daher bitten, mir etwas näher zu kommen; Ihr ſeht, ich habe keine Waffe zur Hand."

Ueberraſcht und neugierig ritt der Hauptmann ein paar Schritte vor und beugte ſich vom Sattel zu dem Fremden hinüber. „Hört, begann dieſer mit leiſer aber nachdrücklicher Stimme, Ihr geht auf falſchen Wegen, guter Freund; kehrt augenblicklich um und reitet nach Bern, wenn Ihr das Fräulein von Holligen noch einmal ſehen wollt — morgen iſt's zu ſpät."

„Was ſagt Ihr da? rief der Hauptmann, was wißt Ihr von dem Fräulein? Was ſollt' ihr für eine Gefahr drohen?

„Eine Gefahr, vor der Ihr ſie nicht ſo leicht bewahren werdet, wie vor einer Stunde den Schultheißen, raunte der Unbekannte; denkt an Amiel!" — Mit dieſen Worten rutſchte er vom Pferde herunter und kugelte wie ein Igel zuſammengerollt in den Straßengraben. „Was iſt das, rief der Hauptmann überraſcht vom Sattel ſpringend und ſich auf die dunkle Maſſe in dem Graben ſtürzend, wer hat dir von der Gefahr und Rettung des Schultheißen geſagt, Burſche?"

„Der Teufel, antwortete es aus dem Gebüſche zurück, der morgen Euern Schatz holen wird." —

Die ganze Scene war ſo raſch vorübergegangen, daß der Begleiter des Harptmanns, der einige Schritte zurückgeblieben war, eben erſt zur Stelle kam, als dieſer den leeren Mantel des Unbekannten aus dem Graben zog. Er feuerte ohne langes Beſinnen ſeine Piſtolen in das Gebüſch, aber der Knall war noch nicht verhallt, als es weit ſeitwärts rief: „Spart das Pulver, Junker, und folgt meinem Rathe, Herr Hauptmann."

Die Beiden ſahen ſich durch die Dunkelheit ſchweigend und betroffen an, bis der Hauptmann endlich ärgerlich murmelte: „Der Teufel — ich glaube ſelbſt, ein Beſſerer iſt nicht im Spiele, Junker."

„Wenn es aber der Höllenfürſt ſelbſt geweſen iſt, entgegnete der Lieutenant in gleichem Tone, ſo wag' ich zu behaupten, daß ſeine Majeſtät ſehr ſchlecht beritten waren; bei meiner Ehre, das Thier ſteht da, wie ein lebensmüder Karrengaul."

„Ich denke, bei näherer Betrachtung wird es auch nicht viel anders ſein, ſagte der Hauptmann, auf das Roß des Unbekannten, das geduldig ſtehen geblieben, zutretend; für einmal ſind weder Sattel noch Zügel da, ein einfacher Strick hat den Dienſt der letztern verſehen."

„So wird das Räthſel auch bald gelöst ſein, rief der Junker; der Burſche iſt ein Roßdieb, der das Thier während der ſingenden Andacht der Leute drinnen im Dorfe geſtohlen hat und da ſind wir ihm in die Quere gekommen. Laßt ſehen, welchen Weg es einſchlägt.“ Er ließ ſeine Reitpeitſche mit leichtem Schlage auf den Rücken des Roſſes niederfallen, das ſich in der That ſofort langſam wendete,. um gemächlich nach dem Dorfe zurückzutrotten.

Obwohl der Hauptmann mit dieſer Erklärung wenig befriedigt war, würde es dennoch unnütz geweſen ſein, für jetzt eine befriedigendere zu ſuchen. Der Menſch konnte in Nacht und Wald nicht verfolgt werden und ſein ſonderbares Thun gab den Vermuthungen ſo vielen Spielraum, daß vielleicht die unwahrſcheinlichſte der Wahrheit am nächſten kam. Aber gerade das war es, was den Hauptmann am meiſten beunruhigte; der Unbekannte hatte ſeine Gedanken und Gefühle an der Seite angefaßt, wo ſie in dieſem Augenblicke am wenigſten Widerſtand zu leiſten vermochten.

So ſtand er lange, den linken Fuß in den Bügel geſtellt, in Gedanken verloren neben ſeinem Pferde, als ob er den Sattelſchwung vergeſſen hätte, bis er ſich ſelbſt ein lautes, aber hörbar mit mühſamer Stimme hervorgeſtoßenes „Vorwärts!“ zurief. Er warf den Mantel des Unbekannten haſtig hinter ſich und begann dann raſch den Wald abwärts zu reiten; aber ſo ſchnell er ritt, die quälende Unruhe blieb nicht zurück. Wie, ſprach es in ihm, wie hat der Fremde meine geheimſten Gedanken errathen, die mich wie finſtere Dämonen verfolgen, ſeit ich weiß, daß Adelaide wieder im Hauſe ihres Vaters iſt? War er doch vielleicht von ihr geſchickt und werd' ich dieſe Furcht nicht los, weil ſie auch ihr Herz mit Grauen und Entſetzen erfüllt? — Und warum ſollte es nicht ſo ſein? — Ja, wenn wir unterliegen, wenn der gewiſſenloſe Böſewicht mit dem ſiegreichen

Feinde nach Bern käme — Ordnung und Sicherheit sind dahin — ihre Freunde todt, gefangen, zerstreut und der Vater in dem einsamen Schlosse hülflos darnieder liegend! — „Barmherziger Himmel, seufzte er laut, den Schweiß von der Stirne trocknend, der Gedanke könnte mich wahnsinnig machen."

„Was sagt Ihr, Herr Hauptmann?" fragte sein Begleiter leise.

„Ich? erwiderte Rudolf, über den Ton der nahen Stimme erschrocken, ja wohl — Ihr seid es, Junker — wißt Ihr, wer Euern armen Bruder ermordet hat?"

„Der Schultheiß hat mir auf dem Wege nach dem Grauholz mitgetheilt, der Judenbube habe den Schurken Amiel genannt, antwortete der Junker mit gepreßter Stimme. Armer Albert; es soll noch ein Unbekannter dabei gewesen sein. Meine Cousine hatte den schwarzen Verräther schon lange im Verdachte."

„Hat sie Euch gesagt, warum?"

„Sie hat mir manche dunkle Andeutung gegeben, wenn der Vater in seinen Fieberträumen nach dem Herrn v. Amiel rief und ihn um Verzeihung für vermeintliches Unrecht bat, erwiderte der Junker wehmüthig, aber bei ihrem Kummer mochte ich nicht weiter in sie dringen. So viel konnt' ich wohl verstehen, daß der schändliche Franzose ihr nachgestellt."

„Und hat sie nie davon gesprochen, daß er zurückkehren und dann mit Gewalt erzwingen könnte, was ihm durch List und Verbrechen früher nicht gelungen ist?"

„Nein, das hat sie nicht, sagte der Junker langsam; aber wie meint Ihr das, Herr Hauptmann, der Mörder und Verräther dürfte sich nach Bern zurückwagen?"

Herr Rudolf gab keine Antwort und trieb sein Pferd zu raſcherm Laufe an. Er mochte seine Befürchtungen nicht aussprechen vor dem jungen Begleiter; aber sollte auch Adelaide die

Augen verschließen vor der entsetzlichen Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, und nicht daran denken, daß der Feind mit einem Schlage vor ihrer Thüre stehen könnte? Es fing an zu schwindeln in seinem Kopfe und er fühlte, daß sich die immer steigende Angst seiner schreckenvollen Vorstellungen wie ein lähmendes Gift durch seine Glieder ergoß. Am Rande des Waldes angelangt, mußte er sein Pferd anhalten, um das wilde Chaos seines Kummers zur Ruhe zu bringen, es war ihm, als ob das nachtbedeckte Feld vor seinen Blicken wie eine wogende See auf- und niedersteige.

So lange er nur die Scheidewand der Geburt und bürgerlichen Stellung zwischen sich und seiner Liebe aufgethürmt gesehen, hatte er sich mit dem Muthe der Entsagung in sein Loos gefügt, der seine Hoffnung immer noch auf den Wechsel der Dinge stellt; sagte ihm doch das eigene Herz, daß Adelaide aus Liebe zu ihrem Vater ihm wohl entsagen, aber nie die Treue brechen werde. Er hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß der stolze Schloßherr sie nur seinetwegen, zur Strafe ihres Antheils an seiner Befreiung und um jede Verbindung mit ihm unmöglich zu machen, auf so geheimnißvolle Weise aus dem Hause entfernt habe; jetzt war diese Täuschung mit einem Male verschwunden. Die Nachrichten, welche ihm der Wachtmeister gestern über ihre Heimkehr gebracht, hatten ihm deßhalb nur kurze Freude gewährt, da er im Augenblicke überdachte, daß sie bei einer unglücklichen Wendung des Krieges nun erst dem Verfolger, vor dem sie geflohen, hülflos in die Hände fallen könnte; doch hatte er gehofft, es werde sich immer noch Zeit und Gelegenheit zu schützenden Vorkehren finden lassen, auch wenn die neu angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Frieden führen sollten. Jetzt aber war diese Hoffnung durch den raschen Gang der Dinge vereitelt; seine Befürchtungen durch die Mittheilungen des Schultheißen über die Aussagen des Judenbuben zu pein-

voller Unruhe gesteigert und nun noch diese nächtliche Botschaft, die bei allem verdächtigen Geheimniß, das sie umgab, nur allzurichtig die grauenvolle Gefahr angedeutet hatte. Bin ich nicht ein Thor, mein Leben fruchtlos für eine Sache in die Schanze zu schlagen, die schon Tausende verlassen haben und dadurch auch sie, dir Alles für mich gewagt und gethan, schutzlos dem Verderben preiszugeben? Ist es nicht meine heiligste und erste Pflicht, sie vor dem Verruchten, an dessen Händen das Blut ihres Verwandten klebt, in Sicherheit zu bringen, bis ihre natürlichen Beschützer ihr wieder beizustehen vermögen? Und am Ende handelt es sich nicht auch um den Sturz der verwerflichen Verhältnisse, denen wir Beide zum Opfer gebracht werden sollten? —

Diese Gedanken waren mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf gefahren und ohne daß er's bemerkte, hatte sich das Pferd umgewendet und einige Schritte nach dem Walde zurückgethan. „Was habt Ihr, Herr Hauptmann, rief der Junker leise, seht Ihr etwas?"

„Ja, den höllischen Versucher, erwiderte Herr Rudolf nach einigem Besinnen; aber kommt, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren." Er drehte das Pferd um und setzte ihm die Sporren ein, daß es wie ein losgelassener Falke in das Feld hinausschoß. Sie hatten dasselbe noch nicht durchritten, als sich die Nacht erhellte und unter dem Klange der Sturmglocken rings von den Höhen die rothen Feuersäulen der Hochwachten emporstiegen.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Als die Beiden in ſcharfem Ritte die Höhe vor Fraubrunnen erreichten, hörten ſie im Dorfe Trompeten ſchmettern, weiter die Straße hinab und zur Rechten gegen Burgdorf hin rollte zwiſchen dem Sturmgeläute Trommelwirbel. „Ich glaube wahrhaftig, rief der Lieutenant, unſere Kanoniere blaſen zum Aufſitzen; am Ende wären die ohne uns ausgerückt"

„Das nun wohl nicht, erwiderte der Hauptmann; aber ich habe ihnen ſchon am Abend die Weiſung zugehen laſſen, die Pferde abzufüttern und ſich beim erſten Alarmzeichen in Marſchbereitſchaft zu ſetzen." — Dieſer Befehl wahr getreulich vollzogen. Als die Offiziere in den Schloßhof einritten, ſaßen die Fuhrleute bereits in den Sätteln, die Mannſchaft ſtand auf ihren Poſten neben den Feldſtücken und die Unteroffiziere hielten ihre Roſſe an den Zügeln, zum Aufſitzen bereit. In einer Viertelſtunde rollte die Batterie dumpfdröhnend zum Dorfe hinaus. Ungefähr tauſend Schritte jenſeits desſelben ſteigt die Straße eine ſanfte Anhöhe hinan, auf welcher, von einer mächtigen Linde überdacht, ein ſchmuckloſer Denkſtein ſteht. Eine alte Inſchrift, die er trägt, erzählt, wie im Jahr 1375 vom Elſaße her ein wildes Kriegsvolk, ſeiner hohen Eiſenhüte wegen die Gugler genannt, mit Sengen und Brennen in's Land gekommen ſei; aber zur Stelle mit Gotteshülfe in blutiger Schlacht ſeinen Untergang

gefunden habe. Hier befahl der Hauptmann Halt zu machen, während er ſelbſt mit dem Junker die Straße weiter ritt.

Die Kanoniere ſtanden in leiſen Geſprächen an ihren Stücken und ſchauten mit klopfendem Herzen in die Nacht hinaus. durch die mit immer dunklerer Gluth die Hochwachten niederleuchteten und mit immer wilderem Klange die Sturmglocken erſchallten. Vor ihnen und zur Linken ſtreckten ſich im Feuerſchein dunkle Waldungen dahin, während zur Rechten in der Tiefe ein grauer Duft über der Gegend ſchwamm, der den gewundenen Thalgründen der Emme folgte.

Der Wachtmeiſter lehnte an dem Denkſteine und dachte an die Stunde, da ihm hier die Tochter des Kirchmeyers von den Guglern erzählt. Damals hatte er ungläubig geſcherzt über ihr Verſprechen, ebenfalls in den Kampf zu ziehen, wenn die Franzoſen kämen, wie die Frauen des Dorfes in alten Zeiten gethan; aber jetzt lag die Erinnerung an dieſe Worte wie eine dumpfe Laſt auf der Seele, die ihm den Athem beengte und kalten Schweiß auf die Stirne trieb. Er blickte lange unverwandt nach dem Hauſe des Kirchmeyers, das am Rande der Anhöhe lag und mit einem matten Lichtſcheine herüberſchimmerte; dann ſtreckte er beide Arme aus, murmelte ein leiſes „wie Gott es will“ und ging langſam hinter den aufgeſtellten Geſchützen herum, den Belper-Fritz aufzuſuchen.

Dieſer ſaß auf einer Laffette in leiſem Geſpräche mit Ruedi, der dem Wachtmeiſter ſchweigend die Hand entgegenreichte und ſich entfernte. „Warum geht er, fragte Chriſten, hab ich euch geſtört?“

„Nein, einfältige Geſchichten, erwiderte Belper-Fritz mit der Hand über die Augen fahrend, er hat mir Grüße an Vater und Mutter aufgetragen und ſie ſollen nicht trauern um ihn, wenn er nicht mehr heimkehre.“

„Das kann Jeder dem Andern auftragen, ſagte der Wachtmeiſter ernſt; aber Keiner weiß, wer's ausrichten wird.“

„Das denk' ich auch, aber auf alles Zureden ſchüttelt er den Kopf und meint, er habe ja lange genug gelebt, um das Sterben nicht zu fürchten.“

„Wer weiß, ſprach der Wachtmeiſter langſam vor ſich hin, vielleicht wünſcht am Abend noch Mancher, es hätte ihn ſtatt eines Andern getroffen.“

„Nun, beim Himmel, rief Belper-Fritz von der Laffette aufſpringend, jetzt fängſt du das nämliche Lied an, das Ruedi geſungen hat. Nichts da – jetzt iſt keine Zeit dazu. Aber Eines muß ich dir doch ſagen, fuhr er nach einem Augenblicke leiſer fort, auch der Hauptmann will mir heute nicht recht gefallen: haſt du nicht bemerkt, wie bleich er war, als er mit dem Junker ankam? Und in ſeinen Augen lag etwas, das ich ſonſt noch nie darinnen geſehen habe.“

„Es kam mir ſelbſt ſo vor, erwiderte der Wachtmeiſter; er iſt wohl müde und wird den ganzen Tag und die Nacht wenig vom Sattel gekommen ſein.“

„Nein, das iſt es nicht, ſchüttelte Belper-Fritz den Kopf, mich wundert's nur, ob ihm der Junker nicht ſchlimmere Berichte von ſeiner ſchönen Baie gebracht hat, als du geſtern.“

„Da du gerade darauf kömmſt, ſagte der Wachtmeiſter nach einigem Beſinnen, ſo will ich dir noch etwas erzählen, Fritz, obwohl mir die Mutter verboten hat, es jetzt ſchon zu thun; aber ich weiß ja doch nicht, ob ich's ſpäter noch kann und am Ende haſt du bei der Marterthurmgeſchichte ebenſowenig gefragt, ob es blutige Köpfe für uns abſetzen könnte, als ich ſelbſt.“

„Nun, was werd' ich hören,“ rief Belper-Fritz neugierig.

„Ich habe dir geſagt, ich wiſſe nicht, wo unſer Fräulein die Zeit über geweſen ſei und warum es daheim fortgegangen —“

„Und du weißt es?“

Der Wachtmeiſter nickte bedächtig mit dem Kopfe. „Höre nur, fuhr er fort; das Fräulein hatte von jeher einen Abſcheu vor dem Marquis, es fühlte ihm an, daß er ein Spitzbube ſei. Der gnädige Herr aber war anderer Meinung und wollte ihn ſogar zum Tochtermann haben, vielleicht bloß um unſern armen Hauptmann aus dem Felde zu ſchlagen. Gleichviel; am Morgen nach der Nacht, da dieſer freigeſprochen wurde, kam es im Schloſſe zu harten Worten, ich glaube faſt zu noch mehr und der gnädige Herr ſchwur im Zorne hoch und heilig, daß er nun erſt mit der ganzen Macht des väterlichen Anſehens auf die Seite des Marquis treten wolle, bis er ſeinen Willen erfüllt ſehe. Das Fräulein klagte ſeine Noth meiner Mutter und dieſe war ſchnell entſchloſſen. Sie brachte es in der nächſten Nacht heimlich zu ihrer Schweſter, die mit ihrem Manne, dem alten Bannwart, hinterm Gurten droben haust, und dort hat ſich das Fräulein die ganze Zeit als Bauernmädchen verkleidet verborgen gehalten, ohne daß eine Seele davon erfahren hätte."

„Na, da ſeh' mir Einer die Weiber, rief Belper-Fritz, und der Hauptman wußte nichts davon?"

„Gerade ſo viel wie du und ich, ſagte der Wachtmeiſter; meine Mutter gab das nicht zu; aber wacker hat ſie ſich doch für das bekümmerte Fräulein bemüht. Den ganzen Tag lief ſie um Nachrichten und ſchickte unſern alten Sepp nach allen Himmelsgegenden unter dem Vorwande, Korn zu kaufen — weißt du, er ſuchte uns ja ein paar mal ſelbſt in unſern Quartieren auf. Und was ſie am Tage erfahren, das trug ſie jede Nacht getreulich nach dem Waldhauſe hinauf. Als am Freitage das erſte Gerücht von der Verrätherei des Marquis nach Bern kam, nahm ſie ein paar Dublonen in die Hand, ging mit denſelben friſch auf's Rathhaus und hatte die Wahrheit erfahren, noch bevor ſie allen Herren vom Regimente ſelbſt bekannt geworden. Das war die froheſte Botſchaft, die ſie auf den Berg bringen konnte,

und im Augenblicke ward die Rückkehr in's Schloß beſchloſſen, da nun der falſche Mann, der zum Feinde übergegangen, nicht mehr zu fürchten war. Meine Mutter und das arme Fräulein wußten noch nichts von dem Unfalle, der den gnädigen Herrn betroffen hatte."

„Nun, bei meiner Treu, ſagte Belper-Fritz, jetzt könnt' ich dem Marquis ſeinen Schurkenſtreich bald nachſehen, da er damit den Frauen einen ſo guten Dienſt geleiſtet; denn ohne das möchten deine Mutter und das Fräulein doch ſchwere Noth bekommen haben, wenn der Oberſt die Geſchichte endlich entdeckt hätte."

„Das denk' ich auch, erwiderte der Wachtmeiſter, aber meine Mutter beſinnt ſich nicht lange, wenn einmal die Noth am Manne iſt. Ich möcht' nur, daß der ſaubere Marquis mir ein wenig zwiſchen die Finger käme — ich wollt' die Rechnung ausgleichen."

„Oh, der wird ſich hüten, rief Belper-Fritz; aber horch, was iſt das?"

„Sie ſchießen — es iſt hinterm Schaluner-Walde; Gottlob, daß doch der Morgen kommt."

Die Kanoniere horchten unruhig auf das Feuer, das ſich abwärts gegen Solothurn von Minute zu Minute lebhafter erhob und die Wälder mit einem dumpfen Tojen erfüllte. Noch ſtanden ſie allein auf dem dämmernden Felde, aber zu ihrer Rechten und im Rücken erſchallte in kurzen Pauſen Trommelwirbel, oder auch ein verworrenes Geſchrei, und mit dem lichter werdenden Morgen begann ſich das Feld allmälig mit Truppen und Landſturmſchaaren zu bedecken. Doch auch der Lärm des Kampfes kam mit bedenklicher Schnelligkeit näher, und als der Hauptmann und der Lieutenant die Straße heranſprengten, ergoſſen ſich bald hinter ihnen aus dem Walde flüchtige Schaaren, die wie ein austretender Strom in verſchiedenen Richtungen das Feld überſchwemmten. Kaum einige Minuten ſpäter erſchien

unter Trommelſchlag und lautſchallendem Geſange die Spitze einer feindlichen Kolonne am Waldrande. Der Wachtmeiſter warf noch einen ängſtlichen Blick nach einer Landſturmſchaar, die ſich vom Hauſe des Kirchmeyers langſam über das Feld heranbewegte, bückte ſich dann auf die erſte Pièce nieder und horchte mit einer Empfindung ſüßen Grauſens dem krachenden Knalle, der den Boden erſchütterte.

Der Morgen war mild und die Lüfte ſchienen in banger Erwartung ſich nicht regen zu dürfen. Dem erſten Kanonenſchuſſe folgte auf allen Seiten das Knattern des Kleingewehrfeuers, deſſen Rauch das Feld in kurzer Friſt mit einem undurchdringlichen Nebel bedeckte. Da und dort ſtürzten in denſelben dichtgedrängte Haufen, denen ein wildes Geſchrei folgte, das vom Handgemenge zuſammenprallender Schaaren Zeugniß gab; aber das Geſchrei verſtummte wieder und aus dem Nebel tauchten nur noch einzelne Geſtalten hervor, die rückwärts nach dem Walde oder Dorfe hinliefen.

Die Kanoniere ſelbſt brachen ſich mit ihren ſauſenden Kugeln eine lichtere Bahn, auf der ſie ihr Ziel zu erkennen vermochten, doch mehr als einmal mußten ſie das Feuer einſtellen, um nicht die ſich vorüberwälzenden Haufen der eigenen Leute niederzuſchmettern, und hatten dieſe den Platz geräumt, ſo war er auch im Augenblicke von dem herandringenden Feinde eingenommen. „Ich will dich ablöſen, Wachtmeiſter, rief der Hauptmann, der eine Weile nachdenklich das Feld überſchaut hatte, indem er vom Sattel ſprang; reite ſchleunig zu den Schützen hinüber, die dort droben am Walde ſtehen, und ſage ihnen, daß ſie ſich augenblicklich hier herabziehen, ſonſt werden wir niedergeritten. Siehſt du dort?“ — Der Wachtmeiſter warf einen Blick über das Feld hinab, wo ſich am lichtern Saume der Rauchwolke ein dunkler Reiterſchwarm zuſammenzog und jagte dann in geſtrecktem Laufe den Schützen entgegen.

Wie wacker indeſſen ſein Roß ausgriff, fand doch hie und da eine Stückkugel Gelegenheit, in ſeiner Nähe einzuſchlagen und ihn mit aufgewühlter Erde zu überſchütten; er mußte ſich ſelbſt wundern, daß ihm dieſe ungebetenen Gäſte nicht größern Reſpekt einflößten — er konnte ſich unter dem toſenden Lärm kaum vorſtellen, daß ſie von Eiſen ſeien und die ſchwächſte noch ſtark genug, ein Menſchenleben für immer zur Ruhe zu bringen. „Hoffentlich werden die unſrigen beſſere Geſchäfte machen und nicht ſo nutzlos im leeren Felde herumfahren", ſagte er, mit unwillkürlichem Wohlgefallen auf die Schläge hörend, die unabläſſig, wie zuſammenhängende Donner, aus ſeiner Batterie aufkrachten. Aber noch hatte er den Wald lange nicht erreicht, als ein unerwarteter Anblick ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab. Die Schützen nämlich, die er in's Blachfeld herabholen ſollte, zogen ſich eilfertig in's Gebüſche zurück, um aus demſelben hervor ein lebhaftes Feuer zu eröffnen, und als der Wachtmeiſter nach der Urſache dieſer Bewegung um ſich blickte, ſah er mit Schrecken am jenſeitigen Waldrande die Spitze einer feindlichen Kolonne heraufmarſchiren.

„Wir werden umgangen, rief er erſchrocken, indem er das Roß wieder herumwarf, und die Schützen dort ſind verloren für uns;" aber auch hinter ihm ſchien ſich die Scene in der kurzen Zeit bedenklich verändert zu haben. In der Thaltiefe jenſeits der Batterie, welche die Luft noch fortwährend mit Donner und Blitz erſchütterte, zog ſich der Rauch und Lärm des Kleingewehrfeuers bereits in langen Streifen nach dem Dorfe hin — zum ſichern Zeichen, daß das berniſche Fußvolk dort zurückgedrängt worden ſei; diesſeits ſtanden nur noch einzelne Landſturmhaufen die in unſichern Bewegungen hin- und wieder zogen. Während der Wachtmeiſter mit klopfendem Herzen nach einem dieſer Haufen blickte, an deſſen Spitze ein alter Mann in dunkler Kleidung marſchirte, bewegte ſich durch die Rauchwolke ein langer Schat-

ten heran, zuerſt verworren und undeutlich, aber in wenigen Augenblicken klarer und beſtimmter, wie eine in Bewegung gerathene finſtere Mauer, über die ein hellrothes Dach hinwegliefe. Es waren die ſchwarzen Huſaren des Feindes mit den rothen Roßſchweifen an den Helmen, die jetzt mit der Schnelligkeit einer jagenden Meute gegen die Landſturmhaufen heranſprengten. „Vater — Anna!“ ſchrie der Wachtmeiſter mit bebender Stimme, und ohne klar zu wiſſen, was er wollte oder that, drückte er ſeinem Roſſe die Sporren in die Flanken, daß es mit ſtäubenden Hufen den feindlichen Reitern entgegenſtürzte. —

Chriſten war ſpäter nicht im Stande, zu erzählen, was ihm von dieſem Augenblicke an im Einzelnen begegnet war — es ſchien, als ob die Erinnerung an *einen* Gegenſtand das Gedächtniß für die andern Vorgänge ausgelöſcht habe. Es ſchwebte ihm nur noch dunkel vor, daß die erſten Feinde, auf die er ſtieß, vor der Wucht ſeines Anpralles auseinanderſtoben oder von den Roſſen ſanken und er ſich plötzlich im dichteſten Getümmel befand, das ſich um einen mit blutigem Todesmuthe kämpfenden Landſturmhaufen zuſammengedrängt hatte. Da rief ihm eine durchdringende Stimme: „Chriſtian, Chriſtian!“ und als er mit den Blicken dem Rufe folgte, ſah er Anna mit hochgeſchwungener Waffe im wildeſten Gewühle ſtehen; ihr Geſicht war bleich wie das Antlitz einer Leiche, aber ihre ſonſt ſo milden Augen funkelten, und das gelbe Haar rollte in aufgelösten Wellen wie ein Feuerſchein auf die Schultern herab. „Anna, ich komme,“ ſchrie der Wachtmeiſter zurück, und der nächſte Franzoſe, der den Säbel nach ihm ſchwang, ſank taumelnd vom Sattel hinab; aber jetzt war auch die Tochter des Kirchmeyers dem Blicke verſchwunden, und als Chriſten mit der Anſtrengung eines Verzweifelten zur Stelle gelangte, wo ſie geſtanden, lehnte ſie, das blutige Haupt zur Seite geneigt, über zwei Leichen hingeſunken, die hart neben einander, wie auf einen Schlag gefällt, am Boden lagen.

Es waren Vater und Schweſter, die der Sterbenden vorangegangen. Der Wachtmeiſter ſtieß einen wilden Schrei des Entſetzens aus, und im nämlichen Augenblicke fiel ein Schlag über ſeinen Kopf, der ihn mit ſchwindelnden Sinnen vom Pferde ſtürzte; es wurde Nacht vor ſeinen Augen, und es war ihm, als ob ſich das wilde Getöſe um ihn in weite dämmernde Fernen verlöre. Doch noch einmal, bevor es ganz ſtille ward, drang ein ſcharfes ſchrilles Klingen an ſein Ohr. Dann ſank er, von einem dumpfſchmerzlichen Stoße geſchoben, langſam über einen jähen Abhang in nächtliche bodenloſe Tiefe nieder. —

Er kam mit ſo hartem Falle zu Boden, daß er meinte, der Kopf müſſe ihm zerſchmettert ſein und haſtig verſuchen wollte, den brennenden Schmerz mit der Hand zuſammenzupreſſen; aber er war nicht im Stande, dieſelbe emporzuheben, und es kam ihm vor, ſie werde mit Gewalt feſtgehalten. Er ſtrengte ſich an, die Augen zu öffnen, vor denen röthliche Schatten auf- und niederſchwammen, mit hellen ſtechenden Lichtern heranfuhren und dann langſam in eine dunkle Geſtalt zuſammenfloſſen, aus der endlich das beſorgte Geſicht des Belper-Fritz hervorſchaute. „Was iſt das, fragte der Wachtmeiſter aufathmend, als er bemerkte, daß ſeine Hand von ſeinem Kameraden feſtgehalten wurde — wo bin ich, Fritz?“

„Gottlob, daß dich das wieder Wunder nimmt, rief ſein Begleiter; ich fürchtete bald, du werdeſt gar nie mehr darnach fragen. Sei nur ruhig, du ſitzeſt feſtgebunden auf einem Proxwagen; aber wie iſt's dir denn — biſt du ſchwach?“

„Der Kopf brennt mich, erwiderte der Wachtmeiſter langſam; aber um Gotteswillen — wo ſind wir, das dort iſt doch nicht Fraubrunnen?“

„Nein, ſagte Belper-Fritz ernſt; es iſt Urtenen.“

„Wir ſind auf dem Rückzuge?“ —

Fritz nickte mit dem Kopfe und deutete mit der Hand ſchweigend über die Straße zurück, auf der zerſtreute Haufen heraneilten und zu beiden Seiten über das Feld dahinliefen. Weiter rückwärts krachten Kanonenſchüſſe und der Wachtmeiſter ſah, wie eine Schaar ſeiner Kameraden ſich vor zwei Feldſtücke geſpannt hatten, welche Andere mitten im Laufe luden und mit einem augenblicklichen Halte losfeuerten. Er wollte bei dieſem Anblicke beſtürzt von ſeinem Sitze herabſpringen; aber vor ſeinen Augen begannen wieder dunkle Schatten hin und her zu ſpielen, zwiſchen denen plötzlich das todtbleiche Antlitz Anna's von Fraubrunnen hervorſchwebte. Er ſank zurück, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, während er mit bebender Stimme rief: „Nun weiß ich's wieder — ſie iſt todt, ich bin zu ſpät gekommen."

Er ſaß eine Weile ſchweigend, ohne auf die tröſtenden Worte ſeines Kameraden zu achten, bis er endlich die Hände von den Augen ſinken ließ und leiſe fragte: „Haſt du ſie geſehen, Fritz?"

„Du mußt dich tröſten, antwortete der Gefragte mit trübem Blicke; ſie ſind mit vielen Andern den gleichen Weg gegangen; es wird mancher fehlen beim nächſten Appell."

„Sie ſind todt — und ich, wie komm' ich hieher?"

„Davon magſt du freilich wenig wiſſen, erwiderte Belper-Fritz; am Beſten wird dir's der Hauptmann erzählen können. Nachdem uns zwei Stücke in einem Augenblicke zuſammengeſchoſſen wurden und wir von allen Seiten verlaſſen waren, befahl er den Rückzug, ſprengte aber plötzlich das Feld hinab, einem Haufen Huſaren entgegen. Ich und Ruedi ritten ihm nach und kamen gerade noch dazu, um zu ſehen, wie er einem der Roßſchweife, der noch zuletzt Stand halten wollte, vom Sattel half. Der ſteigt nicht wieder in den Bügel — ſieh, er ritt den Schimmel, der neben dir angebunden geht; dich aber fanden wir in der Nähe unter deinem Braunen liegend, der auch kein neues Eiſen mehr nöthig hat. Wenn wir nur bald am Grauholze

wären — hörſt du, wie ſie dort draußen ſchon wieder über Verrätherei ſchreien?"

Der Wachtmeiſter hörte den wilden Lärm und fragte dann ängſtlich nach dem Hauptmann und Ruedi, die er nirgends erblicken könne.

„Der Hauptmann iſt mit dem Junker dort hinten an der letzten Kanone, erwiderte Fritz; du magſt ihn vielleicht nicht erkennen, weil er ſeinen Hut nicht trägt — ſieh' der iſt's, der ein weißes Tuch um den Kopf gebunden hat."

„Iſt er verwundet?"

„Nicht bedeutend — behauptet er; ein Huſarenhieb."

„Und Ruedi?"

Belper-Fritz fuhr mit der Hand über das Geſicht und hob ſie dann langſam in die Höhe. „Er iſt zu Mädeli gegangen, wie er ſchon lange erwartet hat. Was iſt's weiter — bei Fraubrunnen liegen an den verlorenen Geſchützen bei zwanzig von unſern Kameraden; aber lebendig iſt den Franzoſen keiner in die Hände gefallen."

„Halt den Wagen an, Fritz, ſagte der Wachtmeiſter, ich will in den Sattel ſteigen und bis an's Grauholz vorausreiten — ich könnte jetzt den Knall der Geſchütze noch nicht in der Nähe ertragen, ohne daß mir ſchwindlich würde. Es wird beſſer werden, wenn ich einen Augenblick niederliegen ann. Am Rande des Waldes will ich warten auf euch — grüße den Hauptmann und die Kameraden; auf Wiederſehen!"

Belper-Fritz, über die unruhige Haſt, mit der dieſe Worte geſprochen waren, mißtrauiſch, wollte Einwendungen machen; aber Chriſten deutete mit der Hand ſchweigend nach den Kanonen zurück, die ihr Feuer hartnäckig fortſetzten, beſtieg mühſam den franzöſiſchen Schimmel und begann durch das Getümmel vorwärts zu reiten.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Als der Wachtmeiſter durch das Gewirr und Gedränge der Flüchtenden gegen das Grauholz herankam, ſah er die Straße am Eingange des Waldes zu beiden Seiten von einem Verhaue geſchützt, hinter dem die Mündungen einiger Feldſtücke hervorblickten. Weiter rückwärts waren Truppen und Landſturmhaufen in geordneten Reihen aufgeſtellt, den letzten Kampf zu wagen, der dem Falle des einſt ſo ſiegesſtolzen Bern vorangehen ſollte. Der todtmüde Reiter wendete ſich dem Waldrande entlang zur Seite, um in dem erſten menſchenleeren Gebüſche, das er erreichte, an Leib und Seele ermattet vom Sattel zu ſinken. Es war dumpf und nächtig in ihm, als ob er auf dem Grunde tiefer Waſſer läge, die mit brauſendem Toben über ihm weggingen und jeden Willen, jedes Begehren in ihren Wirbeln fortſpülten. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, und ſein einziger Wunſch war, die Augen ſchließen zu können, um ſie nie wieder öffnen zu müſſen. Der ferne Lärm wurde vor ſeinen Ohren immer ſchwächer und ſchwächer und endlich kam es ihm vor, es ſei nur das Rauſchen des Mühlbaches, der an ſeinem Kämmerlein auf die ſtillſtehenden Räder niederfalle. Das Geſicht in das feuchtkalte Moos gedrückt, verſank er in einen Schlaf, der auch den letzten ſeiner Wünſche erfüllen zu wollen ſchien — ein Schlaf, der wohl das Sprudeln einer weniger kräftigen Lebensquelle unvermerkt mit dem endloſen Schweigen des Todes zuge-

deckt hätte, nun aber ebenso unmerklich die verschütteten Rinnen wieder öffnete und an's Licht führte.

Das Erste, was der Schläfer wieder empfand, war ein dumpfer Druck, als läge eine schwere Last auf seiner Brust, die ihm den Athem zu benehmen drohte. Noch schlaftrunken wollte er sich auf die Seite wenden, aber der Druck von oben hinderte ihn daran, und als er mit Mühe die schweren Lider aufschlug, sah er hart vor seinen Augen sich eine dunkle Gestalt bewegen. Er strich mit der Hand über das Gesicht, um das Traumbild wegzuwischen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und die Gestalt trat nur um so deutlicher hervor, je heller des Erwachenden Blicke wurden. Es war ein großer Bursche in einem schmutzig blauen und mannigfach geflickten Soldatenrocke, der, rittlings auf dem Wachtmeister sitzend, seinem Gesichte den Rücken zukehrte. Dabei war er eifrig bemüht, mit beiden Händen in den Taschen des am Boden Liegenden herumzuwühlen, und jetzt stieß er ein fröhliches unverständliches Gemurmel aus, als er einen Geldbeutel hervorzog, den er mit behaglicher Zufriedenheit von einer Hand in die andere fallen ließ, um sein Gewicht zu prüfen oder sich an dem hellen Klange seines Inhaltes zu ergötzen. „Ein Franzose, fuhr es durch Christen's Gedanken, der sich plötzlich mit schreckhafter Deutlichkeit erinnerte, wie er hieher gekommen und zugleich auf den verworrenen Lärm horchte, der weiter rückwärts durch den Wald erscholl, „ein Franzose, der dich ausplündert und vielleicht für todt hält." Er blickte zur Seite, wo er seinen Schimmel angebunden hatte, aber der war verschwunden, und an dem jungen Tannenstämmchen hing nur noch ein kleines Stück des Lederriemens — der Entführer schien sich nicht die Mühe genommen zu haben, ihn loszubinden, und hatte den Knoten, wie Alexander, mit dem Schwerte gelöst. Mit um so langsamerer Behaglichkeit setzte der Bursche sein Geschäft fort, der sich den Wachtmeister selbst zum Sitze gewählt, und eben

begann er mit den Fingern auf die Schäfte der kurzen Reitſtiefel zu klopfen, offenbar um ihre Solidität zu prüfen, als er unverſehens wie eine niederfahrende Bombe durch das Gebüſch geſchleudert wurde, daß die Zweige knackten. Von der Wucht des gewaltigen Stoßes getrieben, kollerte er, wie ein Igel zuſammengerollt, über das Bord des Markgrabens, der den Wald vom Felde ſchied, in's Freie, wo er mit dem erſten Athem, den er wieder gewann, ein gellendes Hülfsgeſchrei erhob. Es möchte ihm jedoch wenig geholfen haben, wenn die Aufmerkſamkeit ſeines ſo unerwartet vom Tode entſtandenen Verfolgers nicht plötzlich eine andere Richtung genommen hätte.

Als dieſer am Waldrande erſchien, um den weiter als beabſichtigt war, fortgeſchnellten Plünderer wieder einzufangen, ſah er kaum zwanzig Schritte vor ſich einen Haufen wild und zerlumpt ausſehender Geſellen, die mit dem Ausziehen einiger zuſammengeſchleppter Todten oder Verwundeten beſchäftigt waren; daneben ſtand ein Mann in Offiziersuniform, bei deſſen Anblick ſich das Geſicht des Wachtmeiſters mit dunkler Gluth bedeckte. Er ließ ſein Opfer unbeachtet am Boden weiter rutſchen und ſtarrte unbeweglich auf die Erſcheinung, als wäre ihm ein Geſpenſt erſchienen, bis ſeinem Munde mit bebender Stimme der Ausruf „Amiel“ entfuhr. — „Es ſcheint Euch Freude zu machen, mich ſo unerwartet hier zu ſehen, Herr Wachtmeiſter, rief ihm der Offizier entgegen; möge es von langer Dauer ſein.“ Damit zog er eine Piſtole aus der Halfter, hielt ſie an die Wange, und als der Schuß krachte, folgte dem Knalle ein höhniſches Gelächter nach. Die hohe Geſtalt des Wachtmeiſters hatte ſich auf den Boden vorgebeugt und ſchien unſicher hin- und herzuſchwanken, als ob ſie nicht mehr die Kraft habe, ſich emporzurichten; aber noch bevor der Franzoſe durch den ſich langſam verziehenden Rauch den Ausgang deutlich erkannte, bäumte ſich ſein Roß wiehernd empor und riß ihn ſich über-

wälzend zur Erde nieder. „Schade, rief der Wachtmeiſter, der ohne eine andere Waffe als ſeine kurze Klinge, einen mächtigen Stein geſchleudert hatte, doch ein Schurke wie du wird ſeinen Lohn immer noch finden.“ Damit hob er ſeinen Hut auf, den ihm die Piſtolenkugel vom Kopfe geworfen, und ſprang in das Gebüſch zurück.

Die ganze Scene war eben ſo raſch vorübergegangen, als ſie unerwartet gekommen war, und die Marodeure begannen ihre Schüſſe dem Gegner erſt nachzuſenden, als er bereits wieder den Waldgraben überſprungen hatte. Was ſie im rechten Augenblicke verſäumt, glaubten ſie nun durch ein wildes Geſchrei, mit dem ſie nach dem Gebüſche liefen, wieder gut machen zu ſollen; aber zu einer ernſten Verfolgung durch das Dickicht ſchienen ſie keine Luſt zu haben und kehrten deßhalb bald wieder zurück, um ihrem Herrn unter dem geſtürzten Pferde hervorzuhelfen. Er hatte keine erhebliche Verletzung davongetragen, aber ein krampfhaftes Zucken flog über ſein Geſicht, als er den Stein näher beſichtigte, mit dem der Gegner das Thier niedergeworfen. Er war von nicht viel geringerem Umfange, als der zerſchmetterte Kopf des Pferdes ſelbſt, der Herrn v. Amiel zum Schilde gedient hatte. —

Unterdeſſen lief der Wachtmeiſter mit immer haſtigeren Schritten den Wald aufwärts, auch nachdem der Lärm ſeiner Verfolger weit hinter ihm geblieben und endlich gänzlich verſtummt war. Er fühlte in Folge der genoſſenen Ruhe ſeine Glieder von neuer Kraft durchſtrömt, aber mit jedem Schritte, den er vorwärts that, kam eine ſchwerere Bangigkeit über ſeine Seele. Das ungeſtörte Treiben der Marodeure am Eingange des Waldes war ein hinlänglicher Beweis, daß die feindliche Hauptmacht ſiegreich vorgedrungen, und in der That ſchien ſich der Kampf bereits jenſeits in's Freie hinausgezogen zu haben, obgleich die Wipfel junger Tannen von der Erſchütterung ein-

zeiner Kanonenſchüſſe ſich noch unabläſſig hin- und herbewegten. „Wo wird mein Hauptmann, wo werden meine Kameraden ſein, rief der Wachtmeiſter vor ſich hin, und was müſſen ſie von dir halten, wenn ſie dich nach überſtandener Gefahr wieder friſch und geſund antreffen werden?“ — Er blieb bei dieſer Vorſtellung einen Augenblick ſtille ſtehen und er fühlte, daß ihm eine heiße Gluth in die Wangen ſtieg; „aber nein, nein — ſchüttelte er den Kopf, ſeinen Lauf wieder fortſetzend, ich erinnere mich noch deutlich, daß ich kaum mehr im Stande war, das Roß anzubinden, bevor ich auf das Moos niederfiel — es wäre doch nicht gegangen; arme Anna!“ — Der Name war kaum ausgeſprochen, als der Eilfertige ſtolperte und vor ſich niederſchauend die Leiche eines Mädchens erblickte, die blutbedeckt vor ſeinen Füßen lag. Mit einem leiſen Ausruf des Schreckens bückte er ſich nieder, um ihr in das Antlitz zu ſchauen; die Züge waren ihm unbekannt; aber die hellblauen Augen, die unbeweglich und ſtarr zwiſchen den halbgeöffneten Lidern lagen, ſchienen ihn mit ſo tiefer Trauer anzublicken, daß ſich ſeine eigenen Augen unmerklich mit Thränen füllten. So blieb er eine lange Weile über die Todte hingebeugt, bis er ſich endlich wieder erhob und laut ausrief: „Jung geſtorben iſt wohl geſtorben — es iſt noch nicht Abend, Chriſtian!“

Das war nicht der letzte Anblick ſolch trauriger Art, der ihm auf ſeinem Wege begegnete. Als er ſich von der Mitte des Waldes an mehr der Straße näherte, lagen die Todten bald ſo dicht wie Garben auf dem Erntefeld, bunt durcheinander Männer und Frauen, Freund und Feind, wie ſie der blutige Zufall eben zuſammengebettet. Es ging dem Wachtmeiſter ein kaltes Grauen über das Herz in dieſer ſtummen Geſellſchaft der Waldeinſamkeit, durch die nur da oder dort eine gebückte Geſtalt wankte, als ſuche ſie etwas, das ſie zu finden fürchtete. Chriſten ſelbſt eilte, ohne weiter um ſich zu blicken, vorwärts, als ob

auch hinter ihm das Schrecken vor ſolchem Finden herjage, und nur auf kurze Augenblicke hielt er an, um auf den immer ſchwächer werdenden Lärm des Kampfes zu horchen. „Ich komme zu ſpät, rief er, als er ſich dem Rande des Waldes näherte, unſere Zwölfpfünder ſchweigen ſchon lange und das Kleingewehrfeuer kann nur von einzelnen zerſtreuten Haufen herrühren.“ — Seine Befürchtung war nur zu wohl begründet. In's Freie gelangt, ſah er die feindlichen Maſſen in ungeſtörtem Aufmarſche die Straße nach der kleinen Thalſenkung hinabziehen, während dunkle Tirailleurſchwärme und leichte Reitergeſchwader bereits die jenſeitige Anhöhe hinanjagten und die vereinzelten Haufen der zerſprengten Bernertruppen vor ſich hertrieben.

„Mein Hauptmann, meine Kameraden, klagte Chriſten mit ängſtlichen Blicken die wirren Knäuel der Flucht und Verfolgung durchforſchend, ſoll ich euch nicht mehr finden, oder muß ich euch hinter den Gebüſchen ſuchen, wo ſo Viele zum letzten Mal gefunden werden können?“ — Er blickte zweifelhaft um ſich, ob er vorwärts gehen oder umkehren ſolle, als wie zur Antwort auf ſeine Frage eine Stimme ſeinen Namen rief und ihm am Waldrande herauf ein Mann in der Uniform ſeiner Kompagnie entgegenlief. Es war ein Trompeter, der fröhlichſte Burſche unter ſeinen Kameraden, der den Mund faſt nur zu einem Scherze oder luſtigen Liede öffnete; aber jetzt war ſein Geſicht von Pulverdampf geſchwärzt, und ſeine Stimme zitterte, als er, dem Wachtmeiſter beide Hände entgegenſtreckend, ſagte: „Dem Himmel ſei Dank — wir alle glaubten dich heute früh zum letzten Mal geſehen zu haben; der Belper-Fritz konnte ſich nicht tröſten, daß er dich allein fortreiten ließ.“

„Wo iſt er, rief der Wachtmeiſter erfreut und zugleich über das Ausſehen ſeines Kameraden erſchreckt, wo ſind die Andern und der Hauptmann?“

„Wenn wir den Weg da links um die Papiermühle gehen

und uns die verdammten Rothſchwänze nicht zuvorkommen, ſo werden wir ſie wohl antreffen, entgegnete der Trompeter, ſie marſchiren alle miteinander Muri zu."

„So komm, komm, ſagte Chriſten, indem er raſch zu gehen anfing; aber warum biſt du nicht bei ihnen geblieben?"

„Es hat mir Einer geſagt, mein Vater liege da droben im Walde, lautete die leiſe Antwort, und da bin ich hingegangen, ihn zu ſuchen."

„Und haſt du ihn gefunden?"

Der Trompeter nickte langſam mit dem Kopfe. Nicht weit von da — er hat jetzt überwunden.

Der Wachtmeiſter hielt von dem dumpfen Schmerze, der in dieſen Worten lag, ergriffen die Schritte an und ſagte: „Armer Jörg, du mußt dich drein fügen, wie wohl noch viele Andere; aber komm zurück — wir wollen die Leiche holen und ſie dort in das Haus hinabtragen. Die Deinigen können ſie dann morgen holen — es wird ein Troſt für ſie ſein, wenn auch ein trauriger."

„Nein, nein, komm nur vorwärts, erwiderte der Trompeter, dem große Thränen aus den Augen ſchoſſen, er liegt wohl da droben. Er hat meinen jüngern Bruder, den kleinen Heinrich im Arm, der auf Oſtern fünfzehn Jahre alt geworden wäre."

Chriſten nahm ſeinen Kameraden bei der Hand, ohne eine Antwort zu geben. Er empfand an ſich ſelbſt, daß ein auch noch ſo theilnehmendes Troſtwort aus fremdem Munde den Schmerz nie erreicht, der in die innerſten Tiefen der Seele niederſteigt und dieſe die tröſtende Kraft allein aus ſich ſelber ſchöpfen muß. So ſchritten ſie lange ſchweigend den von einſamen Häuſern und Hecken unterbrochenen Abhang hinunter, um auf der andern Seite wieder aufwärtsſteigend die Hochfläche zu gewinnen, die ſich in breiter Ebene links und rechts bis an die ſteilen Karufer hindehnt. Von feindlicher Verfolgung blieben ſie unbeläſtigt.

Die Franzoſen zogen im Schnellſchritte die Heerſtraße und entſandten ihre Plänkler und leichten Huſaren nach beiden Seiten nur ſo weit, als zur Deckung des Marſches nöthig war. Es galt ihnen vor Allem, den Rathhausplatz von Bern zu erreichen, den noch nie ein Feindesfuß betreten hatte.

Als die beiden Flüchtigen die ſchmale Thaltiefe erreicht hatten und nun etwas langſamer die Anhöhe hinanſtiegen, fragte der Wachtmeiſter, auf das Grauholz zurückdeutend, leiſe: „Iſt mancher von unſern Kameraden da drüben zurückgeblieben?“

„Genau kann ich's nicht ſagen, erwiderte der Trompeter, doch mögen immer noch ſiebenzig Mann bei dem Hauptmann ſein; aber unſere ſchönen hellen Pfeifen ſind alle dahin!“

„Alle? rief der Wachtmeiſter; um Gotteswillen, wie iſt das hergegangen?“

„Wie ſoll ich's dir erzählen, ſagte der Trompeter, es geht mir noch Alles wie ein Wirbelwind im Kopfe herum. Als wir in's Grauholz kamen, hatten wir noch zwei Kanonen, mit denen wir an der erſten Biegung des Weges außerhalb des Wirthshauſes Poſten faßten; indeſſen traf bald Befehl ein, daß eines der Stücke ſich links ab am Waldrande aufſtellen ſolle, um das Moos gegen Jegenſtorf hin zu beſtreichen. Der Hauptmann that es ungern, doch gab er nach und die Hälfte von uns zog mit dem Junker und Belper-Fritz auf die Wieſe hinab – ich war mit dabei. Eine Weile ging es ganz prächtig, die Huſaren hatten Reſpekt vor uns und wagten ſich nicht auf das Moos herein; aber plötzlich waren wir von einem Schwarm Grenadiere umringt, die durch das Gebüſch heranſchleichend unſere Bedeckung umgangen hatten. Den Augenblick wird Keiner vergeſſen, denk' ich, und wenn er hundert Jahre alt würde. Ein Offizier faßte den Junker, der eben das Geſchütz richtete, am Arme und ſchrie ihm zu: Ihr ſeid gefangen; aber er hatte das Wort noch kaum ausgeſprochen, als ihn der Belper-Fritz ſchon hoch überm Kopfe

ſchwang und wie einen leichten Spreuerſack auf die Köpfe ſeiner Grenadiere zurückſchleuderte. Jetzt begann ein Hoſenlupf, wie ihn noch kein Oſtermontag auf der Schanze in Bern geſehen hat. Glücklicherweiſe waren wir ſo dicht an einander, daß die Franzoſen weder von Gewehr noch Bajonnet Gebrauch machen konnten und von den Unſern hat glaub' ich Keiner den Säbel gezogen. Herrgott — ich ſelbſt ſchlug drein, wie ſich's eben traf und doch mußt' ich dabei immer auf den Belper-Fritz ſchauen. Unterm linken Arm trug er den Junker, den ein Stoß beſinnungslos niedergeworfen hatte, während die rechte Fauſt auf- und niederfuhr wie der Hammer in einer Hammerſchmiede, und bei jedem Schlage einem der Weißhoſen das Blut aus Mund und Naſe ſchoß. So kamen wir durch; aber die Kanone war verloren. Es waren ihrer wenigſtens zehn gegen Einen von uns."

„Und der Junker, fragte der Wachtmeiſter mit einem leiſen Seufzer, der mehr dem Verluſte ſeines Antheiles an dem Strauße, als der verlornen Kanone galt — ſteht es gefährlich mit ihm?"

„Ich glaub' es nicht, erwiderte der Trompeter, Belper-Fritz hielt ihn im Arme, wie die Mutter ein krankes Kind, und als er endlich die Augen wieder aufſchlug, fing Fritz an zu jauchzen und lachen wie närriſch, während ihm doch die hellen Thränen in den Augen ſtanden."

„Braver Kamerad, ſagte der Wachtmeiſter nachdenklich vor ſich hin; aber wie ging's unterdeſſen bei der Kanone des Hauptmanns?"

„Als wir zurück kamen, fuhr der Trompeter fort, pfiff ſie noch luſtig über die Straße hin und fegte weg, was ſich um die Ecke herumwagen wollte; aber unſere Leute waren ſchon auf beiden Seiten zurückgedrängt und faſt im nämlichen Augenblick flog unſer Munitionswagen in die Luft und wurde die

Laffette von einer Kugel zerſchmettert. Da wälzte der Hauptmann die Röhre in den Straßengraben und rief uns zu: „Nun können wir gehn, Kameraden — unſere Arbeit iſt hier abgethan.“ —

Unter dieſer Erzählung hatten die Beiden die Ebene erreicht, hinter deren Rande die Thürme und Häuſer der Stadt aufſtiegen. Landſtürmer und Soldaten flohen nach allen Richtungen auseinander. Jeder, wie es ſchien, auf ſich bedacht, ohne ſich um den Nachbar zu bekümmern; da und dort knallten hinter Bäumen und Hecken noch vereinzelte Schüſſe hervor, aber von geordnetem Zuſammenhalten war nirgends eine Spur mehr zu erblicken. Der Trompeter hielt einen Augenblick an, die troſtloſe Verwirrung überblickend; dann rief er, mit der Hand das Feld aufwärts deutend: „Sieh' dort, das ſind die Unſerigen — daß Gott erbarm, noch die einzige Schaar, die zuſammenhält!“

„Du haſt Recht, entgegnete der Wachtmeiſter, bei dem Anblicke von Stolz und Schmerz zugleich ergriffen; aber was mögen ſie dort machen, ſie halten an dem Hauſe und ziehen einen Wagen aus der Scheune.“

„Vermuthlich für den Schultheißen, ſagte der Trompeter; denn der Junker iſt ſchon vor unſerm Abmarſche nach der Stadt zurückgebracht worden.“

„Für den Schultheißen, ſagſt du, rief der Wachtmeiſter, iſt der beim Hauptmann?“

„Ach ja, das weißt du nicht, erwiderte der Trompeter; der alte Herr ſtand nicht weit hinter unſerer Kanone auf einem Baumſtamme, von aller Welt verlaſſen und von Kugeln umſauſt. Der Hauptmann rief ihm zu, herabzukommen, aber er ſchüttelte den Kopf mit den langen weißen Haaren und deutete auf den Boden, als ob er warten wolle, bis er dahin gelegt werde. Es war die höchſte Zeit, daß wir hinliefen und ihn mit Gewalt fortführten; denn kaum hatte ihn der Hauptmann am

Arme gefaßt, als hinter dem Gebüſch hervor ein Franzoſe anſprengte, der ſich auf ihn werfen wollte. Den haben wir aber gepackt — er wird auch dort droben mitmarſchiren."

„Komm, ſagte der Wachtmeiſter bewegt, ich möchte den edlen Herrn auch noch ſehen." —

Als die Beiden in eiligem Laufe ihre Kameraden erreichten, hatte der Schultheiß bereits das offene Wägelein beſtiegen, und ſo miſchte ſich die Freude des unerwarteten Wiederſehens mit der Wehmuth eines ſeltſamen Scheidens, das mehr als alle Worte den mächtigen Wechſel der Zeiten und menſchlicher Schickſale vor Augen ſtellte. „Die Wege ſind ſchwer zu wandeln, die das Leben mich alten Mann noch führen will, ſagte der Schultheiß, mit feuchten Augen auf ſeine Begleiter ſchauend; aber euer Anblick, meine Kinder, gibt mir Kraft das Schwerſte zu tragen und den Reſt meiner Tage, den ihr dem Tode entriſſen, mit neuem Muthe dem Dienſte unſeres Vaterlandes zu weihen. Vor wenigen Wochen ſtandet ihr mir als Uebertreter des Geſetzes gegenüber und heute habt ihr mein Leben mit euern Leibern gedeckt und ſeid die Letzten, die auf dem Schlachtfelde zuſammenſtehen. Ich erkannte es damals wohl, es war die nämliche Treue, die euch den Gehorſam brechen ließ, die euch heute durch Kampf und Noth geführt hat. Mag das alte Geſetz untergehen, das neue wird nur ſegensreich, wenn dieſe Treue über ihm wacht, die in euern Herzen wohnt. Ich gehe voran, folgt mir nach, und ſollten wir uns nicht wieder ſehen, ſo nehmt den Segen eines grauen Mannes, dem der Himmel ſeine Irrthümer verzeihen wird um der Liebe willen, die er zu dieſem ſchönen Lande ſeiner Väter und ſeines Volkes im Herzen trägt." Bei dieſen Worten richtete ſich der Greis höher empor und rief, beide Hände gegen die ferne Stadt erhebend: „Und du, mein geliebtes Bern, einſt mein Stolz und jetzt mein Kummer, lebe wohl; der Herr der Heerſchaaren halte deine Hand über dir!"

Er ſank auf ſeinen Sitz zurück und beugte das Haupt tief auf die Bruſt herab, um die Thränen zu verbergen, die über ſeine Wangen fielen. Zwei Kanoniere, die in der obern Gegend zu Hauſe waren, ſtiegen ſchweigend auf den Vorderſitz und das Wägelein rollte von zwei kräftigen Pferden gezogen in das Feld hinaus. Die Kanoniere ſchauten ihm mit entblößten Häuptern nach, bis es um die Ecke des nahen Wäldchens verſchwunden war; dann ſchlugen ſie in Reih und Glied marſchirend und den gefangenen Franzoſen in der Mitte führend den Weg nach dem nahen Dorfe Muri ein, um hier eine kurze Raſt zu halten.

Es lag im Plane der berneriſchen Führer, nach dem Verluſte der Hauptſtadt ſich in das leicht zu vertheidigende Oberland zurückzuziehen, wohin ſchon früher die zu einem verzweifelten Gebirgskriege nöthigen Mittel und Vorräthe geſchafft worden waren. Dahin hatte ſich vom Grauholze aus der Obergeneral auf den Weg gemacht und dahin waren auch die Kanoniere im Begriffe, dem Schultheißen nachzufolgen; aber kaum hatten ſie Muri erreicht, als die Schreckenskunde anlangte, daß der General in Münſingen, zwei kleine Stunden weiter aufwärts von wüthenden Soldaten und Landſtürmern ermordet und ſein Gefolge zerſtreut worden ſei.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Mit der Ermordung des Generals war der letzte Hoffnungsſchimmer auf Fortſetzung des Kampfes für die Selbſtſtändigkeit des Landes in blutige Nacht verſunken und es blieb

dem Hauptmanne nichts mehr übrig, als ſeine Getreuen zu entlaſſen, damit Jeder wenigſtens das eigene Haus vor der Unbill des fremden Kriegsvolkes ſchützen möge. Aber ein ſchwerer, herzbewegender Abſchied war es, als die Kameraden, immer noch vom Staub und Dampf der Schlacht bedeckt, Einer nach dem Andern herankam, dem Hauptmann die Hand zu reichen und Keiner ſich viele Mühe gab, die Thränen zu verbergen, die in den Augen blinken wollten! — „Wir haben miteinander unverzagt dem Tode in's Angeſicht geſchaut, laßt uns nun in treuem Zuſammenhalten ebenſo unerſchrocken dem Leben in's Auge ſchauen. Der Himmel hat eine ſchwere Prüfung über uns verhängt; denn wenn ein Volk ſeine Heimat nicht mehr zu ſchützen vermag, ſo iſt auch ſein Glück und Weh in die Hand des Fremden gegeben. Drum ſtiften wir einen feſten Bund, daß Keiner von uns ſelbſt dieſem Fremden dienſtbar werde und wenn Einer in Noth kommen ſollte, ihm die Andern mit Rath und That beiſpringen, wie es Brüdern anſteht. Wir ſind das nicht nur uns, wir ſind es den Kameraden ſchuldig, die der Tod an unſerer Seite niedergeworfen hat. Und nun noch einmal, lebt wohl, der Himmel geleite euch."

Bald war von der ganzen wackern Schaar nur noch der Hauptmann mit dem Wachtmeiſter und Belper-Fritz zurückgeblieben, denen nach kurzer Friſt zahlreiche Flüchtlinge von der Stadt her Berichte brachten über Gewaltthaten und Mißhandlungen, die von herumſtreifenden Franzoſen an einzelnen Soldaten und Offizieren begangen würden. Es war ein Troſt für ſie, daß der Heimweg all ihre Kameraden nach den obern Gegenden führte, die noch von keinem Feinde gefährdet waren; aber für den Hauptmann und den Wachtmeiſter wäre es unter dieſen Umſtänden nutzloſe Verwegenheit geweſen, auf der unſichern Heerſtraße nach der Stadt oder nach Holligen zurückkehren zu wollen und ſie beſchloſſen daher, zuerſt den Belper-Fritz über die

Aare heim zu begleiten, um dann am Abend auf der andern Seite des Fluſſes nach Hauſe zu gelangen.

Der Hauptmann hatte nun noch über den gefangenen Franzoſen zu verfügen, der bei der Ankunft in einem beſondern Gemache des Wirthshauſes eingeſchloſſen worden war. Ihn länger der Freiheit zu berauben, konnte von keinem Nutzen ſein; aber grauſam wäre es geweſen, ihn auf die von kampferhitzten Soldaten und flüchtenden Landſturmhaufen angefüllte Straße zu ſtellen, zumal der Fremde keines deutſchen Wortes mächtig ſchien. Herr Rudolf gab ihm daher den ſchön gearbeiteten Degen mit dem Rathe zurück, ſeiner eigenen Sicherheit wegen in dem Gemache abzuwarten, bis ſeine Landsleute anlangen und ihn von jeder gefährlichen Begegnung erlöſen würden. Der Gefangene, ein ſtattlicher Mann, mit großen, ſchwarzglänzenden Augen, die ſeinem Geſichte einen kühnen und zugleich klugen Ausdruck verliehen, dankte in herzlichen Worten für die erwieſene Vorſorglichkeit und begleitete dieſen Dank mit dem Wunſche, daß dem Hauptmann ein fröhliches Wiederſehen all ſeiner Lieben beſchieden ſein möge. Er ſprach dieſe Worte mit einem ſo eigenthümlichen Anklange der Stimme, daß Herr Rudolf ihm unwillkürlich und betroffen in's Geſicht ſchauen mußte; es war ihm, als hätte er den Ton dieſer Stimme ſchon einmal gehört, als wäre ihm dieſelbe ſchon einmal mit bedenklichen Worten nahe getreten; aber nein, er hatte dieſe Züge noch nie geſehen und die traumhafte Erinnerung verlor ſich in ein verworrenes Sinnen über das ſeltſame Abenteuer, das ihm die vergangene Nacht im Walde hinter Urtenen begegnet war. Er befahl dem Wirthe, für die Sicherheit des Gefangenen Sorge zu tragen und machte ſich dann mit ſeinen Kameraden auf den Weg, durch den Wald der Aare zu.

Der milde Märznachmittag neigte ſich bereits gegen Abend, als die Drei das einſame Moos durchſchritten, über das ein Fuß-

weg von der Aare nach Belp, der Heimat Fritzen's, hinanführte. Die Gegend lag still und freundlich in die in's Thal fallenden Schatten gehüllt, als wären diese Wälder und Felsen nicht erst vor wenigen Stunden noch von dem Echo des Schlachtgetöses erfüllt gewesen; aber für den Krieg bildet ein Strom, über den der Nachen in den Tagen des Friedens mit so behaglichem Schaukeln trägt, rasch eine scharfe Grenzscheide, und so hatte auch der Fährmann erzählt, daß sich auf dieser Seite des Flusses noch kein Franzose gezeigt habe. Das war eine gute Botschaft, die wohl hoffen ließ, daß der Hauptmann und der Wachtmeister unter dem Schutze der Nacht ungefährdet nach Hause gelangen könnten. Gleichwohl blieb der Erstere düster und schweigsam und schien mit dem näher kommenden Abend von einer immer steigenden Unruhe vorwärts getrieben zu werden. Im elterlichen Hause des Belper-Fritz vermochte ihn kein Zureden und Bitten länger zu halten, als bis die erste Dämmerung niedersank, wie ungerne er auch die Freude der guten Mutter störte, die nun betrübt an den brodelnden Töpfen stand, welche sie, glückselig über die Heimkehr des Sohnes und zu Ehren seiner Gäste, an's Feuer gestellt hatte. Mit dem Versprechen, sich sogleich nach seiner Ankunft in der Stadt um das Befinden des Junker Lieutenants zu erkundigen und dem wackern Gefährten darüber Nachricht zu geben, schritt er mit dem Wachtmeister in die dunkelnde Nacht hinaus.

Es war ein stiller, einsamer Weg, den die Beiden zu gehen hatten. Zur Linken der im Abendwinde wachwerdende Wald mit seinem geheimnißvollen Rauschen, zur Rechten in der Tiefe das weite, öde Moos mit dem Flusse, über dem sich leichte Nebel in seltsamen Gestalten auf- und niederbewegten. Von der Höhe des jenseitigen Ufers erklang aus weiter Ferne ein halbverlorner Trommelschlag, wie eine müde Erinnerung an den in Nacht versinkenden Kampftag; sonst war es still weitum und bald

ſchritten auch die beiden Wanderer ſchweigend neben einander her, in tiefes Sinnen verloren. Den Wachtmeiſter führten ſeine Erinnerungen hinüber nach Fraubrunnen an dem einſamen Hauſe des Kirchmeyers vorbei auf das Feld hinaus, wo drei Leichen ſtarr und bewegungslos ſich umſchlungen hielten, während die Gedanken des Hauptmanns mit wachſender Bangigkeit um den Schloßthurm ſchweiften, der aus den Wieſengründen von Holligen emporſteigt. All die Befürchtungen, die im Lärme des Tages nur vereinzelt und flüchtig an ihm vorübergeſtreift, ſammelten ſich jetzt zu einem ſchwarzen Schwarme zuſammen, der unglückverkündend wie eine Rabenſchaar ſein Haupt umſchwirrte und ihn von Minute zu Minute mit eiligern Schritten vorwärts trieb. Manchmal blieb er einen Augenblick ſtehen, um den kalten Schweiß von der Stirne zu trocknen, ohne zu bemerken, daß ſich mit demſelben auch das Blut ſeiner Wunde vermiſchte, deren Verband von der ſtarken Bewegung loſe geworden war. Er ging dann einige Schritte langſamer und ſuchte, ſeine Gedanken ſammelnd, die dumpfe Angſt der Seele zur Ruhe zu bringen; aber unwillkürlich begannen die Füße allmählig raſcher auszuſchreiten und in wenigen Minuten eilte er wieder ſo ſchnell dahin, daß der Wachtmeiſter ihm nur mit Mühe Schritt zu halten vermochte. So gelangten ſie in ununterbrochenem Laufe zur Stelle, wo am Fuße des Gurtenberges die Straße nach der Stadt ſich rechtsab in die Tiefe ſenkt, während ein Fahrweg der Höhe entlang in mancherlei Krümmungen zwiſchen zerſtreut liegenden Häuſern und hohen Hecken nach Holligen hinüberführt. Vom Münſter klang eben die neunte Stunde herab und die Stadt ſchimmerte noch mit tauſend Lichtern über das Rauſchen des Fluſſes in die Nacht herüber; Alles lag ſo ſtill und friedſam, als wäre der Kampf des Tages nur ein bereits vergeſſenes Schreckbild geweſen. Auch dem Fahrwege entlang herrſchte tiefe Stille und als ſie endlich die Höhe von Holligen erreichten,

ſtanden Schloß und Mühle vor ihnen, wie von dem ruhevollen Traum eines Feierabends umfangen. Aus dem Fenſter Adelaidens brach ein ruhiger Lichtſchimmer zwiſchen den Zweigen der Bäume hervor, um die Giebel des Thurmes ſpielte bleicher Sternenſchein und aus der Tiefe ſeitwärts murmelten die Waſſer des Mühlebaches ihre nächtlichen Zwiegeſpräche — ſonſt kein Geräuſch, kein Laut, ſo weit das Ohr zu reichen vermochte.

Sie ſetzten ſich von dem raſchen Laufe erhitzt auf einen großen Feldſtein, um auszuruhen. „Es iſt ſeltſam — ſagte der Hauptmann nach langem Schweigen, und du mußt mir verzeihen, daß ich dich zu ſolcher Eile angetrieben habe — ſie wäre wohl nicht nöthig geweſen. Die Franzoſen haben, wie es ſcheint, noch nicht gewagt, in dieſen zerſtreuten Häuſern außerhalb der Stadt Nachtquartiere zu nehmen; mich wundert's nur, ob ſie im Laufe des Nachmittags nicht hier ſchon Beſuche abgeſtattet haben. Aber gleichviel, ich glaube, die Angſt hätte mich wahnſinnig gemacht, wenn ich dieſe Nacht nicht hätte hieher kommen können."

„Ich weiß ſelbſt nicht, erwiderte der Wachtmeiſter, es wird mir nun erſt jetzt ſonderbar zu Muthe; ich möchte ſtatt dieſer Stille faſt lieber lauten Lärm vernehmen."

„Du haſt recht, ſagte der Hauptmann nachdenklich, es iſt etwas Unheimliches, Schwüles in dieſer Ruhe; aber wie waren doch die Burſche gekleidet, die du bei dem Marquis am Grauholz geſehen haſt?"

„Genau könnt' ich's nicht einmal ſagen, antwortete der Wachtmeiſter nach einigem Beſinnen, die ganze Geſchichte ging mir zu ſchnell vorüber. Ich meine, ſie trugen Röcke von verſchiedener Farbe, alt und unſauber; aber alle hatten runde ſchwarze Hüte mit einem ſchwarzen Buſche darauf."

„Dann paßten ſie zu ſeiner Geſellſchaft, ſagte Herr Rudolf bitter, es waren Leute von der Légion noire, von der Schreckenslegion, ein zuſammengelaufenes Diebs- und Raubgeſindel, das

die französische Armee zu ihrer Schande mitziehen läßt. Aber komm, wir wollen zu deiner braven Mutter hinüber, sie wird wohl auch in großer Sorge für dich sein."

Sie erhoben sich, um langsam an der Hofmauer des Schlosses hinabzugehen, über welche eine Flucht jungen Nadelholzes sein Gezweige deckte und das Licht im Schlosse wie mit einem schwarzen Schleier einhüllte. „Mir ist's bange, wie es dem gnädigen Herrn gehen mag, flüsterte der Wachtmeister. Meine Mutter hat gesagt, als ich ihn nach Hause brachte, der alte Ulrich habe die Waise sich kündigen hören, und das bedeutet immer ein schweres Unglück im Herrenhause."

„Die Waise? fragte der Hauptmann, hast du sie denn auch schon gehört?"

Der Wachtmeister blieb stehen, als dürfte die Antwort nicht laut gesagt werden, die er geben wollte; aber im nämlichen Augenblicke fuhr er mit einem Ausrufe des Entsetzens zurück mit starren Blicken und weit ausgestreckter Hand nach dem Schloßthurme deutend. Von dort herab erklang ein so schreckhaft banges, gellendes Läuten, daß ringsum die Lüfte zu erzittern schienen und die kahlen Bäume wie von einem plötzlichen Windstoße geschüttelt aufrauschten, während ein Schwarm aufgescheuchter Mauerfalken und Thurmeulen mit ängstlichem Gekreische über die Hofmauer in's Freie schwirrten. Den Hauptmann selbst faßte ein kaltes Grauen an bei diesen wilden und zugleich klagenden Klängen und wie sein Begleiter schaute er bestürzt nach dem Thurme hinüber; aber mit einem Male schrie er laut auf: „Hörst du, das war ein Hülferuf — mir nach Kamerad!" und in fliegender Eile stürzte er der Mauer entlang dem Hofthor entgegen.

Von dem Schrecken verwirrt, der auch die Seele des Muthigen in der Nähe des Unerklärlichen, Geisterhaften ergreift, taumelte der Wachtmeister ihm nach, ohne zu wissen, was ge-

ſchehen ſolle, bis er drinnen auf dem Hofe Waffengeklirr vernahm und, mit raſchem Sprunge an das Thor gelangt, den Hauptmann bereits mit zwei Geſellen im Handgemenge erblickte. Jetzt athmete er wieder leichter auf, da er einen Feind von Fleiſch und Blut vor ſich ſtehen ſah und im Augenblicke ſtürzte auch Einer der Schwarzhüte von ſeiner Fauſt getroffen auf das Pflaſter nieder. Der Hauptmann hatte den Andern ebenfalls bemeiſtert und begann ihm eilfertig die Hände mit dem Säbelkuppel auf dem Rücken feſtzuſchnüren. „Mach' es, wie ich, rief er dem Wachtmeiſter zu, ſchleppe die Spitzbuben dort in den Winkel und bewache ſie, bis ich wieder zurückkomme; ſieh da liegen die Gewehre — ich muß den Meiſter ſuchen."

Mit dieſen Worten ſprang Herr Rudolf in den Hausflur, die dunkle Treppe hinan, über die ihm lautes Hülfsgeſchrei entgegenſchallte. Es drang aus dem Gemache des Oberſten, der mit herzzerreißendem Jammer nach ſeinem Kinde rief; vor der halbgeöffneten Thüre lag der alte Ulrich hingeſtreckt, die Augen geſchloſſen und mit lallender Zunge einige unverſtändliche Worte murmelnd. Der Hauptmann flog an ihm vorbei nach der zweiten Treppe, die zu Adelaidens Gemache hinführte; aber als er athemlos in daſſelbe hineinſtürzte, wankte er mit einem leiſen Aufſchrei des Schmerzes augenblicklich wieder gegen die Thüre zurück. Ein Dolchſtoß war durch ſeinen linken Oberarm gegangen und vor ihm ſtand mit wildverzerrtem Geſichte ſein Todfeind, der Verräther Amiel.

Wuth und Verzweiflung überwanden Schmerz und Schwäche und nun begann einer jener ergrimmten, ſtummen Kämpfe, die der Menſch dem wilden Thiere abgelernt hat und bei denen der Siegespreis nicht in der Rettung des eigenen Lebens, ſondern nur in der Vernichtung des Gegners geſucht wird. Die beiden Feinde umſchlangen ſich Bruſt an Bruſt, die flammenden Blicke einander in die Augen bohrend und Jeder mit krampfhafter Ge-

walt die letzte Faser anspannend, um den Andern niederzuwerfen und ihm erbarmungslos den Fuß auf den Nacken zu setzen. Aber der Franzose wußte die Vortheile zu nützen, die ihm die gelähmte Linke seines Gegners darbot und schon fühlte Herr Rudolf seine Kräfte ermatten, als er in dem tödtlichen Wirbel sich drehend eine Frauengestalt erblickte, die mit schwarz verhülltem Gesichte halb sitzend, halb liegend in einem Winkel der Thüre lehnte. „Verfluchtes Ungeheuer, schrie er bei diesem Anblicke, du hast sie ermordet!" und mit der ganzen Wucht des Schmerzes und der Verzweiflung den Gegner von Neuem packend, drängte er denselben mit plötzlichem Stoße dem Fenster zu. Die Scheiben fielen klirrend zu Boden und der Marquis stürzte rücklings über das niedrige Gesimse in die Nacht hinaus. Noch ein kurzer Aufschrei, dem ein dumpfer Fall nachfolgte — dann ward es stille, und als der Hauptmann aufathmend sich über die Brüstung beugte, sah er in dem niedersinkenden Lichtscheine nur einen dunklen, zusammengerollten Schatten, der regungslos am Fuße des Thurmes lag. Von kaltem Grauen angeweht, wendete er sich ab und wankte mit schwindelnden Sinnen auf Adelaide zu, die noch immer ohne ein Lebenszeichen zusammengeknickt hinter der Thüre lehnte; aber als er näher kam, sah er erst, daß die schwarze Hülle vor ihrem Antlitze eine festschließende Maske war, wie er sie einst selbst getragen, während ihr die Hände, kreuzweis übereinandergelegt, mit einem zerrissenen Schleier zusammengebunden waren. Von Angst und Hoffnung bestürmt, löste er mit zitternder Hand die Maske und sank, als die langen geschlossenen Wimpern dem Lichte leise entgegenzuckten, mit dem Ausrufe „sie lebt!" an Adelaidens Seite nieder. —

* * *

Nachdem das Fräulein das Bewußtsein wieder erlangt hatte, hielt der Hauptmann mit Christian vor dem Schlosse Wache, bis

die Nacht vorüber war und begab ſich dann unverweilt in das franzöſiſche Generalquartier, um ſelbſt von dem nächtlichen Vorfalle Anzeige zu machen. Der Tod des Marquis konnte ſchwere Folgen für ihn haben, da ein franzöſiſches Kriegsgericht vorausſichtlich wenig Neigung zeigen mochte, in ſolchen Fällen zu Gunſten eines Einheimiſchen mildernde Umſtände geltend zu machen und dadurch möglicherweiſe die Sicherheit der eigenen Truppen weiterer Gefährde auszuſetzen. Herr Rudolf war daher angenehm überraſcht, als er in Demjenigen, dem er zur Abnahme ſeiner Angaben zugeführt wurde, ſeinen geſtrigen Gefangenen erkannte. Der Franzoſe hörte nach artiger Begrüßung die Erzählung ſchweigend an und ſagte dann: „Das iſt eine fatale Geſchichte, die Ihr Euch erſpart haben würdet, Herr Kapitän, wenn Ihr meinen Rath befolgt hättet; ich konnte mir denken, daß etwas kommen würde. Da hab' ich mir geſtern Euere Meinung beſſer zu Nutze gemacht, ſonſt würde ich heute ſchwerlich hier ſitzen. Aber gleichviel — ich bin Euch zu Dank verpflichtet und will ſehen, wie ich dieſe Verpflichtung löſen kann."

Er hatte dieſe Worte deutſch geſprochen und Herr Rudolf erkannte nun im Augenblicke, daß er den Geheimnißvollen vom Urtener Walde vor ſich habe. Dieſe Entdeckung rief ein eigenthümliches Gefühl von Mißbehagen und Mißtrauen bei ihm hervor und er antwortete daher kalt: „Es freut mich, wenn mein Rath Euch zum Vortheile gereicht hat; aber ſchwerlich würdet Ihr ihn befolgt haben, wenn ich Euch denſelben in ſo ſonderbarer Weiſe ertheilt hätte, wie Ihr es mir gethan. Immerhin ſcheint Ihr zu meiner Verwunderung von meinen Verhältniſſen ebenſogut unterrichtet zu ſein, als von denjenigen des todten Marquis v. Amiel." — „Nicht ganz ſo gut, erwiderte der Franzoſe, indem ein leichtes, ſpöttiſches Lächeln über ſeine Züge flog, doch vielleicht beſſer als Ihr denkt, und das werdet Ihr ſchwer-

lich zu beklagen haben. Sicher könnt Ihr darauf zählen, daß ich Euch die drei Wochen, die Ihr als Opfer der Ariſtokratie im Martersthurme verbracht habt, bei dieſer Gelegenheit in Rechnung bringen und vergeſſen will, daß Euere Dazwiſchenkunft das Haupt dieſer Ariſtokratie zweimal vor meiner Hand gerettet hat."

„Zweimal! rief der Hauptmann, hab' ich recht gehört?" —

Der Franzoſe beugte ſein Geſicht auf einen Stoß Papiere nieder und erwiderte dann kurz: „Ich entlaſſ' Euch, Herr Kapitän, unter der Bedingung, bis auf Weiteres die Stadt nicht zu verlaſſen. Solltet Ihr meiner irgendwie bedürfen, ſo fragt nach dem Bürger Olivier — ich werde vor der Hand ſtets im Hauptquartier zu treffen ſein." —

Herr Rudolf hatte glücklicherweiſe keine Veranlaſſung, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen, da ſich um den Tod des Marquis keine Seele weiter zu kümmern ſchien. Der Elende hatte ſeine Dienſte gethan und man war vielleicht froh, ſeiner nun los zu ſein; jedenfalls hütete man ſich, durch irgend eine Theilnahme an ſeinem Schickſale auf's Neue in Erinnerung zu bringen, daß man ſich ſeiner auf eine wenig ehrenhafte Weiſe bedient hatte. —

Länger als deſſen Landsleute war Herr Rudolf ſelbſt genöthigt, täglich die Erinnerung an den Todten aufzufriſchen, da der Dolchſtich, den er von ihm empfangen, wenn auch nicht gefährliche, doch langwierige Folgen nach ſich zog. Der Frühling war längſt mit aller Herrlichkeit in's Land gezogen, als der Verwundete zum erſten Male wieder das Krankengemach verlaſſen durfte; aber nicht nur Wald und Wieſe traten ſeinem Auge in neuem Glanze entgegen, auch noch manches Andere war neu geworden, ſeit er das letzte Mal durch die Straßen gewandelt. Auf öffentlichen Plätzen und vor den Thoren der Stadt, wo ſonſt das Standbild des Bären ſeine trotzige Tatze

erhoben, ragten jetzt mächtige Freiheitsbäume, und als der Genesende auf seinem langsamen Gange von der Holliger Mühle nach dem Schlosse hinüber ging, blinkte ihm vom Portale, auf dem ehemals das behelmte Familienwappen des Obersten in Stein ausgehauen geprangt, eine große grüne Tafel entgegen, auf der mit goldener Schrift die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ zu lesen waren. „Der gnädige Herr hätt' es trotz allen Drohungen der Regierung nicht gethan, sagte der Wachtmeister, es mußte ein eigens abgeschickter Kommissär kommen, um das schöne Brett da unter großem Zulaufe aufnageln zu lassen.“

Im Schlosse selbst war es still und Fenster und Thüren lagen in festen Angeln zugeschlossen. Schon vor mehreren Wochen war der Oberst mit seinem kleinen Haushalte an den Genfersee gezogen, um dort in der stillen Zurückgezogenheit eines Landaufenthaltes und unter dem Einflusse milderer Lüfte seiner erschütterten Gesundheit zu pflegen. Der Hauptmann setzte sich auf eine kleine Ruhebank, die Adelaidens Fenster gegenüber vor einem Springbrunnen stand und versank von säuselndem Lindenduft und plätscherndem Wellenspiel umweht in die Erinnerung an vergangene Tage, bis das Geräusch herannahender Schritte ihn aus seinen Träumen weckte. Es war die Müllerin, die ihm ein zierlich gefaltetes Blatt überreichte. „Wie sich's schickt, Herr Hauptmann, daß Ihr gerade hier außen seid, sagte sie lächelnd, ich hätt' sonst noch heut Abend in die Stadt schicken müssen. Der Sepp, der der gnädigen Herrschaft Hausrath in's Welschland nachführen mußte, ist eben heimgekommen und hat das Brieflein mitgebracht.“ Herr Rudolf drückte die Lippen auf die feinen Schriftzüge und las dann, im Schatten der Gebüsche aufund niederwandelnd:

„Ich weiß nicht, ob ich die Worte deines letzten Briefes über den Zusammenhang des Einzellebens mit dem der Ge-

ſammtheit richtig verſtanden habe, mein geliebter Rudolf; aber das fühle ich wohl, wie ſeltſam und geheimnißvoll das Schickſal die Fäden ſeines Gewebes durcheinander ſchlingt; kommen mir doch meine eigenen Erlebniſſe manchmal wie ein Mährchen vor, über deſſen Sinn demüthiger Glaube und klügelnder Zweifel im Streit liegen. Du erinnerſt dich jenes Abends (er ſollte der erſte einer langen Trauerreihe werden!), an dem der alte Doktor die Entſtehungsgeſchichte unſeres Schloſſes und die Sage von der Waiſe erzählte, deren Schluß ihm und uns Allen unbekannt geblieben, bis du ihn dahin ergänzteſt, daß das geiſterhafte Läuten nicht zur Ruhe kommen könne, bis es in den Ohren des Schloßherrn ebenſo gellend erklungen, wie es ſonſt in denjenigen der Dienſtleute geſchehen. Ich ſehe meinen armen Vater noch immer vor mir, wie er die Sage, an der du mit ſo warmem Ernſte hingeſt, lachend als Ammenmährchen erklärte, aber ich ſehe auch noch den zornigen Blick meines Vaters, als du derſelben rückſichtslos eine Deutung liehſt, die deinen Feinden willkommenen Stoff zu neuer Anklage gegen dich in die Hände geben mußte. Albert iſt nun todt und wird in einem höhern Lichte erkennen, was uns nur zu ahnen vergönnt iſt; deine Feinde haben ihre Schuld gebüßt, und meinem Vater ſind in der Nacht, da das Schreckensgeläute in ſeinen Ohren erklang, die Schuppen des Irrthums und Wahnes von den Augen geſunken, der ſich wie ein böſes Verhängniß zwiſchen ihn und unſer Glück geſtellt. Und ich, warum ſollt' ich ungläubig zweifeln, daß eine unſichtbare Hand die Glocken geläutet, die dich zu meiner Rettung vor Schande und Tod herbeigerufen? Drum komm, mein Geliebter und eile, damit das Verhängniß erfüllt werde und die armen Seelen, die unter dem Fluche liebeloſen Uebermuthes im Schloſſe umgehen, durch den Bund unſerer Liebe erlöst, zur Ruhe gelangen."

„Amen, rief Herr Rudolf, das Blatt zuſammenfaltend, Liebe

löst jedes Lebensräthsel und Treue vermag den schwersten Zauberbann zu brechen. Möge unser Glück dem ganzen Volke zum fröhlichen Vorzeichen werden!“ —

Die Linden am Schlosse standen noch in voller Blätterzier und warfen ihren Schatten auf eine Schaar kräftiger Männer, die fröhlich und wohlgemuth an langen Tischen saßen. Es waren die Kanoniere der Kompagnie König, welche der Herr v. Hohligen bei seiner Rückkehr aus dem Welschlande zur Begrüßung ihres Hauptmanns und zur Nachfeier der Vermählung seiner Tochter versammelt hatte. Der alte Herr saß zwischen dem Wachtmeister und Belper-Fritz, die ihm von ihrem Sturm auf den Martherthurm erzählten und dabei mit wehmüthiger Dankbarkeit des greisen Schultheißen gedachten, während die Müllerin in ruhiger Würde neben Adelaide thronte, deren Schönheit der höhere Glanz seligen Glückes umfloß. „Nun glaub' ich selbst, wird die Waise erlöst zum Lichte eingehen, sagte Herr Rudolf lächelnd zu ihr, indem er auf den Obersten deutete, dessen Glas fröhlich mit denjenigen seiner Nachbarn zusammenklang; denn sieh, dort sinkt die letzte Schranke, die bisher wackere Menschen, mit dem nämlichen Gottesadel, wenn auch unter verschiedenen Wappen, ausgestattet, als zweierlei Geschöpfe von einander geschieden hat.“ —

Nachwort.

Die Mängel vorliegender Erzählung ſind leicht erkennbar und auch einem weniger geübten Auge wird nicht entgangen ſein, daß dieſelbe nicht aus einem Guſſe entſtanden iſt. Gleichwohl hat ihre frühere, bruchſtückweiſe Veröffentlichung einen ſo unerwartet günſtigen Anklang gefunden, daß ich mich zu einer Umarbeitung nicht entſchließen konnte. Immerhin bleibt mir die Beruhigung, die geſchichtliche Treue möglichſt gewahrt zu haben.

Baſel im Auguſt 1863.

Der Verfaſſer.

Schweizerbilder.

Erzählungen aus der Heimath

von

Jacob Frey.

Erster Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schweizerbilder.

Erzählungen aus der Heimath

von

Jacob Frey,

Verfasser von „Zwischen Jura und Alpen“.

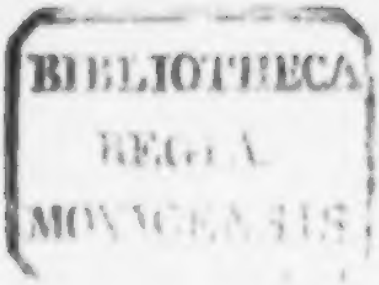
Erster Theil.

Aarau,

Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1864.

P. o. germ. 399 hr
1.2



Inhaltsverzeichniß

des erſten Theiles.

	Seite
Der Alpenwald	1
Das erfüllte Verſprechen	89
Die Freiämter Deputirten und General Maſſena	187
Das Vaterhaus	213
Einſame Leute	247
Zweierlei Bekenntniß	269
Die Lieblingsfatze	309
Klein-Gottfried	327

Der Alpenwald.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von dem Hochthale aus, durch das der junge Fluß zwiſchen ſteinigen Ufern herabſchäumt, öffnet ſich ſeitwärts ein ſchmales Gebirgsthälchen. An den ſteilen Halden, die daſſelbe auf beiden Längenſeiten einſchließen, klettern die weit aus einander liegenden Hütten eines Dörfchens hinan, wie eine zerſtreute Heerde, die nach Willkür und Belieben ihre Weide ſucht. Weiter aufwärts rücken dieſe Halden raſch näher zuſammen und werden bald durch eine wohl an halb tauſend Fuß hohe Felswand verbunden, die in jäher Flucht anſteigt und das Thälchen abſchließt. Ueber dieſem Felſen jedoch dehnt ſich eine ziemlich ebene Trift, die ſich in Länge und Breite mehr denn eine Viertelſtunde erſtreckt, bis ſie weiter rückwärts von einem Gürtel dunkler Tannenwaldung abgegrenzt wird. Unmittelbar hinter dem Walde thürmen ſich gewaltige Felshörner, deren Klüfte und Schründe drei Viertheile des Jahres oder noch länger mit Schnee und Eis angefüllt liegen.

Hinteralm heißt dieſe Alpentrift, eine jener Stellen, von denen das Volkslied kurz und gut ſingt: Im Sommer iſt's luſtig und im Winter iſt's kalt. Luſtig iſt es wohl, im Schatten einer knorrigen Bergtanne nach dem

grünen Thale hinabzuträumen, das ſich zwiſchen wolkenhohen Bergſtöcken durchwindet, bis es weitab in einen See zu verſinken ſcheint, der wie ein vom Mondſchein übergoſſenes Nebelfeld aus der Ferne zu uns heraufſchaut; oder nach den Felswänden auf der gegenüberſtehenden Thalſeite zu blicken, von denen helle Sturzbäche wie weiße, luftbewegte Bänder in die Tiefe flattern. Zu dieſem vergnüglichen Schauen klingt das Gebimmel einer nahen Heerdenglocke an's Ohr, oder das Kollern und Gurren eines ſommerfrohen Gebirgsvogels. Manchmal weckt auch ein kräftiges Hallihoh die eindämmernde Beſchaulichkeit.

Anders freilich ſieht's im Winter aus da droben auf der Hinteralm und an einſamen Stunden mangelt es nicht, den ſchönen Sommertagen nachdenken zu können oder auf ihre Wiederkunft ſich zu freuen. Zwar wäre es wohl noch vergnüglich, die wechſelnden Lichter zu betrachten, welche die Sonne über die ſchneebedeckten Höhen und Thaltiefen ausſtreut, bald golden und blendend, wie eine emporlodernde Feuersbrunſt, bald weich und milde, wie ein verwehender Sternenſchimmer; aber der eiskalte Wind, der faſt vom Morgen bis zum Abend über die freigelegene Hochfläche fegt, bannt die Schauluſt nur zu bald in die niedrige Stube, an den warmen Ofen zurück. Da läßt ſich's freilich behaglich plaudern und noch behaglicher die den grünen Kacheln entſtrömende Wärme empfinden, wenn ein neuer Schneeſturm über den Wald herab nach dem Thale brauſt; aber daß der Menſch nun einmal für den Menſchen geboren iſt und, wo nicht eigenſüchtige Zwietracht ihn ſcheidet, nach ſeines Gleichen

begehrt, zeigt ſich freundlicher als in belebten Städten und Dörfern in ſolch winterlicher Vergeinſamkeit. —

Es ſtanden nur zwei menſchliche Wohnungen auf der Hinteralm. Die eine faſt mitten auf der kleinen Hochebene, ziemlich geräumig mit mehrern Gaden und anſehnlichen Stallungen; die andere wohl an dreihundert Schritte ſeitwärts und näher an den Wald gerückt, klein und nur mit einem faſt winzigen an das Häuschen angebauten Scheuerlein; aber Alles ſauber und friſch, wie die darüber wehende Bergluft.

Wenn nun nach durchſtürmter Winternacht am Morgen die Fenſterladen nur mühſam konnten aufgeſtoßen werden und der draußen herangewehte Schnee manchmal bis zur Hälfte der kleinen Fenſter hinaufreichte, trat der alte Steinberger, ſo wurde der Beſitzer der größern Wohnung auf der Hinteralm genannt, mit einem Hüfthorne vor die Hausthüre. Hier ließ er drei kräftige Stöße erſchallen, die weit über die todtſtillen Schneelager dahinfuhren, und nicht lange, ſo wurde von der Richtung des kleinern Hauſes her mit einem ähnlichen Hornrufe, manchmal auch mit zwei raſch auf einander knallenden Schüſſen Antwort gegeben. —

Nach eingenommener Morgenſuppe machte ſich der Steinberger mit ſeinen Knechten ſofort an die rüſtige Arbeit. Zuerſt wurde der Schnee um einen Theil des Hauſes herum weggeſchaufelt, die Fenſter frei gemacht und der Weg nach Brunnen und Ställen gebahnt. Dann ging es vorwärts in der Richtung nach dem kleinern Hauſe hinüber, wohin eine Reihe von Vogelbeerbäumen,

die mit ihren nackten Kronen aus dem Schnee hervorragten, zur Weisung diente. Wie leicht auch die breiten Schaufeln in die weichen Schneemassen einstachen, war diese Wegbahn doch stets eine männliche Arbeit, die frische Gelenkigkeit und kräftigen Muskelschwung verlangte. Die Männer waren bald bis an die Köpfe zwischen den zu beiden Seiten sich aufthürmenden weißen Wällen verschwunden und vom Hause sahen die nachschauenden Mägde nur noch die taktmäßig auffliegenden Schneewürfe. Hie und da ertönte dazwischen ein fröhliches Halliho, das von der andern Seite ebenso frisch erwidert wurde, gerade als hinge die Sommersonne mit ihrem hellsten Scheine über der Alp und lägen die Kühe mit wiederkäuendem Behagen am Schattenrande des Waldes umher; manchmal auch hielten die Männer ausschnaufend inne und besprachen, auf die Halme ihrer Schaufeln gestützt, den ungewöhnlich hohen Schneefall, wie sie seit diesem oder jenem Jahre oder Monate keinen erlebt haben. Jetzt endlich, nach wohl zweistündiger Arbeit, sind sie an die alte knorrästige Steinbuche gelangt, die etwa zwei Drittheile des Weges nach dem Nachbarhause von der eigenen Wohnung entfernt steht. Sie halten einen Augenblick horchend inne. „Richtig," sagt der alte Steinberger schmunzelnd, „sie sind wenigstens schon am Dornbusche; das Aenneli, die flinke Hexe, muß wieder tüchtig zugegriffen haben. — Guten Tag, Schneehühnchen!" ruft er lauter.

„Guten Tag, alter Schneemarder!" tönt's mit heller Stimme, die ganz in der Nähe unterm Boden hervor-

zukommen ſcheint, zurück, und lachend und neckend, nun ſchon unter gegenſeitigem freundlichem und ſcherzendem Zurufe werden die Schaufeln auf's Neue geſchwungen.

Noch wenige Minuten und der Schneeſtollen, der die ſich unſichtbar mit einander Sprechenden trennt, ſinkt zuſammen und ſeine letzten Ueberreſte fliegen mit einigen Schaufelwürfen auf die Seitenwälle empor.

„Gott willche, Nachbar Sepp," ſagt der alte Steinberger, ſeine Rechte einem hochgewachſenen Manne darreichend, der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Schneegrabe heraustritt, „heut' habt ihr euch wacker gehalten; mehr als ein Drittel."

„Ja — die Kleine hat friſch zugegriffen," erwidert der Angeredete, mit der Hand den Schweiß von der Stirne wiſchend.

„Aber wo iſt denn der wilde Tannmarder?" ruft der Steinberger vergnügt und doch verwundert um ſich ſchauend.

„Da iſt er, alter Fuchs," klingt's hell zurück und im nämlichen Augenblicke fliegt dem muntern Alten, von einer wohlgezielten Schneeballe getroffen, die weiße Zipfelmütze vom Kopfe, während aus einer in die Seitenwand des Schneegrabens gedrückten Vertiefung lachend und in die Hände klatſchend ein hochgewachſenes, ſchlankes Mädchen hervorſpringt.

Der Steinberger zieht ſeine Zipfelmütze bedächtig wieder über die Ohren und betrachtet dann einen Augenblick wohlgefällig das Mädchen, das mit luftgerötheten Wangen und flinken braunen Blicken einen Angriff zu erwarten ſcheint.

„Nein, nein," ſagt der Alte lächelnd, „wir machen's im Frieden ab; du gibſt mir ein Müntſche und wir ſind quitt und gute Freunde."

„Hoho," erwidert das Mädchen, „du kommſt ſo ein Dreißig Jährchen zu ſpät mit deiner Freundſchaft, altes Vetterchen — lieber noch eine Schneeballe!"

„Wart', du kleine Hexe," ruft der Geneckte und verſucht, die Schaufel fallen laſſend, ſeine Gegnerin einzuhaſchen. Aber trotz des ſchmalen Schneeganges iſt all ſein Bemühen umſonſt; das Mädchen ſchwingt ſich um ſeinen mit ruhigem Lächeln daſtehenden Vater herum, wie ein Eichhörnchen um den Eichenſtamm, und neckt den unbehülflichern Verfolger fortwährend mit neuen Stichelworten. „Wart' nur," ruft dieſer endlich aufathmend, „aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben — ich erwiſch' dich ſchon ein andermal, du wilde Hummel!"

Das Mädchen ſchaut dem nun ſtillſtehenden Alten mit ſchalkhafter Gutmüthigkeit in's Geſicht. „Nein, nein, Vetterchen," lächelt es ihn an, „ich war unartig, da du doch ſo fleißig an einem Wege für dein Gottchen geſchaufelt haſt; du kannſt dein Müntſchle' gleich haben." Damit ſtreckt es ſich auf die Fußſpitzen und hält dem Alten die lächelnden Kirſchenlippen entgegen.

Dieſe heitere Begrüßung hatte die im Schnee begrabene Geſellſchaft noch heiterer geſtimmt und beſonders war der alte Steinberger, wie übrigens gewöhnlich, gar munter gelaunt. „Weißt was, Sepp", ſagte er, ſeinem Nachbar die Hand auf die Schulter legend, „ihr kommt gleich mit uns hinüber, ſo bleiben wir den ganzen Tag

bei einander. Zu Hause stiehlt euch heute gewiß Niemand, wenn du schon nicht riegelst, und nach den Gemsen wirst bei diesem Schnee wohl auch nicht gehen."

„So wenig als du nach den Sommervögeln," erwiderte Sepp heiter; „aber mir ist dein Vorschlag schon recht. Ich will blos noch meinen bärtigen Kühen Heu aufstecken und die Schnitzlerei holen, dann kommen wir. Sorg' nur für große Platten, du weißt, ich hab' gottlob gesunden Appetit." —

Die Abrede wurde getreulich eingehalten. Nach kaum einer halben Stunde kamen Sepp und Aenneli die neueröffnete Schneebahn herüber zu Steinbergers gegangen. Aenneli brachte den Rocken mit; aber Sepp trug neben seiner Schnitzlerei noch einen umfangreichen Topf unter'm Arme. „Ich habe da noch so ungefähr ein Dutzend eingebeizter Schneehühner," sagte er, denselben auf den Tisch stellend; „die Kleine kann sie den Mägden auf den Mittag braten helfen. In's Thal hinunter bring' ich sie bei dem Schnee doch nicht zum Verkauf." —

Das war wieder einer der vielen stillfrohen Tage, wie die auf der Hinteralm oft wochenlang Eingeschneiten sie gemeinsam zu verbringen pflegten. Die Mägde mit Aenneli spannen; die Knechte lungerten, nachdem sie das Vieh besorgt, um den Ofen herum und hörten mit dem Meister und den Andern gerne dem Sepp zu, der, während er aus einem harten Stück Ahorn eine Gemse schnitzte, von den halsbrechenden Abenteuern erzählte, die er auf den Jagden nach dem klugen Thiere in seinem langen Jägerleben bestanden hatte. Als endlich bei einbrechender Nacht

die Sorge um die bärtigen Kühe, wie Sepp ſeine Ziegen nannte, zur Heimkehr mahnte, meinte Jedes, heute ſei wieder einmal der kürzeſte Tag geweſen. Jedenfalls waren Alle mit ſich ſelbſt einverſtanden, daß es ein recht kurzweiliger und vergnügter Tag war, wenn nicht etwa bei dem alten Mädi, das ſeit dem Tode der Meiſterin das weibliche Regiment im Hauſe führte, einige Scrupel darüber obwalteten. Wenigſtens ſagte es beim Schlafengehen: „Mich nähm's nicht Wunder, wenn der Meiſter das Aenneli, die junge Gernaſe, noch heirathen thäte — der alte Narr, ſo thut er.“

„Ach,“ kicherte Gritli, „ich glaube, mit der Narrheit des Alten wär's nicht ſo weit her, wenn er dich nähme.“

„Du biſt ein unverſtändiges, dummes Ding,“ brummte Mädi, das gleichwohl nicht unterlaſſen konnte, ſein Lämpchen etwas näher gegen den kleinen Spiegel zu halten, der in halbfingerbreitem Papprähmchen neben dem Bette hing.

„Nu, nu,“ beſchwichtigte das gutmüthige Gritli, „ſo ganz dumm bin ich doch nicht und weiß ſo gut als du, daß der Meiſter aus Aenneli und Chriſten ein Paar machen möchte. Eine brave und freundliche Meiſterin gäb's gewiß.“

„Der Chriſten — ja der Chriſten,“ erwiderte Mädi bedächtig, „da glaub' ich immer weniger, daß es etwas daraus gibt. Der wird drunten in der Stadt ein halber Herr und bringt uns am Ende auch ſo ein ſtädtiſches Kutt auf den Hals, das nicht einmal weiß, ob die Säue Schwänze haben. — Meinetwegen.“

Gritli konnte dem aufgeworfenen Zweifel ſeiner ältern Schlafgenoſſin nicht ganz widerſprechen und ſtatt des Nachtgebetes wurde die ſchon hundertmal wiederholte Thatſache noch einmal feſtgeſtellt, daß Chriſten, des Meiſters einziger Sohn, bei ſeiner letzten Anweſenheit auf der Hinteralm ein gar herrſcheliges Weſen gezeigt habe. —

Gritli war über dieſem Werweiſen kaum eingeſchlafen, als es durch ein dumpfes Stöhnen, das aus der Tiefe zu kommen ſchien, wieder aufgeweckt wurde. Das Mädchen horchte einen Augenblick, um ſich dann angſtvoll unter der Decke zu verbergen, ohne den Muth zu haben, ſeine bereits feſtſchlafende Genoſſin aufzuwecken. Das klang ja gerade ſo ſchaurig, wie der bange Mahnruf des Hauri, das den einſamen Gebirgswanderer vor verſchüttenden Schneeſtürzen und hereinbrechenden Stürmen warnt. Sepp hatte den Nachmittag wieder einmal von dem geheimnißvollen Geiſte erzählt, der in den verborgenen Schlüchten wohnt, wohin ſich nie ein Menſchenfuß verirrt und deſſen Mahnung nie ein Menſchenohr unbeachtet laſſen darf. Das war es hinwieder auch, was das Mädchen immer wieder von Neuem zum Horchen zwang. Das Stöhnen klang bald tiefer, bald vernehmlicher durch die nächtliche Stille und endlich ſchien es nur noch ein halberſtickter Hülferuf zu ſein. Horch — jetzt war's, als ob der Name Mädi mit lallender Zunge gerufen worden wäre — noch einmal — und jetzt ertönte ganz deutlich, wie mit erneuter Anſtrengung, der Ruf Gritli. Das Mädchen warf die Decke zurück und ſprang, ſeine Schlafkamerädin weckend, aus dem Bette; der Ruf war aus der Stube des Mei-

ſters gekommen. Die Mägde zogen eilfertig ihre Kleider an und eilten mit dem Lämpchen die kleine Treppe hinunter. Da lag der Meiſter mit todtbleichem, entſtelltem Geſichte auf ſeinem Bette, über das die Arme wie gelähmt herabhingen, während aus dem Munde nur dann und wann ein unverſtändliches, dumpfes Stöhnen drang.

Das Geſchrei der entſetzten Mägde hatte die Knechte ſchnell geweckt und alsbald war einer von ihnen die Schneebahn zu Sepp hinübergeeilt, der in allerlei ſolchen Nothfällen Rath wußte und ſelbſt in ſeinem Leben noch nie einen Arzt gebraucht hatte. Als der aber nach kurzer Friſt hereintrat und den nun ſtiller gewordenen Kranken ängſtlich beſchaut hatte, ſagte er bedenklich: „Da kann ich nichts helfen, es muß ſogleich ein Doktor herbei. Wer von euch wagt es, für den Meiſter nach dem Thal hinabzugehen?“ — Die Knechte ſchauten ſich verlegen an und es ſchien keiner Luſt zu haben, das lebensgefährliche Wageſtück auszuführen. Nacht war es, der Schnee lag nahe mannstief und drunten am Felſenſteige konnte ein einziger Fehltritt dem plötzlichen Tode rufen. Sepp betrachtete die Burſche einen Augenblick, dann ſagte er wie für ſich: „Es iſt auch beſſer ſo. Ihr geht nur gleich mit Schaufeln hinter mir drein und ſchafft bis neben den Felſen hinab eine nothdürftige Bahn, damit der Doktor herauf kann. Du Kleine,“ fügte er, ſich an Aenneli wendend hinzu, das ſtillweinend zu Häupten des Kranken ſtand, „bleibſt da, bis ich wiederkomme.“

Unter dieſen Worten hatte der Gemsjäger ſein Wamms

feſter zugeknöpft und ſchritt nun raſch in die wolkendunkle Nacht hinaus.

Halb beſchämt und doch innerlich froh, daß ein Anderer den halsbrechenden Gang unternommen, machten ſich die Knechte an die befohlene Arbeit. Die Mägde ſaßen mit Aenneli drinnen am Bette des Kranken und horchten mit Schrecken und Mitleid auf das dumpfe Stöhnen, das manchmal durch die Bruſt des Bewußtloſen zog. Das war eine bange Nacht, die dem frohen Tage gefolgt, und es wurde dem Morgenlichte mancher Seufzer entgegengeſchickt, bevor es hinter den fernen Schneehörnern emporſtieg. Kaum war daſſelbe indeſſen mit voller Klarheit angebrochen, als den Knechten, die noch immer rüſtig den tief im Schnee verſunkenen Tritten des verwegenen Nachtgängers nachſchaufelten, vom Thale herauf auch ſchon der Doktor entgegengeſchritten kam. Es war ein junger, kräftiger Mann, der die Mühſeligkeiten ſeines Berufes in dieſen Hochgegenden zu ertragen wußte; aber mit den Knechten bewunderte er nun die Sicherheit, mit welcher der Gemsjäger am Felſen hinabgeſchritten war, wo ihm kein Strauch, kein hervorragendes Geſtein die ſchmale Bahn zwiſchen Tod und Leben angedeutet hatte. „Das heiß' ich einen Freund und treues Zuſammenhalten in der Noth," ſagte der Arzt, mit Verwunderung und Grauen von dem nun ausgeſchaufelten Wege in die ſchreckliche Tiefe ſchauend; „ſolche Früchte wachſen nicht in jedem Herrengarten."

„Aber wo iſt denn der Sepp geblieben?" fragte einer der Knechte, der den Nachbar immer noch nicht nachkommen ſah.

„Er iſt nach dem Städtchen hinab," bedeutete der Arzt, „er will den Chriſten holen; wie er geſagt hat, wird's wohl nöthig ſein." —

Gegen Mittag kam auch Sepp mit Chriſten auf der Hinteralm angelangt. Der Arzt war ſchon wieder fortgegangen, ohne den Bekümmerten eine Tröſtung zurückgelaſſen zu haben. Er hatte verſucht, dem Kranken eine Ader zu ſchlagen; aber das Blut war nur tropfenweiſe gefloſſen und das Bewußtſein trotz aller verordneten und angewendeten Mittel noch immer nicht zurückgekehrt. Der Sohn warf ſich mit aufrichtigem Kindesſchmerze auf das Leidensbett, er klagte ſich ſelbſt an, daß er ſo lange nicht mehr nach ſeinem alten Vater geſehen, und rief dieſem die zärtlichſten Worte bekümmerter Liebe zu. Und in der That, es war, als ob die Stimme des Kindes durch den tödtlichen Schlaf bis an das Vaterherz gedrungen wäre. Der Kranke ſchlug die Augen auf und ſchaute mit verwirrten, unſtäten Blicken um ſich, wie ein Erwachender, der ſich an fremdem Orte befindet und ſich erſt wieder erinnern muß, wie er dahin gekommen. Allmälig jedoch wurde das Auge ruhiger und als Chriſten rief: „Vater, mein armer Vater, kennſt du mich nicht mehr?" glitt ein leiſer Schimmer über die bleichen Züge, wie ein Wiederſchein innerer Zufriedenheit, die farbloſen Lippen bewegten ſich, aber ſtatt herzlicher Wiederſehensworte drang nur ein unverſtändliches Lallen über dieſelben hervor, das die Umſtehenden mit neuem Bangen und Mitleid erfüllte.

Eine Weile ſchien der Kranke mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen und neue Kräfte zu ſammeln. Dann neſtelte

er ſeine Rechte langſam von der Decke los und bemühte ſich, ſie ſeinem Sohne entgegenzuſtrecken. Dieſer ergriff die zitternde Vaterhand, über die ſchon die Kälte des Todes gegangen zu ſein ſchien, und drückte ſein thränenbenetztes Geſicht auf dieſelbe; aber der Kranke machte eine abwehrende Bewegung und deutete mit den Augen und leiſer Kopfneigung nach Aenneli hin, das fortwährend mit ſtillem Weinen am Bette ſtand. „Was ſoll ich, Vetter?“ fragte das Mädchen ſich niederbeugend mit wehmüthiger Stimme, „was ſoll dein Gottchen thun?“

Um den Mund des Kranken ging ein ſeltſam heiteres Lächeln, als die beiden jugendlichen Geſichter ſich ſo nah vereint auf ihn herabneigten; er ſchien die Hand mit Anſtrengung nach Sepp ausſtrecken zu wollen, aber ſie ſank kraftlos auf das Bett herab und die Augen begannen mit brechendem Flimmern zuzufallen.

Sepp ſchaute eine Weile ſchweigend auf das Antlitz, über das ein leiſes Zucken ging, dann ſagte er, ſich abwendend und die Augen mit der Hand verdeckend: „Jetzt hat er überwunden, der brave Mann.“ — —

Es kamen nun recht trübe Tage auf der Hinteralm, die um ſo peinlicher waren, als ſie nicht die Stille brachten, die ſonſt ſein Todtenhaus zu umgeben pflegt und dem von friſcher Trauer berührten Gemüthe ſo wohlthätig iſt. Nach dem Dorfe hinunter mußte für das Leichenbegängniß ein weiterer und bequemerer Weg gebahnt werden, wodurch ſchon mancherlei äußerliche Unruhe und ſtörendes Geräuſch veranlaßt wurde. Zwar kamen die Dörfler freiwillig und unaufgefordert, wie es bei

ſolchen Fällen die Sitte mit ſich brachte, dieſer Arbeit rüſtig zu Hülfe, aber daraus ſchöpfte dann auch Mancher die Befugniß, im Trauerhauſe ſelbſt einzuſprechen, der früher nie oder durch ſeltenen Zufall darin geſehen worden. Man wußte wohl, daß ſein jetziger Beſuch weniger aus wirklicher Theilnahme an dem Unglücksfalle, als vielmehr aus der Abſicht entſprang, ſich von der bei ſolchen Anläſſen herkömmlichen Freigebigkeit ſeinen Antheil zu ſichern; Andere freilich dagegen kamen ſogar von entfernten Höfen und entlegenen Seitenthälern, welche die unerwartete Trauerbotſchaft mit Beſtürzung und Mitleid erfüllt hatte. So war auf der ſonſt ſo ſtillen Hinteralm ein unruhiges Treiben entſtanden und ſelbſt bei der nächtlichen Leichenwacht ſaßen Leute, die bisher jahrelang nie da droben geſehen worden waren. —

Erſt als der alte Steinberger zur letzten Ruhe gebracht war, fand ſein Sohn und einziger Erbe die nöthige Stille, um ſich in ſeine ſo plötzlich veränderte äußere Lage hineinzufinden und die Eindrücke der letzten Tage ſich innerlich näher zu beſchauen. Das erſtere jedoch begann er auf eine Weiſe, die ſeinen Hausgenoſſen keineswegs behagen wollte und unter ihnen manches einverſtändnißvolle Kopfſchütteln und geheime Zwiegeſpräch veranlaſſen mußte. —

Dem jungen Steinberger hatte, ſobald er etwas herangewachſen war, das abgeſchloſſene Leben mit ſeiner einförmigen Thätigkeit auf der Hinteralm wenig zuſagen wollen. Vielleicht war das ein Erbtheil ſeiner Mutter geweſen, die aus dem Unterlande ſtammte, d. h. aus

jener breitern Thalſchaft, wo der Fluß in ſtillerer Strömung aus dem See tritt, um nun an größern Dörfern und belebtern Geländen vorbeizufließen. Den Neigungen des einzigen Sohnes mochte der verſtändige Vater keinen allzugroßen Zwang anthun; er empfand ſelbſt in ſeinem eigenen Handel und Wandel, daß die neue Zeit ſogar von dem einſamen Gebirgsbewohner manches verlange, wenn er ohne Benachtheiligung durch das Leben kommen wolle, was der Vergangenheit unbekannt oder wenigſtens nicht durchaus nothwendig geweſen war. Chriſten fand daher keine großen Schwierigkeiten, als er ſchon im angehenden Jünglingsalter noch die ſtädtiſche Schule zu beſuchen verlangte. So auf ein Jährchen oder zwei kann das nichts ſchaden, dachte der alte Steinberger; ich ſelbſt kann die Sache da droben wohl noch einzig beſorgen. Zwei Jährchen aber vergingen und auch noch eines dazu. Chriſten hatte nun allerdings keine Luſt mehr, auf der Schulbank zu ſitzen; aber ebenſo wenig begehrte er auf die Hinteralm heimzukehren. „Was ich dort oben zu verſtehen brauche," ſagte er, „habe ich ſchon als Kind gelernt; da drunten hingegen kann ich Vieles lernen, was ich noch nicht weiß und doch ſpäter vielleicht nothwendig habe." Der Vater gab nach, wenn auch nicht ohne einige Widerrede und Chriſten trat in das Bureau eines Geſchäftsagenten, der neben kleinen Rechtsgeſchäften bedeutenden Holz- und Käſehandel trieb. Hier war er geblieben bis auf den heutigen Tag und der alte Steinberger hatte ſich um ſo eher darein gefügt, als ihm allerdings durch die Vermittlung des Sohnes namentlich im Verkaufe der

Käſe mancher Vortheil erwuchs und die Sache daheim wie von jeher ihren geregelten Weg ging. —

Nach der angelernten Art des Geſchäftsmannes, der die wahre Ordnung eines Haushaltes nur noch in einer geſchriebenen Controlle zu finden glaubt, dagegen die in's Leben eingewöhnte Planmäßigkeit alles Thuns und Laſſens für verderblichen Schlendrian hält, oder vielmehr dieſe Planmäßigkeit gar nicht mehr zu erkennen vermag, begann nun auch Chriſten ſeine neue häusliche Thätigkeit. Zuerſt nahm er die Knechte in's Gebet. Sie mußten mit ihm in die Ställe, um Name und Alter jedes darin vorhandenen Hauptes feſtzuſtellen; das wurde nebſt Farbe und Zeichnung des Thieres ausführlich aufgeſchrieben; aber nicht das allein, ſondern auch jedes Stück Stallgeräth, vom Melkkübel bis zur Miſtgabel, mit ungefährer Werthangabe. Von den Ställen ging es in gleicher Weiſe auf die Heuboden, in die Käſerei, wo das vorhandene Futter, die vorräthige Waare gemeſſen, gezählt, geſchätzt und aufgeſchrieben wurde. Die Knechte wunderten ſich über dieſes Thun und fragten endlich auf gehörigem Umwege, ob die Sache vielleicht verkauft werden ſolle? — Ihre Verwunderung wurde nicht geringer, als Chriſten kurz antwortete: „Warum nicht gar; aber Ordnung will ich haben.“ — Ordnung ſei auch vorher ſchon geweſen, dachten die Burſche, das habe der alte Steinberger ſo gut verſtanden als Einer. Dabei waren ſie nicht recht im Klaren, ob nicht auch ihnen der Vorwurf der Unordentlichkeit gemacht werden wolle. Der Zweifel dauerte nicht mehr lange, als Chriſten jeden fragte, was er bis

auf den heutigen Tag an Löhnung zu gut habe. Der Meisterknecht antwortete trotzig, das wisse er nicht, seitdem er im Hause gewesen, sei ihm jedesmal der Lohn auf Jahr und Tag ausbezahlt worden; kleine Auslagen, die er in der Zwischenzeit in des Meisters Nutzen gemacht, habe er gewissenhaft zusammengerechnet und angegeben. — „In Zukunft will ich diese Ausgaben im Einzelnen verzeichnet und aufgeschrieben haben," bemerkte Christen, nicht unfreundlich und ohne den gereizten Ton des Knechtes zu beachten. Dieser gab auch nur ein kurzes „schon recht" zur Antwort und ging. Drunten in der Küche erklärte er aber laut und vor allen Andern, daß er keine Stunde länger als bis nächstes Ziel in einem Hause bleiben werde, wo man seinem Worte keinen Glauben mehr zu schenken scheine.

Während auch die andern Knechte ähnliche Entschlüsse verlautbarten, konnte Mädi eine gewisse Schadenfreude nicht ganz unterdrücken. Den Knechten mochte es um so eher etwas gönnen, als es sich sicher hielt, daß ihm in sein Küchenregiment kein Meister etwas darein reden könne. Aber schon am folgenden Tage mußte es erfahren, daß es die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In Küche und Keller, in Schrank und Laden wurde nachgezählt, ausgemessen und das Ergebniß in ein großes Buch eingeschrieben.

So hatte Christen in den ersten Tagen ohne Absicht ein dem Hause aufrichtig zugethanes Gesinde sich entfremdet und an die Stelle bisherigen Vertrauens und hergebrachter Ordnung waren augenblicklich Mißtrauen und Nachlässigkeit getreten.

Eine glücklichere Richtung nahm Denken und Thun des jungen Hinteralmbesitzers, wenn er Abends nach diesen Tagesgeschäften in seinem einsamen Stübchen saß. Der Einblick in Stand und Gang der Haushaltung machte ihn alsbald mit einem Gedanken vertraut, den er in der Abgeschiedenheit von aller bisher gewohnten geselligen Zerstreuung nur mit um so größerer Ruhe nachhängen konnte. „Es geht nicht anders, ich muß eine Frau haben," sagte er halblaut vor sich hin; „denn am Ende gibt es doch mancherlei Dinge in der Haushaltung, von denen ich zu wenig verstehe und die ich deshalb auch nicht gehörig überwachen kann." Christen spürte recht deutlich, daß er über diesen selbst gesprochenen Worten leise erröthete, wie wenn sie ihm von einem fremden Menschen gesagt worden wären. Er hatte wohl auch schon an's Heirathen gedacht, schon dieses oder jenes Mädchen hatte sein Wohlgefallen erregt und sein Blut zu schnellerem Herzschlage getrieben; aber gleichwohl hatte er sich die Sache stets nur als einer fernen Zukunft vorbehalten vorgestellt, bis wohin sich noch manches Unerwartete zutragen, Manches anders sich gestalten konnte. Jetzt stand sie ihm plötzlich, als durch eine äußere Nothwendigkeit geboten, bestimmt und nahe vor Augen gerückt. Er durchging die Zahl der bekannten Mädchen drunten im Städtchen, er vergegenwärtigte sich die Vorzüge Dieser oder Jener, die sich dem hübschen und vermöglichen Sohne des alten Steinberger freundlich erzeigt; aber sonderbar, neben all' die geputzten Gestalten, die niedlichen Figuren und zierlichen Manieren der städtischen

Bürgerstöchter drängte sich fortwährend ein demüthig bescheidenes Bild, das sich mit stillen Thränen über die Leiche des Vaters beugte. Christen machte anfänglich halb unwillig eine abwehrende Kopfbewegung, und unwillkürlich streckte er die Hand auf den Tisch, während Daumen und Zeigefinger sich rasch wie zum Geldzählen über einander hin und her bewegten. Der Gedanke jedoch, der in dieser Bewegung einen wortlosen Ausdruck fand, vermochte nicht das liebliche Bild zu verdunkeln; vielmehr stieg es bei jedem Versuche, sich von ihm abzuwenden, mit herzlicherer Freundlichkeit vor dem innern Auge empor. Der Nachdenkliche legte die Hand über's Gesicht, als ob er das Licht abwehren wollte; aber da kam es plötzlich wie eine das Gewissen bedrückende Frage über ihn, an die er bisher nicht näher gedacht hatte. Was wollte der Vater im letzten Augenblicke, da er ihn und Aenneli zu sich herangewinkt? Wie hätte sein letzter Wille gelautet, wenn er nicht dem sterbenden Munde entfallen wäre? —

Christen stand auf und ging mit unruhigen Schritten im Stübchen umher, als müsse er etwas suchen, was er nicht finden konnte. Es fiel ihm ein, daß seit dem Begräbniß des Vaters weder Sepp noch Aenneli herübergekommen waren, obwohl es seitdem nicht geschneit und der Weg offen und trocken stand. So lange die Leiche im Hause gelegen, war Aenneli nie heimgegangen, auch über Nacht nicht. Es hatte die zu- und abgehenden Leute bewirthet, ohne an Christen eine Frage zu stellen, ob es dieses oder jenes thun oder lassen müsse. Er selbst hatte im Schmerze und in der allgemeinen Verwirrung nicht

einmal daran gedacht, auf wessen Geheiß Aenneli schalte und walte, als ob es zum Hause gehöre. Er war froh, daß es geschah, ohne sich weiter über das Wie und Warum Rechenschaft zu geben. Aber mit den letzten leidtragenden Verwandten hatte auch Aenneli das Haus verlassen und war seitdem ebenso wenig als Sepp mehr hergekommen. Ob ihnen selbst etwas zugestoßen? — Christen löschte das Licht und ging den Weg nach dem Nachbarhause hinüber.

Durch die sternklare, windstille Nacht schimmerte ihm anheimelnder Lichtschein entgegen, in dem sich plötzlich die wiedererwachten Gestalten freundlicher Kindheitserinnerungen bewegten. Als er leisen Schrittes an das Häuschen herangetreten war, schaute er durch das Fenster hinein. Sepp saß rückwärts auf dem Ofensitze, Aenneli am Spinnrade, aber es hatte die Hände mit dem gezogenen Faden auf den Schooß sinken lassen, und drinnen war's so stille, daß das Picken der kleinen Wanduhr wie ein mächtiger Pendelschlag herausklang. Christen konnte das Auge nicht von dem Antlitze wenden, das bald vom röthlichen Lichtscheine übergossen, bald wieder vom leichten Schatten überstreift wehmüthig sinnend vor sich nieder schaute. Wie hatte er bei gelegentlicher Erinnerung an das Nachbarhaus sich das Mädchen so ganz anders gedacht, das in jüngern Jahren wie eine wilde Katze herumgesprungen und geklettert, und das ihm auch später bei seinen heimathlichen Besuchen scheu auswich, oder wo das nicht anging, stets mit einer übermüthigen Neckerei bei der Hand war! — Hatte wirklich nur die Theilnahme

am Tode des Vaters eine augenblickliche Veränderung bewirkt, oder war mit der äußern Schönheit, die über das Mädchen gekommen, auch der milde, ſtille Sinn gereift, deſſen Widerſchein aus jedem Zuge des Antlitzes leuchtete und der Chriſten ſo mächtig anmuthete?

In dieſen ſchnell vorübergleitenden Betrachtungen wurde er durch einen ſchweren Seufzer unterbrochen, der vom Ofenſitze herkam. „Es iſt mir immer," ſagte Sepp, „als hätte man mit dem Steinberger ein ganzes Stück von mir ſelbſt fortgenommen. Ich bin froh, wenn ich bald wieder in die Berge kann. Der Chriſten paßt nicht mehr zu unſer einem." — „Es iſt mir ſelbſt auch ſo," erwiderte Aenneli, mit der Hand über die Augen fahrend, „es wird mir halb bang, wenn ich mit ihm reden ſoll; aber vielleicht kommt das bald anders."

„Nicht ſo leicht," gab Sepp zurück; „ja, wenn er noch zu Lebzeiten des Vaters hergekommen wäre, möcht's eher gegangen ſein; aber wenn er nun erſt eine fremde, vielleicht vornehme Frau herbringt, dann iſt's ganz vorbei — du wirſt's ſehen."

Aenneli bog das Geſicht vor und das Spinnrad begann ſich ſchnurrend umzudrehen. Chriſten ſtand eine Weile betroffen und ohne recht zu wiſſen, was er thun ſolle. Endlich ſagte er halblaut: „Ich will ihnen zeigen, daß ich ſo freundlich ſein kann, als der Vater," und mit dieſem Vorſatze öffnete er die kleine Hausthüre. — —

Als Chriſten ſpät in der Nacht heimkam, mußte er ſich ſelbſt wundern, wie ſchnell ihm die Zeit vergangen war. Am folgenden Tage machte er den nämlichen Weg,

und als einige Nächte ſpäter die Bahn auf's Neue zugeſchneit wurde, half er gleich am andern Morgen den Knechten ſelbſt dieſelbe wieder öffnen, ohne die Nachbarn mit dem gewohnten Zeichen um Mithülfe gemahnt zu haben. —

Der Schnee war noch lange nicht geſchmolzen, als es ſchon im Dörfchen und das ganze Thal hinab hieß, des Gemsjeppen Nenneli werde die Frau des jungen Steinberger, und als die Hinteralm endlich wieder grün geworden, zog von derſelben ein froher Hochzeitszug zu Thal.

Einer aber befand ſich in dieſem Zuge, der trotz aller Mühe, die er ſich dazu gab, innerlich nicht recht froh werden konnte; und doch, ſollte man meinen, hätte gerade er rechten Grund zur Freude gehabt. Oder ſoll ein Vater ſich nicht freuen, der ſein Kind einem verſtändigen, wohlhabenden Manne verbunden weiß, der die geheimſten Herzenswünſche ſeiner Tochter in eine faſt unerwartet glückliche Erfüllung gehen ſieht? Das ſagte ſich Sepp ſelbſt genugſam; er bedachte, daß der reichſte Vater in weiter Umgegend mit Freude dem jungen Steinberger eine Tochter zum Weibe gegeben haben würde — warum ſollte nun er, der unbemittelte, faſt arme Mann ſich nicht ebenfalls freuen? — Aber die Freude, zu der man ſich überreden muß, iſt eben ſchon nicht mehr die rechte Freude, und das mußte auch Sepp am Hochzeitstage ſeiner Tochter erfahren. Er ſchalt ſich ſelbſt darüber, wenn er das glückſtrahlende Geſicht ſeines Kindes anſchaute; aber er konnte nun einmal nicht anders und

unaufhörlich rief es in ihm: Und der Christen paßt doch nicht recht zu uns.

Es hat eine gar eigenthümliche Bewandtniß um Ahnungen, die sich einmal des Gemüthes bemächtigt haben. Im Grunde genommen sind es doch nur Ueberzeugungen, die sich in ihren Gründen noch nicht klar geworden; aber gerade aus diesem Mangel an Klarheit schöpfen sie ihre zähe Lebensdauer. Die unbestimmte Empfindung, der unklare Eindruck ringt und strebt fortwährend nach Klarheit; drum heftet er sich an jedes Ereigniß, an jede Vorkommenheit, in der Hoffnung, darin das gesuchte Licht zu finden. Durch diese stete Thätigkeit aber bleibt er eben frisch und lebendig und greift so manchmal verwirrend in's Leben ein. Es war die ganze Zähigkeit solcher unklaren vorahnenden Eindrücke nothwendig, um bei Sepp über der freundlichen Gestaltung des Lebens eine fortwährende Unruhe und innere Beängstigung zu erhalten; denn wirklich schien das Glück des jungen Ehestandes mühelos und frisch aufzublühen wie eine Alpenrose. Das Mißbehagen und die drohende Unordnung, welche Christen durch seine äußerlich angewandte Ordnung bald in seinem Hauswesen heimisch gemacht hätte, verschwanden wieder vor der einfachen Thätigkeit und dem stets heitern, oft genug in helle Lustigkeit ausschlagenden Wesen der jungen Hausfrau, wie ein verspäteter Morgennebel vor dem Sonnenlichte. Das griff alles wieder so genau und geräuschlos in einander, wie die Räder einer Maschine, deren treibende Wasserkraft wir nicht sehen, deren lustiges Niederplätschern wir nur hie und da hören können. Christen

ſelbſt fühlte ſich bei dieſem bequemen Gange der Dinge anfänglich unendlich wohlbehaglich und oft ſagte er ſcherzend zu ſeiner unabläſſig thätigen Frau: „Mir geht's lange gut; ich hab's wie die Schiffer drunten auf dem See bei günſtigem Winde. Sie ſpannen das Segel, legen ſich in's Schiff und laſſen ſich luſtig vorwärts treiben.“ — „Wenn nur keine Windſtille oder gar ein Sturm kommt,“ meinte Aenneli nachdenklich — „ausbleiben wird's wohl auch nicht.“

„Ach,“ erwiderte Chriſten, ſein blühendes Weibchen an ſich ziehend, „mein Segel weiß ſich von ſelbſt nach jedem Luftzuge zu richten — das iſt aus gutem Tuche.“

Chriſten ſprach mit dieſem Scherze gewiß ſeine volle Herzensmeinung aus. Er fühlte ſich glücklich und glaubte dieſes Glück auch auf eine lange Zukunft ſicher geſtellt. Er mußte oft über die Vorſtellung lächeln, wie ſich eine ſeiner ehemaligen ſtädtiſchen Bekannten in dieſer Bergwirthſchaft ausgenommen haben würde. Das wäre wohl in doppeltem Sinne bergab gegangen, dachte er. Als aber erſt die Hinteralm ſich abermals begrünte und der erſte Kukuk des neuen Jahres ein hübſches, munteres Büblein in's Haus brachte, da flüſterte Chriſten, ſich auf die wehmüthig lächelnde Wöchnerin niederbeugend: „Ach, Aenneli, mir iſt's, ich habe all' dies Glück nicht um meinen Vater verdient!“

Sepp hatte der Ankunft des jungen Hinteralmbewohners mit einer verſchwiegenen Beſorgniß entgegengeſehen. Es iſt nämlich ein altherkömmlicher, ländlicher Brauch, daß noch lebende Großältern dem erſten Enkelkinde zu

Gevatter ſtehen. Ob Chriſten dieſes Herkommen halten, ob der Großvater angeſucht würde, den Kleinen in die Gemeinſchaft einzuführen? — Sepp hatte durchaus keinen beſtimmten Grund, daran zu zweifeln, behandelte ihn doch Chriſten ſtets, wie es einem wohlmeinenden, guten Schwiegerſohne anſteht; aber vielleicht konnte ſich gerade bei einem ſolchen Anlaſſe ein gewiſſer Stolz regen und einer der vielen ſtädtiſchen Bekannten zu Gevatter gebeten, oder wenigſtens dem Großvater ein ſolcher vornehmer Gefährte beigegeben werden. Der alte Gemſenſepp jauchzte innerlich auf vor Glück und geheimem Stolz, als er einzig mit einer muntern Schweſtertochter des alten Steinberger ſeinen Enkel zur Taufe tragen durfte.

Jetzt that er freiwillig und unangefragt, um was ihn Nenneli und Chriſten anfänglich vergeblich erſucht hatten. Er ſiedelte zu ſeinen Kindern über und half ſelbſt, einen Theil der Wände, zwiſchen denen er ſo lange gelebt, niederreißen, um das Häuschen zur Aufbewahrung von mancherlei Vorräthen und Geräthſchaften geeigneter zu machen.

Nun erſt ſchienen Zufriedenheit und Glück der kleinen Familie auch äußerlich gegründet und feſtgeſtellt; aber das eben iſt die dämoniſche Macht des Glückes, daß es den Menſchen von den Wegen, auf denen er's gefunden, ablenkt und neue aufſuchen läßt. Manchmal liegt dahinter die wohlgemeinte und überdachte Abſicht, das bereits Gewonnene durch einen neuen Erwerb zu mehren und zu ſichern, manchmal iſt's aber auch die ungenügſame Undankbarkeit, welche die freundlichen Geſchenke des Lebens nicht zu ſchätzen weiß. Bei Chriſten war es wohl nur

das erſtere, beſſere Theil, als das ſcharfe Liebesauge ſeines Weibes gar bald an ihm eine bisher ungekannte Unruhe bemerkte, über die er ſelbſt keine rechte Auskunft zu geben wußte. Endlich mußte ſie ſich aber auch klar werden, dieſe Unruhe.

Der Vater ſaß in der Dämmerung am Fenſter, den Kleinen auf den Knieen wiegend, deſſen Lallen bereits nach verſtändlichern Lauten ſuchte. Die Mutter kam herbei und das Kind ſtreckte ihr verlangend die Aermchen entgegen. Sie wollte es herzend aufnehmen, als Chriſten mit zärtlichem Schmollen ſagte: „Ich komm' immer zu kurz; du magſt mir das Bübchen auch gar nie gönnen.“ Aenneli beſann ſich lächelnd einen Augenblick; dann flüſterte es, ſich an das Ohr ſeines Mannes niederbeugend: „Wart' nur noch ein wenig; im Frühjahr kann Jedes von uns ein Kleines auf den Armen halten.“

Chriſten ſchaute, ohne eine Antwort zu geben, mit nachdenklichem, faſt beſorgtem Geſichte zu ſeiner Frau auf und blickte dann ebenſo nachdenklich und ſchweigend in den dunkelnden Abend hinaus. Aenneli war darüber betroffen und es fühlte, wie über dieſem Schweigen des Mannes ein unklares Bangen ſich auf ſein Herz legte. „Warum ſagſt du nichts, Chriſten?“ fragte es nach einer Weile ſchüchtern.

„Ich habe an etwas gedacht,“ erwiderte er langſam.

„Und an was denkſt du denn, lieber Mann? Darf es dein Frauele nicht auch wiſſen?“

„Ei freilich — warum ſollteſt du das nicht?“ gab er zur Antwort, „geht's dich doch faſt ebenſo gut, wie

mich ſelbſt an. Aber ſieh', ich habe ſchon lange gedacht, es könne nicht mehr ſo fortgehen, wie bisher, ich müſſe noch etwas anderes anfangen und treiben."

„Ich verſtehe dich nicht recht," ſagte die junge Frau zweifelnd.

„Nun, das iſt doch leicht zu verſtehen. Sieh' nur, ich habe mir ſchon oft im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ich die ganze Zeit hier oben eigentlich noch nie recht gearbeitet, und nur ſo in den Tag hinein gelebt habe."

„Das kann ich immer weniger verſtehen."

„Aber ſo halte mich doch nicht für ſo blind und gedankenlos," fuhr er faſt unwillig fort; „oder meinſt du, ich ſehe nicht recht gut ein, daß das Hausweſen hier ſeinen ungeſtörten Gang fortgehen würde, auch wenn ich gar nicht da wäre? Glaubſt du, ich bemerke nicht, daß alle Anordnung eigentlich von dir ausgehe und daß Jedes ſich nicht an mich, ſondern an dich wendet, wenn es etwas wiſſen oder thun will?"

„Aber mein Gott, wo willſt du denn mit all' dem hinaus?" fragte Aenneli leiſe.

„Einfach da hinaus, daß ich arbeite, wie du auch, und wie du das treibe, was ich verſtehe. Ich will irgend einen Handel anfangen, mit Vieh, Käſe, oder noch am liebſten den Holzhandel."

Aenneli mußte unwillkürlich über ſich ſelbſt und ſeine ausgeſtandene Bangigkeit lächeln. Das Vorhaben Chriſtens war nun ja nichts, vor dem es ſich beſonders zu ängſtigen brauchte; aber doch überſah es auch mit einem einzigen Blicke, daß durch die Ausführung deſſelben das

freundlich-ſtille Leben auf der Hinteralm vielfach geſtört und umgeändert werden müßte. Deshalb ſagte es nach einigem Beſinnen: „Ich kann dir nicht in dein Vorhaben reden, weil ich zu wenig davon verſtehe, doch ſehe ich nicht recht ein, warum du dir neue Plage und Unmuß machen ſollteſt. Wir haben ja Gottlob zu leben an dem, was wir beſitzen und täglich erwerben.“

Chriſten ſchüttelte den Kopf. „Ihr Weiber ſeid doch alle gleich,“ entgegnete er, „und wollt nie über die nächſte Stunde hinausblicken. Denk' nur auch, was du mir vorhin geſagt haſt; wenn nun einſt zwei oder wer weiß wie viele erben wollen, ſo fällt meine Sache, die ich einzig antreten konnte, ſchon in kleine Theile. Wo eben anfänglich nichts zugebracht wird, ſind die Kinder ſpäter immer verkürzt, wenn die Aeltern die Lücke nicht auszufüllen ſuchen.“

Die junge Mutter zuckte über dieſen Worten ſo heftig zuſammen, daß das Kind, das auf ihren Armen eingeſchlafen war, erwachte und zu weinen anfing. Sie ſang ihm mit leiſer Stimme ein Schlafliedchen, und bald auch zeigte das träumende Lallen des Kleinen, daß der Friede des Schlummers wieder bei ihm einkehrte; der Mutter aber ward kein Liedlein geſungen, das ihr plötzlich erwecktes Leid einſchläfern konnte.

Chriſten hatte keine Ahnung davon, wie ſchmerzlich ſeine Frau von ſeinen Worten getroffen worden; war ihm ja nie auch nur im Traume eingefallen, ihre Armuth ihr vorzurücken, und die geäußerte Vorſorge für die Zukunft der Kinder war auch lediglich dem Bedürfniſſe nach Be-

thätigung der eigenen Kraft und Befähigung entsprungen. Drum beachtete er, nun schon auf's Lebhafteste mit der Inswerksetzung seiner Pläne beschäftigt, auch gar nicht, wie Aenneli stiller und zurückhaltender geworden war, oder bemerkte er's irgend einmal, so gaben ihm ja die Umstände der jungen Frau genügenden Aufschluß dafür, ohne daß er weiter nachzufragen brauchte. Auch dem Schwiegervater theilte er seine Absichten mit der freudigen Zuversicht mit, die an keinen Widerspruch denkt, sondern vielmehr der anerkennenden Zustimmung Anderer versichert ist. Und in Wahrheit hätte Sepp auch keine gegründete Einwendung vorzubringen gewußt.

Christen ging mit der Hast, die eine bisherige Unterlassung meint gut machen zu wollen, an die Ausführung seines Vorhabens. Noch vor dem Eintritte des Winters wurde am jenseitigen Thalabhange ein bedeutendes Stück Waldung gekauft und der Schlag desselben auch alsbald mit zahlreichen Arbeitern begonnen. Die Witterung selbst schien das Unternehmen begünstigen zu wollen. Es kam ein so geringer Schneefall, wie man ihn seit Jahren in dieser Gegend nicht mehr erlebt hatte; dagegen herrschte fortwährend trockene Kälte, wodurch eine Schlittenbahn entstand, wie man sie nicht günstiger wünschen konnte. Noch vor Ablauf des Winters war der geschlagene Wald mit verhältnißmäßig geringen Kosten und wenig Mühe bis auf den letzten Stamm fünf Stunden weit das Thal hinabgeschafft und das Kleinholz zu ansehnlichen Preisen im Städtchen und den ungelegenen reichern Ortschaften abgesetzt. Die größern Stämme schwammen den See

hinab, um an deſſen Ausgange ſich von dem breiter und regelmäßiger fließenden Strome noch weiter in's Land hinabtragen zu laſſen. Natürlich mußte Chriſten die Reiſe ebenfalls machen, um an geeignetem Orte den Verkauf ſelbſt bewerkſtelligen zu können. So geſchah es, daß er ſich in weiter Ferne befand, als für ſein Weib auf der ſtillen Hinteralm abermals die ſchwere Stunde kam, die einem muntern Mädchen das Leben gab. Das Glück der jungen Mutter war diesmal nicht ſo ungetrübt, wie vor einem Jahre, da ihr der beſorgte Gatte die Schmerzensſpuren von der Stirne geſtreichelt hatte, und als ihr die Wehfrau das feine, zierliche Weſen in die Arme gab, mußte Aenneli unaufhaltſam weinen, als ob es eine Waiſe an die Bruſt legte. Sogar die Taufe mußte gegen herkömmlichen Brauch lange verzögert werden, da der Vater vor ſeiner Heimkehr noch ſein Geſchäft beendigen wollte.

Gleichwohl hatte die ſorgliche und haushälteriſche Frau Urſache, ſich aufrichtig mitzufreuen, als Chriſten endlich überglücklich heimkehrte. Er hatte durch die Arbeit des Winters, der in der Bergwirthſchaft ſtets ohne namhaften Erwerb verfloß, mehr baares Geld gewonnen, als das ganze Beſitzthum in Jahren zuſammen abwarf.

Dafür wurde nun aber auch eine Taufe ausgerichtet, wie die Hinteralm ſicherlich noch keine geſehen hatte. Die junge Mutter hätte gewünſcht, daß die Pathenſchaft wieder aus der Verwandtſchaft genommen und beſonders eine Bruderstochter ihres Vaters, die drunten im Dörfchen lebte und Aenneli während der letzten ſchweren Zeit ge-

treulich beigeſtanden, Gotte werden möchte; aber der Wunſch war kaum ausgeſprochen, als Chriſten denſelben mit großer Entſchiedenheit ablehnte. „Du mußt wiſſen, daß ich's meinem Geſchäftsfreunde drunten in der Stadt ſchon lange, bevor das Kind da war, zugeſagt habe. Er will wieder heirathen, die reiche Wittwe des ehemaligen Sternenwirthes, und das gibt nun eine prächtige Gelegenheit, die Beiden zuſammenzubringen; drum muß ſie auch Gotte werden.“ — Aenneli fröſtelte leiſe zuſammen bei dieſem Vorſchlage. Es ſchnitt ihm tief in's Gemüth, daß über das Kind ohne ſein Wiſſen gleichſam ſchon verfügt worden war, während es noch unter ſeinem Herzen lag; es kam ihm als Sünde vor, daß die Taufe als Mittel gebraucht werden ſollte, um eine Ehe zu Stande zu bringen, die kein Bund der Herzen, ſondern nur des ſchnöden Geldes ſein konnte. Die junge Mutter ſcheute ſich auch nicht, dieſen Gedanken ihrem Manne mitzutheilen; der aber ſchüttelte verdrießlich den Kopf und meinte, von ſolcher überflüſſigen Empfindſamkeit habe man nicht gelebt. Sein alter Geſchäftsfreund habe ihm während des vergangenen Winters manche vortheilhafte Gefälligkeit erwieſen und er müſſe ſehen, wie er ihn auch für die Zukunft ſich verbinden könne; das werde ihnen beiden noch manchen Vortheil bringen.

Aenneli ſchwieg und ließ geſchehen, was es, ohne offenen Unfrieden zu ſtiften, nicht verhindern konnte; aber die goldenen Ketten und ſeiderauſchenden Kleider der vornehmen Pathenſchaft waren wenig geeignet, das verletzte Muttergefühl zu verſöhnen, wurde doch all' dieſer Prunk

nicht aus theilnehmender Feſtfreude an dem jungen Täuflinge, ſondern aus ganz andern, und eben nicht ſehr reinen Abſichten zur Schau geſtellt. Auch die reichen Angebinde, die aus der Stadt mitgebracht wurden, legte Nenneli raſch bei Seite und verſchloß ſie im hinterſten Schrankwinkel; ſie kamen ihm vor, wie verrätheriſche Silberlinge, um die ein frommes Feſt ſtiller Häuslichkeit, eine heilige Aelternpflicht dahingegeben worden war. Wie war das vor einem Jahre ſo ganz anders geweſen, als der Vater wieder einmal das Kleid anzog, in dem er vor einem Vierteljahrhundert die Mutter zum Altare geführt, und zwiſchen Scherz und thränennaher Rührung einen blühenden Strauß an ſeinen Hut ſteckte, als ob es nochmals zum Brauttanz ginge! —

Ein reines Herz empfindet in Dingen, die es nahe berühren, immer das Richtige und die Strafe erfolgt, wenn ſeine warnende Stimme überhört wird, oft gar bald auf Wegen, die kein berechnender Verſtand vorausſehen konnte. So geſchah es auch auf der Hinteralm, wo der entweihte Tauftag den Samen zu bittern Früchten ausſtreute. —

Dem guten Sepp lag das immer ſchweigſamer werdende und bekümmerte Weſen ſeines früher ſo heitern Kindes ſchon lange ſchwer auf dem Herzen; gleichwohl hütete er ſich, Klagen hervorzulocken, die nicht aus freien Stücken vor ihn gebracht wurden. Er war ſogar froh, daß Nenneli ſeinen Kummer für ſich trug. Eheſtand — Weheſtand, dachte er und wußte dabei recht gut, daß wo zwei durch dieſen Stand verbundene Menſchen ihre Miß-

verſtändniſſe und gegenſeitigen Bekümmerniſſe nicht unter ſich ſelbſt zu löſen ſuchen, ein Dritter auch mit dem beſten Willen gar oft aus ſchlimm nur ärger macht. Die vornehme Gevatterſchaft behagte ihm ſo wenig, als der Wöchnerin; aber er wollte nichts merken laſſen und gab ſich alle Mühe, ebenfalls ſeinen Tribut an dem bevorſtehenden Feſttage abzutragen. Als richtiger Jäger hätte er in dieſer Jahreszeit kein Thier geſchoſſen, aber ſeit dem Tage der Geburt war er um Auffindung einiger Berghühnerneſter beſorgt, deren wohlgenährte Brut als Leckerbiſſen auf dem Pathentiſche erſcheinen ſollte. Ueber der Verzögerung des Feſtes waren jedoch die auserſehenen Opfer flügge geworden und hatten das Weite geſucht. Sepp kletterte über die hinter dem Walde emporſteigenden Felshörner, zwiſchen denen in unwegſamer Wildniß ein kleiner, aber tiefer Bergſee lag, in deſſen reinem, gletſcherkaltem Waſſer ſchimmernde Goldforellen ſchwammen. Der alte Mann mußte, um dieſe Schätze zu heben, jäh verſinkende Schründe überſteigen, deren mattwerdender Schnee jeden Schritt mit Todesgefahr bedrohte. Es gehörte drum neben der Waghalſigkeit auch ſeine ganze erprobte Geſchicklichkeit dazu, um bei dieſer Jahreszeit eine Tracht des köſtlichen Fiſches auf die Hinteralm herabzubringen; aber mit dem eingefangenen Floſſenthiere war dem Jägersmann noch nicht genug gethan und in ſeiner hingebenden Theilnahme entſchloß er ſich nun zu etwas, das er in ſeinem ganzen Leben vermieden hatte. Er wußte nämlich in dem Walde, der die Hinteralm von den rückwärts liegenden Flühen abgürtete, einige Wildtaubenneſter, und

noch am Abend vor dem Tauftage kletterte er in die hohen Tannenwipfel, um deren junge Insaſſen herabzuholen. Das war ein ſchwerer Schritt für den alten Sepp, und noch als er ſchon in das erſte wipfelhohe Neſt hineinſchaute, zog er die Hand wieder zurück und ſagte kopfſchüttelnd vor ſich hin: „Ich ſollt' es nicht thun — es iſt eine Sünde.“ Aber endlich that er's doch; was der Mann für ſich und Andere noch nie gethan, that nun der Großvater für den Tauftag ſeiner Enkelin. In ſeinem ganzen Jägerleben hatte er in dieſem Walde noch nie einen Schuß abgefeuert, noch nie eine Vogelbrut geſtört, nicht einmal diejenige eines ſonſt ungebetenen Raubvogels. Das war ſo von Vater und Großvater herübergekommen — der Wald galt ihren Eigenthümern, den Hinteralmbewohnern, heilig und blieb drum ſelbſt den Thieren eine ſichere Freiſtatt; daher erklang er auch vom Frühling bis zum Herbſte von unzähligen Vogelſtimmen, zwiſchen die ſich oft Jahre lang weder ein Schwirren der Säge, noch ein ſchallender Axthieb miſchte. Den benöthigten Bedarf an Brennholz holten die Hinteralmer im Herbſte von den Stämmen, welche im Vorſommer zuhinterſt am Waldſaume am Fuße der Flühen von den niederſtürzenden Lauenen zuſammengebrochen worden waren. Nur in ſeltenen Fällen wurden etwa einige Stämme Bauholz gefällt; aber auch das geſchah immer mit großer Vorſicht und einer Art geheimnißvoller Scheu, die vom Vater auf das Kind vererbt worden.

Dieſe wohlbewahrte Scheu war es, die dem Großvater Sepp das Wegnehmen der jungen Schlagtauben

ſo ſchwer gemacht; aber die That fiel ihm erſt recht drückend, als er für all' ſeine Mühe und Ueberwindung am Tauftage noch ſchlimmen Dank erntete. Er hatte das Braten der Wildtauben und das Backen der Forellen nicht einmal Aenneli anvertraut, geſchweige den Mägden. „Habe ich ſo viele Mühe mit den Dingern gehabt, ſo will ich auch bis an's Ende dabei ſein," ſagte er und ſtellte ſich mit wohl erprobter Geſchicklichkeit ſelbſt an den Feuerherd. Beim Taufmahle zwar ſaß der alte Großvater ſchweigſam und beſcheiden zu unterſt am Tiſche; es war ihm auch ganz recht, dem großſprechenden Gevatter und der flunkernden Gevatterin nicht allzu nahe ſein zu müſſen; aber im Geheimen freute er ſich doch auf das Erſcheinen ſeiner Gerichte, die in der Stadt drunten ſelbſt für gutes Geld nicht immer leicht zu erhalten waren.

Die ſchmeichelhafte Hoffnung des guten Alten wurde bitter getäuſcht. Der vornehme Holzhändler erklärte, mit ſeiner breiten Hand über den Mund wiſchend: Er habe ſein Lebtag nichts nach Fiſchen gefragt, unter Wahl ſei ihm eine Leberwurſt ſtets lieber geweſen; und die kochkundige Sternenwirthin meinte: Das beſte Geflügel ſei immer dasjenige, das man im Hühnerhof ziehe; da könne man's gerade ſo fett werden laſſen, als es für nöthig erachtet werde.

Der alte Jäger, der nie nach etwas Anderm gefragt, ſo lange er ein Stück Schwarzbrod und Käſe in der Waidtaſche trug, aber gleichwohl die edlen Gottesgaben, die dem Menſchen in Wald und Waſſer geboten ſind,

richtig zu schätzen wußte, hätte auf diese vornehm verächtlichen Urtheile gerne den richtigen Trumpf ausgespielt. Er schluckte jedoch den Aerger hinunter, legte Messer und Gabel leise zusammen und ging hinauf in sein Stübchen.

Dort saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt; dann öffnete er das Fenster und schaute, um das unheimliche Sinnen los zu werden, auf die sonnenbeschienene Alm hinaus.

Mit dem Anstandsgefühle, das dem einfachen, verständigen Menschen eigen ist, hatte Sepp seinen Verdruß bald verwunden und dachte eben wieder daran, hinunterzugehen, als er Christen mit der Gevatterschaft aus dem Hause treten sah. Sie gingen langsam und wie es schien unter heitern Gesprächen die Alm aufwärts dem Walde zu; ebenso langsam, oft stillestehend, schritten sie im Schatten seines Saumes dahin und traten endlich, an den schmalen Fußweg gekommen, in die Nacht der dunkeln Tannen hinein.

Mir ist's schon recht, noch ein wenig hier allein zu bleiben, dachte Sepp; aber kaum hatte er seinen Blick wieder auf die in lichtem Grün aufschwellende Alm gerichtet, als sich von hinten eine Hand leise auf seine Schulter legte. „Ach, bist du's?" sagte er fast erschrocken zurückschauend.

Aenneli blickte ihm bekümmert in die Augen und fragte dann leise: „Warum bist du drunten fortgegangen, Vater?"

„Ich wollte nur ein wenig frische Luft schöpfen da

droben," erwiderte Sepp, mit der Hand langſam über das Geſicht fahrend, „es war ſo heiß drunten. Ich komme gleich wieder, wenn ſie zurück ſind."

Aenneli gab keine Antwort. Eine Weile ſtand es mit geſenktem Geſichte vor dem Vater; dann warf es ſich mit beiden Armen um ſeinen Hals und fing bitterlich zu weinen an. Sepp hielt ſein ſchluchzendes Kind lange ſchweigend an der Bruſt bis es ſich von ſelbſt wieder etwas beruhigt hatte. Dann ſagte er weich: „Geh' jetzt hinunter und waſche dein Geſicht; ich denk', es braucht Niemand zu wiſſen, daß du geweint haſt." Aenneli ging, ohne ein Wort zu erwidern oder ſeinen Vater anzuſchauen. Die Beiden hatten ſich verſtanden, obwohl es die erſte Klage war, die zwiſchen ihnen laut geworden.

Als Sepp den Kopf wieder aus dem Fenſter beugte, ſtanden der Gevatter und Chriſten gerade vor der Hausthüre; die Gevatterin mußte ſchon hineingetreten ſein. „Hört, Steinberger," ſagte der Gevatter mit erhobener Stimme, „Ihr könnt in dem Walde wenigſtens zweitauſend Stämme ſchlagen laſſen; das iſt ja eine wahre Goldgrube, an die dein Vater glücklicherweiſe für dich nicht gedacht hat."

„Ich habe, ſonderbar genug, ſelbſt noch nie daran gedacht," erwiderte Chriſten nachdenklich; „ich meinte immer, der Wald gehöre zur Hinteralm wie Grund und Boden, an dem nichts zu ändern ſei."

„Ihr ſeid eben erſt wieder Anfänger im Geſchäft," ſagte der Gevatter etwas vornehm; „aber wißt Ihr was, ich geb' Euch für den einzigen Schlag zwiſchen den beiden

Fußwegen fünftausend Franken und hole das Holz vom Stock, ohne daß Ihr eine Hand zu rühren braucht."

Christen besann sich einen Augenblick; dann erhob er rasch die Rechte und schlug sie mit lautem Klatschen in diejenige seines Gegenübers. „Ein Mann, ein Wort — Herr Gevatter."

Die beiden Männer traten Hand in Hand in's Haus herein, während Sepp unbeweglich weit hervorgebeugt unter seinem Fensterchen liegen blieb. Er schaute unverwandten Auges nach dem Walde hinauf, über dessen dunkeln Wipfeln die Flühen noch mit sonnenbeglänzten Schneefeldern hereinragten. War er bei wachen Sinnen oder hatte er blos geträumt? War es Ernst, was die Beiden mit einander gesprochen, oder hatten sie blos Scherz getrieben? — „Ernst kann es Christen nicht sein," sagte Sepp vor sich hin, indem er aufstand, „sie haben mich bemerkt und wollten mich necken." Ist's aber anders, dachte er weiter, sich zum Hinuntergehen anschickend, nun ja — dann ist der Gemsensepp auch noch am Leben.

Drunten in der Wohnstube ging's laut und lebhaft her; die Gevatterschaft rüstete sich zum Aufbruche und es wurden auf glückliche Heimkehr und baldiges Wiedersehen noch rasch einige Gläser getrunken, die nicht ermangelten, die schon vorhandene Heiterkeit auf die rechte Höhe zu bringen. Sepp mußte ebenfalls mit anstoßen; aber es kam ein leichtes Frösteln über ihn, als sein Glas mit demjenigen des Gevatters zusammenklang; es gab auch einen so schrillen Laut, als ob eines der beiden Gläser gesprungen wäre. Gleichwohl ward dem alten Manne

wieder leichter zu Muthe, als von dem Handel kein Wörtchen mehr gesprochen wurde. Es war also offenbarer Scherz gewesen. Endlich ward Abschied genommen; Christen begleitete die Gevatterschaft noch gegen das Dörfchen hinab und Sepp ging, da Aenneli mit den Mägden das Abräumen zu besorgen hatte, nach dem Walde hinauf.

Es war schon dunkel geworden, als er von seinem Streifzuge durch all' die schmalen verschlungenen Waldwege zurückkehrte. Aenneli saß mit Christen in der Stube und dieser erzählte hoch vergnügt von dem Handel, den er abgeschlossen und wie er dabei ein schönes Stück Geld gewinne, ohne nur einen einzigen Schritt über die Thürschwelle thun zu müssen. Blos die Arbeiter habe er zu bestellen versprochen, und das wolle er auch gleich morgen besorgen, damit der Schlag spätestens in acht Tagen beginnen könne.

Sepp hatte sich bei seinem Eintritte auf die nahe Ofenbank gesetzt, da ihm schon die ersten Worte Christens wie ein lähmender Schreck durch die Glieder gefahren waren. Er war froh, daß es dunkel war in der Stube, denn er meinte zu spüren, wie über der Erzählung Christens Aenneli's Augen mit banger Bekümmerniß an seinem Gesichte hingen; drum ließ er auch kein Wort hören und gab sich Mühe, den beiden Gatten möglichst unbefangen und freundlich eine gute Nacht zu wünschen.

Die Ruhe jedoch, die der alte Mann seinen Kindern gewünscht, konnte er selbst diese Nacht am wenigsten finden und der erste Frühschein traf ihn noch so schlaflos, wie er sich niedergelegt. Er stand leise auf und ging hinunter.

Auf der kleinen Bank neben der Hausthüre wartete er, bis einer der Knechte herabkam, und diesem sagte er, man möge beim Morgenessen nicht auf ihn warten — er wolle einen Gang in die Flühen machen.

Dahin ging er nun freilich nicht. Er durchstreifte nur mit unstäten Schritten den Wald, der von unzähligen Vogelstimmen erklang, bis die Sonne höher gestiegen war, und sich drunten auf der Hinteralm die Geschäftigkeit des Werktages bemerklich machte; dann schritt er am hintern Rande der Alm hinunter und stellte sich neben dem Felsenhang auf den Weg, der nach dem Dorfe hinabführte.

Sepp hatte sich nicht verrechnet und er befand sich noch nicht lange auf seinem Posten, als Christen wohlgemuth den Weg herabgegangen kam.

„Ei, guten Tag, Vater," rief ihm dieser entgegen; „sie sagten daheim, du seiest in die Flühen gegangen."

„Ich habe mich anders besonnen," erwiderte der alte Mann trübe; „aber wo willst du schon hin?"

„Ich will drunten im Dorfe nach den Arbeitern sehen, die ich dem Gevatter zu bestellen versprochen habe."

Sepp schaute einen Augenblick schweigend um sich, als ob er unsichtbare Zeugen befürchte. Dann trat er näher an seinen Schwiegersohn heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Aber es wird dir doch nicht Ernst sein, Christen, mit dem ganzen Handel? Du wirst doch nicht die volle Strecke zwischen den beiden Fußwegen bis an die Flühen hinauf schlagen lassen wollen?"

„Und warum sollt' es mir nicht recht sein," entgegnete

Christen, „das ist ja der beste Handel, den ich machen könnte, Vater.“

„Aber die Lauenen,“ fuhr Sepp ängstlich fort, „wie wird es gehen, wenn die einen offenen Weg von den Flühen nach der Hinteralm finden? — Und das Hauri — glaubst du, das werde mit seiner Warnung noch ein einziges Mal herabkommen, wenn der Wald durch einen ganzen Schlag gelichtet wird?“

Bei Erwähnung der Lauenen war eine leichte Röthe über Christens Gesicht geglitten und er hatte den vor ihm stehenden alten Mann einen Augenblick betroffen angeschaut; als dieser aber mit noch gedämpfterer Stimme den Namen Hauri nannte, brach Christen in ein lautes, gezwungenes Gelächter aus.

„Was zum Kukuk,“ rief er halb höhnisch, halb unwillig, „soll ich mich bei einem ernsthaften Geschäfte um deine alten Mährchen kümmern! — Hauri hin, Hauri her — das ist gut auf der Ofenbank im Winter, wenn man nichts Anderes zu thun hat. Uebrigens weißt du so gut als ich, daß es kein Geist ist, sondern einfach das Pfeifen des Windes durch die Flühenschründe.“

Ueber diesen Worten war Sepp einige Schritte zurückgetreten und hatte sich auf den Plankenzaun gesetzt. Nach einem Augenblicke tiefen Schweigens sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen: „Das kann dein Ernst nicht sein, Christen, sag' mir's, es ist dir nicht ernst.“

„Freilich ist's mir das,“ entgegnete der Andere unwillig, den Hut tiefer auf die Stirn drückend und sich zum Gehen anschickend; „im Weitern kann man ja am

Fuß der Flühen einige Stämme ſtehen laſſen, obſchon ſeit Menſchengedenken keine Laue auch nur zwanzig Schritte in den Wald hineingeſtürzt iſt."

Damit wandte er ſich und begann, den Weg niederzuſteigen; aber hinter ihm drein rief der Alte nun faſt drohend: „Beſinn' dich, Chriſten — das kann und darf nicht geſchehen; ich werd's nie zugeben!"

Durch dieſen Ton wurde der junge Mann ebenfalls gereizt. „Hör' du," rief er, ohne im Gehen einzuhalten, zurück, „miſch' dich nicht in anderer Leute Sache; ich kann die meinige ohne deinen Rath beſorgen."

Sepp blieb noch eine Weile unbeweglich auf ſeiner Planke ſitzen und ſchaute dem am Felſen Hinabſteigenden nach, bis er, ohne nochmals umzublicken, hinter dem Gebüſche verſchwunden war; dann erhob er ſich und ſeufzte, die Schritte langſam heimwärts lenkend, laut vor ſich hin: „Das arme Aenneli — aber ich bin's auch ihm ſchuldig." —

Zu Hauſe gab es zwiſchen Vater und Tochter eine lange geheime Unterredung. Die Mägde ſteckten neugierig und theilnehmend die Köpfe zuſammen, als die Meiſterin nach derſelben mit rothgeweinten Augen in die Küche trat und ſich ſtiller Thränen noch immer nicht zu erwehren vermochte. So etwas war auf der Hinteralm nicht mehr geſehen worden, ſeit ſie den alten Steinberger nach dem Kirchhofe getragen hatten. Das Erſtaunen und Verweilen erhielt bald noch mächtigere Nahrung, als befohlen wurde, dem Großvater behülflich zu ſein, ſeine Sachen nach dem alten Häuschen hinüberzuſchaffen und

Aenneli ſelbſt ſich dahin begab, um das Nothwendigſte einzuräumen.

Chriſten kam erſt am Spätnachmittage von ſeiner Wanderung heim und ſchien müde und verdrießlich zu ſein. Das thränenbleiche, bekümmerte Antlitz ſeiner Frau konnte ihm nicht entgehen, aber er ſchien eine Frage nach der Urſache deſſelben zu ſcheuen und ging, ohne dieſelbe geſtellt zu haben, auf die Alm hinaus, nach der Viehhut zu ſehen. Am Abend, als er zurückkam, war Aenneli allein in der Stube mit den Kindern beſchäftigt. „Ich muß dir etwas ſagen, Chriſten," begann es nach einer Weile leiſe und wehmüthig; „der Vater iſt heute wieder in unſer altes Haus hinübergezogen."

„Was ſagſt du," rief Chriſten überraſcht, „wieder hinübergezogen? Und warum denn das?"

„Du wirſt dir's wohl denken können," antwortete Aenneli ebenſo leiſe, wie es angefangen; „er ſagt, es würde gegenwärtig doch nicht mehr gut thun zuſammen unter einem Dache."

Chriſten biß die Lippen zuſammen und ſchwieg. Er erwartete, Aenneli würde mit lauter Klage ausbrechen und er wünſchte dies ſogar; vielleicht wäre dadurch ein Anlaß geboten worden, die ganze Angelegenheit, die eine ſo verdrießliche Wendung nahm, auf irgend eine anſtändige Weiſe beſeitigen zu können; denn Chriſten war drunten im Dorfe ſelbſt auf einen ihm höchſt unerwarteten Widerſtand geſtoßen. Von all' den Männern, die ihm den ganzen Winter bei ſeinem eigenen Holzgeſchäfte geholfen und dabei einen ſchönen Taglohn verdient hatten, waren jetzt nur

einige Wenige, und das faſt lauter die Unbrauchbarſten bereit, die Arbeit auf der Hinteralm an die Hand zu nehmen. Sogar das Verſprechen eines bedeutend erhöhten Lohnes wollte nicht verfangen. Sie erklärten übereinſtimmend, ohne daß Einer vom Andern gewußt hätte, der Hinteralmwald ſei von jeher als ein Schutzwald betrachtet worden und man könne nicht wiſſen, ob durch den Schlag deſſelben nicht das Dorf ſelbſt gefährdet würde. Ueber den mühſamen und doch beinah vergeblichen Gängen nach den weit aus einander liegenden Hütten war Chriſten ſelbſt nachdenklich geworden, und wären ihm nun zu Hauſe zu dem Bisherigen noch die Klagen und Bitten ſeiner Frau entgegengekommen, ſo würde er wohl den Entſchluß gefaßt haben, ſich mit ſeinem Geſchäftsfreunde auf irgend eine Art aus einander zu ſetzen. Aber Aenneli blieb, nachdem es dem Manne die Ueberſiedelung des Vaters mitgetheilt, ſtille und bemühte ſich, mit leiſen, wehmüthigen Tönen das Kind auf ſeinen Armen einzuwiegen.

Der nun ſchon gereizte Mann wurde darüber vollends verbittert. Er war überzeugt, daß Sepp und Aenneli die ganze Angelegenheit des Breiten und Langen und zwar wohl zu ſeinen Ungunſten durchbeſprochen; er war auch verſichert, daß Aenneli weder Bitten noch Thränen geſpart hatte, den Vater, an dem es mit vollem Herzen hing, von ſeinem Wegzuge a. Hauſe abzuwenden; er ſah ja an den verweinten ..ugen ſeiner Frau, die nur mühſam neue Thränen zurückhielten, daß ſie ſchweren Kummer trug; und von all' dem ſollte er, der Nächſt-

betheiligte, nun nichts erfahren, ihm wurde das Wort nicht gegönnt, das wohl hinter ſeinem Rücken wenig geſpart worden, das eigene Weib behandelte ihn mit einer verletzenden Schweigſamkeit, als ob er keiner Bitte werth wäre, als ob er der Himmel weiß ſchon welche Uebelthat begangen hätte. Wenn das ſo iſt, dachte Chriſten, nach langem Zuwarten aufſtehend und mit ſchweren Tritten aus der Stube gehend, wenn das ſo ſteht, ſo will ich zeigen, wer Meiſter iſt auf der Hinteralm. Der verblendete Mann! hätte er geahnt, wie ſchwer ſeinem treuen Weibe das dem Vater gegebene Verſprechen, ſich in keinerlei Weiſe in die Angelegenheit einzumiſchen, auf dem Herzen lag, er würde nicht am folgenden Morgen bis weit in's Thal hinab und ſogar in die Seitenthäler gegangen ſein, um für den Herrn Gevatter die benöthigten Arbeiter anzuwerben.

Das Vertrauen, das unverhüllte Darlegen der verborgenſten Herzensregungen vor den Augen eines Andern iſt die edelſte reinſte Gabe, die der Menſch dem Menſchen zu bieten vermag, der treueſte Schutzgeiſt in Liebe und Pflicht verbundener Menſchenſeelen; aber gerade darum verſchließt es ſich auch ſo ſchnell vor dem rauhen Hauche des äußern Lebens, wie die Knoſpen der zarteſten Blumen ſich vor dem ſinkenden Abendnebel zuſammenſchließen. In ſeiner Hülle ſtrebt und regt ſich das verſchloſſene Leben unaufhörlich bei jedem leiſeſten Sonnenblicke und möchte hervorbrechen an's Licht; aber bevor die harte Decke ſich wieder öffnet iſt ein ganzer voller Sonnenſtrahl nothwendig, der manchmal erſt nach einem die Lüfte reinigen-

den Gewitter durch die dumpfen Dünſte herabzudringen vermag.

Dem Aenneli auf der Hinteralm wollte das kalte, verſchloſſene Schweigen, das plötzlich zwiſchen ihm und Chriſten eingetreten, faſt das Herz abdrücken und oft, wenn es in Thränen allein bei den Kleinen ſaß, nahm es ſich vor, dem heimkehrenden Manne, ſo bald er unter die Thüre träte, um den Hals zu fallen und all' den ſtummen Kummer vor ihm auszuſchütten. Mag er dann thun, was er will, befeſtigte die bekümmerte Einſame ihren Entſchluß, ich bin ja ſeine Frau und habe Recht und Pflicht, ein Wort mitzureden. Wenn aber Chriſten nach Hauſe kam, und ſich die harten, trotzigen Schritte ſchon von weitem hören ließen, dann fing der Muth des armen Weibes wieder zu ſinken an, und wenn der Mann in die Stube trat und raſch mit ſtrengen, faſt mißtrauiſchen Blicken umherſchaute, dann beugte es ſein Geſicht auf die ſchlummernden Kinder herab, um die aufquellenden Thränen zu verbergen. Chriſten ging alsbald wieder hinaus, zornig vor ſich hinmurmelnd: „Man hält ſich zu gut, mir ein einziges Wort zu gönnen, und bald werde ich im eigenen Hauſe behandelt wie ein Hund; aber hollah, ſo haben wir nicht gewettet.“ —

Die trübe, ſchwere Woche verging und ſchon in der Morgenfrühe des nächſten Montags kam der Gevatter auf der Hinteralm angelangt. Hinter ihm her zog eine Schaar Männer, die er nach dem Walde hinaufwies, während er ſelbſt den kurzen Fußweg nach dem Hauſe des Steinberger einſchlug. Chriſten konnte ſich bei ſeinem

Anblicke eines eigenen bangen Gefühls nicht erwehren und hätte Aenneli darum gebeten, so würde er jetzt noch gesagt haben: Gevatter, es kann aus den und den Gründen aus unserm Handel nichts werden, bestimmt mir den Reukauf; aber die Mutter hatte, als sie den Geschäftsfreund gegen das Haus herankommen sah, beide Kinder auf die Arme genommen und war schweigend mit ihnen hinaufgegangen nach dem ehemaligen Stübchen des Großvaters.

Nach kurzer Frist verließen die Männer das Haus und gingen mit einander dem Walde zu. Dort standen die Arbeiter, näherer Weisung gewärtig, müßig herum, beschauten sich die zu fällenden Stämme oder es spannte hie und da Einer die Säge oder schlug die Axt etwas fester an den Halm. „Kommt Alle her," rief der Gevatter, „zum Zeugniß des Waldbrauches." Die Arbeiter stellten sich im Kreise um Christen und den Geschäftsfreund herum, und dieser sagte mit lauter Stimme: „Christen Steinberger, bezeuge vor diesen Männern nach Brauch und Uebung, daß du mir die Waldstrecke zwischen beiden Wegen bis an die Flühen ab Wurzel und Stock zu Recht und Eigen übergeben hast." Christen erhob die Rechte zum Einschlage, sagte dagegen: „Ich übergebe dir das Benannte mit Ausnahme von zwei Dutzend Stämmen, die zuhinterst an den Flühen sollen stehen gelassen werden, zum Schutz vor Fels- oder Schneestürzen." — „Das war nicht einbedungen," entgegnete der Gevatter, indem er die ausgestreckte Hand wieder ein wenig zurückzog; „indessen kannst du mir hier dem Rande entlang so viel andere Stämme anweisen."

„Es soll geschehen," antwortete Christen, und die herkömmliche Uebergabe ward mit kräftigem Handschlage festgestellt.

Der Geschäftsmann theilte die Arbeiter in Gruppen und gab Weisung, auf welcher Linie zuerst in den Wald eingebrochen und nach welcher Lage die Stämme gefällt werden müßten. In wenigen Minuten erklangen kräftige Axtschläge und begannen die langen Sägen zu zischen, während weithin aus den Wipfeln ein Schwarm von Vögeln mit verwirrtem Geschrei herumflatterte.

Aber noch hatte kein Stamm mit brechenden Aesten zu Boden gekracht, nur fing erst hie und da eine dunkle Krone sich zu neigen an, als plötzlich durch all' das Klopfen und Zischen eine kräftige Stimme rief: „Haltet ein, ihr Mannen — ich befehl' es im Namen der Obrigkeit." Im Augenblick schwiegen Axt und Säge und Alles blickte verwundert auf, woher der Ruf gekommen und was er zu bedeuten habe. Vor dem Graben, der sich am Walde hinzog, stand der alte Gemeindevorsteher aus dem Dorfe mit einem großen Papier in der Hand. „Fast wär' ich zu spät gekommen," sagte er freundlich zu Christen, „ich hab' nicht gedacht, daß ihr schon so früh seid auf der Hinteralm."

„Ich weiß auch gar nicht, warum Ihr überhaupt gekommen seid," erwiderte der erstaunte Christen, „und will gerne erfahren, was das zu bedeuten hat."

„Wird bald geschehen sein," gab der Gemeindevorsteher zurück, indem er das Papier in seinen Händen aus einander faltete; „der Gemsensepp, Euer Schwiegervater,

hat eben als Miteigenthümer des ganzen Hinteralmwaldes gegen Verkauf und Schlag eines Theils desselben Rechtseinspruch erhoben und bis zum Austrage der Sache gegen weiteres Vorgehen ein richterliches Verbot ausgewirkt. Hier könnt Ihr's selbst sehen."

Während Christen das dargereichte Papier mit den Blicken überflog, begannen seine Hände leise zu zittern und auf seinem Gesichte stritten Gluth und Zornesbläße. Einen Augenblick biß er auf die Unterlippe, daß sie blutig anlief; dann aber rief er, in ein höhnisches Gelächter ausbrechend: „Zum Teufel, Herr Gemeindevorsteher, Ihr seid zu alt für solche Späße; seit wann sollte der Gemsensepp, der kaum ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat, Miteigenthümer des Hinteralmwaldes sein?"

„Das könntet Ihr besser wissen als ich," erwiderte der Alte achselzuckend. „Die Hemden Eures Schwiegervaters gehen mich nichts an, dagegen ist mir wohlbekannt, daß des Gemsenseppen von jeher in diesem Walde das Beholzungsrecht besaßen, ebenso gut als auf der Alm selbst ein Weiderecht. Sie werden drum wohl Mitbesitzer von Beiden gewesen sein — denk' ich."

Ueber der Ruhe und dem zurechtweisenden Ernste des Gemeindevorstehers fand auch Christen seine Besonnenheit wieder, wenigstens vermochte er sich äußerlich zu bezwingen, obwohl jedes der gehörten Worte wie ein Schlag auf ihn niederfiel. An das berührte Rechtsverhältniß hatte er wohl in seinem Leben nie gedacht, oder war dies irgend einmal flüchtig geschehen, so hatte er dasselbe jedenfalls in ganz anderer Weise aufgefaßt. Drum sagte

er nach einigem Beſinnen, das obrigkeitliche Verbot zwiſchen den Fingern zuſammenknitternd: „Ich betrachte die Sache anders als Ihr, Herr Gemeindevorſteher. Was des Gemſenjeppen von jeher aus Alm oder Wald bezogen, war keine rechtliche Nutznießung, ſondern ein freiwilliges Almoſen der Steinberger. Verſteht Ihr?“

„Könnt Recht haben — oder auch nicht,“ entgegnete der alte Mann; „was Verjährungen zu bedeuten haben, brauch' ich Euch ebenfalls nicht zu lehren; Ihr ſeid in Rechtsſachen beſſer erfahren als ich. Geht mich übrigens auch gar nichts an; ich hatte Euch blos nach Amt und Pflicht das Verbot zu weiſen, und daß dies geſchehen, dafür nehm' ich hier die Mannen als Zeugen. Thut nun, was Ihr wollt — Herr Steinberger.“

„Das werd' ich gewiß auch,“ ſagte Chriſten ſich ſtolz aufrichtend; „drum meldet nur meinem Schwiegervater, daß ich nun nicht blos dieſes eine Stück, ſondern ſofort auch auf eigene Rechnung den ganzen übrigen Wald werde ſchlagen laſſen.“

„Iſt nicht meines Amtes — ſolche Meldung,“ lächelte der alte Mann, indem er ſeinen Hut ein wenig lüftete; „übrigens zürnt mir nicht und lebt wohl.“

Er ging ruhig und langſam den Almweg hinab, während die Arbeiter mit fragenden Geſichtern und erwartungsvollem Schweigen herumſtanden. Der Erſte, der dieſes Schweigen brach, war der bisher mäuschenſtille Geſchäftsfreund. „Kommt her und gebt mir die Hand,“ rief er, ſich Chriſten nähernd, der dem davongehenden Gemeindevorſteher noch immer ſchweigend nachſchaute, „die

Hand her, Gevatter, Ihr seid ein Kapitalmann und habt dem Dorffürsten da prächtig den Paß gewiesen; aber der Gemsensepp — der Spitzbube, verzeiht —"

„Laßt's gut sein," entgegnete Christen, mit der Hand über das bleiche Gesicht fahrend; „vielleicht ist's am Besten so gegangen. Ihr da, fahrt fort, wo ihr aufgehört, später gibt's noch mehr Arbeit."

Die Männer nahmen zögernd ihre Aexte auf und wendeten sich wieder dem Walde zu; aber der Erste, der über den Graben zurücksprang, stieß einen lauten Ruf des Erstaunens, wenn nicht gar des Schreckens aus. „Du da — Gemsensepp?"

„Nur ich — ja —" erwiderte eine tiefe, wohlbekannte Stimme, nach deren Laut sich plötzlich alle Blicke überrascht hinwendeten. Neben dem Stamme einer mächtigen Tanne, die vor andern am tiefsten angesägt war und sich bereits mit der Krone zur Seite neigend auf ihre Nachbarn stützte, stand Sepp in voller Jagdrüstung; über die knapp anliegenden Lederhosen hing zur Linken das breite Waidmesser vom Gurte, während die Rechte in Schulterhöhe den Lauf des schweren Bergstutzers umfaßte, dessen Kolben auf einen bemoosten Stein gestemmt war. „Guten Tag, ihr Leute," wiederholte der alte Jäger.

„Guten Tag, Sepp," entgegnete der nächste Arbeiter, sich von seiner ersten Ueberraschung erholend — „willst in die Flühen mit Schein?"

„Kann sein — weiß es noch nicht."

„Nun bis du's weißt, sei so gut und mach' mir an dem Stamme da Platz; er hinkt gottlob schon bedenklich."

„Der Baum bleibt trotz seines Hinkens einstweilen stehen, guter Freund," sagte Sepp mit fester Stimme.

Der Arbeiter, dem diese Antwort vielleicht nicht unerwartet kam, trat einen Schritt zurück und schaute zweifelnd nach Christen, der bisher seinen Schwiegervater schweigend aber mit zornigen Blicken betrachtet hatte.

„Macht einmal vorwärts," herrschte er den Arbeitern zu, aber doch nur auf denjenigen blickend, der bereits über dem Graben stand — „es ist nun schon Zeit genug verloren gegangen."

Der Mann hielt die Axt etwas näher an's Gesicht, als ob er ihre Schärfe prüfen wolle; aber gleichwohl blieb er noch immer zögernd stehen und es war offenbar, daß er seine Stelle lieber einem Andern überlassen hätte.

Christen wurde dadurch noch mehr gereizt. „Und du da," rief er, sich gegen Sepp wendend, „geh' du deines Weges und stör' andere Leute nicht in ihren Geschäften."

„Das thu' ich auch nicht," entgegnete Sepp; „ich besorge nur mein eigenes Geschäft."

„Du — dein Geschäft? — das möcht' ich auch sehen," lautete es höhnisch zurück.

„Ja, Christen, mein Geschäft," erwiderte Sepp ruhig aber fest; „und das besteht darin, mein Eigenthum zu schützen, damit ich von einem Steinberger kein Almosen mehr zu empfangen brauche."

„Nun aber ist's des Geschwätzes einmal genug," schrie Christen zornbebend gegen die Arbeiter; „macht endlich vorwärts und treibt den alten Narren weg, wenn er euch in den Weg kommt."

Die Männer machten Miene, dem erhaltenen Befehle Folge zu leiſten; aber Sepp trat raſch einige Schritte gegen den Graben vor und rief drohend: „Nehmt euch in Acht! Ihr ſeid Zwanzig gegen Einen, aber ich ſteh' für mein Recht, und Gott ſtraf' mich, der Erſte, der noch eine Axt aufhebt, wird's bereuen müſſen.“ Damit hob der Alte, aus deſſen Augen ein dunkles Funkeln ſchlug, den Bergſtutzer in die Höhe, wie der Jäger zu thun pflegt, wenn er ein nahendes Wild belauert hat.

Bei dieſer ſprechenden Bewegung blieben die Männer wie angewurzelt ſtehen und Chriſten ſelbſt ſtarrte einen Augenblick eingeſchüchtert nach dem Alten, der mit eiskalter Ruhe, das Gewehr hoch erhoben, am Waldrande ſtand; dann aber rief er mit dumpfer Stimme: „Nun, bei Gott, endlich will ich wiſſen, wer hier Meiſter iſt.“ Er riß einem Arbeiter die Axt aus der Hand und ſchritt gegen den Graben zu.

„Chriſten,“ ſchrie ihm Sepp entgegen, „denk' an Weib und Kind — laß den Richter ſprechen — dann thu', was du willſt — zwing mich nicht, Chriſten!“

Der jedoch ſchien nicht zu hören. Er ſchritt langſam, doch feſten Fußes auf den nächſten angeſägten Stamm zu und machte ſich bereit, die Axt an denſelben zu legen; aber mit jedem Schritt, den er vorwärts gethan, hatte Sepp ſein Gewehr höher erhoben, und als jener nun die Axt zur Führung eines Streiches feſter in die Hand faßte, legte der Alte den Kolben ſeiner Waffe an die Wange, die Mündung ohne das leiſeſte Beben auf ſeinen Schwiegerſohn gerichtet, als gält es einem Gratthiere.

Die Zuſchauer ſtanden athemlos und keiner ſchien ein Wort oder einen Schritt wagen zu dürfen. Jetzt endlich, da Chriſten einen Augenblick zögerte und mit innerm Erbeben auf die dunkle Mündung ſtarrte, die unbeweglich nach ſeiner rechten Hand gerichtet blieb, rief der Geſchäftsfreund: „Zum Teufel, Steinberger, laßt's gut ſein — von ſolchen Geſchichten will ich nichts wiſſen.“

Chriſten ließ die Axt ſinken und trat, ſich mühſam auf dieſelbe ſtützend, über den Graben zurück. Sein Geſicht war mit Todtenbläſſe bedeckt und die Lippen zuckten unaufhörlich, wie von einem Krampfe bewegt. „Ich nehm' euch Alle zu Zeugen deſſen, was hier vorgegangen,“ ſagte er dumpf, den kalten Schweiß von der Stirne wiſchend; „wir wollen nun ſehen, ob es noch Geſetz und Gerechtigkeit gibt!“

„Ich dank' dir dafür, Chriſten,“ rief Sepp aufathmend und ſein Gewehr an einen Stamm lehnend, „ich dank' dir, Chriſten, und auch Euch, Gevatter, dank' ich für das Wort; aber nun geht mit Gott und kommt nicht wieder, bis die Sach' entſchieden iſt.“

Chriſten ging, ohne ein Wort zu erwidern, die Alm abwärts, mit ihm der Geſchäftsfreund und hinten drein die verblüfften Arbeiter. Sepp blieb ſtehen, bis ſie über die Höhe hinabgeſtiegen waren; dann verſchwand er im Dunkel des Tannenwaldes. —

Chriſten hatte es nicht über ſich vermocht, ſein Haus zu betreten. In den nämlichen Kleidern, wie er kam und ſtand, begleitete er den Geſchäftsfreund in's Thal hinunter, um dort am Gerichtsorte ſeine Gegenklage an-

zubringen und den Prozeß gegen den Schwiegervater einzuleiten. Er war des festen Glaubens, daß Aenneli um den Plan des Vaters gewußt und einverstandenermaßen geschwiegen habe, um dem eigenen Gatten vor aller Welt eine Demüthigung zuzuziehen und mit den erhobenen Rechtsansprüchen sich selbst eine höhere Geltung zu geben. Es kam bei dieser Vorstellung eine solche Verbitterung über den Mann, daß er schwach genug wurde, vor fremden Ohren das eigene Weib anzuklagen. „Es ist immer ein gefährlich Ding, wenn man dem Bettler auf's Roß hilft," sagte darauf der Geschäftsfreund; „aber einmal nun bin ich Euer Gevatter und muß schon der Kinder wegen zum Frieden rathen. Am besten ist's, Ihr gebietet der Frau auf's Strengste, jeden Verkehr mit dem Alten abzubrechen. Allgemach wird sie sich dann schon fügen — sie weiß, daß sie mit Euch leben muß." — Christen war damit ganz einverstanden und doch erschrak er einen Augenblick bei dem Gedanken, wie plötzlich Alles so anders mit ihm geworden. Vor wenigen Tagen noch saß der Schwiegervater in seinem Hause und es war Christen bei seiner Abwesenheit stets ein Trost gewesen, daß er Weib und Kind daheim unter so treuem Schutze wußte; jetzt war der alte Mann nicht nur weggezogen, und wo ehemals Achtung und Vertrauen gewaltet, tiefe Feindschaft entstanden; es sollte auch zwischen Vater und Kind, zwischen Großvater und Enkel eine unübersteigliche Mauer gezogen werden. Wenn das der Vater unter'm Boden wüßte — rief es einen Augenblick in Christen; aber der Ruf verhallte rasch vor den lautern Stimmen des Zornes und

verletzten Stolzes und die ganze Erinnerung verhuschte, wie ein verlorner Sonnenblick über aufthürmenden Sturmwolken. Da Christen am Abend nach der Hinteralm hinanstieg, war sein Gemüth nur noch mit den Entschlüssen des Zornes und herzloser Zwietracht erfüllt.

Als er in die schon dunkle Stube trat, rief Aenneli laut: „Gott Lob und Dank, daß du endlich da bist; aber wo seid ihr auch so lange gewesen, ohne euerm Aenneli etwas zu sagen, und wo ist denn der Vater jetzt?“

Hätte Aenneli den Ausdruck von Hohn und plötzlicher Wuth gesehen, der bei dieser Begrüßung über das Gesicht des jungen Mannes glitt, es würde in die innerste Seele zusammengebebt sein. Die frohe Hoffnung zwar, die es den Tag über genährt, versank bald genug, als ihm Christen statt mit freundlicher und versöhnter Rede mit trotzigem Schweigen antwortete, aber doch fand das arme Herz dabei Zeit, sich unterdessen auf das Leid vorzubereiten, dem es entgegenging.

Als Aenneli nämlich am Vormittage den Christen mit dem Gevatter und hintendrein die ganze Arbeiterschaar vom Wald herab die Alm hinuntergehen sah, war es ihm, als trät es plötzlich aus einer schweren Nebelnacht an den goldenen Frühlingsschein heraus. Sein erster Gedanke war, Christen habe sich eines Andern besonnen und der ganze Handel sei rückgängig gemacht worden. Es war ja auch gar nicht anders möglich, drum gingen die Arbeiter mit dem Gevatter fort, der vielleicht irgendwo in der Gegend noch einen andern Waldkauf abgeschlossen hatte und die nun doch schon zusammengebrachten Männer

ſogleich dorthin führte. Freilich hätte Chriſten — der böſe Mann — wohl auch einen Augenblick vorbeikommen und ſeinem Aenneli die frohe Botſchaft ſelbſt überbringen können; wußte er doch, wie ſchwer ihm die ganze Angelegenheit auf dem Herzen lag und wie viele Thränen ſie ihm ſchon gekoſtet. Aber das liebende Weib hatte unter ſeinen frohen Hoffnungen dieſen Gedanken einer unzufriedenen Hintanſetzung bald unterdrückt. Es war ja nicht mehr als billig, daß ſich Chriſten nun zunächſt dem Gevatter gefällig erwies, der ihm gewiß bei der ganzen Geſchichte mit nachgiebiger Freundlichkeit entgegengekommen war.

So freute und tröſtete ſich Aenneli. Als aber mit dem Nachmittage Chriſten noch immer nicht heimkehrte, wurde der einſamen Frau enge in dem menſchenleeren Hauſe; die Knechte waren draußen auf der Alm und die Mägde ebenfalls auswärts beſchäftigt. Aenneli zog daher das kleine Rollwägelchen hervor, legte die Kinder hinein und ging mit ihnen nach dem älterlichen Häuschen hinüber. Es traf ſich, wie es erwartet hatte — der Vater war nicht daheim. — Dem Waldrande entlang lockte ein milder Schattenſaum, in dem die Kinder vor dem allzu hellen Sonnenlichte geſchützt waren; dorthin ging es mit ihnen, langſam das Wägelchen hinter ſich drein ziehend, in Erinnerungen und Hoffnungen verloren. Als es zur Stelle zwiſchen die beiden Wege gelangte, ſah es mit Verwunderung, daß einige Stämme ſchon zum Fällen angeſägt waren. „Sonderbar," ſagte es vor ſich hin, „daß Chriſten ſich nicht eher entſchließen konnte, als bis die

Arbeit ſchon begonnen hatte; mich wundert's nun erſt recht, wie das zugegangen." Weiter vorwärts ſah Aenneli einen der Knechte von der Alm gegen eine Waldecke hinanſteigen, wo ſich ein kleines Brünnlein zur Sommertränke des Viehes befand. Vielleicht weiß der etwas, dachte es und winkte dem Manne, indem es ihm ſelbſt entgegenging. „Haſt du von meinem Vater nirgends etwas geſehen?" fragte es, um nicht ſogleich die eigentliche Neugierde preisgeben zu müſſen. Der Angeredete ſchien über die Frage verlegen und erwiderte zögernd: „Geſehen eigentlich nichts — nein, ich könnte nicht ſagen." Dieſe Antwort fiel Aenneli auf und es fragte drum raſch: „Haſt denn etwas von ihm gehört?" — „Eigentlich auch nicht," erwiderte der Mann, indem er ſich mit dem Geſichte tief über das Brünnlein bückte; „nur hat einer der Arbeiter, die heute früh da droben waren, geſagt, Euer Vater ſei mit dem Meiſter drüben am Waldſchlage zwiſchen den Wegen geweſen und drum wäre die Arbeit eingeſtellt worden."

Ueber dieſen Worten hatte der Knecht die gefüllte Bütte aus dem Brunnen gehoben und beeilte ſich, mit derſelben wieder in die Alm hinunterzugehen. Aenneli achtete nicht auf dieſes haſtige Weſen; es freute ſich nur auf's Neue in dem Gedanken, daß Chriſten auf des Vaters wiederholte Vorſtellungen noch im letzten Augenblicke von ſeinem Vorhaben abgeſtanden ſei und daß nun beide verſöhnt wohl drunten im Thale bei einander ſein möchten. Vielleicht auch hatte der Vater dem ſtädtiſchen Geſchäftsfreunde ſelbſt einen annehmbaren Vorſchlag machen

können und war heute nur noch nach Hause gegangen, bevor er den Andern nachgeeilt.

Mit diesen freundlichen Gedanken ging Aenneli wieder heimwärts und harrte geduldig, bis Christen zurückkommen und den Vater wohl gleich mitbringen werde. Freilich als der Abend nahte und sich die Schatten des Waldes weiter über die Alm herabstreckten, wollten sich auch über die Hoffnungen der einsamen Frau verdunkelnde Schatten des Zweifels hereinneigen; aber sie wehrte sich muthig dagegen und sagte oft laut vor sich hin: „Das kommt nur von der Ungeduld — es ist wohl auch lang, so den ganzen Tag warten und harren zu müssen; endlich werden sie indessen doch kommen."

Das Scheiden einer Hoffnung wird nicht nur in dem Maße schmerzlich, als sie dem Herzen freundlich genaht und lieb gewesen, die Größe dieses Schmerzes richtet sich auch nach der Sicherheit, mit welcher der Verstand auf eine Erfüllung hatte rechnen dürfen. Je größer diese Sicherheit, um so schmerzlicher und länger dauert der Scheidenskampf. Drum kam wohl ein verstärktes Bangen über Aenneli, als es endlich Christen allein und ohne des Vaters Begleit kommen sah, aber es ließ selbst noch nicht alle Hoffnung sinken, als er ihm auf seine rasche und verwunderte Frage nur mit düsterm Schweigen Antwort gab. Deshalb fuhr es nach einer Weile, sich Christen nähernd und die Hand auf seine Schulter legend, fort: „Aber so sag' mir doch, Mannli, wo du so lange geblieben bist und ob du den Vater nicht gesehen hast?"

Christen zuckte unter der Berührung zusammen und

unwillkürlich hob ſich die Rechte zu einem Schlage empor. Iſt eine ſolche Falſchheit menſchenmöglich, brauste es in ihm auf, das Weib kennt die Schmach, die mir der Alte angethan, und nun kommt es, um mich darüber noch auszuhöhnen. Die Empfindung, die dieſem Gedanken folgte, war ein tiefes Weh, und Chriſten ſetzte ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, auf die nahe Fenſterbank.

„Aber, mein Gott," rief Aenneli nun voll banger Ahnung und erſchrocken, „was iſt dir denn und warum gibſt du mir keine Antwort?"

„Hör'," erwiderte Chriſten mühſam, „laß mich in Ruh', ſonſt gibt's noch ein Unglück. Und noch etwas — wenn du wieder ein einziges Wort mit deinem Alten ſprichſt, ſo haſt du mein Haus zum letzten Mal betreten."

Aenneli hatte ſich ſchon beim erſten Tone der Stimme, mit dem Chriſten zu ſprechen anfing, an die Bettchen der Kinder gelehnt, als ob es hier Schutz ſuchen wollte oder ſolchen gewähren müßte. Als er den Worten noch ein dumpfes Grollen folgen ließ, das wohl den durch einander wirbelnden und unausgeſprochenen Gedanken galt, die ſein Gemüth verbitterten, fragte es leiſe zitternd: „Iſt dir das auch ernſt, Chriſten?"

„So ernſt," erwiderte er laut auffahrend und der Thüre zugehend, „daß ich eher mein Haus mit mir und den Kleinen zuſammenbrennen, als mein Wort nicht halten wollte, das merke dir."

Die Thüre fiel mit hartem Schlage zu und Aenneli ſank mit ſchwindelnden Sinnen, die Hände halb bewußtlos zum Gebete faltend am Bette der Kinder auf die

Knie nieder. Und im Gebete fand das arme Herz, wenn auch nicht Troſt und Licht in dieſen Wirrniſſen, doch Ergebung und den Muth des Duldens. Als es Chriſten nach Langem in ſeine Stube hinaufgehen hörte, ohne daß er vorher noch einmal nach ihm und den Kindern geſehen hätte, legte es ſich ſtille und thränenmüde nieder. —

Der Tag war bereits hell hereingebrochen, als es von einem kurzen Frühſchlafe geſtärkt aufwachte. Chriſten war ſchon fortgegangen. Er habe dringende Geſchäfte und könne nicht auf das Morgeneſſen warten, hatte er zu Mädi geſagt, und wolle deshalb Meiſterin und Kinder auch nicht aufwecken.

Aenneli empfand wohl, daß Chriſten ihm auszuweichen ſuchte, aber gleichwohl überſah es nicht, daß er das Geſinde nichts davon merken ließ und das Anſehen der Meiſterin ſo weit in Ehren hielt. Dieſe bewieſene Rückſicht half ſie auch in Gehorſam gegen die Befehle des Mannes erhalten, als am Nachmittage ein neues, faſt unüberwindliches Verlangen nach Aufklärung in dieſen Wirrniſſen ſich ihrer bemächtigte und zugleich das Kindesherz um die Wahrung ſeiner natürlichſten Rechte ſprach. Aenneli ſtand ſchon vor dem Hauſe, um zum Vater hinüberzugehen, den es ja, ſeit er weggezogen, nie wieder geſehen hatte; aber es kehrte leiſe wieder um und ſchaute, in trüben Gedanken verloren, durch das Fenſter auf die ſonnige Alm hinaus. Es war ihm, als ob dieſelbe plötzlich in einem hellern Lichte aufgrüne, als die junge Baſe, die ihm im Wochenbette ſo freundliche Beihülfe geleiſtet, den Weg hereingegangen kam.

Dieſe bewährte ſich auch diesmal als treue Helferin in der Noth, und von ihr erfuhr Aenneli, was die Arbeiter über den geſtrigen Vorfall im Walde erzählt und daß nun zwiſchen Vater und Gatten das Gericht entſcheiden werde. Wie traurig und trübe dieſe Wirklichkeit zu den frohen Hoffnungen ſtand, an denen ſich Aenneli geſtern erfreut hatte, ſo war ſie ihm doch weniger ſchrecklich, als die bange Ungewißheit, die es gequält. Es konnte nun wenigſtens einen richtigen Weg für ſein eigenes Verhalten finden.

„Chriſten hat recht," ſagte es nach ſchmerzlichem Sinnen, „ich darf während des Streites nicht mehr zum Vater gehen; das müßte bei der beſten Abſicht doch einen falſchen Schein geben. Aber du thuſt mir den Gefallen und bitteſt ihn um meinetwillen und der Todten wegen, die ſo lange im Frieden hier eben gelebt haben, von der Sache abzuſtehen."

Die Baſe war ſogleich bereit, dieſem Wunſche Folge zu leiſten; aber ſie brachte auch bald den Beſcheid zurück, wie ihn Aenneli im Stillen wohl befürchtet hatte. Der Vater laſſe ſein Kind, dem er Kraft und Geduld wünſche, ſich in's Unvermeidliche zu fügen, viel tauſendmal grüßen und es ſolle willig dem Gebote ſeines Mannes gehorſam ſein; was er aber ſelbſt thue, das thue er nicht für ſich, ſondern für Aenneli, ſeine Kinder und Chriſten ſelbſt. Uebrigens werde der Prozeß bald beendigt ſein und erſt dann ſich zeigen, was weiter kommen wolle. —

Dieſe Erwartung Sepps iſt wohl in Erfüllung gegangen. Auf der Hinteralm war noch kein Fuder Heu

in die Winterſcheunen gebracht, als der Richter den Streit zwiſchen Vater und Eidam bereits entſchieden hatte. Aber leider entſprach dieſer Entſcheid weder den Wünſchen des Einen noch den Abſichten des Andern. Sepp hatte mit alten Urkunden nachgewieſen, daß ſich ſeine Vorfahren vor nahezu zweihundert Jahren bei den Steinbergern auf der Hinteralm eingekauft. Sie hatten dadurch das Recht erworben, eine Anzahl Vieh, die dem Drittel des jeweiligen Viehſtandes der Steinberger gleichkommen könne, auf die Alm zu treiben und das benöthigte Winterfutter für daſſelbe einzuſammeln. An den Wald, der zur Hinteralm gehöre, ſollen ſie nach gleichem Verhältniſſe Rechte haben.

Nachdem die friedliche Vermittlung fruchtlos geblieben, mußte der Richter nach dem Pergamente, das in altväteriſcher Einfachheit für andere Menſchen und Verhältniſſe geſchrieben worden, mit heutigen Begriffen das ſtreitige Recht beſtimmen. Sepp verzichtete für ſich auf alle Anſprüche an die Alm und trug dieſelben auf ſein Kind, des Steinbergers Frau, über; dagegen verlangte er, daß der Wald nach wie vor gemeinſchaftliches Eigenthum bleiben und keiner der Eigenthümer berechtigt ſein ſolle, ohne den Willen des Andern über den häuslichen Bedarf hinaus darin Holz zu ſchlagen.

Chriſten widerſetzte ſich dieſem Begehren hartnäckig und ſo blieb kein anderes Mittel, als die Theilung des Waldes nach dem urkundlichen Verhältniſſe. Demzufolge wurde von dem Dornbuſche an, der zwiſchen den beiden Häuſern ſtand und ehemals wohl zur Grenze der beid-

ſeitigen Arbeit an den freundnachbarlichen Schneebahnen gedient, aufwärts eine gerade Linie bis an den Fuß der Flühen gezogen. Was vorwärts derſelben über der Wohnung des Steinberger lag, wurde dieſem als freiverfügbares Eigenthum zuerkannt; der andere Theil rückwärts der Linie fiel Sepp anheim.

Dieſer hatte den Spruch, der ihm ein anſehnlicheres Eigenthum zuſicherte, als früher irgend Jemand vermuthet hätte, mit trübem Geſichte angehört, und der Umſtand, daß Chriſten alle erlaufenen Koſten auferlegt wurden, war nicht im Stande, daſſelbe aufzuheitern. Drum wartete er drunten vor dem Gerichtshauſe nachdenklich, bis ſein Gegner die breiten Steintreppen herabkam.

„Hör' Chriſten," ſagte er, dieſem die Hand entgegenſtreckend, „wir haben ſchon lange, wohl zu lange, nie mehr mit einander unter vier Augen geſprochen."

„War auch nicht nöthig," entgegnete der Steinberger, ohne die dargebotene Hand anzunehmen, „es haben's ſchon Andere für uns gethan."

„Es wär' aber wohl gut, wir thäten's ſelbſt wieder," fuhr der alte Mann faſt demüthig fort, ohne ſich durch den barſchen Beſcheid ſtören zu laſſen; „ich will dir gleich zum Anfang einen Vorſchlag machen."

„Wird ein ſauberer ſein."

„Mancher wenigſtens wär' froh darüber, du vielleicht einſt ſelbſt — wenn's zu ſpät iſt. Ich laß dir ſogleich meinen Waldantheil gerichtlich zuſchreiben, wenn du mir verſprichſt, nie auf einmal und ſammthaft eine ganze Strecke ſchlagen zu laſſen. Mit Vorſicht und vereinzeltem

Schlag kannſt du immer noch einen ſchönen Gewinn daraus ziehen."

„Du haſt mir nichts zuſchreiben zu laſſen, ich habe ſonſt genug; und was ich thun oder nicht thun will, iſt meine Sache," gab Chriſten zur Antwort und ging, ſeinen Schwiegervater ſtehen laſſend, nach dem Wirthshauſe hinüber, wo der Geſchäftsfreund aus der Stadt auf den endlichen Ausgang des Handels gewartet hatte. —

Mit dieſem Ausgange kehrten weder Herzlichkeit noch Vertrauen in des Steinbergers Haus zurück, wie das arme Aenneli in bekümmerter Ergebung gehofft hatte, wohl aber brachte er ein Leben auf die ſtille Hinteralm, als ob ſie plötzlich zum Tummelplatze des wilden Heeres geworden wäre. Nach wenigen Tagen langte der Gevatter mit ſeiner Arbeiterſchaar an, und ſogleich begann unter Axtſchlägen und Sägegekreiſch zwiſchen den Wegen Wipfel an Wipfel niederzuſtürzen. Und noch bevor ſich die Vogelbeere dunkel geröthet und das Laub am Haſelſtaudenhange nach dem Dorfe hinab gelb geworden, erſtreckte ſich hinter des Steinbergers Hauſe nach den Flühen hin eine öde Fläche, über die nur der friſche Schnitt der Wurzelſtöcke wie weiße Grabſteine hervorragte. Wo früher Jahr aus Jahr ein das dunkle Grün der Tannen wie eine geheimnißvolle Mauer ſich hingezogen, ſtarrten nun die zerriſſenen Felſenhänge und Schründe der Flühen in ſchreckhafter Nähe herein; die wenigen Stämme, die an ihrem Fuße ſtehen geblieben, ſchienen ſich wie erſchrockene Schildwachen zuſammenzuducken und durch ihre Winzigkeit nur erſt recht die rieſigen Felsblöcke und Hörner in's rechte

Licht zu ſtellen. Aenneli kam es vor, als ob das Dach vom eigenen Hauſe weggehoben worden ſei, als ob es ſich in einer Wohnung befände, die nach einer Seite hin mit eingeſtürzter Wand in's Freie gehe. Beſonders unheimlich war ihm am Abend der grelle Lichtſchein, der von den nackten Felswänden durch die Waldlücke auf die Alm herabfiel — wie der Wiederſchein einer ſinkenden Feuersbrunſt, mußte es oft denken. Es war eben um die ganze traute Heimlichkeit, um die ſchattendunkle Verborgenheit der Hinteralm geſchehen, die ſich bei den kalten Lüften, die nun ungehindert von den Flühen herabſtrömten, auch viel früher als andere Jahre mit nächtlichem Reife bedeckte. —

Ob Chriſten all' das nicht empfand und bemerkte? Er war in der letzten Zeit wenig daheim. Er hatte auf den weit aus einander liegenden Alpen thalaufwärts bedeutende Ankäufe von Käſen gemacht und beſorgte deren Weiterſchaffung nach dem Städtchen am See, von wo ſie ſpäter in großen Lieferungen landabwärts gehen ſollten. Aber auch wenn er zu Hauſe war, ſchien er unſtät und unruhig. Es fehlte ihm etwas und er fühlte ſich überall unheimlich. Nachdem der Gevatter mit ſeinem Schlage fertig und das Holz zu Thal geliefert war, behielt Chriſten eine kleine Schaar Arbeiter zurück, um ebenfalls noch eine Anzahl Stämme auf eigene Rechnung ſchlagen zu laſſen; aber faſt ſchien es, als ob ihm an der Fortführung des Werkes wenig gelegen wäre. Die Arbeiter blieben oft mehrere Tage lang ohne jegliche Aufſicht und thaten bald nur noch, was ſich mit ihrer beſten Bequemlichkeit vertragen mochte, während Chriſten für dieſe Nachläſſigkeit

keine Augen hatte, wenigſtens nie eine Bemerkung darüber machte.

Eines Morgens, als er in's Thal gehen wollte, blieb er vor dem Hauſe ſtehen und blickte nachdenklich nach allen Seiten auf die Alm hinaus. Von der leeren Waldfläche herab zog ſich ein weißer Streifen ſchweren Reifes, während weiter vor- und rückwärts das Gras kaum von einem leiſen Duft überflogen ſchien. Chriſten umging langſam die Grenze der bereiften Strecke und fuhr hie und da mit der Hand über das Gras, um ſich von dem Unterſchiede des leichtern oder ſtärkern eiſigen Anſatzes Gewißheit zu verſchaffen. Dann ſchaute er lange gegen die leere Fläche hinauf, wo ſich die Arbeiter gemächlich zum neuen Tagewerk zuſammenfanden.

Aenneli hatte dem Thun des Mannes durch's Fenſter zugeſchaut und es wunderte ſich, daß er endlich, ſtatt den Thalweg einzuſchlagen, wieder langſam auf das Haus zurückgegangen kam. Er mußte etwas vergeſſen haben. Aber Aenneli ſchaute hoch auf, als er in die Stube trat und bedächtig ſagte: „Ich mein', 's wär' am Geſcheidtſten, wenn ich das gefällte Holz droben klein ſpalten und zwiſchen den Wegen aufbeigen ließe. Oder glaubſt du's nicht auch?“

Dieſe Worte ſetzten Aenneli in ſolche Verwunderung, daß ſie nicht ſogleich eine Antwort geben konnte. Das war ſeit Monaten wieder das erſte Mal, daß Chriſten über ſeine Abſichten einen Laut fallen ließ; er fuhr auch, ohne Aenneli's Entgegnung abzuwarten, fort: „Ich glaube, das Holz ſpäter geſpalten ebenſo vortheilhaft verkaufen

zu können, als die ganzen Stämme; jedenfalls kann ich's in der Nähe abſetzen und brauche keine größere Reiſe zu machen."

„Das mußt du am Beſten wiſſen," entgegnete Aenneli aufathmend; „lieb iſt's mir allweg, wenn du nicht weit fortzugehen brauchſt."

„Ja, ja, 's iſt am richtigſten ſo," ſagte Chriſten der Thüre zugehend — „ich will's nur gleich anordnen."

Er ging auch wirklich dem Walde zu, indem er an den ſich öffnenden Fingern der linken Hand abzählend vor ſich hin ſagte: „Es gibt wenigſtens achtzig bis hundert Beigen, die, richtig aufgeſtellt, eine doppelte Reihe vor der ganzen Flühe weg ergeben."

Den Arbeitern wurde alſo befohlen, mit dem Fällen einzuhalten, dagegen ſämmtliche Stämme ohne Ausnahme zu zerſägen und zu ſpalten, die Scheiter in mannshohe Beigen aufzuſchichten und dieſe von einem Rande der Waldlücke bis zum andern aufzuſtellen.

Die Männer ſahen ſich verwundert an über dieſen Befehl, indem ſie nicht begreifen konnten, warum die prächtigen Sägebäume zu Kleinholz verſchnitten werden ſollten. „Jedenfalls dürfen wir die Beigen nicht zu hoch machen," bemerkte Einer, „ſonſt werden ſie vom Winde umgeworfen." — „Das iſt eben die Hauptſache," erwiderte Chriſten, „ihr müßt ſie [illegible] Seite her tüchtig ſtützen."

Als er, ſich zum Gehen wendend, noch einen Blick nach den Flühen hinaufwarf, ſah er am obern Ende der Lücke ſeinen Schwiegervater ſtehen. Der Alte war in

voller Jagdrüſtung und ſchien, unbeweglich wie er ſtand, drohend und zugleich höhniſch herabzublicken. Ueber Chriſtens Geſicht glitt eine dunkle Röthe weg und doch trat ihm ein kaltes Fröſteln an's Herz heran. Er hatte Sepp ſeit dem Gerichtstage mit keinem Auge mehr erblickt; jetzt aber ſchien ihm ſeine Geſtalt um Vieles höher geworden zu ſein, und das ſonſt ſchon markige und wetterbraune Geſicht hatte einen unheimlichen, faſt wilden Ausdruck angenommen. Wie ein Waldgeſpenſt — mußte Chriſten unwillkürlich denken, während er raſchern Schrittes die Alm hinabging.

Der Alte verſchwand ebenfalls hinter einer Felſenecke, als er bemerkte, daß auch die Arbeiter nach ihm emporſahen. Für ſie war ſeine Erſcheinung nicht ſo neu, aber kaum weniger unheimlich als für Chriſten. Seit ſie hier oben mit dem Waldſchlage beſchäftigt waren, hatten ſie ihn beinahe jeden Tag, am frühen Morgen oder am ſinkenden Abend, am Fuße der Flühen hinſtreifen ſehen, ohne daß er ſich je einem von ihnen genähert oder ein einziges Wort geſprochen hätte; während des Tages ſahen ſie ihn oft ſtundenlang auf einem ſchwindelnden Felſenrande ſitzen und unbeweglich, wie ein drohender Kobold, auf ihre Arbeit herunterſchauen. Wenn hie und da aus den Schründen hervor der ſcharfe Wiederhall eines Schuſſes [illegible] an das eiſig kalte Geſicht, mit dem der Alte an jenem Morgen ſeinen Stutzer auf die Hand des Schwiegerſohnes gerichtet, die ſich zum Fällen des angeſägten Stammes erhoben hatte. Und die Kugeln des Gemſenſepp reichten

weit und trafen ſicher, davon wußte ſeit vielen Jahren manche Jägerſage zu erzählen. —

„Mich nähm's nicht Wunder, wenn der Chriſten bereits bereute, daß er dem Alten damals nicht gefolgt hat," ſagte einer der Arbeiter; „oder warum meint ihr, daß wir nun mit Beigen eine hölzerne Mauer da hinüberziehen ſollen?"

„Oh, das läßt ſich an der Naſe abzählen," entgegnete ein Anderer, indem er das Geſicht den Flühen zukehrte, von denen ein ſcharfkalter Luftzug herabfloß, „wir ſollen dem Winter das Loch verſtopfen, daß er nicht ſogleich von der Stockfluh durch daſſelbe auf die Hinteralm herabfahren kann. Die iſt ja vom Reif ſchon ganz braun gefreſſen."

„Wird aber wenig nützen," ſagte der Erſte mit dem Kopfe nickend, „und wenn ich etwas vom Wetter verſtehe, ſind wir eingeſchneit, bevor die Hälfte dieſer Stämme aufgebeigt iſt." —

Der Mann verſtand ſich wirklich etwas auf die Witterung. Die Beigen ſtanden noch lange nicht zur Hälfte aufgeſchichtet, als ein früher und ungewöhnlich hoher Schneefall Berg und Thal bedeckte. —

Auf den geräuſchvollen Sommer und Herbſt, wie die Hinteralm noch keinen geſehen, kamen nun plötzlich die ſtillen, einſamen Wintertage. Die Arbeiten im Walde mußten ſogleich eingeſtellt werden, da die liegenden Stämme über Nacht tief unter'm Schnee begraben wurden, der ſogar bis zur Hälfte an die ſchon errichteten Beigen hinaufreichte. Auch an die Eröffnung einer Schlitten-

bahn, auf der das Holz zu Thal gebracht werden konnte, war vor der Hand nicht zu denken; der Schnee lag nicht nur zu hoch, er war bei der im Allgemeinen noch milden Witterung auch zu weich, um Laſten tragen zu können. Dagegen hatte Chriſten im Thale noch mit ſeinem Käshandel zu ſchaffen und durch ſeine Abweſenheit wurde es nur um ſo einſamer in ſeinem winterſtillen Hauſe daheim. Dabei kam denn auch eine Sehnſucht, eine bange Bekümmerniß um den Vater über Aenneli, die es nicht länger mehr zu bewältigen vermochte. Den Spätſommer und Herbſt hindurch hatte es ſich wohl noch beruhigen können, die täglichen Geſchäfte brachten ihm Zerſtreuung und zudem wußte es, daß der Vater um dieſe Zeit von jeher mehr im Gebirge als daheim geweſen. Wenn es etwa einmal aus den nähern Flühen herab einen Schuß knallen hörte, dachte es jedesmal mit wehmüthigem Lächeln: „Das iſt ein Gruß für mich — Gott grüß auch dich, Vater.“ Aber wie ſtand es jetzt, da der alte Mann in ſeiner einſamen Wohnung eingeſchneit war? Konnte ihm nicht jede Nacht, jeden Augenblick ein Unfall begegnen, wo er hülfsbedürftig, vielleicht ſterbend lag, ohne daß ein Menſch darum wußte? Das Kindesherz ſchauderte zuſammen bei dem Gedanken, der Vater könnte ſchon geſtorben ſein, vielleicht ſchon tagelang eine Leiche, der keine Hand die Augen zugedrückt, für die keine Sorge einen Sarg, ein Grab bereit hielt! —

Aenneli vermochte dieſe Angſt nicht länger mehr zu tragen. Am Morgen, als Chriſten wieder in's Thal hinab wollte, hielt es ihn, da er ſchon die Thüre ergriffen,

bei der Hand zurück und ſagte ſchüchtern: „Ich muß dich noch etwas fragen, Chriſten.“

„Was iſt's?“ gab er in der kurzen Weiſe, die er ſich ſchon angewöhnt hatte, zurück.

„Ich möchte dich fragen, ob die Knechte nicht Bahn machen dürften zum Vater hinüber — ich muß ihn wieder einmal ſehen.“

Chriſten drückte die ſchon halb geöffnete Thüre ſtark wieder zu und fragte nach einigem Beſinnen: „Was haſt denn Wichtiges, daß es ſo preſſirt? — Ich mein', ein paar Tage könnteſt du es doch wohl daheim bei den Kindern aushalten.“

„Wichtiges weiß ich gerade nichts,“ erwiderte Aenneli wehmüthig, „und die lange Zeit her komm' ich's wohl auch aushalten, ohne ihn zu ſehen; aber jetzt, ſeit es geſchneit hat, habe ich ſo Angſt, es möcht' ihm etwas begegnen und ich wüßt' es nicht einmal.“

„Die lange Zeit her,“ entgegnete Chriſten faſt höhniſch und die Thüre ungeduldig wieder anfaſſend, „wie lange wird's ſein, daß du ihn nicht geſehen haſt!“

„Seit er wieder hinübergegangen iſt — es ſind heute gerade fünf Monate und drei Tage, Chriſten.“

„So — ſeit dem Tag haſt du ihn nie mehr geſehen?“

Bei dem Tone, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſenkte Aenneli das Geſicht etwas tiefer auf die Bruſt herab; es ſpürte, daß ihm die Thränen in die Augen kommen wollten, und doch hatte es ſich vorgenommen, feſt zu bleiben, und wenn die Bitte nichts helfen würde,

einmal ein ernſtes, entſchiedenes Wort zu wagen. Chriſten deutete dieſes Schweigen in ſeinem Sinne, drum ſagte er hart: „Hör' du, worüber ich dich nie gefragt, brauchteſt du mir auch keine Antwort zu geben; aber jetzt, da du ſelbſt von der Sache angefangen, will ich nicht, daß du mich anlügeſt."

Bei dieſen Worten richtete ſich die niedergebeugte Geſtalt Aenneli's plötzlich hoch auf und aus dem eben noch thränenfeuchten Auge blickte ein Schein, vor dem der Mann den eigenen Blick unwillkürlich ſenken mußte. „Was ſagſt du, anlügen?" rief Aenneli mit gepreßter Stimme, „ſeit wann glaubſt du, daß ich dich in meinem ganzen Leben je einmal angelogen hätte?"

„Wenn auch noch nie, doch jetzt," erwiderte Chriſten, „ſeitdem du mir weißmachen willſt, du habeſt den — deinen Vater nie mehr geſehen, ſeit er von uns ausgezogen iſt."

Aenneli bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und brach in lautes Weinen aus. „Ja, Gott ſei's geklagt," ſchluchzte es, „daß ich dir zu lieb meine Kindespflicht gegen den guten alten Mann ſo lange vergeſſen konnte — ich werd' es nicht mehr thun." Der aufrichtige Ton der Entrüſtung, mit dem es den Vorwurf der Lüge zurückgewieſen, und der tiefe Schmerz, der aus den unaufhaltſam ſtrömenden Thränen ſprach, konnten an dem Herzen des Mannes nicht ſpurlos vorübergehen. Nach einigem Zögern trat er näher und ſagte, die Hand auf ſeines Weibes Schulter legend: „Aber höre, wenn du wirklich ſeit jener Zeit nie mehr bei deinem Vater geweſen biſt,

ſo konnteſt du ja auch nicht wiſſen, was er gegen mich im Schilde führte." — „Das wußt' ich auch nicht," erwiderte Aenneli, die Augen zwiſchen Thränen zu Chriſten aufſchlagend, „und mußte immer lange hintendrein von fremden Leuten erfahren, was geſchehen. Nicht einmal du ſagteſt es mir."

„Ich glaubte, du wüßteſt Alles vor mir," gab er nachdenklich zurück; „aber wenn's ſo iſt, können die Knechte meinetwegen Bahn machen, nur ſag' mir nie etwas von deinem Vater, wenn's nicht ſein muß — er hat recht, wir paſſen nicht zuſammen."

Chriſten trat an die Bettchen, in denen die Kinder noch in ruhigem Morgenſchlafe lagen, und dann ging er mit einem leiſen B'hüt Gott durch die Thüre; aber kaum einige Schritte von dem Hauſe blieb er einen Augenblick ſtehen und kehrte langſam wieder zurück. „Haſt du mir nachgerufen?" fragte er in die Stube hinein. — „Nein," antwortete Aenneli, das die Thränen trocknend am Kinderbette ſtand, „nur der Kleine iſt erwacht; gib dem Vater das B'hüetgott-Händli." Es nahm das Bübchen auf den Arm, das dem Vater mit roſenrothem Geſichtchen die Händchen entgegenſtreckte. Er küßte das Kind und ſagte nachdenklich: „'s iſt mir immer, ich habe noch etwas vergeſſen — heut' Abend werd' ich wohl etwas früher heimkommen — lebwohl, Aenneli."

Aber heute war's dem Manne, als ob er nicht in's Thal hinunterkommen könnte und wenig hätt' es gefehlt, ſo wäre er noch einmal zurückgekehrt. Drunten am Felſen, an dem der Weg von der Hinteralm hinabſteigt,

blieb er lange ſtehen und ſchaute ſinnend auf eine Planke, die kaum mit ihrem obern Rande aus dem Schnee hervorragte. „Ja, da iſt er geſeſſen,“ ſagte er endlich, mit der Hand über das Geſicht fahrend, laut vor ſich hin, „als der Streit anging; aber Aenneli hab' ich doch ſchwer unrecht gethan — das muß anders werden.“ Er ſchaute noch einmal nach dem Hauſe zurück, in dem ſich durch die winterliche Einſamkeit kein Laut zu regen ſchien; nur droben über dem Walde regte ſich ein verworrenes Toſen und durch die Lücke wurde gelbgraues Gewölk ſichtbar, das in ſchweren Maſſen über den ſchneeſtrotzenden Flühen emporſtieg.

Chriſten hatte auf ſeinem Gange kaum das Dörfchen hinter ſich und die Thalſtraße gewonnen, als auch ſchon ein heftiger Wind von den Höhen niederbrach, der nach den erſten kühlern Strömungen mit unheimlich warmem Hauche über die weiten Schneefelder dahinfuhr. Sogleich fingen die Bäume am Wege an, ihre weiße Laſt aus den Zweigen zu ſchütteln, und als Chriſten gegen Mittag an ſein Reiſeziel gelangte, überfloſſen ſchon alle Waſſerrinnen und ſtürzten mit dumpfem Falle ſchwere Schneemaſſen von den Dächern auf die Straße herab.

Es gibt Tage, an denen ſich ein unſichtbares Gewicht, wie eine Bleiſohle uns anhängt. Wir können mit unſerm Thun, das ſonſt faſt mühelos von ſtatten ging, nicht vom Flecke kommen; was wir als ſicher vorausgeſetzt, trifft nicht ein und was wir von Neuem beginnen wollen, iſt nach langem Abmühen mehr verwirrt, als in klarer Ordnung vorwärts gefördert. Einen ſolchen Tag hatte Chriſten

heute. Leute, die er in Geſchäften herbeſchieden, waren dageweſen, aber vor ſeiner Ankunft ſchon wieder fortgegangen; ſie hatten bei dem anbrechenden Föhn befürchtet, ſpäter nicht mehr gefahrlos über die anſchwellenden Bergwaſſer zurückgehen zu können. Andere, die ebenfalls verſprochen, rechtzeitig einzutreffen, waren noch nicht angelangt; Chriſten wartete vergeblich bis am Spätnachmittage — ſie erſchienen nicht, vielleicht aus dem nämlichen Grunde, der die andern alsbald wieder heimgeführt hatte. Für die Geſchäfte im Orte ſelbſt war darüber die Zeit verſäumt und Chriſten machte ſich ſpäter, als er beabſichtigt, wieder auf den Heimweg, ohne auch nur das Geringſte gethan oder erreicht zu haben.

Der Föhn hatte noch nicht nachgelaſſen und der Weg war unter dem raſchen Aufthauen mühſam und beſchwerlich geworden. An manchen Stellen mußten feuchte Schneemaſſen durchwatet werden, die von ſteilen Halden auf die Straße herabgeſtürzt waren, an andern Orten trieben die angeſchwollenen Bergbäche bereits fußtiefes Waſſer auf den Weg.

Dieſe Hemmniſſe verdroſſen Chriſten anfänglich und vermehrten noch die üble Stimmung, in die ihn der ganze verlorne Tag verſetzt hatte; aber bald überſchritt er ſie ſo unachtſam und eilte auf der mühſamen Straße ſo raſch vorwärts, als ob er auf trockener oder kaum thaubenetzter Bahn durch einen friſchen Maimorgen dahinginge. Er bemerkte dieſe Haſt ſelbſt nicht, bis ihm ein kalter Tropfen auf die Wange fiel. Jetzt gibt's Regen, dachte er, der Wind hat alſo in der Höhe nachgelaſſen;

er ſtreckte die Hand aus, um zu prüfen, ob die Tropfen ſchon dichter kämen. Auf die Hand jedoch fiel ihm keiner, wohl aber ein zweiter auf die Wange und jetzt erſt merkte Chriſten, daß es der Schweiß war, der ihm von der Stirne rann. „Was rennſt du auch wie nicht geſcheidt,“ ſagte er vor ſich hin, und begann einen langſamern Schritt anzuſchlagen; aber die Füße hoben ſich unvermerklich immer wieder ſchneller, ſchritten immer weiter aus, als ob er irgend einem Unheile entfliehen oder einem ſolchen zuvorkommen müßte. Und je eiliger er dahinſchritt, um ſo banger wurde ihm zu Gemüthe; es war als müßte er ſich fürchten von dem herannahenden Dunkel auf der einſamen Straße überfallen zu werden, als würden alsbald alle menſchlichen Wohnungen verſchloſſen und er müßte in der unheimlichen Sturmnacht allein auf weiter Einöde unter freiem Himmel bleiben. Solche Vorſtellungen fuhren ihm verworren durch den Kopf, und wie ſehr er ſich auch innerlich über die kindiſche Einbildung ausſchalt, er konnte ſie nicht loswerden, ſie kehrte jeden Augenblick wieder mit einem neuen Schreckbild vor die Seele zurück. Daran mochte nun wohl die ganze unheimliche Umgebung, die beklommene Einſamkeit des Weges die Schuld tragen. So weit das Auge reichte, konnte er keinen zweiten Wanderer auf der Straße entdecken; die zerſtreuten Häuſer jenſeits des Fluſſes ſchienen alle ausgeſtorben und es ließ ſich um dieſelben herum kein menſchliches Weſen erblicken; nur hie und da übertönte das ängſtliche Geheul eines Hundes das Brauſen des trüb anſchwellenden Fluſſes oder brach von den Höhen herab ein dumpfes verwor-

renes Toſen, das wie eine unſichtbare Windsbraut weiter zog. Das ſieht eben aus, wie allemal an ſolchen Föhnabenden, dachte Chriſten einen Augenblick ausſchnaufend; ich komme ja bis zur einbrechenden Nacht immer noch heim. Aber eilen mußt du doch — die Dunkelheit wird plötzlich eintreten und der Weg am Felſen hinauf muß jetzt bedenklich geworden ſein. Und der Schnellauf begann von Neuem und wurde immer haſtiger, obgleich das Törſchen bereits durchſchritten war und der Weg jetzt neben dem Felſen hinaufzuklimmen begann. Er war in der That beſchwerlich und ſchlimm; durch die ſchmale, ausgetretene Rinne drückte ſich halb geſchmolzener Schnee herab, in dem der Fuß keinen feſten Halt finden konnte und an der jähen Tiefe jeden Augenblick auszuglitſchen drohte. Chriſten mußte behutſamer gehen, zumal jetzt das Abenddunkel auch mit aller Macht hereinbrach. Plötzlich blieb er ſtille ſtehen, um mit erſchrockenem Geſichte aufzuhorchen. Was war das? Ein fernes verworrenes Toſen, durch das mit unterbrochenen Klängen der bange Ruf eines Glöckleins erſcholl. „Das iſt drüben im Riesberg," ſagte er vor ſich hin, „ſie haben Waſſernoth oder Lauenen —"

Das letzte Wort ſprach Chriſten ſo laut, als ob es eine fremde Stimme aus ihm herausgerufen hätte, und als ob ihn auch plötzlich eine fremde, unſichtbare Gewalt angefaßt, begann er wieder mit athemloſer Haſt den Weg hinanzuſteigen. Er beachtete nicht, wie oft er halb ausglitſchend hart über dem Abgrunde ſchwebe, und wendete ſich nicht einen Augenblick, als ihm ein ſcharfer Windſtoß

den Hut vom Kopfe trug. Es ſchien ihm, als ob das dumpfe Toſen vor ihm liege und nicht im jenſeitigen Gebirge und mit jedem Augenblicke näher heranbrauſe. Der Athem ſtockte in der Bruſt und die Gedanken wirbelten wie ſturmgejagte, dunkle Wolkengebilde durch einander; aber die Füße eilten wie von fremder Kraft gehoben windſchnell vorwärts und wußten ohne des Auges Beihülfe den ſchmalen Steig zu finden.

Jetzt endlich war der Rand der Alm erreicht und — dem Himmel ſei gedankt — dort ragte das heimathliche Haus ſtill und dunkel aus dem weißen Schneefelde hervor. Chriſten athmete hoch auf und ſchon wollte ein frohes Lächeln über die ausgeſtandene Angſt in ihm aufſteigen, als das heftige Pochen der Bruſt vor jähem Entſetzen ſtille ſtand. Ueber den Wald herab erſchollen drei lang gezogene Töne, wie der Verzweiflungsſchrei eines an ſteiler Felſenſpitze hängenden Menſchen, und dem Rufe folgte von den Flühen her ein ſo betäubendes Toſen, als ob ein rollender Donner aus der Erde hervordränge. „Das Hauri — die Laue“ ſchrie Chriſten entſetzt gegen das Haus hinanſtürzend; die Haare ſträubten ſich und die Hände ſtreckte er im Laufe weit vor ſich hin, als könnte er ſie den Seinigen ſchon aus der Ferne zur Hülfe darreichen. „Aenneli — die Kinder — die Laue,“ ſchrie er nochmals mit der Anſtrengung der Verzweiflung; aber der Ruf verhallte in dem donnernden Toſen, und im Hauſe ſchien Alles in tiefſter Ruhe zu liegen; nicht einmal ein Lichtſchimmer drang durch die Dunkelheit heraus. Doch, jetzt glimmte ein ſchwacher Schein auf und Chri-

ſten war's, als ob ein pfeilſchneller Schatten gegen die Hausthüre hinſchwebe. „Rettung — flieht!“ ſchrie er nochmals; aber der Ruf wurde kaum ſeinem eigenen Ohre hörbar. Am Walde herab erſcholl es wie wüthendes Sturmgebraus, durch das ſich nur das ſchrille Krachen zuſammenbrechender Stämme erkennen ließ. Der hellere Schein am Hauſe war wieder erloſchen und Chriſten ſtürzte ſinnlos und betäubt durch die offene Thür in den Gang hinein.

Er mußte ſich an der Wand halten, um nicht niederzuſinken; er wollte nach Aenneli rufen, aber die Stimme vermochte nicht aus der Kehle zu bringen; die Glieder bebten zuſammen und vor den Augen ſchoſſen in der Dunkelheit blitzende Funken durch einander. Ein donnernder Stoß erſchütterte das Haus, und Chriſten fühlte ſich plötzlich von übermenſchlicher Gewalt gepackt und in die Tiefe geſchleudert. Neben ihm weg dröhnte und ſchütterte es, als ob die Erde zuſammenbrechen müßte. —

Das Toſen und Dröhnen ging vorüber und hallte bald nur noch nach wie ein mächtiger Donner, der raſch am Gebirge dahinzieht. Die erſte Empfindung Chriſtens nach ſeiner plötzlichen Fahrt in die Tiefe war die, daß er ſich von einer umrollenden Maſſe gepackt und davongeſchleudert glaubte; jetzt aber, da ſich die betäubten Sinne wieder zu klarerem Bewußtſein ſammelten, fühlte er ſich in halbliegender Stellung mit dem Rücken gegen einen kaltfeuchten Gegenſtand gelehnt, der feſt und unbeweglich daſtand. Eine bis zur Hülfloſigkeit gehende Ermattung lag in den Gliedern, ſonſt aber empfand er am ganzen

Körper keinen erheblichen Schmerz; nur auf der Bruſt drückte es, wie eine den Athem hemmende ſchwere Laſt, und die Augen umgab tödtliche Finſterniß. „Allmächtiger Himmel, was war das," ſtöhnte der Beängſtigte, indem er ſich aufzurichten ſuchte; aber mit einem dumpfen Schrei des Entſetzens ſank er wieder zurück, als hart neben ihm eine Stimme antwortete: „Das war eine Lawine, Steinberger."

Chriſten preßte unwillkürlich beide Hände über die Augen, als müßte er den Anblick einer Schreckensgeſtalt abwehren, die aus der Finſterniß empertauchen würde — war das doch Sepps Stimme geweſen, die tief aus der Erde hervorgekommen ſchien. „Nenneli — mein Weib — meine Kinder!" brach es halbbewußtlos und mit erſchütternder Angſt aus ſeiner Bruſt hervor. „Ihretwegen kannſt du ruhig ſein," kam's mit milderm Tone zurück, „die ſind mit den Andern in meinem Hauſe drüben; aber wie's um uns ſteht, müſſen wir erſt noch ſehen, Chriſten."

Bei dieſen Worten flackerte eine bläuliche Flamme durch die Finſterniß und der erſte Gegenſtand, auf den ſie ihr Licht warf, war das Antlitz des Schwiegervaters, der ſich bemühte, einen kleinen Docht anzuzünden. Das Lichtlein verbreitete alsbald einen hellern Schimmer, bei dem Chriſten erkannte, daß er ſich im Keller ſeines eigenen Hauſes befand. Ihm gegenüber ſtand der Alte, das kleine Lämpchen in der Hand, und ſchaute ihn ernſt und ſchweigend an, als ob er eine Frage erwarte. Chriſten erhob ſich und drückte beide Hände gegen die Stirne. „Nicht

wahr, die Kleinen und Aenneli ſind gerettet — haſt du geſagt."

„Ja, ſie ſind mit allem Lebenden, das in deinem Hauſe war, bei mir drüben," erwiderte Sepp; „aber das Haus ſelbſt wird bis auf den letzten Balken drunten am Felſen liegen." „Dann ſei Gottes Gnade geprieſen," ſagte Chriſten, die Hände in einander legend; „am Ende haſt du auch mich gerettet." „Ich glaube wohl, du wäreſt nicht hier," antwortete der Alte, „wenn ich dich nicht zur rechten Zeit da hinabgeworfen hätte." Chriſten ſchwieg einen Augenblick, dann ſtreckte er beide Hände gegen Sepp hin und fragte leiſe: „Kannſt du mir verzeihen, Vater?"

Dieſer legte die Hand auf Chriſtens Haupt, um das die dunkeln Haare durchnäßt und verworren herumhingen. „Es war ſchon Alles verziehen und vergeſſen, als ich dich vorhin droben nach Weib und Kind ſchreien hörte. Gott hat's gethan. Uebrigens kommt's darauf an, ob wir beide in dieſer Nacht nicht noch ſeine Verzeihung und Barmherzigkeit nöthig haben."

Der Alte hob das Lämpchen gegen die Decke, die, nur aus Holz gebildet, gegen die Mitte ſich tief herabſenkte. „Wenn die Laſt droben zu feſt und ſchwer liegt, ſo ſind wir erdrückt, bevor Hilfe kommen kann — im Tod iſt Friede und wir ſtehen in des Herrn Hand."

Die Befürchtung war nur zu begründet und nach kurzer Friſt ſtürzte unter dumpfem Krachen eine ſchwere Maſſe Schnee und Steingeröll in den Raum hinab. Chriſten empfahl ſeine Seele erbleichend der ewigen Barmherzigkeit. „Ich ſterbe nicht gern," ſeufzte er leiſe, „aber

der Tod wäre mir doch leichter, wenn ich vorher Aenneli noch einmal ſehen könnte."

Sepp beleuchtete unterdeſſen mit feſter Hand die herabgeſtürzte Maſſe und den Rand des Deckenbruches. „Ich glaube faſt," rief er nach einer Weile, „dein Wunſch kann erfüllt werden; denn ſieh' da, die Scheiter deiner Holzbeigen, die mitgewandert ſind, haben ſich hier geſperrt und bilden uns einſtweilen ein Schirmdach gegen die Laſt der Schnee- und Eisklumpen." —

So war es auch. Dieſes glückliche Ungefähr — wenn überhaupt ein ſolches in die Geſchicke des Menſchenlebens eingreifen kann — rettete die Verſchütteten. Nach einer bangen Nacht folgte dem Sturm ein klarer Wintermorgen, deſſen Frühſchein ſich über einer grauſen Trümmerſtätte ergoß; aber auf den Trümmern fand ſich in neubegründeter Liebe zuſammen, was Eigennutz und Leidenſchaft getrennt hatte. Die ſtattliche Wohnung mit reichen Vorräthen war vom Boden getilgt, ſo daß kaum noch ihre weit umher zerſtreuten Trümmer aufgefunden werden konnten; aber Aenneli ging zwiſchen Gatte und Vater glücklicher von dieſem Orte der Zerſtörung, als es am Tage der Hochzeit von der Hinteralm nach der Kirche hinabgegangen war.

Chriſten ſprach ſeinen Dank gegen den alten Vater nicht in Worten aus; aber dieſer wußte doch, daß er nun erſt einen ganzen Sohn beſaß. Bei der Aengſtlichkeit, mit der er ſeit dem Beginne des Winters jedes Zeichen der Witterung beobachtet, hatte er ſofort bei einbrechendem Föhne Gefahr von Schneeſtürzen voraus-

geſehen, und noch bevor die Knechte den von Aenneli befohlenen Bahnbruch begonnen, war Sepp im Hauſe ſeiner Kinder ſelbſt erſchienen. Er hatte ſich mühſam durch den hohen Schnee hindurchgearbeitet und befahl den Knechten, ſogleich das Vieh auf den vorgezeichneten Spuren nach ſeinem Hauſe hinüberzutreiben. Aenneli ängſtigte ſich über dieſe Vorkehren, indem es befürchtete, ſie möchten den Zorn Chriſtens auf's Neue gegen den Vater erwecken; aber gegen die Entſchiedenheit, mit welcher der Alte auftrat, wagte weder es ſelbſt noch das Geſinde Einſpruch zu erheben. Auf der Bahn, die das vorangetriebene Vieh zurückgelaſſen, wurde ſpäter noch fortgeſchafft, was ſich in der Eile zuſammenraffen ließ. Am Abend bemerkte Aenneli, da es in ſeiner Noth den Retter aus allen Nöthen anrufen wollte, daß es das kleine Gebetbuch, das es einſt von der Mutter erhalten, zurückgelaſſen hatte. Der Vater entſchloß ſich, da das Toſen in den Flühen drohender wurde, Chriſten ſelbſt in's Dorf hinab entgegenzugehen, ihm das Vorgegangene mitzutheilen und ihn zu warnen vor dem Wege am Felſen herauf. Im Vorbeigehen wollte er noch das vergeſſene Gebetbuch mitnehmen; aber das Unheil nahte ſchneller, als er ſelbſt befürchtet. Er ſah Chriſten durch die Dämmerung heranfliegen und hörte die Laue niederdonnern. So blieb ihm zur eigenen Rettung nichts mehr übrig, als der Zufluchtsort, der Beiden Schutz gewährte. —

Den Winter hindurch ſuchte man ſich in dem kleinen Hauſe ſo gut zu behelfen, als es eben gehen wollte. Liebe und Eintracht finden zwiſchen engen Wänden Raum. Im

Frühling aber wurden zu der neuen Wohnung die Stämme mit großer Umsicht auf verschiedenen Stellen im Walde gefällt und das Haus selbst nicht auf dem Platze des frühern, sondern weiter rückwärts im Schutze des grünen Tannengürtels hingestellt. —

Den alten Sepp haben sie schon vor Jahren von der Hinteralm nach dem Kirchlein hinuntergetragen; aber er sah doch noch mit herzinnigem Vergnügen, wie die sorgfältig neubepflanzte Lücke zwischen den Wegen sich rasch mit dichtem, hochschießendem Jungholz bedeckte.

Das erfüllte Versprechen.

I.

An einem Frühlingsvormittage des Jahres 1749 machte ſich unter einem Theile der regelmäßigen Morgenbeſucher des Bärengrabens in Bern, der zu jener Zeit am Ausgange der Schauplatzgaſſe lag und ſich damals noch einer größern Anzahl ſtändiger Stammgäſte zu erfreuen hatte als heut zu Tage, eine ungewöhnliche Bewegung bemerklich. Während ſonſt die ehrbaren Burger gravitätiſch in Schlafrock und Pantoffeln dahergewandelt kamen, um behaglich über das Grabengeländer gelehnt ſich durch den Anblick des vielgeliebten Wappenthieres auf das Tagewerk vorzubereiten, gingen ſie jetzt wie in unruhiger Erwartung getrieben hin und wieder, jeden neuen Ankömmling ſchon von Weitem gleichſam mit Blick und Miene ausfragend. Drunten begannen die Mutzen ihre hochbewunderten Künſte, um ſich die gewohnten Morgenbrödchen ihrer Verehrer zu verdienen; die Alten produzirten Bittemännchen und Drehtänze, die Jungen ſchlugen ſo drollige Purzelbäume, wie ſie nur der hoffnungsvollſten Bärenjugend gelingen können; aber das wollte Alles nicht hinreichen, die Aufmerkſamkeit der am Geländer Auf- und Niedergehenden diesmal anzuziehen und feſtzuhalten. Im Gegentheil wendeten ſich die Blicke der eifrig mit einander

Sprechenden unabläſſig nach dem Erdgeſchoſſe des nächſten Eckhauſes hinüber, obwohl dort durchaus nichts Beſonderes zu erſchauen war, wenn man nicht etwa den ſchwarzen Schild über der Thüre, der in weißer Schrift verkündete, daß hier der ehrſame Meiſter Hänni ſeine Perrücken- und Haarkräuslerkunſt betreibe, als Merkwürdigkeit gelten laſſen wollte. In jener Blüthezeit der männlichen Haarzöpfe, Perrücken und kunſtvoll geflochtenen und gekämmten Damenfriſuren war das nun freilich kein ſo unbeachtenswerther Gegenſtand; doch war er heute, was er ſeit Jahren geweſen, und männiglich bekannt, daß Meiſter Hänni der geſchickteſte, aber auch der theuerſte und deshalb nur von der Nobleſſe frequentirte Haarkünſtler der alten Zähringerſtadt ſei. In allem dem konnte alſo auch kein Grund zu dem ungewöhnlichen Verhalten der Bärengrabengäſte vorhanden ſein.

Dagegen lag dieſer in einer Mittheilung, die der Thorwart am Aarberger Thurme den Gevattern und Baſen ſeiner Nachbarſchaft gemacht und was dann im Fernern mit derſelben zuſammenhing. Am vorgeſtrigen Abend nämlich kam, ſo lautete der Bericht, ein junger, fremder Herr durch das Thor geritten, von ſo durchaus vornehmem Ausſehen, daß der Thorwart ſich gar nicht getraute, ihn um ſeinen Paß, um woher und wohin zu befragen. Das muß wenigſtens der Abgeſandte einer fürſtlichen Hoheit ſein, hatte er gedacht, wenn es nicht eine ſolche erlauchte Perſon ſelbſt iſt, die ſich das Vergnügen macht, allein zu reiſen, oder deren Gefolge erſt nachkommen wird. Aber als der Fremde ſchon vorbei-

geritten, hatte er ſeinen Schimmel wieder umgelenkt und den Thorwart nach einer Herberge gefragt. Dieſer nannte ehrerbietigſt die goldene Sonne und den Diſtelzwang als die Gaſthäuſer, in denen vornehme Reiſende abzuſteigen pflegten. Der Fremde jedoch erwiderte, er begehre vor Allem nach der Zunftherberge, in der ſich die Haarkräusler und Perrückenmacher zum Abendtrunke einfänden. Aha, dachte der Thorwart, die gewünſchte Herberge nennend und einen bedeutungsvollen Blick auf die braunen Haare des Fremden werfend, die ſich in üppiger Fülle unter dem kleinen Hute hervorrollten, hab's auf den erſten Blick getroffen; meine Augen ſind nicht umſonſt ſeit dreißig Jahren im Dienſte geweſen. Der will incognito bleiben und ſich ſeine Haare färben laſſen oder ſo was, bevor er ſich in Geſellſchaft zeigt. Na, wollen ſehen, ob es ihm gelingen wird. Bin auch kein Dummkopf, ich.

Und um dem Selbſtgefühle, das durch die letzten Worte leuchtete, alsbald die richtige Geltung zu verſchaffen, trat der Thorwart an das nächſte Haus und ließ ſeine Finger pochend auf ein kleines Fenſter fallen. „Schwerenoth, Gevatter," rief er, ſein Geſicht hart an die Scheiben drückend, einem Manne zu, der drinnen in der niedrigen Stube mit unterſchlagenen Beinen auf einem Tiſche ſaß und emſig die Nadel handhabte, „habt Ihr den vornehmen Fremden nicht bemerkt, der eben vorbeigeritten iſt?"

„Wer iſt's ... was gibt's?" fragte der Andere, raſch von ſeinem Sitze herabſpringend und das Fenſter

öffnend; „ah ... oh, nein, die verdammte Arbeit ſitzt mir am Halſe, daß ich kaum aufblicken darf. Den auf dem Schimmel meint Ihr?“

„Pſcht ... nicht zu laut,“ machte der Thorwart mit geheimnißvoller Geberde; „doch wenn ich Euch rathen darf, ſo werft Zwirn und Nadel bei Seit' und geht zum kleinen Anker hinunter; dort wird er abſteigen. Wär' mein Junge nicht fort, ich würd' ſelbſt hingehen.“

„Ah ſo, ſo ...“ rief der ehrſame Meiſter leiſe, indem er eilfertig mit beiden Armen in den Rock fuhr und Hut und Stock zuſammenſuchte, „etwas Verdächtiges, etwas für die Speckkammer, meint Ihr, Gevatter Heinz?“

„Nichts nutz,“ ſagte der Thorwart mit pfiffiger und zugleich überlegener Miene, „fehlgeſchoſſen, Nachbar, weit fehlgeſchoſſen; doch marſchirt nur gleich ab, trinkt einen Schoppen beim Anker und haltet die Augen offen. Ihr wißt, ein ſolcher Gang hat Euch ſchon manchmal mehr eingetragen, als Nadel und Scheere die ganze Woche lang, Meiſter Völzlein.“

Der dienſtfertige Schneider vergeudete keine Zeit mehr mit Fragen; getraute er ſich doch zum mindeſten eine ebenſo feine Spürnaſe zu, als er ſie ſeinem Gevatter zugeſtehen mochte, und ſo langte er denn auch richtig ſchon vor dem Anker an, als der Fremde eben vom Pferde ſtieg. Er ſaß auch bereits in der Gaſtſtube hinter ſeinem Glaſe, als dieſer eintrat und ſich ebenfalls eine Kanne Wein beſtellte. „Ihr habt da ein ſauberes Pferd, gnädiger Herr,“ ſagte der Wirth zu dem Reiſenden; „doch ſcheint es etwas ermüdet zu ſein.“

„Es iſt ein braves Thier, ja," erwiderte der Fremde, dem bei den Worten des Wirthes ein feines Lächeln über das Antlitz flog, „es hat eben auch einen weiten Weg gemacht."

„Hundert Kronen werth unter Brüdern, denk' ich."

Der Fremde trommelte eine Weile mit den Fingern auf die Fenſterſcheiben; dann wendete er ſich wieder gegen den Wirth und ſagte mit vornehmer Nachläſſigkeit: „Ich habe das Thier nicht mehr nothwendig für die nächſte Zeit; iſt's Euch anſtändig, ſo könnt Ihr's haben um den genannten Preis, obwohl er zu niedrig iſt."

„Iſt's Euer Ernſt, gnädiger Herr?"

„Verſteht ſich, mein voller Ernſt, Herr Wirth."

„Gut ... ich nehm' es," ſagte dieſer raſch mit übelverhehlter Freude; „in einer Viertelſtunde ſollt Ihr das Geld haben, Junker."

„Damit braucht Ihr Euch gar nicht zu eilen ... gedenk' ich doch die Nacht in Eurer Herberge zuzubringen. Wollt Ihr mir vor der Hand ein Gemach anweiſen laſſen, Herr Wirth?"

Als dieſer von dem dienſtfertigen Geleite, das er dem Fremden nach dem beſten Gemache des ganzen Hauſes gegeben, in die Gaſtſtube zurückkehrte, ſchritt er einige Male mit raſchen Schritten auf und nieder, ſich vergnügt die Hände reibend, und nahm dann eine ſchwere Zinnkanne von dem braunen Büffet herab. „He, Meiſter Bölzlein," ſchmunzelte er, das blanke Geſchirr auf den Tiſch ſtellend, „heut' trinkt Ihr ein Glas mit mir ... heut' vermag ich's."

„Ihr habt einen guten Handel gemacht ... he? Ah!“

„Hundert Kronen Profit ſo gut als einen Rappen, mein' ich, und wenn ich das Pferd noch dieſen Abend wieder verkaufe.“

„Hundert Kronen,“ ſchrie Meiſter Bölzlein, indem er alle Finger ſeiner beiden Hände aus einander ſpreizte, als wollte er ſie in einem Haufen Geldes verſenken, „hundert Kronen! Alle Wetter, das ſind viele Füchſe in einer Falle. Wenn das der Fremde vermuthen könnt'!“

„Vermuthen?“ machte der Wirth mit einer faſt geringſchätzigen Miene; „vermuthen, ſagt Ihr? ... Glaubt Ihr denn, ein ſolcher Herr, wie der da droben, kenne den Werth eines Pferdes nicht beſſer, als Ihr ein Nadelöhr? Aber was ſcheeren ſich dieſe deutſchländiſchen Grafen und Fürſten um lumpige hundert Kronen, wenn ſie gerade eine Laune haben. Ich wette darauf, es hat den gnädigen Herrn nur geärgert, daß das Thier einige Ermüdung zeigte ... das hatt' ich weg, ehe er vom Sattel geſtiegen war.“

„Ah ... drum habt Ihr ihn gleich friſch an dieſem Punkte angebohrt.“

„Na ... trinkt ein's, Meiſter Bölzlein; für was wäre man Wirth zum kleinen Anker, wüßte man nicht, wo ſolche Praktiken ſich brauchen ließen. Wißt Ihr doch auch, wo die Schneiderhölle liegt ... he? Ha, ha!“

Der Schneider leerte ſein Glas und lachte mit dem pfiffigſten Geſichte, das er aufzutreiben vermochte, zur Geſellſchaft mit; wie alle klugen Leute, wollte er nicht den Schein auf ſich fallen laſſen, als ob er ſich nicht ſo

gut wie Andere auf seinen eigenen Vortheil verstände. Dann aber sagte er weiter: „Und Ihr haltet den Herrn wirklich für einen deutschländischen Grafen oder Fürsten und dergleichen?“

„Und Ihr zweifelt daran,“ erwiderte der Wirth, indem sich wieder ein Zug der Geringschätzung um seinen Mund legte; „aber habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Oder habt Ihr an unsern gnädigen Herren schon solche vornehme Manieren gesehen? Solche, solche ... ja, wie soll's unsereins ausdrücken! Nein, die bringen's ihr Lebenlang nicht zu Stande, sie mögen stolzieren und sich spreizen, wie sie wollen.“

„Aber er hat auch nicht einen einzigen Goldring am Finger,“ entgegnete Völzlein, während er sein Auge auf ein kleines Reifchen sinken ließ, das einen seiner eigenen Finger umspannte; „ich hab' genau Achtung gegeben, sobald er den Handschuh zog.“

„So, und Ihr meint, solche Herren brauchen derartigen Plunder auf allen Straßen herumzutragen, besonders wenn sie auch einmal für sich allein sein wollen?... Wie war's denn mit dem französischen Marquis, der vor einem Jahre fast zwei Monate in meinem Hause logirte... he? Uebrigens haltet davon, was Ihr wollt, Völzlein, das ist Eure Sache; aber ich denk', wenn der Fremde nur auf einem Ziegenbock eingeritten und dafür beim Distelzwang drüben abgestiegen wäre, so ließet Ihr ihn schon ohne Widerrede für einen Kaiserprinzen gelten.“

Obgleich nun dieser Ausfall weder sehr zart noch rücksichtsvoll war, so hatte doch Meister Völzlein schon der

BAYERISCHE STAATS

Weinkanne wegen, die auf dem Tiſche ſtand, Grundes genug, um jeder unliebſamen Meinungsverſchiedenheit mit dem Ankerwirth auszuweichen. Daneben war er auch ſonſt noch froh über die Entdeckung und ließ ſeine ohnehin nicht ſehr ernſt gemeinten Zweifel um ſo lieber fallen, als er nun ſeinem Gevatter Thorwart in der Verbreitung einer großen, geheimnißvollen Neuigkeit zuvorzukommen gedachte. — Der Ankerwirth dagegen legte ſein Geſicht in ebenſo ernſte als geheimnißvolle Falten, als ſchon nach kaum einer Stunde ein Trüppchen ſonſt ſelten bei ihm geſehener Gäſte nach dem andern die Gaſtſtube zu füllen begann. Bis zur Feierabendſtunde hatte das große Geheimniß die Runde gemacht und am folgenden Morgen blieb nur noch die Räthſelfrage zu löſen, was wohl den fremden Prinzen auf ſo ſeltſame Weiſe nach einer löblichen Stadt Bern geführt haben möge. Daß da Gewichtiges verborgen lag, bezeugte ſchon der Umſtand, daß er dem Ankerwirthe ein Pferd, das unter Brüdern ſeine tauſend Kronen gelte, geſchenkt habe, nur damit dieſer, der dem Fremden durch Zufall auf die wahre Spur gekommen, weder ſeinen Rang noch Namen verrathe.—

Im Verlaufe des Tages nahm die Sache jedoch eine Wendung, die nun erſt das Bedenklichſte erreichte und die kühnſten Vermuthungen in die Schranken rufen mußte. Bisher war es wohl öfters vorgekommen, daß ſich hohe Perſonen aus dieſem oder jenem Grunde vorübergehend unter angenommenem Namen in der Stadt aufgehalten; aber jetzt kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde hergeflogen, der fremde Prinz ſei bei dem Meiſter

Hänni am Bärengraben als angeblicher Geſelle eingetreten — natürlich weil er, wie recht und billig, in die Verſchwiegenheit des Ankerwirthes trotz des koſtbaren Pferdegeſchenkes kein Vertrauen geſetzt habe. Aber was nun da herauskommen werde, das möge der Himmel wiſſen! — „So, meint ihr," erwiderten jedoch die Pfiffigen auf dieſen verzweifelnden Ausruf rathloſer Neugier; „werden denn beim Meiſter Hänni nicht alle Rathsherrenzöpfe der Stadt geflochten und dabei alle Geheimniſſe und Affairen eines löblichen Standesregimentes verhandelt? Denkt ihr, ein fremder Prinz werde bei einem geheimen Aufenthalte in unſerm Lande andere Abſichten haben, als ſolche Dinge zu erfahren, ganz abgeſehen davon, daß er in ſeiner angenommenen Rolle nun auch wohl noch in die Gemächer der vornehmen Frauen einſchleichen kann? ... Ja, der hat eine feine Naſe; aber bedenklich iſt's in einer Zeit, wo der Kriegsteufel an allen Enden ſpuken will und es ſelbſt in unſern eigenen Mauern nicht mehr ſauber ausſieht. Wir werden noch etwas erleben können!" —

Das nun waren die Vorgänge, welche die Gemüther der Frühbeſucher des Bärengrabens an jenem Morgen in ſo ungewöhnliche Aufregung verſetzten und ihre Blicke mit geſpannter Neugier an Thür und Fenſter des ehrſamen Meiſters Hänni bannten. Aber alles Schauen und Spähen blieb vergeblich, von dem geheimnißvollen Geſellen war nichts zu entdecken, und die unbefriedigte Augenluſt wußte ſich auf keine andere Weiſe zu entſchädigen, als daß die verſchiedenen Gerüchte und Vermuthungen über den Un-

bekannten nun immer eifriger und lauter zur Sprache kamen.

Diesem bunten Gerede hatte schon seit einiger Zeit ein alter, aber rüstig und stattlich aussehender Herr zugehört, der an einem Theile des Grabengeländers auf- und niederschritt, ohne sich in die Unterhaltung der ehrsamen Burger einzumischen. Manchmal jedoch, wenn er auf seinem gemessenen Gange der Gruppe näher kam und die weit ausfliegenden Vermuthungen und Pfiffigkeiten hörte, murmelte er etwas unter dem weißen Schnurrbarte hervor, das wie „alberne Tröpfe" oder „dummes Pack" und dergleichen klang. Allmälig jedoch wurden seine Schritte unmerklich langsamer und seine scharfen Blicke begannen selbst bisweilen nach den Fenstern des Meisters Hänni hinüberzuschweifen; der ansteckende Reiz der Neugier und des Geheimnisses fing auch bei ihm an, sich geltend zu machen, wenn gleich seine Gedanken, wie sich's für eine Standesperson der Republik gebührte, andere Wege einschlugen, als diejenigen des Packes der niedern Burger. „Was, Prinz?" brummte er in einem fast knurrenden Tone in sich hinein, „sauberer Prinz das . . . kann mir's vorstellen. Aber warum sollt's nicht einer der revolutzenden Taugenichtse sein, die sich aus allen Winkeln herbeischleichen wollen? Kann sein, kann sein . . . aufpassen. Rappelt's ja schon lange genug bei unsern Strudelköpfen. Können nachsehen einmal . . . wird nichts schaden." Damit zog der Graubart eine mit blitzenden Steinen besetzte Uhr aus der Tasche der Atlasweste, jedoch nur, um sie sofort

wieder mit einem halb verdrießlichen Geſichte in ihr Verſteck zurückzuſchieben. „Iſt noch nicht Zeit, kaum halb acht vorbei," fuhr er in ſeiner brummigen Weiſe fort, „doch kann ihn auch einmal zu Haus flechten laſſen, den Zopf, und drüben den Befehl geben, er ſoll den Burſchen ſelbſt zur Jule ſchicken ... wird noch beſſer ſein." Mit dieſem Entſchluſſe verließ der Alte den Bärengraben und ſchritt gemeſſenen Ganges der Thüre Meiſter Hänni's zu.

Dieſer hatte ſich eben zum Frühſtücke niedergeſetzt, fuhr aber augenblicklich wie ein aufgeſcheuchtes Reh empor, als ſein Kunde eintrat. „Um Vergebung, gnädiger Herr Oberſt," ſagte er ihm entgegentretend und zugleich ſeiner Frau zuwinkend, die Taſſen wegzuräumen: „iſt's denn ſchon an der Zeit, oder geht meine Uhr falſch?"

„Nichts da, bleib' Er ſitzen, Meiſter Hänni," erwiderte der Oberſt mit einer Stimme, deren Schall an den Wänden hinzitterte, als müſſe er einen Ausgang in's Freie ſuchen; „kaum halb acht vorbei ... kann aber nicht kommen zur Stunde ... Geſchäfte zu Haus."

„Und Euer Gnaden befehlen?"

„Er ſchickt ja ſeinen Geſellen gegen Mittag zu meiner Tochter ... was? ... Gut, der ſoll etwas früher kommen als gewöhnlich und dann auch bei mir anklopfen."

„Es iſt ein neu eingetretener; François, der Schlingel, iſt mir davongelaufen; bitte deshalb auch das gnädige Fräulein um Nachſicht."

„Ein neuer? ... ſchöne Geſchichten," ſchrie der Oberſt; „ſchick' Er ihn her, Meiſter, Punkt zehn Uhr zehn Minuten ... verſtanden? ... werd' das Fräulein avertiren."

Der Meiſter machte ſeinen Bückling, während der alte Soldat ſeinen langen Rohrſtock auf den Boden ſtieß, als müſſe er ein Siegel auf ſeinen Befehl drücken, und dann wieder abmarſchirte.

Als der Oberſt ſeine Wohnung erreicht, ſtieg er über die breite Steintreppe einem Gemache zu, das mit ſeiner Fenſterſeite nach dem grünen Aarſtrome und dem Hochgebirge ging. Es war das ein Aufenthalt, ganz durchweht von jenem eigenthümlichen Reize, der dem Auge nur in den Gemächern feinfühliger Frauen entgegentritt. Beim erſten Anblick ſcheinbarer Zufall in aller Anordnung, der das Ernſte mit dem Spielenden, das Glänzende mit dem Unſcheinbaren in buntem Wechſel zuſammengewürfelt; aber alsbald dämmert dem Blicke des Beſchauenden jener tiefere Ordnungsſinn auf, der jedem Gegenſtande ſeine Stelle angewieſen, als wäre er auf derſelben emporgewachſen und könnte an einem andern Platze gar keinen Raum mehr finden; über Alles liegt dazu der Abglanz jener zierlichen Sauberkeit ausgegoſſen, der auch das Unbedeutende ſchmückt, wie die Sonne den dürftigen Strauch vergoldet. Der Oberſt betrat dieſes Gemach ſelten und nur in Ausnahmsfällen; er habe ſtets Angſt darin, ſagte er, von dem tauſendfachen Krimskrams etwas zu zerbrechen oder zuſammenzutreten. So blieb er auch jetzt hart an der Thüre ſtehen, als ſcheue er ſich, weiter vorzutreten, rief aber dabei einen ſo dröhnenden Morgengruß, daß die Saiten der Harfe, die in der Mitte des Gemaches an einem weißen Marmortiſche lehnte, vor dem Schalle erzitternd leiſe zuſammenklangen. Dieſer grüßende

Kommandoruf galt einer jungen Dame, die in weitem, blendend weißem Morgenkleide an einem der Fenſter ſaß, das, dicht von Schlingpflanzen umſponnen, nur ein grünlich dämmerndes Licht auf die jugendliche Geſtalt herabfallen ließ. Dieſe erhob ſich raſch, um dem Eintretenden lächelnd entgegenzugehen. „Schon ſo früh, Papa," ſagte ſie, die großen, träumeriſchen Augen verwundert aufſchlagend, „gewiß hat mir das einen fröhlichen Tag zu bedeuten."

„Na, Dummheiten," erwiderte der Oberſt, während ſich doch ſeine ſtrengen Züge milderten beim Anblicke des feinen Antlitzes, das ihm wie ein milder Stern entgegenſchimmerte, „na, freilich ſollſt einen frohen Tag haben... wie immer, Jule. Aber was ich ſagen wollt'... heut' kommt ein neuer Friſeur zu dir... etwas früher als andere Tage. Der andere ſei zum Teufel gegangen."

„Und blos deshalb habt Ihr Euch bemüht, Papa?"

„Verſteht ſich, Kleine, warum denn nicht," erwiderte der Oberſt in einem Anfluge von Verlegenheit vor dem mit wachſender Verwunderung an ihm hangenden Blicke der Tochter; „bin droben geweſen beim Bärengraben und hab's da vernommen... iſt aber noch etwas anderes dabei."

„Ach," fiel das Fräulein lächelnd ein, „am Ende handelt es ſich gar um den verzauberten Prinzen."

„Was, Prinzen," ſchrie der Oberſt, „wer ſackelte dir ſchon von den Dummheiten?"

„Werdet nicht böſe, Papa... nur Mädeli hat mir davon geplaudert."

Der Oberst schwieg eine Weile, während er mit dem Stocke hastig aber leise auf den Boden stieß. „Albernes Weibergeschwätz, versteht sich," fuhr er dann mit gedämpfterer Stimme fort; „weiß wohl wie sich die Prinzen verkleiden und was es zu bedeuten hat ... kennt's genug sehen in Versailles, bis ich's satt bekam und mich davon machte. Aber gleichwohl, wo so viel Rauch, kann auch ein Feuerlein sein, gleichviel welches, deshalb will ich wissen, woher der Bursche kömmt, Julie, und was er eigentlich hier zu treiben beabsichtigt."

„Den Friseur meint Ihr doch, Papa?"

„Versteht sich ... Dummheiten."

„Und wer soll ihn denn das fragen, Vater?"

Der Oberst wußte aus langer Erfahrung augenblicklich, wenn es ihm das eigene Gefühl auch nicht sagte, daß er seine Tochter in irgend welcher Weise verletzt, sobald sie das kindlich gewohnte Papa mit der ernstern Benennung Vater vertauschte; jetzt jedoch empfand er auch, ohne vorher in seinem Eifer daran gedacht zu haben, was es zu bedeuten habe, und sagte daher rasch: „Nicht du, Julie, versteht sich. Du läßt den Burschen, wenn er anrückt, eine Weile warten und da soll ihn Mädeli unterhalten unterdessen. Wird's gern thun bei einem Prinzen ... verstanden? ... Na, nachher soll er auch bei mir vorbeikommen."

Der alte Herr hatte diese Worte mit halblachendem Munde gesprochen, aber die Tochter sah seinen befehlenden Blick dabei noch leuchten, als er bereits zur Thüre hinausgeschritten. Einen Augenblick blieb sie, ihm nach-

schauend, stehen, dann ging sie, die Hände leise vor sich hin faltend, wieder langsam dem Fenster zu. Drunten auf der Aare glitt in leichtem Laufe ein Schifflein vorbei, aus dem frohes Jauchzen und Jodeln erklang; es waren Leute aus den Bergen, die wohl in die Fremde zogen, um dort das Brod zu suchen, das ihnen der rauhe Boden ihrer Heimath nicht gewähren konnte. Das Fräulein blickte und horchte ihnen nach, bis das Schifflein in der Flußwindung verschwunden war. „O ihr Glücklichen," flüsterte sie dann leise, „könnt' ich mit euch ziehen, in die weite, fremde Welt hinaus."

II.

Es wäre nicht leicht zu sagen, ob der alte Oberst von seiner Umgebung mehr geachtet als gefürchtet wurde; er gab denjenigen, die von ihm abhängig waren, reichliche Ursache zu Beidem, und gewiß war es, daß selbst die kindliche Liebe seiner Tochter sogar in ihren spätern Jahren nicht ohne einen Beisatz jenes Gefühles geblieben war, das mehr einem unbedingten Gehorsam, als einer unbefangenen warmen Anhänglichkeit zur Wurzel diente. Dagegen genoß er bei den Bessern seiner Standesgenossen um seiner streng aristokratischen Gesinnungen, seiner geraden Offenheit und unerschütterlichen Rechtschaffenheit willen einer hohen Achtung; selbst bei der niedern Burgerschaft stand er vor manchem Einflußreichern seines Standes in Ansehen, obwohl er nie weder ein höchstes bürgerliches

Amt bekleidet, noch auch trotz seiner Abstammung aus einem der ältesten Geschlechter nur nach einem solchen getrachtet hatte. In dieser Sphäre war es namentlich die fast sprichwörtlich gewordene Unverbrüchlichkeit seines Wortes, die ihm Respekt verschaffte; denn wer einmal eine Zusage oder ein Versprechen von ihm erhalten hatte, und wäre er der Geringste der Geringen gewesen, der konnte sicherer darauf bauen, als auf Anderer Brief und Siegel. Ausschließliche Furcht und bittern Haß hegten nur zwei Menschenklassen gegen ihn, und beide hatten auch ihre triftigen Gründe dafür. Auf der einen Seite waren dies diejenigen seiner patrizischen Standesgenossen, die aus französischen Diensten heimgekehrt, französische Sitte und Leichtfertigkeit zur Geltung bringen wollten; der Oberst selbst hatte zwar seine militärische Laufbahn ebenfalls im Dienste Frankreichs begonnen, sich aber bald mit Abscheu von dem sittenlosen Treiben abgewendet und, in brandenburgisch-preußischen Dienst getreten, dort noch unter dem alten Dessauer den besten Theil seiner Schule durchgemacht. So blieb er denn sein Lebenlang der geschworene Feind alles Franzosenthums und wies dabei mit gerechtem Stolze auf seine zwei Söhne hin, die jetzt ebenfalls in preußischen Diensten unter den Fahnen des großen Fritz die ächte Soldatenprobe bestehen konnten. Die andere Klasse seiner entschiedenen Feinde bestand aus den politisch Unzufriedenen, die für die mindere Bürgerschaft auf Kosten des Patriziates größere Rechte forderten und die gerade jetzt sich wieder eifrig zu rühren begannen. Zur Ausrottung dieser Revolutzer, in denen der Alte die

verkörperte Hölle ſelbſt erblickte, würde er weder Feuer noch Schwert geſcheut haben, und er machte nach ſeiner Art auch nirgends ein Hehl aus dieſen Geſinnungen.

Unter dieſen Umſtänden konnte das ungewöhnliche Intereſſe, das der Vater an dem fremden Haarkräuſler zu nehmen ſchien, für ſeine Tochter kein großes Räthſel bleiben. Daß er nicht an die über denſelben verbreiteten Gerüchte glaubte, hatte er deutlich geſagt und das war auch ſelbſtverſtändlich; aber faſt ebenſo gewiß war es, daß er in der Verbreitung dieſer Gerüchte nicht einen bloßen, lächerlichen Zufall, ſondern eine tiefer verborgene Abſicht erblickte. Er vermuthete in dem Fremden entweder einen verkappten Revoluzer, von denen er ſeit einiger Zeit tagtäglich mit wachenden Augen träumte, oder gedachte vielleicht, wenn dieſe Annahme ſich nicht erwahren ſollte, denſelben zu einem ſeiner Späherwerkzeuge zu machen; denn daß er ſich auch mit ſolchen zu umgeben anfing, war der ſtill beobachtenden Tochter ebenfalls nicht entgangen.

Das Eine wie das Andere hatte gleich viel Verletzendes für den reinen, milden Sinn des Fräuleins, und je mehr ſie darüber nachſann, um ſo peinlicher wurde ihr der Gedanke, wie rückſichtslos der Vater ſie ſelbſt habe mißbrauchen wollen, einen unbekannten Menſchen, mochte er nun dieſer oder jener ſein, in ſein eigenes leidenſchaftliches Thun hereinzuziehen. Hatte ſie doch ſonſt genug zu leiden davon, wie ſehr ſie auch ſtets bemüht war, ſich von all' dieſem Kämpfen und Streiten ferne zu halten; aber wie ſollte ſie ſich erwehren? — An einen offenen Widerſtand gegen die Befehle des Vaters wagte ſie nicht

zu denken, der kindliche Gehorsam lag durch Erziehung und Gewohnheit zu tief begründet in ihrer Seele, als daß sie sich plötzlich zu einem solchen Schritte hätte entschließen können; dafür aber reifte allmälig fast wider ihren Willen der andere Entschluß, nun doch zu thun, was der Vater ihr anfänglich zugemuthet und lieber den Haarkräusler so weit schicklich selbst auszufragen, als es dem Mädeli zu übertragen. Durch die Nöthigung, sich auf so ungewohnte Weise in ihren Gedanken mit dem Unbekannten beschäftigen zu müssen, war unmerklich eine Art Theilnahme für ihn entstanden, und leise sagte sie, als sie über ihr Verhalten glaubte in's Reine gekommen zu sein, vor sich hin: „Kann ich ja dann doch nach eigenem Gutdünken meinen Polizeibericht erstatten."

Unbefangenheit und Ruhe wollten jedoch dem Fräulein immer noch nicht zurückkehren mit diesem Entschlusse, und je näher die Stunde heranrückte, um so unruhiger wurde sie; es legte sich ein Schatten auf ihr Gemüth, der fort und fort dunkler wurde und endlich wie eine trübe Vorahnung ihre ganze Seele erfüllte. Julia versuchte sich Vorwürfe darüber zu machen und das drückende Gefühl wegzuschelten. „Was hast du dich um einen hergelaufenen Haarkräusler zu kümmern," sagte sie laut, „ist doch gewöhnlich nicht viel zu verderben an solch windigem Volke, und sollte mehr an diesem sein, als an den meisten seiner Genossen, so wird er schon selbst sich zu helfen wissen. Gewiß, da ist jetzt auch wieder nur das einfältige Gerede der Leute und die dadurch veranlaßte Laune des Vaters Schuld gewesen; wie du so thöricht sein kannst, Julie!"

Aber all' diese gewöhnlichen Trostmittel gegen eine unsichere Erwartung wollten nicht mehr verfangen und nur mit Mühe vermochte das Fräulein ein ängstliches Erschrecken zu verbergen, als das Mädchen den fremden Gesellen meldete.

Julia empfand beim ersten Anblicke des Eintretenden, daß ihre Unruhe nicht vergeblich gewesen. Sie hätte gerne eine Art Zierpuppe gesehen, wie sie in diesem Stande häufig vorkommen, die gerade durch das Gesuchte und Auffallende ihres Putzes den müßigen Stadtklatsch hervorgerufen haben mochte; nun aber stand ein junger, zwar sauber, aber einfach gekleideter Mann vor ihr, über den die Natur ihr reichstes Füllhorn männlicher Schönheit schien ausgegossen zu haben. Juliens erster Gedanke war, als er sich mit leisem Erröthen vor ihr verneigte: Nun haben Beide recht, die Leute und mein Vater; dem Stande, den er angibt, kann er nicht angehören, darin ist er weder erzogen, noch dafür geboren. Sie warf noch einen Blick auf die schlanke und doch kräftig gebaute Gestalt, auf das fein gebildete und doch eine selbstbewußte Entschlossenheit wiederspiegelnde Antlitz, von dem vor ihrem prüfenden Auge das leise Erröthen bis über die helle, von dunkelgelockten Haaren umrahmte Stirn hinanglitt, und wendete sich dann ab, um die eigene Gluth zu verbergen, die auf ihre Wangen stieg. Der Redelaut schien tief in ihrer Brust festgeklemmt und die wenigen Worte, die sie sprechen wollte, mußte sie sich erst leise in Gedanken vorsprechen; aber wie gewöhnlich und alltäglich sie auch waren, sie traten vielfach anders über die Zunge,

als das Fräulein beabſichtigt hatte. — „Ihr ſeid alſo der neue ... Herr, der bei Meiſter Hänni eingetreten iſt!“ — Die gewöhnliche Anrede des bürgerlichen Er und das Wort Geſelle hatten ſich faſt unbewußt noch auf den Lippen umgewandelt in höflichere Formen. „Zu dienen, gnädiges Fräulein, und wenn Ihre Güte mir einige freundliche Nachſicht gewähren möchte, ſo hoffe ich wohl, meinen Dienſt bald zu Ihrer Zufriedenheit verſehen zu können!“ Welch ein reiner Klang der Stimme und welch eigener, wehmüthig-froher Aufblick des großen, dunkeln Auges hatten dieſer Antwort das Begleit gegeben! — Aber war es das, oder war's die ſchon ſich andeutende, alle widerſtrebenden Schleichwege abſchneidende Offenheit in den Worten des Fremden, was den unheimlichen Druck ſo plötzlich von der Seele des Fräuleins hob? Sie wußte es ſelbſt nicht und gab ſich auch keine Rechenſchaft darüber, warum ſie nun ſofort mit ihrer gewohnten Freundlichkeit erwidern konnte: „Meinetwegen braucht Ihr nicht in Sorge zu ſein; ich habe nicht Urſache, einen allzuhohen Werth auf meine Friſur zu legen.“ Unter dieſer Erwiderung hatte ſie ſelbſt das von feinen Golddrähten geflochtene Netz, das ihre Haare umſpannte, losgelöst und ließ ſich auf einem Stuhle nieder.

„Und doch darf ich wohl behaupten, noch keinen ſchönern Haarſchmuck geſehen zu haben,“ erwiderte der Friſeur, ſeine Hand an die niederfallende Seidenfluth legend; „da freilich wird meine geringe Kunſt der Natur nicht Stand zu halten vermögen, gnädiges Fräulein.“

Julie zuckte leiſe zuſammen unter ſeiner erſten Be-

rührung. Sie fühlte ganz deutlich, wie von ſeiner Hand ein warmer Strom ausfloß, der ſich gleich einem milden Hauche über ihr ganzes Weſen ergoß, und unwillkürlich mußte ſie die Augen erheben, um ihm in's Antlitz zu blicken. Die Blicke begegneten ſich und blieben eine lange Weile an einander hangen wie feſtgebannt. Die dunkle Gluth ſeiner Augen ſchien ſich tief niedertauchen zu wollen in den blauen Spiegel des entgegenſchauenden, und ihr war es, als könnte ſie hinter dem nächtlichen Glanze in weiter, dämmernder Ferne einen ſchimmernden Stern emporſteigen ſehen. Als ſie die Blicke wieder von einander wendeten, war es nicht mehr das Gefühl der Verlegenheit, welches das leiſe Erröthen von Neuem auf die Wangen trieb, ſondern ein Gefühl unnennbaren Behagens, ein ertönendes Singen und Klingen in der Tiefe der Seele, gleich dem verwehenden Geſange der Lerche, die, dem Menſchenauge nicht mehr erreichbar, im Duftmeere dahinſchwebt. Das lang anhaltende Schweigen, das nun erfolgte, war auch nicht die herumtaſtende Unruhe, die vergeblich nach einem Worte ſucht, es war vielmehr eine träumeriſche Ruhe, die nichts ſucht und nichts begehrt und in ſich ſelber glücklich iſt. Und als das Fräulein endlich wieder zu ſprechen anfing, that ſie es nicht, um dem Befehle des Vaters, an den ſie in dieſem Augenblicke gar nicht mehr dachte, gehorſam ſich zu erzeigen, ſie that es vielmehr, um einem eigenen Befehle zu gehorchen, der ihr ganz vernehmlich zurief: Du mußt dir das Räthſel löſen laſſen ... er kann es, er allein, der dir Alles, Alles ſagen wird.

„Ihr seid ein Deutscher," begann sie, „Eurer Sprache nach, mein Herr."

„Aus Köln am Rhein, gnädiges Fräulein."

„Ach, darin liegt es, meine selige Mutter war eine geborene Rheinländerin und deshalb wohl haben mich die Anklänge Eurer Aussprache schon beim ersten Worte so freundlich angemuthet."

„Eine Rheinländerin? 's ist ein schönes Land, mit seinen Städten, Schlössern und Ruinen, die sich in dem herrlichen Strome beschauen; habt Ihr's noch nie gesehen, gnädiges Fräulein?"

„Ihr habt Heimweh danach, wie es scheint, und doch ist unser Land wohl nicht minder schön."

„Es ist meine Heimath," sagte er leiser, „die ich nicht gerne verlassen habe."

„Darauf mußtet Ihr Euch wohl für einige Zeit schon gefaßt machen, als Ihr Euern Beruf erwähltet, mein Herr."

Julia bemerkte erst an dem augenblicklichen Zögern der Erwiderung, daß sie unbewußt eine verfängliche Frage gethan haben mochte, und schon wollte sich ein Gefühl der Reue regen, daß es wenigstens jetzt schon geschehen; aber alsbald antwortete er ruhig: „Ich habe den Beruf erst seit einem halben Jahre erlernt, gnädiges Fräulein, und muß Euch deshalb nochmals um gütige Nachsicht bitten, wenn Ihr mich langsam und unbehülflich findet."

„Seltsam!"

„Seltsam mag Euch das wohl erscheinen," lautete die Antwort, auf diesen nur leise vor sich hin gehauchten

Ausruf; „kommt es mir doch ſelbſt manchmal vor, wie ein Traum ... wie ein dunkler, ſchwerer Traum, mein gnädiges Fräulein.“

Der wehmüthige Klang der Stimme, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, bebte in Julia's Ohren nach, wie der verſchwimmende Ton einer Trauerglocke. Hier ſtand ſie mit einem Schritte an der Enthüllung eines Geheimniſſes, das ihr Gemüth ſo unvermuthet vorbeſchäftigt hatte; aber ſie wußte ja ſchon genug und ſchwieg, während ſich ihre Blicke langſam und träumeriſch zu Boden ſenkten. Ja, ſie wußte es mit plötzlicher und erſchreckender Klarheit, daß noch ein Schritt weiter ſie an die Entſchleierung eines ſchmerzvoll empfundenen Unheiles führen würde, und das mochte ſie jetzt nicht in ſeiner deutlichen Geſtalt anſchauen... jetzt nicht in dieſem Augenblicke. Einmal mußte ſie's erfahren, auch das wußte ſie deutlich; aber es war noch immer früh genug, wohl zu früh, wann es kommen mochte. Das Herz ſträubt ſich ſtets, bei der Empfindung eines unerwarteten Glückes, ſei dieſes ein bewußtes oder unbewußtes, plötzlich wieder dem Schmerze ſeine Pforten zu öffnen, und ſo ſchwieg auch das Fräulein in faſt ängſtlicher Selbſtbehütung, bis der Friſeur zur Seite trat und ſchüchtern ſagte: „Wenn ich Euch um den Spiegel bitten dürfte, gnädiges Fräulein.“

Das eigene Bild, das ihr aus dem geſchliffenen Kryſtalle entgegentrat, verſcheuchte die traumhaften Schatten wieder, die ſich hervorgedrängt, obwohl ſie ſich ſelbſt jetzt faſt wie ein Traumbild erſchien. „Bin ich das wirklich ſelbſt?“ rief ſie nach einer Pauſe lächelnd und zugleich

über den Ausruf wie eine dunkle Roſe erglühend, „wahrhaftig, Ihr ſeid ein ſeltſamer Haarkünſtler, mein Herr!... Nein, nein," fuhr ſie jedoch mit einer abwehrenden Handbewegung den Spiegel dem verlegen vor ihr Stehenden zurückgebend, fort, „es iſt gut ſo ... ich bin zufrieden, verlaßt Euch drauf."

Sie erhob ſich und wollte dem grünen Fenſter zugehen; aber ſie mußte nach dem erſten Schritte ſtehen bleiben und ſich an die weiße Marmorplatte des Tiſches lehnen. „Ihr habt nun noch zu meinem Vater zu gehen," ſagte ſie leiſe, ohne aufzublicken; „mein Mädchen wird Euch draußen den Weg weiſen."

„Und ich darf wiederkommen ... Ihr ſeid zufrieden mit meinem Dienſte, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, Gewiß," erwiderte ſie raſch, „morgen zur nämlichen Stunde oder etwas ſpäter, wenn es Euch gelegen iſt, und ſo dann alle Tage. Und noch Eines," fügte ſie hinzu, als er langſam ſich der Thüre zuwendete, „mein Vater ſcheint manchmal etwas barſch, bis man ſich das angewöhnt hat; aber böſe iſt's nicht gemeint."

„Nehmt meinen herzlichſten Dank, gnädiges Fräulein ... Julia!"

Sie ſchaute betroffen auf, der ſich bereits ſchließenden Thüre nach und legte dann mit langem, nachdenklichem Sinnen die Hand über die Augen. „Julia? ... Wer hatte den Namen ausgeſprochen? Hab' ich es ſelbſt gethan oder er? ... Nein, er iſt's geweſen, gewiß ... es klingt mir ja noch der Ton ſeiner Stimme im Ohre nach. Aber wie iſt er dazu gekommen ... haſt du eine Unvor-

sichtigkeit, eine Thorheit begangen? ... Nein," gab sie sich laut die Antwort auf diese Selbstanfragen ... „und wenn es doch wäre, so trag' ich keine Schuld daran ... ich nicht."

Sie wendete sich langsam wieder dem Spiegel zu, um nochmals ihr Bild zu beschauen. Ja, es war eine Veränderung vorgegangen mit ihr seit einer kurzen halben Stunde — sie war eine Andere geworden; aber wo lag er denn, dieser Wechsel? — An dem Haarschmucke allein konnte es nicht liegen, er war in all' seinen Touren bis in die kleinsten Formen herab der nämliche geblieben; und doch ... und doch bildete er einen so ganz andern, hellern Rahmen als bisher um die Stirne, fast wie von einem verborgenen Lichte angeschimmert. Aber auch die Augen, Wangen und Mund — waren sie nicht wie von einem neuen Glanze erfüllt, von einer frischen Blüthe angehaucht? — „Gewiß, du bist recht hübsch, Julie," sagte sie, den Spiegel lächelnd gegen die Wand zurücklehnend, „und es fehlt nichts weiter mehr, als daß du dir zu deinen übrigen Vorzügen nun auch noch ein Stück Eitelkeit erwirbst."

Dieses heitere, sich selbst neckende Spiel mußte jedoch bald wieder ernsteren Gedanken und Gefühlen weichen und mit wachsender Unruhe bedachte das Fräulein, was sich im Gemache des Vaters zutragen möchte. Sie hörte im Geiste die beiden Männer sprechen mit einander, den rauhen befehlenden Ton des Vaters und den vollen melodischen Klang der Stimme des Fremden, der nicht fragen, nur Antwort geben durfte; aber bald verstummte er und

blieb auch dieſe ſchuldig oder gab das Wort trotzig zurück von einem dunkelleuchtenden Blicke begleitet. Der Oberſt fuhr mit heftiger Geberde vom Stuhle auf und ſchrie dem Verwegenen eine Drohung in's Geſicht — was entgegnete dieſer darauf? — Julie, die unter dieſen Vorſtellungen langſam ſich der Thüre genähert hatte, beugte ſich in horchender Stellung nieder, als müßte nun ihr äußerliches Ohr vernehmen, was ſie dem innerlichen nicht mehr zu beantworten getraute; aber heftig erſchrocken fuhr ſie zurück, als draußen ein Geräuſch entſtand und eine Hand auf die Klinke drückte.

Der Schrecken verflog beim Anblicke des fröhlichen Geſichtes ihres hereintretenden Mädchens, aber doch mußte ſie ſich Gewalt anthun, um ruhig zu erſcheinen, obwohl die Zofe ſichtlich genug mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt war. „Herr Jeſis," rief das muntere Ding, noch unter der Thüre, „nun hab' ich doch recht, trotz Eueres Auslachens, gnädiges Fräulein; das iſt gewiß und wahrhaftig ein Prinz oder ein Graf, oder wie die ſchönen fremden Herren heißen mögen, das hab' ich mir wohl gedacht."

„Du biſt ein thörichtes Kind," erwiderte das Fräulein; „aber wo bleibſt du denn ſo lange, daß du dich gar nicht ſehen läßt?"

„Habt Ihr mich gerufen? Wahrhaftig, ich hab' es nicht gehört. Aber wie Euch die neue Friſur prächtig ſteht, Herr des Himmels, prächtig ſag' ich, gnädiges Fräulein."

„Du hatteſt wohl an der Hausthüre oder auf der

Straße ſo wichtige Geſchäfte, daß du mich nicht hören konnteſt. Iſt der Vater ſchon ausgegangen?"

„Nein bewahre, ſo eben iſt der ... na, ich ſag' einmal der fremde Prinz aus ſeinem Zimmer gekommen, der gnädige Herr hat ihm das Geleit gegeben bis an die Treppe hinaus. Und der hat Euch wirklich und wahrhaftig mit eigenen Händen die herrlichen Touren geflochten? Das bedeutet Glück, gnädiges Fräulein, großes Glück ſag' ich; ich wollt' Häuſer darauf bauen."

Julie kehrte ſich ab und lehnte ihre Stirne leiſe gegen die kühlen Fenſterſcheiben. „Mein Vater hat den Haarkräusler an die Treppe begleitet? Haſt du es denn ſelbſt geſehen?"

„Ob ich es geſehen habe?" rief das Mädchen, während es ſich, von der Herrin unbeachtet, auf der Fußſpitze vor dem Spiegel hin- und herwiegte, „geſehen hab' ich's freilich, denn ein wenig neugierig bin ich ſchon geweſen. Der gnädige Herr hat auch noch etwas nachgerufen von Soldaten und er möge ſich beſinnen darüber."

„Soldaten? Was ſollte das zu bedeuten haben?" ſagte das Fräulein leiſe vor ſich hin — „und was den Vater zu einer ſolchen Höflichkeit konnte bewogen haben, die doch eben nicht ſeine Sache iſt? ... Geh' hinüber, Mädeli," befahl ſie der Zofe, „und frage den gnädigen Herrn, ob er mir noch einen Auftrag zu geben habe vor ſeinem Ausgange." Sie bereute dieſen Befehl, ſobald das Mädchen das Zimmer verlaſſen — denn was ſollte ſie dem Vater antworten, wenn er nun ihrerſeits die anbefohlenen Erkundigungen erwartete? — Aber es war zu ſpät und in

wenigen Augenblicken schon hörte sie den Obersten auf ihr Zimmer zuschreiten.

Das Fähnlein seiner Laune mußte sich indessen nach einem äußerst günstigen Winde gerichtet haben. Er schrie das Mädchen draußen an, wie ihm nun der Goldprinz gefallen und ob es bereits eine tüchtige Angel ausgeworfen habe nach ihm. Er wolle, fügte der Oberst mit einem etwas derben Soldatenwitz hinzu, schon helfen den Fisch an's Land ziehen, sobald derselbe nur einmal angebissen.

Wie sehr nun auch dem Fräulein diese heitere Stimmung des Vaters erwünscht sein mußte, so empfand sie doch plötzlich einen seltsam stechenden Schmerz ob den Worten, die sie hörte, und ihr Gesicht glühte mit einem Male wieder auf, wie ein vom Morgenstrahle überleuchteter Rosenbusch. Dieses Erröthen blühte noch immer fort, als der Oberst in's Zimmer trat, ja es erhöhte sich sogar bei seinem Anblicke wie von einem verhaltenen Zorne genährt und auf die Wangen getrieben. „He da, Jule," rief der gnädige Herr lachend, während er mit dröhnenden Tritten viel weiter in das Gemach vorschritt, als es sonst seine Gewohnheit war, „du machst ja ein Gesicht wie .. na, wie eine flunkernde Morgensonne würd' ein Liebhaber sagen, was?"

„Ihr seid sehr heiter gelaunt, Vater."

„Na ... gleichviel diesmal, ob Vater oder Papa; war aber auch ein Kapitalspaß, das ... nicht Kleine? ... Ein armer Teufel, dieser neugebackene Prinz, ein armer Teufel; könnt' mich dauern, wenn er nicht solch' ein Butterherz

im Leibe trüge ... weiß, wie das thut, hab's ſelbſt erfahren. Aber eſſen und grabaus und ein Prachtburſch daneben ... was?"

„Darüber hab' ich ihn nicht genauer angeſehen," erwiderte das Fräulein leiſe, „wofern Ihr den Friſeur meint, Papa."

„Würd' dir auch wenig genug nützen, dein Beſehen," ſchrie der Oberſt, „was verſtehſt du von ſolchen Dingen! Sechs Fuß, im höchſten Fall eine Linie drunter, und gewachſen wie eine Rothtanne; alle Wetter, und dabei mit Kamm und Bürſte hantieren. Aber will nicht, hab' ſchon zu viel Blut an dem Einen geſehen, ſagt' er ... Dummheiten."

Der Oberſt hatte die letzten Worte mehr vor ſich hin, als gegen ſeine Tochter gewendet geſprochen, und doch ſtreiften ſie das Roth von ihren Wangen ſo plötzlich ab, wie im Vorfrühling eine windgehetzte Schneewolke den Sonnenſchein von den aufblühenden Wieſen ſtreicht. „Schon zu viel Blut geſehen?" flüſterte es bange in ihr ... „armer Mann, und das wäre der dunkle, ſchwere Traum, von dem du geſprochen haſt!"

Der Oberſt ging ſelbſt eine Weile nachdenklich auf und nieder, während er bei jedem Schritte mit ſeinem Stocke leiſe auf den Boden ſtieß. Endlich ſagte er, ohne jedoch aufzublicken: „Wahr iſt's ſchon, es gibt manchmal kurioſe Geſchichten, ganz kauderwelſche Geſchichten, und alle Wetter ... ſie können Jedem paſſiren, ſo oder ſo ... hm, hm. Na, Jule," fuhr er, mit der Hand über ſein Geſicht ſtreifend und ſich an ſeine Tochter wendend, wie-

der mit seiner dröhnenden Stimme fort: „Jetzt geh' ich ... he, bist böse, was?"

„Nein, Papa, ich wüßte nicht, warum ich das sein sollte."

„Schwerenoth, das will ich auch meinen. Aber noch eins, halt; den Friseurgesellen da kannst in Ruh' lassen mit Weiberfragen ... taugt nichts ... Dummheiten."

„Das war schon heute meine Meinung, Vater," sagte das Fräulein, ihre Stirn auf die Hand lehnend, und fügte dann, dem Abgehenden nachblickend, leise hinzu: „Ist's mir doch, als würd' ich ohne Frage schon zu viel erfahren müssen."

III.

Nun waren freilich wenige Berner und noch weniger Bernerinnen geneigt, die einmal erregte Neugierde in gleicher Weise wie die schöne Julie zu zügeln; im Gegentheil gab der Fremde bald in immer weitern Kreisen zu rathen und zu fragen. Unter den Stammbesuchern des Bärengrabens zwar konnte die goldene Prinzen-Mähr ihren Glanz nicht auf die Dauer retten, als der Ankerwirth selbst kein Interesse mehr an derselben hatte und erzählte, der Fremde habe ihm auf einen gegebenen Wink eben einen Possen spielen helfen, um dem überall herumschnüffelnden Völzlein Eines anzuhängen; drum habe er den Schimmel auch weder gekauft, noch viel weniger geschenkt erhalten, sondern der Kreuzwirth von Fraubrunnen, der denselben dem müden und wohlaussehenden Reisenden

zur Miethe bis Bern anvertraut, habe ihn schon am folgenden Mergen wieder abgeholt und in eigener Person zum Aarbergerthor hinausgeritten. Das gab nun freilich lange Gesichter und manch' geheimen Aerger gegen den Fremden und den Ankerwirth; aber wer nicht als der Leichtgläubigste ausgelacht werden wollte, mußte sich drein ergeben oder auf Kosten des armen Bölzlein und des Thorwarts selbst mitlachen. Damit war die Sache jedoch keineswegs abgethan und die Neugierde zog blos ein feineres Röcklein an, um vom Bärengraben eine Runde durch die Gemächer der vornehmen Frauen- und Töchterwelt zu machen, und überall fand sie als willkommener Gast offene Thüren, wo sie anklopfen mochte. So kam es, daß der bald allbeschäftigte Geselle des Meister Hänni am Abend froh war, sich von seinen vielen Arbeitsgängen ermüdet auf sein Kämmerlein zurückzuziehen, von wo dann bis in die tiefe Nacht bald wehmüthige, bald hoffnungsfüße Geigentöne auf den stillen Bärenplatz herabklangen; manchmal auch erhob sich ein Lied da droben von bebenden Zithertönen begleitet, dem die ganze Nachbarschaft in der Runde die Fenster öffnete, um es als erquickenden Schlafgruß in's Haus hereinzulassen. Doch das war auch so ziemlich Alles, was man von dem räthselhaften Fremden in sichere Erfahrung bringen konnte; denn wie mancher kluge Mund ihm auch den langen Tag hindurch eine wohlüberdachte Frage gestellt und wie manches schöne Auge groß aufblickend, gleichsam ein stummes Bittgesuch stellend, an ihm gehangen — es wußte nach Wochen noch Niemand mehr von ihm zu sagen, als daß

er aus Köln gebürtig und Theobald Mayer heiße. Aber, wurde gewöhnlich beigefügt, er werde gute Gründe haben, jeder weitern Antwort so vorsichtig wie er's thue auszuweichen; denn ein gewöhnlicher Haarkräusler sei er von Jugend auf nun und nimmermehr gewesen.

Eine gab es wohl in der Stadt, die, wie sie vorausgeahnt, auch ohne Fragen mehr erfuhr, als alle ihre neugierigen Bekannten und Standesgenossinnen; aber was sie wußte, wagte sie ja kaum in den muthigsten Stunden ihres Herzens sich leise vorzuerzählen, und es ging schon ein banges Erzittern durch ihre Seele, wenn sie den Namen des Fremden nur zufällig und flüchtig von Andern nennen hörte. Hier war also dessen Geheimniß wohl geborgen, tief verbunden mit einem andern Geheimniß, das in Juliens Herzen keimte und emporblühte, wie draußen an den einsamen Borden des Flusses die duftigen Frühlingstriebe. —

Unter solchen Umständen mußte die müßige Plauderſucht wohl oder übel nach neuer Nahrung ausgehen und diese wurde denn auch unversehens und in schreckenerregendem Maße dargeboten. Mit den ersten Sommertagen nämlich begannen da und dort dunkle unheimliche Gerüchte aufzutauchen, die bald wie eine dunkle Wetterwolke sich über die ganze Stadt ergossen, bald nur wie lichtscheue Nachtvögel in einzelnen Häusern und Straßen derselben herumflatterten. Einmal hieß es, die Bauernschaft der benachbarten Aemter und Landvogteien rüste sich im Geheimen, die Stadt nächtlicherweise mit Raub und Brand heimzusuchen und, des Kindes im Mutterleibe

nicht ſchonend, die Mauern derſelben dem Erdboden gleich zu machen; ein andermal lautete der Bericht, es ſei nur auf die Baretli und großen Häuſer abgeſehen und wer von der mindern Burgerſchaft Kopf und Herz am rechten Flecke habe, werde mithelfen dabei; der dritte Tag hinwieder brachte die Kunde, es ſei eine franzöſiſche Heerſchaar bereits durch das Münſterthal bis gegen Biel vorgedrungen, die dem Patriziate helfen wolle auf den Trümmern der alten Republik einen Königsthron zu errichten. Woher dieſe Gerüchte kamen, wollte Niemand ſagen noch wiſſen, ſie waren am hellen Tage plötzlich auf offener Straße da oder kamen in die verſchloſſene Schlafkammer geſchlichen wie ſchwere Nachtträume; ſoviel nur war gewiß, daß ſie aller Orten Unruhe, Angſt und Schrecken verbreiteten. In den Werkſtätten begann die Arbeit zu ſtocken, die Männer ſuchten ihre Waffen hervor, um ſie in ſchlagfertigen Zuſtand zu ſetzen, und die Frauen, die ſich auf den Straßen zeigten, huſchten eilfertigen Schrittes davon, als ob ihnen ein unſichtbarer Feind auf der Ferſe folge. Zwar zogen auch die obrigkeitlichen Ausrufer in feierlicher Amtstracht mit Handglocke und Trommel durch die Stadt, um die Burgerſchaft zur Ruhe und gewohnten Hantierung zu ermahnen, indem auf die Entdeckung der Erfinder oder abſichtlichen Verbreiter der „einfältigen" Gerüchte, wie es hieß, anſehnliche Belohnungen geſetzt wurden; aber daß den Standeshäuptern und Regimentsfähigen ſelbſt dieſe Gerüchte nicht ſo einfältig vorkamen, wurde am deutlichſten durch den Umſtand bewieſen, daß ſie bald nur noch in voller Bewaffnung auf der Straße

erſchienen und wie in Tagen höchſter Kriegsgefahr die Schultheißen mit dem Sponton in der Hand auf's Rathhaus zogen. Auch ſah man ſchon einzelne Caroſſen, die mit Frauen und Kindern der Vornehmen zu den Stadtthoren hinausfuhren.

Die allgemeine Verwirrung nahm zu, als man eines Morgens früh raſch ſich vergrößernde Gruppen durch die Hauptſtraßen ziehen ſah, die vor den anſehnlichſten Häuſern ſtehen blieben, mit aufmerkſamen Blicken die Thüren oder Vorſäulen derſelben unterſuchten und dann ſchweigend wieder weiter zogen. Der Haarkräusler Theobald, der in den letzten Tagen ſchon manche ſeiner ſchönen Kunden durch die Flucht verloren, wurde auf einem Gange, den er in's Freie beabſichtigt, durch dieſes ſeltſame Treiben angelockt, an eine der Gruppen heranzutreten. „Was gibt es da Neues zu ſchauen?“ fragte er den nächſt vor ihm Stehenden, hätte jedoch ſeine Anfrage faſt bereut, als der Angeredete den Kopf wendete und er in demſelben den ehrſamen Meiſter Bölzlein erkannte. Dieſer ſchien indeſſen jeden rachſüchtigen Gedanken, den der Vorgang im kleinen Anker bei ihm erregt haben mochte, zu vergeſſen über der Angſt, die wie ein bleiches Geſpenſt aus allen ſeinen Mienen hervorblickte, und leiſe antwortete er, den Zeigefinger erhebend: „Ah ... ſeht Ihr's nicht, Herr ... dort auf der Thüre? ...“

„Nein, ... da bemerke ich nichts Beſonderes.“

„Die drei Kreuzlein, mit rother Kreide gezeichnet?“

„Nun ja ... vermuthlich der muthwillige Verſuch eines Schuljungen!“

„Nein, nein," ſchüttelte der Schneider ängſtlich den Kopf, „Ihr werdet's ſchon ſehen beim nächſten Rathsherrenhauſe, kommt nur mit."

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, um bei dem nächſten Hauſe, über deſſen Thüre ein Wappen in Stein ausgehauen war, wieder Halt zu machen, ohne daß ſich Jemand Mühe gegeben hätte, die dazwiſchen liegenden unbewappneten Häuſer in Augenſchein zu nehmen. Und wirklich, hier waren abermals einige Kreuzzeichen bemerkbar an der Thüre, einzig mit dem Unterſchiede, daß dieſe mit ſchwarzer Kreide oder Farbe gezeichnet waren. „Und jetzt," flüſterte Meiſter Bölzlein ſeinem Begleiter zu, indem er ſich ſchüttelte, wie von einem grimmigen Froſte erfaßt, „merkt Ihr nun, was es zu bedeuten hat? ..."

„Nein, klüger bin ich noch nicht geworden ... ich muß Euch ſchon um Aufklärung bitten, Meiſter."

„Ah ... Aufklärung," machte Bölzlein, indem er ſich ſcheu nach allen Seiten umblickte, „wer die geben könnt' in dieſen Unglückstagen!"

„Eine Meinung werdet Ihr doch haben, wie dieſe Leute, da Ihr den Zeichen eine Bedeutung beizumeſſen ſcheint."

Der ehrſame Meiſter ließ ſeine Augen abermals ängſtlich herumgehen. „Eine Meinung?" flüſterte er dann, „die hab' ich freilich und ſie geht dahin, daß die Rathsherren ihre Häuſer haben ankreiden laſſen, damit die Franzoſen, die uns einen König bringen ſollen, wiſſen, woran ſie ſeien und nur die Häuſer der mindern Burger mit Mord und Plünderung heimſuchen."

„Ach, ſo iſt's gemeint," machte Theobald halb ſpöttiſch, halb ärgerlich die Achſel zuckend, „da thut Ihr am Beſten, Meiſter, Ihr kreidet Euere eigene Thüre ebenfalls an." Mit dieſem Beſcheid wendete er ſich nach einem Seitengäßchen, um in die nächſtliegende Hauptſtraße zu gelangen.

Aber hier wiederholte ſich das nämliche Spiel, indem hart an ihm vorbei eine Gruppe zog, die an einem der nächſten Häuſer ſtehen blieb. Theobald erkannte unter den ſchweigſamen Männern den Ankerwirth und beſchloß, ſogleich ſich an dieſen um beſſere Auskunft zu wenden, als er von Meiſter Bölzlein erhalten; aber auch das ſonſt ſtets von einem pfiffigen Lächeln durchleuchtete Antlitz war jetzt in düſtere Falten gelegt. „Am Beſten iſt's, Herr," erwiderte der Ankerwirth auf die an ihn gerichtete Frage, indem er ſeinen ehemaligen Gaſt ein wenig auf die Seite zog, „am Beſten iſt's, man fragt nicht zuviel über dieſe Geſchichten und macht ſich im Stillen ſeine Meinung darüber; dann kann uns ſpäter, geh' es wie es wolle, wenigſtens Niemand haftbar machen dafür."

„Ich vermag Euch nicht zu verſtehen."

„Nun ja, Euch gegenüber kann ich mich ſchon deutlicher ausſprechen," erwiderte der Ankerwirth, doch erſt nachdem er noch einen prüfenden Blick auf ſeinen Begleiter geworfen. „Ihr ſeid fremd in der Stadt und ich möcht' auch nicht, daß Euch ein unverſchuldetes Leid widerführe. Geſtern ſind viele freche Geſellen vom Lande in der Stadt geweſen, ſie zogen vereinzelt oder nur zwei zu zwei überall herum und am Abend haben ſich auch einige

in meiner Wirthſchaft zuſammengefunden ... ich habe da manches Wort gehört, das gerade nicht für meine Ohren berechnet war."

„Und weiter?"

„Und weiter glaube ich, daß die Rathsherrenhäuſer über Nacht mit dieſen Dingern da bezeichnet worden ſind, damit die Bauernbanden, wenn ihnen die Ueberrumpelung der Stadt gelingen ſollte, wiſſen, wo ſie zunächſt mit Raub und Mord einzubrechen haben."

„Glaubt Ihr an ſolche Plane und iſt das Euer Ernſt?"

„Mein voller Ernſt, Herr ... wahrhaftig, jetzt iſt's nicht Zeit zum ſpaßen."

„Nun, beim Himmel," rief Theobald, „dann iſt's ſchlimm beſtellt, wenn Jeder das Gegentheil der Meinung des Andern behauptet und am Ende doch Keiner weiß, wo die Geſchichten hinaus wollen!"

„Ich hab' Euch meine Anſicht geſagt," erwiderte der Wirth kurz abbrechend; „haltet davon, was Euch beliebt, Herr." —

Theobald fühlte ſich betroffen von dem Ernſte des Mannes, den er noch nie ernſthaft geſehen, und nachdenklich begann er, ohne eigentlich zu wiſſen, was er wollte, die Straße abwärts zu gehen. Die Gerüchte, wie ſie bisher die Stadt aufgeregt, waren ihm zu fremdartig und bunt vorgekommen, als daß ſie ſeinen muthigen Sinn hätten beunruhigen können, und dies um ſo weniger, als er auch an jenem Orte, an dem ſeine Gedanken Tag und Nacht mit tauſend Ohren lauſchten, noch keine beſondere Aengſtlichkeit bemerkt hatte. Aber jetzt ſchienen denn doch

die Dinge eine bestimmtere Gestalt annehmen zu wollen und Theobald fiel mit einem Male die Erinnerung schwül auf's Herz, daß in der großen catilinarischen Verschwörung zu Rom die Häuser Derjenigen, die dem Untergange geweiht werden sollten, ebenfalls mit solchen unscheinbaren Merkmalen bezeichnet worden waren. Warum sollte ein solches Mittel nicht auch hier angewendet werden und der Ankerwirth mit seiner Vermuthung das Ziel getroffen haben? — Seine Schritte beschleunigten sich über dieser Vorstellung und ohne Anhalt lenkte er am Münster vorbei in die Straße, in welcher das Haus des Obersten lag. Fast eine ganze Reihe dieser Straße bestand aus vornehmen Patrizierhäusern, die ohne Ausnahme mit den verhängnißvollen Zeichen, bald roth, bald schwarz, beschrieben waren; das Haus des Obersten trug seine Signatur mit zwei Kreuzen in rother Farbe. Es war noch lange nicht die Stunde, in der Theobald sonst als Haarkräusler durch diese Thüre zu treten pflegte; aber jetzt hatte ihn plötzlich eine so mächtige Unruhe erfaßt, daß er auf die Klinke drückte und schon die breite Treppe hinanstieg, ohne daran zu denken, wie er sein allzufrühes Erscheinen rechtfertigen wolle, wenn er darüber befragt werden sollte. Als er sich dem Gemache des Obersten näherte, dachte er daran und war, mit leisen Tritten an der Thüre vorüberschreitend, froh, daß sich der alte Herr nicht blicken ließ; „bei Julien," sagte er leise vor sich hin, „wird sich's schon geben ... am Ende darf ich ihr wohl auch mittheilen, was mich nun einmal erschreckt hat und beunruhigt." —

Und es gab ſich ſogar noch ſchneller und leichter, als er erwartet hatte. Das Fräulein ſaß wie an jenem erſten Morgen an dem von grünem Laubwerke halbverhüllten Fenſter, das Geſicht nachdenklich auf die kleine Hand geſtützt; bei dem Eintritt Theobalds erhob ſie ſich jedoch raſch und rief ſichtbar erfreut: „Gottlob, daß Ihr da ſeid, Theobald; ich habe ſchon den ganzen Morgen mit großem Verlangen gewartet.“

„Und ich ... ich fürchtete viel zu früh zu kommen, Fräulein Julia, es iſt noch lange nicht zehn Uhr.“

„Ach, um ſo beſſer, dann mögt Ihr länger hier bleiben; mir iſt's ſo bange heute, auch um Euretwillen, Theobald ... gewiß, ich weiß mir ſelbſt keinen Rath zu geben.“

„Auch um meinetwillen? — Aber,“ erſetzte er den ernſtern Ton mit einem Lächeln, „wie ſollte denn die Unerſchrockenſte ihres Geſchlechtes ſich unnützen Befürchtungen hingeben können!“

„Laßt Euern Scherz, Theobald ... ich ſeh' es Euern Augen an, daß Ihr Euch doch zwingen müßt dazu; und wahrlich, auch ich habe weder Luſt noch Urſache zum Fröhlichſein. Der Vater iſt bald nach Mitternacht in die Rathsverſammlung abgeholt worden und bis dieſen Augenblick noch nicht zurückgekehrt. Das iſt in meinem Leben nie geſchehen!“

„Um Mitternacht Rathsverſammlung!“ rief Theobald, „und er hat Euch auch keine Nachricht geben laſſen, ob er ſich noch dort befindet?“

„Schon in der erſten Morgendämmerung iſt der Raths-

bote mit der Weisung gekommen, daß ich das Haus nicht verlassen solle, bis der Vater zurückgekehrt sei."

Theobald stand mit nachdenklichem Schweigen an den Tisch gelehnt, bis das Fräulein wieder sagte: „Um Gotteswillen, so sprecht doch ... Euer Schweigen ängstigt mich in's tiefste Herz hinein; erzählt mir wenigstens, was in der Stadt vorgeht, Theobald."

„Nein, beunruhigt Euch nicht, Fräulein," erwiderte er langsam; „und doch ... was hilft es, meine eigene Unruhe verbergen zu wollen ... ich darf es auch nicht thun! Seht, Julia, es machte mich unsäglich glücklich, daß Ihr nicht, wie viele andere Frauen schon von einem bloßen Schatten erschreckt, die Stadt verließet ... es kam mir bisher immer auch vor, als hättet Ihr Euch vor keiner Gefahr zu fürchten; jetzt hingegen muß ich selbst wünschen, daß Ihr Euern Cousinen schnell nach Neuenburg folgt."

„Und Ihr rathet mir das, Theobald?"

„Diese mitternächtliche Rathssitzung ängstigt mich; denn solches mag nur in Zeiten dringender Gefahr vorkommen."

„Ihr habt noch andere Gründe, Theobald," sagte das Fräulein, nachdem sie ihn mit einem langen fragenden Blicke angeschaut, „ich seh' es Euch deutlich an, und sonst würdet Ihr mit Euerm Rathe wenigstens zuwarten bis der Vater zurückgekommen; doch ist's mir auch lieb, wenn ich jetzt nichts Weiteres erfahren muß, das meine Angst vermehren könnte. Aber ich kann die Stadt nicht verlassen, wo du und der Vater zurückbleiben ... jetzt nicht, Theobald."

„Julia!“

„Theobald!“

Er lag vor ihr auf den Knieen und lehnte ſein glühendes Antlitz auf ihren Schooß; ſie ſaß ſtill, ohne Abwehr, ihre beiden Hände wie in ſeliger Andacht gefaltet auf ſein Haupt gelegt. „O Julia, was machſt du aus mir,“ rief er, ſein Geſicht erhebend; „ich Unglückſeliger, der durch die geöffneten Pforten des Himmels ſchauen darf, nur um die Qualen ſeiner Verdammniß zu vermehren.“

„Sei nicht ungerecht, Theobald,“ erwiderte ſie leiſe, „ein Augenblick des Glückes gibt die Kraft, jedes kommende Unglück zu ertragen.“ Sie ließ die Hände auf ſeine Schultern ſinken, neigte das Geſicht herab und die Welt verſchwand den Beiden in ein dufthauchendes, wogendes Blüthenmeer. —

Mit trunkenen Blicken ſich wieder erhebend, rief er hochaufathmend: „Du haſt Recht, Julia, ein ſolcher Augenblick wiegt das Elend eines ganzen Lebens auf; aber warum ſoll es nur ein einziger Augenblick ſein in dieſer endloſen Reihe ... warum, Julia?“

„Du weißt es,“ erwiderte ſie, ſeine Hand gegen ihre Stirne drückend; „einmal mußte es ſo kommen, Theobald ... ich hab' es längſt gewußt; nun aber iſt es mir auch wieder wohl und alle Angſt von meinem Herzen genommen.“

Er ſchaute ſie lange träumeriſch an, wie ſie ruhig vor ihm ſaß, der Lilie gleich, die ihre duftige Blüthe, weder vor dem drohenden Gewitter, noch vor dem ſengenden Sonnenſtrahle zu bergen vermag; und doch fühlte

ſeine Hand wie ihre Stirne glühte und wie ein leiſes Schüttern durch ihre Glieder bebte. „Und wenn wir uns deinem Vater anvertrauen," flüſterte er endlich, „und gerade jetzt vielleicht, Julia? ... In Zeiten der Gefahr erſt hat ſchon mancher Mann den andern ſchätzen gelernt!"

Sie ſchüttelte das Haupt mit einem wehmüthigen Lächeln, das aber ſogleich verſchwand, als er langſam ſeine Hand aus der ihrigen zurückzog. „Ich weiß, was du denkſt," ſagte ſie, ihn mit ihren ſanften Augen anblickend; „aber du thuſt mir Unrecht, Theobald. Oder warum willſt du den kurzen Traum meines Glückes ſtören, bevor mir der Tag den ſüßen Schlaf verſcheucht? ... Nein, ſprich nicht, mein Freund, ich weiß, es bleibt mir nichts, als Ergebung, und drum glaube mir, es iſt eine ſtarke Kraft von Nöthen, ein ganzes Leben lang hoffnungslos dulden und entſagen zu müſſen."

„Nicht hoffnungslos ... die Hoffnung wenigſtens mußt du mir laſſen und dir ſelbſt bewahren, Julia!"

„Hoffen und Entſagen ... ja, Theobald. Hörſt du, das ſind die Schritte des Vaters vor der Thüre."

Sie hatte raſch die Hand an ihre Haare gelegt und das zuſammenhaltende Netz losgeriſſen; aber noch rollte die hellſchimmernde Fluth erſt langſam über die Schultern herab, als der Oberſt in ſeiner Amtstracht, in Sammtmantel und Baret in's Zimmer trat. Statt des kleinen Paradedegens hing eine lange Klinge an ſeiner Seite und neben den Schoßenden der Weſte blickten zwei Piſtolengriffe hervor. Sein Geſicht ſah ernſt, faſt drohend aus.

Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſchaute die Bei-

den an, als müßte er sich erst besinnen, was das zu bedeuten habe oder wo er sich befinde; Julia wollte sich erbleichend erheben um ihm entgegenzugehen; aber Theobald, der scheinbar unbefangen eine ihrer niederfallenden Flechten ergriffen, hielt sie mit einem sanften Drucke der Hand zurück und trat dann selbst gegen den Obersten vor. „Wenn meine Anwesenheit stören sollte," sagte er sich verbeugend, „so kann ich vor die Thüre treten, gnädiger Herr, bis Ihr mit dem Fräulein gesprochen. Erlaubt mir nur einen Augenblick, ihr Haar zusammenzuschlingen." Er schaute dabei dem Vater in's Gesicht, während er sich so vor die Tochter stellte, daß diese von seiner Gestalt fast verdeckt wurde.

„Ah — nein — bleib' Er nur," rief der Oberst; „schon so spät — was?"

„Das Fräulein hat mich auf heute etwas früher bestellt, gnädiger Herr." — „Schon gut, mach' Er schnell fertig und komm' Er dann auch zu mir hinab ... verstanden? — Du bleibst hier Jule, bis ich wieder zurückkomme."

Die Thüre fiel heftig in ihre Angeln und Theobald wendete sich mit einem fragenden Blicke nach dem Fräulein zurück. „Nein, nein," flüsterte sie erröthend, „er hat nichts bemerkt." —

Aus dem Gemache der Tochter getreten, mußte Theobald stehen bleiben, um neue Kraft zu gewinnen, bevor er vor den Vater trat. Der Sturm der Gefühle, die so unerwartet aus ihrer still eindämmenden Haft befreit worden, brauste über ihm zusammen und drohte ihn mit

ſinnverwirrendem Gewölke zu umhüllen. Was hatte er in einer kurzen Stunde erlebt und was konnten die nächſten Augenblicke bringen! „Aber vorwärts," rief er ſich leiſe zu, „und verliere dich ſelbſt nicht, Theobald."

Bei ſeinem Eintritte in das Gemach ſtand der Oberſt vor einem offenen, reichgefüllten Waffenſchranke, von dem er ſich langſam gegen den Jüngling wendete; in der Hand hielt er eine Kugelbüchſe, von ſchön eingelegter Arbeit, deren Schloß er ſorgfältig zu prüfen ſchien. — „Hör' Er, Meyer," begann er mit leiſerer Stimme, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war; „Er wollte nicht Soldat werden wie ich's Ihm gerathen, obwohl Er früher mit allerlei Waffen wohl umzugehen gelernt. Jetzt muß Er's wider Willen thun ... ich ſuch' Ihm gerade Gewehr und Säbel aus. ... Da, das iſt ein tüchtig Stück ... eine engliſche Kugelbüchſe;" damit reichte er Theobald die Waffe entgegen, während er ihm mit ſcharfem Blicke in's Geſicht ſchaute. — „Ich muß Euch um deutlichere Erklärung bitten, gnädiger Herr," erwiderte der junge Mann, mit unwillkürlichem Wohlgefallen die Büchſe betrachtend, „zum Soldaten habe ich jetzt ſo wenig wie früher Luſt ... der gnädige Herr weiß warum."

„Na meinetwegen," erwiderte der Oberſt, indem er in den Schrank zurück nach einem Degen griff, „gilt es ja auch nicht einen Jugendfreund und Gefährten zu treffen; aber einen Rebellen und Mörder wird er doch über'n Haufen ſchießen können wie einen Hund ... was?"

„Ich verſteh' Euch immer noch nicht; oder ſollt' es wirklich Ernſt gelten mit dem Bauernaufſtande?"

„Bauernaufſtand? Dummheiten! ... Aber hör' Er," fuhr der Oberſt nach einigem Beſinnen fort, „hat Er irgend eine Urſache, ſich über mein Haus zu beklagen, Meyer, über mich ſelbſt oder über meine Tochter?"

Theobald mußte bei dieſer Frage, die mit einem ſcharfen, lauernden Blicke begleitet war, die Augen niederſchlagen; doch raſch erwiderte er: „Nein, das hab' ich nicht ... Ihr wißt es ſelbſt, gnädiger Herr." — „Schon gut ... ich weiß; Er hat mir bei ſeiner Ankunft ſeine Verlegenheit mitgetheilt und ich hab's, wie verſprochen, in's Reine gebracht, daß Ihn keine Polizei weiter darnach fragte ... was? ... Meine Tochter wird Ihn auch nicht gequält haben ... denk' mir's. Nun geh' Er einen Augenblick die Treppe hinunter und ſeh' Er, ob nicht zwei rothe Kreuze an die Hausthüre gemalt ſind."

„Ich habe ſie ſchon bei meinem Eintritte bemerkt, gnädiger Herr, und ich weiß, daß auch an andern Häuſern ſolche Zeichen angemalt wurden."

„So, das weiß Er?" fragte der Oberſt, indem ſeine grauen Augen in unheimlichem Glanze aufblitzten, „und weiß Er denn auch, was es zu bedeuten hat ... was?"

„Nein, das weiß ich nicht; ich habe nur gehört, wie dieſe Kreuze mit einem Franzoſeneinbruche oder einem Bauernaufſtande in Verbindung gebracht werden wollten."

„Dummheiten!" — Der Oberſt kam langſam an dem Tiſch, hinter dem er bisher geſtanden, herumgegangen und ſagte dann, hart vor Theobald ſtehen bleibend: „Hör' Er, lügen kann Er nicht und drum iſt Er auch kein Hallunke ...

das hatt' ich im erſten Augenblick weg. Alſo kann man Ihm auch etwas anvertrauen — was?"

„Ich hab' Euch am erſten Tage geſagt, wer ich bin, gnädiger Herr."

„Eines Thürhüters Sohn, aber mit dem jungen Edelmann erzogen und dann die Dummheiten ... ſchon gut, ich weiß es. Nun hör' Er: in der nächſten Nacht ſollte eine Verſchwörung ausbrechen in der Stadt, die Regimentsfähigen ermordet und das Regiment in die Hände der Mörder übergehen ... verſtanden? die rothen Kreuze an den Thüren bedeuten Mord und Brand, die ſchwarzen wollen es gnädigſt mit dem Tode der Bewohner bewenden laſſen ... Schurken ... was?"

„Iſt es möglich!" rief Theobald; „und die Verſchwörung iſt entdeckt und vereitelt?"

„Oh .... unter ſolchem Hundepack ſind Feigheit und Verrath immer zu Haus; in dieſem Augenblick werden die Rädelsführer in aller Stille abgefaßt, um ſchnell ...." Der Oberſt machte, ſtatt den Satz zu vollenden, eine ſcharfe Handbewegung durch die Luft, die freilich deutlicher ſprach als alle Worte.

Theobald fühlte einen fröſtelnden Hauch über ſein Herz gehen, als er das kalte Lächeln bemerkte, das dabei wie eine blutdürſtige Schlange um den Mund des Mannes ſpielte, und langſam legte er die Waffe, die er bisher in der Hand gehalten, wieder auf den Tiſch zurück. Der Oberſt ſchien es nicht zu beachten und fuhr daher nach einem Augenblicke fort: „Die Rädelsführer ... ja, abgethan; aber wir wiſſen noch nicht, wie weit die Schelmerei

Wurzeln getrieben; darum nehme Er die Büchſe, Meyer, und dieſe Klinge da und geh' zum Rathhaus hinüber, dort wird Er das Weitere vernehmen ... ich komme bald ſelbſt nach."

„Gnädiger Herr," erwiderte Theobald nach kurzem Beſinnen, „ich bin mit den Verhältniſſen der hieſigen Bürgerſchaft zu wenig bekannt, als daß ich mit gutem Gewiſſen Euerm Anſinnen Folge leiſten könnte; Ihr werdet das von mir, dem Fremden, begreiflich finden. Aber gebt mir die Waffen mit der Erlaubniß, mich an Eurer Hausthüre aufzuſtellen; ich ſchwör' Euch, es wird kein Feind die Schwelle überſchreiten, er müßte denn über meine Leiche gehen."

Der Oberſt hatte den Sprecher über dieſe Worte bald verwundert bald drohend angeſchaut. „Iſt das ſein Ernſt? ... Er will nicht?" — rief er endlich.

„Nicht anders als ich geſagt habe," erwiderte Theobald ruhig; „gebt mir die Erlaubniß zu meinem Anerbieten, gnädiger Herr."

Der Oberſt hob raſch den Degen, den er in der Hand gehalten, empor, ließ ihn aber augenblicklich wieder ſinken und warf ihn in den Schrank zurück.

„Art läßt nicht von Art," ſchrie er dann, auch die Büchſe wieder zurückſtellend; „pack Er ſich, Sohn des Thürhüters!"

IV.

Als Theobald mit einem Herzen voll Glück und Leid, voll Zorn und Wehmuth die Stadt aufwärts ſchritt,

ſah er über die Kreuzgaſſe vier Rathsherren auf das Rathhaus zugehen, die mit bloßen Degen einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Dieſer ſchien unvermuthet, doch nicht ohne hartnäckigen Widerſtand überwältigt worden zu ſein; der Hausrock, den er trug, war an vielen Stellen zerriſſen und das Geſicht von einem Schuſſe verbrannt. Theobald kannte den Mann, der ihm ſchon früher durch körperliche Schönheit und durch die Größe ſeiner Geſtalt, aber zugleich auch durch ein barſches prahleriſches Weſen aufgefallen; es war der Lieutenant Jueter bei der Stadtgarniſon, und die Verſchwörung hatte alſo ſelbſt bei dieſen berufenen Wächtern des Geſetzes und der Ordnung Eingang gefunden; dieſer Gedanke ſchien auch auf das kleine Trüpplein Burger, die ſich in bunter Bewaffnung vor dem Rathhauſe eingefunden, einen bedenklichen Eindruck zu machen; denn man ſah da und dort einen von ihnen um die Ecke ſchleichen und nicht wieder zum Vorſchein kommen. Das unbewaffnete Volk, das ſich in dichten Haufen herbeidrängte, verhielt ſich ruhig, offenbar überraſcht und noch unentſchloſſen, auf welche Seite es ſich zu ſchlagen habe. Als der Gefangene in's Rathhaus geführt war, trat aus demſelben der Schultheiß, mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde geſchmückt, auf die breite Treppe heraus, um die Menge an ihre Pflichten gegen die Obrigkeit zu erinnern und ſie zur Wachſamkeit und zum Gehorſame aufzufordern; aber er hatte ſeine Rede kaum begonnen, als eine drohende Stimme rief: „Schweig du, wir wiſſen längſt, daß du ein glattes Maul haſt.“ Der ganze Haufe brach in ein unehrerbietiges Ge-

lächter aus. Doch erhob ſich keine Hand, als bald noch ein zweiter, dritter Gefangener von bewaffneten Mitgliedern des Rathes herbeigeführt wurden, und für Theobald ſchien dies ein deutlicher Beweis, daß die Verſchwörer ebenſo wenig als der Schultheiß die wärmere Anhänglichkeit der großen Maſſe beſaßen. Er ſelbſt hatte keine Luſt, dem unheimlichen Schauſpiele länger zuzuſchauen und wollte ſich hinwegdrängen; aber zwiſchen faſt banger Erwartung und bald auflodernden Ingrimme blieb er wieder ſtehen, als eben in dem Augenblicke der Vater Juliens hoch zu Roß auf den Platz hereinbog. Die an dieſer Stelle dichtgedrängten Schaaren mußten dem Reiter freiwillig Raum geben oder ſie konnten ihm mit leichter Mühe den Weg verſperren und durch das Eine oder Andere ihre Geſinnung gegen den neuen Ankömmling zu erkennen geben. Er ſah trotzig, ſogar herausfordernd aus, der alte Graubart, und ſogleich rief er auch mit ſeiner dröhnenden Stimme: „Alle Wetter, Platz gemacht Burſche; was habt ihr hier Maulaffen feil, holt eure Gewehre oder packt euch ſonſt zum Schinder, meinetwegen.“ Aber wie unhöflich das auch klang, das Gedränge wich halb lachend halb ehrerbietig aus einander und da und dort rief es: „Ja, Platz gemacht, dem da ... aus einander.“

In Theobald gewann bei dieſem Anblicke das Gefühl des Zornes die Oberhand. Wäre der Oberſt von der Menge bedroht worden oder in Gefahr gerathen, er würde ſich ohne Beſinnen den Angreifern entgegengeworfen und ſich eher haben in Stücke zerreißen, als dem Alten ein Leides geſchehen laſſen; aber jetzt, da Alles zur

Seite wich, hätte er ihm selbst in die Zügel fallen und ihn für seine brutale Rücksichtslosigkeit verantwortlich machen mögen. Das ist immer der Weg, den plötzlich erregte, noch nicht im Sonnenstrahle ruhiger Ueberlegung gereifte Gefühle einschlagen, sie tasten an der äußern Erscheinung herum wie der Blinde, der das Licht des Auges durch die Hand ersetzen muß. Aber bei Theobald trat noch das bittere Gefühl einer gänzlichen Ohnmacht und Hülflosigkeit gegen diesen Mann hinzu, der sein ganzes Lebensglück in Händen hielt und ach ... es ohne Abwehr mit rauhem Fuße zertreten mußte, wie den Wurm, der auf seinem Wege kroch. Der Jüngling hob bei dieser Vorstellung, ohne daran zu denken, was er that, die zornig geballte Faust empor und in dem nämlichen Augenblicke streifte auch das scharfe Auge des Obersten nach ihm hinüber. Mit einem verächtlichen, fast grinsenden Verziehen des Gesichtes zuckte er die Achseln und ließ seine Blicke wieder nach einer andern Richtung schweifen. Ueber Theobalds Gesicht flog eine dunkle Gluth hinweg, um alsbald einer erschreckenden Blässe Platz zu machen. Mit starren Blicken verfolgte er den Reiter, bis dieser, sich aus dem Sattel schwingend, die Rathhaustreppe hinangestiegen und durch das große Portal verschwunden war; es hatte sich ein ganzer Schwarm herbeigedrängt, um ihm das Pferd zu halten. „Ja ... Canaille ...“ murmelte Theobald und suchte sich dann ohne der Stöße zu achten, die er dabei ertheilen mußte, einen Ausweg durch das Gedränge zu bahnen.

Er schritt die Straße abwärts dem Thore zu, kaum beachtend wie zu beiden Seiten Thüren und Verkaufs-

buden geschlossen waren und selbst die Fensterladen bis in die obersten Stockwerke hinauf in ihre Haken gezogen wurden. Was kümmerten ihn Angst und Furcht dieser Menschen, deren Wille von jedem Windhauche sich biegen ließ. Zu seinem bittern Unmuthe war nun noch die beschämende Vorstellung getreten, daß der Oberst glauben werde, ihn über einer Geberde ohnmächtigen Zornes ertappt zu haben, die dem Uebermüthigen erlaube, der Geringschätzung die Verachtung beizugesellen, und so bemächtigte sich seiner immer mehr jene ingrimmig verzweifelnde Stimmung, in der es kräftige Menschen drängt, unheilbringend und zerstörend in das Leben einzugreifen. „Hättest du von dieser Verschwörung gewußt," rief es in ihm, „so wäre dir Gelegenheit geboten worden, gegen den unmenschlichen, Alles verhöhnenden Uebermuth dieser Aristokraten mannhaft anzukämpfen; sie hätten in dir wenigstens einen Gegner fürchten müssen, so lange du ihren Streichen nicht erlegen wärest; jetzt bist du ihnen nichts als ein Wurm, über den sie achtlos hinweggehen oder verächtlich die Ferse auf ihn setzen." Er war auf die Brücke gekommen, die zum Thore führt, und beugte sich über das Geländer, um in den hochgehenden Strom hinabzuschauen. Die Wasser schossen wildfluthend heran und brachen sich aufschäumend an den mächtigen Steinpfeilern; aber die ganze Brücke war fortwährend von einem unheimlichen Schüttern durchbebt und wer über dieselbe ging, beeilte seine Schritte, als wollte er einer drohenden Gefahr entrinnen. „Einmal werdet ihr doch noch zusammenbrechen vor diesen lebendigen Schneewassern des

Hochgebirges," rief Theobald in den schäumenden Strudel hinunter — „ihr ahnt es und zittert, ihr stolzen, herzlosen Stützen des alten Bauwerkes." — „Das sollet Ihr nicht wünschen, Herr," sagte eine Stimme, „es will sonst aller feste Grund wanken." Es war der Wärter am nahen Thore, der neben Theobald stand. „Uebrigens wenn Ihr noch hinaus wollt, wie ich denke," fügte er leiser bei, „so beeilt Euch; ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Thorschlusse."

„Wie, mitten am Tage?"

Der Alte hob die Achseln ein wenig in die Höhe und sagte scheu umherblickend: „Thut wie Ihr wollt, Herr. Mancher möcht' froh sein, er wäre so nah' hier, wie Ihr's seid."

Theobald nickte und schritt durch den hallenden Schwibbogen in's Freie. Er hatte den Thorwärter wohl verstanden; aber was lag es ihm in diesem Augenblicke daran, für einen Verschwörer angesehen zu werden? „Ja, wär' ich's," rief er abermals laut vor sich hin, „ich weiß es, sie selbst würde mich segnen, wenn ich diese starren Bande sprengen könnte, die auch ihr Leben, ihr Wünschen und Hoffen wie zermalmende Ketten umspannen." Er gedachte die Höhe hinanzusteigen, die sich längs dem Flusse erhebt, um, durch das stille Sommerland streifend, die Qual seiner Gedanken zur Ruhe zu bringen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, als rascher Hufschlag hinter ihm über die Brücke herandröhnte. Es waren zwei Reiter, in deren Einem er von Weitem schon den Obersten erkannte. „Nein, der soll mich jetzt nicht sehen,"

dachte Theobald in einer plötzlichen Anwandlung jenes bittern Schamgefühles, das die Scene vor dem Rathhause in ihm erweckt, „jetzt nicht; ja hätt' ich die Büchse zur Hand, die er mir heute als Dienstpfand geben gewollt!“

Kaum zehn Schritte vor ihm stand die Herberge zum Klösterli, die sich auf dem steilen Aarborde erhebt und dort hinein verschwand er, während die beiden Reiter mit verhängten Zügeln die Straße hinanjagten.

Hinter dem Hause, gegen Fluß und Stadt gewendet, lag eine stille Sommerlaube und in diese ließ sich Theobald eine Kanne Wein bringen. Es war ein Plätzlein, um die Eindrücke der letzten Stunde noch einmal in geordneten Reihen an sich vorübergehen zu lassen. Tief zu Füßen fluthete der Strom an den gäh abfallenden Felsen heran, jenseits erhob sich im Halbrunde die Stadt, aus der kein Ruf, kein Laut herausstönte, und hüben und drüben ergoß sich der üppige Sommertag. Was ging hinter jenen Mauern vor, die so schweigend, so starr und kalt in die zitternden Lüfte aufstiegen? — Vorüber, fast am äußersten Ende der langen Häuserreihe, die der Flußwindung folgend sich dahin bog, stand ein breites Haus mit hochragendem Giebel, als müßte er über alle Nachbarn weg weithin das Land überschauen. Aus der Tiefe kletterten Klebebäume an der Mauer empor, deren oberste Zweige noch ein Fenster umrankten. Dort, ja dort lag der Glückstraum seines Lebens, der einen verhüllenden Schleier über allen Schmerz vergangener Tage breitete und das Land der Zukunft in rosigem Morgenschimmer auftauchen ließ; aber er durfte die Hand nicht ausstrecken nach diesem Traume, wenn das

ſüße Bild nicht plötzlich in ſchwarze Nacht verſinken ſollte. Und warum darfſt du es nicht, Theobald, da ſie dir ihre Liebe unverhüllt dargebracht, wie eine reine Opferflamme, die nur für dich angezündet wurde, nur dir leuchtet und dir einzig angehört? Was biſt du dem Manne noch ſchuldig, der unter dem Schilde des Vaterrechtes dieſe duftige Blüthe zertritt, wie er auch dich, dein beſſeres Theil und deinen freien Willen zertreten möchte? Darfſt du dieſem Einzelnen gegenüber nicht das nämliche Recht dir nehmen, das ſich die Verſchwörer gegen den ganzen Stand, dem er angehört, zu nehmen berechtigt hielten? — Aber nein, das kannſt du nicht, gab er ſich ſelbſt die Antwort, das darfſt du um ihretwillen nicht, die in einem ſolchen Kampfe erliegen und untergehen würde, wie der ſtille Stern hinter den kämpfenden Wolken untergeht. O, daß mir ein freundlicher Gott einen Wink gäbe, mir einen Weg aus dieſem Labyrinthe zeigte — aber es gibt keinen ſolchen Weg, Theobald — keinen! —

Aus ſolchen Gedanken, die ihn immer düſterer umſpannen, wurde Theobald durch die Ankunft eines Trupps bewaffneter Männer aufgeſtört, die ſich unter eifrigem Geſpräche an die Tiſche vor der Laube ſetzten. Der Einſame erhob ſich, um weiterzugehen; aber als er hinter der Laubwand hervortrat, rief eine erfreute Stimme: „Wie, Ihr ſeid's, Herr Theobald ... dem Himmel ſei Dank, ich fürchtete ſchon, es ſei Euch ein Unglück begegnet.“ Der Rufer war Niemand anders als der ehrſame Meiſter Hänni ſelbſt, der bis an die Zähne bewaffnet ſeinem Geſellen die Hand entgegenſtreckte. — „Ich habe einen Gang in's

Freie gemacht, es war mir nicht mehr geheuer in der Stadt," erwiderte Theobald, dem ein unabwehrbares Lächeln über das kriegeriſche Ausſehen ſeines ſonſt ſo friedfertigen Herrn auf die Lippen ſtieg, „aber was wollt denn Ihr hie außen, werther Meiſter?"

„Daran habt Ihr wohlgethan," ſagte leiſe der Haarkräusler, „wollte Gott, ich wäre auch los und ledig wie Ihr, und könnte meine eigenen Wege gehen."

„Aber was habt Ihr denn vor?"

„Sie haben da droben auf der Burgdorfer Straße den Hauptrebellen eingefangen, wißt Ihr, den kleinen Hauptmann Henzi, und den ſollen wir in die Stadt führen, wenn ſie ihn herabbringen."

„Und für den einzigen kleinen Hauptmann ſind Eurer ſo viele nothwendig, Meiſter?"

„Ja, wißt Ihr, Herr Theobald, Ihr habt ganz recht, es iſt nicht geheuer in der Stadt," erwiderte der Haarkräusler, ohne ſich Mühe zu geben, ſeine Aengſtlichkeit zu verbergen; „man weiß nicht, wie viele drinnen bereit ſind, dem Mordbrenner davonzuhelfen."

„Aber dieſe ganze Schaar da ſteht treu zur Obrigkeit?"

„Es ſind alles redliche Burger ... fleißige Handwerksleute, die ihr Brod von unſern gnädigen Herren verdienen müſſen, wie ich, Herr Theobald."

„Und wer hat den Henzi gefangen genommen?"

„Zwei Rathsherren, ſagt man; meiner Treu, ſeht, da bringen ſie ihn ſchon."

Und in der That kamen den Weg herab langſam die zwei Reiter gegangen, die vor kaum einer halben Stunde

vorübergaleppirt. Sie waren von den Pferden gestiegen und ließen einen kleinen, aber gewandt und kräftig aussehenden Mann zwischen ihnen hergehen, indem der Eine den blanken Degen, der Oberst eine gespannte Pistole in der Faust trug. Der Gefangene war unbewaffnet, doch hing ihm noch das leere Degengefäß zur Seite. Vor dem Wirthshause wurde Halt gemacht und die Drei traten zu der bewaffneten Schaar auf den freien Vorplatz heran.

Theobald wäre diesem Schauspiele lieber ausgewichen, aber es bot sich kein Ausweg mehr dar, und so zog er sich wieder an die Laubwand zurück, um wenigstens dem Blicke des Obersten zu entgehen. Dieser schrie den Bewaffneten zu, sich vor dem Ausgange am Hause aufzustellen und ihre Gewehre schußfertig zu halten; dann warf er sich erschöpft an einem Tische nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Am besten ist's nun," sagte er zu seinem Begleiter, nachdem er ein wenig ausgeathmet, „Ihr geht mit einigen dieser braven Männer selbst nach dem Rathhause hinein, um genaue Weisung zu holen. Ich werde für unsern Hauptmann Sorge tragen, indessen ... was?"

„Zu Befehl, Herr Oberst." Der Mann steckte seinen Degen in die Scheide, nahm sich zwei der Bewaffneten zum Geleite und schritt auf die Straße hinaus.

„Ihr habt über Durst geklagt!" fuhr dann der Oberst zu seinem Gefangenen fort, indem er eine der aufgestellten Flaschen ergriff und ein Glas einschenkte, „da trinkt; war wohl eine heiße Jagd ... nicht?"

Der Hauptmann nahm das Glas, um dasselbe mit

einer leichten Verbeugung gegen den Spender auf einen Zug leerzutrinken.

„Noch Eins?“ rief der Oberſt, wie es ſchien beluſtigt von dieſem Anblicke; „einen guten Zug habt Ihr, Hauptmann, wahr iſt es.“

„Ich dank' Euch.“

Der Gefangene wendete ſein Geſicht, ohne ſich von der Stelle zu rühren, der Stadt zu und Theobald konnte nun aus ſeinem Verſtecke hervor bemerken, wie ſeine klugen braunen Augen mit forſchenden Blicken an den Häuſerreihen auf und nieder gingen; den Fluß abwärts blieben ſie an der Stadtmauer haften, die dort wohl eine Viertelſtunde entfernt in einem Thurme endigt, der faſt in ſeinem ganzen Umfange vom Waſſer umſpühlt wird. Es waren daſelbſt mehrere Perſonen zu erkennen, die außerhalb der Mauer am Fluſſe ſtanden, vielleicht Fiſcher oder auch Leute, die zur Thurmwache aufgeſtellt waren, denn ſie blieben unbeweglich an ihrer Stelle ſtehen. Der Oberſt trank nun ſelbſt mit ſichtlichem Behagen einen Becher und rief dabei den wachehaltenden Männern unten zu, ſie ſollten ſich ihre Mühe nicht verdrießen laſſen; ſei die Geſchichte einmal vorbei, ſo würden zum guten Schluſſe wohl ein paar der großen Stückfäſſer im Rathhauskeller angeſtochen werden. Der Gefangene nickte leiſe mit dem Kopfe, als wär' er einverſtanden mit dieſer fröhlichen Ausſicht, während Theobald faſt zornig in ſich hineinrief: „Warum holſt du dir den letzten Trunk nicht drunten im Strome? Ein Sprung, und du biſt der Quälerei der Menſchen entronnen!“

„Noch ein Glas, Herr Oberst, wenn ich bitten darf," sagte der Hauptmann.

„Ha, hab's gedacht," rief der Alte, „noch zwei, wenn's Euch schmeckt." Der Gefangene legte seinen Hut, den er bisher unter dem linken Arme gehalten, auf den Tisch, trank das große Glas wieder bis zur Neige und beugte sich dann vorwärts, als wollte er's sorgsam niederstellen; aber der Becher klirrte auf den Boden und der Mann schoß wie ein aufschnellender Federball über den steilen Flußrand in die Fluthen hinunter. Ein Schrei der Ueberraschung und Bestürzung erfolgte, es knallte ein Schuß; aber mit bebender Hand schleuderte der Oberst die rauchende Pistole über den Felsenrand dem verwegenen Flüchtlinge nach.

Theobald stürzte aus seinem Verstecke hervor mit den Andern der Stelle zu, von welcher der Gefangene verschwunden war. Die Wasser waren in Folge eines warmen Föhnes, der im Gebirge geherrscht, hoch angeschwollen und trüb gefärbt, mit Reisig und mancherlei Treibholz bedeckt; von dem Hauptmanne war nichts mehr zu entdecken — die wilde Fluth schien ihn augenblicklich in die Tiefe gezogen zu haben.

Der Oberst stand starr, mit vorgestreckten Händen über den Abhang gebeugt, und hätte nicht sein unstäter, verzweifelnder Blick das Leben verrathen, das in ihm kochte, würde man ihn für eine graue Steinsäule haben halten können. Theobald erhob unwillkürlich den Finger und deutete auf einen dunkeln Fleck, der sich schon ziemlich entfernt in stetiger Richtung der Brücke zubewegte.

„Er iſt's, er ſchwimmt," ſchrie der Oberſt aus ſeiner Erſtarrung emporfahrend; „he, wer kann ſchwimmen von euch ... wer wagt ſich dran? Hölle und Teufel, daß ich im Waſſer ſinke wie ein Mühlenſtein!"

„Und dort am untern Ende der Stadt ſcheinen ihn gute Freunde zu erwarten, wenn ihm die Kräfte ſo weit reichen," rief Theobald, dem ein wildverworrener Sturm von Schadenfreude, Mitleid, Furcht und hoffendem Muthe das Herz erfaßte; „er hat den Brückenpfeiler glücklich ausgewichen."

Der Oberſt heftete ſein Auge auf die Gruppe, die weit unten am Mauerthurm in Bewegung gerathen, mit einem rothen flatternden Tuche auf den Fluß hinauswinkte. Er ſchien mit einem Blick den weiten Umweg zu bemeſſen, der über die Brücke in faſt ſtundenweitem Umkreiſe die Stadt hinan zu dieſer Stelle führte; dann wendete er ſich mit bebenden Lippen an ſeine Umgebung zurück. „Iſt Keiner unter euch," rief er mit dumpfer Stimme, „der ſich dran wagt, meine Ehre — eure Ehre zu retten — was? Zwanzigtauſend Kronen für den Gefangenen — mein ganzes Vermögen — Hab und Gut — Keiner?" —

Nein, es regte ſich Keiner; die Männer blickten einander mit ängſtlichen Geberden an oder ſchauten dumpf in die treibenden Wogen hinaus.

„Und Ihr da, Meyer!" ſagte der Oberſt leiſer, „wie?"

Theobalds Geſicht war plötzlich bleich und fahl geworden, wie dasjenige des alten Mannes ſelbſt, und nur aus ſeinen Augen brach eine dunkle brennende Gluth her-

vor. „Ja, ich will mein Leben für Eure Ehre wagen," rief er, „nicht um Eure Goldkronen; aber gegen das Versprechen, Euerm Kinde, Eurer Tochter den freien, ungehemmten Willen zu lassen!"

Der Oberst blickte mit großen, erstaunten Augen auf und sagte langsam, als müßte er sich über seine Worte besinnen oder als traute er dem gesunden Verstande des jungen Mannes nicht mehr: „Versteht sich, den ungehemmten Willen soll meine Jule schon haben und Ihr die versprochenen Kronen obendrein, Meyer."

„Wohlan denn ... gedenkt Eures Wortes," rief Theobald das Oberkleid von den Schultern streifend und einen Blick den Fluß hinabwerfend, wo der Flüchtling bereits die Brücke hinter sich gelassen; „bleib ich unten, so bringt Julien meinen letzten Gruß, Herr Oberst."

Dieser streckte plötzlich die Hand aus, als ob er den Sprungfertigen noch zurückhalten wolle, nicht aus Mitleid und Besorgniß, denn es ging ein grimmiges Zucken und Beben über sein Gesicht, da er wohl erst mit dem letzten Worte Theobalds den vollen Sinn und die Tragweite seines Versprechens erfaßt haben mochte; aber er kam zu spät und es achtete seiner auch Niemand in dem Augenblicke, wo die trüben Fluthen bereits über dem kühnen Schwimmer zusammenschlugen.

Aber nicht lange bedeckten sie ihn; nach einer kurzen ängstlichen Pause tauchte er zur nämlichen Stelle, auf der er niedergesunken, wieder empor und glitt dann flußabwärts, wie ein schlanker Kahn, der mühelos gerudert wird.

V.

Schon bei einbrechendem Abend war die ganze Stadt in ein buntes Kriegslager verwandelt. An allen vier Thoren, vor dem Zeughause und an der Kreuzgasse gegenüber dem Rathhause standen zahlreiche und regelmäßig sich ablösende Wachtposten, während ebenso zahlreiche Streifpatrouillen da und dort ein Haus umzingelten oder einen Gefangenen durch die Straßen führten. Die Verschwörung war vollständig und widerstandslos niedergeschlagen. So lange das Haupt und die Seele derselben, Herr Hauptmann Henzi, nicht in festem Gewahrsam gewesen, hatte das Züngleín der Waage in bedenklicher Weise geschwankt und manche vornehme Rathsherrenfrau stand am Mittage am Kochherde, nicht um ein fröhliches Mahl, sondern um große Töpfe siedenden Wassers zu rüsten, mit dem sie die befürchteten Angreifer ihres Hauses von den Fenstern herab zu begrüßen gedachte. Die Masse der mindern Burger und Einsassen hatte um diese Zeit eine Haltung angenommen, die solche Vorkehren nur zu sehr rechtfertigte; wußte man doch, daß das Aarbergerthor und die ganze befestigte Mauerlinie bis zum Thurme an der Aare hinab sich in Händen der Verschwörer befand mit all' den Waffenvorräthen, die dort aufbewahrt lagen.

Aber als Nachmittags die Kunde durch die Stadt flog, der Hauptmann Henzi sei bei einem verzweifelten Fluchtversuche und erst nach grimmigem Kampfe mitten in der Aare von dem Haarkräuslergesellen des Meisters Hänni festgenommen worden, da hatte sich die Lage mit einem Schlage gewendet. Die Straßen bedeckten sich

plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen mit bewaffneten Schaaren, die nach dem Rathhause zogen, um sich dort unter die Befehle der Baretliherren zu stellen, und in kaum zwei Stunden stand die Stadt gerüstet, wie in den Nothtagen langvergangener Heldenzeit. Bald jedoch mußte die Einsicht die Oberhand gewinnen, daß nun selbst diese Rüstungen überflüssig geworden. Vom Lande her, von dem man befürchtet, daß es mit der Verschwörung im Bunde stehe, kamen alle ausgeschickten Kundschafter mit der Botschaft zurück, daß die Bevölkerung weit und breit sich wie ein Mann erhebe, um dem Regimente der gnädigen Herren und Obern zu Hülfe zu eilen, und in der Stadt waren ja die Verschwörer gefangen oder von ihren eigenen Freunden verrathen und im Stiche gelassen. So kam es denn, daß die ganze Waffenerhebung bald ein mehr heiteres und lebenslustiges, als Gefahr und Tod drohendes Aussehen gewann, wie ja der Mensch stets nach kaum überstandener Noth wieder am eifrigsten dem frohen Genusse seines Daseins nachjagen mag. Und für diesen Genuß wurde reichliche Vorsorge getroffen. Neben jedem Standposten, an den Thoren, am Zeughause und an der Kreuzgasse lag ein mächtiges Weinfaß, das seit einem halben Jahrhundert heute zum erstenmale wieder die feuchte Nacht des Rathhauskellers mit dem milden Tageslichte vertauscht, und vor all' jenen Häusern, die am Morgen mit den verhängnißvollen Kreuzen bezeichnet gewesen, standen nun lange Tische mit leckeren Speisen bedeckt. Daran saßen die vornehmsten und holdesten Frauen, um mit eigener Hand die vorüberziehenden Pa-

trouillen zu bedienen und neugierig mit ihnen über die Vorgänge des Tages zu discuriren.

Eine Hauptrolle ſpielte, wie leicht zu begreifen, in all' dieſen Geſprächen der muthige Haarkräuslergeſelle Theobald, und wieder flog ſein Name von Mund zu Mund, wie am erſten Tage ſeiner Ankunft in der Stadt. Und wie damals rankten ſich auch heute ſeltſame, für Viele faſt unglaubliche Gerüchte an ihm empor, während Manches, um das einſt Meiſter Bölzlein verſpottet worden, nun plötzlich wieder neue Glaubwürdigkeit gewann. Daß der Haarkräusler den durch ſeine gewandte Körperkraft und Verwegenheit bekannten Rebellenhäuptling mitten in dem reißenden Fluſſe überwältigt, ohne der Kugeln zu achten, die von dem ſchon nahen untern Aarthurm ihm entgegenpfiffen, konnte man noch begreiflich finden, obwohl es von Tauſenden keinem Zweiten gelungen ſein möchte, blos mit einem Arme die wilden Strudel zu durchrudern, und mit der andern Hand den ſich ſträubenden Gegner feſtzuhalten; faſt übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit bedurfte es dazu. Aber unbegreiflicher lautete doch etwas Anderes, was namentlich der Meiſter Hänni mit ebenſo geheimnißvollem Geſichte als hohem Selbſtgefühl Jedem erzählte, der ihn anhören mochte. Und es hörten ihm Viele zu, Manche drei, vier Mal, gleichſam als könnten ſie das Unglaubliche durch ein öfteres Wiederholen ihrem Begriffsvermögen gewöhnlicher und zugänglicher machen. Als nämlich der Theobald mit ſeinem Gefangenen an's Ufer geſtiegen, habe der Oberſt ihn alſogleich ein wenig beiſeits gezogen und mit einem Geſichte, aus dem in jeder

Miene ängſtliche Erwartung geſprochen, gefragt: ob er nun ſeine Tochter nicht ſogleich zur Gemahlin begehre? — Darauf aber habe der Theobald ſich noch erſt eine Weile beſonnen und dann erwidert: je nachdem; darüber müſſe das Fräulein befragt werden; begehre ſie ihn, ſo werde er nicht Nein ſagen.

Dieſe Geſchichte nun würde unbedingt und ohne Beſinnen in's Gebiet der Fabel verwieſen worden ſein, wären nicht ſo viele unbetheiligte Zeugen zu ihrer Beſtätigung vorhanden geweſen. Wer den Oberſten genauer kannte, war wohl überzeugt, daß er ſich ſelbſt in die Aare geſtürzt oder ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn der ſeiner Obhut anvertraute Gefangene entwiſcht wäre; aber daß der ſtandes- und geſchlechtsſtolze Patrizier einem Haarkräuslergeſellen ſeine einzige Tochter anerboten hätte — nimmermehr; da mußten noch verborgene Gründe obwalten und am Ende war doch etwas Wahres geweſen an den frühern Prinzen-Gerüchten. Drum auch mochte, beſſer unterrichtet als Andere, der Oberſt gleich anfangs für den Fremden bei der Polizei Fürſprache eingelegt haben, wie nun mit einem Male ruchbar wurde. Immerhin, ſchloſſen die Männer dieſe Geſpräche, auch ein Prinz hätte ſich der holden Julie nicht zu ſchämen, und die Frauen meinten unverholen, einen ſchönern Gemahl würde ſie nie finden können, ob Prinz oder Haarkräusler.

Während Theobald auf ſolche Weiſe gefeiert und glücklich geprieſen wurde, ſaß er ſelbſt in banger Unruhe auf ſeinem einſamen Kämmerlein, mit dem unabwehr-

baren Zweifel ringend, ob er ſeine That nicht mehr zu bereuen, als ſich derſelben zu freuen habe. Das Letztere einmal mochte ihm nicht gelingen, wie ſehr er auch ſich Mühe gab, die dunkel heranziehenden Schatten wegzuſcheuchen. War es ihm ja doch kaum möglich, klar zu werden, was ihn eigentlich zu der That bewogen hatte, da der Augenblick, in dem er den Entſchluß gefaßt und die Ausführung begonnen, wie ein dumpfer, verworrener Traum hinter ihm lag. War es am Ende nicht blos das ſchadenfrohe Verlangen, den Uebermuth des Ariſtokraten zu demüthigen und ſeinen Stolz zu brechen? — „Nein, das war es nicht, Theobald," rief er aus ſeinem Sinnen ſich erhebend, „zur Befriedigung eines kleinen Rachegelüſtes wäreſt du nicht fähig, die Noth eines alten Mannes zu benützen; gewiß nicht. Nein, es war vielmehr das Mitleid mit ſeiner hülfloſen Verzweiflung, es war deine unnennbare hoffnungsloſe Liebe zu Julien, die dich trieb, und nichts Anderes." — „Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „biſt du auch wahr gegen dich ſelbſt? Du wußteſt ja, daß ihre Liebe dir voll und ganz angehört; ſie hat dir dieſelbe aus freien Stücken entgegengebracht und mit dem ſtarken Muthe des Entſagens eingeſtanden, während du ... was Theobald? ... während du, um ihres blos äußerlichen Beſitzes willen, einen Mann, der dir in deinem ganzen Leben kein Leid's gethan, der mit Muth und Entſchloſſenheit für ſeine Meinungen eingeſtanden, dem Henker überliefert haſt! ... wird dieſer Gedanke nicht ſtets ſich wie ein geſpenſtiſcher Schatten zwiſchen dich und dein Glück, zwiſchen deine Liebe und

Julie ſtellen? ... Ah, Theobald, als du in jener Unglücksſtunde deinen Freund und Wohlthäter erſtochen, konnteſt du den Allwiſſenden zum Zeugen anrufen, daß keine Abſicht, daß nur ein unglückſeliger Zufall deine Hand geführt, und doch legte ſich dieſe That wie ein Fluch auf dein Leben, um dich aus den Bahnen, die dir ſo freundlich geebnet waren, gleich einem weſenloſen Schemen hinwegzuſchleudern. Und jetzt? ..."

Von unendlicher Bangigkeit erfüllt, mußte er ſich auf ſein Bett werfen, als könnte der ruhende Leib der Seele eine Stütze bieten in dem Kampfe gegen die dunkeln Ahnungen, die ſie beſtürmten; aber es mochte ihm wenig helfen, daß er ſich zu überreden ſuchte, der Flüchtling würde ja ſchon in den Fluthen der Aare ſeinen Tod gefunden haben, oder er gehe nun nur dem Looſe entgegen, das er ſelbſt Andern zu bereiten gedacht; immer wieder ſtand plötzlich das edle, mehr von Wehmuth als Zorn erfüllte Antlitz vor ihm, mit dem der Hauptmann ſich mühſam aus den Wellen hebend ihm zugerufen: „Was willſt du mir anhaben, fremder Mann? Willſt du kein Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit ſein, ſo überlaſſe mich dem Beſchluſſe des ewigen Richters!" — „Hätteſt du es gethan!" ſprach es in Theobald, während ſich zugleich ein anderes Bild vor ſein inneres Auge drängte, das ihm mit unheimlich leuchtenden Blicken und krampfhaft zuckenden Zügen entgegenſchaute. Es war das Geſicht des Oberſten, als dieſer ihn, faſt ohne ſich um den zurückgebrachten, halbbewußtloſen Gefangenen zu kümmern, mit der Frage auf die Seite zog: wie die Bedingung,

unter der er das Wagſtück unternommen, eigentlich zu verſtehen ſei? — Theobald gab offenen Beſcheid, aber er ſah auch, wie der Vater Juliens ſich erſt zuſammenbog, und dann wieder ſich langſam emporrichtete, bevor er zur Antwort kam. „Ich hab' Ihn vorhin nicht recht verſtanden," hatte drauf der Oberſt geſagt, „doch mein Verſprechen hat Er, und es ſoll gehalten werden. Will die Jule ſeine Frau werden, ſoll Er Bericht haben; nachfragen wird Er nicht, Meyer ... was? ..." —

Der dumpfe bebende Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, klang in den Ohren Theobalds in anderer Weiſe nach, als in denjenigen ſeines Meiſters, und zur Erinnerung an denſelben geſellte ſich nun auch noch der qualvolle Gedanke, daß er das heiligſte Herzensgeheimniß Juliens verrathen und ſie dadurch vielleicht unſäglichem Leide preisgegeben habe; zwar nahte ſich wohl die ſüßflüſternde Hoffnung, ſie werde in ihrer Liebe die Kraft gewinnen, den Kampf um einen glückverheißenden Sieg zu beſtehen, aber auch dieſer Troſt vermochte den an Leib und Seele Erſchöpften nicht mehr aufzurichten und als ihm endlich der Schlaf die Augen ſchloß, brachte ſelbſt dieſer milde Beſänftiger aller Qualen nur bange, unheilſchwangere Träume mit. —

Gleichwohl ſtand die Sonne ſchon hoch über den benachbarten Giebeln der Stadt, als Theobald durch ein Pochen an ſeiner Thüre geweckt wurde. Es war der Meiſter Hänni, der, in der einen Hand einen mächtigen Blumenſtrauß, in der andern ein verſiegeltes Papier haltend, unter feierlichen Bücklingen in die Kammer ſeines

Geſellen trat. An der Thüre blieb er ſtehen und ſchien mit verlegenen Blicken das geringe Geräthe und die mit einer vergilbten Tapete bekleideten Wände des Gemaches zu muſtern, bevor er zu Worten kommen konnte; aber auch als er zu ſprechen anfing, ſchwankte ſeine ſonſt ſo geläufige Zunge, als ob ſie ſich fürchtete, den richtigen Ausdruck zu verfehlen. „Ich möchte Euch um die Ehre bitten, Herr ... Herr," ſagte er, „für die Zeit, die Ihr noch etwa in meinem Hauſe verweilet, die grüne Stube im erſten Stockwerke zu beziehen; es iſt die beſte, die ich Euch anbieten kann."

„Was gibt es, Meiſter," rief Theobald den Mann, der ihm in ſeiner feierlichen Unbehülflichkeit wie eine Fortſetzung der kaum verſcheuchten Traumbilder erſchien, verwundert anblickend; „ich muß mich wohl verſchlafen haben."

„Bitt' um Verzeihung, daß ich Euch geſtört habe," erwiderte der Meiſter; „das Frühſtück hätte wohl noch warten mögen; aber hier ſchickt Euch meine Frau dieſe Blumen zum Glückwunſche und da iſt ein Brief für Euch ... Herr ..."

„Ein Brief ... wer hat ihn gebracht?"

„Der ſchwarze Jakob, wißt Ihr, der Reitknecht des gnädigen Herrn, des Oberſten; ich dachte, es werde Eile haben ... gute Botſchaft kommt nie zu früh."

„Ich danke Euch, Meiſter," erwiderte Theobald leiſe, „und werde bald hinunterkommen."

Der Brief zitterte in ſeiner Hand, als er die ſtarren, wie mit einem Degenknaufe geſchriebenen Buchſtaben der

Aufſchrift betrachtete, und vor ſeinen Augen zog ein ſchattenhaftes Flimmern beim Anblicke des großen Familienſiegels; er meinte, ein höhniſches, drohendes Geſicht hinter dem geſchloſſenen Helmviſire, mit dem das Wappen gekrönt war, hervorſtarren zu ſehen. Er wendete das Papier einige Male hin und her, indem er vor ſich hin murmelte: „Dein Richterſpruch, Theobald ... Tod oder Leben, Seligkeit oder Verdammniß; gleichviel. Du mußt dein Geſchick kennen lernen.“

Als er das Siegel mit einem raſchen Zuge losgelöst und ſeine Blicke die erſten Zeilen überflogen hatten, ſprang er empor, um wie ein Trunkener durch das Gemach zu ſchwanken. Dabei preßte er das Blatt gegen ſeine Bruſt und rief mit zitternder Stimme: „O Julia, vergib mir, daß ich einen Augenblick an dem Starkmuthe deiner Liebe zweifeln konnte ... du Herrliche, du Hochherzige, der mein Leben und Sterben, mein letzter Athemzug gehören ſoll.“

Er warf ſich wieder auf einen Stuhl und drückte beide Hände auf die Augen, als wären ſie, von einem plötzlichen Glanze geblendet, nicht mehr im Stande, das helle Tageslicht zu ertragen.

So ſaß er lange vor ſich hingebeugt, ehe er wagte, den Brief zu Ende zu leſen. Und er that wohl daran, dieſen Augenblick des reinen, unvergällten Glückes in ſeiner ganzen Seligkeit durchzukoſten, bevor er dem Zweifel geſtattete, einen Schatten über das roſige Morgenland ſeiner Hoffnungen auszugießen; denn ach, wie wenige Augenblicke ungetrübten Glückes zählt das Menſchenleben,

dieſer ſeltſame Traum des Daſeins, der mit einer Klage beginnt, um mit einem Seufzer zu Ende zu gehen! — Theobald mußte dieſem unabänderlichen Geſchicke ſich ebenfalls unterwerfen, als er endlich das Blatt wieder vor die Augen hob, ſo wenige Worte außer den ſchon geleſenen daſſelbe auch enthalten mochte. — „Es hat ſeine Richtigkeit," ſchrieb der Oberſt, „meine Jule hat mir Alles eingeſtanden, ſie will Ihn zum Manne haben. Mein Wort hat Er auch, Meyer, und ſo ſoll die Hochzeit vor ſich gehen, ſobald die Rebellengeſchichte abgethan. Tag und Stunde werden Ihm angezeigt; vorher hat Er ſich um nichts zu bekümmern, ich werde die Sache beſorgen, wie ſich's gebührt." Der Leſer hielt wieder inne und legte erbleichend die Stirn in ſeine Hand. Es war nicht der ſtolze, barſche Ton, mit dem ihm der künftige Schwiegervater ſein Lebensglück gleichſam vor die Füße warf, was ihn erſchütterte; wußte er doch, daß der Mann einen edlern Kern in ſich barg, als die rauhe Schale auf den erſten Anblick vermuthen ließ; es war auch nicht die deutliche Weiſung, Julien vor dem Hochzeitstage nicht mehr ſehen zu dürfen, gehörte eine ſolche Einſchränkung ja ſogar zu der wunderlichen Standesetikette; aber ein einziges Wort, das ein vorauseilender Blick aus der nächſten Zeile aufgefangen, hatte ihm einen Augenblick den Muth benommen zum Weiterleſen. Doch auch dieſer bitterſte Tropfen mußte gekoſtet werden. „Beiliegend eine Anweiſung auf die zwanzigtauſend Kronen," lautete der Schluß, „die Ihm mein Geldwechsler ſogleich ausbezahlen wird. Er mag ſich daraus gebührlich aus-

staffiren auf den Hochzeitstag. Bis dahin sein wohl affektionirter ꝛc."

Theobalds Augen blieben eine Weile starr, wie festgebannt auf dieser Stelle haften, während nur ein leises, bitteres Zittern sich um seinen Mund bewegte; aber als er endlich, das Papier wieder zusammenfaltend, sich erhob, war auch dieses verschwunden und ruhigen Schrittes ging er der Thüre zu.

Er stieg die Treppen hinunter, ohne bei seinem harrenden Meister anzuklopfen, und auch auf der Straße schritt er fürbaß, so wenig auf manchen ehrerbietigen Gruß achtend, als die Gruppen bemerkend, die flüsternd zusammenstanden, um ihm nachzuschauen. Er sah und dachte an nichts anderes, als wie er dem Obersten, ohne absichtlich zu verletzen, doch mit unverhohlener Festhaltung seines eigenen Selbstgefühles, das Blutgeld zurückzugeben habe, das er nie verlangt und um das er nicht gedient hatte. „Ja, das Blutgeld," sagte er laut, als er sich dem väterlichen Hause Juliens nahte, „und es ist jetzt auch deine Pflicht, Theobald, dem alten Manne deutlich zu machen, wie sehr er sein eigenes Fleisch und Blut durch eine solche beabsichtigte Mitgift selbst geschändet habe! Nein, nein, du hochfahrender Aristokrat, du sollst wissen, wo deinem menschenverachtenden Stolze eine Grenze gezogen sein muß, mag kommen darüber was da will!"

Unter solchen Gedanken ließ er den schweren Messinghammer auf die Thüre fallen; aber zu seiner Verwunderung mußte er zwei-, dreimal pochen, bis sich langsam stolpernde Schritte die Treppe herab hören ließen. Theo-

bald kannte den Alten wohl, es war ein Invalide, der im Dienste des Obersten zum Krüppel geschossen, nun das Gnadenbrod des Hauses aß und dessen Hauptgeschäft sonst freilich in der jetzt arg vernachlässigten Thürhut bestand. „Bomben und Feldschlacht, Ihr seid es?“ rief der Stelzfuß sich vor dem Ankömmling augenblicklich in militärische Positur werfend und dann mit erhobener Hand steif wie eine Salzsäule stehen bleibend; „Ihr habt die Ordre verpaßt, gnädiger Herr ... ich auch, halten zu Gnaden ... der Oberst ist wohl schon zwei Stunden abgereist mit dem Fräulein.“

„Abgereist mit dem Fräulein?“ rief Theobald, „und wohin denn Christian?“

„Halten zu Gnaden,“ erwiderte der Alte, „werden das besser wissen, als ich.“

„Kein Wort weiß ich.“

„Schock Granaten,“ schrie der Alte mit einer Stimme, die derjenigen des Obersten nachgebildet war, wie ein Ei dem andern; „hat Euch denn der Schlingel, der schwarze Jakob, den Brief meiner Herrschaft nicht gebracht, gnädiger Herr?“

„Einen Brief hab' ich wohl erhalten, ja.“

„Na, dann haltet mich alten Mann nicht zum Besten, gnädiger Herr ... darin muß es ja gestanden haben.“

Theobald schaute den Alten schweigend an, während der Verdacht in ihm aufstieg, dieser habe Weisungen holen müssen, bevor er die Thüre geöffnet, und daher auch möchte die Zögerung entstanden sein. Dieser Gedanke trieb ihm das Blut wie einen brausenden Gluthstrom nach dem Ge-

ſichte und ſchon ſtreckte er die Hand aus, um ſich im Hauſe ſelbſt darüber Gewißheit zu verſchaffen, als die Straße herauf ſcharfer Hufſchlag erklang. Es war der Reitknecht des Oberſten, der augenblicklich von einem ſchweißtriefenden Pferde ſprang.

„He, Jakob," rief der Alte vor die Thüre ſtelzend, „gut daß du da biſt ... ſollſt gleich Bericht geben dem gnädigen Herrn; wo haſt du ..."

„Wird ohne deinen Befehl geſchehen," erwiderte der Reitknecht mürriſch; wendete ſich dann aber ſogleich die Mütze ziehend gegen Theobald und ſagte ehrerbietig: „der Oberſt hat mir noch befohlen, Euch in ſeinem Namen zu vermelden, es würd' ihm eine Ehre ſein, wenn Ihr während ſeiner Abweſenheit zu Euern Spazierritten über ſeine Pferde verfügen wolltet ... Steh' alſo jeden Augenblick zu Befehl, Junker."

Wie vorhin den thürhütenden Stelzfuß, blickte nun Theobald mit ſchweigender Betroffenheit den Reitknecht an, der in ſteifer Ehrerbietigkeit vor ihm ſtehen blieb und endlich ſagte: „Wenn Ihr meine Thiere, die Pferde meiner Herrſchaft, noch nicht kennt, ſo befehlt nur, was Ihr gerne reitet, Junker; ich denke die braune Leda, ungariſche Zucht und reine Race, prächtiges Feuer ... das möcht' Euch gerade behagen, gnädiger Herr. Oder auch ..."

„Laßt nur," erwiderte Theobald, „heute wenigſtens werd' ich nicht reiten. Ihr habt die Herrſchaft begleitet, Jakob?"

„Bis gegen Münſingen hinauf, etwa zwei Stunden weit, Junker."

„Und ſie werden lange fortbleiben?"

Der Reitknecht ſchaute verwundert auf. „Kann nicht dienen, Junker, vielleicht vierzehn Tage, drei Wochen ... hat mir Mädeli geſagt.“

„Ein Landaufenthalt alſo!“

„Ohne Zweifel, Junker, wie Euch wohl bekannt ſein wird.“

„Gut, Jakob,“ ſagte Theobald, dem die Reden und das ehrerbietige Thun dieſer Leute, die bisher Tag um Tag achtlos an ihm vorbeigegangen, wie ein neckiſcher, verwirrender Traum vorkam. „Ihr könnt etwa morgen nachfragen ... vielleicht reiten wir dann.“

„Zu Befehl, Junker.“

Theobald kehrte ſich langſam ab und wollte gehen; aber der Stelzfuß, der indeß ſchweigend bei Seite geſtanden, legte wieder die Hand an ſeinen Dreieckhut und rief mit kräftiger Stimme: „Halten zu Gnaden, bin länger im Dienſt als der Schwarze da und kenn' die Parole. Der gnädige Herr woll' uns fortan tituliren, wie es gegen geringe Dienſtleute bräuchlich iſt; alle Wetter ... geht nicht mehr anders.“ — „Ich verſteh' Euch nicht, Chriſtian,“ ſagte Theobald. — „Granaten ... gnädiger Herr,“ ſchrie der Alte, „nehmt's mir altem Soldaten nicht übel; ein Er bin ich, nichts weiter, der Schwarze da auch. Alle Wetter, der Oberſt würd' uns, wenn er's hörte. Für mein zu ſpät kommen an der Thür hab' ich ſchon Pardon verlangt ... dacht' nicht, daß Ihr oder ſonſt Jemand Wichtiges käm', gnädiger Herr, und hatt' mich ein wenig auf's Faulbett gelegt.“

„Schon recht Chriſtian .., beruhige Er ſich darüber.“

„So gilt's, dank' Euch," rief der Alte mit ſeinem Stelzbeine auf das Pflaſter ſtampfend; „aber noch Eines," fügte er leiſer hinzu, „ſeine Ehre hat unſer Eins bei Alledem und drum würd's mich alten Burſchen freuen, wenn Ihr nun das Geheimthun ließet, gnädiger Herr; hilft doch nichts mehr."

„Geheimthun, Chriſtian?"

„Na, zu Gnaden halten, gnädiger Herr," erwiderte der Alte mit treuherzigem Geſichte, „wißt, bin ein alter Soldat und hab' meine Kompliment vom Korporal gelernt, bis ich ſelbſt ein ſolcher Schwernöther geworden; bin aber auch da nicht viel weiter gekommen, gnädiger Herr. Freut mich nur, daß ich ſowas noch erleben konnt', in dieſem Hauſe. Iſt doch ein gar zu gutes, prächtiges Frauenbild, unſer Fräulein."

Theobald, der kaum wußte, was er that und wie ihm geſchah, warf nochmals einen langen fragenden Blick auf die beiden Männer, die ihm ehrerbietig ihre Grüße boten, und begann dann wieder die Straße aufwärts zu gehen. Dabei zog er unwillkürlich den Hut tief über die Augen herab, als ob er von der ganzen Welt nichts ſehen oder ſich vor ihr verbergen möchte, während ein verworrenes Heer von Gedanken wie ein lärmender, bald höhnender, bald freundlich lachender Maskenzug an ihm vorüberſtürmte. Was ſollte das zu bedeuten haben? wagte man ein freches Spiel mit ihm zu treiben oder war es wohlgemeinter Ernſt, deſſen Abſicht er noch nicht begreifen konnte? — Der Oberſt hatte ihm ſeine Tochter zugeſagt in jenem barſchen Tone, den er gegen geringe Leute oder

Untergebene zu gebrauchen pflegte; aber diese Untergebenen selbst richteten in seinem Namen Aufträge aus mit einer Ehrerbietung, die sie nur ihrer Herrschaft zu erweisen gewohnt waren und auch blos von dieser empfangen haben konnten. Braut und künftiger Schwiegervater verschwanden, ohne dem Bräutigam eine Spur ihrer Wege zurückzulassen und doch war es offenbar, daß sie selbst vor ihren Dienstboten kein Geheimniß gemacht aus dem neu entstandenen Verhältnisse, ja daß eine solche Geheimhaltung überhaupt nicht in der Absicht des Obersten lag, sonst würde er seine Pferde schwerlich zu offenem Gebrauche anerboten haben. Und was meinte der Stelzfuß mit dem Geheimthun, wo kein Geheimniß mehr zu bewahren war? — Theobald legte bei dieser Selbstfrage die Hand auf die Stirne, während die Lippen ein bitteres Lächeln umkräuselte. Er erinnerte sich des müßigen Klatsches, der ihn in den ersten Tagen seiner Herkunft verfolgt, und wie eine eiskalte Hand griff der Gedanke an sein Herz, daß nun die Farce zu seiner blutigen Verspottung fortgespielt werden möchte; doch nein, beruhigte er sich alsbald wieder, dazu haben die beiden Bursche da drunten zu unbefangen, zu ehrerbietig sich benommen; das könnte ja dem Vater auch nichts nützen, ohne seine Tochter selbst dem nämlichen Spotte preiszugeben — jetzt nicht mehr, nachdem es so weit gekommen. Ach Julia, warum kein Wort, keinen Blick von dir! —

Als Theobald zu Hause angelangt, wieder nach seinem Gemache hinaufsteigen wollte, trat ihm oben an der ersten Treppe die höfliche Meisterfrau entgegen, die ihn unter

Erröthen und Knixen zur offen ſtehenden „grünen Stube“ führte. Es war das Prunk- und Paradegemach des Haarkräuslers und nun recht freundlich mit friſchen Blumen ausgeſchmückt. „Ich hab's wohl gedacht, mein Mann werde ſich ungeſchickt benommen haben, heut' früh,“ ſagte die Meiſterin lächelnd und nicht ohne deutliche Befriedigung auf die eben vollendeten Anordnungen ihres Haustempels blickend, „aber Ihr müßt ihm verzeihen, Junker Theobald, wer konnte das wiſſen, da Ihr immer geheim gethan habt uns geringen Leuten gegenüber. Freilich, freilich, mir hat immer was ſchwanen wollen, wenn ich Euch anſah, wie gar herrlich und ſchön Ihr ſeid, ſtattlicher, wie gar keiner unſerer gnädigen Herrn; gewiß, gewiß, werthеſter Junker.“

„Abermals und auch hier,“ rief Theobald, den über der fortwährend knixenden Verehrſamkeit ſeiner ſonſt nicht eben herablaſſenden Hauswirthin eine unwillkürliche Lachluſt anwandelte, „und habt Ihr denn nicht ſelbſt gewußt, daß ich ein hoher Herr bin, Frau Suſanne?“

„Ach, gnädiger Herr,“ erwiderte die Meiſterin mit ſeinem Lächeln, „des Bölzleins und ſeines Geredes wegen hätt' ich's freilich nie geglaubt, obſchon der Himmel wiſſen mag, wie er's am erſten Tage erfahren konnte; aber Ihr wolltet es ja nicht leiden und da mußte unſer Einer Reſpekt haben vor Euern Gründen, das gebührte ſich.“

„Und jetzt Frau Suſanne ... woher habt Ihr beſſere Kundſchaft?“

„Ach, gnädiger Herr, wie Ihr noch immer zu ſpaßen beliebt; meint Ihr, der ſchwarze Jakob ...“

„Der Reitknecht des Obersten, der heut' den Brief gebracht?"

„Ei, freilich, der hat kein Hehl daraus gemacht, daß der Oberst ihm selbst erzählt, wie Euer gnädiger Herr Vater, ein reicher, mächtiger Reichsherr draußen in Deutschland, einst sein Kriegskamerad gewesen und wie Ihr nur des Fräulein Julia wegen ... ja, was die jungen gnädigen Herren nicht Alles ausdenken in ihrer Liebe! ..."

„Gut, Frau Susanne," sagte Theobald, sein erröthendes Gesicht abwendend, „grüßet mir den Meister; ich danke Euch für Eure Freundlichkeit." —

VI.

Zehn Tage vergingen, nachdem Theobald sich auf das Begehren seiner Meisterleute in der grünen Stube einquartirt, bevor er wieder zum ersten Male die Schwelle derselben überschritt, um das Haus zu verlassen. — Während dieser ganzen Zeit hatte er weder von Julien, noch dem Obersten ein Lebenszeichen vernommen, obwohl der schwarze Jakob sich regelmäßig wie die Uhr jeden Morgen einstellte, um sich zu erkundigen, ob dem Junker nicht ein Ausritt beliebe. Es verursachte dem guten Burschen sichtlich schweren Kummer, jedesmal einen abschlägigen Bescheid zu erhalten, und doch trug er daran selbst die Schuld, freilich ohne eine Ahnung darüber zu haben; denn diese Schuld bestand auch nur darin, daß er auf leises Anfragen schon am ersten Morgen mit unbefan-

gener Freudigkeit bestätigte, was die Meisterin über ihre sichere Kunde von der hohen Herkunft ihres vormaligen Gesellen ausgesagt. „Ja, ja," hatte der ehrliche Schwarze zum Schlusse seines Berichtes gemeint, „Euer gnädiger Herr Vater muß ein trefflicher Kriegsmann gewesen sein, Junker; und unser Herr Oberst hat auch erzählt, wie oft er auf Eurem Schlosse fröhlich zu Gaste gewesen sei. Der Christian hat schon einen rechten Aerger, daß er Euch nicht gleich wiedererkannt, als Ihr in's Haus kamet, obwohl Ihr damals, als er mit unserm gnädigen Herrn in Deutschland war, noch in der Wiege werdet gelegen haben, Junker; doch des prächtigen Schlosses und der großen Jagden, welche da veranstaltet wurden, vermag er sich noch gut zu erinnern."

Diese Entdeckung brachte auf Theobald einen eigenthümlich einschüchternden Eindruck hervor, wie es sonst weder offene Gewalt noch Gefahr vermocht hätten. Wie sollte er sich wehren gegen diesen Kunstgriff des standesstolzen Aristokraten, der ein schon vorhandenes Gerede benutzte, um wenigstens vor dem großen Haufen die nicht standesgemäße Liebe und Verbindung seiner Tochter zu vertuschen? — Oft wollte es ihn sogar bedünken, als dürfe er dem alten Herrn nicht einmal grollen darüber, zumal auch Julie vor manchem schmerzlichen Pfeile des Vorurtheils dadurch geschützt werden konnte; bald aber kam er sich wieder wie ein Vertauschter vor, der mit allen Mitteln gegen einen schmählichen Verrath, den man an ihm begangen, ankämpfen müsse, nur um sich selbst zurückzugewinnen. Und gewiß war es auch blos die

Befürchtung, der geliebten Dulderin, die für ihre Liebe schon so viel gewagt, vermehrtes Leid zu bereiten, was ihn abhielt, das über ihn geworfene Netz mit festem Griffe durchzureißen. „Warte zu," suchte er sich zu beruhigen, „bis sie, fremder Gewalt entrückt, unter deinem Schutze steht, dann wirst du thun, was deine Ehre heischt." Ach, wie für manche Bitterkeit schloß schon der Gedanke, der Herrlichen, der Reinen bald angehören zu können, den süßesten Trost in sich.

So verbrachte Theobald die Tage auf seinem Gemache verborgen, um wenigstens nicht vor mehr Menschen als durchaus nothwendig war, durch sein zustimmendes Schweigen Theilnehmer an dem betrüglichen Spiele zu werden; aber das bunte militärische Treiben, das sich vom Morgen bis zum Abend unter seinen Fenstern entfaltete, ließ auch noch einen andern Gedanken nicht zur Ruhe kommen bei dem Einsamen, die Erinnerung nämlich an den unglücklichen Verschwörer, der die Ursache dieses unablässigen Trommelschlages und Pfeifenklanges geworden. Und je banger die Sehnsucht nach Julien, das Verlangen, über ihre Lage Nachricht zu erhalten, sich bei Theobald regte und je peinlicher er das Benehmen ihres Vaters empfand, um so qualvoller kam ihm auch die Ueberzeugung, daß er an dem gefangenen Hauptmanne ein schweres Unrecht begangen; denn wie manchen schmerzlichen Schlag mochte dieser von der stolzen Aristokratie empfangen haben, bevor er sein Leben zur offenen Bekämpfung derselben auf's Spiel gesetzt! — Du hast kein Recht, dich über die Unbill zu beklagen, die dir angethan wird, sprach es unab-

läſſig in ihm; du haſt es an dieſem Unglücklichen verdient ... Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit. —

Eines Abends kam der Meiſter Hänni mit der Nachricht, daß der Hauptmann Henzi mit noch zwei andern Verſchwörern, dem großen Stadtlieutenant Fueter und dem Kaufmanne Wernier, zum Tode verurtheilt ſeien und bereits morgen hingerichtet werden ſollten. Obwohl dieſer Ausgang von Anfang an vorauszuſehen geweſen, machte die Kunde doch eine erſchütternde Wirkung auf Theobald. — „Und auf die Schuld, die du an dieſem Blute trägſt, wirſt du dein Lebensglück aufbauen," rief er erbleichend aus; „du träumſt von beſeligender Liebe, während vielleicht das letzte Wort des Sterbenden deinen Namen verflucht. Suche wenigſtens ſeine Verzeihung, da dir Anderes nicht mehr möglich iſt, wenn dich nicht ſein blutiger Schatten mit ewiger Reue verfolgen ſoll! O Julia, meine Liebe hat dich theuer erkauft!" —

Das waren die Gedanken, die Theobald nach eingebrochener Nacht ſeit langen Tagen wieder zum erſtenmale aus dem Hauſe trieben. Er war entſchloſſen, den zum Tode Verurtheilten, den er vor jener Stunde der Gefangennahme kaum geſehen, um Verzeihung anzuflehen; aber ſeine Schritte wurden unſicher und ſchwankend, als er dem Gefangenwärter die ſchmalen Steintreppen des Thurmes hinan nachfolgte, und ſein Herz pochte, als ginge er ſelbſt einem hülfloſen, gewaltſamen Tode entgegen.

Und leichtern Gemüthes wurde er auch nicht, als ſich bei ſeinem Eintritte in das nur von einem trüben Lämpchen erhellte Gefängniß der Gefangene ſogleich erhob, um

ihm mit einem wehmüthigen Lächeln auf dem bleich gewordenen feinen Gesichte die Hand entgegenzureichen. Theobald hätte ein augenblickliches Aufflackern wilden Hasses leichter ertragen, als diese milde Ruhe, mit welcher der Gefangene sagte: „Ein unerwarteter Besuch, wahrlich; aber darum nicht weniger willkommen, mein Herr."

„Ihr kennt mich also," rief Theobald in der tiefsten Seele ergriffen von dem melodischen Klange dieser Stimme und den ruhigen, edlen Gesichtszügen; „wollte Gott, wir hätten uns nie gesehen vor diesem Augenblicke."

„Wir haben unsere Bekanntschaft freilich auf seltsame Weise gemacht," erwiderte der Gefangene, „doch wüßt' ich nicht, weshalb Ihr ein besonderes Bedauern darüber haben solltet."

„Ich komme, um Eure Verzeihung zu erlangen. Gebt mir den Trost, daß Ihr mir keinen Haß, keinen Groll tragt über die Schuld, die ich an Euch begangen habe."

„Haß und Groll gegen Menschen hab' ich mein Leben lang nicht gekannt; warum sollt' ich solche im Angesichte des Todes gegen Euch gefaßt haben, junger Mann? ... Euch überrascht es, einen Rebellen so etwas sagen zu hören! ... Und doch hab' ich nie eine andere Sprache geführt; ich hasse und verabscheue üble Gewohnheiten, Gesetze und Zustände, weil in diesen die Quellen alles Bösen liegen; aber den einzelnen Menschen, der von diesen Verhältnissen umsponnen wird, daß er selten sein besseres, eigenmenschliches Selbst zu finden vermag, den hab' ich stets nur bedauern, nur beklagen können."

„Euer Trost trifft nicht einmal ganz zu für mich,"

ſagte Theobald nachdenklich; „ich habe Euch gefangen genommen und mir dadurch mittelbar eine Mitſchuld an Eurem Verderben aufgebürdet, ohne durch die Macht gewohnter Verhältniſſe zu der That bewogen worden zu ſein. Ich habe ſie ganz aus freien Stücken begangen."

„Glaubt Ihr das?" rief der Gefangene trübe lächelnd; „wär's ſo, dann müßt' ich Euch beneiden um dieſe That, wie um ein ſeltenes, höchſtes Lebensglück, nach dem ich ſtets fruchtlos und vergeblich gerungen. Aber nein, nein, Ihr täuſcht Euch; der Menſch handelt nie voll und unbeirrt aus freiem Willen; denn ſchon in dem Augenblicke, wo dieſer Wille einen Entſchluß in der Seele hervorrufen will, wird er bewußt oder unbewußt durch eine Reihe von Urſachen beſtimmt, die außer uns beſtehen und über die wir nicht gebieten, denen wir nur gehorchen können."

„Bis zu einem gewiſſen Grade muß ich Eurer Anſicht recht geben, obwohl ſie von den Verkündern unbeſchränkter Freiheit ſo wenig getheilt wird, als von den Verfechtern bevorzugter Rechte und abſoluter Gewalt."

„Und dennoch hab' ich recht, und zwar nicht blos bis zu einem gewiſſen Grade," fuhr der Hauptmann eifrig fort, „da nur auf dieſem Wege eine ſittliche Weltordnung zu begreifen und eine gerechte Beurtheilung der Menſchen möglich iſt; denn eben weil die ſittliche Kraft des Einzelnen, der freie Wille, nie frei und unbeirrt zu wirken vermag, hängt auch der beſten That das Unvollkommene an, aus dem dann die Schuld, die Strafe, das Verhängniß entſpringt. Und ſo liegt die Schuld meines Unterganges nicht in Euch, noch bei Jenen, die mir das Urtheil ge-

sprechen, sondern eben in der Unvollkommenheit meiner Handlungen, die sich nach unabänderlichen Gesetzen rächen muß. Wie sollt' ich nun einem Menschen grollen, da ich weiß, daß Jedem aus der Unvollkommenheit seiner eigenen Thaten sein Verhängniß folgt, wie mir selbst? Ob sich dieses dann mehr innerlich oder äußerlich vollzieht, kann ja doch nur dem blöden Auge gedankenleser Kurzsichtigkeit einen Unterschied gewähren."

Theobald lehnte sich von Mitleid und Bewunderung ergriffen schweigend an die Mauer zurück. Was konnte er einem Manne erwidern, der, schon auf der Schwelle der Ewigkeit stehend, das Leben mit dieser Ruhe, mit dieser Klarheit und Ergebung maß? Wie gering mußten da die eigenen Bekümmernisse erscheinen und wie verhängnißvoll trat doch auch wieder das scheinbar Geringe und Zufällige in die festgeschlossene Kette des Schicksals ein! — „Ihr habt recht," sagte er endlich leise, „das Verhängniß entspringt dem Menschen aus der Unvollkommenheit seiner eigenen Handlungen."

„Gewiß, gewiß," erwiderte der Gefangene stehen bleibend, nachdem er eine Weile ebenfalls schweigend den engen Raum auf- und niedergeschritten, „und mir ist auch im Leben nichts Eitleres erschienen, als jene eigensüchtige Ueberhebung, mit der ein Mensch glaubt, dem andern Verzeihung oder Gnade gewähren zu können. Was bedeuten diese Worte in unserm stammelnden Munde, während sich die eigene Schuld wie der Schatten der ewigen Gerechtigkeit über unserm Haupte erhebt? Wer Verzeihung glaubt suchen zu sollen, sieht oder ahnt diesen Schatten

und meint ihm entfliehen zu können; aber es wird ihm nicht gelingen, dem Armen, nie."

„Und doch find' ich nicht nur Troſt, ſondern gewiß auch hülfreiche Kraft in der Ueberzeugung, daß Ihr ohne einen Nachegedanken gegen mich aus dieſem Leben ſcheiden werdet;" ſagte Theobald; „iſt ja doch die verſöhnende Liebe, die in der Verzeihung liegt, der reinſte Abglanz des Göttlichen, wie es im Menſchen erſcheint."

„Die Liebe, ja," entgegnete der Hauptmann, „ſie wirft ein milderndes Licht auf die ſtarre Nothwendigkeit, aber ſie vermag dieſe nicht aufzuheben, wie die Sonne die Gletſcher unſerer Gebirge nur zu vergolden, aber nicht zu ſchmelzen vermag ... glaubt es mir, wenn Euch die Erfahrung nicht ſchon die Lehre gegeben. Wie müßte ſie uns ſonſt den herbſten Schmerz dieſes Daſeins bereiten!" — —

Den ſonſt ſo ruhigen Klang der Stimme hatte bei dieſen letzten Worten ein hörbares Zittern durchklungen, als ſich vor der Thüre ein Geräuſch vernehmen ließ. „Mein Weib, meine arme Melanie!" rief der Hauptmann leiſe aus.

Theobald trat raſch hervor, um den Gefangenen in ſeine Arme zu ſchließen, während unaufhaltſame Thränen aus ſeinen Augen ſchoſſen. — „Ja geht," flüſterte der Verurtheilte, die Umarmung erwidernd; „ſie kennt Euch und weiß die Bitterkeit ihres Schmerzes noch nicht zu ertragen."

„Gebt mir nochmals den Troſt, edler, unglücklicher Mann, daß Ihr verſöhnt von mir ſcheidet," rief Theobald.

„Geht mit Gott," antwortete der Hauptmann, „und

tragt das Unvermeidliche, dem Ihr nicht entfliehen werdet, ohne Menschengroll, wie ich es trage."

Die Beiden hielten sich noch umschlungen, als die Thüre aufging und eine schwarzgekleidete Frau, von zwei in lautes Weinen ausbrechenden Knaben gefolgt, in das Gefängniß trat. Einen Augenblick blieb sie zurückbebend stehen, die großen, dunkelglühenden Augen auf Theobald gerichtet, um sich dann mit leidenschaftlicher Geberde ihrem Manne entgegenzustürzen. — „Wer ist dieser Mensch? ... wie kommt er zu dir?" rief sie die eine Hand ausstreckend. „Kennst du ihn denn nicht mehr, diesen ..."

„Still, Melanie," entgegnete der Hauptmann rasch, das schmerzvolle Weib an seine Brust ziehend und die Hand auf ihren Mund legend, „er ist ein Kind des Unglücks, wie ich, wie du es bist, Melanie." —

Theobald stieg die Wendeltreppen des Thurmes hinab wie von einem dumpfen Traume umfangen, aus dem ihm nichts deutlich mehr entgegentrat, als die dunkelblitzenden Blicke der armen, bleichen Frau und die letzten Worte des Gefangenen: „Er ist ein Kind des Unglücks, wie ich und du, Melanie."— Und wie plötzlich aus einem Traume geweckt schrak er auf, als ihm, zu Hause angelangt, der Meister Hänni schon auf der Treppe mit freudigem Gesichte einen Brief überreichte. — „Der schwarze Jakob hat ihn gebracht; es werde wohl eine fröhliche Botschaft sein, hat er gemeint," sagte der Meister; „die Herrschaft sei diesen Abend wieder angelangt und auch die beiden Junker, die Söhne des Obersten, seien mitgekommen." Theobald starrte das Blatt mit dem großen, be-

helmten Siegel und den feinen Schriftzeichen der Aufschrift lange an, als ob er sich nicht getraute, dasselbe für sich in Empfang zu nehmen, und winkte dann dem Meister, ihn allein zu lassen.

Es waren die leichten, wie hingehauchten Handzüge Juliens, in denen ihm sein Name entgegentrat. Er drückte das Blatt an die Lippen, legte es wieder auf den Tisch und preßte es abermals an Mund und Augen, während er schmerzlich ausrief: „O Gott, Julie, warum gerade heute, warum in dieser Stunde dieses Lebenszeichen von dir, da ich von einem Sterbenden komme! ... Doch trage das Unvermeidliche in Glück und Leid, wie er es thut."

„Mein Theobald," schrieb Julie, „ich habe dir im Namen meines Vaters seinen Willen mitzutheilen. Morgen Mittag sollen wir durch das Wort des Priesters verbunden werden. Du kannst mir glauben, daß ich die wichtigste Stunde meines Lebens lieber an einem andern Tage gefeiert hätte; aber wir wollen uns als gehorsame Kinder erweisen, vielleicht daß wir dadurch den Segen des Himmels für unsere Liebe gewinnen mögen. Meine zwei Brüder werden dich zur feierlichen Handlung abholen. Bis in den Tod deine Julia."

Theobald blickte unbeweglich und bleich wie eine Leiche auf diese Zeilen, bis sie in einer zitternden Thräne vor ihm zusammenschwammen; aber es waren nicht Freude oder Schmerz allein, es war ein bitterer Zorn der Seele, der diese Thränen in seine Augen trieb. — „Ja," rief er endlich aus, „du hältst dein Wort, harter, stolzer Mann; sobald die Rebellion abgethan, sagtest du, soll ich dein

Eidam werden und du glaubst, es sei dies geschehen mit den fallenden Häuptern der drei Unglücklichen. Aber hüte dich, auch du wirst dem Verhängnisse nicht entgehen, das sich an deine Thaten heftet!"

Es war eine lange, bange Nacht, die er mit schlaflosen Augen zu durchwachen hatte; aber er wehrte dem Schlafe, der sich manchmal auf die müden Lider senken wollte, als fürchte er sich vor den Träumen, die schon drohend vor dem wachen Blicke vorüberwehten. Er versenkte sich in die schmeichelnden Hoffnungen eines reichen Liebesglückes, das ihm nun doch kein Menschenwille mehr zerstören konnte, und wenn sich unheildrohende Gestalten heandrängen wollten, rief er leise aus: „Hebt euch weg von mir; der Sterbende hat mir verziehen und drum tret' ich den Lebenden ohne Furcht entgegen." —

Aber diese mühsam ringende Zuversicht wurde bis in ihre letzten Wurzeln erschüttert, als am frühen Morgen schon die Trommeln ertönten und die kriegerischen Schaaren sich unter Theobalds Fenstern zu einem langen Zuge nach dem Gefängnißthurme zusammenordneten. Die Trommeln verhallten allmälig in der Ferne, aber dafür erhob sich der melancholische Klang eines Glöckleins, der mehr denn eine Stunde in die sonnige Morgenluft hinauswimmerte und wohl aus manchem mitleidigen Herzen die leisen Worte lockte: „Gott sei den armen Sündern gnädig!" Endlich verklang auch der letzte Schlag des Glöckleins und Theobald warf sich, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, auf seinem Bette nieder. —

So lag er noch, als vor dem Hause des Meister

Hänni eine geschlossene Carosse von zwei stattlichen Pferden gezogen anhielt, aus der zwei junge Männer in glänzendem Soldatenkleide stiegen und sich nach dem Junker Theobald erkundigten. Der Meister flog zur grünen Stube hinan und eine Viertelstunde später führte er den bisherigen Bewohner derselben unter manchem Bücklinge und Segenswunsche zu den harrenden Offizieren heraus. — „Der Junker Theobald weiß sich nicht zu fassen in seinem Glücke," sagte er, der schnell davonrollenden Carosse stolz nachblickend, zu seiner Frau; „ich habe ihn fast mit Gewalt wie ein Kind umkleiden müssen; als ich hinaufkam, hat er mich wie schlaftrunken angeschaut, bevor er begriff, was ich wollte von ihm."

„Recht bleich und angegriffen sieht er schon aus," erwiderte die Meisterin; „aber der Schönste ist er dennoch von den Dreien." —

Der Meister hatte recht gesehen; Theobald wußte sich nicht zu fassen und noch als er mit seinen zwei Begleitern nach kurzer und schweigsamer Fahrt vor einem Seiteneingange des Münsters anhielt, mußte er gewaltsam seine Gedanken sammeln, um sich deutlich zu machen, was eigentlich vorgehen sollte. Der Sturm widerstreitender Empfindungen, der nach langen Tagen peinlicher Ungewißheit so plötzlich über ihn hereingebrochen, hatte seine sonst rüstige Kraft erschöpft für den Augenblick. Juliens Brüder nahmen ihn höflich in die Mitte und traten mit ihm durch die Kirchenthüre. Der weite, in einem kühlen Zwielichte dämmernde Raum war menschenleer und nur von tief anschwellenden Orgeltönen angefüllt; aber

im nämlichen Augenblicke öffnete sich auch die gegenüberstehende Thüre und Theobald konnte nur mit Mühe einen lauten Ausruf zurückhalten, als er in dem einfallenden Lichtstreifen Julien erkannte, die, von ihrem Vater geführt und von einem Geistlichen in vollem Ornate gefolgt, von jener Seite hereintrat.

Die beiden Gruppen näherten sich langsam dem Altare, der ungefähr in gleicher Entfernung zwischen ihnen in der Mitte stand. Vor demselben angekommen, wichen die bisherigen Begleiter plötzlich einen Schritt zurück, der Geistliche stieg die Stufen hinan und Theobald und Julia standen Auge in Auge gesenkt ihm allein gegenüber.

Sie war bleich wie die weiße Rose, die von dem schmucklosen Myrthenkranze festgehalten neben ihrer Schläfe herabnickte, aber von jener duftigen, fast überirdischen Schönheit überhaucht, die sich manchmal auf das Antlitz guter Menschen legt, sobald sie zur letzten Ruhe eingeschlummert, als der erste verklärende Morgenstrahl eines neuen, schönern Lebens. Es glitt auch kein Erröthen auf ihre Wangen, als sie Theobald die Hand entgegenreichte; sie schaute ihn nur an mit einem langen trübschimmernden Blicke, der deutlicher denn alle Worte sagte: „Wie schwer mußt du um mich gelitten haben, mein Lieber!“ Dann senkten sich ihre Augen und mit einem leisen Drucke der zitternden Hand zog sie ihn neben sich auf die Knie vor dem Altare nieder. Die Orgel verstummte und die Stimme des Geistlichen erhob sich. Er sprach von der Heiligkeit, von der göttlichen Einsetzung des ehelichen Lebens und von den hohen

Pflichten, die zwei Menschen mit ihrer Verbindung zu demselben einzugehen haben. Theobald hörte diese Rede nur wie einen weithinverhallenden Schall an seinem Ohre vorüberziehen; während er deutlicher fühlte, wie Juliens Hand in der seinigen immer heftiger erzitterte und mit einer fieberischen Gluth erfüllt wurde. Aber als der Geistliche mit erhobener Stimme sie aufforderte, zu bezeugen, daß sie in Glück und Leid, in Leben und Sterben in treuer Liebe zusammenhalten und nach dem göttlichen Worte Eines sein wollten, fiel Juliens „Ja" mit demjenigen Theobalds zusammen, wie der reine Klang der Silberglocke. —

Die feierliche Handlung war beendigt. Die tiefen Orgeltöne begannen wieder anzuschwellen und Theobald erhob sich, um seiner Anvermählten den Arm zu reichen; aber im Augenblicke schon stand der Oberst zwischen ihr und ihm und hatte Julien an der Hand gefaßt. Ihre Brüder waren ebenfalls vorgetreten und hatten den Neuvermählten wieder in ihre Mitte genommen. Er streckte, verwundert um sich schauend, beide Arme aus, wie zur Abwehr, und beugte sich vorwärts, Julien entgegen; sie hob langsam den Finger an den Mund und flüsterte angstvoll: „Nicht hier, Theobald; geh' mit meinen Brüdern, wie ich dem Vater folge. Unser Bund ist im Angesichte Gottes geschlossen, er wird uns auch zusammenführen!"

Der Oberst zog stramm und aufrechtgehend die an seinem Arme schwankende Tochter der Thüre zu, durch die er mit ihr eingetreten; Theobald schritt wie im Traume zwischen ihren Brüdern wandelnd zur entgegengesetzten hinaus, wo mit offenem Schlage der Wagen wartete, der

sie hergebracht. Aber als die beiden Begleiter ihn zugleich an der Hand faßten, um ihm einsteigen zu helfen, schob er sie zurück und fragte, ob ihn die Fahrt zu Julien bringen werde, oder warum man ihm ihre Begleitung vom Altare weg verweigert habe? — „Ei, ei, Herr Schwager," lautete die mit einem kalten Lächeln ertheilte Antwort; „Ihr scheint noch sehr wenig mit den standesgemäßen Sitten unserer Stadt vertraut zu sein. Vorerst werdet Ihr nach getroffener Anordnung Euern Aufenthalt auf einem Schlosse im Aargau nehmen und dorthin sind wir eben im Begriffe Euch zu begleiten."

„Und Julia?"

„Wird sobald es schicklich erscheint, nachfolgen. Das müssen wir dem Familienhaupte überlassen, wie gebräuchlich."

„Aber ich bin augenblicklich zu einer solchen Fahrt noch gar nicht vorbereitet," erwiderte Theobald zögernd, „da ich von solchen Herkömmlichkeiten allerdings nicht unterrichtet war. Hab' ich doch nicht einmal von meinen Hausleuten Abschied genommen."

„Bah," rief einer der Herren unwillig, „das hättet Ihr allenfalls heute thun können, aber seit Ihr der Gemahl unserer Schwester geworden, würde sich ein solcher Abschiedsbesuch wahrhaftig seltsam ausnehmen. Für alles Uebrige braucht Ihr nicht zu sorgen. En avant, wir haben heute noch ein schönes Wegstück vor uns."

Sie stiegen ein und der Wagen rasselte die Stadt abwärts, über die Brücke durch das Thor an dem verhängnißvollen Gasthause zum Klösterli vorbei. Auf der Höhe

des letztern angekommen, fuhr er an einem langen Zuge von Männern, Frauen und Kindern vorüber, die von einigen Bewaffneten begleitet wurden. — „Was bedeutet das," fragte Theobald leiſe, als er in der Schaar die Wittwe des unglücklichen Hauptmanns mit ihren zwei Knaben wiedererkannte, „was wollen dieſe Leute?"

„Es ſind einige der Rebellen und die Angehörigen Anderer, die in die Verbannung ziehen." —

Theobald drückte ſich erbleichend und mit geſchloſſenen Augen in die dunkle Wagenecke zurück. Aber wenn er auch mit klaren Blicken ausgeſchaut, er hätte doch nicht wahrnehmen können, wie zur nämlichen Minute am andern Ende der Stadt ebenfalls ein Wagen durch das Thor rollte, der in entgegengeſetzter Richtung nach Süden fuhr. Derſelbe war wie der nordwärtsfahrende mit dem Wappen des Oberſten geſchmückt und führte gleich dieſem eine ſchweigende Geſellſchaft von dannen — den Oberſten ſelbſt und ſeine Tochter, die auch in eine Wagenecke zurückgelehnt, ihre ſtill rinnenden Thränen mit dem Schleier zu verbergen ſuchte.

Die Zwei fuhren den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch ohne Unterbrechung; als ſie in der Morgenfrühe eine Anhöhe erreicht, ſahen ſie vor ſich in der Tiefe den Spiegel des Genferſee's aufſchimmern. Die drei nach Norden Ziehenden dagegen fuhren um Mitternacht durch ein hallendes Bogenthor, hinter dem der Wagen Halt machte. „Endlich am Ziele," rief einer der Brüder Juliens; „ſteigt aus, Schwager."

„Und wo ſind wir denn," fragte Theobald aus ſeinem

dumpfen Brüten aufschreckend; „ich vermag nichts zu erkennen in dieser Finsterniß."

„Auf dem Schlosse Aarburg ... dem festesten im Gebiete unserer ganzen Republik, mein Herr."

„Aber wie denn ... ich glaubte, Aarburg werde nur noch als Staatsgefängniß benützt; nicht so?" ...

„Allerdings, indessen nicht für gewöhnliche Verbrecher! Doch steigt nur aus, der Kommandant des Schlosses ist ein vertrauter und ergebener Freund unsers Hauses." —

Fast zur nämlichen Stunde kehrte in Bern der Meister Hänni von einer der Bürgerwachen, die er jeden andern Abend beziehen mußte, nach Hause zurück. „Nun weiß ich," erzählte er, kaum durch die Thüre getreten, seiner harrenden Frau, „warum unser Herr Theobald nicht mehr heimgekommen nach der Hochzeit und warum diese selbst so plötzlich und still gefeiert worden ist. Der Krieg ist wieder ausgebrochen in Deutschland draußen und der Junker hat augenblicklich mit seinen beiden Schwägern zum Heere abreisen müssen. Die Drei sind Kriegskameraden zusammen, wie es einst ihre Väter waren. Man hat ihm den Soldaten immer angesehen, wenn er so hochaufrecht dastand, dem Herrn Theobald."

„Und seine gnädige Frau, die Julia?"

„Die zieht, bis der Kriegssturm vorüber ist und sie ruhig zu ihrem Gemahle reisen kann, auf eines der Landgüter ihres Vaters im Waadtlande drinnen."

„Die armen Leute!" seufzte die Meisterin mitleidig, „so vornehm und schön Beide sind, so haben sie nun doch auch schon ihr Kreuz; wer weiß, ob sie einander

nur wiedersehen in diesem Leben, wenn der Junker Theobald in den Krieg ziehen muß!“

Ein Jahr später, die Frühblumen hatten verblüht und an den alten Mauern von Aarburg rankte schon da und dort eine wilde Rose aus dem zerklüfteten Gesteine sich an eines der eisenvergitterten kleinen Thurmfenster empor, stand eines Morgens der Befehlshaber der Festung vor der schweren Thüre einer Gefangenenzelle. Eine Weile horchte er und murmelte dann: „Ich wollt', es wär' abgethan.“ Als er in die Zelle trat, erhob sich der Bewohner derselben und strich langsam die üppigen, aber schon leicht ergrauenden Haare aus der Stirne, unter der zwei dunkle, trübflimmernde Augen lagen. „Ich hab' Euch zwei Botschaften zu bringen, Herr Meyer,“ sagte der Kommandant; „Julia ist gestorben ... Gott habe sie selig; und der geheime Rath von Bern will Euch in Gnaden Eure Freiheit schenken, jedoch unter dem Beding, daß Ihr innerhalb vier Tagen das Gebiet einer löblichen Eidgenossenschaft zu verlassen habt und dasselbe bei Todesstrafe nie wieder betreten werdet.“

„Todt!“ rief der Gefangene nach langem Schweigen leise vor sich hin; „todt ... eine Lüge, wie das Leben.“

„Hier habt Ihr den Beweis,“ erwiderte der Kommandant, ein Papier hervorziehend, „daß sie seit vierzehn Tagen in der Schloßkapelle von Buisslans begraben liegt. Ihr habt eine Stunde Bedenkzeit, ob Ihr das

gnädige Anerbieten des Rathes annehmen wollt oder vorzieht, hier zu bleiben."

Der Gefangene blickte lange ohne eine Wimper zu zucken in das gereichte Blatt und flüsterte dann in seinem leisen Tone: „Vuiffland? ... dein Vater hat mir sein Versprechen gehalten; ich halte das meinige ... Eines mit dir im Leben und Sterben, Julia. Ich nehme die Gnadenbedingung an, Herr Kommandant." —

Noch am nämlichen Tage schickte der Kommandant durch einen besondern Boten einen Bericht an den geheimen Rath nach Bern. In demselben wurde mitgetheilt, der Haarkräusler Theobald Meyer aus Köln, der wegen der Listen, durch die er eine hohe Standesfamilie der Republik in Kummer und Schande zu bringen beabsichtigt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt gewesen, habe zwar die ihm angebotene Gnade willig angenommen, sei aber dem Hatschierer, der ihn über die Grenze zu bringen beauftragt worden, alsbald entsprungen und habe sich in die Aare gestürzt. Bis zur Stunde habe seine Leiche noch nicht aufgefunden werden können.

Die Freiämter Deputirten
und
General Massena.

Die Freiämtler ſind von jeher geweſen, wofür ſie mit Recht heute noch gelten, nämlich ein ſpekulatives, kluges Völklein, das ſich in günſtigen Zeitumſtänden auf ſeinen Vortheil verſteht, in ſchlimmen aber den Schaden zu wenden weiß. Wie dieſes Völklein heutzutage aus leerem Stroh blanke Dukaten prägt und ſeine unanſehnlichen Bauernhäuſer in wahre Paläſte umwandelt, iſt weltbekannt — ſind ja die Wohlener Strohbänder und Schnürchen eine theure und geſuchte Waare ſelbſt jenſeits der Meere. Weniger bekannt iſt, welche Bewandtniß es mit dem Schadenwenden und Salviren in ſchlimmen Zeiten hat. Oder wer weiß z. B., wie ſich die Freiämtler im Kriege zwiſchen den katholiſchen Orten und Bern von 1712 durchhalfen? — Damals kalkulirten die Katholiſchen: die Freiämtler ſind, als unſere Glaubensgenoſſen, auch unſere natürlichen Vorpoſten gegen das reformirte Bernbiet; wir müſſen uns daher ihrer Treue und Wachſamkeit verſichern. Zu dieſem Zwecke ſchickten ſie eine anſehnliche Deputatſchaft in's Freiamt, welche die Leute über ihre wichtige Aufgabe aufklären und ſie in Eid und Pflicht nehmen ſollte. Die Ausgeſchoſſenen des Ländchens hörten die Botſchaft der gnädigen Herren und Obern von Luzern mit geziemendem Ernſte an und zogen ſich dann zurück zu ge-

meinſamer Berathung. Nachdem ſie das Für und Gegen geprüft und abgewogen, traten ſie wieder vor die hohe Geſandtſchaft der fünf Orte und ihr Obmann erklärte im Namen Aller laut und feierlich: „Wenn die Berner chömmit, ſo ſchüßit mer nit; wenn ſie aber nit chömmit, ſo wend mer Standare halte.“ Die gnädigen Herren von Luzern hatten gut auf eine andere Antwort dringen; die Freiämtler behaupteten, daß ſie ihres Landes Wohl und Weh richtig in's Auge gefaßt, und dabei blieb es. —

Die diplomatiſche Klugheit, die dieſen Beſchluß diktirt, iſt keineswegs mit dem Geſchlechte von 1712 ausgeſtorben, ſondern hat ſich unverkümmert auf Söhne und Enkel fortgeerbt. Das zeigte ſich beinahe ein Jahrhundert ſpäter, im Jahre 1799.

Damals ſah es betrübt und bedenklich aus im Vaterlande und es war wohl nöthig, daß der gemeine Mann oft mehr Klugheit zeigte, als Diejenigen, die ihm zu Regenten geſetzt waren. Die eigentlichen Regenten indeſſen waren die Franzoſen oder ihre im Lande kommandirenden Generale, und die einheimiſchen Herren, welche blos dem Namen nach regierten, konnten ſelbſt zuſehen, daß ſie nicht irgendwo am unrechten Orte ein mißbeliebiges Wörtlein ſprachen, oder am rechten einen Bückling vergaßen. Schlimmer wurde es noch, als der Franzos ſelbſt nicht mehr alleiniger Regent blieb und vom Bodenſee her Oeſterreicher und Ruſſen heranrückten, die an der Regierung des unglücklichen Landes ebenfalls ihr Theil haben wollten. Die Franzoſen mußten ſich vor dem mächtigen Anpralle des Gegners zurückziehen, und ſo ſtanden bald auf dem rechten

Ufer des Wallensee's, die Linth, den Zürichsee, die Limmat und Aare herab die Oesterreicher und Russen, die Söhne der großen Nation auf dem andern Ufer. In der Stadt Zürich eilten die Kosaken auf ihren flinken Rößlein die steile Münstertreppe auf und nieder und streckten Kalmüken ihre Lanzenspitzen nach den Fenstern empor, in der Meinung, man solle ihnen ein Stück Brod daran stecken, während die französischen Grenadiere auf der Höhe des Uetliberges singend und kauderwelschend um das Wachtfeuer saßen, an dem sie ein „requirirtes" Schaf brieten.

Dem französischen Obergeneral Massena, der damals im Städtchen Bremgarten sein Hauptquartier hatte, gefiel indessen das Schweizerländchen viel zu gut, als daß er Willens gewesen wäre, dasselbe mit dem Oesterreicher und Russen zu theilen; auch war er nicht der Mann, der einen empfangenen Schlag lange unerwidert gelassen hätte. Man kennte daher diesseits des Uetliberges bald merken, daß es sich um die Vorbereitungen zu einer großen Entscheidungsschlacht handle. Von Genf und andern französischen Grenzorten zogen auf allen Straßen zahlreiche Hülfsschaaren zu dem an der untern Aare und zwischen Reuß und Limmat liegenden fränkischen Heere heran, freilich meistens blutjunge, bartlose Leute, die noch nie Pulver gerochen und nun marschirend auf den Straßen und den großen Dorfplätzen einexerzirt wurden; aber trotz Unerfahrenheit und Jugend waren sie voller Zuversicht, da Massena, der Liebling der Siegesgöttin, wie ihn Bonaparte genannt, an der Spitze des Heeres stand. Nach der Mitte des Septembers sah man auch große Wagen-

züge, mit Schiffen beladen, gegen das Freiamt zuführen, die an der Aare aufwärts bis an den Bieler- und Neuenburgersee zusammengesucht worden waren. Ueber dem ganzen Lande lagen Angst und bange Erwartung.

Einer dieser mit Schiffen beladenen Wagenzüge machte Halt in dem kleinen Freiämtler Dorfe Bünzen, das etwa zwei Stunden von Bremgarten, dem damaligen französischen Hauptquartiere, entfernt, an der Bünz liegt, einem ziemlich großen Bache, der zur Regenzeit oft mächtig anzuschwellen vermag. Die Pontons wurden abgeladen, in den Bach gebracht und da an großen Pflöcken festgebunden. Die Bünzener betrachteten das Schauspiel mit erschrockener Verwunderung. So lange die Bünz das Thal herabfloß, hatte ihr Wasser noch nie ein Schifflein gesehen, außer etwa, es hätte sich ein erfinderischer Junge ein solches aus Dachschindeln zum Spielzeuge erbaut; was sollten nun plötzlich die zahlreichen und großen Fahrzeuge zu bedeuten haben? — Diese Frage beantwortete den geängstigten Dorfbewohnern der alte Nachtwächter, der Holländer-Steffen, der mehr als zwanzig Jahre in holländischen Diensten verlebt hatte und daher seinen Namen trug. „Was das heißen soll," sagte er ernst, „mille tonnerre — die Franzosen wollen eine Schiffbrücke über die Bünz schlagen, weil sie daherum eine Schlacht zu liefern gedenken. Parbleu — da bin ich schon mehr dabei gewesen. Die Schiffbrücken schlägt man zum Avanciren und Retiriren; aber drum herum geht's immer am blutigsten her. Mille tonnerre, das muß ich am besten wissen."

Diese Auskunft des alten Kriegsmannes verbreitete im

Dörfchen Jammer und unſägliche Beſtürzung. Wußten doch die Alten, wenn auch nur vom Hörenſagen, noch genug zu erzählen, wie es damals hergegangen, als die Ländler und Berner vor neunzig Jahren drüben auf der Langelen ſich geſchlagen hatten. Die flüchtigen Katholiſchen konnten ſich nicht über die angeſchwollene Bünz retten und mußten ihren Rückweg durch das Dörfchen nehmen; aber die welſchen Berner Dragoner folgten ihnen auf dem Fuße und hieben nieder, was ſie mit den langen Pallaſchen erreichen konnten. Als einige der Flüchtigen, hinter Häuſern verſteckt, hervorſchoſſen, ſtand in wenigen Augenblicken das halbe Dörfchen in Flammen, und als der Kampf vorbeigetobt war, lag neben den rauchenden Feuerſtätten mancher Bünzener in dem feſten Schlafe, von dem Keiner wieder aufwacht. Barmherziger Himmel — wie ſollt' es nun erſt werden, wenn ſich da Franzoſen und wilde Ruſſen herumſchlugen? — Der junge Kaplan ſuchte zwar den Wehklagenden nach Kräften Troſt einzureden. Eine Schlacht werde hier ſicherlich nicht geſchlagen, ſondern da, wo ſich die Feinde gegenüberſtünden, alſo drüben im Limmatthale, etwa bei Zürich, oder vielleicht auch drunten an der Aare bei Windiſch, und die Schiffe würden ſchon wieder aus der Bünz verſchwinden, wenn es an der Zeit ſei. Aber der gute Mann kam übel an mit ſeiner Weisheit. Was der Bücherwurm von ſolchen Dingen verſtehen ſollte, brummte der Holländer-Steffen, in ſeinem militäriſchen Ehrgefühl verletzt, und die heulenden Weiber ſekundirten ihm nach Kräften. Der Kaplan habe gut reden, ſchrien ſie, er müſſe weder für Vieh noch Kind

Kummer tragen und könne den Staub von den Füßen schütteln, wenn es zum Fehlen gehe. — Die Männer waren gleichfalls dieser Meinung, und selbst der alte Schulmeister, das herkömmliche Orakel des Dorfes, gab seine Ansicht dahin ab: die Langelen habe es in sich. Es sei nun schon zweimal auf derselben geschlagen worden, und was sich gezweiet, werde sich dritten müssen. Gott möge sich der armen Unschuldigen erbarmen. —

Es ist immer ein großes Glück, wenn der Hirte unerschrockener Klugheit bleibt, wo der Wolf mit schreckenvoller Verwirrung in die Heerde fährt. Das konnten jetzt auch die Bünzener erfahren, die einen klugen und umsichtigen Gemeindevorsteher hatten. War dieser der reichste Mann im Dorfe, so war er auch der Gescheidteste, wie sich das von selbst versteht, und hieß nicht umsonst Peterli Wohlrath. Er ließ daher noch am selben Abend die Bürgerversammlung einberufen, um die ernste Lage des Vaterlandes in gemeinsame Berathung zu ziehen. Die bloße Einladung zu dieser Versammlung, die der Helländer-Steffen kraft seines Amtes im Dorfe herumtrug, war hinreichend, in manchem bekümmerten Herzen ein Lichtlein des Trostes aufzustecken. Es ging wie eine Ahnung durch die bangen Gemüther, der würdige Ortsvorsteher möchte einen Weg entdeckt haben, der aus der drohenden Noth zur Rettung führe.

Und diese Ahnung sollte auch nicht getäuscht werden. Peterli Wohlrath sprach zu den versammelten Bürgern, zwischen die sich ängstliche Weiber und Kinder hereingedrängt hatten, mit beweglichen Worten von der Gefahr,

die dem Dorfe drohe. Mit allen Sachverſtändigen ſei er ſelbſt der Meinung, daß eine große Schlacht bevorſtehe und dieſelbe hier in Bünzen geſchlagen würde, wie leider die in der Bünz befindlichen Schiffe zur Genüge erſehen ließen. In dieſem traurigen Falle ſei nur zu gewiß zu erwarten, daß kein Stein des Dorfes auf dem andern bleiben werde.

Dieſe aus ſo klugem und offiziellem Munde kommende Beſtätigung der ſchon herrſchenden Befürchtungen konnte natürlich ihren Eindruck nicht verfehlen; aber als wohlberechnender Redner machte Peterli Wohlrath eine lange Pauſe, um ſeine Worte in ihrer ganzen Wirkung austönen zu laſſen. Die Verſammlung erſcholl von Jammer und Wehklage, bis endlich eine Stimme rief: „Jeſus Maria, Herr Ammann, Ihr werdet doch das Unglück nicht geſchehen laſſen.“

Der alſo Angerufene erhob langſam das Haupt und begann wieder in bedächtigem Tone: „Ja, das allerdings iſt auch meine Meinung, wir dürfen das Unglück nicht geſchehen laſſen; aber wie es verhindern, iſt eine andere inhaltsſchwere Frage.“ — Der Redner machte abermals eine Pauſe. Alle Köpfe ſtreckten ſich neugierig und erwartungsvoll empor und durch die ganze Verſammlung ſummte es: „Ja — wie iſt das zu machen!“ — „Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben,“ fuhr der würdige Vorſteher nach einer Pauſe fort — „wir ſchicken eine Deputatz an den Obergeneral und erſuchen ihn, ſeine Schlacht an einem andern Orte zu ſchlagen. Das iſt meine Meinung.“ — Die hoch emporgereckten Köpfe ſanken wieder

zurück, um ſich gegenſeitig mit ſtaunender Verwunderung anzuſchauen.

Ja, das war es; — mit einem einzigen Worte war das Errettungsmittel genannt, ſo klar und einfach, und doch war's vorher Keinem eingefallen. Nach dem erſten Schweigen der Verwunderung über die eigene Einfalt und der Bewunderung der ortsvorſteheriſchen Weisheit machte ſich das dankbare Gefühl in einem lauten und allgemeinen Beifallrufen Luft und nach wenigen Minuten waren der Ammann und der alte Schulmeiſter mit der Ehre beauftragt, dem General Maſſena den nöthigen Staatsbeſuch zu machen. —

In der erſten Dämmerung des folgenden Morgens war vor dem Hauſe Peterli Wohlraths ſchon das ganze Dorf verſammelt, um den beiden Ehrengeſandten noch die letzten Glückwünſche mit auf den Weg zu geben, und dieſe ſchritten denn auch bald im vollen Bewußtſein ihrer Würde und hohen Aufgabe auf der Straße nach Bremgarten hin. Der Ammann trug in einem Querſacke zwei ſehr reſpektable Schinken, die bisher vor den Luchsaugen der Requiſition gerettet worden waren, über die Schulter, während der Schulmeiſter in einem ſaubern Wattſäcklein ein Quantum der auserleſenſten gedörrten Birnenſchnitze nachbündelte. Das waren, wie man ſich noch allzuwohl aus den kaum vergangenen Landvogtszeiten erinnerte, ſehr probate Mittel zur Erreichung hoher Staatszwecke. Die weitern Mittel jedoch zu dem diesmal beabſichtigten Ziele machten den beiden Männern mit jedem Schritte vorwärts größeres Kopfzerbrechen, und kaum eine Viertelſtunde außer-

halb des Dorfes war der ſonſt ehrgeizige Ammann ſchon halbwegs bereit, dem Schulmeiſter die Ehre des Sprechers vor dem Obergeneral mit allen Folgen abzutreten. Der Schulmeiſter ſträubte ſich mit der ſeiner Stellung angemeſſenen Beſcheidenheit dagegen, und die beiden Geſandten verweiſeten immer lauter darüber hin und her, bis ſie durch raſche hinter ihnen herkommende Schritte unterbrochen wurden. Ihr anfängliches Erſchrecken war jedoch überflüſſig geweſen. Es war nur der Holländer-Stöffele, des Holländer-Steffen zwölf- bis vierzehnjähriger Sprößling, der aus dem dämmernden Nebel heraustrat. „Was thuſt du ſchon da draußen?“ fragte der Schulmeiſter, ſeinen Dreiröhrenhut feſter andrückend, den Knaben.

„Nichts für ungut,“ antwortete dieſer mit einem hellen Aufleuchten der klugen braunen Augen, „ich möchte mit euch nach Bremgarten — ich möcht' den Obergeneral einmal ſehen.“

„Was, du Hudelbub?“ rief der erſte Ehrengeſandte ärgerlich, „pack' dich auf der Stell' wieder heim, wenn du nicht da von dieſer Kirſchenſuppe zum Imbiß willſt.“ Dabei hob er auf eine eben nicht einladende Weiſe ſeinen knotigen Marktſtecken empor. Der Knabe wich raſch einige Schritte zurück und beſann ſich einen Augenblick. „Hört,“ ſagte er dann unterwürfig, „laßt mich nur mitgehen, Herr Ammann; ich will Euch bis Bremgarten den ſchweren Sack tragen und dann kann ich ja etwa auf der Brücke warten, bis der General einmal vorbeireitet.“

Dieſer allerdings annehmbare Antrag ſtimmte den Stolz des Dorffürſten ſchon etwas gnädiger und der zweite

Ehrengesandte kam dieser Gefühlsänderung rasch zu Hülfe. Derselbe hatte nämlich alsbald überlegt, daß ihn die Anwesenheit des Knaben von dem bereits unbequemen Gespräche über die Sprecherwürde befreien könnte, und er sagte deshalb: „Wer weiß, Herr Ammann, der Bube hat ein flinkes Maul und von den Soldaten schon allerlei welsche Brocken aufgeschnappt; vielleicht könnt' er uns bei den Posten oder sonst dienlich sein. Auf der Straße kann er ja immer mitgehen."

Der erste Ehrengesandte fand gegen dieses Argument keine stichhaltige Einwendung. Nachdem er seinen Quersack von der Schulter genommen und denselben dem Knaben aufgehalst hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, voran mit bedächtigen Schritten und noch bedenklichern Gesichtern die beiden Männer, die Dreiröhrenhüte trotz des kühlen Herbstmorgens oft von der Stirne nehmend; hintendrein leichtfüßig der Junge, der trotz des schweren Quersackes nicht unterlassen konnte, seinem frohen Muthe dann und wann durch einen Seitensprung Luft zu machen.

Der Tag war kaum vollständig angebrochen, als die wunderliche Gesandtschaft aus dem Walde hervor gegen Bremgarten herabzog. Der Morgennebel lag noch fest auf den Krümmungen der Reuß zusammengegürtet, kaum von den ersten Sonnenstrahlen übergossen, oder spielte in leichtern Wölklein um die Thürme und Spitzgiebel des alten Klosterstädtchens; aber in den engen Straßen desselben rauschte und toste schon ein Leben, als ob da nie an eine Nachtruhe gedacht worden wäre. Ueber die hölzerne Reußbrücke sprengten zu und ab rothbuschige Reiter, da

das alte Fugenwerk bis in den Grund des Waſſers hinab erdröhnte; weiterhin in der Straße wimmelte bärenmütziges Fußvolk durch einander, und vor dem Gaſthofe zum Hirſchen gar, wo der Obergeneral wohnte, ſummte es wie ein Bienenſchwarm. Heranſprengende Reiter ließen ihre dampfenden Roſſe einfach auf der Straße ſtehen und eilten, unbekümmert um die Thiere, die ſteinernen Stufen hinan, die zur Hauptthüre führten; aus dieſer hingegen kamen ebenſo eilfertig andere bärtige Geſichter in prächtigen Uniformen, die ſich auf das nächſte beſte Rößlein warfen und davongaloppirten. Unſere Geſandten, die ſich mühſam bis hieher durchgearbeitet, ſtanden mit ihren Hüten in der Hand angſtvoll in dem Gewirre, jeden Augenblick in Gefahr, von einem Hufe getreten oder überritten zu werden, ohne zu wiſſen, an wen ſie ſich in dieſem welſchenden Haufen um Rath und Beiſtand wenden ſollten. Kein Menſch mochte ſie nur eines Blickes würdigen, mit wie bangfragendem Geſichte ſie auch an Dieſem oder Jenem emporſchauten. „Ihr werdet ſehen," ſagte der Schulmeiſter leiſe zu ſeinem Mitgeſandten, „die Schlacht geht ſchon dieſen Morgen an und wenn wir heimkommen, iſt Alles vorüber — daß Gott erbarm'." — „Das könnt' wohl ſein," erwiderte der Ammann, den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirne wiſchend; „wenn wir nur bei'm General wären — die Red' wollt' ich am Ende ſelbſt halten." — „Ja, aber der Kerl da droben an der Thür läßt uns ſicherlich nicht hinein," ſeufzte der Schulmeiſter, „mir iſt's, ich ſeh' noch Blut an ſeinem langen Säbel." — „Das mein' ich auch," gab der Am-

mann kläglich zurück — „aber wie es immer geh', Ihr ſeid mir vor der Gemeinde Zeuge, daß ich meine Pflicht gethan habe — Schulmeiſter."

In dieſem Augenblick ließ Stöffele, der bisher ruhig hinter den beiden Geſandten geſtanden, ſeinen Zwerchſack auf den Boden fallen und drängte ſich mit einem lauten „Der Kapitän, der Kapitän, der ſo lange im Dorfe geweſen iſt" — der Treppe zu. Die beiden Männer ſchauten ihrem bisher ganz vergeſſenen Begleiter verwundert nach, der in flinkem Sprunge droben an der Thüre neben einem jungen, hochgewachſenen Offiziere ſtand. Ihr Erſtaunen wurde nicht vermindert, als ſie ſahen, wie Stöffele den Militär friſch anredete und nach wenigen Worten von dieſem lächelnd an dem grimmig ausſehenden Poſten vorüber in's Haus geführt wurde.

„Das iſt ein Teufelsbub," brachte endlich der erſte Geſandte ſtoßweiſe hervor, „am Ende macht der die ganze Geſandtſchaft allein ab."

„Wenn's nur hilft," meinte der Schulmeiſter zaghaft, „mir wär's einerlei."

Der Ammann, deſſen Ehrgeiz ſich bei dem Gedanken, ſo ſchmählich um den Erfolg ſeiner Rathſchläge betrogen zu werden, wieder zu regen anfing, würde ſich wahrſcheinlich mit der Demuth ſeines Kollegen nicht einverſtanden erklärt haben; aber während er in rathloſer Verwirrung noch hin und her dachte, erſchien auch Stöffele in Begleit des Offiziers ſchon wieder unter der Hausthüre. Mit leuchtenden Augen kam er die ſteinerne Treppe herabgeſprungen und rief ſeinen Begleitern zu: „Kommt, kommt ſchnell,

der Obergeneral hat jetzt einen Augenblick Zeit und will euch anhören.“ Der unter der Thüre ſtehen gebliebene Offizier machte ebenfalls eine raſch heranwinkende Handbewegung. Der erſte Geſandte faßte ſeinen Zwerchſack in beide Hände, der zweite ſtieß einige unverſtändliche Worte hervor, die wie ein klagender Anlauf zu einem Gebete klangen, und dann ging's wie im Traume die Stufen hinan, an dem wildausſehenden Poſten vorüber den Gang entlang, bis der Offizier eine Thüre öffnete und ſeine Begleiter halb hineinſchiebend mit tiefer Stimme ſagte: „Der Obergeneral.“

Das Wort klang wie ein dröhnender Glockenſchlag an die von innerer Aufregung und dem eben durchlebten Waffengetöſe betäubten Ohren; aber den Abgeſandten wurde doch alsbald leichter zu Muthe, als ſie die Augen aufſchlugen und ſich in einer von frühern Markt- und Kirchweihtagen her wohlbekannten Stube befanden. Wie oft hatten ſie in jener Ecke mit fröhlichen Bekannten einen Schoppen getrunken oder waren in jüngern Jahren durch dieſe Thüre mit ſchäkernden Mädchen nach der Tanzſtube hinübergegangen! Freilich ſah der Raum jetzt etwas verändert aus; ſtatt der ſchönen Heiligenbilder, die ehemals an den Wänden hingen, waren da nun große Papiere feſtgenagelt, auf denen ſich allerlei ſchwarze oder buntbemalte Striche wunderlich genug durch einander kreuzten, auf dem Tiſche lagen ebenfalls große Papierhaufen, und auf dem kleinen Tiſche, der unter dem Spiegel ſtand, blinkten neben einigen Piſtolen ſogar Säbelklingen hervor. Aber gleichwohl war's den beiden Männern wie auf einen

Schlag leichter um's Herz geworden, ſie befanden ſich auf wohlbekanntem Boden, der feſt unter ihren Füßen ſtand. Und der Obergeneral ſelbſt — anderswo hätten ſie's keinem Menſchen geglaubt, daß das der gefürchtete Maſſena wäre, bei deſſen bloßem Namen die trotzigſten Soldaten mit unwillkürlichem Reſpekte an die Mütze langten. Sie hatten ihn die letzte Zeit über wohl ſchon etwa geſehen; aber immer nur von einer Schaar hoher Offiziere oder den gefürchteten rothen Huſaren umgeben, deren wallende Roßhaarſchweife noch lange ſichtbar durch die Staubwolke flatterten, die ſich in ihrem wilden Begleite über die Straße dahinwälzte. Jetzt ſtand hinter dem papierbedeckten Tiſche ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann, ohne Bart noch Kopfbedeckung, in einen weiten Schlafrock gehüllt. Unſer Kaplan hat einen ſchönern, mußten Ammann und Schulmeiſter beim erſten Anblick denken. Als er auf die tiefen Bücklinge der Eingetretenen mit einem leichten Kopfnicken gegrüßt, warf er ſeine dunkeln Augen nach Stöffele. Er griff nach einem Teller, auf dem die prächtigſten Aepfel und Birnen lagen, hob ein Stück in der rechten Hand empor und rief: „Nun, kleiner Schelm, kannſt du das fangen?“ Damit warf er eine Birne in hohem Bogen über den Tiſch herüber und richtig — Stöffele hatte ſie wie eine flinke Katze mit den Händen aufgefangen. Der General lachte, nahm eine andere Birne, that einen herzhaften Biß darein und nickte dem Jungen zu: „Sie ſind gut, probier's nur.“

Dieſe unerwartete Aufnahme half dem Muthe der Abgeordneten vollends auf die Füße und der Ammann machte

dem Schulmeiſter bereits durch einen wohlgemuthen Rippenſtoß bemerklich, daß er auch ſeine Rede wieder vollſtändig im Reinen habe, als der General, eine zweite Birne ergreifend, ſagte: „Nun, ihr guten Leute, was wollt ihr von mir?“

Dieſe Anſprache brachte den geſandtſchaftlichen Redner in einige Verwirrung; ſie paßte ſo ganz und gar nicht zu dem Kunſtwerke, das er ſich in Gedanken zuſammengeſetzt, und er nahte ſich daher ſeinem Nebenmanne mit einem etwas höflichern Ellbogengruße als vorhin. Es war nur die dringende Bitte um das Zuflüſtern einiger paſſender Anfangsworte. Aber der Schulmeiſter, dem der Muth ebenfalls gewachſen, und der ſich durch die Frage des Generals in keinem Concepte geſtört fand, mißverſtand dieſe Bitte; er begann ſich deshalb unter leiſem Räuſpern die Hände zu reiben und hob alsdann ſelbſten an: „Herr Oberſter und General, Herr Obergeneral vielmehr — es handelt ſich von wegen der vorhabenden Schlacht und der Schiffbruck —“

Bei dieſem gelungenen Anfange blieb die Rede plötzlich ſtecken und der Redner ſtolperte entſetzt über ſein Schnitzſäcklein zurück, das er in anfänglichem Eifer zwiſchen die Füße geſtellt hatte. Es war ſich juſt auch nicht zu wundern; und der Ammann und ſelbſt der kecke Stöffele ſahen erſchreckt nach dem General hinüber. Denn kaum hatte der Schulmeiſter mit nachdrücklicher Betonung das Wort „Schiffbruck“ ausgeſprochen, als des Feldherrn bisher ſo freundliches Geſicht wie eine vom Blitze durchfurchte, dunkle Wetterwolke aufleuchtete und

er mit einem lauten Sacredieu einen weiten Sprung in die Stube that.

„Was weißt du von einer Schiffbrücke," rief er, hart an den Schulmeiſter herantretend, „wo ſoll es eine ſolche geben? wer hat dir davon geſagt — Mann?"

Aber der ſo barſch Gefragte war nicht im Stande, eine Antwort zu geben; er deutete, einen kleinen Schritt nach dem andern zurückweichend, nur mit dem Finger auf ſeinen Amtsgenoſſen.

„Nun?" — fragte der General, ſein Geſicht haſtig dem Ammann zuwendend.

Dieſer mochte empfinden, daß der entſcheidende Augenblick gekommen war; aber da ihm ſeine Rede nun vollends verloren gegangen, erhob er ebenfalls die Hand und brachte, auf Stöffele deutend, mühſam die Worte hervor: „Der Vater des Jungen hat's geſagt — der weiß es am Beſten." Ueber das Geſicht des Feldherrn glitt wieder ein Lächeln, als er einen Augenblick die erſchrockenen Männer betrachtet. Dann kehrte er ſich zu Stöffele und fragte: „Nun, Kleiner, was hat dein Vater geſagt — was weißt du von einer Schiffbrücke?"

Der Kleine erhob den ſchwarzen Krauskopf, dem Feldherrn friſch in's Geſicht ſchauend. „Ja, ſeht, Herr General, die Sache iſt ſo. Geſtern haben Eure Soldaten mächtig große Schiffe zu uns nach Bünzen gebracht und ſie dann in der Bünz feſtgebunden; da ſagte mein Vater, Ihr wolltet da über den Bach eine Schiffbrücke ſchlagen und dabei dem Ruſſen eine Schlacht liefern, wobei unſer ganzes Dorf verbrannt und zuſammengeſchoſſen werde."

„Und deshalb ſollen wir den gnädigen Herrn General im Namen unſerer Gemeinde um Gottes und der Heiligen Barmherzigkeit willen bitten, die Schlacht an einem andern Orte zu ſchlagen," fiel der erſte Geſandte mit kläglicher Stimme ein.

Der General warf einen raſchen Blick auf die an der Wand hängende Karte und brach dann in ein ſchallendes Gelächter aus; dabei fuhr er mit beiden Händen dem Knaben nach dem Kopfe und krabbelte mit den Fingern koſend in den krauſen Haaren herum. Aber plötzlich hielt er wieder inne und ſchien einen Augenblick in ernſtes Nachdenken verloren.

„Was iſt dein Vater, Kleiner?" fragte er alsdann Stöffele in das Geſicht ſchauend.

„Er iſt Nachtwächter daheim," erwiderte der Knabe.

„So, ſo; haſt du noch mehr Geſchwiſter?"

„Noch ſechs, Herr General."

„Sieben alſo; aber wie viel Kühe habt ihr im Stalle?"

„Oh," fiel der erſte Geſandte, der über der Heiterkeit des Feldherrn ſein Fahrwaſſer wiedergefunden hatte, räuſpernd ein, „das ſind die ärmſten Leute in unſerm Dorfe; ſie haben nur zwei Ziegen und müſſen wohl manchmal von der Gemeinde unterſtützt werden."

„Wie viel Stück Vieh beſitzt denn Ihr?" fragte der General nach dem Sprecher blickend.

„Je nachdem," erwiderte Peterli Wohlrath, indem er ſich ein wenig höher hob, „fünfzehn bis zwanzig — unterſchiedlich."

„Warum ist denn der Vater des Kleinen da so arm? Taugt er nichts?"

Der zweite Gesandte hielt diese Gelegenheit passend, sich in der Gunst des Feldherrn wieder rehabilitiren zu können. Er sagte daher, mit einem Bückling beginnend: „Das just nicht, gnädiger Herr Obergeneral; er war über zwanzig Jahre Soldat in Holland, und die alten Soldaten sind immer arme Schlucker."

Der Feldherr wendete sich mit einem scharfen Blinzeln seiner dunkeln Augen wieder dem Knaben zu. „So, Kleiner," sagte er, ihm mit der Hand über die braune Wange streichelnd, „du bist ein Soldatenkind — hab' ich mir's doch gleich gedacht. Aber sag', möchtest du nicht auch ein Soldat werden?"

Stöffele schüttelte mit dem Kopfe. „Nein, Herr General, ich möchte ein Doktor werden."

„So, ein Doktor — und warum denn das?"

„Ja, seht, Herr General," erwiderte der Knabe, seine braunen Augen aufschlagend, „als im Sommer so viele verwundete Soldaten die Straße nach Lenzburg hinabgeführt wurden und sie manchmal so elend nach einem Doktor schrien, da hab' ich mir gedacht, das wär' doch das Schönste, ein Doktor zu sein, um den armen Leuten helfen zu können."

Der General legte die Hand an die Stirn und begann in langen Schritten die Stube auf und nieder zu gehen. Plötzlich blieb er vor den erwartungsvollen Abgeordneten stehen und sagte mit ernstem Gesichte: „Was euer Anliegen betrifft, da ist schwer zu helfen. Allerdings

ſind die Vorbereitungen mitten in euerm Dorfe zu einer Schiffbrücke getroffen, um daſelbſt eine Schlacht zu ſchlagen. Am Beſten, ihr zieht ſogleich mit Weib und Kind weg; iſt die Schlacht vorbei und das Dorf zuſammengeſchoſſen, ſo könnt ihr dann ein neues aufbauen."

Dieſe mit eiskaltem Ernſt geſprochenen Worte fielen wie ein Donnerſchlag auf die bereits erſtarkenden Hoffnungen der Abgeordneten. Der Schulmeiſter ſtieß einen tiefen Seufzer aus, während der Ammann ſich mechaniſch niederbückte, um ſeinen Zwerchſack zu öffnen. Der General, der die Abſicht dieſer Bewegung errathen mochte, machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr nach einem dumpfen Schweigen wieder fort: „Ihr dauert mich, aber meine Pflicht iſt ſtreng. Es gäbe vielleicht ein einziges Hülfsmittel. Eure Gemeinde bezahlt mir 3000 Kronen an die Koſten, die ich bereits zur Herſchaffung der Schiffe nach [illegible]en gehabt; aber wohlverſtanden, freiwillig und nicht als Kontribution. Dann will ich ſehen, wie ich's vor der Regierung verantworte und ein anderes Schlachtfeld aufſuchen. Bis heute Abend muß ich jedoch Geld oder gute Bülten in Händen haben."

Die Abgeordneten hatten dieſen Vorſchlag mit athemloſer Angſt angehört. Mit demſelben war ihnen die ſchwerſte Laſt vom Herzen genommen; aber Peterli Wohlrath begriff ſogleich, daß es ſich nun darum handle, die minderſchwere noch möglichſt zu erleichtern. Seinen Zwerchſack wagte er nicht mehr aufzuheben; dagegen fing er mit etwas kläglicher Stimme an: „Dreitauſend Kronen für eine arme Gemeinde —"

Der General zog eine große goldene Uhr hervor und ließ sie durch einen Fingerdruck anschlagen. „Es ist jetzt 9 Uhr," sagte er streng. „Bis Abends 6 Uhr habt ihr Zeit. Nachher ist's zu spät."

Er zog an einer Klingel und sogleich trat ein Offizier herein. „Zwei Grenadiere begleiten diese Leute nach Bünzen, um bald möglichst Rapport zu erstatten." Der Offizier öffnete die Thüre und die Gesandten standen wieder ebenso rasch draußen auf der Straße, als sie hineingetreten waren. Stöffele kam erst einige Augenblicke hintendrein gesprungen. „Seht, das hat mir der brave General für meinen Vater gegeben," rief er, seinen Begleitern die nur leise geöffnete Hand entgegenstreckend, zwischen deren kleinen Fingern ein glänzendes Goldstück hervorblinkte. Alsbald traten zwei Grenadiere heran, und marsch ging's über die Brücke hinaus die Straße nach Bünzen zu. —

Die daheimgebliebenen Bünzener, die den Vormittag in banger Erwartung durchlebt hatten, saßen noch nicht beim Mittagessen, als der Holländer-Steffen den sofortigen Zusammentritt der Gemeinde durch einen Hornruf im Dorfe herum verkündigte, wie dies in dringendsten Fällen bisweilen zu geschehen pflegte. Die Männer liefen sperrstreichs dem Gemeindehause zu, und noch war in manchem Topfe nicht fertig gekocht, als sie den bangen Frauen die Nachricht heimbrachten: „Gottlob, nun wird hier nicht geschlagen — wir haben uns um 3000 Kronen von dem Unglücke losgekauft. Ja, der Peterli Wehrath ist doch ein Mann — wenn wir den nicht hätten!" —

Waren die Bünzener prompt, so war's General

Maſſena nicht minder. Kaum hatte ſich die Sonne auf den Wald geneigt, zog von einer Huſarenabtheilung begleitet ein langer Wagenzug in's Dorf. Die Schiffe wurden wieder aus der Bünz gehoben, aufgeladen, und fort ging es auf der Straße nach Bremgarten.

Die Dorfbewohner ſchickten ſich zu einem ruhigern Schlafe an, als die vergangene Nacht; aber noch lagen ſie in tiefen Träumen, als ſie von einem toſenden Donner aufgeſchreckt wurden, der über den Bremgartner Berg herüberſcholl. Er dauerte in ununterbrochener Heftigkeit den ganzen Morgen fort, und am Nachmittage hieß es, die Franzoſen hätten in der Nacht drüben bei Dietiken eine Schiffbrücke über die Limmat geſchlagen und die Ruſſen dort und bei Zürich angegriffen. Das ganze Dorf war freudig und bewundernd einverſtanden, als Peterli Wohlrath mit nachdenklichem Geſichte ſagte: „Was der Maſſena für ein Mann iſt! handkehrum verlegt er die Schlacht von der Bünz mehr als vier Stunden weit über den Berg weg an die Limmat hinüber. Aber wer iſt ſchuld daran?“

Nachdem dieſe Schlacht den ganzen Tag gedauert und noch am folgenden Morgen ferner Kanonendonner über den Berg her grollte, kam gegen Abend der Bericht, die Ruſſen ſeien total auf's Haupt geſchlagen, die Franzoſen verfolgen ſie auf der Straße nach Eglisau und Schaffhauſen hin und der General Maſſena habe ſein Quartier bereits wieder in Zürich aufgeſchlagen.

Jetzt hintendrein, da alle Gefahr vorüber war, ſtellten ſich allmälig mehrere Bünzener auf die Seite des Kaplans,

der fortwährend behauptete: Massena habe nie daran gedacht, weder über die Bünz eine Schiffbrücke zu bauen, noch hier eine Schlacht zu schlagen, aus dem einfachen Grunde, weil hier keine Feinde gewesen wären, sondern blos drüben an der Limmat. Die Schiffe seien auch nur in die Bünz gebracht worden, damit sie nach dem langen Landtransport wieder wasserdicht und für den Gebrauch tauglich werden. Diese Ansicht gewann sogar die Oberhand, als man vernahm, daß schon mehrere Tage vor dem Bünzener Schrecken der ganzen Reuß entlang, von Dietwyl bis nach Mellingen hinunter solche Schiffstransporte angelangt und in's Wasser gestoßen, aber fast zu gleicher Zeit wie in Bünzen wieder abgeholt worden waren.

Das Alles jedoch focht am wenigsten den Holländer-Stoffel an, obwohl ihm auch mancher Seitenhieb über seine militärische Prophezeiung zugemünzt wurde. Wenige Tage nach der Schlacht war er mit Stöffele vor das Statthalteramt nach Bremgarten zitirt und ihm dort unter einem mit Freudenthränen und sattsamen milletonnerres gewürzten Erstaunen tausend blanke Kronen eingehändigt worden, „als ein Geschenk des Obergenerals Massena.“ Eine weitere Eröffnung ging dahin, von demselben General seien dem bekannten und hochgeschätzten Doktor Weißenbach in Bremgarten zweitausend Kronen übergeben worden, der sich dagegen verpflichtet und versprochen, für Stöffele's Heranbildung zum Arzte zu sorgen. Was der Doktor nun vor der Hand beabsichtige, das könnten Vater und Söhnchen bei ihm selbst in Erfahrung bringen.

Das geschah denn auch. Stöffele zog gleich am fol-

genden Tage nach Bremgarten, um dort zunächſt die Lateinſchule zu beſuchen. —

Der zum tüchtigen Arzte ausgebildete junge Mann fand ſpäter im ruſſiſchen und ſächſiſchen Feldzuge noch übervolle Gelegenheit, dem Wunſche nachzuleben, der einſt die Seele des Knaben beim Anblicke um Hülfe flehender Verwundeter erfüllt und erſchüttert hatte, da er nach kaum beendigten Studien als Feldarzt bei den ſchweizeriſch-franzöſiſchen Auxiliartruppen eingetreten war. Nach der Auflöſung oder Umwandlung dieſer Truppen beim Sturze Napoleons in bourboniſche Regimenter begab er ſich auf Reiſen, pflegte aber, nach mehr als zwanzigjähriger Abweſenheit in die Heimath zurückgekehrt, die hier mitgetheilte Begebenheit ſeiner Jugendgeſchichte vor den reichen Erfahrungen ſeiner Männerjahre am liebſten zu erzählen. Dem General Maſſena hat er ein dankbares Andenken fortbewahrt, doch ſchloß er gewöhnlich: „Ja, der verſtand das Geldmachen, gab ſich aber dabei ſelten ſo ſeine Mühe, wie bei den Bünzener Ehrengeſandten, davon könnte noch Mancher erzählen im Schweizerlande und anderwärts."

Das Vaterhaus.

Aus den Papieren eines Landpfarrers.

Das Dorf, in dem ich vor zwei Jahren Pfarrer geworden, war einer jener traulich einsamen Erdenwinkel, wie sie nirgends anmuthiger gefunden werden, als in manchen abgelegenen Seitenthälern unsers Vaterlandes. Dem Flusse entlang zerstreuten sich die einzelnen Häuser durch die schmale Thalebene, die auf den ersten Blick von allen Seiten mit waldbewachsenen Höhen umschlossen schien; kam man jedoch näher an das Dorf heran, so wichen nach Osten hin die Hügelreihen etwas zurück und ließen im Morgen- und Abendscheine die Häupter der Schneegebirge auf das stille Gelände hereinschauen.

Die friedsame Ruhe und Beschaulichkeit dieses Dorflebens hatte mich anfänglich mit um so anmuthigerem Reize umfangen, als ich kaum dem bunten, mitunter wohl auch wilden Treiben und Wechsel des Studienlebens entronnen war; aber allmälig thaten mir's die beweglichen Wasser an, die unter den Fenstern meines stillen Pfarrhauses vorbei das Thal hinabzogen, um weit drunten Städte und Menschen zu begrüßen, mit denen ich einst ein leid- und freudvolleres Leben getheilt.

Wenn sich das Gemüth eine Zeit lang in einsamer Natur- und Selbstbeschauung gesättigt, erwacht in ihm eine erneute Sehnsucht, die gewonnenen Eindrücke und

Gedanken einem mitfühlenden Menschengeiste anzuvertrauen, um sie von ihm in erweiterter und veredelter Gestalt zurückzuempfangen. Diese Sehnsucht zu stillen war mir aber in meiner gegenwärtigen Lage gar selten vergönnt. Kam auch bisweilen einer meiner Freunde des Weges gegangen, so zog er rasch wieder von dannen, wie der Zugvogel, der uns in seinem herbstlichen Nebelfluge auf's Neue die vergangenen Sommertage in Erinnerung ruft. Auch bei meinen Dorfgenossen wollte sich keine rechte Vertraulichkeit finden, die mir wenigstens einigen Ersatz für einen früher gewohnten, geselligen Verkehr geboten hätte. Kam ich irgendwo in ein Haus, so wurde ich mit der Achtung und Freundlichkeit empfangen, die diese Leute ihrem Pfarrherrn von jeher zu erzeigen gewohnt waren, sie erzählten von Acker und Haus und wohl auch von ihren Leiden und Freuden, die sonst schon zu Tage lagen; trat ich dagegen etwa Abends unversehens zu einer Gruppe, die nach gethaner Arbeit plaudernd vor dem Hause saß, so war der Faden des Gespräches sicher plötzlich abgeschnitten und all' meine Mühe, denselben wieder anzuknüpfen, vergeblich. Und doch hätte ich gerade da so gerne gelauscht!

Es war mir nämlich nicht entgangen, daß hier noch mancherlei alter Volks- und Aberglaube festgewurzelt war, wie es in dem abgelegenen, von Wald, Gebirge und Strom umfangenen Thälchen fast nicht anders sein konnte. Nicht nur an einsamern Stellen der Umgegend sollten geheimnißvolle Erscheinungen umgehen, selbst manche Häuser im Dorfe hatten ihre geisterhaften Insassen, die bei wichtigen

Familienereigniſſen, bei bevorſtehendem Glück oder großem Leid auf irgend eine Weiſe ihre Theilnahme beurkundeten. Ueber dieſe Dinge nun, von denen ich wohl wußte, daß ſie oft genug ihren Einfluß auf Anſichten und Thun meiner Pfarrangehörigen ausübten, hätte ich gerne Genaueres erfahren, um hie und da einem ſchädlichen Vorurtheile ſicherer entgegentreten zu können, oder auch um mich ſelbſt an der poetiſchen Kraft und gemüthlichen Tiefe mancher Ueberlieferung zu ergötzen und zu belehren. Aber alles Bemühen konnte mir nichts helfen. Ob ich, das geborene Stadtkind, den rechten Ton ländlicher Zutraulichkeit nicht zu treffen wußte, ob die Leute ſich ſcheuten, ihrem Seelſorger von einem Glauben, der in der Kirche nicht gelehrt wurde, Rechenſchaft abzulegen — es mochte wohl beides zuſammenwirken.

So war ich denn herzlich froh, als endlich die Heimkehr eines jungen Mannes aus dem Dorfe nahe bevorſtand. Er war der Sohn einer wohlhabenden Bauernfamilie, der, ich weiß nicht durch welche Veranlaſſung, aus dem hergebrachten Geleiſe getrieben worden und ſich den Studien zugewendet hatte. Perſönlich kannte ich ihn nicht; aber nach Allem, was ich über ihn gehört, mußte er ein aufgeweckter Kopf ſein, der ſich durch Fleiß und Talent tüchtige Rechtskenntniſſe erworben. Seine letzte Univerſitätszeit hatte er in jener fröhlichen Neckarſtadt zugebracht, an die auch mir ſich ſo manche freundliche Erinnerung knüpfte, ſo daß ich in dem erwarteten Ankömmling nicht nur einen theilnehmenden Gefährten meiner Einſamkeit, ſondern auch einen willkommenen Ver-

mittler zwischen mir und meinen Pfarrkindern hoffen konnte. War er ja doch ein Kind des Volkes und hatte dessen Anschauungsweise mit der Muttermilch eingesogen.

Aber auch im Dorfe selbst wurde der Heimkehr des jungen Mitbürgers mit großer Spannung entgegengesehen. Seit Menschengedenken war kein Dörfler ein „Herr" geworden, denn so bezeichnete der Volksausdruck Jeden, dessen Beruf eine Kleidung von städtischem Schnitte mit sich brachte. Vor Jahren zwar hatte ein junger Bursche den Versuch dazu gemacht und sich ebenfalls den Studien zu widmen begonnen; aber es war bei ihm, der armer Leute Kind gewesen, beim Versuche stehen geblieben. Bald hatten ihm die äußern Mittel zur Erreichung seines Zweckes gemangelt und darüber war er in Mißverhältnisse gerathen, die ihn endlich in die Hände holländischer Werber trieben. Unter den Leuten wurde nur noch mit einer Art Scheu von dem verschollenen „Hochschüler" und seinem sonderbaren Treiben und Wesen erzählt.

Anders war's nun mit des Mattenbauern Rudolf bestellt, denn bereits wagten die Dörfler den Namen aus einem gewissen Respekte nicht mehr in das landübliche „Ruedi" abzukürzen. Der Vater war während des Sohnes Aufenthalt in der Fremde gestorben; aber vor seinem Tode noch hatte er den Bau einer eigenen Wohnung für seines Herzens Stolz und Hoffnung begonnen und dieselbe war nun von dem ältern Bruder, der dem Berufe der Väter treu geblieben, und von der guten Mutter beendigt worden. Ob den Vater bei diesem Unternehmen eine klar bewußte Absicht oder nur ein ahnungsvoller Sinn geleitet — das

neue Haus war außer der Kirche und dem Pfarrhause das einzige steinerne und mit Ziegeln bedeckte Gebäude im Dorfe, sauber und stattlich ausgeführt und mit allem äußern Zierath eines wohlhabenden Stadthauses; dabei aber hart an die alte Bauernwohnung angebaut, so daß zwischen beiden nicht einmal ein Durchgang offen gelassen blieb und beide Firsten in gleicher Linie fortliefen. Auch der Hofraum war nur in gleicher Breite verlängert und die niedrige Umfangsmauer friedigte die alte und neue Wohnung in gleicher Höhe ein. Freilich stellten sich das braune Strohdach und die regengrauen Holzwände fast demüthig neben die rothen Ziegelreihen und die weißgetünchten Mauern mit den grünen Fensterladen; doch ein gemüthlicher, tiefer Sinn ließ sich nichts desto weniger erkennen in dieser Anordnung. Die beiden Bruderzweige hatten sich wohl verschieden entfaltet und mußten verschiedene Früchte tragen; aber sie waren Einem gemeinsamen Stamme entsprossen und sollten in Freud' und Leid zusammengehören. Bei der Grundsteinlegung des neuen Hauses hatte der vorsergliche Vater gesagt: „Wenn mein Rudolf heimkommt, kann er gleich seine eigene Haushaltung anfangen, des Oberamtmanns Rosette rüstet sich schon lange darauf; freilich gut ist's, daß meine Alte noch mithelfen kann." —

Am Abend der erwarteten Heimkunft drängte sich das ganze Dorf des Mattenbauern Hause zu. Schon am Vormittage war der ältere Bruder, die zwei starken Ackerpferde vor das altväterische Bernerwägelein gespannt, fortgefahren, um den Ankömmling in dem einige Stunden

entfernten Städtchen abzuholen. Das sehnsuchtsvolle Mutterherz fand in den engen vier Wänden ebenfalls keine Ruhe mehr. Sie trippelte, fast sonntäglich angethan, um das Haus herum, oder ging eine Strecke weit vor das Dorf hinaus, um mit halb thränendunkeln Blicken nach dem Wald hinabzuschauen, von dem die Straße heraufführte. Langsam und zögernd zurückkehrend trat sie in ein Nachbarshaus und klagte, daß der Vater diesen Freudentag nicht mehr habe erleben können, nach dem er sich noch auf dem Todbette so sehr gesehnt hatte. Als am Abend die Dorfbewohner von allen Seiten herankamen, konnte die gute Frau nicht mehr aus dem Weinen kommen.

Ihre Sehnsucht, wie die Geduld der übrigen Harrenden wurden indessen auf eine harte Probe gesetzt. Außerhalb des Dorfes hatte sich auf einer kleinen Anhöhe an der Straße eine Schaar Altersgenossen Rudolfs versammelt, die den ehemaligen Schulkameraden nach herkömmlichem Festbrauche mit Freudenschüssen zu empfangen gedachten. Von diesen erwarteten die im Dorfe Versammelten das Zeichen der Ankunft. Aber es war längst Nacht geworden, die vorher von gemeinsamer Erwartung um das Haus des Mattenbauern zusammengedrängten Dörfler lösten sich bereits zum Heimgehen in einzelne Gruppen auf und noch immer wollte kein Schuß vom Walde heraufknallen. Endlich doch — eins — zwei — es ließ sich das Knattern einer ganzen Gewehrsalve hören und hintendrein donnerten kräftig einige Mörserschläge. Aber sofort war es wieder still und der plötzlich aufgeregten Erwartung folgte die unmuthige Enttäuschung, daß

sich die Schützen entweder selbst getäuscht, oder mit den im Dorfe Wartenden einen muthwilligen Scherz haben treiben wollen. Und doch — es ließ sich das Geräusch eines nahenden Gefährtes hören. Es kam langsam, leise die Straße herangefahren. Die Mutter lief ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief schon von weitem durch die Dunkelheit: „Ruedeli, Ruedeli, bist endlich da!“ — „Nein, Mutter,“ antwortete der ältere Bruder mit gedrückter Stimme, indem er vom Wägelchen stieg, „der Rudolf ist nicht bei mir; er will später mit einem Herrn aus der Stadt herausfahren — ich bin allein gekommen.“ —

Dieser Vorgang, den ich von Leuten erfuhr, die der Heimweg am Pfarrhause vorbeiführte, konnte seinen bemühenden Eindruck auf mich nicht verfehlen. Einen Bruder, den man Jahre lang nicht gesehen, und der uns jetzt im Drange einer natürlichen Liebe entgegeneilt, allein zurückschicken, um den Weg mit einem andern, wenn auch noch so befreundeten Menschen zu machen — der Gedanke war mir zu seltsam und hart, als daß er die richtige Wahrheit enthalten konnte. Es lag ja nahe genug, der Ankömmling hatte blos beabsichtigt, die zudrängende Menge abzuwehren, um die heilige Stunde der Heimkehr in's Vaterhaus einzig mit seinen Erinnerungen und Denjenigen, die seinem kindlichen Gefühl am nächsten standen, feiern zu können. —

Wer nie in ferner Fremde gewesen, der hat auch nie erfahren können, welch süßen Schauer der Name Vaterhaus in sich schließt; wen nie in weiter Ferne die Trauer-

botſchaft erreicht, daß uns daheim Vater oder Mutter in's Grab gelegt werden, deren letzter Laut noch unſern Namen geſtammelt, der kann nicht ahnen, welch geheimnißvolles Band ſich von der Schwelle, über die wir in's Leben getreten, zu jenem Grabe ſchlingt, in das nun ein geliebtes Leben verſunken iſt. Ach, wie tauchen mit lächelndem Schmerze die Bilder empor, die vielleicht ſchon zu lange in unſerer Seele geſchlafen! — Dort ſteht ja noch unſer erſtes Bettlein in der Ecke der braungetäferten Hinterſtube; es ſind zwanzig und mehr Jahre vergangen, aber wir ſehen mit deutlichem Blick, wie die Mutter daran niederkniet und uns die Händchen faltend ein Gebetlein vorſpricht; der letzte Abendſchein bricht durch das Fenſter und ſpielt mit zitternden Lichtern an der Decke über unſern Häuptern hinweg. Sind das nicht die Engelein, deren Schutze uns die Mutter empfohlen, die jetzt da auf goldenen Schwingen hereinſchweben? — Auf unſere müden Augen ſenken ſich alsgemach Kinderträume und der leiſe Schlafgeſang verhallt dem Ohre, wie der verwehende Ton eines fernen Abendglöckleins. — Die Mutter iſt nun vielleicht ſelbſt aus dem Leben gegangen, aber drum können wir jenes braune Stübchen doch nie vergeſſen, in dem ſie uns zuerſt die Ahnung von einem Ewigen geweckt hat. — Wie ſehnen wir uns, es wiederzuſehen mit all' den wichtigen Winkeln des Vaterhauſes, die einſt unſere Kinderwelt geweſen. Und endlich das ſtille Lager, auf dem Vater oder Mutter die Augen zum letzten Schlafe geſchloſſen! — Seid mir von fern und nah' gegrüßt, ihr trauten Stätten, auf denen das kindliche Gemüth ſeine

Bündnisse mit dem Vergangenen und Künftigen in heiliger Stille feiert! —

So träumte ich, mich in die Empfindungen und Gefühle des erwarteten Ankömmlings versenkend, am offenen Fenster meines Pfarrhauses in die milde Sommernacht hinaus, als über das längst still gewordene Dorf herauf plötzlich das Knallen kräftiger Schüsse erscholl. —

Am folgenden Nachmittage ging ich zu des Mattenbauern, um dem jungen Rechtsgelehrten meine Freude über seine glückliche Heimkehr zu bezeugen. Er hatte am Mittag seinem Freunde aus der Stadt, der ihn wirklich in der Nacht heimgebracht, das Geleit gegeben und war noch nicht zurück. Die Mutter konnte nicht genug Worte finden, wie groß und hübsch der Ruedeli geworden, und so vornehm sehe er aus, daß sie fast Angst habe, ordentlich mit ihm zu sprechen; aber freilich, beklagte sie sich plötzlich zwischenhinein, viel Gelegenheit gab's dazu auch noch nicht. Der Herr aus der Stadt ist ihm keinen Augenblick von der Seite gegangen, so daß wir noch fast nichts reden konnten. Der ältere Bruder hörte den Lobpreisungen der Mutter eine Zeit lang schweigend zu, dann ging er hinaus und schlich langsam, ohne eine Arbeit anzufassen, um's Haus herum.

Bei anbrechendem Abend kehrte Rudolf endlich zurück. Er stellte sich in der That als ein schöner, gewandter Mann dar, dem auch ein feingeübtes Auge kaum angesehen haben würde, daß seine Wiege in einem einsamen Bauernhause gestanden. Nach unserer Begrüßung wollte ich mich mit einer freundlichen Einladung in's Pfarrhaus entfernen,

um der Familie einmal Gelegenheit zu ungestörter Herzensergießung zu geben. Herr Rudolf wehrte sich dagegen und bald hatte er mit großer Leichtigkeit ein Gespräch angesponnen, das mir eine Reihe drolliger und ernster Bilder aus der alten Universitätsstadt an der Erinnerung vorüberführte.

Es war unterdessen dunkel geworden in der Stube und die Mutter zündete eben die Lampe an, als hart hinter uns ein gellender Schrei ertönte, der wie der letzte Schmerzruf eines brechenden Lebens durch Mark und Seele ging. Ich sprang entsetzt auf und sah bei dem ungewissen Lichtscheine eine gebückte Gestalt durch die Thüre wanken, die mit ihren langen eisgrauen Haaren und dem fahlen Gesichte dem Grabe entstiegen schien. „Mein Bettlein, Mutter, mein Bettlein," schrie die durchdringende Stimme noch einmal, indem sich zwei zitternde Hände nach dem Lichte ausstreckten, „mein Bettlein ist gestohlen." „Ach nein, Großvater," sagte die Frau begütigend und die Hände des Alten fassend; „aber sieh' da, der Ruedeli ist wiedergekommen — kennst du ihn nicht mehr?" — Der Greis starrte dem Jüngling eine Weile mit blöden Augen in's Gesicht, schüttelte den grauen Kopf und murmelte hastig: „der Runcival, der Runcival."

Während ich meinen jähen Schreck abschüttelnd mich besann, daß das der alte Vater des todten Mattenbauern sei, der, schon längst an Kindesstatt gekommen, seine Tage in einem Hinterstöcklein des Bauernhauses verbrachte, fragte Rudolf, unwillig über die seltsame Störung: „Wie kommt er daher, wer hat ihn herausgelassen?"

„Ich ſelbſt," antwortete der ältere Bruder, der unterdeſſen in die Stube getreten war; „ich wollte ihn ein wenig an die friſche Luft führen, als er mir an der Thüre unverſehens entſprang und hereinkam. Komm', Großvaterle," fuhr er den Alten an der Hand faſſend fort, komm', wir gehen in den Garten."

„Mein Bettlein, mein Bettlein," wimmerte der Greis, indem er ſich willenlos fortführen ließ, „der Runcival hat mir das Bettlein geſtohlen."

Rudolf ſaß eine Weile ſchweigend, ohne daß die Röthe des Unwillens von ſeiner Stirne weichen wollte. „Was meint er denn mit dem Bettlein ſtehlen," fragte er endlich. „Ach," erwiderte die Mutter ſichtlich bekümmert, wir mußten ihm während des Bauens das Bett in ſeinem Stüblein an eine andere Stelle rücken, und ſeither ſagt er immer, der Runcival hab' es ihm geſtohlen."

Der junge Rechtsgelehrte konnte ſeine Mißſtimmung nicht bemeiſtern. Er entließ mich mit dem Verſprechen, mich übermorgen im Pfarrhauſe aufzuſuchen, für morgen ſei er anderweitig in Beſchlag genommen.

Am folgenden Abend, als es bereits dunkelte, wurde beſcheiden an meine Thüre geklopft und mit ſchüchternem Gruße trat Rudolfs älterer Bruder herein. Ich hatte ihn immer als einen ſtillen, nachdenklichen Menſchen gekannt, der ſich ſelten in die laute Luſtbarkeit ſeiner Altersgenoſſen gemiſcht; aber jetzt erſchrak ich faſt über den Ausdruck tiefſter Bekümmerniß, der auf ſeinem Geſichte lag. „Ei, Jakob," rief ich ihm entgegen, „es wird doch zu Hauſe nichts Unrichtiges gegeben haben, daß Ihr ſo betrübt ausſeht!"

„Wie man's nimmt, Herr Pfarrer; ich möcht' Euch gerne um Rath und Beistand bitten."

„Von Herzen gerne, wo und wie ich kann."

„Ich hatte mich," begann er leise, „schon so lange auf des Bruders Heimkunft gefreut, vielleicht sogar mehr als der Vater selig und die Mutter. Der Rudolf ist mir, so lange ich nur weiß, das Liebste auf Erden; ich hatte so eine Art geheimen Stolz auf ihn und Gott weiß es, ich würde Tag und Nacht für ihn gearbeitet, gehungert und gedurstet haben, ohne nur ein einziges Mal zu murren." — Er hielt inne und fuhr mit der schwieligen Hand über die Augen, in die sich große Thränen drängen wollten.

„Nun ja, Jakob," sagte ich von der Aeußerung dieser anspruchslosen Liebe ergriffen, „der Bruder wird das aber gewiß auch anerkennen und Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Ich weiß nicht," fuhr er den Kopf leise schüttelnd fort, „vielleicht nehme ich Manches anders auf, als er's meint, und dann kann ich mich auch nicht so ausdrücken wie mir's um's Herz ist. Aber soviel ist nun schon wahr, die langgehegte Herzensfreude auf das Wiedersehen ist mir zu Wasser geworden und — wenn's nur nicht weiter kommt."

„Ihr habt doch keine Uneinigkeit gehabt mit einander?"

„Ach, ich habe gleich gemerkt, daß wir's ihm mit dem Bauen nicht recht gemacht. Nun ist heute auch noch seine Braut, des Amtmanns Rosette da gewesen, die ihn noch

mehr mag aufgereiſet haben. Als er vorhin fortging, um ſie heimzubegleiten, hat er zu mir geſagt, es bleibe nichts Andres übrig, als das alte Haus abzubrechen ... wenn das der Vater im Grabe wüßte!"

Dieſe Worte, die in tief klagendem Tone geſprochen waren, überraſchten mich; ich ahnte, welchen Weg die Gedanken und Gefühle des einfachen, guten Mannes einſchlugen und konnte meinen Unwillen über die raſche Rückſichtsloſigkeit des Bruders nicht ſofort bemeiſtern. Nach einigem Beſinnen jedoch ſagte ich: „Nun freilich, Jakob, der Bruder, der Vieles geſehen in der Welt draußen, wird eben finden, daß ſich das alte Haus neben dem neuen nicht gar ſtattlich ausnehme; aber Ihr ſeid ja wohlhabend und könnt' Euch bequem ein ebenſo hübſches bauen, als das Eures Bruders ſelbſt iſt."

Der Mann ſenkte das Geſicht einen Augenblick, dann erhob er ſich und ſagte bekümmert, aber feſt: „Das iſt's nicht, Herr Pfarrer, und am Geld hab' ich nie ſo ſehr gehangen; aber mit meinem Willen ſoll mein elterliches Haus, in dem wer weiß wie viele der Unſrigen glücklich gelebt und ſelig geſtorben, nie von Menſchenhand zertrümmert werden. Mir wär's, als müßt' ich den Sarg des eigenen Vaters zerbrechen helfen."

„Ein Haus iſt auch nur Menſchenwerk," erwiderte ich zögernd, „und muß wie alles Irdiſche vergänglich ſein."

„Ja wohl," ſagte der Andere bewegt, „durch Gottesgewalt, durch Alter, Feuers- oder Waſſersmacht; aber, wie der Menſchenleib, ſoll es nicht durch Menſchenhände zerbrochen werden."

Ich sah den Mann erstaunt an, der sonst blöde und schüchtern, jetzt mit fast beredtem Munde Worte so tiefer Empfindung sprach. Unwillkürlich mußte ich ihm mit warmem Drucke die Hand reichen und versprach, von Herzen gerne mein Möglichstes zur Abwehr des befürchteten Unfriedens anzuwenden. Wie und was ich indessen werde thun können, darüber mußte erst eine nähere Kenntniß des Wesens und Charakters des jungen Rechtsgelehrten entscheiden.

Rudolf kam am folgenden Nachmittage, wie er versprochen, zu mir. Unter mancherlei Gesprächen, in denen sich der ebenso scharfe Verstand als der ergötzlichste Humor meines Gastes wiederspiegelte, war schnell der Abend herbeigekommen und wir beschlossen, noch einen Gang in's Freie zu machen. Nachdem wir einige Schritte schweigend am Flusse hingegangen, sagte er: „Ich habe ganz und gar vergessen, mich über die unangenehme Störung zu entschuldigen, die der kindische Großvater vorgestern Abend veranlaßt hat. Es ist eben immer fatal, mit solchen Unglücklichen in einem Hause leben zu müssen; so lange indessen der Staat nicht für zweckdienlichere Anstalten sorgt, läßt sich's nicht wohl ändern."

„Mir ist dabei eingefallen," entgegnete ich, „daß manche Völker dieser Art von Geistesschwachen eine ganz besondere Verehrung erweisen und sie als durch Prophetengabe Geheiligte ansehen."

„Besser wär's immer, der Himmel würde sich ihrer erbarmen und sie in die Zahl seiner wirklich heiligen Bewohner aufnehmen."

„Am Ende wohl," ſagte ich, „von dem halbſpöttiſchen Tone meines Begleiters nicht eben angenehm berührt, und doch bieten ſie uns das vollkommenſte Bild menſchlichen Daſeins. Als Kinder betreten ſie das Leben, als Kinder verlaſſen ſie daſſelbe."

„Drum kann auch nur, was zwiſchen dieſen Enden liegt, zum eigentlichen Leben gerechnet werden," entgegnete Rudolf.

Ich hatte keine Luſt, gegen dieſe Auffaſſung des Verſtandes dem Räthſel, das allen Anfang und alles Ende umſchließt, ſeine Bedeutung zu wahren und fragte daher nach einigem Beſinnen: „Was wollte wohl der Großvater mit dem Worte Runcival, das er mit ſo beſonderem Ausdrucke wiederholte."

„Ach," antwortete der junge Rechtsgelehrte, „das iſt auch eine von den dummen Geſchichten, über die ich mich ſo oft geärgert habe. Es ſoll in unſerm Hauſe von Alters her ein Geiſt hauſen, dem ſie jenen Namen geben und der ſich vor jedem Unglücke, das die Familie bedroht, bemerkbar mache."

„Glauben die Ihrigen an das Vorhandenſein eines ſolchen Weſens?"

„Außer mir hat gewiß noch Niemand daran gezweifelt," ſagte Rudolf lachend.

„Mir iſt's," entgegnete ich, „ich habe das Wort ſchon in der Bedeutung von Unglück oder Nachtheil überhaupt ausſprechen hören und dabei kam mir unwillkürlich das vielbeſungene Thal Ronceval in den Sinn, in dem Kaiſer Karl der Große ſeinen Siegesruhm und ſeine beſten Helden mit Roland verloren."

„Könnte sein, daß das zusammenhinge ... aber was würd' es uns nützen?" sagte Rudolf leichthin.

„Nun, nützen gerade nicht viel," meinte ich; „immerhin aber wäre es ein neuer Beleg, mit welcher liebevollen Zähigkeit das Herz des Volkes an dem Hergebrachten, an, wenn auch halbverklungenen, Erinnerungen festhält."

Unter diesem Gespräche hatten wir eine kleine Anhöhe erreicht, als eben der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit über dem Walde emporstieg. Hinter uns in der Tiefe hatte sich über Thal und Fluß ein rasches Dunkel gelagert, während die bleichen Lichtwellen mit unsäglichem Frieden um die still emportauchenden Baumwipfel spielten. Die Häuser blieben unter den weitschattigen Kronen verborgen und das ganze Gelände schien blos mit leiswehendem Buschwerk bedeckt; nur zu unterst im Dorfe erhoben sich immer heller die noch freistehenden weißgetünchten Mauern des neuen Mattenhauses, bis sie sich zuletzt fast silberschimmernd gegen den schwarzen Waldhintergrund abhoben und einen dämmernden Wiederschein zugleich auf das daranstoßende Strohdach warfen. Schweigend betrachteten wir das liebliche Lichtbild, bis ich endlich sagte: „Seht, Herr Rudolf, Euer neues Haus da drunten erscheint wie ein angezündetes Ehrenlämplein, das sein Licht auch auf das dunkle Vaterhaus zurückwerfen muß."

„Da hat sich Euch ein bedenkliches Bild dargeboten, Herr Pfarrer," erwiderte mein Begleiter, „seit dem ersten Augenblick meiner Heimkehr hab' ich mich geängstigt, es könnte in dem alten hölzernen Hause Feuer ausbrechen und so dem neuen eine frühe Todesfackel angesteckt werden."

„Wie seltsam! Das alte Haus ist doch wohl schon Jahrhunderte glücklich an dieser Gefahr vorübergegangen. Und auch sonst hat es, wie ich gehört, fast seit Menschengedenken nie gebrannt im Dorfe."

„Was lange ausgeblieben, kann jeden Augenblick eintreffen," sagte Rudolf; „ich werde deshalb das alte Strohhaus abbrechen und ein anderes, dem neuen anpassendes an die Stelle setzen lassen."

Der bestimmte Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, ließen mir wenig Hoffnung, den Wünschen des Bruders förderlich sein zu können. Unsicher, was ich entgegnen sollte, da ich an den angeführten Grund der Feuersgefahr weder gedacht, noch auch wußte, wie ernstlich derselbe gemeint war, sagte ich nach einer Weile: „Mich hat neben allen sonst wohlerkannten Uebeln des Ahnenstolzes doch immer jene Sorgfalt angesprochen, die edle Geschlechter auf die Erhaltung des verwitterten Trümmerhaufens verwenden, von dem einst ihres „Stammes Hoheit ausgegangen." Es liegt in diesem Bestreben wenigstens ein rührendes Bekenntniß der Zusammengehörigkeit mit den Vorangegangenen, ein Handreichen über Zeit und Grab hinweg, das sich gewiß nur dem eigennützigen Verstande in eitlen Stolz verkehren kann."

„Recht schön gesprochen, Herr Pfarrer," rief der Rechtsgelehrte, „aber zum Glück ist uns Republikanern der Ahnenstolz schon von vornherein untersagt, obwohl jeder froh sein mag, einen rechten Ehrenmann zum Vater gehabt zu haben."

„Was nach Ihrer Meinung dem Einzelnen unter-

ſagt iſt, nimmt das ganze Volk dafür um ſo unbehinderter in Anſpruch; denn wirklich wüßt' ich kein ahnenſtolzeres Volk, als gerade das unſerige, und das hat gewiß zur Kräftigung des Gefühles ſeiner Zuſammengehörigkeit nicht wenig beigetragen. Sehen Sie nur, wie ſich dies im Einzelleben oft ſo rührend zeigt. Die Kinder eines Hauſes zerſtreuen ſich weit umher auf den verſchiedenſten Lebenswegen. Nur Eines iſt im Vaterhauſe geblieben; aber Alle kehren oft genug von der nämlichen Sehnſucht getrieben wieder dahin zurück und finden da den Knoten, der die urſprünglichen, durch's Leben vielleicht gelockerten Bande auf's Neue feſter zieht. So iſt das Vaterhaus der Tempel, in dem das ewige Lichtlein der Familienliebe brennt, und drum vergeiſtigt auch die Sprache das Wort Haus ſo tiefſinnig in den Begriff der Familie ſelbſt. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

„Nun, Herr Pfarrer," erwiderte mein Begleiter, „ich muß Ihnen zu meinem Leidweſen geſtehen, daß ich ſeit Jahren ein ſchlechter Kirchgänger geworden bin. Aber im Ernſte geſprochen: in meiner Lage habe ich nur vorwärts und nicht rückwärts zu blicken; gerade deshalb will ich für mich und die Kommenden ein ſicheres Haus gründen, wie ich eines wünſche. Und gewiß — bei Ausführung dieſes Vorhabens werde ich jeden allfälligen Widerſtand zu beſeitigen wiſſen."

Das war deutlicher geſprochen, als für mich gerade nothwendig geweſen wäre. Am Pfarrhauſe angekommen, ſagten wir uns kühler „gute Nacht", als wohl Beide am Mittage erwartet hatten. —

Eine unerwartete amtliche Angelegenheit nöthigte mich, nach der ziemlich entfernten Hauptstadt des Kantons zu verreisen. Die Geschäfte hielten mich einige Zeit daselbst zurück und mußten meine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen. Um so lebhafter traten mir die Verhältnisse meines Dorflebens wieder entgegen, als ich bei der Rückkunft, von der breiten Thalstraße ablenkend, den stillen Seitenweg einschlug, der zwischen Gebüsch und dunklem Tannenwald nach meiner Einsamkeit hinaufführte. Natürlich war es zunächst wieder der studierte Sohn des Mattenbauern, der mein stilles Sinnen in Anspruch nahm. Es beschlich mich ein nicht abzuwehrendes, wehmüthiges Gefühl der Vereinsamung, als ich an die freundlichen Hoffnungen und Pläne dachte, die ich an seine Heimkehr geknüpft hatte. Ich fühlte, daß etwas zwischen uns lag, das kein recht trauliches Zusammenleben erwarten ließ; und doch, redete ich mir wieder ein, wird es sich wohl ausgleichen, ist erst einmal diese Hausangelegenheit beseitigt und die Angewöhnung an heimische Luft und Erde festgewonnen. Der Mann hat in der Fremde im gelehrten Formenkram der Schule die ursprünglichen Wurzeln verloren, aus denen sein natürliches Wesen aufgekeimt; aber schon sein klarer Verstand wird sie ihn wieder suchen lehren und dann auch sein Gemüth an den neuen Quellen sich erfrischen. —

Unter solchen Gedanken und Träumereien war ich langsam meines Weges gegangen, kaum beachtend, daß sich mir der Mond schon lange als Begleiter zugesellt. Als ich aus dem Walde trat, lag das Dorf bereits in tiefste

Ruh' versunken, kein Lichtlein, kein Laut, nur das Rauschen des Flusses machte sich vernehmlicher durch die nächtliche Stille; ein ununterbrochenes Schlaflied, das Thal und Wald in Schlummer gelullt. Unwillkürlich trat ich selbst leiser auf, um den ruhevollen Frieden, der mir durch die Sinne in die Seele zog, mit vollen Zügen einzuathmen.

Als ich gegen das Haus des Mattenbauern herankam, meint' ich einen schwachen Lichtschimmer zu bemerken. Nein, ich hatte mich getäuscht — und doch, es zeigte sich wieder ein Flimmer zwischen den Bäumen hindurch. Unter Neugierde und Besorgniß trat ich von der Straße ab, dem Hause zu; vielleicht daß sich die Bewohner in traulichem Beisammensein den Schlaf verkürzten, vielleicht — oder es konnte auch Eines krank geworden sein, bei dem Nachtwache gehalten werden mußte. Aber ein lauter Ausruf der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen, als ich endlich an das Hofgemäuer gekommen das Wirkliche ersehen konnte. Es brannte kein Licht im Hause; nur waren im Innern die Wände niedergeschlagen, Fenster und Thüren herausgehoben und durch ihre leeren Höhlen fiel der Mond in die öden Räume, mit gespensterhaftem Flimmern durch das Chaos irrend, als suchte er vergeblich die stille Heimlichkeit, die vor Kurzem noch hier gewaltet hatte. Es webt ein seltsames Grauen um solch ein Haus, an das sich die Hand der Zerstörung gelegt, wie um eine Leiche, deren klaffende Wunden einen gewaltsamen Tod verkünden, deren stummer Mund aber das geheimnißvolle Siegel des Todes nicht mehr zu lösen vermag. Während ich unbeweglich die unheimliche Er-

ſcheinung anſtarrte, erhob ſich langſam gerade vor der Thürſchwelle eine dunkle Geſtalt, die ſich auf dem falben Hintergrunde in's Uebermenſchliche emporzuſtrecken ſchien. Ein kalter Schreck rieſelte mir durch die Glieder, bis eine tiefe Stimme fragte: „Wer iſt da, was willſt du?“ — Ich kannte dieſe Stimme und hochaufathmend erwiderte ich: „Nur ich bin's, Andres, ſei ohne Sorge.“

„Ach, Ihr ſeid es, Herr Pfarrer,“ ſagte der alte Knecht näher tretend, „ich bin da vor der Thüre faſt eingeſchlafen, glaube ich.“

„Aber ſag' mir, was hat's denn hier gegeben, was ſoll das zu bedeuten haben?“

„Nicht viel Gutes, fürcht' ich,“ erwiderte Andreas wehmüthig; „der Herr Rudolf geht raſch zu Werk. Das alte Haus muß ſogleich bis an die Beſcheurung niedergeriſſen werden, damit an ſeiner Stelle ein neues noch vor dem Winter unter Dach gebracht werden könne.“

„Aber der Jakob, dein Meiſter, mein' ich, und die Mutter, was ſagen denn ſie dazu?“

„Ach, die Mutter hat anfänglich wohl geweint, es war ihr gar nicht recht; aber dem Rudolf kann ſie doch nichts abſchlagen. Und der Meiſter — nun der ſagt auch nicht mehr viel.“

„So gibt er ſich zufrieden?“ fragte ich raſch zwiſchen Furcht und Hoffnung.

„Das möcht' ich nicht behaupten, Herr Pfarrer,“ erwiderte der alte Mann nachdenklich; „anfänglich hat er ſich ſtark gewehrt; er hat auch geweint, ich kann's Euch wohl ſagen — ja, es wollte mir faſt das Herz zer-

ſprengen. Er lag droben hinter'm Heuſtocke verborgen und hat dort geweint wie ein Kind. Freilich als er wieder herunterkam, ſah man ihm nichts mehr an. Er war ſtill und hat ſeitdem nicht mehr viel geſagt."

„Und die Leute," fragte ich bange, „wo ſind ſie denn jetzt?"

„Die Mutter mit den beiden Mägden ſchläft heute zum erſtenmale im neuen Hauſe drüben; der Meiſter mit dem Großvater iſt zur Baſe in's Dorf hinaufgegangen, und ich, nun Ihr ſeht ja, ich will dieſe Nacht noch einmal da Wache halten. Morgen früh beginnt der Abbruch von der Firſt herunter — es ſind an dreißig Mann beſtellt." —

Voll unruhiger Bekümmerniß wünſchte ich dem treuen Knechte, der ſeines Herrn Haus nicht verlaſſen wollte, bis es in einen Haufen ruſſiger Balken zuſammengeworfen war, gute Nacht, um mich heimzubegeben. Aber trotz aller Ermüdung konnte ich lange keine Ruhe finden, und ſchon dämmerte ein bleicher Morgenſchein, als mir endlich der Schlaf die Augen ſchloß.

Ich mochte etwa zwei Stunden geſchlummert haben, als an meine Thüre geklopft wurde, und die wohlbekannte Stimme des Andres draußen bat, ich ſolle doch ſchnell zu des Mattenbauern hinunterkommen. Raſch ſprang ich aus dem Bette, um zu fragen, was vorgefallen ſei; aber Andres hatte ſich auf meine erſte Antwort ſchnell entfernt und bereits hörte ich ihn die Thüre des Pfarrhauſes hinter ſich zuziehen. Ueber dem Ankleiden dachte ich, der ältere Bruder werde vor dem Beginne des vollen

Zerstörungswerkes noch einen Widerstandsversuch gemacht und der gute Andreas mich zu dessen Beistand heimlicherweise beschieden haben. Der Gedanke war mir nicht angenehm, da die häusliche Angelegenheit nun ohne Zweifel vor vielen unnützen oder gar schadenfrohen Menschen verhandelt werden mußte; aber doch war ich bald entschlossen, dem jüngern Bruder mit aller Entschiedenheit die Schonung und Rücksicht entgegenzuhalten, die der ältere von ihm verlangen konnte. Als ich indessen auf die Straße gekommen, sah ich bereits viele Menschen das Dorf hinuntergehen und auf meine Frage wurde mir geantwortet, es habe bei des Mattenbauern ein Unglück gegeben.

Zur Stelle gekommen, bot sich mir ein erschütternder Anblick dar. Auf der Schwelle vor dem alten Hause saß Jakob, von einem dichten Gedränge Männer und Weiber umstanden, das Gesicht unbeweglich vorwärts gebeugt in beide Hände gestützt; in seinem Schoße hielt er fast verborgen das Haupt des alten Großvaters, der kaum halbbekleidet regungslos dalag. Zu seinen Füßen kauerte laut weinend die Mutter und neben ihr stand scheinbar ruhig, aber mit todtbleichem Gesichte Rudolf, der junge Rechtsgelehrte. —

Es gibt Lagen, in denen sich auch das wohlgemeinteste Trostwort in's Herz zurückdrängen muß, wenn es nicht, statt den vorhandenen Schmerz zu lindern, eine neue Wunde schlagen soll. So sah ich bald, daß auch hier weder ein Arzt der Seele noch des Leibes helfen könne — das Unvermeidliche mußte eben mit der Jedem verliehenen Kraft getragen werden.

Unter Thränen erzählte mir der alte Andres den traurigen Verfall, mit dem der Tag seinen Anfang genommen. Lange nach Mitternacht hatte ihn auf seinem Posten ein leiser Schlaf beschlichen, als er plötzlich meinte, es sei eine flüchtige Gestalt an ihm vorübergehuscht; aber drinnen im öden Hause war's still, nur daß hie und da ein lose gewordener Balken erkrachte; draußen herrschte tiefe Stille und der Mond war eben hinter'm Tannenwalde niedergegangen. Andres dachte, es habe ihn ein Traumbild geneckt — oder dann war's ein Wesen, dem doch keine Menschenhand Halt gebieten konnte, wenn es noch einmal die langbewohnten Räume durchschreiten wollte. Erst als nach Tagesanbruch der Meister aus dem Dorfe herabkam und angstvoll erzählte, der Großvater sei in der Nacht aus dem nicht genugsam verwahrten Stübchen verschwunden, fiel es Andres ein, das möchte vielleicht die nächtliche Erscheinung gewesen sein. Man suchte, man rief — vergeblich. Aber als die bestellten Arbeiter gekommen waren und Einer droben an der Firstecke die Besinnung in's Dach gebrochen hatte, rutschte er pfeilschnell und lautschreiend wieder die Leiter hinunter und erzählte schreckenbleich: droben auf dem obersten Dachbalken über dem alten Fruchtboden sitze der Runcival, der mit grimmendem Gesichte und aufgehobenen Fäusten nach ihm gedroht habe.

Im nämlichen Augenblicke ließ sich unter'm Dach herab ein so schrilles Gelächter hören, daß auch die muthigern Männern der Schreck über die Glieder fuhr. Jakob aber stürzte in's Haus hinein und rief mit

tender, schmeichelnder Stimme: „Großvater, Großvaterle, halt dich fest und bleibe stille, ich komme zu dir.“ Jetzt, da das Licht durch die gebrochene Dachlücke hereinfiel, konnte man's sehen; hoch droben, fast unter der First saß rittlings auf einem Balken der vermißte Großvater. Kein Mensch konnte begreifen, woher er die Kraft genommen, da hinaufzuklettern.

Man legte Leitern an und Jakob rief alle Schmeichelnamen, mit denen er sonst den kindischen Greis begütigt hatte. Umsonst, dieser rutschte vor den Herannahenden mit großer Behendigkeit auf dem Balken hin und her, bis er mit einem erschütternden Aufschrei in die Tiefe stürzte. —

Zwei Tage später wurde die Leiche des alten Mannes zu Grabe getragen. So lange ich im Dorfe gewesen, hatte ich kein solches Todtengeleite gesehen. Alt und Jung folgte dem Sarge und über alle Gesichter schienen die Schauer einer geheimnißvollen Geistermacht hinzuwehen.

Nach beendigter Feier kam mir Jakob in's Pfarrhaus nachgegangen, um tiefgerührt für die Worte zu danken, die ich am Grabe gesprochen hatte. Dann reichte er mir die Hand und sagte bewegt: „Und nun lebt wohl, Herr Pfarrer; der Himmel mög' es Euch vergelten. Wenn's die Mutter einmal nöthig haben sollte, so wird sie bei Euch wohl Trost und Hülfe finden.“

„Wie, Ihr werdet uns doch nicht verlassen wollen, Jakob?“

„Ich geh' in die weite Welt, Herr Pfarrer.“

„Aber bedenkt doch,“ versuchte ich ihm zuzureden, „jetzt

mag ja Alles noch gut werden. Gewiß wird nun nach dem betrübenden Unglücksfalle der Bruder nicht mehr so hartnäckig auf seinem Vorhaben bestehen und dann, glaubt es mir, wird die Zeit auch bald ihre heilende Hand auf die empfangene Wunde legen."

„Es geht nicht mehr," erwiderte er mit leisem Kopfschütteln; „ich gehe ohne Groll und ohne Jemandem an dem Vorgefallenen Schuld zu geben. Der Himmel walt' es, daß es meinem Bruder wohlergeht und die Mutter in ihren alten Tagen Freude an ihm erlebt. Aber in dem Hause könnt' ich nicht bleiben; ich müßte Tag und Nacht das sterbende Gesicht des alten Großvaters sehen."

Der arme, in allen seinen langgehegten Hoffnungen geknickte Mann ging und ich habe ihn nie wiedergesehen. Später hieß es, er habe sich einen Theil seines Vermögens nachschicken lassen und sei damit nach Amerika gegangen. —

Die Zerstörungsarbeit an dem alten Hause hatte durch diese Vorgänge begreiflicherweise eine Unterbrechung erlitten und ich glaube, sie wäre wohl nicht weitergeführt worden, wenn der ältere Bruder die Heimath nicht verlassen hätte. Herr Rudolf wurde still und nachdenklich und es war deutlich bemerkbar, daß ihn die unvorhergesehenen Ereignisse tief ergriffen hatten; aber es fehlt im Leben nie an Verhältnissen, die fast wider Willen zur Ausführung eines einmal gefaßten unglückseligen Gedankens drängen.

Dem jungen Rechtsgelehrten konnte nicht entgehen, daß die günstige Stimmung, mit der die Dorfbewohner

seine Heimkehr erwartet und begrüßt, nun plötzlich in ihr Gegentheil umgeschlagen hatte. War diese Beobachtung wohl geeignet, ihn zu verstimmen, so glaubte er einem weitern Gerede der Leute um so weniger Rechnung tragen oder gar Nahrung geben zu sollen; denn alsbald hieß es: Rudolf wage den Abbruch des Hauses gar nicht mehr fortzusetzen; seit dem Tode des alten Großvaters gehe der alte Hausgeist allnächtlich um, so daß der junge Herr sich nach eingebrochener Dunkelheit nicht mehr vor seine Thüre getraue. Wenn dem nicht so wäre, so würde das halb zertrümmerte Haus bald niedergerissen sein, das ja überhaupt nicht mehr nöthig sei, seit der arme Jakob in die weite Welt gegangen.

Herr Rudolf wollte diesem böswilligen und abergläubischen Gerede, wie er sagte, nicht länger Recht geben. Er mochte sich nicht denken, daß das Volk in diesem „Aberglauben" nur ein allgemeines Gefühl der Pietät gegen ein hergebrachtes, dem einfachen Gemüthe theures Vätererbtheil ausspreche, und so sollte das Zerstörungswerk einmal zu Ende geführt werden. Aber siehe da, im ganzen Dorfe war auch nicht ein einziger Taglöhner aufzutreiben, der nunmehr Hand dazu bieten wollte. Herr Rudolf bot zweifachen, dreifachen Lohn, es fruchtete nichts, und jetzt verschwur er sich, in seinem Stolze beleidigt, hoch und theuer, er würde das elende Pack künftig eher verhungern lassen, bevor er ihm in der Noth mit einem Kreuzer aushelfe. Das Werk, das er sonst wohl nur noch als peinliche Nöthigung beendigt hätte, wurde ihm nun zum Mittel, den mühsam verhaltenen Groll seinen

Dorfgenossen in's Gesicht zu schleudern. So weiß das Verhängniß seine dunklen Netze unter allen Gestalten auszuwerfen.

Drüben, aus dem Amtsorte wurde ein Werkmeister beschieden, der den völligen Abbruch des Hauses mit einer tüchtigen Schaar Gesellen rasch zu Ende führen sollte. Es war ein feuchter, nebliger Herbstmorgen, als sie die Arbeit begannen; aber noch war es nicht Mittag, als sich wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus die Sage verbreitete, bereits sei die Hälfte der Gesellen krank und untüchtig geworden und die übrigen weigerten sich fortzufahren. Alsbald wallfahrtete eine müßige Menge das Dorf hinab, des Mattenbauern zu, und Mancher ging mit, der sonst weder zu den Müßigen, noch Schadenfrohen gehörte. Der Zug nach dem Wunderbaren, Geheimnißvollen ist in jeder Seele mächtig.

An Ort und Stelle erzeigte sich's, daß das Gerücht, wie gewöhnlich, übertrieben hatte. Freilich waren zwei Gesellen unwohl geworden und hatten die Arbeit einstellen müssen; aber die andern hieben und sägten rüstig fort, als ob sich ein kleines Unpaßsein von selbst verstünde. In anderer Lage würde es wohl auch für Jeden selbstverständlich gewesen sein. Die im alten Strohdache erstickte Luft, der aus dem zusammenstürzenden Balkenwerke aufwirbelnde russige Qualm mußten auch der gesundesten Lunge gefährlich werden; aber hier reichte das Vorgefallene hin, um die Menge, die sich freilich in scheuer Entfernung hielt, festzubannen und ihr eine feste Zuversicht auf neue, geheimnißvolle Erscheinungen einzuflößen.

Herr Rudolf wurde durch dieſes Zudrängen, deſſen Urſache ihm bekannt und deſſen Zweck ihm nicht verborgen bleiben konnte, auf's Neue erbittert. Vor der Einfahrt zum Hofe hatte er ein Fäßchen Wein aufſtellen laſſen, an dem ſich jeder der Arbeiter nach Bedürfniß und Belieben erquicken durfte. So oft einer derſelben heraustrat, ſprach er ihm zu, ſich rüſtig zu halten; er werde ein hübſches Trinkgeld nicht anſehen, wenn die unangenehme und ſchmutzige Arbeit raſch beendigt werde. Voll unruhiger Haſt ging er, ſelbſt ſchon von Staub und Ruß bedeckt, vor dem niedrigen Hofgemäuer auf und nieder, jeden Balken, der innen zuſammenſtürzte, mit einer Art zorniger Freude begrüßend. Da warf der Meiſter ſelbſt die letzte Dachlatte herab. Froh, daß nun der beſchwerlichſte und widrigſte Theil des Werkes vollbracht, mochte er ihr einen kräftigern Schwung gegeben haben. Das lange, zähe und ſchwanke Stück fiel mit ſeinem Vordertheile auf einen Balken nieder, ohne daß die empfangene Schwungkraft gebrochen worden wäre. Es federte und ſchoß wie eine geworfene Lanze über die Hofmauer. Gerade zur Stelle hatte Rudolf geſtanden. Ein kurzer, halberſtickter Aufſchrei — dann lag er bewußtlos, mit Blut übergoſſen an der Mauer dahingeſtreckt.

Seit dieſem Unglückstage ſind nun nahe an zwanzig Jahre vergangen. Unter Beihülfe vielvermögender Freunde konnte ich die mir unheimlich gewordene Pfründe bald mit einer andern vertauſchen. In dem Dorfe hat ſich ſeitdem

wohl auch Manches verändert. Ein neues Geſchlecht iſt herangewachſen und vieles Alte, Gutes und Uebles in Glaube und Unglaube, Sitte und Unſitte, dahingegangen. Aber ein Wahrzeichen iſt bis auf den heutigen Tag geblieben.

Sobald man vom Walde die nun auch breiter und bequemer gebaute Straße herabkömmt, liegt gerade am Anfange des Dorfes linker Hand ein Haus, das ſogleich unſere Aufmerkſamkeit erregt. Es iſt von anſehnlicher, ſtattlicher Größe und Bauart, aber ſein Aeußeres ſcheint ſchon ſeit Langem der nöthigen Sorgfalt und Pflege entbehrt zu haben. Auf dem Dache liegen ungezählte, zerbröckelte Ziegel umher; der Mauerwurf iſt an manchen Stellen herabgefallen und läßt die nackten Steine hervorſchauen. Sommer und Winter, bei Tag und Nacht ſind die regenverſchoſſenen Fenſterladen zugemacht. Was aber das Unheimliche dieſes Hauſes am meiſten vermehrt, das iſt ein großer, dunkler Platz, der ſich neben demſelben ausdehnt und auf dem aus einem Haufen ſchwarzmodernden Holzwerkes noch da und dort ein Balkenſtrunk emporſtrebt. Geht man daran vorüber, ſteigt die ſteinernen Staffeln hinan und läßt den eiſernen Klopfer auf die Thüre fallen, ſo ſchlurft durch den Gang, hüſtelnd und gebückt, ein altes Mütterchen herbei, das auf die Frage nach dem Hausherrn gewöhnlich zur Antwort gibt, er ſei heute nicht zu ſprechen.

Geht man aber wieder die Staffeln hinunter und wirft einen raſchen Blick zurück, ſo kann man unter einem leiſe geöffneten Fenſterladen wohl ein narbiges Antlitz bemerken, das einäugig nach uns niederſtarrt.

Das ist die Wohnung Herrn Rudolfs, des Sohnes des Mattenbauern.

Die letzte Latte des väterlichen Daches, die der Werkmeister an jenem Herbsttage herabgeworfen, hatte ihn ohnmächtig niedergestreckt. Erst nach monatelangem Schmerzenslager konnte er das Bett wieder verlassen; das eine Auge war verloren und das früher so blühend schöne Antlitz durch eine tiefe Narbe entstellt. Schlimmer war's, daß der empfangene Stoß eine Gehirnerschütterung bewirkt hatte, und nun, wenn auch nur kurzdauernde, doch periodisch wiederkehrende Geistesstörung folgte.

So war der vor Kurzem noch so hoffnungsreiche Mann, der im Vertrauen auf die eigene Kraft das Vorangehende glaubte abwerfen und aus sich selbst eine Zukunft erbauen zu können, bald ein armseliges, von aller Welt verlassenes Menschenkind, dem einzig das Mutterherz Liebe und Treue gehalten.

Einſame Leute.

Des Peter Michele's auf dem Hübeli führten ein gar stilles und einsames Leben. Das nicht große, aber schmucke und nette Heimwesen lag abseits vom Dorfe auf der Anhöhe, deren diesseitiger Abhang mit allerlei Strauchwerk, besonders mit einem wahren Haselnußwalde bedeckt war, wodurch das dahinter liegende Haus ein noch einsameres Ansehen gewann. Die beiden Eheleute arbeiteten ihr Berggütlein fast ganz allein, nur in den großen Werken hielten sie einige Taglöhner. Im Winter saß die Frau am Spinnrade, der Mann besorgte Stall und Vieh und was eben sonst zu besorgen war. An den Sommersonntagen gingen sie ihren Aeckern und Wiesen nach, überlegend, was die nächste Woche gethan werden sollte, und am Abend saßen sie hinter dem Hause auf dem Bänklein. Gar viel wurde da nicht geredet; sie schauten nach dem Abendroth, das über den dunkelnden Bergen schwamm, und blickten hinauf zu den Sternen, wie einer nach dem andern hervorguckte, bis zuletzt das ganze Himmelsgewölbe mit tausend und aber tausend Lichtern funkelte. Vom Thale herauf tönte noch allerlei lebendiges Geräusch durch die sinkende Nacht, von rasselnden Wagen auf der Landstraße und lauten frohen Menschenstimmen. Drunten an der Halde, hinter der großen Haselhecke, trieb sich

singend und kreischend, jubelnd und rufend das junge Völklein herum, das mit seinem Versteckens- und Fangspielen in dem bequem gelegenen Strauchwerke nicht zu Ende kommen konnte. Manchmal schlüpfte auch so ein naseweises Bürschlein, das sich bereits für groß und keck hielt, die Hecke herauf, ein anderes kleines Büblein mit sich schleppend und von weitem rufend: „Peter Michele, willst du nicht einen bösen Buben kaufen? ... Du hast ja doch keinen!“ — Das gab dann allemal ein lautes Geschrei und Gelächter hinter der Hecke; die beiden Leute aber standen wohl von ihrem Bänklein auf und gingen hinein oder auf die andere Seite des Hauses. Ueber solche Vorfälle sprachen sie nichts mit einander; aber den Gedanken, die so still und mächtig den verborgensten Winkel des menschlichen Herzens durchziehen, konnten sie dabei doch nicht wehren, Vergangenes und Künftiges vor die Seele zu führen. —

Als die Beiden einander geheirathet, war Michele bereits in bestandenem Alter und Cätherle eben auch über die gewöhnlichen Mädchenjahre hinaus. Sie hatten einander seit vielen Jahren gerne gesehen und waren zusammen gegangen; aber Cätherle wollte nicht Hochzeit machen, bis die alte Peterin gestorben wäre. Das verdroß Michele anfänglich, aber allmälig fügte und gewöhnte er sich an diesen Widerstand, mußte er ja selbst gestehen, daß seine Mutter eine wunderliche alte Frau sei, der eine Söhnerin den rechten Tramp schwer zu treffen hätte. Endlich starb sie, und nun hatte Cätherle gegen die Hochzeit nichts mehr einzuwenden. Das so lange verschobene

Feſt wurde aber in ſo großer Stille begangen, daß die Leute im Dorfe ſagten, es ſei gar keine rechte Hochzeit geweſen. Das neugierige junge Volk, das ſich oben im Dorfe verſammelt hatte, um den Brautzug vom Hübeli herabkommen zu ſehen, ward bitterlich getäuſcht, als es vernahm, die beiden Brautleute ſeien ſchon am frühen Morgen mutterſeelallein auf dem Fußweg nach des Sigeriſten Haus hinuntergegangen, um beim Beginn des Läutens gleich bei der Hand zu ſein. Auch nach der Kirche wurde von einem Hochzeitsfeſte, wie es ſonſt landesgebräuchlich, wenig bemerkt, weder bekränzte Leute und Roſſe, noch Muſik oder knallende Freudenſchüſſe. Die Brautleute gingen einzig vom Sigriſt und ſeiner Frau begleitet nach dem Bären hinüber und tranken da zuſammen zwei Maaß Zehnbatzigen, dann kehrten ſie wieder, noch lange vor Abend, auf dem Fußwege nach dem Hübeli zurück. Was ſollten ſie auch mehr? Nahe Verwandte hatten ſie keine im Dorfe und Jugendbefreundete auch nicht mehr. Michele und Cätherle waren ſchon lange ſo allein für ſich gegangen, nachdem ihre Altersgenoſſen, Eines nach dem Andern, vor Jahren geheirathet hatten.

Jetzt waren ſie endlich auch Mann und Frau, und bald mußten ſelbſt die Dörfler ſagen, das Hübeli-Cätherle ſei gar nicht mehr ſo apart wie früher, man meine faſt, es junge wieder; hätt' es nur zur rechten Zeit geheirathet, ſo wär's eine hübſche und manierliche Frau geworden. Michele ſelbſt glaubte, Cätherle ſei das auch ſo noch, und auf dem Hübeli fehlte weder zufriedenes Glück noch frohe Arbeit.

Das ging ſo etwa ein Jahr, da brachte Cätherle ein

Mädchen zur Welt. Die Freude war groß, aber das Leid nicht minder, als das Kind schon nach wenigen Tagen getauft werden mußte. Die Hebamme meinte, das Kleine werde nicht alt, und wirklich starb es auch schon auf dem Heimwege von der Taufe. Es war ein gar kleines und schwächliches Kindlein gewesen. Cätherle weinte und wollte sich fast nicht drein schicken; auch dem Michele lag's schwer auf dem Herzen. Er hörte, daß im Dorfe allerlei Gerede ging. So hatte selbst des Sigristen Frau gesagt, das Kind sei nicht größer gewesen als ein ordentlicher Krebs; aber so geh' es, des Peter Michele's haben nicht Hochzeit gehalten wie andere Leute und werden wohl auch keine Kinder bekommen wie andere. Andere Frauen sagten sogar, das sei eben die gerechte Strafe des Himmels; Cätherle habe keine Schwiegermutter gewollt und müßte jetzt auch keine Kinder haben. Michele hütete sich, seiner Frau von diesen Dingen zu sagen, obwohl er jetzt wieder mehr als früher an seine Mutter denken mußte; aber bevor die Wöchnerin das Wochenbett verlassen konnte, hatte sie von dem Gerede schon mehr erfahren, als Michele selbst. Die Hebamme wußte fast jeden Tag etwas Neues zu erzählen, und sie glaubte sich sehr klug und verständig, wenn sie sagte: „Etwas Dümmeres gibt's doch nicht auf der Welt als die Menschen. Da sagen sie jetzt, das kleine Kind habe einen Kopf gehabt nicht größer als eine welsche Baumnuß und statt der Füßlein einen handlangen Fischschwanz. Selbst die Oberbäuerin habe sie gestern gefragt, ob das auch wahr sei. Es sei eben erschrecklich; die Leute seien einfältiger als Pehnenstreh." —

Solche Erfahrungen waren nicht geeignet, die ſonſt ſchon einſamen Bewohner auf dem Hübeli mit den Leuten drunten im Dorfe in größern Verkehr zu bringen. Sie lebten ihr ſtilles Leben fort und ſprachen nicht einmal viel unter einander ſelbſt von der Hoffnung oder dem Wunſche, den Jedes im Herzen trug. Uebrigens lag ſichtbarlicher Segen auf ihrem Fleiße, und bei der eingezogenen Sparſamkeit wuchs von Jahr zu Jahr ein behaglicher Wohlſtand.

Aber eine ſo rechte Freude darüber konnte doch in den Herzen nicht Raum faſſen, je mehr in denſelben die Hoffnung erloſch, die das erſte Leid noch beſchwichtigt hatte. Da endlich — die Hochzeit lag ſchon wie ein halbvergeſſener Traum hinter den alternden Eheleuten, geſtand Cätherle ſeinem Manne faſt zagend ein doch glückſeliges Geheimniß, deſſen Enthüllung beide mit frohem Bangen entgegenſahen. Als nach dem ſtillen Winter der Frühling in's Land ging, war's der ſchönſte und glücklichſte, der noch je die Bäume vor dem Hauſe auf dem Hübeli mit Blüthen bedeckt hatte. Cätherle trug Tag für Tag ein wackeres Büblein im Schatten derſelben herum, ſo rund und pausbackig, wie man's nur irgend ſehen wollte. Aus dem frohen Geſichtchen ſtrahlten zwei helle blaue Augen, und der kleine Mund ſchrie ſo kräftig, daß Michele meinte, ſein eigenes Mundſtück ſei ein wahres Narrenwerk dagegen. Wie der Winter nochmals gekommen und wieder vergangen, war der kleine Ruedele ein Büblein, wie auf dem Hübeli noch keines geweſen, und wie es drum in der ganzen weiten Welt kein anderes geben

konnte. Er brauchte nur den lallenden Mund zu öffnen, so gab's für die Aeltern irgend ein Wunder zu hören; das Mememem und Tututud waren die lieblichsten und anmuthigsten Reden, und etwas Geschickteres als das gelegentliche Umpurzeln oder entenartige Herumwackeln kennt' es ja doch auch nicht geben.

Immerhin, als der kleine Ruedele sechs Jahre alt geworden, war er ein liebes, stilles und sinniges Büblein. Im Sommer saß er stundenlang unterm Schatten des großen Birnbaumes im Gärtchen, oder plätscherte an dem kleinen Bächlein herum, das durch den Baumgarten herabrieselte, oder auch ging er mit auf die Aecker und Wiesen und schaute nachdenklich den Arbeitenden zu. An die Halde hinunter zu den wilden Dorfkindern war er noch nie gekommen. Im Winter konnte er halbe Tage lang ruhig neben dem Spinnrade sitzen und Vater und Mutter mit seinen klugen Reden und Fragen in Verlegenheit und Verwunderung setzen. Daher kam über die Mutter allmälig Angst und Bekümmerniß, ein so kluges Kind könne nicht alt werden und müsse bald sterben, sie habe das schon tausendmal gehört. — Diese Besorgniß wuchs von Tag zu Tag, da der kleine Ruedele so bleich wurde und keine Nahrung recht anschlagen wollte, wie Gätherle meinte. Und doch wurde ja nichts gespart oder verweigert, was der Liebling nur immer begehren mochte. Manches Herrenkind in der Stadt bekam das ganze Jahr nicht soviel Zuckerbrod zu sehen, als Ruedele in Einer Woche hatte, und Gätherle tätschelte den ganzen Tag allerlei gute Sachen für den Kleinen. Aber es wollte Alles nicht helfen und

anſchlagen; Ruedele blieb mager und bleich, und endlich einmal hörte die Mutter, wie er im Schlafe leiſe wimmernde Töne vernehmen ließ. Am Morgen wußte zwar Ruedele nichts davon, auch klagte er nicht über Schmerzen; aber die Mutter hatte keine Ruhe mehr. Er ſei krank, vielleicht ſterbenskrank, das müſſe ja ein Blinder ſehen; er klage nur nicht, weil er eben das geduldigſte und verſtändigſte Kind auf Gottes Erdboden ſei. Dem Vater wurde über dieſen Reden ſelbſt bange, und er war bereit, zum Doktor zu gehen; er ſelbſt hatte zwar noch nie gedoktert, aber mit einem Kinde mußte es wohl anders ſein.

Der Doktor gab ihm auch ſogleich eine große Flaſche Arznei mit, ſchwarz und bitter wie Tinte, und verſprach, am Abend ſelbſt zu kommen und die Sache zu unterſuchen. Das gab große Betrübniß auf dem Hübeli. Da der kleine Kranke ſagte, er wiſſe nicht, was ihm fehle, es thu' ihm auch nichts weh, nur das ſchwarze, bittere Waſſer mache ihm übel, ſchüttelte der Doktor bedenklich den Kopf und meinte, das ſei ein ſonderbarer Fall, ſolche geheime Krankheiten ſeien eben oft gerade die gefährlichſten. Jedenfalls müſſe der Kleine im Bette bleiben und ſeine Mittel fleißig gebrauchen. Cätherle weinte heiße Thränen, und Ruedele weinte mit der Mutter. Draußen lag warmer, goldener Sonnenſchein, der ganze Baumgarten ſtand voll gelber und blauer Blumen, von den Bäumen zwitſcherten und ſangen die Vögel, in die Stube herein ſummte das leiſe Rauſchen des kleinen Bächleins, an dem der Vater dem Büblein ein luſtiges Waſſerrad gebaut hatte — ach, wie wär' er ſo gerne da hinaus-

gegangen, ſtatt im Bette zu liegen und die ſchwarzen, bittern Waſſer zu trinken! — Bat er aber die Mutter, ihn doch hinauszulaſſen, er wolle ja geſund und nicht krank ſein, ſo weinte ſie und klagte: „Du armes, armes Kind, du weißt eben nicht, wie's mit dir ſteht.“

Das waren recht traurige Zeiten für den kleinen Dulder. Der Dokter brachte immer neues bitteres Waſſer, und je länger Ruedele davon trank, um ſo bleicher und magerer wurde er. Einmal im Herbſte kam Ruedele's Gotte, die drüben im Seethal daheim war. Sie hatte ein großes Bedauern mit dem bleich und traurig daliegenden Kinde, das gar nicht mehr das gleiche Büblein ſei, wie vor einem Jahre. Aber zu dem Doktor hätte ſie nun einmal kein Zutrauen mehr, der kenne gewiß die Krankheit nicht. Drüben im obern Seethal ſei ein berühmter, wie weit und breit keiner, ſie ginge zu dem; am beſten wär's, wenn Michele hinüberführe und das Büblein gleich mitnähme. In dieſem Rathe lag eine tröſtliche Hoffnung für Gätherle, und Michele mußte ſogleich in's Dorf hinunter, um ein Fuhrwerk zu beſtellen. Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum hinter den Bergen empergeſtiegen war, fuhr er ſchon auf der Landſtraße das Thal aufwärts; Ruedele lag in Tücher und Kiſſen eingewickelt im Wägelchen, wie er auch gebeten hatte, neben dem Vater ſitzen zu dürfen. Gleichwohl war dieſes wieder ſeit Langem der erſte frohe Tag für den Kleinen. Die großen ſchönen Häuſer, an denen ſie vorbeifuhren, der wilde Bach, der hundertmal größer, als der daheim, von einem hohen Felſen herabbrauste, die

Kirchthürme, noch einmal ſo groß als der im Dorfe drunten, — das war ja eine Wunderpracht da draußen in der Fremde! Und endlich, als ſie um den Berg herumkamen, — wie das da drunten ſo weiß und weit da lag und im Sonnenſcheine glitzerte, wie ein großes Schneefeld. Ruedele war vor Erſtaunen und Verwunderung außer ſich, als ihm der Vater ſagte, das alles ſei lauter Waſſer, viel tiefer als der Kirchthurm daheim, und man könne in einem großen, langen Kaſten darüber wegfahren ohne Angſt zu haben. Nein, das hätte Ruedele doch nicht wagen mögen; ſein Herz klopfte vor Bangen, als auf dem hellen Waſſer hinter den Bäumen hervor etwas Schwarzes erſchien, wovon der Vater ſagte, das ſei eben ein Schiff, in dem die Leute über den See fahren. Ruedele konnte keinen Blick wegwenden, bis der dunkle Fleck, immer kleiner und kleiner werdend, in nebelhaftem Schimmer verſchwunden war.

Der Vater mußte ſich ſelbſt wundern, wie das Büblein ſo friſch und munter war. Das bleiche Geſichtlein war röthlich angehaucht, und die blauen Augen ſchauten hell und fröhlich unter tauſenderlei Fragen nach all' den Wunderdingen aus. Nur als ſie endlich gegen das Dorf heranfuhren, in dem der Dokter wohnte, wurde Ruedele wieder ſtill und fragte ängſtlich, ob er von dem nun auch noch ſo bitteres Waſſer trinken müſſe, wie von dem Dokter daheim. Da der Vater auf dieſe Frage keinen rechten Troſt wußte, legte ſich Ruedele wieder traurig auf ſeine Kiſſen zurück.

Der Dokter, ein großer, freundlicher Herr mit einem

klugen Geſichte, hörte Michele's Bericht über ſeines Bübleins Krankheit geduldig an, während Ruedele ſchüchtern und ängſtlich nach den großen Gläſern an der Wand ausſchaute, in denen gewiß die bittern Waſſer eingeſchloſſen ſtanden. Dann aber wurde er von dem Doktor freundlich herangerufen und über allerlei Dinge ausgefragt; auch der Vater mußte noch über Manches Antwort geben, wovon er faſt meinte, der Doktor brauchte es gar nicht zu wiſſen, das gehöre ja nicht zur Krankheit. Endlich ſagte der Doktor: „Hört, guter Freund, Arzneien will ich Euch keine geben, aber einen guten Rath, und wenn Ihr den richtig befolgt, wird's wohl das Beſte ſein. Einmal ſorgt dafür, daß Ruedele mit Euch am Tiſche ißt und zwar nichts Anderes, als was Ihr ſelbſt habt. Daneben gebt ihm brav Milch zu trinken, friſch von der Kuh weg, und dann laßt ihn mit andern Kindern herumſpringen, ſo viel es ihm Freude macht. Ihr werdet ſehen, über's Jahr iſt der Kleine friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer."

Michele war in großer Verlegenheit über dieſen Beſcheid. Es wollte ihm vorkommen, als ob der Doktor die Sache gar oberflächlich nähme, und als er beim Fortgehen draußen im Baumgarten einen ganzen Haufen Kinder erblickte, die ſich ziemlich wild herumtummelten, dachte er: Mich wundert's nicht; der weiß nicht, wie's Einem iſt, wenn man nur ein einziges Kind hat. — Deſto froher war Ruedele, daß der Vater keine bittern Waſſer mit heim bekommen hatte. Mit neuem Vergnügen bewunderte er die ſchönen Häuſer an der Landſtraße, die Leute, die darauf gingen und gar nicht gekleidet waren, wie die da-

heim auf dem Hübeli, und endlich wieder den See, der nun in der bereits auf den Berg ſinkenden Sonne wie ein weites, mächtiges Feuer glühte.

Als die Heimkehrenden vom Breitholze gegen das Thal herabfuhren, ſtand dort am Wege ein Hauſirmannle aus dem Baſelbiet, das manchmal auf dem Hübeli einkehrte. Es wolle noch nach Lenzburg dieſen Abend, ſagte es. Michele lud das Mannle ein, mitzufahren bis da hinunter; er war froh, Jemanden zu finden, dem er ſein volles, bedrücktes Herz ausſchütten konnte. Die Hoffnung, die er auf den neuen Doktor gebaut, war gänzlich erloſchen und damit auch der letzte Reſt des Vertrauens zu demjenigen daheim im Dorfe. Der Eine hatte Das, der Andere Jenes geſagt und befohlen; es war aber klar, die Krankheit verſtand keiner von Beiden, der neue vielleicht noch weniger, als der alte.

Ganz der gleichen Anſicht war der Baſelbieter. — „Das iſt all' Eins," ſagte er; „in den gelehrten Büchern der Herren ſteht noch nicht Alles geſchrieben, was unſer Einer alle Tage erfahren kann, wenn man heute da und morgen dort iſt und in ſo manches Haus kommt. Sagt zum Exempel ſo einem Herrn etwas von böſen Wünſchen, durch welche doch ſchon manches gute Menſchenkind zu Grunde gerichtet wurde, ſo lachen ſie euch aus und ſagen, das ſeien Narrenpoſſen. Aber ich weiß das beſſer, und du kannſt's auch wiſſen, denn wer hat keine böſen Menſchen? Weißt du zum Exempel noch, wie es dir und deiner Frau gegönnt wurde, als das kleine Mädchen ſtarb? ... Warum ſollt' es euch jetzt nicht mißgönnt

werden, da ihr ein anderes Kind habt, und dazu noch ein ſo liebes und verſtändiges? — Der Böſe aber iſt ſtark im Menſchen, das ſteht ſchon in aller heiligen Schrift zu leſen.“

Michele kam es vor, als ob ihm mit jedem dieſer Worte ein neues Licht aufgehe. Und es war wohl auch ſo. Die Rede hatte nur die Gedanken aufgeweckt, die ſchon unklar in ihm gelegen hatten. Er dachte daran, wie es beim Tode des kleinen Cätherle gegangen, wie böſe Leute damals eine geheimnißvolle Schuld auf ihn und ſeine Frau hatten wälzen wollen. Wer hatte ſo etwas zuerſt gedacht oder geſagt, da es Niemand Wort haben und Jeder auf den Andern ſchieben wollte? — Der böſe Feind hat es gethan, antwortete eine laute Stimme in Michele's Innern, der böſe Feind, der unſer Glück auch jetzt wieder verderben will. — „Aber,“ fragte der beklemmene Vater nach ſorgenvollem Schweigen den Hauſirer, „aber wie iſt da zu helfen?“ — „Ja,“ erwiderte das Mannle, „ich wüßte vielleicht Einen, obwohl er nicht leicht zugänglich iſt. Da hinten in den Solothurner Bergen kenn' ich einen Mann, der dir ſo gut würde helfen können, als er ſchon hundert Andern geholfen hat. Aber es iſt ſchwer, zu ihm zu kommen, aber wenigſtens ihn zu bewegen, ſich in ſolche Händel zu miſchen. Die Doktoren paſſen ihm eben auf, wie der Stoßvogel der Taube; aus guten Gründen. Wenn du indeſſen verlangſt, will ich zu ihm gehen und dir dann Bericht machen, ob du ſelbſt kommen dürfeſt.“ — Michele wußte ſeinen Dank über dieſe unerwartete Hülfe in der Noth

nicht beſſer zu erkennen zu geben, als daß er dem Vaſelbieter zum Abſchied einen Thaler in die Hand drückte mit der Verſicherung, daß ihn kein Geld reuen ſolle, wenn dem Kinde nur geholfen werden könne.

Für das mit großer Sehnſucht auf die Heimkehrenden harrende Cätherle war die Ausſicht auf die neue Hülfe ein wahrer Herzenstroſt. Auf den Dokter im Seethale dagegen ward es bitterböſe. Wenn der für ein krankes Kind kein beſſeres Mittel wiſſe, als was man in jedem Stalle haben könne, ſo ſolle er das Doktern lieber bleiben laſſen. Was das für eine Vernunft wäre, von einem ſolchen Kinde zu verlangen, daß es nichts Anderes eſſe, als die Großen und Geſunden, und gar noch, daß es mit den wilden Gretzen da drunten herumſpringen ſolle. Es glaube einmal, Ruedele wäre ſchon lange nicht mehr am Leben, wenn er mit dem wilden Volke hätte umgehen müſſen. — So wurde denn mit großer Ungeduld der Hauſirer erwartet, der auch nach einigen Tagen den Bericht brachte, Michele könne ſelbſt zu dem Mann in den Solothurner Bergen gehen. Da und da wohne derſelbe, in dem alleinſtehenden Häuschen auf der Waldwieſe, links ab hinter der Schafmatt. —

Schon gegen Mittag des folgenden Tages kam Michele an das einſame Häuschen des alten Bannwarts, eine kleine ärmliche Wohnung, deren niedrige Fenſter von dem tief herabhängenden Strohdache beinahe verdeckt wurden. Vor der Thüre lag lang ausgeſtreckt ein grauzottiger Hund, der dem Ankömmling drohend entgegenknurrte, bis ihn eine laute Stimme von innen heraus zur Ruhe ver-

wies. Michele trat faſt zaghaft durch einen niedrigen, ſchwarzrauchigen Gang in eine kleine Stube, in der ein eisgrauer Mann hinter einem großen aufgeſchlagenen Buche ſaß. — „Alle guten Geiſter ſeien mit dir!“ ſagte der Alte, von ſeinem Buche aufblickend, mit leiſer Stimme. „Du biſt der Mann da aus den Thälern herab, der ein krankes Kind hat.“ — Michele bejahte dieſe Anrede und wollte ſogleich von dem Befinden Ruedele's Bericht geben; es war ihm, er könnte einen beklemmenden Druck vom Herzen werfen, wenn er nur zur Rede komme; aber der Alte unterbrach ihn nach wenig Worten und ſagte, eine große beſchriebene Tafel zur Hand nehmend: „Wenn ich das nicht ſchon Alles ſo gut und beſſer als du wüßte, guter Freund, ſo wär' keine große Hoffnung, daß ich deinem Kleinen helfen könnte; aber die Sache verhält ſich ſo.“ Dann fing er, nur dann und wann einen ſcharfen Blick nach Michele hinüberwerfend, an zu erzählen, wie bei den Aeltern die erſten Befürchtungen für des Kindes Geſundheit entſtanden, was ſie dabei gedacht und gethan, und wie die Krankheit ihren Verlauf genommen, Zug für Zug, daß dem Zuhörer ein kalter Schauer über die Glieder rieſelte. Als der Alte am Schluſſe feierlich fragte: „Oder ſage mir, iſt es nicht ſo?“ war Michele kaum im Stande, ein beklemmenes „Ja“ hervorzubringen. Es war ihm, als müßt' er vor dem Allwiſſenden in's Gericht gehen.

Nach einer langen Pauſe, deren drückende Stille durch den nachtönenden Pendelſchlag einer unſichtbaren Uhr noch vermehrt wurde, erhob der Alte ſein Geſicht mit einem zufriedenen Lächeln von dem Buche und fuhr freundlicher

und zutraulicher fort: „Du darfſt nicht verzagen, guter Mann; die böſen Kräfte ſind ſtark über deinem Kinde, aber wenn du den rechten Willen und das Vertrauen haſt, ſo mag geholfen werden.“ — Michele verſicherte demüthig, daß er alles Vertrauen zu der übernatürlichen Kunſt des Alten habe, und that dann, wie ihm der Hauſirer angerathen. Er zog ein Bündelchen Geld aus ſeiner Buſentaſche und legte daſſelbe ſtill auf einen kleinen Schrank, der neben der Thüre ſtand. Der Alte ſchien auf dieſes Thun nicht zu achten. Er ſtand ſchweigend auf, um in ein hinteres Stübchen zu gehen; als er zurückkam, ſtellte er ein ſchwarzes, angefülltes Säcklein auf den Tiſch. Dann trat er langſamen Schrittes gegen Michele heran, faßte ſeine Hand und ſprach ernſt: „Verſprich mir, zu thun, was ich dir ſage.“ — Michele verſprach, in Allem zu gehorſamen, was zur Geſundheit ſeines Kindes dienen könne. — „Nun denn,“ fuhr der Alte fort, „es gibt mancherlei böſe Geiſter in Luft und Waſſer, in Feld und Wald. Derjenige, der dein Kind verderben will, iſt ein ſchwarzer Waldgeiſt; aber ich erkenne noch nicht, ob er in Menſchen- oder Thiergeſtalt einhergeht. Mit den Blättern, die jetzt noch an den Bäumen hängen, iſt ſeine Gewalt gekommen; wenn ſie abfallen, muß er überwunden werden. Nun gib Acht: Sobald du nach Hauſe kommſt, bringt ihr Ruedele's Bettlein, das jetzt neben dem euern ſteht, in's Hinterſtübchen. In dieſem aber müßt ihr ſorgfältig jede Oeffnung verſchließen, auch das Schlüſſelloch muß von außen mit dem erſten Blatte aus der Offenbarung Johannis verklebt werden; der Kleine darf das

Stübchen nicht verlassen und keine lebende Seele zu ihm hineingehen, außer du und deine Frau. Auch dürft ihr während der Zeit kein Almosen durch die Thüre geben. Sind endlich die Bäume kahl und die letzten Blätter abgefallen, so nehmt ihr diese Wurzeln in dem Säcklein da, sie sind in heiligen Nächten an einsamen Kreuzwegen im Wald ausgegraben. Um Mitternacht, wenn Ruedeli schläft, werft ihr sie in den Ofen. Vorher aber muß deine Frau zwei Brodmännlein backen, wie sie solche sonst für das Büblein gemacht hat; das eine davon werft zu den brennenden Wurzeln und verschließt den Ofen, das andere aber gebt ihr am Morgen, nachdem ihr die Nacht mit Beten zugebracht, Ruedeli zu essen. Davon wird er gesunden, wenn der böse Geist in Menschengestalt wirkt. Hilft es nicht, so geht er in Thiergestalt umher, und dann müßt ihr wieder zu mir kommen. Aber noch Eins: ihr dürft mit keinem Menschen von mir reden, außer etwa mit dem Hausirer. Nun geh' und schau' dich nicht um!"

Mit diesen Worten gab der Alte seinem athemlosen Zuhörer das schwarze Säcklein in die Hand und schob ihn zur Thüre hinaus. Michele taumelte wie im Traum die Wiesen abwärts und eilte hastig zwischen den dunkeln Tannenwäldern davon. Erst als ihm aus der Ferne die Thürme von Aarau durch den hellen Herbsttag entgegen leuchteten, wagte er stillzustehen und Athem zu schöpfen. Es war ihm, als ob er aus einem gespenstischen Traum erwache und in das freundliche Morgenlicht schaue; aber die Offenbarungen dieses Traumes waren zu einem um so festern Glauben erwachsen, je unheimlicher und ängstigender

ſie im Augenblicke geweſen waren. Als Michele zu Hauſe, immer noch von einem bangen Schauer vor der Macht des allwiſſenden Alten erfüllt, ſeinen Bericht erſtattet, konnte Cätherle vor freudiger Dankbarkeit die ganze Nacht kein Auge ſchließen, daß der Noth des geliebten Kindes ein ſo mächtiger Beiſtand gefunden war.

Schon am folgenden Tage ward Ruedele in das Hinterſtübchen gebracht. Er weinte zwar bitterlich, daß er nicht mehr bei ſeinen Aeltern ſchlafen und nicht einmal mehr in die Stube hinausgehen durfte; aber da ihm die Mutter ſagte, welche Freude er ihr und dem Vater mache, wenn er nur bis zum Winter recht folgſam ſein wolle, legte er das bleiche Geſicht ergeben auf das Kiſſen zurück. So lag er bald geduldig den ganzen Tag im Bette ſeiner ſtillen Klauſe, oder er ſaß auch am Fenſterlein und ſchaute wehmüthig in's Thal, wie die Nebel langſam heraufwallten und drüben weg in langen Zügen die Vögel über den Wald flogen; oder er ergötzte ſich an dem Klange der Glöcklein, die von der weidenden Heerde herübertönten. Nicht mehr lange, ſo kamen düſtre Tage mit Regengüſſen und Stürmen, welche die gelben Blätter von den Bäumen ſchüttelten. Der kleine Gefangene freute ſich im Stillen, wie die Zweige vor ſeinem Fenſter von Tag zu Tag kahler wurden; wenn nur erſt einmal der Schnee kömmt und es Winter wird, dachte er, dann fängt die Mutter wieder an zu ſpinnen, und dann darf ich auch wieder in die Stube und dabei ſitzen.

Mit nicht geringerer Sehnſucht ſchauten die Aeltern nach den Vorboten des herannahenden Winters aus. Endlich

erſchienen kalte Froſtnächte, und bald wehte der Wind das letzte herabgeſunkene Blatt über den gefrornen Boden dahin; die Vogelneſter, die ſommerlang im Laube verborgen geweſen, hingen unbedeckt und zerzaust an den kahlen Zweigen, während ihre luſtige Brut ſchon längſt über die Berge davongezogen. Jetzt ſollte das letzte Erlöſungswerk gethan werden. Mit großer Sorgfalt und gläubigem Sinn wurden die zwei Brodmännchen gebacken und das eine der mitternächtig angezündeten Gluth der Wurzeln überliefert, die, trocken und harzig, lechzend emporlohten. Ruebele war längſt unter dem Brauſen des Novemberſturmes mit der ſüßen Hoffnung eingeſchlummert, daß nun der Winter da ſei, und er bald wieder in der Stube neben dem Spinnrade ſitzen und bei ſeinen Aeltern ſchlafen könne.

Die Aeltern ſaßen wachend und betend in der Stube. Mit heimlichem Grauſen hörten ſie das Heulen des Windes, der in ſchweren Stößen gegen die Fenſter heranbrauste, als ob böſe Geiſter Einlaß verlangten. Sie beteten immer eifriger, mit lauter Stimme, bis der Tag leiſe heraufdämmerte und ſich der Sturm zu legen begann. Da gingen ſie mit klopfendem Herzen an die Thüre des Hinterſtübchens. Drinnen war's ſtille, das Kind ſchlief noch immer; als aber Michele die Thüre leiſe öffnete, quoll ihm ein dumpfer Qualm durch die ſchmale Oeffnung entgegen. „Der böſe Geiſt," ſchrie Cätherle entſetzt zurückweichend. Ueber Michele ſelbſt kam ein noch entſetzlicherer Gedanke, als die Furcht vor dem Böſen; er ſtieß die Thüre taumelnd auf und rief mit bebender

Stimme den Namen ſeines Kindes. Aber Ruedele lag lautlos mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Bette; die leiſe geöffneten Lippen bewegten ſich zu keiner Antwort, zu keiner Klage mehr. —

Aus einer kaum bemerkbaren Ritze, die am Ofen durch die ſchwere Harzgluth entſtanden, kräuſelte noch immer ein leichtes Räuchlein hervor. —

Der erſte Schnee dieſes Jahres legte ſeine kühle Decke auf ein kleines Grab, an dem zwei einſame, troſtloſe Aeltern ſtanden. An milden Sommerabenden ſitzen ſie noch immer mit grauen Häuptern auf dem Bänklein hinter ihrem Hauſe und ſchauen ſchweigend zu den Sternen empor, nach deren ſtiller Heimath ſie ſich hinüberſehnen. Die Sterne irdiſcher Hoffnung und Freude ſind für ſie längſt niedergegangen.

Zweierlei Bekenntniss.

Die günstige Jahreszeit für den Aufenthalt in höhern Berggegenden hatte bereits ihr Ende erreicht und die bunte Sommergesellschaft auf Rigi-Scheideck war auf ein kleines Trüpplein zusammengeschmolzen, das nicht allzuweit von der Heimath entfernt, sich noch der letzten sonnenhellen Tage erfreuen wollte. Doch auch diese kleine Schaar hatte soeben wieder eine schwere Einbuße erlitten, indem ein junges Frauenzimmer aus Schwyz und ein Maler, der schon seit Jahren in Luzern wohnte, ebenso unvorbereitet als unerwartet abgereist waren. Man hatte sonst als ziemlich zuverlässig angenommen, die Beiden würden ihren Bergaufenthalt so lange immer thunlich ausdehnen, und der ganze kleine Kreis hatte sich dieser Annahme aufrichtig gefreut, da die junge Dame und der Künstler nicht nur durch gewinnende Liebenswürdigkeit und mannigfache Talente ein Wesentliches zur heitern Geselligkeit beitrugen, sondern auch noch unbewußt manches behagliche Ergötzen bereiteten. Dem Unbefangenen gewährt es immer ein vergnügliches Schauspiel, das heimliche Keimen und Aufknospen einer Liebe zwischen zwei sinnigen und gebildeten Menschen zu beobachten, und die Beiden hatten die schönste Gelegenheit geboten zu einer solchen Beobachtung. Sie hatten sich bei ihrer Ankunft auf dem Berge noch nicht persönlich gekannt; ein Gemälde, das

der Maler in letzter Zeit für die Hauptkirche von Schwyz verfertigt und das auf das Frauenzimmer einen besondern Eindruck gemacht, vermittelte die ersten innigeren Anknüpfungspunkte, und die freie Geselligkeit des Bergaufenthaltes kam so günstig zu Hülfe, daß im Stillen allgemein angenommen wurde, die Zwei würden nur als Braut und Bräutigam von Rigi-Scheideck Abschied nehmen. Jetzt waren sie in sichtlicher Verwirrung unversehens abgereist, jedes den Weg nach seiner Heimath einschlagend, ohne irgend eine Mittheilung an die übrige Gesellschaft über die Gründe dieses unerwarteten Scheidens. Um so neugieriger wartete man auf die Rückkehr des jungen Arztes, der dem Maler eine Strecke weit das Geleit gegeben, vielleicht daß der den Schlüssel zu dem Geheimnisse, das natürlich durch das Interesse, welches die zwei Liebenden erregt, an Bedeutung gewann, zurückbringen würde. Und man hatte sich nicht getäuscht; man sah es dem Doktor von Weitem schon an, daß er die Sache erfahren haben mußte; er kam mächtig ausschreitend dahergegangen, während er beständig vor sich hinbrummte, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn ein unangenehmer Gedanke beschäftigte. Aber leider schien er geringe Neigung zu haben, Auskunft zu ertheilen, mit welch liebenswürdiger Vorsicht die Damen auch anklopfen mochten. „Sind Sie Protestantin?“ fragte er plötzlich einen der schönen weiblichen Plagegeister. „Sie sind Aargauerin, aus einem paritätischen Kantone und also immer noch zweifelhaft, weß Bekenntnisses?“ — „Ach, ich verstehe,“ lächelte die Dame; „leider muß ich gestehen, daß ich durch Geburt und Taufe

der zahlreichen Ketzerfamilie angehöre; sollten Sie jedoch ihr Geheimniß nur einer Ihrer Glaubensgenossinnen anvertrauen dürfen, so auf einem ungefähren Beichtwege — wer weiß, Herr Doktor, ob Sie an mir nicht eine Convertitin gewinnen könnten. Freilich habe ich bisher nicht gewußt, daß Sie sich auch mit diesem Zweige der Seelenheilkunde befassen, Verehrtester."

„Dummheiten, Dummheiten," erwiderte der Arzt eben nicht sehr galant sich abwendend, „Sie lachen und spotten, ohne zu wissen warum."

Dieses auffallende Benehmen war nun gerade nicht geeignet, die einmal erregte Neugierde zu beschwichtigen, und als nach dem Abendtische die Schwyzerin nicht wie gewohnt sich an das Klavier setzte, und ebenso wenig sich die herrliche Singstimme des Malers mehr erheben wollte, da brach der Sturm von Neuem und mit vereinigten Kräften los gegen den schweigsamen Doktor. Dieser schien jedoch auch jetzt noch trotzen zu wollen, bis einer der Herren mit der kurzen Bemerkung: „Ich glaube das ganze Geheimniß mit ziemlicher Sicherheit in zwei Worten errathen und aussprechen zu können —" den schönen Neugierigen zu Hülfe kam.

„Das wäre ein unschätzbarer Anhaltspunkt für die Diagnose Ihres Divinationsvermögens, mein werthester Friedrich Wolfgang," rief der Doktor lachend; „nein, soweit würde sich selbst die vereinigte Phantasie Ihrer beiden Pathen nicht verstiegen haben."

Herr Friedrich Wolfgang, dem in der heitern Gesellschaft diese beiden Vornamen der zwei größten deutschen

Dichter seiner schriftstellerischen Neigungen wegen beigelegt worden, ließ sich diesmal gegen seine Gewohnheit nicht einschüchtern durch den ironischen Angriff seines Meinungsgegners. „Möglich ist's schon, daß meine Namensvettern nicht darauf verfallen wären," erwiderte er ruhig, „die hatten auch anderes zu beobachten als meine blöden Augen; wenn ich nun aber glaube, die Auflösung des Räthsels, um das es sich hier handelt, heiße Zürich und Rom — was wollen Sie darauf erwidern, mein verehrtester Bewahrer der salomonischen Siegel?"

Der Doktor schaute betroffen auf. „Wie denn Professor," fragte er sich über den Tisch beugend leise, „sollte Ihnen die schöne Gläubige selbst noch gebeichtet haben vor ihrer Abreise?"

„Mir gewiß nicht und andern schwerlich; aber ich habe also doch das Richtige getroffen!"

„Nun ist's gewonnen," rief die lebhafte Aargauerin, „wo Zwei um ein Geheimniß wissen, müssen sie schon auch den Dritten im Bunde haben. Daneben sind die Dichter auch keine solche Grobiane, wie diese Herren Doktoren da — nicht wahr," fügte sie mit ihrem schalkhaften Lächeln hinzu, „wertheſter Herr Friedrich? Ich denke der eine Name genügt, er soll uns Allen das fast gefährdete Reich des Friedens begründen!"

„Nichts da von Verschwörung und Parteigängerei," fiel der Doktor ein; „Dichter plaudern nur zu oft aus, was sie weder wissen noch glauben, drum will ich mir diesmal selbst das Amt mit Würden und Bürden vorbehalten. Gleichwohl, unser Professor hat es getroffen,

Zürich und Rom lautet das Räthſel — wer rathet weiter?"

„Konſtantinopel, Jeruſalem, Calcutta, oder Bremgarten meinetwegen, das iſt die berühmteſte Stadt meines Heimathskantons," rief die Aargauerin; „nur raſch, welche gilt es und was iſt damit gemeint!"

„Bremgarten," ſagte der Profeſſor lächelnd.

„Wie unartig — Ihr zweiter Pathe Göthe hätte in Damengeſellſchaft Beſſeres zu thun gewußt, als dieſen abſcheulichen Doktor nachzuahmen, Herr Wolfgang."

„Nicht doch, ſchöne Tochter des ſchönen Aargau's," entgegnete der Profeſſor in ernſterm Tone, als es ſeine Worte zu erheiſchen ſchienen; „oder ſagen Sie mir, iſt nicht Ihr Bremgarten zur Reformationszeit eines Morgens noch als gut katholiſche Stadt aufgeſtanden, hat ſich halb reformirt zum Mittagstiſche geſetzt, Abends ganz reformirt ſich zu Bette gelegt, um am folgenden Morgen wieder römiſch-katholiſch aufzuſtehen?"

„Ja wohl, würdigſter Schulmonarch," erwiderte die Dame, „ich entſinne mich, in der Schule etwas ſo gehört und geleſen zu haben, ohne dadurch damals klüger geworden zu ſein, als ich es jetzt durch Ihre hochgelahrte Profeſſorenmiene werde."

„Er hat Recht, unſer Friedrich Wolfgang," rief der Doktor; „nein bei Gott, die Sache iſt bei all' ihrer Sonderbarkeit zu ernſt, als daß wir uns länger darüber necken ſollten. Auch hat mir mein Freund, der gewiß ſobald kein Heiligenbild mehr malen wird, in keiner Weiſe verdeutet, aus der Urſache ſeiner plötzlichen Abreiſe ein Ge-

heimniß zu machen. Die liebenswürdige Schwyzerin hatte es ihm angethan, wie das ſchon ſeit vierzehn Tagen für Jeden von uns ein öffentliches Geheimniß geweſen iſt; wer die Augen nicht gebrauchen wollte, mußte doch Abends hören, wie ſie ihre Duette ſangen und zuſammen ſpielten. Nun — heute Morgen iſt's zu einer beſtimmten Erklärung gekommen."

„Und er ſollte ſich getäuſcht — ſie ſollte ſeine Neigung nicht getheilt haben?"

„Im Gegentheil, ſie hat ihm dieſelbe frei und unumwunden eingeſtanden."

„Und doch dieſe plötzliche Trennung mit mühſam verhaltenen Thränen in den Augen oder mit noch übler verhehltem Zorn im Geſicht? Alſo unglückliche Familienverhältniſſe oder ſonſt ſo was — die armen Leute!"

„Ja freilich, oder ſonſt ſo was," ſagte der Dokter langſam; „nachdem ſich die Leutchen eine Stunde lang ihres Glückes gefreut, ließ auch das Unheil nicht länger mehr warten. Das Fräulein machte die unerwartete Entdeckung, daß ihr Auserwählter — bei Gott es will mir nicht über die Zunge gehen."

„Nun, daß er aber trotz ſeiner ſchönen Heiligenbilder ein Proteſtant ſei," ergänzte der Profeſſor.

„So iſt es," erwiderte der Dokter zornig, „und augenblicklich war der ganze Liebeshimmel mit lauter Teufeln angefüllt. Das Eine zog diesſeits, das Andere jenſeits des Berges hinab, um ſich wahrſcheinlich ihr Lebenlang auszuweichen, wenn ſie einander je wieder begegnen ſollten."

Die ganze Geſellſchaft ſchaute ſich gegenſeitig betroffen

an, ohne daß Jemand ſogleich einen Ausdruck für ſeine Ueberraſchung gefunden hätte. Man hatte nun ſchon ſo manchen Tag in vertraulicher Heiterkeit zuſammen gelebt, wie zu einer Familie gehörend, und außer dem Unterſchiede des Geſchlechts kaum noch denjenigen des Alters zur Geltung kommen laſſen, während man ſich um die Verſchiedenheit des Standes und Berufes mehr nur zu dem Zwecke bekümmert, dem Einen oder Andern einen ſcherzhaften Ehrentitel anhängen zu können, als um einen wirklichen Unterſchied feſtzuhalten. Jetzt war plötzlich eine Scheidelinie gezogen, von der Jedes wußte, daß es hüben oder drüben ſtehen mußte, und wie empfindlich tief hatte dieſe Linie ſchon eingeſchnitten! —

Das Geſpräch wollte lange nicht mehr in Fluß gerathen; es mochte Jedes ſpüren, daß der Punkt, über den man bisher achtlos weggegangen, bei ernſterer Beſprechung tiefere Saiten könnte anklingen laſſen, als für ein heiteres, bequemes Zuſammenleben wünſchbar war, und doch ließ ſich die Sache, wie ſie nun einmal ſtand, auch nicht mit einem bloßen Witzworte zur Seite ſchieben. Sogar die ſonſt ſo muthwillige Aargauerin war ernſthaft geworden und ſagte endlich mehr für ſich hin als an die Uebrigen gewendet: „Seltſam, wahrhaftig, daß heutzutage noch in einer Geſellſchaft, die ſich an dieſem Orte zuſammenfindet, ſo etwas paſſiren ſoll.“

„Sie haben ganz recht und werden nun auch etwas billiger verfahren mit Ihren Anklagen gegen meine arme Perſon,“ fiel der Doktor ein; „wir ſtehen bald am Ende des Heilsjahres 1863; ſeit einem Jahrzehnt glaubten wir

diese Vorurtheile selbst in den untersten Volksschichten überwunden und verspotteten eine pfäffische Unduldsamkeit, die sich gegen unsere toleranten Gesetze über gemischte Ehen und dergleichen noch aufzulehnen wagte. Doch nun plötzlich diese überraschende Erfahrung von einem Frauenzimmer, dessen vielseitiger Bildung und hellem Verstande wir so gerne alle Achtung gezollt! Nein, das will mir nicht zu Kopf!"

„Und doch sollen wir uns durch das Unerwartete nicht zur Ungerechtigkeit verleiten lassen," bemerkte der Professor; „nach meiner Meinung hat die Schwyzerin gerade durch ihren raschen Entschluß nicht nur scharf blickenden Verstand, sondern auch eine Willenskraft bewiesen, die blos auf einer gediegenen Bildung beruhen kann."

„Nun, beim Himmel," rief der Doktor, „das fehlte noch, daß Sie sich als Anwalt eines blöden Vorurtheiles aufwerfen."

„Das werd' ich wohl bleiben lassen," sagte der Professor ruhig, „hingegen ist es möglich, daß wir für den Augenblick noch auf verschiedenem Standpunkte stehen, wenigstens dem Anscheine nach. Vor Allem halten wir Eines fest. So lange der Katholizismus und der Protestantismus als allgemeine Glaubensformen bestehen, so lange werden auch die Gegensätze im Einzelleben sich geltend machen müssen, und unsere toleranten Gesetze können nicht den Zweck haben, diese Gegensätze geradezu aufzuheben, sondern blos gegebenen Falles ihre Wirkung zu mildern."

„Das läßt sich recht fein anhören," entgegnete der

Doktor ärgerlich, „nur hätte ich von einem Dichter und Philoſophen eine andere Melodie erwartet über dieſen Text.“

„Die Melodie darf eben keine willkürliche ſein, ſondern muß ſich dem Texte anpaſſen, wenn ſie die richtige ſein will,“ ſagte der Profeſſor; „Sie hingegen haben einen durchaus falſchen Ton angeſchlagen mit der Annahme, daß ſolche Vorurtheile, wie Sie es nennen, ſelbſt in den untern Bildungsſtufen unſers Volkes überwunden ſeien. Iſt doch daran ſelbſt in den höchſten und oberſten nicht zu denken, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Nein, meine Verehrteſten, die ſchroffſten Ecken der Gegenſätze haben ſich wohl ſoweit abgeſchliffen, daß ſie im gewöhnlichen äußern Verkehre nicht mehr ſo ſtörend fühlbar werden, wie es zu andern Zeiten der Fall geweſen; aber ſobald tiefere und innigſte Beziehungen eintreten ſollen, empfinden gerade die feinfühlenderen und bewußtern Naturen, wie ſchwer, ja wie unmöglich es iſt, die Jugendeindrücke und Anſchauungen aus unſerm Weſen wegzuwiſchen. Drum iſt es auch nur zu gewiß, daß nicht die Hälfte, ja vielleicht nicht der zehnte Theil Derjenigen, die heute in unſerm Lande gemiſchte Ehen eingehen, über die innere und bedeutungsvollſte Seite ihres Schrittes nachdenken, ſonſt würden ſie zweimal ſich beſinnen, bevor ſie ihn wagen.“

„Nur Schade, daß keine unſerer ſchwarzen Kutten Sie hören kann,“ brummte der Doktor, „dieſe Privatanſicht eines unſerer freiſinnigſten Schriftſteller wäre wahrlich ein herrlicher Fund für eine Kapuzinerpredigt.“

„Vergessen Sie nur nicht, daß ich für meine Meinung weder das katholische noch das protestantische Bekenntniß anrufe.“

„Obwohl ich über solche Dinge nicht gerne nachgrübeln mag und sie lieber im Großen und Ganzen auffasse,“ nahm der Gemahl der Aargauerin, ein gebildeter Industrieller, das Wort, „so möchte doch unser Herr Professor nicht so ganz Unrecht haben. Was ich sehe und erfahre gilt mir mehr, als alle allgemeinen Behauptungen, und eine Erfahrung wenigstens habe ich gemacht, die in dieses Gebiet einschlägt.“

„Erzählen Sie.“

„Nun, etwas besonders Interessantes ist es gerade nicht und mir ist's auch blos aufgefallen, weil es einen meiner Freunde betrifft. Dieser ist ein Mann von freiem, kräftigem Wesen, der das Leben frisch anzufassen weiß und lieber handelt als viele Worte macht. Die Welt und die Menschen kennen zu lernen, hat er dies- und jenseits des Meeres reichliche Gelegenheit gehabt, und was seine Ansichten über die politisch-konfessionellen Angelegenheiten unsers Vaterlandes anbelangt, so brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß er im Jahr 1845 mit an der Spitze der Freischaaren stand, die Luzern da drunten von den Jesuiten und ihren Beschützern säubern wollten.

„Dieser Freund nun, dessen Name übrigens Ihnen Allen wohlbekannt wäre, wenn ich ihn nennen wollte, hat schon in jungen Jahren eine Katholikin geheirathet, die in seiner protestantischen Vaterstadt geboren und erzogen worden. Dessen ungeachtet hatte ihr Vater ziemlich schroffe

kirchliche Anſichten bewahrt und fügte ſich dem Drängen der jungen Leute und ihrer Fürſprecher auch nur nach langem Widerſtande. Dabei wurde das übliche Uebereinkommen getroffen, daß die Enkel je nach dem Geſchlechte dem verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe der Aeltern folgen, die Mädchen katholiſch, die Knaben proteſtantiſch getauft und erzogen werden ſollten; aber noch am Morgen des Hochzeitstages ließ der alte Mann meinen Freund zu ſich kommen und drang mit Bitten und zuletzt mit verſchwenderiſchen Anerbietungen in ihn, auch die Knaben, wenn er mit ſolchen beglückt werden ſollte, in dem Bekenntniſſe der Mutter, d. h. katholiſch erziehen zu laſſen. Mein Freund weigerte ſich, aus Furcht, wie er damals meinte, durch eine ſolche Nachgiebigkeit in eine ungeziemende Abhängigkeit von ſeinem Schwiegervater zu gerathen, denn über konfeſſionelle Engherzigkeit dieſer oder jener Art glaubte er weit hinweg zu ſein, und am liebſten wäre ihm die bürgerliche Trauung geweſen, um jeder kirchlichen Formalität auszuweichen. Nun, die Ehe ließ ſich ganz glücklich an, und eine glückliche iſt ſie auch geblieben bis zur heutigen Stunde, wenigſtens haben die beiden Gatten ſtets in Liebe und Treuen zuſammengehalten; aber mancherlei Gerede und nicht geringes Aufſehen erregte es, als mein Freund vor ungefähr zehn Jahren, nachdem ihm zwei Knaben wenige Wochen nach der Geburt geſtorben, einen dritten Neugeborenen auf katholiſchen Ritus taufen ließ. Man munkelte ſchon von geiſtlichem Einfluſſe, von Apoſtaſie und was dergleichen bei ſolchen Vorkommenheiten immer auf die Oberfläche des Tagesgeſpräches getrieben

wird, und ich ſelbſt — ich war ebenfalls nicht im Stande, mir die Sache zurechtzulegen, zumal ich beſtimmt annehmen konnte, daß die Gattin meines Freundes an dieſem Schritte keinen maßgebenden Antheil haben konnte. Der Schwiegervater ſelbſt war ſchon ſeit vielen Jahren geſtorben.

„Mit einer ungebührlichen Neugier mochte ich mich nicht aufdrängen, um ſo weniger, als mein Freund in allen andern Dingen mir jetzt wie ſonſt mit dem intimſten Vertrauen entgegenkam, ohne jedoch dieſen einen Punkt auch nur mit dem leiſeſten Worte zu berühren. Inzwiſchen ward ihm Gelegenheit, das leichtſinnige oder böswillige Gerede durch einen ebenſo energiſchen als ſiegreich geführten Widerſtand, den er in amtlicher Stellung einem übergreifenden biſchöflichen Begehren entgegenſtellte, Lügen zu ſtrafen, wobei freilich das heimliche Verlangen nach den wirklichen Gründen, die ihn zu jener katholizirenden Taufe bewogen, nicht geſchwächt wurde. Auch bei mir nicht; aber es verging ein volles Jahr, bevor mein Freund mir plötzlich, ohne irgend eine Veranlaſſung von meiner Seite, die Aufklärung gab.“

„Die am Ende auf eine Grille des Mannes hinausließ,“ warf der Doktor ein, „mir ahnt ſo was.“

„Je nachdem — immerhin ſehen Sie, daß meine Erzählung in einem Punkte nicht für die Anſichten des Profeſſors ſpricht,“ fuhr der Erzähler fort, „da mein Freund in dieſem Falle der Wirkung beſtimmender Jugendeindrücke geradezu entgegengehandelt hätte. Gleichviel — am Geburtstage ſeines friſch und geſund gedeihenden Knäbleins theilte er mir mit, was ihn bewogen, daſſelbe nach

dem Bekenntniſſe ſeiner Mutter taufen zu laſſen. Am Hochzeitsmorgen nämlich hatte ihm der Schwiegervater, nachdem er die ſchon erwähnten Bitten vergeblich verſchwendet, mit Thränen in den Augen zugerufen: „Nun denn, ſo ſehe du zu; ich werde in meiner letzten Stunde noch beten, daß aus meinem Blute kein kirchenfeindlicher Same gedeihe, an deſſen Ausſaat meine ſündhafte Nachgiebigkeit Schuld tragen könnte.“ — Dieſe Worte waren damals ſcheinbar ſpurlos vorübergegangen an meinem Freunde; als ihm aber die beiden Knaben wegſtarben, während das katholiſch getaufte Töchterlein kräftig und munter aufwuchs, da fielen ſie ihm mit um ſo ſchwererer Erinnerung wieder auf das Herz, als der alte Mann bereits todt und mit übel verhehlter Reue über ſeine endliche Zuſtimmung zur Wahl ſeiner Tochter aus dem Leben gegangen war. Genug, als ihm der dritte Knabe geboren wurde, war ſein Entſchluß ſchon gefaßt und bis zur Stunde wenigſtens hat er denſelben noch nicht bereut. Das Kind iſt geſund geblieben und bereits zu einem allerliebſten Jungen herangewachſen.“

„Nun, meinetwegen,“ lachte der Doktor, „warum ſollte ich mir eine ſolche Vermehrung meiner Kirche nicht gefallen laſſen; doch wird hoffentlich ihr Freund ſelbſt nicht daran denken, daß das Gedeihen des einen oder der Tod des andern Knaben in irgend welcher Beziehung zu ihrer Taufe ſtünde.“

„Sie werden mir glauben, daß ich nicht wenig erſtaunt war über dieſe Mittheilung,“ ſagte der Erzähler ausweichend; „gewiß iſt es aber, daß mein Freund auch

noch weitere Kinder, wären ihm solche geboren worden, auf das katholische Bekenntniß würde haben taufen lassen."

„Also nur ein neuer Beweis, daß auch dem Klügsten der Verstand gelegentlich durchgehen kann," brummte der Doktor.

„Blos zu diesem Beweise habe ich nun freilich den Vorgang nicht erzählt," lächelte der Industrielle; „indessen braucht man hinter demselben nicht mehr zu suchen, als er auf den ersten Blick schon zeigt, nämlich eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß jeder Mensch sich das ausschließliche Recht nimmt, seine eigenen Lebensereignisse auf seine Weise zu deuten und sich hiebei um die Ansichten Anderer um so weniger kümmert, je näher ein solches Begegniß sein innerstes Leben berührt. Und das ist es im Grunde wohl auch, was unser Herr Professor behauptet hat. Durch das Glaubensbekenntniß, in dem wir erzogen worden, wird ohne Zweifel ganz unbewußt eine Hauptgrundlage für die Betrachtung des Gemüthslebens geschaffen, woraus denn in einer gemischten Ehe auch bei allem übrigen Einklange der Gatten die unerwartetsten Konflikte entstehen können."

„Und hiefür könnte ich der Gesellschaft den Beleg ebenfalls in einer Geschichte geben," sagte der Professor, „die mir auf meiner Herreise mitgetheilt worden ist."

„Bitte, erzählen Sie," riefen mehrere Damen.

„Der Gegenstand hat mich derart interessirt, daß ich ihn etwas ausführlicher niedergeschrieben habe. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich Ihnen die Blätter verlesen. Sie tragen die Aufschrift:

„Blind geboren."

Das Bad Schwarzenberg, hart an der Grenzscheide zweier Kantone in einem einsamen Waldthälchen gelegen, hat seit Menschengedenken als neutraler Boden gegolten für die beidseitigen Grenzbewohner, so sehr diese auch gelegentlich durch konfessionelle Reibungen gegen einander in Harnisch gebracht wurden. Es wird in der Gegend noch heute eine Anekdote erzählt, die das Altherkömmliche dieser Eigenschaft des Hauses recht anschaulich beweist. Im Religionskriege von 1712 nämlich ergriff der Badewirth vor einem drohenden Einbruche der benachbarten Luzerner die Flucht, wobei er jedoch seine Kuh und ein paar Ziegen nicht mitnehmen konnte. Er verbarg sie in der Eile in die bedeckte Grube, die er im Garten zur Aufbewahrung von Rüben und Kohl angelegt hatte. Ein streifender Luzerner Haufe rückte wirklich einige Stunden darauf an und führte alles Vieh, das er auf den benachbarten Höfen fand, als gute Beute über die Grenze zurück; als jedoch der Badewirth nach vorbeigezogener Gefahr nach seiner verborgenen Lebwaare schauen wollte, fand er sie nicht mehr in der Grube, sondern fein säuberlich im Stalle an die mit frischem Futter versehenen Krippen gebunden. In der Gaststube selbst stand ein geleertes Weinfäßchen auf dem Tische, aber daneben die Zeche, bis auf den Kreuzer ausgerechnet, in einem Teller zusammengelegt. Die Feinde hatten den Preis des Getränkes, mit dem sie sich in friedlichern Tagen in diesem Hause erquickt, getreulich im Gedächtnisse behalten.

So ungefähr wurde es in Schwarzenberg auch zu an-

dern Zeiten gehalten. Hier tanzte und trank das junge Volk an Sonntagen neben einander, ohne daß es um des Glaubensunterschiedes willen je zu feindlichen Thätlichkeiten gekommen wäre. Dagegen hatte auch in den ruhigsten Zeiten dieser Verkehr stets eine eigenthümlich unterscheidende Färbung beibehalten, und obwohl z. B. die jungen Burschen sich durchaus in der Tracht durch nichts von einander unterschieden, hatte man doch auf den ersten Blick heraus, zu welcher Partei der Einzelne gehörte. So schwang der handfeste Luzerner wohl etwa lachend und schäckernd ein feines reformirtes Kind im Langus oder künstlich verschlungenen Ländler herum, oder es walzte ein Reformirter mit einer drallen Luzernerin die Tanzstube hinab; aber sobald Geige und Klarinett verstummten, schieden sich die Gruppen wieder streng aus einander und nie sah man, daß ein Mädchen nach dem Tanze von einem Burschen der andern Partei zum Weine geführt worden wäre. Die Möglichkeit eines ernsthaftern Verhältnisses zwischen zwei Angehörigen der freundnachbarlichen Gegenfüßler nun gar — ja die lag vollständig außerhalb des Denkkreises und Vorstellungsvermögens dieser Leute, und gewiß war es, daß seit Menschengedenken, wohl so lange im Bad Schwarzenberg die paritätische Tanzmusik schon erklungen, noch nie etwas Derartiges vorgekommen. Es war in dem Unterschiede des Glaubensbekenntnisses den einfachen Törflern schon gegen das leiseste Ankeimen einer Herzensneigung eine unübersteigliche Scheidewand errichtet, obwohl sie sich in allen übrigen Dingen durchaus billig und bequem verhielten, so lange keine weitergreifenden Einflüsse hinzutraten.

Um so bedenklicher war das Aufsehen, als der junge Wynemüller das altgefestete Herkommen in Schwarzenberg mit einem Schlage über den Haufen warf. Er hatte zwar von jeher etwas Appartes gehabt, des Wynemüllers Rudolf; aber er war als einziger Sohn und vermöglicher Erbe zu Manchem berechtigt, was einem Andern nicht durchgegangen wäre. Sobald in dem über anderthalb Stunden entfernten großen Dorfe eine „Hochschule" errichtet worden, wie die Leute eine dortige höhere Schulanstalt nannten, hatte der Rudolf sie besuchen müssen, und obwohl er damals bereits siebzehn Jahre zählte, hieß es bald allgemein, er wolle nun Doktor oder gar Pfarrer studieren; er lerne jetzt schon Worte auswendig, die einen ganzen Mannsfinger lang seien. Doch wurde trotz dieser schwerwiegenden Gelehrsamkeit, mit der es sein richtiges Bewenden haben mochte, nichts aus dem „Studieren"; der Rudolf ging, nachdem er die Schule mit Eifer und erfolgreichem Fleiße einige Jahre besucht, zwar in die Fremde, aber dennoch wolle er bei der Müllerei bleiben, wenn er wieder zurückkomme. Bis dahin vergingen nun freilich wieder einige Jahre, während denen man auf den benachbarten Höfen herum von dem Abwesenden bald nur noch sprach wie von einem Menschen, der eine Reise in den Mond angetreten. Wie es am Meere aussehe, habe er in einem langen Briefe heimgeschrieben, hieß es einmal; aber nicht an dem Meere, über das die Auswanderer nach Amerika fahren müßten, sondern an einem ganz andern und noch viel gefährlichern. Trotzdem kam er endlich wieder zurück in die einsame Wynemühle; aber

wie? — Daß er feiner und vornehmer aussehe, als irgend ein Stadtherr, und mehr zu erzählen wisse, als ein halbes Dutzend Pfarrer zusammen, darüber war nur eine Stimme, wobei freilich ebenso einstimmig, wenn auch leiser ausgesprochen der Zweifel unterlief, ob der Rudolf bei alledem auch noch in die alte Mühle passe und ein rechter Müller werden könne. Eine besondere Meinung machte sich noch unter den Töchtern und selbst den jüngern Frauen geltend, die unverhohlen behaupteten, er wäre der Schönste weit und breit, wenn er nur den großen, garstigen Schnauzbart wegschneiden würde.

Jenseits der Luzerner Grenze, die sich kaum einen Büchsenschuß weit hinter der Mühle hindurchzog, schienen jedoch zwei hellbraune Augen, die mit seltsamer Lieblichkeit aus einem rosenfrischen Gesichte hervorleuchteten, nicht einmal diese Bart-Operation für nöthig zu halten, um den Heimgekehrten schön zu finden. Denn am Erntesonntag gab es wenige Gäste im Bade Schwarzenberg, die nicht bemerkten, mit welch glückseliger Fröhlichkeit die Tänzerin des jungen Müllers nur an ihm hing und fast mit offenem Widerwillen kaum etwa einmal mit einem Andern tanzte; und gewiß ging kein einziger dieser Gäste fort, ohne den Kopf darüber zu schütteln, daß auch der Wynemühle-Rudolf nur mit ihr getanzt und sie an einem besondern Tischlein den ganzen Nachmittag und Abend zum Wein gehalten. So etwas war noch nicht vorgekommen, da ja ein ordentlicher Bursche nur dasjenige Mädchen zum Weine führte, auf das er ernste und ehrliche Absichten hatte. Wie sollte aber das beim jungen Wynemüller

möglich sein, dessen Tänzerin Niemand anders war als die älteste Tochter des Chäppeli-Bauern? — Zwar war dieser der nächste Nachbar der Wynemühle jenseits der Grenze, und die beiden großen Güter stießen zusammen an mehrern Punkten, in Wald und Feld; auch war er in der weiten Umgegend als ein rechtschaffener, billiger Mann in Handel und Wandel bekannt, und gegen seine Tochter, die freundliche und freigebige Seppe, konnte selbst der ärgste Feind nichts Böses sagen. Ebenso wußte man, daß die beiden Nachbarn von je in allen großen „Werken" und unvorhergesehenen Fällen einander redlich mit Rath und That beigesprungen, wie billig, und daß der Chäppeli-Bauer wenigstens ebenso viel von seinem Getreide in der reformirten Wynemühle mahlen lasse, als in der benachbarten Chorherrenmühle von Vere-Münster; aber gerade deswegen mußte das Benehmen der beiden jungen Leute an diesem Erntesonntag um so auffallender erscheinen, denn ein ächtes und gerechtes Verhältniß konnte und durfte doch nicht stattfinden zwischen ihnen. Darüber war man auf beiden Grenzen einverstanden und besprach die Sache mit gleichmäßigem Kopfschütteln.

Aber noch vor Anfang des Winters kam bessere Belehrung, und bis in den abgelegensten Berghof der Gegend ging wie ein Blitzschlag die Kunde, der Wyne-Rudolf und die Chäppeli-Seppe werden auf Neujahr Hochzeit halten.

Ueber diese Neuigkeit, so mächtig sie auch wirkte, machten die Leute viel weniger Worte, als über den Vorgang vom Erntesonntag. Wer sie zum erstenmal ver-

nahm, ſtand eine geraume Weile ſchweigend da, dem Erzähler wie erſchrocken in's Geſicht ſchauend, und meinte dann nachdenklich: „Was du nicht ſagſt — das kann nicht gut gehen; was die denken mögen.“ „Das mein' ich auch,“ erwiderte der Andere und ging davon, oder man ſprach von andern Dingen. Auch der alte Wyne-Müller ſagte auf leiſes Befragen Jedem mit bekümmertem Geſichte: „Ich fürcht', es wird nicht gut kommen; aber was will ich machen? Der Rudolf iſt mein einziges Kind und ſo vermag ich's nicht zu erwehren.“ Der Chäppeli-Bauer dagegen fuhr anfänglich Jedermann unwirſch an, wenn er über die Sache befragt werden wollte. „Will ſchon ſehen, wer Meiſter iſt,“ brummte er, und daß wenigſtens in ſeinem Hauſe ſeine Herrſchaft zur Geltung gebracht wurde, davon gaben die oft verweinten Augen Seppeli's hinlängliches Zeugniß. Allmälig jedoch wurde der Mann ebenfalls ſtiller und ſagte: „Wie ſoll ich's allein hindern, wenn mir der alte Wyne-Müller nicht helfen will und der junge, der alle Schlich und Geſetz beſſer kennt, als der beſte Advokat, ſelbſt drinnen im Oberherrenſtift Fürſprecher gefunden hat? Die Heiligen verzeihen's ihnen — ich bin unſchuldig, komme was wolle.“ — Mit der angedeuteten Fürſprache im Oberherrenſtifte mochte es nun freilich nicht viel auf ſich haben, wenigſtens war Seppeli eines Abends, als ſie zu Rudolf zur kleinen Kapelle kam, von der das Gut ihres Vaters ſeinen Namen trug, mehr denn ſonſt ängſtlich und unruhig, und ſo oft ſie den Mund zum Sprechen öffnen wollte, kamen ihr die Thränen in die Augen. Endlich

erzählte ſie, daß ſie bei den Chorherren gebeichtet, aber für einmal die Abſolution nicht empfangen habe, und fügte leiſe weinend hinzu: „Aber laſſen kann ich nicht mehr von dir, Rudolf, und wenn meine arme ſündige Seele für Zeit und Ewigkeit Schaden nehmen müßte.“

„Dieſes elende Kirchengeſindel!“ rief Rudolf unmuthig; „ſieh', Seppeli, wenn du mir auch nicht ſo lieb wäreſt, wie du es biſt, du müßteſt mein werden nur dieſen heuchleriſchen Schwarzröcken zum Trotze.“

Das Mädchen wendete das Geſicht bei dieſen heftigen Worten plötzlich nach der kleinen Halle der Kapelle zurück, vor der ſie jetzt wie ſchon ſo manchen Abend zuſammen ſtanden. Es war eine gar ſtille und heimliche Stelle, ganz nahe am Waldrande, an dem die väterlichen Güter an einander ſtießen. Eben war der Mond über dem dunkeln Walde empergeſtiegen und warf einen unſichern, zitternden Schimmer auf das Muttergottesbild, das in der Kapelle ſtand. „Heilige Jungfrau,“ rief Seppeli, den Geliebten ängſtlich am Arme faſſend, „was haſt du gethan, Rudolf!“

„Was haſt du denn?“

„Sie hat deine Schmähung gegen die geweihten Prieſter gehört, ſie hat ſich bewegt, Rudolf.“

Er folgte der Richtung ihrer Augen und ſah, wie dieſelben ſtarr an dem Bilde hingen. Der Mondſchein flimmerte heller um die Krone der Himmelskönigin, von der ein röthliches Licht auf ihr Antlitz herabfiel, das eine Weile lang ganz deutlich jeden einzelnen Zug erkennen

ließ. „Die dort," sagte er, die Hand ausstreckend, „die sollte mich gehört und sich bewegt haben?"

„Und warum denn nicht, Rudolf," erwiderte das Mädchen mit leiser Stimme; „warum sollte sie nur meine Gebete und nicht auch deine Schmähung hören? Ach, mir war's immer noch ein rechter Trost, daß ich jedesmal leichtern Herzens von ihr heimgehen konnte — nun wird das vielleicht anders werden."

Rudolf schwieg einige Augenblicke; dann sagte er nachdrücklich und langsam: „Hör', Seppeli, bete du, wo und wann du willst; aber für so blind hätte ich dich doch nimmer gehalten."

„Blind — sagst du, und warum?"

„Weil du glaubst, daß ein aus Holz geschnitztes, armseliges Bild sehen, hören und sich gar bewegen könne. Ja wahrhaftig, da weiß ich auch nicht, warum wir mit sehenden Augen geboren werden, um uns dann doch mit solcher Blindheit schlagen zu lassen."

Sie zuckte bei diesen Worten mit dem Arme, der in dem seinigen lag, und sagte ängstlich: „Komm, wir wollen gehen; begleite mich noch ein wenig — ich fürchte mich allein am Walde hin."

Rudolf ging diesen Abend seinen Heimweg nachdenklicher, als es sonst der Fall war nach einem heimlichen Wiedersehen des lieben Kindes. „Also morgen wieder um diese Zeit," hatte er beim Abschiede gesagt, und sie darauf rasch erwidert: „Ja, aber nicht droben bei der Kapelle; ich will dir an den Bach hinunter entgegenkommen." Zum ersten Male empfand er deutlicher, daß die Hindernisse,

die er um ſeiner Liebe willen zu bekämpfen hatte, nicht blos in dem Herkommen und in den Meinungen ſeiner Umgebung lagen, ſondern daß ſich zwiſchen ihm und Seppeli ſelbſt noch eine geheime Kluft aufthat. Er hatte dieſelbe bisher ausgefüllt geglaubt durch die entſchloſſene Liebe, die ihm das Mädchen entgegenbrachte; denn dieſe konnte ja doch nur aus einem vorurtheilsloſen Gemüthe hervorgehen; jetzt fühlte er dunkel, daß ſeine Hoffnung zu weit gegangen. Doch dieſer Eindruck ging nur wie eine ſchattenhafte Ahnung an ihm vorüber, und der junge Mann hielt ſeinen Willen ſo kräftig aufrecht, daß auf Neujahr ſchon wirklich die Hochzeit gefeiert wurde.

Aber es war eine ſtillere Hochzeit, als ſie in der Gegend jemals ſtattgefunden. Kein heiteres und glückwünſchendes Gedränge auf der Straße und kein Mörſerknall auf der Anhöhe, wie es ſonſt an dem hohen Feſte auch armer und geringer Leute Sitte war. Die beiden Brautleute fuhren, nur von der Schweſter Seppeli's begleitet, davon, um ſich in einem entfernten Dorfe einſegnen zu laſſen, und die Leute, die ihnen ſchweigend aus den Fenſtern nachſchauten, ſchüttelten die Köpfe mit den ſtehenden Worten: „Das kann nimmermehr gut kommen — wir werden's erleben.“

Aber es kam vorerſt beſſer, als die Unglückspropheten erwartet hatten. Es verging kein halbes Jahr und der Wyne-Müller erklärte am offenen Wirthstiſche in Schwarzenberg: „Es dünk' ihn, er ſei ein Narr geweſen mit ſeinem Kummer um die Heirath des Sohnes; eine beſſere und liebere Sohnsfrau hätte er unter allen Reformirten nicht bekom-

men.“ Auch der Chäppeli-Bauer war versöhnt und sprach sich in ähnlicher Weise aus über seinen Tochtermann, und wirklich hatte dieser nun selbst im Chorherrenstifte freundliche Stimmen gewonnen. Denn nicht nur kam er gar oft an schönen Sonn- und Feiertagen in Begleit seiner jungen Frau zum Besuche des Gottesdienstes in der Stiftskirche, er hatte sogar zu einem bereits zu diesem Zwecke vorhandenen Vermächtnisse aus freien Stücken die noch benöthigte Summe beigelegt, um vor dem Marienbilde in der Kapelle oben am Walde ein ewiges Lichtlein zu stiften. Wer konnte wissen, was weiter werden mochte? Am Ende gelang es dem Einflusse des schönen Weibleins wohl noch, ihren Mann in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, was in jenen Tagen einer neubeginnenden Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete eine hochwillkommene Erscheinung gewesen wäre für die Chorherren. Seppeli selbst jedoch machte sich keine solchen überflüssigen Gedanken und es fühlte recht gut, wie es das Benehmen seines Mannes auszulegen habe. Als es ihn voll freudigen Erstaunens gefragt, was ihn zur Mitstiftung des ewigen Lichtleins bewegen habe, hatte er lächelnd geantwortet: „Nun — damit dich das alte Bild nicht mehr erschrecken soll, wenn du es im hellern Lichte statt im bleßen Mondscheine sehen kannst.“ Seppeli hätte lieber eine andere Antwort gehört, und schmerzlich ging ihm dabei die Erinnerung durch die Seele: bei all' seiner Liebe hält er mich doch für thöricht und blind wie er's damals gesagt hat. Rudolf mochte vielleicht die Wirkung seines raschen Wortes ahnen und er fügte des

halb hinzu: „Nein, Seppeli, ich will dir meinen wahren Grund ſchon ſagen; ich glaube dadurch deinem Vater einen unerwarteten Gefallen zu erweiſen und ihn dir und mir freundlicher ſtimmen zu können; das wäre ja die kleine Summe wohl werth.“ Seppeli erröthete über dieſen Aufſchluß, der die Empfindung in ihm weckte, als ſei ihm eben ein Schuldbekenntniß abgelegt worden; aber doch konnte es den lieben Mann, der ſo ſorglich an den Familienfrieden dachte, nicht tadeln, und es ſelbſt freute ſich am meiſten, als es ſich bald erzeigte, daß Rudolf ſeine Abſicht wirklich erreicht hatte. Der Chäppeli-Bauer ſaß nun bald ganze Abende lang in der Wyne-Mühle und ſchien mit dem einmal Geſchehenen ſeinen vollen Frieden gemacht zu haben.

So gewann das Leben der jungen Eheleute viel ſchneller eine ungeſtörte und freundliche Geſtalt, als ſelbſt Rudolf zu hoffen gewagt hatte. Und noch vor Verlauf des erſten Jahres ſollte auch der letzte Wunſch ſeiner Erfüllung entgegengehen, da Seppeli dem Gatten ein ſüßes Geheimniß anvertraute. „Wenn du mir ein Büblein ſchenkſt,“ rief Rudolf, das erröthende Antlitz ſeines Weibes an ſeine Bruſt ziehend, „ſo ſoll deine liebe Gottesmutter droben in der Kapelle auch noch einen Altar bekommen zu ihrem Lichtlein; ich verſprech' es dir.“

„Und für ein Mädchen — ſtifteſt du da nichts?“

„Nun, das müßt' ja ſelbſt eine kleine Kirchenheilige werden, wie du es biſt, Seppeli. Aber nein, ein Büblein hätt' ich doch lieber zuerſt.“

Seppeli wußte ſich keine Rechenſchaft zu geben, warum

dieſe Worte, die in freudigem, liebevollſtem Tone geſprochen waren, ihr ſo ſeltſam ſchwer auf's Herz fielen. Daß die meiſten Männer als Erſtlingskind gerne einen Knaben haben, war ihr bekannt genug, und ebenſo wußte ſie ja auch ſchon lange, daß ein Knabe dem Vater, ein Mädchen ihr, der Mutter, in Taufe und Glauben folgen ſollte. Oder war es vielleicht gerade das, was ihr wie eine geheime Stimme zurief: Du ſelbſt darfſt nicht wünſchen, daß diesmal der Wunſch deines Mannes in Erfüllung gehe — beſſer wäre es ja, wenn du niemals einen Knaben bekommen würdeſt! — Seppeli wehrte ſich anfänglich mit aller Macht gegen dieſe Gedanken, ſie kamen ihm ſündhaft an dem lieben Manne vor, und oft auch wußte es ſich mit dem verſprochenen Altare für die Jungfrau zu tröſten — vielleicht mochte durch eine ſolche Stiftung die noch nicht vergeſſene Sünde von jenem Abend, da Rudolf die Himmelskönigin frevelhaft verhöhnt hatte, wieder geſühnt und verziehen werden; denn daß dies durch das ewige Lichtlein noch nicht erreicht worden, fühlte Seppeli im tiefſten Herzensgrunde; ſie konnte noch immer nicht mit der vertrauenden, freudigen Andacht in der Kapelle beten, wie in frühern Tagen, und oft, wenn die Beterin ihre frommen Augen zu dem Bilde erhob, war es ihr, als ob es wie verneinend mit einem kalten abweiſenden Blicke auf ſie herabſchaue. Aber wie — konnte die beleidigte Gottesmutter verſöhnt werden durch einen Altar, der ihr nicht aus Liebe und Glaube, der ihr faſt zum Spotte von unreinen Händen errichtet wurde? — Seppeli erſchrak zuerſt über dieſe Worte, die ihr, wie von

einem unsichtbaren Munde zugeflüstert, leise auf die Zunge getreten waren; aber sie kehrten unwillkürlich wieder zurück, und in der Seele der werdenden Mutter begann ein verschwiegener Kampf, der mit jedem Tage, der sie dem Augenblicke, an dem sie einem neuen Wesen das Dasein geben sollte, näher brachte, unruhiger und peinvoller wurde. — Als man Seppeli nach diesem schweren Augenblicke die Kunde mittheilte, sie habe einen hübschen, gesunden Knaben geboren, verbarg sie das bleiche Antlitz in die Kissen und brach in heftiges Weinen aus. Der glückliche Gatte glaubte, es sei die Erfüllung sehnlicher Hoffnungen, die aus der Wöchnerin weine, und dabei fiel ihm das Versprechen ein, das er ihr an jenem Tage, da sie diese Hoffnungen auch in ihm erweckt, gegeben hatte. So traf er augenblicklich im Geheimen Vorsorge, daß sie den neuen Altar bei ihrem ersten Ausgange schon vor dem Frauenbilde errichtet finden könne, und so geschah es auch. Aber ach, als Seppeli diesen ersten Gang that, warf sie sich in trostlosem Schmerze in der kleinen Vorhalle der Kapelle auf die Knie nieder, ohne zu wagen, ihr Gebet an dem neuerstandenen Altare selbst zu verrichten. Es war auch kein Gebet, das sie verrichtete, es war nur ein stummer, verzweifelnder Schmerzensschrei, der sich ihrem Innern entrang. Denn schon wenige Tage nach der Niederkunft hatte es sich gezeigt, daß ihr Knäblein — blind geboren war.

Von dem Augenblicke dieser Entdeckung an, der das mitleidige Achselzucken der herbeigerufenen Aerzte nichts von ihrer bittern Hoffnungslosigkeit benahm, gewannen

die verworrenen, widerstreitenden Empfindungen in der Brust der armen Mutter einen festen Stütz- und Ausgangspunkt. Sie hätte wohl ihr letztes Herzblut ausweinen mögen, wenn sie Rudolf so still und traurig an dem Bettlein des Kindes stehen sah; aber zugleich sprach es laut und vernehmlich in ihr: das ist der Sündenlohn, die blindgescholtene Jungfrau hat uns ein blindes Kind gegeben. In ihrem gläubigen Gemüthe sah sie nur noch einen Hoffnungsschimmer; aber sie fühlte sich zu schwach, demselben Raum zu einem hellern, erquickenden Lichte zu gewähren. Als der Tag der Taufe herannahte, zog sie einmal den betrübten Gatten in ihre Arme und flüsterte angstvoll: „Rudolf, ich hab' eine Bitte, eine schwere Bitte an dich; willst du sie erfüllen — mir, deinem armen Seppeli?"

„Wie kannst du so etwas fragen; warum sollt' ich nicht, wenn es in meinen Kräften steht?"

„So laß unser Kind auf meinen Glauben taufen — du kannst das, Lieber."

Er richtete sich auf und schaute sie betroffen an, während sie ebenso unverwandt zu ihm emporblickte; aber sein Gesicht überzog nur ein trübes Lächeln, vielleicht weil er die Angst in den Augen seines Weibes nicht verstand oder aber noch eher sich scheute, sie näher um die Gründe ihres unerwarteten Begehrens auszufragen. „Nein, Seppeli," sagte er endlich, „das kann und darf ich nicht, schon der Leute wegen nicht, die jetzt schon sagen, ich sei schuld am Unglücke unsers armen Kindes. Ich thät's aber auch sonst nicht — in diesem Punkte bleibt's bei

unſerm Verſprechen, Seppeli. Die Knaben mir, die Mädchen dir."

„Und was ſagen die Leute," rief ſie leiſe, „woher wiſſen ſie etwas von deiner Schuld?"

„Aus ihrem Unverſtande wiſſen ſie es," erwiderte er, ohne den eigentlichen Sinn der letzten Frage verſtanden zu haben; „aber ärgern muß man ſich doch darüber."

„So ſag' mir's doch — ich bitt' dich drum, Rudolf; andere Leute haben manchmal mehr recht mit ihren Meinungen, als wir glauben."

„Diesmal nicht, Seppeli," entgegnete er, ſich abwendend; „ſpäter will ich dir's ſchon ſagen, was es iſt." Er ging ſchweigend zur Thüre hinaus; aber noch vor Sonnenuntergang wußte die Wöchnerin durch die Hebamme, was die Leute ſagten. Das Kind ſei blind zur Welt gekommen, weil der junge Wyne-Müller ſelbſt ſchon mehr als zur Hälfte ein blinder Katholiſcher geworden. Das ſei die Strafe für Früheres und dann gewiß für das ewige Lichtlein, das er in die Kapelle geſtiftet. „So dumme Geſchichten ſchwatzen ſie," ſchloß die Hebamme ihren Bericht; „aber freilich Euerm Mann dürfen ſie's nicht in's Geſicht ſagen, und drum allein hab' ich's Euch erzählt, damit er auch erfahre, wie es ſeine nächſten Nachbarn meinen mit ihm."

Seppeli, die ſich während dieſer Erzählung ein wenig von ihrem Lager erhoben hatte, legte ſich wieder langſam auf die Kiſſen zurück. „Und was iſt denn das Frühere, wovon die Leute ſprechen und wofür Rudolf vom Himmel

so hart bestraft werden soll?" fragte sie endlich leise; „ich habe doch nie Böses über ihn reden hören."

„Ach, das sind die alten Geschichten," erwiderte das geschwätzige Weib; „die Leute sagten in ihrem Unverstande schon vor Eurer Heirath, es werde nicht gut kommen und jetzt meinen sie Recht gefunden zu haben. Aber du mein Gott, wie manches blinde Kind hab' ich schon empfangen in meinem Berufe, und Eures ist gewiß auch nicht das Letzte; drum müßt Ihr Euch trösten, Fraueli."

Nach solchen Mittheilungen mochte nun freilich diese Ermahnung zum Troste wenig wirken auf das arme, geängstigte und verwirrte Mutterherz, über das im Gegentheil eine unsägliche Bitterkeit kam. Statt alles Andere von sich zu werfen und in der Liebe Rudolfs einzig die feste Stütze zu suchen, empörte sich das verletzte Gefühl zuerst gegen die Nachbarn, die ihm nichts Besseres denn eine ruchlose Rotte erschienen, die es mit Ueberlegung und Plan auf das Verderben eines Unschuldigen abgesehen. Aber einmal auf diesem Wege, konnte Seppeli nicht bei den Nachbarn stehen bleiben, ihr Groll mußte sich auch gegen ihren Schwiegervater, ja selbst gegen den Gatten wenden, der sich von solcher Bosheit umgarnen lasse und darüber das einzige Mittel versäume, durch das vielleicht das Unglück des armen Kindes noch gewendet werden könnte. „Ach hätt' ich meinem Vater und all' denen, die mir's wehrten, gefolgt," seufzte die arme Frau, den Kopf in die Kissen drückend; „gnadenreiche Jungfrau, vergib mir, was ich gethan habe."

Mit diesem Ausrufe war dem jungen Weibe plötzlich

der ganze Widerſpruch ſcharf und klar vor Augen gerückt, in den ſie durch ihre Ehe gegen ihre Vergangenheit, gegen all' ihr früheres Empfinden und Glauben gerathen war. Sie hatte denſelben wohl ſchon geahnt, zuweilen auch einen hellſehenden Blick in den dunkeln, tiefen Abgrund geworfen; aber die ſtarke Hand der Liebe hatte ſie bisher aufrecht gehalten, daß ſie feſten Fußes vorüberſchreiten konnte — doch jetzt? — Als am Sonntag Morgen die Glocken über den Schwarzenberger Wald heraufklangen und von der Mühle weg ein Trüpplein Leute thalabwärts zog, das den Knaben zur Taufe trug, fiel die unglückliche Wöchnerin, ſobald ſie allein war, in tiefſter Seelenangſt auf die Knie und gelobte der heiligen Jungfrau, daß ihr das Kind dennoch geweiht werden ſolle.

Es gibt Dinge im Leben, die, der Seele einmal klar geworden, nie mehr vergeſſen werden; ſie können auf lange Zeiten wieder zurücktreten vor andern Erſcheinungen und Eindrücken, aber ſie bleiben ſo zu ſagen mit offenen Augen im Grunde des Herzens liegen, jeden Augenblick bereit, wieder an's Tageslicht heraufzuſteigen. Und ſo erging es Seppeli mit den Empfindungen und Gedanken, die in dieſen trüben Tagen ſeiner Seele klar geworden. Es kamen wohl auch wieder mildere, freundlichere Stimmungen, in denen ſich die arme Frau Vorwürfe machen mußte. Du verſündigſt dich an deinem Manne, der dich doch ſo treu und herzlich liebt, wie immer, rief es oft vernehmlich in ihr, und dann nahm ſie ſich wohl vor, das Vergangene vergangen ſein zu laſſen und mit neuer Hoffnung in die Zukunft zu ſchauen. Aber jedesmal,

wenn sie das still und fein heranwachsende Büblein anblickte, wie es sinnend, mit unbeweglichem Augenlide in irgend einem Winkelchen saß, ging es plötzlich wieder wie ein kalter Nachtfrost über ihr Herz, und schweigend nahm sie das Kind bei der Hand, um mit ihm nach der Kapelle hinüberzugehen. Das war von der Zeit an ihr liebster und bald fast ihr einziger Weg, besonders nach vollbrachtem Tagewerk, am Abend, wenn die Welt still geworden. Sie trug das Kind auf den Armen oder führte es, als es größer geworden, an der Hand. Anfänglich wollte Rudolf sie begleiten, aber sie suchte es jedesmal unter irgend einem Vorwande abzulehnen, oder wenn dies nicht wohl anging, blieb sie lieber selbst zu Hause. Rudolf schien dies Thun weiter nicht zu beachten, wenigstens sagte er nichts darüber, und Seppeli freute sich sogar, als er allmälig nie mehr den Wunsch äußerte, sie auf ihrem einsamen Gange zu begleiten und seine eigenen Wege ging. Die arme Frau! Sie überdachte zu wenig, daß sie beide von da an in jedem Sinne auf verschiedenen Wegen gingen und so an entgegengesetzten Zielen ankommen mußten, während ihnen doch nur Eines zu verfolgen geboten war! — Wenn sie so einsam in der dämmernden Abendstille in der Kapelle auf den Knien lag und die Himmelskönigin inbrünstiglich anflehte, sie möge ihr Kind in Gnaden aufnehmen und mit dem Glaubenslichte dereinst auch das Licht der irdischen Augen verleihen, konnte sie überhaupt alles Andere vergessen, oder kam ihr wenigstens gering vor, woran sonst ihr Herz gehangen hatte. Harre aus, meinte sie den Ruf einer innern Stimme zu

vernehmen, harre aus in Glaube und Gebet und du wirst erhört werden. Und als nun gar das Kind mit seinen ersten Lauten die Gebete zur Gebenedeiten nachzustammeln anfing, fast noch bevor es den Vaternamen auszusprechen verstand, kam es mit wonnevollem Schauer über die Mutter, daß ein Gnadenwunder im Nahen sei. Sie ließ sich nicht im Geringsten beirren, daß dieses zwei, drei Jahre ausblieb und sich an dem blinden Kinde keine andere Veränderung zeigte, als eben die Zeit mit sich brachte; denn festgläubige Hoffnung ist geduldig, wie die Liebe, aber wohl auch, wie diese, blind für Alles, was außer dem Bereiche ihres Gegenstandes liegt. Wäre dies nicht der Fall, so hätte Seppeli nicht in dem Grade achtlos an dem auffallend veränderten Benehmen ihres Mannes vorübergehen können, wie sie es wirklich that. Zwar sah sie wohl, daß er gar oft schon am Vormittage vom Hause wegging und erst am späten Abend, selbst lange nach Mitternacht heimkehrte; es entging ihr auch nicht, daß er dann zu häufig in einem Zustande sich befand, der deutlich verrieth, auf welche Art er die Zeit verbracht hatte; aber das arme Weib fand schnelle Beruhigung in dem Gedanken: das wird Alles anders werden und aufhören, wenn ich den Ruedeli einmal mit sehenden Augen aus der Kapelle zurückbringe; der arme Mann, daß er in seiner Verstocktheit den Trost und die Hoffnung nicht findet, auf die ich bauen kann!

Eines Abends, als das Büblein das erste Kränzlein von Frühblumen des neuen Jahres auf den Altar der Gnadenjungfrau gelegt, und die Mutter sich mit inbrün-

ſtiger Andacht vor ihr auf die Knie niederlaſſen wollte, ſagte das Kind: „Meine Blumen gefallen ihr; ſiehſt du, wie ſie mich anlächelt?“

„Wer denn?“ fragte Seppeli mit angehaltenem Athem, „wer lächelt dich an?“

„Wer ſonſt, als die heilige Jungfrau, Mutter!“

„Siehſt du ſie denn,“ erwiderte Seppeli mit ſtockender Stimme, „kannſt du ſie ſehen?“

„Ganz gut kann ich ſie ſehen, Mutter,“ erwiderte der Knabe; „ſie trägt ein Kränzlein auf dem Kopfe und in den Armen hält ſie ein Jeſuskind — es iſt noch faſt kleiner als ich, glaub' ich; aber herrlich ſind ihre Kleider, die ihr bis über die Füße hinabreichen.“

„Und das ſiehſt du Alles?“ ſchrie Seppeli in einen Thränenſtrom ausbrechend und das Kind an ihr Herz preſſend; „gebenedeite Jungfrau, nun will ich gerne ſterben, da du mich dieſen Tag des Heiles und der Gnade haſt erleben laſſen.“

Voll heiligen Bangens und unnennbarer Seligkeit hob ſie das Büblein an allen Gliedern zitternd in die Arme und ſtürzte mit ihm den Weg abwärts der Mühle zu. An der Waldecke angekommen, erblickte ſie von Weitem ihren Mann, der ſchon ſeinen Gang nach dem Bade Schwarzenberg auf dem ſchmalen Fußweg dem Bache entlang eingeſchlagen hatte. „Rudolf, Rudolf,“ ſchrie ſie mit bebender Stimme, „komm zurück — unſer Kind iſt ſehend geworden.“ — Auf den Ruf blieb er ſtehen, wie ungewiß, was er thun ſolle; aber als er Seppeli ihm nacheilen ſah, kehrte er ebenfalls um, um ihm langſam

entgegenzugehen. „Was haſt du, was gibt's denn?“ fragte er näher gekommen.

Seppeli ſtellte das Kind auf den Boden und ſagte athemlos: „Er ſieht, Rudolf, er ſieht.“

Ueber das Geſicht des jungen Mannes leuchtete es einen Augenblick wie ein Blitzſtrahl, der über eine graue Wetterwolke fährt; aber es dauerte nur ſo lange, bis er ſich zu dem Knaben niedergebeugt. Als er ſich wieder erhob, war der helle Schein verſchwunden und die Stirn hatte ſich in krauſe Falten zuſammengezogen. „Was ſoll das heißen,“ fragte er rauh, „wie kannſt du mich mit ſo was zum Beſten halten, Seppe?“

„Ich halte dich nicht zum Beſten — benedeite Jungfrau — ich bitte dich, Rudolf, er iſt ſehend geworden, wie ich's ſchon lange erwartet habe.“

„Ach ja — du,“ machte der Mann mit einem bittern Lächeln; „ich verſtehe dich. Nun, Rudeli, ſiehſt du die Mutter oder mich?“

„Nein, euch beide nicht,“ erwiderte das Kind; „aber die heilige Jungfrau hab' ich geſehen.“

„Hörſt du es,“ rief Seppeli, „willſt du auch ihm ſelbſt nicht glauben? Zug um Zug hat er mir in der Kapelle ſagen können, wie die Gnadenreiche ſammt dem Gotteskinde ausſieht — glaub es mir. Um alle Heiligen, verſündige dich nicht auf's Neue durch deinen Unglauben, Rudolf!“

Dieſer ſchwieg eine geraume Weile, während welcher er dem Knaben in die glanzloſen, unbeweglich offen ſtehenden Augen blickte; dann aber ſagte er: „Das glaub' ich

dir ſchen, Seppe; du haſt dem Kinde ſo viel von den Bildern vergeplaudert, daß es ſie durch die Ohren ſehen kann, gerade wie es mich ſehen könnte, wenn du ihm ein Gleiches von mir gethan hätteſt."

„Läſtere nicht, Rudolf," rief die angſterfüllte Frau; „mache nicht, daß die Gnadenmutter auf's Neue die Hand abzieht von uns und dem armen Kinde."

„Ach ja," erwiderte er näher tretend und leiſe, „iſt's auch wahr, du ſelbſt habeſt einem Pfaffen anvertraut, daß ich die Schuld an dem Unglücke unſeres Kindes trage, weil ich einmal das hölzerne Bild da droben blind geſchelten?"

Seppeli mußte den Blick niederſchlagen vor dem unheimlichen Feuer, das ihr aus den Augen ihres Mannes entgegenblitzte; aber mit bittender Stimme erwiderte ſie endlich: „Wie ich das geſagt habe, weiß ich nicht mehr genau, mit ſo harten Worten gewiß nicht; aber ich flehe dich an, ſtoß jetzt die Gnade, die ſich nahen will, nicht durch einen neuen Frevel von dem Kinde und von uns, Rudolf. Wir haben für den einen ſchon genug büßen müſſen."

Der Mann öffnete bei dieſer Antwort den Mund, als wollte er einen lauten Schrei oder einen zornigen Fluch ausſtoßen; aber die Lippen ſchloſſen ſich wieder, und ohne einen Laut von ſich zu geben, beugte er ſich einen Augenblick auf das Kind nieder, wendete ſich ab und ging den Weg weiter dem Bade zu.

Am folgenden Morgen war er noch nicht zurückgekehrt und am Abend ebenſo wenig; aber nach Verlauf von

einigen Tagen erzählte man ſchon auf dem abgelegenſten Berghofe, der junge Wynemüller ſei nach Amerika gegangen.

„Es mußte ja jedes Kind vorausſehen, daß das nicht gut kommen konnte,“ ſagten die Leute auf beiden Seiten der Grenze; „das Beſte iſt noch, daß das blinde Tröpflein einſt einzig erben kann und Geld genug bekommen wird.“

Der Profeſſor rollte ſeine Blätter zuſammen und ſchob ſie in die Taſche zurück. Nach einem längeren Schweigen jedoch, das, wie es ſchien, nicht einmal der Doktor Luſt hatte, zuerſt zu brechen, riefen zwei Damen zugleich, die Geſchichte ſei eigentlich noch nicht zu Ende, wenigſtens müſſe man auch noch etwas von dem verlaſſenen Seppeli erfahren.

„Zu Ende iſt die Geſchichte freilich,“ erwiderte der Erzähler; „dagegen lebt die verlaſſene Frau noch immer auf der Wynemühle und ebenſo der blinde Knabe, das einzige der Trümmer, welches die Arme aus dem Schiffbruche ihrer irdiſchen Hoffnungen gerettet hat.“

Die Lieblingskatze.

Ein unaustilgbarer Volksglaube weiß zu erzählen, daß die Thiere einst mit der Sprache begabt gewesen seien; daher beginnt auch die Fabel noch heute mit den Worten: „Als die Thiere noch sprachen.“ Die kindliche Vorwelt, die ein feineres Ohr für die leisen Aussprüche der Natur besaß, sah in der Stufenfolge aller lebenden Wesen nur eine einzige große Reihe von Ringen, die der ewige Lebensbaum in seiner unendlichen Entfaltung ansetzt, und das sinnige Volksgemüth hat diese schöne Anschauungsweise in treuer Verwahrung behalten. Wir sind zwar schnell bereit, diese Ahnungen von dem großen Einklange aller ton- und stimmbegabten Wesen mit eigensüchtigem Verstande in die Ammenstube zu verweisen; der „König der Schöpfung“ will keine Kreatur mit einem angeborenen höhern Rechte neben sich anerkennen, und doch müssen wir so oft mit Demüthigung eingestehen, wie tief der Einfluß unserer geselligen Thiere manchmal mit der Entwicklung sittlicher Menschenverhältnisse verflochten ist. Das Schicksal einer guten Seele, deren Andenken unter meinen lieblichsten Kindheitserinnerungen steht, mag zu dieser allgemeinen Wahrnehmung einen neuen Beitrag liefern.

Tante Salome war einer von jenen Freude und Gaben spendenden Schutzengeln, die ein gütiges Geschick manchen Kindern noch außer dem älterlichen Hause beigesellt. Sie

wohnte vor dem Städtchen an der Aare, in einem saubern Hause, das mitten in einem großen, von ziemlich hohen Mauern umschlossenen Garten stand. Das war unser Kinderparadies. Von der ersten sich röthenden Kirsche bis zum letzten Apfel, der das fallende Herbstlaub am kahlen Zweige überdauerte, war da Alles unbestrittenes Eigenthum unserer kindischen Freiherrlichkeit, das edle Naschwerk der großen Erd- und Stachelbeeren und Johannistrauben nicht einmal mit eingerechnet. Es kam die gute Tante sogar schwer an, uns Verweise zu geben, wenn wir mit ungebändigter Beutelust an ihren zierlichen und wohlgepflegten Blumenbeeten sündigten. Der milde Ernst, der beständig auf dem schmalen, bleichen Gesichte lag, wurde nur selten von einem unwilligen Worte unterbrochen, und wenn es aber auch zu bunt herging, genügte ein Blick ihrer großaufgeschlagenen, braunen Augen, uns in die immer nachsichtig weitgezogenen Grenzen zu weisen. Freilich, wenn ich mich dieser Blicke lebhaft erinnere, so wird mir wohl deutlich, was ich in spätern Jahren erfahren, daß Tante Saleme in ihren jüngern Tagen nicht immer das stille, milde Wesen war, wie ich sie noch gekannt, und daß nur ein herbes Schicksal das angeborene, lebhafte und unnachgiebige Temperament in die nachsichtige und schonende Duldsamkeit umzuwandeln vermocht habe. Soweit meine Erinnerung reicht, war die hohe, schlanke Gestalt unabänderlich, Tag für Tag, in ein schwarzes Kleid gehüllt, mit einer schmalen, weißen Halskrause, die immer noch vollen, dunkeln Haare unter einem kleinen, blendend weißen Spitzenhäubchen zusammengefaßt.

Unter den mancherlei Raritäten ihres zierlichen Hauswesens, die unsere kindliche Neugierde beschäftigten, befand sich vor Allem eine ausgestopfte Katze, die in schlafender Stellung zusammengeringelt auf einem schwarzen Kissen lag, das von einem halbrunden Wandtischchen ihres Besuchzimmers getragen wurde. Das prächtig aschgrau und schwarz gestreifte Thier sah in seiner künstlichen Unsterblichkeit so täuschend natürlich aus, daß man meinte, dasselbe müsse bei jeder Annäherung plötzlich den Kopf emporheben und von seinem Lager herunterspringen. Kein Stäubchen auf den feinen, weichen Haaren, oder den vorgestreckten, weißen Vorderpfötchen, auf denen der Kopf lag, verrieth, daß hier nur eine seltsame Mumie aufbewahrt werde. Durch die schlafgeschlossenen Augenlider war auch der widrig grelle Glanz des Blickes, der sonst an solchen Bildungen zu stören pflegt, glücklich vermieden. Zur Sommerszeit war das todte Thier gewöhnlich mit einer großen Glasglocke überwölbt und auch sonst wurden wir immer nur mit dem bestimmtesten Versprechen, die Schläferin durch keine Berührung aufwecken zu wollen, in das grüne Zimmer gelassen. Manchmal auch, wenn wir recht artig baten, hob uns die Tante einen kleinen, schwarzen Vorhang weg, der über der stillen Katze an der Wand hing. Dann kam ein bärtiger, schöner Soldat in rother Uniform zum Vorschein. Das sei der Onkel, der, schon lange gestorben, von bösen Menschen erschossen worden sei, sagte uns die Tante. Die Mutter aber befahl uns öfter, die Tante nicht zu plagen, den schwarzen Vorhang wegzuziehen. Später, als wir etwas verstän-

diger geworden, unterließen wir dies auch ohne Befehl, da wir bemerkten, daß die gute Tante darnach allemal ſtiller und traurig wurde.

Erſt viele Jahre ſpäter, als ich mich bereits auf der Hochſchule befand, nachdem die gute Tante ihre ſtille Gartenwohnung ſchon für immer mit einer noch ſtillern vertauſcht hatte, erfuhr ich Sinn und Beziehung dieſer Gegenſtände, die einſt meine kindiſche Neugier beſchäftigt und ergötzt hatten. Die einfache Geſchichte läßt ſich in ſchlichten Worten nacherzählen.

Salome war eine friſch und ſtolz aufgeblühte Schönheit, als mein Onkel, ein älterer Bruder meines Vaters, aus holländiſchen Dienſten in die Heimath zurückkehrte. Sie war die Tochter eines nicht ſehr vermöglichen Mannes, der ganz in der Nähe auf einem beſcheidenen Gute lebte. Mein Onkel, der noch faſt als Knabe die Heimath verlaſſen, war bei ſeiner Rückkehr ſchon etwas über die erſten Mannsjahre hinaus, dabei aber eine ſtattlich imponirende Perſönlichkeit. Er hatte ſich in der Fremde weite Weltkenntniſſe und ein geſichertes, hübſches Einkommen erworben und ſehnte ſich jetzt, von früher Jugend allem Familienleben entriſſen, ein ſtilles Neſtchen zu bauen, wie er ſagte. Er kaufte das Haus, das die Tante ſpäter bewohnte, und begann nach einer Gefährtin, die ihm die Einſamkeit beleben ſollte, ſich umzuſehen. Dabei mag er, wie ſeine Verhältniſſe und ſein gereifter Charakter, hinter dem die Stürme jugendlicher Leidenſchaften ſich bereits gelegt hatten, nicht mit allzuſchwärmeriſchen Anſichten und Forderungen aufgetreten ſein. Er wünſchte, der glückliche

Vater gesunder und glücklicher Kinder zu werden und suchte eine Gattin, die ein solches Glück zu versprechen schien. Die in jugendlicher Kraft und Schönheit blühende Salome konnte seinem Blicke nicht lange entgehen und kaum nach Verfluß eines halben Jahres führte er dieselbe beglückt und beglückend zum Altare.

Trotz dieses raschen Verlaufes mangelte dem neuen Bunde keineswegs die Weihe eines tiefern Zusammenhanges der Gemüther. Onkel David hatte mit seinem königlichen Namensvetter im alten Testamente nicht nur den ritterlichen Muth gemeinsam, sondern auch ein schönes Erbtheil reicher Gefühle und zarter Sinnigkeit, die sich unter dem Treiben des Lebens in der Fremde nicht verloren hatten. Die Zeit, wo diese lang im Verborgenen aufgespeicherten Schätze an's Licht treten konnten, war nun gekommen, und über das schöne, junge Weib ergoß sich eine Fülle liebreicher Aufmerksamkeit und herzlicher, hoffnungsfroher Zuneigung. Salome, in deren ganzem Wesen ein gewisser Stolz sich nicht verläugnen ließ, empfand vielleicht anfänglich durch die Huldigung des Mannes, der in den engbürgerlichen Verhältnissen des Städtchens durch seine ganze Persönlichkeit und Schicksale bedeutend hervortrat, mehr den Reiz befriedigter Eitelkeit als das Glück, das die Aussicht auf ein friedlich stilles Zusammenleben zu bieten vermag; aber unvermerkt und leise wußte die Ueberlegenheit des guten und gereiften Mannes sich all' ihres Empfindens und Denkens so völlig zu bemächtigen, daß sie bald mit der vollen Gewalt einer leidenschaftlichen Liebe an ihm hing. Sie theilte seine

Wünsche und Hoffnungen mit der ganzen Innigkeit ein
jungen Frau, die sich ihres schönen Berufes bewußt i

Ein Jahr, zwei Jahre vergingen, ohne daß sich ei
Aussicht auf Erfüllung der zärtlichsten dieser Hoffnung
zeigte. Dies vermochte jedoch noch keinen Schatten
die heitern Tage der Gatten zu werfen. Die mann
faltige Beschäftigung einer behaglichen Einrichtung, V
änderungen und Erweiterungen in Haus und Garten bo
wechselnde Beschäftigung und ließen noch keinen heim
verstimmenden Betrachtungen Raum; dabei schwebte
leme's stets reizender sich entfaltende Schönheit wie
hoffnungsvolles Morgenroth über einem neuen, ersehn
Tage.

Sie hatte sich mit besonderer Vorliebe auf die
menpflege gelegt, zu welcher der weite und sonnig gele
Garten trefflich geeignet war; der Onkel wußte d
durch seine Verbindungen in Holland mit unermüdl
Gefälligkeit behülflich zu sein und bald schmückte sich
Garten mit Blumen, die in der weiten Umgegend
oder noch gänzlich unbekannt waren. Ein recht ungesch
Gärtner aber war die große Dogge, die der Onke
langjährige, treue Begleiterin aus der Fremde m
bracht hatte. Es konnte nicht verhindert werden, daß
großpfotige Thier hie und da in die Blumenbeete t
und mancherlei Verheerung anrichtete. Ein kaum
geäußerter Wunsch Saleme's, und das alte treue
wurde ohne Zögern fortgebracht. „Es ist auch sonst
sagte der Onkel, „der Sultan konnte sich, so lieb
treu er mir war, zu meinem Verdrusse nie mit K

vertragen und da . . ." Salome durchschnitt die Weiterrede des gefälligen Mannes mit dankbaren Küssen.

Die Dogge hätte indessen der gerügten, schlimmen Eigenschaft wegen wohl noch ihre alten Tage bei ihrem Herrn verleben können. Es vergingen wieder zwei, drei Jahre, und die stille Wohnung wurde noch immer durch keinen frohen Kinderlärm belebt. Sie wurde vielmehr stiller von Jahr zu Jahr, und Salome mußte manchmal bereuen, daß sie zu der Entfernung des Hundes, mit dem ihr Mann früher manche Stunde heiter verplaudert und vertändelt hatte, Anlaß gegeben. Ueber den Onkel kam seitdem, immer häufiger wiederkehrend, ein stilles Sinnen, aus dem er oft, wie plötzlich aufwachend, nach seinem Sultan rief, oder wenn er aus dem Hause trat, pfiff er den Ruf, mit dem er früher den alten Begleiter gelockt hatte. Salome wollte ihm bisweilen einreden, sich einen andern Hund anzuschaffen. „Nein, nein," gab der Onkel lächelnd zur Antwort, „so einen braven Kerl, wie der alte Sultan, gibt's doch nicht mehr; laß nur, das wird sich schon geben." Es wollte sich aber nicht geben, und ein bedrückender Geist der Schweigsamkeit schien sein Hausrecht immer weiter ausdehnen zu wollen bei den einsamen Eheleuten. Der Onkel konnte lange ohne ein Wort zu sprechen an dem Fenster stehen. Er schaute träumend und sinnend hinaus auf den Garten. Da wogte blühend und duftend ein weiter, wechselnder Blumenflor. Das quoll und keimte, blühte und welkte, und über der sinkenden Tulpe schaukelte, vom leisen Lufthauche bewegt, eine frischaufbrechende Rosenknospe. Drüben von der Straße

aber ſchauten durch das eiſerne Gitterthor große, neugierige Kinderaugen auf die ſtille, verſchloſſene Herrlichkeit herein. Der Onkel fuhr langſam mit der Hand über die Stirn und wandte ſich ab. Er hatte erſt jetzt gehört, daß Salome, die am andern Ende des Zimmers ſaß, ihn leiſe angerufen. Sogleich aufſtehend ging ſie ihm entgegen und ſchloß ihn heftig, aber lautlos in die Arme. Die Gatten nahmen ſich bei der Hand und gingen in den weiten, ſtillen Garten hinaus.

Dieſe einbrechenden, ſtillen Stunden ſind für zwei Menſchen, die zuſammengehören, gar oft verhängnißvolle Erſcheinungen. Ueber ſtillen Gründen ſchwebt es zuerſt wie ein leichter, kaum ſichtbarer Hauch. Es bewegt ſich, vom leiſeſten Lüftchen bewegt, auf und nieder, und über der Bewegung wird der Hauch zum bläulichen Rauche, der ſich dehnt und zuſammenzieht, und ehe wir's verſehen, wallt der graue Nebel das Thal herauf. Er zieht, durch ſich ſelbſt getrieben, hinüber an das Gebirge, ſteigt mächtigen Schrittes die Felſenwände herauf und bald ſchwingt er ſich vom höchſten Gipfel als drohende Wolke über das Land hinaus. Ob dieſe als milder Regen oder zerſtörendes Gewitter herniederfahren wird? — Vielleicht auch wandelt die Wolke weiter und läßt den blauen Himmel wieder über dem Thale ſchimmern.

Es wurde den ſtill durch den ſtillen Garten hinwandelnden Gatten zu enge zwiſchen den hohen Mauern. Sie traten durch das Gitterthor auf die Straße und gingen hinaus nach dem väterlichen Hauſe Salome's.

Vor demſelben ſcheß den Ankommenden der zottige

Hofhund entgegen, der, von der Kette losgekommen, eine junge Katze verfolgte. Das gehetzte Thierchen ſchlang ſich in leichten Windungen wie ein ſchlanker Blitz über den Platz weg und ſchwang ſich auf der andern Seite an einem Baume empor. Während der ungeſchlachte Verfolger in unmächtigem Zorne an dem Stamme aufſprang, ſetzte ſich die Katze in ihrem Giebelaſte in der zierlichſten Weiſe, wie ein aufwartendes Hündchen, auf die Hinterfüßchen, als ob ſie dadurch den feindlichen Hausgenoſſen verſpotten wolle. Onkel David brach über dies poſſirliche Spiel in ein helles Gelächter aus — etwas das ihm gewiß ſchon ſeit Langem nicht mehr begegnet war. Er verſcheuchte den immer wüthender bellenden Hund und ſogleich kam das Kätzchen ganz zutraulich vom Baume herunter, mit zierlicher Dankbarkeit um die Füße ſeines Befreiers herumſchmeichelnd. „Das nehmen wir mit heim,“ rief der Onkel, das Thierchen aufhebend; „ſiehſt du, wie prächtig grau und ſchwarz geſtreift, und die vier weißen Füßchen, und die herrlichen, großen, klugen Augen! Siehſt du, wie ſie dich freundlich anguckt?“ — „Nun ja,“ lächelte Salome über die plötzlich vergnügte Fröhlichkeit ihres Gatten; „bei uns daheim iſt ſchon Platz und von Hunden wird der kleine Schelm auch nicht geplagt.“ — „Nein, von Hunden ſchon lange nicht mehr ... überhaupt von gar Niemandem geplagt.“

Salome hatte allen Grund, mit dem neuen, kleinen Hausgenoſſen zufrieden zu ſein. Es war als ob der unheimliche Geiſt, der in dem Hauſe zu walten angefangen, plötzlich gewichen wäre. Der Onkel beſaß ein feines Auge

und einen gemüthlich empfänglichen Sinn für die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Thiere. Das Kätzchen wußte sich so possirlich und anhänglich zu betragen, daß er oft in ein herzliches Gelächter ausbrechen mußte. Er konnte ganze Stunden vertändeln oder beobachten und schien darüber sein stilles Brüten gänzlich zu vergessen. Ging er aus, so begleitete ihn Mizchen mit schmeichelnden Sprüngen bis an das Gartenthor; kam er zurück, so hatte es schon lange geduldig vor dem Hause gewartet und sprang ihm mit großem Geschrei entgegen, und saß er in der Stube, setzte sich das kluge Thier in zierlicher Stellung vor ihn hin, als ob es seine Befehle erwarte.

Salome hatte, wie gesagt, anfänglich ihre innige Freude an diesem heitern Spiele; aber nach und nach begann sich in dieses Vergnügen ein nicht abzuwehrender Verdruß zu schleichen. Mizchen that, je anhänglicher es sich an den Onkel zeigte, gegen sie oft ungebärdig und wild; sie mochte schmeicheln und streicheln, das half Alles nichts. Mizchen war eben, wie alle geselligeren Geschöpfe seines Geschlechtes, eifersüchtig. Die Beobachtung gereichte dem Onkel oft zu großem Vergnügen, daß sich sein Liebling, sobald er mit seiner Gattin freundlich that, selbst von ihm abwandte und wie in gerechter Kränkung, mürrisch in eine Ecke schlich. — „Siehst du, Liebe," scherzte der Onkel, „nun magst du dich in Acht nehmen, auch das standhafteste Herz läuft Gefahr, wenn es von zwei verschiedenen Seiten bestürmt wird." — Salome mußte sich selbst schelten, daß sie über einen solchen Scherz empfindlich wurde, und doch — so ist einmal das wunderliche Menschenherz! hat eine leise,

kaum geahnte Seelenregung nur erst im Worte einen bestimmten Ausdruck gefunden, so schlingt sie sich schnell erstarkend an demselben empor wie die Schlingpflanze an dem gefundenen Stabe. Salome wollte zuerst lächeln über diese Entdeckung; aber wenn ihr Gatte stundenlang mit dem Thierchen spielte und tändelte, und sie, wie es ihr vorkam, unbeachtet und fast zurückgesetzt daneben saß, sprach es unwillkürlich in ihr: ich und die Katze! — Sie mochte sich sträuben und sich selbst verspotten, die Empfindung wuchs und gewann festen Boden in ihrem Herzen, so daß sie hinausgehen mußte, um ihre Thränen zu verbergen.

Der Onkel fand sie mit verweinten Augen in der Gartenlaube sitzend. Die Katze war ihm in ihrer Gewohnheit nachgegangen, mit vergnüglichem Buckeln um seine Füße streichelnd. „Was hast du," fragte er besorgt; „was fehlt dir, meine Liebe?" Salome stand auf und legte den Arm um seinen Hals. „Ich bitte dich," sprach sie leise, aber hastig, „schaffe mir die Katze fort." Der Onkel trat erstaunt zurück, während das Thierchen mit seinen Vorderpfötchen an ihm emporstand. „Die Katze fortschaffen, sagst du schon wieder ... was thut denn die dir zu leid?" Der eigene Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, schnitt Salome tief in's Herz. „Ich" — erwiderte sie stockend — „ich kann sie nicht mehr sehen." — „Du kannst nicht sehen, was mir einige Zerstreuung gewährt," sagte der Onkel langsam; „das Eine nicht, das Andere nicht und das Dritte ..." er brach ab und trat aus der Laube. „Nein wahrhaftig, ich bin zu alt für solche Weiberlaunen," rief er noch von draußen zurück.

Er ging den Garten hinab der Aare zu; die Katze in frohen Sprüngen neben ihm her.

Salome mußte sich auf die Bank zurücklehnen. Ein heftiges Zittern bebte durch ihren ganzen Körper und die eben noch bleichen Wangen flammten in plötzlicher Purpurgluth. Als sie nach geraumer Weile die Laube verließ, preßte sie mühsam hervor: „Ich und die Katze — die Katze und ich — wir wollen sehen."

Salome sah wirklich zu — sie sagte nichts mehr, obwohl sie zu bemerken glaubte, daß ihr Mann in den nächsten Tagen sich noch viel angelegentlicher mit seinem Lieblinge beschäftigte. Das war wohl auch wirklich der Fall. Salome konnte die Gereiztheit ihrer verletzten Gefühle, zu der sich immer lauter der beleidigte Stolz gesellte, hinter ihrer kalten Schweigsamkeit nicht verbergen. Der Onkel trotzte dagegen; er fand das Benehmen seiner Gattin ungefällig, fast herzlos. Er wollte eben deshalb seine Rechte wahren und eine, wie es ihm schien, so unschuldige und vergnügliche Angewöhnung nicht einer kindischen, mißgünstigen Laune opfern. Hätte er in diesem Augenblicke den ganzen Schmerz in der Seele seiner sich auf die schlimmste Art gekränkt und gehöhnt fühlenden Gattin zu lesen vermocht, er würde sicherlich anders gehandelt haben. Aber das eben ist die verhängnißvolle Macht der menschlichen Kurzsichtigkeit. Wir glauben mit den einzelnen Vorgängen, aus denen sich das entscheidende Lebensgeschick zusammenspinnt, noch spielen und sie nach Belieben lenken zu können, während wir schon lange deren eigener Spielball geworden.

Der Onkel ſchickte ſich zu einem Ausgange an, ohne ſeiner Gattin, die ebenfalls, ohne eine Frage an ihn zu richten, ſtumm bei ihrer Arbeit ſaß, ein einziges Wort zu ſagen. Sie ſah mit zornbleichem Geſichte nach, wie er mit der Katze, die ihm bis an's Gartenthor nachſprang, tändelte, und dort noch lange ihr allerlei Schmeichelworte zu ſagen ſchien. Als er nach geraumer Weile zurückkehrte, ſah er ſich ringsum, die Katze war längs der Vorderſeite des Hauſes, wo ſie ſich ſonſt während ſeiner Abweſenheit aufzuhalten pflegte, nirgends ſichtbar. Er ging um das Haus herum und bemerkte am andern Ende des Gartens einen Gärtnerburſchen, der bei ſeinem Anblick eilig auf die dort befindliche Mauerthüre zuſchritt. Die Thüre war geſchloſſen, der Burſche konnte nicht hinaus; er ſah ſich ſcheu um und warf raſch einen unter ſeiner Blouſe verborgen gehaltenen Gegenſtand über die Hecke. Der Onkel ging auf ihn zu. „Was haſt du da," fragte er, ſich über die Hecke beugend. Der Burſche gab verwirrt und ſtotternd zur Antwort: „Die Frau hat mir's befohlen, Herr."

Der Onkel lehnte ſich mit ganzem Leibe hinüber und hob ſeine Katze auf. Sie war erwürgt. Er faßte ſie bei den noch warmen Vorderpfötchen und ging langſam nach dem Hauſe hinüber. Auf der Flur trat ihm ſeine Gattin entgegen. „Haſt du das befohlen?" fragte er, das todte Thier emporhebend. Salome vermochte keine Antwort zu geben; ihre Zunge war von einem lähmenden Schreck gebunden. Sie hatte ſich auf einen Zornausbruch gefaßt gemacht, und ihr Mann ſtand in eiſig kalter

Ruhe vor ihr. „Haſt du das befohlen?“ fragte er nochmals langſam. Salome nickte: ja.

Der Onkel legte das todte Thier ſchweigend auf ein Fenſtergeſims und ging auf ſein Zimmer, das er hinter ſich abſchloß. Salome war von einer drückenden Angſt beklommen; ſie wagte nicht, ihren Mann zum Mittageſſen rufen zu laſſen. Gegen Abend ſah ſie ihn ausgehen und bald darauf wieder mit einem ihr wohlbekannten Herrn aus der Stadt zurückkehren. Die Männer blieben bis nach eingebrochener Nacht eingeſchloſſen, dann ging der Fremde fort und der Onkel kam ungerufen zum Abendbrode. Er ſchien nachdenklich, aber ruhig, und ſprach über gleichgültige Dinge einige freundliche Worte. Salome wagte nicht, an den Vorfall zu erinnern. Bald reichte er ihr die Hand und ging wieder auf ſein Zimmer.

Salome konnte keinen Schlaf finden. Dieſe ſcheinbare Ruhe ihres Mannes lag als ein unheilverkündendes Bangniß auf ihrer Seele; erſt lange nach Mitternacht kam ein unruhiger Schlummer mit beängſtigenden Traumbildern über ſie. Bei Tagesanbruch ſtand ſie mit dem Entſchluſſe auf, ihrem Manne die ausgeſtandene Seelenqual ihrer krankhaften Eiferſucht zu ſchildern und ihn reuevoll um Verzeihung ihres Vergehens zu bitten. Sie klopfte ſchüchtern an ſeine Thüre; keine Antwort. Sie drückte auf die Klinke; die Thüre ging auf, aber das Zimmer war leer und das Bett ſtand unberührt. Auf dem Tiſche lag ein großes, verſchloſſenes Schreiben, an Salome überſchrieben. Als die Magd ſpäter ihre Ge-

bieterin ſuchte, fand ſie dieſelbe bewußtlos neben einem Stuhle zuſammengeſunken.

Das Schreiben enthielt eine amtlich beſiegelte Abtretungsurkunde des Hauſes und Gartens an Salome, mit einem kurzen Lebewohl und dem Wunſche Onkel Davids, daß man ſich keine unnöthige Mühe geben möge, ihn von ſeinem gefaßten Entſchluſſe abzubringen. Gleichwohl reiste ihm Salome's Vater nach Holland nach; aber vergeblich. Er brachte blos die Nachricht zurück, ſein Tochtermann habe ſich nach den indiſchen Beſitzungen der Holländer eingeſchifft.

Nach kaum anderthalb Jahren gelangte der Todtenſchein des Verſchwundenen in die Heimath. Er hatte in einem Gefechte mit den Eingeborenen auf der Inſel Borneo den wohl geſuchten Tod gefunden.

Tante Salome hat das damals angezogene Trauerkleid nie mehr abgelegt. Sie lebte noch etwa zwanzig Jahre, wie wir ſie im Eingange der Erzählung geſehen, die verhängnißvolle Katze als ſtetes Wahrzeichen der Schuld und Sühne aufbewahrend.

Klein-Gottfried.

Es gibt Kinder, auf die der Tod ſchon bei ihrem Eintritte in's Leben einen verlangenden Blick geworfen zu haben ſcheint. Das Merkmal dieſes Todtenblickes bleibt dem kleinen Erdenwaller durch die ganze Zeit ſeines kurzen Daſeins als ein Zeichen, das auf eine baldige Heimkehr deutet, gerade wie der erbleichende Sternenſchein das Nahen des Morgens verkündet. Und es ſind dies auch jene Kinder, die einem erbleichenden Sterne gleichen, ſo ſtill und dämmernd, das Herz des Beſchauers mit ſanfter Wehmuth und zugleich mit leiſer Sehnſucht nach dem Unbekannten erfüllend. Während die rothbackigen Altersgenoſſen ſich wild und lärmend am Spiele ergötzen, ſitzen ſie ſtill bei Seite. Das feine, bleiche Geſichtchen iſt von einem Lächeln erhellt, aber die großen, träumeriſchen Augen ſcheinen in unſichtbare Ferne zu ſchauen. Manchmal, wenn ein Spiel zu Ende iſt, tritt eines der kleinen Kamerädchen zu dem Kinde heran und ruft: „Du da, willſt du nicht einmal mitthun?“ Das Angeredete ſchaut faſt verwundert auf, als wär's aus einem Traume erweckt worden. Mit dem Kopfe ſchüttelnd lächelt es dem kleinen Genoſſen freundlich zu, erhebt ſich dann und geht langſam davon. Die Uebrigen ſchauen ihm eine Weile nach ohne ein Wörtchen zu ſagen; es iſt als ob durch die jungen Herzen eine

Ahnung über den baldigen Verlust des kleinen Gefährten ginge, der immer so still und freundlich war und noch nie einem Andern etwas zu Leide gethan hatte. Dann wird das Spiel wieder von Neuem begonnen; aber weniger laut und lärmend als vorhin, und bald ist die Lust daran gänzlich ausgegangen.

Es gibt wohl wenige Erwachsene, die in ihren tiefern Erinnerungen nicht das Bild eines solchen, stillfreundlichen Gefährten ihrer Kindertage mit sich tragen. Es sind zwanzig, dreißig, vielleicht fünfzig bis sechszig Jahre, daß ihn ein paar ältere Knaben in schwarzen Mäntelchen und mit einer großen, weißen Rose am Arme fortgetragen haben. An der Hand des Vaters gingen wir hart hinter dem Särglein, das mit einem schwarzen Tuche behangen war. Es sind, wie gesagt, vielleicht sechszig Jahre vergangen seit dem; aber der Morgen jenes Tages steht so deutlich vor unserer Seele, als wär's erst gestern gewesen. Statt des gewöhnlichen Kleidchens zog uns die Mutter ein schwarzes Röckchen an, und auf unser Befragen warum das geschehe, gab sie zur Antwort, weil unser kleines Kamerädchen da drüben im Nachbarhause gestorben sei. Dabei zog sie uns an's Herz heran, um unser Gesicht mit langen, heftigen Küssen zu bedecken. Nachdem sie uns das schwarze Hütchen aufgesetzt, das wir bekamen, als die Großmutter gestorben war und jetzt nur etwa an seltenen Sonntagen tragen durften, sagt sie, die Augen trocknend: „So, geh' jetzt still und fromm mit dem Vater und bring' deinem Kamerädlein die schöne Blume da mit." Und so gibt sie uns ein weißes Sträußlein in die Hand, küßt uns noch-

mals auf Mund und Augen und führt uns nach der Stube hinüber. Dort steht der Vater schwarzgekleidet, ernst und nachdenklich am Fenster. Er grüßt die Mutter leise, nimmt uns bei der Hand und wir gehen langsam nach dem Nachbarhause.

Vor demselben stehen viele schwarzgekleidete Leute, bekannte und unbekannte, die leise mit einander sprechen und ebenso leise den Vater grüßen, fast als ob Niemand es hören dürfte. Wir steigen die kleine Steintreppe hinan und gehen durch den Hausgang nach der großen Wohnstube, während neben an aus der Küche und der anstoßenden kleinern Hinterstube sich unterdrücktes Weinen hören läßt. In der Wohnstube stehen in einem großen Halbkreise wiederum schwarzgekleidete Leute. Der Nachbar tritt leise auf den Vater zu und streckt ihm mit bleichem Gesichte und ohne ein Wort zu sprechen die Hand entgegen. Jetzt führt uns der Vater einige Schritte vor, wo auf einem mit schwarzem Tuche bedeckten Tische das offene Särglein steht. „Sieh' da dein Kamerädlein," sagt er, „wie es still und freundlich eingeschlafen ist. Schau's noch einmal recht an und leg' ihm deine Blumen in's Bettlein." Ja, drinnen liegt unser Gespänlein, das immer so still und gut gewesen war. Es sei gestorben, wieder ein Engelein geworden, hatte die Mutter gesagt; aber jetzt schläft es nur, obgleich schon so schön, wie die Engelein es sind. Ueber einem schneeweißen Kleide hat es die Händchen in einem Blumenkranze zusammengefaltet und zu beiden Seiten des bleichen Gesichtes geht ebenfalls ein Kränzlein herab; neben den weißen Rosen sind es

kleine, blaue Blumen, die ſich an dem weißen Spitzenkäppchen immer zitternd hin- und herbewegen.

Auf des Vaters Geheiß haben wir unſere Roſe ebenfalls auf das weiße Kleid des kleinen Schläfers gelegt und ſchauen ihn nun unverwandten Blickes an, ob er die Hände nicht regen oder die Augen nicht öffnen wolle; aber die kleinen, weißen Finger bleiben in einander gefaltet und die Augenlider geſchloſſen. Es iſt auch ſo ſtill in der Stube, nur hin und wieder ein kurzes Geflüſter, wenn Jemand hereinkommt, und dann wieder Schweigen, bei dem ſich's gerne ſchlafen läßt. Endlich aber entſteht doch ein Geräuſch. Aus der Schaar der Herumſtehenden tritt ein Mann hervor, den wir faſt nicht mehr kennen in ſeinem langen, ſchwarzen Rocke, und doch iſt es nur der alte Schreiner mit den weißen Haaren, der uns ſchon manches kleine Stühlchen und Tiſchlein und andere Sachen gemacht hat. Die Kinder freuen ſich ſonſt alle, wenn ſie dem freundlichen Manne nur auf der Straße begegnen. Jetzt nimmt er ein ſchwarzes Brett, das auf einem nebenanſtehenden Stuhle liegt, hebt es in die Höhe und ſchaut die Leute im Kreiſe herum an, als ob er dieſen oder jenen etwas fragen möchte. Sie alle beugen ſich vor, um einen Blick nach dem ſtillen Kinde zu werfen; mancher hält dabei die Augen verdeckend die Hand über das Geſicht und unſerm Nachbarn, des Kamerädleins Vater, fallen Thränen herab, während der alte Schreiner das Brett auf das Särglein deckt. Er zieht nun bedächtig eine Schraube aus der Taſche und fängt an den Deckel feſtzubohren; aber im nämlichen Augenblick öffnet ſich die

Thüre der Nebenstube und mit lautem Weinen stürzt die Mutter des Kindes aus derselben hervor.

„Du darfst nicht fort, mein kleiner Engel,“ ruft sie wehklagend, den Deckel heftig wieder von dem Särglein stoßend und sich mit ausgebreiteten Armen auf dasselbe werfend; „ich lasse dich nicht forttragen mein Kind, mein einziges Leben, o du mein Stern, mein süßer Augentrost; du darfst nicht von mir, du meines Herzens Licht, du meiner Seele Krone — wach auf — o nur einen Blick noch aus deinen treuen Augen — mein Kind — mein süßes Kind —.“

Zwischen den jammernden Worten drückt sie das Gesicht auf die kleine Leiche, dieselbe mit Thränen und Küssen bedeckend. Aber das Kind hört selbst den wehklagenden Ruf der Mutter nicht mehr und hört nicht, wie sich rings in der Stube herum ein Weinen erhebt. Endlich kommen einige Frauen heran; sie ziehen, selbst laut weinend, die untröstliche Mutter von dem Särglein zurück und führen sie wieder nach der Nebenstube hinüber. Der alte Schreiner hebt, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren, den schwarzen Deckel abermals herauf; hastig und mit zitternder Hand schraubt er denselben fest und ebenso rasch treten zwei Männer heran, die das Särglein an beiden Enden fassend hinaustragen. Als wir mit dem Vater und den Andern, die in der Stube gewesen, ebenfalls hinauskommen, haben es die Knaben schon auf ihre Schultern gehoben und hintendrein ordnet sich still und langsam der Zug dem Kirchhofe zu.

Dort stellen die kleinen Träger ihre Bürde am offenen Grabe auf die Erde nieder. Um dasselbe herum bildet sich ein geräuschloser Kreis von Knaben und Mädchen, in den sich der Lehrer stellt. Er gibt mit der Hand ein Zeichen; das Glöcklein, das bisher vom Thurme geläutet, verstummt und alsbald erheben sich die Stimmen der Schülerschaar, um sanft, wie leis angestrichene Saiten, in einem Liede zusammenzutönen.

Der Gesang geht zu Ende; der Lehrer tritt aus dem Kreise zurück und macht dem Pfarrer Platz, der neben dem kleinen Sarge stehend mit gesenktem Haupte zu sprechen anfängt. Er nennt den Namen des todten Kamerädleins, spricht dann von Blumen, die alsbald verwelken, und von frommen Kindern, die früh wieder heimgehen. Nachdem er Amen gesagt, treten wieder zwei Männer hervor; sie heben Blumen und Kränze, die auf dem Todtenbäumlein gelegen, weg, schlagen das schwarze Tuch über demselben zurück und unter ihren Händen sinkt das verschlossene Bettlein in's Grab hinunter. Die Leute schauen noch einen Augenblick auf die dunkle Oeffnung desselben und gehen dann still aus einander der Kirchhofstreppe zu, während aus der offenen Kirchenthüre die mächtigen Töne der Orgel hervorschwellen. —

Auf dem Heimwege fragen wir den Vater, ob nun unser Kamerädlein nicht auch wieder heimkomme, wie der Pfarrer von frommen Kindern gesagt habe? — „Nein, es kann nicht mehr kommen," antwortet er, „es ist ja gestorben und muß jetzt drunten im Kirchhofe bleiben, wo sie es hingelegt haben." — „Und wenn es Nacht wird?" —

„Ja, auch wenn es Nacht wird, alle Tage und alle Nächte," lautet die Antwort.

Jetzt erst wird uns schwer und bang im Herzen, und bei dem Gedanken, auch während der schwarzen Nacht immer und allein da drunten im Kirchhofe liegen zu müssen, kommen uns aus Angst und Mitleid mit dem armen, guten Kinde die Thränen in die Augen. Bisher hatten wir nicht geweint und auch nicht recht gewußt, warum Andere weinten. Man sagte uns zwar, das Gespänlein sei gestorben; doch schlief es ja nur, still und freundlich, wie wir's sonst auch gesehen; blos daß es jetzt das schöne, weiße Kleidchen und die schönen Blumen um Hände und Stirne trug — wie ein Engelein, das nicht erwachen mochte. Aber warum mußten sie es auf den Kirchhof tragen und da tief in die Erde hineinlegen? — Warum durfte es nicht daheim bei der Mutter schlafen, die es ja so sehr lieb gehabt und die so heftig geweint, als die Männer es forttrugen? — Der Vater gibt uns auf all' diese Fragen nur mit einem leisen Kopfschütteln Antwort, und erst jetzt fangen wir an bitterlich zu weinen, daß unser kleiner Freund gestorben ist. —

Am Abend, wann die goldigrothen Wölklein über dem Walde erbleicht sind, sitzen wir auf dem Schooße der Mutter, die uns noch nie wie heute geherzt und geküßt hat, und fragen abermals, ob unser Kamerädlein gar nie mehr heimkommen dürfe. Da deutet sie mit dem Finger durch die Fensterscheiben nach einem Sterne, der wie eine schimmernde Blume über dem Giebel des Nachbarhauses aufgegangen ist. „Siehst du mein Kind," sagt sie, „das

iſt das Lichtlein, das der liebe Gott deinem Kamerädchen angezündet hat; es iſt jetzt da droben und leuchtet mit ſeinem Lichte herab zu uns, ob du ein braves, frommes Kind ſeieſt."

Unſere Thränen trocknen und unſere Klagen verſtummen. Mit ſehnſüchtigem Blicke folgen wir dem mildleuchtenden Geſtirne und verſagen uns noch viele Abende den Schlaf, um nach demſelben auszuſchauen. Der Schmerz unſeres kindlichen Gemüthes um den Verluſt eines lieben Weſens iſt verſöhnt, da ſich dieſes Weſen nur in ein anderes, ſchöneres und dem Auge ſichtbar gebliebenes verwandelt hat. —

Auch mir iſt es ſo gegangen, als der kleine Gottfried ſtarb. Ich konnte gar nicht aufhören zu weinen, daß er nun immer Tag und Nacht in dem dunkeln, kalten Grabe liegen müſſe; als mir aber am Abend die Mutter den freundlichen Stern gezeigt, den der liebe Gott jetzt meinem kleinen Gefährten zum Spielzeuge gegeben, ſchlief ich getröſtet ein und träumte von dem Sterne, den ich ſelbſt einſt bekommen würde. Und heute noch, ſo oft ich in der Nacht zum ſchimmernden Himmelsſaal aufſchaue, muß ich an den Klein-Gottfried denken, und ſein Bild ſtellt ſich meiner Erinnerung dar, wie aus Sternenſchein und wehmüthiger Sehnſucht nach unſchuldsvollen Kindertagen gewoben.

Er war kaum etliche Wochen älter als ich, der kleine Gottfried; aber ſoweit mein deutlicheres Erinnern zurückgeht, ſtand er an ſinnigem, verſtändigem Weſen um Jahre über mir. Unſere älterlichen Wohnungen lagen nur durch

einen Baumgarten getrennt, durch den ein wohlunterhaltener, mit ſtets friſchem Kieſe belegter Fußweg führte. Wie eine traumartige Erinnerung ſteht es vor mir, daß wir beiden Kleinen an warmen Sommertagen in einem Kinderwägelchen auf dieſem Wege hin- und hergefahren wurden. Klein-Gottfried mag ſchon bei dieſem erſten Zuſammenleben Gelegenheit gefunden haben, ſeine kindliche Geduld und freundliche Nachgiebigkeit gegen mich zu erproben und auszubilden; denn gewiß muß ich jeder Zeit bereit geweſen ſein, den bequemern Sitz und die ausgedehnteſte Behaglichkeit mit Händen und Füßen in Anſpruch zu nehmen. Mein erſtes hierauf bezügliches Erinnern knüpft ſich an einen Frühlingsſonntag, ich mochte ſo gegen vier Jahre alt ſein. Meine Mutter ging mit mir, der ich auf's Stattlichſte ausgerüſtet war, durch den Baumgarten zu Klein-Gottfried hinüber. Auf meinem Kopfe prangte ein farbiger, ſoldatiſcher Papierhut, mit allerlei bunten Bändern geziert; zur Seite hing ein Säbel mit meſſingenem Griffe und in der Hand trug ich eine kleine Trompete, die unaufhörlich ihr Gekreiſche zum Beſten geben mußte; aber kaum in das Nachbarhaus getreten, war all' dieſe Herrlichkeit ſchon in's Waſſer gefallen. Klein-Gottfried ſaß auf einem Schemelchen am Fenſter und hielt ein Kinderpfeifchen in der Hand, dem er feine und hellklingende Töne entlockte. Das war nun für Auge und Ohr ein Wunderwerk, von dem meine kindiſche Begehrlichkeit ſofort überwältigt wurde. Vor Allem war's ein auf dem Pfeifchen angebrachtes Rädchen, deſſen kleine, windmühlenartige und prächtig roth und grün

bemalte Flügel durch den ausströmenden Hauch des Instrumentes in raschen Umschwung gebracht wurden, was meine höchste Bewunderung und Sehnsucht erregte. Diese zu verbergen lag nicht in meiner Art und ich hatte sie auch bald in sehr ungeberdiger Weise ausgedrückt. Die Mutter mochte mich lange trösten und mir ein „silbernes Nienewägeli mit einem goldenen Rüteli" versprechen, wenn ich ruhig und artig sein wolle; da half Alles nichts, ich verlangte zappelnd und stampfend das Pfeiflein. Gottfried betrachtete eine Weile mit nachdenklichem Lächeln das niedliche Spielzeug, das ihm vor kaum einer Stunde geschenkt worden war; dann stieg er langsam von seinem Schemelchen herab und kam freundlich auf mich zugegangen. „Sei nur still Jacobli," sagte er, mir das Pfeifchen darreichend, „ich will dir's schon geben; wenn ich einmal pfeifen mag, kann ich ja zu dir kommen. Gelt, ich darf dann schon!" —

Und so geschah es auch. Klein-Gottfried kam alle Tage durch den Baumgarten hereingegangen, setzte sich still in einen Winkel oder auf die steinernen Stufen vor dem Hause, blies eine Weile auf seinem Pfeifchen und wanderte wieder still wie er gekommen den Baumgarten hinaus nach seinem Hause hinüber.

Ich glaube wohl, daß diese entsagende Freundlichkeit, verbunden mit den Ermahnungen, welche die Mutter an dieselbe zu knüpfen wußte, einen nachhaltigen Eindruck auf mein junges Herz hervorgebracht habe; wenigstens erinnere ich mich, daß ich das Pfeifchen noch lange Jahre, nachdem die spielende Windmühle längst an demselben zer-

brochen und Klein-Gottfried geſtorben war, nie ohne ein tiefes Heimweh nach dem freundlichen Kameraden betrachten konnte.

Von dieſer Zeit an begann auch unſer häufigeres Zuſammenſein und der bald unentbehrliche Kinderverkehr. Manchmal ging ich wohl nach dem großen Spielplatze hinunter, auf dem ſich die übrigen Altersgenoſſen der Nachbarſchaft zuſammenfanden; aber wenn Gottfried mich nicht dahin begleitete, wurd' es mir unter der lärmenden Schaar bald unbehaglich und ich wanderte wieder durch den Baumgarten, den ſtillen, ſtets freundlichen Gefährten aufzuſuchen. Wir gingen mit einander an der langen Gartenmauer hin und ſchauten mit verhaltenem Athem nach dem prächtigen Schmetterlinge, wie er ſich bald auf dieſem bald auf einem andern Blatte niederließ, die blau und roth beränderten Flügel hin- und herwiegend; da bemerkte ich, mich niederbückend, unter den Blättern glänzend rothe Erdbeeren, über die ich mich ſofort hermachen wollte. „Nein, nein," rief Gottfried mich am Arme zurückhaltend, „du darfſt ſie nicht abbrechen; weißt du nicht das ſchöne Sprüchlein?"

„Nein," ſagte ich verwundert, „welches denn?"

Er begann leiſe:

Es höckelet uf em Hübeli
Mit ſim rothe Füdeli;
Es höckelet am Rainli
Und zeigt ſine dünne Beinli.

„Weißt du," fügte er nach der ſüßen Frucht deutend geheimnißvoll bei, „das ſind die Erdbeeren, die nur ein

einziges, dünnes Beinlein haben; drum darfſt du ſie nicht abbrechen, bis dir's die Mutter erlaubt." Das Sprüchlein ſelbſt, vielleicht noch mehr die geheimnißvolle Weiſe, in der mir's mein kleiner Gefährte mittheilte, hatte meine kindliche Vorſtellung alsbald mächtig angeregt. Die Erdbeere erſchien mir als ein lebendiges Weſen, dem ich durch das Brechen des kleinen, dünnen Beinchens keinen Schmerz verurſachen durfte. Ich ging wohl manchmal hin, um mit einer Art verlangender Scheu unter den Blättern durch nach den purpurnen Früchten hinzuſchauen; aber vor der Ausführung meines begehrlichen Gelüſtens blieben ſie ſicher geſtellt.

Dem kleinen Gottfried ſchien dieſe, unſer unſchuldiges Thun belebende und vergeiſtigende Kinderpoeſie über Nacht in Sinn und Erinnerung zu quellen, und faſt jeden Tag kam er mit einem Sprüchlein, das meine Vorſtellung mit lieblichen Bildern ausſchmückte. Einmal da wir unter einem Baume ſaßen, ſchaute er in die tief herabhängenden Zweige hinauf und begann dann halbſingend:

Es ſitzt es Jümpferli uf em Baum,
Es het am Röckli en rothe Saum;
Im Herze het's en herte Stei —
Säg, was das für nes Jümpferli ſei.

Er guckte mich, als ich faſt erſchrocken aufwärts ſchaute, mit ſeinem ſtillen Lächeln an, deutete mit dem Finger auf die ſich bräunenden Kirſchen und ſagte wieder in ſeiner geheimnißvollen Weiſe: „Siehſt, das Jümpferli iſt die Kirſche in ihrem rothen Röcklein, und weißt denn nicht,

wie ſie darunter einen harten Stein hat, den wir drum nicht hinunterſchlucken dürfen?“

Ich muß noch heute, wenn ich eine Kirſche ſehe, an die wunderlichen Verſtellungen denken, die mich damals Tage lang über das rothröckige Jüngferlein mit dem ſteinernen Herzen beſchäftigten; aber ebenſo wenig habe ich vergeſſen, wie mein kleiner Lehrmeiſter mein junges Herz dem Mitleiden für die Armuth zu öffnen wußte.

Wir ſaßen beiſammen vor dem Hauſe, jeder mit einem umfangreichen Butterbrode in der Hand, als ein armes, bleiches Mädchen heraukam und uns mit verlangenden Blicken zuſchaute.

Klein-Gottfried brach ſein Stück ſogleich entzwei, dem Mädchen die eine Hälfte entgegenreichend. „Hörſt du, Mareili,“ ſagte er, „der Jacobli gibt dir auch noch etwas, wenn du uns das ſchöne Liedlein von den armen Kindern ſingſt.“ Das Mädchen faltete ſeine magern Händchen und ſang mit feiner, ſchüchterner Stimme:

's macht miner Mueter en Chummer
Wil's unſere ſo viel ſind;
Drum wend mer fliſſig bete
Und chline Mümpfeli eſſe.
Denn ſind mer fromme Chind.

Gottfried ſchaute mich an und ſagte: „Sieh Jacobli, wenn du dem Mareili jetzt auch noch dein halbes Brod gibſt, ſo bekommt's doch nur ein ganz kleines Mümpfeli, das andere muß es ſeinem Brüderchen und Schweſterlein geben.“ —

Der Winter kam und mit ihm manche Beſchränkung

unſeres ſommerlichen Kinderverkehres, ohne daß derſelbe jedoch ganz aufgehört hätte. An trockenen Tagen wanderten wir gerne mit einander zu einer alten Verwandten, die ſeitwärts des Ortes in einem einſam gelegenen Hauſe wohnte. Da, bei der kinderloſen, freundlichen Frau waren wir jeder Zeit willkommene Gäſte und an ſüßen goldgelben Birnen, an rothwangigen Aepfeln und an andern ſolchen Herrlichkeiten war nie ein Mangel. Das Einzige, was unſere Freude an dieſem liebgewonnenen Wege etwas ſtörte, war ein großer, tiefer Weier, der ſich an dem Brunnen vor dem Hauſe unſerer Verwandten befand und an dem wir hart vorübergehen mußten. Jedesmal wurden uns die ernſtlichſten Ermahnungen mitgegeben, dem gefährlichen Waſſer ja nicht nahe zu kommen, und jedesmal wenn wir heimkehrten begleitete uns die Baſe, bis wir an der Stelle vorüber waren. Allmälig jedoch beſchwichtigte ſich die älterliche Beſorgniß, da wir ſchon ſo oft hin- und wiedergegangen und beſonders wohl auch, weil Gottfried ein ſo verſtändiges und aufmerkſames Kind war, und wir ſelbſt gingen bald an dem Weier vorüber ohne an irgend eine Gefahr zu denken.

Einmal, es war ein heller aber kalter Wintertag, waren wir auf unſerm Wege zur Baſe wieder an die Stelle gelangt. Ich trämpelte, beide Hände in ein warmes Müffchen geſchoben vor meinem kleinen Gefährten her, als ich plötzlich ausglitſchte und über die glatte Fläche rutſchend auf die dünne Eisdecke hinabfiel, mit welcher der Weier überfroren war. Klein-Gottfried warf ſein eigenes Müffchen ſogleich auf den Schnee und rief mir

tröſtend zu, nur keine Angſt zu haben, er wolle mir ſchon wieder heraufhelfen. Er war auch behende über das Bord herabgeklettert, hatte mich, den Schnee von meinem Mäntelchen wiſchend aufgehoben und half mir nun, ſelbſt noch unten ſtehend und mit allen Kräften nachſchiebend hinaufklimmen; aber kaum hatte ich die Füße über den Bordrand herangezogen, ertönte hinter mir ein Krach und ein kurzer Angſtſchrei. Als ich erſchrocken zurückblickte, war ein Stück der Eisdecke eingebrochen und daneben lag nur noch Gottfrieds kleine Pelzmütze; er ſelbſt war durch die dunkle Lücke in die Tiefe getaucht. Ich erinnere mich noch recht deutlich, daß mir's im erſten Augenblicke war, als müßt' ich ebenfalls nachſtürzen; dann aber klammerte ich mich mit ausgeſtreckten Armen in den halbgefrornen Schnee feſt und erhob ein lautes Jammergeſchrei.

Was hierauf zunächſt erfolgte, ſteht nur noch undeutlich vor meinem Gedenken. Wie einen fliegenden Schatten ſah ich plötzlich den alten Knecht meiner Baſe am Weier ſtehen und unter einem ſcharfen Krachen in demſelben verſchwinden. Dann fühlte ich mich ſelbſt vom Boden aufgehoben und in's Haus hinübertragen. Das Erſte, an das ich mich wieder voll erinnere, iſt der laute Jammer, mit dem Gottfrieds Mutter in die Stube meiner Baſe ſtürzte. Mit ausgebreiteten Armen warf ſie ſich über ihr Kind, das in einem Kiſſen gebettet auf einem Tiſche lag. Ich ſaß auf dem Schooße meiner ebenfalls herbeigeeilten Mutter, die mich mit feſten Armen umfangen hielt. Die Stube füllte ſich bald mit noch an-

dern Menschen; aber lange wurde nur ein leises Geflüster gehört und dazwischen der jammernde Ausruf: Mein Gottfried — lieb Gottfried — thu' die Augen auf, sieh' ich bin da — deine Mutter. Endlich fuhr sie aus ihrer vorgebeugten Stellung auf und schrie: er lebt — er lebt — er hat die Augen aufgethan. Alles drängte sich nun um den Tisch herum und die Mutter hob mich auf ihren Armen empor, damit ich ebenfalls hinsehen könne. Da lag Gottfried mit dem freundlichen Gesichtchen, nur sah er noch bleicher aus als sonst. Er schaute lange wie verwundert umher, ohne ein weiteres Zeichen zu geben, bis ich seinen Namen rief und die Hände nach ihm ausstreckte; da wendete er sein Gesicht nach mir hin und sagte leise: „Ich bin ja bei dir, Jacobli." —

Nach wenigen Augenblicken trat mit Gottfrieds Vater hastig der Dokter in die Stube. Die Leute wichen von dem Tische zurück und der alte Herr mit den schneeweißen Haaren blieb lange über den Kleinen hingebeugt und hatte das Ohr lauschend auf seine Brust gelegt. Endlich erhob er sich und streckte Gottfrieds Mutter, die stillweinend mit gefalteten Händen neben ihm stand, die Rechte entgegen. „Beruhigt Euch, gute Frau," sagte er freundlich, „ich glaube, es ist keine Gefahr vorhanden; mit Gottes Hülfe mag es gehen."

Gottfried, der schlafmüde die Augen wieder geschlossen hatte, wurde in große Tücher eingewickelt; dann nahm ihn der Vater auf den Arm und ging von andern begleitet mit ihm aus der Stube. Meine Mutter wickelte ebenfalls ein großes Tuch um mich und folgte den An-

dern mich auf den Armen tragend nach. Draußen standen die Leute um den Weier herum und schauten, laut mit einander sprechend, in das Wasser hinab. Mir war's als müßt' ich mich schämen, daß ich mich von der Mutter tragen ließ; aber doch war ich so müde und schläfrig geworden, und kaum waren wir drunten in der Wiese angelangt, als mir die Augen zufielen.

Als ich am folgenden Morgen aufwachte, standen Vater und Mutter an meinem Bettchen, mich mit besorgten Mienen anblickend. „Thut dir etwas weh, Jacobli?" fragte die Mutter leise. „Nein," erwiderte ich nach einigem Besinnen, „aber es ist mir im Schlafe vorgekommen, ich sei draußen bei der Base in den Weier gefallen und Gottfried auch."

„Ihr seid ja gestern auch hineingefallen, und Gottfried ist nun recht krank geworden."

„Ja, jetzt weiß ich's wieder," sagte ich; „aber nun will ich aufstehen und zu ihm gehen."

„Nein, nein," erwiderte die Mutter hastig, indem sie die Decke über mich heranzog; „heute mußt du im Bette bleiben, Gottfried thut's auch. Morgen, wenn du noch einmal ausgeschlafen hast, kannst du wieder zu ihm gehen."

Ich gab mich mit dieser Anordnung zufrieden, da mir die Mutter allerlei Spielzeug, darunter auch Gottfrieds Pfeifchen, in's Bett brachte; bald auch war ich wieder eingeschlafen, und Abend und Morgen kamen schneller, als ich gedacht hatte.

Unter Herzen und Küssen kleidete die Mutter mich

an und ſagte dann, wir wollen nun mit einander zu Klein-Gottfried gehen, der noch immer recht krank ſei. Als wir in die Stube traten, wo er im Bette lag, rief er mich mit lauter, ſchreiender Stimme, wie ich ſie noch nie an ihm gehört habe, beim Namen. Ich ſprang eilig, wenn auch faſt erſchrocken zu ſeinem Bettchen. Da lag er, der ſonſt immer ſo weiß und bleich geweſen, mit brennend rothen Wangen und ſchien mich mit weit offenen Augen anzuſchauen; aber gleichwohl rief er fortwährend mit der gleichen lauten Stimme meinen Namen und befahl mir zwiſchenhinein, nicht ſo nah' an den Weier hinzugehen, ſonſt werde mich der große Hund beißen. „Ich bin ja bei dir Gottfried," rief ich ängſtlich ſein heißes Händchen faſſend, „ſieh' mich nur an, wir ſind nicht beim Weier." Aber er wollte nicht hören und gab auf alle meine Bitten und Fragen keine Antwort zurück. Da wurde ich recht traurig und fing ſo heftig zu weinen an, daß mich die Mutter, die ebenfalls ſtill vor ſich hin weinte, heimführen mußte. Den ganzen Tag über konnt' ich mich nicht zufrieden geben und fragte beſtändig, warum Gottfried nichts habe mit mir reden wollen.

Am Abend ging ich mit der Mutter wiederum zu ihm hinüber. Jetzt ſaß er aufrecht in ſeinem Bettchen, noch weißer und bleicher als gewöhnlich, und ſtreckte mir ſchon von weitem die Hände entgegen; aber reden mochte er nicht und bald auch bat er ſeine Mutter mit einem trüben Lächeln, das Spielzeug, das auf ſeiner Decke vor ihm ausgebreitet lag, mir zu geben, er könne es jetzt doch nicht mehr brauchen. Denn, ſagte er, er ſei müde und

welle ſchlafen. Nachdem ihn die Mutter unter ſtillen Thränen gebettet, faltete er die Händchen und betete:

Jetzt wend mer i Gott's Name niedergoh,
Vierzehn Engeli wend mer mit üs loh;
Zwei z'Häupte, Zwei z'Füße,
Zwei uf der rechte Site, Zwei uf der linke Site,
Zwei die mi decke, Zwei die mi wecke,
Und Zwei, die mi is Paradies führe — Amen.

Hierauf reichte er uns allen noch das Gutnachthändchen und war dann bald eingeſchlafen. —

Er iſt wohl noch einmal aufgewacht in dieſer Nacht, der kleine Gottfried, aber nur um die lieben, blauen Augen dann für immer zu ſchließen. Am Morgen ſagte mir die Mutter weinend, er ſei geſtorben und ein Engelein geworden. —

Wenn ich nun ſeiner nach ſo vielen Jahren gedenke, ſo ſtellt ſich meiner Erinnerung zunächſt die liebliche Leiche dar, die in weißes Linnen gehüllt und mit weißen Blumen geſchmückt vom Tode ſelbſt mit einem milden Wiederſchein des Lichtes einer andern Welt überhaucht ſchien. Und der Stern, von dem mir die Mutter am Abend ſeines Begräbnißtages ſagte, er ſei Klein-Gottfried von dem lieben Gotte angezündet worden, ſendet noch heute ſein ſüßtröſtendes Licht auf mich herab, während das Särglein auf dem Kirchhof, in dem ſie meinen kleinen Gefährten eingeſenkt haben, wohl ſchon lange einem andern Lebensmüden hat weichen müſſen.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Schweizerbilder.

Erzählungen aus der Heimath

von

Jacob Frey,

Verfasser von „Zwischen Jura und Alpen".

Zweiter Theil.

Aarau,

Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1864.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Theiles.

	Seite
Das Schwert-Erbe	1
Ein verhängnißvolles Vaterwort	155
Aus ſchlimmen Tagen	247

Das Schwert-Erbe.

I.

Es iſt ein gar eigenes Thun, ſo um Mitternacht wachend auf ſeinem Lager zu liegen und in die ſtillſchlafende Welt hinauszuhorchen. Zuerſt vernimmt das Ohr nichts, als etwa das Ticken der Wanduhr oder das Rauſchen des Brunnens draußen vor den Fenſtern; aber allmälig wird es rings herum lebendig von unzähligen Stimmen, von deren Daſein wir zu einer andern Stunde keine Ahnung gewinnen könnten. Hart neben uns in der Wand bohrt ein unſichtbares Geſchöpf ſich ſeine Wohnung mit manigfachen Winkeln und Gangwindungen; bisweilen hält es inne, vermuthlich um auszuruhen von der Anſtrengung, denn wenigſtens verräth der veränderte Ton, daß ein neuer Arbeiter das Werk aufgenommen hat. Und nicht lange, ſo macht ſich ein dritter, ein vierter bemerkbar, bis wir uns bald in der Nähe einer ganzen Armee unermüdlich thätiger Weſen wiſſen. Aber ſein Bewenden hat es noch immer nicht damit; vielmehr erhebt ſich nun ein Wehen und Flüſtern vor den Fenſtern, im Gemache und durch das ganze Haus, als ſprächen tauſend leiſe Zungen durch einander, um die verborgenſten Gedanken unſerer Seele in traumartigem Vorübergleiten aufzuwecken. Und das gelingt ihnen auch, dieſen Stimmen; denn während das äußerliche Auge mit Nacht bedeckt wird und ſich vergeb-

lich anstrengt, zu den Wahrnehmungen des Ohres Gestalten und Körper zu finden, ist plötzlich das innerliche Auge erwacht, das mit einem Blicke lange Jahre der Vergangenheit überschaut und dadurch gestärkt sich bemüht, die verhüllt heranschwebenden Bilder der Zukunft festzuhalten.

Mit solch stillem Thun war in einer Vorfrühlingsnacht des Jahres 1653 der Junker Ulrich von Hallwyl beschäftigt. Vor kaum einer Stunde noch hatte das laute Geräusch einer frohen Gesellschaft das Schloß erfüllt; aber jetzt war es still geworden und der Junker horchte mit einer eigenthümlichen Empfindung behaglichen Grauens einem wehenden Hauche, der wie ein einziger, langanhaltender Athemzug durch die Gemächer und hohen Gänge zog. Ueber den Hof herüber ertönte der dumpfe, einförmige Pendelschlag der Schloßuhr und von unten herauf kam der Klang der leise sich brechenden Wasser des kleinen Flusses, der die Thürme und Vormauern des Schlosses wie ein natürlicher Graben umzieht. Sonst allerwärts die tiefe Stille, durch welche sich das Treiben der winzigen, nachtarbeitenden Thierwelt vernehmen läßt. Der Junker hatte schon lange auf dasselbe hingehört, als er plötzlich den Kopf vom Kissen erhob, wobei der matte Lichtschein der Nachtlampe, der auf sein Gesicht fiel, den deutlichen Ausdruck eines leichten Erschreckens erkennen ließ. Er blieb in horchender Stellung eine geraume Weile halb emporgerichtet, indem er das Ohr geräuschlos näher an die braune Täfelwand heranbrachte. „Es ist so — eine Todtenuhr," sagte er endlich mit halblauter Stimme

und den Kopf wieder zurücklegend; „die käme jetzt doch etwas ungelegen, wenn ihr Klopfen mir gelten sollte; vielleicht hat sie der Lichtschein in die Nähe gelockt.“ Mit diesen Worten hauchte er das matte Flämmchen aus und schloß leiser: „Nun ist's auch Zeit zum Schlafen, denn morgen wird's früh genug laut werden.“

Aber der Schlaf, der launische Herrscher der Nacht, wollte sich dem Wunsche nicht fügsam erzeigen, und der Junker mußte unwillkürlich auf's Neue dem leisen Pochen horchen, das in kurzen, doch deutlichen Schlägen in der Wand nebenan vernehmbar wurde. Er begann diese Schläge nachzuzählen, halb in ernsthafter Absicht, halb in der Hoffnung, an der einförmigen Beschäftigung den Weg zum Schlummer zu finden; aber der letztere blieb aus und dafür kam ungerufen ein Schwarm von Gedanken und Erinnerungen, die, bald in raschem Fluge, bald langsam, wie zu genauer Prüfung sich vor den Schlaflosen hinstellend, an seinem innern Blicke vorüberzogen. Vorerst kam mit aller Klarheit, als wäre es gestern gewesen, das Bild jenes Tages, an dem der Junker, kaum dem Knabenalter entwachsen, draußen im Schloßhofe noch vom Sattel herab von Vater und Mutter Abschied genommen, um in Frankreich die Pflichten eines Soldaten und zugleich die Sitten ritterlichen Hoflebens, wie sie dem Sprößlinge eines der ältesten Adelsgeschlechter Europa's gebührten, zu erlernen und sich anzueignen. Es waren nun fünfzehn Jahre vergangen seit jenem Tage; aber was hatten sie in ihrem Schooße mitgebracht und wie war Alles so ganz anders geworden, als Wünschen

und Hoffen vorgespiegelt! — Der alte Freiherr, an jenem Abschiedstage noch eine hohe, ritterliche Gestalt in der vollsten Manneskraft, hatte sein Schloß wenige Jahre nachher schon verlassen, um für alle Zeiten eine enge, dunkle Wohnung in der Erbgruft neben seinem Ahnherrn, dem Helden von Murten, zu beziehen; der Sohn aber empfing die Todesnachricht nicht am königlichen Hoflager in Paris, sondern erst lange Zeit später im fernen Böhmenlande, gerade in dem Augenblicke, als die Trompeten ihn aufforderten, mit seinem Fähnlein schwedischer Reiter den Feind zu attaquiren. Als er den Boten, der ihn lange vergeblich in den unsteten Heerlagern gesucht, angehört hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen, die sich in einem zitternden Schleier verdunkeln wollten, zog dann seinen langen Reiterdegen und rief mit dröhnender Stimme: „Hie Hallwyl — vorwärts Kinder!“ — Damals, im Sturme eines wildbewegten Soldatenlebens, in dem der Fuß bei jedem Schritte an eine Leiche stieß, ließ sich auch der Tod eines Vaters leichter verschmerzen; aber nun seit den wenigen Tagen der Heimkehr war derselbe dem Junker in ganz unerwarteter Weise schwer auf's Herz gefallen, und oft schritt er langsam durch die Gänge des Schlosses, die Wendeltreppen hinauf oder über den Hof hinaus, bis er plötzlich stehen blieb, die Augen zu Boden schlug und leise vor sich hin sprach: „Uli, was treibst du da — er ist ja doch todt, wohl bald zehn Jahre lang.“ Es mochten aber außer dem durch die Heimath wieder frischer geweckten, kindlichen Gefühle noch andere Gründe mitwirken, die dem Junker Ulrich den Tod

des Vaters ſo nahe rückten — Gründe, über die er ſich indeſſen nicht einmal klare Rechenſchaft abzulegen wagte. Als zweitgeborner Sohn hatte er niemals daran gedacht, Erbe und Stammhalter des alten Helbengeſchlechtes zu werden, zumal ſein kaum um ein Jahr älterer Bruder nicht nur ein ſtattlicher, ſchmucker Jüngling war, ſondern ſich auch ſchon ſeit Jahren fern von den Gefährden des Kriegslebens unter dem friedlichen Schutze des einſam gelegenen Schloſſes befand; doch nun ſeit einem Jahre, gerade von der Zeit an, mit welcher er der Freifrau im Regimente der immer noch anſehnlichen Herrſchaft hätte folgen können, zerſtörte eine ſchwere Gemüthskrankheit das Mark ſeines Lebens, das er, in eine wohlverwahrte Kammer eingeſchloſſen, in kaum menſchenähnlicher Weiſe dahinſchleppte. Der Bruder hatte den Heimgekehrten, an dem er in jüngern Tagen mit ſo warmer Anhänglichkeit gehangen, nicht wiedererkannt und ihn mit einem Blicke angeſchaut, in dem der Glanz des einſt ſo feurigen Geiſtes längſt zu einem nebelhaften Flimmer verblichen war. Ueber Urſache und Anfang dieſer trüben Erſcheinung hatte Herr Ulrich ſeine Mutter noch nie genauer zu befragen gewagt; er wußte ſelbſt nicht recht, waren es die dunkeln Gerüchte, die er noch in der Fremde darüber vernommen, welche ihn davon abhielten, oder war es das ſtolze, ſtrengverſchloſſene Weſen der Freifrau, das ihm bisher den Muth des Vertrauens benommen hatte. Er war doch ſonſt wohl gewohnt, dem grimmigſten Feinde feſt in's Antlitz zu ſchauen; aber wenn ihn nun die eigene Mutter mit ihren kleinen, dunkeln Augen ſo ſeltſam anblickte, nicht

als wollte sie Liebe in seinem Herzen suchen, sondern eher eine verworrene Empfindung entdecken, die im tiefsten Grunde seiner Seele schlummern mochte, dann mußte er die Blicke niederschlagen, und auf der Zunge erstarb das warme Wort, das sich herangedrängt hatte. — Herr Ulrich athmete schwer auf, als er in der nächtlichen Stille diese Dinge bedachte, und mit einer Art wehmüthiger Enttäuschung sprach er in sich hinein: „Pah, wie Manchen hab' ich vom Sattel gehauen, der sein letztes Stündlein noch nicht herbeigewünscht, und an wie manchem Weibe bin ich, ohne mich umzusehen, vorübergeritten, das schreiend und jammernd sich auf einen Todten warf — was hätte da all' mein Mitleid nützen und helfen mögen; aber irgendwo will der Mensch ein Flecklein haben, auf dem er erwarmen kann, das hab' ich längst gespürt. Doch hier bei meiner Frau Mutter wird das nimmer gehen." An diese Vorstellung schloß sich ein brütendes Sinnen, das lange mit scheuem Tasten an den dunkeln Pforten der Zukunft hin- und wiederging, bis es plötzlich wieder mit einer Erinnerung aus den letzten Tagen zusammentrat. Der Junker war nämlich bei seinem Heimritte durch das Frickthal herauf vor einer kleinen Schenke abgestiegen, um einen Trunk des lange nicht mehr gekosteten Landweines zu probieren, als ein wanderndes Zigeunerweib die Straße kam und ihn um eine Gabe ansprach. In der fröhlichen Voraussicht, noch vor dem Abend das väterliche Schloß erreichen zu können, ging er sie mehr im Scherze als im Ernste um eine Prophezeiung an mit der Frage: ob ihm auf seiner langen Fahrt noch manch ein Abenteuer be-

gegnen werde? Das Weib ſchaute ihm mit großen, dunkelglänzenden Augen keck in's Geſicht und antwortete: „Eure Reiſe dauert noch länger, Herr, als ihr denkt, und ein Abenteuer wird nicht auf ſich warten laſſen.“ Durch den zuverſichtlichen Ton dieſer Antwort beluſtigt, rief der Junker: „Nun, wenn du das weißt, ſo wirſt du auch noch Weiteres wiſſen; was kannſt du mir von dem feinen Lieb ſagen, das auf mich wartet?“ — Die Zigeunerin faßte die Hand des Fragenden, prüfte lange und unter manchem bedenklichen Kopfſchütteln die Linien derſelben und ſprach dann in fremd anklingendem Accente halb ſingend einige Verſe, auf die ſich aber der Junker ſchon in der nächſten Stunde durchaus nicht mehr zu beſinnen vermochte. Anfänglich waren ſie ihm eben als einer jener krauſen Orakelſprüche vorgekommen, die abſichtlich jedes Verſtändniß ausſchließen, und deshalb hatte er darauf auch nicht weiter Achtung gegeben; aber als er und ſein Begleiter, ein armer franzöſiſcher Edelmann und entfernter Verwandter der Freifrau, die Höhe des ſteilen Saumpfades über die Staffelegg erreicht, bemerkten ſie zu ihrem nicht geringen Verdruſſe, daß ſich die beiden Pferde übertreten haben mußten und heute, ohne dauernden Schaden zu nehmen, kaum noch nach dem nahen Städtchen Aarau hinabzubringen waren. Während die Reiter nun ihre Thiere langſam am Zaume den Pfad abwärts führten, ſagte der Junker, das verdroſſene Schweigen unterbrechend, zu ſeinem Begleiter: „Die Hexe hat doch recht gehabt; das Abenteuer ließ nicht auf ſich warten und unſere Reiſe dauert länger, als wir erwarteten, da

wir heute noch einmal fremde Nachtherberge beziehen müſſen. Aber was hat ſie mir denn noch weiter prophezeiht — ich hab' es rein vergeſſen." Der Franzoſe wollte ſich ebenfalls nicht auf den Spruch erinnern, und der Junker hatte die Tage her manchmal unwillkürlich daran zurückdenken müſſen, ohne daß es ihm möglich geworden wäre, die Worte oder auch nur deren ungefähren Sinn wiederfinden zu können. Aber jetzt, da ihn ſein trübes, mitternächtliches Sinnen auf den Vorgang zurückführte, ſtand der Spruch durch eines jener geheimnißvollen Geiſtesſpiele, die uns längſt Vergeſſenes oder früher blos Geahntes plötzlich mit bleibender Klarheit vor die Seele zurückführen, unverſehens ebenſo deutlich in ſeinem Gedächtniſſe, als wär' er in Feuerſchrift an der Wand vorüber aufgezeichnet:

Der Junker findet Lieb' allein
Mit blutigrother Todespein,
Wo ſeines Hauſes Ehr und Wehr
Schon hundert Jahr und manchen Tag
In Dunkelheit verborgen lag.

Herr Ulrich hob, als er ſich dieſe Worte leiſe, aber langſam und deutlich vorgeſprochen, den Kopf ebenſo raſch vom Kiſſen empor, wie vorhin, da ihn das Pochen der Todtenuhr erſchreckt. „Des Hauſes Ehr und Wehr in Dunkelheit verborgen" — murmelte er; „ſollte das fahrende Weib von meinem armen Bruder wiſſen, von dem ich auch nicht begreife, wie ihn die eigene Mutter im dunkelſten Kämmerlein, gleich einem namenloſen Verbrecher verſchließen konnte? Aber nein, es kann doch nicht ſein —

oder was sollten die hundert Jahre und das übrige Gerede damit zu schaffen haben — müßiges Wortgeklimper, nach dem ich thöricht und nutzlos genug im Gedächtnisse herumgegrübelt. Gleichwohl —." Er konnte den Faden des neuen Gedankens nicht weiter spinnen; denn im Augenblicke drang vom Thurmgemache herab ein so schreckhaft jammervoller Klageton durch die Stille herab, als wäre der letzte Hülferuf eines mit dem Tode ringenden, lebendig Begrabenen erklungen. Herr Ulrich horchte dem Tone, bis er durch die langen, hallenden Gänge verschollen war; dann fiel er mit dem leisen Ausrufe „armer Konrad" auf sein Kissen zurück.

II.

Der bange Wehruf war nicht innerhalb der langen Gänge und hohen Gemächer des Schlosses verhallt; er war weit weg über die Hofmauern hinausgedrungen in die von schwerziehenden Wolken umfangene Mitternacht und hatte auch dort sein Echo gefunden. Zur selben Zeit nämlich standen an dem Kreuzwege, den die zum Schlosse führende Lindenallee mit der seitwärts ziehenden Thalstraße bildet, zwei dunkle Männergestalten in leisem, aber eifrigem Gespräche verloren. Sie hatten, von dem mächtigen Stamme, an den sie sich lehnten, halb verborgen, schon hier gestanden, als noch der Lichterglanz und der frohe Lärm der Gesellschaft vom Schlosse herabdrang, und schienen, nachdem es stille geworden, noch weniger an ein Weitergehen zu denken, als es bisher geschehen.

Wenn die Mondsichel zwischen den ziehenden Wolken hervor einen falben Schein durch die blätterlosen Aeste der Linde an dem Stamme herabgleiten ließ, zeichneten sich die Zwei etwas deutlicher ab von dem dunklen Hintergrunde; doch war mehr nicht zu erkennen, als daß es große, in Mäntel gehüllte Gestalten waren. „Es ist also dein völliger Ernst," sagte nun der Eine, „du willst nichts mit der Sache zu schaffen haben, Schloßbauer, obwohl du auch diesen Augenblick wieder gesehen hast, wie sie herrlich und in Freuden leben, und jetzt nur ausruhen, um morgen von Neuem anzufangen? Die fressen unsern Speck, ohne uns eine einzige Schwarte übrig zu lassen." — „Ich habe dir meine Meinung klar gesagt," erwiderte der Angeredete, „meine Beschwerden und Sorgen sind nicht geringer, als die deinigen, manche wohl größer und berechtigter; aber ich will mich darum nicht in ein Ding einlassen, von dem Keiner weiß, wie und wo es ein Ende nehmen soll." — „Ja, ja, deine Meinung ist deutlich," entgegnete der Andere nicht ohne einen Ausdruck des Hohnes, „der Schloßbauer kennt das Ende des Herrendienstes besser, als selbst den Anfang der Sache geringer Leute; doch weiß er trotz all seiner Klugheit auch nicht, wo die Fuchsjagden des neuen Herrn aufhören werden." — „Nein, das weiß ich nicht," erwiderte der Schloßbauer ruhig; „dafür aber weiß ich, daß die Fuchsjagden auch nicht mit mir anfangen — das kann ich dich versichern, Riedlinger."

„Wie meinst du das ... du willst dem Befehl keinen Gehorsam leisten?"

„Je nachdem," lautete die ruhige Antwort auf dieſe raſch und mit lauter Stimme geſtellte Frage, „je nachdem man mich ſucht, werd' ich mich finden laſſen; handelt es ſich um eine bloße Freundlichkeit für den heimgekehrten Junker Ulrich, ſo haben meine Knechte jetzt wohl Zeit, ein paar Tage herumzuſtreifen. Sollt's etwas Anderes ſein, ſo weiß Jedermann, daß der Schloßbauer ſo gut wie ſein Vater Nußbaumer heißt."

„Bei meiner armen Seele," lachte der Andere, „da haſt du viel Neues geſagt, und ſchad' iſt's nur, daß du nicht Schloßſchreiber geworden biſt; doch hätt' dein Alter, wie ich ihn gekannt, auch ohne das begriffen, daß man Freundlichkeiten nicht befiehlt und verlangt, wie eine Stockbuße."

Der verletzende Ton dieſer Worte konnte ſeine Wirkung nicht ganz verfehlen und der Schloßbauer rückte ſeinem Nachbar raſch etwas näher, offenbar in der Abſicht, ſeiner Antwort einen verſtärkten Nachdruck zu geben; aber noch bevor er den Mund zu derſelben geöffnet, rauſchte ein Windzug durch die blätterloſen Zweige des Baumganges und von ihm getragen erſcholl jener Klageruf vom Schloſſe her mit ſo unheimlichem Klange, daß ſelbſt der Rieblinger zuſammenfuhr und in kurzem Satze zurückſprang von ſeinem Standorte. „Was war das?" flüſterte er nach einer athemloſen Pauſe, „mir war's, es ſei da von den nächſten Bäumen herabgekommen."

„Sei's, was es wolle," erwiderte der Schloßbauer mit gedämpfter Stimme; „gewiß iſt's ein Zeichen, daß wir ſchon zu lange hier verweilt haben. Gute Nacht,

und überleg' dir's noch einmal, Riedlinger." Mit diesen Worten trat er aus dem dichtern Dunkel des Baumganges auf die Straße hinaus, überschritt dieselbe und betrat einen breiten Wiesenplan, ohne sich nach einem besondern Pfade umzusehen. —

Der rasch Dahinschreitende mußte indeß seinen Weg genau kennen; denn in kurzen Pausen übersprang er, ohne einen Augenblick mit seinen Schritten prüfend zu zaudern, mehrere lautlos fließende Wassergraben, die das Auge in der Dunkelheit nicht hätte zu unterscheiden vermögen. Als Zielpunkt diente ihm ein Rauschen, das aus einiger Entfernung immer vernehmbarer herüberdrang, bis mit einem Male sich auch die Nacht erhellte und ein bleicher Mondschein über die braunen Wiesengründe herabschwamm. Am untern Ende derselben erhob es sich in schattenhafter Dämmerung weit und groß, bis allmälig immer deutlicher hohe braune Kuppen und dazwischen langgestreckte Firsten erschienen. Als der einsame Nachtwandler nahe genug gekommen war, um an den verschiedenen Gebäulichkeiten selbst Fenster und Thüren unterscheiden zu können', blieb er einen Augenblick stehen, wendete sich eine kleine Strecke zur Seite und schwang sich hier über eine niedrige Hofmauer. Dem vorsichtigen Aufsprunge folgte augenblicklich das dumpfe Knurren eines Hundes, das aber ebenso augenblicklich wieder verstummte, als der Mann erst einmal innerhalb der Mauer stand. „Es ist Alles zur Ruhe," sagte er leise, durch das Rauschen des Wassers hinhorchend, das hinter der dunklen Häusergruppe hervordrang, „und das ist mir diesmal

lieber, als wenn noch Einer ſeiner Arbeit nachginge, ob's auch zu früh iſt für die Mühle." Drauf horchte er nochmals nach allen Seiten hin, wehrte dem gewaltigen Hofhunde ab, der wie neugierig fragend mit ſeinen Vorderpfoten an ihm emporgeſtanden war, und ſchritt dann leiſe einem kleinen Gebäude zu. Es war das kleinſte unter den übrigen vier oder fünf herumſtehenden und ſchien nicht einmal ein Fenſter zu haben. Der großgewachſene Mann mußte ſich bücken, als er unter das nur wenig vorſpringende Dach trat, und hätte er die Arme ausgebreitet, ſo würde er faſt im Stande geweſen ſein, die Vorderſeite des Hüttchens ihrer ganzen Länge nach umſpannen zu können. Dagegen beſtand dieſelbe aus maſſivem Steinmauerwerk und an der einzigen Thür hing an einer dicken eiſernen Stange ein ſchweres Vorlegſchloß herab. Der Schloßbauer ſpähte noch einmal nach allen Seiten aus; dann aber ſchob er raſch die Eiſenſtange zurück, drückte mit beiden Händen auf das Schloß und die Thüre ging augenblicklich von Innen auf, einen mit ſchwarzer Finſterniß angefüllten Raum hinter ſich zeigend, in den der Mann ohne Zaudern hineintrat und die Thüre ebenſo raſch wieder zudrückte.

In der undurchdringlichen Nacht blieb er eine geraume Weile ſtehen, wie von geheimer Ehrfurcht erfüllt, bevor er Stahl und Stein aus ſeinem Mantel hervorzog, Feuer ſchlug und eine von der Decke herabhängende Lampe anzündete. Die anfänglich unſichere Flamme derſelben ſchien Minuten lang einen ſchweren Kampf mit der eingeſchloſſenen Finſterniß kämpfen zu müſſen; aber allmälig

erhellte sich der Raum, ohne jedoch etwas anderes zu zeigen, als die nackten Mauern eines kleinen Gewölbes, in dessen Mitte unter der an einer Kette hängenden Lampe ein langer, schwerfällig gezimmerter Tisch sich erhob. Dafür zeichnete das Licht nun den nächtlichen Besucher dieser Stätte mit um so schärfern und kräftigern Umrissen. Vor dem Tische stehend, schien seine Gestalt über die gewöhnliche Höhe eines Mannesmaßes weit hinausgewachsen zu sein, während die Wölbung der Brust zwischen den breiten Schultern auf den ersten Anblick eine riesige Körperkraft verriethen. Dazu wollten jedoch die Züge des Gesichtes fast nicht passen, das, wenn auch wettergebräunt, eher ruhiges Nachdenken, als das Gefühl trotziger Kraft auszudrücken schien, und dieser Ausdruck wurde noch erhöht, als jetzt der Mann den breitkrämpigen Hut vom Haupte nahm und das Licht von oben auf seine Stirne fiel, die sich in faltenloser, feiner Wölbung unter hellen Haaren hervorbog. Der üppige, bis auf die Brust kraus niederfallende Bart war dagegen wieder wohl geeignet, in die ganze Erscheinung Einklang und Harmonie zu bringen.

Nachdem der Schloßmüller das Haupt entblößt, ließ er auch den kurzen, aus grobem Wollentuche bestehenden Mantel achtlos von den Schultern auf den Boden gleiten und zog dann eine der ganzen Länge nach laufende Schublade aus dem Tische hervor. Aus dieser nahm er fast zögernd eine ebenso lange, niedrige Truhe, stellte sie auf den Tisch mitten unter die Lampe und schritt einige Male langsam mit über der Brust gekreuzten Armen um denselben herum, bevor er den Deckel von dem seltsamen, verborgenen Schatze

abzuheben wagte. Sein Anblick mußte ihn mit eben der magiſchen Gewalt anziehen, die der blinkende Glanz verheimlichten Geldes und edler Geſteine auf den Geizhals auszuüben pflegt; denn die erſt milden Blicke begannen ſich allmälig mit einem gierigen Feuer zu füllen und mehrmals erhob ſich die Rechte, um den Schatz aus ſeinem engen Behälter herauszunehmen; aber jedesmal zog er ſie mit ſichtlich gewaltſamer Anſtrengung wieder zurück und endlich faßte er den Deckel mit plötzlichem Griffe, um ihn haſtig wieder auf die Truhe zu werfen. Sie gab einen hellen Klang, der das ganze Gewölbe erfüllte, ſo daß der Schloßbauer halb erſchrocken den Deckel wieder in die Höhe hob, um ihn dann ruhig und vorſichtig in ſeine Lage zu bringen. Ebenſo ſorgfältig legte er die Truhe in die Schublade, ſchob dieſelbe zu und löſchte dann die Lampe, noch ehe er nach Hut und Mantel griff. —

Als der Mann, auf den Hof hinaustretend, die Thüre hinter ſich wieder in's Schloß gelegt hatte, ſpähte er wie vor ſeinem Eintritte einige Augenblicke ſcharf umher und begann dann langſam an den nähern Gebäuden vorüberzuſchreiten. Aus dem erſten vernahm man das Stampfen von Roſſen, die ein langſames Verzehren ihres Nachtfutters der Ruhe vorzogen; aus dem zweiten drang das langgehaltene und tiefe Athemholen ſchlafender Kühe, die da drinnen in langer Reihe vor ihren Krippen lagen. Der Schloßbauer beg, ohne ſich dabei aufzuhalten, um die Ecke, warf einen kurzen Blick hinab nach einem dritten Gebäude, neben dem aus hochgehender Leitung die Waſſer auf die Schaufeln eines mächtigen Rades niederſchoſſen,

und wandte sich dann dem Hause zu, das sich ungefähr mitten in der Hofstatt, auf zwei Seiten von hohen Bäumen überragt, erhob; aber als er auch hier um die Ecke bog, blieb er plötzlich stehen und schaute nach einem Lichtschimmer, der ihm aus einem nahen Fenster entgegenbrach. „Was gibt es da," sagte er leise vor sich hin; „Mitternacht ist längst vorüber, ich hab' ihr befohlen, nicht zu warten auf mich, und vorhin muß sie auch kein Licht gehabt haben." Er schritt leise dem Fenster entgegen, um durch dasselbe hineinzuschauen; doch was er erblickte, mochte seine Neugierde wenig befriedigen, denn mit raschen und geräuschvollen Schritten wandte er sich nun augenblicklich der Thüre zu. — Er hatte die kurze Hausflur kaum durchschritten, als ihm ein hochgewachsenes Mädchen, vollständig angekleidet, wie zu einem Ausgange bereit, mit dem Lichte in der Hand entgegentrat. „Was ist das, Else," rief der Schloßbauer, „warum bist du noch nicht in's Bett gegangen?"

„Das bin ich schon gewesen, Vater," erwiderte das Mädchen; „aber da ich nicht schlafen konnte, bin ich wieder aufgestanden. Gottlob, daß du da bist."

„Aber warum ziehst du denn all' deine Kleider an, es geht ja noch manche Stunde, bevor's Tag wird!"

„Ich wollt' dir entgegengehen, Vater."

„Du mir — in dieser Finsterniß, und wohin denn, einfältiges Kind?"

„Nun — nach dem Schlosse hinauf."

„Da hätt'st du's schön getroffen," erwiderte der Schloßbauer zögernd, „ich bin nicht dort gewesen."

„Du warſt nicht dort," fragte das Mädchen langſam mit gedämpfter Stimme, „und biſt doch ſo lange nicht heimgekommen, Vater?"

„Es ſind viel fremde Herrſchaften droben, ich konnte nicht hingehen."

Der Schloßbauer hatte ſich halb abgewendet bei dieſer Antwort, als wollt' er vorübergehen; aber es war ihm mehr darum zu thun, dem ängſtlich fragenden Blicke auszuweichen, der aus Elſens großen, blauen Augen auf ihm haftete, und als ſie fortfuhr: „aber Vater, deshalb hätteſt du doch zu dem alten Chriſtoph gehen können, der würde dir immer Beſcheid gegeben haben," erwiderte er faſt rauh: „Laß jetzt das und geh' wieder zu Bett — ich bin einmal nicht dort geweſen; morgen wird ſich's ſchon noch zeigen."

Die Tochter kehrte ſich langſam ab und ſagte leiſe: „Gehen will ich ſchon, Vater, wenn ich auch nicht an Schlaf denken kann."

Sie ging; aber der Schloßbauer ſchritt ihr ſogleich nach und ſagte, ſeine Hand auf ihre lichten Haarwellen legend, in weichem Tone: „Sei ruhig, Elſe, du biſt mein gutes Herzenskind und ich habe nicht gethan, was du fürchteſt, wenn ich auch nicht Alles thun kann, was du von mir begehren möchteſt."

III.

Ueber dem Kamme der Berge im Oſten zog kaum ein bleicher Morgenſchimmer und im Thale lag noch graue

Finsterniß, als sich auf dem Hofe zwischen den Häusern des Schloßbauern schon das Klappern schwerer, holzbeschuhter Schritte vernehmen ließ. Es waren die Knechte, die von verschiedenen Seiten herbeigestesselt kamen, sich nach kurzem Morgengruße an den großen Brunnentrog stellten und die wildbärtigen Gesichter zu waschen begannen; dann schlenkerten sie die Arme in kräftigem Schwunge auf und nieder, um die feuchten Hände rascher zum Trocknen zu bringen, und als auch dieses wichtige Geschäft ohne ein Wort zu wechseln beendigt war, fing einer um den andern an, nach dem bleichen Osthimmel auszuschauen, als stände ihm dort sein Tagewerk vorgezeichnet. Zum frischen Anfassen der nächstliegenden und gewohnten Arbeit schien Keiner Lust zu haben, aber auch das müßige Plaudern wollte nicht recht in Gang kommen. Endlich sagte doch Einer, indem er einen prüfenden Blick nach den Fenstern des gegenüberstehenden Hauses hinaufschweifen ließ: „Mich wundert's, daß er noch nicht da ist, ein paar von uns werden doch heut in's Schloß hinauf müssen."

„Aufgestanden ist er schon," lautete die Antwort, „ich habe erst vorhin noch Licht in seiner Stube gesehen."

„Pschi," machte ein Anderer, „das Licht hat die ganze Nacht gebrannt, seit er heimgekommen ist."

„Hast ihn gehört?"

„Ich hab' noch mehr gehört, er ist auch drüben gewesen."

Diese mit leiser Stimme ertheilte Auskunft war von einer Handbewegung begleitet, durch welche der Sprecher

nach dem Steinschoppen hinüberdeutete, in den der Schloßbauer bei seiner Nachhausekunft getreten war, und nach dem sich nun alle Gesichter mit einer hastigen Scheu hinwendeten. „Ich hab' ihn ganz deutlich hinschleichen und die Thür aufmachen hören," fügte der Knecht hinzu; „er ist wohl eine halbe Stunde drin geblieben."

„Ho," kam nach längerem Schweigen die Gegenrede, „ich hab' ihn die drei Jahr, daß ich hier bin, noch nie dabei ertappt, so oft ich auch aufgepaßt; aber mein Seel, wenn die weißen und rothen Vögel, die dort eingesperrt sind, mir selbst ihre Liedlein pfeifen müßten, ich könnt' drob auch ein paar Stunden vom Schlaf abbrechen."

„Eh," machte ein alter, fast graubärtiger Bursche, nicht ohne eine Geberde der Geringschätzung, „daß du doch immer klappern mußt, es müsse durchaus nur dies da sein." Die letzten Worte begleitete er mit der deutlichen Fingerbewegung des Geldzählens und fügte dann halb ärgerlich hinzu: „Du verschreibst deine Seele auch noch einmal um einen Sack voll Kronen dem Grünmännchen."

„Heida, wenn ich in redlichem Handel so viel bekommen könnt' für das Ding, meiner Treu —; aber so klappere doch du einmal, alter Storch, was denn dahinter steckt; du thust ja immer, als wär' dir die ganze Geschichte besser auf die Zunge geklebt, als ein Tischgebet."

„Das ist sie nicht," erwiderte der Alte, „und was drum und dran ist, weiß ich ebenso wenig; aber das weiß ich, daß allemal etwas vorgeht, wenn die kleine Thür da drüben aufgemacht wird. Wie ging's vor einem

Jahre, als der Handel mit dem armen Junker aufkam und die gnädige Frau — —."

Der Erzähler, der offenbar nicht geringe Luft verspürte, nun über die Begründung ſeiner Anſicht in redſeligen Fluß zu gerathen, konnte die begonnenen Worte nicht vollenden, da im Augenblicke drüben der Schloßbauer aus dem Hauſe trat und geraden Schrittes auf die Knechte herankam, denen er ſchon aus einiger Entfernung einen freundlichen Morgengruß entgegenrief. „Aber was iſt denn das," fuhr er ſogleich fort, „iſt's heut Feiertag, daß ihr da herumſteht wie die Weiber vor der Kirchenthür? Du wirſt doch die Roſſe nicht erſt auf deine Morgenſuppe wollen warten laſſen, Heiner, — he? —"

„Das grad nicht," erwiderte der Alte, dem die letzte Frage galt, langſam hinter den Ohren kratzend; „wir haben da eben nur beredet, wer heut von uns auf's Schloß zur Frohn werde gehen müſſen."

„Die Frohnzeit iſt um Weihnachten," ſagte der Schloßbauer kurz; „ihr geht an eure Arbeit und was auf dem Schloſſe zu thun iſt, werd' ich ſelbſt verrichten."

„Ihr ſelbſt?" rief der Alte, während die Andern verblüfft auf den Meiſter ſchauten, „das wird ja nicht ſein können; denn der Vogt hat mir ſelbſt geſagt, es gebe eine Jagd, bei der die Bauern herumſpringen müßten, wie ſonſt die Jagdhunde."

„Nun, das möcht' ich eben ſelbſt lernen," erwiderte der Schloßbauer mit ſeiner gewohnten Ruhe; „ihr geht an euer Tagewerk und gebt vor Allem Acht, daß das

Waſſer nicht in die untere Mühle läuft. Es muß geſtiegen ſein, dieſe Nacht."

Damit wandte er ſich ab und ging feſten Schrittes dem Ausgange des Hofes zu, während ihm die Knechte verwundert und ſich ſelbſt gegenſeitig fragende Blicke zuwerfend nachſchauten; aber ſchon faſt an dem ſchweren Bretterthore angelangt, kehrte er ſich um und rief mit ſtarker Stimme zurück: „Noch Eines, Heiner; wenn allenfalls vom Schloſſe her um Pferde geſchickt würde, ſo kannſt du die beiden Braunen hergeben; weiter aber nichts, außer ich ſchicke ſelbſt den Befehl." —

Ueber dieſem Gerede und Thun war es heller geworden, obwohl mit dem ſteigenden Tageslichte ſich auch ein feuchter Nebel erhob, der wie ein weitwallender Schleier das Thal herabzog und den ſonnenverkündenden Goldſchimmer im Oſten einhüllte. Der Schloßbauer warf noch einen langſam prüfenden Blick auf Haus und Scheunen und betrat dann gemeſſenen Schrittes den breitern Fahrweg, der vom Gehöfte entlang den breiten und tiefen Bach aufwärts führte. Der Mann ſchien auf einem längſt gewohnten Morgengange begriffen, um auf Feld und Wieſe Nachſchau zu halten; denn hie und da blieb er ſtehen, betrachtete die aus Zweiggeflechten angelegten Wehren längs dem Bachrande und ſtieß wohl auch mit ſeinem langen Stocke nach einer Schleuße, um ihre Widerſtandskraft zu prüfen. Als er aber an einen kleinen Graben gelangt war, der von der Wieſe her in den Bach auslief, blickte er betroffen vor ſich nieder und fuhr mit der Hand in plötzlichem Unmuthe nach ſeinem breiten Hutrande; ſo

blieb er einige Augenblicke unbeweglich ſtehen und faßte dann raſch die kleine Schleuße, die den Graben vom Bache abſchloß und über Nacht niedergefallen ſein mußte. „Packt euch," rief er unmuthig das Schließbrett emporziehend, „ich wollt' lieber, ihr wäret im Rhein, als daß ich euch gerade jetzt da antreffen muß." Dieſen Worten folgte ein zappelndes Plätſchern, mit dem ein dichter Schwarm Fiſche, die vom Bache in den Graben gezogen und dann von der niedergefallenen Schleuße abgeſchnitten worden waren, ſich wieder in ihr waſſerreicheres Zuggebiet zurückflüchteten. Der Schloßbauer ſchaute ihnen nach, bis ſie in die Tiefe tauchend verſchwunden waren, indem er leiſe vor ſich hinmurmelte: „Fiſch am Morgen — Abends Sorgen;" aber als ſchämte er ſich der beſorglichen Stimmung, die durch den alten Glauben angeregt über ihn kommen wollte, richtete er ſich plötzlich ſtramm und ſtraff in ſeiner ganzen Länge empor und begann dann raſcher den Weg aufwärts zu ſchreiten, als er's bisher gethan hatte.

Vor dem Schloſſe angekommen, das wie in verborgenem Feuer glimmend von dem beweglichen Nebel umdampft war, fand er eine Schaar älterer und jüngerer Bauern, die an dem großen Hofthore zuſammengedrängt ſtanden und ihm nun theils verwundert, theils ſichtlich erfreut einen „guten Tag" entgegenboten. „Ei, was da," rief Einer, „du wirſt doch die neue Frohn nicht ſelbſt abarbeiten wollen, Schloßbauer? das möcht' dir ſauer ankommen."

„Wer weiß," erwiderte der Angeredete ruhig; „ich

würd' doch wohl ſo viel aushalten können, als irgend Einer von euch; aber warum ſteht ihr Leute denn hier draußen; ſind ſie noch nicht wach im Schloſſe?"

„Das ſchon," lautete die Antwort, „aber es hat uns ein gar ſtolzes Junkerlein befohlen, hier zu warten, und das Hofthor iſt auch verriegelt von innen."

„Ja, ja, man will die zweifüßigen Hunde nicht einmal in den Stall laſſen," rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Still mit ſolchen Worten," entgegnete der Schloßbauer in befehlendem Tone; „ein Hund würde nur der ſein von uns, der nichts Beſſeres ſein will; aber hat der Junker Ulrich verboten, auf den Hof hineinzugehen?"

„Nein, 's iſt ein Fremder geweſen," ſagte ein alter Bauer, „nach ſeinem Gewälſch zu ſchließen ein Franzos."

Der Schloßbauer trat näher an das Thor heran, um durch das eiſerne Gitterwerk hindurchzuſchauen. Es war ein bewegtes, buntes Bild, das ſich da dem Anblicke entgegenbot. Zunächſt auf dem Hofe, der halb und halb vom Nebel verſchleiert war, ſtanden ein paar junge Burſche in knapp anliegenden Kleidern, die mehrere Koppeln unruhiger Hunde an langen Leinen hielten. Weiter rückwärts waren Andere mit Gewehren beſchäftigt, die geladen und dann an eine lange, aufgeſtellte Bank gelehnt wurden. Auf der andern Seite, vor den Stallungen hatte eine Reihe von Reitknechten Poſten gefaßt, die Pferde zäumten und ſattelten oder bereits Eingeſchirrte langſam hin und wieder führten. Da und dort ſaß ſchon Einer im Sattel, das Gewehr am Riemen über die Schulter

geworfen und um die Hüften einen Tachsranzen geschnallt. Alle mit bunten, nickenden Federn auf den runden Hüten. Zwischen den verschiedenen Gruppen eilte anordnend und befehlend ein zierlicher Herr hin und her, vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem schwarzen, eng anliegenden Kleide angethan, nur daß auf dem ebenfalls schwarzen Hütchen eine hochrothe Feder wankte, wie ein Flämmchen, das auf bereits verkohltem Grunde nach Nahrung umherleckt.

„Der Schwarze dort ist's," sagte ein Bursche, „der neben dem Schloßbauer das Gesicht an das Gitterthor drückte, der uns vorhin so abgekanzelt hat."

„Es soll ein Verwandter von der gnädigen Frau sein," erwiderte der Schloßbauer, „der mit dem Junker Ulrich heimgekommen ist."

„Dort kommen sie ja selbst," rief der Andere halblaut, „der Junker und die gnädige Frau."

Der Schloßbauer drückte den Hut tiefer auf die Stirn, gleich als ob er die eben auf den Hof Tretenden, hinter denen noch mehrere Herren und Damen erschienen, schärfer in's Auge fassen müßte. „Der Junker ist ein schöner, stattlicher Mann, gleich wie sein Herr Vater selig," sagte er halb für sich, halb zu seinem Nachbar; „aber die alte, gnädige Frau wird doch nicht — ja, bei meiner armen Seligkeit, der Franzose hebt sie in den Sattel, als wär's ein Fräulein von zwanzig Jahren. Nun die ist doch schon lange bei Lebzeiten des gnädigen Herrn nie mehr auf ein Pferd gekommen. Was man erleben muß." Er wendete sich ab, um eine Weile, die Hand

über die Stirn gelegt, vor ſich niederzublicken. „Elſe hatte Recht,“ murmelte er, „nun wär's doch beſſer, ich hätte die Sache geſtern Abend noch mit dem alten Chriſtoph beſprochen; jetzt wird's ſchwer halten.“ —

Und ſchwer hielt es auch, auszuführen, was der Schloßbauer im Sinne hatte. Er war mit der Ueberlegung, wie die Sache nun, da alles ſo ganz anders gekommen als er erwartet hatte, noch immer nicht im Reinen, als das Hofthor in ſeinen Angeln knarrte und die ſchwarze Rothfeder mit noch drei andern Männern heraustrat. Die Letztern waren den Landleuten wohl bekannt; es war der Walddieter, wie er in der Gegend genannt wurde, der herrſchaftliche Jäger von Hallwyl ſelbſt, der Jägerknecht des Junkers von Landenberg auf dem benachbarten Schlößchen Breſtenberg und der Jäger des gnädigen Herrn Landvogtes auf Lenzburg. „So denn, Mann,“ ſagte der Schwarze in fremd klingender, gebrochener Sprache, aber in kurzem, herriſchem Tone, nimmt Jeder eine Abtheilung von dieſen Bauern da mit und thut, wie ich euch's anbefohlen; aber nur, daß ihr mir die Burſche gehörig antreibt und nicht zu Athem kommen laßt, bis allemal das Zeichen mit meinem Horne gegeben iſt. Verſteht ihr?“

„Wohl, Junker,“ erwiderte der Walddieter mürriſch; „für Alles möcht ich aber nicht gut ſtehen. Hab' mein Lebtag nur mit Hunden, noch nie mit Bauern gejagt.“

„Du wirſt's bald lernen, alter Murrkopf,“ ſagte der Franzoſe; „die Bauern ſind manchmal nicht halb ſo widerhaarig, als deine ſchlechtdreſſirten Bracken.“

Der Jäger blickte trotzig auf und rüstete sich offenbar zu einer Antwort auf diesen Angriff gegen seine Waidmannskunst; aber noch bevor er damit im Reinen war, trat der Schloßbauer vor und sagte, den Hut vom Kopfe nehmend, in seiner ruhigen Weise: „Um Vergebung, Junker, da Ihr doch einmal hier befehlt; doch ehe ich und diese Leute den Vergleich zwischen uns und den Hunden anstellen lassen, muß ich die gnädige Frau oder den Junker Ulrich um ein geneigtes Wort bitten."

„Was soll's — was gibt's da?" sagte der Franzose, sich rasch gegen den Sprecher wendend, „wer bist du?"

„Ich bin der Schloßbauer."

„A diable, was geht das mich an," machte der Schwarze verächtlich, als ärgere er sich über die Frage, die ihm diese Antwort zugezogen; „packt euch vorwärts, daß ihr an Ort und Stelle kommt."

„Von Ort und Stelle rühr' ich mich nicht und auch keiner dieser Leute soll's thun, soweit ich's wehren kann," erwiderte der Nußbaumer, „ehe ich ein Wort mit der gnädigen Herrschaft gesprochen."

„Ha, Schurke," rief der Franzose, mehr noch durch die ruhig furchtlose Haltung des Bauern, als durch seine Worte in Harnisch gebracht, „du hättest Lust, diese Leute da aufzuwiegeln und sie den Pflichten gegen ihre Herrschaft abwendig zu machen!"

„Von Aufwiegeln weiß ich nichts und die Pflichten gegen die Herrschaft hab' ich stets redlich erfüllt, Herr," erwiderte der Schloßbauer.

„Nun denn, zum Teufel, vorwärts," rief der Schwarze

mit gepreßter Stimme, während eine flüchtige Röthe über ſein blaſſes Geſicht hinwegglitt, „ſonſt werde ich dir Füße machen.“ Mit dieſen Worten hob er ſeine Reitgerte empor und holte zu einem Schlage aus, den der Waldbieter mit raſchem Dazwiſchenſprunge aufhalten wollte; aber der Alte kam zu ſpät und im Augenblicke des kurzen, ziſchenden Klatſchens zog ſich ein blutrother Streifen über die Stirne des Schloßbauern hinweg.

Die Landleute, die bisher bei dem unerwarteten und raſch ſich entwickelnden Vorgange mehr verblüffte als drohende Zuſchauer abgegeben, geriethen nun in unruhiges Stoßen und Drängen, aus dem ſich neben den Ausbrüchen der Ueberraſchung auch gefährliche Trotzrufe vernehmen ließen. Der Franzoſe faßte, mit verlangendem Blicke nach dem Schloßhofe, in dem der ganze Vorgang unter lautem Gerede und dem Stampfen der Pferde unbemerkt geblieben, an den Griff ſeines Stoßdegens, der ihm zur Seite hing, und die zwei Jäger ſelbſt rückten an den Gewehren, die ſie über den Schultern trugen. Von Allen ſchien einzig der Schloßbauer ſeine ungeſtörte Ruhe bewahrt zu haben; zwar blieben ſeine Augen mit ſeltſam funkelnden Blicken feſt auf ſeinen Gegner gerichtet, aber in ſeinem Geſichte verzog ſich keine Miene, keine Falte, die einen auflodernden Zorn hätte verrathen können. Den langen Stock, den er bisher in der Rechten gehalten, ließ er auf den Boden fallen und ſtülpte dann gemeſſen den Hut über die blutrünſtige Stirne. Kaum war dies jedoch geſchehen, als er mit zwei raſchen Schritten an den Franzoſen herantrat und dieſen mit ſo gewaltigem Griffe am Arm

faßte, daß die bereits gezogene Klinge aus kraftloſer Hand auf die Steine klirrte. „Du ſollſt den Schloßbauer von Hallwyl nicht umſonſt geſchlagen haben," raunte er mit dumpfer Stimme, und bevor der Waldbieter auch diesmal abwehrend dazwiſchentreten konnte, flog der Schwarze mannshoch in ſo gewaltigem Schwunge über den Boden weg gegen das Gitterthor, daß die dicken Eiſenſtäbe in ſchrillzitternden Tönen zuſammenklangen.

IV.

Der ſchnelle und entſcheidende Sieg, den der wehrloſe Bauer über den bewehrten Edelmann errungen, hätte für die Bewohner des Schloſſes und ſeine Gäſte unter den obwaltenden Verhältniſſen leicht verderblich werden und den zu froher Luſt auserſehenen Tag in einen trauervollen Jammertag umwandeln können. Es wehte nämlich zu jener Zeit eine drückende Luft in einem großen Theile unſeres Vaterlandes, vom hohen Urſprunge der Aare hinweg bis zum Rheine, vom Waldſtätterſee bis nach Baſel hinunter, eine Luft, die jener dumpfen Schwüle glich, die den nahenden Föhnſturm ankündigt. Und er blieb auch nicht aus damals, der Sturm; denn ſchon wenige Wochen ſpäter ſtand alles Volk in Waffen, vom graubärtigen Greiſe bis zum bartloſen Knaben herab, nicht zum Streite gerüſtet gegen einen auswärtigen Feind, ſondern im erbitterten, blutigen Bruderſtreite. Die Bauernſchaft, der die Erinnerung an die gewaltige Rolle, welche ſie in den alten Heldentagen geſpielt, noch nicht verloren gegangen,

beklagte ſich mit Recht über manche Unbill und Beeinträchtigung, welche ſie von den regierenden Herren und Städten zu ertragen hatte; denn bei den letztern ſelbſt war der ehemals ſchlichte und einfache Sinn allmälig einer üppigen Prachtliebe, das ſtolze Unabhängigkeitsgefühl einer geldgierigen Herrſchſucht gewichen, die größtentheils auf Unkoſten der Bauernſame zur Geltung kommen wollte. Es war eben die aufgehende Drachenſaat, welche der fremde Fürſtenſold und die damit verbundenen fremden Sitten über das ganze Land ausgeſtreut hatten. Und eine giftige Aehre dieſer Saat war nun auch das von dem Franzoſen im Schloſſe Hallwyl angebahnte Verhaben, die zu Ehren des Junkers Ulrich anweſenden Gäſte mit einem großen Treibjagen zu vergnügen, wobei die der Herrſchaft pflichtigen Bauern zum Hetzen des Wildes ſollten verwendet werden. Ein ſolches Beginnen war ſeit Menſchengedenken unerhört geweſen in dieſen Bergen und Thälern. Die Herren jagten zwar wohl, wenn es ſie erfreute, durch Wald und Wieſe, durch Korn und Dorn, ohne ängſtliche Rückſicht auf den Schaden, den ſie gelegentlich mit ihrer Meute anrichten mochten; dafür zog aber auch der Bauer in arbeitsfreien Wintertagen auf die Birſch, und an manchem Wildbraten, der auf ſeinem Tiſche dampfte, freute er ſich mehr des glücklichen Schuſſes wegen, der ihm denſelben eingebracht, als über das köſtliche Mahl, das Weib und Kind ergötzte. Jetzt aber ſollte das anders kommen, der Jäger wollte zum Hunde gemacht werden und das zu einer Zeit, wo er ſeine Büchſe ſonſt ſchon oft über einem Schwarm verwer-

rener und unheimlicher Gedanken brütend in der Hand gewogen hatte. Ein Funke — und dieſe verworrenen Gedanken ſchlugen in entfeſſelte Thaten aus.

Dieſer Funke war entzündet mit dem Wurfe des Schloßbauern, der den franzöſiſchen Junker mit erblichenem Antlitze am Fuße des Heftbaums niederlegte. Einen Augenblick ſtarrte die Menge lautlos, zwiſchen Ueberraſchung und Grauen ſchwankend, auf die zuſinkenden Augen und zuckenden Glieder des Niedergeſchmetterten; aber es war nur der Augenblick, der zwiſchen der zündenden Lunte und dem ausbrechenden Donner des Schuſſes verſtreicht, die kurze Friſt, welche der einmal zur Leidenſchaft angefachte Wille der weichern Empfindung des Herzens vergönnt, bevor er weiterſchreitet. Noch hatten es ſelbſt die Jäger weder zu einer helfenden Bewegung, noch zu einem Hülferuf gebracht, als eine Stimme mitten aus dem Haufen hervorſcholl: „In den Hof — auf die Gewehre! —“ und als hätte dieſes Wort in jedem Einzelnen tauſend unwiderſtehliche Sprungfedern gelöst, ſtürzte der ganze Schwarm in einen Knäuel zuſammengeballt in den Hof nach der Ladenbank, an welcher die geladenen Gewehre lehnten. Der Schloßbauer ſelbſt wurde durch die Wucht des gemeinſamen Stoßes an der Spitze des Haufens durch das Thor gedrängt; der ſonſt unerſchütterlich ruhige Mann war durch die Nothwehr für ſeine Würde und Ehre mit einem Male zum wilden Bandenführer geworden. So wenigſtens mußte der Walddieter glauben, der um ſein Gewehr ringend neben jenem hergedrängt wurde. „Tod und Teufel, Nußbaumer,“ keuchte

der Alte, als ihm ein unwiderſtehlicher Ruck von hinten die Waffe entrang, „was thuſt du da!“ — „Das, gib Acht!“ entgegnete der Schloßbauer, indem er, plötzlich anhaltend, die Arme ſtraff ausgeſpannt und die Füße vorgeſtellt, ſich mit den Schultern rückwärts ſtemmte. „Die Gewehre weg, Dieter!“ — Der Jäger verſtand ſeinen Nebenmann mit der Schnelligkeit des Inſtinktes, der in gefahrvollen und entſcheidenden Augenblicken die Ueberlegung erſetzen muß. Während der Nußbaumer durch ſeine rieſige Kraft den enggeſchloſſenen, vorwärtsbrauſenden Strom zurückſtaute, ſprang Jener mit einem Satze an die Ladenbank voran, raffte die Gewehre zuſammen und flüchtete mit denſelben fliegenden Laufes der Schloßtreppe zu. Erſt als er dieſe beinahe erreicht, wendete ſich der Schloßbauer gegen den in's Stocken gerathenen Haufen um und rief mit feſter, ruhiger Stimme: „Was ſoll das eigentlich, ihr Leute — was ſtoßt und drängt ihr ſo ungeberdig?“ —

Ein Schifferglaube erzählt, daß Oel auf die empörte See gegoſſen, die Wogen alſobald glätte und die Brandung zur ſtillen Fläche ausbreite; hier waren die Worte und das Antlitz des Nußbaumers das Oel, das den gefährlichſten aller Stürme, den Aufruhr wilderregter Gemüther in augenblickliche Windſtille umwandelte. Der Hut war ihm in der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, aber trotz der dadurch ſichtbar werdenden Blutſpur über ſeiner Stirn lag ein faſt wehmüthiger Ernſt auf ſeinem Geſichte, als hätte er ſich höchſtens über das wilde Gebahren ungezogener Kinder zu beſchweren. „Ja, ich

weiß in der That nicht, was euch anficht, ihr Leute," fuhr er gleichmüthig fort, „wenn es eben auch nicht billig war, uns den Eintritt auf den Hof zu verwehren, ſo liegt Derjenige, der's gethan hat, jetzt ſelbſt noch draußen. Was ſollten wir hier weiter zu ſchaffen haben?"

Die Bauern ſtanden verwirrt und verblüfft, bald ſich gegenſeitig, bald den feſt und kalt daſtehenden Schloßbauer anblickend, manche Blicke gingen auch ſcheu nach dem Hofthore zurück. Es war ein eigenes Schauſpiel, das ſich nun in wenigen Sekunden hier abwickelte, aber doch ein ſolches, wie es ſich bei tauſend ähnlichen Fällen in großem und kleinem Maßſtabe zu wiederholen pflegt. Die Leute empfanden wohl, daß der Mann, der ſo ſeltſam zu ihnen ſprach, als ob gar nichts Beſonderes vorgefallen wäre, jetzt ein Spiel mit ihren eben noch vorhandenen Entſchlüſſen treibe; aber noch beſſer empfanden ſie, daß er der Einzige ſei, der das zu raſch begonnene Unterfangen zu ihrem möglichſt geringen Schaden zu wenden verſtand; ſie hatten zwar nur auf den von ihm gegebenen Anſtoß gehandelt, aber ohne vorher ſeinen Rath und Willen zu befragen, und darum fügten ſie ſich ſchnell und ohne den geringſten Verſuch des Widerſtrebens jener höhern Macht, welche klare und bewußte Naturen ſtets über unbewußtere ausüben werden. Ein Einziger in dem ganzen Haufen warf dem Schloßmüller einen trotzigen Blick entgegen und ſchien zu überlegen, wie er deſſen Abſichten durchkreuzen könne; es war der Nämliche, der vor dem Thore den Ruf nach den Gewehren hatte ertönen laſſen. Aber der Nußbaumer ſagte gleichmüthig: „Du

haſt die Flinte aufgehoben, Riedlinger, die der Waldbieter hat fallen laſſen — gib her, ſie wird keinen Schaden genommen haben!“ — „Meinetwegen,“ murrte der ſo Angeredete, das Geſchoß über die vor ihm Stehenden wegreichend, „meinetwegen, wenn du Luſt haſt, dich hängen zu laſſen, was geht's mich an.“

Der Schloßbauer nahm das Gewehr, ohne eine Antwort zu geben und ſtellte es an die Ladenbank; dort blieb er ſelbſt ſtehen, während der Schwarm ſich dem Hofthore zu wieder auseinanderknäuelte und draußen augenblicklich, nun erſt von Schrecken erfaßt über das Vorgefallene auseinanderſtob, wie eine Schaar Tauben, zwiſchen die der Habicht niederſchießt.

Obwohl der ganze Vorgang ſich faſt raſcher verlaufen, als das unbeholfene Wort der ſchnellen That nachzuerzählen vermag, ſo war es doch für Alle wohl ein glücklicher Zufall, daß der Junker Ulrich in dem Augenblicke gerade noch einmal nach ſeinem Gemache zurückgegangen war, um eine vergeſſene Sattelpiſtole nachzuholen. Die übrige Geſellſchaft, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, war erſt aufmerkſam geworden, als die zwei vorausgeſchickten Jäger vom Thore her über den Hof wegflüchteten und der alte Dieter die Gewehre zuſammenraffte; in dieſem nämlichen Augenblicke war aber auch die Gefahr ſchon beſchworen und der Schrecken, der ſeinen bleichen Athem über die Geſichter der Herren und Damen hauchte, nun ein unnöthiger. Anders aber hätte es werden mögen, wenn das ſcharfe Auge des Soldaten gleich bei der erſten Bewegung das Gefährliche erkannt und ſein entſchloſſener

Sinn ihn zum vereinzelten Widerstande vorwärts getrieben hätte; dann möchte zwischen Schlag und Gegenschlag die beschwichtigende Ruhe untergegangen sein.

Jetzt, nachdem der Haufe auseinandergestoben, kam der Junker, von Dieter über das Vorgefallene flüchtig unterrichtet, mit blanker Klinge in der Faust die Schloßtreppe herabgestürmt. „Wo sind die Burschе?“ rief er mit dröhnender Stimme auf den Hof stürzend, „vorwärts, Kameraden;“ aber als er außer den ihm wohlbekannten Gestalten nur den ruhig und wehrlos dastehenden Schloßbauer erblickte, hielt er selbst seine Schritte an und schaute halb verwundert, halb zornig nach dem Jäger zurück. „Was soll das heißen, Dieter,“ herrschte er ihm entgegen, „was treibst du für Possen mit mir?“ — „Das weiß ich auch nicht,“ erwiderte der Alte, mit nicht geringerer Verwunderung als sein Herr um sich blickend, „vorhin sah's anders aus; aber der Junker muß noch draußen am Thore liegen — von denen da scheint ihn Keiner gesucht zu haben.“ Diese Worte begleitete er mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die Gesellschaft, die in seltsamer Verwirrung, theils zu Pferde sitzend, theils neben denselben stehend, sich durcheinanderbewegte, fragend und rufend, ohne daß Einer dem Andern die richtige Antwort gab oder auch nur zu geben wußte. Die Gedanken des Junkers mochten wohl nahe genug mit denjenigen Dieters zusammentreffen, wenigstens winkte er diesem, nachdem er zweimal rasch mit der Hand über die Augen gefahren, ohne ein weiteres Wort zu verlieren und eilte dem Hofthore zu. Hier angekommen, streifte sein

Blick zuerſt durch die ganze Allee hinaus, an deren äußerſtem Ende die letzten Flüchtigen über die Wieſen wegeilten, und erſt dann beugte er ſich auf den noch immer unbeweglich neben dem Bitter liegenden Verwundeten nieder. Er hob leiſe ſein Haupt empor, ſchaute ihm prüfend in das bleiche Antlitz und ſchob dann die Hand unter das losgeknöpfte Sammetwamms. „Er lebt noch und wird bald wieder zu ſich kommen," ſagte der Junker aufathmend zu Dieter, der all' ſeinen Bewegungen mit ängſtlichen Blicken gefolgt war; „aber ſag' mir, iſt's auch der da drinnen, der's gethan hat?" — Dabei deutete er auf den noch immer unbeweglich an der Ladenbank ſtehenden Schloßbauer, nach dem die großen, dunkeln Augen einen flammenden Blick hinüberwarfen. — „Freilich iſt er's," erwiderte der Alte, dem dieſer Blick nicht entgangen war, mit zögernder, unſicherer Stimme; „aber ich ſchwöre drauf, gnädiger Herr —."

„Still und hilf da," erwiderte der Junker kurz, „die da drinnen ſcheinen noch immer nicht ausgeſchlafen zu haben."

Die Beiden hoben nun den Verwundeten auf die Arme und traten mit ihm auf den Hof herein, als ſich eben von der Geſellſchaft eine Gruppe ablöste, die doch wohl nach dem Schloßherrn ſehen wollte. „Es muß richtig ein halbes Dutzend beiſammen ſein, bevor ſie die Dachtraufe zu überſchreiten wagen," murmelte der Junker mit einem halbverbiſſenen Soldatenfluche; „halte den Kopf des Herrn ein wenig höher, Dieter."

Als der Zug näher gegen die Mitte des Hofes her-

ankam, erhob sich ein Jammern, Rufen und Herbeidrängen, als ob die wetternarbigen Schloßmauern Hallwyls noch nie einen wunden Mann aufgenommen hätten. Junker Ulrich warf verächtlich und unmuthig den Kopf in die Höhe und befahl mit lauter Stimme: „Gebt Raum, ihr Herren, wenn's gefällig ist, und bringt die Damen auf ihre Gemächer zurück — aus der Jagd wird für heute nicht viel werden. Und ihr da," rief er einigen waidmännisch geputzten Dienern der herrschaftlichen Gäste zu, „haltet den Mann dort fest, bis ich zurückkomme."

„Der entspringt Euch nicht," sagte schüchtern der alte Jäger.

„Schweig — vorwärts."

Aber trotz dieses prompten Befehles kamt' es noch nicht ohne weiteres Hinderniß vergehen; denn im Augenblick stürzte die Freifrau, die eben erst jetzt genauer über das Geschehene unterrichtet worden war, herbei und wollte sich in leidenschaftlicher Erregung mit weit ausgebreiteten Armen auf ihren Verwandten werfen.

„Ich bitt Euch, Frau Mutter," sagte der Junker abwehrend, „Ihr werdet dem Herrn von Venel Schaden zufügen; geduldet Euch, bis er auf sein Gemach gebracht ist und sich wieder ein wenig erholt hat."

„Er wird sich nie mehr erholen — er ist todt, sagt man mir," rief die Freiin.

„Ich aber sage Euch, er wird sich erholen und zwar schnell, wenn nur einmal die Betäubung vorüber ist," erwiderte der Junker nicht ohne einen Anflug von Ungeduld.

„Du haſt ihn nie liebgewonnen, wie ich, Ulrich, oder willſt mich jetzt mit leeren Tröſtungen hintergehen.“

„Dazu wüßt' ich keinen Grund, Frau Mutter.“

„Und der da drüben ſoll ſein Mörder ſein,“ fuhr die Dame mit gleicher Leidenſchaftlichkeit fort; „armer, armer Alphons, mußteſt du hieher kommen, um im Hauſe deiner Verwandten ein ſo ſchreckliches Ende zu finden; aber ich will dich rächen, blutig rächen — das ſchwör' ich dir bei dieſen lieben Augen, die du nie mehr öffnen wirſt.“ Sie wollte ſich niederbeugen, um ihre Lippen auf die noch immer geſchloſſenen Lider ihres Verwandten zu drücken; aber Herr Ulrich hielt ſie mit der einen Hand zurück und ſagte in ernſtem, entſchiedenem Tone: „Ich wiederhole Euch, Frau Mutter, daß unſer Vetter weder todt, noch auch nur erheblich verwundet iſt; aber Ihr ſchadet ihm durch die Zögerung, die Ihr hier veranlaßt, ihm die nöthige Hülfe zu bringen.“

„Mein Gott, Ulrich, wenn du dich täuſchen würdeſt; aber ihr dort,“ rief ſie gegen die Bedienten gewendet, die ſich mit gezogenem Waidfänger neben den Schloßbauer geſtellt, „was ſteht ihr gaffend und müßig herum? Holt die Handeiſen und ſchlagt den alten Rebellen in Ketten — ich befehl' es!“ —

Der Junker ſchaute ſeine Mutter, die ihre Rechte gebieteriſch gegen die Bedienten ausgeſtreckt, mit großen Augen an und ſagte dann mit gepreßter Stimme: „Nun marſch — Dietrich.“

Dieſer ließ ſich diesmal den Befehl nicht wiederholen. Der Verwundete wurde raſch auf ſein Lager gebracht, wo

er in kurzer Frist nach den Anordnungen, die Herr Ulrich anbefohlen, wieder zum Bewußtsein kam. „Nun kann ich ihn für den Augenblick Eurer Obhut überlassen, Frau Mutter," sagte der Junker kalt; „unterdessen will ich nach seinem Mörder sehen."

Die Freifrau warf ihrem Sohne einen Blick zu, der in ihm vielleicht wieder, wie es schon oft geschehen, das unheimliche Frösteln erregt haben würde; aber er sah ihn nicht, diesen Blick, da er sich bereits der Thüre zugewendet hatte.

Als er die Treppe hinunterstieg, die zum Hofe führte, stand der alte Jäger an den untersten Stufen. „Was willst du, Dietrich?" fragte er, da dieser mit demüthiger Geberde den Hut von den grauen Haaren nahm, „was gibt's?"

„Euch bitten möcht' ich," stotterte der Alte, „da es mit dem — dem gnädigen Herrn nicht so schlimm stehn soll — der Schloßbauer —."

„Still, Mann," unterbrach ihn der Junker, „ich bin noch nicht der Gerichtsherr von Hallwyl." —

Auf dem weiten Schloßhof war es jetzt still geworden. Nur den Stallungen entlang waren noch einige Knechte beschäftigt und gegenüber stand der Schloßbauer zwischen dem Trupp Bedienter mit zusammengeschlossenen Händen an die Ladenbank gelehnt. Der Junker trat mit gemessenen Schritten auf ihn zu und schaute ihm ohne ein Wort zu sprechen und hart vor ihm stehen bleibend mit strengen Mienen in's Angesicht. Der Gefangene hielt die forschenden Blicke ruhig eine Weile aus und sagte dann, das

Handeiſen ein wenig erhebend: „Ich hatte noch nicht die Ehre, den gnädigen Herrn zu grüßen ſeit ſeiner Heimkehr und jetzt kann ich nicht einmal den Hut abnehmen, wie ſich's gebührt."

Der Junker mochte eine ſolche Anrede nicht erwartet haben und unwillkürlich mußte er ſich zur Seite wenden, um ein Lächeln zu verbergen, das eine ſeltſam frohe Bewegung auf ſeine Lippen trieb. „Nehmt ihm das Handeiſen ab, befahl er nach einer kurzen Pauſe den Wächtern, vier Klingen werden doch wohl genügen, einen unbewaffneten Gefangenen feſtzuhalten."

„Ich mag den Männern die Mühe ſchon erſparen," erwiderte der Schloßbauer, indem ſich ſeine dichten Brauen tief auf die Augen zuſammenzogen, „und ich habe das Ding auch nur ſo lange geduldet, um mich vorerſt keinem Befehle der gnädigen Frau widerſpenſtig zu erzeigen." Mit dieſen Worten bog er die Hände auseinander und das Eiſen fiel klirrend auf das Pflaſter nieder.

Herr Ulrich trat bei dieſer drohenden Bewegung einen Schritt zurück und unwillkürlich langte ſeine Rechte nach dem Degengriffe; aber ebenſo raſch ließ er ſie wieder niedergleiten, als der Gefangene den Hut vom Kopfe nehmend mit Würde ſagte: „Nun grüß' ich Euch, gnädiger Herr, und wünſch' Euch Segen zu Eurer Heimkehr."

Der Junker ſtrich langſam mit der Hand über das Geſicht, um ein Erröthen zu verbergen, das ihm aus ſolchem Grunde ſchon lange nicht mehr auf die Wangen geſtiegen. Er war die Jahre her gewohnt, mit Fürſten und Feldherren zu verkehren und hatte manchen bedenk-

lichen Augenblick mit der Gewandtheit des Cavaliers oder der Kaltblütigkeit des Soldaten zu bestehen verstanden; aber jetzt auf einmal empfand er, daß dem gefangenen Bauern im groben Mantel und den zwilchenen Plunderhosen gegenüber ihm jede Sicherheit und bewußte Würde des Benehmens zu schwinden begann. Er mußte Zeit zur Ueberlegung gewinnen, ob er es hier mit der ehrbar sich stellenden Verschmitztheit zu thun habe, oder mit dem angeborenen Stolze des rechten Mannes, den er schon mehr als einmal unter einem zerrissenen Kittel verborgen gefunden hatte. Daher sagte er nach einer Weile in möglichst gleichmüthigem Tone zu den Wächtern: „Führt den Gefangenen hinüber in den rothen Thurm; das Weitere wird sich dann finden."

Der Schloßbauer setzte mit einer hastigen Bewegung den Hut auf den Kopf, den er bisher in der Hand gehalten, blieb dann aber ruhig mit zu Boden gesenktem Blicke stehen, als ob er sich auf etwas besinnen müßte oder noch eine Gegenvorstellung anbringen möchte.

„Was soll's noch?" fragte der Junker kurz.

„Ich will mich Eurem Befehle jetzt nicht widersetzen, gnädiger Herr," erwiderte der Schloßbauer, und diesmal ging ein hörbares Zittern durch seine sonst so ruhige Stimme; „aber um was ich Euch ersuche — sprecht mit dem Gerichtsverwalter, dem Herrn Christoph, bevor Ihr weitere Befehle ertheilt."

„Es wird geschehen, sobald er zurückkommt; heut' ist er abwesend."

Der Gefangene wendete sich und folgte seinen Be-

gleitern, ohne nun gegen den Junker das geringſte Zeichen eines Gruſſes zu machen. Dieſer ſchaute ihm nach, bis er um die Ecke am rothen Thurm verſchwunden war und murmelte dann faſt unwillkürlich: „Ein Mann — bei Gott, ein Mann, wenn nicht Alles trügt.“ Mit dieſen Worten kam ein unwiderſtehliches Gefühl über ihn, als hätte er irgend ein folgenreiches Unrecht begangen, und wie in Verlegenheit darüber, beobachtet worden zu ſein, ließ er die Augen rings an den Thürmen und Gallerien herumſtreifen. Es war kein Menſch ſichtbar, weder an Thüren, noch an Fenſtern, ſelbſt die Knechte drüben am Marſtalle waren verſchwunden; und doch — nein, es war eine Täuſchung, ſein armſeliges Gemach lag ja nach der andern Seite auf das einſame Gebüſch hinaus. Der Junker ſchloß die Augen, als wäre ihm ein Gaukelbild erſchienen, das ſogleich verſchwinden müßte; aber als er die Blicke wiederum aufſchlug, entfuhr ein lauter Ausruf der Ueberraſchung und des Schreckens ſeinen Lippen. Droben aus dem höchſten Fenſter eines Erkerthürmchens lehnte mit halbem Leibe der arme, wahnſinnige Bruder heraus, der ihn mit feſten Blicken anzuſtarren ſchien und als er ſich nun bemerkt ſah, ein helles Lachen aufſchlug. Herr Ulrich war wie feſtgebannt von dieſer Erſcheinung; dann aber ſprang er, ſich gewaltſam aufraffend, mit dem Rufe: „Heiliger Gott, er wird herabſtürzen!“ der Treppe zu.

V.

Schon am Nachmittage, der dem ſtürmiſchen Morgen folgte, war es ſtille, faſt unheimlich ſtille geworden im Schloſſe Hallwyl. Die Gäſte, wenn ihnen auch das für Alle Bedrohliche des Vorganges nicht deutlich war, hatten gefunden, daß ſie überflüſſig ſeien in einem Hauſe, deſſen erſte Obſorge nun die Pflege eines Kranken ſein mußte, und hatten bald nach dem Mittagsmahle Abſchied genommen. Manche, und zumal die Damen, mochten eine weitere Urſache ihres raſchen Scheidens wohl für ſich behalten, offen ließ ſie ſich gegen die Schloßbewohner und zumal gegen Junker Ulrich immerhin nicht ausſprechen. Als dieſer nämlich am Morgen von tödtlichem Schrecken ergriffen die engen Weſtdeltreppen des Erkerthürmchens hinaufgeeilt war, ſah er ſeinen Bruder, der ſich bereits wieder vom Fenſter entfernt hatte, langſamen Schrittes, wie in tiefes Nachſinnen verſunken, den Corridor dahinwandeln nach ſeinem Gemache zurück. Er folgte ihm leiſe und unbemerkt nach und ſetzte den Fuß erſt feſter auf, als er hart hinter ihm durch die Thüre der dunklen Kammer trat; aber nur mit Mühe hielt er einen ſtürmiſchen Ausbruch der Freude zurück, als ſich der Andere umwandte und ihn mit Augen anſchaute, in denen es gedankenhell aufdämmerte, wie das ſieghafte Sonnenlicht aus einem nächtigen Nebelmeer. „Kennſt du mich?“ fragte Herr Ulrich bang aufathmend, während ſich ſeine eigenen Augen ſelbſt verdunkelten, „kennſt du deinen Bruder nicht mehr, Konrad?“ — Der Andere beſann ſich

eine Weile, ſtrich mit der Hand über das langgewachſene, unordentlich auf Nacken und Schultern herabhängende Haar, faßte dann gierig nach der dargebotenen Rechten und flüſterte haſtig: „Ulrich! Ulrich!“ Aber mit dem Wort und Händedruck war auch die aufjauchzende Bruderfreude ſchon zerronnen, wie ein Sternenblick in der Gewitternacht; die Blicke des Armen begannen ſich plötzlich wieder mit dem unheimlichen Dämmerflimmer zu füllen, und unter einem Gelächter, das ſchmerzlicher durch die Seele Ulrichs ſchnitt, als es das letzte Röcheln eines geliebten Sterbenden vermocht hätte, kollerte er auf ein am Boden liegendes Kiſſen nieder.

Hier jedoch verhielt er ſich ruhig, ohne wieder aufzuſchauen und Herr Ulrich begann, nachdem er aus dem Schmerze der Enttäuſchung und der widerſtreitenden Eindrücke immerhin noch eine tröſtliche Hoffnung gefunden, ſich genauer in dem Gemache des Unglücklichen umzuſehen. Wie die ſchwere, mit Eiſen beſchlagene Thüre geöffnet worden, war nicht zu beſtimmen. Der maſſive, eiſerne Riegel, der nur von außen zurückgeſchoben werden konnte, ſchien zwar in der Mitte etwas gebogen, aber immerhin nicht hinlänglich, um ihn ohne übermenſchliche Anſtrengung aus dem Schließhaken heben zu können. An dieſem ſelbſt, wie an dem übrigen Eiſenwerke war nichts Auffallendes zu bemerken, und ſo blieb nur die Annahme, daß die Thüre aus Vergeßlichkeit eines Bedienten nicht geſchloſſen worden ſei. — „Oder war es nicht bloßer Zufall, lag vielleicht doch eine Abſicht dahinter,“ ſagte der Junker halblaut vor ſich hin, „aber welche denn?“ —

„Schloßbauer“ — ertönte es hinter ihm so unheimlich klanglos, daß er von einem kalten Schreck erfaßt weit zurückfuhr. Es war der arme Konrad, der den Namen ausgesprochen, denn er wiederholte ihn nun noch einmal mit leiserer Stimme, indem er den Kopf dabei wie von einem kindlichen Wohlbehagen erfüllt hin und her wiegte. — „Schloßbauer, sagst du, Bruder?“ fragte Herr Ulrich, nachdem er sich von dem Eindrucke erholt, den der Name in diesem Augenblicke und an diesem Orte in ihm erweckt hatte; „aber was hast du denn mit dem Schloßbauer zu schaffen?“ — Doch statt einer Antwort rollte sich der Wahnsinnige auf sein Kissen zurück, wieder das helle Lachen aufschlagend.

Wenn einmal der anglimmende Funke eines Gedankens auf dem Grunde der Seele ruht, so braucht es nur des leisesten Hauches, um ihn weiter anzufachen, bis er zur hellen Flamme aufschlägt. Der nach Klarheit ringende Geist ordnet das bisher wenig beachtete Vereinzelte zusammen, rastlos thätig, bis er die Wahrheit oder — den Wahn gefunden. So ging jetzt auch an dem Junker plötzlich wieder das Gefühl der Reue oder wenigstens unklarer Besorgniß vorüber, das er vorhin im Hofe gerade in dem Augenblicke empfunden, als er den Bruder erblickt, und dieser nannte ihm nun unbewußt den Namen, der jenes Gefühl erweckt, gleichsam als Antwort auf eine Frage, die abermals nur aus einem unklaren Drange hervorgegangen. Er begann langsam das Gemach auf und nieder zu gehen, so leise auftretend, als dürfe er selbst das Geräusch der Schritte nicht hören, bis er plötzlich wieder

ſtille ſtand und die Hand mit einem lauten Schlage an die Stirne ſchlug. „Ja, das iſt es," murmelte er, „den nämlichen Namen hat in Verſailles der Soldat genannt in ſeiner verworrenen Erzählung. Ach, warum bin ich ſo lange aus der Heimath fortgeblieben und meinem eigenen Hauſe ſo fremd, fremder als der Fremde ſelbſt geworden. — Doch was hilft es — jetzt biſt du daheim dafür, Ulrich!" —

Mit dieſen Worten war ein feſter Entſchluß gereift in des Junkers Seele, der augenblicklich ausgeführt werden ſollte. Er warf noch einen Blick auf das armſelige Geräthe der Kammer, die außer einem Lager nichts enthielt, als ein paar niedrige Schemel, und ging dann, da der Bruder that, als ob er ſeine Gegenwart nicht bemerke, zur Thüre hinaus. Er zog dieſelbe zu und horchte; es regte ſich nichts drinnen, als das Kniſtern des Binſenliſſens, auf dem Konrad ſich niedergekauert.

Auf der erſten, niedergehenden Treppenwindung traf er den alten Dietrich, der langſam abwärts ſtieg. „Was treibſt du hier oben," fragte der Junker, dem ein Verdacht durch den Kopf fuhr, in einem faſt ſtrengen Tone, „wann biſt du heraufgekommen?"

„Vor ungefähr einer halben Stunde, Herr."

„Vor einer halben Stunde — wie kam das?"

„Als Ihr über den Hof zum Schloßbauer gegangen ſeid, hab' ich den Junker Konrad da droben an einem Fenſter geſehen und ſo bin ich denn hinaufgeſtiegen, um für alle Fälle bei der Hand zu ſein."

„Und du warſt ſchon oben, als ich heraufkam?"

„Ich bin seitwärts im Corridor gewesen; Ihr habt mich nicht gesehen und ich mocht' Euch nicht stören auf Eurem Wege."

„Hör' Dietrich," sagte der Junker stehen bleibend, „ich halte dafür, du seiest etwas früher hier heraufgestiegen, als du angibst, oder dann habe mein Bruder etwas später erst auf den Hof geschaut."

„Ich versteh' Euch nicht, Junker."

„Nun, deutlicher meinetwegen; du hast meinem armen Bruder die Thüre geöffnet."

„Ich?" rief der Jäger, „nein, Herr, das hab' ich nicht gethan." Diese Ablehnung war in so entschiedenem Tone gegeben, daß Herr Ulrich dadurch wohl die Ueberzeugung gewinnen mußte, er jage hier auf falscher Fährte, und deshalb nach einer Pause in milderm Tone fortfuhr: „Du glaubst also, die Thüre sei von Ungefähr offen geblieben; denn von Innen konnte sie unmöglich geöffnet werden."

„Das letztere glaub' ich auch," sagte der Alte bestimmt.

„Du denkst also doch, sie sei von außen und nicht ohne Absicht geöffnet worden?"

Der Jäger schwieg und drehte sein Gesicht dem dunkleren Geländer zu, offenbar, um eine Verlegenheit zu verbergen.

„Nun, Dietrich," sagte der Junker, dem diese Bewegung nicht entgangen, nach einigem Schweigen, „ich habe dich in meinen jungen Jahren als einen treuen, redlichen Burschen gekannt; jetzt freilich bin ich noch fremd

in meines Vaters Hause und kenne Vieles noch nicht, das seitdem anders geworden; aber darum will ich dich doch nicht ohne Noth um Dinge plagen, die du nicht gerne mittheilen magst. Dafür wirst du mir sagen können, ob mein Bruder seit seiner Krankheit schon öfter aus seinem Gemache gekommen ist?"

„Noch nie, meines Wissens," lautete die Antwort.

„Er hat wohl auch nie verlangt darnach?"

Der Alte schwieg abermals; dann wendete er sein Gesicht wieder dem Junker zu und sagte bewegt: „Hört, gnädiger Herr, wenn Ihr mir versprecht, mich nie weiter über diese Dinge auszufragen, oder wenigstens, bis Ihr nicht mehr fremd seid in Eures Vaters Hause, wie Ihr sagt, will ich Euch meine Meinung gerade heraus sagen, geh's wie es wolle."

„Ich versprech' es dir, Dietrich."

„Nun denn," brachte der Alte mit gedrückter Stimme hervor, „ich glaube, die Thüre des armen Junkers ist verbin aufgegangen, weil — weil der Schloßbauer drunten im Hofe als Verbrecher und Gefangener stehen gemußt."

„Der Schloßbauer — deswegen, meinst du," rief der Junker betroffen, „und wie sollte das zusammenhängen?"

„Denkt an Euer Versprechen," erwiderte Dietrich mit stockender Stimme, während plötzliche Thränen in seinen ergrauenden Bart niederrannen; „was ich sagte, ist die redliche Herzensmeinung eines alten, ehrlichen Mannes, der an Euch und dem armen Junker Konrad von Kindsbeinen an mehr gehangen, als er am eigenen Kinde hätte hangen können."

Herr Ulrich lehnte sich schweigend an das Geländer zurück, während der alte Jäger nur mit Mühe einen gewaltsam hervorbrechenden Schmerz niederzukämpfen vermochte. Endlich nahm der Erstere wieder das Wort und sagte, indem er dem Alten wie zur Beruhigung die Hand auf die Schulter legte: „Hör', Dietrich, mein Versprechen soll dir gehalten werden, dagegen verlange ich einen Dienst, wohl einen schweren Dienst von dir, wenigstens bis sich Jemand findet, der dich ablösen kann."

„Sprecht, Herr," erwiderte der Alte noch immer schluchzend.

„Mein Bruder darf nicht mehr hier eingeschlossen bleiben," fuhr Herr Ulrich fort, „er wird das Gemach, das dem meinigen gerade gegenüberliegt, beziehen, das er ja auch früher bewohnt hat. Dagegen muß Jemand da sein, der Tag und Nacht um ihn bleibt und ihn nie aus den Augen läßt. Willst du das übernehmen?"

„Ist das Euer Ernst?" sagte der Jäger langsam das Gesicht erhebend.

„Warum sollt' es nicht, Dietrich?"

„Nun denn," rief der Alte erschüttert die Hand des Junkers ergreifend, während auf's Neue Thränen aus seinen Augen stürzten, „dann komme aller Segen des Himmels über Euch, den ein alter Mann herabflehen kann."

„Ich werde dir daran denken, Dietrich," erwiderte der Junker bewegt; „jetzt geh' nur wieder hinauf in den Gerider und warte dort auf meine weitern Befehle."

Herr Ulrich trat mit ernstem Gesichte in das Gemach der Freifrau, bei der noch mehrere Damen versammelt waren.

„Wie geht es dem Herrn Vetter, Frau Mutter?“ fragte er, die übrige Gesellschaft begrüßend.

„Er ist eingeschlummert; den alten Verbrecher hättest du aber wohl in Ketten einsperren sollen, Ulrich. Verdient hat er's schon lange tausendfach.“

„Die Mauern und Wächter werden stark genug sein, ihn bis zur Beurtheilung festzuhalten,“ erwiderte der Junker ernst; „vorher haben wir jedoch für Jemanden zu sorgen, der weniger achtsam bewacht war, obwohl es nöthiger gewesen wäre.“

„Wen meinst du?“ fragte die Frau leichthin.

„Meinen Bruder Konrad.“

„Konrad,“ entgegnete die Freifrau, diesmal ihre Blicke von dem Gesichte ihres Sohnes abwendend, „was sollt' es mit dem armen Junker gegeben haben?“

„Weiter nichts,“ sagte Herr Ulrich, „als daß ihn die Engel diese Stunde besser behütet haben mögen, als die Menschen; deshalb hab' ich angeordnet, daß er von diesem Augenblick an wieder sein altes Gemach, dem meinigen gegenüber bezieht.“

„Um Gotteswillen, Ulrich,“ rief die Freifrau von ihrem Lehnstuhle sich erhebend, „du wirst doch nicht einen Wahnsinnigen in unsere Mitte bringen wollen? und gerade noch jetzt, wo —.“

„Der Sohn meines Vaters wird von dieser Stunde an neben seinem Bruder wohnen, Frau Mutter,“ unterbrach sie der Junker kalt, und schritt mit einer flüchtigen Verbeugung der Thüre zu. —

Dieser Vorgang, sowie die Aussicht, nun hart neben

dem Wahnsinnigen wohnen zu müssen, wirkte entscheidend auf die Reiselust der Gesellschaft, die nach wenigen Stunden auf verschiedenen Wegen von dannen fuhr.

Herr Ulrich schritt, als die Letzten Abschied genommen, erleichterten Gemüthes über den Schloßhof dem Thore zu. Dem nebelbedeckten Vormittag war ein sonniger Vorfrühlingsnachmittag gefolgt, der mit seinem milden Scheine den Junker aus den ihm so eng gewordenen, väterlichen Mauern in's Freie lockte. Er gedachte hinaufzugehen auf den See, der kaum eine Viertelstunde oberhalb des Schlosses die weite Thalfläche mit seinem ruhigen Spiegel bedeckt. Dort, auf der verschwiegenen Einsamkeit der Wasser, dem Lieblingsaufenthalte seiner jungen Tage, hoffte er die verworrenen Eindrücke, Vorstellungen und Gedanken zu beschaulicherer Sammlung bringen zu können, als im Gemache; aber gerade als er an das Hofthor gelangte, trat ihm eine Erscheinung entgegen, vor der sein Fuß unwillkürlich am Boden haften bleiben mußte. Und doch war es nur ein Mädchen in bäuerlicher Tracht, wie sie landesüblich war; aber hoch und schlank und mit einem Antlitze, auf dem der Ausdruck kummervollen Leides mit dem stolzern Abglanze jungfräulicher Schönheit in rührendstem Widerstreite lag. Herr Ulrich wußte kaum, was er that, als er behend nach seinem Barette griff und sich verneigend um ihr Begehr fragte. „Wenn Ihr der Junker Ulrich seid, wie ich glaube," erwiderte das Mädchen in wehmüthigem Tone aber ohne befangene Scheu, „so möcht' ich Euch bitten mich mit meinem Vater sprechen zu lassen."

„Mit Eurem Vater —“ ſagte Herr Ulrich in zögernder Betroffenheit, „und wer iſt denn Euer Vater?“

„Ich bin Elſe, die Tochter des Schloßbauern, den Ihr im Thurme gefangen haltet, Junker.“ —

VI.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Herr Ulrich wieder am Hofthore und blickte ſinnend der Tochter des Schloßbauern nach, wie ſie, von dem Beſuche bei ihrem gefangenen Vater heimkehrend, mit Anmuth und Würde durch die Allee hinausſchritt. Er war, während ſie ſich im Thurme befunden, nicht vom Hofe weggegangen und ein eigenes Gefühl von Selbſtſucht, die beinebens ſchon entſchloſſen war, ſich in möglichſte Großmuth umzuwandeln, hatte ihm zugeflüſtert, die Tochter werde ihn nach gepflogener Zwieſprach mit Thränen und Bitten angehen für den Gefangenen; er überlegte daher, was er der ſchönen Fürbitterin antworten könne, um ſie zu tröſten, ohne ſeine beſchränkten Befugniſſe zu überſchreiten, immerhin ſchon geſonnen, der Anwendung äußerſter Strenge ſo viel thunlich entgegenzuwirken. Aber ſeltſam war der Junker betroffen, als das Mädchen aus dem Thurme tretend ihn kaum flüchtig begrüßte und ruhig, ja ſtolz, wie es ſchien, an ihm vorüberſchritt; der feuchte Glanz, der nachſchimmernde Thränenthau, war verſchwunden aus ihren blauen Augen, die vorhin ſo bleichen Wangen hatten ſich leicht geröthet und Gang und Haltung ſprachen eher von ſicherer Entſchloſſenheit, als von beſorgnißvoller Zag-

haftigkeit. Herr Ulrich hatte bei diesem unerwarteten Anblicke zuerst Mühe, ein zwischen Kränkung und Verdruß schwankendes Gefühl niederzukämpfen; aber als er der Weiterschreitenden nachgeschaut, bis sie an dem äußersten Ende der Allee auf die Wiesen einbog, mußte er unwillkürlich vor sich hinsprechen: „Schade, daß sie im Hause eines geringen Bauern geboren worden ist!“

Dieser Gedanke ging mit ihm auf dem Wege, den er nun nach dem See hinauf einschlug, und wie oft er auch mit der Hand über die Stirne fuhr, als könnt' er ihn wegstreichen und einem andern Sinnen rufen — das jungfräuliche Bild stand immer wieder unversehens vor seinem innern Blicke, bald kummerbleich mit der letzten Thränenspur an den gesenkten Wimpern, bald in ruhigem, fast majestätischem Gange dahinschreitend. Herr Ulrich drehte sich stehen bleibend langsam um, als müßt' er ihr noch einmal nachschauen, als er das Schloß schon weit hinter sich gelassen. „Und gesehen habe ich sie doch schon irgendwo,“ sagte er laut zu sich selbst, nachdem sein Blick lange vergeblich an der menschenleeren Allee hin- und hergestreift, „gesehen muß ich sie früher schon haben, wenn auch in anderer Umgebung und Kleidung; aber wo? — Nein, es ist nicht möglich, und doch — seltsam!“ Ueber dieser neuen Wendung seiner Gedanken brütete er, bis das Schifferhäuschen vor ihm stand und ihm eine Stimme hinter dem kleinen Fenster hervor entgegenrief, ob er über den See zu fahren wünsche. Es trat ein eisgrauer Mann aus der niedrigen Thüre, der mit freundlichem Gruße auf eine der an's Ufer gezogenen

Nauen zuschritt, und fragte, wohin der Herr gefahren sein wolle. Der Junker hatte sonst vorgehabt, sich selbst planlos auf dem See herumzurudern, jetzt aber antwortete er ohne langes Besinnen: „Nach Birrwyl, wenn es dir nicht zu weit und beschwerlich ist."

Er kennt mich nicht mehr, der alte Jochem, dachte er, während in seinem Gesichte selbst sich seit zwanzig Jahren keine Falte geändert zu haben scheint. Um so besser kann ich plaudern, was mir gelüstet. — „Zu weit, Herr?" erwiderte der Alte, die Naue losmachend, „Ihr scheint mit Verlaub unbekannt in der Gegend; der Ort, wohin Ihr wollt, liegt da drüben am Berge — 's ist kaum eine halbe Stunde. Seht dort den kleinen Kirchthurm!" — „Schon recht," sagte der Junker einsteigend, „so genau bin ich freilich nicht bekannt hier herum."

„Ja, Herr," begann der redselige Alte, nachdem er das Schiffchen mit einem kräftigern Abheben vom Ufer gestoßen, als sich von seiner verwitterten Gestalt erwarten ließ, „gerade dort liegt Birrwyl und gleich neben der Kirche hinauf geht der Weg über den Homberg in's Wynethal, wohin Ihr vermuthlich beabsichtigt, Herr. Nicht? — Ja, ja, ich hab' mir's gedacht; in Birrwyl würd' auch ein fremder Herr von Eurem Aussehen nicht viel zu schaffen haben, 's ist ein armes, ungeberdiges Völklein. Aber deswegen braucht Ihr doch nicht den steilen Weg über den Berg zu gehen, wenn's Euch anders beliebt. Seht Ihr dort außerhalb des Dörfleins die zwei, drei neuen großen Häuser? Sie sehen vornehmer aus als die Kirche, mein' ich. Gerade an diesen vorbei führt der

neue Weg, den der Nußbaumer auf seine eigenen Kosten hat herrichten lassen und den könnt Ihr gehen, um nach Reinach oder sonst in's Thal hinüberzukommen."

„Der Nußbaumer sagst du? Das muß ja ein mächtig reicher Mann sein, der solche Wege auf eigene Kosten herstellen läßt."

„Reich, sagt Ihr?" fuhr der Alte fort, „reich, Herr? Ja, das will ich meinen, der könnt' manchen Junker Land auf und ab auskaufen, ohne seinen Kronen und Goldgulden stark weh zu thun. Hat der dort die Wässerlein hoch im Berge droben alle zusammengegraben und sie zu seinen neuen Häusern herabgeleitet, wo sie nun — wartet — ja fünf bis sechs Räder treiben. Jetzt hat er sie in's Leben gegeben, aber es heißt, auf den Herbst wolle er selbst hinaufziehen."

„Und wer ist er denn eigentlich, dieser Nabob?"

„Den kennt Ihr nicht?" sagte der Alte verwundert; „ach ja, Ihr seid fremd hier. Nu, es ist der Schloßbauer von Hallwyl."

„Der Schloßbauer von Hallwyl?" rief der Junker; aber ruhiger fügte er sogleich hinzu: „'s ist mir, als ob ich schon von dem gehört hätte. Doch wie verhält sich's, ich glaube Birrwyl gehört nicht zum Herrschaftsgebiet von Hallwyl und der Schloßbauer kann dort Häuser bauen und sogar selbst hinziehen — gestattet das die Herrschaft?"

„Ja, die wird wenig dazu zu sagen haben."

„Das wäre!"

„Wie das so genau ist, weiß ich nicht," sagte der

Alte, „aber so viel ist gewiß, daß der Schloßbauer auch nicht vor das Herrschaftsgericht, sondern vor das Landgericht nach Lenzburg gehört, oder dann nach Bern vor die gnädigen Herren und Obern, gerad' wie die Junker von Brestenberg."

„Hat denn der Schloßbauer einen Streithandel?" fragte der Junker rasch.

„Nicht, daß ich wüßt'," antwortete der Alte unbefangen, „ich mein' nur so von wegen der Herrschaft. Aber daß er dahin auszieht, glaub' ich; es geht nicht mehr drunten in Hallwyl, schon seit der alte, gnädige Herr gestorben ist. Und nun erst seit der Geschichte mit dem Junker Konrad — daß Gott erbarm'."

„Davon glaub' ich schon etwas gehört zu haben," sagte Herr Ulrich, seine Unruhe verbergend, „wie ist das nur hergegangen?"

„Wie das hergegangen ist, Herr? Ja, das ist eine seltsame Geschichte, von der mancherlei geredet worden ist unter den Leuten. So recht ausgekommen ist's nie; die gnädige Frau im Schlosse wird es wohl für sich behalten, und der arme Junker ist am Morgen wahnsinnig gewesen, der kann's auch nicht erzählen."

„Ja, wie denn," fragte Herr Ulrich, „ich meine gehört zu haben, der Junker Konrad habe den Verstand in Folge einer schweren Krankheit verloren?"

„Einer Krankheit?" machte der Alte mit den Augen zwinkernd, „eine Krankheit ist so was freilich auch, wenn es ein so unglückliches Ende nimmt. Aber so viel ist gewiß, daß der Junker noch am Abend gesund und frisch,

wenn auch nicht so fröhlich wie sonst, in meinem neuen Schifflein auf dem See gefahren ist und am Morgen — na, da war er, was er jetzt noch sein wird. Schade, jammerschade um ihn, er war ein schöner, schmucker Mann, wie Ihr selbst, Herr."

„Aber was hatte denn der Nußbaumer dabei zu schaffen, daß ihm seitdem der Aufenthalt auf seinem Hofe verleidet ist, wie du sagst?"

„Nun Herr, nehmt's nicht übel," erwiderte der Alte, „Ihr seid noch jung und werdet manche Dinge ansehen, wie es eben die Jugend gewohnt ist; aber habt Ihr einmal eigene Töchter, so werdet Ihr wohl auch ein Wort dreinsprechen wollen, wenn es sich um Dinge handelt, wie es hier der Fall war. Doch da sind wir am Ziele, Herr."

„Ich hätte Lust, mich noch ein wenig auf dem See umherfahren zu lassen," sagte der Junker, „das Wetter ist hell und mild und meine Nachtherberge kann ich immer noch früh genug erreichen."

„Thät's gerne," entgegnete der Alte, „aber seht, dort kommen schon Zwei den Weg herab, die nach Fahrwangen übergesetzt sein wollen."

Der Junker sprang, wenn auch ungerne, doch behende aus dem Schifflein auf diese Bemerkung, da er es nicht dem Zufalle anheimgeben mochte, ob die Ankömmlinge ihn vielleicht kennen und sein Incognito dem Fährmann verrathen möchten. Er warf diesem deshalb ein reichliches Fährgeld in den vorgehaltenen Hut mit dem Versatze, seine Dienste möglichst bald wieder in Anspruch zu nehmen.

Aber der ſchmale Fußſteig, der zwiſchen hohen mit Buſchwerk bedeckten Borden hinanführte zur Straße, die längs dem Höhenzuge wieder nach dem Schloſſe und thalabwärts lenkte, wurde dem Junker ſchwer diesmal, ſo rüſtig er auch ſonſt auszuſchreiten pflegte; denn ſchwere Gedanken ſind gar oft die ſchwerſte Wanderbürde, und Herrn Ulrich war durch die Reden des alten Jochem die ſchon hergetragene Laſt noch vermehrt worden. Daher mußte er im Hinanſteigen manchmal ſtehen bleiben, als wollt' ihm der Athem verſagen. Alſo war doch etwas Wahres daran, was ein aus dieſer Gegend gebürtiger Soldat vor bald einem Jahre in Verſailles erzählt! Der arme Konrad hatte nicht in Folge einer ſchweren Krankheit ſeine geſunden Sinne verloren, wie es die Freifrau dem Bruder geſchrieben — oder was konnte ſonſt den alten Schiffer veranlaſſen, ſolch eine beſtimmte Angabe zu machen? Jener Soldat hatte noch weiter geplaudert, der Junker habe ſeinen Verſtand verloren, weil ihm die Freifrau verwehrt, die Tochter eines Bauern, zu der er große Liebe getragen, als Gattin in's Schloß einzuführen — ſich dann aber auf weiteres Befragen wieder ausgeredet, dieſe Dinge nur im Rauſche erfunden und geſchwatzt zu haben. Herr Ulrich hatte dieſes Gerede damals auch keiner beſondern Beachtung gewürdigt, da ihm ein ſolch tiefgehendes Verhältniß ſeines Bruders zu einem Landmädchen eben nicht ſehr wahrſcheinlich vorkommen mochte, und die Worte des Schiffers deuteten nun auch freilich etwas Anderes an. „Aber immerhin," ſagte der Junker aus dieſen Gedanken heraus, „wo ſo viel

Rauch, muß auch ein Feuerlein zu finden ſein, ſo oder ſo, und es wird allgemach deutlich, warum der alte Dietrich für einmal reinen Mund zu halten verlangt. Was mag da zu Tage kommen! — Aber faſt," fuhr er nach einer Weile mit einer neuen Wendung ſeines nachdenklichen Sinnes fort, „faſt wär' mir's lieber, der Soldat hätte die Wahrheit getroffen und Konrad mit einer ächten, gerechten Herzensliebe an dem Kinde gehangen, denn ſchön iſt ſie wahrlich, trotz ihres niedrigen Standes und bäuerlichen Gewandes, wie ich noch ſelten ein Weib getroffen. — Aber geſehen hab' ich ſie doch ſchon irgend anderswo," rief Herr Ulrich wiederum nach einer Pauſe ſo laut vor ſich hin, daß er ob dem Schalle betroffen umherſchaute, als könnte Jemand ſeine Gedanken belauſcht haben. —

Ein lauſchendes Menſchenohr war nun wohl nicht in der Nähe, dafür ſtand kaum hundert Schritte vor dem Wanderer auf einem luſtigen Hügelvorſprunge ein ſauberes Häuslein, das ihn wie ein Erinnerungsmal vergangener, glücklicher Zeiten anmuthete. Wie oft hatte er in frühern Tagen dort unter dem breitvorſpringenden Dache geſeſſen und ſich mit ſeinem Bruder, ermüdet von den Streifereien durch Wald und Gebirg, an einem Trunke kräftigen Landweines erfreut! Wie oft hatten ſie da zwiſchen Ernſt und Scherz den Erzählungen waidmänniſcher Thaten und Fahrten zugehört, die ihnen ihr gewöhnlicher Begleiter bei ſolchen Ausflügen, der Jäger Dietrich, oder einer ſeiner Berufsgenoſſen auftiſchte! Es ging ein freundliches Aufleuchten über das gedankenvolle Antlitz

des Junkers, als er des Hauſes anſichtig wurde, und er erfreute ſich um ſo mehr an dieſem Funde, als er vorher gar nicht daran gedacht hatte. Ohne Säumen ging er über die Wieſen ſeinem Ziele entgegen, das er freilich in der Nähe vielfach anders fand, als es ſeiner Erinnerung ſich dargeſtellt hatte. Der alte, fröhliche Wirth mit dem runden, ſtets lachenden Geſicht war längſt zu ſeinen Vätern verſammelt und der nun ebenfalls ſchon gealterte Sohn begrüßte den Gaſt mit Mienen, die wohl gedeutet werden konnten: Mir iſt's recht, wenn du dich gleich wieder von dannen trollſt. Er erkannte den Junker ſo wenig als der alte Jochem drunten am See; doch ließ er ſich auf freundliche Einladung zu einem Becher Weines aus der großen, zinnernen Kanne herbei, vom Tode ſeines Vaters zu erzählen; begann dann aber alsbald über die ſchlechten Zeiten zu klagen und über die Unbill der gnädigen Herren und Obern in Bern, die den Landmann mit Erhöhung der Steuern und Abgaben bedrückten, dagegen den Werth des Geldes um die Hälfte herabgeſetzt hätten; ſich von großen Penſionen fremder Potentaten mäſteten und dafür die heimgekehrten Reisläufer geringern Standes am Hungertuche nagen ließen. Es ſeien aber viele von dieſen im Lande, die Haar auf den Zähnen hätten und den „Kronenfreſſern" ſchon eine tüchtige Suppe einbrocken würden. Der Wirth ſchaute dabei Herrn Ulrich mit zwinkernden Augen an und ſagte, auf den ſchmuckloſen Degen deutend, den dieſer zur Seite trug: „Ich denke faſt, das Ding da iſt auch ſchon als Eiſen in die Fremde gegangen, ohne verſilbert heimge-

kommen zu sein." — „Kann sein," erwiderte der Junker kurz, dem dieses Gespräch bei der Stimmung, in welcher er das Haus betreten, ungelegen kam, und der deshalb für den Augenblick froh war, daß der Wirth von zwei neuen Gästen, die sich am andern Ende der offenen Laube hinsetzten, abgerufen wurde. Es waren Landleute, doch der Tracht nach zu schließen, nicht aus der nächsten Umgegend, die sich mit dem Gastgeber bald in ein eifriges, leisgeführtes Gespräch einließen. Der Junker erhob sich, um, vor der Laube auf- und niedergehend, der untergehenden Sonne nachzublicken, die das Thal zum Abschiedsgruße mit zauberhafter Schönheit übergoß. Zur Linken lagen die Thürme und Giebel des Schlosses Hallwyl schon in graue Schatten gehüllt, aber der See flimmerte und glühte, wie ein mächtiges Feuerbecken und warf auf die jenseits leis ansteigenden Höhen einen Wiederschein, von dem die noch kahlen Gebüsche wie mächtige Rosenbeeten aufleuchteten. Drüber weg, dem sanftgebogenen Lindenberge entlang, glomm in endloser Kette Feuer an Feuer, die sich im Abendglanze wiederspiegelnden Fenster der Schlösser, Dörfer und Weiler, bis weit an den dunkeln Fuß der Hochgebirge hinan, deren Häupter wieder mit Purpur angethan über das Land herabschauten.

Der Junker stand verloren im Anschauen dieses ihm nun längst entwöhnten Schauspiels, bis ein Name des in der Laube lauter werdenden Gespräches sein Ohr berührte. Er horchte unwillkürlich auf, und als der Name nochmals mit Nachdruck genannt wurde, kehrte er langsam und scheinbar unbefangen zu seinem Kruge zurück.

Gleichwohl deutete einer der Gäste nach ihm hinüber, dem Andern, der gerade das Wort führte, mit dem Gesichte zuwinkend; der Wirth aber sagte vernehmlich: „Laßt nur, den braucht ihr nicht zu scheuen; 's ist auch einer von Denen, die lieber vom Leder ziehen, als den Karst wieder zur Hand nehmen."

„Um so besser," machte der Wortführer, ein kurzgewachsener aber breitschultriger Geselle mit trotzigem, bräunlichem Gesichte, „die wird man wohl gebrauchen können, so viele ihrer kommen. Aber was ich sagen wollte," fuhr er nun ohne besondere Rückhaltung fort, „ich halt's für einen wahren Kapitalspaß, wie es da gekommen ist. Ohne den Nußbaumer wäre gar nichts anzufangen gewesen, der hätte die Herrschaftsleute in allen Dörfern herum besser im Zaume gehalten, als ein Regiment Soldaten, das ihnen der Oberherr auf den Hals geschickt. Das hat sich ja heut selbst am Besten gezeigt. Der Riedlinger und ein paar Andere waren im besten Zuge, mit dem ganzen Plunder, wie er im Schlosse versammelt war, fertig zu machen und dann den rothen Hahn auf das leere Nest zu jagen; der übrige Haufe ist auch mitgelaufen, so lange er der Meinung war, der Schloßbauer sei einverstanden; doch sobald der das Maul aufthat, nahmen sie den Finkenstrich, als hätten sie Eier gestohlen. Nu, sag' ich, 's ist besser so, der Nußbaumer ist mehr werth, als ein paar todte Schloßhasen."

„Aber weißt du auch so gewiß, daß er nun herüberschlagen wird?" sagte der andere der Gäste, ein Mann mit spitzem, dürrem Gesichte und kleinen, lauernden Augen;

„zudem sitzt er für einmal fest und mag da nicht viel ausrichten können für unsere Sache."

„Pah," machte der Erstere verächtlich, „was das Festsitzen betrifft — je länger, desto besser; haben wir ihn einmal nöthig, so wird sich schon ein Thürlein finden und er dann nur um so brühwarmer sein. Für seine Bekehrung laß du aber nur die allergnädigste Freifrau sorgen, die wird's geschickter anreisen, als wenn wir ihm ein paar Pfaffen mit ganzen Säcken voll Ueberredungskünsten auf den Hals gejagt hätten. Wie ist's denn mit dem Schybi im Entlebuch gegangen? Er wollte anfänglich auch nichts wissen von der Sache, meinte, man solle in Liebe und Minne unterhandeln mit den Herren, die werden schon billige Rücksichten tragen und dergleichen Dummheiten mehr; aber zum Danke dafür fuhren sie ihn grob an, steckten ihn ein paar Wochen ein, und das hat richtig geholfen. Als er herauskam, war der Teufel mit einem Schlage los durch die ganze Thalschaft — das Ding hatte Kopf und Hand zugleich gefunden an dem Schybi."

„Ja, ja, er hat recht," wendete sich der Wirth an den Spitzen, accurat so Einer ist der Schloßbauer; wird der einmal hart*), dann gibt's Funken, rechnet darauf. Des lieben Friedens wegen hat er schon manchem kleinen Schlucker, der hinter ihm herumgehen wollte, durch die

*) Harte wurden im Bauernkriege die entschiedenen Anhänger der Volkssache; Linde die Unentschiedenen oder zu friedlichem Vergleiche Geneigten genannt.

Finger geſehen; aber von den großen Hanſen läßt er ſich am allerwenigſten auf die Füße treten, wenn er auch dem alten Herrn im Schloſſe noch ſo dienſtfertig geweſen iſt. Man ſagt freilich, er habe dem, ohne einen Titel zu verlangen, ſo viel Geld vorgeſchoſſen, als die halbe Herrſchaft werth ſei; doch wie hat er letzten Winter den dicken Landvogt auf Lenzburg abgeputzt — he?"

„Was war das?" fragte der Spitze, „ich hab' nichts gehört davon."

„Nun," erzählte der Wirth, „der kleine Korber da draußen, zunächſt den neuen Häuſern des Nußbaumers, wollte den Schuldenboten die Steuern mit abgeſchätztem Gelde bezahlen, aus dem guten Grunde, weil er kein anderes hatte, und als der Burſche ſich weigerte und ſich anſchickte, die Kuh aus dem Stalle wegzuführen, geriethen ſie aneinander, ſo daß dem Korber ein Bein lahm geſchlagen wurde. Gleichwohl ſollte er bei der grimmigen Kälte gebäumelt mit dem Hatſchier nach Lenzburg ſtoſſeln; aber er konnte nicht und fiel ein paar Mal hin auf das wunde Bein. Was that der Nußbaumer, der gerade dazu kam? Er ſpannte ein Wägelchen an und führte den Korber ſelbſt nach Lenzburg, bis in den Schloßhof hinein. Dafür ſchrie der Landvogt ihn nun an, ob er ſein Fuhrwerk zu nichts Beſſerem zu brauchen wiſſe, als ſolches Strolchenpack im Lande herumzukutſchiren. „Herr Landvogt," ſagte drauf der Nußbaumer, „wenn's Euch einmal paſſiren ſollt', daß Ihr nicht mit dem Hatſchier gehen könnt, was wohl einem begegnen kann, ſo ſchickt nur zu mir, ich will Euch den nämlichen Dienſt thun, wie dem

Korber." Der Landvogt wollte ſolche Rede nicht leiden und ſchrie dem Hatſchier zu, den Grobian am Kragen zu packen; der Schloßbauer meinte aber ganz gemächlich: „Laßt's nur gut ſein, ich habe da die Geißel bei mir, obſchon ich ſie für meine Roſſe ſonſt nie brauche. Im Uebrigen heiß' ich Nußbaumer und Ihr wißt, wo ich daheim bin," und damit fuhr er zum Thor hinaus mit ſeinem Wägelchen."

Die Bauern lachten, auf die Geſundheit des Schloßbauern anſtoßend, aus vollen Hälſen über dieſe Geſchichte und ſelbſt Herr Ulrich konnte ſich eines augenblicklichen Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken an den Aerger, der den unbehülflich wohlgenährten Landvogt mit dem krebsrothen Geſichte gewürgt haben mochte ob dieſer groben Antwort. Der Wirth, der dies Lächeln bemerkt und nach ſeiner Art deutete, rief, ſich an den Junker wendend: „He da, Herr Kriegsmann, gelüſtet Euch nicht auch, einen Becher mit uns zu leeren? 's iſt reiner Breſtenberger, wie der Eurige."

Der Angerufene verſpürte nun freilich keine Neigung, dieſer Einladung Folge zu leiſten; andrerſeits widerſtrebte es ihm jedoch auch, der Unterhaltung, ſo mächtig ſie ihn intereſſirte, gleichſam hinter der Wand zuzuhorchen. Einen Augenblick beſann er ſich, ob er nicht vor die Leute hintreten und ſie für ihre Reden haftbar machen ſollte; aber, dachte er ſogleich wieder, ſteh' ich doch nicht auf dem Gebiete meiner väterlichen Herrſchaft, noch bin ich der Häſcher für meine Herren Vettern in Bern; für mich hab' ich genug gehört. Somit ſtand er auf und

ſagte kurz: „Mein Weg iſt der weitere; gehabt euch wohl.“ —

Es fing bereits an, ſtark zu dunkeln, als der Junker von der Höhe nach dem Schloſſe hinabſchritt, in dem ſich da und dort einige unruhige Lichter zeigten. Er freute ſich auf die Ruhe der Nacht, die ihm bringen ſollte, was er den Nachmittag vergeblich geſucht, ruhige Stille, um die tauſendfach ſich kreuzenden Gedanken zu klarer Ueberlegung zu ſammeln. Was er da droben in dem Wirthshauſe gehört, kam ihm auf dem Heimwege bald wie ein neckiſches Märchen vor, das er nirgends recht anzufaſſen wußte. Hatten die Bauern ihn doch vielleicht erkannt und ſich blos einen groben Spaß mit ihm erlaubt? — Er erröthete bei dem Gedanken, und blieb einen Augenblick ſtehen, ſich beſinnend, ob er nicht wieder umkehren ſolle. Aber nein, zu einem ſolch gewagten Spiele würde der Wirth, der immerhin das Ganze hätte einfädeln müſſen, ſich ſchwerlich herbeigelaſſen haben — die Zeche wäre zu unſicher geweſen. Den Verhältniſſen in der Heimath völlig fremd geworden und ebenſo unbekannt mit der Stimmung und den Anſichten des Volkes, hatte er den Vorfall vom heutigen Morgen mehr als einen Zufall betrachtet, der, wenn auch möglicherweiſe von gefährlichen Folgen begleitet, doch nur durch das hochfahrende Weſen des fremden Herrn von Venel und den Ausbruch des Bauerntrotzes hervorgerufen worden war; daß es das erſte Aufflackern eines weitverbreiteten unterirdiſchen Brandes bedeuten ſollte, der kaum gedämpft, doch wieder benützt wurde, um die ganze ver-

zehrende Gluth zu schüren, davon hatte der Junker bis zur Stunde keine Ahnung gehabt. Doch wie nun unter diesen veränderten Umständen mit dem Gefangenen verfahren — das war eine Frage, die reifer Ueberlegung bedurfte. — Besorgliche Furcht war dem Junker unbekannt; im Gegentheil regte sich das Soldatenblut zu raschem Gange bei dem Gedanken an Kampf und Schwertschlag. Aber gegen wen und mit wem? sprach es zugleich in ihm, als er den Blick über die friedlichen Lichter der zerstreut herumliegenden Hütten streifen ließ und dabei das Bild des traulichen Verhältnisses in seiner Erinnerung aufstieg, in dem der Vater mit seiner ländlichen Umgebung gelebt hatte; — nein, Ulrich, du bist des Streites und Getümmels satt, heimgekehrt, um Ruhe und Frieden zu suchen; sei auf der Hut drum, was du thust. —

„Hier ist sie wie eine Königin hinausgeschritten," sagte er halblaut, in die Allee einbiegend; aber verwundert blieb er stehen beim Anblicke mehrerer sich auf dem Hofe durcheinander bewegender Lichter, zu denen sich lautes Gerede gesellte. Näher gekommen, erkannte er eine Anzahl Knechte des Schlosses mit dem Thurmwarte, die sämmtlich mit Schießgewehr und Hallbarten handtierten. „Was gibt's da, ihr Leute," fragte der Junker, „was wollt ihr mit dem Kriegszeug?"

„O gnädiger Herr," erwiderte der Thurmwärter mit verlegenem Stottern, „dem Himmel sei Dank, daß Ihr da seid."

„Aber was soll's denn? so gib doch Antwort."

„Der Schloßbauer iſt entſprungen und nun ſollen wir ihn auf Befehl der gnädigen Frau wieder herholen.“

„Entſprungen, ſagſt du?“ rief der Junker; „wäre das möglich!“

„O gnädiger Herr, glaubt mir, ich bin unſchuldig,“ antwortete der Thurmwächter in wehklagendem Tone, „glaubt es nur, ſo etwas iſt mir in meinem Leben noch nicht paſſirt.“

„Aber zum Guguck —.“

„Ja, ja, ich erzähl's ſchon, haarklein,“ fiel der Thürmer in ſeiner angeſtimmten Melodie ein. „Seht, die gnädige Frau wollte den Nußbaumer verhören und befahl mir, ihn hinaufzubringen in den ſchwarzen Saal, aber gut gebäumelt und geſchloſſen. Das that ich denn auch, wie befohlen, und er ließ es ruhig geſchehen, der hinterliſtige Rothkopf; doch kaum daß wir aus dem Thurme heraus waren, warf er, der Satan mag wiſſen, wie er es machte, die Eiſen zu Boden und ſprang davon.“

„Und du haſt ihn nicht feſtgehalten?“

„Feſthalten wollt' ich ihn ſchon, gnädiger Herr,“ athmete der Bedrängte auf, „aber er warf mich dabei mit einem tückiſchen Stoß vor die Bruſt rücklings ſo über den Haufen, daß ich mein Lebenlang einen Reſten davontragen werde.“

„Und ich ſah ihn wohl draußen am Thor,“ ſagte einer der Knechte; „aber da er gar ſo langſam und ruhig davonging, ſo meint' ich, er ſei ledig gelaſſen worden von der gnädigen Herrſchaft.“

„Iſt der Verwalter ſchon heimgekommen?“ fragte der Junker nach augenblicklichem Beſinnen.

„Noch nicht, gnädiger Herr.“

„Nun gut, ſo ſtellt eure Gewehre einſtweilen noch bei Seite; wenn es an der Zeit iſt, werde ich ſelbſt mit euch kommen.“

Mit dieſen Worten ſtieg Herr Ulrich die Treppe hinan; wendete ſich aber, oben angekommen, ſtatt nach dem Gemache der Freifrau, zuerſt nach demjenigen Junker Konrads hinüber.

VII.

Der Wahnſinnige ſaß in einem bequemen Polſterſtuhle, auf dem er ſich mit ſichtlichem Behagen hin- und herwiegte; beim Anblick des Eintretenden fuhr er jedoch haſtig in die Höhe und ſuchte etwas zu verbergen, zuerſt in die Falten ſeines Kleides, dann aber, als dies nicht ging, da Dietrich ihm auch andere Gewandung angezogen, zwiſchen den Kiſſen des Lehnſtuhles. Als dies bewerkſtelligt war, ſetzte er ſich ruhig wieder hin und ſchien gedanken- und theilnahmslos vor ſich hinzuſtarren, doch nicht ohne einen Zug der Verlegenheit im Geſichte, wie Herr Ulrich zu bemerken glaubte. Er bot daher dem Bruder die Hand entgegen, die dieſer ſchweigend umfaßte und eine geraume Weile feſthielt, ohne jedoch auf eine der geſtellten Fragen zu antworten oder auch nur zu thun, als ob er ſie höre.

„Nun, Dietrich, wie iſt's gegangen, dieſen Nachmittag,“ wendete ſich der Junker an den Alten, der be-

ſchäftigt war, noch dies und jenes im Hintergrunde des Zimmers zu ordnen und zurechtzurücken, „wie hat er ſich verhalten, der arme Junker?“

„Recht ordentlich, gnädiger Herr,“ antwortete der Alte vergnügt, „dem Himmel ſei gedankt. Manchmal hat er gelacht, aber nie mehr ſo wild, wie ich ihn ſonſt wohl gehört habe, beſonders als ich ihm die neuen Kleider anzog. Drauf hat er ſich auch vor den Spiegel geſtellt, ſich hin- und herbeſehen und dann mit einem Bückling gegen ſein Abbild geſagt: So, ſo, ich hab' die Ehre, Euch wieder einmal zu grüßen, Junker Konrad. Er machte ein heiteres, faſt ſpöttiſches Geſicht dazu, wie mir's ſchien. Nur als das Geſchrei kam, der Schloßbauer ſei entſprungen, da wollte er ebenfalls davon und ich mußte ihn feſthalten eine Weile.“

„Was hat er denn verborgen bei meinem Eintritt?“ fragte der Junker nachdenklich.

„Ja, das muß ich noch erzählen,“ fuhr der Alte leiſer fort, „aber tretet da etwas näher, gnädiger Herr; habt Ihr bemerkt, wie er aufſchaute, als ich den Namen des Schloßbauern nannte? Nach einiger Zeit, wie er hier unten war, fing er an, unruhig im Gemache hin- und herzugehen, lauerte in allen Winkeln nieder und durchſtöberte ſie mit den Fingern, als ſuche er etwas. Ich meinte, es ſei das Ungewohnte und werde ſich ſchon geben; aber als ich die Kiſſen von oben herunterbrachte, fuhr er mit einem Sprunge über eines derſelben her, durchwühlte es gierig mit den Händen, bis er etwas daraus hervorzog und lachend damit an's Fenſter ſprang.“

„Und was war's denn?"

„Er hat es immer in den Händen behalten und wenn ich nahe kam, versteckte er's; aber als sie drunten nach dem Schloßbauern gerufen, ließ er's auf den Boden fallen und da hab' ich gesehen, was es ist — das alte, kleine Bildniß von dem verstorbenen Fräulein, das sonst in dem Gemache des seligen Herrn unter dem Spiegel gehangen hat."

„Was sagst du, das Bildniß meiner Schwester Elisabeth?" rief der Junker.

„Nicht so laut, um Vergebung, gnädiger Herr," erwiderte der Alte, „seht, wie er wieder aufschaut bei dem Namen, als traut er uns nicht, und Vertrauen muß man wecken bei dem kranken Junker, das hab' ich schon gemerkt. Ja, Herr, es war das Bildniß des Fräulein Elisabetha. Sie war um drei Jahr, sieben Monat und neun Tage älter als Ihr und ist gerade zwei Tage vorher gestorben, bevor Ihr das vierzehnte Jahr antratet. Aber wie groß, schön und gut sie schon war, das arme Fräulein."

„Seltsam," sagte der Junker nach einer Pause, während das Bild der verstorbenen, einzigen Schwester wieder lebhaft vor seiner Erinnerung emporstieg, mehr für sich hin als an den Alten gewendet — „seltsam, und doch hat er nie mit besonderer Liebe an der Todten gehangen. Ihr schon früh hervortretendes, ernstes und stilles Wesen konnte sich nie recht vertragen mit unserer Beiden wilden Art. Jetzt freilich, ja — jetzt möcht' es anders sein." Er lehnte sich an das Kamin zurück und blieb lange, das

Geſicht auf die Hand geſtützt, ſtehen, ohne daß ihn der Alte in ſeinem Nachdenken zu ſtören wagte; dann aber erhob er ſich raſch und fragte: „Nicht wahr, das große Bildniß der Schweſter ſteht noch an ſeinem alten Platze droben im braunen Saale?“

„So viel ich weiß, ja — wenigſtens vor einigen Wochen noch,“ antwortete Dietrich.

„Zünde mir einen Leuchter an. — Und noch eins,“ ſagte er, ſchon an der Thüre ſtehend, „wenn du den Herrn Chriſtoph in den Hof hereinreiten hörſt, melde mir's gleich.“

So ſtieg Herr Ulrich die Treppen hinauf und ſchritt durch lange, ſich kreuzende Gänge nach dem alten Thurme hinüber, in dem ſich der Ahnenſaal befand. Er hatte dieſen noch nie betreten ſeit ſeiner Heimkehr, ſo oft er ſich's vorgenommen; aus einer Art Scheu vielleicht, die er ſich ſelbſt nicht klarer machte. Das Leben und die Lebendigen im väterlichen Hauſe waren ihm ja noch ſo fremd, er mußte zuerſt wieder an der Gegenwart erwarmen, ehe er vor die Vergangenheit treten mochte. Jetzt aber ging er, von einem ſeltſamen Gedanken getrieben nächtigerzeit, nur von ſeinem eigenen, in gigantiſchen Formen ihm nachſchwankenden Schatten gefolgt, den Denkmälern der Todten, die einſt hier gelebt, gelitten und ſich gefreut, einen Beſuch zu machen, um von ihnen vielleicht einen Wegweiſer zu empfangen für die verworrenen Lebenspfade der Gegenwart ſelbſt. Es zog ein ahnungsvoller Schauer über ihn, als er die ſchwere Thüre öffnete und ſein Licht mit ungewiſſem Scheine über die lange Reihe der ſtummverſammelten Gäſte hinzitterte. „Ruhig, Knabe Ulrich,“ ſagte

er laut vor sich hin, die Thüre zudrückend, „was dich hertreibt, ist am Ende doch nur eines der vielen Hirngespinnste, die manchmal unnöthigerweise deinen Kopf verwirren. Beginne am Anfange!“ —

Langsam trat er an die Wand zur Rechten heran, das Licht emporgehalten, um den bewegungslosen Bildern in's Antlitz zu leuchten — alte, schwergepanzerte Ritter, von denen kaum noch halbverklungene Sagen zu melden wußten, und mit Gesichtern zwischen den breiten Helmkappen, wie sie wohl nie in Wirklichkeit, sondern blos in der Phantasie eines unbeholfenen Malers gelebt haben konnten. Doch hier kam ein Antlitz, feurig und lebendig, als wollt' es sich, dem Adler gleich, eben auf seine Beute stürzen. Es war jener Rudolf, der nach langen Jahren aus den Kreuzzügen heimkehrend seine väterliche Burg in ein Kloster umgewandelt fand und sein Erbrecht gegen die Ansprüche der geistlichen Eindringlinge mit dem Schwerte im Gottesgerichte beweisen mußte. Dann folgte eine lange Reihe Derer, die in unentwegter Anhänglichkeit den Habsburgern ihre Kämpfe und Fehden hatten ausfechten helfen; die beiden Thüringe, von denen der eine bei Sempach gefallen, der andere sich zuerst mit seinen Burgen an die Berner ergeben, dreißig Jahre später aber, im alten Zürichkriege, wieder mit List und Gewalt gegen sie im Felde lag. Vor einem der nächsten Bildnisse blieb der Junker mit klopfendem Herzen länger verweilen. „Warum bist du der Berühmteste unsers Geschlechtes geworden und lebst noch in Aller Munde fort,“ redete er das Bild mit den goldhellen Haaren und den

klaren, blauen Augen an, „während doch die vor und nach dir Schwert und Speer so wacker zu führen verstanden, wie du selbst? Sprich, Held von Murten! — Du schweigst, aber ich kenne gleichwohl das Geheimniß deiner Größe; du hast mit und für dein Volk gekämpft, nicht im Solde eines Fürsten, sondern im Dienste des Landes, dem du angehörtest. Das ist's, alter Degen, was deinen Namen unsterblich gemacht!“ —

Beim letzten Bilde der ganzen Reihe wollten die Augen des Junkers ihren Dienst versagen und er mußte mehrmals mit der Hand über dieselben wegstreifen, bevor er fest in das Antlitz blicken konnte. So stattlich und männlich es auch drein schaute, schien doch um die Lippen ein leiser, wehmüthiger Zug zu schweben, der von irgend einem unabwendbaren Kummer zeugte; gleichwohl wendete sich Herr Ulrich endlich erleichtert aufathmend mit den Worten ab: „Nein — es ist nichts, schwarz und braune Augen, gottlob! Ja, wenn es den Großvater beträfe, der dem Hans von Murten fast so ähnlich sieht, wie der Abendstern dem Morgenstern, so hell und licht an Aug' und Haaren. Doch nun zu euch, ihr todten Schönen!“

So sprechend trat er an die Wand, an welcher die Bildnisse der dem Hause entsprossenen Töchter aufgestellt waren. Es war eine verhältnißmäßig geringe Zahl, vielleicht auch nur diejenigen, die sich besonderer, älterlicher Liebe erfreut oder durch Schönheit sich ausgezeichnet hatten; denn schön und von liebreizender Anmuth waren sie alle, diese Gesichter, wenn auch das eine mehr den Ausdruck bewußter Würde, das andere mehr denjenigen milden,

freundlichen Ernſtes trug. Aber ſchon nach einigen Schritten blieb Herr Ulrich zögernd ſtehen, als getraute er ſich nicht, weiter nachzuſchauen. „Mir iſt's, ich habe das Letzte in jedem einzelnen Bisherigen ſchon geſehen," murmelte er vor ſich hin; „die Männer da drüben ſchillern in allen Farben, Tönen und Formen durcheinander, wie ihre Lebensſchickſale. Doch hier, hier iſt ein Zug, ein Charakter und Typus, der ſich in dem ſtillern und gleichförmigern Lebensſtrome erhalten hat und ſelbſt dem blödeſten Auge erfaßlich ſein müßte. Das lichthelle, faſt goldſchimmernde Haar mit den tiefblauen Augen und dichten Wimpern, der kleine Mund mit den runden Lippen und die durchſichtige Stirn, hinter der man die Bewegung jeden Pulsſchlages zu erkennen glaubt — komm heran, Eliſabeth, Letzte der ſchönen Schaar, ich bin bereit, dir in's Antlitz zu ſchauen."

Herr Ulrich hatte dieſe Worte mit ſo feſter und lauter Stimme geſprochen, daß ſie noch nicht verhallt waren in dem öden Saale, als er ſchon vor dem Bilde der todten Schweſter ſtand. Aber nach wenigen Augenblicken ſchon fing der ſilberne Leuchter in ſeiner Hand zu zittern an, daß das Licht heftig hin- und herſchwankte und endlich praſſelnd zu Boden fiel. „Löſch immerhin aus, unglückſelige Flamme, deren Licht mir gezeigt, was mein Auge beſſer nie erſchaut hätte," murmelte der Junker dumpf und tonlos; „nun weißt du, Ulrich, wo du ſie früher ſchon geſehen haſt. Armer Konrad — arme Elſe!" —

Als er langſam durch die Finſterniß tappend das Gemach des Bruders erreicht, rief ihm der alte Dieter

erſchrocken entgegen: „Um des Himmels willen, was iſt Euch begegnet, Junker?“

„Nichts Beſonderes, Dietrich, das Licht iſt mir von einem Luftzuge ausgelöſcht worden. Iſt Herr Chriſtoph noch nicht angekommen?“

„Nein, gnädiger Herr; aber ich bitt' Euch, geht zu Bett, Ihr ſeid krank, glaubt es mir; ſo todtenbleich hab' ich Euch mein Lebtag nicht geſehen.“

„Beruhige dich, Alter,“ entgegnete Ulrich, all' ſeine Kraft zuſammennehmend, um ſich die äußerliche Ruhe zu bewahren, „ich komme ja ſo eben auch von den Todten. Aber nun wirſt du mir eine Frage beantworten, Dietrich, ſie geht nicht gegen das Verſprechen, das ich dir heute gegeben, da du aus der Frage ſelbſt ſehen kannſt, daß ich nicht mehr ſo fremd bin in gewiſſen Dingen, als vor wenigen Stunden noch. Sage mir alſo aufrichtig: Hat meine Mutter lange bevor mein Bruder krank geworden, von dem Verhältniß zu der Tochter des Schloßbauern gewußt?“

„Gnädiger Herr,“ ſtotterte der Alte, „wie ſollt' ich —.“

„Ehrliche Antwort, Dietrich; wenigſtens kannſt du mir deine Meinung ſagen, wenn du mich lieb haſt.“

„Das hab' ich, gnädiger Herr, Gott weiß es,“ entgegnete Dieter nach längerem Schweigen; „und ja, wenn Ihr es befehlt, die gnädige Frau hat darum gewußt, wohl von Anfang an.“

„Du weißt es gewiß?“

„Ich weiß es, Herr; der Schloßbauer hat die gnädige Frau ſelbſt aufmerkſam gemacht, und da eben —.“

„Nun?“

„Hat sie ihn mit Schimpf und Spott heimgeschickt. Ich vergeß' es nicht — die Thränen standen ihm in den Augen, als er mir beim Fortgehen auf der Treppe begegnete."

„Aber von da an hat die Mutter dem Bruder verboten oder abgewehrt, dem Mädchen nachzugehen?"

„Nicht daß ich wüßte, gnädiger Herr; ich möcht' fast das Gegentheil eher glauben."

„Unglückselige Frau," murmelte der Junker, „sie hat nichts geahnt von dem unheilvollen Geheimnisse. Aber der Schloßbauer," fuhr er lauter fort, „wie hat sich der verhalten nach dieser Erklärung?"

„Nu," sagte der Alte, „er hat dem Junker verboten, sich wieder in der Nähe seines Hauses zu zeigen, wenn es nicht Unglück geben solle, und das Mädchen hat er auch eine Zeit lang fortgethan — es wußte Keiner wohin; aber als sie wieder heimkam und er sah, wie der Junker die schöne Else nun in redlicher Liebe gar so gern hatte, da würd' er nicht mehr viel dagegen gehabt haben, auch wenn die gnädige Frau ihren Willen nicht geben wollte dazu."

„Der Bauer hätte nichts mehr dagegen gehabt," rief der Junker, „und doch mußt' wenigstens er die Verhältnisse kennen!"

„Bitt' Euch, gnädiger Herr, nicht so laut," bat der Alte; „ich glaubte, der Junker sei eingeschlafen, aber seht, wie er gezwinkert hat mit den Augen! — Darin war der Nußbaumer schon im Unrecht; aber da der selige Herr in so großer Freundlichkeit mit ihm gelebt, besonders in

den letzten Jahren, ſo mocht' er ſeinen niedrigen Stand wohl etwas vergeſſen haben."

Herr Ulrich lehnte ſein Geſicht gegen das hohe Kamingeſims, um die brennende Stirn an dem kalten Marmor abzukühlen. Am Ende haſt du dir doch durch leere Selbſttäuſchung wieder eine qualvolle Stunde erkauft, ſprach es aus ſeinem dumpfen Sinnen heraus; wäre deine Befürchtung begründet, ſo hätte der Nußbaumer doch nicht das Sündhafte aus eitel Hochmuth wagen können — ihm müßt es ja bekannt geweſen ſein. Oder aus Haß gegen meine Mutter, wenn dieſe nichts von der Wahrheit geahnt hätte? — Nein, nein, darnach ſieht er mir nicht aus, der Mann, und er würd' es auch ſchon dem todten Vater, der ihm freundlich geweſen, im Grabe nicht zu leid gethan haben. Wie biſt du ſo ein ganz Anderer geworden, ſeit du die väterliche Schwelle betreten haſt, Ulrich! Hüte dich, hüte dich, und bewache dein Sinnen und Denken, wenn du nicht bald einſt dem armen Bruder in ſeinem bedauernswürdigen Zuſtande Geſellſchaft leiſten willſt. Wie biſt du eigentlich nur zu der ſchrecklichen Vorſtellung gekommen? durch das unklare oder müßige Gerede fremder Menſchen oder durch eine Sinnentäuſchung? — Aber in wie vielen ſeltſamen Spielen ergötzt ſich die Natur bei ihren unzählbaren Bildungen! — Nein, ſei wahr gegen dich ſelbſt, Ulrich; die Tochter des Bauern hat einen Ton angeſchlagen in der Tiefe deines Herzens, einen unklaren, mächtigen Ton, der dir unbewußt all' die andern Klänge zu dieſem ſchreckhaften Mißtone zuſammengefügt. Es war die Furcht vor

dir ſelbſt, die Furcht vor deinem eigenen Herzen, das ihr erſter Anblick getroffen hat! So iſt es, Ulrich, und nicht anders!

Mit dieſer Selbſtbeſchwichtigung wendete er ſich wieder an den Alten und ſagte ruhiger: „Nun noch eins, Dietrich; wie lange iſt der Bruder krank geweſen, bevor er in dieſen Zuſtand verfiel?“

„Krank?“ zögerte der Alte, „das weiß ich nicht.“

„Iſt's denn plötzlich gekommen?“

„Seht, gnädiger Herr,“ erwiderte Dietrich trüb, „ich hab' nun ſo viel geſagt, daß ich den Reſt auch noch ſagen muß. Der Junker ging eines Abends, es war gerade um Lichtmeß vorigen Jahres, in's Gemach der gnädigen Frau, wohin er ſchon viele Tage vorher nie gegangen war. Sie mochten wohl harte Worte gewechſelt haben mit einander, wenigſtens ſo kam's mir vor, als die gnädige Frau klingelte und mir befahl, das Bildniß des ſeligen Fräulein aus dem Gemache des gnädigen Herrn herzuholen. Ich brachte es und ging wieder; aber ich war noch nicht weit von der Thüre weg, als ich drinnen einen lauten Schrei hörte, und einen Augenblick darauf kam der Junker heraus. Er ſchwankte hin und her, daß ich meinte, ihn halten zu müſſen; aber er ſtieß mich ohne ein Wort zu ſagen weg und riegelte in ſeinem Gemache die Thüre hinter ſich zu. In der Nacht dann fing er an zu rufen und zu ſchreien, und als wir kamen und die Thüre mit Gewalt aufthaten — da — da kannt' er uns nicht mehr, der arme, gute Junker.“

„Alſo doch — und ſie hat gewußt darum,“ ſtöhnte

Herr Ulrich, dem ein kalter Schweiß auf die Stirne trat — „ja, ich will zu Bette gehen, ich bin müde, Dietrich.“ —

VIII.

Auf ſeinem Gemache angekommen, warf Herr Ulrich ſich mit verhülltem Antlitze in einen Lehnſtuhl nieder, während er zugleich das Licht auslöſchte, als könnte deſſen einſamer Schein ſeine wild durcheinander ſtrömenden Gedanken verrathen. Und verrathen durften ſie ja ſelbſt der ſchweigenden Nacht nicht werden, dieſe Gedanken; denn welch ein ſchreckhafter Abgrund von Schwachheiten, Irrthümern und Leidenſchaften hatte ſich mit einem Male vor dem Blicke aufgethan, und all' das in dem engen Raume, den ſich der Junker mitten unter dem rauhen Lärm ſeines bisherigen Lebensganges ſtets nur als die wohlbehütete Wohnſtatt ſelbſtgenügſamer Ruhe und ungetrübten Friedens geträumt. Er hatte zwar in der Fremde wohl Tag um Tag Gelegenheit gehabt, das ſeltſame Thun und Treiben der Menſchen kennen zu lernen, aus deſſen Folgen ihnen die Schuld und das verderbliche Verhängniß entſpringt; aber mit dem leichten Sinne des Soldaten, der, nicht an eine Schelle gebunden, auf flüchtigem Roſſe über das Elend der Erde hinwegſetzt, war er an dieſen Folgen auch ſtets nur flüchtig vorübergeſtreift, ſo daß ſie ihm kaum wie in fernen Nebeln verwehende Schreckgeſtalten erſchienen waren. Doch hier, innerhalb der feſt und unbeweglich ſtehenden Mauern des väter-

lichen Schlosses waren diese Gestalten ebenfalls fest und unbeweglich geworden, wie dämonische Einsassen, die ihn mit offenen Blicken anstarrten. Ach, und nicht nur die Schuld der Lebenden wandelte durch diese Räume, die Schuldigen züchtigend, selbst diejenige geliebter Todten erhob sich, weit über das Grab hinausreichend, wie eine Denksäule an jene alte Lebensweisheit, welche lehrt, daß sich die Sünden der Väter an den Kindern strafen. Das war von allen der qualvollste Gedanke, der die Seele des Junkers traf, und seufzend sprach er in die Finsterniß hinein: „Das also war's, was mich den Tod des Vaters seit meiner Heimkehr so schmerzlich empfinden ließ — die trübe Vorahnung, daß ich ihm eine noch ungesühnte Schuld zu verzeihen und zu tilgen habe. — Verzeihen — wie kommt dieses Wort auf deine Zunge, die dein eigenes Irren und Verschulden, wenn sie es genau erkannt hätte, nicht auszusprechen wagen würde? — Tilgen — ja, soweit die gebrechliche Kraft des Menschen reicht; geh' zur Ruh' geliebter Schatten. Doch Licht, mehr Licht!"

Herr Ulrich erhob sich bei den letzten Worten und zündete hastig den Leuchter an, als könnte ihm nun das äußerliche Licht das ersehnte innerliche gewähren. Und nach einer Seite hin geschah dies, wenn auch auf andern Wegen. Denn kaum hatte die Flamme das Gemach erhellt, als sich an der Thüre ein bescheidenes Anklopfen hören ließ und auf des Junkers Ruf Herr Christoph, der Verwalter, hereintrat. „Ich bin vorhin schon da gewesen," sagte der Eintretende, „wie ich aber kein Licht bemerkte, glaubt' ich, Ihr wäret schon zur Ruh' gegangen. Nun

bin ich froh, noch einmal nachgesehen zu haben, Junker Ulrich."

„Ich dank' Euch, lieb ist's auch mir, Herr Christoph," erwiderte der Junker, beide Hände über das Gesicht legend, wie ein Erwachender, „ich muß ein wenig eingeschlafen sein — ich war müde von einem Nachmittagsgange."

„Derweil haben unsere Leute, wie es scheint, gegen Euern Wunsch, aber auf wiederholten Befehl der gnädigen Frau drunten bei der Mühle auf den Schloßbauer gefahndet."

„Beim Himmel, das hatt' ich vergessen," rief der Junker; „haben sie ihn wieder hergebracht, und Ihr wißt also bereits von der Geschichte?"

„Bis jetzt weiß ich nur, was ich von Dietrich und dem Thurmwart erfahren habe — die gnädige Frau hat meiner noch nicht begehrt," erwiderte der Verwalter mit theils verdrießlichem, theils bekümmertem Gesichte; „aber nein, gefunden haben sie den Nußbaumer nicht; dagegen eine Wache in seinem Hause aufgestellt."

„Nun, wenn Ihr die Beiden gesprochen, werdet Ihr so ziemlich wissen, was ich selbst," sagte der Junker, der immer noch Mühe hatte, einen äußern Gleichmuth wiederzugewinnen; „was haltet Ihr von dem Geschehenen und was ist jetzt ferner zu thun?"

„Das sind zwei Fragen, Junker Ulrich," entgegnete Christoph ernst, „die ich seit einer Viertelstunde unablässig an mich selbst gerichtet habe, ohne zu wagen, mir eine entscheidende Antwort zu geben. Vor Allem bedaure ich, daß Euerm Wunsche nicht nachgelebt und die Haus-

suchung beim Schloßbauern vorgenommen worden ist. Das wird ihn auf's Neue erbittern."

„Erbittern? und wenn auch," machte Herr Ulrich aufschauend, doch scheinbar gleichgültig; „gerne hätte ich freilich auch Eure Meinung abgewartet, da Ihr in solchen Dingen den besten Bescheid wissen müßt. Immerhin aber wird Euch bekannt sein, wie sich der Schloßbauer gegen Herrn von Venel vergangen hat!"

„Das ist mir erzählt worden und ich bedaure den Herrn von ganzem Herzen, hoffentlich wird es keine schlimmen Folgen haben; gleichwohl war die Herrschaft nicht befugt, den Schuldbaren länger als zwei Stunden in Haft zu halten, ohne dem Landvogte zu Handen unserer Obern Anzeige zu machen. An Eisen durfte er schon gar nicht gelegt werden."

„Was Ihr da sagt!" entgegnete der Junker rasch; „ist der Schloßbauer nicht unser Herrschaftsunterthan — ist er uns nicht zehnt- und frohnpflichtig?"

„Weder das Eine noch das Andere," lautete die bedächtige Antwort, „sobald der Nußbaumer nur an seinen hergebrachten Rechten festhalten will, wie etwa die Eichenberger droben auf dem Berghofe. Zehnt und Frohn haben zwar die Nußbaumer seit vielen Jahren geleistet, wie die übrigen Herrschaftsleute; aber daneben gleichwohl die Bodengefälle an die landvogtliche Kammer entrichtet, wie die Herrschaft selbst."

„Seltsam — davon hab' ich nie gewußt," sagte der Junker, die Stirn auf die Hand stützend; „von den Eichenbergern weiß ich wohl, daß sie ihre Rechte aus

einer Seitenverwandtschaft mit uns herleiten; aber die Nußbaumer — oder wißt Ihr von einem ähnlichen Verhältniß derselben zu unserer Familie, Herr Christoph?"

Herr Ulrich hatte diese Frage in leisem, fast ängstlichem Tone gestellt und seine Augen richteten sich dabei mit so dunkler Gluth auf das faltenreiche Gesicht des Verwalters, daß dieser verlegen erwiderte: „Nein, gnädiger Herr, davon weiß ich nichts; dagegen ist's gewiß, daß die genannten Rechte der Schloßbauern schon mehr denn anderthalb Jahrhundert zu Kraft bestehen."

„Und Ihr kennt alle bezüglichen Urkunden — sagt keine etwas über den Ursprung dieser Rechte?"

„Was im Archive verhanden ist, hab' ich genau geprüft und durchgesehen, Junker Ulrich; doch mag Euch nicht unbekannt sein, daß beim Brande des alten Thurmes vor ungefähr neunzig Jahren manche alte Familienpergamente zu Grunde gegangen sind. Wie ich glaube, haben die Nußbaumer gegen das Ende des vorvorigen Jahrhunderts schon ihre Freiung durch Kauf erworben. Die Herrschaft ist damals, in Folge der schweren Kriegszeiten öfters in Geldnöthen gewesen und hat nachweisbar manche Rechtsame verkauft oder verpfändet, ohne sie später wieder einzulösen."

Der Junker erhob sich und begann, das Antlitz tief vergeneigt, das Gemach auf- und niederzuschreiten. „Auch diese Hoffnung verloren," murmelte er, „nach der ich schon, wie ein Schiffbrüchiger nach dem hertreibenden Strohhalme, greifen wollte."

„Ich bitt' um gütige Nachsicht," sagte der Verwalter

nach einer Pause bekümmert, „ich wollt' Euch nicht betrüben durch meine Reden, gnädiger Herr; aber ich halte die Sache nach dem, was ich heute vernommen, für so ernst und wichtig, daß ich glaubte, Euch in Betreff des Schloßbauern die ganze Wahrheit schuldig zu sein."

„Dafür dank' ich Euch auch," erwiderte der Junker, neben dem alten Manne stehen bleibend und die Hand auf seine Schulter legend, „seid dessen versichert, Christoph, und auf eine weitere Frage erwarte ich die nämliche Offenheit von Euch. Ist etwas an dem, daß der Schloßbauer meinem seligen Vater bedeutende Summen dargeliehen habe, ohne Titel noch Pfand darüber zu begehren?"

„Wie kommt Ihr dazu, Junker Ulrich," fragte der Verwalter verwundert aufblickend, „doch nicht durch die gnädige Frau? — gewiß nicht."

„Gleichviel — Ihr sebt, daß ich darum weiß."

„Nun wohl," erwiderte der Verwalter nach längerem Besinnen; „durch des Himmels Fügung seid Ihr zum Erbherrn bestimmt und darum bin ich Euch auch hierüber die Wahrheit schuldig. Die Summe, welche der gnädige Herr auf die angedeutete Weise vom Schloßbauern empfangen hat, beläuft sich meines Wissens auf nahezu zehntausend Kronen."

„Zehntausend Kronen, sagt Ihr?" rief der Junker; „aber um des Himmels willen, zu welchem Zwecke sollte mein Vater solcher Summen benöthigt gewesen sein!"

„Er hat sie und wohl noch mehr dazu nach Lothrin-

gen geschickt — der Verwandtschaft der gnädigen Frau, die in Rückgang gekommen war."

„Nach Lothringen — und meine Mutter wußte, wie und woher diese Hülfe floß?"

„Ob sie es schon damals von dem gnädigen Herrn erfahren, kann ich nicht bestimmt sagen; ich glaub' es aber, da er sich anfänglich ihren Wünschen nicht geneigt erzeigen wollte; wohl aber weiß ich bestimmt, daß der Schloßbauer selbst bei einem Anlasse im Zorne sie daran erinnert hat."

„Aber wie kam der Schloßbauer, und sei er auch noch so reich, zu einer solch seltenen Großmuth?" fragte der Junker, indem er wieder den dunkelleuchtenden Blick auf den Verwalter heftete; „da müssen doch gewiß besondere Gründe vorgewaltet haben, abgesehen davon, daß mein Vater ohne solche ein Darlehen in dieser Weise nicht angenommen haben würde."

„Darüber wüßt' ich keinen andern Bescheid," erwiderte der Verwalter, „als daß die Nußbaumer, der Vater wie der Sohn, schon all' die fünfundvierzig Jahre her, die ich im Dienste der Herrschaft verbracht, in besondern Treuen an derselben gehangen haben. Bisweilen waren sie fast Jahre lang kaum einmal zu sehen im Schloß, so daß man hätte meinen können, sie trügen Groll gegen dasselbe; aber kam irgend ein Anlaß, bei dem man ihrer bedurfte, waren sie auch ungerufen da, wie die Schwalben im Frühjahr. Ja, gnädiger Herr, glaubt es einem alten, erfahrenen Manne; wenn die Anhänglichkeit solcher Leute zu wanken anfängt, dann braucht

man sich nicht zu wundern, wenn alle Treu und Glauben verschwindet von der Erde und das Unterste sich zu oberst kehren will. Der Himmel mag Denen verzeihen, welche die erste Schuld tragen daran."

„Ich hab' Euch unterbrochen vorhin durch meine Frage," sagte der Junker, sich wieder auf seinen Stuhl niederlassend, „erzählt, Herr Christeph, wie Ihr das meint und was Ihr erfahren habt auf Eurer heutigen Fahrt."

„Nicht viel Gutes, Junker Ulrich," erwiderte der Verwalter mit seiner besorgten Miene „und ich hätte Euch von Herzen gönnen mögen, daß Ihr nach so langer Abwesenheit bessere Zeiten getroffen zur Heimkehr. Die Entlebucher Bauern seien bereits in hellen Haufen vor die Stadt Luzern gezogen und in unsern Gegenden soll der Aufruhr ebenfalls jeden Augenblick ausbrechen. Der Oberherr von Rued berichtete mir, wie er durch seine Leute erfahren, seien letzte Nacht zwei Emissäre des Rebellenführers Schybi aus dem Rothenburgeramt über den Berg gekommen, die sich heute hier im Thale herumtreiben müßten. Zur Sicherheit seines Schlosses hat er durch einen reitenden Boten vierundzwanzig Mann Besatzung verlangt von Bern, ist aber freundlich erbötig, Euch die Hälfte davon abzutreten, wenn Ihr's begehrt, Junker Ulrich."

„Wie — so weit sollt' es schon gekommen sein!" rief der Junker; „aber unsere Herrschaftsleute — was ist von denen zu erwarten? Das könnt Ihr am Besten wissen, Herr Christeph!"

„Ach," erwiderte der Alte, „seit dem Tode des gnädigen Herrn ist wohl dies und das vorgefallen, was besser unterblieben wäre; die gnädige Frau konnte sich nie so recht an Land und Leute gewöhnen und sie verstehen lernen. An vielen wackern und treuen Männern fehlt es gleichwohl nicht; aber wenn einmal der Same der Rebellion ausgeworfen ist — wer weiß an wie vielen Orten er unerwartet aufgehen wird, Junker Ulrich."

„Dabei denkt Ihr zunächst an den Nußbaumer?"

„Ja Herr, das thu' ich."

„Nun hört, Herr Christoph," sagte der Junker nach einer Weile, „ich bin heimgekommen ohne von diesen schlimmen Dingen zu wissen, noch hab' ich einen Theil daran; mein Wille war, Jedermann gerecht und billig zu sein und das auch von Andern für mich zu verlangen. Wie es nun aber einmal steht, werd' ich als ehrlicher Soldat mein Recht und Eigenthum zu schirmen wissen, gegen wen es sei. Dem Oberherrn von Rued mögt Ihr meinerseits für sein Anerbieten gebührenden Dank abstatten lassen — Besatzung begehr' ich keine, so lange sie nicht vom Regiment in Bern selbst verordnet wird; dagegen tragt Sorge, daß wir mit hinlänglichem Mundvorrathe versehen sind im Schlosse auf ein paar Monate; Anderes werd' ich selbst besorgen und was den Nußbaumer betrifft — darüber wollen wir uns mit meiner Frau Mutter morgen weiter besprechen, Herr Christoph."

Der Verwalter erhob sich langsam und schritt zögernd der Thüre zu, als sei er nicht befriedigt von diesem Entscheide und möchte noch eine weitere Weisung erwarten.

Die Hand schon auf der Klinke, blieb er stehen, den Junker mit einem fragenden Blicke anschauend. „Morgen, morgen," sagte dieser mit der Hand winkend, „ich bin müde und die Nacht wird uns vielleicht Besseres bringen, als es der Tag gethan." —

„Das war zu viel auf einmal, zu viel an einem Tage für Kopf und Herz," sprach er leise und bitter vor sich hin, als der alte Mann mit einem trüben „das walte Gott" das Gemach verlassen hatte; „oder bist du im Stande, ein Facit zu ziehen aus diesen Summen wirklichen und drohenden Unheiles? — Nein, es geht nicht, und so mögen die Dinge den Lauf nehmen, wie er ihnen in den Sternen vorgeschrieben ist."

Mit diesem Entschlusse einer dumpfen Ergebung öffnete Herr Ulrich das Fenster, um sein brennendes Haupt sich von der Nachtluft kühlen zu lassen. Draußen war es längst stille geworden und nur noch hie und da leuchtete ein einsames Lichtlein in die Sternennacht hinaus. Dafür lag ein dämmernder Mondschein über Thal und Höhen ausgegossen, jenes milde, verwehende Licht, das, von der sichelförmig sichtbaren Scheibe unserer Nachtsonne ausgegangen, die Gegenstände mehr in einen Schleier einzuhüllen, als sie dem Auge faßbar zu machen scheint. Das frische Wehen, das von dem am Fuße der Mauern hinfließenden Wasser heraufzog, umsäuselte den Ermüdeten mit einem träumerischen Hauche, der das dunkle Band der beängstigenden Gedanken und Gefühle endlich allmälig loslöste und diese auf freundlichern Bahnen wandeln ließ. Der Junker schaute sinnend auf die leisrauschen-

den Waſſer nieder, deren tauſendfach gewundenes und ſich durchſchlingendes Gekräuſel im Mond- und Sternenſcheine aufflimmerte; aber allmälig kam es ihm vor, als ſchaute er auf leicht ſich kräuſelnde, lichthelle Haarwellen, unter denen hervor ihn ein jungfräuliches Antlitz voll milden Ernſtes und ſüßer Traurigkeit anblickte. Und das Antlitz erhob ſich aus den Waſſern höher und höher, bis das Bild voll anmuthiger Schönheit und Würde in freien Lüften vor ihm auf- und niederſchwebte, bald von weichem, weitfaltigem Seidengewande umfloſſen, bald nur mit einem ſchlichten, dunkeln Kleide angethan, aber immer umhaucht von Huld und herzbewegendem Liebreiz. „Wer biſt du,“ redete der Junker das Phantom ſeiner eigenen Einbildungskraft und verſchwiegenen Gefühle an, „wer biſt du, die du mir aus dunkeln Tiefen erſcheinſt? Biſt du meine Schweſter oder jenes Unglückskind, das mit der Liebe das Verderben auf unſer Haus gebracht? Sprich, wenn du menſchliche Sprache kennſt!“ — „Ich bin Beides zugleich und in Einem,“ lautete die flüſternde Antwort, „aber ſchuldlos an Unheil und Verderben.“ Herr Ulrich fuhr erſchrocken empor bei dieſen Worten, mit ſtarren, faſt wilden Blicken um ſich ſchauend. Er war allein im Gemache und vor ihm die Erſcheinung plötzlich verſchwunden in Nacht und Dämmerung; aber nur mit Mühe konnte er ſich's deutlich machen, daß er auf die eigene Frage auch ſich ſelbſt die Antwort gegeben habe. „Und gleichwohl haſt du die Wahrheit geſprochen,“ ſagte er, langſam das Fenſter ſchließend, wiederum laut; „du mußt ſchuldlos ſein an dem Unheile, ſeieſt du, wer immer du

sein magst. Wehren wir drum neues Unglück ab von deinem Haupte, wenn es geschehen kann."

Mit diesen Worten warf Herr Ulrich rasch einen Mantel über die Schultern und stieg, das Gemach verlassend, leisen Trittes durch den Corridor in den Hof hinunter. Im Schlosse schien Alles zur Ruhe gegangen zu sein, und nur drüben am rothen Thurme drang noch ein schwacher Lichtschein aus dem Gelasse des Thurmwartes hervor. Der Junker schritt auf denselben zu und klopfte an dem Schließladen, durch dessen Ritzen der Schimmer brach. „Wer ist da?" rief die erschreckene, halb schlaftrunkene Stimme des Thurmwartes von innen; „habt ihr ihn verspürt oder bringt ihr ihn?"

„Nicht so laut — ich bin's," sagte der Junker. „Die Wächter sind also noch drunten beim Schloßbauern?"

„Ach ja, gnädiger Herr; ich warte mit Aengsten auf Bericht von ihnen."

„Wie viele sind es ihrer?"

„Fünf, gnädiger Herr."

„Und haben die Knechte des Schloßbauern nicht Miene gemacht, euch fortzujagen, als ihr ankamet?"

„O gütiger Himmel, ich meinte, wir würden keinen gesunden Knochen mehr heimtragen, besonders da ich wegen des Faustschlages des Nußbaumers noch jetzt nicht zu gesundem Athem komme und keinen rechten Widerstand hätte leisten können."

„Also haben die Leute sich euch nicht widersetzt," sagte der Junker ungeduldig.

„Sie wollten, sie wollten, gnädiger Herr, ich ver-

ſichre's Euch. Die Kerle ſtanden nur ſo heimlich lachend herum, als wir kamen — es waren wenigſtens ein Dutzend, ja was ſag' ich, zwei Dutzend und griffen heimtückiſch nach Senſen und Flegeln, grad als wollten ſie uns niedermähen, wie Binſengras, oder zerdreſchen, wie Haferſtroh."

„Und warum thaten ſie's denn nicht?"

„Ach, gnädiger Herr, Ihr habt gut lachen — ich weiß wohl, Ihr würdet Euch nicht fürchten ſelbſt vor dem Gottſeibeiuns; aber unſer Einer — na, wir können doch nicht alle ſo brave, wackre Junker ſein."

„Gib Antwort auf meine Frage!"

„Ei ja — dem Himmel ſei Lob und Dank, da kam gerade noch im rechten Augenblicke die liebe, herzgute Elſe — wißt Ihr, gnädiger Herr, die Tochter des Schloßbauern, und befahl den wilden Kerlen, ſich ruhig zu verhalten und uns gewähren zu laſſen. Sie nahm dann noch zwei von ihnen in's Haus hinein, die uns bald drauf einen Tiſch mit bravem Eſſen und Trinken auf den Hof herausbrachten."

„Tropf oder Hallunke!" murmelte der Junker, fragte aber ſogleich in ruhigem Tone: „du haſt alſo die Elſe geſehen — hat ſie geſprochen mit dir?"

„Mit mir, gnädiger Herr? Ei, das will ich meinen. Sie ſagte demüthiglich, wir müßten warten, bis der Vater heimkomme — er ſei ausgegangen; und dann fragte ſie mich auch noch, ob wir auf den Befehl Junker Ulrichs herkämen?"

„Und du, Spitzbube, was haſt du geantwortet auf die Frage?" rief der Junker.

„Barmherziger Himmel — Spitzbube?“ entgegnete der Thurmwart weinerlich; „wie mögt Ihr einem armen Manne, der redlich seine schwere Pflicht erfüllt, solch einen Namen geben, gnädiger Herr? Weiß ich doch schon seit vielen Jahren nie, wem ich gehorsamen soll, ob der gnädigen Frau oder dem Herrn Christoph, und immer geht's übel, folg' ich dem oder dem; aber wenn nun Ihr auch noch kommt, mein gütigster —.“

„Antwort sollst du mir geben!“

Aber bevor die Antwort kam, ließ sich von innen das Geräusch eines leise vorgeschobenen Riegels hören, und erst dann sagte der Mann nun mit festerer Stimme: „Kommt gleich, Junker Ulrich; und kurz und gut, ich gab der Else den pflichtrechten Bescheid, Ihr würdet selbst mit uns gekommen sein, wenn wir ohne den wiederholten Befehl der gnädigen Frau länger auf Euch hätten warten können. Der Herr Verwalter hat mir vorhin schon ein schief Gesicht gemacht darüber; aber so habt Ihr's mit eigenen Worten uns gesagt bei Eurer Heimkunft, gnädiger Herr.“

Der Junker fuhr mit zorniger Hand nach dem Fensterladen, als müßte er denselben aus den Angeln reißen; aber eben so rasch zog er sie wieder zurück und wendete sich dem Hofthore zu.

Als er vom äußern Ende der Allee in den Fahrweg einbog, der am Bache entlang nach dem Gehöfte des Schloßbauern hinabführte, fing er an, langsamer zu gehen, und allmälig erbleichte das dunkle Roth wieder, das sich über sein Gesicht ergossen hatte. „Was soll ich ihm zürnen, dem armen Wichte,“ sagte er leise zu sich selbst; „was ver-

mag er sich dessen? Oder liegt die Schuld an ihm, daß er statt eines furchterregenden Vertreters der Gewalt und strafenden Gerechtigkeit nur ein lautzeugendes Exempel der Schwäche und ohnmächtiger Willkür darstellt? — Nein, nein, daran ist er schuldlos, wenn sich auch die gesunkene Kraft meines Geschlechtes schwerlich in einem deutlichern Bilde versinnlichen ließe, als in der marklosen Aengstlichkeit dieses feigen Tropfes. Ha, wie das so kommen konnte und wie es enden wird! — Und dort drunten — wie soll ich auftreten in dem Hause des Mannes, in dessen Hand, wäre sie im Augenblicke auch nicht mächtiger als die meinige, schon so lange die Ehre unsers eigenen Hauses gelegen hat? — Hallwyl, Hallwyl, dein Stern ist tief gesunken." Herr Ulrich blickte lange sinnend auf die hohen, stillen Baumkuppen, die, aus der Dunkelheit vor ihm aufsteigend, sich mit scharfem Rande gegen den Nachthimmel erheben, bis er plötzlich stillstehend mit bitterm Lachen ausrief: „Halt Junker und überlege, was du thust! Ist das dort vielleicht die Dunkelheit, in der deines Hauses Ehre begraben liegt? — Wenn auch nicht schon hundert Jahr und manchen Tag, doch ohnehin schon allzulange, und die Wehre wird sich hoffentlich ebenfalls dort finden — fünf Mann hoch wenigstens, vermuthlich in gesundem Schlafe begraben. Die Liebe fehlte auch nicht ehedem, und kommt nun noch die blutige Todespein dazu, so hast du einen feinen Spruch gethan, verdammte Hexe. Sehen wir, wie er sich erfüllen mag!"

Die letzten Worte waren kaum über die Lippen gegangen, als von dem Gehöfte her ein Geräusch sich er-

hob, das rasch näher herankam und sich bald als der Schall eilender Schritte erkennen ließ. Und wirklich — in wenigen Augenblicken tauchten mehrere Gestalten aus der Dämmerung auf, die flüchtigen Laufes über die Wiese heranstürmten. „Halt!“ rief Herr Ulrich, den Degen ziehend, „was gibt's da — stillgestanden!“ Aber der Befehl schien wenig Eindruck zu machen auf die fußschnellen Flüchtlinge, und nur mit Mühe konnte er denjenigen, der am nächsten gegen ihn losgestürmt, am Schopfe fassen und festhalten. „Zum Teufel, was soll das,“ rief er, dem Gefangenen in's Gesicht schauend — „wie, du bist's, Jörg?“

„Und Ihr, ah — gnädiger Herr,“ stöhnte der Bursche, nach einem ersten Schreckensrufe aufathmend, „Ihr habt ihn auch schon gesehen?“

„Wen denn, einfältiger Geselle?“

„Ah, ah,“ schnappte der Schloßknecht, scheu um sich blickend, „gerade den, den Ihr genannt habt — den Teufel!“

„Den Teufel?“ erwiderte der Junker, den Gefangenen fahren lassend, wo habt ihr den gesehen?“

„Drunten — drunten beim Schloßbauern, gnädiger Herr — er ist in feuerrothem Kleide über den Hof schnurgerade auf uns losgekommen.“

„Und das sind deine Kameraden, die dort dem Schlosse zurennen?“

„Dem Himmel sei Dank — ja, gnädiger Herr, er hat keinen erwischt von uns.“

„Lauf ihnen nach, Hallunke!“ rief der Junker, „sonst wird er sich einzig am Kragen packen.“

Er blickte dem Davoneilenden, der ſich den Rath nicht zweimal ertheilen ließ, nach, bis er durch die Nacht verſchwunden war. „Ehre und Wehre, Freiherr von Hallwyl," murmelte der Junker, mit der Hand über das zu bitterm Selbſtohne verzogene Geſicht ſtreifend, und wendete ſich dann mit raſchen Schritten wieder den Häuſern des Schloßbauern zu.

IX.

Die äußerſten Spitzen der Mondſichel waren gerade hinter dem gegenüberſtehenden Waldſaume niedergetaucht, dem bläulich dämmernden Sternenſcheine die Hut der ſtillen Gegend überlaſſend, als der Junker das angelweit offen ſtehende Hofthor des Schloßbauern erreichte. Auch da drinnen, auf dem von einer zwiſchen den einzelnen Gebäulichkeiten hinziehenden Mauer umfangenen Hofe war es ſtille, nur daß das gleichförmige Rauſchen der Waſſer hereintönte und in der Entfernung von wenigen Schritten noch ein Lichtſchimmer ſichtbar war. Herr Ulrich blieb einen Augenblick ſtehen und drückte die Hand gegen die Bruſt, um das lauter werdende Pochen des Herzens zur Ruhe zu bringen; dann aber ging er feſten Schrittes auf den Lichtſchein zu. Dieſer rührte von einem Oellämpchen her, das auf einem mit zwei großen, ſtrohbekleideten Flaſchen beſchwerten Tiſche an verkohltem Dochte niederglimmte; daneben ſtanden halbgefüllte Gläſer, von denen die Schloßknechte eben erſt zu ſchleuniger Flucht ſich erhoben hatten, und zur Seite lehnten noch zwei Hallbarten

an der Wand. Der Junker ſchaute umher und hauchte dann haſtig das Lämpchen aus, als würde mit dem Verſchwinden ſeines Scheines auch die Feigheit derer in Nacht und Dunkel vergehen, die ſeines Hauſes Anſehen ſo übel gewahrt hatten. „Doch was ſoll ich hier," murmelte er drauf zwiſchen Wehmuth und Zorn, „die Leute ſind unbekümmert zur Ruhe gegangen, als wären die Wächter zu ihrer eigenen Hut an dieſem Tiſche geſeſſen — kein Laut, kein Athemzug, ich bin zu ſpät gekommen." Mit dieſen Gedanken wollte er ſich wieder dem Hofthore zuwenden und dem folgenden Morgen das Weitere überlaſſen; aber im Augenblick war es ihm, als ob an der gegenüberliegenden Mauer der ſchwache Wiederſchein eines zweiten Lichtes erzittere. Mit forſchendem Blicke ſchritt er, die Hand am Degen, nach der Richtung hin, und kaum hatte er die Ecke des nächſten Gebäudes erreicht, als ihm auch der hellere Glanz aus einem mit dichtem Zweiggeflechte umſponnenen Fenſter entgegendrang. Der Junker ſchlich erfreut, doch leiſe und vorſichtig heran, um Nachſchau zu halten; aber wie ſein Blick durch das unverhüllte Fenſter in das Gemach fiel, wäre ihm jegliche Vorſicht bald in einem nur halbunterdrückten Ausrufe der Ueberraſchung verloren gegangen.

Drinnen im einſamen Gemache ſaß, das Geſicht über ein Buch gebeugt, die Tochter des Schloßbauern. Die Stirn ruhte halb verdeckt auf der emporgehaltenen Hand und die Augen ſchienen ermüdet ſich zum Schlummer geſchloſſen zu haben; wenigſtens deuteten weder die Lider, noch die tiefherabgeſenkten Wimpern eine Bewegung an,

mit welcher der Blick den Zeilen über die breiten Blätter hätte folgen können. Sie ſchläft — du darfſt ſie nicht wecken, flüſterte Herr Ulrich; aber nur mit um ſo behaglicherer Muße ruhte das Auge auf dem unbeweglichen Lichtbilde, vor dem Sorgen und bange Zweifel zerrannen, wie die in verborgenen Schluchten umherhuſchenden Schatten der Nacht vor dem aufwallenden Tagesgeſtirn. Um das in feinen, lichten Wellen über das Haupt geſcheitelte Haar ſchien ein beweglicher Schimmer zu ſpielen, der ſein röthliches Licht bis über die Stirne herabgoß — ein voller Mondenſtrahl, der auf einem Schneefelde ruht. Auf dem obern Theile der Wangen beſpiegelte ſich der geſenkte Seidenflor der Wimpern in einem bräunlichen Schattenkranze, als ſei er berufen, vor dem lichtern Hauche, der gegen den wie eine friſch aufgebrochene Roſe blühenden Mund herabfloß, Wache zu halten. Aber es war nicht blos die Schönheit, die auf Stirn, Wange oder Mund ruhte, die das Auge des Beſchauenden ſo mächtig feſſelte; es war noch etwas Anderes, dem äußern Blicke nicht Erfaßbares und doch allerorten wie ein leicht verhülltes Licht Hervorſchimmerndes, das ſo mächtig zum Herzen ſprach — der Wiederſchein der Seele, den nur die verwandte Seele erſchaut. — „Ja, die verwandte Seele," ſprach es in Herrn Ulrich, der wie geblendet die Hand auf beide Augen drückte, „aber wie ſind unſere Seelen verwandt, du unglückſeliges, verlockendes Zauberbild?" — „Wie ſie es nur immer ſein mögen," kam die Antwort des unſichtbaren Zwieſprechers, und die Hand ſank raſch wieder von den Augen herab, um deren ſehnſüchtigem

Begehren freien Lauf zu laſſen. Aber an dem kleinſten Finger der vom Lichte purpurn durchſchimmerten Hand, die da drinnen das müde Antlitz ſtützte, glitt jetzt langſam ein glänzender Funke nieder, dem bald ein zweiter und dritter folgte, als wollte ſich ein Diamantenkranz um die feinen Formen ſchließen. Herr Ulrich folgte mit den Blicken dieſem beweglichen Geſchmeide, bis die erſten der flimmernden Lichtlein, von den nachfolgenden gedrängt, verglommen waren und glanzlos auf das Buch hernieder-fielen; dann rief er, von einem plötzlichen Gefühle des Mitleids übermannt ſich ſelbſt vergeſſend: „Du ſchläfſt nicht — du weinſt Elſe?“

Während der Rufer über den Laut des eigenen Rufes erſchrecken vom Fenſter zurückfuhr, ſchaute auch drinnen ein erſchrockenes Antlitz empor; aber noch ehe der Junker in ſeltſamer Verlegenheit einen Entſchluß gefaßt, hatte Elſe, ſich ſcheu dem Fenſter genähert und fragte mit freudigbanger Stimme: „Gütiger Gott — biſt du da?“

„Ich weiß nicht, wen Ihr erwartet,“ antwortete der Junker wieder an's Fenſter tretend: „doch wollt' ich Euch nicht erſchrecken, Jungfrau Elſe — ich bin's, Ulrich von Hallwyl.“

„Erſchreckt habt Ihr mich gleichwohl,“ ſagte Elſe, nachdem ſie die ergriffene Lampe wieder mit langſamer, zitternder Hand auf den Tiſch geſtellt; „doch iſt's nun ſchon vorüber. Eure Leute im Hofe draußen, die Euch längſt erwartet, werden Euch geſagt haben, daß der Vater noch nicht heim iſt, Junker Ulrich.“

„Meine Leute ſind nicht mehr im Hofe, und iſt der

Vater noch nicht heimgekommen, so wünscht' ich ein Wort mit Euch zu sprechen, Else. — Ihr dürft Euch nicht fürchten vor mir," fügte Herr Ulrich hinzu, als die Antwort nicht sogleich erfolgte, wenn der Vater indessen zurückkehren sollte; „ich wiederhole Euch, unsere Leute sind im Schlosse droben."

„Ich wüßt' auch nicht, warum ich Euch fürchten sollt'," erwiderte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „dort zur Rechten ist die Thüre, ich werde sie aufschließen, Junker."

Else ergriff sofort die auf dem Tische stehende Lampe, um auf den Flur hinauszugehen; aber kaum war es dunkel geworden drinnen im Gemache, als eine feste Stimme hart hinter dem Junker sagte: „Ein später Besuch, Junker Ulrich." Bei der unerwarteten Anrede drehte dieser sich rasch um und sprang mit einem nicht zu unterdrückenden Ausrufe des Schreckens zurück, als er in der Dunkelheit eine, wie es ihm vorkam, über menschliche Größe hinausragende Gestalt in feuerrother Farbe vor sich aufragen sah.

„Wer bist du?" rief er seine Besonnenheit schnell wiedergewinnend, während doch ein kalter Schauer als Nachhall des unvorbereiteten Schreckens über seine Glieder rieselte — „was willst du hier? Steh' fest!"

„Das werd' ich wohl, bis Licht kommt," erwiderte der Rothe, und Ihr mögt deshalb Euern Degen unbesorgt wieder in die Scheide stecken; ich meinte eben, Ihr wolltet etwas von mir oder meiner Tochter, Junker."

„Nun beim Himmel," erwiderte Herr Ulrich ärgerlich, als gerade die Thüre aufging und Elsens Licht auf

das ruhige Gesicht ihres Vaters fiel, „ich dachte nicht daran, daß der Schloßbauer sich vergnüge, um Mitternacht im Großvaterstaate herumzuwandeln."

„Thut Ihr das doch bei Tag und Nacht, von innen und außen, Junker," lautete die Antwort; „übrigens irrt Ihr Euch im Alter meines Staates; mein Wamms wär' wohl zu klein gewesen für meinen Großvater. Doch hier ist die Thüre geöffnet für Euch, Junker, wenn Ihr erlaubt, werde ich mit eintreten."

Es lag etwas in diesen Worten, das den Junker bei all' seiner Furchtlosigkeit einen Augenblick überlegen ließ, ob er dem Voranschreitenden folgen solle; war es nun doch klar, daß dieser trotz des Ableugnens der Tochter schon längere Zeit im Gehöfte und kein Anderer als er das Schreckbild gewesen sein mußte, das die Schloßknechte in die Flucht gejagt; auch Else empfing den Ankömmling ohne ein Zeichen des Staunens oder der Ueberraschung, obgleich ihre Stimme hörbar bekümmert klang, als sie zu ihm sagte: „Du bist lange fortgeblieben, Vater — ich war in Sorge deinetwegen." Doch diese leise Empfindung der Besorglichkeit konnte nicht tiefern Boden fassen in der Brust des Junkers, und ohne eine Antwort zu geben, folgte er dem voranschreitenden Mädchen durch den Flur in's Haus hinein.

In's Gemach getreten löste der Schloßbauer sogleich einen breiten Gurt von den Hüften und hob das daran hängende kurze, breite Seitengewehr, wie es die Landleute bei feierlichen Anlässen noch immer zu tragen pflegten, an einen hölzernen Wandhaken empor; darüber warf er

den breitrandigen Hut und begann dann zwei, drei Mal, die Hände über den Rücken gelegt, die Stube auf- und niederzuschreiten, während der Junker auf Elfens unbefangene Einladung sich am Tische niederließ. Herr Ulrich mußte sich nicht ohne ein Gefühl der Bewunderung gestehen, daß der Mann, der da vor ihm hin- und wiederging, in seiner jetzigen Tracht ganz anders aussah, als heute droben im Schloßhofe in dem groben Wollmantel und den weiten, zwilchenen Pluderhosen, und unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Der freilich läßt sich nicht schlagen ohne Gegenschlag. Der rothe Leibrock, über den um den Nacken ein handbreiter, weißer Kragen geschlagen war und der vornen von einer dichten Reihe kugelförmiger, silberner Knöpfe zusammengehalten wurde, umschloß den gewaltigen Oberkörper so fest und stramm, wie die Rinde den Eichenstamm; gegen die Knie herab fiel er in halbglockenförmigen Falten auseinander, um den mit knapp anliegenden, gelben Lederhosen bekleideten Schenkeln freien Raum zum Ausschreiten zu geben. Vom Fuße weg zogen sich bis nah' an das Knie herauf ebenfalls gelblederne Stiefelschäfte, die, auf der einen Seite offen, durch kreuzweis übereinandergehende Riemen zusammengezogen waren. „Ihr seht mich verwundert an in meinem Kleide," sagte der Schloßbauer mit einem seltsam freundlich-spöttischen Tone vor dem Junker stehen bleibend, „und doch ist's nur mein Hochzeitskleid. Ihr mögt Euch auch wohl erinnern, daß bis vor etwa zwanzig Jahren das Soldatenkleid unserer Leute gerade diesem da geglichen hat. Es gibt noch viele Rothröcke im Lande,

wenn sie auch nicht jeden Tag aus Kisten und Kasten kommen, Junker Ulrich!"

Die letzten Worte waren mit nachdrücklicher, wie drohend anklingender Stimme gesprochen und der Junker entgegnete daher mit einem festen Blicke auf den vor ihm Stehenden: „Ich entsinne mich dessen wohl, was Ihr sagt, und Rothröcke hab' ich schon mehr als genug gesehen in meinem Leben; verwundern muß ich mich aber doch, was Euch in so hochzeitliche Stimmung versetzt, daß Ihr gerade heute das Staatskleid hervorholt, Nußbaumer. Unter den mir bekannten Begegnissen kann ich keinen triftigen Grund finden."

Else, die bisher schweigend und gesenkten Blickes am Tische gestanden, rückte dem Vater einen Stuhl entgegen, während sie, wie der Junker wohl bemerkte, ihm mit einer Miene voll ängstlicher Bitte in's Antlitz schaute. Der Schloßbauer setzte sich und sagte dann, während nun ein fast wehmüthiger Ausdruck sich auf sein Gesicht legte: „Da mögt Ihr wohl recht haben, Junker Ulrich, ein Tag der Freude und des Glückes ist's nicht gewesen; kommt Ihr doch wohl in so später Nacht Euern Gefangenen zurückzuholen!"

„Mein nächster Zweck war das nicht bei meinem Gange," erwiderte der Junker ernst; „ob er's nun wird, hängt von der Antwort auf meine Frage ab, die ich an Euch stellen muß, Nußbaumer."

„Und diese Frage lautet, Junker Ulrich?"

„Ist es wahr, Schloßbauer, daß Ihr Euch zu den Rebellen halten wollt, die, wie ich weiß, auch in un-

ferer Gegend ihr verdammliches Weſen zu treiben unterfangen?"

„Ja, dem iſt ſo, Junker, und eben dieſe Nacht hab' ich mit ſolchen Leuten Rückſprach gehalten."

Elſe ſtieß bei dieſer Antwort, indem ſie das noch immer offen auf dem Tiſche liegende Buch zuſammenlegte, einen tiefen Seufzer aus; der Junker aber rief aufſpringend: „Wie, und das wagſt du mir mit kaltem Blute in's Geſicht zu ſagen?"

„Ich ſag' es Euch," erwiderte der Schloßbauer ohne eine Miene zu verziehen, „weil Ihr mich drum befragt habt, und weil Menſchenfurcht ebenſo fern von mir iſt, als Unwahrheit, Junker."

„Nun dann," fuhr dieſer, von der Kaltblütigkeit ſeines Gegenübers mehr gereizt als beſchwichtigt, fort, „ſo magſt du auch den Lohn deiner Wahrhaftigkeit dahinnehmen. Ich habe mich belehren laſſen, daß du trotz deines an unſerm Vetter begangenen Frevels heute von uns in deinen hergebrachten Rechten verletzt worden ſeieſt; deshalb bin ich hergekommen. Jetzt aber verhaft' ich dich als Verſchwörer und Rebellen."

„Das thut Ihr nicht, Junker!"

„Ob ich's thu'? Hier ſiehſt du's!"

Unter dieſem Ausrufe hatte Herr Ulrich mit der Rechten den Degen gezogen und wollte mit der Linken nach dem unbeweglich vor ihm Sitzenden greifen; aber noch bevor er ihn berührt, wurde ſein ausgeſtreckter Arm niedergezogen und ſein Blick fiel auf zwei thränenglänzende Augen, die ihm mit plötzlicherer Gewalt Halt geboten, als es

vielleicht die unbewehrte Kraft ſeines Gegners für den Augenblick vermocht hätte. Es kam kein Laut über Elſens Lippen, die mit ihren beiden Armen den ſeinigen umſchlungen an ſich zog; aber das bange Beben ihrer Glieder ergoß ſich wie ein lähmender Strom nach ſeinem Herzen, ſo daß er faſt widerſtands- und willenlos der leiſen Gewalt nachgebend ſich auf ſeinen Stuhl zurückziehen und die erhobene Klinge gegen den Boden ſinken ließ.

„So laß doch den Junker los," rief der Nußbaumer, ohne eine Hand zu erheben, während jener ſein Antlitz den nahen Athemzügen der Jungfrau entgegenhielt, als wollt' er ſich die aufſteigende Gluth weghauchen laſſen; „ſo laß ihn doch, Elſe; zwei redliche Männer werden ſich ſchon verſtändigen ohne Weiberhülfe."

Elſe mochte jedoch im Augenblicke nicht ganz der Meinung ihres Vaters ſein; wenigſtens fühlte der Junker, wie ſie trotz der beſchwichtigten Gefahr und ergangenen Ermahnung ſeinen Arm nochmals mit einem langen Drucke und aufleuchtenden Blicke an ihre Bruſt preßte, bevor ſie ihn dann langſam und zögernd fahren ließ.

„Ihr ſcheint ganz das raſche Blut Eures Vaters, des ſeligen Herrn in ſeinen jüngern Jahren zu haben, Junker," fuhr der Schloßbauer ſogleich in ſeiner unverwüſtlichen Ruhe fort, als ob kaum ein lautes Wort gewechſelt worden wäre; „aber das legt ſich bald wieder, wenn nur der Quell geſund iſt, aus dem es entſpringt. Und der muß geſund ſein bei Euch, Herr Ulrich — ich glaub' es. Drum wär' ich ſchon auch noch gekommen, Euch zu danken, daß Ihr mein gutes Recht nicht ganz wollet zertreten laſſen.

Ihr habt befohlen, mir die Eisen abzunehmen, das vergißt Euch der Nußbaumer nie, Junker Ulrich!"

„Und doch willst du zum Rebellen werden gegen mich!" rief der Junker.

„Nicht gegen Euch, Herr Ulrich, nicht gegen Eures Vaters Sohn und Erben — glaubt es mir."

„Nicht gegen mich, und gegen wen denn?" erwiderte der Junker, an dem der warme Ton der letzten Worte nicht wirkungslos verklungen — „was meint Ihr denn, daß Rebellion und Bürgerkrieg sei? Habt Ihr sie schon gesehen in der Nähe, im eigenen Lande? Nein, das habt Ihr nicht, Nußbaumer; aber ich — ich bin dabei gewesen und ich sag' Euch, mir graut trotz langer Angewöhnung jetzt noch manchmal bei der Erinnerung an die schrecklichen Bilder, die mir entgegengetreten sind. Oder glaubt Ihr, es lasse sich da genau ausscheiden und markten über Mein und Dein, zwischen mir und dir? Meint Ihr nicht, ich müßte Euch von dem Orte aus, auf den ich gestellt bin, niederstoßen, sobald Euch meine Degenspitze erreichen möchte? Nein, nein, Mann, ist der Brand einmal angefacht, so legt er Haus und Hof in Asche, ohne zu fragen, wem sie gehören und wer darin zu Grunde gehe!"

„Gerade weil ich mir Alles das vorstelle, wie Ihr es beschreibt, hab' ich meine Zusage gegeben, mitzuhalten."

„Ihr sprecht das aus, als ob es sich um ein Kartenspiel handelte," rief der Junker mit einem zornigen Blicke; „aber ich sag' Euch, der Trumpf wird mit Eurem Kopfe ausgespielt werden, verblendeter Mann!"

„Das ſteht in Gottes Hand," erwiderte der Schloßbauer gelaſſen; „aber ſeht, Herr Ulrich, als heute der ganze Haufe hinter mir her in den Schloßhof ſtürzte, wie eine Meute Hunde, die den Schweiß des wunden Thieres gefunden, und dann doch wieder auf ein Wort zurückging, da hab' ich den Entſchluß gefaßt, zu thun, was ich bisher verweigert hatte. Jetzt iſt's geſchehen und bleibt."

„Ihr hättet es alſo nicht gethan, weil Ihr Euch gekränkt und von Gefahr bedroht glaubtet?"

Der Schloßbauer ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Deswegen noch nicht, Junker, ich würde mich wohl gewehrt haben zur rechten Zeit. Was ich aber Euch bitten wollte — Ihr ſolltet von dem Dinge fern bleiben, Junker Ulrich."

„Ich? — Ich glaube, es gelüſtet Euch, Euren Spott mit mir zu treiben!"

Der Schloßbauer machte abermals eine langſam abwehrende Bewegung mit dem Kopfe und faßte dann ſchweigend nach dem Buche, das auf dem Tiſche lag. Es war ein großer Band, den der Junker für eine Hausbibel gehalten hatte, mit ſchweren an den Kanten ſilberbeſchlagenen Deckeln und mit zwei maſſiven, ſilbernen Schließhaken; aber als der Nußbaumer ein paar Blätter umgeſchlagen und nun das Buch Herrn Ulrich entgegenſchob, fiel der Blick des letztern ſogleich auf ein großes Schlachtenbild; zunächſt jedoch blieb er an einigen feuchtdunklen Flecken haften, die am untern Rande bemerkbar waren. Die Thränenſpuren Elſens, dachte er zu dieſer auf-

ſchauend, das iſt das Blatt, über das ſie ſich hingebeugt. Er blickte nun haſtig näher auf das Bild und rief betroffen: „Murten — die Schlacht bei Murten!“

„Ja, das iſt das Chronikbild von der Murtenſchlacht,“ erwiderte der Schloßbauer ſich ebenfalls näher auf das Bild vorbeugend; „und ſeht da in der Mitte des dichten Haufens, der auf das große Burgunderpanner losſtürmt, da ſteht Euer Ahnherr mit dem ſieghaften Schwerte — man meint ſein Funkeln und Blitzen zu ſehen; aber wißt Ihr auch, wer die ſind, die ihn ſo mannhaft umſtehen mit Spieß und Hallbarte, wie eine Eiſenmauer?“

„Dem Fähnlein nach zu ſchließen iſt es eine Schaar Herrſchaftsleute,“ ſagte der Junker ſeltſam ergriffen von dem unerwarteten Bilde und dem gehobenen Tone der Stimme des Schloßbauern; da auf den Helmhauben iſt auch unſer Wappen bemerkbar gemacht.“

„So iſt es, wie Ihr ſagt, es iſt das Fähnlein der ſieben Dörfer,“ fuhr der Schloßbauer fort, während auch Elſe ſich ſo nah zu dem Bilde niederbog, daß ihr Athem abermals die Stirn des Junkers umfäuſelte; und ſeht da, der vorwärts drängende Fahnenträger, das iſt einer meiner eigenen Vorfahren, Kunz, der Nußbaumer, hat er geheißen!“

„Wie, das wißt Ihr ſo genau?“ fragte der Junker ungläubig; „es iſt ſchon lange her ſeitdem.“

„Für mich nicht länger als für Euch, Herr Ulrich,“ ſagte der Nußbaumer ernſt, „und was ich weiß iſt gut bewahrt worden in unſerm Hauſe, von Kind zu Kindeskind, glaubt es mir. Aber warum ſollte heute der Enkel

des Ritters Haus nicht ebenso getrost zu seinen Herrschaftsleuten stehen, wie dieser es gethan?"

„Ah, da will's hinaus?" erwiderte der Junker über die weitausholende Ueberredungskunst des Bauern lächelnd; „nein, nein, da habt Ihr fehlgegriffen, Nußbaumer."

„Nur, wenn Ihr mich falsch verstehen wollt," lautete die Antwort; „ich hab' Euch schon gesagt, Ihr möchtet jetzt dem Dinge fern bleiben. Dafür aber halt ich, daß die Kindeskinder dieser Männer, die stehend und fallend Eurem Ahnherr Ruhm und Sieg erstreiten halfen, nicht zu Jagdhunden dressirt werden sollten."

Das Lächeln verschwand von den Lippen des Junkers bei diesen Worten, um einem zornigen Zucken Raum zu machen; doch bevor dieses noch einen andern Ausdruck gefunden, fuhr der Schloßbauer fort: „Nein, mein Herr Ulrich, das Wort ist nicht gesagt, um Euch zu erzürnen oder weh zu thun, weiß ich ja wohl, daß das Verhaben weder von Euch ausgegangen ist, noch daß Ihr Freude daran hattet. Doch nun hört, es ist nach meiner Meinung das Einzige, über das sich die Herrschaftsleute ohne Ausnahme mit Fug und Recht beschweren konnten — alles Andere, was seit dem Tode des gnädigen Herrn vorgefallen, wird vergessen und vergehen, wenn die Herrschaft in Eure Hände fällt. Drum sag' ich Euch auch, Junker Ulrich, die nun trotzig werdenden Begehren des Volkes, die Ihr Rebellion nennt, sind nicht gegen Euch und Eure Rechte gerichtet, oder wo das geschehen sollte, will ich eben dabei sein; aber was wollt Ihr Euch in Dinge mischen, die Ihr nicht verschuldet und für die Ihr

Euch darum auch nicht zu verantworten habt? Oder haben die Herren vom Regiment in Bern ſich etwa von jeher großen Dank verdient um Euer Haus, Junker? — Die Chronik da weiß nicht viel zu erzählen davon und Euer ſeliger Herr Vater wußte noch weniger. Wir wären heute auch noch zur Jagd gegangen, ich voran, wenn der Eimer nicht ſchon von anderer Seite zum Ueberlaufen voll geweſen wäre, in den der ſchwere Tropfen fallen wollte! Verlaßt Euch darauf, Junker von Hallwyl!" —

Die Vorboten des Zorns waren allmälig wieder, wie vorhin das Lächeln, von den Lippen des Junkers verſchwunden und mit unverhohlener Verwunderung ſchaute er auf den Mann, der ſonſt kurz und karg in Worten, nun hochaufgerichtet mit erhobener Hand wie ein ermahnender Prophet vor ihm ſtand. Seine Reden hatten mehr als eine lautanklingende Saite in der Bruſt Herrn Ulrichs berührt und es wehte ihm ein Hauch entgegen aus denſelben wie friſcher Waldesodem. Hatte ſich ja das altfreiherrliche Blut ſchon oft genug empört über den dünkelhaften Hochmuth dieſes neugebackenen Städteadels, deſſen Stammbaum mit kaum fingerlanger Wurzel in die Werkſtatt des ehrſamen Meiſters zurückreichte, deſſen Zweige ſich aber um ſo mehr bemühten, mit ihrem üppigen Laubwerk den Glanz der alten Geſchlechter in Schatten zu ſtellen! Und wahr war es ja auch, was hatte der Junker mit den geldſüchtigen Verordnungen, mit dem Zins- und Krämerwucher des Regiments zu ſchaffen, unter denen ſein eigenes Haus am Ende nicht weniger zu leiden hatte, als ſeine Unterthanen! Nein, die Mahnung an dieſe

Dinge konnte nicht blos aus der Ueberredungskunst eines pfiffigen Rebellen entspringen, dafür hatte der Mann auch keine Ursache, der aus freier Ergebenheit dem herrschaftlichen Hause schon so manches Opfer gebracht und der vielleicht mit noch tiefern Banden an dasselbe geknüpft war, als eben zu Tage lag!

Bei diesem Gedanken wurde dem Junker wieder schwül um's Herz und er mußte sich erheben, um einige Schritte hin- und herzugehen; denn gerade in dem noch Verborgenen, Unaufgeklärten mußte ja die Erklärung des Benehmens und der Absichten des Bauern zu finden sein; aber wie die Lösung des Räthsels erlangen, von diesem ebenso furchtlosen als ruhig überlegenden Manne, der für einmal außer dem Bereich der äußerlichen Gewalt sich befand? —

Der Schloßbauer ließ seine Blicke eine Weile schweigend auf dem Hin- und Widergehenden ruhen und sagte dann, sich ihm nähernd: „Hört, Junker Ulrich, es ist schon spät und ein schwerer Tag war der heutige auch für Euch, ich glaub' es. Der Müde aber soll keine Entschlüsse fassen, die weit hinausreichen, es fehlt ihnen sonst das rechte Mark und die Kraft zur Ausführung. Wollt Ihr, daß ich morgen zur Verantwortung meines Begehens an Eurem Vetter im Schloß erscheine, so schickt mir einen Boten, ich werde kommen. Geschieht dies nicht, so gebt unserm Hause am Abend, wenn es still geworden, nochmals die Ehre; dann will ich Euch sagen, was der selige, gnädige Herr gewiß wenigstens Eurem armen Bruder Konrad mitgetheilt haben würde, wenn der Tod nicht

ſo unvermuthet und plötzlich über ihn gekommen wäre. Das wird Euch für Vieles einen Fingerzeig geben. Wollt Ihr?"

Herr Ulrich drückte die Hand an's Herz, das bei dieſer Frage mit faſt hörbarem Schlagen zu pochen begann. Hier ſtand er alſo unverſehens an der Schwelle, hinter der ihm ſeine beängſtigenden Zweifel und Fragen gelöst werden konnten. Und doch freute er ſich, daß noch ein Tag vergehen ſollte, bevor er dieſe Schwelle überſchritt! — „Ich werde mich einfinden," antwortete er ernſt; „Ihr ſprecht im Namen eines Todten und werdet mir die Wahrheit ſagen."

X.

Die Mondſichel neigte ſich abermals tief auf den bewaldeten Bergſaum nieder, als der Junker das bereits ſtill gewordene Schloß verlaſſend den Fahrweg nach dem Hofe des Nußbaumers betrat. Die Erwartung auf die nächſte Stunde verdrängte faſt die Erinnerung an das eben erſt Vergangene, und doch war auch der heutige Tag ein vielbewegter und ruheloſer geweſen. Schon am frühen Morgen hatte die Freifrau die gewaltſame Gefangennehmung des Schloßbauern auf's Neue in's Werk ſetzen wollen, wobei es bei dem Widerſtande, den der Junker, von dem Verwalter unterſtützt dieſem Beginnen entgegenſtellte, nicht ohne verletzende und harte Worte abgehen konnte. „Hab' ich es nicht ſchon tauſendmal deinem Vater geſagt," rief die leidenſchaftliche Dame ihrem Sohne

zu; „es fließen zehn Tropfen Bauernblutes neben einem ächten, adeligen in den Adern euern Geschlechtes; darum habt ihr euch auch von jeher auf die Seite der Canaille gestellt, wenn ich die Ehre des Hauses aufrecht erhalten wollte, wie sich's gebührt."

Der Junker würde vielleicht diesen Ausfall, der ihm ein schmerzliches Streiflicht auf das gegenseitige Verhältniß seiner Aeltern warf, aus Achtung gegen die Frau und Schonung für die Mutter, ohne besondere Erwiderung gelassen haben, hätte ihn der lothringische Vetter, der sich außer einigen Quetschungen wieder ziemlich munter befand, drob nicht mit einem so geringschätzig höhnischen Blicke angeschaut, als gälte der Schimpf nicht ihm, dem Erben von Hallwyl, sondern dem geringsten Stadtjunker. So aber rief er erbittert: „Und doch waren die Herren und Bauern von Hallwyl nicht zu gering, Frau Mutter, um in dem verfallenen Burgstall Eurer Sippe wieder Thor und Fenster herstellen zu lassen!" — Die Freifrau schleuderte auf diese Antwort zuerst gegen den Verwalter und dann gegen ihren Sohn zwei jener unheimlich flimmernden Blicke, die wie ein im Auge verlängerter Rachegedanken erschienen; darauf aber wendete sie sich gegen den Verwandten und sagte spöttisch: „Nun siehst du Alphons, daß ich nie zuviel gesagt und geklagt habe."

Diesem Zwiespalte wurde noch bevor er die schlimmste Spitze erreicht ein ebenso plötzliches als unerwartetes Ende gemacht durch die Ankunft eines reitenden Boten, der vom Landvogte auf Lenzburg abgeschickt war. Dieser meldete in einem eilfertigen Schreiben, daß nach Berichten,

die während ſeiner kurzen Luſtbarkeit in Hallwyl eingegangen, jeden Tag der Ausbruch eines weitverzweigten Bauernaufſtandes zu erwarten ſei. Leider vermöge er bei den geringen, zuverläſſigen Hülfsmitteln, die dem Regimente in Bern annoch zur Verfügung ſtehen, ſeinen Gaſtfreunden keinen militäriſchen Schutz zuzuſichern, und das Beſte möchte deshalb ſein, ſie kämen ihrer Sicherheit wegen noch rechtzeitig zu ihm auf das feſte Schloß Lenzburg. In einer Nachſchrift war beigefügt, der dem Landgerichte zuſtändige Schloßbauer habe ſelbſt Anzeige machen laſſen von ſeinem ſcheußlichen Vergehen gegen den Hrn. v. Venel; es ſcheine jedoch nicht räthlich, den Verbrecher gegenwärtig gewaltſam einzufangen, und es ſei auch nicht Zeit vorhanden, gehörig der Gerechtigkeit zu pflegen. — So wenig Herr Ulrich ſonſt auch zur Schadenfreude geneigt war, ſo hatte er nun doch Mühe, eine kleine Lachluſt zu unterdrücken, als er über dem Verleſen des Schreibens die übel verhehlte Unruhe des Herrn von Venel bemerkte. Auch die Züge der Freifrau hatten einen plötzlich veränderten Ausdruck angenommen. „O du mein Himmel," rief ſie klagend aus, „daß ich dich veranlaſſen mußte, in dieſes unglückſelige Land zu kommen, mein armer Alphons; wie werd' ich das vor dem Marquis, deinem Vater, verantworten!" — „Darüber könntet Ihr Euch tröſten, Frau Mutter," ſagte Herr Ulrich kalt, „ich ſtelle mir vor, Euer Bruder, der Marquis, werde ſich Glück wünſchen, daß ſeinem Sohne Gelegenheit geboten wird, Euch im Nothfalle ſchützen und ſchirmen zu helfen." — „Gegen jeden ritterlichen Feind," intonirte der Herr von Venel in

etwas unsicherem Tone, „gewiß; aber gegen die gemeine Canaille zu kämpfen — hätt' ich doch den Schurken gestern nur gleich niedergeschossen." — „Nun, Herr Vetter," sagte der Junker, sich gegen die Thüre wendend, „es bleibt wohl noch Zeit zur Ueberlegung, ob Ihr mit der Freifrau nicht das Anerbieten des Herrn Landvogtes annehmen wollt. Ich meinestheils würde rathen dazu."

Herr Ulrich machte sich hierauf, nachdem er das Gemach verlassen und dem Verwalter einige Weisungen ertheilt hatte, unverzüglich an die Untersuchung der Vertheidigungsfähigkeit und der Waffenvorräthe des Schlosses. Beides fand er in ziemlich befriedigendem Zustande, und auch die Schloßknechte, von deren Mannhaftigkeit er eben keine großen Erwartungen hegte, stellten sich recht handlich an, als ihnen der Ernst vor Augen gerückt wurde. Mit bekümmertem und sorgenvollem Gesichte kam dagegen am Spätnachmittage der Verwalter in's Schloß zurück; er war vergeblich in den Dörfern fast von Haus zu Haus gegangen, um die benöthigten Fruchtvorräthe herbeizuschaffen — nicht zwei Säcke hatte er auftreiben können. Die Bauern waren mit allerlei Ausflüchten bei der Hand und manche hatten sich nicht einmal mehr die Mühe genommen, zu solchen zu greifen. „Wenn ich das baare Geld auf den Tisch legen könnte," sagte der Alte betrübt, „so möcht' es da und dort vielleicht noch gelingen; sonst aber ohne Gewalt nimmermehr." — „Wie ... auch daran fehlt es?" rief der Junker erröthend; „dann freilich sind wir schlimm bestellt." Der Verwalter zuckte leise mit den Achseln. „Ich kann Ihnen jeden Augenblick meine Bücher

und Rechnungen vorlegen, Junker Ulrich," ſagte er; „es wäre mir lieb, wenn Ihr Einſicht nehmen wolltet davon."— „Nein, nein," machte der Junker mit einer abwehrenden Handbewegung, „ſo war's nicht gemeint, Chriſtoph, und alle Rechnungen würden uns auch wenig helfen für den Augenblick. Doch guter Rath iſt theuer hier; Getreide müſſen wir haben und Gewalt dürfen wir für einmal noch nicht anwenden dazu. Wißt Ihr gar keinen Weg mehr, Chriſtoph?"

„Noch Einen vielleicht; aber ich habe mich geſcheut, hinzugehen."

„Und das wäre?"

„Der Schloßbauer."

„Nein, nein," rief der Junker raſch, „da habt Ihr wohlgethan; dort klopfen wir nicht an, wenigſtens jetzt nicht."

So ſtanden die Beiden noch rathlos berathſchlagend, als ein hochgethürmter Wagen von drei kräftigen Roſſen gezogen, die Allee herankam und langſam auf den Hof hereinknarrte. „Was haſt du da, Heiner," rief der Verwalter dem Fuhrmann entgegen, „woher kommſt du?"

„Nu, weit nit, Herr Chriſtoph," erwiderte der Burſche, die Pelzmütze von dem grauen Kopfe nehmend; „da iſt das Mehl, das Ihr vor einiger Zeit meinem Meiſter abgekauft, und dann ſei auch noch eine Tracht verrechneten Zehntens dabei. Der Schloßbauer hat geſagt, er könnte nicht länger gutſtehen für die Waare in ſeinem Hauſe und ſo mögt Ihr ſie aufſpeichern."

Der Junker warf einen großen, fragenden Blick auf

den Verwalter; aber dieser sagte, ohne etwas davon bemerken zu wollen, gelassen zu dem Knechte: „Nun ja, Heiner, wenn es deinem Meister daran gelegen ist, das können wir schon machen. Fahre nur dort zum innern Kornboden, die Knechte sollen dir abladen."

„Was will das bedeuten," fragte der Junker leise, als der Knecht seine Rosse anziehen ließ, „solltet Ihr wirklich nicht mehr gewußt haben von dem Kaufe — zum Vergessen scheint er mir doch zu beträchtlich."

„Was nie geschehen, ist auch nicht zu vergessen oder vielmehr nicht zu wissen," erwiderte Herr Christoph vergnügt die Hände reibend; „aber was sollten wir uns viel plagen darum, Junker Ulrich? Hab' ich Euch nicht gesagt, daß die Nußbaumer schon oft genug unberufen erschienen sind, wenn man ihrer bedurfte?"

„Und Ihr seid wirklich nicht dort gewesen?"

„Pfui — nein; am Haus vorbei bin ich gegangen, aber den Muth hatt' ich nicht, hineinzugehen. Doch was ich stets sagte, die Race ist ächt und schlägt nicht so leicht aus ihrer Art." Damit klopfte Herr Christoph auf seine Dose, um mit großem Bedachte eine Prise zu nehmen — ein Luxus, den er sich stets nur in den vergnüglichsten Augenblicken zu erlauben pflegte.

In gleichem Maße konnte sich nun freilich der Junker nicht freuen über die unerwartete Hülfe, auch wenn er sich gestehen mußte, daß es wirklich eine Hülfe in der Noth gewesen, die zudem auf eine möglichst schonende Art gebeten war. Dem sich wohl auch zudrängenden Gedanken, ob der Schloßbauer glaube, durch solche Mit-

tel einen beſtimmenden Einfluß auf ſeine Anſichten und Wünſche zu gewinnen, gab er nicht weiter Raum, der Mann hatte einen allzu entſchiedenen Eindruck auf ihn gemacht; aber eines bedrückenden Gefühls der Abhängigkeit und einer daraus entſpringenden Demüthigung konnte er ſich doch nicht erwehren, und dieſes Gefühl kam nun wieder mit vermehrter Stärke über ihn, als er das Gehöfte des Nußbaumers vor ſeinen Blicken ſich aus der Nacht erheben ſah. „Wie," ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſeine Schritte langſamer gehen ließ, „wie möchteſt du es ertragen, wenn er dir nun anvertrauen würde, daß er All' das, früher und jetzt, nicht meinem Vater oder uns zu lieb gethan, ſondern des Kindes wegen, das unter ſeinem Dache aufgewachſen, ihm wie das eigene Kind lieb geworden? Oder noch mehr, wenn er mir geſtünde, daß ſeine anhängliche Opferbereitwilligkeit nur von einem geheimen Rachegedanken geleitet worden wäre — denn gewiß iſt's, daß jetzt ein ſchöner Theil der Ehre unſeres Hauſes ebenſo gut in ſeine Hände gelegt iſt, als ſeine eigene Hausehre einmal bloßgeſtellt geweſen ſein könnte. Aber wie kommſt du eigentlich zu dieſen Verſtellungen, Ulrich!" rief der Junker ſtehen bleibend; „erſchrickſt du nicht vor den Folgen der Beleidigung, die du dadurch auf das Grab des Vaters ſchleuderſt? — Nein, nein, er konnte menſchlicher Schwachheit erlegen ſein und geirrt haben, beſonders in den Verhältniſſen, von denen ich früher keine Ahnung gehabt und die wohl noch ſchlimmer geweſen ſein mögen, als mich die wenigen Andeutungen über dieſelben jetzt ſchon befürchten laſſen; aber einer un-

edlen Handlung ist er nie fähig gewesen, nie, Ulrich; und wären deine Gedanken nicht so plötzlich und gewaltsam aus all' ihren bisherigen Geleisen geworfen worden, so würde sich auch nie eine leiseste Ahnung solcher Dinge in deine Seele haben einschleichen können. Elie mag meine Schwester und der Nußbaumer nur ihr Pflegevater sein — ich erwarte das als das Geheimniß, dem ich fast unbewußt, vielleicht durch den Instinkt des Blutes mehr, als durch die Andeutungen äußerlicher Umstände auf die Spur gekommen, und das nach den Worten des Nußbaumers mein Vater dem Bruder noch mitgetheilt haben würde, hätte der plötzliche Tod nicht seinen Mund verschlossen. Aber der Schloßbauer kann auch nur der wohlvertraute und wohlbestellte Pflegevater des Mädchens sein — eine weitere Unehre ist nicht verbunden damit, gewiß nicht." — Mit dieser Selbstberuhigung begann der Junker wieder schneller vorwärtszugehen; doch nur, um nach wenigen Schritten auf's Neue stehen zu bleiben. „Aber warum der Schloßbauer meinem Bruder das Geheimniß nicht anvertraut? Oder glaubte er anfänglich, Konrad wüßte vom Vater her darum und wagte, als sich dies nicht bestätigte, nur verhängnißvolle Andeutungen, die dann jenen Trübsinn zur Folge hatten, von dem mir der alte Johann und Dietrich erzählt? — Ach, was hilft es, all' diese Zweifel noch einmal durchzukämpfen; einer kettet sich an den andern, ohne daß mir Licht käme. Dort magst du's finden — vorwärts, Ulrich!" —

Auf dem Hofe des Schloßbauern war's wieder still, wie in der vergangenen Nacht, und als der Junker durch

das ihm nun ſchon bekannte, erleuchtete Fenſter blickte, ſaß der Nußbaumer auch einzig im Gemache. Für Elſens Ohren möchte, was wir zu beſprechen haben werden, freilich wenig paſſen, dachte Herr Ulrich, und doch wäre er froh geweſen, ſie wenigſtens einen Augenblick ſehen zu können; das qualvoll erregte Herz müßte ſich vor dem mildruhigen Ernſte ihres Antlitzes beruhigt und ihm neue Kraft verliehen haben. „So ſuche dieſe Kraft nun in dir ſelbſt," ſagte der Junker halblaut und ließ dann ſeine Finger mit vernehmlichem Pochen auf die Scheiben des Fenſters fallen. Es flog ein Ausdruck ſichtbarer Freude über das ernſte Geſicht des Nußbaumers, als er den Ankömmling erkannte, und mit raſchen Schritten verließ er das Gemach, um ihm die Thüre zu öffnen.

„Ich habe ſchon befürchtet, Ihr würdet nicht mehr kommen," ſagte er, den Junker begrüßend, „und das wäre mir leid geweſen; muß man doch die Zeit zu Rathe halten in ſolchen Tagen!"

„Ich hab' es Euch ja verſprochen, Nußbaumer."

„Nun ja, ich dank' Euch; aber wir hatten auch einige harte Worte gewechſelt geſtern Nacht, und dann — ſagen gewiſſe Leute — habe man einem Rebellen kein Verſprechen zu halten."

„Ihr beharrt alſo bei Eurem Entſchluſſe," erwiderte der Junker, froh, dem Geſpräch, bevor es den verhängnißvollen Gegenſtand erfaßte, noch eine andere Richtung geben zu können; „Ihr wollt alſo, abgeſehen von Recht oder Unrecht, mit offenen Augen in's Verderben rennen?"

„Ich habe ja mein Verſprechen gegeben," erwiderte

der Schloßbauer; „doch kommt nun, Junker Ulrich, wenn's Euch beliebt; wir wollen unsere eigene Angelegenheit in's Reine bringen, bevor wir von Andrem sprechen."

„Und das kann nicht hier geschehen, sind wir nicht allein und ungestört?" entgegnete der Junker, als der Schloßbauer die Thüre des Gemaches öffnete und mit einer Handbewegung ihn zum Hinaustreten einlud; „ich dächte, für unsere Zwiesprache bedürften wir nichts als Wände, die keine Ohren haben."

„Doch noch etwas mehr," sagte der Nußbaumer mit einem fast feierlichen Lächeln; „drum muß ich Euch bitten, mir an einen andern Ort zu folgen. Weit ist's nicht, Junker."

Vor der Thüre löschte der Nußbaumer seine Lampe und faßte dann Ulrichs Hand, um ihn sicher über den Hof zu geleiten. Er lenkte seine Schritte schweigend und langsam nach jenem kleinen Gebäude, in das er bei seiner Heimkehr der vorvorigen Nacht getreten, und ließ die Hand des Junkers erst los, als sie vor der massiven Thüre desselben standen. „Dahin wollt Ihr mich führen," sagte Herr Ulrich verwundert auf die dicke, rauhe Steinmauer blickend, nicht ohne ein heimliches Erbangen über diese stummen Vorbereitungen; „Eure Mittheilungen müssen seltsamer Art sein, daß Ihr mir sie nicht über der Erde machen dürft."

„Unter dieselbe geht es doch auch nicht, wie Ihr meint, Junker," erwiderte der Schloßbauer, durch die sich öffnende Thüre in die schwarze Finsterniß tretend; „es sind nur zwei kleine Stufen hier, wenn Ihr mir die

Hand geben wollt. So — Herr Ulrich von Hallwyl; sie ist heiß, Eure Hand — ich werde sogleich Licht anzünden.“

Nachdem die Thüre wieder in ihre Angeln zurückgefallen und die Hängelampe langsam angeglommen war, sah sich der Junker erstaunt in dem Mauergewölbe um, das keine Habe, kein Geräthe verwahrte außer dem langen Tisch, der in der Mitte stand. Die nackten Steinwände schienen ehemals mit einem Bewurfe bekleidet gewesen zu sein; doch sah man deutlich, daß sich seit Menschenaltern keine verändernde Hand an sie gelegt; von dem feuchten Modergeruche, der sich sonst in solchen verschlossenen Räumen zu finden pflegt, war indessen nichts bemerkbar und im Gegentheile schien von der Lampe der Duft eines wohlriechenden Oeles auszuströmen. Herr Ulrich hatte sich noch immer nicht erholt von seiner Verwunderung, als der Schloßbauer langsam an den Tisch tretend mit feierlicher Stimme sagte: „Seit ich weiß, was hier begraben liegt, bin ich gewohnt, das Haupt zu entblößen, bevor ich das Verborgene an's Licht ziehe; Ihr thut's mir zu Gefallen vielleicht auch, Junker von Hallwyl.“ Der Angeredete that schweigend und unwillkürlich das Gewünschte, mit unverwandten, neugierigen Blicken auf den Schloßbauer schauend, der die Truhe zog und sie einen Augenblick emporhaltend langsam mitten unter die Lampe stellte. „Kommt und schaut,“ rief er dann den Deckel wegnehmend, „was seht Ihr hier, Freiherr von Hallwyl?“ — Der Junker beugte sich mit angehaltenem Athem vor, hatte aber beim ersten Anblick Mühe, einen Ausruf des Unwillens zu unterdrücken. „Wenn das Alles

ist, was Ihr mir zu zeigen habt," sagte er, das Gesicht wieder erhebend, verdrießlich, „so hättet Ihr meinetwegen all' diese Mühe sparen können, Nußbaumer; Ihr wißt, daß in der Rüstkammer des Schlosses alte Schlachtschwerter zu Dutzenden aufbewahrt werden und mir ein solches also nichts Seltenes ist."

„Das weiß ich wohl," erwiderte der Schloßbauer in seinem angenommenen, feierlichen Tone; „doch habt Ihr das Gewaffen hier noch nicht genauer besehen. Nehmt es heraus und betrachtet es, Junker Ulrich."

Der Junker faßte das auf einer rothen Sammtlage ruhende Schwert bei dem silbernen, mit eingelegten Goldstreifen gezeichneten Griffe und hob es in die Höhe. Die lange, breite Klinge war noch stahlhell und warf, an's Licht gezogen, einen glänzenden Wiederschein zurück. „Nun ja," sagte Herr Ulrich, die Waffe in der Hand wiegend, „es ist ein wohlerhaltenes, stattliches Ritterschwert; wie seid Ihr dazu gekommen, Nußbaumer?"

„Da könnt Ihr's sehen," erwiderte dieser mit leuchtenden Augen, indem er nach der innern Seite der Klinge deutete; „legt's nur auf den Tisch und lest."

Der Junker bemerkte nun erst, daß der Stahl unterhalb des Griffes eine Inschrift trug und brachte dieselbe näher an's Auge; aber als er die alterthümlichen Zeichen entziffert, legte er das Schwert mit eigenthümlichem Zittern auf den Tisch nieder und rief, hochaufathmend: „Was treibt Ihr für ein Spiel mit mir ... wie soll ich das verstehen, Nußbaumer?"

„Nicht anders, als wie es auf dieser guten Urkunde

geschrieben steht," antwortete der Schloßbauer mit ernster, bewegter Stimme. „Es heißt: „Dies Schwert, mit dem ich bei Murten geschlagen, verehr' ich meinem Bruderssohne Kunz, dem Nußbaumer, zum Gedächtniß seiner adeligen Kriegsthat." Und drunter steht der Name Hans von Hallwyl, Ritter, mit der Jahreszahl 1476. Oder ist's nicht so, Junker Ulrich?"

„So heißt es," erwiderte dieser in Gedanken verloren auf das Schwert blickend; „aber was weiter nun, Nußbaumer?"

„Was weiter? — das könntet Ihr vielleicht zum besten Theile selbst errathen. Der Kunz, von dem hier die Rede ist, war der Fahnenträger der Herrschaftsleute, dessen Bild Ihr gestern Nacht in der Chronik gesehen habt und der, wie eine alte Pergamentschrift erzählt, das erste Panner der Burgunder gewonnen hat. Sein Vater, der ebenfalls Kunz geheißen, war der jüngere Bruder des Ritters Hans und hatte als Erbtheil diesen Hof erhalten, der von den großen und vielen Nußbäumen seinen Namen auf die Besitzer übertrug."

„Und Ihr sagtet gestern, wenn ich mich recht entsinne," erwiderte Ulrich langsam aufschauend, „dieser Fahnenträger Kunz sei Euer Vorfahr gewesen?"

„Gerade wie Ritter Hans der Eurige, Junker."

„Und demnach wären wir Vettern und Else, Eure Tochter, meine Base!"

„So ist es und so hat es Euer seliger Herr Vater auch stets angesehen, seit er darum gewußt hat," erwiderte der Schloßbauer lächelnd.

„Nun denn," rief der Junker, seine Arme ausbreitend, „so seid mir auch willkommen und gegrüßt als Vetter, Nußbaumer!" —

Der Schloßbauer, der keine Ahnung hatte, welch schwere Last er durch seine Entdeckung Herrn Ulrich von der Seele gewälzt und daher diesen Freudenausbruch auch nur nach seiner Weise deuten konnte, machte mit beiden Händen eine lebhaft abwehrende Bewegung, indem er halb erschrocken hinter sich trat. „Nicht so, Junker, besinnt Euch," rief er um sich blickend mit leiser Stimme, als fürchte er selbst zwischen diesen Mauern belauscht zu werden; „wenn auch von einem Stamme, so sind doch unsere Zweige zu weit auseinandergegangen — der Ihrige aufrecht in die freien Lüfte, der meinige abwärts zur dunklen Furche geneigt. Drum bleib' ich nach wie vor der Bauer und Ihr der Freiherr. Auch müßt Ihr das Versprechen geben, nie etwas zu verrathen von dem, was Ihr hier erfahren, nicht einmal Eurem einstigen Erben, den der Himmel segnen möge; denn bis dahin ist mein Zweig mit mir abgedorrt oder das noch vorhandene, schwache Reis auf einen fremden Stamm verpflanzt, Junker Ulrich." — Die letzten Worte waren von einem leiswehmüthigen Tone durchklungen, der wie ein im Abendhauche verwehendes Vesperglöcklein zum Herzen des Hörers drang; doch mit fester Stimme fuhr der Schloßbauer alsbald wieder fort, indem er das Schwert sorgfältig in die Truhe zurücklegte: „Nun wißt Ihr, wie wir stehen zu einander, Junker, und wenn Ihr später noch dies oder jenes vernehmen solltet, was Euch auffallen könnte, so wird Euch

die Erklärung nach dieſem Abend nicht mehr ſchwer fallen. Ich mußt' es Euch ſagen jetzt, da von heut an unſere Wege weit auseinandergehen werden, weiter als gut iſt unter alten Blutsverwandten. Ich hab' es nicht gethan geringer, irdiſcher Dinge wegen; aber ich möchte bei dem Gange, der vielleicht bald an der ſchwarzen Grube endigt, von dem Erben von Hallwyl nicht um unrechter Geſinnung wegen angeſehen werden. Denn ja — recht mögt Ihr haben, Junker — der Trumpf kann mit meinem Kopfe in's Spiel fallen."

„Drum bleibt weg von dieſem Spiele," rief Herr Ulrich bewegt; „ſteht zu mir, wo Ihr hingehört, und wir haben wenigſtens den Troſt, zuſammen aufrecht zu ſtehen oder zu fallen miteinander. Gebt mir die Hand drauf, Vetter."

„Hier habt Ihr meine Hand, Junker," erwiderte der Schloßbauer ſeine Rechte ausſtreckend, „es haftet, ſoweit ich weiß, kein Unrecht daran, das meinen Namen verunehren könnte; aber das Spiel muß ich mitſpielen und der Bauer darf nur zu ſeines Gleichen ſtehen — komme, was da wolle. Seht, jedesmal wenn ich das Schwert anſchaute, ſo war ich wieder bewahrt vor unrechten Gedanken, die gegen Euer Haus oder gegen Andere einſchleichen wollten bei mir — es liegt eine wahre Gotteskraft in dieſem reinen Stahl, der einſt unſer Land und Volk aus der Noth gerettet, wie das Schwert Gideons das Volk Israels, glaubt es mir. Darum wird es mich auch behüten in dem Streite, zu dem ich es tragen will, vor jedem Unrechte, wenn ich oder meine Mitſtreiter in Verſuchung fallen ſollten."

Tiefe Worte waren wieder mit der feſten, gehobenen Stimme geſprochen, deren Klang allein ſchon jede Einrede im Keime erſticken mußte, und dabei ſtand der Mann in ſo ruhiger Entſchloſſenheit da, daß Herr Ulrich kaum wußte, ob er ihn mehr zu bedauern oder zu bewundern habe. Die arbeitsraube Hand mit warmem Drucke umfaſſend ſagte er deshalb: „Nun wohl, ſo ſei es, Vetter; es würde doch nichts nützen, wollt' ich Euch prophezeien, daß Ihr dem Unrechte weder hüben noch drüben zu wehren im Stande ſein werdet. Ihr wollt mit dem Strome ſchwimmen und zugleich den Schlamm zurückhalten, den er in der Tiefe führt, ohne zu bedenken, daß Ihr darüber unterſinken müßt. Doch noch eine Frage geſtattet mir, wenn Ihr den Dank für Eure Mittheilungen vollſtändig machen wollt, bevor wir auseinandergehen."

„Redet, Junker."

„Ihr habt vorhin von unrechten Gedanken geſprochen, die manchmal gegen unſer Haus in Euch aufgeſtiegen, während ich bis zur Beſchämung nur von Thaten weiß, die aus der Geſinnung treueſter Anhänglichkeit entſpringen mußten. Sagt, hat mein Bruder Konrad Euch jemals Veranlaſſung gegeben, zu ſolch unrechten Gedanken, wie Ihr ſie nennt?"

Der Schloßbauer warf einen betrübten Blick auf den Junker und ſchlug dann die Augen langſam zu Boden. „Einmal ja," ſagte er endlich, „einmal hat's der Junker gethan."

„Aber er wußte nichts von Eurer Abſtammung — von Eurer Verwandtſchaft mit uns!"

„Er wußte nichts davon, nein; aber die Tochter des Schloßbauern kann die ihrem Alter und Geschlecht gebührenden Rücksichten verlangen, ob einmal einer ihrer Vorfahren im Schlosse oder in einer Hütte geboren worden sei. Sie selbst weiß jetzt ebenfalls noch nichts Näheres darüber."

Herr Ulrich fühlte, daß seine Wangen sich rötheten und ihm der Muth entschwand, über den Punkt eine weitere Frage zu stellen. Also doch — armer Konrad, dachte er und sagte dann: „Aber Ihr habt ihm verziehen, Vetter?"

„Längst, Herr Ulrich, und von ganzem Herzen. Er hat das Unrecht auch redlich wieder gutgemacht, soweit sich so etwas hintendrein noch gutmachen läßt — der arme Junker."

„Und meine Frau Mutter," fragte der Junker, seine Blicke auf den Boden heftend, „weiß die um Eure Abkunft?"

Der Schloßbauer hob die Schwert-Truhe in die Schublade und schob dieselbe wieder in ihr Gefach zurück. „Ja, Junker Ulrich," sagte er dann mit fester, fast trotziger Stimme, „die weiß darum. Euer seliger Herr Vater hatte die Unvorsichtigkeit, es ihr einmal anzuvertrauen, oder vielmehr es ist ihm im Zorne entfahren, und von dem Augenblick an hat sie mir und meinem Hause Feindschaft geschworen. Doch über solche Dinge werdet Ihr keine Frage mehr an mich zu stellen haben, Junker; wir können gehen." Mit diesen Worten erlosch die Lampe und ging die Thüre auf.

Als die Beiden auf den Hof hinaustraten, hörten sie aus der Ferne ein dumpfes Tönen durch die Stille der Nacht hinziehen, das sich bald als Schall von Glocken, die an verschiedenen Orten geläutet wurden, erkennen ließ. „Was ist das," rief der Junker, „Feuerglocken? Und doch ist keine Röthe sichtbar am Himmel!"

„Gleichwohl sind es Feuerglocken," erwiderte der Schloßbauer, nachdem er ebenfalls mit aufmerksamem Ohre hingehorcht, „und zugleich ist's unser Abschiedsgeläute, Junker Ulrich. Sie läuten Sturm droben im Hitzkircherthale — zum Aufbruche des Volkes gegen die Stadt Luzern."

XI.

Für die Schloßbewohner von Hallwyl hatten diese mitternächtlichen Glocken trübe, unheimliche Zeiten eingeläutet, und auch manchem Andern, an dessen schlafendem Ohr ihr Schall spurlos vorübergegangen, waren sie zu Grabglocken geworden. Schon am folgenden Vormittage zeigten sich bewaffnete Trupps von Landleuten, die über den Berg vom Freiamte herkamen, sich einige Stunden im Dorfe verweilten und dann in verstärkter Zahl längs den beiden Ufern des Sees thalaufwärts zogen der Luzernischen Grenze zu. „Der Schloßbauer hatte recht," sagte Herr Ulrich, vom alten Wartthurme aus die Gegend überblickend und den vereinzelten, dahinziehenden Haufen nachschauend, „es sind noch viele Rothröcke im Lande." Denn all' diese Bewaffneten trugen Röcke oder kurze Mäntel von rothem Wolltuche, wie sie ehemals als Sol-

datenkleid landesüblich gewesen. Am Schlosse vorbei zogen sie still und ohne ein feindliches Gebahren zu äußern, kaum daß da und dort aus einem der Haufen ein Spottwort gegen einen der Knechte heraufflog, die in schweigender Aufmerksamkeit ihre Köpfe über die Mauern streckten oder durch die Schießscharten hinauslugten. Gleichwohl fand es Herr Ulrich rathsam, schon am Nachmittage die nächsten Linden zu beiden Seiten vor dem Hofthore fällen und ihre Stämme und mächtigen Aeste vor dem Eingange zu einem hohen Walle aufthürmen zu lassen. Sie war ihm schwer geworden, diese Anordnung, so unerläßlich sie auch zur Vertheidigung des Schlosses gegen allfällige Angriffe von außen erscheinen mußte, und mit düstern Blicken schaute er dem niederkrachenden Falle der alten Thorhüter zu, deren äußerste Zweige sich schon mit den ersten Blätterknospen geschmückt hatten. Was mochten sie alles erlebt und erschaut haben, diese weithinwurzelnden, wetternarbigen Stämme, seit jenen Tagen, in denen sie als schwankes Reis vom schwellenden Frühlingstriebe erzitterten! Hatten sie doch schon duftige Blüthenkronen geschüttelt, als der Held von Murten unter den heilrufenden Glückwünschen des Volkes wieder heimkehrend durch dieses Thor geritten! Wie erklangen damals diese Mauern von dem Festgelage, das der Hauptmann mit seinen schlachtmuthigen Herrschaftsleuten beging, und wie freudestrahlend pflanzte der ritterliche Fahnenträger Kunz sein Fähnlein hier am Vogenthore auf! — Und jetzt, Junker Ulrich?

Bei diesem Gedanken trat er weiter auf die Lichtung hinaus, um über den weiten Wiesenplan nach dem Nuß-

baumhofe hinabzuschauen. Die dicht aneinandergereihten Baumkuppen verdeckten die Häuser und ließen nur einen Streifen der niedrigen Hofmauer nach der Einfahrt zu erkennen; aber Herr Ulrich kehrte von dieser Ausschau bald wieder mit düstern Mienen zwischen die eigenen Hofmauern zurück, während den Fahrweg vom Nußbaumhofe her zwei rothe Reiter über die Wiesen dahintrabten.

So vergingen die Tage in einsamer Besorgniß und unruhigen Erwartungen. Von den Schloßleuten erhielt keiner die Erlaubniß, sich in ein benachbartes Dorf zu begeben, außer Dietrich und Christoph, da Herr Ulrich die Andern ebenso wenig der Gefahr einer Verführung als derjenigen einer nutzlosen oder gefährlichen Händelmacherei aussetzen wollte. Er selbst überschritt ebenfalls nie die nächste Umgebung des Schlosses und begnügte sich, von den Thürmen herab stundenlang in das allmälig aufblühende Land hinauszuschauen. Auf Aeckern und Wiesen zeigten sich zur Besorgung der beginnenden Sommerarbeit nur Kinder und Weiber; oft konnten mehrere Tage vergehen, bevor sich wieder ein Trupp rothröckiger Männer erblicken ließ. Sie waren fortgezogen in großen Schaaren, mit Trommeln und Pfeifen und fliegenden Fähnlein an der Spitze; aber weder Dietrich noch der Verwalter konnten von ihren kurzen Ausflügen genauere Berichte bringen, wo die Massen sich gesammelt hatten oder was sie zunächst im Schilde führten. Die zurückgebliebenen Dörfler wußten eben auch nichts darüber und waren mehr noch als die von dem ruhigen Muthe Junker Ulrichs beherrschten Schloßbewohner verworrenen und angstverbreitenden Ge-

rüchten preisgegeben. Dieser selbst hütete sich wohl, seine Besorgnisse merken zu lassen, obgleich die Gründe zu solchen sich bei dem Gange der Dinge für den Erfahrenen von Tag zu Tag vermehren mußten. Vom Regimente, dem Landvogte auf Lenzburg und den Oberherrn benachbarter Thäler ohne die geringste Nachricht oder Weisung gelassen, konnte Herr Ulrich nichts Anderes annehmen, als daß die Aufständischen weithin Meister der Gegend wären und er mitten in feindlichem Gebiete von jeder Verbindung und möglichen Hülfeleistung von außen abgeschnitten sei. Diese Annahme sollte auch die Bestätigung ihrer Richtigkeit bald genug in einem Schreiben finden, das ein reitender Bote den Thorwächtern übergeben hatte. Es war an Junker Ulrich gerichtet und enthielt einen Geleitsbrief für ihn und seine Angehörigen auf den Fall, daß sie sich zu größerer Sicherheit vom Schlosse weg nach einem andern Orte begeben wollten. Datirt war derselbe aus dem wohl neun Stunden entfernten Flecken Langenthal, dem Hauptquartiere der Aufständischen, und unterzeichnet von ihrem Hauptführer Nikolaus Leuenberger, „dem Obmanne des Bundes". Es war also sicher, daß die Rebellen auf diese ganze Entfernung und natürlich noch weiter hin Herren des offenen Landes waren, wenn ihnen auch einzelne Schlösser und Städtchen verschlossen sein mochten.

Trotzdem würde Herr Ulrich diesen Sicherheitsbrief ohne Besinnen von der Hand gewiesen haben, hätte ihn nicht ein seltsamer Vorfall dem unzweifelhaften Urheber desselben abermals zu Dank verpflichtet. In dem Ver-

laufe dieser einsamen Tage war nämlich dem Junker wenigstens der Trost geworden, daß das Verhalten des Bruders zu den fröhlichsten Hoffnungen berechtigte. Unter der sorgsamen Obhut des alten Dieter schien die Wiedergenesung des Armen die überraschendsten Fortschritte zu machen, und in kurzer Frist schon wandelte er still im Schloßhofe umher, mit aufmerksamen Blicken die kriegerischen Verkehren und Anordnungen betrachtend. Herr Ulrich brachte deshalb bald auch jede freie Stunde in seiner Gesellschaft zu, mit ängstlicher Beobachtung die Wege ausspürend, auf denen das erloschene Bewußtsein wieder zu neuem Leben zurückgeführt werden könnte, während er gerne dem lothringischen Vetter die Sorge überließ, von der Freifrau so viel möglich Furcht und lange Weile ferne zu halten. Denn je mehr Konrad wieder über seine Schwelle trat, um so vorsichtiger und ängstlicher zog sich seine Mutter in ihre Gemächer zurück, und noch nie hatte sie ihre Scheu vor dem Wahnsinnigen soweit überwinden können, ein Wort an ihn zu richten oder auch nur ihm unter die Augen zu treten. Herrn Ulrich war das nicht entgangen, aber er ließ sich nichts merken und sagte nichts, da auch Konrad nie durch irgend ein Zeichen errathen ließ, daß noch eine Spur der Erinnerung an die Mutter in seiner Seele haften geblieben sei. Und doch war das Erinnerungsvermögen des Kranken nach einer andern Seite längst deutlich wieder aufgewacht. Schon bei seinen ersten Gängen an der Schloßmauer hin hatte er die einzige Schießscharte entdeckt, die einen freien, weder von Bäumen noch Gesträuch verdeckten Ausblick

nach dem Gehöfte des Schloßbauern bot, und von der Zeit an konnte er täglich ſtundenlang an der Stelle ſitzen, mit ſtillen Augen nach den hohen Baumkuppen blickend, die ſich mit neuem Laubſchmuck begrünten. Herr Ulrich ſagte leiſe vor ſich hin, wenn er ihn an dieſer Warte verweilen ſah: „Du ſuchſt vergeblich, armer Bruder; ſie iſt fort, verſchwunden, der Himmel mag wiſſen wohin — gerade wie damals, als ſie ſich vor deiner Liebe verborgen hielt.“

Eines Abends kam Dietrich von einem ſeiner kleinen Erkundigungsausflügen zurück und ſtattete dem Junker, der ſich auf dem Gemache ſeines Bruders befand, mit leiſer Stimme die eingezogenen Berichte ab. Die Gewalthaufen des Bundesheeres, hieß es im Dorfe, zögen aus den obern Gegenden das Aarthal herab den Zürchern entgegen, die dem Regimente zu Hülfe kommen wollten; ſeien dieſe zurückgeſchlagen, ſo gehe es an die Schlöſſer und Städte im Aargau, um dann bei dem Hauptangriffe auf Bern ſelbſt freien Rücken zu haben. Der Schloßbauer, der ein mächtigs Wort führe im Kriegsrathe der Aufſtändiſchen, habe ſich und ſeiner Schaar zum Voraus die Wegnahme der Schlöſſer in dieſen Thälern herum ausbedungen und auch Vollmacht erhalten, mit denſelben zu ſchalten und walten nach ſeinem Gutdünken. „Etwas müſſe an dieſen Berichten ſein,“ fügte der alte Dietrich hinzu; denn dieſen Nachmittag ſei unverſehens auch des Schloßbauern Elſe heimgekommen und mit ihr ein bewaffneter Trupp Aufſtändiſcher, die in aller Stille drunten auf dem Nußbaumhofe Quartier bezogen hätten.

Junker Konrad hatte während dieſes Berichtes mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Lehnſtuhle geſeſſen, ruhig eingeſchlummert, wie es ſchien. Herr Ulrich ſagte deshalb ohne weitere Beachtung: „Um ſo beſſer, wenn es einmal zu einer Entſcheidung kommt — mir wird's allmälig enge in dieſen Mauern. Lieb wär's mir freilich, die Freifrau wäre irgendwo ſicherer aufgehoben, als es hier geſchehen kann, auch wenn wir es blos mit dem Nußbaumer zu thun bekommen. Geh' du noch einmal, da der Bruder eingeſchlafen iſt, zum Thore und ſchärfe dem Poſten Wachſamkeit ein für dieſe Nacht; ich will unterdeſſen auf dem obern Thurme nachſehen."

Die Beiden verließen das Gemach, ohne die Thüre abzuſchließen; aber kaum hatte Herr Ulrich die Hälfte ſeines beabſichtigten Weges zurückgelegt, als ſein Schritt durch ein lautes Angſtgeſchrei feſtgebannt wurde. Es kam aus dem Gemache der Freifrau und es war auch ihre Stimme, die um Hülfe rief. Mit fliegenden Schritten ſprang der Junker zurück und ſtürzte, die Stufen überſpringend, die Treppe hinan; aber noch bevor er den Corridor erreicht, ließ ſich auch der Hülferuf des Herrn v. Venel vernehmen, und als er näher kam, ſah er bei dem Lichtſcheine, der aus dem geöffneten Gemache der Freifrau drang, den Franzoſen ſich in ohnmächtigem Widerſtande in den Armen Konrads winden. „Halt Bruder!" rief Herr Ulrich erſchrocken, „was machſt du da?" Aber kaum hatte er den Wahnſinnigen berührt, als dieſer ſeinen Gegner fahren ließ und mit einem unheimlichen Lächeln in das Gemach der Frei-

frau zurückdeutete, die bewegungslos vor einem Stuhle hingesunken lag.

Konrad ließ sich durch den ebenfalls herbeigeeilten Dietrich ruhig auf sein Gemach zurückführen, ohne die geringste Aufregung zu verrathen; die Freifrau dagegen erlangte nur nach langen Bemühungen das Bewußtsein wieder, das ihr der tödtliche Schrecken geraubt hatte. Wie Herr v. Venel selbst mit schreckenbleichem Gesichte erzählte, waren sie Beide in ein Gespräch vertieft von der Thüre abgewendet beisammen gesessen, als sich plötzlich eine Hand auf die Schulter der Freifrau legte und diese erschrocken aufschauend in das Antlitz ihres wahnsinnigen Sohnes blicken mußte, der leise und ungehört in das Gemach getreten war.

Die Folgen dieser gewaltsamen Erschütterung traten bei der Freifrau für die gegenwärtigen Verhältnisse auf die allerbedenklichste Art zu Tage; sie wagte kaum mehr das Bett, geschweige denn das Gemach zu verlassen und wurde bei dem geringsten Geräusche von einem krampfhaften Beben erfaßt, so daß für den Fall einer Belagerung das Schlimmste zu befürchten stand. Deshalb war Herr Ulrich wirklich dankbar für den ihm wenige Tage nach dem Vorfalle zugesandten Geleitsbrief und auch augenblicklich entschlossen, von demselben Gebrauch zu machen. Schon am folgenden Morgen geleitete er die bereitwillige Mutter und den Herrn Vetter nach dem Schlosse Lenzburg, das durch seine Lage und Besatzung wenigstens auf so lange Sicherheit gewähren konnte, als das Regiment überhaupt zur Fortsetzung des Kampfes

Kräfte fand. Unterwegs konnte der einsichtige Soldat sich indessen sattsam überzeugen, daß das Rebellenheer keineswegs aus untergeordneten und nur ihrer Willkür folgenden Haufen bestand, wie er es sich wohl vorgestellt hatte; vielmehr machte sich den ganzen Weg entlang die genaueste und planmäßigste Ordnung bemerkbar, wie sie nur von einer einzigen, regierenden Hand ausgehen konnte. Die Reisenden wurden von kleinen, gleichmäßig vertheilten Posten angehalten, aber auf Verweisung ihres Geleitscheines auch sogleich und mit geziemender Achtung wieder ziehen gelassen, ohne je ein Drohwort oder auch nur eine unehrerbietige Geberde entgegennehmen zu müssen. Herr Ulrich konnte sich trotz seiner Lage eines geheimen Stolzes nicht erwehren bei diesem Anblicke, und er ließ es daher auch mit einer ruhigen Antwort bewenden, als Herr v. Benel bemerkte: „Man sieht es dieser Canaille von weitem an, daß sich die Edelleute herabgelassen, ihre Lehrmeister abzugeben. Bei uns daheim ist's anders, gnädige Frau."

Der Junker fühlte sich nach der Rückkehr von diesem Ausfluge freier und frischer in seinem Schlosse; die Gegenwart der zwei Personen hatte ihn stets mit einem unklaren Drucke befangen, und jetzt, da er die Mutter geborgen wußte, sehnte er herzlich einen entscheidenden Schlag herbei. Hatte er zwar auf seiner kurzen Reise unabweisbar der Einsicht Raum geben müssen, daß er sich mit seinen schwachen Mitteln einem solcher Art geordneten Feinde gegenüber kaum Tage lang zu halten vermöchte, so war ihm dafür die Ueberzeugung geworden,

er habe es mit einem Gegner zu thun, bei dem auch ein mannhaftes Unterliegen keine Unehre bringen könne, und das war Troſtes genug für den furchtloſen Soldaten. Dagegen beſchlich ihn nun unabläſſig ein anderer Gedanke, der wieder geeignet war, die freie Kampfesluſt einzudämmen. So lange er den Schloßbauer und ſeine Tochter in der Ferne gewußt, hatte er an Beide mit einem gewiſſen Gleichmuthe denken können; die eine befand ſich nach ſeiner Vorſtellung in wohlgeborgener Sicherheit, der andere hatte aus freien Stücken Haus und Heim verlaſſen und ſtand als offen erklärter Gegner im Felde wie tauſend Andre mit und neben ihm. Aber jetzt? War ſie geſchützt gegen die Wechſelfälle eines ſo zweifelhaften Kampfes in ihrem einſamen Hauſe? War ſelbſt die Wache, die in demſelben lag, zuverläſſig und unter Umſtänden ſelbſt nicht mehr Gefährde als Schirm für die Jungfrau? — Der Junker erröthete bei dem Gedanken und murmelte ein unwilliges Wort gegen den Schloßbauer, der dieſe Verhältniſſe nicht ſorgfältiger überlegt haben mochte; aber der Unwille mußte bald wieder weichen bei der weitern Frage: Und wenn er nun das Spiel vor dieſen Mauern ſelbſt beginnen will — wie, Ulrich, darf die Kugel aus dem Verſtecke hervor auf den Mann zielen, der mit dem Ehrenſchwerte meines Hauſes umgürtet im Freien ſteht? Darf deine Klinge in fröhlichem Schwunge niederfahren nach ihm, der ſich dieſen Theil des Kampfes doch nur erwählt hat, weil er ihn aus Anhänglichkeit an unſer Geſchlecht keinem Andern anzuvertrauen gewagt? — Nein, Ulrich, das darfſt du nicht thun — das darf nicht ge-

ſchehen gegen den Vater Elſens — komme, was da wolle.

So vergingen zwiſchen dem Herbeiſehnen und in die Ferne wünſchen eines Entſcheides wieder einige Tage, als Dietrich eines Abends ſpäter denn gewöhnlich von einem Ausfluge heimkehrte und erzählte, er ſei wohl die Hälfte Weges nach Lenzburg hinabgegangen, ohne einen einzigen Mann der Aufſtändiſchen anzutreffen. Dort ſei ihm ein vom Schloſſe Lenzburg ausgeſchickter Späher begegnet, der ihm berichtet habe, daß das letzte Bein im Laufe des Nachmittags abwärts gegen Mellingen gezogen ſei, wo eine Hauptſchlacht mit den Zürchern geſchlagen werden ſolle. Während ſie nun Beide in das kleine Wirthshaus am Walde getreten ſeien, um von den Leuten noch Genaueres zu erfahren, ſei der Schloßbauer, nur von einem einzigen Manne begleitet, die Straße aufwärts vorbei geritten und bis zur Stunde noch nicht wieder zurückgekehrt. Der werde allem Anſcheine nach die Nacht daheim zubringen wollen. „Aber ſtattlich ſieht er aus, der Nußbaumer, mit ſeinem großen Schwert an der Seite," ſchloß Dietrich, „recht wie ein geborener Kriegsherr; ich hätte das nimmer geglaubt."

„Und du ſagſt, thalabwärts ſei alle Mannſchaft zurückgezogen?" entgegnete Herr Ulrich nachdenklich; „der wahrlich ſetzt ein gutes Vertrauen in uns. Doch vermuthlich wird er nur die Elſe abholen wollen, um ſie anderwärts in Sicherheit zu bringen — obwohl die Nacht auch nicht die geeignetſte Zeit iſt dazu. Es wird preſſiren, denk' ich, und vielleicht der Tanz nun auch bald bei uns angehen.

Drum wollen wir noch gehörig ausruhen, so lange es geht, Dietrich."

Der Junker ging; doch an der Thüre blieb er nochmals stehen und fragte: „Hat der Lenzburger den Schloßbauer gekannt?"

„Freilich," erwiderte Dieter, „er hat mich zuerst aufmerksam gemacht."

„Wenn das einschlüge," murmelte der Junker und fragte dann weiter, wer die Wacht auf dem äußern Thurme habe diese Nacht.

„Die Reihe ist am Thurmwart."

„Geh' du selbst hin, Dietrich," sagte der Junker, wieder umkehrend; „Konrad schläft und ich will ebenfalls hier ein wenig Schlaf suchen. Nach Mitternacht werd' ich selbst dich ablösen."

Mitternacht nahte jedoch heran, bevor Herr Ulrich den gewünschten Schlummer finden konnte, der denn endlich als Nachhall des wachen Sinnens auch nur mit ängstlichen Träumen kam, in denen Else und ihr Vater bald in freundlichen, bald in wilden, drohenden Bildern phantastisch durcheinanderschwebten; doch lange hatten sich die Augen nicht geschlossen, als Dietrich mit dem Rufe in's Gemach stürzte: „Es brennt beim Schloßbauern — das Feuer schlägt aus drei, vier Fenstern zugleich auf, gnädiger Herr!"

„Was sagst du?" rief der Junker aufspringend; „hast du Lärm gehört dabei?"

„Lärm keinen, außer dem Prasseln des Feuers; vorher war's still, als ob die ganze Welt im tiefsten Schlafe läge."

Die Beiden eilten aus dem Gemache auf den Hof hinunter; aber als Herr Ulrich das Thor erreichte, vor dem die flammenerhellte Nacht sich schon mit blutigrothem Scheine ergoß, hörte er die Wiesen herauf rasch aufeinander mehrere Schüsse knallen. „Es wird sein, was mir geahnt hat," rief er mit bewegter, zorniger Stimme; „geh' zurück, Dietrich, sammle unsere Leute und mit der Hälfte komme mir nach auf den Nußbaumhof — nicht mit Musketen, mit Hallbarden — lauf, Alter, spute dich!"

Mit diesem Befehle flog er selbst die Allee hinaus, in einem Sprunge über die Straße wegsetzend und wie ein gehetztes Edelwild die Wiesen abwärts jagend; dabei bemerkte er nicht, daß noch ein Anderer lautlos hinter ihm drein stürmte, und erst als er so nahe herangekommen war, daß die tosende, prasselnde Feuergarbe mit blendendem Scheine in seine Augen drang, war es ihm, als ob ein flüchtiger Schatten an ihm vorbeihuschend den Flammen zufliege. In athemlosem Laufe achtete er nicht darauf, so wenig als er, die Hofmauer mit einem Satze überspringend, der qualmenden Gluth achtete, die ihm sinnbetäubend entgegenschlug. Aber hier drinnen stellte sich ihm ein Anblick dar, wie ihn ohne Verzagen und Entsetzen nur das an die wildesten Kriegsbilder gewöhnte Soldatenauge zu ertragen vermochte. Aus den zusammenstürzenden Scheunen drang das Angstgebrüll der Kühe und Rinder, mit seinem erschütternden Schalle den Kampflärm übertönend, der sich seitwärts von einzelnen Schüssen untermischt durch den flammenhellen Hof wälzte; und hier in der Mitte, kaum zehn Schritte vor dem Junker,

bot ſich eine Scene dar, die gerade durch die ſtumme, von keinem Laut und Ruf begleitete That wie eine geſpenſtiſche Erſcheinung das Grauen der Seele wecken mußte. Auf dem flachen Dache des Steinhäuschens, in dem ehemals das ſtelze Hauserbe geborgen lag, erhoben ſich zwei Geſtalten, die, bald von einem blutigrothen Schein übergoſſen, bald wie weſenloſe Schatten verdunkelt, ſich emporrichteten und in raſcher Bewegung wieder niederbeugten. Die eine ſchwang mit beiden Händen ein ſauſendes Schwert, die andere warf Steine, die ſonſt zum Schirme des Schindeldaches gedient, auf einen Haufen anderer Geſtalten nieder, die ſich bemühten, den niedrigen Dachrand zu erklimmen. Herr Ulrich mußte die Hand gegen die brennenden Augen drücken, vor denen Schatten und Licht, Gluth und Nacht wie eine rollende, quellende Fluth durcheinanderzuwegen begannen; aber als er den Blick wieder aufſchlug, hatten ſich zwei andere Geſtalten auf das Dach geſchwungen, die einander mit lautloſem Grimme umſchlangen und augenblicklich ringend wieder über den jenſeitigen Rand hinausſtürzten. Ihrem Falle folgte ein lauter Aufſchrei von oben, und erſt jetzt erkannte der Junker, daß es Elſe war, die neben ihrem Vater ſtand. „Haltet ein!“ ſchrie er mit ſo dröhnender Stimme, daß ſie ſelbſt das Toſen des Feuers und das Krachen der einſtürzenden Balken übertönte, „haltet ein, Schurken, wenn ihr nicht des Todes ſein wollt!“ und mit wuchtigem Schlage ſich durch die an der Mauer Stehenden Bahn brechend, faßte er mit beiden Händen nach dem Dachrande, um ſich ſelbſt hinaufzuſchwingen; aber noch im Aufſchwunge drang ein

schrilles Krachen an sein Ohr, und als er die Zinne erreichte, stand Else allein auf derselben. Sie hatte sich vergebeugt, um ebenfalls über den Rand zu stürzen, sank aber mit einem leiserlöschenden Wimmern in Ulrichs Arme zurück. —

XII.

Die ersten Strahlen der Morgensonne, die wie in Blut getaucht über den Bergen emporwallte, fanden an der Stelle, wo sie gestern Abend mit ihrem letzten Scheine die Stätten blühenden Wohlstandes umleuchtet, nur noch einen qualmenden Schutt- und Moderhaufen. Die mächtigen Nußbäume standen mit versengten Kronen rings in der Runde, wie trauernde Zeugen der Verwüstung, die sie selbst nicht lange mehr überleben wollten. Zwischen den Schutthügeln, aus denen noch da und dort eine Flamme emporzüngelte, gingen rauchgeschwärzte Männer umher, die mit langen Haken in die Kohlenhaufen stachen und sie durcheinanderwarfen, als müßten sie noch etwas auffinden in diesen traurigen Ueberresten. Aber allmälig blieb einer bei dem andern stehen und sagte den Kopf schüttelnd: „Da ist nichts — der hat sich rechtzeitig mit heiler Haut davongemacht, ich wollt' wetten drauf." Die Meinung wurde von Andern getheilt und endlich stand die ganze Schaar müßig an ihre Haken gelehnt beisammen, mit schweigendem Grauen die Brandstätte überschauend.

„Ich will's dem Junker sagen," begann nach langer Pause einer der Männer, „zu finden ist nichts mehr da

und wir können nach Hauſe gehen. Dort treffen wir genug an — Gott ſei es geklagt.“ Dabei legte er die Hand über die Augen, aus denen unaufhaltſam Thränen in den grauen Bart zu rieſeln begannen.

„Thu' das, Dieter, mir wird's ganz weh in dieſer Wüſte; — wenn's der Schloßbauer noch ſehen könnte!“

Der Alte wendete ſich langſam nach dem Steinhäuschen hinüber, um das in der Nacht mit ſo ſtummem Grimme gerungen worden. Es war der einzige Raum auf dem weiten Gehöfte, der dem Feuer getrotzt hatte, wenn auch die Mauern mit Ruß und Aſche bedeckt waren. Dietrich horchte zuerſt an der Thüre, dann klopfte er mit leiſem Anpochen. Als ſie nach innen aufging, nahm er den Hut vom grauen Haupte und blieb, die Hände faltend, ſtehen, ohne einen Schritt vorwärts zu wagen. Drinnen in dem Gewölbe lag auf dem Tiſche hingeſtreckt der Schloßbauer, auf deſſen unbewegliches Antlitz die mattbrennende Lampe zitternde Streiflichter niederwarf. Die Arme hielt er über die breite Bruſt gekreuzt und darüber lag ein mächtiges Schwert, deſſen Klinge in der Mitte entzweigebrochen war. Jenſeits des Tiſches ſaß, an die Mauer gelehnt, Elſe, die ſchöne Tochter des Todten, nun ſelbſt in ihrer ſtarren, unbeweglichen Ruhe einem erblichenen Todtenbilde ähnlicher, als einem lebenden Menſchenbilde.

„Was willſt du, Dietrich,“ fragte Herr Ulrich, der die Thüre geöffnet hatte, leiſe, „habt ihr noch nichts gefunden?“

„Es iſt auch nichts mehr zu finden, gnädiger Herr,“

erwiderte der Alte, „wir haben den letzten Winkel durchstört. Und in die vordern Häuser, die ja schon fast zusammengebrannt waren, als wir kamen, hat er sich doch gewiß nicht geflüchtet. Dort freilich liegt der Schutt noch hoch."

„Das hat er nicht gethan — nein; ist der Bote noch nicht zurück von Lenzburg?"

„Jemand ist vorhin die Straße aufwärts geritten — wer's war, konnte ich nicht erkennen. Vielleicht glaubte er Euch schon im Schlosse droben."

„Ich komme, Dietrich."

Der Junker trat zur Tochter des Schloßbauern zurück, die bisher unbeweglich dagesessen und reichte ihr schweigend die Hand entgegen. Sie erhob die ihrige langsam, wie im Traume, während sie mit den großen, thränenlosen Augen zu ihm aufblickte und um die Lippen ein leises Zucken hin- und wiederschwebte, ohne daß sie sich jedoch zu einem Laut öffnen wollten. „Wenn Ihr meiner bedürfen solltet, bevor ich wiederkomme, so schickt Ihr zu mir, armes Kind — nicht wahr?" — Sie nickte leise mit dem bleichen Gesichte und der Junker trat zur Thüre, die er hinter sich in die Angeln zog.

Ein Theil der Männer, die zwischen den Trümmern standen, folgte ihm dem Fahrweg am Bache entlang die Wiesen aufwärts. Es war ein heller Morgen voll Blüthenduftes und Sonnenscheines; aber doch still, unheimlich still in der weiten Gegend umher. Die Vögel, von dem nächtlichen Lärm und Feuerschein aus ihrer Ruhe geschreckt, flatterten noch immer ohne Sang und

Klang ängſtlich in den Zweigen umher und die Menſchen ſelbſt gingen ſchweigſam ihre Wege. Denn Schweigen iſt das reinſte Opfer, welches das Herz einem großen Schmerze bringt; die laute Klage kommt erſt, wenn der Weihrauch dieſes Erſtlingsopfers ſchon zu Gott emporgeſtiegen.

Am Schloßthore angekommen, meldete dem Junker ein Bote, daß die gnädige Frau wohl ſchon die nächſte Stunde anlangen werde. „Wie, ſie kommt," rief der Junker leiſe, „und der Herr von Venel?"

„Er iſt weder mit der übrigen Schaar zurückgekehrt, noch iſt er bis zu meinem Weggange auf Schloß Lenzburg erſchienen," antwortete der Bote.

„Und ſeine Begleiter — halten ſie ihn für todt, oder glauben ſie, er ſei verwundet irgendwo liegen geblieben?"

„Nein, gnädiger Herr, um bei der Wahrheit zu bleiben; wenigſtens ſagte mir Einer von den Beſatzungsleuten, der mit bei'm Ueberfalle auf den Nußbaumhof war, er habe den Junker faſt in dem nämlichen Augenblicke, als Ihr auf dem kleinen Dache erſchienen, hinter dem Häuschen über die Hofmauer hinausſpringen ſehen. Zwei Andere wollen das Nämliche bemerkt haben."

„Und er war der einzige Führer der Bande?"

„Ja, gnädiger Herr, er war der Einzige. Wie ich gehört, haben ſich die übrigen Offiziere der Beſatzung geweigert, an dem Ausfalle Theil zu nehmen, da ſie nur Ordre hätten, das Schloß zu vertheidigen. Dagegen wollten ſie den Soldaten, die Luſt bezeigten, nicht ver-

wehren, mitzuziehen, besonders nicht gegen den Willen des Landvogtes."

„Und waren denn Viele bereit zu dem Streiche? Bekamen sie besondere Löhnung?"

Der Bote schwieg und schlug die Blicke zu Boden. „Es waren an zwanzig Mann, gnädiger Herr," sagte er nach einer Pause; „aber gut sind sie nun hintendrein nicht zu sprechen auf den Herrn v. Venel. Er habe für den Zug Jedem drei Dukaten Löhnung versprochen, denen sie nun lange nachgucken könnten, wenn nicht etwa die gnädige Frau bezahle — meinen die Leute."

„Gut; macht mir gleich Bericht, wenn die gnädige Frau ankommen sollte." —

Der Junker schritt langsam, mit tiefgesenktem Antlitze über den Hof und die breite Treppe hinan, an deren obersten Stufen ihm der alte Dietrich entgegentrat. „Er wird auf seinem Gemache liegen, der arme Bruder," sagte der Junker schwerathmend, „nicht wahr, Dietrich?"

„So still und freundlich, wie ich ihn in seinen glücklichsten Tagen nie im Schlafe habe liegen sehen," antwortete der Alte von Neuem in Thränen ausbrechend; „und denkt, gnädiger Herr, dies kleine Bildniß des seligen Fräulein Elisabetha hat er an einem Schnürlein auf der Brust getragen. Der Stich muß hart daneben vorbeigegangen sein."

Herr Ulrich nahm das Bild, drückte es schweigend an die Lippen und wollte mit entblößtem Haupte in das Gemach treten, als sich vom Hofe herauf das Geräusch

eines vorfahrenden Wagens vernehmen ließ. Er kehrte langsam wieder zurück, um der ankommenden Mutter entgegenzugehen; aber seine Knie zitterten, als er die Treppe hinabstieg, und das Herz zog sich in einem so dumpfen Schmerze zusammen, daß er sich am Geländer festhalten mußte, um neue Kraft und Athem zu schöpfen. Hast du den Muth, ihr sogleich Alles zu enthüllen, sprach es in ihm, wird sie es ertragen können? Ist es dir doch selbst zu schwer, Ulrich!

Wie mancher Schatten sich auch verdunkelnd zwischen Sohn und Mutter stellen mochte, so fühlte sich dieser doch tief erschüttert von ihrem Anblicke. Die sonst so lebhafte und leicht erregbare Frau trat ihm langsam und ruhig entgegen, gerade als müßte sie ihm im Bewußtsein eigener Würde ihre Ehrfurcht bezeigen; aber diese Ruhe konnte nichts anderes sein, als das krampfhafte Ringen der letzten Kraft, bevor sie zersplitternd auseinanderbrach. Davon zeugte das fahle, erstorbene Antlitz mit den halbgeschlossenen Augen und die erzitternde, brennende Hand, die sie dem Sohne entgegenbot. „Ich will ihn gleich sehen, Ulrich," sagte sie leise, „du wirst mich zu ihm führen."

„Ruht Euch vorher ein wenig aus, Frau Mutter," erwiderte der Junker; „ich habe nicht gedacht, daß Ihr sobald kommen würdet. Ihr könntet Schaden nehmen davon."

„Nein, nein, jetzt — sogleich; ich muß ihn sehen, Ulrich."

Sie stiegen die Treppe hinan dem Gemache zu, in

dem Junker Konrad auf einem schmalen, schwarzbedeckten Bette lag. Dietrich hatte Recht gehabt, er war eine schöne Leiche, das Antlitz von Ruhe und Friede überhaucht. Herr Ulrich stellte der Mutter einen Stuhl zur Rechten und ließ sich dann gegenüber zur Linken des Todten nieder.

So saßen die Beiden lange stumm auf den stillen Tritten schauend. Endlich erhob die Freifrau langsam ihre fieberheiße Hand, um sie auf die kalte Stirn des Verblichenen zu legen. „Nun, Ulrich," sagte sie scheinbar gelassen, „erzähle mir, wie das Schreckliche gekommen ist."

„Ich kann Euch nicht viel sagen," erwiderte der Junker, der das Beben seiner Stimme nicht zu unterdrücken vermochte; „als die Flammenhelle vom Nußbaumhofe heraufkam, mußte Konrad durch den Lärm aufmerksam geworden sein. Ich eilte zu Hülfe, allen Andern voran; aber als ich zu der unheilvollen Brandstätte kam, sah ich schon eine Gestalt sich auf das niedrige Dach schwingen, von dem herab der Schloßbauer sein und seines Kindes Leben vertheidigte; ein Anderer schwang sich nach, um mit seinem Vorgänger sogleich nach hinten über den Rand zu stürzen. Dort haben wir, als der Kampf sich gelegt, Euern Sohn als Leiche gefunden."

„Und wer hat ihn getödtet?"

Der Junker beugte sein Gesicht verbergend auf die vorgehaltenen Hände nieder. „Ich weiß es nicht, Mutter," lautete leise die Antwort.

„Was dein Mund mir nicht sagen will, sagt mir meine Ahnung," fuhr die Freifrau in ihrer todtenhaften Ruhe fort; „nun höre aber, was dir, wie ich glaube,

deine Ahnung ebenfalls ſchon geſagt hat. Ob ich dieſes vergoſſene Blut zu verantworten habe — der Allwiſſende wird richten, ich bedarf ſeiner Barmherzigkeit; denn den Wahnſinn deines Bruders hab' ich verſchuldet, Ulrich."

„Ja, ich hab' es geahnt, Mutter."

„Höre mich — ich weiß nicht, wie lange meine Kraft noch halten wird zur Beichte. Der ganze Stolz meines Lebens iſt der alte Glanz meines väterlichen Hauſes geweſen — ich mocht' es nie vergeſſen, daß ſelbſt noch königliches Blut in meinen Adern fließt. Und wie nun dieſer Glanz ſich verdunkeln wollte, da mußte dein Vater mir helfen, ihn aufrecht zu erhalten, und er hat es bis auf einen gewiſſen Punkt gethan, vielleicht nun zu deinem Schaden, Ulrich — ich glaub' es ſo; aber gleichwohl wär' er noch weitergegangen, würde meinen Wünſchen nicht jener unglückſelige Bauer entgegengetreten ſein, von dem ich zugleich erfahren mußte, daß er ſich zur Verwandtſchaft deines Hauſes zähle."

„Und doch hat er ſelbſt große Opfer gebracht zur Befriedigung Eurer Wünſche, Mutter!"

„Er hat ſie gebracht, ich weiß es; aber nur unter der entehrenden Bedingung, daß er Kenntniß erhalte, zu welchem Zwecke ſeine Zuſchüſſe verwendet werden ſollten, und dein Vater war ſchwach genug, ihm zu willfahren, Ulrich. Das konnt' ich nie vergeſſen, du darfſt mir's glauben. Doch wie nun dein Vater ſtarb, da mußt' ich darauf ſehen, daß die Herrſchaft bis zu meinem eigenen Tode in meinen Händen blieb — es war nur ſo möglich, meinen Zweck zu erreichen und das Vergangene in Dun-

keiheit zu vergraben. Drum war's mir auch nur doch erwünscht, als ich bemerkte, daß Konrad, statt sich nach einer Gemahlin seines Standes umzusehen, bei der ich ihm in der Herrschaft hätte weichen müssen, seine Blicke auf die Tochter des Bauern warf. Ich nährte und unterstützte seine Leidenschaft, in der Hoffnung, er werde den Stolz des Vaters durch die Unehre der Tochter zu Schanden machen."

„Unglückliche Frau," stöhnte Ulrich auf, „welch eine Seelenschuld!"

„Die Schuld ist schwer, Ulrich," fuhr sie fort; „aber sieh', die Strafe ist nicht ausgeblieben. Denn als Konrad mit den Bewerbungen, wie ich sie gewünscht, kein Gehör fand, schlug seine Leidenschaft in eine alles Andere nicht achtende Liebe um und er verlangte, die Bauerntochter als Gebieterin einzuführen in dein väterliches Haus, Ulrich."

„Und dann, Mutter — und dann?"

„Und dann," sagte die Freifrau mit schwerem Aufathmen und leiser, tonloser Stimme, „und dann, als er eines Abends zu mir kam mit der Drohung, er werde seine mündigen Rechte auch gegen meinen Willen zur Geltung bringen, da fuhr mir in meiner Rathlosigkeit ein Gedanke durch den Kopf, ein satanischer Gedanke, ich weiß es jetzt. Ich erinnerte Konrad an die fast erschreckende Aehnlichkeit Elsens mit meiner verstorbenen Tochter und sagte ihm, Else sei ein Kind der Unehre; aber — seine Schwester."

„Und zum Beweise Eurer Behauptung benutztet Ihr

dieſes Bildniß Eures todten Kindes?" fragte Ulrich ſich erhebend und das kleine Bild des Fräuleins über den Todten hinhaltend; „nicht ſo, Mutter?"

Die Freifrau nickte, die Augen ſchließend, langſam mit dem Haupte; „Konrad glaubte es und wurde wahnſinnig," flüſterte ſie mit erlöſchender Stimme; „doch nun iſt's genug, laß mich zu Bette bringen, Ulrich."

Zwei Tage ſpäter traten in die Erbgruft von Hallwyl in aller Stille zwei neue Bewohner ein; neben dem geborenen Erbſohn des Hauſes der bäuerliche Schwert-Erbe. Dieſer hatte, von dem mordbrenneriſchen Ueberfall von allen Seiten umgangen, ſein Kind auf das Dach des alten Familienheiligthums geflüchtet und von dort herab die andringenden Gegner mit wuchtigen Hieben zurückgetrieben; aber als er hinter ſeinem ſich heranſchwingenden Todfeinde hart angeſchmiegt den Junker Konrad erkannte, ließ er die ſchon zum Streiche ausholende Klinge wieder ſinken und beugte ſich dann erſchrocken über den Rand vor, um den ſchnell von der ſchmalen Zinne ſtürzenden Ringern nachzublicken. Da fuhr eine tödtliche Kugel durch ſeine Bruſt, und nun ſelbſt auf das Pflaſter niederſtürzend, fiel er ſo ſchwer auf die alte Heldenklinge, daß ſie mit ſchrillem Klange mitten entzweiſpringen mußte. — Und mit ihr war auch die Kraft des alten ſchweizeriſchen Bauernthums gebrochen, die ſich bislang noch von der Erinnerung an die Großthaten der Väter genährt; denn faſt zur nämlichen Stunde, in welcher der Nußbaumer

zu Grabe getragen wurde, erlagen seine Mitstreiter im blutigen Kampfe bei Mellingen und Wohlenschwyl den Streichen des verbündeten Städteheeres. —

Die Zeit hat einen Balsam für jeden Menschenschmerz, und als der Frühling abermals über das Land zog, drängte sich im Schloßhofe von Hallwyl eine fröhliche Menge durcheinander. Es waren die Armen des Herrschaftsgebietes und der ganzen Thalschaft, die sich an reichlich besetzten Tischen der hochzeitlichen Freigebigkeit des Schloßherrn freuten. Als aber Herr Ulrich am Arme seiner holdseligen Braut durch die jauchzenden Schaaren schritt, blieb er plötzlich vor einem Weibe stehen, das ihn mit großen, dunkeln Augen anschaute. „Ich habe dich schon einmal gesehen hinter dem blauen Berge dort," sagte er, „und damals hast du mir einen seltsamen Spruch gethan. Es soll dich nicht reuen, wenn du mir jetzt sagst, wie du dazu gekommen bist."

„Ach," erwiderte die Zigeunerin mit einem kecken Lächeln, des Sprüchleins kann ich mich noch wohl entsinnen, gnädiger Herr; ich hab' es als Kind schon aus einem alten Liede gelernt."

„Aus einem alten Liede?" rief der Junker, „und was meinst du dazu," flüsterte er, sich zu seiner Begleiterin neigend — „glaubst du das?"

„Ich glaube an deine Liebe, Ulrich," antwortete Else leise, „und das ist mir genug für diese Welt." —

Ein verhängnissvolles Vaterwort.

I. Der Flüchtling.

Die Bevölkerung einer kleinern, aber durch den Wohlstand und die intelligente Thätigkeit ihrer Bürgerschaft weitbekannten Schweizerstadt war an einem Sommernachmittage des Jahres 1849 in ungewöhnlicher Aufregung. Die Arbeit feierte in den meisten Häusern und die Leute bewegten sich in zahlreichen Gruppen und unter lebhaften Gesprächen in den Straßen herum. Wer am fleißigsten zu seinem Geschäfte sehen mußte, das waren die Wirthe, welche heute, um in ihrer eigenen Sprache zu reden, einen „guten Tag" hatten.

Dieses in dem sonst so thätigen Städtchen ungewohnte Treiben war zunächst durch die unerwartete Heimkehr der städtischen Schützengesellschaft von dem eidgenössischen Freischießen, das in diesen Tagen in Aarau gefeiert wurde, veranlaßt worden. Das Fähnlein war erst in der gestrigen Morgenfrühe ausgezogen und diesen Mittag nun bereits wieder zurückgekehrt, während es eine Abwesenheit von wenigstens vier bis fünf Tagen vorausgesehen gehabt hatte. Auf dem Festplatze in Aarau waren nämlich schon im Laufe des gestrigen Nachmittags die ersten zersprengten Flüchtlinge des pfälzisch-badischen Aufstandes erschienen, hatten dem in Waffen festfeiernden Schweizervolke von der Rednertribüne herab ihre Noth

geklagt, und zugleich die hohe Wahrscheinlichkeit dargethan, daß das Preußenheer, welches die Volkserhebung niedergeschlagen, die Schweizergrenze schwerlich respektiren werde. Diese Besorgniß war zwar nicht erst von heute aufgetaucht, und bereits waren einige Bataillone auf's Piket gestellt; denn man wußte wohl, daß Preußen die vor einem Jahre erfolgte gänzliche Einverleibung Neuenburgs in den neugefesteten Schweizerbund noch nicht verschmerzt hatte; aber bei der Voraussicht, daß die badische Hauptarmee ihren Verfolgern entwischen und mit Sack und Pack auf schweizerischen Boden übergehen werde, ohne daß man von dieser Seite dies hindern konnte noch wollte, hatte die Sache nun plötzlich eine schlimmere Wendung genommen. Das hatte auch der Bundesrath schnell genug eingesehen, und mitten in den Aarauer Festjubel hinein rauschte die Nachricht von einem augenblicklichen und massenhaften Truppenaufgebote. Die Schützen unserer kleinen Stadt, die wir aus naheliegenden Gründen nur Heimstädt nennen wollen, waren aber fast alle dienstpflichtig, warfen deshalb die Stutzer, welche schon zum friedlichen Wettkampfe aufgelegt waren, sofort wieder über die Schulter, um deren Treffsähigkeit vielleicht bald im ernsten Feldkampfe zu erproben. Trotz der Eilfertigkeit, mit welcher die Heimkehr geschah, langten die Aufgebote fast zugleich mit dem flatternden Schützenfähnchen in Heimstädt an, und nun ging's sofort an's Packen und Rüsten zum marschfertigen Auszuge. —

Das war es, was heute das Heimstädterleben aus seinem geregelten Geleise gebracht. Schon um die vierte Nachmittagsstunde zogen die Schützen wieder zum Thore

hinaus dem Hauptsammelplatze zu, diesmal unter muthigem Trompetengeschmetter und dem glückwünschenden Abschiedrufen der Zurückbleibenden. Da und dort sah man wohl auch in schönen Augen eine Thräne blinken und hörte die bange Frage flüstern: Werden wir uns wiedersehen? — Aber im Allgemeinen herrschte doch bei weitem eine patriotisch zuversichtliche Stimmung vor, und auch die Kontingente der übrigen Waffengattungen zogen alle noch vor dem einbrechenden Abend unter Trommelschlag und der Melodie des erhebenden Vaterlandsliedes zur Stadt hinaus.

Die Zurückbleibenden standen noch vor dem Thore, der letzten abmarschirenden Truppe nachschauend, als ein Bauernwägelein die Straße gefahren kam. Das Pferd wurde von einem jungen Burschen an der Halfter geführt, während auf dem Wägelein, das mit einigen Bündeln Stroh angefüllt war, zwei junge Männer im Soldatenkleide saßen, das indessen nicht das einheimische war. Die Uniform des Einen ließ auf den ersten Blick den Offizier erkennen; aber er selbst erkannte offenbar nicht mehr, was um ihn herum vorging; denn er lehnte sich in halb liegender, halb sitzender Stellung, mit geschlossenen Augen und todtbleichem Antlitze an seinen Begleiter, der bekümmert und schmerzlich bewegt aussah. Voll Neugier und Mitleiden drängte sich die Menge an das Fuhrwerk, und der noch aufrechtsitzende Soldat war sofort bereit, mit wenigen Worten die gewünschte Auskunft zu geben. Die Beiden waren badische Flüchtlinge; der Bewußtlose ein Hauptmann, den sein Begleiter nicht hatte verlassen wol-

len. Jener hatte, trotz ziemlich starker Verwundung seine Kompagnie bis an die Schaffhausische Grenze geführt und wollte dann, nachdem seine Leute auf sicherm Boden angelangt waren, sich nach Bern begeben, wo er bei einem ehemaligen Bekannten vorläufige Unterkunft und Pflege zu finden hoffte; aber die erschöpften Kräfte reichten nicht mehr hin zur Ausführung dieses Vorhabens und es war nur zu augenscheinlich, daß hier ungesäumte Hülfe von Nöthen war. „Wir wollten wenigstens noch hieher gelangen," schloß der Soldat seine Erzählung, „weil hier besserer ärztlicher Beistand zu finden sein wird, als draußen auf dem Dorfe; aber unterwegs ist mein armer Hauptmann nun ohnmächtig geworden."

Während einige der Umstehenden sich anerboten einen Arzt herbeizurufen und das Wägelein zum nächsten Gasthofe zu geleiten, trat ein stattlich aussehender Mann herzu, dem mit großer Zuvorkommenheit Platz gemacht wurde. Es war der allgemein geachtete und reiche Kaufmann Theiler, der mit seiner Frau und drei Töchtern einem ebenfalls in's Feld ziehenden Sohne bis vor das Thor hinaus das Geleit gegeben hatte. Er lud den Soldaten freundlich ein, den Verwundeten in sein Haus führen zu lassen, wo für vorläufige Pflege wohl besser gesorgt werden könne, als dies in einem Gasthause möglich sei. Der Vorschlag wurde natürlich mit freudiger Bereitwilligkeit angenommen und das Fuhrwerk setzte sich in der angewiesenen Richtung wieder in Bewegung.

Als der Verwundete im Hause des Kaufmanns zu Bette gebracht und zwei Aerzte angelangt waren, sagte

der Soldat gerührt zu dem menſchenfreundlichen Hausherrn: „Ihr erwerbt Euch einen größern Gotteslohn an meinem Hauptmanne, als Ihr vielleicht im Augenblicke ſelbſt noch denkt, Herr. Er iſt zwar von gutem Hauſe; aber auf Unterſtützung von ſeiner Familie könnte er ſchwerlich rechnen, auch abgeſehen davon, daß er ſich durch ſeine Betheiligung am Aufſtande mit derſelben für immer überworfen hat. Und das Letzte, was er in der Kaſſe beſaß, hat er an der Grenze unter ſeine Soldaten vertheilt, das weiß ich."

„Nun, das wäre, alles Andere abgeſehen, allein ſchon hinlänglicher Grund für meine eigene Handlungsweiſe," erwiderte Herr Theiler, „beruhigt Euch alſo, mein Braver." —

II. Der Verwundete.

Der Verwundete wußte nicht wie ihm geſchah, als er nach zwei Tagen aus ſeinen Fieberträumen wieder zum Bewußtſein aufwachte. Anfänglich meinte er, nun erſt in einem wirklichen Traume zu liegen; aber allmälig mußte er ſich doch überzeugen, daß die weichen, ſchwellenden Kiſſen, auf denen er lag, und die grünſeidenen Gardinen, die ihn mit einem angenehmen Zwielichte umgaben, greifbare Wirklichkeit und nicht bloße Gebilde der Einbildungskraft waren.

Bei der erſten Bewegung, die er verſuchte, kam auch der Schmerz der Wunde dem aufdämmernden Bewußtſein zu Hülfe; aber wie war er hieher gekommen, und wo war

eigentlich dieses hier? In dem Bauernhause, an welchem er mit seinem Begleiter ein Fuhrwerk hatte besteigen wollen, konnte es doch nicht sein; dagegen zeugten dieses Linnen, das im besten Herrenschlosse nicht feiner gefunden werden konnte, diese seidenen Decken und die zierlichen, handbreiten Spitzen, mit denen die Gardinen besetzt waren; weiter jedoch, als bis zu jenem Bauernhause vermochte das Erinnerungsvermögen keine Auskunft zu geben. Nun, nun, dachte der Verwundete, indem er nochmals mit der Hand die Fülle und Weichheit der Pfühle prüfte, an den schlechtesten Ort scheint' ich schon nicht hingerathen zu sein; doch man kann ja eine kleine Recognoscirung anstellen. Damit hob er den Kopf langsam und nicht ohne Mühe in die Höhe und versuchte die Gardine zurückzustreifen; im nämlichen Augenblicke wurde diese indessen von außen auseinandergeschoben, doch nur, um plötzlich mit einem leisen Aufschrei, der halb Freude, halb Schreck auszudrücken schien, wieder fallen gelassen zu werden. Bei der Schnelligkeit dieser Bewegung konnte der Verwundete, zumal auch das Licht im ganzen Gemache durch geschlossene Jalousien zur milden Dämmerung gedämpft war, nur bemerken, daß eine weibliche Gestalt vor dem Bette gestanden, die aber nun schon durch die Thüre verschwunden sein mußte; denn diese wurde im Augenblicke, wenn auch mit kaum hörbarem Geräusche zugemacht. „Wahrhaftig, ganz wie im Feenmärchen," sagte der Verwundete, indem er den Kopf etwas weiter verbog und nicht ohne Verwunderung die Eleganz und reiche Ausstattung des Gemaches betrachtete;

„und noch die Hauptſache — ich wollte drauf ſchwören, daß meine Fee nicht in der Geſtalt einer alten, zahnloſen Hexe erſcheint. Doch, da iſt ja gleich eine Klingelſchnur zur Hand und auf Ehre — die Quaſte aus ächtem Golddraht geflochten. Laßt ſehen, ob ein dienſtbarer Geiſt oder die Beherrſcherin dieſes Feenpalaſtes ſelbſt erſcheinen wird.“ — Er erhob die Hand, um zu klingeln; aber noch bevor die Schnur angezogen war, erſchien der dienſtbare Geiſt in der Geſtalt eines großgewachſenen, jungen Mannes, der unter einem Ausrufe der Freude auf das Bett zueilte. „Endlich, Herr Hauptmann, wird wieder Ordre parirt — dem Himmel ſei Dank,“ rief er, beeilte ſich aber zugleich, den Kranken in's Bett zurückzuſchieben. „Halt,“ rief dieſer abwehrend und ſein Gegenüber mit großen Augen betrachtend, „ſoweit kann ich ſchon ſelbſt kriechen; aber zum Teufel, Heinzelmann, du ſiehſt ja aus, wie ein Hahn nach der Mauſerung; wo haſt du denn deine Uniform?“

„Oh, die liegt mir gut im Kaſten und vermuthlich für lange Zeit, denk' ich; in dieſem Rocke da ſollt's mir auch wohl genug ſein, wenn nur Sie erſt wieder geſund wären.“

„Bah, das wird auch kommen,“ ſagte der Hauptmann, während er doch zugleich ſpürte, wie die kleine Anſtrengung ihn angriff und um den Kopf wieder ein leiſes Summen zu ſchwirren anfing; „aber jetzt will ich nur erſt wiſſen, wo ich eigentlich bin, Heinzelmann.“

„Bei Menſchen, wie ſie von dieſer Qualität, glaub' ich, nur im gottgeſegneten Schweizerland wachſen,“ ant-

wortete der ehemalige Soldat mit warmer, gerührter Stimme; „ja, Herr Hauptmann, das sind Menschen, daß ich mir selbst neben ihnen wie ein wahrer Hundsfötter vorkomme; Theiler heißt der wackere Hausherr, der Sie so bereitwillig aufgenommen hat. Aber jetzt, noch diese Tropfen genommen, und dann kein Wort mehr für diesmal; die Aerzte haben's auf's Strengste anbefohlen."

„So, so, die Aerzte," machte der Hauptmann, der mit einem halbspöttischen Verziehen des Gesichtes die dargereichten Tropfen hinunterschluckte; „vorerst will ich aber doch noch wissen, wer vorhin in diesem Zimmer war. Ist's eine Tochter des Hauses, oder so was?"

„Nichts da," erwiderte Heinzelmann sich mit pfiffigem Gesichte abwendend; „es war eine alte Frau, die sich mit mir in Ihre Abwartung theilt."

„Das lügst du, Schelm," rief der Hauptmann; „ein altes Wartweib schwebt nicht davon wie ein Lufthauch. Ich will andern Bescheid!"

Dem Himmel sei Dank, daß er sie nicht gesehen, das Fräulein Sophie, sonst würde des Fragens und Plauderns erst kein Ende werden, dachte Heinzelmann; laut aber sagte er: „Nun, Sie werden mich doch nicht belehren wollen, wer mich mit der freudigen Nachricht hergerufen, daß Sie endlich wieder aufgewacht seien; Töchter, oder überhaupt junge Frauensleute gibt es keine hier im Hause. Aber jetzt ist's übergenug; darum weiter kein Wort mehr."

Mit dieser Erklärung setzte sich der Soldat an's Fenster und that, als ob er sich eifrig in den Inhalt eines

Buches versenken wolle; aber statt zu lesen, ging er seinen eigenen Gedanken nach, denen er nicht zu wehren vermochte. Er bedachte, welch ein leichtes und glückliches Temperament doch der Kranke habe, der nicht einmal gefragt, wie lange er schon bewußtlos gelegen, noch sich die geringste Sorge um die Zukunft zu machen schien, trotz seiner hülflosen Lage. „Ja, ja," sagte er leise vor sich hin, „so können doch nur die vornehmen Leute sein, welche von Jugend auf gewöhnt sind, daß ihnen die Welt dienstbar sei."

Mit diesem Gedanken war der Soldat jedoch nicht ganz auf der richtigen Spur; denn dem Hauptmann kamen, als ihm Heinzelmann hartnäckig jedes Gehör verweigerte und er sich wieder auf die Kissen zurückgelegt hatte, fast wider Willen ebenfalls Zukunftsgedanken; damit verbanden sich sofort die Erinnerungen an die Vergangenheit und bald zog in diesem stillen Nachdenken sein ganzes Leben an ihm vorüber. Es gab neben dem Lichte, das über diesem Lebenslaufe lag, auch manche dunkle Stelle in demselben, oder vielmehr dem still Sinnenden erschien nun Manches dunkel, was er sonst in anderm Lichte betrachtet, oder vor dem er lieber die Augen geschlossen hatte.

Der Hauptmann stammte aus einer jener Familien, deren einziger Reichthum in dem altadeligen Namen besteht, der zu den mannigfaltigsten Ansprüchen im Staatsdienste, besonders im Militär berechtigt. So hatte auch sein Vater eine hohe Militärstellung bekleidet und war mit dem Großherzoge vor der Volkserhebung aus dem

Lande gestehen. Warum der Sohn der altaristokratischen Familie sich dieser Erhebung angeschlossen — darüber hatte er sich, wie noch gar viele seiner Kameraden, nie ganz genaue Rechenschaft gegeben. Einmal übergroße Vorliebe für die demokratischen Forderungen des Volkes hatte ihn gewiß nicht dazu bewegen, obwohl er unbefangen und billig genug dachte, um den Klagen über mancherlei Uebelstände Recht zu geben; aber im Ganzen war's doch mehr der Ueberdruß an dem ewigen Einerlei des Kasernenlebens, verbunden mit der Erinnerung an wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzungen und Demüthigungen gewesen, was ihn zu dem Schritte verleitet hatte. Im Uebrigen — was war denn so viel zu verlieren dabei; ohne das zu Hülfe kommen eines Feldzuges schlich das Avancement seinen unerträglich langsamen Schneckenschritt, da der ebenfalls Bevorrechteten noch die Menge auf und neben dem Wege standen. Dabei bedachte der junge Mann freilich nicht genugsam, daß er im Grunde genommen blutwenig gelernt hatte, worauf er sich eine neue Existenz für den Fall gründen könnte, daß er aus seiner bisherigen Carriere weggedrängt würde; denn sein ganzer Bildungsweg war eben nur auf diese Carriere abgesehen und er selbst von jeher viel zu leichten Sinnes gewesen, um daneben von sich aus noch ein Uebriges zu thun. Doch ein Grund, der zu dem Schritte bewog, darf nicht unerwähnt bleiben, weil er im entscheidenden Augenblicke den Ausschlag gab. Der gemeine Soldat war durchweg für die Volksbewegung gewonnen und der Hauptmann wollte sich in einer so kritischen Lage nicht von seiner Kompagnie trennen, weil er

wußte, daß die Leute, vom erſten bis zum letzten, ihm mit Leib und Seele ergeben waren. Das indeſſen hatte wiederum ſeine richtigen Gründe; denn dem Hauptmanne von Beuren, ſo war ſein Name, konnten die Männerherzen unter dem groben Kommisrocke ebenſo wenig widerſtehen, als die Frauenherzen unter dem Mieder oder der ſeideraufchenden Mantille. Abgeſehen davon, daß ſich in der ganzen Armee wohl wenige Offiziere fanden, die ihm in Beziehung auf männliche Schönheit zur Seite ſtehen durften, verſtand er es im Umgange mit Hoch oder Nieder eine bezwingende Liebenswürdigkeit zu entfalten. Er war muthig bis zur Tollkühnheit, freigebig bis zur Verſchwendung und ſelbſt mit der Ausſicht, ſich dadurch eine fortlaufende Kette von Verlegenheiten zu bereiten. Neben einem angeborenen Stolze brach oft genug die naivſte Gutmüthigkeit hervor, und behandelte er einmal ſeine Untergebenen rauh, ſo wußte er's auf die ungeſuchteſte Weiſe wieder gut zu machen. Freilich redeten ihm ſeine Neider und Feinde nach, daß er auch launiſch, wankelmüthig, wo nicht gar leichtſinnig bis zur Mißachtung der gewöhnlichſten, ſittlichen Forderungen ſei. Und leider fehlte es nicht an Beiſpielen, die dieſen Anklagen einen Rückhalt gaben.

Eines dieſer Beiſpiele fiel nun dem Kranken ſelbſt ſchwer auf das Herz. Es war ein rührend ſchönes Frauenbild, das vor ſeinem innern Geſichte emporſtieg und ihn mit thränengefüllten Augen anblickte. Keine Klage, kein Vorwurf kam über ihre Lippen; aber ſie preßte die beiden Hände gegen das Herz, als ob ſie durch dieſen Druck

ein tödtliches Weh ersticken könnte. Dann begannen sich auch ihre Lippen zum Sprechen zu bewegen, doch der Hauptmann vernahm nichts als den Klang seines Namens, der aus weiter Ferne zu ihm herüberzutönen schien. Seine Sinne verschwammen in ein fieberhaftes, dämmerndes Weben, bis er mit dem leisen Ausrufe „Leonie!“ wieder in völlige Bewußtlosigkeit versank.

III. Der neue Handelsbeflissene.

Unter der geschickten, ärztlichen Behandlung und der trefflichen Pflege im Theiler'schen Hause machte die Genesung des Verwundeten rasche Fortschritte. Nach kaum vierzehn Tagen war er schon im Stande, sich in dem schönangelegten Garten seiner Gastfreunde zu ergehen, wenn auch erst noch mit Hülfe des treuen Heinzelmann, der bisher Tag und Nacht kaum von der Seite seines Hauptmannes gewichen war; aber an dem Tage, da dieser seinen Gartenspaziergang ohne andere Beihülfe, als diejenige eines Stockes, beendigen konnte, trat Heinzelmann in die Dienste des Herrn Theiler. Fortan führte er, statt militärischer Rotten, die Rotten der Packer und Lader in den weiten, waarengefüllten Magazinen, und es war eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Handlichkeit er die neuen Geschäfte anfaßte. Er war noch keine zwei Wochen bei denselben, als er zu dem Hauptmanne sagte: „Verzeih' mir's Gott — aber wenn ich nur an mich denken wollte, so müßte ich die Revolution als das glücklichste Begegniß meines Lebens segnen. Es

wird mir nun erst recht deutlich, wie mir die Kaserne eine Reihe der besten Jahre weggestohlen hat. Das ist doch ein ganz anderes Leben hier, und am Abend weiß man auch wofür und wozu man den Tag verbraucht hat." — „Ja, ja," erwiderte der Hauptmann gutmüthig, „ich sehe dich auf dem besten Wege ein ausgemachter Schacherer zu werden. Nach Jahr und Tag mußt du auf diese Weise ein hübsches Kapitälchen zusammengerackert haben, bei dem du dann, der ganzen Welt Trotz bietend, auf den Sack schlagen kannst."

„Oh," lachte Heinzelmann, „zum Zusammenrackern wird es wohl nie kommen bei mir; aber ich freue mich doch, sobald einen Weg gefunden zu haben, auf dem ich mein ehrliches Brod erwerben kann, und zwar erst noch bei einem solchen Dienstherrn!"

„Du hast recht," erwiderte der Hauptmann, einen leisen Seufzer unterdrückend; „ich wollt', ich wär' an deiner Stelle." —

Mit diesem Worte war ein Gedanke ausgesprochen, der den nun bereits Wiedergenesenen von Tag zu Tag mehr beschäftigte, mehr und ernstlicher, als er's je gedacht hätte. Von der ganzen Theiler'schen Familie wurde er mit einer so zarten Aufmerksamkeit und Herzlichkeit behandelt, als ob er ein naher und lieber Anverwandter derselben sei; auch wußte er wohl, daß ihm im ganzen Hause eine verlängerte Annahme der einmal angebotenen Gastfreundschaft kein Mensch nachrechnete; aber doch wär' es ihm unmöglich gewesen, hier länger als es unumgänglich nöthig war unthätig zu verbleiben. Im Grunde

genommen erging es ihm gerade, wie dem braven Heinzelmann. Zuerst fühlte er sich unbehaglich gegenüber der rastlosen und geordneten Thätigkeit, die in dem Hause herrschte; dann aber begann er unwillkürlich die Resultate dieser Thätigkeit mit Demjenigen zu vergleichen, was ihm nun selbst als Ergebniß seines bisherigen Lebens geblieben war. Der Sohn Theiler, der bereits wieder aus dem unblutig abgelaufenen Feldzuge zurückgekehrt war, zählte etliche Jahre weniger als der Hauptmann, war überhaupt kaum aus dem Jünglingsalter herausgetreten; aber wie tief in das Leben eingreifend stand er jetzt schon da, und über welch reichen materiellen und geistigen Besitz konnte er jetzt schon gebieten! —

Der Herr von Beuren hatte sich bisher eingebildet, er sei im Besitze einer Welt- und Menschenkenntniß, wie sich deren nicht leicht ein junger Mann seines Alters rühmen könne, am wenigsten ein bloßer Kaufmann; jetzt jedoch mußte er einsehen, daß er von der „Welt" nur jenen Theil kennen gelernt, der sich ohne die geringste Berechtigung diesen Namen selbst beigelegt, und von Menschen durchschnittlich nur solche, die eines ernstlichern Studiums gar nicht werth gewesen. Wie ganz anders der junge Theiler, der fast alle größern Städte Europa's aus eigener Anschauung kannte, und von dem mächtigen Wettkampfe großer Völkerinteressen mit einer Sachkenntniß und Sicherheit sprach, wie der Hauptmann etwa von den Chancen einer Whistpartie. Kein Wunder, daß diesen, so ganz im Widerspiele mit seiner ganzen bisherigen Anschauungs- und Empfindungsweise, oft ein erdrückendes

Gefühl der Unbedeutendheit beschleichen wollte, und er aller Anstrengung bedurfte, um sich das hergebrachte Selbstgefühl, wenigstens äußerlich, nicht verloren gehen zu lassen; denn er empfand wohl, wie nöthig ihm gerade jetzt eine gehörige Sicherheit seines Auftretens und Benehmens sein müsse. Er glaubte sogar, diese Sicherheit in seinem ganzen Leben nie nöthiger gehabt zu haben; denn — wie wollte er ohne dieselbe vor den Blicken eines Augenpaares bestehen, die oft wie mit einer wehmüthigen, inhaltschweren Frage an ihm zu hängen schienen. Warum, so grübelte und sann er Tag um Tag, warum mußte ich diesem Mädchen erst jetzt begegnen, wo ich ohne Heimath, ohne Lebensstellung bin, wo ich in ihrem Hause das Gnadenbrod esse, und wo — er schlug sich mit der Hand an die Stirne, um den weitern Gedankenlauf abzuschneiden; fügte aber bitter hinzu: „Sie kann mich höchstens bemitleiden und würde mich wohl bald verachten. Morgen reise ich, und wenn ich meinen Degen dem schmutzigsten Juden anbieten müßte."

Aber trotz dieses fast täglich wiederholten Entschlusses, kam derselbe doch nie zur Ausführung, obgleich es damals einem muthigen Offiziere, der es mit politischen Meinungen nie zu genau genommen hatte, gerade nicht an Gelegenheit, wieder in Dienst zu treten, gefehlt haben würde. An eine Rückkehr in die Heimath war freilich nicht zu denken; der Name des Hauptmannes von Beuren stand in der ersten Reihe der Proscribirten und daheim würde wahrscheinlich eine preußische Standrechtskugel auf ihn gewartet haben.

Unter solchen Grübeleien und Erwägungen saß er eines Abends in einer Gartenlaube, als die älteste Tochter des Hauses daher kam. Unter freundlichem Geplauder nahm sie ebenfalls Platz in der Laube, bis der Hauptmann plötzlich sagte: „Diesen Abend ist mir zum letzten Mal das Glück vergönnt, hier Ihnen gegenüber zu sitzen, Fräulein Sophie; morgen werde ich unwiderruflich reisen — es kann nicht länger so bleiben, wie unvergeßlich mir der Aufenthalt in Ihrem Hause auch Zeitlebens bleiben wird." Er sprach diese Worte sichtlich bewegt und sie schaute ihn wieder mit einem jener Blicke an, die ihm so wundersam die Seele berührten.

„Sie scherzen, Herr Hauptmann," sagte sie endlich, jedoch nicht ohne einen Ton der Besorgniß, da sie ihn so ernst dasitzen sah; „oder vielmehr, Sie wollen mich erschrecken; was sollte denn vorgefallen sein, daß Sie uns so plötzlich verlassen wollten!"

„Sie mit einer solchen Ankündigung erschrecken?" rief er; „spotten Sie meiner nicht, Fräulein, ich bitte Sie, nur jetzt nicht." Es lag etwas schmerzlich Bitteres in diesem Ausrufe und sie ließ ihren Blick wiederum auf seinem Gesichte ruhen.

„An Spott denke ich wahrlich nicht, das werden Sie mir glauben," sagte sie dann; „aber ich sehe ebenso wenig ein, warum Sie uns verlassen sollten."

„Warum?" erwiderte der junge Mann rasch, indem er auf die feine Stickarbeit deutete, welche das Fräulein in Händen hielt: „Sie fragen warum? Sehen Sie, Sie sind unablässig thätig, vom Morgen bis in den Abend

hinein; ich bin überhaupt der einzige Müßiggänger in diesem Hause und hätte es doch gewiß am wenigsten nöthig. Das darf nicht länger so bleiben — ich werde wieder in Militärdienst treten."

„Und wo denn?" fragte sie leise; „nach Hause können Sie ja nicht zurück."

„In Oesterreich, Italien, Frankreich," sagte er; „mir ist's gleichgültig."

Fräulein Sophie schwieg eine geraume Weile, während sie einige falsche Maschen an ihrer Stickerei loslöste; dann sagte sie ernst: „Hören Sie, Herr Hauptmann, ich bin freilich nur ein unerfahrenes Mädchen; aber das werden Sie doch nicht thun. Könnten Sie wieder in ihre Heimath zurückkehren, oder hätten Sie sich eine neue Heimath erworben, zu deren Schutz Sie die Waffen wieder ergreifen könnten, dann würd' ich Sie mit Freuden ziehen sehen; aber das Leben an eine Sache wagen, für die man kein Herz hat, das ist — zürnen Sie mir nicht — das ist keine würdige Mannesarbeit."

Sie hatte diese Worte mit so hohem Ernste und zugleich in einem so reizenden Strafpredigertone gesprochen, daß der Hauptmann unwillkürlich lächeln mußte.

„Nun, nun, meine liebenswürdige Patriotin," sagte er, „unser Eins kämpft eben auch für die Fahnenehre, für Ehre überhaupt."

„Die Fahne kann ihre Ehre zunächst nur von der guten Sache entlehnen, welche sie deckt," entgegnete sie rasch, „und die Mannesehre ruht auf dem nämlichen Grunde; oder ist's nicht so?"

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen unbedingt Recht zu geben," erwiderte er, noch immer auf das Anmuthigste berührt von dem Ernste seiner liebenswürdigen Gegnerin; „denn sobald ich's thäte, würde ich ja den einzigen Schlüssel für meine ganze Zukunft wegwerfen."

Es verging wiederum eine kleine Weile bevor sie sagte: „Ich vermag nicht einzusehen, warum Sie von einem einzigen Schlüssel sprechen; daß Sie sich langweilen müssen bei unserer einförmigen Bürgerlichkeit, ist ganz natürlich; gleichwohl mein' ich, müßte sich immer noch eine Bethätigung finden lassen, die mit der Zeit den Reiz des Soldatenlebens aufwiegen würde."

„Den Reiz des Soldatenlebens!" rief er; „der Himmel weiß, wie gerne ich dasselbe an jede andere Beschäftigung vertauschen würde, die mir hinlänglichen Raum in der Welt verschaffen könnte; aber wenn ich Ihren Vater, Ihren Bruder sehe, die durch ihre geräuschlose Thätigkeit Tausende von Händen in zweien Welttheilen in dienstbare Bewegung setzen, da —". Er sprach nicht zu Ende, sondern legte die Hand über das erröthende Gesicht; er fühlte, daß er sich für sein Selbstgefühl zu weit hatte hinreißen lassen, was er sonst gerade vor diesen Augen möglichst zu vermeiden gesucht. Aber das Fräulein hatte sich schon erhoben und sagte näher tretend: „Wenn Ihnen das Ernst wäre — Sie kennen ja mehrere neue Sprachen — oh, wenn Sie das doch meinem Vater sagen möchten!"

Man brauchte in Herzensangelegenheiten nicht die Erfahrung des Hauptmannes zu besitzen, um aus diesen

Worten das freudig Bewegte, Hoffnungsfrohe herauszufühlen, das durch des Mädchens Stimme zitterte. Er schaute auf und ihr gegen ihn vorgeneigtes Gesicht war wie eine frisch aufbrechende Rose erblüht. „Sie glauben?“ sagte er, seine Hand leise auf die ihrige legend; — „und Sie würden mich gerne an das Haus Ihres Vaters gebunden sehen, Fräulein Sophie?“

Die Rosengluth hatte sich auch über ihren Nacken ergossen und er fühlte das Zittern ihrer Hand, als sie mit einem leisen Nicken des lieblichen Kopfes Anwort auf seine Frage gab. Er sprang empor und seine Lippen ruhten auf einem jungfräulichern Munde, als sie noch je einen berührt hatten. —

Schon am folgenden Vormittage saß der Hauptmann von Beuren an einem zierlich und bequem hergerichteten Pulte im Comptoir des Herrn Theiler, emsig bemüht, durch Copierung einiger Briefe den Geheimnissen des kaufmännischen Styles auf die Spur zu kommen. —

IV. Neuer Anfang.

Solche Umwandlungen in der Lebensstellung, wie die des Hauptmanns von Beuren, gehörten damals durchaus nicht zu den Seltenheiten in der zahlreichen Flüchtlingswelt, die sich von allen Seiten her in der Schweiz zusammengefunden. Ehemalige hochgestellte Beamte hielten in einem abgelegenen Bergdörfchen Schule, flüchtige Pfarrherren copierten auf einem Advocatenbureau, und eine große Zahl von Offizieren griff ebenfalls zur nächsten

beſten Handtierung, wie ſie ſich gerade darbieten wollte. Es galt eben, ſich zunächſt für das liebe Leben zu wehren. Bei der einheimiſchen Bevölkerung wurden auch diejenigen, die ſofort friſch zugriffen, mit weit günſtigern Augen angeſehen als andere, welche ſich mit der Verkündung nahen Ausbruches einer europäiſchen Revolution begnügten, und unterdeſſen nicht ſelten die Leichtgläubigkeit oder Gutmüthigkeit auf wenig ehrenhafte Weiſe ausbeuteten. So ſah denn auch in dem Schritte des Herrn von Beuren Niemand etwas Auffallendes, im Gegentheil wurde ihm derſelbe ſehr zu ſeinen Gunſten angerechnet. Er hatte dadurch namentlich in Heimſtädt mit einem Schlage feſten Boden gefaßt; er gehörte jetzt zum Hauſe Theiler, und zwar nicht mehr blos als ein aus Mitleiden aufgenommener Gaſt, ſondern als thätiges Mitglied, und das war genug um ihm den Weg durch jede Thüre zu öffnen.

Einen jedoch gab es im Städtchen, der ſich mit dieſem Schritte nicht befreunden konnte, und es war noch gerade derjenige, auf deſſen freudigſte Zuſtimmung der Hauptmann am allermeiſten gerechnet hatte. „Nun, Heinzelmann," rief er, als er dem treuen Burſchen nach bereits geſchehener Vereinigung mit Herrn Theiler begegnete, „jetzt mag auch meine Uniform neben der deinigen im Kaſten liegen und wir bleiben ebenfalls zuſammen. Das wird dir recht ſein, hoff' ich."

„Was meinen Sie?" fragte Heinzelmann hochaufſchauend; „ich hoffe ſchon, daß es Ihnen in dieſem prächtigen Hauſe noch nicht ſobald verleidet ſein wird."

„Im Gegentheil, von Morgen an werde ich auf dem Comptoir des Herrn Theiler pünktlichſt genau zuſammenrechnen, wie viel Waarenballen du den Tag hindurch in den Magazinen aufſtapelſt oder weiterſpedirſt.“

„Was iſt — was gibt's,“ erwiderte Heinzelmann zögernd, „ich kann Sie immer noch nicht verſtehen, Herr Hauptmann.“

„Ei, du zählſt doch ſonſt nicht zu den Harthörigen,“ lautete die Antwort; „ich trete Morgen um acht Uhr, vorerſt als Volontair, in das Comptoir deines eigenen, vortrefflichen Brodherrn und werde mich fortan mit Eifer dem edeln Handelsſtande widmen.“

„Wird nicht ſein — kann nicht ſein, Sie belieben zu ſcherzen,“ ſtotterte Heinzelmann.

„Und warum ſollte denn das nicht ſein können?“ rief der Hauptmann halb verwundert, halb beluſtigt; ich ſage dir aber, es iſt, und morgen werde ich den Fahnenſchwur zu leiſten haben.“

Heinzelmann ſtand lange ohne ein Wort hervorzubringen vor ſich hinſchauend; dann ſagte er leiſe: „Nun, wenn es ſchon ſo weit iſt, ſo möge der Himmel Ihrem neuen Beginnen ſeinen Segen verleihen.“ —

Wenn auch nicht in dem nämlichen Grade, wie der alte Soldat, ſo hatte doch auch Herr Theiler ſeine Bedenken, die er indeſſen für einmal gegen Niemanden ausſprechen mochte. Er war ein Mann, der das Geſchäft mit geringen Mitteln gegründet und es durch Einſicht und energiſche Thätigkeit zu ſeiner jetzigen Blüthe emporgebracht hatte. Natürlich war ihm bei einem ſolchen Lebens-

gange keine Zeit geblieben, sich, was man so nennt, eine umfassende Bildung oder auch nur eine vollendete Menschenkenntniß anzueignen; aber was seinen Geschäftskreis berührte und in denselben hintrat, das hatte er bald mit scharfem Auge gewürdigt. Wenn er nun auch den unerwarteten Entschluß des Hauptmanns nicht mißbilligen konnte, so würde er doch nie daran gedacht haben, denselben aus freien Stücken dazu aufzumuntern. Er befürchtete, daß es ihm an der nöthigen Ausdauer, wie an der unerläßlichen Pünktlichkeit in scheinbaren Geringfügigkeiten fehlen möchte. Indessen, es kam ja auf einen Versuch an. „Nur Eines noch," sagte Herr Theiler, nachdem die Sache in Ordnung gebracht war; „ich leide an einem Fehler, den ich mir nie abzugewöhnen vermochte, der auch denjenigen, die stets um mich sein müssen, oft sehr beschwerlich sein kann, der aber in einem Geschäfte, wie das meinige, doch nicht so ganz vom Uebel ist. Ich kann nämlich, wo etwas Schiefes zum Vorschein kommt, eine augenblickliche Hitze nicht bemeistern, und da gilt es denn, nicht allzuempfindlich oder gar nachträgerisch zu sein."

„Das kann ich auf das Beste bestätigen," sagte Madame Theiler, die bei diesem Gespräche zugegen war; „da gilt es, das eigene kalte Blut nicht zu verlieren."

„Nun, nun Mama," rief Herr Theiler, „mach mich nicht schlimmer, als ich wirklich schon bin; du wenigstens hast die Furcht längst verloren vor meinem Zorne, und dann weißt du auch — wenn nur nichts Ungerades, Unlauteres mitunterläuft, so schäme ich mich auch nicht, ein

allfällig begangenes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen."

„Das ist wahr, Papa, der Schlimmste bist du gleichwohl nicht," lächelte die Frau. —

Eine große Freude über das Vorhaben des Hauptmannes empfand der junge Theiler, der den neuen Hausgenossen aufrichtig lieb gewonnen hatte. Er nahm sich auch vor, ihm in jeder Weise behülflich zu sein, damit die trockenen Anfangsgründe der neuen Geschäftsschule, wie die schwierigern Subtilitäten, möglichst rasch und leicht überwunden würden. In seiner frohen Laune konnte er es nicht unterlassen, die Schwester zu necken — oder war im Herzen des Jünglings vielleicht eine Ahnung über die wirklichen Bewegungsgründe aufgegangen, die hier im Spiele waren? — „Was meinst du, kluges Fräulein Sophie," rief er, „wie würde es sich ausnehmen, wenn es dereinst hieße, die Firma Theiler, von Beuren und Compagnie — na, das klingt gleich anders! Oder?" — Es war gut, daß Fräulein Sophie im Schatten des Lichtschirmes verborgen saß, sonst würde ihr dunkles Erröthen eine ganz andere Antwort gegeben haben als es der Mund mit den gleichgültigen Worten that: „Mir wird jede Firma recht sein, die der Herr Bruder einst anzunehmen beliebt." — Eine Nacht voll freudigbanger Unruhe aber wartete auf das Mädchen; von Schlaf konnte keine Rede sein, und doch kamen die Träume heran, mit allerlei lieblichen Bildern, die das Herz bewegten. „Er liebt mich," flüsterte sie von Zeit zu Zeit vor sich hin, während sie in einem süßen Schauer zusammenbebte; „er

liebt mich; und wie muß er mich lieben, daß er auf die leiseste Andeutung meiner stillen Wünsche so schnell zu dem schweren Entschlusse bereit war; er, der stolze, ritterliche, und ach, so liebe Mann!" — Am Morgen, als Herr von Beuren sein Zimmer verlassen wollte, um sich zur festgesetzten Stunde in's Comptoir zu begeben, glitt ihm in dem dunkeln Corridor fast unhörbar eine Gestalt entgegen. „Sie haben Ihren Entschluß nicht bereut über Nacht — Sie bleiben dabei?" flüsterte sie schüchtern. „Und warum sollte ich nicht dabei bleiben?" antwortete er, die leis erzitternde Jungfrau umfassend; „warum sollte ich einen Entschluß bereuen, durch dessen Ausführung ich in deiner Nähe bleiben darf, mein süßes Kind?" — „Dann begleite der Himmel Ihren ersten Schritt auf dem neuen Lebenswege," sagte sie, seine Küsse erwidernd, und schlüpfte dann wieder rasch und lautlos in einen Seitengang. —

V. Eine alte Bekanntschaft.

Der jungfräuliche Segenswunsch schien sich an dem neuen Handelsbeflissenen bewähren zu sollen, die Sache ließ sich über alle Erwartung gut an. Der alte Herr Theiler war selbst höchlich erstaunt angesichts der Fortschritte, welche der Zögling machte. Ueber sein leichtes Erfassen und rasches Hineinarbeiten in jede Branche des Geschäftes wunderte er sich weniger, da konnte mit einem gereiften Verstande viel ausgerichtet werden; aber daß der Hauptmann sich auch der trockensten Arbeit mit solch

ruhiger Ausdauer, und sicherer Genauigkeit unterziehen würde, das hatte der alte Herr nicht zu hoffen gewagt. Er war deshalb auch nicht zurückhaltend mit lobender Anerkennung und rief oft aus: „Das muß man sagen, eine tüchtige Soldatenschule hat denn doch auch ihr Gutes; mein jüngster Commis und mein Magazinier sind die strikkesten Arbeiter in meinem ganzen Geschäfte, und das Holz zu diesen Pfeifen ist im Soldatenrocke geschnitten worden!“ — Wie horchte Sophie mit freudigem Herzklopfen auf, wenn Vater und Bruder dem heimlich Geliebten übereinstimmendes Lob spendeten, und dieser dann mit ruhiger Bescheidenheit erwiderte: „Wenn nur der Fortgang nicht Schwereres bringt, die Anfänge sind freilich wohl zu überwinden, besonders unter solchen Lehrmeistern.“ — Er hätte noch hinzusetzen können, neben einer solchen Lehrmeisterin; denn er war sich's gar wohl bewußt, daß eine Umwandlung in seinem ganzen Wesen vorgegangen und diese durch die Liebe bewirkt worden war. „Durch die Liebe — aber ist es auch Liebe, was du für dieses Mädchen empfindest,“ mußte er sich oft fragen; ist es nicht eher nur Freundschaft, aus Dankbarkeit und freilich auch aus Achtung hervorgegangen? Wäre das Alles nicht mit dem Reize des Geheimnisses umgeben, wahrhaftig, ich wüßte nicht, wie ich mein Gefühl dann benennen sollte.“ — Und Herr von Beuren war gewissermaßen ganz in seinem Rechte mit diesem Zweifel. Er hatte, wie das die äußern Verhältnisse mit sich gebracht, viel geliebt in seinem Leben; aber diese besänftigende, still stärkende Kraft der Liebe, die er jetzt

empfand, hatte er noch nie kennen gelernt. Schon allzufrüh in den Strudel eines leichtsinnigen Militärtreibens geworfen, war die heilige Jungfräulichkeit erster Liebesregungen unerkannt an ihm vorübergegangen. Rascher Genuß und rascher Wechsel — das war es gewesen, was er Liebe nannte und als solche kannte. Jetzt freilich war es anders geworden. Statt begehrlicher Aufregung war eine mild erwärmende Ruhe über ihn gekommen und in Sophiens Nähe schien jede Begierde verstummen zu müssen. —

So ging Alles in ruhigen, erfreulichen Geleisen fort bis zur Neujahrszeit. Herr Theiler huldigte der Regel, daß nach sauren Arbeitswochen auch die frohen Feste ihr Recht haben sollten. Dem zu Folge wurden nun nicht nur in dem eigenen, sonst so stillen Hause rauschende Festlichkeiten veranstaltet, sondern es folgte auch Einladung auf Einladung von Befreundeten, die ebenfalls ihr Möglichstes thaten. Herr von Beuren war überall dabei, als wäre er längst ein Mitglied der Familie Theiler, und überall war er ein höchst willkommener Gast, namentlich bei der schönern Hälfte der städtischen Bevölkerung. Ihm selbst gewährte es Vergnügen, seine geselligen Vorzüge wieder einmal in's Licht zu setzen, und zugleich mußte er sich gestehen, daß ihm ein leichtes, genießendes Leben doch eigentlich besser zusage, als die trockene, angestrengte Arbeit.

So lebte der Hauptmann zum Theil schon wieder in seinem alten Elemente, als er zu einem kleinen Concerte eingeladen wurde. Unter anderm sollte dabei auch eine Sängerin sich hören lassen, von der viel Wesens gemacht

wurde und die, wie man sagte, beabsichtigte, sich als Musiklehrerin in der Stadt niederzulassen. Sie erschien, von lautem Beifall einiger bereits gewonnener Verehrer begrüßt, und Herr von Beuren klatschte lebhaft mit, obwohl er seinen Augen kaum traute, als er das hübsche, kokette Gesicht erblickte. Es war eine Sängerin zweiten Ranges, die er am Theater in Mannheim kennen gelernt — der Gegenstand seiner letzten Liebesintrigue vor dem Ausbruche des Aufstandes. Ihr Auge mußte ihn ebenfalls sofort entdeckt haben; denn sie schickte ihm unter einer leichten Verbeugung ein freudiges Erkennungslächeln zu. Natürlich suchte er sich ihr, sobald der Gesang beendigt war, zu nähern, wie noch viele andere jüngere und ältere Männer, und sie selbst wußte so geschickt zu manövriren, daß sie ihm sogleich mitten in dem Schwarme ein Papier in die Hand drücken konnte; dann aber sich unbefangen Andern zuwendete. „Ich werde," so stand auf dem Papierchen mit Bleistift gekritzelt, „in der zweiten Concert-Abtheilung nur noch ein Lied singen; eine Viertelstunde später erwarte ich Dich in meiner Wohnung, in dem grünen Hause vor dem Thore. Die Begleitung will ich Dir diesmal noch erlassen, Du holder, treuloser Flüchtling Du!" —

In ruhigerer Stimmung, vor wenigen Tagen noch, würde Herr von Beuren diese Einladung vielleicht abgelehnt, oder dieselbe wenigstens nur unter bestimmten Vorsätzen der Vorsicht angenommen haben; aber jetzt verließ er das Concert, um keinerlei Verdacht zu erregen, schon nach Beendigung der ersten Abtheilung, voller Neugierde

zu erfahren, wie das verführerische Weib hieher gekommen sei. Mit ihrer Erscheinung war eine lange Reihe verlockender, rauschender Erinnerungen in ihm aufgewacht, die wie lachende Satyren an seinem hausbackenen Comptoirleben vorüberzogen, und sein Blut in ungeduldige Wallung brachten. Die Schöne ließ ihn auch nicht lange warten, und kaum war er in ihr Zimmer getreten, als sie ihm unter leidenschaftlichen Liebkosungen an den Hals flog. „Endlich, endlich," rief sie, „hab' ich dich gefunden, du geliebter Treuloser, der geglaubt, er brauche nur in's Ausland zu gehen und dann nichts mehr von sich hören zu lassen, um vor meiner Liebe sicher zu sein; aber nein, nein, meinst du, ich habe Alles dran gesetzt, meinen Ruf, meine Ehre, um dich deiner einfältigen Leonie zu entreißen und dich dann nur einige Wochen, was sag' ich, nur einige Tage mein nennen zu können? — O, da hast du mein Herz noch zu wenig kennen gelernt, du böser Flatterhafter! Beinahe die ganze Schweiz habe ich durchzogen, bis ich deine Spur gefunden, und würde eher nicht geruht haben, hätt' ich auch die ganze Welt durchwandern müssen. Jetzt aber hab' ich dich und werde dich nicht mehr lassen!" — Mit heißem Ungestüm zog sie ihn auf den Sopha nieder und begann sogleich, bald in fröhliches Gelächter, bald in Thränen ausbrechend, zu erzählen, wie sie Mannheim, von unüberwindlicher Sehnsucht getrieben, verlassen, um den Flüchtling aufzusuchen. „In Luzern endlich," schloß sie, „konnte ich dein Versteck auskundschaften, und bin dann sogleich unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die mir hier einen allfällig nöthig

werdenden Aufenthalt ſichern, hergeeilt; denn Vorſicht iſt von Nöthen in dieſen kleinen Neſtern, ich kenne ſie. Aber nun ſag' auch du mir, theurer Eugen, wie konnteſt du dich unter dieſem Krämervolke ſo lange ruhig verhalten? — Hoffentlich hat dir's keines von dieſen, nicht einmal gackernden, ſondern höchſtens piepſenden Gänschen angethan, wenigſtens konnte ich, um nach meiner Gewohnheit offen zu ſein, bisher noch nichts ausſpioniren. Doch, im Grunde wär' mir's auch gleichgültig; Gefahr kann es nun keine mehr haben, da ich bei dir bin — nicht wahr, du mein ſüßeſter Herzenstroſt?" —

Der Hauptmann wußte gut genug, wie viel Gemachtes, Unwahres und Unlauteres in dieſer Leidenſchaftlichkeit war; gleichwohl hatte er nicht die Kraft, ihr zu widerſtehen, und nun war es das erſte Mal, während ſeines Heimſtädter Aufenthaltes, daß er erſt bei ſchon grauendem Morgen nach Hauſe kam. Es ſchien jedoch Niemandem aufgefallen zu ſein, oder wenigſtens beachtete er, zu ſehr mit dem Chaos ſeiner durcheinander ſtreitenden Gefühle und Gedanken beſchäftigt, den ſtill beſorgten Blick nicht, mit dem ihm Sophie den Morgengruß bot.

VI. Nachwehen.

Als die Feſttage endlich verrauſcht waren und das Leben wieder in ſeine gewohnten Gleiſe zurückgeleitet werden ſollte, bemerkte Herr Theiler wohl, daß ſein Zögling nicht mit dem bisherigen Eifer an die Geſchäfte ging, ſondern ſich mancherlei Unachtſamkeit und Ungenauigkeit zu

Schulden kommen ließ; er saß oft zerstreut, gedankenlos in die vor ihm liegenden Papiere starrend, oder vielmehr in Gedanken verloren, die mit diesen Papieren nichts zu schaffen hatten. Das sind eben noch die Nachwehen der Festzeit, dachte Herr Theiler anfänglich, und machte den Zerstreuten höchstens in scherzhafter Weise auf seine Mißgriffe oder Unterlassungen aufmerksam; aber es schien, als ob die Nachwehen, statt sich allmälig zu verlieren, eher stärker werden sollten, und bald war es offenbar, daß Herr von Beuren sich namentlich zur Einhaltung der herkömmlichen Arbeitsstunden förmlich zwingen mußte. Er war oft mißstimmt, und verließ dann das Comptoir unter dem Vorwande, sich unwohl zu befinden und eines Ganges in frischer Luft bedürftig zu sein. „Wenn Sie ein Unwohlsein verspüren, mein lieber Herr von Beuren," sagte der Kaufherr, „so bleiben Sie einige Tage ganz aus dem Geschäfte weg; es ist für uns Beide besser. Sie können sich leichter erholen, und ich kann die erforderliche Arbeit anders reguliren. Mir gilt als oberste Geschäftsregel, soweit möglich jede Unsicherheit und Unordnung zu verhüten! Am besten ist es wohl, Sie ziehen alsbald den Arzt zu Rathe; vielleicht daß sich noch irgend ein alter Rest ihrer Wunde regen will."

Der Hauptmann machte sofort Gebrauch von dieser zuvorkommenden Urlaubsertheilung; aber er blieb jetzt nicht nur vom Comptoir weg, sondern ließ sich auch, trotz der unfreundlichen Witterung, ganze Tage kaum mehr im Hause sehen. Der alte Herr Theiler schüttelte den Kopf und konnte sein Mißvergnügen nicht mehr unterdrücken

über eine ſolche Heilmethode. „Ich fürchte, es rege ſich nicht nur die Wunde in dem jungen Herrn," ſagte er zu ſeinem Sohne, „ſondern das alte, vornehme Blut, das ſich auf die Dauer an keine ſtetige Arbeit gewöhnen will." Der Sohn nahm den Freund in Schutz und meinte, der Hauptmann werde ſich nicht gleich wie ein Wickelkind dem Arzte überliefern wollen, bevor ſein Uebel in beſtimmter Geſtalt auftrete; tüchtige Bewegung in freier Luft möge ſeiner ſoldatiſch gewöhnten Natur zuträglicher ſein, als die Apothekenbüchſen. — In ähnlich vertheidigender Weiſe äußerten ſich auch die übrigen Familienglieder, wenn der Hauptmann nicht zu Tiſche kam und der Vater ſeine Mißbilligung darüber laut werden ließ. Nur Sophie ſchwieg dabei. Während ſie früher das Lob des geliebten Mannes mit ſo gierigen Ohren eingeſogen, ſchnitt es ihr jetzt durch die Seele, wenn nur ſein Name genannt wurde; denn ſie wußte ja beſſer als irgend ſonſt Jemand, daß eine ſchlimme Veränderung in ihm vorgegangen, wenn ſie auch die Urſache und Natur derſelben nicht erkannte. Wie ſein Benehmen gegen ſie früher bei aller Hingebung und Wärme von zarter Schonung ihrer jungfräulichen Gefühle begleitet geweſen war, ſo war er jetzt manchmal in ſo ungeſtümer Aufregung, daß ihr Herz von banger Beklemmung erfüllt werden mußte. Sie erzitterte unter ſeinen Küſſen, die ſie wie glühende Funken durchzuckten, und ihr den Athem in der Bruſt zu erſticken drohten; aber ach, er war ja doch der Abgott ihrer Seele, der wachend und träumend all' ihr Thun und Denken erfüllte, und von dem ſie nimmer und nimmer laſſen konnte. Jetzt freilich

zog es auch wie ein dunkler, drohender Schatten durch dieses Denken und Träumen, daß ihre heimliche Liebe, in der sie früher nichts Unrechtes erblickt, eine schwere Schuld in sich schließe, und wie oft faßte sie den Entschluß, durch ein offenes Bekenntniß an die Mutter vor dem drückenden Bewußtsein dieser Schuld Erleichterung zu erlangen; aber je weniger sie sich schuldlos fühlte, um so schwerer wurde es ihr, dieses Bekenntniß abzulegen. Gingen die Andern zur Ruhe und der Hauptmann war noch nicht nach Hause gekommen, so harrte sie, vor Kälte zitternd, stundenlang an der Hausthüre, damit er durch kein Geräusch seine späte Heimkunft verrathen müsse. Für solchen Liebesdienst erstickte er den schmerzlich stillen Vorwurf, der auf ihrem bleichen Gesichte lag, durch seine Feuerküsse, von denen sie sich einige Augenblicke berauschen ließ, um dann die Nacht unter Thränen zu durchwachen.

Es gab im Hause noch eine zweite Person, die unter dem veränderten Betragen des Hauptmannes ebenfalls schmerzlich litt, und zwar um so schmerzlicher, weil sie den Grund desselben durchschaute. Heinzelmann hatte die Sängerin gesehen, und wußte darum bald, wohin die geheimen Wege des Hauptmannes ausliefen; aber er getraute sich nicht zu warnen oder Vorstellungen zu machen, wie es ihn innerlich wohl getrieben hätte. Er fügte sich mit einer Art verzweifelnder Ergebung in das, was er als das Unvermeidliche betrachtete. „Es mußte so oder so kommen," sagte er traurig zu sich selbst; „gehen konnte es nicht auf die Dauer, wie ich's vorausgesehen habe." —

Diese trüben Zustände hatten schon nur zu lange an-

gedauert, als sich dem alten Kaufherrn eine Gelegenheit darbot, dieselben wenn auch nicht zu beseitigen, so doch ihnen einigermaßen eine andere Wendung zu geben. Eine unerwartete, aber wichtige Geschäftsangelegenheit machte eine plötzliche Reise des jungen Herrn Theiler nach England nothwendig, und Herr Theiler der ältere war schnell entschlossen, diesen Anlaß zu benützen, um dem über Gebühr verlängerten Urlaube des Hauptmannes ein Ende zu machen, oder ihn wenigstens zu einer bestimmten Erklärung zu veranlassen. „Nun Herr von Beuren," sagte er zu diesem, nicht unfreundlich, doch in ziemlich trockenem Tone, „durch die voraussichtlich längere Abwesenheit meines Sohnes wird in unserm Comptoir eine bedeutende Lücke offen, die ich einzig nicht auszufüllen vermag. Gestatten es Ihre Gesundheitsumstände, so wäre mir's sehr angenehm, wenn Sie Ihre regelmäßige Arbeit wieder aufnehmen könnten; andernfalls bin ich genöthigt, einen neuen Commis einzustellen, den ich dann natürlich nicht wieder ganz nach Belieben verabschieden kann."

Dieser Wink war so deutlich, daß sich Herr von Beuren erröthend in die Lippen biß. Er verschluckte jedoch die Pille und erwiderte lächelnd: „Ich war so eben im Begriffe, mich meinem verehrten General, als wieder genesen, zum Diensteintritte zu melden." —

Am nächsten Morgen erfolgte dieser Eintritt pünktlich und Herr Theiler konnte mit den Dienstleistungen nicht gerade unzufrieden sein. Freilich, wie es vor dem Neujahr gewesen, kam es nicht wieder. Herr von Beuren war oft zerstreut und von einer auffallenden Unruhe er-

griffen, die ihn Manches übersehen, manchen Mißgriff begehen ließ. Dies war besonders in den ersten Vormittagsstunden der Fall, wo der Hauptmann nicht selten durch ein übernächtiges Aussehen die Ursache seines Mangels an Arbeitsfähigkeit verrieth. Herr Theiler konnte, so sehr er auch an sich hielt, seinen Unmuth nicht immer ganz unterdrücken. „Hören Sie, Herr von Beuren," sagte er eines Morgens, „die Art und Weise, mit welcher Sie in mein Haus gekommen, überhaupt ihre ganze Lebensstellung, erlauben mir nicht mit Ihnen zu sprechen, wie ich's jedem Andern meiner Angestellten gegenüber thun würde; aber seit Ihnen unsere Familienabende nicht mehr behagen, sind Sie, wie ich genau erfahren, in die Gesellschaft von Spielern gerathen, lauter nichtsnutzige Bursche, ob mit feinerm oder schlechterm Rocke bekleidet, mir ist's gleichgültig; ich bezeichne sie doch mit dem wahren Namen. Ueber ein anderes Gemunkel, das mir erst gestern Abend zugetragen werden wollte, hab' ich kein Recht mit Ihnen zu sprechen, so unlieb mir dasselbe auch war. In solchen Dingen mag Jeder selbst zusehen, was ihm frommt. Aber das Spiel, das Spiel — das ist mir in die Seele verhaßt; es schwächt durch seine Aufregungen den Arbeitsnerv, wie Sie oft genug an sich selbst erfahren müssen, und dann das Geld! — Denn Geld frißt es immer, auch wenn man glaubt eine glückliche Hand zu haben."

Auf das Gesicht des Herrn von Beuren war bei'm Beginne dieser kleinen Strafpredigt eine brennende Röthe gestiegen, die aber bei der Erwähnung des Geldes einer fast leichenhaften Blässe Platz machte. Er warf einen

ſcheuen, doch ſcharf forſchenden Blick auf den Kaufherrn, ſagte dann aber, als dieſer ohne Zeichen beſonderer Aufregung ſchwieg: „Wahr iſt es, daß ich einige Male geſpielt habe, mit Leuten indeſſen, deren Bekanntſchaft ich in Ihren eigenen Kreiſen gemacht; hatte ich dabei auch nicht beſonderes Glück, ſo konnten doch auch keine großen Summen verloren gehen. Was Sie mit der andern Andeutung meinen, Herr Theiler, iſt mir unverſtändlich.“

„Um ſo beſſer und mir Ihretwegen um ſo lieber,“ erwiderte der Kaufherr; „übrigens möchte ich nicht mißverſtanden werden und wiederhole, daß ich mich nicht in Dinge miſche, die mich nichts angehen, ganz abgeſehen davon, daß mir alle unnöthigen Klatſchereien verhaßt ſind. Ob Sie im Spiele Glück oder Unglück gehabt, habe ich nicht einmal gewußt und wollte es auch nicht wiſſen; was ich wünſche iſt nur, daß Sie Ihre ſo ſchöne Arbeitskraft friſch erhalten.“ —

So ging dieſer kleine Sturm raſch vorüber, jedoch nicht ohne eine erfreuliche Luftreinigung bewirkt zu haben. Herr Theiler erfuhr ſchon nach wenigen Tagen, daß die ſchöne Muſiklehrerin die Stadt verlaſſen habe. Sie hatte, wie es hieß, nicht hinreichende Beſchäftigung gefunden für ihre Kunſtfertigkeit. —

VII. Zweierlei Wechſel.

Herr Theiler hatte alle Urſache, ſich über dieſe Abreiſe Glück zu wünſchen; denn von der Stunde an war ſein Zögling wie umgewechſelt. Herr von Beuren trat

wieder Tag um Tag mit dem Glockenschlage in's Comptoir, und Abends verließ er das Haus nur äußerst selten mehr. Er schien sich sogar über Gebühr zurückziehen zu wollen, indem er sich nach dem Abendtische öfters sobald thunlich auf sein Zimmer zurückzog, um daselbst angeblich allerlei Werke über Handelswissenschaften, die verschiedenen Handelsgesetzgebungen, Wechselrechte und dergl. zu studieren. Zwar mochte ihn wohl hie und da noch etwas Anderes beschäftigen, indem eine gewisse Zerstreutheit, ein stummes Sinnen ihn mitten in der Arbeit anfassen wollte; aber er raffte sich immer wieder von selbst auf, um die auf solche Weise verlorne Zeit mit Hast einzubringen. Der Kaufherr machte keinen Hehl aus der Freude, die er über diesen günstigen Wechsel empfand, sondern suchte demselben vielmehr durch reichlich gespendete Anerkennung einen festen Rückhalt zu geben. Und wie gierig sog Fräulein Sophie die väterlichen Lobsprüche, die dem Lieblinge ihres Herzens gespendet wurden, wiederum ein! Gerade wie ein von brennendem Durste gequälter Wanderer, der nach trüber Wüstenreise an einen frischen Quell gelangt. Es kam ihr vor, als ob jeder dieser Lobsprüche einen Theil des Schuldbewußtseins, das sie um ihre heimliche Liebe bedrückte, von ihr wegwälze, als ob in der väterlichen Anerkennung eine Rechtfertigung ihrer Liebe selbst ausgesprochen sei. Einer solchen Rechtfertigung aber bedurfte sie mehr als je; denn unaufhörlich raunte ihr eine leise Stimme zu, daß ihr Geheimniß nicht mehr lange verborgen bleiben könne; daß aber die Offenbarung desselben die schwerste Stunde ihres

Lebens ſein werde. Dabei mußte ſie mit bitterm Schmerze an eine andere Stunde denken, die an ihrem bisherigen, ſonſt ſo mildbeſonnten Lebenswege wie ein unheilſchwangrer, drohender Schatten ſtand. Bei dieſer Erinnerung verhüllte ſie das Geſicht mit beiden Händen und aus ihrer Bruſt ſtieg ein Seufzer empor, der halb bange Klage, halb inbrünſtiges Gebet war.

Unter ſolch wechſelnden Verhältniſſen war der Frühling angekommen. Wiederum ſpielten die letzten Strahlen einer untergehenden Sonne um das von friſchem Grün überſponnene Gartenhäuschen und drinnen ſaßen, wie an jenem verhängnißvollen Herbſtabend, an welchem der Flüchtling den Entſchluß zum Betreten einer neuen Laufbahn gefaßt, der Hauptmann und die älteſte Tochter des Hauſes ihm gegenüber. Ein nur leichthin geführtes Geſpräch war in's Stocken gerathen und Jedes von den Beiden ſchaute ernſt vor ſich hin, mit Gedanken beſchäftigt, die ſich vor dem Worte zu ſcheuen ſchienen. Endlich, nachdem das Schweigen ſchon lange gedauert, ſagte Fräulein Sophie ſchüchtern, und ihr ſeit einiger Zeit merklich bleicher gewordenes Antlitz neigte ſich erröthend noch tiefer auf ihre Strickarbeit herab: „Ich habe mir vorgenommen, dir etwas mitzutheilen, oder vielmehr dich über eine wichtige Sache um Rath zu fragen, Eugen; aber du biſt, wie oft die letzte Zeit her, ſo ernſt, wo nicht finſter geſtimmt, daß ich nun wieder den Muth nicht habe dazu.“

Der Hauptmann blickte haſtig und ſcheu um ſich, als ob er von irgend einem unbekannten Laute erſchreckt worden wäre; dann fuhr er mit der Hand über Stirn und

Augen und erwiderte: „Wie — was, wozu haſt du den Muth nicht; oder wie ſagteſt du?“

„Du biſt ſehr mit deinen eigenen Gedanken beſchäftigt,“ lautete die Antwort mit dem Tone der Beſorgniß und zugleich eines leiſen Vorwurfes; „oder fehlt dir etwas — fühlſt du dich unwohl?“

„Nein, nein, das nicht mein liebes Kind,“ erwiderte er, ſich zu einem Lächeln zwingend; „ich habe da freilich an etwas gedacht, und warum ſollten mir nicht manchmal ernſte und trübe Gedanken kommen! Aber was iſt's denn, das du nicht den Muth haſt mir anzuvertrauen — vermuthlich ein hochwichtiges Geheimniß!“

„Wichtig genug, lieber Eugen,“ ſagte das Fräulein leiſe, „ich fürchte, leider viel wichtiger, als du's nur erwarten kannſt.“

Er warf wieder den ſcheuen, ängſtlichen Blick um ſich, bevor er zögernd fragte: „Wie denn — kommt es vielleicht vom Vater her, was du mir zu ſagen haſt?“

„Es kommt von Niemandem als von mir,“ entgegnete ſie; „aber darum iſt's nicht weniger wichtig, Eugen.“

„Einzig von Dir!“ ſagte er wieder heiterer; „nun dann friſch ausgerückt, da kann es ja unter allen Umſtänden nur etwas Liebes und Gutes ſein.“

„Wollte der Himmel, daß es dir ſo verkäme,“ erwiderte ſie, „das wäre mir wenigſtens ein Troſt.“ Nach dieſen Worten ſchaute nun auch ſie um ſich, als ob ſie ein verrätheriſches Ohr fürchte, neigte dann ihr Geſicht an ſeine Schulter hinüber und flüſterte: „Wir können

unſer Geheimniß nicht mehr länger verbergen vor den Aeltern — ich muß mich der Mutter anvertrauen, Eugen."

„Du mußt?" rief er haſtig und erſchrocken; „aber warum ſollteſt du müſſen, was könnte dich nöthigen dazu?" — Er faßte ihr tiefvorgebeugtes Haupt mit beiden Händen, richtete es empor und ſchaute forſchend in die Augen, die ſich mit Thränen füllten, während dunkler Purpur ihr Stirn und Wangen übergoß. So blieben die Beiden eine Weile ſtumm und unbeweglich, bis er ſeine Hände ſchlaff niederſinken ließ, um dumpf vor ſich hinzuſtarren. Sie lehnte ihr Geſicht wieder an ſeine Schulter und fing heftig zu weinen an. „Höre," nahm endlich der Hauptmann das Wort: „jetzt dürfen die Aeltern noch nichts erfahren davon, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll; ſpäter, vielleicht ſchon in einem Monate — nur jetzt nicht."

„Aber warum denn jetzt nicht," erwiderte ſie, „da doch der Vater wieder ſo ganz zufrieden iſt mit dir? — Es wird freilich einen ſchweren, ſchweren Kampf koſten, und der Himmel verleihe mir die Kraft, ihn durchzukämpfen; aber ich will mich ihm zu Füßen werfen und nicht mehr aufſtehen, bis ich ſeine Verzeihung erfleht und ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung erhalten habe. Nur muß dies um ſo ſchwerer werden, je länger wir zurückhalten. Ach, daß ich es überhaupt jemals verheimlicht habe — ich werd' es ſchwer büßen müſſen."

„Und es darf gleichwohl jetzt nicht geſchehen," ſagte er, ſie liebkoſend an ſich ziehend; „warum, wirſt du ſpäter

wohl einsehen. Am Ende," fügte er leiser hinzu, „wär's auch besser, wir würden uns entfernen, und anderswo abwarten, wie die Dinge sich gestalten wollen."

„Heimlich uns entfernen, meinst du, Eugen?"

„Heimlich!" rief er fast hastig, da er den Ton des Vorwurfes wohl empfand, der in ihrer Frage lag; „was nennst du heimlich? Etwas, das einige Tage verborgen bleibt, um dann ja doch aller Welt bekannt zu werden! — Die Hauptsache ist ja nur, dem befürchteten Sturme aus dem Wege zu gehen, ehe er uns niederwirft."

„Nein, Eugen, das werde ich nicht thun," erwiderte Sophie fest; „ich will mich gegen meine Mutter, meine Schwestern und gegen den Vater, der bei all' seiner zeitweiligen Heftigkeit stets ein guter und liebevoller Vater gewesen ist, nicht noch mehr versündigen, als es bereits geschehen ist. Tausendmal lieber die begangene Schuld durch ein offenes Bekenntniß abwälzen, und dem Weitern mit Geduld und Standhaftigkeit entgegengehen."

Der Hauptmann konnte nichts mehr erwidern. In unbefangener Fröhlichkeit kamen die zwei andern Töchter des Hauses den Garten herauf und Sophie fand kaum noch Zeit ihre Thränen zu trocknen, bevor die Beiden in die Laube traten.

Das Gespräch wollte indessen nicht in den leichten Fluß gerathen, wie es sonst den stets freundlichen Mädchen gegenüber der Fall war. Der Hauptmann fiel, trotz einzelner gegen ihn geschleuderten Neckereien, immer wieder in seine nachdenkliche Zerstreutheit zurück, und Sophie

vermochte es noch weniger über ſich, in den heitern Ton ihrer Schweſtern einzuſtimmen. Sie war froh, daß die Stunde zum Nachteſſen herankam.

Bei dieſem jedoch war der Hausherr nicht erſchienen, etwas faſt Unerhörtes bei dem Manne, der ſeine Zeit für Alles, für die Arbeit wie die Ruhe, ſo genau einzuhalten pflegte. Die Mutter wußte nur, daß er mit dem alten Kaſſier kurze Zeit vor der Eſſensſtunde ausgegangen ſei.

Ein feingeordnetes Räderwerk geräth in's Stocken durch das Ausbrechen eines einzigen Radzähnchens, das dem gewöhnlichen Auge kaum ſichtbar iſt. So geht es auch in einer feſt gefügten Familienordnung. Die geringſte Abweichung von der gewohnten Stetigkeit bringt ein Mißbehagen hervor, das unter andern Verhältniſſen kaum begreiflich erſchiene. Ueber der Theiler'ſchen Familie lag an dieſem Abend ein unheimlicher Druck, dem ſich keines zu erwehren vermochte, und die Mutter ſchaute jeden Augenblick nach der Uhr und horchte bei jedem leiſeſten Geräuſche auf, ob es nicht die Tritte des heimkehrenden Vaters wären. Als es aber zehn Uhr geſchlagen und dieſer noch immer nicht erſchienen war, begaben ſich die Töchter auf ihre Gemächer, jede innerlich froh, für ſich allein ſein zu können. Der Hauptmann war ſchon früher in ſein Zimmer gegangen.

Für die arme Sophie aber war weder an Schlaf noch Ruhe zu denken. Sie löſchte das Licht und ſetzte ſich an das offene Fenſter, vielleicht daß der milde Mondſchein, der um die Gebüſche des Gartens ſpielte, auch einen Strahl der Milderung in ihr dunkles Leid ergießen konnte. Doch

sie hatte noch kaum einige Minuten so still dagesessen, als sich über den Hofweg herein Schritte vernehmen ließen. Es war der Vater mit zwei andern Männern, welche die Lauscherin jedoch nicht zu erkennen vermochte, da sie im Schatten der Mauer gingen. Vor der Hausthüre blieben die Zwei stehen, während der Vater hineintrat. Er trat leise auf, als ob er die nächtliche Ruhe nicht stören wolle; aber Sophie hörte gleichwohl, wie er nach dem gemeinsamen Wohngemache ging, aus dessen Fenstern der Lichtschein der harrenden Mutter noch immer hervorbrach. Von dort herauf glaubte sie, immer ängstlicher horchend, einzelne zornige Laute zu vernehmen, bis sich nach einer Weile die Thüre wieder öffnete, der Vater heraustrat und mit den beiden Andern über den Hof zurückging. Erst als sie durch das große Hofthor bogen, traten sie mehr auf die Lichtung heraus, und nun schimmerten im Mondschein einzelne helle Punkte auf, die nur von glänzenden Metallstücken herrühren konnten. Mit unklarem Schrecken durchfuhr die stille Beobachterin dieser nächtlichen Scene der Gedanke: Das sind Polizeimänner — was mögen die mit dem Vater zu schaffen haben, daß er sie wieder fortbegleitet! — Gütiger Himmel, warum ist er nicht zu Hause geblieben — durfte er nicht? — Zwar kam ihr diese Befürchtung bald wieder thöricht vor; es konnten ja auch Offiziere sein, die der Vater jetzt noch in ihre Herberge begleitete. Aber warum waren dieselben nicht in's eigene Haus zu Gast gekommen, wenn es gute, auswärtige Bekannte waren? Denn nur solche konnten es sein, da der Vater mit Einheimi-

ſchen ſo ſpät gewiß nicht wieder fortgegangen wäre. — So ſtritten ſich Gedanken und Vorſtellungen durcheinander, bis Sophie ſich entſchloß, zur Mutter hinunterzugehen, um ihrer wechſelnden Unruhe los zu werden.

Madame Theiler ſaß, als ihre Tochter wieder in das Gemach trat, in einem Winkel auf einem Stuhle zuſammengekauert, als ob ſie erſchöpft, einer Ohnmacht nahe, dahingeſunken wäre. Ihr Geſicht war bleich und die Augen ſtarrten unbeweglich nach dem Lichte, ohne jedoch zu beachten, daß daſſelbe tief herabgebrannt war. „Um Gotteswillen," rief Sophie bei dieſem Anblicke erſchreckt — „was haſt du, liebe Mutter, was iſt denn vorgefallen! Ich glaubte, der Vater ſei heimgekommen."

Bei dieſem Rufe richtete Frau Theiler ihre Blicke langſam auf die Tochter und ſagte dann, die Fingerſpitze an den Mund legend, leiſe: „Biſt du noch nicht zu Bette? Ach Gott, das iſt eine erſchreckliche Geſchichte. Wie wird das ein Ende nehmen!"

„Aber um Gotteswillen, was iſt es denn — es wird doch dem Vater kein Unglück begegnet ſein?" fragte Sophie von immer ſchwererer Angſt beklommen; „er war doch hier vorhin!"

„Ein Unglück iſt ihm freilich begegnet," erwiderte die Mutter langſam, wie in Gedanken verloren; „aber ich weiß nicht einmal, ob ich dir's anvertrauen darf."

„Thu' es, ich bitte dich," drängte die Tochter; „ich vermöchte die ungewiſſe Angſt nicht zu tragen dieſe Nacht."

Frau Theiler nickte zwei-, dreimal langſam mit dem Kopfe, näherte ſich dann Sophien und flüſterte ihr in's

Ohr: „Es sind von unserm Comptoir Wechsel mit der gefälschten Unterschrift des Vaters ausgestellt worden. Er ist in schrecklicher Aufregung und nur mit größter Mühe konnte ich's verhindern, daß nicht noch diese Nacht eine polizeiliche Untersuchung auf dem Zimmer des Hauptmanns vorgenommen wurde; denn auf ihm einzig scheint der Verdacht zu liegen."

Sophie ließ das Licht, das sie bisher noch in der Hand gehalten, unter dem leisen Ausrufe „Barmherziger Himmel" auf den Boden fallen, und würde selbst zusammengesunken sein, hätte die Mutter sie nicht in ihren Armen aufgefangen. —

VIII. Die schwere Stunde.

Als sich am folgenden Morgen Herr Theiler bald nach Tagesanbruch auf das Zimmer des Hauptmanns begeben wollte, fand er dasselbe noch immer verschlossen. Er klopfte und verlangte Einlaß; aber es kam keine Antwort zurück und als endlich die Thüre durch einen herbeigerufenen Arbeiter mit Gewalt geöffnet wurde, war das Gemach leer. Das Aussehen des Bettes bewies indessen, daß der Hauptmann wenigstens einen Theil der Nacht in demselben geruht hatte; durcheinandergeworfene Kleidungsstücke und Papiere deuteten auf eine schleunig ausgeführte Flucht, obgleich ein sicheres Anzeichen nicht vorhanden war, wie dieselbe bewerkstelligt worden. Freilich stand ein Fenster offen; aber das war eine Gewohnheit, die der Herr von Beuren selbst bei kühlen Nächten in

seinem Schlafzimmer befolgte. Indessen kam es hier auch weniger auf die Art und Weise der Flucht, als auf die Frage an, woher der Flüchtling gewarnt worden sei.

Die Aufregung des Kaufherrn kannte keine Grenzen mehr. Ueber Nacht hatte er sich soweit wieder beruhigt gehabt, daß er sich vorgenommen, gegen den Schuldigen keine gesetzlichen Schritte zu thun, wenn derselbe ein offenes, namentlich aber auch umfassendes Geständniß seines Vergehens ablege. An Letzterm war Herrn Theiler besonders viel gelegen, weil nur an der Hand eines solchen Geständnisses die nöthigen Vorkehren getroffen werden konnten, um von der Ehre der Firma jeden Makel fernzuhalten. Nun war der Einzige, der diese Aufschlüsse zu geben im Stande war, verschwunden, und zwar unter welchen Verumständungen! — Außer dem alten, felsentreuen Kassier und dem Polizeihauptmanne nebst seinem Stellvertreter, hatte im Orte noch Niemand etwas erfahren von dem Vorfalle als Madame Theiler, und doch war das Geheimniß verrathen worden! Von welcher Seite her konnte wohl nicht lange zweifelhaft sein, und das mußte die Erbitterung des Kaufherrn auf's Neue um so mehr steigern, da er selbst seiner ersten gerechten Aufwallung schon Gewalt angethan hatte.

Madame Theiler erschrak indessen bei der unerwarteten Nachricht von dem Verschwinden des Hauptmannes weit mehr über etwas Anderes, als über den ihr drohenden Zornausbruch ihres Gatten. Sie hatte wohl, trotz aller Vorsicht der Liebenden und ihrer Zurückhaltung in Gegenwart Anderer, schon längere Zeit eine Ahnung von

der verborgenen Neigung ihrer Tochter; aber sie wußte, daß in solchen Verhältnissen ein allzufrühes Dreinreden oder Warnen die Flamme eher schüren als dämpfen kann, und war deshalb entschlossen abzuwarten, bis sich ihr eine wirklich faßbare Handhabe für ihr mütterliches Wort bieten würde. Immerhin war sie weit entfernt, sich den wirklichen Sachverhalt auch nur träumen zu lassen; aber gestern Nacht, als ihr die Tochter bei der Nachricht von der Gefahr, welche den Hauptmann bedrohte, halbbewußtlos in den Armen zusammensank, da war ihr mit einem Male ein unheilvoll helles Licht aufgegangen. Jetzt hatte der Verdacht, den dieses Licht in ihr entzündet, in der Flucht des Hauptmannes seine Bestätigung gefunden; denn begreiflich konnte Niemand anders als Sophie die Urheberin dieser Flucht gewesen sein.

Aber das war für die Mutter ein schon mehr als hinreichender Grund den ersten Anprall des Sturmes einzig auszuhalten und alle Verantwortlichkeit auf sich selbst zu nehmen. Von dem, was sie mit ahnungsvoller Bekümmerniß erfüllte, durfte der Vater in seiner jetzigen Stimmung nicht die leiseste Andeutung erfahren, wenn das Schlimmste vermieden werden wollte. So ließ die gute Frau den Ausbruch der Zornrede ihres Gatten geduldig über sich ergehen; doch hatte derselbe kaum begonnen, als Sophie unter der Thüre erschien. Ihr Anblick war von so geisterhafter Bläße, ihre Haltung und ihr ganzes Wesen von so ergreifender Art, daß selbst der erzürnte Vater einen Augenblick inne hielt und betroffen nach der ungewohnten Erscheinung blickte.

„Was willſt du hier?“ rief er dann; „wenn du unwohl biſt, wie mir's ſcheint, ſo lege dich wieder zu Bette; was ich mit der Mutter zu verhandeln habe, taugt nicht für Kranke, taugt überhaupt nicht für dich.“

„Ich bin nicht krank,“ erwiderte Sophie in einem Tone wehmüthiger Entſchloſſenheit, indem ſie ſich dem Vater näherte und vor ihm auf die Knie ſank; „aber was du der Mutter zu ſagen haſt, gilt mir ſelbſt. Ich habe den Hauptmann gewarnt, Vater.“

Dieſes Bekenntniß war ſo raſch und unerwartet erfolgt, daß Frau Theiler nicht im Stande geweſen, es zu verhindern. Sie ſtand, nachdem es geſchehen, wie vom Schrecken gelähmt, unfähig ein Wort hervorzubringen oder eine Bewegung zu machen.

Auch der Vater ſtand ſprachlos, mit ſtarren Blicken auf die vor ihm hingeſunkene Tochter ſchauend. Die Röthe des Zornes entwich aus ſeinem Geſichte, um einem aſchfarbenen Grau Platz zu machen, und um die Lippen bewegte ſich ein ſeltſames Zucken, als ob der Mund ſich zu einem Lächeln öffnen, oder zum Weinen ſich verziehen wolle. Endlich ſagte er — und am Tone ſeiner Stimme würde ihn die eigene Gattin nicht mehr erkannt haben, ſo ſehr war derſelbe ein anderer, gleichſam fremder geworden: „Wie meinſt du das, Sophie? Ich verſtehe dich nicht.“

Frau Theiler hatte ſich von ihrem erſten Schreck unterdeſſen etwas erholt und wollte nun dazwiſchentreten. „Du ſiehſt ja, Vater,“ ſagte ſie, die noch immer knieende Tochter an beiden Armen faſſend, „daß das Kind ſchwer er-

krankt iſt, und wohl ſchon in Fiebern redet. Gütiger Himmel — was Alles zuſammenkommen muß!"

Aber Vater und Tochter machten zugleich eine abwehrende Bewegung. „Nein Mutter," ſagte Sophie, diesmal jedoch ging ein vernehmliches Zittern durch ihre Stimme; „hier will ich liegen bleiben, bis ich mein Herz erleichtert habe. Das muß geſchehen, Mutter, und zwar nicht nur vor dem Vater und dir, ſondern auch vor meinen Schweſtern; denn ich habe gegen euch Alle geſündigt. Seht, da kommen ſie ſchon, wie ich ſie gebeten habe."

Die beiden Mädchen, die ſanfte Adele und die lebhafte Auguſte, traten ängſtlich herein, noch unbekannt mit dem, was vorgegangen; aber ſchon durch die Art und Weiſe wie ſie von ihrer älteſten Schweſter gerufen worden, waren ſie von bangen Vorgefühlen erfüllt. „Ja," fuhr Sophie fort, „ich habe mich gegen euch Alle hart vergangen und das Vertrauen, das ihr in mich geſetzt, ſchwer mißbraucht, indem ich die Liebe, die mich vom erſten Augenblicke an für den Hauptmann erfüllt, euch verheimlicht und nur ihm anvertraut habe. Jetzt freilich hat mein Geſtändniß kein Verdienſt mehr; denn ich hätte es ablegen müſſen, auch ohne daß dieſes Unglück über uns gekommen iſt. O blicke mich nicht ſo voll Zorn und Verachtung an, theurer Vater; ich habe mein Vergehen ſchon mit ungezählten Thränen gebüßt; aber nun kann ich nicht mehr von meinem Geliebten laſſen, und darf nie einem Andern angehören. Darum hab' ich ihn letzte Nacht aus dem Schlafe geweckt und zur Flucht aufgefordert."

Wenn das Unerwartete, Ungeahnte so plötzlich mit der Schnelligkeit des Blitzes über uns hereinbricht, sei es in Freud oder Leid, so verstummen die Worte, da eines der widerstreitenden Gefühle zuerst die Oberhand gewinnen muß, bevor es nach einem äußern Ausdruck verlangt. So geschah es auch in dem bestürzten, häuslichen Kreise des Kaufherrn. Aber das Gesicht dieses letztern selbst nahm mehr und mehr einen schreckenerregenden Ausdruck an. Die starr vor sich hinblickenden Augen quellen hervor, der Mund preßte sich zusammen und auf Stirn und Wangen schien sich Fiebergluth mit tödtlichem Froste zu streiten. Endlich hob er den Fuß langsam empor, als wollte er die vor ihm Kniende von sich schleudern. Da sank Adele, die zweitältere Tochter, die angstvoll jeder seiner Geberden und Bewegungen gefolgt, ebenfalls vor ihm auf die Knie. „Vater," rief sie, die gefalteten Hände und thränenvollen Augen erhebend, „Vater, vergib, o vergib der Schwester, oder lasse deinen Zorn auch auf mich fallen; denn auch ich habe den Hauptmann heimlich geliebt, und wenn ich diese Liebe vor ihm selbst im tiefsten Herzen verbarg, so geschah es vielleicht nur, weil ich auf keine Gegenliebe hoffen durfte. Aber auch ich würde ihn vor einer drohenden Gefahr gewarnt haben, wenn mir dieselbe bekannt geworden wäre, wie der Schwester."

Der Kaufherr ließ den noch immer erhobenen Fuß wieder sinken und lehnte sich an die Wand zurück. Die Mutter wollte sich ihm mit besänftigender Bitte nähern; aber er stieß sie hart von sich und rief mit bebender Stimme: „O, die unglückseligen Stunden, in denen du

mir deine Kinder geboren! — O, daß sie dahinschwinden würden, wie unnützes Laub, das von den Bäumen fällt! Sie alle haben mich mit Verrath und Schmach umgarnt; denn auch Wilhelm — ihm ist der Betrug des Elenden vor mir bekannt geworden; aber statt es mir zu entdecken, hat er Alles gethan, den Schurken zu schonen und mich hinter's Licht zu führen. Schmach und Verderben über solche Kinder!"

Die arme Mutter mußte sich bei diesen entsetzlichen Worten mit beiden Händen an einem Tische halten, um nicht niederzusinken. Auch der alte Kaufherr ließ sich, kaum noch seiner Sinne mächtig, auf einen Lehnstuhl niederfallen.

Sophie, in deren Auge keine Thräne gekommen, erhob sich langsam und schwand, gleich einer dem Grab entstiegenen Schattengestalt, lautlos zur Thüre hinaus. —

IX. Trübe Tage.

Sophie ließ sich an diesem Tage nicht mehr erblicken. Der Vater hatte auch Mutter und Schwestern auf's Strengste verboten, in irgend welchen Verkehr mit ihr zu treten; er selbst werde das Weitere von ihr vernehmen und über sie verfügen, sobald er erst zu einem Entschlusse gekommen. — Es hätte unter den obwaltenden Verhältnissen das Unheil nur vergrößern müssen, wenn diesem Befehle von irgend einer Seite zuwidergehandelt worden wäre, wie schwer sich Mutter und Schwestern auch in denselben fügen konnten. Aber am folgenden

Tage, als ſich der Vater ſelbſt nach dem Zimmer ſeiner älteſten Tochter begab, fand er daſſelbe ebenfalls leer, wie am vorigen Morgen dasjenige des Hauptmannes. Auf dem Tiſche lag ein mit vielfachen Thränenſpuren bedecktes Blatt, das folgende Worte enthielt: „Vater und Mutter! Der Vaterfluch, der durch meine Schuld auch auf meine Geſchwiſter gefallen iſt, würde mich wie ein zürnendes Strafgericht aus Euerm Hauſe treiben, ſelbſt wenn mich keine Pflichten von hinnen riefen; aber meine Pflicht iſt es, dem Manne, den ich vor Gott meinen Gatten nennen muß, zu folgen, was er auch Uebels begangen haben, und welches Schickſal ihm auch bevorſtehen mag. Er hat mir geſtanden, daß er die Wechſel ausgeſtellt, um einem ſeiner gefangenen Kriegskameraden die Mittel zur Flucht aus der Feſtung zu verſchaffen, und daß die Papiere zur Verfallzeit ſicher eingelöst worden wären, wenn die Fälſchung nicht vorher an's Licht gekommen. Sei dem wie ihm wolle, er hat gefehlt; doch ich, die ebenfalls Schuldbeladene, darf nicht zu Gericht ſitzen über ihn; ich habe nur ſein Loos zu theilen. Läßt es einſt Gottes Güte zu, ſo verſagt mir Eure Verzeihung nicht, o Vater und Mutter, und laßt Euerm unglücklichen Kinde nicht für immer Zorn und Verachtung in die Fremde folgen. Lebt wohl; lebt wohl theure Geſchwiſter; über Euch Allen möge ſtets die ſegnende und beſchützende Hand des Herrn walten."

Der alte Kaufherr blickte lange unter einem Sturm wild widerſtreitender Gefühle auf dieſe Zeilen, bis die Mutter, voller Angſt über das, was ſich zwiſchen ihm und der Tochter zutragen möchte, ebenfalls in das Gemach

trat. Schweigend reichte er ihr das Blatt dar; aber ein kalter Schauer durchrieselte ihn, als sie, in Thränen ausbrechend, ausrief: „Nun ist, wie du es gewünscht, schon eines unserer Kinder gleich einem dürren Laube hinweggeweht!“ —

Dieser traurige Vorgang führte einen scharfen Axtstreich auf die sonst so schnellgefaßte und klare Willenskraft des Herrn Theiler. Mehrere Tage lang schwankte er unter den wechselndsten Eindrücken und Gedanken hin und her, bevor er zu einem bestimmten Entschlusse kommen konnte. An eine gerichtliche Verfolgung des Hauptmannes durfte nicht wohl mehr gedacht werden, wenn man nicht das eigene Kind vor aller Welt der Schande, wo nicht einem verzweiflungsvollen Tode in die Arme jagen wollte; aber noch ferner lag dem Handelsherrn der Gedanke an eine Aussöhnung mit dem Manne, der sein Vertrauen so schmählich mißbraucht hatte. So entschloß er sich endlich keinerlei Nachforschung über die Flüchtlinge anzustellen, und sie bis auf Weiteres ihrem Schicksale zu überlassen. Mit diesem Entschlusse mußte und konnte sich die leidvolle Mutter um so eher zufrieden geben, als die flüchtige Tochter wenigstens so viele Mittel besaß, daß sie für die nächste Zukunft ihre Existenz fristen konnte. Später, so dachte Frau Theiler im Stillen, werden sich schon neue Wege öffnen. —

Für das ganze Theiler'sche Haus waren nun trübe, dunkle Tage angebrochen. Es schien, als ob alles sonst so heitere und behagliche Leben in demselben eine schattenhafte Gestalt angenommen habe. Das muntere, von

manchem Lied und kräftigem Scherzworte gewürzte Treiben in den hintern Höfen und geräumigen Magazinen war verſtummt; die Lader und Packer ſchlichen einher, als fürchteten ſie ſich auf unrechten Wegen ertappt zu werden. Und der Oberanführer dieſer Leute, der brave Heinzelmann — wer ihn vor zwei Monaten noch geſehen, würde ihn ſchwerlich mehr erkannt haben. Wenn er ſo in Gedanken verſunken an einem Waarenballen lehnte, als fehle ihm die Kraft aufrecht auf ſeinen Füßen zu ſtehen, mit dem tief vorgebeugten fahlen Antlitze und den unſtät ſchimmernden hohlen Augen, dann ſagten ſeine Kameraden wohl kopfſchüttelnd zuſammen: „Der arme Burſche — mit dem iſt's Matthäi am letzten.“ Zwar kannte er den genauern Verlauf der Dinge, die ihm faſt das Herz abdrücken wollten, ſo wenig als die Andern; aber er hatte mehr Anhaltspunkte als Andere, dieſem Verlaufe errathend auf die Spur zu kommen.

Am Düſterſten ſah es freilich im Innern des Hauſes ſelbſt aus. Wenn eine der Töchter ein Lächeln verſuchte, ſo geſchah es nur, um die verborgene Thräne im Auge der Mutter zu verſcheuchen. Der Vater war ernſt und ſchweigſam, ſo daß er Abends Stunden lang in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen konnte, ohne ein Wort zu ſprechen. Das war ſonſt nie ſeine Art geweſen, und um ſo bedrückender mußte dieſe Veränderung ſeinen Angehörigen, die ſich ſtets in allen Wechſelfällen an ſeinem heitern Muthe aufgerichtet, nun auffallen. Faſt unerträglich aber war das Mitleid Anderer, ſelbſt wo es aufrichtig gemeint ſein mochte. Zu das eigentliche Sachverhältniß waren nur

ſehr wenige Perſonen eingeweiht; natürlich lebten dafür alle Andern von Gerüchten, die zehnmal Schlimmeres ſagten, als die Wirklichkeit es an ſich ſchon war. Daher glaubte Jeder, der mit der Familie auch nur irgendwie bekannt war, ſeine Theilnahme dadurch bezeugen zu müſſen, daß er auf die ihm gerüchtweiſe zu Ohren gekommenen Ungeheuerlichkeiten hindeutete; Mancher mochte dabei freilich die Abſicht haben, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Aber wo dies auch nicht der Fall war — es gibt eben Leiden und Kümmerniſſe, die von dem Einzelnen, oder wenigſtens nur von ſeinem Familienkreiſe getheilt und getragen werden müſſen. —

Eines Tages, es ging bereits dem Feierabend zu, kam ein großes Geſchrei von den Hinterhöfen herauf. Herr Theiler eilte ſogleich hinunter und ſah zu ſeinem Schrecken, von den ebenfalls erſchrockenen Mitarbeitern umſtanden, den armen Heinzelmann am Boden liegen. Ein von einem hochgethürmten Laſtwagen herabrollendes Fäßchen hatte ihn auf die Bruſt getroffen und lautlos war er dann zuſammengeſunken. Eine äußere Verletzung war nicht bemerklich; nur daß die feſtgeſchloſſenen Lippen von einigen Blutstropfen gefärbt waren. Der Verunglückte lag unbeweglich, mit geſchloſſenen Augen, einer Leiche gleich. Der ſogleich herbeieilende Arzt konnte keinen beſtimmten Beſcheid geben; unter allen Umſtänden müſſe die Wiederkehr des Bewußtſeins abgewartet werden. Hoffnung ſei jedoch ſo wie ſo wenig vorhanden.

Dieſer Unfall traf Herrn Theiler äußerſt ſchmerzlich. Der tüchtige Heinzelmann war ihm, ungeachtet ihn ſein

Anblick jedesmal an einen Andern erinnerte, den er lieber vergessen hätte, aufrichtig lieb geworden. Aber noch tiefer berührte es ihn, als er von einem der Lader die leise Aeußerung hörte: „Ach, dem ist's auch lieber, wenn er die Augen nimmer öffnen muß; mich sollt's nur Wunder nehmen, ob er das Fäßchen nicht ganz gut hat anrollen sehen."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Kaufherr, sich nach dem Manne umwendend; „versteh' ich Euch recht, so wollt Ihr andeuten, der brave Heinzelmann habe sich den Unfall absichtlich zugezogen."

„Das gerade nicht, Herr," erwiderte der Gefragte nach der Art solcher Leute ausweichend; „ich sage nur, es wundere mich, daß er das anrollende Fäßchen nicht gesehen habe. Es hatte einen ziemlich weiten Weg zu machen, und mit einem Stoße des Schiebhakens, den er in der Hand gehalten, hätte es vorbeigleiten müssen." Das bedeutsame Schweigen der übrigen Umstehenden belehrte Herrn Theiler, daß der Mann nicht einzig stand mit seinem Zweifel.

Um Mitternacht wurde der Kaufherr, nachdem er den Kranken vor kaum einer Stunde noch immer bewußtlos verlassen, an dessen Bett zurückgerufen. „Ich muß Sie für die Störung um Verzeihung bitten," sagte Heinzelmann mit matter Stimme zu dem Eintretenden; „aber ich fürchte, bis zum Morgen wär's zu spät geworden, und doch hätt' ich noch eine Bitte, Herr Theiler."

„Will's Gott, steht es nicht so schlimm, lieber Heinzelmann," erwiderte der Kaufherr theilnehmend; „ich habe

so eben nach dem Arzte geschickt, damit Ihr ihm selbst Auskunft geben könnt."

Der Kranke schüttelte leise mit dem Kopfe. „Mit dem Arzte hat es keine Eile, wie herzlich ich Ihnen auch für Ihre Vorsorge dankbar bin," sagte Heinzelmann tief Athem holend; „helfen wird mir der wenig mehr. Aber dort — im Schranke liegt eine kleine Summe Geldes — es ist nicht viel, doch durch Ihre Freigebigkeit mehr, als ich je in meinem Leben besessen habe; das Geld — möcht' ich Sie bitten, Herr Theiler — an Handen zu nehmen — an Zins zu legen — und es einst — wenn — wenn — meinem unglücklichen Hauptmann zukommen zu lassen. — Ich kann ihn immer nicht vergessen, Herr — gleichwohl nicht; denn seht — ich war von Kindesbeinen ein armes, verstoßenes Menschenkind. Er — er ist der Erste gewesen, der mir — manchmal ein freundliches Wort gegeben — und damit das rechte Gefühl — daß ich eben doch auch ein Mensch sei. Nein — vergessen kann ich ihn nicht — mit meinem letzten Gedanken nicht."

Bei diesen Worten, die nur mühsam und mit mancher Unterbrechung hervorgebracht wurden, traten dem Kaufherrn die Thränen in die Augen. Die schon erkaltende Hand des treuen Soldaten ergreifend, rief er bewegt: „Nur den Muth nicht sinken lassen, mein Braver mit Gottes Hülfe werdet Ihr's überstehen, und dann — wer weiß; man sollte meinen, wer sich so viel Treue und Liebe zu erwerben gewußt, der könnte nicht gänzlich verloren gehen."

„Ja — verzeihen Sie ihm — wenn es einst mög

lich iſt," ſagte Heinzelmann leiſer, kaum noch hörbar; „ich — ich möcht' nicht wieder — geſund werden. Das Leben iſt mir zu ſchwer geworden." — Ueber ſein Geſicht bewegte ſich etwas, wie ein Lächeln ſchmerzlicher Befriedigung; ſeine Hand zuckte in derjenigen ſeines Dienſtherrn, und — die treue Seele war hinübergegangen. —

Der ſchmerzliche Eindruck dieſes traurigen Vorganges war noch lange nicht verſchwunden, als Herr Theiler mit ſeiner ganzen Familie von einem andern Schlage niedergeworfen wurde. Es kam die Nachricht, daß der Sohn und Bruder auf der Heimfahrt von London nach Hamburg ſeinen Tod in den Wellen gefunden habe.

Bei dieſer erſchütternden Trauerbotſchaft hatte die Mutter den Vater wohl nicht an ſein furchtbares Wort erinnert, wie bei dem Verſchwinden der Tochter aus dem älterlichen Hauſe; aber der Gedanke daran ſtürmte dennoch wie der Spruch eines zürnenden Strafgerichtes durch ſeine Seele. Seine bisherigen Lebenswege hatten ihn noch nie an die geheimnißvolle Pforte geführt, hinter deren Schwelle nach der Löſung der dunkeln Räthſel unſers Daſeins geforſcht wird; um ſo unheimlicher und banger aber wurde ihm nun zu Muthe, als er ſich plötzlich vor dieſe Pforte hingeſtellt ſah. Ein tiefgehender Schmerz, der uns von dem äußern, werkthätigen Leben abzieht, leitet uns, auch ohne daß wir's wollen, immer gerne in jene träumeriſche Gedankenwelt, die ſich über den Zuſammenhang aller Dinge nicht mit bloßen Worten zufrieden geben will; darum mußte der ſchwergeprüfte Vater bei jedem Gedanken an den verlornen Sohn, der ſeines

Lebens Stolz und Hoffnung geweſen, an jene verhängnißvollen Worte denken, die nun wie ein drohendes Schickſalsräthſel vor ihm ſtanden. Das war aber ein Gedanke, der ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend dauerte, und in nächtlichen Träumen fortgeſponnen wurde, bis wieder das Morgenlicht erſchien.

Bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung konnte Herr Theiler an ſeiner bisherigen Thätigkeit bald keine Freude mehr finden. Was ihn früher mächtig angeregt und zu weitausſehenden Unternehmungen angeſpornt, das kam ihm jetzt öde, ſchaal und nichtig vor. Wozu ſollte er ſich darum noch länger mit Dingen abmühen, die ihm keine Theilnahme mehr abgewinnen konnten? — Das ganze Handlungsgeſchäft mußte ſo wie ſo in fremde Hände übergehen, da der einzige Sohn todt war, und was Herr Theiler für ſich ſelbſt ſowohl, als zur Sicherheit der Zukunft der Seinigen bedurfte, war ja in reichem Maße vorhanden. Daneben wurde ihm auch der Aufenthalt in dem Hauſe, das früher ſein Paradies umſchloſſen, ihn aber jetzt auf Schritt und Tritt an getäuſchte Hoffnungen, an ein zertrümmertes Glück erinnerte, allmälig unerträglich. —

So trat er eines Abends in die Wohnſtube, in welcher Frau Theiler einzig am Fenſter ſaß, gedankenvoll in das verglimmende Abendroth hinausſchauend. „Sieh' da, Mama," ſagte er auf eine Stelle des Blattes deutend; „erinnerſt du dich noch an das Haus?"

„Ach ja," ſagte Frau Theiler, nachdem ſie die Stelle geleſen; „das iſt die ſo ſtill und freundlich gelegene Campagne links ab vom Wege nach Lütry, in der wir damals

bei unſerer Reiſe — wie lange iſt es — bald zwanzig Jahre her — von deinem Geſchäftsfreunde zu Gaſte geladen wurden. So, das Gut ſoll jetzt verkauft werden!"

„Richtig, das iſt's," erwiderte er; „ich erinnere mich noch, daß du damals den Wunſch äußerteſt, an einem ſolchen Orte deine Tage zu beſchließen. Iſt dir's noch ſo?"

„Mehr als je," ſagte ſie leiſe.

„Was meinſt du, wenn ich die Campagne kaufen würde?"

Frau Theiler ſchaute ihren Gatten eine Weile mit ihren ſtillen Augen an und antwortete dann: „Mich meinentheils hält hier nichts mehr feſt."

„Dann reiſe ich morgen nach Lauſanne," rief Herr Theiler, „für mein hieſiges Geſchäft weiß ich bereits einen Liebhaber." —

Noch vor Ablauf einer Woche kehrte er als Beſitzer der Campagne wieder nach Heimſtädt zurück und kaum einen Monat ſpäter war die ganze Familie zur Abreiſe in ihre neue Heimath bereit.

„Aber Eines noch," ſagte Frau Theiler am Tage vor dieſer Abreiſe zu ihrem Gatten, „ich verlaſſe dieſes Haus, in dem wir ſo vieles in Freud und Leid zuſammen erlebt, nicht, bevor wir vorher noch eine gemeinſame Pflicht erfüllt haben."

„Und die wäre?" fragte er aufſchauend; „was willſt du ſagen?"

„Du ordneſt von hier aus noch möglichſt genaue Erkundigungen nach unſerer verlorenen Tochter an," antwortete ſie.

„So!“ erwiderte er langsam, „mich wundert nur, daß du das Begehren nicht früher gestellt hast. Jetzt ist's zu spät; denn ich habe schon vor mehrern Tagen gethan, was du von mir verlangst.“ —

Einige Tage später war die Theiler'sche Familie in ihrer neuen Heimath eingebauet.

Und es war eine Heimath, wohl angethan, daß sich in ihr die Wunden des Gemüthes schließen, stürmisch bewegte Tage in einen friedlichen Abend auslaufen konnten. Am obern Rande des wundervollen Abhanges gelegen, der sich von der Höhe Lausannens langsam gegen den See niedersenkt, bot das in schönen Verhältnissen gebaute Haus eine bezaubernde Aussicht auf die tiefer gelegenen Campagnen mit ihren reizenden Anlagen, auf den im mannigfaltigsten Tageslichte schimmernden See und auf die Gebirge, die in so prächtigen als erhabenen Bildungen am jenseitigen Ufer emporstiegen. Zunächst um das Haus zog sich der Blumengarten mit seinen Gewächshäusern, gegen seine äußern Ränder hin immer mehr in höheres Strauchwerk auslaufend, bis dasselbe den Gebüschen und Baumgruppen des Parkes Platz machte. Der Park selbst maß nach jeder Seite hin mehrere hundert Schritte in die Länge vom Hause weg; nach zwei Seiten hin war er von Mauern begrenzt, hinter denen ebenfalls wieder die Baumgruppen anderer Campagnen emporstiegen; nach der dritten Seite verlief er sich in einen zum Gute gehörigen Rebberg, dessen Höhe von einem niedlichen Belvedere gekrönt war; die vierte Seite aber wurde von einer mehr als mannshohen Mauer abge-

grenzt, über die, wie bei den zwei andern, Bäume und Blüthenbüschel hereinnickten. Beim Abschlusse des Kaufes hatte Herr Theiler in dem angenehmen Eindrucke, den das Ganze auf ihn hervorgebracht und in der Voraussetzung, daß hinter dieser Mauer ebenfalls eine Campagne liege, keine weitere Nachfrage nach Name u. s. w. gehalten; er war auch schon mehrere Tage in seinem Besitzthume eingezogen, als er erfuhr, daß dasselbe nach dieser Seite hin an einen — Gottesacker grenze. Zu andern Zeiten würde ihn eine solche Nachbarschaft wenig gestört haben — denn eine stillere gibt es ja nicht leicht; jetzt aber griff ihm die unerwartete Entdeckung wie eine kalte Todeshand selbst an's Herz. Ihm war's, als ob ihm eine Stimme in's Ohr raunte: „Damit du nicht weite Wege hast, um die Deinigen zu begraben." Allmälig milderte sich freilich die Schärfe dieses ersten Eindruckes und Herr Theiler sagte zu sich selbst: „Nun, da hab' ja auch ich meine letzte Heimath in der Nähe"; aber immerhin hatte diese Nachbarschaft über das sonnenhelle und schönheitschimmernde Landschaftsgebilde einen Schatten hingeworfen, der durch zwei Umstände eine tiefere Färbung erhielt. Einmal war es zu deutlich, daß an der Jugendblüthe Adelens ein Wurm nagte; mochte es nun der Gram über die Schicksale ihrer zwei ältern Geschwister, über verlorene Liebe, oder aber ein geheimes, körperliches Leiden sein — so viel war gewiß, daß die ohnedies Stille noch stiller war, als früher, und von Monat zu Monat bleicher, sozusagen durchsichtiger wurde. Dabei weigerte sie sich hartnäckig, ärztlichen Beistand anzunehmen und erklärte fort-

während, durchaus wohl und gesund zu sein, sich über die Begebenheiten in ihrer Familie auch nicht mehr zu grämen, als dies in der Natur der Sache liege und von den Andern, der Schwester und den Aeltern ebenfalls geschehe.

Der zweite Umstand, der Herrn Theiler die Tage in der neuen Heimath verdüsterte, lag darin, daß alle Nachforschungen nach Sophien ergebnißlos geblieben. Alles, was in Erfahrung gebracht werden konnte, war, daß ein junges Paar, das der Beschreibung nach nur Herr von Beuren und Sophie gewesen sein konnte, sich einige Zeit in der Nähe von Straßburg aufgehalten; dann aber sich nach Paris oder Brüssel begeben habe. Die Namen paßten freilich nicht; aber es schien, daß Herr von Beuren sich falsche Legitimationspapiere zu verschaffen gewußt. — Die Resultatlosigkeit dieser Bemühungen drückte um so schwerer auf den alten Kaufherrn, als er sie unwillkürlich und fortwährend mit dem Zustande Adelens in Verbindung bringen mußte.

Und dieser Zustand nahm endlich eine mehr als bedenkliche Wendung. Adele, die nach ihren Aussagen sich bisher körperlich wohl befunden, mußte nun erklären, daß ihr die Kräfte zu fehlen anfangen, sich den ganzen Tag außer Bett zu halten. Die Ansichten sämmtlicher herbeigezogener Aerzte gingen übereinstimmend dahin, daß eine schon lange im Verborgenen arbeitende Abzehrung bereits bedenkliche Fortschritte gemacht habe, und sobald es die Jahreszeit erlaube, eine anhaltende Badekur gebraucht werden müsse. —

Als die hiefür günstige Zeit wieder gekommen, zog die ganze Theiler'sche Familie nach den berühmten Heilquellen von Leuk, und in der That schienen die Bäder, verbunden mit der gesunden Alpenluft, nicht nur auf die Kranke, sondern auch auf die übrigen Familienglieder die wünschenswertheste Wirkung ausüben zu wollen. Das muntere Treiben der Badegesellschaft, die täglich sich erneuernde bunte Mannigfaltigkeit der verüberziehenden Touristenwelt, im Verein mit der großartigen Umgebung, zogen das Denken von den dunkeln Grübeleien ab und machten das Herz wieder einem unbefangenern Genusse der Gegenwart zugänglicher. Aber seinem Verhängnisse vermag Keiner zu entgehen.

Auguste, die fast ihre ganze angeborene Fröhlichkeit wiedergewonnen hatte, war von einer Parthie Herren und Damen zu einem Ausflug nach einer hochgelegenen Alp eingeladen. Herr Theiler wurde von seinem Vorhaben, ebenfalls Theil daran zu nehmen, durch eine kleine Erkältung, die er sich am Abend vorher zugezogen, abgehalten; doch da das Wetter prächtig war und die Gesellschaft aus eben so verständigen als liebenswürdigen Badegästen bestand, sah er keinen Grund ein, warum seinetwegen das liebe, muntere Kind sich das Vergnügen versagen sollte. Zudem verstand Auguste vortrefflich das Maulthier zu regieren und ein Ritt auf demselben machte ihr jedesmal eine wahre Herzensfreude. Nicht ohne eine Regung geheimen, aber berechtigten Stolzes sahen Vater und Mutter der abziehenden kleinen Caravane nach, in welcher ihre jüngste Tochter unbestritten die anmuthigste

Erſcheinung war, obwohl es keineswegs an würdigen Nebenbuhlerinnen fehlte. —

Als man ſich im Bade zur Mittagstafel niederſetzte, ſtrahlte der Himmel noch in ſeinem ſtahlblauen Sommerglanze; als man ſich aber von derſelben erhob, hatte ſich von den gegenüberliegenden Gebirgswänden ein ſchwarzbrauner Wolkenſtreifen ſchon weit über das enge Hochthal hereingeſchwungen. In einer halben Stunde war der Tag in dunkle Nacht verwandelt, die nur von dem blendenden Lichte der Blitze durchzuckt, von dröhnenden Donnerſchlägen erſchüttert wurde. Und kaum war das Gewitter vorübergezogen, ſo ſchallten ihm von da und dort die Nothglocken nach und von allen Seiten her kamen die Bergbäche als wüthende Ströme zu Thal geſchoſſen.

Im Bade war man begreiflicher Weiſe in ängſtlichſter Beſorgniß um die Bergfahrer. Zwar verſuchte der Badbeſitzer damit zu tröſten, daß an dem begangenen Wege an mehrern Punkten bequeme Unterkunft zu finden ſei, und daß ſich bei der Geſellſchaft Herren befänden, die mit dieſem Wege genau bekannt wären. Dem Einwande, daß das Gewitter zu plötzlich und unverſehens herangebraust ſei, begegnete er mit der Bemerkung, daß man die Vorboten deſſelben auf der Höhe auch viel früher habe bemerken können, als unten im Thale. Gleichwohl konnte der Mann ſeine eigene Unruhe ſelbſt nicht verbergen, und ſogleich wurde eine ganze Abtheilung von männlichen Dienſtboten mit trockenen Kleidern, Stärkungen u. ſ. w. den Abweſenden entgegengeſchickt. Herr Theiler ſah dieſen Vorbereitungen mit einer Art verzweiflungs-

voller Ergebung ſchweigend zu; die Kraft, die entgegengehenden Leute zu begleiten, hätte er trotz des innern Dranges dazu, nicht finden können. „Wenn auch keinem Andern ein Haar gekrümmt worden iſt," ſtöhnte er dumpf vor ſich hin, „ſo muß doch meinem Kinde ein ſchwerer Unfall begegnet ſein. Ich ſpür's da drinnen."

Und er hatte in ſeiner trüben Ahnung nur zu klar geſehen, der arme Mann. Als die Dunkelheit bereits angebrochen war, bewegte ſich vom Berge herab ein ſtiller Zug dem Bade zu, voran zwei Männer, die eine Bahre trugen. Darauf lag, von einem Tuche bedeckt, eine Leiche, an die der Tod in furchtbarer Geſtalt herangetreten war.

Droben im Gebirge hatte ſich die von dem Gewitter überraſchte Geſellſchaft unter einen Felſenvorſprung geflüchtet, der in ähnlichen Fällen ſchon Tauſenden ein ſchützendes Obdach geboten haben mochte. Man ſchickte ſich, als das Wetter vorübergezogen, auch bereits wieder zum Weitermarſche an, als ſich in der Höhe einige vom Waſſer gelockerte Steine loslösten und in mächtigen Bogenſprüngen niederſtürzten. Der Stein, welcher die eben wieder auf ihr Thier ſteigende Auguſte an die braunlockige Schläfe traf, war kaum von der Größe einer Kinderfauſt; aber in ſeiner zerſtörenden Gewalt groß genug, dem blühenden Leben die Qualen des Todeskampfes zu erſparen. —

Um Mitternacht ſaß der unglückliche Vater unbeweglich, lautlos in der nämlichen Stellung neben der Leiche des Kindes, wie er ſich am Abend, als dieſelbe heimgebracht worden war, hingeſetzt hatte. Keine Thräne kam

in seine Augen und nach einem ersten Aufschrei der Verzweiflung beim Anblicke der Todten, war auch keine Klage mehr über seine Lippen gekommen. Jetzt legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine wehmuthvolle Stimme sagte leise: „Vater!“ — Als er aufblickte, stand seine Gattin neben ihm, die fortfuhr: „Komm' mit hinüber zu Adelen — sie wünscht es.“

„Ja, ich komme,“ erwiderte er, sich erhebend mit jener starren Ruhe, die der Athem des Todes über unser Herz hauchen kann; „sie überdauert den Schlag nicht und wird mir das letzte Lebewohl sagen wollen.“

Die Mutter nickte feierlich; auch ihre Augen waren thränenlos und das bleiche Antlitz ruhig, als ob die Züge desselben in dem ungeheuern Schmerze erstarrt wären. Einem solchen Schmerze hatte die längst geknickte Lebenskraft Adelens keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht. —

Am folgenden Mittage fuhren langsam zwei Wagen vom Bade weg auf der Straße nach Sitten hinunter. Auf dem vordern lagen, von einem einzigen Trauertuche bedeckt, zwei jungfräuliche Schwesterleichen; im hintern saßen, noch immer stumm und thränenlos, die Aeltern, welche heimkehrten, um dort ihre Kinder zu begraben. —

Nachdem diese traurige Pflicht erfüllt war und über den zwei engverbundenen Gräbern der Schwestern Ein Stein sich erhob, der von dem Loose der Frühvollendeten Kunde gab, fand das Mutterherz wohl allmälig den bittern Thränentrost; aber der unglückliche Vater blieb von jener dumpfen Schmerzensnacht umfangen, in die kein

Stern mehr einen Strahl des Troſtes oder der Hoffnung zu werfen vermag. In dieſer dunkeln, bangen Nacht wurde auch jeder Glaube an göttliche Gnade und Barmherzigkeit ausgelöſcht, oder wenigſtens vermochte ein ſolcher Glaube in das umnachtete Gemüth nicht einzudringen. „Ich trage ja die Strafe meiner Schuld," erwiderte er auf dahinzielende Troſtworte mit ſchmerzlicher Bitterkeit — „was wollt ihr denn von Gnade ſprechen?" — In der begründeten Befürchtung, daß ein ſolcher ſchuldbewußter Schmerz auf die Dauer jede menſchliche Kraft überſteigen müſſe, hatte die tiefgebeugte Gattin das bisher wohlbewahrte Geheimniß einem wackern Geiſtlichen anvertraut, mit der Hoffnung, daß dieſer einen Weg zu dem verfinſterten Gemüthe des Gatten finden möchte; aber dadurch wurde das Uebel wo möglich nur noch größer gemacht. Der Unglückliche klagte, daß er nun vor aller Menſchen Augen als Kindesmörder daſtehen müſſe, und von Stunde an war er nicht mehr zu bewegen, aus eigenem Willen vor eines Menſchen Angeſicht zu erſcheinen. Er ließ vom Parke aus die Mauer nach dem Gottesacker durchbrechen, und das war nun noch der einzige Weg, auf dem er das Haus verließ. Aber auch auf dem Grabe ſeiner Kinder vermochte er ſein Leid nicht durch Klagen zu lindern. Das Einzige, was er ſprach, war die verzweiflungsvolle Wiederholung der Worte: „Sie ſind dahingegangen, wie das Laub, das von den Bäumen fällt." Wenn die Mutter ihn alsdann mit dem Troſte aufzurichten ſuchte, daß ja ſchon tauſend und aber tauſend Aeltern ihre Kinder begraben

hätten und nicht jede Hoffnung verschwunden sei, daß wenigstens noch Eines unter den Lebenden weile, erwiderte er, das ergraute Haupt schüttelnd: „Und hätte die Arme auch alles Elend, alle Noth überwunden, so muß sie meinem Fluche schon längst erlegen sein. Frage diese Gräber, frage die Meereswogen, die Wilhelm verschlungen haben. Es gibt nicht Trost, nicht Gnade für mich, weder hier noch dort."

„Herr," flehte die gramerfüllte Mutter auf dem Grabe der Kinder niederkniend, „laß die Last nicht schwerer werden, als deine schwachen Kreaturen sie zu tragen vermögen."

XI. Verwandtes Leid.

Zur nämlichen Zeit, als in der reichen Campagne am Genfersee mit so schwerem Leid gerungen wurde, ward ein verwandter Leidenskampf auch an einem fernen Meeresstrande gekämpft; aber dort war der Schauplatz eine unscheinbare Fischerwohnung, die unfern der französischen Hafenstadt Toulon auf einer kleinen Anhöhe lag. In der ärmlichen, doch saubern Stube dieser Hütte saß eine bleiche Frauengestalt, deren jugendliche Schönheit Kummer und Herzeleid trotz ihrer verheerenden Spuren noch nicht gänzlich zu verdunkeln vermocht hatten, und deren erster Anblick deutlich genug zeigte, daß sie schon bessere Tage gesehen. Sie schaute gedankenvoll durch das kleine Fenster auf das im Abendscheine aufflunkelnde Meer und wendete den Blick von dem ergreifenden Schauspiele

nur ab, um ihn dann und wann nach einem kleinen Bettchen zu richten, das zu ihrer Rechten an der Wand ſtand. Unter der Decke dieſes Bettchens wurde ein kleines Kinderantlitz ſichtbar, das, im Hauche ſüßen Schlummers erblühend, noch von keinem Leid und keiner Sorge wußte.

Es mußten dunkle, traurige Bilder ſein, die vor den träumeriſchen Blicken der einſamen Frau aus der goldſchimmernden Meeresfluth emportauchten, da unter ihren langſchattigen Wimpern hervor von Zeit zu Zeit eine Thräne blinckte, die langſam über die bleiche Wange herabfloß, begleitet von Seufzern, die unwillkürlich der kummerbedrückten Bruſt entſtiegen. Thränen und Seufzer galten der verlornen Heimath, einem ſchwankenden Liebesglück und einer Zukunft, die von ſternenloſer Nacht umhüllt ſchien. Denn die Arme hatte ja ihr reiches Heimathsglück einer Liebe geopfert, die nun ſchon von der Qual nagenden Zweifels erſchüttert war.

Als Sophie, die Tochter des reichen Heimſtädter Kaufherrn in jener bangen Nacht dem bedrohten Geliebten zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe verholfen, hatten die Beiden Verabredung getroffen, wo ſie einander wiederfinden könnten, wenn es ihr nicht gelingen ſollte, den Zorn des Vaters zu verſöhnen. Statt daß ſie dies, freilich hoffnungsloſe Ziel erreicht, entfloh ſie ebenfalls aus der Heimath, von der furchtbaren Laſt des väterlichen Fluches niedergedrückt, aber von der Alles beſiegenden Kraft einer hoffnungsvollen Liebe aufrecht gehalten. Da den Flüchtigen keine Nachſtellungen folgten, wurde es dem lebensgewandten Hauptmanne nicht ſchwer, ſich unter an-

genommenem Namen die Mittel zu einem unangefochtenen Aufenthalte in Frankreich zu verschaffen, und bald war auch Sophie auf ihr Andrängen ihm bürgerlich angetraut. Nicht lange, nachdem das junge Paar die Gegend von Straßburg verlassen, wurde sie des Glückes und der Schmerzen einer Mutter theilhaftig, indem sie eines lieblichen Mädchens genas. Wie sehnlich wünschte sie, dieses Ereigniß zu benützen, um noch einmal bei dem Vater um Versöhnung anzustehen; aber der Hauptmann sträubte sich dagegen, aus Furcht, daß ihm die Entdeckung seines Aufenthaltes doch noch nachträgliche Verfolgung zuziehen könnte, und — die junge Mutter kannte noch keinen stärkern Wunsch, als ihrem Gatten zu Willen zu leben.

Aber dieses schöne Verhältniß veränderte und umdüsterte sich. Sophie hatte das unstäte, oft finstere Wesen, das der Hauptmann seit ihrem Beisammenleben gezeigt, begreiflich und leicht verzeihlich gefunden; denn ach, sie wußte ja am Besten, wie es in ihrem eigenen Innern aussah; aber von der Zeit an, wo die Mittel, welche sie als ihr Eigenthum aus dem väterlichen Hause mitgebracht, zu schwinden begannen, da glaubte sie wahrnehmen zu müssen, daß ihr Gatte kälter, unfreundlicher gegen sie wurde. Sie selbst, die nie etwas von dem Kampfe mit des Lebens Nothdurft gewußt, machte sich auch jetzt noch über die Mittel zu ihrem nöthigsten Unterhalte keine allzu schweren Sorgen; denn durfte sie sich auch nicht an den Vater wenden, so stand noch ein liebevoller Bruder im Hinterhalte, der sie nie gänzlich verlassen würde. Die Arme wußte nicht, daß dieser Helfer in der

Noth schon lange im tiefen Meeresgrunde versenkt lag und konnte deshalb sich immer noch an der auf ihn gebauten Hoffnung festhalten; aber daß ihr Gatte sie nun schon Tage lang allein lassen konnte, ohne bei der Heimkehr sich um ihr Ergehen zu erkundigen, oder dem kleinen Engel in der Wiege ein freundlich begrüßendes Lächeln zu gönnen, das fing an, ihr Herz wie mit einer kalten, eisigen Hand zusammenzupressen. Das Unheil war in dieser unheimlichen Gestalt mit einer Bekanntschaft gekommen, die der Hauptmann mit einem jungen Herrn angeknüpft hatte, der noch im Jünglingsalter zu stehen schien; aber trotz dieses Altersunterschiedes waren die Beiden bald unzertrennlich, und der armen, einsamen Frau kam es vor, als ob ihre Liebe dieser Freundschaft gänzlich zum Opfer fallen müsse. Ihre leise Klage suchte der Gatte mit dem Troste zu beschwichtigen, daß sein Freund einer einflußreichen Familie angehöre und im Stande sei, ihm zu einer neuen gesicherten Lebensstellung den Weg zu ebnen. Und wirklich, eines Tages kam er mit der Nachricht nach Hause, daß sie unverweilt nach Toulon abreisen müßten, sein Freund habe ihm eine Offiziersstelle in der afrikanischen Fremdenlegion ausgewirkt.

Bei dieser Mittheilung schossen der armen, jungen Frau die Thränen in die Augen, als ob man ihr den Tod eines liebsten Wesens gemeldet hätte. Aus den hundertfach sich kreuzenden, unheimlichen Vorstellungen, die sich an den Gedanken eines so wild bewegten Lebens jenseits des Meeres knüpften, tauchte die Erinnerung an jenen Abend auf, wo sie aus voller Ueberzeugung dem

Geliebten das Unwürdige eines solchen Soldtdienstes siegreich entgegengehalten. Aber jetzt? die Unmöglichkeit, die nämlichen Ansichten und Empfindungen, wie damals, geltend machen zu können, zeigte ihr in schmerzlichem Lichte die traurige Lage, auf welche sie, innerlich und äußerlich, herabgesunken war. Deshalb wiederholte sie die Bitte, nochmals einen Versöhnungsversuch in der Heimath wagen zu dürfen; aber mit finsterm Blicke erwiderte er: „Wie lange wird es noch geben, bis du begreifst, daß du mein Weib bist, und für einmal nichts Anderes sein darfst!“

Schon am folgenden Tage wurde die Reise nach Toulon in Gesellschaft des Freundes und Protectors des Hauptmannes angetreten — für die arme Frau eine trübere, bangere Fahrt, als es selbst die Flucht aus dem Vaterhause gewesen war. So oft sie ihren Begleiter nur ansah, ging ihr ein Stich durch's Herz, ohne daß sie sich über den Grund einer solchen Abneigung irgendwie klar zu werden vermochte. Sie mußte sich's selbst gestehen, daß es ein hübscher, junger Mann war, mit einem feinen, nur zu mädchenhaften Gesichte; aber wenn sein Blick auf ihr ruhte, dann wagte sie kaum aufzuschauen; es lag etwas Tückisches, Höhnisches darin, das ihr durch die Seele schnitt. Die Stimmung des Hauptmannes selbst war eine unstäte, beängstigende. Waren die beiden Gatten allein, so schien eine ungestüme Zärtlichkeit hervorbrechen zu wollen; aber blos um vor den Augen Anderer einer düstern Gleichgültigkeit Platz zu machen. Nur die stillen Nächte und Derjenige, dessen Auge von keiner Nacht ver-

schleiert wird, haben die Thränen gezählt, welche die bekümmerte Mutter auf dieser Reise geweint hat. —

In Toulon angekommen, miethete der Hauptmann sogleich die kleine Wohnung auf der Anhöhe vor der Stadt. Hier mußte noch einige Zeit verbracht werden, bis die Equipirung vollendet, überhaupt die Abfahrt nach Algerien vor sich gehen konnte. Zur Aufbringung der Ausrüstungskosten hatte Sophie die letzten Schmuckgegenstände hergegeben, welche ihr noch geblieben, und zur Betreibung dieser Angelegenheit war der Hauptmann nun schon drei Tage in der Stadt abwesend, ohne einmal nach Weib und Kind gesehen zu haben. Beim Abschiede hatte er einen solchen Aufenthalt zwar vorausgesehen, und war tief bewegt gewesen; aber nun lastete die Einsamkeit doch mit erstickendem Drucke auf der Verlassenen, und ihr war es, sie möchte mit ihrem Kinde tief im Meere untersinken, wie die Sonne, die eben jetzt blutroth in die Fluthen niedersank.

Da ließen sich vor der kleinen Thüre Schritte vernehmen. Die Einsame fuhr aus ihren dunkeln Träumen mit dem Rufe „endlich kommt er" empor, und eilte der Thüre zu; aber dem Ausrufe hoffnungsvoller Erwartung folgte ein mühsam unterdrückter Ausruf schmerzlicher Enttäuschung, als vor ihr ein Mann im Matrosenkleide stand. Er schaute der bleichen Frau in das erschrockene Antlitz, zog ein versiegeltes Blatt hervor und sagte, indem er es ihr überreichte: „Ja, hier werd' ich am rechten Orte sein." Dann wendete er sich grüßend ab und ging seines Weges.

Es flog wieder ein Strahl der Hoffnung über das Gesicht der Unglücklichen, da sie auf dem empfangenen Briefe die Hand ihres Gatten erkannte; aber kaum hatte sie zitternd das Siegel erbrochen und die ersten Zeilen durchflogen, als sie mit dem leisen Ausrufe: „O mein Herz!“ bewußtlos an der noch geöffneten Thüre zusammensank. —

Der erste Laut, der wieder in die tiefe Umnachtung ihrer Sinne drang, war das klägliche Wimmern ihres Kindes. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie bei'm spärlichen Schimmer einer Lampe das Stübchen, in dem sie die letzten Tage zugebracht hatte. Neben dem Bette, auf dem sie lag, saß eine alte Frau, das Kind auf den Armen haltend und bemüht, das Weinende durch leisen Gesang wieder einzuschläfern. „Dem Himmel sei Dank,“ rief die Alte, das Erwachen der Mutter bemerkend; „ich fürchte, Ihr seid sehr krank geworden, liebe Frau. Als ich vorhin in der Dämmerung da vorbeiging, laget Ihr ohnmächtig an der offenen Thüre und seht nur, neben Euch diese zwei prächtigen Goldringe, die Euch entfallen sein müssen. So hab' ich denn Euch aufgehoben und zu Bette gebracht, in der Hoffnung, es werde wohl noch sonst Jemand zu Hülfe kommen, bis nun auch die liebe Kleine da laut geworden ist.“ Die Kranke streckte die Arme nach dem Kinde aus, schloß die Augen noch einmal und fragte dann, nach einer Weile sie wieder aufschlagend, ängstlich: „Und der Brief — oder ist das nur ein schrecklicher Traum gewesen?“ — „Nein, nein,“ erwiderte das alte Weib, „da lag auch noch dieses Papier;

es wird der Brief sein — lesen kann ich nicht, gute Frau. Aber wenn Ihr sonst Niemand habt, will ich gerne diese Nacht bei Euch bleiben, zu versäumen hab' ich nichts."

Die Arme nickte leise zum Danke und bald kam der kummererlösende Schlaf gegangen, um die Erschöpfte mit ihrem Kinde in seinen Frieden aufzunehmen. —

Am folgenden Morgen zog sie, bevor sie sich zu erheben wagte, das unglückselige Blatt unter dem Kopfkissen hervor und las langsam, als ob sie noch immer den eigenen Augen nicht trauen dürfe, folgende Worte:

„Meine arme Sophie! Wenn Dir diese Zeilen zu Gesichte kommen, bin ich für immer aus Deinen Augen entschwunden; aber ich kann nicht von Dir scheiden, ohne mein Gewissen wenigstens durch ein offenes Bekenntniß meiner Schuld zu erleichtern. Dieses Bekenntniß wird Dir das Unvermeidliche leichter ertragen helfen.

Ja, ich habe schwer gesündigt an Dir, mein armes Weib, und ich wage nicht Deine Verzeihung anzurufen; aber wenn Dein Herz nur den geringsten Theil meiner Schuld von mir abwälzen und der Gewalt unseliger Verhältnisse zur Last legen möchte, so mein' ich, ich müßte meine Wege durch die umnachtete Zukunft leichter finden können.

Ich gehe nicht als Offizier nach Algerien, wie ich Dich glauben machte; ich verlasse Europa, um den Nachforschungen einer Unglücklichen zu entgehen, mit der ich einst nicht weniger enge als mit Dir verbunden war, und die meine Spuren nun aufgefunden. Ich glaube, es sei dies durch den Verrath des Menschen geschehen, den Du

in letzter Zeit unter dem Namen und Schein eines Freundes kennen gelernt, und vor dem Dein abmungsvolles Gemüth sich vom ersten Augenblicke an schaudernd abgewendet. Dieser angebliche Freund — meine Hand zittert, aber ich muß Dir Alles bekennen — ist ein — Weib, der böse Dämon meines Lebens, von dem ich nicht lassen kann, weil sie die Mitwisserin meiner Vergehen ist. Um mich von ihr zu befreien, habe ich das Vertrauen und den Kredit Deines Vaters mißbraucht; aber die böse That hat mir auch nur böse Frucht getragen. Die Unselige verließ zwar Heimstädt, bis wohin sie mich verfolgt hatte, doch nur um mich wieder aufzusuchen, sobald der ihr zugewendete Sold meines Verbrechens verschleudert war. Um mich von Dir zu trennen, hat sie der mir früher heimlich angetrauten Leonie meinen Aufenthalt und meine Verbindung mit Dir verrathen, wohl wissend, daß ich dadurch ihrer Gewalt gänzlich anheimfallen mußte.

So gehe ich nun, ausgestoßen von meiner Heimath und von den bürgerlichen und sittlichen Gesetzen eines ganzen Welttheiles verwehmt, über das Meer, um auf fremder Erde ein Grab zu suchen. Wenn Du Dein Loos beklagst, so habe ich wenigstens den Trost, daß Du jetzt von meinem unseligen Schicksale losgekettet bist, und statt meiner trügerischen Stütze wieder in den sichern Schutz Deiner Aeltern zurückkehren wirst. Lebe wohl, und der Himmel helfe Dir bald vergessen Deinen unglücklichen

Eugen."

Eine Weile noch blieb die Beklagenswerthe regungslos liegen, nachdem sie diesen Brief zu Ende gelesen; dann

erhob sie sich, ohne eine Klage laut werden zu lassen, bat die gute Alte, welche die Nacht bei ihr gewacht, sie nach der Stadt zu begleiten und verließ das Häuschen, ihr Kind auf den Armen tragend.

XII. Erlösung.

Ueber der Villa am Genfersee lag einer jener wunderbar klaren Herbsttage, die mit ihrer milden Schönheit unser Gemüth wie eine Ahnung ewigen Friedens umwehen. Am ruhigen Silberspiegel des Sees schienen die besonnten Ufer in die stille Betrachtung ihrer Abbilder verloren und die blauen Berge traten dem Auge so nahe, als ob sie sehnsüchtig in die fruchtschwellenden Thäler herausrücken möchten. Ein solcher Herbsttag ist der Sabbath, den die Natur nach segensreicher Arbeit in heiliger Feierlichkeit begeht.

Ein Strahl dieser versöhnenden Feierlichkeit war selbst in das umdüsterte Gemüth des alten Kaufherrn gedrungen und hatte den herben Seelenschmerz zur milden Wehmuth aufgelöst. „Ich weiß nicht, wie mir's werden will," sagte er, „mir ist's, als ob ich aus weiter Ferne den Gesang der Seligen erklingen höre. Es weht mich etwas an und will mir zuflüstern, ich könne bald zur Ruhe eingehen."

Betroffen über solch ungewohnte Rede schaute ihn die Gattin besorgt an und forschte, wie er zu so traurigen Todesgedanken komme. „Nein, nein," erwiderte er, „es sind nicht traurige Gedanken, noch weniger denk' ich an

den Tod und nahes Sterben. Mir iſt's vielmehr, als könnt' ich doch noch einmal wieder aufleben, oder aufwachen aus ſchweren Träumen zum lichten, friſchen Morgenroth."

„Das möge Gott walten," ſeufzte die Gattin, noch immer ungewiß, ob ſie ſich dieſer ſeltſamen Stimmung freuen dürfe, oder ob dieſelbe nicht eher das Abendroth einer anbrechenden Geiſtesnacht ſei. „Komm', gib mir den Arm," fuhr er nach einer Weile fort, „wir wollen zu unſern Kindern hinübergehen; ich glaube, ſie warten ſchon lange auf uns."

Sie ſtiegen miteinander die Treppe hinunter und gingen langſam den Park entlang. „Siehſt du," ſagte er, an einer Baumgruppe ſtehen bleibend, zwiſchen welcher ein hundertfach gebrochener Sonnenſchein niederſpielte; „die Natur weiß ſelbſt Tod und Vergehen ihrer Kinder in rührende Schönheit und erhebenden Troſt zu verwandeln; oder iſt dir der Laubſchmuck dieſer Bäume jemals ſchöner erſchienen als jetzt, wo er ſich in ungezähltem Farbenſpiel zu ſeinem Todesgang bereitet? Warum muß denn Tod und Vergehen nur dem Menſchen in ſo düſtrer, herber Geſtalt entgegentreten?"

„Das geſchieht auch nicht," erwiderte ſie, „ſobald der Menſch über den Augenblick hinaus, an die Unendlichkeit göttlicher Liebe und Gnade denkt und glaubt."

„Die Unendlichkeit göttlicher Gnade," ſagte er leiſe, „ja das iſt ein ſchöner, erhebender Gedanke."

So waren die Beiden an die Pforte des einſamen Gottesackers gekommen, als ſie zu ihrer Verwunderung

eine dunkle Gestalt auf den Gräbern ihrer Kinder erblickten. Es war ein Frauenbild, das auf den Knien lag und das Haupt, wie schlafend, an den Grabstein lehnte. Neben ihr lag im Grase ein kleines Kind, das ebenfalls eingeschlummert sein mußte. „Ich glaube, da thut Hülfe noth," sagte der alte Kaufherr, rasch vor seiner zögernden Gattin hertretend; aber kaum war er an das Grab gelangt, als er mit einem lauten Aufschrei zu Boden sank. Tief erschreckt eilte ihm die Gattin nach, doch nur, um wie vom Schlage getroffen ebenfalls neben ihm niederzusinken. „Sophie, mein armes, verlorenes Kind," rief sie mit herzerschütternder Stimme, „soll ich dich nur todt bei den Todten wiederfinden?". — Doch der Klageruf der Mutter mußte an das Kindesherz gedrungen sein; denn die Todtgeglaubte öffnete die Augen und sagte um sich blickend mit matter Stimme: „Seid ihr mir alle vorangegangen, o Vater und Mutter, aus dieser Leidenswelt?" — „Sie lebt, sie lebt," rief der Vater vor Schmerz und Seligkeit bebend; „o ewige Barmherzigkeit, du bist kein leerer Schall und willst dich mächtig erweisen an mir. Meine Kinder sind nach Gottes Rathschluß gestorben, mein Fluch hat sie nicht in's Grab gebracht, sonst könnte mir das Eine nicht gerettet sein!" —

Schon nach einer Viertelstunde lag die Wiedergefundene auf schwellenden Kissen in der Campagne, von der seligen Sorgfalt ihrer Aeltern umgeben. An der Mutter-

bruſt lächelte das Kleine ſo vergnügt, als ob ſein ahnendes Gemüth das ihm widerfahrene Heil begriffen hätte. —

Die arme Sophie hatte weder von dem Tode ihrer Geſchwiſter noch von dem neuen Aufenthalte ihrer Aeltern etwas gewußt. Von Lyon über Genf heimkehrend, hatte ſie mit dem Reſte ihres Geldes die Fahrt bis Dijon gemacht, und ſchlug von dort den Weg durch die Campagnen ein, um nicht durch die lärmende Stadt gehen zu müſſen. Sie kam an den einſamen Gottesacker, trat zu einem ſtillen Gebete ein und fand den Stein, deſſen ausführliche Inſchriften ihr ſagten, daß ſie auf den Gräbern ihrer Schweſtern ſtehe. Von tödtlichem Schmerze überwältigt ſank ſie bewußtlos nieder, um, in den Armen ihrer Aeltern erwachend, ſich bereits in eine beſſere Welt eingegangen zu wähnen. —

In der Campagne zog mit ihrer Heimkehr zwar nicht die laute Freude ein, welche viele Menſchen als den einzigen Ausdruck des Glückes kennen; wohl aber jene heitere Ruhe, welche aus dem Bewußtſein geſühnter Irrungen und der Ergebung in den Willen des Allgüters entſpringt. Der alte Kaufherr erwachte, von dem dunkeln Banne, der auf ihm gelaſtet, erlöst, in der That wieder zu neuem Leben; ein Wort des Zornes aber iſt nie mehr über ſeine Lippen gekommen. —

Aus schlimmen Tagen.

I.

Der Herbſt des Jahres 1798 prangte in der ganzen Fülle der milden und zugleich erhabenen Schönheit, mit welcher dieſe Jahreszeit unſer Hochland zu ſchmücken weiß. Vor Allem konnten ſich die älteſten Leute nicht erinnern, jemals in ihrem Leben die Gebirge in ſolch purpurenem Abendglanze leuchten geſehen zu haben. Wo das Auge hinſchauen mochte, vom Säntis bis an die fernen Walliſer Firnen hinüber, erhoben ſich die Firſten und Hörner jeden Spätnachmittag faſt ſtundenlang wie friſch aufgeblühte, unermeßliche Roſenbüſche und ließen ihre höchſten Kuppeln noch erglänzen, wenn ſich drunten in den dämmernden Thälern bereits die Abendnebel über See und Fluß zu kräuſeln begannen. Es war als ob der große Völkerhirte dem Volke zwiſchen den Alpen und dem Rheine Tag um Tag ein neues Troſt- und Bundeszeichen errichten wolle, das da verkündete: Sei getroſt, ich bin noch immer der Herr, der dieſe ſtrahlenden Wälle deinen Vätern als Schirm- und Schutzmauern aufgethürmt; faſſe Muth und harre aus, die Trübſal wird vorübergehen. —

Aber im ganzen Lande gab es nur Wenige, die dieſe Sprache verſtanden oder verſtehen wollten, da ſelbſt die

Muthigsten begannen zaghaft zu werden und die festesten Herzen erzitterten vor dem Wehgeschrei, das eben erst vom Gestade des Vierwaldstättersees, aus den Thalschaften zwischen dem Stanserhorn und dem Pilatus erschollen war. Das kleine Volk Nidwaldens hatte sich aus unbezähmbarer Vorliebe für sein altes Herkommen geweigert, der neuen helvetischen Verfassung, die unter dem Schutze französischer Heerschaaren allen Eidgenossen Freiheit und Einheit bringen sollte, den Schwur der Treue zu leisten, und für diese mit den Waffen in der Hand verfochtene Weigerung lagen nun seine Hütten in rauchenden Trümmern, seine muthigsten Männer und Frauen erschlagen, und irrten zahllose Waisen brod- und obdachlos im Gebirge umher. Der schreckliche Kampftag des neunten September hatte an sechshundert Wohnungen des Ländchens mit Feuer verzehrt und selbst den Boden der Hauptkirche von Stans bis an den Altar hinan mit Leichen bedeckt. Was Wunder, wenn drum das Schweizervolk bei dem abendlichen Glühen seiner Gebirge eher an Blut und Brand dachte, als an göttliche Trostzeichen, zumal allerwärts in Dörfern und Städten das sinkende Alte mit dem werdenden Neuen in hadernder Zwietracht lag und jeder kommende Tag ein anderes Unheil in seinem Schooße bergen konnte.

Zu verwundern war's sich nun wohl auch nicht, wenn in solcher Stimmung und Lage des Landes kein festliches Beginnen gedeihen wollte und jedes derartige Bemühen unwillkürlich an einen Unglücklichen erinnerte, der ein Lächeln auf seine bekümmerten Züge zu erzwingen versucht.

Einem solchen kummerlächelnden Gesichte glich denn auch die Stadt Luzern, die sonst stets frohe und heitere, in den letzten Septembertagen des genannten Jahres, obwohl sie sich äußerlich aufgeschmückt hatte wie eine Braut, die den Bräutigam erwartet. Thore und Straßen waren mit Laubgewinden geziert, denen der mannigfaltige Farbenwechsel der herbstlichen Vegetation die freundlichste Anmuth verlieh; aus allen Fenstern hingen bunte Tücher und von den Erkern und Thürmen wimpelten zahllose grün-roth-goldene Fahnen und Fähnlein herab, während von der nahen Anhöhe des Gütsch in gemessenen Zwischenräumen Kanonenschüsse die Luft erschütterten. Auch der Himmel ruhte mild und klar über See und Gebirg und selbst der sonst mürrische Pilatus hatte seit mehrern Tagen nicht daran gedacht, sich seine Nebelkappe aufzusetzen; aber bei alledem blieb es in den Straßen der Stadt auffallend öde und still, oder wenn sich da und dort eine Schaar durch dieselben bewegte, zog sie lautlos dahin wie eine große Welle, die, nachdem sich der Föhn gelegt, langsam und ermüdet über den See heran an's Ufer schwimmt. Die Menschen beschauten in dumpfer Neugierde lange Wagenzüge, die mit mächtigen Kisten beladen und von einzelnen Berittenen begleitet von der Emmenbrücke her in die Stadt zogen, und verliefen sich dann unter leisen Gesprächen und Kopfschütteln in die engen Seitengäßchen.

Bewegter und lebhafter wurde es in den ersten Nachmittagsstunden des 29. September, als in rascher Folge fünfundzwanzig Kanonenschüsse vom Gütsch erdröhnten und

sich bald in den Straßen der Ruf erhob: „Die Regierung, das Direktorium kommt!“ — ein Ruf, der wirklich der Ankunft der obersten Behörden der Einen- und untheilbaren helvetischen Republik galt, die eben von ihrem bisherigen Sitze Aarau nach Luzern übersiedelten. Alles drängte sich nun dem Baselthore zu, vor dem sich am Fuße eines hochragenden Freiheitsbaumes eine Musikbande aufgepflanzt hatte, um den Ankömmlingen einen schallenden Festgruß darzubringen; aber nicht etwa in heimathlichen Liederweisen, sondern mit dem unaufhörlich wiederholten „ça ira“, dem Nationalgesange der fränkischen Freiheitsbringer und Volksdränger. In der rasch anschwellenden Volksmenge ließ sich da und dort eine Stimme hören, welche die Geigen und Musikhörner mit Gesang begleiten wollte; aber nach kurzem Anlaufe verstummte sie wieder, wohl nicht blos aus dem Grunde, daß die fremde Melodie weder Begeisterung, noch allgemeine Gesangeslust zu erwecken vermochte, sondern mehr noch, weil sich um den Sänger augenblicklich ein unruhiges Drängen und Stoßen erhob, das zugleich mit drohendem Gemurmel Schweigen verlangte. —

Auf dieses bewegte Treiben schaute von der Altane eines stattlichen Hauses, das hart neben dem Thore stand, mit großer Aufmerksamkeit ein vornehm und zierlich gekleideter Mann herab, als ob er irgend etwas in der Menge entdecken möchte, das sich auf den ersten Anblick nicht zeigen wollte. Sein feurigdunkles Auge folgte spähend einigen Gestalten, die sich scheinbar harmlos in dem Gedränge hin- und herbewegten und bald da, bald dort

mit Bekannten plaudernd ſtehen blieben, aber immer die Erſten waren, die auf einen Sänger zuſteuerten, der einen neuen Verſuch mit dem ça ira wagte. Der Beobachter mußte jetzt etwas bemerkt haben, was ihn betroffen machte, wenigſtens glitt plötzlich ein halb ſpöttiſches, halb zorniges Lächeln über ſein bräunliches Geſicht hinweg, und mit einer raſchen Bewegung wollte er ſich der Glasthüre nähern, die in's Innere des Hauſes führte, als ſich dieſelbe öffnete und zwei junge Damen auf die Altane heraustraten. „Ich bitte für mich und meine Begleiterin um gütigſte Entſchuldigung, Bürger Kommiſſär," ſagte die Größere der Beiden, eine ſchlanke, dunkeläugige Brünette, mit ſchalkhafter Anmuth; „aber da ſich Papa nach dem Rathhauſe begeben hat, ſo haben wir Niemanden, der uns die herannahenden Landesväter, wenigſtens aus der Ferne, vorſtellen könnte. Dürften wir Sie nicht um dieſen Ritterdienſt erſuchen, Herr Olivier?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine ſchöne Hausherrin," erwiderte der Angeredete, ſich zierlich verbeugend, nachdem er noch einen raſchen Blick auf die unten verſammelte Menge geworfen; „nur befürchte ich, ein ſchlechter Ceremonienmeiſter zu ſein und Ihnen die wenigſten Namen der ſich Anmeldenden nennen zu können. Aber wahrhaftig, dort lenkt die erſte Equipage der hohen Herrſchaften bereits in die Straße herein."

Und in der That wurde am äußern Ende der Straße im nämlichen Augenblicke ein Wagen ſichtbar, der mit vier Pferden beſpannt und von einigen berittenen Jägern in grüner Uniform begleitet in ſcharfem Trabe gegen das

Thor heranfuhr. Drunten unter'm Freiheitsbaume stimmte die Musikbande ihr ça ira mit verstärkter Kraft an, aus der Menge ließen sich vereinzelte Vivatrufe hören, und auf den Thürmen der Stadt begannen alle Glocken, groß und klein, anzuschlagen, während vom Bütsch herab die Kanonen in ununterbrochenem Krachen niederdonnerten; aber von den ankommenden Gästen ließ der um die lange Wagenreihe aufwirbelnde Staub kaum schattenhafte Umrisse erkennen, so daß Herr Olivier bald lachend ausrief: „Sie sehen, meine schönen Bürgerinnen, die Regenten und Gesetzgeber des Landes hüllen sich in den Dunst ihrer Weisheit ein, und ich kann meine Pflicht als Cicerone mit dem besten Willen nicht erfüllen."

Wirklich rasselte auch der ganze Zug so rasch vorüber, daß die reitende Schlußeskorte desselben bereits durch das Thor trabte, bevor Herr Olivier im Stande gewesen wäre, seinen Begleiterinnen auch nur einen Einzigen der Ankömmlinge kenntlich zu machen. Enttäuscht und mißvergnügt wollte sich die Brünette schon wieder zum Verlassen der Altane anschicken, als die Jüngere, auf deren lichtem Antlitz kaum der erste Rosenschein knospender Jungfräulichkeit zu dämmern begann, mit heller Stimme rief: „Sieh, Franziska, dort rückt noch ein Nachtrab an, der unserer Neugierde am Ende eine kleine Entschädigung gewährt. Stattlich genug nehmen sich die beiden Reiter wenigstens von Weitem schon aus." — „Du hast Recht, Nanny, wahrhaftig," erwiderte die Angeredete, ihre braunen Augen wieder nach der Straße zurückwendend, „die Beiden machen sich hübsch in den kleinen, grünen Feder-

hüten; aber um Gotteswillen, Herr Olivier," fuhr ſie in heitre Luſtigkeit ausbrechend fort, „wer iſt wohl das Ungethüm in dem altmodiſchen Wägelchen, dem die ſchmucken Reiter ſo ehrerbietig das Geleit zu geben ſcheinen?"

Herr Olivier hatte die langſam ſich nahende Gruppe ebenfalls mit ſcharfen Blicken betrachtet und zog ſich nun, bevor er Antwort gab, mit einer unmerklichen Bewegung hinter die dichtbelaubten Schlinggewächſe zurück, die auf der einen Seite über dem Geländer der Altane ſich emporrankten. „Den ſtruppigen, bärtigen Geſellen, meinen Sie," ſagte er ſodann, indem ſich das ſpöttiſche Lächeln wieder um ſeine Lippen zu kräuſeln begann, „deſſen Geſicht von den Schultern einer alten Wahrſagerin geſtohlen zu ſein ſcheint? Ja, wahrhaftig, das iſt ein Prachtexemplar und man könnte Mitleiden mit ihm haben, wenn er nicht ein ſo verzweifelt geſcheidter Narr wäre; Peſtalozzi heißt er ... ein Zürcher."

„Wie, Peſtalozzi?" rief die jüngere der Damen, ſich raſch an dem Geländer vorbeugend, „das wäre Heinrich Peſtalozzi?"

„Kennſt du ihn denn?" fragte Franziska, die ihre Lachlaune noch immer nicht überwinden zu können ſchien; „wirklich eine äußerſt liebenswürdige Bekanntſchaft für ein ſiebenzehnjähriges Jungfräulein!"

„Nein", erwiderte Nanny ernſt, „ich kenne ihn nicht; aber ich weiß, daß mein Vater nie ohne die größte Ehrerbietung von dem Manne geſprochen hat."

„Nun denn geſchwind, bevor ſie vorüber ſind, Herr

Olivier," ſagte Franziska, „wer ſind ſeine beiden Begleiter? der zur Rechten zuerſt?"

„Der ſieht freilich etwas ſchmucker aus," antwortete der Befragte; „es iſt der Bürger Zſchokke, der als Abgeordneter der vertriebenen Bündner Patrioten ſich hier befinden wird. Der zur Linken aber, geben Sie Acht, ſchöne Bürgerin — das iſt der glückliche Held von Hollingen. Hier hätt' ich ihn freilich jetzt nicht erwartet."

„Der Berner Hauptmann König?" rief nun Franziska ihrerſeits überlaut und machte eine ſo raſche Bewegung gegen das Geländer hin, daß die beiden Reiter, die unterdeſſen unmittelbar an das Thor herangekommen waren, aufmerkſam wurden und zu gleicher Zeit emporblickten. Herr Olivier verſuchte noch tiefer hinter das Blätterwerk niederzutauchen; Franziska konnte ſich in ihrer Neugierde nicht enthalten, dem Hauptmanne mit wenig Zurückhaltung in das männlich ſchöne Antlitz zu ſchauen, und ſo bemerkte Keines von Beiden, daß die ſchüchterne Nanny erglühte, wie eine aus der Knospe ſpringende Roſennelke, als ihr Blick mit demjenigen des Reiters zur Rechten zuſammentraf. Dieſer ſelbſt hielt den Zügel ſeines Pferdes einen Augenblick an und ſchaute ſinnend und nachdenklich empor, als ob er ſich über der lieblichen Erſcheinung, die ihm entgegentrat, auf irgend etwas Vergangenes beſinnen müßte; dann fuhr er raſch mit der Hand über die Augen und legte ſie zu einem lächelnden Gruße an den Hut, von dem eine dunkelgrüne Feder in kecker, maleriſcher Art herabnickte.

Als Wagen und Reiter durch den Thorbogen ver-

ſchwunden waren, klatſchte Franziska, wieder vom Geländer auf die Altane zurücktretend, in die kleinen Hände und rief: „Nun haben wir am Ende vom ganzen Zuge wohl auch das Beſte geſehen; der Peſtalozzi und der Hauptmann König machen ein prächtiges Enſemble zuſammen, ein voller Roſenſtrauch und eine magere Diſtel am nämlichen Stämmchen. Aber daß wir den Dritten nicht vergeſſen, iſt das wohl der nämliche Zſchokke, Bürger Kommiſſär, der ſchon ſo hübſche Sachen geſchrieben hat? z. B. die Geſchichte vom Abälline, dem großen Banditen?“

„Darüber weiß ich leider keinen Beſcheid, ſchöne Bürgerin,“ ſagte Herr Olivier, ſeine ſchnellen Blicke wieder auf die Menge werfend, die ſich unten auf dem Platze nach allen Seiten zu zerſtreuen anfing. „Zu allerlei tollen Streichen nach Poetenart ſcheint der junge Herr wohl aufgelegt zu ſein, wie ich mir in Aarau habe erzählen laſſen. An Gelegenheit wird es nun bald auch nicht fehlen, mehr von ihm zu erfahren, wenn ſich die Damen, die ich jetzt leider verlaſſen muß, darum intereſſiren ſollten.“ Mit dieſen Worten machte er eine raſche, aber höfliche Verbeugung und trat von der Altane durch die Glasthüre in's Haus zurück.

Franziska blieb horchend ſtehen bis die Tritte des ſich Entfernenden verhallt waren und fing dann an, die Hände vor ſich hingefaltet und das Antlitz leicht vorgebeugt, langſam auf- und niederzugehen. Auch ihre Begleiterin ſaß in ſchweigendem Sinnen bis ſie endlich beinahe ſchüchtern ſagte: „Wie iſt es denn nur mit dem Herrn König —

ich habe wohl schon davon sprechen gehört, aber nicht besonders Acht gegeben darauf."

Franziska blieb stehen und schaute ihre junge Freundin einen Augenblick zerstreut an, als ob sie die Frage nicht verstanden habe; dann aber gewann das ernste Gesicht plötzlich wieder einen heitern Ausdruck und mit neckischem Lächeln rief sie: „Ah, jetzt interessirst du dich mit einem Male für den Herrn — ja, ja, in der That ein schöner Mann; aber leider — er ist schon verlobt."

Nanny schüttelte das blonde Köpfchen fast unwillig und erwiderte schmollend: „So viel ist mir schon in Erinnerung geblieben, Franziska!"

„Nun, viel mehr weiß ich sonst auch nicht," sagte diese wieder etwas ernster werdend. „Seine Braut, Adelaide von Holligen, habe ich diesen Sommer am Genfersee kennen gelernt, und nach ihrer Schilderung muß der Hauptmann nicht nur ein wackerer Mann, sondern fast ein Halbgott sein. Vor dem Einmarsche der Franzosen saß er in Bern unter der Anklage frankenfreundlicher Gesinnungen in heimlicher Gefangenschaft und es mußte gefährlich genug ausgesehen haben für ihn; selbst der Herr von Holligen, Adelaidens Vater, gehörte unter seine erbittertsten Gegner, vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil er die Liebe seiner einzigen Tochter zu dem armen Maler entdeckt hatte. Denn das war der König; da dieser aber bei dem losbrechenden Sturme freigegeben werden mußte, erzeigte er sich als so tapfrer und einsichtiger Offizier, daß die Berner Regenten das Unrecht zu spät bereuten, das sie ihm und dadurch dem ganzen Lande an-

gethan. Beſonders ſchwer mußten ſie es büßen, ſeinen Warnungen vor einem fränkiſchen Spion, der ſich in ihr Vertrauen einzuſchleichen gewußt, nicht beachtet zu haben. Um wenigſtens ſeinen Theil an dem Unrechte ſo weit möglich wieder gut zu machen, verlobte dann der Herr von Holligen dem früher ſo bitter gehaßten Hauptmanne ſeine Tochter. Iſt das nicht hübſch?"

Dieſe ganze Mittheilung war in ſo gleichgültigem Tone gegeben, und die letzte Frage in ſo ſichtlicher Zerſtreuung geſtellt worden, daß Nanny mit dem Ausdrucke aufrichtiger Bekümmerniß ihr Köpfchen tiefer ſinken ließ, ohne zu antworten. Doch nach wenigen Augenblicken erhob ſie ſich wieder und ſagte mit wehmüthigem Ernſte: „Franziska — ich werde morgen heimgehen."

„Morgen — du?" rief Franziska wie aus tiefen Gedanken erwachend und überraſcht; „was fällt dir ein, Kind?"

„Ich bin hier überflüſſig, wo nicht gar läſtig, Franziska." Bei dieſen Worten wollten ſich die blauen Augen mit Thränen füllen, ſo daß nun die ältere Freundin leiſer, aber erſchrocken fragte: „Mein Gott, was haſt du denn — ich verſtehe gar nicht, was du ſagen willſt!"

„Du thuſt mir weh, ſehr weh, ohne daß du es willſt oder daran denkſt," erwiderte Nanny mit noch immer gleichbewegter Stimme; „denn ſieh' — du verſtellſt dich vor mir, Franziska."

„Ich? vor dir?" fragte dieſe halb erröthend, halb mit beſchwichtigendem Lächeln; „nein, vor dir verſtelle ich mich nicht, wahrlich nicht."

„Doch, doch!“ beharrte Nanny bekümmert, „vor mir, wenigſtens in meiner Gegenwart, und wenn es dann auch nur auf den Bürger Olivier gemünzt ſein ſollte. Sieh', Franziska, wüßte ich nicht, daß du die Braut eines Mannes biſt, der dir theurer als dein Leben iſt — es wären mir dieſe Tage ſeltſame Gedanken gekommen. Sobald der Franzoſe in der Nähe iſt, biſt du heiter, muthwillig, und ſogar — nimm mir es nicht übel — beinahe ausgelaſſen. Aber dieſe Art will dir auch ſo gar nicht anſtehen, und du gibſt dir jeden Augenblick noch eine Blöße dazu! — Gerade vorhin — wie haſt du über den edeln Peſtalozzi dich luſtig gemacht, und doch weiß ich, daß ſein Name in euerm Hauſe ſonſt mit nicht weniger Achtung und Verehrung genannt wird, als daheim bei mir. Und dann haſt du dich auch noch ſo raſch an das Geländer vorgedrängt, daß — daß —.“

„Nun?“

„Daß die beiden andern Herren verwundert nach uns heraufgeſchaut haben.“

Das unſchuldvolle und reizende Erröthen, von dem dieſe Antwort begleitet war, würde zu einer andern Zeit einer gutmüthigen Neckerei Franziska's ſchwerlich entgangen ſein; jetzt aber entgegnete ſie befangen und leiſe: „Und was willſt du mit all' dem ſagen, was meinſt du eigentlich?“

„Ach, ich weiß es ja eben nicht, was ich denken und ſagen ſoll,“ antwortete Nanny; „daß du dir des Franzoſen wegen Zwang anthuſt, iſt mir wohl deutlich, wenn ich oft auch nicht einmal ſagen könnte, worin dieſer Zwang beſteht. Im Ganzen ſieht es aus, als ob du

ihm ſtets und überall zu gefallen dich bemühteſt; aber — mir kommt es vor, als ob jedesmal bei ſeinem Anblicke ein Erſchrecken durch dich ginge, und doch ſuchſt du ſtets in ſeiner Nähe zu ſein, ſobald du ihn daheim weißt."

„Du argloſes und doch ſo ahnungsvolles Herz!" ſagte Franziska bewegt, indem ſie ihre beiden Hände auf die lichten Haarwellen ihrer jugendlichen Freundin legte; „ja, du haſt recht; ich wollte den harmloſen Frieden deiner Seele nicht ſtören durch Befürchtungen, die vor meiner eigenen Seele ſelbſt nur wie unfaßbare, geſpenſtiſche Schreckensgeſtalten ſtehen. Doch nun iſt's beſſer ſo. Aber komm', hier können wir nicht ſprechen davon, denn ich fürchte, wir haben es mit einem Gegner zu thun, dem all' unſere Vorſicht nicht gewachſen ſein wird."

II.

Während Franziska in der Stille ihres Gemaches der jüngern Freundin die Bekümmerniſſe anvertraute, die ſie ſeit dem vor einigen Wochen erfolgten Einzuge des franzöſiſchen Kommiſſärs in das Haus ihres Vaters, des wackern, gradſinnigen Alt-Rathsherrn Meyer, bedrängten, folgten die beiden Reiter dem kleinen Wagen ihres Gefährten langſam durch das Gedränge der Straßen, bis dieſer endlich das Gefährt vor dem alterthümlichen Gaſthauſe „zu Pfiſtern" anhielt und mit größerer Behendigkeit auf den Boden ſprang, als ſeine ſcheinbar unbehülfliche Geſtalt erwarten ließ. Franziska hatte übrigens in ihrem, wenn auch blos angenommenen Muthwillen voll-

ſtändig recht gehabt; der Mann nahm ſich neben ſeinen ſchmucken, nun ebenfalls aus den Bügeln geſtiegenen Begleitern in der That äußerſt ſeltſam aus. Das hagere, ſchmale Geſicht, das in der dunkeln Umrahmung eines verworrenen Haares und Bartes wohl noch unſcheinbarer ausſah, als es in der Wirklichkeit ſein mochte, der nachläſſig und weitfaltig um die etwas vorgebeugte Geſtalt ſchlotternde Rock, die übelausſehenden Strümpfe, deren obere Theile mit bedenklicher Sehnſucht nach den ausgetretenen Schuhen niederſtrebten, dies und noch manches Andere im Aeußern des Mannes ſchien wenig geeignet zu ſein, ihn zum vertrauten Genoſſen zweier ſtattlich ausſehenden Kavaliere zu machen, und doch reichte er ihnen jetzt mit ſo unbefangener Freudigkeit beide Hände entgegen, als ob ſie ſich nach langer, ſchmerzlicher Trennung begrüßen müßten. „Da wären wir endlich mit Gottes Hülfe," rief er mit einem hellen Aufblicke ſeiner großen, milden Augen; „daß der Himmel unſern Eingang ſegnen möge! Das kann ich euch verſprechen, bei Vater Reber ſind wir aufgehoben wie Haſen im Maienklee, und wenn das Haus bis unter die Firſt mit Gäſten vollgepfropft wäre." Und wirklich, als ſollte dieſes Verſprechen alsbaldige Beſtätigung erhalten, kamen im Augenblicke zwei Hausknechte über den Hausplatz hergelaufen, die, ohne ſich um etwas Anderes auf ihrem Wege zu bekümmern, wie beuteluſtige Wölfe über die kleinen vor das Wägelchen geſpannten Rappen herfielen, während ſie deren Herrn mit lachenden Geſichtern ihre Grüße zuriefen. „Grüß euch Gott, grüß euch Gott," rief auch dieſer den Burſchen

entgegen; „aber was denkt ihr, meine Kinder, Chriſtoph, Andres — zuerſt die beiden Herren da bedient, es ſind meine Freunde; nur zu, nur zu, ich kann warten. Wo iſt denn Vater Reber, zu Hauſe? geſund und wohlauf, hoff' ich!" — Die Frage mußte im Hauſe gehört worden ſein, denn plötzlich rief eine helle Kinderſtimme: „Der Herr Peſtalozzi iſt draußen!" und augenblicklich kam es wie ein kleines wildes Herr purzelnd und ſpringend durch die Thüre gekollert — ein Hauſe pausbackiger Knaben und Mädchen, die mit lautem Gejubel auf ihren angekommenen Freund losſtürmten, ohne ſich in ihrer Freude durch die beiden andern Gäſte im mindeſten ſtören zu laſſen. „Daß euch —" rief Peſtalozzi, über deſſen bleiches Geſicht es dahinglitt wie ein Strahl milden Sternenſcheines; „da haben wir ja die ganze Beſcheerung beiſammen — den Resli, den Peter, den Balz und meine kleine Fränzel zu allererſt; aber wartet nur, ihr kleinen Weltbürger, die Aarauer Bäcker ſind auch nicht auf den Kopf gefallen." Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Hände in beide Seitentaſchen des Rockes und brachte aus denſelben eine ſolch endloſe Reihe mächtiger Düten hervor, daß die beiden Freunde, die bisher dem lieblichen Schauſpiele ſtill vergnügt zugeſchaut, in ein unaufhaltſames Gelächter ausbrechen mußten. „Wahrlich Freund," rief Zſchokke, „ſonſt glaubt' ich, nur dein Wohlwollen ſei unerſchöpflich, aber nun ſeh' ich, daß deine Taſchen es noch vielmehr ſind; gewiß, du haſt des Fortunatus Wünſchhütlein unter deinem Rock eingenäht!" — „Ja, ja," erwiderte Peſtalozzi, vergnügt die Hände reibend und mit lachenden

Blicken die Freude der Kinder betrachtend, „an Wünſchen fehlt's mir wenigſtens nicht für die kleine Welt; aber ſeht, da rückt Vater Reber an; dem wirſt du ſtatt Dütenkrams heut Abend eines deiner patriotiſchen Lieder ſingen, Heinrich Apollo!“

Der Genannte, der jetzt unter die Hausthüre trat, war ein Mann mit wohlwollendem und zugleich klugem Geſichte, der ſeinen alten Bekannten mit großer Herzlichkeit, und die Begleiter deſſelben mit einem Anſtande begrüßte, welcher weit entfernt war von jener handwerksmäßigen Höflichkeit, mit der ſonſt vornehmere Gäſte von den Wirthen empfangen werden. Er führte ſie dann an der großen Gaſtſtube, in der ſich ein buntes Gedränge durcheinandertrieb, vorüber, nach einem freundlichen Seitengemache, und bald ſaßen die Drei behaglich vor einem dampfenden Imbiſſe, dem ſie nach der anſtrengenden Fahrt alle Ehre erwieſen. Aber nach kaum beendigtem Mahle trieb es den raſtloſen Peſtalozzi ſchon wieder fort, da er ſich bereits ſchon mit jenem großartigen Gedanken beſchäftigte, deſſen bald darauf erfolgte Verwirklichung allein hinreichen würde, ihm in der Geſchichte der edlern Menſchheit einen unſterblichen Namen zu bewahren — mit dem Gedanken nämlich, den Waiſen der im Kampfe gefallenen Nidwaldner Vater und Erzieher zugleich zu werden. Seine beiden Freunde, die einander erſt ſeit einigen Tagen kennen gelernt und ſich ſchnell liebgewonnen hatten, gingen an die Reuß hinunter, die hart vor dem Gaſthauſe niederſtrömt und folgten dem Laufe derſelben aufwärts nach der Brücke, welche, am Ende des Sees, den Strom in

weitem Bogen überſpringend, ehemals zu den ſtolzeſten Bauzierden der Stadt gehörte, und noch heute eine der ergreifendſten Ausſichten im ganzen herrlichen Schweizerlande gewährt. Hier ſetzten ſie ſich auf eine der Ruhebänke, die an der innern Seite des Brückengeländers hinliefen und ſchauten lange ſchweigend hinaus auf den ſilberblinkenden See und die aus ſeinem Spiegel emporſteigenden Gebirge, deren höchſte Spitzen und Halden ſich bereits mit einem röthlichen Dämmerdufte zu umſpinnen begannen.

„Ich vermag dieſen Anblick nicht länger zu ertragen,“ ſagte der Hauptmann nach einer Weile, die Hand über die Augen legend; „je mächtiger mir die Schönheit dieſes Landes entgegentritt, um ſo ſchmerzlicher muß ich das Loos ſeiner Bewohner beklagen. Sieh' einmal die Unterwaldner Berge, wie ſie mit dem Schmucke junger Roſen angethan vor uns aufſteigen; und doch welch ein Jammer zu ihren Füßen, wie viel Schmerzen und Todesangſt, die ſich vergeblich in ihren Klüften zu verbergen ſuchen!“

„Du haſt recht,“ erwiderte Zſchokke, „und doch wollt' ich dir wünſchen, daß du dieſe klagende, gedrückte Stimmung, die dich zu keinem Handeln kommen läßt, bald überwinden möchteſt. Füge dich in das Unvermeidliche, das mit jahrhundertalten Wurzeln in die Gegenwart hineingreift: aber hilf rüſtig arbeiten an einer beſſern Zukunft. Deine Idee wird in ihrer Verwirklichung dem Lande und ſeiner Freiheit die herrlichſten Früchte bringen, ich bin es tief überzeugt. Sammlung und Gründung einer ſtarken, einheimiſchen Wehrkraft, um im eigenen

Hauſe ſelbſt die Ordnung aufrecht erhalten, um nach Weſt und Oſt eine achtunggebietende Stellung einnehmen zu können — ja, das iſt es, was noth thut; aber darum auch friſch Hand an's Werk gelegt, da du mehr als tauſend Andere in der glücklichen Lage biſt, es fördern zu können."

„Ich muß dich um deine ſtets friſche Zuverſicht beneiden, Freund," ſagte der Hauptmann, ſich erhebend; „aber glaube mir, wäreſt du das eingeborene Kind dieſes Landes, es würde dir nicht ſo leicht, Tag um Tag die liebſten Hoffnungen in's Grab ſinken zu ſehen. Nun mag es freilich für uns alle ein Gewinn ſein, daß du unbefangener, unbeirrt von den tauſend unſichtbaren Fäden, die uns Andere von Kindesbeinen an umſponnen und da oder dort feſthalten, in das entbrannte Getriebe der Leidenſchaften hineinzuſchauen und mit herzlichem Wort und friſcher That auch einzugreifen im Stande biſt. Doch komm', wir wollen uns an dieſen Bildern Kraft und Ruhm vergangener Tage auf's Neue in Erinnerung bringen; ſei's zum Troſte, ſei's zur Lehre."

So gingen die Beiden langſam auf der Brücke dahin, um die mannigfaltigen Schildereien zu betrachten, die am Wallenrande der Dachbrüſtung angebracht, hervorragende Scenen der Schweizer- und Luzernergeſchichte darſtellten. „Es war das eine ſchöne und ſinnige Art der Alten, öffentliche Plätze und Gebäude auszuſchmücken," ſagte der Hauptmann, „eine fortwährend lebendige und für Jeden verſtändliche Ermahnung zum Tüchtigen und Großen, zur Liebe und Opferbereitwilligkeit für das Vaterland, wie ſie

das gedruckte Wort ſo allgemein bei Weitem nicht eindringlich zu machen vermag. Aber ſieh' da, ein Bild von äußerſt kräftiger Zeichnung und Farbe, das ich mich nicht erinnere, früher einmal hier geſehen zu haben."

„Es iſt offenbar auch nur eingefügt," erwiderte Zſchokke, das Gemälde näher betrachtend, „obſchon es ſelbſt älter als alle andern zu ſein ſcheint; in der That ein ſchönes Bild, nur kann ich nicht denken, welche geſchichtliche Scene es darſtellen will."

„Ich ebenfalls nicht," ſagte der Hauptmann, den Blick mit dem Wohlgefallen eines Künſtlers auf der Schilderei ruhen laſſend; „doch ſieh' nur, wie ſicher die kräftige und doch feingehaltene Geſtalt des Schiffers auf dem Vordertheile des kleinen Kahnes ſteht, deſſen Hintertheil erſt aus dem Grabe ſchäumender Wogen emporſteigt — ein wahrer Götterjüngling, an welchem keine Anſtrengung, keine menſchliche Furcht ſichtbar würde, flöge nicht ſein gelbes Haar wie ein Knäuel verworrener Blitze im Sturmwinde. Im Hintergrunde treibt ein ruderloſes Boot auf den Waſſern, zu deſſen Rettung er zu ſpät gekommen zu ſein ſcheint; ein wirkſames Motiv des Malers, um die an ſeinem Helden ſiegreich dargeſtellte körperliche Kraft mehr hervorzuheben und ſie zugleich im Bunde mit einem ſchönen, menſchlichen Wollen zu zeigen."

„Ich weiß nicht," erwiderte Zſchokke, über den warmen Eifer lächelnd, in den ſich ſein Freund an dem Bilde ſo raſch hineingeredet, „mir ſcheint es faſt, dein Held werfe eher einen kalten, verächtlichen Blick nach dem verunglückten Schiffchen hinüber, als daß er das Schickſal

deſſelben bedaure — etwa ein Tell, der auf die Platte ſpringt. Aber ſieh', da in der Ecke läßt ſich am Ende der Schlüſſel des Geheimniſſes entdecken, eine Inſchrift — halt: Zum Andenken — nein, da ſind einige Worte gänzlich erblichen — Konrad Meyer — 1522."

„Das hilft uns freilich nicht viel weiter," ſagte der Hauptmann, indem er ſich von dem Bilde abwendete, als ob er ſich nach einem eingeborenen Erklärer umſehen wollte; aber auf der ganzen Brücke war keine Seele zu erblicken, als ein altes Weib, das ſich den Beiden offenbar in der Abſicht näherte, ſie um eine Gabe anzuſprechen. Der junge Bündner Abgeordnete zog auch ſogleich die Börſe und ſagte, der Alten eine kleine Münze reichend: „Du bekommſt das Doppelte, gutes Mütterchen, wenn du uns erklären willſt, was dieſes ſchöne Bild da darſtellt — das mußt du wohl wiſſen, denk' ich." Die Bettlerin ſchlug bei dieſem Verſprechen behende die Augen auf; aber kaum hatte ſie den Schiffer mit dem röthlich flatternden Haare auf dem dunkeln Nachtgrunde erblickt, als ſie eben ſo behende mit der Rechten ſich bekreuzigend über Geſicht und Bruſt herabfuhr und mit hörbarem Schrecken murmelte: „Alle Heiligen ſeien gelobt, der rothe Schiffer iſt's." Dabei ließ ſie das erhaltene Geſchenk auf den Boden fallen und trollte ſich, ohne weitere Rede zu ſtehen, mit einer Schnelligkeit davon, als ob ihre Füße im Augenblick um ein halbes Menſchenalter jünger geworden wären.

„Da haben wir's," rief Zſchokke der Alten lachend und zugleich verwundert nachſchauend, „am Ende verwan-

delt ſich dein Götterjüngling gar in ein Teufelskind, über das uns kein aufrichtiger Chriſtenmenſch Auskunft geben mag. Rother Schiffer — das klingt wohl bedenklich genug in einem Zeitalter, wo das reinſte Gold der Locken als eine böſe Mitgift des Schickſals angeſehen wird; aber freilich, jetzt müſſen wir erſt recht wiſſen, woran wir ſind mit unſerm Helden.“ Und die beiden Männer blickten zugleich nach den entgegengeſetzten Enden der Brücke, um offenbar entſchloſſen abzuwarten, bis ihrer Neugierde Jemand zu Hülfe kommen werde; doch nach wenigen Augenblicken ſchon wurde ihre Aufmerkſamkeit von einem andern Gegenſtande in Anſpruch genommen.

III.

Nach der Schiffländе hin nämlich, welche unweit der Brücke gelegen war und an der ſo eben ein kleines Segelboot mit grün-roth-goldenem Wimpel angelegt hatte, machte ſich ein auffallendes Laufen und Gedränge bemerkbar, das wohl einem beſondern Umſtande gelten mußte; bald auch ließ ſich erkennen, daß zwei franzöſiſche Grenadiere ausſtiegen und ſich wie zwei regelrechte Schildwachen vor dem Schiffchen aufſtellten, während ein Dritter die andrängenden Zuſchauer auseinanderſchob und eiligen Schrittes den Weg nach der Stadt hinab einſchlug.

„Ein ſehenswerthes Schauſpiel, dem die Leute zurennen — fürwahr,“ ſagte der Hauptmann bitter, „fränkiſche Soldaten, die ganz auf eigene Fauſt unter helvetiſcher Flagge fahren. Kein übles Bild unſerer Lage und Zu-

ſtände mein' ich!" — „Es muß noch etwas Anderes dabei ſein," erwiderte Zſchokke aufmerkſam hinſchauend, „wir wollen doch einmal nachſehen; unſer Schiffer hier wird unterdeſſen ſchwerlich in See ſtechen." Der Hauptmann nickte beiſtimmend; aber als ſie zur Stelle kamen, hatten ſie bereits Mühe, zu dem Schiffchen hindurch zu gelangen. Die Menge, größtentheils aus Landleuten und Schiffern beſtehend, zeigte keineswegs bereitwillige Höflichkeit, ihnen freien Paß zu laſſen, und ſie bemerkten wohl auch, daß ſich mehr als ein drohender Blick nach der kleinen helvetiſchen Cocarde richtete, die ſie an ihren Hüten trugen. Im Hintertheile des Bootes aber lag, als ſie endlich an's Ziel gelangten, ein großer, kräftiger Mann, in die einfache Linnentracht des Aelplers gekleidet, die Hände kreuzweis mit einem groben Stricke übereinander gebunden und um die Stirn ein Tuch geſchlungen, an dem trotz ſeiner rothen Farbe deutliche Blutſpuren erkennbar waren. Die Augen hatte er geſchloſſen, man wußte nicht, ob aus körperlicher Ermattung, oder aus Scheu, ſeine Umgebung anzuſehen. „Was iſt's mit dem Manne," fragte der Hauptmann einen der Grenadiere, „wo bringt ihr ihn her?" Aber der Soldat antwortete nur mit einem kurzen Kopfſchütteln und erwiderte dann, als die Frage franzöſiſch wiederholt wurde, ſein Gewehr feſter anziehend: „Ich habe keine Ordre, Auskunft zu ertheilen." Der Hauptmann preßte die Lippen zuſammen und wendete ſich zur Seite nach dem Fährmann, der neben ſeinem Boote ſtehend langſam das Segel aufrollte; doch kaum hatte der zweite Grenadier dieſe Bewegung bemerkt, als er die

Muskete erhob und mit dem Kolben derſelben den Schiffer zurückzudrängen verſuchte. „Halt, Kamerad,“ rief nun Zſchokke, das Gewehr mit raſchem Griffe anfaſſend, „der Fährmann wird ſchwerlich euer Gefangener ſein und deshalb ſoll ihm auch freiſtehen, auf eine ungefährliche Frage Antwort zu geben.“ Der Soldat, der ſeine Waffe wie von einem eiſernen Schraubſtocke feſtgehalten fühlte, blickte halb verblüfft, halb zornig nach ſeinem Gefährten, welcher auch wirklich ohne langes Beſinnen ſeine Muskete ſenkte, um mit dem Bajonette auf den verwegenen Bürger einzudringen; aber noch bevor er einen Schritt vorwärts gethan, war ſein Gewehr ſchon in den Händen des Hauptmanns, während er ſelbſt von einem kräftigen Stoße aus dem Gleichgewichte gebracht gegen das Schiffchen zurücktaumelte. Dieſer ganze Auftritt war ſo unerwartet und raſch gekommen, daß die Zuſchauer erſt jetzt zur Beſinnung kamen, um was es ſich handle, und nun mit unzweideutigen Geberden gegen die Grenadiere vorzudringen begannen; der Hauptmann jedoch rief dieſes bemerkend den Leuten zu, ſich ruhig zu verhalten, und wollte ſich eben wieder an den Schiffer wenden, als ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte und eine Stimme an ſein Ohr flüſterte: „Ihr thut wohl daran, Ordnung zu ſchaffen!“ Halb um ſich ſchauend konnte er einen leiſen Ausruf der Ueberraſchung nicht unterdrücken, da er das kalte, lauernde Geſicht des Franzoſen Olivier erkannte, der mit einem unverkennbaren Ausdrucke höhniſcher Schadenfreude nach der Muskete blickte, die der Hauptmann noch immer in ſeiner Rechten hielt. „Ein unerwartetes Wiederſehen,

Bürger Kapitän," ſagte der Franzoſe mit einem höflichen Neigen des Kopfes, indem er an der breiten, dreifarbigen Schärpe rückte, welche er über die Bruſt trug; „nur thut es mir leid, Euch in einer, wie es ſcheint, unangenehmen Unterhaltung anzutreffen."

„Unangenehm wohl für einen Schweizer, Bürger Kommiſſär," erwiderte der Hauptmann mit einem ſcharfen Blick auf die Beamtenauszeichnung ſeines Gegenübers; „wollten mir doch Eure Grenadiere verwehren, ein Wort an dieſen Schiffer zu richten, welcher, wie ich denke, ſo gut ein freier Mann iſt, als Ihr und ich."

„Wenn es ſich, wie ich vermuthe, nur um eine Auskunft über jenen Gefangenen handelt," ſagte der Franzoſe in ſeiner kalten Höflichkeit, „ſo kann ich Euch dieſelbe beſſer mittheilen als unſere Soldaten da. Der Burſche iſt, was Ihr ohne Zweifel erwartet, ein Nidwaldner Rebell, der auf meinen Befehl aufgegriffen und zu ſeiner Beſtrafung nach Frankreich abgeführt werden ſoll."

„Auf Euern Befehl nach Frankreich!" rief der Hauptmann, indem ein dunkles Roth über ſeine Stirne flog, „haben wir denn kein Recht und Gericht im Lande, um zu ſtrafen, wo es nöthig erſcheint?"

„Dieſe Frage ſolltet Ihr an unſere braven Soldaten richten," erwiderte der Franzoſe ſtolz, „die im Kampfe gegen die barbariſchen Fanatiker Eurer Berge ihr Blut vergoſſen haben. Uebrigens möchte hier weder die Zeit noch der Ort ſein, ſolche Dinge zu verhandeln, Bürger Kapitän." Mit dieſen Worten wendete er ſich ab und winkte einem kleinen Fuhrwerke, das, eben angefahren,

von zwei helvetiſchen Gensdarmen in ihrer grünen Uniform begleitet war. Dieſe betraten das Schiffchen, ſchoben den Gefangenen, der ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, hinaus und hoben ihn auf das Wägelchen empor, das, nachdem ſie mit blanken Karabinern neben dem Unglücklichen Platz genommen, unter dem dumpfen Schweigen der Menge davonrollte. Der Kommiſſär grüßte den Hauptmann und ſeinen Begleiter mit einer kurzen Handbewegung und machte ſich dann im Geleite der Grenadiere, welche den Fährmann mit ſich führten, ebenfalls auf den Weg zur Stadt hinein.

Die beiden Freunde blieben am Geſtade zurück, bis ſich die Menge grollend und unter leiſen Verwünſchungen verlaufen hatte. „Dieſe Leute würden bereitwillig zur Befreiung des Gefangenen mitgewirkt haben," ſagte Zſchokke, den Abgehenden nachblickend, „und ich weiß nicht, ob wir's nicht hätten probiren ſollen."

„Was würd' es ihm und uns genützt haben," erwiderte der Hauptmann düſter, „an ſeine Rettung wäre doch nicht zu denken geweſen und iſt ja das Schickſal des Einzelnen auch nur ein Tropfen in der großen Unglücksfluth, die das ganze Land überſchwemmt. Aber komm', laß uns ein wenig auf den See hinausfahren; mir iſt's ſo ſchwül und dumpf, als läge die Laſt eines Gebirges auf meiner Seele." — „Du haſt recht," rief Zſchokke in eines der am Ufer liegenden Boote ſteigend und ein Ruder ergreifend, das mit wenigen Schlägen das Schifflein auf die ruhige Fläche gleiten ließ. — „Das Waſſer iſt das Element, das Freie ſchützt."

Schweigend ging lange die Fahrt und man hörte nichts, als den gleichmäßigen Takt der Ruder, die mit kräftigen Stößen in's Waſſer ſanken, und das Plätſchern der leichterregten Wellen, die ſich an dem Schifflein brachen. Jeder der beiden Dahingleitenden hing ſeinen eigenen Gedanken nach oder überlegte bei ſich, wie der am Ufer erfolgte faſt demüthigende Auftritt zu beſprechen ſei. Zſchokke ſchaute nachdenklich auf die gekräuſelte Fläche, die von der bereits tief ſinkenden Sonne mit hellen Lichtern übergoſſen wurde, während der Hauptmann finſter, über ſein Ruder gebeugt, vor ſich niederblickte, bis das Ufer immer weiter zurücktrat und die am Landungsplatze hantierenden Schiffer kaum noch wie kleine Knaben erſchienen. „Höre," ſagte endlich Zſchokke, „ich kann mir das Auftreten dieſes Franzoſen noch immer nicht zurechtlegen; offenbar müßt ihr Beide euch kennen und ſogar genau kennen."

„Ob ich ihn kenne?" erwiderte der Hauptmann, „hab' ich dir denn nicht ſchon mehrmals erzählt von ihm, von dieſem Menſchen, den ich aus dem innerſten Grunde meiner Seele verabſcheuen und dem ich doch meine Freiheit, wenn nicht gar das Leben verdanken muß?"

„Wie," rief Zſchokke, ſeine Blicke unwillkürlich nach dem Landungsplatze zurückwendend, „das war der ehemalige Helfershelfer Mengaud's, dein Gefangener am Graubelze und dein Richter am folgenden Tage?"

„Eben derſelbe, ein Meuchelmörder vielleicht, gewiß aber ein im Finſtern ſchleichender Tämen, der zum Unheil unſers Landes Menſchengeſtalt angenommen hat. Haſt du ihn noch nie geſehen bis heute?"

„Ich entſinne mich nicht," ſagte nachdenklich der bündneriſche Abgeordnete.

„Und haſt dich doch im öffentlichen Auftrage deiner Landsleute bereits zwei Monate in Aarau aufgehalten?"

„Seit Ende Juli — ja."

„Dann glaube mir, daß er deine Abſichten, deine Verhältniſſe und Beziehungen, ja ſelbſt deine geheimen Neigungen ſo genau kennt, als ein Geizhals das Innere ſeiner Schatzkammer."

„Wenn mir deine Befürchtungen auch übertrieben erſcheinen — denn was hätte der Mann ſich groß um mich zu kümmern! — ſo machſt du mich doch neugierig. Was mag er nun wohl hier beabſichtigen und zu ſchaffen haben?"

„Uebertrieben, meinſt du?" erwiderte der Hauptmann kopfſchüttelnd; „nein, nein, du kennſt den Menſchen noch nicht, und wenn ich ſelbſt ihn in Bern nur kurze Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, ſo ſah ich doch bald, daß er überall und nirgends war, in allen Kreiſen, in allen Geſtalten auftrat; am Morgen im Hauptquartier oder in den geheimen Berathungen der Staatsmänner, und Abends in irgend einer abgelegenen Weinſpelunke, wo ſich wildes und lichtſcheues Volk zuſammenfand. Und glaube mir, überall ſpielte er ſeine Rolle mit ſolch ſichrer Gewandtheit, als ob er von Kindesbeinen an auf dem Boden geſtanden, auf dem er ſich eben im Augenblick zu bewegen hatte. Was er hier will? Ohne Zweifel hat ihn der Nidwaldner Aufſtand hergerufen; aber ſicher verfolgt er für ſich noch einen beſondern Zweck, drum er-

ſcheint er in der Geſtalt eines Kommiſſärs, die ihm in bürgerlichen wie militäriſchen Angelegenheiten gleich freie Hand läßt."

„Mir iſt's nun auch wirklich, ich müßte das Geſicht ſchon irgendwo geſehen haben," bemerkte Zſchokke nachdenklich; „aber immerhin muß es bei einem ganz bedeutungsloſen Anlaſſe oder dann unter total verändertem Aeußern geſchehen ſein. Ich habe ſonſt ein ziemlich genaues Erinnerungsvermögen; diesmal läßt es mich im Stich mit einem traumhaften Nachdämmern."

„Nun ſiehſt du," ſagte der Hauptmann nach einer Pauſe, während welcher ſelbſt die Ruder ruhten, „das eben iſt es, was mit ſo unnennbarer Laſt mich niederdrückt und mir den friſchen Muth des Handelns, des zuverſichtlichen Ergreifens in das wirre Getriebe unſerer Zuſtände benimmt. Ich hab' es ſchon genug bemerkt, du hältſt mich oft für kleinmüthig und zaghaft, und doch hab' ich in meinem frühern Leben den ſchwierigſten Verhältniſſen und dem ſtärkſten Gegner gegenüber keine Furcht gekannt; nur mußt' ich dieſe feindlichen Verhältniſſe überſchauen und den Gegner ſehen können. Aber jetzt — iſt es nicht, als tappten wir in tiefſter Finſterniß, aus welcher uns bei jedem Schritte, ob vorwärts oder rückwärts, verborgene Fußangeln entgegenlauern? Wahrlich, es ſind nicht die fränkiſchen Kommiſſäre, welche öffentlich im Namen der Brüderlichkeit unſere Schätze plündern, und nicht dieſe zahlloſen Heerhaufen, die unter dem Titel freier Bundesgenoſſenſchaft das Mark unſers Landes aufzehren — nein, nicht dieſe ſind es, die ich fürchte; aber

was mich ängſtigt, das iſt das unſichtbare Heer der ungezählten Spione, die uns tauſendgeſtaltig auf Weg und Steg entgegentreten, die, ohne daß wir's ahnen, uns ſchon den erſten Gedankenkeim einer That ablauern und jede unſerer Handlungen, auch die unſchuldigſte und abſichtsloſeſte, in ihr großes Intriguennetz einflechten, um uns nach Belieben einmal die Schlinge um den Hals werfen zu können. Glaube mir, mit dieſen geheimen Fäden hält uns der Franke feſter an ſeine Willkür gebunden, als durch die Bajonette ſeiner Bärenmützen und die Winkelzüge ſeiner Staatsmänner in den Rathsſälen. Du lächelſt ungläubig, aber Geduld, die Erfahrung wird dir nur zu bald den Glauben bringen."

„Nein, nein," machte Zſchokke mit abwehrender Geberde, „ich begreife dein Mißtrauen nach dem, was du erlebt, und mir ſelbſt iſt auch in der kurzen Zeit, daß ich die ſtillen Mauern von Reichenau verlaſſen, ſchon manches Räthſelhafte vorgekommen, dem ich nicht auf den Grund zu ſehen vermochte; aber ich meine, man könne auch das berechtigtſte Mißtrauen übertreiben. Sollen wir uns doch die Dornen nicht ſpitziger vorſtellen, als ſie es in der Wirklichkeit ſind, ſonſt getrauen wir uns erſt nicht, ſie anzufaſſen."

„Ja, ja, ich verſteh' dich," erwiderte der Hauptmann nicht ohne einen Ton verhaltener Bitterkeit, indem er das Ruder mit einem faſt zornigen Schlage niedertauchte; „aber was meinſt du, wie wird der Herr Kommiſſär unſern ganz abſichtsloſen Wortwechſel mit den Soldaten gegebenen Falls ausbeuten? Oder weißt du auch nur, ob er

blos zufällig gerade in dem Augenblicke an dem Landungsplatze erſcheinen mußte? Ich wollte ſchwören darauf, er hat uns ſchon beim Einzuge in die Stadt bemerkt und iſt uns, oder wenigſtens mir, aus irgend einem Grunde nachgeſchlichen. Schweig, ſchweig — ich ſeh' es deinen Augen an, was du mir erwidern willſt; aber wer bürgt dir dafür, daß wir ſelbſt hier, mitten auf den ſtummen Waſſern, nicht belauſcht und beobachtet werden?"

„Das wäre!" — lächelte Zſchokke; „wenn die Franken ſogar die Fiſche in Sold genommen haben, dann freilich iſt es ſchlimm beſtellt."

„Du magſt immerhin ſpotten, ich muß die Sache um ſo ernſter nehmen."

Der dumpf verhaltene Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, verſcheuchte den heitern Zug, der um die Lippen des Bündner Abgeordneten ſpielen wollte, und die rechte Hand gegen ſeinen Freund ausſtreckend, ſagte er begütigend: „Unverzagt — wenn's ſelbſt ſo ſchlimm wäre, wie du glaubſt, Rudolf."

„We nicht noch ſchlimmer; doch gleichwohl unverzagt, Heinrich."

Die Ruder fielen wieder raſcher in's Waſſer und das Schiffiein glitt in den Schatten eines Felſens, der mit ſchroffem Vorſprunge in den See hinausragte. Die Gegend war mit einemmale einſam, faſt wild geworden, obwohl man in nicht allzugroßer Ferne noch deutlich Thürme und Häuſer der Stadt unterſcheiden konnte.

„Da haben wir die Nacht plötzlich vor der Dämmerung," ſagte Zſchokke, die Hand über ſeine Augen legend;

„ſiehſt du, eben um die Spitzen des Felſens ſpielt ein noch faſt blendender Abendſchein, und hier an ſeinem Fuße iſt's auf dem Waſſer ſo dunkel, daß ich kaum mehr einen Gegenſtand zu erkennen vermag."

„Einen doch wohl noch," antwortete der Hauptmann langſam, indem er ſcharf nach einer von hängendem Geſträuche halbverdeckten Einbuchtung des gigantiſchen Geſteines hinſchaute; „oder ſollte das nicht ein Kahn ſein, der dort gegen die ſcharfe Ecke ſteuert?"

„Wahrhaftig, du haſt recht," ſagte Zſchokke nun ſelbſt mit unwillkürlich leiſerer Stimme; „aber einen Fährmann ſeh' ich nicht darin."

„Und doch bewegt ſich das Schifflein ſicher und gleichmäßig," erwiderte der Hauptmann, „und zwar gegen die vom Geſtade zurückgehende Strömung; das werden die ſtummen Fiſche, von denen du vorhin geſprochen, ſchwerlich zu Stande bringen."

„Daran zweifle ich auch; doch mögen wir es ſtatt mit einem menſchenfangenden, wohl eher nur mit einem ſehr unſchuldige Netze werfenden Petrus zu thun haben."

„Das wollen wir bald des Genauern erfahren, Freund," rief der Hauptmann leiſe; „halte mehr links, gerade dort auf die graue Spitze, damit wir dem Burſchen den Vorſprung um die Biegung abgewinnen; ſo recht, und nun feſt zugegriffen!"

Dieſer Weiſung wurde getreulich Folge geleiſtet, und das Schifflein ſchoß, von vier rüſtigen Armen getrieben, laut rauſchend in die Schattennacht hinein; aber auch das andere begann ſich, wie dem nämlichen Kommando ge-

horſam, raſcher vorwärts zu bewegen, obwohl nic
das leiſeſte Geräuſch eines Ruderſchlages vernehmb
wurde.

„Da ſteckt der Teufel drin," murmelte der Haup
mann, „oder wenigſtens haben wir es mit einer A
fliegendem Holländer zu thun. Sieh', ſieh' — bei Got
jetzt hat er mit einem einzigen, pfeilſchnellen Rucke d
Biegung erreicht." Zſchekke hatte trotz aller rüſtigen A
ſtrengung dem ſeltſamen Schauſpiele wie ſein Gefähr
mit ſteigender Verwunderung zugeſchaut; aber jetzt mach
dieſe einer plötzlichen Ueberraſchung Platz, die ſich
einem lauten, halberſchreckten Ausrufe verkündete. Bish
hatte er immer noch gedacht, daß ſie Beide den vielleic
dunkel gekleideten Fährmann in der ſchattenhaften Dä
merung blos nicht zu unterſcheiden vermöchten und ſi
das Räthſel bei größerer Annäherung auf eine ganz natü
liche, und dann wohl auch ergötzliche Weiſe löſen werd
aber wie nun das Schifflein kaum Steinwurfslänge vo
ihnen entfernt über einen lichtern Waſſerſtreifen weg u
die Felſenecke glitt und auch in dem deutlichern Lichte d
Hand, welche es regierte, nicht ſichtbar wurde, da konn
er ſich eines kühlen Fröſtelns nicht mehr erwehren. Un
doch — jetzt im Augenblicke des Verſchwindens regte ſich
in der geheimnißvollen Barke und hinter ihrem Rand
tauchte der obere Theil eines Kopfes empor, der m
einem röthlichen Tuche oder [illegible], lichthellen Haare
bedeckt erſchien; aber die ganze Erſcheinung glich nur der
zweifelhaften Wiederſchein eines Blitzes, der hinter eine
dunklen Wolke aufglimmt, um ſogleich wieder in Nac

zu verſinken. Das Schifflein war ſcharf um die Ecke beugend verſchwunden.

„Nun ſiehſt du wohl,“ ſagte der Hauptmann, dem keine dieſer Bewegungen entgangen war, „der Burſche kennt ſein Fahrwaſſer auswendig und regiert ſeinen Kahn, auf dem Boden deſſelben ausgeſtreckt, ſicherer, als wir's mit aller Anſtrengung unſerer Arme und Augen vermögen; aber gerade deshalb ſcheint es ein Einheimiſcher zu ſein.“

„Das glaub' ich auch,“ erwiderte Zſchokke, das unangenehme Gefühl plötzlichen Erſchreckens abſchüttelnd, „und am Ende behalt' ich doch recht — es iſt ein harmloſer Fiſcher, den wir in ſeinem Geſchäfte geſtört haben.“

„Kann ſein,“ machte der Hauptmann; „gleichwohl werden wir gut thun, eine etwas größere Beugung dort um die Ecke zu nehmen, um genauer zu überſehen, was auf der andern Seite des Felſens vorgehen mag.“

So wurden die Ruder wieder feſter gefaßt, und nach wenigen kräftigen Stößen bog das Schifflein in weiterm Kreiſe um die Ecke herum. Der Felſen ſtieg auf dieſer Seite weniger ſteil auf und war in einem breiten Gürtel bis zum Fuße herab mit gleichmäßigem, dichtem Laubgebüſche bekleidet. Die Dunkelheit machte hier noch auf eine weite Strecke einer milden Abendhelle Raum, wenn auch der lichtere Schein an den kahlen höhern Spitzen zu erbleichen begann. In dieſem raſchen Licht- und Schattenſpiele liegt einer der Hauptreize des felſenumthürmten Vierwaldſtätterſees, und unſere Schiffer beſaßen beide genug Schönheitsſinn, um dieſen ſchnellen Uebergang trotz

ihrer auf Anderes geſpannten Aufmerkſamkeit mit einem gleichzeitigen, lauten Ah zu begrüßen; doch war es freilich nicht die günſtigſte Gelegenheit, ſich länger, als der erſte Eindruck erforderte, mit dem lieblichen Naturſpiele zu beſchäftigen, und Beider Blicke ſchweiften ſofort wieder dem Fuße der Felſenwand entlang nach dem Gegenſtande ihrer gemeinſamen Neugierde; aber nachdem ſie hin und wieder geſchaut, von der nahe liegenden Ecke bis weit hinauf, wo ſich das Ufer in neuer Beugung abermals in ſchattige Nacht verlor, blickten ſie ſich ſelbſt gegenſeitig betroffen an, die Ruder ruhen laſſend. Das Schiffchen war nirgends zu erſpähen, obwohl es in der kurzen Friſt die jenſeitige Schattenfläche unmöglich erreicht haben konnte; es war, als ob es plötzlich in der Tiefe verſunken wäre. „Wir fahren noch eine Strecke da am Felſen hin," ſagte der Hauptmann in halb ärgerlichem, halb ſcherzhaftem Tone, „hier iſt's immer noch zu hell, um ſich vor Geſpenſtern zu fürchten. Sind deine Piſtolen in Ordnung?" — Zſchokke nickte ſchweigend und die Ruder tauchten abermals, doch etwas langſamer als bisher, in's Waſſer. Sie fuhren ſcharf ausſpähend die langgeſtreckte Felſenmauer hinan und wieder zurück, ohne ein Wort zu ſprechen; aber ſie kamen auch wieder zur Stelle, von der ſie ausgegangen, ohne nur das mindeſte Zeichen, daß hier herum ein Leben athme, entdeckt zu haben; nicht einmal das Aufplätſchern eines Fiſches oder der Abendruf eines einſamen Waſſervogels waren vernehmbar geworden.

„Das nenn' ich doch ein Abenteuer," nahm endlich Zſchokke das Wort, als das Schifflein wieder anhielt;

„ein Begegniß, das unerklärt bleibt, hat ſtets den größten Reiz für mich.“

„Eine Erklärung wäre wohl noch übrig,“ entgegnete der Hauptmann, „und ſie iſt nicht einmal ganz unwahrſcheinlich. Der Burſche, der uns durch ſeine bequeme Ruderkunſt geneckt, hatte nahe Helfer, die ſeine Nauc, ſobald ſie unſern Blicken um die Felſenecke entſchwunden war, aus dem Waſſer in's Gebüſch hinaufzogen. Ein Einzelner freilich hätte das in ſo kurzer Zeit nicht zu Stande gebracht.“

„Ach was,“ erwiderte der junge Dichter lächelnd, „wir wollen uns weiter keine Mühe mehr geben über das wie und wo; du haſt mich vorhin mit deinen Andeutungen über das geheimnißvolle Treiben der fränkiſchen Intriguenkunſt ſelbſt zu einer Stimmung angeregt, in welcher mir das Unerklärliche willkommener iſt, als die greifbare Wirklichkeit. Drum möcht' ich aber jetzt auch lieber noch eine Weile in dieſer traumhaften Waſſereinſamkeit bleiben, als ſogleich die Heimfahrt antreten.“

„Da ſeht mir einmal den plötzlich bekehrten Saulus,“ erwiderte der Hauptmann, „dem ich ſeine weitere Straße nach Damaskus jetzt wohl um ſo weniger verſperren darf, da er ſich trotz aller heimlichen Gefahren als Ritter ohne Furcht erzeigt. Ueberdies wird uns bald der Mond den Rückweg weiſen.“

Mit dieſer Zuſtimmung glitt das Schifflein vom Felſengeſtade weiter in den See hinaus, über den ſich nun allerwärts die Dämmerung niedergeſenkt. Weiter aufwärts war mitten auf demſelben noch ein ſchwarzer Punkt be-

merkbar — eine Barke, die ihren Heimweg suchte, sonst allerwärts lautlose Stille, durch welche die leichten Ruderschläge fast wie ein schrilles Rauschen ertönten; aber auch diese wurden allmälig leiser und hörten bald gänzlich auf, als von benachbarter Höhe die zitternden Klänge eines Abendglöckleins herabzuschwimmen begannen. Die Laute, welche die Seele so tief zu ergreifen vermögen, von einem unsichtbaren Munde zu den eben erwachenden, ewigen Sternen und zu den sich zur Ruhe rüstenden, vergänglichen Menschen wie in versöhnender Zwiesprache gesprochen, waren schon längst verhallt und noch immer saßen die beiden Schiffer mit vorgebeugtem Haupte im Kahne, wie im stillen Gebete verloren. Es mochte auch ein Gebet sein, das durch ihre Seele gegangen; wenigstens sagte endlich der Hauptmann wieder nach seinem Ruder greifend: „Was müßte aus dem Menschen werden, diesem stets begehrlichen, ewig hadernden Geschöpfe, wenn ihm nicht der heilige Friede der Natur zur Seite ginge und ihn dann und wann an die höhere Heimath seines bessern Selbst erinnerte." — „Dieses bessere Theil seines Wesens ginge ihm eben verloren, und wie er dann, mit seinem schlimmern Erbe, seinen Begierden und Leidenschaften wirthschaften möchte," erwiderte Zschokke, „davon mag uns manche Erfahrung eine Ahnung geben. Seltsam kommt es mir nur vor, daß selbst gute und denkende Menschen blos die schlimmen Regungen, die von Außen in ihr Gemüth fallen, dem Einflusse der Natur zuschreiben wollen, während diese doch stets und überall der unendliche Schleier ist, durch dessen Ge-

webe uns allein die Lichtblicke des Ewigen zufallen können."

„Ich weiß nicht, ob ich dich ganz verſtehe," entgegnete der Hauptmann ſinnend, „doch irre ich mich nicht, ſo iſt das eben Ausgeſprochene der Anfang des kürzeſten Weges, der dich zu den Spekulationen über dein ſogenanntes zweites Geſicht führt. Oder nicht ſo?"

„Ganz richtig, und das wohl um ſo eher, als ich gerade heute das zweite Geſicht gehabt habe. Du ſchüttelſt ungläubig den Kopf und lächelſt? ... Nun wohl; haſt du die zwei Damen geſehen, die von einem Balkone aus neben dem Baſelthore unſerm Einzuge zuſchauten?"

„Ach, da will es hinaus?" lächelte der Hauptmann; „dann ja — zwei Geſichter hab' auch ich bemerkt auf jenem Balkone, und zwar noch recht hübſche dazu."

„Du mißverſtehſt mich," erwiderte Zſchokke ernſt, aber wie in lautem Selbſtgeſpräche und ohne aufzublicken; „kannteſt du die Damen, die dort ſtanden, oder haſt du ſie vielleicht früher ſchon geſehen?"

„Ich kenne meines Wiſſens kein Frauenzimmer in Luzern; an eine Einzige habe ich Aufträge von meiner Adelaide, an eine Rathsherrentochter Meyer, doch hab' ich auch die noch nie geſehen."

„Auch mir geht es ſo," fuhr Zſchokke fort, „ich habe Luzern heute zum erſtenmale betreten in meinem Leben; und doch ſag' ich dir, daß jenes blonde Mädchen auf dem Balkone noch irgend eine bedeutſame Rolle in meinem Leben ſpielen wird. Ihr eben hat mein zweites Geſicht gegolten."

„Wahrhaftig, da wäre ich doch begierig.“

„Du beirrſt mich nicht, Freund, mit deiner ungläubigen Neckerei, um ſo weniger, als ich den angedeuteten Zuſtand weder ſelbſtwillig herbeiführen kann, noch auch nur einen halbwegs hinreichenden Erklärungsgrund für denſelben wüßte. Magſt du die ganze Sache ſelbſt unbedenklich in's Gebiet leerer Träumerei verweiſen — gleichviel; als ich heute die Augen zufällig nach jenem Balkone richtete, war mir's bei'm erſten Anblicke, als müßt' ich das Mädchen ſchon irgend einmal geſehen haben, aber vor langen, langen Jahren, die ſelbſt außer meinem Lebensumfange zu liegen ſchienen. Sogleich jedoch, mit der Schnelligkeit des Gedankens, ſtand ihr Doppelbild vor mir. Ich ſah ſie in fremder Umgebung an einem mir gänzlich unbekannten Orte, um einige Jahre älter und das Geſicht von dem Glanze mütterlicher Liebe verklärt, während ſie mir ein neugeborenes Kind auf den Armen entgegenreichte.“

Bei dieſer unerwarteten Wendung hatte der Hauptmann Mühe einen Ausbruch lauter Heiterkeit zu unterdrücken — eine Mühe, die er ſich wohl umſonſt gegeben hätte, wäre ſein Freund nicht mit Miene und Stellung ſinnenden, in ſich ſelbſt verſunkenen Ernſtes vor ihm dageſeſſen. Dieſer Anblick half ihm über den erſten ſeltſamen Eindruck weg, ſo daß er nach einer Weile bedächtlich erwidern konnte: „Das muß man deinem dichteriſchen Talente laſſen, Heinrich; du verſtehſt die Gelegenheit trefflich zu wählen, deine Mittheilungen wirkſam anzubringen. Jetzt, da die Abendglocke ſchweigt, führſt du ihre träume-

riſchen Klänge in Worten weiter, bis unſer Schifflein endlich mit vollen Segeln am Geſtade des Mährchenreiches landet. Zöge nur nicht dieſes ſchwarze Wolkenheer, das uns um den Mondſchein betrügen wird, vom Pilatus herüber, würd' ich dich gerne auf dieſer Fahrt begleiten. So aber denk' ich — doch halt, was war das?"

„Ein Schuß," rief Zſchokke, ebenfalls aus ſeiner vorgebeugten Stellung auffahrend; ein zweiter — ſieh' dort droben, nach dem Pulverblitze muß es auf dem Schiffe ſein, das wir vorhin noch bemerken konnten."

Dieſen Worten folgte raſch aufeinander noch ein Knallen, das mit vielfach gebrochenem Nachhalle an den Uferfelſen dahinlief und die eben noch ſo ſtille Gegend mit lautem Tumulte erfüllte. „Es ſind ſcharfe Schüſſe," ſagte der Hauptmann mit geſpannter Aufmerkſamkeit hinhorchend; „aber wie Knall und Blitz zeigen, müſſen ſie von einem Punkte aus abgefeuert werden. Ein Gefecht zwiſchen zwei Parteien iſt es nicht."

„Eine Verfolgung ohne Zweifel," bemerkte Zſchokke, „wenn nicht ein blinder oder übermüthiger Lärm, der bereits ſein Ende erreicht zu haben ſcheint, — nein, noch ein Blitz!"

„Und da auch ſein Begleiter, — bei Gott, die Kugel hat keine zehn Schritte vor uns aufgeſchlagen. Rückwärts gerudert, wenn wir nicht eine wenig beneidenswerthe Zielſcheibe abgeben wollen."

Eine abermalige Salve von vier bis fünf Schüſſen, deren im Waſſer aufprallendes Kugelgeziſch ſich deutlich hörbar machte, war ganz geeignet, dieſer Mahnung Nach-

druck zu geben, und die beiden Freunde legten mit kräftigen Ruderschlägen aus, um aus dem gefährlichen Bereich wegzukommen; aber kaum hatten sie einige Schiffslängen zurückgelegt, als sich hinter ihnen ein dumpfes Rauschen erhob, das pfeilschnell heranschießend einer aufgejagten Sturmwelle glich.

„Eine Barke!“ rief Zschokke leise, und im nämlichen Augenblicke ertönte auch schon die kräftige Stimme des Hauptmanns mit einem „Halt — werda,“ — dem unmittelbar das Knacken eines sich spannenden Pistolenhahnes folgte. Statt der Antwort jedoch kam ein scharfer Krachen zurück, zwischen dessen Geräusch man deutlich die Laute eines unterdrückten Fluches vernahm, indem das fremde Schifflein mit einer matt auslaufenden Schwingung gegen die beiden Freunde herangleitete. Es war eine kleine Nauc, in der ein einzelner Mann in aufrechter, etwas vorgebeugter Stellung stand. Bei dem Schein neuaufblitzender Schüsse war eine kräftige Gestalt in der Landestracht zu erkennen, die mit vorgestreckten Armen eine Ruderstange in den Händen hielt, wie ungewiß, ob sie dieselbe fallen lassen oder mit ihr zu einem Schlage ausholen sollte. „Noch einmal, wer seid Ihr?“ rief der Hauptmann, seine Pistole in Gesichtshöhe haltend, während auch Zschokke bei dem ebenso drohenden als unerwarteten Anblicke sich schußfertig machte; „sprecht, bevor es zu spät werden könnte. Gelten die Kugeln Euch, die da heranfliegen?“

Der Fremde schien einen Augenblick unschlüssig; dann aber ließ er die Arme sinken und erwiderte hastig: „Ich

wollt' ihnen wenigſtens ausweichen und da iſt mir über der zu ſtarken Anſtrengung die Ruderſchaufel zerbrochen."

„Sind es Franzoſen, die dort ſchießen?"

„Ich glaub' es."

„Und Ihr — der Sprache nach ein Landsmann?"

„Ein armer Schiffer, wie ihr ſeht, ihr Herren."

„Dann raſch zu uns herein," rief Zſchokke, da eine neue Kugel über das Waſſer heranziſchte; hier iſt keine Zeit zu verlieren — die Jäger dort ſind noch immer auf der Fährte." Der Fremde ſchien, obwohl dieſe Einladung im Tone entſchloſſener Theilnahme erfolgt war und auch der Hauptmann ſeine Waffe ſenkend bereits wieder nach dem Ruder griff, immer noch zögern zu wollen und die Beiden durch die Dunkelheit mißtrauiſchen Blickes anzuſtarren; auf einen erneuerten Zuruf ſprang er jedoch mit einem einzigen Satze und lautem „Gelobt ſei Jeſus Chriſt" in's Schiffchen hinüber, während er die eigene Naue durch einen Fußtritt ſeitwärts umſtürzte. Sein Aufſprung ſelbſt war ſo ſicher und gemeſſen, daß das Schifflein trotz des harten Stoßes kaum in's Schwanken gerieth und keine Linie aus ſeiner Längenrichtung gebracht wurde.

„Habt Ihr das abſichtlich gethan?" fragte der Hauptmann, auf die umgeſtürzte Naue deutend; „ſo wird Euch das Ding verloren gehen."

„Im Gegentheil," erwiderte der Schiffer kurz; „es wird ſich weniger mit Waſſer füllen — durch Regen oder einen andern Zufall!" —

Das ganze Begegniß war ſo gedankenſchnell gekommen und vorübergegangen, daß die beiden Freunde die

Ueberraſchung, in die ſie durch die plötzliche Vermehrung ihrer Geſellſchaft verſetzt werden waren, augenblicklich durch nichts Anderes zu bemeiſtern wußten, als daß ſie inſtinktartig mit feſter Hand die Ruder faßten und ſie in Bewegung ſetzten. Auch der unerwartete Ankömmling ſchien nicht ſogleich Worte finden zu können; er ſtand ſchweigend mitten im Schiffchen, abwechſelnd auf den einen und andern ſeiner neuen Gefährten blickend und dann mit vorgebeugtem Geſichte nach den Verfolgern zurückſpähend. „Die werden uns nicht mehr ſtark plagen,“ ſagte er nach einer kurzen Weile ſich wieder aufrichtend. „Füchſe ſpringen und Fiſche ſchwimmen — das iſt zweierlei; aber zu Dreien iſt die Laſt ſchwerer — ich will Euch ablöſen, Herr.“ Mit dieſen Worten hatte er ſich raſch nach Zſchekke umgewendet und deſſen Ruder angefaßt, bevor ſich's dieſer verſehen konnte. „Laßt nur, guter Herr,“ fügte er hinzu, als er einiges Widerſtreben fühlte, „Ihr ſeid's weniger gewohnt als ich.“

Damit war das Ruder in ſeiner Hand, und wie der erſte Schlag bewies, in einer Meiſterhand. Das Schiffchen ſchien ſich bei ſeinem Anſtoße aus dem Waſſer zu heben und dann mit einem mächtigen aber ſichern Sprung vorwärts zu ſchießen; in wenigen Sekunden war es gänzlich außer dem Bereiche der Kugeln, die bisher noch immer ſie nahe genug bemerkbar gemacht. —

Menſchen, bei denen in den alltäglichen Lebensverhältniſſen ein ausgebildetes Zartgefühl verwaltet, begegnet es leicht, daß ſie in manchen außerordentlichen Lagen ſich anfänglich faſt blöde benehmen. So kam es auch, daß

unter den drei Dahinfahrenden nun bald der Fremde der Unbefangenſte ſchien. Die beiden Freunde hielten ihn für einen verfolgten, vielleicht der Gefangenſchaft entflohenen Nidwaldner und mochten daher bei aller neugierigen Theilnahme ſich nicht ſofort mit Fragen hervordrängen, wohl in der Erwartung, daß ihr Schützling von ſelbſt mittheilen werde, was er zu ſagen für gut finde. Vielleicht mochte auch die äußere Erſcheinung des Mannes ihres Eindruckes nicht verfehlen; denn in der Nähe ließ ſich nun trotz der Dunkelheit erkennen, daß es bei aller ſchon bewieſenen Gelenkigkeit eine herkuliſche Geſtalt war mit einem feſtentſchloſſenen Geſichte, das durch eine Fluth lichtheller Haare, die unordentlich um Stirn und Nacken lagen, einen eigenthümlichen, faſt wilden Ausdruck erhielt.

So kam es, daß kein Wort laut wurde, bis endlich der Schiffer wieder ſagte: „Wenn ich die gütigen Herren nun noch bemühen dürfte, einen Augenblick dort drüben am Ufer anzulegen, ich bin dort daheim.“

„Hier auf dieſer Seite, ſo nahe der Stadt wohnt Ihr?“ erwiderte der Hauptmann, — „ich hätte das nicht geglaubt.“

„So nahe der Stadt?“ — entgegnete der Schiffer, der nur dieſe Worte der Frage zu beachten ſchien, „es iſt immer noch eine gemeſſene Stunde bis dahin.“

„Eine Stunde?“ fiel Zſchokke ein; „ſo ſind das wohl nicht zur Stadt gehörige Lichter, die manchmal dort den See abwärts auftauchen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Fremde, indem er dem Schiffchen mit einem einzigen Ruderſchlage eine ſcharfe

Wendung dem Gestade zu gab, „das sind Zeichen, die dort kreuzende Wachtschiffe wechseln. Ohne Zweifel gelten sie auch den Burschen, die da droben hinter uns her waren."

„Wenn Ihr mit diesen Dingen so genau vertraut seid," bemerkte der Hauptmann mit etwas scharfer Betonung, „so müßt Ihr ohne Zweifel auch wissen, was sie zu bedeuten haben. Denn zu den Alltäglichkeiten wird eine solche Seewache schwerlich gehören."

„Ach, meine Herren," erwiderte der Schiffer, „es sind unglückliche Zeiten, in denen wir leben; kann ich doch meinem täglichen Beruf nicht mehr nachgehen ohne Lebensgefährde; und mich hat es auch gewundert, wie sich die Herren diesen Abend einzig so weit auf den See hinausgewagt haben. Zu einer Lustfahrt war die Zeit übel gewählt."

„Ihr habt uns vorher schon gesehen?" riefen die beiden Freunde wohl vom nämlichen Gedanken geleitet; „und wo denn?"

„Nur von weitem, — aber hier sind wir am Gestade, und wenn ich den Herren für ihre Güte nun einen Rath geben darf, so ist's der, von hier an zu Fuß nach der Stadt zurückzukehren. Ich werde euch auf den rechten Weg führen, und um das Schifflein dürft ihr keine Sorge tragen — es soll rechtzeitig zur Stelle sein, von der ihr ausgefahren." — Mit den letzten Worten hatte der Fremde den Vordertheil des Kahnes an's Gestade laufen lassen und war selbst mit einem raschen Satze an's Land gesprungen.

Die beiden Freunde sahen sich einen Augenblick be-

troffen an, bis der Hauptmann mit feſter Stimme rief: „Hört, Mann, für unſere Güte, wie Ihr's nennt, werdet Ihr uns nun auch ſagen, warum wir nicht ungefährdet nach der Stadt zurückrudern, oder aus welchem Grunde uns dabei Gefahren drohen ſollten!“

„Vertraut dem Worte eines armen, aber ehrlichen Mannes,“ erwiderte der Schiffer haſtig; „ihr habt mir zur Rettung geholfen und ich bin euch Dank dafür ſchuldig; doch hier können wir nicht verweilen, — ſeht, dort fährt ſchon ein Signallicht auf.“

Dieſe Hindeutung war richtig und entſcheidend. Nahe am Ufer und kaum etwas mehr als in Büchſenſchußweite war ein rothes Lichtlein auf dem Waſſer erglommen, das in raſchem Farbenwechſel wieder in die Nacht verſchwand, ohne daß das mindeſte Geräuſch vernehmbar wurde. „Am Ende hat er recht,“ flüſterte der Hauptmann, nachdem er über den dunkeln See hinausgeſpäht; „zu unſerer heutigen Geſchichte am Landungsplatze haben wir keine neue Verfänglichkeit mehr nöthig. Komm' — aber vorſichtig!“

So ſtiegen die Beiden aus dem Kahne, den der Fremde augenblicklich am Vordertheile faßte, wie ein leichtes Schindelwerkzeug auf's Land herauszog und auf den Rücken wälzte. Dann ſagte er leiſe: „Kommt ihr Herren — hier geht es durch.“ —

Der angedeutete Pfad, bald durch niedriges Buſchwerk, bald wieder über kleinere Lichtungen führend, war anfänglich ſo ſchmal, daß nur Einer hinter dem Andern gehen konnte; der Führer jedoch ſchritt mit der Sicher-

heit eines alten Soldaten, der auf ſeinem Paradeplatz grau geworden, voran, indem er jede Unebenheit ſorgfältig rückwärts rapportirte. Nach ungefähr einer Viertelſtunde, die ſchweigend zurückgelegt wurde, blieb er plötzlich ſtehen und ſagte, auf eine Fahrſtraße deutend, die kaum ein paar Schritte vor ihm in der Tiefe lag: „Hier, meine lieben Herren, geht's nach Luzern, — in einer kleinen Stunde ſeid ihr dort und könnt nicht mehr irre gehen."

„Ich glaubte, Ihr werdet uns zu Eurer Wohnung führen," erwiderte der Hauptmann.

„Die liegt weiter oben, und ſo hätten wir einen weiten Umweg machen müſſen."

„Gut denn; aber nach ſo ſeltſamer Reiſegemeinſchaft wünſchten wir doch Euern Namen zu erfahren. Wer weiß, wie und wo es uns Allen nützlich werden kann."

„Euch vorerſt wohl nicht, liebe Herren," erwiderte der Fremde in eigenthümlichem Tone, der zwiſchen Gutmüthigkeit und Drohung zu ſchwanken ſchien; „eure Namen begehr' ich nicht, mich aber nennt man den — „rothen Schiffer"."

„Den rothen Schiffer?" rief Zſchokke halb lachend; „da ſeid Ihr ja wohl drinnen auf der Reußbrücke abgemalt?"

„Nein, Herr," erwiderte der Mann rauh, „ich nicht — das war mein Vetter." Dabei hatte er ſich umgedreht und war im Gebüſche verſchwunden.

„Das iſt recht hübſch," ſagte der Hauptmann ärgerlich ſich der Straße zuwendend — „wirklich hübſch, unter

ſolchen Umſtänden den Faſtnachtsnarren ſpielen zu müſſen. Komm', laß uns gehen und von unſerm Abenteuer ſchweigen."

Schweigend ging es nun allerdings den Weg vorwärts, von dem aus die Lichter der Stadt bald bemerkt werden konnten; jedoch war jeder der zwei Wanderer innerlich nur um ſo mehr beſchäftigt, ſich den Vorfall zurechtzulegen. Als ſie endlich eine kleine Anhöhe erreichten, an deren Fuß der Landungsplatz lag, blieben Beide überraſcht ſtehen und betrachteten das von Lichtern und Fackeln beleuchtete Gedränge, das ſich dort noch herumzutreiben ſchien. „Mir iſt's, als wär' auch für uns der Tag noch nicht zu Ende," ſagte Zſchokke; „gehen wir."

Bei dem Gewühle angekommen, drängte ſich augenblicklich ein Mann mit einer Laterne an ſie heran, in dem Beide einen der Knechte ihres Wirthes erkannten. „Joſeph und Maria, ihr ſeid es!" flüſterte der Burſche, ſeine Laterne haſtig auslöſchend; „kommt, kommt, — mein Herr und der gute Vater Peſtalozzi ſind ſchon den ganzen Abend in Todesängſten um euch."

„Um uns — und warum denn?"

„Ja — ſeid ihr dieſen Abend nicht auf den See hinausgefahren?"

„Wenn auch — was wäre ſich's deshalb zu ängſtigen und was geht denn hier noch vor?"

„Heilige Jungfrau, wie man ſo reden kann," erwiderte der Knecht mit hörbar zitternder Stimme; „kommt, kommt nach Haus — gebenedeit ſei die Gnadenreiche, daß ihr geſund und wohlbehalten wieder da ſeid."

IV.

Auf dem Wege nach dem Gaſthauſe bemühten ſich die Ankömmlinge vergeblich, zu erfahren, warum man ihretwegen in ſo großer Beſorgniß geweſen ſein ſollte; der Knecht erwiderte alle dahinzielenden Fragen mit einem bloßen Kopfſchütteln und meinte endlich, ſtärker gedrängt, während er ängſtlich nach allen Seiten umblickte: „Es iſt nicht gut, von ſolchen Dingen zu reden bei Nacht und auf offener Straße, ihr Herren. Mein Meiſter wird's euch ſchon ſagen und eine mächtige Freude haben, daß ihr wieder da ſeid; lag's ihm doch ſchwer genug auf dem Herzen, euch vor dem See nicht gewarnt zu haben.“ —

Und eine herzliche Freude bezeugte Vater Reber allerdings bei'm Anblick der beiden Freunde, obgleich ſich derſelbe zu ihrer Verwunderung faſt ebenſo geheimnißvoll äußerte, wie dies bei dem Knechte der Fall geweſen. „Dem Himmel ſei Dank,“ rief der wackere Mann, ihnen beide Hände entgegenſtreckend, „wir haben große Angſt gehabt um euretwillen. Der gute Peſtalozzi iſt kaum vorhin noch zu ſeinem alten Bekannten, dem Rathsherrn Meyer, gegangen, um auch bei ihm Rath oder Troſt zu ſuchen. Hurtig, Andres,“ wendete er ſich an den Knecht, „lauf' an's Baſelthor hinaus, die beiden Herren ſollen ſchnell herkommen. Heute wird zu guter Letzt noch ein Glas vom Beſſern getrunken, wobei ihr uns wohl genug zu erzählen haben werdet.“

„Umgekehrt, mein werther Gaſtfreund,“ rief Zſchokke, „zu einem Glaſe von Eurem Beſten ſogar bin ich jetzt

wie zu jeder Zeit von Herzen bereit; dabei werdet aber Ihr uns erzählen, was hier vorgegangen und warum Ihr für uns ſo ſehr gefürchtet habt!“

Vater Reber ſchien über den heitern Ton dieſer Interpellation betreten und mit zweifelnder Miene ſagte er: „Ich dächte doch, ihr würdet uns im Vertrauen Mancherlei, und Seltſames dazu mitzutheilen haben.“

„Seltſames! — Ihr könnt doch unmöglich hier ſchon wiſſen, was uns kaum vor einer Stunde droben auf dem See begegnet iſt?“

„Alſo ihr ſeid doch in der Nähe geweſen und habt ihn vielleicht geſehen ſogar?“

„Aber wen denn um's Himmels willen?“

„Wen, fragt ihr?“ erwiderte Vater Reber mit leiſerer Stimme; „nun, wen anders ſollt' ich denn meinen, als den rothen Schiffer oder wenigſtens, was ſo genannt wird.“

Bei Nennung dieſes Namens ſchauten ſich die beiden Freunde betroffen an und unwillkürlich murmelte jeder von ihnen: „Sonderbar — ſie wiſſen's.“ Der Hauptmann jedoch begleitete dieſe Worte mit einem Blicke, der die deutliche Frage zu ſtellen ſchien: „Nun, erinnerſt du dich, was ich dir auf dem See über Spionage geſagt habe?“

Zſchokke verſtand dieſe Frage; aber ehe er ſich noch zu einer Antwort geſammelt hatte, eilte Vater Reber nach der Thüre mit dem Rufe: „Sie kommen — ich kenn' ihn am ſchnellen Schritte,“ — und in der That trat im Augenblicke Peſtalozzi herein, gefolgt von einem hohen, ſtattlichen Herrn, deſſen ganze Erſcheinung geeignet

war, schon bei'm ersten Anblicke Achtung und Vertrauen einzuflößen.

Es war stets rührend anzusehen, wie eine tieffreudige Seelenbewegung sich bei dem zürcher'schen Philosophen und Menschenfreunde auszudrücken pflegte. Die Hände sanken leisgefaltet über die Brust herab, das Haupt neigte sich ein wenig zur Seite und die stillen Blauaugen leuchteten auf, während über das bleiche Antlitz ein röthlicher Schimmer glitt, der an einen Busch weißer Rosen erinnerte, die vom Golde der Morgensonne überhaucht werden. Auf diese Weise feierte er jetzt auch einen Augenblick das Wiedersehen seiner Freunde, dann rief er, die Arme gegen sie ausbreitend: „Hat mir's doch ein tröstender Genius zuflüstern wollen; die Vorsehung wacht über alle reinen Herzen, ob sie in der Brust von Kindern oder Männern schlagen. Drum laßt uns denn der guten Stunde froh werden; hier steht gleich noch Einer, der mit den Traurigen traurig, sich auch mit den Fröhlichen zu freuen weiß." Mit diesen Worten stellte Pestalozzi seinen Begleiter vor; „ein Rathsherr, dem sein Titel unter jedem Wechsel des Regimentes bleibt," fügte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „da er ihn von jeher dadurch verdient hat, daß er seinen besten Rath den Bedürftigen und Nothleidenden aufgespart."

„Dem Namen nach seid ihr mir längst bekannt, meine Herren," sagte der Rathsherr, die beiden Freunde mit herzlichem Handschlage begrüßend, „und besonders ist der Ihrige, Herr Hauptmann, in letzter Zeit oft genug genannt worden in meinem Hause."

So ſaß der kleine Kreis nach wenigen Augenblicken in raſch gewonnener Vertraulichkeit um den runden Tiſch herum, und nun ließ ſich auch die gegenſeitig erregte Neugierde nicht länger zügeln. Die beiden Seefahrer erzählten, von manchem beſorgten Blicke und manchem Ausrufe des Erſtaunens begleitet, ihr Abenteuer; aber als ſie geendigt, riefen die Zuhörer faſt wie aus einem Munde: „Und von dem andern habt ihr gar nichts gewußt oder geſehen?“

„Meiner Treu,“ erwiderte Zſchokke ungeduldig, „jetzt iſt's an euch zu erzählen, was ihr weiter wißt.“

„Nun denn,“ nahm Peſtalozzi das Wort, „als ich dieſen Nachmittag, bald nach eurem Weggange, hieher zurückkehrte und hörte, welchen Weg ihr genommen, ging ich euch nach, der Brücke zu. Am Landungsplatze ſah ich ein lautloſes, aber geſchäftiges Treiben, das mich dorthin lockte. Es wurden mehrere Barken zur Abfahrt gerüſtet, in welche ländlich gekleidete Männer einſtiegen; in einer einzigen ſaßen drei fränkiſche Grenadiere mit ihrem Schiffsmanne. Doch kam mir auch die übrige Mannſchaft mit ihren trotzigen, braunen Geſichtern verdächtig vor, und ich mußte ſie bald für verkleidete Gensdarmen halten, abgeſehen davon, daß ein franzöſiſcher Kommiſſär, wenn auch nur unmerklich, bei der Anordnung des Ganzen thätig war und zwei etwas rückwärts aufgeſtellte Poſten die wenigen Müßigen, die herumſtanden, aufmerkſam zu beobachten ſchienen. Die Schiffchen fuhren eins nach dem andern hinaus, verſchiedene Richtungen einſchlagend, dasjenige mit den Soldaten der Mitte

des Sees zustrebend, während die andern bald in ziemlichem Abstande zurückblieben. Da ich euch nirgends erblickte und Niemanden kannte, bei dem ich hätte Nachfrage halten können, kehrte ich langsam zurück und gedachte schon hier meinen alten Freund aufzusuchen, als mir unser wackerer Dekter Rengger begegnete, dessen menschenfreundliches Herz sich wohl auch nie hatte träumen lassen, daß er einst in die Lage kommen sollte, übermüthigen Franken Polizeidienste gegen seine Landsleute zu leisten. Mit besorgter Miene fragte er, ob ich euch nirgends gesehen habe und theilte mir dann mit, es sei ihm die Anzeige gemacht worden, daß ihr euch gegen fränkische Soldaten, die einen Gefangenen hergebracht, aufrührerischer Worte und Handlungen schuldig gemacht und dann sofort nach dem See hinausgefahren wäret. Das letzte hingegen sei es, was ihn ängstige, denn eben jene Soldaten hätten die Nachricht gebracht, daß sie auf der Herfahrt von Stanzstad ein verdächtiges Schifflein bemerkt, in dem sie den rothen Schiffer vermuthet, und auf den werde jetzt eine scharfe Jagd veranstaltet, in die ihr auf die gefährlichste Weise verwickelt werden könntet."

„Endlich!" rief Zschokke; „da wirst du doch von unserm Freunde auch erfahren haben, was dieses rothe Räthselungethüm eigentlich sein soll!"

„Das wohl," fuhr Pestalozzi sein Gesicht tiefer senkend fort, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn ein schmerzlicher Gedanke erfaßte, „und ihr werdet es selbst bald hören; vorerst jedoch ging ich mit Rengger wieder hinaus an den Landungsplatz und weit hinauf dem Ufer

entlang, um nach euch auszuſpähen. Vergeblich, die jenſeitigen Schatten der Rothfluh fielen ſchon weit über den See herüber und mußten euch den Blicken entziehen, auch wenn ihr nicht drüber hinaus den Alpnacherſee erreicht hattet. Ich hätte augenblicklich ſelbſt ein Schifflein genommen, um euch draußen aufzuſuchen; aber die Wachen am Landungsplatze hatten ſtrengen Befehl, nach der Abfahrt des kleinen Verfolgungsgeſchwaders keinen Menſchen mehr auf den See zu laſſen. So begaben wir uns bekümmert hierher und dann nach der Hauptwache, um dort Nachrichten abzuwarten. Sie blieben nicht lange aus, denn kaum war die Dämmerung eingetreten, als die Meldung kam, der rothe Schiffer habe die Barke mit den drei Soldaten im Angeſichte einiger der am Ufer nachrudernden Begleitſchiffchen umgeworfen und ſei ebenſo unverſehens wieder verſchwunden geweſen, wie er erſchienen war. Die drei Grenadiere ſeien im See verſunken und einzig der Fährmann habe ſich durch Schwimmen retten können. Die Verfolgung wurde begreiflich fortgeſetzt," ſchloß Peſtalozzi, „aber allem Anſchein nach ſeid ihr's geweſen, die den Verfolgten gerettet haben."

Auf dieſe Bemerkung folgte eine Pauſe, in der ſich die Beieinanderſitzenden abwechſelnd mit bedenklichen und zweifelhaften Blicken anſahen, bis endlich der Hauptmann wieder ſagte: „So mag es ſein und Vergangenes läßt ſich nicht ändern, obwohl ich lieber einem weniger Schuldigen zur Rettung verholfen haben möchte; aber es muß hier noch Weiteres bekannt ſein von dem gefährlichen Schiffsmanne."

„Das können euch unſere Freunde erzählen," erwiderte Peſtalezzi traurig; „es iſt zu ſchrecklich."

„Ich hab' ihn nie für ein Weſen von Fleiſch und Bein gehalten," ſagte Vater Reber vor ſich hin „und kann es jetzt noch nicht."

„Die Sache iſt freilich ſo dunkel und bleibt es ſelbſt nach dem heutigen Vorgange," nahm der Rathsherr das Wort, „daß wir uns noch immer mit Vermuthungen werden begnügen müſſen. Thatſache bleibt nur, daß ſeit zwei Wochen mehrere Schiffchen, in denen ſich Franzoſen oder auch helvetiſche Gensdarmen befanden — das heutige wird bereits das ſiebente ſein — bei ruhigem Wind und Waſſer verunglückt ſind. Das erſte Mal, ungefähr acht Tage nach dem ſchrecklichen Kampfe der Nidwaldner, ſollte ein Gefangener von Beckenried herübergebracht werden. Es war ein ehemals ziemlich wohlhabender Schiffer von Stansſtad, der zur Waffenerhebung aufgereizt, im Streite ſelbſt eine Schaar angeführt und ſich mit verzweifelter Tapferkeit bis zum letzten Augenblicke gewehrt hatte. Er konnte ſich in's Gebirge flüchten, kam aber nach einigen Tagen von Hunger getrieben oder aus einem andern Grunde wieder in's Thal herab und wurde gefangen genommen. Sechs Franzoſen, von denen zwei ſelbſt die Ruder führten, ſollten den Mann, deſſen Verwegenheit und rieſige Kraft bekannt war, hieher bringen, von wo er nach Aarburg oder vielleicht nach einer franzöſiſchen Feſtung transportirt werden ſollte. Aber das Schifflein kam weder hier an, noch kehrte es zurück oder wurde anderswo bemerkt, und iſt auch ſeither ſo wenig als irgend eine Spur ſeiner

Mannſchaft aufgefunden worden. Was ihm widerfahren, kann man blos aus dem Schickſal der andern vermuthen, die ſeither in raſcher Folge zu Grunde gegangen. In mehrern der letztern haben ſich hieſige oder nidwaldniſche Fährleute befunden, von denen ſich wenigſtens einige retten konnten; auch wurden die Barken umgeſtürzt, den Bauch nach oben auf dem Waſſer ſchwimmend wieder aufgefunden, während die übrige Mannſchaft, wie geſagt, durchweg Franzoſen, oder letzter Tage auch einmal helvetiſche Gensdarmen, ſpurlos verſunken blieb."

„Aber die geretteten Fährleute," bemerkte Zſchokke, „welche Auskunft haben denn die gegeben?"

„Ihre Ausſagen waren, auch nachdem ſie ſich vom Schrecken erholt, ſo verworren und widerſprechend," fuhr der Rathsherr fort, „daß ihr Zeugniß bis jetzt nicht im Stande war, zuverläſſige Anhaltspunkte zu geben. Der Eine behauptete, ſein Schifflein ſei aus der Tiefe des Waſſers in die Höhe gehoben und umgeſtürzt worden, ohne daß er das Mindeſte von der Gewalt, die dies vollbracht, habe ſehen können. Ein Anderer erzählte, er habe, durch ſeine Neugierde angelockt, ſich einem Schifflein genähert, das menſchenleer und ohne Fährmann ſich auf den Wellen dahergetrieben; aber unverſehens habe ſich eine Geſtalt von übermenſchlicher Größe in demſelben erhoben, ihren rieſigen Fuß auf den Rand der in die Nähe gekommenen Barke geſetzt und ſie umgeworfen. Der Dritte endlich meinte geſehen zu haben, wie ein fremdes Schifflein pfeilſchnell gegen das ſeinige herangeſchoſſen und daſſelbe von der Seite her mit ſcharfem Schnabel und

unter wildem Hohngelächter über den Haufen geworfen habe; aber von einem Fährmann sei nichts bemerkbar gewesen, als ein röthlicher Schatten, der, als der verunglückte Schiffer wieder aus dem Wasser emporgetaucht, sammt seinem Fahrzeuge verschwunden war."

„Ob diese Fährleute nicht unter sich und mit Andern in geheimem Einverständnisse stehen," sagte der Hauptmann nachdenklich, „und vielleicht solche Angaben absichtlich vorbringen?"

„Auch hiefür hat der gewiß scharfsauernde Argwohn der Franken, wie der hiesigen Polizeibehörde, keinen hinlänglichen Annahmsgrund finden können," erwiderte der Rathsherr, „obwohl weder gute Worte noch listige Ueberredung und Drohungen gespart wurden. Im Allgemeinen wird vielmehr den Aussagen dieser Schiffsleute voller Glaube geschenkt. Es herrscht nämlich seit uralten Zeiten an allen Gestaden unsers Sees eine Sage von einem geisterhaften Schiffer, die mir mit der Geschichte des ebenso hülfebereiten Fährmannes als Schützen, Tell, verwandt zu sein scheint oder sogar nach der Meinung einiger unserer Gelehrten ein Ausfluß derselben wäre. Wie nämlich Tell den verfolgten Altzeller Mann über den tobenden See flüchtet, oder sich selbst mit einem Sprunge auf die Felsplatte rettet, während er das Fahrzeug seiner Feinde mit einem Fußstoße in die Wellen zurückschmettert, gerade so tritt der Held unserer Sage, der rothe Schiffer, überall als Retter der Verfolgten oder als Rächer geschehenen Unrechts auf. So wenigstens war es früher; in den letzten Tagen, da ihm an dreißig Menschenleben

zum Opfer gefallen, hat sein Name freilich einen dämonischen Klang bekommen. Denn kaum war die Kunde von den zwei ersten verunglückten Fahrzeugen ruchbar geworden, als auch schon gleichzeitig überall am See, in Nidwalden wie in Uri, in Schwyz wie hier, der rothe Schiffer als der Urheber ihres Unterganges bezeichnet wurde."

„So erklärt sich das Bild droben auf der Brücke," bemerkte Zschokke, „als diesem Sagenkreise angehörend."

„Und legt zugleich Zeugniß für dessen Alter ab, ungerechnet, daß es zu den Ueberlieferungen meiner Familie zählt."

„Richtig, ich entsinne mich, es ist noch deutlich der Name Conrad Meyer bemerkbar daran."

„Es ist der Name eines meiner Vorfahren," sagte der Rathsherr, „der in den wilden Parteiungen, welche die sogenannte Krenenfresserei im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts auch in unserer Stadt hervorrief, sich flüchten mußte. Es war eine stürmische Nacht und das Schiff seiner Verfolger ihm so nahe, daß er schon das Ruder sinken ließ, um sich in sein Schicksal zu ergeben. Aber wie er die Hände noch zu einem Gebete erhob, hörte er ein wildes Angstgeschrei hinter sich und sah seine Feinde neben dem umgestürzten Schiffe mit den Fluthen kämpfen, während ein anderer Kahn an ihm vorüberschoß, in dem ein riesiger Fährmann stand. Es war der rothe Schiffer, zu dessen Gedächtniß der Gerettete später eben jenes Gemälde in eine Kapelle stiftete, die bis vor Kurzem droben am See gestanden. Bei der

Erweiterung des Landungsplatzes wurde ſie abgebrochen und das noch wohlerhaltene Bild auf der Brücke eingefügt."

„Grauſame Belehrung über das, was die Freundſchaft der Franzoſen unſerm Lande von jeher eingetragen," ſagte Peſtalozzi langſam; „damals hat dieſe Freundſchaft flimmerndes Geld und Silber gebracht, aber dafür unſern Vorfahren Ehre und innern Frieden genommen; heute bringt ſie ſcheinbar Freiheit und nimmt dafür all' jenes Geld mit Wucherzinſen zurück. Und nicht dies allein — was läßt ſie uns eigentlich bei'm Lichte betrachtet noch?"

Die nachdenkliche Stille, die dieſen Worten folgte, mochte andeuten, daß Jeder die tiefgehende Frage bei ſich ſelbſt zu beantworten ſuchte, aber Keiner geneigt oder vorbereitet war, dieſe Antwort offen auszuſprechen. Daher ſagte der Hauptmann nach einer Weile mit jenem hörbaren Aufathmen, das oft unbewußt gleichſam als Nachklang ſchwerer Gedanken aus der Bruſt aufſteigt, ſich an den Rathsherrn wendend: „Ihr habt, wie ich glaube, durch unſern Freund unterbrochen, noch keine eigene Meinung geäußert über dieſe geheimnißvollen Vorfälle; glaubt Ihr, der heute gerettete Fährmann möchte genauere Aufſchlüſſe geben können?"

„Ich zweifle daran," erwiderte der Befragte, „obwohl ich natürlich den Mann nicht kenne; immerhin aber iſt die Einbildungskraft bei dieſen Leuten im Allgemeinen bereits ſo ſehr aufgeregt, daß ſie das wirklich Wahrgenommene nur ſchwer mehr von einem vorher Gedachten oder Gehörten zu unterſcheiden vermögen, zumal der Erſcheinung, mag ſie nun ſo oder ſo auftreten, plötzlicher

Schrecken und die Angſt der Todesgefahr folgen müſſen. Jedenfalls können wir eure eigenen Begegniſſe von dieſem Abend als die unbefangenſten Anhaltspunkte betrachten, und doch ſeid ihr ſelbſt, meine werthen Herren und Freunde, nicht ſicher, ob der Mann nicht blos ein zufällig Verfolgter geweſen, der ſich ſchließlich einen, freilich ſehr unzeitigen, Scherz erlaubt."

„Mir ſcheint es faſt, Ihr möchtet der allgemeinen Volksanſicht das Wort reden," bemerkte Zſchokke mit einem lächelnden Blicke auf den Vater Reber, der bisher lautlos dageſeſſen, „und wer weiß —."

„Ja, wer weiß oder wüßte," entgegnete der Rathsherr dieſen Blick bemerkend in gleichem Tone; „wenn die Sache nur nicht ſo grauenvoll wäre. Aber nein, meine Herren," ſetzte er ernſt hinzu, „was wir wiſſen, beſteht jetzt einzig darin, daß ſich eine blutige Rache geltend machen will für manches ſchmählich geſchändete Recht unſerer Landsleute; ob dieſe Rache, in ihrer Blindheit wohl auch den Schuldloſen mit in's Verderben reißend, von einem einzelnen Verzweifelten oder von Mehreren vollzogen werde, — genug, das niedergetretene Volk beginnt zu glauben, daß ſich über den ſchlafenden Kirchenheiligen hinaus ſeiner Noth wieder jene Mächte annehmen wollen, die ſchon den Vätern geholfen, und wer weiß, welche Frucht aus dieſem Glaubensſamen entſprießen mag."

Mit dieſen Worten erhob ſich der alte Herr raſch, um Abſchied zu nehmen; aber wie auf den herben, faſt leidenſchaftlichen Ton, in dem er zuletzt geſprochen, ſich beſinnend, ſagte er in einer freundlichen, gewinnenden

Weise: „Es ist spät geworden und um Mitternacht nehmen unsere Gedanken oft eine Richtung, der wir am hellen Tage nimmer folgen mögen; daher zähle ich mit Freuden darauf, daß die Herren meinem geringen Hause auf morgen einen kleinen Besuch abstatten werden. Ihr, Herr Hauptmann, seid wohl schon heute dort ersehnt gewesen, da meine Tochter mit Ungeduld auf Nachrichten von ihrer Jugendfreundin, dem Fräulein von Holligen, wartet, die sie bei Euch aus bester Quelle erfahren kann. Und auch für Euch, Herr Deputirter," wendete er sich lächelnd an Zschokke, „findet sich dermalen bereits eine kleine Ungeduld in meinem Hause, oder ich müßte denn diesen Abend sehr übelhörig gewesen sein. Für meinen Sokratiker braucht's hoffentlich kein weiteres Lockmittel," sagte er Pestalozzi's Hand schüttelnd. —

Die Gesellschaft begleitete ihn, den voranleuchtenden Vater Reber an der Spitze, die Treppe hinunter; aber eben als sie an der Thüre mit nochmaligem Händedruck Abschied nehmen wollten, trat mit bloßem Degen ein fränkischer Offizier vor dieselbe. „Ich muß die Herren ersuchen," sagte er nicht unhöflich, aber in festem Tone, „bis auf Weiteres keinen Versuch zu machen, das Haus zu verlassen."

„Was," schrie Vater Reber, „meine Gäste sollten mein Haus nicht verlassen können, wie und wann es ihnen beliebt?"

„Ihr im Augenblicke ebenso wenig, wenn Ihr der Herr des Hauses seid," erwiderte der Offizier. Damit hob er die Degenspitze in die Höhe und im Augenblicke

ſtand, Gewehr im Arm, ein Trupp Grenadiere vor der Thüre.

V.

Die Ueberraſchung, mit der die Freunde einander anſahen, war zu groß und plötzlich, als daß ſie ſich ſofort in Wort oder That hätten äußern können. Es mochte Jeder in Gedanken nach der Urſache des unerwarteten Begegniſſes ſuchen, und deshalb ſagte der Hauptmann nach einer Pauſe ſich an den Offizier wendend: „In weſſen Auftrag ſeid Ihr hier, mein Herr?“

„Auf Befehl meiner Vorgeſetzten.“

„Und Ihr ſeid beordert, uns oder Jemand unter uns gefangen zu nehmen?“

„Das nicht; mein Befehl lautet blos, dieſes Haus zu bewachen und Niemanden hinauszulaſſen.“

„Dann geht Ihr ohne Zweifel weiter als es in der Abſicht Eurer Ordre liegt. Dieſer Herr da,“ fuhr der Hauptmann auf den Rathsherrn deutend fort, „iſt nur als zufälliger Gaſt hier geweſen und eben im Begriffe, nach Hauſe zu gehen. Laßt ihn unbehindert gewähren und wir Uebrigen wollen uns die ſonderbare Ehrenwache, die ihm nicht gelten kann, bis auf Weiteres gefallen laſſen.“

„Mein Befehl geſtattet keine ſolche Ausnahme!“

„Wir ſind Bürger der Republik, die nur auf einen von ihren Behörden ausgeſtellten Befehl angehalten oder verhaftet werden dürfen; nehmt deshalb unſere Bürgſchaft an für dieſen Herrn.“

„Ich habe nicht die Ehre, den Einen oder Andern

von euch zu kennen und weiß überhaupt nicht, wer ſonſt im Hauſe hier ſich befinden mag."

Der Hauptmann legte die Hand an die Stirne und fragte mit gepreßter Stimme: „Erlaubt Ihr, durch einen Eurer Grenadiere ein paar Zeilen auf das Direktorium zu ſenden?"

„Auch hiezu hab' ich keine Vollmacht," erwiderte der Offizier achſelzuckend.

„Nun denn," rief der Hauptmann nach augenblicklichem Beſinnen, „ſo werden wir uns ſelbſt Recht verſchaffen. Bei meiner Ehre, das iſt nicht länger erträglich!" Mit dieſen Worten war er mit der Rechten raſch unter das Oberkleid gefahren, und kaum hatte Zſchokke dieſe Bewegung bemerkt, als auch in ſeiner Hand ſchon der Hahn einer Piſtole knackte. Ohne Zweifel würde ſich nun die Scene vom Landungsplatze in viel gefährlicherer Weiſe wiederholt haben, wenn Zſchokke nicht den bereits nach dem Offizier erhobenen Arm mit dem überraſchten Ausrufe: „Bei'm Himmel — der Bürger Commiſſär Olivier!" wieder hätte ſinken laſſen!

„Ganz recht," ſagte der neue Ankömmling mit leichter Verbeugung; „nur thut es mir leid, den Bürger Deputirten aus Bündten heute zum zweiten Male in einer Unannehmlichkeit zu ſehen, wie die hier eben vorgefallene zu ſein ſcheint."

„Ja, gut, daß Ihr's zum zweiten Male trefft," rief der Hauptmann zornig; „hier habt Ihr Gelegenheit zu ſehen, welchen Inſulten gute Bürger durch Eure Soldaten ausgeſetzt werden."

„Ruhig, Freunde," fiel der Rathsherr, einen Schritt vortretend, ein, „nun wird das Mißverſtändniß ohne Zweifel leicht ſeine Löſung finden. Man will, Bürger Olivier, ſonderbarer Weiſe mir und meinen Freunden nicht geſtatten, dieſes Haus zu verlaſſen."

„Was ſeh' ich," rief der Kommiſſär ſcheinbar voll Erſtaunen, „auch Euch treff' ich hier an, mein Werther! Wahrhaftig, das iſt ſehr ſeltſam. Aber was hat denn all' das zu bedeuten, was thut Ihr hier?"

„Ich habe auf Befehl meines Oberſten dafür zu ſorgen, daß Niemand aus dieſem Hauſe gehe," erwiderte der Offizier, an den die letzte Frage gerichtet war; „dieſe zwei Herren aber haben ſoeben gewaltſame Widerſetzlichkeit verſucht."

„Das bedaure ich," ſagte der Kommiſſär, während ein ironiſches Lächeln um ſeine ſchmalen Lippen ſpielte, „dagegen freut es mich außerordentlich, daß ich zufällig dieſen Heimweg gewählt habe. Ihr vollzieht natürlich Eure Befehle, Bürger Kapitän, und habt, wie mich dünkt, Mannſchaft genug zur Verfügung, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Dieſen Bürger jedoch könnt Ihr frei paſſiren laſſen; es iſt mein wackerer Hauswirth, für den ich ſelbſt Garantie leiſte, daß Eure Ordre ihn nicht betrifft." Der Offizier hob gegen den Rathsherrn ſogleich die Degenſpitze ein wenig in die Höhe und ſagte kurz: „Geht, mein Herr, Euer Weg iſt frei!"

„Wie," fragte der Hauptmann leiſe, „der Kommiſſär wohnt in Eurem Hauſe?"

„Seit mehreren Wochen," erwiderte der Rathsherr in vergnügterem Tone, „und nun wird ſich unſer Handel auch leicht zur Zufriedenheit ausgleichen laſſen. Unter andern Umſtänden würde es für mich zur Pflicht geworden ſein, hier bei meinen Freunden auszuharren; jetzt dagegen bin ich überzeugt, wird Bürger Olivier mich gerne zum Platzkommandanten führen, um meine Beſchwerden zu unterſtützen über die Mißverſtändniſſe, die hier obwalten."

„Mit aller Bereitwilligkeit," ſagte Olivier, ſich leicht verneigend, „wenn ich durch dieſen Gang Euch eine Gefälligkeit erweiſen kann."

Den Hauptmann drängte es, als riefen ihm tauſend verworrene Stimmen zu, dem Rathsherrn von ſeinem Vorhaben abzurathen und ihn zurückzuhalten; er hatte auch deutlich bemerkt, daß über Oliviers Geſicht ein verſchmitztes Lächeln geglitten war, als der Wunſch um ſeine Begleitung ausgeſprochen wurde. Aber was ließ ſich im Grunde gegen einen ſolchen Verſuch einwenden, mittelſt deſſen man wohl am ſchnellſten und einfachſten aus der unangenehmen Lage herauskommen konnte; bei der Einwilligung der übrigen Freunde mußte das dunkle und Schlimmes ahnende Gefühl ſchweigen und der Rathsherr trat, von Olivier begleitet, raſch durch die ſich öffnende Grenadierreihe in die Nacht hinaus. Der Hauptmann ſchaute ihm mit zweifelhaften Blicken nach, bis Zſchokke den Vorſchlag machte, wieder in's Haus zurückzukehren. „Unter ſolchen Umſtänden glaub' ich auch, können wir es für einmal dieſen Herren hier überlaſſen, ſich gegenſeitig den

Schlaf zu vertreiben," ſagte Vater Reber, ſich mit dem Lichte der Treppe zuwendend.

Ungeachtet des trotzig heitern Anlaufes, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, wurde es bald wieder ſtill, als die Männer den kleinen Saal erreicht hatten, und man hörte lange nichts, als die bald raſchern, bald langſamern Schritte der gedankenvoll nebeneinander Auf- und Niedergehenden. Bei den zwei jüngern der Freunde mochte der Grund dieſes ſtummen Schweigens zunächſt in dem Gefühle der Demüthigung liegen, die ihr bürgerliches Selbſtbewußtſein ſich abermals hatte gefallen laſſen müſſen; die zwei ältern dagegen ſchwiegen mit den Befürchtungen beſchäftigt, die ſich nun unabweislich für die beiden Andern geltend machten. Denn zweifelhaft konnte es wohl nicht mehr ſein — die unerwartete Wache vor dem Hauſe ſtand in Verbindung mit den Vorgängen, um deren willen der Hauptmann und der Bündner Abgeordnete ſelbſt bei der helvetiſchen Polizei verklagt worden waren. Und dazu war nun noch ein neuer Grund oder wenigſtens Vorwand zur Klage gekommen! — Aus dieſen Gedanken heraus ſagte denn auch endlich Peſtalozzi beſorglich: „Ja, ja, Vater Reber hat Recht, die Burſche drunten vor der Thüre könnten einander lange angaffen und ſchließlich wäre dieſe Burg hinlänglich verproviantirt, um eine kleine Belagerung darin auszuhalten, wenn nur ihr Zwei außerhalb der bedrohten Mauern wäret."

„Wenn es ſich blos darum handelt," ſagte Zſchokke, der gerne aus der bedrückenden Stimmung herausgekommen wäre, „ſo brauchen wir ja nur eine romantiſche Be-

lagerungsſcene aufzuführen. Unſer beranntes Schloß hat nicht allein Thore, ſondern zum Glück auch Fenſter, die auf geheime Rettungswege führen müſſen. Ebenſo iſt die Nacht hübſch dunkel; darum ſchnell ein tüchtiges Seil herbei, oder beſſer noch, wir zerſchneiden die feinen Tiſchtücher Vater Rebers und die Geſchichte geht vorwärts, wie ſie in ſo manchem ſchönen Ritterbuche geſchrieben ſteht."

Der junge Dichter öffnete leiſe und mit glücklich nachgeahmter Theaterhaltung das nächſte Fenſter, um hinauszuſchauen; aber im Augenblicke zog er den Kopf wieder zurück und ſagte in ernſterem Tone: „Nein, zum Gukuk — da drunten ſtehen ebenfalls ein paar Bärenmützen, von denen die eine ſich ſchnell das Vergnügen machen wollte, mit ihrer Flinte nach meiner Naſe zu zielen."

Vater Reber öffnete ein anderes Fenſter, ließ es aber gleichfalls raſch wieder zuklappen. „Bei'm heiligen Georg," murmelte er, „wir ſind umgarnt, als gält' es einer Mörderbande. Ich bin nur froh, daß Alles im Hauſe längſt zur Ruhe gegangen iſt."

„Das eben iſt es," ſagte der Hauptmann bitter; „um mich ſelbſt bin ich unbekümmert, kommt es am Ende doch wenig darauf an, wo man ſich in Vertheidigung ſeines Bischens freier Luft eine Kugel durch den Leib jagen läßt; aber daß der Schuldloſeſte jeden Augenblick wie ein Verbrecher behandelt werden darf, und das Alles noch unter dem heuchleriſchen Rettengeſchrei von Freiheit und Brüderlichkeit — das muß einen zum Wahnſinn bringen."

„Geduld, meine Freunde," entgegnete Peſtalozzi mit dem eigenthümlich ſchmerzlichen Vorneigen ſeines Geſichtes, die edelſten Früchte verlangen die mühevollſte Pflege zu ihrer Zeitigung; zudem getröſte ich mich, daß unſer trefflicher Rathsherr auch für uns bald guten Rath gefunden haben wird. Der Kommiſſär ſcheint ihm recht zugethan, und gebührende Genugthuung werden uns unſere Behörden ſicherlich zu verſchaffen wiſſen."

„Schöne Träume ſoll man nicht ſtören," ſagte der Hauptmann finſter; „ſeien wir indeſſen froh, wenn der Rathsherr ſelbſt ungefährdet bleibt. Drüber hinaus werde ich meinestheils unſere Freunde in den Behörden mit perſönlichen Anliegen nicht behelligen — haben ſie doch ſonſt unerträgliche Laſten zu ſchleppen, die Bedauernswerthen!"

„Recht aber muß uns werden," rief Zſchokke; „ein Mehreres verlangt natürlich Keiner von uns!"

„Recht, meinſt du?" entgegnete der Hauptmann, indem er ſich, das Geſicht mit der Hand bedeckend, auf einen Stuhl niederließ, „ja, etwas, dem man dieſen Namen anlügt, mag man uns geben, weil wir keine ſchutz- und hülfentblößten armen Teufel ſind, wie Hunderttauſende unſerer Mitbürger. Aber wirkliches, volles Recht können wir im beſten Falle nur erlangen, wenn wir daſſelbe unter dem Titel ganz beſonderer Gnade annehmen wollen. Zählt darauf, es wird uns nichts Anderes übrig bleiben."

Auf dieſe bitter und zugleich traurig geſprochenen Worte trat abermals eine Pauſe ein, in die lange Zeit

nur das gelegentliche Klirren eines Gewehres, das drunte
auf das Pflaſter geſtellt wurde, oder der Tritt einer au
und niedergehenden Schildwache hereintönte. Zſchokke blickt
neben dem Fenſter an die Wand gelehnt, über den nach
dunkeln See und die ſchlafende Stadt hinaus, währen
die drei Andern vor ſich niederſchauend am Tiſche ſaßen
Die noch immer gefüllten Gläſer blieben unberührt ſtehe
und ſelbſt der ſonſt ſo aufmerkſame Vater Reber ſchie
nicht zu beachten, daß das tief herabbrennende Licht n
noch eine kümmerliche Helle verbreitete. Wie die leiswa
delnden Gedanken Aller die gleichen Pfade eingeſchlage
haben mochten, fuhren auch Alle mit gleich raſcher B
wegung empor, als drunten ein „Halt — werda“ e
tönte, auf das ein unverſtändlich geführtes Geſpräch folgt
Wenige Augenblicke und es wurde kräftig gepocht an d
Hausthüre. „Was hab' ich geſagt,“ rief Peſtalozzi, „me
wackerer Rathsherr hat Recht geſucht und gefunden –
das kann Niemand anders ſein zu dieſer Stunde.“

„Ich glaub' es ſelbſt,“ erwiderte Vater Reber, d
ſchnell das Licht ergreifend der Thüre zueilte, „und ſol
ſpäte Gäſte darf man nicht zu lange warten laſſen
Peſtalozzi eilte ihm nach, während der Hauptmann ſi
langſam wieder niederſetzte und zu Zſchokke ſagte: „Le
nur — mir iſt's, wir können die Botſchaft abwarten

Von unten ertönte das Geräuſch des raſch zurückg
ſchobenen Riegels und das Knarren der ſchweren Hau
thüre; aber zwei, drei lange Sekunden vergingen, eh
daß die Laute einer freben Begrüßung folgen wollte
Eine fremde Stimme ſtellte eine kurze Anfrage und na

einiger Wechſelrede begannen die eben noch ſo raſchen Schritte wieder langſam und unſicher die Treppe heraufzuſteigen. „Ihrer Drei ſind es," ſagte Zſchokke, ſich zweifelnd der Saalthüre nähernd, „ſei es nun, wer es wolle." Doch unwillkürlich that er wieder einen Schritt zurück, als hinter dem vorleuchtenden Vater Reber ein großer Mann in der Uniform der helvetiſchen Gensdarmerie hereintrat und Peſtalozzi faſt nur wie ein wankender Schatten nachfolgte.

„Dort ſitzt der Herr, den Ihr ſucht," ſagte Vater Reber, ſein Licht auf den Tiſch ſtellend, hoffentlich wird Eure Botſchaft keine ſchlimme ſein, wenn Ihr vom Doktor Rengger geſchickt ſeid."

„In deſſen Auftrage komm' ich," erwiderte der Gensdarm auf den Hauptmann zutretend, „und muß Euch erſuchen, mich unverzüglich zu begleiten, mein Herr."

„Er Euch begleiten und wohin?" rief Zſchokke, „da werde ich wenigſtens dabei ſein dürfen!"

„Diesmal nicht," entgegnete der Gensdarm; „doch habe ich noch einen weitern Auftrag an den Herrn Capitain," fügte er mit einem fragenden Blicke an dieſen gewendet hinzu.

„Nur zu," ſagte der Hauptmann ſich erhebend, „vor dieſen Freunden hier braucht es keine Geheimniſſe."

Der Gensdarm ſteckte die Finger ſeiner rechten Hand zwiſchen den grünen Aermel und den blaßgelben Aufſchlag ſeiner Linken und zog ein kleines Papier hervor, das er dem Hauptmanne entgegenreichte. Sogleich hefteten ſich die Blicke der Andern auf das Geſicht ihres Freun-

des, der das Blättchen auseinanderfaltete; aber der Inhalt deſſelben ſchien ein wenig erfreulicher zu ſein und je weiter der Leſende ihn entzifferte, um ſo finſterer zogen ſich ſeine Brauen zuſammen und um ſo dunkleres Roth begann ſich ihm auf Wangen und Stirne zu legen. Endlich drückte er das Papier in zorniger Hand zuſammen und ſagte, nach ſeinem Hute greifend, mit gepreßter Stimme: „Ich bin bereit — gehen wir.“

„Aber nicht bevor ich weiß wohin, und ob dir keine Gefahr droht,“ entgegnete Zſchokke, entſchloſſen zwiſchen den Gensdarmen und ſeinen Freund tretend; „ſonſt will ich ſehen, wer mich verhindert, mit dir zu gehen.“

„Nein, bleib' — ſei ruhig,“ rief der Hauptmann mit einer abwehrenden Bewegung, „laßt mich wenigſtens ſehen, woran wir ſind — ich werde euch Bericht bringen.“ Damit drückte er ſeinem Freunde das zerknitterte Papier in die Hand und ſchritt, von dem Gens'armen gefolgt, der Thüre zu. „Auf Wiederſehn!“ rief er ſchon unter derſelben, „und — nehmt euer Latein zuſammen,“ fügte er bitter hinzu; „es war die Sprache der Brutuſſe und Gracchen, aber auch der Nero's und Caligula's.“

Die Zurückbleibenden waren über den Vorgang ſo betroffen und verwirrt, daß Vater Reber zwar das Licht ergriff, aber vergaß, den Davoneilenden die Treppe hinab zuleuchten, und Zſchokke ſelbſt des Papiers in ſeiner Hand ſich erſt wieder zu erinnern ſchien, als drunten die Hausthüre mit einem langnachhallenden Schlage in ihre Angeln fiel.

VI.

„Wahrhaftig, ein ſeltſamer Anfang in der neuen Reſidenz der Republik," ſagte endlich Peſtalozzi in bekümmertem Tone; „aber was iſt's denn mit dem Papiere, das du in der Hand hältſt, Heinrich?"

Zſchokke faltete daſſelbe ſchweigend auseinander. „Von Rengger iſt es geſchrieben — es ſind ſeine Schriftzüge," ſagte er nach einigen Augenblicken, „und zwar lateiniſch, ohne Zweifel aus irgend einem vorſichtigen Grunde. Und meiner Treu, der Inhalt iſt ganz geeignet, dieſe Vorſicht begreiflich zu machen. Ich will wörtlich überſetzen: „„Folge dem Ueberbringer augenblicklich zu mir. Er hat an den Euch bewachenden Offizier nur eine untergeſchobene Ordre, die durch ein Zaudern oder Widerſtreben Deinerſeits verrathen werden könnte. Daß Ihr Hausgefangene ſeid, weiß ich erſt ſeit einer Viertelſtunde, denn bis dahin war ich faſt nicht minder bewacht, als Ihr ſelbſt. Eile, um Deiner und Deiner Freunde willen und mir zu lieb. Wem die geworfenen Netze gelten, weiß ich noch nicht zu errathen."" Ein ſchlimmer Ariadnesfaden," fügte Zſchokke, das Blättchen um und um betrachtend, hinzu, als ob er in demſelben ſelbſt eine Falle ahnte; „aber Renggers feſte Züge ſind es, und wenn auch haſtig hingeworfen, fehlt es nicht an all' ihren charakteriſtiſchen Merkmalen. Und richtig, da iſt auch ein C. m. unterzeichnet, Cato minor, wie wir ſelbſt ihn getauft haben."

„Und der Polizeidirektor ſelbſt ſollte dieſe Nacht ein Gefangener geweſen ſein?" rief Vater Reber; „nun dann,

bei allen Heiligen, weiß ich auch nicht mehr, in welchen Geleiſen wir fahren ſollen."

„Ich ebenſo wenig," ſagte Peſtalozzi mit ſeinem bekümmerten Neigen des Antlitzes, „und Wunder ſollt' es mich nicht nehmen, wenn ich in Einem Augenblicke auf die nämliche Frage Ja und Nein zur Antwort gäbe; doch werden die Wirren ſich wohl löſen müſſen und gewiß iſt Rengger zunächſt durch die Schritte, welche unſer wackerer Rathsherr bei dem Platzkommandanten gethan, ſeiner läſtigen Hüter ledig geworden. Die Reihe wird nun auch bald an uns kommen."

„So mög' es werden," rief Zſchokke, das Blättchen Papier an das brennende Licht haltend, daß es in hellen Flammen aufflackerte, „und ſollt' es anders kommen — die da drunten dürfen nicht glauben, wir ſeien aus Furcht und Sorge ſtumm geworden. Her da, Vater Reber:

Noch ein Glas, noch ein Glas vom allerbeſten Wein,
Zu Ehren freier Freunde ſoll's getrunken ſein!"

Peſtalozzi bückte ſich zu einem kleinen Schranke nieder und zog aus demſelben eine Zither hervor. „Ich habe ja ſchon heute bei der Ankunft unſerm braven Vater Reber ein Lied von dir verſprochen," ſagte er, das Inſtrument mit freundlichem Nicken dem jungen Dichter entgegenreichend; „nun aber ſpiel' uns wieder einmal den Bernermarſch, weißt du. Seine Klänge werden unſern Hauptmann, wenn er indeſſen zurückkehrt, gewiß mehr erfreuen, als beſorgte Geſichter, die wir ihm entgegenbrächten."

Der begünſtigte Zöglina der Muſen fuhr präludirend

durch die Saiten und bald entlockte er ihnen jenes wunderbar ergreifende Gemiſch von Melodien, die eine in Töne übertragene Geſchichte der Berner Heldentage zu enthalten ſcheinen. Jetzt die fröhlichen Pfeifen, welche die muthige Jugend vom Tanze weg zum Kampfe geleiteten; dann das Krachen zerſchmetterter Helme und Harniſche, und wieder das dumpfe Rollen der Donnerbüchſen, welche die feſten Burgmauern zu brechen ſuchen. Aber all' das beherrſchend und verbindend die Taktſchläge eines weit ausſchreitenden Siegesganges, der kein Zurückweichen kennt. In einem leiſen Nachſpiele wiederholte der Zitherſchläger die letzten Weiſen, ſo daß ſie faſt wie die traumhaft verſchwindende Erinnerung an eine ſtolze Vorzeit erſchienen; doch ſeltſam, gerade dieſe letzten leiſern Takte ſchienen mit der Wirklichkeit in Eins zu verfließen und immer deutlicher hörte man ſich einen ſoldatiſchen Marſchſchritt nach denſelben bewegen. „Was iſt das?“ rief Zſchokke aufhorchend; „mir war's, ich höre marſchiren vor dem Hauſe.“

„Es iſt's auch,“ erwiderte Vater Reber an's Fenſter tretend; „da marſchirt eine ganze Abtheilung die Straße hinunter, vielleicht unſere Herren Wächter, die abgelöst werden.“

„Laßt doch einmal ſehen,“ ſagte Zſchokke behutſam einen Fenſterflügel öffnend, „die Anmarſchirenden hätten wir ja faſt eher hören ſollen, als die Abgehenden.“ Er hielt den Kopf zuerſt nur unmerklich, aber allgemach weiter und weiter hinaus, bis er mit beiden Schultern über die Fenſterbrüſtung ragte. „He da, guter Freund!“

rief er endlich hinunter; aber es kam keine Antwort, und halb verwundert ſagte er, ſich in's Zimmer zurückwendend: „Da drunten regt ſich keine Ratte mehr, geſchweige denn ein Wachtpoſten. Sollte der Bernermarſch oder der Berner Hauptmann den Abzug bewirkt haben? Sehen wir doch einmal vor der Thüre nach.“ Alle Drei eilten erwartungsvoll die Treppe hinab; aber Vater Reber leuchtete vergeblich nach allen Seiten zur Hausthüre hinaus; es war kein Halt- und Werdarufer mehr zu entdecken; nur von Weitem tönte noch der ſchwache Nachhall eines Marſchſchrittes zurück.

Die drei Freunde ſahen ſich faſt ebenſo betroffen an, als vor zwei Stunden, da ihnen der freie Ausgang verweigert worden, nur löste ſich dieſe Betroffenheit diesmal in eine heitrere Stimmung auf. Ueber Peſtalozzi's Geſicht glitt das leichte freudige Erröthen weg und fröhlich rief er ſeinen Gefährten, ihnen beide Hände entgegenſtreckend: „Was hab' ich geſagt? — Mißverſtändniſſe der Nacht, die ſogar noch vor dem erſten Morgenlichte wieder verſchwinden mußten. Freuen wir uns deſſen, meine Freunde.“ — Vater Reber drückte die Befolgung dieſes Rathes durch ein behagliches Händereiben aus und man ſah ihm nun erſt recht deutlich an, wie ſchwer der Belagerungszuſtand ſeines Hauſes auf ſeinem Herzen gelegen haben mochte. Zſchokke beglückwünſchte ihn deshalb auch ſcherzend als den Ritter von Bärenburg, deſſen Feinde durch einen freundlich geſinnten Zauberer über Nacht von den bartbedrängten Schloßmauern vertrieben werden. „Nebenbei glaub' ich,“ bemerkte er gegen Peſtalozzi, „iſt

diesmal der Kriegsmann ſchneller zum Ziele gekommen, als der Rathsmann; ohne Zweifel wird der Hauptmann deutlich geſprochen haben mit den Anordnern unſerer Bewachung."

„Streiten wir nicht darüber," erwiderte Peſtalozzi das Licht ergreifend, das Vater Reber in ſeinem ſtillvergnügten Thun auf den Boden geſtellt hatte; „Beides ſind wackere Männer nach meinem Herzen und ich will gerne glauben, daß ſie einander zu unſerer Erlöſung mit Rath und That unterſtützt haben. Gehen wir nun getroſt hinauf; hoffentlich werden Beide nicht lange auf ſich warten laſſen."

„Und doch will es mich faſt ärgern," rief Zſchokke, den Voranſchreitenden folgend, „daß das ſo hübſch begonnene Abenteuer nun ſo blöde abklappen ſoll; es kömmt mir vor, als könnte es noch gar nicht zu Ende ſein."

„Der Poet will ſein Recht behaupten, wie billig," entgegnete Peſtalozzi; „dafür wird er uns nun erſt mit Lied und Muſik erfreuen. Schlafen einmal kann ich nicht, bis unſere Freunde, oder wenigſtens einer von ihnen zurück iſt." —

Die Gläſer ſtießen fröhlicher zuſammen und bald erklangen Geſang und Saitenſpiel in ſo munterem Wechſel, daß mancher darob aufwachende Schläfer der Nachbarſchaft ſich verwundert fragen mochte, was das ungewohnte Thun in dem ehrbaren Hauſe zu Pfiſtern wohl zu bedeuten habe, und den Wachenden vergingen die Stunden ſelbſt wie ein flüchtiges Traumbild. Endlich war Peſtalozzi über den weichern Melodien, die der Sänger all-

mälig angeſtimmt, doch feſt eingeſchlafen, und auch Vater Reber nickte ſo bedeutſam mit dem Kopfe, daß er es nicht mehr zu beachten ſchien, als Zſchokke die Zither aus den Händen legte. Ueber den See heran dämmerte bereits der bleiche Schein des Herbſtmorgens und von der Straße machte ſich das Geräuſch vereinzelter Schritte bemerkbar, welche die nahende Geſchäftigkeit des Tages ankündigten.

„Hier tranken, ſangen und jubilirten wir," ſagte Zſchokke leiſe an's Fenſter tretend, „um endlich mit der tröſtlichen Erwartung eines frohen Erwachens einzuſchlafen, gerade wie Kinder, die mit dem Entſchlummern die Rechnung des Tages abgeſchloſſen haben, ohne daran zu denken, das Facit auf den folgenden Morgen zu übertragen. Wie der gute Peſtalozzi daſitzt mit dem ſtillen Lächeln auf ſeinem Antlitze; gewiß führt der Traumgott den Gedanken eines menſchenfreundlichen Engels als verwirklicht an ſeiner Seele vorüber. Und doch iſt noch keiner unſerer Freunde zurückgekehrt, wiſſen wir nicht einmal, ob wir unſern Weg für den anbrechenden Tag frei zu wählen haben, oder ob wir nicht in dieſem Augenblicke bloß einer Scheinfreiheit uns erfreuen, die von Andern mit ſchweren Opfern erkauft werden mußte." Dieſer letzte Gedanke, daß nämlich den beiden Abweſenden irgend etwas Schlimmes begegnet ſei, ja vielleicht all' die feindſeligen Vorkehren nur ihnen oder wenigſtens dem Hauptmann gegolten, ſtand plötzlich mit neuer Bangigkeit vor Zſchokke's Seele. Er machte ſich Vorwürfe, daß ſie ſich wie ſorgloſe Kinder eines Ausganges gefreut, der noch Keinem

von ihnen bekannt und ſie dadurch möglicherweiſe eine koſtbare Zeit vertändelt hätten. Schon war er im Begriff, die Hand auf Peſtalozzi's Schultern zu legen, um ihn aufzuwecken und ihm ſeine immer drückender werdenden Befürchtungen mitzutheilen; aber ſoeben ſchwebte ein Lächeln um die Lippen des Träumenden und er murmelte: „Weinet nicht mehr, meine Kinder — ich will wachen über euch und euer Vater ſein.“ — „Er iſt wieder bei den armen Waiſen der gefallenen Nidwaldner,“ ſagte Zſchokke leiſe, während er mit Rührung auf das milde Angeſicht des Schlummernden blickte; „man ſoll keinen Schlaf ſtören, der göttliche Traumbilder an der Menſchenſeele vorüberführt.“ Er kehrte ſich ab, ergriff ein Stück Kreide, das auf einem kleinen Wandgeſimſe lag und ſchrieb mit großen Zügen auf den Tiſch, daß er einen Ausgang vorhabe, und die erwachenden Freunde ſich über ſeine Abweſenheit keine Sorge machen ſollen. Damit ſchritt er leiſe der Thüre zu und erreichte geräuſchlos den ſtillen Hofraum.

Die herbſtlich friſche Morgenluft, die ihm entgegenwehte, verſcheuchte die unklaren bangen Bilder, die im Hauſe drinnen unheimlich an ſeiner Einbildung vorübergeſchwebt, und bald war der junge Dichter im Stande, ſich auf ſeinem Gange dem ahnungsvoll erregenden Eindrucke des aufdämmernden Tages hinzugeben. Die Straßen waren noch ſtill; nur hie und da wurde der Riegel einer Thüre zurückgeſchoben und mit ſchlurfendem Schritte trat eine Geſtalt in das graue Zwielicht heraus, um gleich wieder hinter einer nahen Hausecke oder am dunklen Ge-

ſteine eines Brunnengeländers niederzutauchen. Vom See und vom Fluſſe herauf kräuſelten ſich flüchtige Nebelſtreifen durch die Gaſſen und Gäßchen und ſchienen bemüht, ſich verborgene Winkel aufzuſuchen, um dem hellern Lichte zu entfliehen, das oben an den höchſten Häuſergiebeln zu ſpielen begann. Der einſame Wandler ſchaute dieſem ſeltſam wechſelnden Spiele mit der träumeriſchen Müdigkeit zu, die den Morgen einer durchwachten Nacht zu begleiten pflegt, und faſt verwundert blieb er ſtehen, als er durch einen dunklen Bogen in's Freie gelangt war. Er hatte den Weg nach der Gensdarmeriehauptwache, wohin doch ſeine Abſicht gegangen, verfehlt und ſtand nun vor dem Baſelthore, durch das er vor kaum vierzehn Stunden eingeritten. Zſchokke mußte unwillkürlich lächeln, als er ſeinen Irrthum bemerkte, und murmelte leiſe vor ſich hin: „Mangel an Straßenkenntniß — wer wird mich zurechtweiſen?“ Die Richtung jedoch, welche ſeine Blicke während dieſer kurzen Selbſtrechtfertigung genommen, ſchien von etwas Anderem beſtimmt worden zu ſein, als dem Verlangen, ſogleich einen Wegweiſer zu finden, denn ſie ging von der Tiefe der Straße aufwärts nach einem Balkone, der von mancherlei Laubwerk umdunkelt ſich am Hauſe neben dem Thore erhob. Sie verließen dieſe Richtung auch nicht ſobald, ſeine Blicke, ſondern blieben wie mit einer immer neugieriger werdenden Frage an einem bleichen Lichtſchimmer hängen, der aus den Fenſtern über der Altane hervordrang. Was mochte das einſame Licht zu bedeuten haben in dieſer ungewohnten Stunde mit ſeinem müden, unſichern Scheine? War es die ganze

Nacht nicht gelöſcht worden und hatte bei ſchlafloſen Augen gewacht oder half es frühem Fleiße den Tag erwarten? — „Schwerlich, in ſolchem Hauſe," beantwortete Zſchokke die letztere Frage bei ſich ſelbſt, und es begannen unklare Vorſtellungen unabwehrbar auf ihn heranzurauſchen, wie ein plötzlich aufgeſcheuchter Rabenflug. „Bah," machte er mit der Hand über die Stirn fahrend, „du biſt doch manchmal ein nichtswürdiger Träumer, Heinrich; was ſtehſt du nun hier und vergiſſeſt über einer Spätlampe in fremdem Hauſe deines Freundes!" — Er zog die Hand von ſeinen Augen zurück und machte einen Schritt nach dem Thorbogen hin; aber er blieb wieder feſtgewurzelt ſtehen, als ſein Blick noch einmal nach dem Fenſter hinaufſtreifen mußte. Die Gardine hatte ſich ein wenig zurückgeſchoben und durch die nun lichthellere Oeffnung ſchauten hart aneinandergedrängt zwei Geſichter auf den dämmergrauen Platz herab. „Sie ſind es," ſagte Zſchokke leicht erröthend in ſich hinein, während er die Augen, wie auf unberechtigtem Lauſchen ertappt, niederſchlug; „und ſie warten auf Jemand — ich wollte ſchwören darauf." Er ſchaute raſch umher, als müßt' er mit erſpähen helfen, ob ſich ſonſt noch Jemand in der Nähe befinde oder von irgend einer Seite herankomme; aber hier draußen war es noch ſtiller, als drinnen in den Stadtſtraßen, und nur der Nebel wälzte ſich in dichteren Ballen vom See längs den Mauern herüber. Droben blickten die beiden Geſichter noch immer unbeweglich vom Fenſter herab. „Wahrhaftig, eine ſeltſame Nachtwächterrolle, die ich da ſpiele," ſagte Zſchokke halblaut, und mit

wenigen Schritten hatte er die Wölbung des Thorbogens erreicht.

Mit wie augenblicklicher Schnelligkeit auch die Scene vorübergegangen war, ſo ließ ſich doch der Eindruck, den ſie auf die leicht erregbare Einbildungskraft des Dichters hervorgebracht, nicht mehr verwiſchen. Wie um die verlorne Zeit wieder einzuholen, begann er haſtig die Straße hinabzugehen; aber ſeine Gedanken kehrten unabläſſig in verwirrenen Gängen vor das Thor zurück und ſchwangen ſich nach dem Balkone hinauf, um von dort einen Blick in das matterhellte Gemach zu werfen. Er mußte ſich ordentlich zuſammennehmen, als nicht weit von ihm ſich eine Thüre öffnete und ein Mädchen mit einem Waſſereimer unter dem Arme auf die Straße heraustrat. Es beantwortete die Frage nach dem Wege zur Gensdarmeriehauptwache mit einer Handbewegung, die auf ein ſchmales Seitengäßchen deutete, und wollte dann ſeinen Weg zum Brunnen fortſetzen. „Halt, gutes Kind," fuhr aber Richette mit einigem Zögern fort, „kannſt du mir nun auch noch ſagen, wer in dem großen Hauſe mit der Altane da droben neben dem Baſeltore wohnt?"

„Ja, warum nicht," lautete die Antwort, „dort wohnt ja der Rathsherr Meyer."

„Der Rathsherr Meyer, ſagſt du — und wohnt der einzig dort mit ſeinen Töchtern?"

„Ich höre ſchon gut, Ihr braucht deshalb nicht ſo laut zu ſchreien," erwiderte das Mädchen in etwas ſchnippiſchem Tone, indem es ſeines Weges zu gehen anfing; „Meyers haben nur eine Tochter, aber ſeit zwei Wochen

ist ein fremdes Fräulein auf Besuch bei der Franziska."

„Dann ist der Rathsherr auch noch nicht nach Hause zurückgekommen," sagte Zschokke nach einigem Besinnen laut vor sich hin, „und das Lichtlein hinter'm Balkone hat vergeblich die ganze Nacht auf seine Heimkehr gewartet." Diese Vorstellung war mit so überzeugender Klarheit durch seine Gedanken geschossen, daß er, ohne noch einem Zweifel an einem übereilten Schlusse Raum zu geben, in das Seitengäßchen lief, das ihm das Mädchen angedeutet. Bei der größern Dunkelheit, die noch in dem schmalen Raume herrschte, und wohl auch in seiner eilfertigen Hast, zu welcher ihn eine Reihe plötzlich aufsteigender verworrener Ahnungen antrieb, achtete er es kaum, daß sich eine ihm von der andern Seite entgegenkommende Gestalt bei seiner Annäherung zur Seite drückte, in der offenbaren Absicht, sich hinter einem vorstehenden Mauerpfeiler unsichtbar zu machen. Der Eilfertige war auch schon an der Stelle vorübergegangen, als er sich, ohne stehen zu bleiben, nur halb zurückwandte und fragte: „Nicht wahr, guter Freund, das ist doch der rechte Weg zur Gensdarmeriehauptwache?"

„Das wohl," antwortete der Mann, der bereits wieder von dem Pfeiler weggetreten war, „aber Eure Eile wird wenig mehr helfen — Euer Kamerad ist schon längst abgereist."

Ueber diese Worte verwundert, mehr noch aber von dem Klange der Stimme, die sie gesprochen, betroffen, blieb Zschokke stehen und rief: „Was sagt Ihr da! Ihr

werdet wohl mich und meinen vermeintlichen Kameraden nicht mehr kennen, als ich Euch ſelbſt."

„Kann wohl ſein," entgegnete der Andere, während er ſchon anfing, ſeinen Weg wieder fortzuſetzen; „doch werdet Ihr, mein' ich, noch nicht viel Salz gegeſſen haben, ſeit wir unſere Bekanntſchaft gemacht." Dieſen Worten folgte ein eigenthümliches Gurgeln unverſtändlicher Töne nach, das wie ein unterdrücktes Gelächter klang, mit dem aber der Fremde auch ſchon ein beträchtliches Stück des Gäßchens aufwärts gegangen war. Zſchokke ſchaute ihm verwirrt einen Augenblick nach und murmelte ärgerlich: „Der Kerl will mich foppen, glaub' ich;" aber alsbald ſchlug er ſich mit der Hand an die Stirn und rief ein lautes „Halt, guter Freund!" während er ſich anſchickte, dem Angerufenen nachzueilen. Der jedoch war mit einem Male verſchwunden, als hätt' er ſich durch die dunkeln Mauern gedrückt oder in einen Streifen daherſchleichenden Nebels aufgelöst. Zſchokke lief in faſt athemloſer Haſt an der Häuſerreihe dahin bis an die Ausmündung des Seitengäßchens in die Hauptſtraße und als er auch hier in der hellern Dämmerung nichts weiter bemerkte, als das Mädchen, das weiter abwärts am Brunnen ſtand, ging er wieder zurück, mit ſpähendem Blick und taſtender Hand jede Thüre unterſuchend. Aber von allen zuſammen in der ganzen Reihe war noch keine einzige geöffnet, durch die der Fremde hätte in ein Haus treten können, und auf der andern Seite des Gäßchens zog ſich nur eine alte hohe Mauer entlang, in der ebenfalls keine Oeffnung zu entdecken war. Verwirrt und beſtürzt blieb der Verfolger

an dem Pfeiler ſtehen, bei welchem er den Verſchwundenen vorhin angetroffen hatte. „Daß ich ihn nicht gleich an der Stimme erkannt habe,“ ſagte er mit einem abermaligen, faſt zornigen Schlage der Rechten an die Stirne vor ſich hin; „denn bei meiner Seligkeit, es iſt der rothe Schiffer geweſen.“ —

VII.

Zſchokke lehnte ſich an den Pfeiler zurück, um der Aufregung, die durch dieſe unerwartete Begegnung über ihn gekommen, wieder Meiſter zu werden und den verworrenen Knäuel ſeiner Vorſtellungen auseinanderzuwickeln. Sein erſter Gedanke war, die Sicherheitsbehörden zu benachrichtigen, um ſie auf die Spur des Unbekannten zu lenken; „aber nein,“ ſagte er nach einigem Beſinnen wieder zu ſich ſelbſt, „am Ende iſt der Burſche doch nur ein hieſiger Schiffer oder Fiſcher, der ſich geſtern Nacht einen Scherz gegen uns erlaubt, wohl in der Abſicht, unſere Geſellſchaft los zu werden, um, klüger als wir, nicht ſogleich nach dem Treibjagen auf den Rothen in die Stadt zurückkehren zu müſſen. Gewiß, ſo iſt es, und da ihm der Streich einmal gelungen, ſo hat er jetzt mit ſeiner Nachricht von der Abreiſe des Hauptmannes, den er wohl etwa auf ſeinem Herwege geſehen haben mag, abermals verſucht, mich in den April zu ſchicken. Ich wette darauf, daß er hier herum wohnt und vorhin in ein ihm bekanntes, wo nicht gar in ſein eigenes Haus verſchwunden iſt und die Thüre hinter ſich verriegelt hat.

Das wäre recht hübſch, wenn ich mir zu all' den Geſchichten noch den Spott einer verfehlten Polizeihatz aufbürden würde! — Heinrich, Heinrich, wie lange ſoll es noch dauern, bis du die Zügel kühler Ueberlegung mit ſicherer Hand zu lenken verſtehſt?"

Mit dieſer Selbſtermahnung begann er ſeinen Weg wieder fortzuſetzen. Aus dem Dunkelgäßchen in die hellere Straße gelangt, auf der nun ſchon Leute hin und wieder gingen, die ihm den Weiterweg weiſen konnten, gewann der beruhigende Gedanke, daß er ſich abermals unnöthigen Befürchtungen hingegeben, immer feſter die Oberhand. Es geht uns mit nachtgebornen Vorſtellungen wie der Menge mit ihren Geſpenſtern, dachte er, ſie ſchwinden vor dem lebendigen Tageslichte in ihr dunkles Nichts zurück; jetzt wundert's mich nur, ob es unſerm Cato mit ſeinem beſorgten Briefchen an den Hauptmann nicht ebenſo ergangen ſein wird. Peſtalozzi hatte wohl recht; das ganze Nachtabenteuer mag ſich am hellen Morgen in ein anderes Gewand hüllen und uns den Tag hinüber als lächerliches Mißverſtändniß ergötzen.

Aus dieſer zuverſichtlichen Stimmung wurde er indeſſen plötzlich aufgeſchreckt, als er um eine Ecke gegen die Gensdarmeriehauptwache biegend, mit haſtigen Schritten Peſtalozzi herankommen ſah. Die ganze Erſcheinung des Freundes mußte bei'm erſten Anblick ſeine heftige Aufregung verrathen. Er kam mit vorgebeugtem Haupte, die langen Haare unordentlich um Stirn und Schläfen hängend, wie ein vor nahen Verfolgern Fliehender eilfertig dahergelaufen, den Hut trotz der feuchtkühlen Morgen-

luſt in der Hand tragend und den Ueberrock weit über die Schultern zurückgeſchlagen, als ob er ihm an ſeinem raſchen Gange hinderlich wäre, während er mit der Linken in eckigen Bewegungen auf und nieder fuhr wie ein Schwimmender, der den Widerſtand einer Strömung überwinden will. „Was gibt es," rief Zſchokke betroffen ſtehen bleibend, „was treibt dich denn ſchon auf die Straße, da ich dich noch im beſten Morgenſchlafe glaubte, mein Freund!"

„Ah, du biſt's," entgegnete Peſtalozzi wie aus ſchwerer Sorge aufſeufzend; „gottlob, daß ich wenigſtens dich wieder habe. Gib mir die Hand, daß ich dich nimmer verlieren kann."

„Aber du wirſt dir doch meinetwegen keine Sorge gemacht haben — wo kommſt du denn ſo eilfertig hergelaufen?"

„Sorge, meinſt du?" entgegnete der Andere, indem er die Hand des Freundes mit ſpürbarem Zittern in die ſeinige preßte; „doch, ich habe große Sorge gehabt — es iſt auch Sorgenszeit jetzt. Komm nur mit, Heinrich, komm nur mit mir — du haſt den Hauptmann doch nicht geſehen?"

„Nein, aber eben darum will ich jetzt zu Rengger, um ihn zu ſuchen."

„Er iſt nicht dort," flüſterte Peſtalozzi mit unſichern Blicken hin und her ſpähend: „er iſt nicht dort und Rengger auch nicht."

„Und er iſt auch nicht in den Gaſthof zurückgekommen?"

„Nein, nein; aber ſprich nicht ſo laut; er iſt fort mit

Rengger, ſchon vor zwei oder drei Stunden, ſobald er von uns weggegangen war. Doch da droben weiß keine Seele wohin — ich habe ja eben nachgefragt."

„Fort mit Rengger," rief Zſchokke mit gedämpfter Stimme, „zur Stadt hinaus, meinſt du?"

„Vielleicht — wahrſcheinlich; doch komm jetzt mit," drängte Peſtalozzi, „wir müſſen auch noch nach einem Andern ſehen und ich will dir's ja erzählen unterwegs — Alles."

„Nach einem Andern?" entgegnete Zſchokke, ob der Angſt und bangen Eilfertigkeit ſeines Freundes beklommen; „wer iſt dieſer Andere und was haſt du mir zu erzählen?"

„Hu," machte der menſchenfreundliche Philoſoph, ſich wie von einem Froſte ergriffen ſchüttelnd; „wo ſoll ich anfangen und aufhören; in meinem alten Kopfe wirbelt's durcheinander wie eine Windsbraut im hohen Aehrenfelde. Wart — ja richtig. Als ich erwachte und deine auf den Tiſch geſchriebenen Worte ſah, dacht' ich mir gleich, du möchteſt zu Rengger gegangen ſein, um nach dem Hauptmanne zu fragen, und ſo habe ich mich denn auch ſogleich dahin auf den Weg gemacht. Aber, wie geſagt, die Beiden waren ſchon lange fort — der Direktor werde mir wohl ſelbſt mittheilen wohin, wenn er zurückkomme, ſagten mir die Leute auf der Wache, die ſelbſt nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht."

„Iſt denn dort etwas Beſonderes vorgefallen?" rief Zſchokke, da ſein Begleiter inne hielt; — „es wird ſich doch nicht um den Hauptmann handeln!"

„Nicht gerade, nein, das iſt's nicht," erwiderte Peſta-

lozzi leiſe und wieder ängſtlich um ſich blickend; „aber draußen auf der Schiffländе ſei vor kaum einer Stunde ein franzöſiſcher Poſten in den See geſtürzt und erſt todt wieder herausgezogen worden. Es könne das kein Anderer gethan haben, als der rothe Schiffer, der durch die letztnächtige Jagd vielleicht vom See verdrängt ſich nun bis zur Stadt hereingewagt haben müſſe.“

„Hat man Spuren davon,“ fragte Zſchokke nun ebenfalls mit leiſerer Stimme, indem er ſtehen blieb; „oder warum ſoll's gerade der rothe Schiffer ſein, der's gethan haben mag?“

„Ja,“ erwiderte Peſtalozzi bekümmert, „man will ihn geſehen haben, ſich über die Reußbrücke hereinflüchten, und jetzt heißt es ſchon allgemein da auf der Wache droben, er finde bei den Ariſtokraten in der Stadt Unterſchlauf oder ſei ſogar unterſtützt und beſoldet von ihnen. Du wirſt ſehen, es iſt wieder einmal auf eine Ariſtokratenjagd angelegt, es ſollen wieder ein paar ſchuldloſe Familien in's Unglück geſtürzt und um Hab und Gut gebracht werden.“

„Du glaubſt alſo nicht an den ausgeſprochenen Verdacht,“ ſagte Zſchokke zögernd, „oder hältſt ſogar dafür, der Vorfall mit der verunglückten Schildwache am See ſei planmäßig angezettelt worden?“

„Das will ich gerade nicht ſagen,“ erwiderte Peſtalozzi traurig, „und was ich auf dieſem von Leidenſchaft, Irrthum, falſcher Lüge und all' ihrem Unheil unterwühlten Boden glauben oder denken ſoll, weiß ich endlich ſelbſt nicht mehr; aber eine große Angſt iſt über

mich gekommen um unſern Freund, den Alt-Rathsherrn, deſſen Familie, wie du gehört haſt, mit dem Namen des ſchrecklichen Schiffers auf ſo ſeltſame Weiſe in Verbindung ſteht. Es läßt mir keine Ruhe, ich muß ſogleich zu ihm gehen und du wirſt mich begleiten, Heinrich."

Dieſe aus tiefem Erbangen geſprochenen Worte konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Die beſorgnißvolle Gedankenverbindung ſeines Freundes kam Zſchokke ſo unerwartet und packte ihn mit einem ſolchen Sturme ſich kreuzender Vorſtellungen, daß er kaum noch einen Verſuch wagen mochte, ſich dieſelben zu entwirren und deutlicher zu machen. Ebenſo wenig getraute er ſich, ſeinem Begleiter von der Begegnung mit dem Unbekannten zu ſprechen oder deſſen Angſt durch die Mittheilung der Beſorgniſſe zu vermehren, welche das einſame Lichtlein neben dem Baſelther in ihm ſelbſt erregt hatte. Er folgte ihm ſchweigend, faſt willenlos durch die nun hellern Straßen, die er vorhin im Dunkeln gegangen, kaum beachtend, wie ſich in denſelben ſchon ein lebendiges Treiben zu entfalten begann. Der Gedanke, daß gerade das Räthſelhafte und Entſetzliche, das er in den letzten zwölf Stunden erlebt und gehört, ihn mit jenen Verhältniſſen in Berührung bringen ſollte, die bei ſeinem Eintritte in die Stadt gleich einem ahnungsvollen Morgenwölklein am Horizonte ſeiner Zukunft emporgeblüht, erfüllte ſeine Seele ſo ganz und gar, daß er wie aus einem Traume aufſchrak, als Peſtalozzi den metallenen Klopfhammer auf die Thür des Rathsherrenhauſes fallen ließ. „Noch nicht," ſagte Zſchokke leiſe mit einer abwehrenden Handbewegung; „warte noch

einen Augenblick.“ Aber es war ſchon zu ſpät und von innen wurde das Geräuſch leichter, flüchtiger Tritte hörbar, die ſich über die Treppe gegen die Thüre herannahten. Die Beiden horchten mit verhaltenem Athem bis eine halb ängſtliche, halb freudige Stimme rief: „Biſt du es Väterchen? — Denke nur, Nanny und ich haben die ganze lange Nacht gewartet auf dich.“ Aſchokke wagte ſeine Augen nicht aufzuſchlagen bei dieſer Anfrage. Ohne es geſehen zu haben, fühlte er, mit welchem Erſchrecken die Blicke ſeines Freundes auf ihn gerichtet waren, bis dieſer endlich mit mühſamer Faſſung die Antwort hervorbrachte: „Macht nur auf, Fräulein Franziska; wir, die Freunde Eures Vaters können Euch Nachrichten bringen von ihm.“ — „Heilige Jungfrau! ich hab' es wohl gedacht,“ ertönte es von Innen, und dem bangen Ausrufe folgte ein Geräuſch, als würde Jemand widerſtrebend und ſich noch an einer Stütze haltend langſam zu Boden ſinken. „Es iſt Herr Peſtalozzi,“ flüſterte eine andere Stimme; „gewiß, du ängſtigſt dich umſonſt — ſei ſtark, Franziska, wir müſſen aufſchließen.“ Der Riegel wurde zurückgeſchoben und den beiden Freunden ſtellte ſich ein Bild vor Augen, wie es noch nie einem Maler in ſeinen Viſionen ergreifender und zugleich anmuthigerer Schönheit voll erſchienen iſt.

Auf der unterſten Treppenſtufe ſaß mit dem Oberkörper halb gegen das maſſive Eiſengeländer zurückgelehnt die Tochter des Rathsherrn, deren ſonſt muthige Beſonnenheit in dieſem Augenblicke der Angſt des kindlichen Herzens erlegen war. Das von dunkler Locken-

fülle umrahmte Antlitz mit den feinen Zügen war blaß geworden, als hätte der Tod versucht, mit seiner kalten Hand darüber wegzustreifen, während die leichtgeöffneten Lippen, nicht im Stande, dem Worte ihre Dienste zu leihen, den unstäten Blicken der braunen Augen eine bange Frage schienen anvertraut zu haben. Neben ihr stand ein Wesen, das an jene Lichtgebilde gemahnte, welche die fromme Künstlerhand als tröstende Genien dem schmerzerfüllten Menschenkinde beizugesellen pflegt. Es war die jugendliche Freundin Franziska's mit dem kindlich jungfräulichen Unschuldsgesicht. Vornübergebeugt hielt sie ihre Rechte um den Nacken ihrer Gefährtin geschlungen und in der Linken trug sie die nur noch schwach brennende Lampe, deren Flämmchen in dem dunkeln Corridore mit beweglichen Lichtstreifen an dem lieblichen Kinde auf- und niederspielte, bald die halbaufgelösten, blonden Haarwellen wie ein Geldnetz schimmern lassend, bald die Stirn und blaßangehauchten Wangen mit bräunlichen Schatten übergießend. Als sie aber hinter dem eintretenden Pestalozzi den schlanken Reiter vom gestrigen Festzuge erkannte, begann die Lampe so heftig zu zittern in ihrer Hand, daß sie dieselbe auf die Treppenstufe niederstellen mußte und dann beide Arme um Franziska schlang, als wäre ihr nun selbst eine Stütze nöthig geworden. Zschokke wollte mit einer raschen Bewegung nach der Lampe fassen, aber wie festgebannt von dem ergreifenden Anblicke blieb er mit der ausgestreckten Hand unbeweglich stehen, der bangen Pause vergessend, in der Keines das erste Wort zu ergreifen wagte. Endlich näherte sich Pestalozzi dem

Fräulein und ſagte ihre Hand ergreifend mit weicher Stimme: „Wir haben Euch erſchreckt, Franziska — wir hätten nicht ſo frühe kommen ſollen.“ — „Nein, Herr,“ erwiderte ſie langſam, indem ſie ſich auf die dargereichte Rechte ſtützend zu erheben ſuchte, „es iſt nun ſchon vorüber; ich weiß ja, der Vater iſt bei Euch geweſen.“ Peſtalozzi neigte ſein bleiches Geſicht vorwärts und hob die Lampe auf. „Wir haben ihn geſehen, Ihr dürft Euch nicht ängſtigen,“ ſagte er; „aber kommt, wir wollen lieber hinaufgehen.“ — „Ja, gehen wir,“ antwortete das Fräulein die Hand einen Augenblick auf die Stirn legend; „wir müſſen allein ſein, meine Freunde.“

Zſchokke folgte der Voranſchreitenden lautlos und erſt als er in ein Gemach getreten und Franziska's Freundin die Gardinen zurückſchlug, um das Tageslicht hereinzulaſſen, war er im Stande, Sammlung und Faſſung wiederzugewinnen. Sein Gemüth war von einer dumpfen Beklommenheit umfangen und er mußte ſich faſt Gewalt anthun, der nächſten Minute mit offenem Auge entgegenzuſchauen; aber jetzt, als Nanny ſich wieder von dem Fenſter abwenden wollte, glitt der erſte Sonnenſtrahl über die Nebel herein und ſchien die ganze Geſtalt in ein wallendes Feuergewand einzuhüllen. „Der Engel des Lichts, der durch die Wirrniſſe der Nacht führt,“ ſprach Zſchokke unwillkürlich zu ſich ſelbſt bei dieſem Anblick, und mit einem Male war es ihm, als ſei plötzlich jeder beengende Druck von ſeiner Seele gewichen. „Unverzagt,“ rief es in ihm, „hier gilt es mit friſcher, freier That das Leben anzufaſſen.“

Mit dieſem Entſchluſſe trat er an Franzioſka heran und ſagte, ihre Hand an ſeine Lippen führend: „Erlaubt auch mir, Fräulein, dem Fremden, mich in Euern Rath einzudrängen und verzeiht mir, wenn ich ohne Umſchweife mich auszuſprechen wage. Der Vater hat uns bald nach Mitternacht verlaſſen, und Ihr habt ihn ſeither nicht geſehen?“

„Nein,“ ſagte die Tochter leiſe.

„Ihr könnt Euch auch nicht denken, wohin er gegangen ſein möchte?“

„Er iſt ſchon Monate lang nach eingebrochener Nacht nie mehr aus dem Hauſe gekommen bis geſtern Abend.“

„Er verließ uns in Begleit des franzöſiſchen Kommiſſärs, der, wie ich gehört, in Eurem Hauſe wohnt; — iſt der auch nicht heimgekommen?“

„In Begleit Oliviers,“ rief Franzioſka auf's Neue erbleichend; „heilige Jungfrau! — nun ſiehſt du, Nanny, daß meine Befürchtungen nur zu begründet waren!“

Zſchokke warf bei dieſem Ausruf einen Blick nach Peſtalozzi hinüber und fragte dann nachdenklich: „Wie, Fräulein, Ihr traut dem Manne Böſes zu gegen Euern Vater?“

„Gütiger Gott,“ erwiderte ſie, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „mein Herz ſagte mir's vom erſten Augenblick an, daß mit ihm das Unglück in unſer Haus eingezogen ſei, obwohl mir's der arme Vater ſtets auszureden verſuchte.“

„Habt Ihr Gründe für Euern Verdacht? Ich bitt' Euch, ſchenkt mir offenes Vertrauen — die Zeit drängt, und es ſoll an keinen Undankbaren verſchwendet ſein.“

„O nein, edler Freund in der Noth," erwiderte Franziska, Aſchokke's Hand ergreifend, „es rufen mir tauſend Stimmen meines Innern zu, daß Ihr auf dem rechten Wege ſeid, der Gefahr zu begegnen, und drum laßt Euch nicht beirren, wenn ich keine Gründe zu ſagen weiß, die dem ruhigen Verſtande genügen könnten; wollte mir doch der Vater ſelbſt nie glauben und hat mich meiner Angſt wegen oft genug ein thörichtes Kind genannt. Aber ich fühlte es mehr, als ich's ſo mit leiblichen Augen ſah, wie er ihn auf Schritt und Tritt umlauerte, wie ſein ſpürender Blick unter der Maske artigſter Höflichkeit auch auf mir lag, ohne daß ich die Urſache zu ergründen vermochte; es half mir auch nichts, daß ich ſelbſt eine Maske vorzulegen verſuchte — ich wußte nur, es war auf unſer Verderben abgeſehen."

„Seltſam," ſagte Aſchokke nach ſtillem Beſinnen mehr für ſich als zu ſeiner Umgebung, „daß der Hauptmann uns gerade in dieſem Augenblicke fehlen muß! — Iſt es darauf abgeſehen, daß er uns fehle, oder gilt es Beiden zugleich?" — Er ſchwieg eine Weile, die Hand über die Augen gelegt, in Gedanken verloren; dann ſagte er, ſich raſch erhebend: „Folgen wir einmal den Spuren, die ein liebevolles Herz in ſeiner Beſorgniß aufgefunden; ſeine Ahnung iſt ja doch immer die Lichtquelle, an welcher der Verſtand ſein dürftiges Lämplein anzündet. Du, mein Guter," richtete er ſich an Peſtalozzi, „bleibe mit deinem Troſte hier, bis ich zurückkomme."

Mit einer ſtummen Verbeugung gegen die Damen ſchritt er der Thüre zu. Nanny folgte dem Manne, auf

deſſen Antlitz der Wiederſchein eines hingebenden Eifers aufgeblüht war, mit glänzenden Blicken, bis er das Gemach verlaſſen hatte; dann ſchmiegte ſie ſich an die Freundin und ſagte mit tröſtlicher Zuverſicht: „Nun ſei nur ſtill, auch mir ſpricht es jetzt im Herzen, daß dem Böſen ein ſtarker Widerſacher gekommen iſt.“

VIII.

Es gibt Tage, deren eigentliche Beſtimmung es zu ſein ſcheint, dem Menſchen die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte im Kampfe gegen das Schickſal zum Bewußtſein zu bringen und ihn im Gefühle ſeiner Ohnmacht der Verzweiflung Preis zu geben, oder ihn zum demüthigen Vertrauen auf eine höhere Lenkung der Dinge hinzuweiſen. Ein ſolcher Tag war heute für den Abgeordneten der Bündner Patrioten angebrochen. Trotz all' der friſchen Energie, mit der er in der Morgenfrühe begonnen, das dunkle Gewebe des Unheils, das ſeine Freunde und ihn ſelbſt ſo plötzlich umgarnt, aufzulöſen, ſtand er nun am Abend nach bereits eingebrochener Dunkelheit in dumpfer Muthloſigkeit vor dem Baſelthore und ſchaute wieder nach dem Lichtſchimmer empor, der aus den Fenſtern über dem Balkone des ſtattlichen Rathsherrenhauſes brach. Er wußte, daß er dort droben mit banger Sehnſucht erwartet wurde; aber wie oft er auch ſeine Schritte langſam der Thüre zulenkte, er kehrte jedesmal wieder zurück, um nochmals zu überlegen, in welcher Weiſe er den verzweifelnden Bewohnern die Botſchaft von der Erfolgloſigkeit ſeiner letzten

Anſtrengungen überbringen ſolle. Den Tag hinüber hatte er, mehrmals von ſeinen raſtloſen Gängen zurückkehrend, ſich immer noch bemüht, Hoffnungen aufrecht zu erhalten, auf die er vielleicht ſelbſt kein allzugroßes Vertrauen ſetzte; aber jetzt — was half es, das Unvermeidliche länger zu verſchieben, mochte dieſes auch noch ſo erſchrecklich ſein!

Der Hauptmann war noch in der Nacht nach der Waadt verreist mit dem Auftrage des Direktoriums zur unverzüglichen Organiſation einiger neuer Bataillone der helvetiſchen Legionen. Es war dies der einzige Ausweg geweſen, mittelſt deſſen Rengger und ſelbſt einige Direktoren geglaubt hatten, den Freund einer drohenden Gefahr entziehen zu können. Der franzöſiſche Kommiſſär Olivier nämlich hatte die Anklage gegen ihn erhoben, er ſei mit geheimen Aufträgen der Berner Ariſtokraten an den Alt-Rathsherrn Meyer verſehen, und dieſer ſelbſt das Haupt einer längſt vorbereiteten und weit verzweigten Verſchwörung gegen die helvetiſchen Einrichtungen, von welcher der blutige Aufſtand in Nidwalden nur ein vereinzelter Ausbruch und Vorläufer künftiger Schilderhebungen geweſen ſei. Von engliſchen Geldern unterſtützt, und auch noch die von ihnen verheimlichten, frühern Staatsſchätze aufzehrend, ſuchen dieſe Verſchwörer den Fanatismus des Volkes gegenwärtig durch eine organiſirte Mörderbande auf dem Waldſtätterſee wach zu erhalten, und um ihre Plane zu decken, haben ſie ihren blutdürſtigen Söldlingen den ſagenhaften Namen des rothen Schiffers beigelegt. Ein Beweis, wie wohlvorbereitet dieſe Plane worden ſeien, liege unter Anderm darin, daß der Rathsherr Meyer ſchon

vor Monaten jenes Bild des Schiffers, das früher in einer Kapelle verborgen geweſen, auf die öffentliche Brücke habe bringen laſſen, natürlich in der bloßen Abſicht, die Erinnerung an den alten Aberglauben dadurch wieder aufzufriſchen, um denſelben alsdann zu meuteriſchen Zwecken ausbeuten zu können. Die Bekanntſchaft Franziska's mit der Braut des Hauptmannes wurde zum ſchweren Argwohn eines politiſchen Einverſtändniſſes erhoben, und nun hatte das Benehmen des Berners gegen die fränkiſchen Soldaten, ſowie manche offen von ihm gethane Aeußerung über die herrſchende Willkür und den ſchnöden Druck der Fremden plötzlich einen feſten Grund gefunden. Der biedere Rathsherr alſo, der in den neuen Landesbehörden keine vertrauten und verſorglichen Freunde beſaß, lag draußen am See als Gefangener im wohlverwahrten Thurme und ſollte mit dem nächſten Morgen vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt werden. Sein Loos konnte in dieſen Zeiten nicht zweifelhaft ſein; entging er dem Tode, ſo war ihm wenigſtens die Deportation nach einer franzöſiſchen Feſtung und die Confiscation ſeines Vermögens gewiß. Zſchokke, den vielleicht nur ſein Charakter und ſeine Stellung als Abgeordneter der Bündner vor einer Mitanklage geſchützt, hatte ſich vergebliche Mühe gegeben, dem Unglücklichen wenigſtens ein einheimiſches Gericht zu erwirken. Wie ſehr er auch von der vollſtändigen Unſchuld ſeines neuen Bekannten, deſſen einzige Schuld wohl in ſeinem großen Vermögen beſtand, in tiefſter Seele überzeugt war — es gelang ihm nicht einmal, die entſchloſſene Theilnahme ſeiner Freunde in den Be-

hörden anzuregen. „Wir haben es immerhin mit einem Ariſtokraten zu thun," lautete die achſelzuckende Antwort, und mit ſchmerzlicher Bitterkeit konnte nun Zſchokke zum erſten Male erfahren, wie tief der Parteiargwohn alle Bande einheimiſcher Zuſammengehörigkeit zerfreſſen hatte. War ja doch der harmloſe Peſtalozzi in ein ſcharfes Verhör genommen worden über ſeine Beziehungen zu dem Alt-Rathsherrn! „Unſer heutiges Geſchlecht iſt zu ſchlecht, die Idee eines freien und einig verbundenen Vaterlandes auszuführen," hatte der Zürcher Philoſoph dem Direktor Laharpe geantwortet, als dieſer ſich mißfällig über die Freundſchaft für den Ariſtokraten geäußert, „wir ſind alleſammt zu tief von dem Roſte einer unſeligen Vergangenheit angefreſſen; es iſt drum an der Zeit, daß wir ein neues Volk erziehen — das Einzige, was uns als Rettung bleibt." Ein Glück für Zſchokke und den Gefangenen war es, daß das geſtrige Abenteuer auf dem See und ſeine nachherige Beſprechung noch ein Geheimniß geblieben, ſonſt würde daſſelbe den letzten Eckſtein geliefert haben zu dem Gebäude, das die Bosheit und Leidenſchaft aus den zerſtreut herumliegenden Bauſteinen zufälliger Vorkommenheiten aufgerichtet.

In trübem Sinnen dieſe Dinge überdenkend und in unruhiger Haſt vor dem Baſelthore auf- und niedergehend, rief Zſchokke vom tiefſten Mitleide ergriffen: „Armer Vater — arme Tochter!" — Ohne daran zu denken, hatte er dieſe Worte ſo laut ausgeſprochen, daß er ſich unwillkürlich umſchaute, ob ihn Niemand behorcht haben könnte; aber heftig erſchrak er, als er im nämlichen Augen-

blicke hart neben ſich eine dunkle Geſtalt erblickte und ſich ihm eine ſchwere Hand auf die Schulter legte. „Etwas mehr Vorſicht dürfte nicht ſchaden diesmal," ſagte eine tiefe Stimme. Der ſo unerwartet Angeredete war im Begriffe, in einen lauten Ruf der Ueberraſchung auszubrechen; aber der Andere mußte dies erwartet haben und hielt ihm die Hand vor den Mund, während er in faſt drohendem Tone flüſterte: „Still, Herr, wenn Euch Euer Leben lieb iſt." Zſchokke faßte den Arm des Fremden und entgegnete all' ſeine Beſonnenheit zuſammenraffend: „Ich will aber reden, Mann, und gebe Euch die Drohung zurück; die geringſte Bewegung und Ihr ſeid ein Kind des Todes." Hiemit hatte er eine Piſtole unter dem Oberkleide hervorgezogen und ſie ſeinem Gegenüber mit geſpanntem Hahn auf die Bruſt geſetzt. Dieſer jedoch erwiderte kaltblütig: „Laßt das Spielzeug da, guter Herr, mir iſt's ſchon recht, daß Ihr mich trotz der Dunkelheit ſogleich erkannt habt — ein gutes Zeugniß für Eure Augen, mein' ich; kommet nur ein wenig bei Seit' — da an der Mauer hinauf, hier können wir nicht ungeſtört ſprechen miteinander."

„Ihr bleibt ſtehen, bis ich Auskunft habe," entgegnete Zſchokke in feſtem Tone; „ſeid Ihr Derjenige, für den Ihr Euch geſtern Abend ausgegeben, ſo iſt Euer Leben der Gerechtigkeit verfallen; doch ſoll Euer Zeugniß vorher noch ein anderes ſchuldloſes Leben vor dem Untergange retten." Der Fremde ſchwieg einen Augenblick auf dieſe Apoſtrophe, als müſſe er ſich betroffen auf einen Ausweg beſinnen; aber plötzlich packte er dann Zſchokke's Hand mit

ſolch eiſernem Griffe, daß ſie die Piſtole machtlos zu Boden fallen laſſen mußte. „Hört, junger Mann,“ tönte die tiefe Stimme dabei, „wir haben jetzt keine Zeit zu eitlem Geſchwätze. Sei ich, wer ich wolle, ſo bin ich hier, um Euch meine Hülfe zur Rettung eines Biedermannes anzubieten; aber nicht durch mein Zeugniß, wie Ihr denkt, ſondern durch die That. Mein Leben iſt auch einem ganz andern Richter anheimgegeben, als diejenigen ſind, denen Ihr thörichter Weiſe dieſen Namen beilegt.“

Es lag in dem Tone dieſer Worte eine ſo imponirende Kraft und zugleich fühlte ſich Zſchokke von ſolch unwiderſtehlicher Kraft angepackt, daß er dem Fremden wohl oder übel eine Strecke der dunklen Mauer entlang folgen mußte. Endlich blieb der Führer ſtehen und ſagte leiſe: „Hier werden wir ſicher ſein, mein Herr.“ — „Hört,“ entgegnete Zſchokke, nur mit Mühe ein beklommenes Aufathmen unterdrückend, „bevor ich ein weiteres Wort mit Euch verliere, habt Ihr mir meine vorige Frage zu beantworten. Seid Ihr der Mann, deſſen Name gegenwärtig von vielen Tauſenden nur mit Grauen genannt werden kann?“

„Wenn ich meinen Feinden Grauen einflöße, erwiderte der Andere nach einer kleinen Pauſe, „ſo geſchieht es nur einer geringen Vergeltung wegen für das Elend, das ſie über mich gebracht haben.“

„Ihr geſteht alſo, die ſchrecklichen Thaten, die dieſer Tage auf dem See geſchehen, begangen zu haben!“

„Ihr ſeid weder mein Richter, noch mein Beichtiger;

wäret Ihr aber das Eine oder Andere in gerechtem Sinne, ſo müßtet Ihr auch von Thaten ſprechen, die nicht auf dem See begangen worden. Oder habt Ihr nichts gehört von dem Morde ſchuldloſer Frauen und Kinder und nichts geſehen von den Flammen, die das letzte Obdach armer verlaſſener Waiſen verzehrt haben?"

„Ihr ſeid alſo doch ein geächteter Nidwaldner," entgegnete Zſchokke, ergriffen von dem zwiſchen Schmerz und Wildheit ſchwebenden Tone der Stimme des Fremden, „und habt Euch nun eine Rache zum Ziele geſetzt, die Euch ſelbſt in zeitliches und ewiges Verderben ſtürzen muß."

„Zu wiſſen, wer ich bin, kann Euch nichts nützen, und mein Schickſal iſt dem Himmel anheimgeſtellt. Genug, wenn ich meine Feinde bekämpfe, ſo ſoll doch ohne Noth kein Unſchuldiger meinetwegen in's Unglück kommen. Drum bin ich auch hier, um Euch meine Hülfe zur Befreiung des Rathsherrn da drüben anzubieten."

„Ihr?" erwiderte Zſchokke zögernd, „kennt Ihr denn den Rathsherrn?"

„Ich kenne ihn nur, wie ihn von jeher Jedermann gekannt hat," lautete die Antwort, „als einen wahren, gerechten Ehrenmann, der nun vielleicht auch um meinetwillen in's Elend gebracht werden ſoll. Gebt mir alſo runden Beſcheid: „Habt Ihr Muth und Willen, ihn dieſe Nacht über den See zu bringen? — Bekannte wird er wohl haben in den Ländern drinnen, in Uri oder Schwyz, die ihm alsdann weiter helfen mögen."

Zſchokke konnte ſich eines Fröſtelns nicht erwehren bei

dem Gedanken, ſich mit dem Unheimlichen zu gemeinſamer That verbinden zu ſollen. Er ſagte daher nachdenklich: „Wenn das auch der Fall ſein möchte, wie könnten wir den Gefangenen aus dem ſcharfbewachten Thurme bringen? Habt Ihr Helfer, die uns beiſtünden?“

„Dafür laßt mir die Sorge,“ entgegnete der Fremde, „und ſagt mir blos, ob Ihr nach Mitternacht, ſobald die zweite Wache aufgezogen ſein wird, Euch draußen oberhalb des Thurmes einfinden wollt. Dort werdet Ihr an der Mauer, die bis an den See hinabgeht, ein Schiffchen antreffen und das Weitere dem Schutze der Heiligen anheimſtellen.“

„Aber wie ſoll ich Euern Worten trauen,“ fragte Zſchokke, deſſen kecke Unternehmungsluſt an der entſchloſſenen Zuverſichtlichkeit des Mannes ſchon in neue Hoffnung ausgeſchlagen hatte, „und wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht ſelbſt Schlimmes im Schilde führt?“

„Ein Mann, auf den der Tod mit tauſend Augen lauert, hat nichts mit der Lüge zu ſchaffen,“ entgegnete der Andere; „von Euch ſelbſt hab' ich auch kein Verſprechen begehrt, daß Ihr mich weder verrathen, noch einem Menſchen unſer Vorhaben anvertrauen wollt.“

„Das Letztere könnt' ich auch nicht verſprechen,“ antwortete Zſchokke beſtimmt.

Die Blicke des Fremden erglänzten bei dieſen Worten wie ein falber Wetterſchein durch die Nacht und mit einem raſchen Schritte nähertretend, fragte er mit dumpfer Stimme: „Was ſoll das heißen, Herr?“

„Ich muß der Tochter des Gefangenen von unſerm Plane ſprechen und einem Freunde, der ſich heute, wie ich, vergeblich zu deſſen Gunſten verwendet hat.“

„Nun ja,“ ſagte der Andere nach einigem Beſinnen, „da mögt Ihr ſelbſt zuſehen. Sonſt kann ich mich auf Euch verlaſſen — Ihr werdet zur Stelle ſein?“

„Hier meine Hand.“

Der Fremde faßte die dargereichte Rechte mit einem Drucke, als wäre ſie zwiſchen die Klammern eines Schraubſtockes gerathen. „Alſo auf Wiederſehen nach Mitternacht,“ murmelte er und ſchritt dann raſch aber geräuſchlos wie ein Schatten der Mauer entlang aufwärts. —

Einige Stunden ſpäter glitten ebenſo geräuſchlos drei dunkle Geſtalten in der nämlichen Richtung durch die ſchweigende Nacht dahin. Die Tochter des Rathsherrn hatte mit aller Entſchiedenheit erklärt, ihr Loos nicht von demjenigen des Vaters trennen zu laſſen und mit gleicher Entſchloſſenheit beharrte auch Nanny dabei, ihre Freundin begleiten zu wollen. Zſchokke freute ſich trotz aller Einwürfe des Verſtandes innerlich dieſes Geleites, es kam ihm vor, als müſſe es geheimen Schutz und Segen gewähren, während der jammervolle Peſtalozzi ſich fügte, in dem Hauſe des Freundes zurückzubleiben und allzufrühe, gefahrdrohende Nachfragen wo möglich auf Irrwege zu leiten.

Zur bezeichneten Stelle gelangt, fanden die Drei das Schiffchen halb an's Ufer gezogen. Drunten vom Thurme her ertönte eben der Anruf des ablöſenden Poſtens, dem der raſch verhallende Schritt des abgehenden folgte. Sonſt

herrſchte lautloſe Stille, die nur von dem am flachen Geſtade ermattenden Wellenſchlage und von dem faſt hörbaren Herzſchlage der drei in banger Erwartung Harrenden unterbrochen wurde. Es mochten jedoch wenige Minuten vergangen ſein, als weiter unten die Waſſer raſch nacheinander zweimal aufplätſcherten, als wäre ein ſchwerer Stein in dieſelben geworfen worden, und ein paar Augenblicke darauf kamen flüchtige Schritte gegen die Mauer heran. „Er iſt es," rief Franziska mit erſtickender Stimme — „gnadenreiche Jungfrau — ich kenne ihn am Gange." Zſchokke wollte der um die Mauerecke Hervorſtürzenden den Weg vertreten, da in der Finſterniß ebenſowohl der Verrath als die Liebe nahen konnte; aber er kam zu ſpät und einen Augenblick darauf hatte Franziska ſchon in lautes Schluchzen ausbrechend die Arme um eine dunkle Geſtalt geſchlungen.

„Meine Kinder, mein Freund," ſagte der Vater erſchüttert, „iſt es ein Traum, der mich höhnen will!"

„Um Gottes willen zu Schiffe," rief Zſchokke, indem er Franziska's Freundin, die ſich zitternd an ihn geſchmiegt, in das Boot trug und die beiden Andern nach ſich zog; „eilt, ſonſt ſind wir verloren." Die Mahnung ſchien in der That nicht überflüſſig zu ſein, denn vom Thurme her wurde plötzlich eine laute Stimme gehört, die wie eine ziſchende Schlange in Zſchokke's Ohren drang. Es war deutlich erkennbar die Stimme Oliviers, die zwei raſch folgende Rufe ausgeſtoßen und dann wieder verſtummte. —

Die Ruder tauchten in's Waſſer und das Schiffchen

flog auf die dunkle Fläche hinaus. Noch einmal ertönte am Ufer die Stimme, aber leiſer als zuvor und mühſam, als hätte ſie nur mit Gewalt aus der Bruſt zu dringen vermocht. In dem Schiffchen ſelbſt war es ſtille, wie im Kahne Charons, des Todtenführers, bis endlich Zſchokke flüſterte: „Nun mögen wir wenigſtens ſoweit ſicher ſein, daß vom Geſtade aus uns keine Kugel mehr erreichen kann.“

„Mir iſt's jetzt noch, als ob ich im Traume läge,“ erwiderte der Rathsherr; „ſagt mir um des Himmels willen, wie all' das gekommen, was man von mir gewollt, und wer mich aus dem Thurme geführt, daß ich mich von der Wirklichkeit überzeugen kann!“

„Habt Ihr Euern Führer nicht erkannt?“

„Nein; er ſagte mir blos, er handle im Auftrage mächtiger Freunde, von denen ich Einen drüben am Ende der Mauer antreffen werde.“

„Und die fränkiſchen Wachtpoſten?“

„Ich habe ſie kaum einige Minuten bevor mein Gemach ſich öffnete, wechſeln gehört; aber geſehen hab' ich keinen.“

„Dann will ich den Namen des Retters auch nicht nennen, bevor es Tag geworden,“ ſagte Zſchokke leiſe; „weiß ich doch ſelbſt nicht, wer und was er iſt, Engel oder Dämon.“ —

Die Fahrt ging wieder raſch und ſchweigſam weiter, ohne daß die Flüchtigen irgend ein Begegniß beunruhigt hätte. Nur ſchien ſich hin und wieder ein Geräuſch vernehmen zu laſſen, als ob ihnen ein Schifflein bald nach-

folge, bald zur Seite an ihnen vorbeifahre. Erſt als ſie im Morgengrauen bei Gerſau an's Land zu ſteigen im Begriffe waren, glitt ein Kahn an ihnen vorüber, deſſen Fährmann ein kleines Bündelchen in's Schiffchen warf. „Nehmt das zum Andenken an den rothen Schiffer," rief er, „es iſt das letzte von ihm."

Zſchokke hob das Geſchenk in die Höhe. Es war ein kleines Päcklein, um welches eine zerknitterte Schärpe gewickelt war, wie ſie die Kommiſſäre zu tragen pflegten. —

Schon am folgenden Vormittage liefen in Luzern allerlei ſeltſame und verworrene Gerüchte um. Die Wache, welche gegen Morgen zur Ablöſung nach dem Thurme am See marſchirt war, hatte den Poſten leer gefunden, und bald zeigte ſich's auch, daß der Gefangene verſchwunden war. Aber nach Hauſe war dieſer nicht zurückgekehrt; vielmehr hieß es dort, daß auch das Fräulein ſammt ſeiner Freundin heimlicherweiſe verſchwunden ſei, und ebenſo wenig hatte ſich der Kommiſſär Olivier mehr im Hauſe gezeigt. Wie dies zuſammenhängen mochte, deutete der geöffnete Schrank, in welchem der Rathsherr ſonſt ſeine Werthpapiere verwahrte. Dieſe waren nicht mehr zu finden, und nun hieß es bald, Franziska werde den Kommiſſär beſtochen haben, daß er dem Vater das Gefängniß geöffnet und dann mit den Flüchtigen ſelbſt entflohen ſei.

Lange konnten ſich ſolche Vermuthungen und Combinationen freilich nicht halten; denn noch vor Abend wurde nicht nur die Leiche der verſchwundenen Schildwache, ſondern auch diejenige des Kommiſſärs unweit des

Thurmes aus dem Waſſer gezogen. Ein dunkler Streifen am Halſe Oliviers zeigte deutlich, daß er erdroſſelt worden war, und nun wurde auch von jedem Munde wieder ſchreckenvoll der rothe Schiffer genannt. Aber in welcher Verbindung ſtand der Furchtbare mit dem entflohenen Rathsherrn? Waren die Anklagen des verunglückten Kommiſſärs über ein geheimes Einverſtändniß doch nicht unbegründet geweſen? — Dieſe Fragen beſchäftigten ſelbſt die helvetiſchen Behörden auf's Lebhafteſte, bis ein Briefchen Zſchokke's an Peſtalozzi einigen Aufſchluß gab. Dieſes war von Schwyz aus datirt und meldete, daß der Rathsherr ſammt ſeiner Tochter ſich bereits in Lindau bei dem Bräutigam der letztern in Sicherheit befinde. „Ueber die Abſichten des Kommiſſärs Olivier," hieß es weiter, „haben einige Notizen ſeines Taſchenbuches, das uns in die Hände fiel, theilweiſen Aufſchluß gegeben. Die abgebrochene Kapelle, in welcher ſich das Bild des rothen Schiffers urſprünglich befunden, beſaß ein bedeutendes Stiftungsgut, das aber im Laufe der Zeit ausſchließlich von der Meyerſchen Familie ausgegangen war. Dieſer beabſichtigte der Rathsherr daſſelbe auch zu erhalten, und wußte deshalb ſämmtliche bezügliche Urkunden in ſeine Verwahrung zu bringen. Der auf Erpreſſungen jeder Art erpichte Franzoſe mußte davon Wind bekommen haben, und das war der Grund, warum er ſich unter dem Scheine beſondern Wohlwollens im Hauſe des Rathsherrn einquartirte. Hatte er Alles genau ausgekundſchaftet, ſo war dann durch eine Anklage gegen den getäuſchten Gaſtfreund ein goldener Fang zu

thun. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß die Ankunft des unbequemen Berner Hauptmannes den Ausführungsverſuch des ſchurkiſchen Planes beſchleunigen half; wer jedoch derjenige iſt, der dieſen Plan auf immer vereitelt — ich weiß nur ſoviel, daß uns die Schärpe des Kommiſſärs, in welche ſein Taſchenbuch eingewickelt war, als ein Andenken an den rothen Schiffer übermacht wurde. Daß aber von dieſem auch dem Rathsherrn nicht mehr bekannt iſt, als mir und euch in Luzern, dafür kann ich mit meinem Gewiſſen einſtehen." —

Dieſer Vorgang war der letzte, mit dem der Name des geheimnißvollen und furchtbaren Rächers eines zur Verzweiflung getriebenen Volkes in Verbindung gebracht wurde. In dem vielbewegten Wellenſchlage der Zeitereigniſſe wurde ſelbſt die Erinnerung an den rothen Schiffer in den Hintergrund gedrängt, und auch der Berner Hauptmann mochte ſchon lange nicht mehr an denſelben gedacht haben, als ihn nach Jahren ein Brieflein Zſchokke's nach dem ſtillen Schloſſe Biberſtein im Aargau einlud: „Erinnerſt Du Dich noch, alter Freund," hieß es unter Anderm, „wie Du einſt das zweite Geſicht belächelt, von dem ich Dir am verhängnißvollen Tage unſerer Ankunft in Luzern erzählt habe? Beeile Dich, daß Du übermorgen hier biſt und Du wirſt den Anfang der Erfüllung deſſelben mitfeiern, indem Du mich mit dem blonden Engel vom Balkone des Luzerner Raths-

herrnhauſes zum Altare führen ſollſt. Mit Ausnahme des rothen Schiffers werden hoffentlich alle Bekannten, die in jenen Tagen mit uns waren, in der ſchönſten Stunde meines Lebens um mich verſammelt ſein. Behaglich iſt's, im ſichern Hafen der durchlebten Stürme zu gedenken." —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Neue Schweizerbilder.

J. J. Frey.

(Gezeichnet nach der einzigen den Dichter auf dem Todtenbette darstellenden Photographie.)

Neue Schweizerbilder.

Erzählungen

von

Jacob Frey,

Verfasser von „Zwischen Jura und Alpen", „Die Marie von Holligen", „Schweizerbilder".

Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers.

Bern.
Verlag von Georg Frobeen & Cie.
1877.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensis

Jacob Frey.

Nein! ohne letzten Gruß der Poesie
Sollst Du, o Freund, hier nicht gebettet werden! —
Die Deinem düstern Leben Glanz verlieh,
Die Dich gestählt bei Mühen und Beschwerden,
Die Dir am schwülen Tage Kühlung wehte,
Und Dir im Frost der Nächte Wärme gab,
Zu der Dein Herz in heißem Ringen flehte —
Sie tritt — den Dichter ehrend — an Dein Grab.

Doch — göttlich wie sie ist, kann sie nicht zagen,
Kann nicht, wie wir, in dumpfem Schmerz vergeh'n.
Ernst ruft sie Allen zu: Laßt Eure Klagen!
Zwar — diesen werdet Ihr nicht wiederseh'n,
Er wird nicht mehr in Eurem Kreise weilen;
Zu andern Lebenskreisen riß ihn fort
Die Kraft, die nichts im Raum läßt müssig weilen
Und Jedes endlich bringt an seinen Ort.

O, gönnet ihm die eng gefügte Klause!
Den milden Augen thut so wohl die Nacht.
Im weiten offenen Feld, im Sturmgesause
Hat er als treuer Streiter lang gewacht.
Nun liegt er ja, nicht ferne den Gefilden,
Die er im Leben gern und schön besang,
Wo einst von allen seinen Kunstgebilden
Das lebensvollste seinem Haupt entsprang. *)

* Die Waise von Holligen.

So laßt ihn schlafen hier im Friedensgarten!
Und wenn der Frühling zieht herein in's Land
Und diese Schollen hier, die winterharten,
Mit Gras und Blumen schmückt aus voller Hand,
O! dann erweckt in Eurem Herzen wieder
Den Dichter, der Euch Frühlingsgaben bot,
Lauscht seinen Sagen, singet seine Lieder,
Bekränzt sein Bild und sprecht: Er ist nicht tot

Er lebt und wird mit Geistesschritten wallen
Durch seine lieben, trauten Schweizergauen,
Wir werden hören süßen Sang erschallen,
Wir werden seines Wandelns Spuren schauen.
Er lebt! und darum soll die Klage schweigen.
Vollbringen wir die letzte, schöne Pflicht:
Legt auf den Sarg den Kranz von Lorbeerzweigen:
Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht!

Diese Worte sprach der Dichter J. V. Widmann in Bern am Grabe eines Mannes, dessen Leben und Wirken wir hier in nur kurzen Zügen zu schildern versuchen wollen. Es mag dieses Vorgehen seine Begründung darin finden, daß sich — ganz abgesehen von dem bis jetzt nicht ausreichend gesammelten und gesichteten Material — der Grabhügel des Todten noch zu wenig gesenkt hat, als daß ein klares Bild von dem Leben und Streben des Dichters zu erwarten stände.

Jacob Frey wurde den 13. Mai 1824 im Dorfe Gontenschwyl im Kanton Aargau als Sohn einfacher Landleute geboren. Der Vater war ein Mann von schlichtem, ruhigem Wesen, die Mutter eine Frau voll tiefen und sinnigen Geistes; und wenn sich alle ihre

geistigen Vorzüge im Sohne wiederfanden, so ist es wohl nicht umsonst, daß ihm das Bild dieser einfachen und stillen Frau bis in seine letzten Tage die liebste Erinnerung aus der Jugendzeit war. Dem Einflusse dieser Mutter, die noch im 45. Jahre ihres Lebens schreiben lernte, da sie in ihrer Jugendzeit nie dazu Gelegenheit gefunden, hatte es Frey zu danken, daß er nach der Gemeindeschule seines Heimatdorfes die Bezirksschule in Reinach besuchen konnte, wo er sich eben so sehr durch Talent, als durch eisernen Fleiß auszeichnete.

1840 trat er in's Gymnasium zu Aarau ein, wo namentlich der bekannte Germanist Rochholz ihn auf geschichts-philosophische und philologische Studien hinleukte. Im Herbst 1844 bezog er die Universität Tübingen, 1845/46 ging er nach München, 1846/47 und 1847/48 wieder nach Tübingen, wo besonders der Aesthetiker Vischer von hervorragendem Einflusse auf ihn war. 1848 finden wir Frey in Zürich und dann noch einmal in Tübingen, wo er doktorirte. Diese seine Studien waren freilich vielfach unterbrochen worden, besonders durch den Sonderbundskrieg, den er als Freiwilliger mitmachte. Nach diesem Feldzuge bereitete sich Frey auf eine akademische Laufbahn an der eidgenössischen Hochschule vor, deren Schöpfung eines der ersten Werke des neuen Bundes sein sollte, die aber trotz den Bemühungen der besten Männer der Schweiz bis auf den heutigen Tag nicht zu Stande gekommen ist.

So kehrte denn Frey 1850 von Tübingen in die Heimat zurück, wo er einige Zeit später die Redaktion des von Heinrich Zschokke gegründeten „Schweizerboten" in Aarau (1851) übernahm. Im Jahr 1855 von seiner Heimatgemeinde in den Großen Rath des Kantons Aargau und von diesem sofort zu seinem Sekretär gewählt, schien sich ihm eine erfolgreiche politische Laufbahn aufzuthun, die aber dem Dichter so wenig zusagte, daß er bald den Staatsdienst verließ und sich nach Bern wandte, wo er von 1856—61 die Redaktion der „Berner-Zeitung" führte.

Indessen war im Jahre 1858 bei J. J. Weber in Leipzig die erste Sammlung von Frey's Erzählungen unter dem Titel „Zwischen Jura und Alpen" erschienen. Unter diesen Erzählungen ragen namentlich hervor: „Eine Dorfehe" (1852 erschienen), „Kinderfegen" (1856), „Blond-Röschen" (1852), „der arme Schwingerkönig" (1858), „der Statthalter" (1853) und „die graue Dohle" (1852). Die überaus warme Aufnahme, die diese Erzählungen sowohl bei der schweizerischen, als auch bei der deutschen Presse fanden, ermuthigten Frey, die ihm lästig gewordene Redaktion der politischen „Berner-Zeitung" niederzulegen und die Leitung der bei Krüsi in Basel erscheinenden „Schweizerischen Illustrirten Zeitung" zu übernehmen. Wenn der Dichter aber bei diesem Schritte gehofft hatte, fortan mehr Muße für seine literarischen Arbeiten zu gewinnen, so sah er sich darin bitter getäuscht. Seine mißlichen ökonomischen Verhältnisse zwangen ihn, viel

zu schreiben: So entstanden in jener Zeit verschiedene groß angelegte historische Erzählungen, die aber nicht die künstlerische Höhe verschiedener Schöpfungen in „Zwischen Jura und Alpen" erreichten, und die Frey aus diesem Grunde später umzuarbeiten gedachte, woran ihn freilich der Tod verhinderte. Wir nennen hier bloß den „Reiter von Bremgarten", das Seitenstück zu dem historischen Roman „die Waise von Holligen", die 1858 in den „Unterhaltungsblättern" und 1863 bei Krüsi in Basel in Buchform erschien. „Die Waise von Holligen" ist zweifelsohne der beste historische Roman, den die schweizerische Literatur aufzuweisen hat*) und jedenfalls auch das bekannteste Werk Frey's. Dieser Roman war der würdige Vorläufer der „Schweizerbilder", die 1864 bei Sauerländer in Aarau erschienen, eine Sammlung von Erzählungen, die größtentheils in den Jahren 1856—60 entstanden waren. Noch weit mehr als „Zwischen Jura und Alpen" ernteten diese Schöpfungen das ungetheilte Lob der Kritiker des In- und Auslandes. So sagt z. B. Friedrich von Tschudi, der Autor des „Thierlebens der Alpenwelt": „Der Verfasser liefert wahrhafte Meisterwerke, wo er, im wirklichen Hochgebirgsleben stehend, die vorhandenen sozialen Verhältnisse zur Grundlage nimmt, die Naturereignisse als Staffage und ihre Wechselwirkungen mit dem Menschen-

*) Prutz sagt im „Deutschen Museum": „Alles in Allem, diese Waise ist eine der besten geschichtlichen Erzählungen, welche wir besitzen."

leben als Ausgangspunkte seiner „Erzählungen aus der Heimat" benutzt. Hier ist er in seiner Heimat durch und durch, hier ist er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menschenart und Menschenherzen ganz, hier entfaltet sich die Seelenzeichnung zu bewundernswerther Kraft, hier gewinnt selbst der Styl eine tadellose Vollendung. Mehr romantischen Tones tritt mit diesen großen Vorzügen „Das Schwerterbe" auf; psychologisch ist „Das Vaterhaus", ein Kabinetsstück; doch das Vollendetste: „Der Alpenwald". Mit dieser Dorfgeschichte — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literarischen Genre's zu gebrauchen — steht Jacob Frey auf vollkommen gleicher Höhe mit den gefeiertsten Koryphäen dieser Richtung."

In Basel entstand 1863 die erste Erzählung des vorliegenden Bändchens „Der Verbrecher in Gedanken" und 1865 in Bern — wohin Frey von Basel sich zur Uebernahme der Redaktion der illustrirten Monatshefte „Die Schweiz" gewendet hatte — „Im Lande der Freiheit" (siehe Seite 165 dieses Bandes). Ebenfalls in Bern wurde das zweibändige, geographisch-geschichtliche Werk „Das Schweizerland in Bild und Wort" (Verlag von Krüsi in Basel) vollendet.

Von 1868 an wohnte Frey in der Nähe von Aarau auf dem stillen „Landenhofe". Er lebte hier in spärlichem Verkehre mit wenigen Freunden, unter denen ihm der Dichter Eduard Dößekel besonders nahe stand, und beschränkte sich im Uebrigen ganz auf den Kreis seiner Familie. Der während des Aufenthaltes in

Vorn erlittene Verlust des einzigen Töchterchens, den er nie mehr verschmerzen konnte, hatte ihn noch stiller und zurückhaltender werden lassen, als es sonst schon in seiner Natur lag. Obwohl vielfach, wie schon in frühern Jahren, durch schmerzhafte Krankheiten an's Lager gefesselt und verschiedene Male dem Tode nahe, schrieb er doch in dieser Einsamkeit eine Reihe von Erzählungen, kulturhistorischen und literarhistorischen Arbeiten, die zum Besten gehören, was er geschaffen hat; zwei kleinere dieser Erzählungen finden sich in dem vorliegenden Bändchen: „die Abendglocke" und „der letzte Hirt im Dorfe". „Der letzte Hirt im Dorfe" ist überhaupt Frey's letzte Erzählung. Die „Abendglocke" verdankt ihre Entstehung einem wunderlichen Vorfalle: Der Stadtrath von Aarau hatte das Läuten der Abendglocke abgeschafft, wogegen sich aber ein Theil der Bürgerschaft in einer Petition verwahrte. Die Behörde legte jedoch dieses Gesuch ad acta und so wäre die Abendglocke wohl für immer verstummt geblieben, wenn nicht Frey durch seine Erzählung die Frage wieder in Fluß gebracht und dadurch den Abendglockenfreunden eine willkommene Unterstützung geboten hätte. Die Novelle gab der Agitation auf's Neue eine so lebendige

---

Anmerkung. Von den noch nicht gesammelten Erzählungen, die bei einer Gesammtausgabe in's Auge gefaßt werden sollen, erwähnen wir: „Der Freiheitsbaum", „Zweierlei Urkunden", „Die feindlichen Dörfer", „Heimkehr", „Ein seltsames Handgeld", „Drei Freunde", „Es lebe der Tell", die in verschiedenen schweiz. Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen

Anregung, daß der Stadtrath sich genöthigt sah, die Gemeinde zu versammeln, um dieser nun die Frage zur Entscheidung vorzulegen; die Versammlung setzte dann auch die Abendglocke wieder in ihr volles Recht ein.

Ende 1874 ging der Dichter noch einmal nach Bern zurück, wo er bis zu seinem Tode die Redaktion des „Sonntagsblatt des Bund" führte, da es ihm bei seinen gedrückten finanziellen Verhältnissen nicht möglich war, nur vom Ertrage der Feder zu leben. Im Dezember 1875 mußte Frey das Krankenlager aufsuchen, auf das ihn eine Pulsadergeschwulst warf, an der er schon mehrere Jahre gelitten. Trotz der aufopferndsten Pflege von Seiten seiner Gattin und der sorgsamsten Behandlung durch seinen trefflichen Freund, den bekannten Novellisten Dr. R. O. Ziegler, starb er unerwartet rasch am Morgen des 30. Dezember 1875.

Mit ihm ging ein Dichterleben zu Ende, das nichts war, als eine ununterbrochene Kette von Mühe und Arbeit. Im harten Kampfe um das tägliche Brot und oft mitten in der Arbeit von schwerer Krankheit überrascht, hatte er noch den Schmerz, ein literarisches Unternehmen der Schweiz nach dem andern zu Grabe getragen zu sehen.

---

sind; von kulturgeschichtlichen und literar-historischen Arbeiten hatten besondere Wirkung „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter", „Klopstock in der Schweiz" und „Ein Blick auf unsere Literatur-Zustände" u. s. w. In letzterer Arbeit legte Frey die betrübenden literarischen Verhältnisse unseres Landes dar, unter denen er wie vielleicht kein zweiter zu leiden hatte.

Jacob Frey ist unbestritten mit Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller der bedeutendste schweizerische Dichter unseres Jahrhunderts. Wenn er auch, wie Robert Weber in seiner „Nationalliteratur der deutschen Schweiz" sagt, namentlich dem letztern an plastischer Kraft, urwüchsiger Phantasie und realistischem Humor nachsteht, so übertrifft er beide an schöner Menschlichkeit, an Seele, an künstlerischer Technik und bisweilen selbst in jenem maßvollen, knappen Styl, der uns gerade in dem, was er verschweigt, den Meister offenbart.*) Namentlich aber zeichnet ihn vor diesen beiden ein großer historischer Sinn aus, der mit einem glühenden Patriotismus Hand in Hand geht. Doch mag leider gerade dieser Patriotismus mit ein Grund gewesen sein, daß Frey's Schöpfungen außerhalb der Schweiz wenig bekannt geworden sind. Schließen wir diesen Abriß mit den Worten des oben genannten Literarhistorikers: „Frey's Novellen und Dorfgeschichten zeichnen sich im Ganzen aus durch eine feine und tiefe Charakteristik, durch kernhafte Gesinnung, durch Einfachheit und Wahrheit der Erfindung, durch maß- und taktvolle Verwendung der Stoffe, durch Sauberkeit und Wärme der Ausführung, sowie endlich durch eine musterhafte Beherrschung der Sprache. Der Dichter entwirft oft in einem kleinen Rahmen ergreifende und bisweilen erschütternde Seelengemälde. Etwas Patho-

*) Siehe „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz". III. Band, Seite 292.

logisches hängt ihm insofern an, als er nicht selten über seine Schöpfungen den trüben Schleier der Wehmuth wirft, wie zum Zeichen, daß sein Herz traure über die Herbe des Geschicks, das seine Feder schildert; aber dieser düstere Ton, wo er in die Stimmung des ganzen Gemäldes eingeht, erhöht oft nur noch die Wahrheit des Bildes, wie die Göttergestalten der alten griechischen Meister, deren Antlitz auch ein wehmüthig ernster Zug leise umschwimmt (als trauerten sie über das allmächtige Schicksal, dem selbst die Götter unterworfen sind) gerade durch diesen sanften Ernst den Sterblichen heilig und verehrungswürdig erscheinen."

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort	Seite V
Verbrecher in Gedanken	1
Der letzte Hirt im Dorfe	97
Die Abendglocke	115
Im Lande der Freiheit	165

Verbrecher in Gedanken.

I.

Der Föhn, der ungestüme Frühlingsbote unserer Hochgebirge, fuhr mit dröhnendem Brausen um die Felsenhörner und durch die Schründe des Albula, die starren Schneelager und Gletscherränder mit seinen heißen Sturmwellen schmelzend. Vor seinen Gewaltstößen duckte sich der Adler im Horste, und die Gemse suchte hinter schützenden Felshängen ein Asyl, um nicht in jähe Abgründe geschleudert zu werden. Der scheue Berghase flüchtete aus seinem Lager unter der zusammenkrachenden Schirmtanne, und nur das Murmelthier, tief unter'm Boden geborgen, horchte mit träumerischem Auferstehungsbehagen dem wilden Kampflärme der Elemente zu.

Diesen Kampf, von dessen Großartigkeit und Schrecknissen sich der Bewohner milder Thalgelände keine Vorstellung zu machen vermag, schien auch ein junger Mann nicht zu fürchten, der — es war an einem Apriltage des Jahres 1788 — von dem Engadiner Dorfe Ponte den steilen Pfad nach der Höhe des Albulapasses hinanstieg. Zwar mußte er sich oft genug mit beiden Händen auf seinen eisenbeschlagenen Bergstock stützen, um

einem anſauſenden Windſtoße Trotz zu bieten; war aber der erſte Anprall gebrochen, und fuhr der Sturm, gleichſam erbost über den ſiegreichen Widerſtand des waghalſigen Menſchenkindes, mit ſchrillem Pfeifen in die Kronen der Arven, die hier den Abhang des Gebirges noch mit einem breiten Waldgürtel umſäumen, ſo ſchritt der Wanderer feſten Fußes wieder weiter, während auf ſeinem Geſichte ein Ausdruck ſtolzen Spottes über den ohnmächtigen Grimm der Elemente hinzugleiten ſchien. Freilich war es auch ſonſt ſchon ein ſtolzes Geſicht, mit den feingebildeten, aber kräftigen Formen und dem großen, dunklen Augenpaare, das zwar wohl im Einklange ſtand mit der ſchlanken, hohen Geſtalt, doch nicht mit der unanſehnlichen Bekleidung derſelben. Dieſe war diejenige des ärmern Schafhirten und Sennen jener Gegenden; ein dunkler Mantel, welcher bis über die rauhe Lederhoſe hinunterfiel, unförmliche, faſt hufartige, mit ſtarken Eiſen beſchlagene Schuhe und ein ſchwarzer, grober Filzhut. Gewiß hatte dieſer ſchon manchen Schnee- und Regenſturm erfahren, und ſeine Ränder waren trübſelig zuſammengeknittert; aber drunter hervor quoll eine ſolche Fülle braunen Kraushaares, daß es ungeſcheut mit der Wolle des Bergamaskerſchafes, das auf den Engadiner Gebirgen weidet, wetteifern konnte.

Doch bei aller jugendlichen Kraft des einſamen Berggängers war die Wanderung durch die mit mächtigen Felstrümmern und Eisblöcken bedeckte Einöde eine mühevolle und ſollte bald noch mühegoller werden;

denn von beiden Seiten begannen die Schneewasser von den Höhen niederzurauschen und sich den steinigen Weg zu ihrem Bette zu wählen. Zwar konnten dieselben noch keine bedeutliche Sturzkraft haben; aber der Wanderer mußte stellenweise schon eine kniehohe, Geröll und Sand treibende Schlammfluth durchwaten, und erfreut athmete er auf, als er endlich das einsam gelegene Paßhaus am Weißenstein erblickte.

Thür und Fensterladen des Hauses lagen fest in ihren Angeln, um dem Föhne jeden Eingang zu verwehren, und der Fremde mußte mehrere Male klopfen und rufen, bevor sich neben der Thüre eine kleine Luke öffnete. Unter derselben erschien ein struppiges, verschlafenes Gesicht, das sich erst an die Tageshelle da draußen gewöhnen mußte, bevor es die Gegenstände genauer unterscheiden konnte. „Eh, zum Teufel, wie kommst du hieher," rief dann der aus seiner Ruhe gestörte Winterhüter des Paßhauses, „doch nicht über den Berg bei diesem Höllenwetter?"

„Und warum nicht?" erwiderte der Fremde; „doch öffnet nur einmal Euern Dachsbau . . . ich bin hungrig und müde."

„Hungrig?" brummte der Hüter; „ja, da kommst du bei mir zum Rechten, wo ein paar faustgroße Käslein für den ganzen Winter ausreichen sollen . . . zum Teufel auch!"

Trotz dieses unfreundlichen Gebrummes wurde der Riegel zurückgeschoben, und der Fremde trat, die Thüre gegen den andringenden Wind rasch wieder hinter sich

zuſtoßend, in das Haus hinein. In der tiefen Finſterniß, die in dem feſtverſchloſſenen Raume herrſchte, mußte er jedoch ſtehen bleiben, bis der Führer einen Föhrenſpan angezündet und in einen an der Wand angebrachten Ring geſteckt hatte. „Ich glaube, Ihr habt einen geſunden Schlaf gehabt," ſagte er dann, auf das mit Fellen bedeckte Moosbett neben dem mächtigen Ofen deutend; „draußen würdet Ihr ſchon munter werden!"

„Was ſollt' ich anderes thun, wenn man die Naſe nicht aus dem Baue hervorſtrecken darf," entgegnete der Hüter, bei dem genauern Anblick des kräftigen Fremden etwas höflicher werdend; „das wäre ja ſonſt eine Ewigkeit ſo allein den ganzen Winter."

„Könnt Ihr mir einen Schluck Enzian und ein Stücklein Käſe geben?"

Der Hüter verzog ſein ohnehin widerwärtiges Geſicht griesgrämig. „Hört," ſagte er endlich, „wenn Ihr nicht ein armer Teufel wäret, allem Anſchein nach wie ich einer bin, ſo würde ich Euch rathen, Euern Appetit noch ein Stück weiter zu tragen, nach Bergün hinunter; denn ich habe kaum ſelbſt das Nothwendigſte zu beißen und zu brechen."

„Nun," erwiderte der Fremde, „was ich verzehre, werde ich auch bezahlen; hoffentlich wird Euch Euer Meiſter nicht ohne die nöthigen Vorräthe zur Winterhut hier oben laſſen."

„Oh, oh, mein' Meiſter ... das iſt der ärgſte Filzteufel im ganzen Bergrevier." Mit dieſen Worten holte der Hüter aus einem Schranke ein Stücklein Käſe

von der Größe einer Baumnuß hervor und goß in ein Gläschen etwa einen Fingerhut voll von der verlangten Flüssigkeit.

„Na," lachte der Fremde, „wenn Ihr so knapp theilen müßt, da muß es schlimm stehen; wem gehört denn das Haus?"

„Einem Kerl, dessen Geldsäcke Ihr nicht einen Fuß hoch vom Boden heben würdet, trotzdem Ihr richtige Knochen zu haben scheint. Hubler heißt er, in Bergün drunten. Ihr werdet sein Haus rechts ab vom Wege sehen, bevor Ihr in's Dorf kommt — es ist das größte und reichste im ganzen Bergthal."

„Aber warum bleibt Ihr denn in seinem Dienste, wenn er ein solcher Menschenschinder ist?"

„Nu — na," machte der Hüter; „die Andern sind eben auch nicht viel besser; sie meinen Alle, wir armen Teufel seien nur in die Welt gekommen, um geschunden zu werden."

Der Fremde nickte finster Beifall. „Davon weiß man anderswo auch ein Liedlein zu singen," sagte er, zum Beispiel bei mir daheim, im Münsterthal drüben. Drum will ich einmal sehen, wie es über den Bergen aussieht."

„Ja — wo denn?"

„In Hispanien drinnen, wo man Leute unseres Schlages brauchen kann, wie man mir sagt. Ich bin auf dem Wege zum Hauptmann von Salis, nach Chur hinunter."

„Ah . . . ah, Ihr wollt Soldat werden!"

„Gewiß; und es wäre wohl auch für Euch das Beſte, wenn es ſo ſteht mit den Meiſterleuten hier herum. Groß und ſtark genug wäret Ihr dazu, wie ich denke.“

Der Hüter verzog ſein Geſicht zu einem grinſenden Lachen. „Na . . . nein,“ rief er dann, „da mag ich nicht mithalten; was ich ſchon gehört hab' vom Soldatenleben, macht mir keine Luſt dazu. Zwar juckt mich's manchmal ſchon in den Fäuſten, daß ich auch ohne Säbel ein paar Köpfe einſchlagen möcht'; aber jeden Augenblick zu marſchiren und ſich zu ſtrapiziren . . . nein, da will ich lieber meine Ruh' haben. Im Sommer, auf der Alp, können einem die Biſſen auch nicht ſo knapp zugezählt werden und eine ſchöne Weil' bleibt einem doch noch, um ſo hübſch an der Sonne zu liegen.“

„Und im Winter geht das auch ohne Sonne,“ ſagte der Fremde mit einem ſpöttiſchen Kräuſeln ſeiner Lippen; „ſo ſechs volle Monate ſind eine ſchöne Zeit für einen Ofendachs. Was bin ich ſchuldig?“

„Oh, zum Geben wirſt du wohl nicht zu viel haben,“ entgegnete der Hüter, über den Treff wieder in ſeine brummige Unhöflichkeit zurückfallend; „am Ende vermag ich dir's noch zu ſchenken.“

„Ich will nichts geſchenkt haben,“ erwiderte der Fremde, legte etwas kleine Münze auf den Tiſch und ſchritt wieder in den noch immer forttobenden Sturm hinaus.

Von hier ab wendete ſich der Weg auf der nördlichen Abdachung des Gebirges abwärts, einem von weid- und waldreichen Bergen umſchloſſenen Keſſelthale zu, in welchem das Dorf Bergün liegt. Auf dieſer Seite war der von Süden herbrauſende Sturm weniger heftig, da ſeine Gewalt durch den höher gelegenen Gebirgskamm gebrochen wurde; dafür kamen mit um ſo größerer Gewalt die Waſſer aus den tief eingeſchnittenen Klüften hervorgeſchoſſen. Die junge Albula, die eine Strecke weit neben dem Bergpfade niedergerauſcht, hatte ihr Bett ſchon mit einer wildtobenden Fluth angefüllt, und bereits gab es einzelne Stellen, über die der Wanderer nur mit einem kecken Sprunge wegſetzen konnte. Wie mußte es erſt drunten im Thale werden, wo die Waſſer von allen Höhen herab zuſammenſchwollen! — Der angehende Soldat blieb eine Weile ſtehen, betrachtete die vielen ſich ſchon füllenden Rinnſale und ſagte dann beſorgt vor ſich hin: „Wie wird es aber auch daheim ausſehen! Ich wollt', ich hätte noch zwei Tage abgewartet, denn Hülfe mag an vielen Orten noth thun!“ — Die Worte waren kaum ausgeſprochen, als vom Thal herauf der Schall einer Sturmglocke erklang, zum Zeichen daß auch hier Hülfe von nöthen ſei. Einen Augenblick nur horchte der Wanderer; dann fing er an, in gewandtem Sprunge den Bergpfad abwärts zu laufen.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während welcher die Glocke immer banger und angſtvoller heraufſchallte, bog der Weg um einen breiten Felſenvorſprung

und jetzt lag das Dorf unmittelbar zu den Füßen. Der Tag begann bereits zu sinken; aber welch' ein Bild bot die sonst so stille Abendlandschaft dar! Zwischen den zunächst am Fuße des Berges liegenden Häusern und dem übrigen Dorfe wälzte sich ein dunkler brüllender Strom dahin, mit entwurzelten Baumstämmen, zertrümmerten Schindeldächern und anderm Holzwerke bedeckt. Einzelne Häuser befanden sich bereits im Bereiche des sich immer mehr ausbreitenden Strombettes. Hüben und drüben standen die Dorfbewohner, die einen ihr Vieh und ihre Habe flüchtend, die andern mit Hacken und Stangen gegen die tobende Runse um ihre schon ergriffene Beute ringend, alle jammernd, schreiend und einander durch das Tosen der Wasser und das Krachen des zusammenschlagenden Trümmerwerkes zurufend. Allen Lärm jedoch übertönte das markerschütternde Gebrüll des geängstigten Viehes, das zum Theil herrenlos hier- und dorthin irrte. Der Fremde überschaute, tief Athem holend und mit dem Mantel den Schweiß von der Stirne trocknend, den wilden Verwüstungsgräuel. Zunächst zur Rechten stand ein stattliches Haus mit getünchtem Mauerwerke, bereits von allen Seiten bis an die erste Fensterreihe von der wirbelnden Fluth umbraust. Das muß das Haus des Hublers sein, dachte er und erinnerte sich zugleich an das, was der Hüter auf dem Weißenstein von dem Geize des Besitzers gesagt hatte; aber er sah auch, wie die helfenden Männer zu beiden Seiten des Wassers nach diesem Hause hindrängten, um dann, thatlos ein-

ander hin und her zurufend, ſtehen zu bleiben. Dort mußte die dringendſte Hülfe noth thun, und dorthin lenkte, den bisherigen Pfad verlaſſend, nun auch der Fremde ſeinen eiligen Schritt.

Drunten am Waſſer angekommen, konnte er bald erfahren, daß ſeine Vermuthung über den Beſitzer des gefährdeten Hauſes richtig geweſen; was er jedoch ſonſt aus dem rathloſen Gerede der Leute vernahm, lautete troſtlos genug. Der Hubler war ſchon vor zwei Tagen ſeiner kranken Frau wegen zu einem Arzte nach Chur hinuntergegangen, aber bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt, ohne Zweifel von dem eingefallenen Föhne aufgehalten. Drüben im Hauſe befanden ſich nun die Kranke, ihre Tochter und zwei alte Mägde. Ein Knecht hatte ſich beim Retten des Viehes kaum ſelbſt aus dem plötzlich heranbrauſenden Strudel retten können. Einer zu Thal brechenden Runſe von ſolcher Gewalt konnte ſich der älteſte Mann im Dorfe nicht entſinnen; drum waren die Bewohner eben ſo wenig darauf vorbereitet geweſen, als ſie ſich jetzt dem zerſtörenden Elemente gegenüber zu helfen wußten.

„Und im Hauſe dort befindet ſich alſo kein Mann mehr?“ fragte der Ankömmling, nachdem er die Strömung der Runſe genau betrachtet hatte, einen der Umſtehenden, auf deſſen Rath und Anweiſung die Uebrigen offenbar zu warten ſchienen; „die Frauensleute ſind einzig?“ — „Die ſind einzig,“ lautete die Antwort „aber was würde ein Mann helfen können? Er müßte mit den Andern zu Grunde gehen; denn das Haus

kann den Stößen des schweren Treibholzes keine halbe Stunde mehr widerstehen — Gott sei es geklagt!"

„Das glaube ich auch," sagte der Fremde, fortwährend den Blick scharf auf die tobenden Wasser gerichtet; „aber seht, die Strömung treibt nur gerade dort auf die obere Ecke, und auch nur dort lockern sich unter der Erschütterung der Stöße einzelne Ziegel vom Dache. Wenn dort aus der untern Fensterluke ein kräftig gehandhabter Wehrhaken das Treibholz abtriebe, nur mit einem einzigen Stoße, daß es um die Ecke herumfahren könnte, so wäre das Haus und die Leute drinnen gerettet."

„Da hast du wohl recht," erwiderte der Andre, „und mit Schein bist du heute nicht das erste Mal bei solch' schrecklichem Unglücke; aber drum siehst du auch, daß es menschenunmöglich ist, hinüberzukommen."

„Gebt mir Euern Haken — ich will's probiren!"

Das Gespräch war rasch und hastig geführt worden, wie immer in solchen Fällen und nicht lauter, als es der umgebende Lärm nöthig machte, um einander zu verstehen. Als jetzt jedoch der überraschte Bergüner ausrief: „Was sagst du — das wolltest du wagen?" — da drängten auch die Umstehenden neugierig und fragend herzu.

„Mit Gottes Hülfe will ich's," erwiderte der Fremde ernst, aber ruhig; „und gelingt's nicht — ein Menschenleben ist immer gegen vier zu wagen." Mit diesen Worten ergriff er den langen Wehrhaken und begann raschen Schrittes am Rande des Wassers aufwärts zu

gehen. Einige gingen ihm langſamer nach, die Andern blieben ſtehen, voll ſtaunender Erwartung, was kommen werde. Aber ein einziger Ausruf der Ueberraſchung erſcholl aus Aller Munde, als der Verwegene plötzlich weit draußen im Strudel hoch aufrecht ſtand. Er hatte, nachdem er einige hundert Schritte aufwärts gegangen, den Haken in's Waſſer geſetzt und ſich daran mit gewaltigem Sprunge auf einen herantreibenden Baumſtamm geſchwungen. Dort fuhr er jetzt daher, ſein gefährliches Fahrzeug mit der Wehrſtange in die Mitte der Strömung treibend und dem bedrohten Hauſe zulenkend. Nach dem erſten Ausrufe der Ueberraſchung ſtand am Ufer Alles in athemloſer Erwartung und ſtummer Bewunderung; wenn der muthige Retter auch bis an das Haus hin gelangen mochte, ſo konnte dort der Baumſtamm, auf dem er ſtand, an die Mauer fahren und der Rückſtoß mußte ihn zweifellos in den Strudel werfen. So bangte jedem Zuſchauenden, der etwas von dem gefahrvollen Geſchäfte verſtand. Aber auch der Fremde hatte dieſe Gefahr vorausgeſehen; kaum war ſein Baumſtamm mitten in die Strömung gebracht, ſchritt er, den Wehrhaken als Balancirſtange gebrauchend, nach dem vordern Ende deſſelben, und noch ſtand dieſes äußerſte Ende um einige Schritte von der gefährlichen Mauerecke ab, ſo war auch der kühne Schiffer ſchon mit einem gemſenhaften Sprunge durch das bereits zertrümmerte Fenſter im Erdraume des Hauſes verſchwunden. Dieſer blitzſchnellen Bewegung hatten nur die wenigſten Zuſchauer zu folgen vermocht;

die Meisten glaubten, der Muthige sei in den Strudel gestürzt und stießen einen Ruf des Schreckens und Mitleids aus; Andre aber erhoben ein Freuden- und Beifallsgeschrei, und nun erst begann die verwunderte Nachfrage, wer der Fremde sei und wie er hieherge-kommen. Niemand wußte Auskunft zu geben. Doch mochte er sein, wer er wollte, das Haus Hublers und die darinnen waren hatten eine starke Hand zu ihrem Schutze gefunden. Die gefährlichen Treibhölzer, die unvermeidlichen Untergang gedroht, flogen nun vorüber, ohne den mindesten Schaden anstiften zu können. Die Gruppen zu beiden Seiten des Strudels entfernten sich allmälig, froh, daß wenigstens hier auf dem be-drohtesten Punkte die Rettung gelungen, und mit der einbrechenden Nacht schien auch die Gewalt der Runse abnehmen zu wollen.

II.

Am Morgen hatte sich der wilde Strom verlaufen, und in der Tiefe neben des Hublers Hause floß nur noch ein unschuldiger Bach thalwärts; während der ganzen Nacht hatte indessen in diesem Hause ein be-wegtes Leben gewaltet. Die Todesangst war zwar ge-wichen, aber neben der aufkeimenden Hoffnung stritten sich die seltsamsten Vorstellungen um den Besitz der Herzen. Dieses war besonders mit Rina, der Tochter des Hauses, der Fall. Sie einzig hatte den Fremdling

heranschwimmen sehen, und bei seinem Anblicke war es ihr gewesen, als ob über ihrer bangen Todesnacht ein milder Stern emporsteige; dann aber war er in das schon mit Wasser angefüllte Erdgeschoß des Hauses verschwunden und von seiner rettenden Gegenwart gab nur das Aufhören der Mauerstöße Zeugniß. Im Innern des Hauses selbst führte aus den obern Räumen, wohin sich die Frauen geflüchtet, keine Treppe nach dem Erdgeschoße; dieselbe lief von einer Laube außen an der Mauer hinab, und diese Treppe konnte der Fluthen wegen nicht betreten werden. Und als in der Nacht die Wasser sanken, da hielt eine eigene Beklommenheit das sonst nicht furchtsame Mädchen ab, sich während der Dunkelheit nach dem unbekannten Beschützer umzusehen. Allmälig jedoch kam eine drückende Angst über sie, da es mit dem Aufhören des Rauschens der Wasser auch drunten still wurde, und kein Laut, keine Bewegung mehr ihrem lauschenden Ohre die Anwesenheit eines lebenden Wesens verrieth. Sollte der Retter ungesehen wieder verschwunden sein, nachdem er sein gefährliches Werk vollbracht hatte, oder — war er diesem Werke selbst zum Opfer gefallen? — Nein, der Gedanke war zu schrecklich, die geängstigte Seele hatte nicht die Kraft, ihn festzuhalten; der Kühne mußte sichtbar in Gottes Hut gestanden sein, wenn er nicht ein Engel Gottes selbst gewesen, der nur menschliche Gestalt angenommen, um Menschenkindern Rettung zu bringen, wo Menschenhand keine Rettung mehr zu bringen vermocht.

Beim ersten schwachen Morgengrauen schlich Nina die Treppe hinunter. Mit jedem Schritte mußte sie sich fester an das Geländer halten, nicht nur weil die untern Stufen mit schlüpfrigem Schlamme bedeckt waren, sondern weil ihren zitternden Knien die Kraft zu entweichen drohte. Mühsam watete sie durch das schlammige Geröll, das fußhoch den Flurboden bedeckte. Die äußern und innern Thüren waren von der Gewalt des eingedrungenen Wassers zertrümmert, und die leeren Höhlen boten einen unheimlichen, erschreckenden Anblick dar. Das Mädchen mußte schaudernd stehen bleiben. Todt, todt — rief es durch ihr Inneres. Angstvoll horchte sie; vergebens, kein Laut, kein Geräusch, nur ein stummes Grab, aus Trümmern errichtet. „Ich muß es wagen," flüsterte endlich die Bange und schritt zagend durch den innern Thürraum; aber nur um augenblicklich mit einem Ausrufe des Entsetzens an die Wand zurückzufahren. Hart vor ihr lag, auf zwei zusammengeschobenen Holzbänken hingestreckt, eine regungslose Männergestalt; dort an der öden Fensterluke lehnte noch der Wehrhaken, mit welchem der Muthige das Treibholz von dem Hause abgewehrt. Aber nun hatte Niemand die Todesnoth von ihm selbst genommen. Er hatte, wie der erste Anblick zeigte, sein gefahrvolles Werk bis an die Brust in dem eindringenden Wasser stehend, vollbringen müssen und noch schlang sich das Seil um seine Hüften, mit dem er sich an dem steinernen Fensterpfosten festgebunden haben mochte, um nicht von seinem Standorte weggeschwemmt zu werden. Aber die

übermenschliche Anstrengung hatte auch die stärkste menschliche Kraft aufgerieben.

Einen Augenblick, während welchem diese Gedanken und Vorstellungen durch Nina's Seele schossen, wollte eine Ohnmacht ihre Sinne umfangen; doch alsbald rief es wieder in ihrem Innern: „Ewige Barmherzigkeit, du wirst es nicht zulassen; meine und meiner Mutter Gebete können nicht an deinem Ohr vorübergegangen sein!“

Sie heftete ihren Blick wieder auf die Gestalt des vor ihr Liegenden. Ueber den östlichen Bergen hatten sich die Morgenwolken heller gefärbt und durch die zertrümmerte Fensterluke fiel ein röthlicher Schein auf das Gesicht des Stillen; aber es konnte nicht nur der Abglanz des Morgenlichtes sein, was so frisch und hell über diesem Antlitze lag, denn jetzt hob sich auch die Brust von einem tiefen Athemzuge. „Er lebt!“ schrie Nina laut auf, und während sie sich, beide Hände ausstreckend, weit vorbeugte, als müßte sie dieses wiedergefundene Leben festhalten, schlug der Schläfer zwei große Schwarzaugen auf, die verwirrt, verwundert an dem freudigen Glanze eines himmelblauen Augenpaares hängen blieben. „Er lebt!“ rief das Mädchen noch einmal und hob dann die Hände inbrünstig zum Himmel empor.

„Ja freilich leb' ich,“ sagte der Jüngling, sich in unbeholfener Verwirrung langsam aufrichtend, ohne seinen Blick von der vor ihm stehenden Erscheinung zu wenden; „etwas fest mag ich freilich geschlafen haben

— puh, wie ich aussehe!“ — Bei dieser letzten Betrachtung hatte er sich vollends auf die Füße gestellt und schüttelte sich nun so kräftig, daß der auf seinen Kleidern angeschwemmte und bereits trocken gewordene Schlamm stückweise zu Boden fiel.

Für die nämliche Empfindung liegen im Menschen die verschiedenartigsten Ausdrucksweisen so nahe beisammen, daß es oft nur des geringfügigsten Umstandes bedarf, um die eine augenblicklich in ihr scheinbares Gegentheil umzuwandeln. So sprang jetzt der Ausdruck dankerfüllter Andacht Nina's bei dem Anblick des noch halb schlaftrunkenen Gebahrens ihres Retters plötzlich und unwillkürlich in ein fröhliches Lachen um, und doch war es ja das nämliche Grundgefühl, das ihre Seele erfüllte. Freilich dauerte dies nicht lange, obwohl der Jüngling nach einem verwunderten Aufblicke über diesen so schnellen Wechsel nichts Besseres zu thun wußte, als ebenfalls den Versuch zu machen, in die Heiterkeit des schönen Mädchens einzustimmen. „Nein, nein,“ sagte sie, sich rasch bezwingend, mit warmer Herzlichkeit seine Hand fassend; „um Euer Aussehen braucht Ihr Euch nicht zu kümmern; dem Himmel sei Preis und Dank — ich glaubte schon, Ihr hättet das Leben verloren für uns. Aber wie konntet Ihr auch hier unten liegen bleiben; warum seid Ihr nicht zu uns herauf gekommen, nachdem Ihr so lange Leib und Leben für uns gewagt! Ich — ich durfte nicht hinunter in der finstern Nacht, obwohl das schreckliche Rauschen des Wassers nachgelassen hatte,“ fügte sie

zögernd hinzu; „freilich, es wäre meine dringendste Schuldigkeit gewesen —“

„O nein, nein,“ fiel der junge Mann mit einer abwehrenden Bewegung rasch ein; „gewiß, ich wär' schon längst meines Weges gegangen, ich wollte auch nur einige Augenblicke ausruhen. Aber ich habe gestern einen weiten Weg gemacht und bin darob müde geworden.“

„Von Eurer Reise seid Ihr müde geworden,“ erwiderte das Mädchen, ihn mit großen stillen Augen anblickend; „ja, fremd werdet Ihr sein in der Gegend; aber Ihr wäret also wieder weiter gegangen, ohne diejenigen, welche Ihr aus der Todesnoth gerettet, gesehen, ohne unsern Dank angehört zu haben?“ — Es lag bei aller Wärme und Herzlichkeit ein so bestimmter Ton des Vorwurfes in diesen Worten, daß der Jüngling die Augen niederschlug. „Ich weiß nicht, wie Ihr das meint,“ sagte er verlegen; „Ihr seid ohne Zweifel die Tochter dieses Hauses; aber ich hörte schon gestern, daß Eure Mutter krank darnieder liege, und da ich Euch um Alles in der Welt nicht stören wollte bei Nacht — nein. Hoffentlich wird die Kranke keinen Schaden genommen haben von dem Lärm und Schrecken!“

„Ich hoff' es auch nicht, obgleich sie schon seit lange sehr schwach ist,“ erwiderte Nina leise; „doch jetzt kommt mit mir hinauf, daß auch die Mutter und wir Alle Euch danken können.“

Er schaute wieder auf seinen freilich sehr übel zugerichteten Anzug und sagte dann halb stotternd: „Nein

doch — ich wüßt' auch wirklich nicht, was da zu danken wäre. Eurer Frau Mutter laß ich von Herzen gute Besserung wünschen. Ich möchte heute noch gerne vor Abend in Chur sein."

Nina empfand ganz gut, daß in diesem ablehnenden Verhalten keine Ziererei verborgen lag; aber wer weiß, ob es ihrem Mädchengefühle nicht schmeichelte, wenn auch nur unbewußt, daß der Jüngling nun schon zum zweiten Male auf seinen verwüsteten Anzug zurückkam, in dem er ja doch ganz frisch weg die Wanderung nach Chur hinunter antreten wollte? — Das weibliche Herz besitzt für solche Erscheinungen allezeit eine Deutungsgabe, und das stille Lächeln, das jetzt um ihren Mund schwebte, mochte auch nur die Folge einer solchen Deutung sein. Sie sagte deßhalb bloß: „Kommt mit!" und zog den leise Widerstrebenden an der Hand nach sich. Oben auf der Treppe wendete er nochmals ein: „Aber nein, so mir nichts dir nichts in ein fremdes Haus hineinzugehen" — „In das Ihr gestern freilich ohne so viele Umstände hineingesprungen seid," unterbrach sie ihn und drückte die Thüre wieder zu hinter sich.

Das Gemach, in welches Nina den jungen Mann jetzt führte, zeigte bei aller Einfachheit seiner Ausstattung doch deutlich den Wohlstand seiner Bewohner an, und der arme Sohn eines entlegenen Bergthales war sichtlich überrascht von der Fülle und Schönheit der ihn umgebenden Gegenstände. Mit verlegener Schüchternheit folgte er in das Nebengemach, in welchem die Kranke aufrecht in ihrem Bette saß, die Hände auf der

Decke wie im Gebete zuſammengefaltet. Es war ein eingefallenes, blaſſes Antlitz, aus dem die blauen Augen nur noch mit einem trüben, matten Lichte hervorflimmerten. „Ich kann Euch nur mit meinem Gebete danken für das, was Ihr an uns gethan habt," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme; „aber der Herr wird das Gebet einer Kranken oder Sterbenden nicht unerhört laſſen. An meinem Leben wäre nicht viel mehr gelegen; aber meine Tochter — mein Kind —"

„Sprich nicht ſo, Mutter," fiel Nina ein, ihre Lippen auf den bleichen Mund der Kranken drückend; „gewiß, du wirſt wieder geſund und dann Alles gut werden. Der Himmel wollte deinen Tod ſo wenig als den meinigen, ſonſt hätte er nicht dir wie mir den Retter geſchickt." — Die Kranke ſchüttelte nur leiſe mit dem Kopfe, und auch die Stimme der Tochter verrieth mit ihrem ängſtlichen Tone, daß die Hoffnung, welche ihr Mund ausſprach, nicht in ihrem Herzen lebte.

Von dieſem betrübenden Bilde wieder in das äußere Gemach zurückgekehrt, begann nun Nina mit den weitern Pflichten, welche ſie gegen ihren Gaſt zu erfüllen hatte. „Zuerſt," ſagte ſie und der wehmüthige Ausdruck auf ihrem Geſichte wich wieder einer milden Heiterkeit, „zuerſt müßt Ihr in trockene Kleider kommen, guter Freund — oder ſagt doch — wie heißt Ihr wohl?"

„Conradin," antwortete er.

„Conradin," fuhr ſie fort, und er konnte die Augen faſt nicht von dem plaudernden Mäulchen wegbringen;

„Conradin — das ist ein kräftiger und doch freundlicher Name; Ihr müßt also schon zugeben, daß ich Euch fortan Conradin nenne; ich heiße Nina, wie Ihr schon von der Mutter gehört habt. Also Conradin, vor Allem trockene Kleider — da müßt Ihr welche von meinem Vater anziehen. Bis ich in der Küche ein wenig nachgesehen habe, kann das geschehen sein. Hier sind Kleider, hier Schuhe — oder nein, hier Flechtschuhe, die sind bequemer im Hause."

„Aber was denkt Ihr, Jungfer Nina," rief Conradin, „da würde ich mich ja längst verspäten; es ist noch ein weiter Weg bis Chur."

„Ein sehr weiter Weg," erwiderte sie und aus ihren Augen brach wieder der lachende Glanz hervor, der den Jüngling schon vorhin nach seinem Erwachen so wunderbar berührt hatte, „den Weg habe ich auch schon gemacht; aber Chur steht recht festgenagelt und wartet gewiß, bis Ihr kommt. Von Fortgehen nun kein Wort mehr, bevor der Vater zurück ist, was hoffentlich nicht lange ansteht. Der wird auch seine Augen machen, du lieber Himmel!"

Damit war sie zur Thüre hinaus und Conradin hörte, wie sie von außen den Riegel vorschob. Was blieb ihm unter diesen Umständen übrig, als sich den Befehlen zu fügen, die auf so unwiderstehliche Weise ertheilt wurden!

Nach einer Weile klopfte es an der Thüre und Nina fragte, ob sie eintreten könne. Sie erschien mit einer dampfenden Schüssel in den Händen; sobald sie

aber Conradin in seiner neuen Toilette erblickte, brach wieder ihr glockenhelles Lachen hervor. In der That sah der Jüngling auch seltsam genug aus in den Kleidern des alten Hubler. Dieser mußte ebenfalls ein großgewachsener Mann sein, aber dazu vierschrötig und eckig, so daß nun seine Kleider, ohne eben zu groß zu sein, auf das possirlichste um die schlanken Glieder ihres neuen Inhabers herumflatterten.

Das Mädchen stellte die Schüssel auf den Tisch, faßte Conradin am Arm und führte ihn vor einen großen Spiegel, der an der Seitenwand hing. Bei seinem eigenen Anblicke mußte auch er laut auflachen; aber dies dauerte nur einen Augenblick; denn hart neben seinem eigenen Antlitze schaute ihm dasjenige des Mädchens entgegen, gekrönt von einem Haarschmucke, der aus Mondscheinstrahlen gewoben schien. Eine geraume Weile schauten sich die Beiden schweigend in ihren blühenden Spiegelbildern an, bis wie auf einen Schlag, über die beiden Gesichter ein dunkler Purpur aufstieg. Nun wendeten sie sich einander zu, als wollten sie sich überzeugen, ob der Spiegel die treue Wirklichkeit zeige und unversehens berührten sich zwei Lippenpaare, gleich zwei jungen Rosen, deren schwanke Zweige ein Lufthauch zusammenneigt. Es war nur ein einziger Augenblick, aber einer von jenen Augenblicken, an denen oft ein ganzes langes Leben hängen kann.

Die Beiden gingen schweigend von einander und schweigend deutete das Mädchen auf einen Stuhl, nachdem es den Tisch zum Frühstück gedeckt. Conradin

ließ sich nicht lange nöthigen; aber er stillte seinen Hunger wie im Traume und achtete weder auf dasjenige, was er genoß, noch auf das stille Lächeln Nina's, mit dem sie den Inhalt einer Schüssel nach der andern vor dem gesunden Appetite ihres Retters verschwinden sah. Eben als er endlich den Teller von sich schob, ließen sich draußen auf der Laube Schritte hören. „Das ist der Vater!" rief sie nach der Thüre eilend, und in der That war es der heimkehrende Hubler, der von noch einigen neugierigen Männern des Dorfes begleitet, in die Stube trat.

III.

Noch vor Mittag war Conradin in den Dienst Hublers getreten. Dieser selbst hatte zwar auf den Jüngling einen keineswegs günstigen Eindruck gemacht, und beim ersten Anblicke mußte Conradin sich unwillkürlich sagen: Wie ist es möglich, daß ein solcher Vater eine solche Tochter haben kann. Mich sollt' es wunder nehmen, wenn der faule Hüter am Weißenstein ihm unrecht gethan! — Der Hubler zeigte eines jener harten, wie aus verwittertem Granit gemeißelten Gesichter, die zwar im Hochgebirge häufig genug vorkommen; aber es lag zugleich etwas so Lauerndes, gleichsam hinterrücks Spähendes darin, wie es hinwieder dem einfachen Aelpler nicht eigen zu sein pflegt. Freilich, ein solcher war der Hubler auch nicht mehr; er betrieb neben der

Bewirthschaftung seiner Alpen einen ausgedehnten Viehhandel und war schon seit einer langen Reihe von Jahren nicht nur der erste Vorsteher seines Dorfes, sondern Geschworner des Hochgerichtes Obervaz, zu dem Vergün gehörte. Durch diese erweiterte Berührung mit verschiedenartigen Weltverhältnissen mochte jenes vorsichtige, spähende Wesen in ihn gekommen sein, wie es oft der Fall ist, wo der einfache Verstand und der angeborne Mutterwitz es mit überlegener Lebensgewandtheit und Bildung aufnehmen müssen. Trotz der wohlbegründeten Dankbarkeit, die Hubler dem Jünglinge für seine aufopfernde Hingebung bezeugte, konnte Conradin dem Blicke aus den scharfen grauen Augen des Mannes nicht mit dem Zutrauen begegnen, wie er es sonst in seiner Art hatte; gleichwohl erzählte er auf Befragen freimüthig, daß er armer Leute Kind sei und sein Brod schon als Knabe bei fremden Leuten habe essen müssen; daß ihm aber nun das zu keinem Ziel führende Leben auf der Alp nicht mehr behage und er deßhalb den Entschluß gefaßt habe, unter die Soldaten zu gehen.

„Hört," sagte darauf der Hubler nach einigem Besinnen, „Ihr habt mir einen Dienst geleistet, den ich Euch mit Geld nicht zu bezahlen vermag; aber einen guten Rath kann ich Euch geben und meinen guten Willen bezeigen. Laßt die Gedanken an das Soldatenleben fahren, es trägt Euch keinen Dank ein, und bleibt bei mir. Hätt' ich eine tüchtige Hülfe gehabt, so würde ich schon längst einen Holzhandel angefangen haben; das wäre ein Geschäft, das bei uns noch nicht über-

laufen iſt, und bei dem ſich ein ſchöner Verdienſt finden ließe. Den möcht' ich Euch nun am liebſten zuwenden, wenn Ihr Luſt zur Sache hättet; werdet mein Gehülfe!"

Dieſer unerwartete Vorſchlag öffnete vor Conradin's Blicken ein Wunderland, in dem die Träume, die ſchon auf dem Grunde ſeiner Seele lagen, in Erfüllung gehen konnten. Er hatte es ſich freilich noch nicht deutlich gemacht, wie ſchwer ihm das Scheiden aus dem Hauſe, in welches er auf ſo ſeltſame Weiſe gekommen war, jetzt ſchon werden möchte; aber der Gedanke, nun immerdar unter dem nämlichen Dache mit dem lieblichen Mädchen, das ſein Herz ſo wunderbar aufgeregt, leben zu können, trat ihm wie lachender Sonnenſchein entgegen. Und wie er jetzt, dieſen Gedanken nachſinnend, langſam die Augen aufſchlug, kam es ihm vor, als ob Nina ihn mit ängſtlicher Erwartung angeſchaut habe, und gewiß war es, daß ſie ihm nun mit einem Lächeln zunickte. Das gab raſch den Ausſchlag, wenn überhaupt noch eine Beihülfe hiezu nothwendig geweſen wäre. „Von dem Geſchäfte, das Ihr mir vorſchlagt," ſagte deshalb der Jüngling ohne längeres Bedenken, „verſtehe ich freilich wenig, oder beſſer gar nichts; wenn Ihr aber glaubt, mich dazu gebrauchen zu können, ſo bin ich bereit, Euer Anerbieten anzunehmen." Hubler hielt ihm die Rechte entgegen und Conradin gab einen fröhlichen Handſchlag. „Ich wiederhole es," ſagte Nina's Vater, unter deſſen Brauen bei dem raſchen Entſchluß des Jünglings wieder einer ſeiner ſpähenden Blicke hervorſchoß, „ich betrachte Euch als meinen Gehülfen bei dem beginnenden Geſchäfte,

nicht als bezahlten Angestellten. Für den Anfang liegt es mir freilich einzig ob, das benöthigte Kapital zu wagen; allmälig aber könnt Ihr Euer Erworbenes ebenfalls beischießen, und so wird sich der Gewinn dann bald in gleiche Theile theilen." Zu sehr von der dunkeln Hoffnung eines ahnungsvollen Glückes erfüllt, bedachte Conradin diese Worte nicht weiter, deren mögliche Deutung und Tragweite er übrigens nicht einmal verstanden hätte, und drückte nur wiederholt die Hand des Mannes, der seinem Lebenswege eine so unerwartete Richtung gegeben hatte. „Freilich," schloß der Hubler, „werden wir die Sache nicht ernsthafter anfassen können, bis die Schneeschmelze vorüber ist; indessen wird es uns bis dahin hier selbst nicht an Arbeit fehlen; dafür hat die Runse gesorgt." —

Diese Arbeit, die Wiederherstellung des Erdgeschosses im Hause und die Wegräumung von angeschwemmtem Sand und Geröll in der Umgebung, wie auf einigen weiter entlegenen Wiesen, konnte sofort in Angriff genommen werden, da der Föhn wirklich den Frühlingsbeginn gebracht hatte, und eine für diese Jahreszeit äußerst milde Witterung eintrat. Conradin kam sich dabei wie neugeboren vor; von dem Hausherrn wurde er in der That ganz anders behandelt, als die Knechte oder übrigen Arbeiter. So vergaß sich der Hubler nie, daß er ihn „Du" genannt oder ihm nur etwas in bestimmter Weise befohlen hätte. Was er von ihm verlangte, wurde in der Form eines Wunsches, sogar in derjenigen einer Frage ausgesprochen: ob Dieses

oder Jenes nicht thunlich wäre! — Aber das war natürlich mehr als genug; Conradin, ohnehin unterstützt durch ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit, arbeitete mehr als zwei Andere der Kräftigsten und Fleißigsten zusammen, und dabei konnte er sich selber immer noch nicht genug thun. Oft wenn er sich athemlos anstrengend einen Augenblick innehalten mußte, fragten ihn Andere, oder er selbst fragte sich wohl auch im Stillen: „Warum denn — was trägt es dir ab?“ — Den Andern gab er lachend zur Antwort: „Nun, weil's so meine Gewohnheit ist und mir's Freude macht, wenn es vorwärts rückt!“ — Die Selbstfrage aber beantwortete eine flüsternde Stimme im Innern: „Es ist ja nicht für den Vater allein, es ist ja auch für sie — und am Ende — —“ Manchmal wollte er diese Stimme nicht weiter anhören; kopfschüttelnd griff er wieder zu Schaufel und Karst; aber dann rief sie ihm um so vernehmlicher in's Ohr: „Und am Ende auch für dich, da Ihr Beide doch Eines werden müßt!“ — Anfänglich wagte der arme Bursche diesem Gedanken nicht deutlicher zu folgen; es ging ein Zittern durch seine starken Glieder, wenn er an die Kluft dachte, die sich zwischen ihm und der holdseligen Tochter des reichen Hubler aufthat; aber dieses Zittern wurde noch stärker, wenn seine stillen Träume diese Kluft ausgefüllt, oder ihm eine ermuthigende Stimme zuflüsterte: „Nur frisch den Sprung gewagt zur rechten Zeit — es ist schon manches Schwerere gelungen!“ Allmälig gewöhnte er sich an den Gedanken, und die ermuthigende Stimme stärkte sich mit jedem freundlichen

Lächeln, das ihm Nina bei seiner Heimkehr von der Arbeit zum Gruße entgegenbrachte. Freilich, das unbefangene heitere Plaudern, das ihn am ersten Morgen so wundersam berührt, wollte nie mehr wiederkommen, auch wenn sie zufällig allein beisammen waren. Aber die Erinnerung an jene Scene vor dem Spiegel — Conradin erglühte jedesmal dabei, wie in jenem Augenblicke selbst, da ihm die erröthende Nina über die Schulter in's Gesicht geschaut! —

Diese stillen Träume und Gedanken waren viel zu sonnig, als daß nicht bald ein Schatten hätte darauf fallen müssen. Mit Nina's kranker Mutter wurde es schlimmer, je weiter der Frühling in's Land schritt, und eines Tages wurde der Hubler von einer ziemlich entfernten Wiese, auf die er sich mit Conradin nebst andern Arbeitern begeben hatte, heimberufen. Auch Conradin solle mitkommen, habe die Mutter gewünscht, ließ die Tochter sagen. „Dann kommt," sagte Hubler nach einigem Besinnen, aber zögernd und langsam, als ob ihm eine solche Begleitung überflüssig, wo nicht ungelegen vorkäme. Das war Conradin nicht entgangen, doch dachte und ahnte er nichts Anderes dabei, als daß der Mann von der offenbar schlimmen Botschaft erschreckt und bekümmert worden sei; nur fiel es ihm auf, daß der Hubler, ganz gegen seine Gewohnheit, den nun doch einmal unvermeidlichen Heimweg so langsam bewerkstelligte. Er schien geflissentlich jede Gelegenheit zu ergreifen, die irgend einen Aufenthalt herbeiführen konnte, und gewiß ging er an keiner seiner Wiesen

vorbei, ohne ſtehen zu bleiben, um mit ſeinem Begleiter des Längern und Breitern zu beſprechen, was hier ſchon gearbeitet worden oder was noch gethan werden müſſe. Mit ſchmerzlichem Erſchrecken dachte Conradin erſt an all' dieſe Umſtände zurück, als ihnen bei der Nachhauſekunft die weinende Nina ſchon auf der Treppe mit der Nachricht entgegentrat, daß die Mutter bereits ſeit mehr als einer halben Stunde heimgegangen ſei. „Und ſie hätte euch Beide noch ſo gerne geſehen," ſagte das Mädchen mit thränenerſtickter Stimme; „und noch zweimal habe ich nach euch geſchickt, daß ihr eilen möchtet." — „Wir haben Niemanden geſehen," entgegnete der Hubler: „und wer hätte auch denken können, daß es ſo ſchnell zu Ende gehen werde mit ihr!" — Conradin aber fühlte einen Stich durch ſein Herz gehen, als er bedachte, daß ſie nicht den gewöhnlichen Weg gegangen und die nachgeſchickten Mahnungsboten ſie alſo nothwendigerweiſe hatten verfehlen müſſen. Jetzt erſt fuhr ihm die Ahnung durch die Seele, daß der Hubler mit Vorbedacht gezaudert haben möge. Aber warum? Bloß um dem ſchmerzlichen Anblick zu entgehen, wie ein ſo nah verbunden geweſenes Leben auslöſchte? —

Der ganze Trauerfall würde den Jüngling trotz ſeines natürlichen Mitgefühls und innigſten Mitleidens mit dem Kindesſchmerze Nina's weniger tief berührt haben, ohne dieſen Gedanken, welcher ihn wie ein drohender Schatten verfolgte, der nicht von ihm weichen wollte. Er hatte ſchon vom erſten Augenblicke an auf

die Genesung der kranken Frau nur geringe Hoffnung gesetzt, und auch diese war allmälig mehr und mehr verschwunden. Sein Verkehr mit ihr war, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, ein höchst beschränkter gewesen, obwohl sie bei den kurzen Besuchen, die ihre Schwäche noch gestatteten, stets ein Wort für ihn gehabt hatte, das von ihrer tiefen Dankbarkeit Zeugniß gab. Jetzt weinte er an ihrem Grabe, als hätte er eine unersetzliche Mutter verloren. Es war ihm, als ob er der Todten noch ein in ihrer letzten Lebensstunde an ihr begangenes Unrecht abbitten müßte.

Doch auch dieses tiefempfundene Leid trug seinen Segen in sich. Gemeinsame Freude kann die Menschen rasch zusammenführen; aber sie schlingt nur ein äußerliches Band, das vom Außenleben leicht wieder gelöst wird; gemeinsamer Schmerz aber verbindet die Seelen und gibt dem Bunde eine Weihe, die ihn hoch über äußere Verhältnisse hinweghebt. Er löst, was bisher noch in der Tiefe des Herzens gebunden lag, und darin liegt zugleich der milde Trost, der aus einer gemeinsamen Trauer hervorgeht. Als Nina den thränenvollen Blick erhob, den sie dem in dunkler Tiefe versinkenden Sarge nachgesandt, und nun die Thränen sah, die dem ihr gegenüberstehenden Conradin über die erbleichten Wangen rannen, da war es ihr, als müsse sie an seine Brust fallen und Alles, Alles vor ihm ausschütten, was ihr Herz bedrückte. Der Entschluß eines vollen, hingebenden Vertrauens war aus den gemeinsamen Thränen emporgekeimt.

Einige Tage nun ging es ſtill her im Trauerhauſe. Nina ließ ſich ſelten blicken, und auch der Hubler war in ſich gekehrt und kümmerte ſich wenig um die Arbeiten, deren Anordnung er völlig Conradin überließ. Eines Abends aber, als dieſer nach Hauſe kam, ſagte Nina, der Vater ſei nach dem Weißenſtein auf den Berg gegangen, um nachzuſehen, ob droben die Wirthſchaft bald eröffnet werden könne.

„Wird der Vater ſelbſt ſie führen — vielleicht auch Ihr?“ fragte Conradin.

„Nein, erwiderte ſie, „das könnte ja nicht gehen, wir haben eigene Pachtleute für die Sommermonate; aber wie ich gemerkt habe, will der Vater Euch ſelbſt bald fortſchicken, noch bevor auf die Alp getrieben wird.“

„Mich fortſchicken?“ rief der Jüngling erſchrocken, „und warum denn?“

Nina blickte ihn ſchweigend an, und zum erſten Mal ſeit langer Zeit brach wieder der leuchtende Glanz aus ihren Augen hervor, als ſie endlich ſagte! „Ich glaube gar, ich habe Euch erſchreckt; Ihr ſeid ganz bleich geworden, Conradin!“

„Ja, das kann wohl ſein,“ erwiderte er treuherzig; „ich war aber auf einen ſolchen Scherz auch nicht vorbereitet von Euch, wenn es bloß ein ſolcher ſein ſoll.“

„Ein Scherz iſt's freilich nicht,“ ſagte ſie raſch, da ſich auf der Treppe Schritte hören ließen; „der Vater wird Euch nur in's Unterland ſchicken wollen,

des Holzhandels wegen. Doch reden wir später noch darüber, wenn es still geworden ist im Haus." —

Und still war es geworden, als Nina jetzt wieder zu dem Jüngling trat, der gedankenvoll in der dunklen Stube am Fenster saß. Draußen lag der Mondschein über Wald und Gebirg und ließ die Schneeflächen, die noch an den höhern Bergspitzen lagen, in einem matten Goldglanze in's Thal niederschimmern. Ueber den Wiesengründen vor dem Hause stand ein leichter Nebelschleier, der um die vereinzelten Gebüsche hin- und wiederzog, während hoch über Busch und Gebirg der Himmel seinen stillleuchtenden Sternensaal aufgethan hatte. Still setzte sich auch Nina an das Fenster und schaute in die schweigende Nacht hinaus.

„Welche Ruhe und Stille," sagte sie endlich leise; „denkt Ihr nicht auch daran, wie es damals war, als Ihr zum ersten Male in unser Haus gekommen seid, Conradin?"

„Ja," erwiderte er ebenfalls mit gedämpfter Stimme; „ich habe soeben daran gedacht, und mir ist's seltsam zu Muth geworden dabei. Hätt' ich mich nur nicht von Müdigkeit und Schlaf überwältigen lassen und wäre gleich vor Tagesanbruch wieder meiner Wege gegangen!" —

„Ihr bereut also, daß Ihr hier geblieben seid — es gefällt Euch nicht bei uns, Conradin?" — Es zitterte etwas wie ein wehmuthvoller Vorwurf durch diese Frage, und tiefaufathmend erwiderte er: „Ach

nein, Nina, Ihr wißt am Besten, daß ich's nicht bereue; aber einmal werde ich doch wieder gehen müssen, und dann —"

„Und dann?"

„Ja dann — daran darf ich nicht denken, wenn mir die Gedanken nicht stille stehen sollen."

Nina schwieg eine Weile, dann legte sie leise ihre Hand auf die seinige. „Hört," sagte sie und ihre Stimme klang dabei so wunderbar ernst und mild, wie der verhaltene Ton einer leisangerührten Zitherſaite; „ich bin ein einfaches Mädchen, das sich nicht verstellen kann; aber könnt' ich's auch, so käm' es mir sündlich vor, es gegenüber Euch zu thun. Du hast mich von der ersten Stunde an lieb gehabt, wie ich dich, Conradin."

„Nina!" rief er sich vergessend laut aus; aber sie legte ihm die Hand auf den Mund und fuhr in dem nämlichen flüsternden Tone fort: „Ja, so ist es, ich weiß es wohl, und wenn du auch hundertmal nein sagen wolltest. Ich habe mich genug über mich selbst wundern und fragen müssen, wie das nur habe kommen können? Anfangs meint' ich, es sei bloß die Dankbarkeit, daß du dein Leben für uns gewagt, wo keiner unserer Nachbarn und Befreundeten es wagen wollte; aber allmälig ist es mir klar geworden, daß es noch etwas anderes sei, am deutlichsten mitten in meinem größten Leide, am Grabe der Mutter. Nein sieh, es ist etwas in mir, das mich nicht mehr von dir läßt, weder im Leben, noch im Sterben."

„O Gott," hat Conradin, „ich kann dich so nicht reden hören."

„Doch, doch," entgegnete sie, „du mußt mich zu Ende hören, Conradin; vielleicht geht es lange, bevor wir wieder so ungestört mit einander sprechen können, und wir müssen Beide klar wissen, woran wir sind; denn sieh, wir stehen allein, und werden wohl des Trostes manchmal bedürfen, den das Eine im treuen Gedenken des Andern finden kann. Ach, Conradin, wie viel haben wir Beide verloren an meiner Mutter!" — Sie lehnte sich, das Gesicht mit der Hand bedeckend, ein wenig zurück und ein langer, tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust; aber bevor der halbbetäubte Conradin ein Wort finden konnte, fuhr sie wieder fort: „Doch ihr ist nun wohl, und sie ist gerne gestorben, ich weiß es; aber die letzte Stunde wäre ihr noch so leicht geworden, wärest du und der Vater hier gewesen."

„Auch ich, meinst du?" fragte er zaghaft; „ach, ich weiß nicht warum, aber mir hat so etwas geahnt, Nina."

„Ja," sagte sie, langsam und nachdenklich mit dem Kopfe nickend, „wir Beide haben viel verloren dadurch; denn sieh, die Mutter hat gewußt, wie es um mich, wie es um uns Beide steht, lange bevor nur ich selbst darüber mit mir im Reinen war. Man sagt, daß sich der Blick der Sterbenden schärfe, daß sie Dinge sehen, die Andern verborgen sind, und daß sie deshalb auch die Zukunft voraussagen können. Ich muß es glauben, wenn ich an die Mutter denke."

„Und ſie war nicht erzürnt über dich? Sie hat dich nicht getadelt um deiner Liebe willen?“

Nina ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Weder das Eine noch das Andere,“ antwortete ſie; „ach, ſie hat eben zu bitter erfahren müſſen, wie ſchwer das Leben wird, wenn ſich die Herzen zweier verbundener Menſchen nicht finden, nicht verſtehen können; d'rum wollte ſie ſterbend noch dem Vater in's Gewiſſen reden und ihm vor uns das Verſprechen abnehmen, daß er nicht hindernd zwiſchen unſere Liebe trete. Wär' ihr das noch vergönnt geweſen, wie getröſtet würde ſie geſtorben ſein und wie gut wär' es uns gekommen!“

„Und glaubſt du, der Vater habe eine Ahnung gehabt von dieſem Vorhaben der Sterbenden?“ fragte Conradin, beklommen an den zaudernden Heimweg denkend.

„Vielleicht wohl,“ erwiderte Nina, „denn ſchwerlich hatte die Mutter ſchon vorher von ihren Gedanken gegen ihn ein Geheimniß gemacht.“

Es trat ein langes Schweigen ein, das nur vom tönenden Pendelſchlage der Wanduhr unterbrochen wurde, bis endlich Conradin dumpf vor ſich hinſagte: „Daß du des reichen Mannes Tochter ſein mußt, Nina; wäreſt du doch, wie ich, armer Leute Kind, ſo könnten wir glücklich ſein.“

Sie lächelte wehmüthig und legte die Hand auf ſeine Schulter. „So darfſt du weder reden, noch denken, Conradin,“ ſagte ſie dann, „das iſt es nicht, was ich von dir erwarte, wenn du mich lieb haſt, und das

haſt du ja. Freilich, manchmal hab' ich's auch ſchon gedacht, aber es geſchah immer nur in verzagten Augenblicken, die vorübergehen. Nein, nein, wir dürfen die irdiſchen Güter, wenn ſie durch Fleiß und Geſchicklichkeit erworben ſind, nicht zu gering achten; Mangel und Armuth ſind doch auch gar ſchlimme Hausgenoſſen, und ſo jung ich bin, habe ich ſchon mehr als einmal geſehen, wie das Leben von Menſchen, die ſonſt wohl zuſammengepaßt hätten, daran verkümmert oder zerſchellt iſt. Und hat denn der Vater ſein Lebenlang nur für ſich gearbeitet, nicht auch für mich, da er ja doch nichts mit ſich nehmen kann, wenn er einmal der Mutter nachfolgen muß! Ach, leider iſt es nur zu wahr und ich muß es dir ſagen, wenn es ſchon nicht recht iſt, daß ein Kind ſolches vom eignen Vater redet, ſein Herz iſt darüber hart und ſtolz geworden, und ja, ich fürchte, wir werden mehr als einen Kampf zu beſtehen haben. Ich weiß zwar nicht, was er mit dir vor hat, vielleicht meint er's beſſer, als meine Beſorgniß zugeſtehen will; aber gut iſt es, wenn wir auf jede Widerwärtigkeit gefaßt ſind und Jedes weiß, was es vom Andern zu halten und zu hoffen hat. D'rum wollt' ich noch reden mit dir, bevor du vielleicht auf längere Zeit fortgehſt aus dem Hauſe, und jetzt gute Nacht, herzlieber Conradin."

Mit dieſem Wunſche erhob ſie ſich, neigte ſich leiſe vor und drückte ihre Lippen auf ſeinen Mund. Dann war ſie geräuſchlos aus der Stube verſchwunden.

Conradin ſchwankte wie im Traume der Thüre zu;

aber als er dieſelbe öffnete, mußte er überraſcht ſtehen bleiben; es war ihm, als ob eine Geſtalt von derſelben weggehuſcht ſei. Da er jedoch in dem dunkeln Gange nichts unterſcheiden konnte und ſich kein Geräuſch hören ließ, glaubte er ſich getäuſcht zu haben und ging ſeinem Schlafgemache zu — freilich nur, um die Nacht ruhelos durchzuwachen.

IV.

Mittag war ſchon vorüber, als der Hubler am folgenden Tage vom Weißenſtein zurückkam, und bereits wollte die Tochter unruhig werden über ſein verlängertes Ausbleiben, da er die Heimkehr ſchon auf den frühen Morgen angeſetzt hatte. Er ſah unzufrieden und verdrießlich aus, offenbar mußte ihm etwas Unangenehmes begegnet ſein, und er hielt auch nicht lange zurück damit. Der bisherige Sommerpächter des Weißenſtein ſei bedenklich erkrankt und wenig Ausſicht vorhanden, daß er dieſes Jahr den Pacht übernehmen könne. „Wenn ich nur ſonſt Jemand recht Vertrauten hätte," ſchloß der Hubler, „ſo würde ich die Wirthſchaft auf eigene Rechnung betreiben; es käme dabei auch viel mehr heraus, als beim Verpachten, und doch müßten keine großen Mittel aufgewendet werden; aber mit dem Steffan einzig, der noch droben iſt, wäre nichts anzufangen. Wenn der keinen rechten Meiſter neben ſich hat, ſo ſteht er nur auf, um zu freſſen,

und frißt bloß, um wieder beſſer ſchlafen zu können, der Lump."

Er hatte dieſe Worte ärgerlich hervorgeſtoßen und ſchwieg dann, während auch Conradin und Nina nichts zu bemerken wußten. Erſt nach einer Weile ſagte er mit heit'rerem Geſichte: „Da unterwegs iſt mir freilich ein Gedanke gekommen, deſſen Ausführung mir ſehr vortheilhaft däuchte."

„Und warum ſollteſt du ihn dann nicht ausführen, Vater?" fragte die Tochter.

„Weil dazu die Zuſtimmung Conradin's nothwendig wäre, über die ich eben nicht gebieten kann," lautete die Antwort.

„Was ſagt Ihr, meine Zuſtimmung? rief Conradin, deſſen Gedanken bisher bei ganz andern Gegenſtänden verweilt hatten; wie ſoll ich das verſtehen, um was handelt es ſich eigentlich?"

„Ich hatte," erwiderte der Hubler, indem er einen ſeiner ſcharfen Blicke über den Jüngling laufen ließ, „ich hatte geſtern noch, bevor ich auf den Berg ging, im Sinne, Euch heut zur erſten Fahrt auf den Holzhandel auszuſchicken, Conradin; nun aber, wie die Sachen liegen, hab' ich gedacht, ob Ihr nicht den Sommer über die Wirthſchaft auf dem Weißenſtein betreiben möchtet. Ihr kämet dabei nicht ſo weit vom Hauſe weg, wie beim Holzhandel, und das wäre mir für dieſen Sommer noch erwünſcht."

Conradin ſchaute freudig nach Nina, die indeſſen, mit ihren Gedanken beſchäftigt, dieſes fragenden Blickes

nicht achtete. In den Ohren des Jünglings klang der Vorschlag wie ein lockender Flötenton, besonders da der Hubler sofort beifügte: „Die erste Einrichtung könnte Euch ja Nina ganz gut besorgen helfen; es ist nicht so weit nach dem Weißenstein.“ Conradin hätte den fröhlichen Eindruck dieser Worte gerne in Nina's Augen sich wiederspiegeln gesehen; da sie indessen noch immer sinnend vor sich niederblickte, sagte er ohne Zögern: „Ich will mich der Sache von Herzen gern unterziehen, wenn Ihr glaubt, daß ich tauglich sei dazu.“ — „Oh, warum solltet Ihr das nicht sein,“ sagte der Hubler rasch; „für die gröbere Arbeit lasse ich Euch auch den Steffan noch droben. Hat der Bursche seinen Meister und Aufseher immer in der Nähe, so weiß er sich recht wohl zu rühren; man muß ihn nur gehörig im Geschirr halten.“

Jetzt blickte auch Nina auf; aber es war, als ob sie von der ganzen Verhandlung keinerlei Notiz genommen hätte; ohne ein Zeichen der Mißbilligung oder der Zustimmung ging sie still zur Thüre hinaus. Indessen achtete Conradin nicht weiter darauf — der Gedanke an längere Trennung war ihr ja nicht minder schwer gefallen als ihm selbst, und darum mußte es ihr auch nur willkommen sein, daß er den Sommer lang in der Nähe bleiben konnte. Voraussichtlich war ihre eigene Anwesenheit auf dem Weißenstein oft genug nothwendig.

Unter so freundlichen Aussichten zog Conradin für diesen Nachmittag noch vergnügt zur bisherigen Arbeit

aus; aber auch am Abend konnte er mit Nina zu keinem Gespräche kommen. Der Vater war stets und immer in der Nähe, die mancherlei Vorkehren besprechend, welche zum Auszuge auf den Weißenstein, der schon am folgenden Tage stattfinden sollte, nothwendig waren.

Und dieser folgende Tag war ein frischer, sonniger Vorsommertag, so recht geeignet zum fröhlichen Beginne eines neuen Unternehmens; drum schritt auch Conradin wohlgemuth neben den Saumthieren her, die mit allerlei Geräth und Vorräthen beladen nach dem Weißenstein hinanzogen. Hinter dem Zuge kam auch der Hubler mit seiner Tochter gegangen; aber die letztere war still und schweigsam, wie am vorigen Tage, und Conradin fand unterwegs ebenso wenig Gelegenheit zu einem Gespräche mit ihr. Vielleicht konnte sich droben auf dem Berge die Gelegenheit finden, — aber auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Nach der Ankunft in dem einsamen Paßhause gab es alle Hände voll zu thun, bis jede Sache ihren richtigen Platz gefunden, und hier trat nun nicht bloß der Hubler, sondern noch Steffan störend zwischen jeden Versuch einer vertraulichen Mittheilung. Der Bursche war für Conradin jetzt überhaupt eine viel unangenehmere Erscheinung, als er sich's gedacht hatte. Es lag in ihm offenbar nicht nur die faule Unbeholfenheit und Grobheit, sondern auch ein tückisch verschlossenes Wesen, das ein bequemes Zusammenleben schwerlich auflassen konnte. Er schien absichtlich überall zur Hand zu sein, wo der

Hubler zufällig einen Augenblick nicht da war, und so kam der Abend heran, ohne daß die zwei Liebenden sich ein unbelauschtes Wort hätten gönnen können. Erst als draußen die Saumthiere schon wieder zur Rückkehr nach Bergün hinunter gerüstet wurden, sagte Nina leise, während sie Conradin einen Flaschenkorb in den Keller tragen half: „Möge es dir gut gehen hier oben; aber ich weiß nicht, was mir so schwer auf dem Herzen liegt, mein Lieber."

„Wie?" fragte er betroffen, „gefällt es dir nicht besser so, als wenn ich weiter fort von dir gekommen wäre? Ich dachte, es müsse dir gerade so lieb sein, wie mir selbst!"

„O, das kannst du wohl denken," erwiderte sie langsamer; „aber wenn ich nur wüßte, wie der Vater so plötzlich zu diesem Entschlusse gekommen ist; gewiß muß ihn ein ganz besonderer Umstand dazu bewogen haben, obwohl ich darüber nicht in's Reine kommen kann."

„Wir wollen das Beste hoffen," sagte Conradin; „wenigstens werden wir Gelegenheit finden, uns bisweilen sehen zu können. O Nina, wenn du wüßtest."

Er konnte nicht weiter sprechen; denn oben an der Treppe ließ sich die Stimme des Vaters vernehmen, welcher der Tochter ankündigte, daß Alles zum Heimwege bereit sei. Noch ein rascher Händedruck, ein flüchtiges Berühren von Lippe zu Lippe und sie glitt die Treppe hinan, deren oberste Stufen der Vater schon herabgestiegen war. —

Für Conradin begannen nun wieder Tage, wie er

sie sonst nur auf der Alpe verlebt hatte; manche waren noch einsamer und einförmiger, als wenn er eine Heerde zu hüten gehabt hätte. Der Fremdenverkehr auf diesen Bergpässen war damals noch ein sehr dürftiger; von den Schaaren der Vergnügungsreisenden, die gegenwärtig im Sommer die abgelegensten Gebirgspfade beleben, wußte man in jener Zeit noch nichts im ganzen Schweizerlande, geschweige denn im bündnerischen Hochlande. Es kamen höchstens vereinzelte Kaufleute, Viehhändler, Jäger oder sonstige Dorfbewohner aus den Thalschaften zu beiden Seiten des Gebirges an dem Paßhause des Weißenstein vorüber, und ihr Aufenthalt daselbst dauerte nie länger, als zu einer kurzen Erfrischung nöthig war. Selten geschah es, daß ein Fremder eine Nachtherberge ansprach; wer ein Glas Wein, ein Stück Käse oder kalten Rauchfleisches genossen, zog wieder von dannen, da andere Leckerbissen auch nicht vorhanden waren, so wenig als in andern ähnlichen Paßhäusern, deren ganze Einrichtung eben nur das unumgänglichste Bedürfniß der Reisenden im Auge hatte. Dazu kam noch der Umstand, daß sich der Sommer regnerisch und unfreundlich anließ, so daß gewiß Niemand ohne Nöthigung die Berge überschritt.

So fand Conradin mehr als hinlängliche Muße, seinen verschwiegenen Hoffnungen, seinen wachen Träumen nachzuhängen und das Gefühl seiner Liebe zu vertiefen. In solcher Vergeinsamkeit nehmen Gefühle und Empfindungen einen um so schrankenlosern Lauf, je weniger sie von den Rücksichten des Zusammenlebens

zurückgedrängt und gemäßigt werden. Hätte der Jüngling wenigstens nur auch einen Vertrauten um sich gehabt, dem er sein überschwellendes Herz manchmal hätte ausschütten können, oder wäre der Gegenstand seiner Liebe selbst bisweilen auf dem Weißenstein erschienen, so würde schon ihre milde Ruhe besänftigend auf ihn gewirkt haben; aber von diesen beiden Dingen wollte sich keines erfüllen. Gegen den einzigen Genossen empfand Conradin eine immer stärkere, ihm selbst nicht deutlich erklärbare Abneigung, und Nina — die war seit dem ersten Tage nie mehr zum Weißenstein heraufgestiegen. Dafür kam öfter, als es eigentlich nothwendig gewesen wäre der Hubler — Conradin mußte allmälig denken: Es geschieht nur, um mir jeden Vorwand nach dem Dorf hinunterzugehen abzuschneiden.

So war die erste Hälfte des Sommers vorübergegangen, als eines Nachmittags ein altes Weib im Pachthause erschien, das Wurzeln grabend und Kräuter suchend, sich auch sonst schon öfters in der Nähe herumgetrieben hatte. Sie sprach Conradin um Beihülfe an, da sich ihre Wurzelschaufel zwischen einen herabrutschenden Stein eingeklemmt und ihre Kräfte nun nicht hinreichten, dieselbe herauszuziehen. Bereitwillig folgte er der Alten, die jedoch, kaum um die nächste Felswand herumbiegend, stehen blieb und dem Ueberraschten zuflüsterte: „Heute Nacht, wenn Alles schlafend liegt, sollt Ihr Euch drunten am Bachstege neben des Hublers Haus einfinden; aber wohl Acht geben, daß hier oben Keiner erfährt, wo Ihr hingeht.“

„Was ſagſt du," rief Conradin, „von wem haſt du den Auftrag?"

„Still, ſtill," erwiderte ſie haſtig,; „von wem ich geſchickt bin, könnt Ihr wohl denken; aber jetzt geht gleich wieder zurück. Ich wette, der Steffan wird uns nachſchleichen — den kenn' ich." Mit dieſen Worten lief die Alte flink genug zwiſchen den Felſen hinein, ohne auf die Fragen zu hören, die Conradin noch an ſie richten wollte. Dieſer ging daher nachdenklich wieder zurück, war aber nicht wenig betroffen, als er Steffan, der ſonſt ohne Nöthigung nur ſchwer von ſeinem Faulbette aufzubringen war, ſchon ſpähend um das Haus herumſchleichen ſah. Schnell beſonnen that jedoch Conradin, als hätte er ſeiner nicht geachtet und ſuchte ſich irgend etwas Gleichgiltiges zu ſchaffen zu machen.

Für den ungeduldig Harrenden hat die Zeit immer Blei an den Sohlen, und daß Conradin voller Ungeduld die Nacht erwartete, war leicht begreiflich. Freudig war dieſe Erwartung nicht, und wie hoch ihm auch das Herz ſchlug bei dem Gedanken, die Geliebte einmal wieder zu ſehen, ſo ſagte ihm doch eine ſichere Ahnung, daß die ſo heimlich beſtellte Zuſammenkunft nichts Gutes bedeuten könne. Endlich kam die erſehnte Dunkelheit aus den Thälern heraufgeſtiegen und kaum hatte Steffan ſich auf ſein Lager hingeſtreckt, als Conradin auch ſchon aus dem Hauſe ſchlich.

Drunten im Dorfe war es ſtill geworden, als er vor demſelben anlangte; das letzte Licht war verglommen und über der ſchweigenden Ruhe dämmerte der

schweigende Sternenschein. Auch über dem Hause Hubler's waltete Ruhe, und tiefer Schlaf schien alles Leben in demselben umfangen zu haben.

An der bezeichneten Stelle angelangt, blieb Conradin mit zurückgehaltenem Athem horchend stehen; es war ihm, als ob er hinter sich ein Geräusch gehört. Aber nein, es war nur das leise Rauschen des Baches, und wäre es auch etwas Anderes gewesen, er würde sich nicht weiter darum bekümmert haben; denn im Augenblicke fühlte er seine Hand gefaßt, und eine süße Stimme flüsterte: „Dem Himmel sei Dank, daß du da bist, Conradin — ich hab' es nicht länger mehr aushalten können."

Statt der Antwort suchten und fanden sich die Lippen und es verging eine geraume Weile, bis der Jüngling fragte: „Aber warum bist du auch noch nie auf den Berg gekommen; ich glaubte schon, du habest mich vergessen, und was du mir einst gesagt, sei nur ein schöner Traum gewesen."

„Ein Traum!" erwiderte sie langsam und leise; „nein, nein, Lieber, nun erst soll es die rechte Wahrheit werden."

„Wie meinst du das?" fragte er, sie nochmals an seine Brust ziehend; „ach, Nina, wenn du wüßtest, wie mir's manchmal um's Herz wird da droben auf dem stillen Berge. Laut aufjauchzen möcht' ich, daß alle Felsen wiederhallten und doch ist's mir dabei so schwül und bang, daß ich zugleich auch sterben möchte."

„Ach," sagte sie, „am Ende ist dir's doch wohl

dabei; du bist wenigstens allein und es quält dich Niemand; aber ich —"

Der Ton ihrer Stimme war leiser und schmerzlich geworden; sie hielt inne, die Hand vor die Augen hebend. „Um Gottes willen," rief Conradin erschrocken, „was hast du, was ist dir begegnet, Nina?"

Sie ließ die Hand wieder vom Gesichte herabsinken und lächelte wehmüthig. „Es ist wenig und viel, wie man will; aber wissen mußt du es freilich. Der Vater verlangt, daß ich den Landrichter von Filisur, dem vergangenen Herbst seine Frau gestorben ist, heirathen soll."

„Den nämlichen, den ich auch schon in Euerm Hause gesehen habe," brachte Conradin endlich hervor; „den großen, schönen Mann, der schon damals so freundlich mit dir that?"

Wäre es nicht zu dunkel gewesen, so würde der Frager aus Nina's sonst trüb umflorten Augen wieder einen Schein jenes lachenden Glanzes hervorschimmern gesehen haben, der ihm stets so wundersam in die Seele geleuchtet; jetzt aber fühlte er einen kalten Schauer durch sein Herz gehen, als sie ganz ruhig antwortete: „Der Nämliche, ja; er hatte, wie ich wohl weiß, schon ein Auge auf mich geworfen, bevor er seine verstorbene Frau heirathete. Aber ich war noch zu jung damals."

„Jetzt bist du das freilich nicht mehr," erwiderte Conradin, dem der Ton ihrer Worte die Kehle zusammenzuschnüren drohte; „das begreif' ich."

„Auch der Vater sagte das," fuhr sie fort, „als

ich mich wiederum mit meiner Jugend ausreden wollte, und ja, ich sah selbst ein, daß mir das nicht mehr helfen könne."

„Deshalb hast du deine Einwilligung gegeben," sagte er tonlos.

„Das nun gerade nicht," erwiderte sie noch immer in ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit beharrend; aber in meiner Bedrängniß habe ich dem Vater offen gestanden, daß ich dich liebe und nie einem Andern angehören werde, als dir, Conradin."

Hätte Nina seine Frage bejahend beantwortet, so wäre er vielleicht festen Fußes vor ihr stehen geblieben; jetzt aber befiel ihn ein so heftiges Zittern, daß er sich an die Haselstaude, vor der sie standen, zurücklehnen mußte. „Das hast du gethan," fragte er mit banger Stimme; und was hat hat der Vater dir geantwortet?"

„Leider nicht viel," entgegnete sie wieder in wehmüthigem Tone; „er sagte bloß, daß er meine geheimen Gedanken längst kenne, und seither hat er kein Wort mehr fallen lassen darüber."

„Aber mein Gott," sagte Conradin aufathmend: „dann ist's ja nicht so schlimm, wie wir Beide es erwartet haben, und nicht jede Hoffnung verloren für uns!"

Nina machte langsam eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Ich wollte lieber, der Vater hätte mich im plötzlichen Zorne über mein Geständniß geschlagen," sagte sie; „wie es jetzt kommen wird, weiß

ich nicht — nicht gut, fürcht' ich. Doch noch Eines: Weißt du, daß der Steffan schon öfters nächtlicherweile hier war?"

„Hier — bei Euch?" fragte Conradin ungläubig; „das ist nicht möglich, Nina; den könnte man ja selbst am Tage nur schwer zu dem weiten Wege bewegen, geschweige bei Nacht und ungeheißen."

„Ich hab' mir's wohl gedacht, du wissest nichts drum," entgegnete sie; „er hat auch nur mit dem Vater verkehrt und ganz heimlich, gerade wie wir jetzt." —

„In der That, man sollte meinen, ihr hättet Heimlichkeiten zu verhandeln, obwohl das doch nicht der Fall sein wird."

Es war die Stimme des Hublers, die diese Worte sprach, und er selbst war mit denselben hinter der Haselstaude hervorgetreten. „Ah, Ihr seid es, Conradin," fuhr er dann zwischen den Ueberraschten stehen bleibend im Tone der Verwunderung fort; „ich glaubte, meine Tochter spreche mit einem Nachbar. Es wird nichts Ungerades gegeben haben auf dem Berge, daß Ihr noch so spät herabkommt; oder?"

„Nein, nicht daß ich wüßte," stotterte Conradin, der sich noch nicht zu fassen wußte und den Hubler anstarrte, wie ein plötzlich aufgetauchtes Nachtgespenst; aber Nina sagte sogleich mit der nämlichen Ruhe, in welcher ihr Vater gesprochen: „Ich habe ihn ersuchen lassen, hieher zu kommen — ich hatte ihm etwas mitzutheilen, Vater."

„Etwas Wichtiges vermuthlich," sagte dieser in

gleichgültigem Tone; „obwohl es mich, scheint es, nichts angeht, da ich nichts wissen soll davon.“

„Du weißt es schon, Vater,“ erwiderte Nina, „ich habe dem Conradin bloß mittheilen wollen, daß ich dir gesagt habe, ich werde nie einen Andern heirathen, als ihn.“

„Ach, und deßwegen schleicht ihr um Mitternacht zusammen, als ob ihr ein großes Verbrechen begehen wolltet,“ rief der Hubler; „das verlohnte sich wohl der Mühe, wahrhaftig! — Uebrigens,“ fuhr er, sich an den Jüngling wendend, fort, „übrigens ist es mir allerdings nicht lieb, daß Ihr in so später Nachtzeit den Weißenstein verlasset, Conradin; Ihr müßt bedenken, daß die Verantwortlichkeit für das Haus und Alles, was darin ist, auf Euch liegt. Den Steffan wenigstens werdet Ihr nicht vorschieben wollen, ich habe die Sache Euch einzig anvertraut! Drum werdet Ihr jetzt hoffentlich gleich wieder auf den Berg zurückkehren, und du Nina, kommst nach Hause. Es ist längst Zeit zum schlafen gehen.“ Damit faßte er die Tochter an der Hand und führte sie von dannen.

Conradin blieb noch eine Weile stehen, den in der Dunkelheit Verschwindenden nachstarrend; dann schritt er halb betäubt über den Bach zurück und den Berg hinan.

V.

Von diesem Abend an wurde das Leben in dem Berghause noch unheimlicher. Die unbestimmte Ab-

neigung Conradin's gegen seinen Gefährten hatte nun einen Rückhalt gefunden, wenn auch immer noch keine erweisliche Thatsache vorhanden war, welche Steffan's Tücke an's Licht zog. Auf Conradin's Frage, wann und warum er nächtlicher Weile nach dem Dorfe hinuntergekommen sei, stellte er sich höchlich erbost und läugnete hartnäckig, daß dies jemals geschehen sei. „Mir ist's lieber, wenn der Hubler hundert Stunden weit weg ist," rief er, „warum sollte ich ihm dann heimlicher Weise nachlaufen." Auf Conradin's forschende Frage nach dem Grunde seines Widerwillens gegen den Meister, antwortete Steffan trotzig: „Weil er ein Teufel ist und Keinen mehr aus den Klauen läßt, den er einmal angepackt hat."

Trotz dieser Abläugnungen fühlte sich Conradin, wie gesagt, immer unheimlicher in der Nähe des Burschen und eine dumpfe Angst, was drunten im Dorfe vorgehen möge, quälte ihn so unerträglich, daß er es nicht mehr länger auszuhalten vermochte. Die schlimmste Gewißheit mußte leichter zu tragen sein, als diese verzehrenden Zweifel und er beschloß deshalb hinabzugehen und den Hubler bestimmt um die Hand seiner Tochter anzufragen. Dann mußte doch eine Entscheidung folgen, und am Ende mochte ja Nina auch zu weit gehen in ihren mißtrauischen Befürchtungen. Wenn Conradin das ganze Benehmen des Mannes gegen ihn selbst überdachte, so konnte er sich zu keinerlei Klage berechtigt fühlen, vielmehr mußte er ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß derselbe sogar an jenem

Abend bei der heimlichen Zusammenkunft sich mit Ruhe und besonnener Mäßigung benommen habe. Wäre ihm Nina's Liebe so verhaßt, wie diese selbst glaubte, so würde er sich bei einem solchen Anlasse in anderer Weise geäußert haben. Conradin verwünschte nur seine Unbeholfenheit und Unentschlossenheit, daß er nicht schon damals mit seinem Herzenswunsche hervorgetreten, da Nina doch die beste Gelegenheit dazu geboten hatte.

Trotz solchen geheim flüsternden Hoffnungen fand der arme Bursche den nöthigen Muth zur Ausführung seines Vorsatzes auch nicht, als der Hubler selbst wieder auf dem Berge erschien. Dieser ließ nicht das Mindeste merken, als ob irgend etwas Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen sei und zeigte sich sogar noch mittheilsamer, als dies sonst manchmal der Fall gewesen. Dabei erzählte er, daß Nina nach dem einig e Stunden von Bergün entfernten Bade Alvaneu gegangen sei, dessen Besitzer ihrer verstorbenen Mutter Bruder war. Dort werde sie einige Wochen zubringen und er selbst wolle nach dem Tessin gehen, um ausstehende Gelder einzutreiben. „Ich fürchte, daß ich dabei viele Mühe und Unannehmlichkeiten haben werde," schloß er seine Mittheilungen, „und bis ich zurückkomme, wird es wohl mit der Sommerwirthschaft hier oben zu Ende gehen. Es ist ohnehin nicht viel gewesen, diesen Sommer; es sind noch ziemliche Weinvorräthe und Anderes vorhanden. Ich weiß nicht recht, was anfangen damit."

Diese Worte tönten wieder wie liebliche Musik in

den Ohren Conradin's. War Nina bei ihren Verwandten und der Vater in der Ferne, so konnte doch kein Druck auf sie ausgeübt werden, und bis dieser Aufenthalt zu Ende ging, war der Herbst gekommen. Und der Hubler selbst — es war ja fast unmöglich, daß er so tiefen Groll gegen die Liebe der Beiden trug, irgendwie müßte sich derselbe doch verrathen, durch Wort oder Geberde! —

Bei so freundlichen Aussichten beschloß Conradin keinen vielleicht übereilten Schritt zu thun und jedenfalls abzuwarten, bis er im Einverständnisse mit Nina handeln konnte. Während des langen Winters mußte sich hinlängliche Gelegenheit hiezu erzeigen. Als wollte er jede unangenehme Erinnerung verwischen und sein vollstes Vertrauen bezeugen, trug der Hubler dem Jüngling auf, während seiner Abwesenheit bisweilen drunten im Dorfe nachzusehen und das dortige Hauswesen zu beaufsichtigen.

Unter dieser gedoppelten und abwechselnden Beschäftigung gingen die Tage und Wochen nun wieder rascher dahin. Conradin ging fleißig in's Dorf, damit dort Alles in richtiger Ordnung bleibe. Stundenlang konnte er da in der Stube sitzen und sich der Erinnerungsbilder an das stillgeschäftige Mädchen erfreuen. Hier auf diesem Stuhle pflegte sie gerne mit ihrem Strickzeuge zu sitzen; dort an dem Tische beschäftigte sie sich in ihrer flinken und zierlichen Weise mit den Zurüstungen für die Küche; das war das Fenster, durch das sie oft sinnend auf Wald und Gebirg hinausschaute,

und hier, hier war die Stelle, auf der sie ihm in jener Mondnacht ihr ganzes Herz aufgeschlossen. Ach, wenn diese Räume wieder von ihrer Stimme, ihrem Blicke und Athem belebt und verklärt wurden und er in denselben verweilen durfte, dann war er ja wieder der glücklichste Mensch auf Gottes weitem Erdboden! —

Solch goldenen Träumen hingegeben, saß Conradin eines Abends wieder in der Wohnstube des väterlichen Hauses Nina's. Durch die offen stehende Thüre wehte noch eine milde Herbstluft herein; aber die Bäume vor den Fenstern und weiterhin die Wälder an den Bergabhängen hatten sich bereits bunt gefärbt. — „Nun kann es nicht mehr lange dauern, bis es anders wird hier; der Winter naht, und mit ihm wird sie endlich wieder heimkehren — wie sehn' ich mich darnach!" — Er hatte, durch das Fenster schauend, diese Worte langsam vor sich hingesprochen, als er plötzlich aufschrak. Es hatte sich eine Hand auf seine Schulter gelegt, und wie er um sich blickte, stand Nina vor ihm, die geräuschlos eingetreten war. Er wollte einen Ruf der Freude, der Ueberraschung ausstoßen; aber sie legte die Hand auf seinen Mund und flüsterte hastig: „Still, still — der Vater ist bei mir." Und in der That kam auch der Hubler, bevor sie noch ein weiteres Wort sprechen konnte, von der Treppe der Thüre zugegangen.

„Da findet man ihn ja," rief der Ankömmling; „ich dachte wohl, er werde nicht verloren gegangen sein." Mit diesen Worten reichte er Conradin die Hand entgegen und fuhr heiter fort: „Ich war im

Vorbeigange schon droben auf dem Berge; aber Thür und Laden waren geschlossen und den Steffan traf ich hinter dem Hause schnarchend auf der Streu liegen. Puh, wie bin ich froh, daß ich wieder daheim bin; über die obern Berge ist schon in voriger Nacht ein Schnee gefallen." So fuhr er eine Weile fort, erzählte zutraulich, wie er mit Mühe und Noth zu seinem Guthaben gekommen und begann dann erst sich zu erkundigen, wie es hier stehe und ob während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgefallen sei. Nachdem Conradin ausführlichen Bescheid gegeben, sagte der Hubler: „Nun ist es an der Zeit, daß man sich auf dem Weißenstein für den Winter einrichtet. Ein paar Tage könnt Ihr dem Steffan noch helfen, bis die übrig gebliebenen Vorräthe richtig versorgt sind — ich habe ihm bereits die nöthigen Anweisungen gegeben; den besten Theil der Sachen kann man droben in Sicherheit bringen und sich so die Mühe des Herabschleppens ersparen. Mit nächster Woche kommt Ihr dann des Gänzlichen hierher, Conradin; es ist mir lieb, wenn Ihr von der Alp treiben helft. Es gibt nun noch alle Hände voll Arbeit vor dem Einwintern. He, Nina," rief er dann, „bringe eine Flasche Wein her, ich bin durstig und der Conradin wird wohl auch ein Glas ertragen können, bevor er sich nach dem Berge aufmocht."

Die Tochter, die sich während den Erzählungen des Vaters in die Küche begeben hatte, brachte das Verlangte; aber nun bemerkte Conradin erst, wie müd'

und bleich sie aussah. Der Hubler mochte den Blick bemerken, mit welchem Conradin sie betrachtete; wenigstens sagte er: „Nicht wahr, die Nina sieht etwas angegriffen aus? — Ich habe sie drum auch gleich mit heimgebracht; es ist eben immer viel Unruhe in einem solchen Bade, selbst wenn man nicht mitten in die Arbeit hineingestellt ist. Hoffentlich wird's nun wieder besser werden daheim."

„Es fehlt mir nichts, Vater," erwiderte sie; „aber ja, ich bin gerne wieder heimgegangen, ich habe mich recht gesehnt darnach."

Sie sagte diese Worte mit einem Tone, daß Conradin's Herz heftig aufpochte darob. Sie mußte sicherlich einen schweren Kummer in sich tragen; aber sie hatte sich heimgesehnt, und er wußte, warum sie das bekannte. Was hätte er dafür gegeben, einen Augenblick mit ihr allein sein und ihr sagen zu können, wie auch er sich nach ihr gesehnt habe, und wie all' seine Gedanken, wachend und schlafend, nur zu ihr gegangen; aber es bot sich keine Gelegenheit dazu, und Nina selbst schien eine solche nicht einmal zu suchen. Doch, es dauerte ja nur noch ein paar Tage, und dann lebten sie wieder unter einem Dache beisammen! —

Mit diesem Troste machte sich Conradin endlich auf den Weg nach dem Weißenstein, als die Dämmerung bereits eingebrochen war. Beim Abschiede sagte der Hubler noch einmal: „Also der Steffan weiß, was zu thun ist, und wie die Sache zur Hand genommen werden soll. Alles Schiff und Geschirr bleibt droben; die

werthvollern Dinge werden in Erdgruben gelegt; sie bleiben ficherer auf dieſe Weiſe, als im Hauſe, das bis zum Frühjahr doch manchen Unglücksfällen ausgeſetzt ſein könnte. Nur freilich müßt Ihr mit Vorſicht an's Werk gehen, jedenfalls Euch in Acht nehmen, daß Niemand die Abſicht inne wird; denn gegen Diebsgelüſte kann man nie zu vorſichtig ſein. Ich ſelbſt werde die nächſten Tage nicht hinaufkommen können und überlaſſe die Sache Eurer Sorgfalt und Obhut, Conradin."

Dieſer legte den Weg auf den Berg weniger frohen Muthes zurück, als die freudige Ausſicht, nun bald wieder in der Nähe des geliebten Mädchens leben zu können, hätte erwarten laſſen ſollen. Nina's ſtilles Weſen hatte einen Schatten geworfen, den er trotz der entgegenkommenden Zutraulichkeit des Vaters nicht zu verſcheuchen vermochte. Als er im Paßhauſe ankam, lag Steffan ſchon wieder in tiefem Schlafe; doch hatte derſelbe bereits allerlei Geſchirr und Habe in die Küche zuſammengetragen, ohne Zweifel nach des Meiſters Anordnung. Conradin mochte den Schläfer nicht mehr aufwecken, er war froh, ſeinen Gedanken ungeſtört nachhängen zu können, bis der Gott der Träume in wirrvollem Wechſel bald glückſelige, bald ſchreckhafte Bilder an ſeiner Seele vorüberzuführen begann. —

Am folgenden Morgen berichtete Steffan, daß auf Geheiß des Meiſters das ſämmtliche Wirthſchaftsgeſchirr, das er bereits in der Küche zuſammengetragen habe, zwiſchen den großen Steinblöcken hinter dem Hauſe in den Boden vergraben werden müſſe.

„Ich weiß davon," sagte Conradin nachdenklich; „aber im Grunde genommen kommt's mir sonderbar vor. So viele Mühe würd' es nicht kosten, die Sachen in's Dorf hinunterzuschaffen, wenn man doch einmal fürchtet, das Haus könnte den Winter hindurch von Schneestürzen oder Schlipfen gefährdet werden."

„Dafür ist dann das Zeug's im Frühjahr auch gleich wieder zur Stelle," entgegnete Steffan; „der Hubler weiß immer, wie ein Pfennig erspart oder erschunden werden kann."

„Hat man es denn früher auch schon so gemacht?" fragte Conradin.

„Das weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht d'rum," antwortete Steffan in seiner gewohnten mürrischen Weise; „meinetwegen könnte der Henker den Kram holen — mir wär's einerlei."

Die Arbeit begann und war am Abend des zweiten Tages vollendet. Das Wirthschaftsgeschirr lag außer dem Wenigen, dessen der Winterhüter bedurfte, in drei tiefe Gruben versenkt, in Heu eingewickelt und mit einer dicken Schicht festgetretener Erde zugedeckt. Auf jede der Gruben hatte Conradin vorsichtig noch einige Steinblöcke gewälzt.

Hier oben war sein Geschäft nun zu Ende; er gedachte mit dem frühesten Morgen nach dem Dorf hinunter zu gehen und begab sich voll sehnsüchtiger Erwartung zur Ruhe.

Aber allzulange konnte er noch nicht geschlafen haben, als er durch ein prasselndes Geräusch auf-

geschreckt wurde, und wie er die Augen öffnete, fiel ihm ein gluthrother Feuerschein entgegen. Entsetzt sprang er von seinem Lager und ein einziger Blick durch die Thüre konnte ihn überzeugen, daß bereits das ganze Holzwerk des hintern Haustheiles von den Flammen ergriffen war. An ein Dämmen des Feuers konnte nicht mehr gedacht werden und es blieb nichts übrig, als die noch im Hause gebliebenen Gegenstände hinaus zu flüchten. Er rief nach Steffan, ohne eine Antwort zu erhalten; er lief an sein Lager, um den Siebenschläfer aufzurütteln; aber dasselbe war leer und Steffan mußte sich schon geflüchtet haben. — „Ohne mich aufzuwecken," fuhr es durch Conradin's verwirrte Gedanken.

Nach kaum zwanzig Minuten leuchtete eine hoch aufflackernde Feuersäule vom Berge nach dem Thal hinunter, und bald konnte man durch die stille Nacht von Bergün herauf die Sturmglocke erschallen hören. Es war die nämliche, die Conradin vor einem halben Jahre zur Rettung des Hauses und der Angehörigen Hubler's gerufen. Begreiflicherweise kam die Hülfe der entfernten Thalleute zu spät; als die ersten Feuerläufer auf dem Berge anlangten, waren von dem Paßhause nur noch die ausgebrannten Mauerstücke übrig. —

VI.

Der Morgen begann bereits zu grauen, als der Hubler auf der Brandstätte anlangte. Er sah verdrießlich

und unwirsch aus, doch verleugnete er auch jetzt seine gewöhnliche Ruhe nicht. Sobald er Conradin erblickte, rief er, wo Steffan sei, und erst als er umständlich vernommen, daß dieser auf unerklärliche Weise verschwunden sei, stellte er Fragen über Entstehung und Verlauf des Brandes. Als unter den Leuten die Befürchtung laut wurde, der Vermißte könnte in den Flammen seinen Tod gefunden haben, schüttelte der Hubler den Kopf und sagte gelassen: „Das wird sich zeigen — zu Asche könnte er nicht verbrannt sein.“ Conradin selbst wußte nicht, was er thun oder denken sollte, so kraus und wirr ging es ihm im Kopfe herum; es regten sich allerlei dunkle Zweifel in ihm, mit denen er nicht in's Reine kommen konnte und die ihn doch dermaßen ängstigten, daß er sich nicht zu fassen vermochte. Manche seiner Antworten und Reden waren unsicher, fast scheu ausgesprochen, als ob er dem Gesagten selbst nicht traue, oder nicht recht wisse, was er sagen solle. Das mußte sogar den Umstehenden auffallen, und der Hubler schwieg lange mit finsterm Gesichte, bis er dann mit bedenklichem Ton sagte: „Für Euch könnte das Verschwinden Steffan's sehr fatal werden, Conradin; hoffentlich wird er wieder zum Vorschein kommen. Der Brand kann nur aus grober Nachläßigkeit entstanden sein, wenn nicht aus Schlimmerem. Aber wo die Schuld suchen?“

Conradin gab, verstört vor sich hinschauend, keine Antwort und der Hubler fuhr deshalb fort: „Es läge in meiner amtlichen Pflicht, sogleich an Ort und Stelle

ein förmliches Verhör mit Euch anzustellen; aber in eigener Sache kann ich nicht Richter sein, und wenn ich's könnte, so würde ich es doch nicht thun — am wenigsten Euch gegenüber." Er hatte diese Worte mit lauter Stimme gesprochen, daß jeder Umstehende es hören mußte; da Conradin indessen auch jetzt noch nichts erwiderte, fügte er hinzu: „Am besten ist's nun, Ihr begeht Euch sogleich zum Landrichter und macht dort Euere Angaben, wie Ihr sie wißt und verantworten könnt. Euch als Gefangenen hinführen zu lassen, wie es nach den Umständen das strenge Recht erfordern würde, mag ich nicht; es können Euch etwa zwei vertraute Männer nach Filisur begleiten."

„Nach Filisur?" fragte Conradin, langsam aus seinen Gedanken aufschauend: „was soll ich denn in Filisur thun?"

„Eben dem Landrichter Eure Angaben machen," erwiderte Nina's Vater; „da ich nicht als amtliche Person handeln kann, so gehört die Sache zunächst dorthin."

Jetzt fiel es wie ein zündender Blitz in das Gedankenchaos Conradin's; aber es war auch nur ein schnell wieder entschwindender Blitz, der mehr Betäubung als Licht zurückließ. „Ich wüßte nicht, warum Ihr selbst meine Aussagen nicht aufnehmen könntet," sagte er endlich; „Alles, was ich weiß, besteht ja darin, daß ich in der Nacht vom Brande geweckt wurde und dann noch rettete, was in meinen Kräften lag. Ganz gewiß ist es auch, daß das Feuer auf dem Herde ausgelöscht war; ich

hatte, wie jede Nacht, genau nachgesehen vor dem Schlafengehn."

Der Hubler zuckte die Achseln. „Es fällt mir nicht ein, an Euern Worten zu zweifeln," entgegnete er; „aber es geht eben nicht anders, die Sache muß, wie sich's gebührt, untersucht werden, schon Euerer Unbescholtenheit wegen, und da ich dies nicht selbst thun kann, tritt ein Anderer an meine Stelle. Meiner Fürsprache könnt Ihr jeder Zeit versichert sein."

Conradin richtete sich stolz empor und sagte mit fester Stimme: „Einer Fürsprache bedürfte ich nur, wenn ich mir einer Schuld bewußt wäre. Gebt mir die Leute, die mich begleiten sollen — ich gehe."

Die Umstehenden hatten diesem Vorgange schweigend zugehört und die ernsten Gesichter bewiesen hinlänglich, daß kein Mangel an Theilnahme vorhanden war. Was der Hubler that und sagte, daraus konnte ihm keinerlei Vorwurf gemacht werden, es war weder hart, noch ungerecht, sondern ganz an seinem Orte; aber die Männer, welche an jenem schrecklichen Föhnabend Zeugen von Conradin's That gewesen waren, konnten sich eines unmuthigen Gefühles doch nicht erwehren, daß es nun so hatte kommen müssen. Bei Manchem hatte des jungen Mannes ängstliches, unsicheres Benehmen wohl einen unbestimmten Zweifel an seiner Unschuld erweckt; aber warum und wozu sollte er eine solche Schuld begangen haben? — Von den Verhältnissen zwischen ihm und des Hubler's Tochter hatte Niemand eine Ahnung, vielmehr galt die Letztere im ganzen Dorfe

bereits als Braut des reichen Landrichters von Fitisur. Doch gerade deshalb mochte dieser gegen den Lebensretter der schönen Nina auch nicht allzu scharfe Saiten aufziehen, wenn es sich nur um eine Unvorsichtigkeit oder Nachläßigkeit handeln sollte, aus welcher der Brand entstanden. So wurde die sich für Conradin regende Theilnahme beschwichtigt, und die Leute begannen, da hier oben nichts mehr zu helfen war, allmälig den Heimweg anzutreten.

Aber unter welchen Gedanken und Gefühlen schritt nun Conradin mit den ihm zugeordneten Begleitern den Bergweg hinab, den er noch vor wenigen Stunden so freudig zurückzulegen gehofft hatte! — Immer dunkler und dumpfer rang und wogte es in ihm, wie ein unheilverkündendes Wolkenmeer, das sich, von Windstößen bewegt, bald zusammenballt, bald wieder, den ganzen Horizont verdüsternd, auseinanderfährt. Es war nicht nur ein Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, denn Furcht empfand Conradin im Gefühle seiner Unschuld keine; sondern es war mehr das bittere Schmerzgefühl unverschuldeter Herabwürdigung, in welches sich bereits ein dumpfer Groll mischte, der ihn bestürmte. Zwar hatte er den Gedanken, der ihn auf dem Berge einen Augenblick durchblitzt, daß nämlich der Hubler es mit Vorsatz auf diese Herabwürdigung oder gar auf sein Verderben abgesehen habe, wieder niedergekämpft; aber wenn ein solcher Gedanke einmal die aufgeregte Seele ergriffen, entweicht er nicht mehr, ohne seine dunkeln Spuren in derselben zurückzulassen, auf denen er zu

jeder Frist wiederzukehren droht. Bei solchen Wiederkehrungsversuchen ergoß sich jedesmal eine brennende Gluth über das Gesicht Conradin's, und seine Hände ballten sich unwillkürlich zusammen, als müßten sie mit krampfhaftem Griffe irgend einen Gegenstand erfassen. Als er mit seinen Begleitern an das Dorf herabkam, bat er sie, seine eigenen Schritte verdoppelnd, schneller zu gehen; der Gedanke, daß ihm in dieser Lage Nina begegnen könnte, drohte ihm den Athem in der Brust zu ersticken. Und doch — so wunderlich ist das Menschenherz! — fühlte er tief im Innersten, daß kein Schatten eines Zweifels an seiner Unschuld in ihre Seele kommen könne.

Der Weg von Bergün nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Filisur ist wie geschaffen, um unheimlichen Gedanken nachzuhängen: er führt über den sogenannten Bergünersteig, eine der wildesten und großartigsten Gebirgsstraßen des ganzen Alpengebietes. Sie ist, wohl auf drei Viertelstunden Länge, in eine jäh aus schwarzem Tann aufsteigende Felsenwand eingesprengt, gleich einer spiralförmigen Kerbe, die der Steinhauer in einen Säulenschaft meißelt. Ueber dem Haupte des Wanderers ragen die verwitterten Felsblöcke des Urgebirges hervor, und zu seinen Füßen, in mehrhundert Fuß tiefem Tobel tost und schäumt die junge Albula. Der Pfad selbst ist an manchen Stellen kaum so breit, daß zwei Personen neben einander gehen können, und war zu jener Zeit, als Conradin den schweren Weg machen mußte, noch mit keiner Brust-

wehr verſehen gegen die jäh abſchießende Schlucht des wilden Gebirgsfluſſes. Der aufſchäumende Giſcht des letzteren kann von oben nur an wenigen Punkten geſehen werden und bloß das dröhnende Toſen gibt Kunde von der wilden Kraft, die da drunten dahinbraust. Ein einziger Fehlſchritt, ein erſchrockenes Ausgleiten auf den oft glattſchlüpferigen Felsborden des Weges — und Menſch und Thier hatten ein Grab gefunden, das keiner Decke bedurfte, um mit ewiger Nacht erfüllt zu ſein. Vielleicht, daß der Fluß das zerſchmetterte Gebein eines Tages drunten am Fuße des Felſens auf den Uferſand ſchwemmte, vielleicht, daß er es in ſeiner Tiefe mit ſich wälzte in den Rhein, oder daß der nächtige Schlund es für immer in ſeinen Steinlöchern und ausgehöhlten Felsſchründen zurückbehielt. Obwohl Conradin ein Kind des Hochgebirges war, konnte er ſich eines Schauers doch nicht erwehren, als er nun dieſen Felſenweg abwärts ſchritt. Es war ihm, als ob der hart an ſeiner Seite aufgähnende Abgrund mit drohendem Toſen ein Opfer verlange. Unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: Hier wäre es bald zu Ende — wenn es ſein müßte. Erleichtert athmete er auf, als endlich Wald und Felſenpfad in einen ſanft abſteigenden Wieſenweg ausmündeten, obwohl nun einer der Begleiter ſagte: „Dort iſt das Haus des Landrichters.“ — Es war ein anſehnliches, den Wohlſtand ſeines Beſitzers verrathendes Gebäude, weit ſtattlicher noch, als das Haus Hubler's in Bergün.

Die Kunde von dem nächtlichen Brand mußte bereits bis hierher gedrungen sein, wenigstens zeigte der Landrichter keinerlei Ueberraschung, als sich die zwei Männer ihres Auftrages entledigten und mittheilten, warum und auf wessen Geheiß sie Conradin herbrächten. Dieser hatte an jenem Abend Recht gehabt mit seiner Bemerkung gegen Nina; der Landrichter war in der That ein schöner Mann, kaum in den Beginn seiner besten Mannesjahre getreten. Jetzt jedoch ging über sein Gesicht ein Ausdruck, der auch gar nicht zu dem beklagenswerthen Unfalle passen wollte. Es sprach sich darin nicht etwa ein Bedauern, oder auch nur Theilnahme aus, sondern es war ein eigenthümlich mißvergnügtes Lächeln, das einen Augenblick um den Mund des Landrichters spielte. Doch auch nur einen Augenblick — dann wurde das Gesicht wieder ernst und nachdenklich.

Conradin erzählte getreulich, was er wußte von dem Brande und gab auf Befragen auch Auskunft über seine frühern Erlebnisse, obwohl ihm dies — seinem Nebenbuhler um Nina's Liebe gegenüber — schon peinlicher wurde. Zugleich lag ja in dem Ausforschen seiner Vergangenheit ein Zweifel an seiner Schuldlosigkeit ausgesprochen. Dieses unangenehme Gefühl erreichte aber den Grad bitterer Betroffenheit, als der Landrichter endlich sagte: „Es kommt mir befremdlich vor, daß Ihr eines Vorfalles aus Eurem Leben nicht erwähnt, den Ihr doch unmöglich vergessen haben könnt. Das scheint mir fast wie ein stillschweigendes Eingeständniß eines Schuldbewußtseins auszusehen."

„Ich weiß nicht, was Ihr meint," erwiderte Conradin raſch aufſchauend; „jedenfalls könnt' es nichts ſein, das mit dem Brande am Weißenſtein in Verbindung ſtünde."

„Wie man will," ſagte der Amtsrichter, leicht die Achſeln zuckend; „ſo viel iſt ſicher, daß Ihr Euch ſchon einmal auf nicht ſehr löbliche Weiſe gegen einen Euerer Dienſtherren benommen habt."

Conradin war bleich geworden. Eine geraume Weile verging, bevor er mit gepreßter Stimme ſagte: „Ihr habt recht, Herr Landrichter; vor zwei Jahren habe ich meinen damaligen Meiſter einmal auf den Rücken gelegt. Aber wißt ihr auch warum, Herr Landrichter?" — Da dieſer nicht ſogleich Antwort gab, fuhr Conradin in erhöhtem Tone fort: „Wenn Ihr über meine früheren Erlebniſſe ſo gut unterrichtet ſeid, ſolltet Ihr das wohl auch wiſſen, mir dann aber keinen Vorwurf daraus machen. Ich habe den elenden Geſellen zu Boden geworfen, weil ich meine arme, ſechzigjährige Mutter vor ſeiner rohen Mißhandlung ſchützen mußte, und ſo wahr mir Gott helfe, ich würde das Nämliche jeden Augenblick wieder thun, und wenn mein ſicherer Tod darauf ſtünde."

Conradin's Geſicht hatte über dieſen Worten einen Ausdruck angenommen, der ahnen ließ, mit welcher Gewalt die aufgeregten Gefühle aus ihm hervorbrechen konnten. Auf ſeine Stirn war etwas getreten, das dem Wiederſchein einer blutrothen Flamme glich, und unter den dunkeln, kräftig gezeichneten Brauen ſchoſſen

leuchtende Blitze hervor. Der Landrichter mochte einsehen, daß er die unrechte Saite berührt; deshalb sagte er, nachdem er die niedergeschriebenen Angaben Conradin's schweigend überblickt hatte: „So leid es mir thut, so muß ich Euch doch bis auf Weiteres für meinen Arrestanten erklären — hoffentlich nicht auf lange. Schlimm wäre es freilich, wenn der Steffan nicht aufgefunden werden könnte; denn, erscheint sein Verschwinden auch verdächtig genug, so wird auf Euch ebenfalls ein Verdacht zurückbleiben, bis Ihr durch das Zeugniß eines Andern gereinigt seid. Indessen will ich die Angabe des Herrn Hubler abwarten." —

Conradin ließ sich schweigend und ohne Widerstreben in das Gefängniß abführen. In seinem Innern war es noch dunkler und verworrener geworden. — Man hat also mein vergangenes Leben ausspionirt, man hat, ohne daß ich darum wußte, mein vergangenes Thun ausgeforscht — aber warum ist es geschehen und wer hat's gethan? War es, um etwas aufzufinden, das gegen mich zeugen, das mich als einen gefährlichen Menschen darstellen konnte? —

Um diese Fragen und Zweifel drehten sich ohne Unterlaß alle Gedanken des Gefangenen, der sich doch zugleich scheute, sich selbst die Antwort zu geben, welche am nächsten zu liegen schien. Oder warum hatte der Landrichter, der sonst noch nie ein Wort mit Conradin gesprochen, gerade jenen Vorgang gekannt, den er erwähnt hatte? — Aber nein, nein, es konnte doch nicht sein; Unmuth, Bekümmerniß um seine Liebe, wohl

auch geheime Eifersucht ließen ihn zu schwarz sehen, und was sich ihm als ein boshaft angelegtes Spiel aufdrängen wollte, konnte ja nur das Werk des Zufalls sein. —

Unter diesem Hin- und Herschwanken zwischen dem Aufflammern an einen Schimmer freundlicher Hoffnung und düsterem Hinbrüten vergingen zwei Tage, ohne daß der Gefangene zu einem weitern Verhöre gerufen worden wäre. Während dieser Zeit mußte doch auch der Hubler hier gewesen sein; aber er hatte sich vor Conradin nicht sehen lassen. — War es ihm nicht erlaubt worden? Nein, das konnte nicht sein — der Hubler war ihm aus freien Stücken und absichtlich fern geblieben! — Dieser Gedanke schloß eine Qual in sich und bot den dumpfen Zweifeln eine festere Stütze dar. „Das also war es," rief er, sich mit der Hand an die Stirn schlagend, „solche Befürchtungen hegte Nina, wenn sie sagte, daß ich ihren Vater noch nicht genug kenne. O Gott, daß ein solches Kind einen solchen Vater haben muß!" —

Am dritten Tage endlich wurde Conradin wiederum vorgefordert; aber nicht mehr einzig vor den Landrichter, sondern dieser hatte noch zwei Gerichtsäßen beigezogen, und damit war das ganze Gericht versammelt, wie es für die Aburtheilung des vorliegenden Falles erforderlich schien. Damals war das ganze Rechtswesen noch höchst eigenthümlich bestellt in den drei Bünden „fry Rhätiens," vollkommen den einfachen demokratischen Verhältnissen entsprechend, aus denen es

hervorgewachsen war. Jede Gemeinde hatte ihre eigene Gerichtsbarkeit, oft sogar selbst den Blutbann; doch hatten sich zur Fällung und Vollziehung von Todesurtheilen mehrere Gemeinden zusammengethan und bildeten auf solche Weise ein gemeinsames Hochgericht. Daß bei solchen Verhältnissen keine Rede sein konnte von Strafanstalten, wie sie in größeren staatlichen Gemeinwesen bestanden, ist selbstverständlich. Schwerere Vergehen wurden durch Geldbußen, Ehrenverlust, Landesverweisung oder mit dem Tode bestraft. Nur ausnahmsweise und durchschnittlich nur bei Staatsverbrechen kam es vor, daß die Verbrecher einem auswärtigen Staate zur Vollziehung der Strafe übermittelt wurden. Diese Dienste leisteten namentlich die Galeeren Venedigs oder anderer italienischer Staaten. Einen Vorzug besaß dieses uraltherkömmliche Gerichtsverfahren, nämlich denjenigen größter Einfachheit und Schnelligkeit. Daß dabei das gute Recht oft genug durch Kurzsichtigkeit, Eigennutz oder Leidenschaft der Richter beeinträchtigt und der Schuldlose mit oder ohne Absicht mit Schmach und Schande bedeckt wurde, das war eben ein Mangel, der aller menschlichen Gerichtsbarkeit von jeher angeklebt hat und wohl bis an's Ende der Zeit ankleben wird.

Und vor seinen obersten irdischen Richtern stand nun Conradin, trotz seines reinen Bewußtseins beklommen und von düstern Ahnungen erfüllt. Nachdem er seine frühern Angaben wiederholt, wurde er abgeführt, um nach kaum einer Viertelstunde wieder vorgeführt zu werden und sein Urtheil zu empfangen. Dasselbe lau-

tete, daß der Angeklagte, obwohl er eine boswillige Absicht in Abrede stelle, doch nicht leugnen könne, durch grobe Nachlässigkeit den Brand auf dem Weißenstein veranlaßt und dadurch seinen Dienstherrn in schweren Schaden gebracht zu haben; weshalb er seiner Ehren verlustig erklärt und auf drei Jahre und einen Tag aus dem Gebiete der drei Bünde verwiesen werde — Alles unter Androhung von Leibes- und Lebensstrafe im Falle der Nichtnachachtung.

VII.

Als Conradin aus dem Hause des Landrichters, in welchem das Gericht abgehalten worden war, auf die Straße hinaustrat, lag auf derselben noch ein so warmer Sonnenschein, wie im Hochsommer, eine Erscheinung, die im Herbste nicht selten ist in diesen Gebirgsgegenden. Die Sonnenhitze brütet dann wohl noch heftige Gewitter mit Donner und Blitz aus, und auch jetzt erhoben sich am Horizonte dunkle Wetterwolken. Doch der Verurtheilte sah weder Sonnenschein noch drohendes Gewölk, sogar die Häuser an der Straße kamen ihm wie flüchtige, verwehende Schatten vor, und einem plötzlich Erblindeten gleich taumelte er vorwärts, ohne Ziel und Absicht. Am liebsten hätte er sich tief, tief unterm Boden verbergen mögen, wo ihn weder das Sonnenlicht, noch ein Menschenauge mehr hätte entdecken können. Vor seinen Ohren brauste es wie ein

tosender Waldstrom, vor den Augen flimmerte eine nur von kleinen rothen Funken durchblitzte Nacht durcheinander und in seinem Innern schallte es unaufhörlich gleich einer dröhnenden Donnerstimme: Verbrecher — zum Verbrecher gestempelt! Als Ehrloser verbannt — von der Heimath ausgestoßen! — So wankte der Arme eine Strecke weit vorwärts, bis er an einen des Weges kommenden Menschen anstieß und eine Stimme ihm zurief: „He, Conradin — ich glaube wahrhaftig, Ihr seid betrunken!“ Diese Stimme weckte ihn aus seinem halbbewußtlosen Taumel; denn es war die Stimme des Hubler.

Conradin blieb stehen, starrte den Mann eine Weile an und fuhr sich dann mit der Hand über die Augen, als ob ein Schatten vor denselben liege oder ihn ein scharfes Licht blende. „Ja, was ist's denn mit Euch?“ wiederholte der Hubler seine Frage; „ich glaubte, es wäre heut' Euer Gerichtstag und erwartete Euch weder hier, noch in solchem Zustande anzutreffen.“

„Mein Gerichtstag — ja,“ antwortete Conradin langsam mit tonloser Stimme; „und vielleicht seid Ihr gekommen, um zu meinen Gunsten zu zeugen, den Richtern zu sagen, daß Ihr nicht an meine Schuld glauben könnt' und ich frei gelassen werden müsse. O sprecht — nicht wahr, deshalb seid Ihr gekommen?“

Der Hubler trat einen Schritt zurück und machte, da Conradin sich ihm genähert hatte, als wollte er seine Hand ergreifen, eine abwehrende Bewegung. „Was ich auszusagen hatte, ist schon geschehen,“ er-

widerte er dann; „weiter kann und will ich mich weder im Guten noch im Bösen in eine Sache mischen, in der ich der beschädigte Theil bin. Ich möchte weder vor Eueren eigenen, noch vor den Augen Anderer als parteiisch erscheinen, Conradin, zumal ich es stets gut gemeint habe mit Euch."

„Ja, ja, ich weiß es," sagte Conradin, die Hand wieder über die zu Boden geschlagenen Augen haltend; „aber eben darum könnt Ihr nicht an meine Schuld glauben, auch nicht, daß ich aus Nachlässigkeit das Unglück verschuldet habe. Nein, nein, das glaubt Ihr nicht, Herr Hubler; Ihr habt mich zu gut gekannt, es darf nicht sein."

Es lag in den letzten Worten etwas, das dem Hubler nicht gefallen und ihm wohl wie eine anklingende Drohung vorkommen mochte. Wenigstens wurde sein bisher kalter ruhiger Ton etwas theilnehmender als er sagte: „Hört, Conradin, Ihr seid ein Mann, der sich in das Unvermeidliche zu fügen weiß, und der von einem Andern nichts Ungebührliches verlangen kann. Ich darf in den Gang der Gerechtigkeit nicht eingreifen, selbst wenn es meinen eigenen Bruder, mein eigenes Kind beträfe."

„Euer eigenes Kind", athmete Conradin tief auf, „und Nina glaubt auch an meine Schuld?"

Der Hubler preßte die schmalen Lippen zusammen und unter den buschigen Brauen leuchtete ein unheimlicher Blitz hervor. „Nina ist ebensowenig allwissend als ich," sagte er, „und wird das Urtheil über Recht

und Unrecht, wie Andere auch, vertrauensvoll dem geschwornen Richter überlassen. Uebrigens, wie dieses Urtheil auch ausgefallen sein mag — es kann Euch nicht allzuschwer treffen, Conradin; Ihr seid weder durch Familie noch Besitz an die Heimat gebunden und habt ja schon in die Fremde ziehen wollen, ehe Ihr zu mir gekommen."

„Ihr kennt also mein Urtheil schon?" fragte Conradin mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„Ich kenn' es nicht und konnte nicht einmal wissen, ob es gefällt sei," erwiderte der Hubler; „aber mir ist nicht unbekannt, welche Strafe in solchen Fällen zur Anwendung kommt, und da ich so viel als möglich zu Eueren Gunsten ausgesagt habe, so wird sicherlich auch nur auf ein möglichst geringes Strafmaß erkannt worden sein. Ich hoffe und wünsche es."

Conradin nickte nur langsam mit dem Kopfe vor sich hin, ohne etwas zu erwidern, und der Hubler fuhr in besänftigendem Tone fort: „Und eben deshalb bin ich hierher gekommen und hab' Euch für den Fall, daß Ihr einige Zeit Verweisung haben solltet, ein kleines Reisegeld mitgebracht. Ich konnte mir wohl denken, daß es Euch nicht angenehm sein müßte, unter solchen Umständen in mein Haus zu kommen und vor all' meinen Leuten zu erscheinen. Ueberhaupt ist es am besten, wenn Ihr auf dem kürzesten Wege über die Grenze zu kommen sucht; denn gegen Ungehorsame oder Saumselige sind unsere Gesetze in solchen Fällen sehr streng, wie es auch sein muß. Da nehmt — Ihr

werdet Euch schon einige Zeit damit fristen können, ohne zur nächsten besten Arbeit greifen zu müssen." Mit diesen Worten drückte der Hubler dem Verurtheilten einen kleinen, aber wohlgefüllten ledernen Geldbeutel in die Hand.

Conradin hielt denselben schweigend und ohne aufzublicken eine geraume Weile in der offenen Hand, wie es wohl auch geschieht, wenn man das ungefähre Gewicht eines solchen Gegenstandes prüfen will; doch das stoßweise Zucken, das jetzt durch seinen Körper und seine Glieder fuhr, sagte deutlich, daß er mit solch' ruhig berechnenden Gedanken nicht beschäftigt war. Hubler mochte das auch bemerkt haben, wenigstens wollte er vorsichtig wieder einen Schritt zurücktreten; aber er hatte noch kaum den Fuß erhoben, als auch die ganze bisher vorgebeugte Gestalt Conradin's emporschnellte und der Geldbeutel seinem Geber mit einem klatschenden Wurf in's Gesicht fuhr. „Da hast du Dein Geld wieder, Du ehrloser, meineidiger Mann," schrie der Verurtheilte mit halberstickter, bebender Stimme; „Du und kein Anderer hast mich in's Verderben gebracht!"

Der Getroffene war vor diesem plötzlichen Ausbruche bestürzt zurückgewichen; doch da Conradin stehen blieb, fand auch er seine Besonnenheit rasch wieder und rief nun seinerseits mit drohender Geberde: „Nimm' Dich und Deine Worte in Acht, unsinniger Bursche; sonst werde ich Dir auf andere Weise wieder zu Deinem gesunden Verstande verhelfen! Sieh', dort sind auch schon die rechten Helfer zur Hand!"

Es waren in der That zwei Männer vor dem nächſtliegenden Hauſe erſchienen, die nun auf eine zuwinkende Handbewegung Hubler's näher kamen. Conradin ſchaute, ohne ſich zu rühren, ihnen entgegen, bis ſie neben ſeinem Gegner ſtanden. „So iſt's mir auch noch lieber, wenn Du Zeugen haben willſt, die Deine Schande anhören können," rief er dann noch immer mit bebender Stimme; „ja, ich wiederhole es vor dieſen da, daß Du mich, gegen Dein beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ſchmählich verkauft und verrathen und mich ſtatt gewiſſenhaften Richtern Deinen Helfershelfern überliefert haſt! — Und warum haſt Du das gethan? — O Gott, ich weiß auch das; jetzt iſt mir die Tücke klar, die unter Deiner heuchleriſchen Freundlichkeit verborgen lag." Er konnte nicht mehr weiter ſprechen und einen Augenblick ſchien der tiefe Seelenſchmerz ſeinen verzweiflungsvollen Ingrimm überwältigt zu haben. Seine drohend aufgerichtete Geſtalt ſank wieder zuſammen, als ob ihr die Kraft entſchwinde. Aber nun rief der Hubler, deſſen hartes Geſicht aſchgrau geworden, den beiden Männern zu: „Ihr habt gehört, wie der elende Brandſtifter nicht nur mich, ſondern das ganze Gericht ſchmäht und beſchimpft; faßt den Wahnſinnigen und führt ihn zum Landrichter zurück — ich befehle es. Jetzt ſoll er der verdienten Strafe nicht mehr entgehen!"

Die Männer traten einige Schritte vor und machten in der That Miene, den Befehl des Geſchwornen zu vollziehen; aber Conradin erhob ſich wieder und ſagte

kalt: „Rühre mich Einer an und er ſoll ſicher ſein, daß er zum zweiten Mal keinen Schergendienſt mehr verrichtet. Ich habe jenem Seelenverkäufer nur geſagt, was ihm das eigene Gewiſſen ſelbſt ſagen muß, wenn er noch eines hat. Jetzt kann ich gehen."

Mit dieſen Worten kehrte er ſich ab, noch einen Blick voll Ingrimm und Verachtung auf den Hubler ſchleudernd, und ging langſam dem Walde zu. Es wagte Keiner, die Hand an ihn zu legen oder ihm nachzugehen; es mochte Jeder ſpüren, daß der Verzweifelte nur in einem Kampfe auf Tod und Leben überwältigt werden könne.

Nachdem Conradin, ohne um ſich zu blicken, den Waldſaum am Fuße des ſteil anſteigenden Bergünerſteiges erreicht hatte, wendete er ſich vom Wege ab und warf ſich hinter einem Felsblocke im dichteſten Geſtrüppe zur Erde. Seine Glieder waren wie gebrochen und ſein Kopf von einem lodernden Feuer angefüllt. Eine geraume Zeit lag er regungslos, bald keines Gedankens, kaum noch einer dunkeln Empfindung mächtig. Aus dieſer verworrenen, halbbewußtloſen Betäubung fuhr er plötzlich mit dem lauten Ausrufe „Nina" auf. Es war ein Geräuſch an ſein Ohr gedrungen und vor ſeinen zurückkehrenden, halbwachen Sinnen ſchwebte das wehmüthig ſüße Mädchenbild. Als er jedoch zum vollen Bewußtſein gekommen, war dieſes in Duft zerfloſſen und das Geräuſch rührte von einigen Männern her, die mit Flinten bewaffnet am Saume des Waldes ſtanden. Nach einigem Hin- und

Herreden vertheilten sie sich in mehrere kleinere Gruppen und zwei davon kamen in ziemlich gerader Richtung gegen die Stelle heran, wo Conradin lag. Den einen von ihnen erkannte er deutlich als einen der zwei Männer, die drunten im Dorfe zu dem Wortwechsel mit dem Hubler gekommen waren. Bald konnte er auch vernehmen, was die Zwei mit einander sprachen. „Es wäre schade," sagte der Eine, „wenn uns der Bursche entwischen sollte; der Bergüner Hubler zahlt jedenfalls ein hübsches Fanggeld, wenn wir ihn einbringen."

„Und der Landrichter selbst nicht minder," meinte der Andere; „er ist ganz bleich geworden vor Zorn und Ingrimm, als er hörte, was der Mensch zum Hubler gesagt habe. Die werden ihm seine losen Reden nicht übel eintränken, wenn sie ihn wieder unter die Hände kriegen; na! dann möcht' ich freilich nicht in seinen Schuhen stecken. Aber das sag' ich Dir auch, der Bursch sieht verteufelt respektmäßig aus und Augen hat er an den Hubler und uns hingemacht, daß mich ein ordentliches Gruseln überlaufen ist dabei. Ohne daß er einen Schuß im Leibe hat, möcht' ich ihm nicht zu nah kommen; der ist nun einmal erwildet!"

„Na, das wird sich schon geben," erwiderte der Andere kaltblütig; „man hat uns ja auch nicht anbefohlen, ihn in Seide eingewickelt zurückzubringen. Wenn er nur aufgestochen wird und nicht schon über den Berg hinüber ist, wie ich fürchte. In solchen Fällen pflegt Einer die Füße nicht zu sparen."

Unter diesen Gesprächen waren die Zwei vorübergegangen, ohne den im Gebüsch Kauernden zu bemerken. Conradin rührte sich noch lange nicht, nachdem das Geräusch ihrer Schritte und ihre Stimmen im Walde über ihm verstummt waren. Er saß da wie erstarrt und das bleiche Gesicht hatte einen schreckbaren, leichenhaften Ausdruck angenommen. Aber jetzt war es nicht mehr der zornige, dumpfbrennende Schmerz, es war eine eisig kalte Ruhe, in der das laute Pochen des Herzens erstarb, wie eine Flamme, die in's Wasser getaucht wird. „So," raunte er dann langsam vor sich hin, „auf diese Weise ist's gemeint; nun, dann wollen wir sehen, wer Hund oder Jäger ist. Aber über den Berg muß ich; hier kann meines Bleibens nicht sein. Ha — Hubler!"

Es waren furchtbare, grauenhafte Gedanken, die in ihm wie aus dunklen nächtigen Tiefen aufzusteigen begannen, zuerst nur wie verworrene Ahnungen, wie zerfließende gespensterhafte Schattengebilde; aber er erschrak nicht vor ihnen, auch als die Schatten fester sich gestalteten, als die wilden Ahnungen in ebenso wilde, wenn auch noch unklare Entschlüsse überzugehen drohten. Er erhob sich spähend und horchend und begann dann zwischen Felsblöcken und Gestrüpp hinanzuklettern. Seine Verfolger, in der Befürchtung, daß er ihnen voraus sei, mußten sich schon eine bedeutende Strecke weit den Berg hinangezogen haben, und bis dorthin konnte er also ziemlich ungefährdet kommen, auch wenn er die Lichtungen und bequemern Steige

benützte. Aber er wollte sich möglichst nah am Wege halten, welcher am Rande der Albulaschlucht entlang führt, um in dem ihm unbekannten Gebirge die Richtung nicht zu verlieren. Und dann leitete ihn, immer deutlicher werdend, noch ein anderer Gedanke bei diesem Bestreben. „Ueberfallen mich die angehetzten Hunde," sprach es in ihm, „so fasse ich mit der letzten Kraft noch wenigstens einen von ihnen und rolle mit ihm in die Tiefe. Meinen Henkern will ich so wenig lebend in die Hände fallen, als ihre Helfershelfer, die mich nicht kennen, denen ich nie etwas zu Leide gethan und die mich nur um elenden Lohnes willen verfolgen, diesen Lohn umsonst haben sollen. Blut um Geld!" — Diese letzten Worte hatte er so laut hervorgestoßen, daß er nun erschrocken um sich blickte; aber dieses Erschrecken war nur aus der plötzlichen Besorgniß entsprungen, daß er sich durch seine Unvorsichtigkeit einem horchenden Ohre verrathen haben könnte; vor dem Blutgedanken selbst empfand er kein Erschrecken mehr. Vorsicht war übrigens hoch von Nöthen; denn wie Conradin sich so spähend niederduckte, sah er zwischen einer Felsspalte durch, kaum einen Büchsenschuß weit von ihm entfernt, einen Mann durch das Gestrüpp hinanschleichen.

Weiter durfte er sich also vor der Hand nicht vorwärts wagen und mußte sich hier zur Stelle ein Versteck suchen. Glücklicherweise war dieses bald gefunden. Er duckte sich in eine Felsenspalte, die durch eine Legföhre verdeckt wurde; aber, unmittelbar über der Albula-

ſchlucht hängend, den an derſelben hinziehenden Felsſteig auf eine ziemliche Strecke weit überſehen ließ. Conradin erkannte, daß er gerade über der Stelle hing, an welcher ihm vor drei Tagen auf ſeinem Wege nach Filiſur zuerſt der Gedanke durch die Seele gefahren: hier drunten wär' es bald zu Ende. Damals hatte ihn dieſer Gedanke noch wie ein kaltes Fröſteln angeweht; jetzt empfand er dabei jenes beinahe wollüſtige Grauen, das den Lebensmüden überhaupt bei der Ausſicht auf ein nahes Grab beſchleicht.

Unterdeſſen war es dunkler geworden. Es war nicht nur der herannahende Abend, es waren mehr die ſchwarzen Wetterwolken, welche das Tageslicht verdrängten und ſich immer tiefer, immer drohender niederſenkten. Das an den höhern Felſen hinankletternde Buſchwerk fing an in ein heftiges Hin- und Herſchwanken zu gerathen, und aus den Schluchten erhob ſich das dumpfe Getöſe, das dem Gewitter im Gebirge voranzugehen pflegt. Conradin hätte ſich gerne nach einem Verſtecke umgeſehen, das unter ſolchen Umſtänden beſſern Schutz und größere Sicherheit gewährt haben würde; aber ſobald er den Kopf aus ſeiner Felſenſpalte hervorſtreckte, um auszuſpähen, bemerkte er gerade ſteil über ſich auf der Höhe der Wand eine vorgebeugte Geſtalt, die ebenfalls ſpähend nach der Tiefe hinablauerte. Eilfertig, wenn auch ohne eigentliches Erſchrecken, das in ſeiner kalten Todesentſchloſſenheit gar nicht mehr möglich war, drückte er ſich wieder in die Spalte zurück, während er zugleich einen wuch-

tigen Wurfſtein aufraffte, der ihm als erſte Schutz- und Trutzwaffe dienen ſollte. Denn wer ſollte der Späher über ihm anders ſein, als einer ſeiner Häſcher, und der einzige Ausweg, wenn er bemerkt worden, war ein Kampf auf Tod und Leben und — ein Sprung in die nächtige Tiefe, aus welcher der unſichtbare Bergſtrom heraufgrollte.

Ob der Feind ihn aber bemerkt hatte? — Conradin horchte mit angehaltenem Athem, ohne zwiſchen dem ſtärker werdenden Toſen des nahenden Gewitters einen andern Laut vernehmen zu können. Vielleicht auch hatte ſich der Burſche da droben entfernt, um ſeine Gefährten herbeizuholen. Conradin beugte ſich deshalb wiederum vor, um hinaufzuſchauen; aber trotz der nun ſchon nächtig gewordenen Dunkelheit erkannte er deutlich, wie der Andere bewegungslos niederſpähte. Jetzt war er ſicher; die Gefährten waren unterrichtet und umſtellten nun vorſichtig das Verſteck des Verfolgten, damit er widerſtandslos in ihre Hände falle. Es zog ſich ein kaltes, höhniſches Lächeln durch das entſtellte Geſicht Conradin's bei dieſem Gedanken. „Einer wird gleichwohl mit mir d'ran glauben müſſen — wär's nur der Rechte," murmelte er zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor, während ſeine Finger ſich ſo gewaltſam um den Wurfſtein klammerten, den er in der Hand hielt, als ob ſie ihn in kleine Splitter zerdrücken wollten.

Da — im Augenblicke leuchtete ein Blitz und bevor noch das Rollen des Donners begann, ſchallte ein

feſter Tritt vom Felspfade herauf. Bei dem grellen Lichte, das ſich langſam an den Felſen hinwälzte, erkannte Conradin den Hubler, der eilfertig des Weges kam. „Das iſt der Rechte!“ ſchrie es in ihm auf, und die Stimme ſchallte weit wilder und gewaltiger, als der eben andröhnende Donner — „den begrabe die Finſterniß!“ — Mit dem aufzuckenden Rachegedanken zuckte auch die wurffertige Hand empor, um dann eine geraume Weile, wie zu Stein erſtarrt, regungslos erhoben zu bleiben. Denn im nämlichen Augenblicke war drunten der Hubler, wie von dem bloßen Gedanken Conradin's hinweggefegt, mit einem einzigen gellenden Aufſchrei in den Abgrund geſtürzt. Noch ein kurzes, dumpfes Poltern des zerſchellenden Körpers aus der Tiefe herauf — dann ward es ſtille.

VIII.

Conradin wußte, nachdem er eine Weile regungslos niedergeſtarrt, kaum, wie er die ſteile Felſenwand auf den Pfad heruntergekommen. Da ſtand er jetzt auf der Stelle, von welcher der Hubler vor ſeinen Augen verſchwunden war. Aber war es auch Wahrheit, was er geſehen, war es nicht nur ein Trugſpiel der Sinne geweſen, ein ſchwerer, entſetzlicher Traum, aus dem er nicht erwachen konnte? — Ein eiskalter Froſt ſchüttelte ſeine Glieder ſo heftig, daß er ſich an die Felſenwand zurücklehnen mußte, um nicht ebenfalls in den Abgrund zu ſtürzen. Aber wär' es nicht beſſer,

ſogleich auch ſelbſt in den Tod zu gehen? Mußte er's denn nicht? Hatte nicht er die entſetzliche That begangen, Nina's Vater ermordet? Conradin knickte kraftlos zuſammen, keines Entſchluſſes, keiner Handlung fähig, und es war ihm, als ob der auf's Neue rollende Donner von jeder Felſenwand das Echo „Mörder! Mörder!" zurückdröhne.

Und doch — er hielt ja den Wurfſtein, den er droben in ſeinem Verſtecke aufgerafft, noch immer in der krampfhaft geſchloſſenen Hand; er hatte denſelben nicht, wie ihm der Satan zugeraunt, nach dem Hubler geſchleudert und konnte alſo auch nicht deſſen Mörder ſein. „Hubler! Hubler!" ſchrie er voll tödtlicher Angſt in den Abgrund hinunter; aber es kam keine Antwort herauf und nur von ferner ſchallte es, gleichſam ſpottend, „Hubler" zurück. Ein neuer Blitz warf ein langes Licht auf die Stelle und beglänzte einen fauſtgroßen Stein, der hart am Rande des Abgrundes lag; Conradin griff darnach, unwillkürlich, abſichtslos und doch voll banger Ahnung. Der Stein klebte an ſeinen Fingern, über und über von noch warmem Blute bedeckt. „Ah —" ſtöhnte der Unglückliche und lehnte ſich, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, wieder an den Felſen zurück. Hatte er den mörderiſchen Wurf doch gethan und dann in der Betäubung ſeiner Sinne bewußtlos den zweiten Stein aufgehoben, den er vorhin noch in der Hand gehalten? — Er wußte es nicht in dieſem Augenblicke und wußte kaum noch, um was ſich ſeine wirbelnden Gedanken drehten.

Den Weg herab ließen ſich eilige Schritte und Stimmen hören; Conradin rührte ſich nicht, obwohl er durch die Dunkelheit Gewehre blitzen ſah, bis die Männer hart vor ihm ſtehen blieben und einer derſelben rief: „Was gibt es hier — wer hat nach dem Hubler gerufen?“

„Ich,“ erwiderte Conradin, ſich mit Anſtrengung aufrichtend; „ich bin auch Derjenige, den Ihr geſucht habt.“

„Bei meiner Seele! er iſt's!“ rief einer der Männer, die Hand nach ihm ausſtreckend, „der wilde Vogel iſt alſo noch nicht über die Berge geflogen!“

„Laßt mich nur, — ich entlaufe Euch nicht,“ erwiderte Conradin, die ihn anfaſſende Hand abwehrend; aber den Hubler werdet Ihr vergeblich ſuchen.“

„Was iſt's mit ihm — wo iſt er?“

„Da drunten,“ ſagte Conradin, mit dem blutigen Stein in den Abgrund hinab deutend.

Entſetzt wichen die Männer zurück und es dauerte einige Augenblicke, bis einer derſelben ausrief: „Du haſt ihn hinuntergeſtürzt, Elender.“

„Sag' nicht, was Du nicht weißt,“ erwiderte Conradin mit tonloſer, bebender Stimme; aber kommt — ich kehre mit euch zurück in's Gefängniß. Hier haben wir nichts mehr zu thun.“

Und freilich konnte hier nichts mehr geſchehen in der Dunkelheit und dem ausbrechenden Gewitter. Eilfertig, wie von einem unheimlichen Geiſte getrieben, aber vorſichtig und ſchweigend ſchritt der Trupp den

Steig hinunter dem Dorfe zu, um dort die Schreckensbotschaft von dem Tode des Bergüners zu verkünden.

Schon am folgenden Vormittage war die ganze Thalschaft bis in die einsamen Bergthäler hinauf davon erfüllt.

Conradin saß nun wieder im Gefängniß; aber nicht in dem nämlichen, das ihn nur auf so kurze Zeit in die Freiheit entlassen hatte, sondern in einem feuchten Gewölbe, tief unter der Erde, in welches kein Strahl des tröstenden Sonnenlichtes niederdrang. Sein Fuß war an einen schweren Steinblock gefesselt und die Ketten ließen auch den Händen kaum so viel Raum, daß er den Wasserkrug an den Mund setzen konnte. Trotzdem war der Gefangene ruhiger und stiller, als er es die vorigen Tage gewesen — er wußte, daß er rettungslos dem Tode verfallen war, und der erstarrende Todeshauch hatte das ungestüme Herz bereits zur Ruhe gebracht. Was sollte er auch noch mit dem Leben, das ihm doch nur eine unerträgliche Last bieten konnte! — Nina — der Name war seinem Ohre sonst lieblicher erklungen als Lerchenschlag und Amselruf, wenn er ihn heimlich für sich ausgesprochen; aber jetzt wagte er ihn nicht mehr zu nennen, und ein erstickender Schmerz bebte durch seine Seele, wenn nur seine lautlosen Gedanken den einst so süßen Klang wiederholen mußten. Und das mußten sie doch, unaufhörlich all' die ungezählten, endlosen Augenblicke, bis endlich auch der letzte Gedanke stumm und still werden konnte; daß aber *ihre* Gedanken ihn auch dann noch als den

Mörder ihres Vaters anklagen mußten — dieſe Qual war tauſendmal entſetzlicher, als der qualvollſte Tod durch Henkershand. Wer eine ſolche Qual tagelang zu tragen vermag, der kann Kraft und Troſt nur noch da ſuchen, wo alle Menſchenkraft aufhört und kein Erdentroſt mehr hinreicht.

Aber dem Unglückſeligen bangte ſelbſt, ſich nach dieſem Urquell des Troſtes um Labung hinzuwenden. In Gedanken biſt du ja doch ſein Mörder geweſen, rief es unaufhörlich in ihm; dir geſchieht nur, was du verdient haſt!

Mit dieſer Verzweiflung an ſich ſelbſt trat der Gefangene vor ſeine Richter hin. Diesmal waren die ſämmtlichen Geſchwornen der Thalſchaft verſammelt und ſaßen nach altem Landesbrauche im Kreiſe mitten auf dem Dorfplatze, um Blutgericht zu halten. Nicht um dem eben ſo erwünſchten als ſichern Tode zu entgehen — denn wer konnte ſeinen Worten Glauben ſchenken — ſondern nur um mit einem unbeſchwerten Gewiſſen aus der Welt zu gehen, erzählte Conradin, wie bei dem Anblicke Hublers der Mordgedanke ihn plötzlich überwältigt, wie aber dieſer ſchreckliche Gedanke durch eine andere Hand, die er weder kenne, noch geſehen habe, zur ſchrecklichen That geworden ſei. Auf den nun erfolgenden Anruf des Gerichtswartes, ob unter den in dichten Schaaren um den Kreis drängenden Zuhörern ſich einer finde, der für den Angeklagten Zeugniß geben oder die Schuld von ihm abwälzen wolle, ließ ſich nur ein unwilliges, faſt drohen-

des Gemurmel vernehmen. Conradin mußte einen Augenblick die Hand gegen das Herz pressen; aber ohne ein Zeichen des Schmerzes oder der Klage hörte er den Spruch an, daß er zur Zeit des nächsten Sonnenaufganges durch Henkershand vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Den bittern Kampf, der keinem bewußten Wesen vor dem entscheidenden Schritte in das unbekannte Land jenseits des Grabes erlassen bleibt, hatte Conradin schon die ganze Zeit seiner Gefangenschaft ausgestritten. Seine Rechnung mit dem Leben war abgeschlossen und der einzige Wunsch, den er noch an dasselbe hätte stellen mögen, mußte doch unerfüllt bleiben. Er saß deshalb auch still und ergeben wieder in seinem Gefängnisse, als der Geistliche zu ihm trat. Der würdige Mann erging sich bald in eifriger Auslegung und Anwendung des Bibelwortes, daß der Mensch nicht nur in Worten und Werken, sondern auch in Gedanken sündigen könne; sprach dann aber von der Unendlichkeit göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, die sie nun Beide mit inbrünstigem Gebete anflehen wollten. Conradin hatte bis jetzt nicht aus voller Seele beten können; es lag noch ein Schatten über ihm, wenn er den Blick nach oben wenden wollte. Deshalb sagte er: „Wenn sich die göttliche Gnade an mir erweisen wollte, so müßte sie das Herz eines Andern rühren, daß es mir verzeihen und mein Andenken ohne Groll bewahren würde."

„Und wessen Herz meinst du, mein Sohn?"

„Das Herz des einzigen Kindes des todten Hubler.“

„Der Herr läßt seiner nicht spotten und seine Gnade ist allgegenwärtig,“ sagte der Geistliche ernst; „die Tochter des Todten hat die Richter kniefällig um Gnade für Dich gebeten und ihr Herz muß also schon vor dem Deinigen von der göttlichen Gnade berührt worden sein.“

Jetzt sank Conradin auf die Knie und unter einem heißen Dankgebete zog die volle Vorahnung des Friedens der Seligen in seine Brust.

Von diesem Frieden erfüllt und gehoben trat er seinen letzten Lebensgang an. Es war ein trüber, nebliger Morgen und der arme Sünder sollte den goldenen Strahl der irdischen Sonne nicht mehr leuchten sehen. Vor und neben ihm drängten sich dichte Schaaren dem auf einer kleinen Anhöhe oberhalb des Dorfes gelegenen Hochgerichte zu, darunter gewiß auch Viele, die mit dem tiefsten Mitleiden für das noch so junge Todesopfer erfüllt waren; aber so ist nun einmal der Mensch von jeher gewesen, er drängt sich zum schrecklichen Anblick der gewaltsamen Vernichtung eines Menschenlebens, vielleicht auch nur, um in diesem Anblicke das Gefühl des eigenen ungefährdeten Daseins zu schärfen.

Conradin ließ sich nicht aus seiner innern Ruhe stören, weder durch die Menge, noch durch das kalte Gepränge, mit welchem die Richter in ihrer schwarzen Amtstracht vor ihm herzogen; nur als sich am Hochgericht der Kreis gebildet und der Landrichter vortrat,

um ihn mit den Worten: „Wie dieſer Stab ſei Dein Leben zerbrochen!“ — dem Henker zu übergeben, da zuckte noch einmal ein grimmiger Schmerz durch ſeine Seele. Es war nicht der Schmerz über das zerbrochene Leben, deſſen Sinnbild vor ſeinen Füßen lag; es war ein anderer Gedanke, der ihm aufſtürmte. Aber Nina hatte für ſein Leben gebeten — und auch dieſer Schmerz mußte raſch vorübergehen.

Der Henker faßte ſeine Hand, um ihn nach der Leiter hinzuführen. „Ich ſpüre kein Zittern an Dir,“ ſagte der Mann im rothen Mantel; „entweder mußt Du ein gutes oder ein ſehr verſtocktes Gewiſſen haben.“

„Thut Euere Pflicht — darüber werde ich bald einem andern Frager Rede zu ſtehen haben,“ erwiderte Conradin.

„Es iſt jammerſchade um Dein junges muthiges Herz, daß es ſchon ſterben ſoll.“ Die Worte waren in ſo weichem Tone geſprochen, daß der Verurtheilte dem Henker unwillkürlich in's Geſicht ſchauen mußte. Mit einem unnennbaren Gefühl frohen Schauers erkannte er den Mann, der ihm an jenem Föhnabend in Bergün Auskunft gegeben, wer ſich in dem fluthenbedrohten Hauſe befinde. Der Henker nickte ernſt und flüſterte dann: „Wir ſehen uns nicht das erſtemal; ſteig' drei Sproſſen auf der Leiter hinan, dann beginnt mein Recht, und Gottes Barmherzigkeit möge walten über uns und Dir Kraft verleihen.“

Conradin ſetzte den Fuß auf die erſte Sproſſe; aber wie ſchwer wurde ihm der zweite und der dritte

Schritt, die er vor wenigen Sekunden noch mit ſo ruhiger Furchtloſigkeit würde zurückgelegt haben! Warum hatte der Henker, ſtatt ihm mit rauher Hand den Strick um den Hals zu werfen, durch Wort und Geberde Erinnerungen erneuern müſſen, von denen das ja noch ſo junge Herz nur mit ſo bitterem Schmerze Abſchied nehmen konnte! — „Lebe wohl Nina — auf ewig," flüſterte er, während er ſich mit beiden Händen an der Leiter feſthalten mußte und ſeine Augen ſich von einer Thräne verdunkelten — der erſten, die ihm ſeine herbe Noth erpreßt.

Jetzt hatte er die dritte Sproſſe erreicht und der Rothmantel ſich ſchon auf die erſte geſtellt. Ueber den Hunderten, die im Kreiſe herumſtanden, lag ſo tiefes Schweigen, daß man ganz deutlich da und dort ein banges Aufathmen, oder ein nur mühſam unterdrücktes Schluchzen hören konnte. „Nun ruf' den Helfer der Schwachen an," flüſterte der Henker und rief dann ſogleich ſelbſt, ſich gegen die Menge wendend, mit feierlicher Stimme: „Nach Landesbrauch und Freiknechtenrecht! Der Leib dieſes armen Sünders iſt in meine Hand gegeben — die Seele möge in Gottes Hand fallen; tritt aber eine unbeſcholtene Jungfrau in den Kreis, um den Uebelthäter von mir zu ihrem Bräutigam zu erbitten, ſo geſchehe was Rechtens iſt!" — War es ſchon früher ſtill geweſen um das Hochgericht, ſo wurde nun, nachdem der weitſchallende Ruf verhallt war, kein Athemzug mehr gehört. Das uralte Freiknechtenrecht war zwar noch allbekannt im Volke, aber

bereits hatten schon ganze Lebensalter vorübergehen können, bevor dasselbe einmal geltend gemacht wurde. Auch diesmal schien das Mitleiden des Henkers umsonst zu sein: denn zwei, drei Augenblicke erstaunter und athemloser Erwartung gingen vorüber, ohne daß auf den Anruf eine Antwort erfolgen wollte. Noch einige solcher Augenblicke und die kurze Freifrist war verstrichen.

Da erschien, wie aus dem Boden emportauchend, eine schwarzverhüllte Frauengestalt hinter dem Galgen. Langsamen, aber sicheren Schrittes ging sie zwischen den beiden Balken an der Leiter vorüber, stellte sich auf den freien Raum im Ringe und rief mit vernehmlicher Stimme: „Hier erscheine ich, um den armen Sünder zu meinem Bräutigam und Gatten zu verlangen."

„Dann lege Dein Kopftuch ab und zeige Dein Gesicht, um Deine Unbescholtenheit zu erweisen," rief der Henker.

Das verhüllte Tuch fiel: aber der Anblick einer überirdischen Erscheinung würde keinen größern Eindruck auf die Zuschauer hervorgebracht haben, als das milde, bleiche Antlitz, das jetzt zum Vorschein kam. „Nina, die Tochter des Hublers!" scholl es in hundert Stimmen der Ueberraschung, der Bestürzung, selbst des Entsetzens, und die Menge begann durcheinander zu wogen, wie eine eben noch stilliegende Wasserfläche, in die ein plötzlicher Windstoß niederfährt. Doch laut über das sich erhebende Gebrause tönte die Stimme des Rothmantels: „Ist Jemand hier, der gegen die unbescholtene Ehre dieser Jungfrau Einsprache erheben will?"

„Ich!“ rief es von der Seite her, wo die Richter ſtanden, „ſie iſt von Sinnen — die Arme hat den Verſtand verloren!“ —

Es war die Stimme des Landrichters, die dieſe Worte gerufen, und er ſelbſt trat in den Kreis herein auf Nina zu. Ruhig und mit klarer Stimme entgegnete dieſe jedoch: „Ich bin wohl bei Sinnen, wie Ihr ſelbſt; nur will ich einen Menſchen, an deſſen Unſchuld ich glaube, nicht ſchmachvoll umkommen laſſen, Herr Landrichter. Mein Vater, der nun vor Gott ſteht, wird mich ſegnen dafür.“

„Dann ſteig' herab, Conradin,“ rief der Henker mit bebender Stimme; Dir geſchieht nur, was Du ſelbſt ſchon gethan haſt. Kraft meines Rechtes geb' ich Dich in die Hand dieſer Jungfrau zurück.“ Aber ſtatt einer Antwort glitt der Angerufene mit zuſammenſinkenden Gliedern und geſchloſſenen Augen in die Arme des Rothmantels herab. Was Todesqual und herbſte Seelenpein nicht vermocht, das hatte nun das Uebermaß eines ungeahnten Glückes gethan. — —

Als Conradin die Augen wieder aufſchlug, lag er auf einem Bette, über das ſich kummerbleich und mit angſtvollen Mienen Nina beugte. Bei ihrem Anblicke ſtellte das Geſchehene ſich ſogleich mit entſetzlicher, ſeliger Klarheit vor ſeinem wieder erwachten Bewußtſein dar. „Nina, was haſt Du gethan,“ rief er erſchüttert; „in Gedanken bin ich der Mörder Deines Vaters geweſen.“

„Die Gedanken ſind Gottes, nur die Werke ſind

des Menſchen," entgegnete ſie, ſich weinend an ſeine Bruſt werfend; ich habe nur gethan, was ich nicht laſſen konnte."

* * *

Die That der Alles wagenden und überwindenden Liebe war zu unerhört, zu ungeheuer geweſen, als daß die Kunde davon nicht wie ein Lauffeuer durch das Hochland und noch über die Grenze desſelben hinaus gegangen wäre. An herbem Tadel konnte es ihr nicht fehlen bei dem nüchternen Sinne der Gebirgsbewohner. Die Tochter den verurtheilten Mörder ihres Vaters vom Galgen bitten! — das ging über das Maß, mit dem einfache Menſchen das Leben zu meſſen vermögen, obwohl es keineswegs an Solchen mangelte, die dem muthigen Mädchen ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Manche, die den Hubler näher gekannt, mochten die Beweggründe ſeiner Tochter auch ahnen, oder ergingen ſich in Vermuthungen darüber, die zu den ſeltſamſten Gerüchten Veranlaſſung gaben. Nina hatte übrigens All' das vorausgeſehen; ſie veräußerte ihr väterliches Erbe, um mit Conradin in eine ferne Gegend, unter unbekannte Menſchen zu ziehen. —

Aber noch bevor dies geſchehen konnte, ſollte ihre That auch vor den Menſchen gerechtfertigt werden. Von Noth bedrängt und durch die wunderbare Rettung des Schuldloſen von der allmächtigen Hand des Gewiſſens geſchlagen, hatte Steffan, der Winterhüter am Weißenſtein, ſich freiwillig ſeinem Richter geſtellt. Er legte das Bekenntniß ab, daß er, ohne Conradins Nähe zu

ahnen, den Hubler von der Höhe des Felsens herab mit einem Steinwurfe in den Abgrund gestürzt habe. Durch zweideutige Versprechungen seines Meisters verlockt, hatte er das Paßhaus in Brand gesteckt; als er aber seinen Sündenlohn in Empfang nehmen wollte, wurde er durch die Drohung, ihn augenblicklich als Brandstifter dem Richter zu übergeben, in verzweiflungsvolle Flucht getrieben. Der Mord war also das Werk der Rache gewesen.

Nina und Conradin wußten nun zweifellos, was ihnen bisher nur die Ahnung vorausgesagt. Der Hubler hatte, als er Ninas Liebe erfahren, Conradin entfernen und seinen Plänen unschädlich machen wollen, ohne sich vor den Menschen etwas gegen den Retter seines Weibes und Kindes zu vergeben. Ob der harte eigensüchtige Mann unter dem ersten Eindrucke dieser Rettung ein wirkliches Dankgefühl gegen Conradin empfunden, oder ob er auch damals schon nur um des Ehrenscheines vor den Menschen willen sein Thun berechnet — darüber hatte er nun bereits einem andern Richter Rechnung abgelegt.

Conradins und Ninas Nachkommenschaft lebt noch heute, angesehen und in blühendem Wohlstande, in einem zum Rheine sich niedersenkenden Jurathale, wohin die Beiden bald nachher aus ihrer Heimat ausgewandert waren.

Der letzte Hirt im Dorfe.

In unſern Gegenden, im Gebiete der ebeneren Schweiz, bildete die Vertheilung des früher gemeinſamen Weidelandes an die einzelnen Gemeindeangehörigen einen ſehr bemerkbaren Stundenzeiger am Wege der kulturgeſchichtlichen Entwicklung ſolcher Ortſchaften. Dieſer Stundenzeiger bezeichnete die Vermehrung des eigentlichen Kulturbodens, den Beginn einer geordneten Pflege des Waldes und eine größere Selbſtändigkeit der ärmern Bürgerklaſſe. Es war das Verſchwinden des letzten Reſtes eines urſprünglichen Kulturzuſtandes, des Hirtenlebens. Damit verſchwand aber aus der bürgerlichen Geſellſchaft auch der letzte Repräſentant jenes frühern Zuſtandes, nämlich der Dorfhirt, und ſelbſt hierin bewährte ſich die Klage der Dichter und Künſtler, daß die fortſchreitende Kultur das Leben verflache und alle eigenartigen Erſcheinungen desſelben mehr und mehr zurückdränge. Denn eine ſolche Erſcheinung war der Dorfhirt unter ſeinen Mitbürgern ſchon durch ſeine vereinſamte Hantirung, an die ſich nicht ſelten abſonderliche Angewöhnungen knüpften, längſt geweſen, und in unſerm Dorfe ſollte auch ſein Verſchwinden noch von eigenthümlichen und erſchütternden Umſtänden begleitet ſein.

Seit Langem waren auf die gemeinsame Dorfweide nur noch Ziegen getrieben worden, und um sein Anrecht an dieselbe zu nützen, hielt sich deshalb auch mancher vermögliche Bauer eines oder zwei dieser kleinen Hausthiere, während er sie sonst wohl geringschätzig dem Viehstande der Armen überlassen hätte. So blieb die Heerde, wie sie jeden Morgen sich auf den verschiedenen Dorfplätzen zum gemeinsamen Auszuge sammelte, eine recht ansehnliche. Ihr letzter von der Gemeinde bestellter Hirt war, so weit meine Erinnerung zurückgeht, immer dasselbe unveränderliche, alte Männchen mit einem kleinen, verwitterten Gesichte und grauem, struppigem Schnurrbart, wie etwa ein von grauen Flechten bedeckter Markstein unveränderlich bleibt. Ich entsinne mich, daß mir als Kind schon sein Name seltsam fremd und wunderlich vorkam; denn er hieß Jochem (Joachim), wie kein anderer Mensch mehr im Dorfe, und von ihm hab' ich auch die ersten Töne und Melodien des Alphorns gehört. Er hatte sich das in unserer Gegend völlig unbekannte Instrument aus dem Stämmchen eines jungen Kirschbaumes selbst angefertigt und mit Birkenrinde zierlich umwunden und ausstaffirt. Nun ertönten die melancholischen Klänge desselben alle Morgen vom Frühjahr bis zum Herbst als Sammelruf für die Heerde durch das Dorf, und am Abend kündigten sie ihre Rückkehr an. Auch während des Tages hörte man bisweilen eine alte Liederweise von der Waldhöhe, wo das Weideland lag, herabtönen. Leute, die schon im Hochgebirge gewesen,

bezeugten, daß der Joochem ein sehr geschickter Alphornbläser sei. Sonst machte er nicht viel Lärm und war gewöhnlich in sich gekehrt und wortkarg, wo nicht gar finster und abstoßend. Ich fürchtete ihn d'rum als Knabe auch beinahe, obwohl er häufig in unser Haus kam, namentlich an Winterabenden, wo er mit einem kurzen Gruße sich auf den Kunstofen setzte, sich eine Weile, oft über eine Stunde lang, ohne von Jemandem viel ausgefragt oder irgendwie belästigt zu werden, wärmte und dann wieder mit einem eben so kurzen „Gutnacht" fortging. Es kam mir deshalb verwunderlich vor, was so viele der kleinen, ärmern Mädchen im Dorfe mit dem mürrischen Alten zu schaffen hätten. Jeden Morgen nämlich begleitete ihn ein solches nach der einsamen Waldhöhe hinauf und nie sah man die Heerde ohne dieses Geleit zurückkehren. Dagegen gab es unter den Kleinen nicht selten Streit und Zank, weil das Eine behauptete, die Reihe, den Joochem zu begleiten, sei nun wieder an ihm, während das Andere dieses offenbar eifrig begehrte Recht für sich in Anspruch nahm. Ich erinnere mich noch, daß ein neuer Lehrer, der an unsere Unterschule kam, sich über diese Begleitschaft heftig ausließ und den Unfug, wie er es nannte, anfänglich durchaus nicht länger dulden wollte, da aus demselben begreiflicherweise manche Schulversäumnisse entstanden. Vielleicht mochte ihm die hergebrachte Uebung noch aus andern Gründen ungehörig erscheinen; aber wie es nun geschah — er mußte darüber bald verständigt worden sein und ließ fortan das

Mädchen, an dem die Reihe war, den Weidgang mitzumachen, unbehelligt ſeiner Wege ziehen. Denn eine beſtimmte Wechſelordnung wurde darin, wohl gerade um der Schule willen, eingehalten. Begreiflicherweiſe kümmerte ich ſelbſt mich nicht weiter um die Sache; ich war damals noch zu jung, um an derſelben weiter etwas Auffälliges zu finden und hatte mich überdies daran gewöhnt, wie man ſich an Dinge gewöhnt, die man von Kindheit auf täglich vor Augen hat. Auch im Uebrigen achtete ich wenig auf das Thun und Laſſen des alten Joochem; ich wußte nur noch, daß er im Hinterſtübchen eines armſeligen Häuschens ganz für ſich hauste, im Winter während des geſchloſſenen Weidganges den Bauern etwa beim Holzmachen half und, da er einſt Soldat geweſen, namentlich geſchickt im Sprengen von Steinblöcken und Wurzelſtöcken war, an die weder Säge noch Axt ſich wagen mochten.

Das wurde anders, als ich nach Jahren zu gelegentlichem Ferienaufenthalte von auswärtigen Schulen in's Dorf zurückkam und das Leben in demſelben mit neuen Augen zu betrachten anfing. Bei meinem Herumhorchen nach alten Sagen und ſonſtigen Ueberlieferungen, die im Munde der Leute lebten, wurde ich bald auf den alten Joochem gewieſen; der wüßte Vieles zu berichten, wenn er nur wollte, vernahm ich da und dort. Ich ſuchte mich alſo an ihn heran zu machen; aber ohne Erfolg. Er war wortkarg und mürriſch geblieben, wie ich ihn von je gekannt und auch ſonſt ſchien er ſich um kein Haar verändert zu haben; kaum

daß ſeine ſchwarzgrauen Augenbrauen noch buſchiger, das verwitterte Geſicht noch etwas ſchmaler und hagerer geworden. Zur Weide nahm er unentwegt, wie früher, ein kleines Mädchen mit. Was ich ſonſt von Andern über ihn erfuhr, war gerade nicht viel Beſonderes; offenbar wußten nur wenige und blos ältere Leute etwas Genaueres, und dieſe ſchienen nicht gerne davon ſprechen zu wollen. Auch mein eigener Vater nicht; doch erzählte er mir, daß Joachem ſchon früh, etwa um das Jahr 1806 als armer, elternloſer Burſche unter die ſogenannten Sechszehntauſend, jene Hülfstruppen, welche die Schweiz während der Mediation an Frankreich zu ſtellen hatte, gekommen ſei. In dieſem Dienſte hatte er unter Anderm den napoleoniſchen Krieg in Spanien mitgemacht; war dann, nach dem Sturze Napoleons, in eines der neuen, im bourboniſchen Solde errichteten Schweizerregimenter getreten; aber im Jahr 1823, als dieſe Regimenter abermals nach Spanien marſchiren ſollten, deſertirt. Drum war er auch ohne eine Penſion geblieben, auf die er für ſeine langjährigen Dienſte ſonſt wohl Anſpruch gehabt hätte. Nach ſeiner Heimkehr war er dann Dorfhirt geworden.

„Aber was mag den alten Knaſterbart nach ſo vielen Dienſtjahren noch zur Deſertion bewogen haben?“ fragte ich.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Vater achſelzuckend; „er wird von Spanien vom erſtenmal her genug gehabt haben.“

„Das ſähe ja wie Furcht oder Feigheit aus,“

bemerkte ich, „aber die Leute erzählten mir auch, er fürchte ſich vor Geſpenſtern und d'rum müſſe ihn jeden Tag ein Kind auf die Weide begleiten."

„So ſcheint es allerdings zu ſein."

„Wie ſeltſam!" rief ich ungläubig und halblachend, „da nähm' er ſtatt der kleinen Mädchen doch lieber einen flinken Jungen mit, den er wenigſtens um Hülfe ausſchicken könnte, wenn der Böſe anrücken ſollte."

„Er wird für das Eine wie für das Andere ſeine Gründe haben," entgegnete mein Vater ernſt; „übrigens laß du den Joochem ſeiner Wege gehen — ſolche alte Soldatengeſchichten haben gewöhnlich ohnehin wenig Erbauliches."

So war ich auch von dieſer Seite zur Ruhe gewieſen, und es verging eine geraume Zeit, bis ich mich über die Weihnachtsfeiertage wieder einmal zu Hauſe befand. Man verhandelte damals im Dorfe bereits eifrig die Vertheilung der Gemeindeweide und Abſchaffung des Weidganges, — eine Frage, deren Entſcheidung begreiflich den alten Joochem zu allernächſt berühren mußte. Das konnte man inne werden, als er eines Abends ſchon nach eingebrochener Nacht bei uns eintrat und ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, ſchweigend in den Ofenwinkel ſetzte. Aber lange verharrte er nicht in ſeiner üblichen Schweigſamkeit, ſondern fragte, wie mitten aus einem ſchon begonnenen Geſpräche heraus: „Alſo Ihr glaubt nicht, Gemeinderath, daß ſchon dieſen Winter etwas beſchloſſen werde — es könnte ſich noch bis in's nächſte Jahr verziehen?"

„Ich glaub' es," erwiderte mein Vater, an den dieſe Frage gerichtet war; „übrigens ſo oder ſo — du ſollteſt dir die Sache nicht ſo ſtark zu Herzen nehmen, Joachem. Für dich gibt es immer noch genug andere Beſchäftigung, ſo lange du arbeiten kannſt."

„Ich kann aber nicht," entgegnete der Alte; die Sommerarbeit im Feld hab' ich ſeit bald vierzig Jahren verlernt und bin ſonſt nie recht geſchickt geweſen dazu."

„Dann gibt's was anderes, nur unverzagt."

„Ja, ja, ich weiß, Ihr ſeid gut — Ihr —" erwiderte Joachem nach einer Weile; „aber ich — ich bin nun bald ein unnützer Knecht, Gemeinderath."

Mein Vater nahm eine Flaſche und ein Glas aus dem Schranke, das er neben Joachem auf den Kunſtofen ſtellte und mit Kirſchwaſſer voll ſchenkte. „Da nimm eins," ſagte er; „es iſt altes und wird Dir gut thun."

Ich vermochte das Geſicht des Alten in ſeinem dunkeln Ofenwinkel nicht deutlich zu unterſcheiden; aber an einer Art vergnügten Stöhnens, das er ausſtieß, konnte ich merken, daß die Gabe ihm willkommen war.

Unterdeſſen hatte mein Vater ſich wieder an den Tiſch geſetzt und nahm eines der Bücher auf, die vor mir lagen, indem er ſagte: „Da hat mein Jüngſter ein Buch mitgebracht, worin der ganze ſpaniſche Krieg des alten Napoleon ſteht. Das wär' was für Dich, Joachem, wenn's nicht ſo gar klein gedruckt wäre."

„Könnt's doch nicht mehr leſen und wären die Buchſtaben wie Kirchthürme," erwiderte der Alte.

„Mir iſt dabei eingefallen," fuhr mein Vater, ohne auf dieſe Einwendung einzugehen, ruhig fort — „die Geſchichte mit dem Wachtmeiſter war doch in Spanien, wißt, in dem Feigengarten."

„In Spanien — ja,"

„Aber wie war's denn eigentlich auch — ich entſinne mich nicht mehr ſo recht."

„Nun wie war's," grollte Joachem, nachdem er einen Zug aus ſeinem Glaſe gethan; es war wie Alles in dem vermaledeiten Mordlande. Alſo wir kamen nach langen heißen Märſchen in's Quartier und es hieß, die Gegend ſei eine von den beſſern; wir könnten zwei Raſttage halten, dann ginge es auf den Engländer los, der weiter aufwärts am Fluſſe lag. Ja ſchöne Raſttage, das!"

„Ihr hattet einen Angriff?" —

„Keinen Angriff, nein," erwiderte der Alte unwirſch; „aber es durfte ſich auch keiner von uns einen Schritt weit von dem Andern entfernen, wenn er nicht des Todes ſein wollte."

„Vor den Spaniern?"

„Vor den Spaniolen, verſteht ſich. Alſo unſerer ſechs waren auf den Abend in ein ſchönes Landhaus gekommen und die Nacht verging ruhig, daß wir uns drob freuten. Am Morgen macht der Wachtmeiſter, der zuerſt auf den Füßen war, das Fenſter auf und ſagt: „Hinter'm Haus liegt ein ſchöner Garten, ich geh' hinunter." Er geht und etwa fünf Minuten ſpäter geh'n ich und ein Kamerad ihm nach; aber wir

ſeh'n ihn nirgends mehr im Garten und denken ſchon, er müſſe auf der andern Seite wieder hinaus gegangen ſein. Da tritt mein Kamerad ein paar Schritte gegen die Gartenmauer, über die ein voller Feigenbaum hereinhängt, und will eine Feige abbrechen; aber wie er die Hand ausſtreckt, ſchreit er auf und ſchreit noch einmal, ohne die Hand zurückzuziehen. Ich lauf' hinzu, mein', er ſeh' eine Schlange oder ſo was, und nun ja, was war's — vor uns auf der Gartenmauer, unter dem überhängenden Feigenaſt ſteht der Kopf des Wachtmeiſters. Die Mordhunde! Das Blut tröpfelte noch über die Mauer herab; aber von ihnen ſelbſt war keine Spur zu entdecken und auch den Leib des Wachtmeiſters mußten ſie mitgeſchleppt haben. Wir fanden nichts mehr von ihm."

„Das muß ja ſchrecklich geweſen ſein," ſagte mein Vater.

„Pah," erwiderte Joachem, ich ſag' Euch, ſolche Dinge kamen zu Tauſenden vor. Man wußte in manchen Gegenden nicht einmal, ob nicht in dem Häufchen Stroh, auf das man todtmüde ſich hinwarf, ein ſolcher Mordgeſelle verborgen war. Selbſt vor Weibern und kleinen Buben konnte man ſich in Acht nehmen."

„Und dann kam bald die große Schlacht," bemerkte mein Vater; „die Schlacht — wie heißt ſie doch?"

„Die Bataille von Talavera," erwiderte der Alte, ſein Glas leerend; „ja, da iſt's heiß hergegangen. Unſere Halbbrigade warf, ſobald wir in's Feuer kamen, eine engliſche Batterie über den Haufen — das ging

nur ſo im Handumdrehen. Aber am Nachmittag fingen die Unſern auf den Höhen an zu weichen, und der Engländer konnte uns mit ſeiner ſchweren Reiterei in der Flanke faſſen. Jetzt mußten auch wir zurück."

„Durch ein Städtchen," ergänzte mein Vater.

„Schenkt mir noch Eins ein, Gemeinderath, wenn's Euch recht iſt," ſagte der Alte; „es iſt mir ſo kurios heut'."

„Schenk' nur ſelbſt ein," erwiderte der Vater, „Du haſt ja die Flaſche neben Dir."

Joachem that es langſam und fuhr dann nach einigem Beſinnen fort: „Ja, durch ein Städtchen, Novedras hieß das Neſt, etwa anderthalb Stunden vom Schlachtfeld entfernt. Unſer Bataillon hielt noch ziemlich feſt zuſammen, wenn's auch um die Hälfte kleiner war als am Morgen, und die zerſtreute engliſche Reiterei hinter unſern Ferſen konnte uns wenig anhaben. Aber ſobald wir recht in der Straße des Städtchens drinnen waren, da fing's auf allen Seiten links und rechts, vor und hinter uns, aus Fenſtern und Kellerlöchern an zu knallen und zu pfeifen, als ob die ganze Hölle los wäre. Die ſpaniſchen Hallunken, ſie mußten wiſſen, daß wir die letzte Patrone verſchoſſen hatten. Noch etwa hundert Schritte ging's vorwärts im Feldſchritt; dann fingen die vorderſten Glieder an ſich zu löſen, um ſich links und rechts in die Häuſer hineinzuſtürzen. Hart an mir fällt, ohne einen Laut zu geben, mein Nebenmann, der nämliche, der mit mir im Feigengarten war — ein Keller, Hans Keller von

Oberwinterthur. Ich bück' mich nach ihm und seh', er ist glatt durch die Schläfe geschossen, und wie ich aufschau', lacht kaum zweimal mannshoch über mir so ein schwarzes Spitzbubengesicht zum Fenster heraus, den rauchenden Gewehrlauf neben sich. Ich — wild — auf die verschlossene Hausthür los — zwei, drei Anläufe und sie kracht auseinander. Dann die Treppe hinauf. Ha!"

Es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dieser tief hervorgestoßene Laut, mit dem der Alte seine Erzählung unterbrach, mehr das männliche Bewußtsein einer kühnen That oder aber eine schmerzliche Erinnerung ausdrücken sollte, und er fuhr auch erst fort, nachdem er das Glas, ohne zu trinken, an den Mund gesetzt, und es wieder hingestellt hatte. „Nun," sagte er in langsamem Tone, „droben auf der Treppe stand ein kleines Mädchen, ein bildschönes Kind mit blassem, feinem Gesicht und großen, dunkeln Augen — das mußt' ich trotz meiner Wuth sehen. „Mi padre, mi padre," schreit es, indem es auf den Mann deutet, der vorwärts im Flur stand, und hebt beide Hände gegen mich auf. Ich stoße die Kleine, die sich an mich hängen will, auf die Seite und habe auch die höchste Zeit dazu; denn schon hat der Mann, der gleiche, den ich am Fenster gesehen, sein Gewehr wieder geladen und zum Anschlag auf mich fertig gemacht. Aber mein Bajonnet war flinker — er hat den Schuß nicht mehr abgedrückt und sonst keinen mehr, denk' ich."

Der Alte hielt wieder inne und schaute mit vor-

gebeugtem Kopfe unbeweglich auf ſeine Füße nieder. „Und dann," fragte mein Vater nach einer Weile langſam, „was kam noch, Joochem?"

„Ihr wißt's ſchon, Gemeinderath," erwiderte dieſer mit völlig veränderter Stimme, „Ihr wißt's ja. Wie ich wieder die Treppe hinabkam — meine Wuth war ſchon etwas vorüber, ſobald ich das Bajonnet zurückgezogen hatte — wie ich alſo die Treppe hinabkomme, liegt die Kleine drunten an der unterſten Stufe auf dem Rücken, die Hände ineinander gefaltet und die großen Augen weit offen auf mich gerichtet, aber unbeweglich. Ich will ſie aufheben, aber ſie fällt mir mit dem Kopf und mit den Händen über den Arm zurück und ich merke, daß ſie todt iſt. Wer weiß es — ich mußte ſie im Zorne zu ſtark auf die Seite geſtoßen haben und ſie dann ſo unglücklich die Steintreppe hinabgefallen ſein. Das Blut floß ihr auch am Hinterkopfe unter dem dichten, ſchwarzen Haar hervor. Aber da kam es nun auf einmal über mich — was ſoll ich ſagen, der liebe Gott mag es wiſſen; ich hatte ſonſt die Kinder mein Leben lang gern gehabt und hätte nie einem etwas zu Leid thun können. So nehm' ich auch jetzt die Kleine auf die Arme und renne mit ihr zum Haus hinaus, ohne zu wiſſen, was ich wollte damit. Doch weit kam ich nicht. Ich fühle einen kurzen, heftigen Schmerz am Kopfe und ſtürze auf die Straße; mir kam's vor, tauſend Klafter tief in den Boden hinein. Ich ſah und hörte nichts mehr, nur die großen Augen der Kleinen ſah ich noch, die

mich unbeweglich anſchauten. Aber ich weiß es wohl," fügte der Alte wie für ſich ſelbſt ſprechend noch leiſer, als er bisher geſprochen hinzu, „ich ſah auch die nicht. Meine Kameraden hatten das todte Mädchen ja in Rovedras auf der Straße liegen laſſen, wo ſie mich aufgehoben, und ich kam erſt nach zehn Tagen im Feldlazareth wieder zu meinen Sinnen. Ich hatte eine ſchwere Schußwunde am Kopfe."

„Drum bildeſt Du Dir's auch nur ein, Joachem, die arme Kleine ſtehe noch jetzt manchmal vor Dir," ſagte mein Vater," das iſt ja nun doch ſchon ſo lange her."

„Ihr mögt vielleicht Recht haben, Gemeinderath," entgegnete der alte Soldat, „ich weiß es nicht. Bin ich bei Leuten, ſeh' ich's auch nicht; aber droben, den ganzen Tag auf der Weide, da muß ich ein Lebendes um mich haben, ein kleines Mädchen, mit dem ich plaudern kann, wenn das andere kommt und mich mit ſeinen großen Augen anſieht."

Joachem ſchwieg und nachdem er noch eine Weile mit geſenktem Kopfe in ſeinem Ofenwinkel geſeſſen, ſchlurfte er ſchweren Schrittes zur Thüre hinaus. „Nun kannſt Du Dir denken, warum er nicht ein zweites Mal nach Spanien hinein wollte," ſagte mein Vater.

„Der arme Burſche!" erwiderte ich, ohne zu ahnen, wie bald ich noch einen neuen Grund zur Theilnahme an dem alten Manne bekommen ſollte. Seine Befürchtung über die Abſchaffung des Weidganges war nicht umſonſt geweſen; dieſelbe wurde ſchon wenige

Wochen nach Neujahr von der Gemeinde beſchloſſen und durch dieſen Beſchluß zugleich Joochems Amt als Dorfhirt aufgehoben. Er beklagte ſich nicht viel darüber, nur daß er noch in ſich gekehrter und wortkarger wurde. Indeſſen half er unverdroſſen in einem Wieſengrunde, der trocken gelegt werden ſollte, die großen, durch das abfließende Gewäſſer zu Tage getretenen Steinblöcke ſprengen.

Dieſe Arbeit dauerte noch fort, als ſchon lauere Märztage kamen. Eines Abends, nach einem ſolchen milden Vorfrühlingstage, ſollte der letzte Sprengſchuß abgefeuert werden — ein Geſchäft, das von jeher Joochem beſorgt hatte. Die übrigen Arbeiter begaben ſich in gewohnter Weiſe in Sicherheit und ſahen von ihrem Standorte auch, wie Joochem Feuer ſchlug und ſich über das Bohrloch beugte. Aber es mußte an der Zündſchnur etwas fehlen; denn ſtatt nun ebenfalls ſich aus dem gefährlichen Bereiche zu flüchten, ſetzte Joochem ſich, wie etwas in's Werk richtend, auf den Steinblock hin. Da plötzlich donnerte der Schuß und eine Rauchwolke ſtob, mit dunkeln Maſſen vermiſcht, hoch in die Luft empor. Als die entſetzten Mitarbeiter herbeigeeilt kamen, lag Joochem mitten zwiſchen dieſen Sprengſtücken, die ſich nach ihrer Luftfahrt zum Theil tief in den weichen Boden eingewühlt. Doch war ſeine Leiche faſt völlig unverſehrt geblieben.

Zwei Tage ſpäter wurde ſie zu ihrer letzten Ruhe gebracht; aber der Sarg, der auf einem ſchlichten Bauernwägelchen lag, war über und über mit Epheu

und anderm Blätterwerke bedeckt, wie es die Jahreszeit bot. Das hatten die erwachsenen Töchtern und Frauen des Dorfes gethan, die einst als kleine Mädchen den Joochem zur Weide begleitet und jetzt trauernd und weinend seinem Sarge folgten, als hätte jede einen väterlichen Freund verloren. Ob diese Thränen nicht endlich auch das große dunkle Kindesauge geschlossen, das den armen Joochem bis an seinen Lebensabend verfolgt hat? —

Die Abendglocke.

In den Straßen der kleinen, aber wohlhabenden Stadt, die sich so behaglich an ihrem schönen Flusse hinlagert, war schon seit Wochen eine eigene Geschäftigkeit eingezogen. Da und dort erhoben sich an den Fronten der Häuser hohe Gerüste, auf denen Maurer, Gypser und Maler ihr Wesen trieben. Der schadhafte Mauerbewurf wurde ausgebessert und aufgefrischt, Gesimse und Kreuzstöcke erhielten einen neuen Farbenanstrich und an manchem Hause verschwanden selbst die kleinscheibigen Fenster, um Nachfolgern mit großen glänzenden Glastafeln Platz zu machen. Auch an dem obern Stadtthore, dem einzigen, das aus der Umwandlung der Zeiten übrig geblieben, hatte sich diese Erneuerungs- und Verschönerungslust geübt, vom Stadtwappen über dem Thorbogen an bis hinauf zum Thurmknaufe, dem unter halsbrechender Wagniß eine neue Politur zu Theil geworden. Durch ein solches Verfahren hatte aber das Innere der Stadt nach und nach ein seltsam scheckiges Aussehen erhalten, indem nicht alle Häuserbesitzer gleich eifrig waren, die Gerüste vor ihren Fenstern aufstellen zu lassen, und es also geschah, daß manches Haus, das bislang noch sauber und stattlich dagestanden, nun neben dem frisch

aufgeputzten Nachbar plötzlich auffallend verblichen und verwittert erschien. Dadurch wurde auch der minder Willige genöthigt, das Erneuerungsgeschäft vorzunehmen, wollte er an den Tagen des bevorstehenden großen Sängerfestes nicht etwa mit scheelen Augen angesehen werden.

In solche Lage war schon durch den Aufputz des Thores ein Haus gerathen, das sich unmittelbar an die Innenseite des Thorbogens anlehnte. Es war ein ansehnliches, aber altes Gebäude, wohl eines der ältesten der ganzen Stadt, wie es auch einer der ältesten Familien derselben angehörte. Denn Herr Christoph Ernst, der Besitzer dieses Hauses, wies bei passender Gelegenheit nicht ungerne auf den Stammbaum seines Geschlechtes hin, das bereits im 15. Jahrhundert der Stadt einen Schultheißen gegeben hatte. Trotzdem war er selbst sein Leben lang von allem öffentlichen Ehrgeize frei geblieben und hatte sich sogar mehr als einmal ernstlich gegen diese oder jene ihm zugedachte städtische Würde wehren müssen, indem er es vorzog, als völlig unabhängiger Bürger nur für seine eigene Meinung einzustehen und daneben seinem florirenden Verkaufsgeschäfte obzuliegen. Seitdem ihm jedoch der Tod fast zugleich mit der Gattin zwei heranwachsende Knaben hinweggenommen und ihm nur ein einziges Töchterlein übrig geblieben war, hatte Herr Christoph dieses Geschäft nach und nach aufgegeben und blos noch einen ganz kleinen Verkaufsladen beibehalten, nicht sowohl um des Erwerbs willen, als zur Befrie-

digung alter Kunden, von denen manche meinten, gewisse Waaren könnten nirgends so gut bezogen werden, als im Laden am Oberthore. Und wohl mochte etwas Wahres sein an dieser Meinung; denn unzweifelhaft war Herr Ernst von jeher eifrig bemüht gewesen, den altbewährten Ruf seines Hauses aufrecht zu erhalten; hatte er es ja auch nie nöthig gehabt, denselben um schnöden Gewinnes willen preiszugeben, wie dies so vielfach zur Tagesübung geworden. Er war schon von Hause mit einem gesicherten Wohlstande gesegnet gewesen und glaubte überdies noch an die alte Regel, daß ehrlich am längsten währe.

Ueberhaupt durfte Christoph Ernst im vollsten Wortsinne als Ehrenmann gelten. Wo es sich darum handelte, ein schönes gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen oder einen Nothstand zu lindern, hatte er mit seinen reichlichen Mitteln nie gekargt, und eben so wenig mit seinem unerschrockenen Sinne, wo es galt, eine Meinung zu verfechten, die er für wahr und gerecht erkannte. Wer konnte es ihm verargen, wenn er manchmal auf einer solchen Meinung auch mit einer Hartnäckigkeit bestand, die andere Leute Eigensinn oder sogar kleinstädtische Beschränktheit nannten?

Und seine eigene Meinung hatte Herr Ernst nun auch über die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Sängerfeste, das die Stadt übernommen, wie über dieses Fest selbst. Zunächst wurde sein Bürgergefühl verletzt durch den Aufputz des Stadtthores, den der Stadtrath eigenwillig von sich aus, ohne die Gemeinde

anzufragen, vorgenommen hatte. Die Behörde konnte sich nicht ohne einen Schein von Berechtigung auf die Behauptung stützen, sie habe nur gethan, was unzweifelhaft von einer großen Mehrheit der Gemeindeversammlung gebilligt worden wäre, da ja so viele Bürger unaufgefordert mit ihren Häusern das Gleiche vorgenommen hätten. Aber mit unzweifelhafterem Rechte behauptete Herr Ernst, der Aufputz des Stadtthores wäre eine allgemeine Angelegenheit gewesen, da er aus dem Stadtsäckel bezahlt werde, und deshalb auch zur Beschlußnahme an die Stadtgemeinde hätte gebracht werden müssen. Ueberdies konnte nicht geläugnet werden, die Reparatur des Thores war etwas grell gerathen, so daß nun der Thurm mit seinen alterthümlichen Formen nach dem Ausdrucke Christoph Ernst's aussah wie ein achtzigjähriges Weib im Ballkleide eines achtzehnjährigen Mädchens. Dafür hatte aber auch sein Haus, das bisher zu dem altersgrauen Thore in bester Uebereinstimmung gestanden, ein fast schreckhaft verwittertes Aussehen bekommen.

Wer jedoch glaubte, Herr Ernst würde sich nun beeilt haben, die äußere Harmonie zwischen dem Thore und seinem Hause wieder herzustellen, hätte weit neben das Ziel getroffen. So lange das gegegenüberliegende Haus, das sich auf der andern Straßenseite, wie das seinige an das Stadtthor lehnte, in seinem bisherigen Zustande verblieb, dachte Herr Ernst für einmal nicht im Entferntesten an eine solche Reparatur. Ein derartiger Gedanke wäre ihm geradezu als verwerfliche

Schwäche gegen den eigenmächtigen Stadtrath und die Modethorheit des Festes erschienen. Und auf den Besitzer des gegenüberstehenden Hauses glaubte Herr Ernst mit Bestimmtheit rechnen zu können; war es ja sein langjähriger anhänglicher Freund, der sich wenigstens ebenfalls laut gegen das eigenmächtige Vorgehen des Stadtrathes in der Thorreparaturfrage ausgesprochen hatte. Dann aber war er, bevor die ganze Angelegenheit noch recht in Fluß gekommen, die eben beginnenden Schulferien benützend, in ein entferntes Bad gegangen, um seine vom bösen Schulstaube längst angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Herr Ernst hatte den Zaudernden selbst mit aller Ueberredung zu diesem Schritte angetrieben, und es hatte ihm ein herzliches Vergnügen gemacht, dem Freunde die benöthigte Kursumme vorzuschießen; denn der Oberlehrer Meier besaß, wie das sein Beruf mit sich brachte, außer seinem ziemlich verschuldeten Hause an irdischen Gütern nur seine Bücher und eine zahlreiche Familie, die ihm noch keinerlei Hülfe gewähren konnte. Zwar der älteste Sohn Eduard, auf den der Vater all' seinen Stolz und seine Hoffnung gestellt, war schon seit einiger Zeit von fremden Schulen heimgekehrt, aber nicht als gesetzeskundiger und fertiger Advokat, wie man erwartet hatte, sondern leider als halbverfehlter Student, wie die Leute sagten, und wie auch Herr Ernst mit Bedauern es sich selbst gestehen mußte. Er hatte sonst den hübschen, gescheidten Jungen, der seinen eigenen Knaben stets ein so freundlicher Spielgenosse gewesen, von Kindesbeinen an lieb

gehabt; jetzt aber war ihm Eduard aus mancherlei Gründen recht mißbehaglich geworden, und daß derselbe als ein wesentlicher Anstifter zur Uebernahme des großen Sängerfestes galt, war nicht eben geeignet, dieses Mißbehagen zu vermindern. Am Ende war der beredte und einnehmende Bursche sogar im Stande, den heimkehrenden Vater, der immer noch allzuviel auf ihm hielt, zu Thorheiten zu verleiten, wie sie gerade in der Stadt im Schwange waren.

So sah Herr Christoph Ernst der Heimkehr des Nachbars mit gespannterer Erwartung entgegen, als dies die bloße Theilnahme für die Gesundheitsumstände des Freundes mit sich gebracht hätte. Aber als diese Heimkehr endlich erfolgte, mußte Christoph selbst erstaunen über die Wirkung der Badekur. Der Oberlehrer schien sich um zehn und mehr Jahre verjüngt zu haben; der mißmuthige und bekümmerte Ausdruck, der ihn sonst älter gemacht, war aus dem frisch gebräunten Gesichte verschwunden und aus den Augen leuchtete es wieder manchmal hervor wie in den Jahren, da er voller Zuversicht und Hoffnung gewesen. Christoph freute sich aufrichtig über diese glückliche Veränderung und noch am Tage der Heimkehr traten die Freunde den gewohnten Abendspaziergang über die Brücke nach den jenseitigen Höhen an. Aber kaum hatte der Oberlehrer die Erlebnisse seiner Badekur recht zu erzählen begonnen, als die Beiden unversehens sich mitten in einem andern Gespräche befanden. „Ich pflichte Dir vollkommen bei, soweit Du das eigenmächtige Verfahren des

Stadtrathes tadelst," erwiderte Meier auf eine längere und eifrige Auseinandersetzung des Freundes; „aber das Fest selbst und die Vorbereitung auf dasselbe siehst Du doch von der unrechten Seite an."

Ernst blieb einen Augenblick wie überrascht stehen, dann sagte er, einen langsamern Schritt anschlagend: „Das möcht' ich doch auch wissen! Ich behaupte, unser ganzes Festwesen ist auf Abwege gerathen, in Uebertreibungen verfallen und wird, wenn das so fortgeht, in einen Schwindel ausarten, mit dem sich kein vernünftiger Mensch mehr befassen kann. Haben wir selbst in unsern jungen Jahren nicht auch geschossen und gesungen, und waren wir etwa weniger fröhlich dabei, weil sich das Fest in engern Rahmen bewegte, mit weniger Pomp und Aufwand ankündigte? Im Gegentheil, gerade das Gegentheil! — Damals konnte noch mancher gering Bemittelte fröhlich mitmachen, der nun zu Hause bleiben muß und das trübselige, wo nicht neidische Nachsehen hat. Volksfeste, republikanische Volksfeste sollen das sein, wo sich eine ganze Stadt um einiger Stunden willen so zu sagen einen neuen Sonntagsstaat anschaffen muß, dessen Kosten selbst der Vermögliche spürt, während sie dem Aermern wochenlange Entbehrungen auferlegen. Und ich sollte die Sache von der unrechten Seite ansehen!"

„So ist es," entgegnete Meier, „und gerade die Sünden, die Du unsern Festen vorwirfst, geben ihnen erst die volle und letzte Bedeutung. Im Uebrigen hast Du selbst das richtige Wort gebraucht — es handelt sich allerdings um einen neuen Sonntagsstaat."

„Nur weiter, nur weiter!“ rief Chriſtoph Ernſt. „Deine Predigt ſcheint erbaulich zu werden.“

„Bleiben wir alſo bei Deinem Ausdrucke,“ fuhr Meier, ohne den gereizten Ton des Freundes zu beachten, fort; „Sonntagsſtaat. Ja, unſere Feſte ſind die großen Volksſonntage, deren Wiederkehr ſich nur nicht nach Wochen, ſondern nach Jahren berechnet. Um ſo ſchmuckvoller, um ſo glänzender ſollen ſie begangen werden! Oder wird nicht Deine ſonntägliche Stimmung ſelbſt am gewöhnlichen Sonntag unwillkürlich erhöht durch den Anblick ſtattlich geputzter Menſchen, auch wenn Du unter dieſen Schaaren eine hinlängliche Anzahl ſolcher kennſt, die nach ihren Verhältniſſen auf den Putz vielleicht etwas zu viel verwendet haben! Wollteſt Du ſie deßhalb etwa lieber im Werktagskleide einhergehen ſehen? — Gewiß nicht, ſo wenig Du jemals etwas dagegen einzuwenden hatteſt, wenn ſchon am Samſtag Nachmittag Deine Zimmer aufgeräumt, die Gänge geſcheuert, Vorplatz und Hof gekehrt wurden, ſelbſt wenn dieſe Zimmer am Sonntage wie die andern Wochentage leer zu ſtehen hatten und kein fremder Menſch Dein Haus betrat.“

„Du verdrehſt meine Worte,“ entgegnete Ernſt unwillig den Kopf ſchüttelnd, „oder willſt mich abſichtlich mißverſtehen.“

„Weder das Eine noch das Andere,“ verſetzte Meier; „die Klagen über luxuriöſe Ausſchreitungen bei unſern Feſten ſind ja auch nichts Neues, und ich ſelbſt habe ſchon mehr als einmal ernſtlich darüber nachgedacht,

ob sich diese Dinge nicht ändern, die frühere Einfachheit sich nicht wieder herstellen ließe. Aber nein, es geht nicht, ohne das ganze Festwesen in seinem innersten Kerne anzugreifen."

„In seinem innersten Kerne," spöttelte Ernst die letzten Worte des Freundes wiederholend.

„Ganz gewiß, so ist es," fuhr Meier fort, „denn siehst Du, dieses Festwesen ist eine Zierpflanze, die aus dem Boden unseres gesammten Volksthums hervorgekeimt ist; nicht um ein dürftiges Gericht auf den Tisch des Armen zu liefern, sondern, wie gesagt, zum Schmucke, zur Zierde des Ganzen. Anfänglich konnte die Pflanze wohl bescheiden aussehen, als sie bloß noch die ersten grünen Blätter trieb, aber um ihren Zweck, ihre Bestimmung zu erfüllen, mußte sie sich ihrer ganzen Natur nach ausdehnen, Licht, Duft und Glanz über unser nüchternes Alltagsleben ausgießen. D'rum darf sie auch bei Leibe nicht wie eine gewöhnliche Nutzpflanze behandelt und bemessen werden."

„Du wirst ja ganz poetisch," entgegnete Ernst, „und könntest Deine Begeisterung eigentlich für eine Festrede zusammensparen, sie wäre dort besser angewendet als bei mir; aber ich bin zufrieden, daß Du mit Deiner Vergleichung selbst zugibst, der ganze Festkram sei nutzlos, eine bloße Zierpflanze."

„Nutzen! — Nutzlos allerdings in einem gewissen Sinne," versetzte Meier, „denn ohne Zweifel könnten sich die Schützen daheim in ihren Schießständen mehr als hinlänglich üben; auch die Sänger bedürfen zur Pflege

des Gesanges der Massenaufführung nicht unumgänglich, und dennoch liegt nur in diesen die eigentliche Bedeutung der Sängerfeste, wie auch einzig die großen Schützenfeste trotz allen Profitschützenunfuges einen Zweck haben. Die kleinern könnten allenfalls wegfallen und werden es auch allmälig."

„Immer besser," rief Ernst, „immer besser! Nur noch die Großfeste sollen bleiben!"

„Nur sie," sagte Meier gelassen; „denn nur sie vermögen dem ausgebildetern Gefühle der Zusammengehörigkeit unseres Volkes erhöhten und angemessenen Ausdruck zu geben. Aber noch mehr, sie allein sind im Stande, diesen Gedanken hinauszutragen über die Marken unseres Landes in ferne Welttheile, wohin nur immer mit dem wandernden Schweizerfuß ein Schweizerherz mitgewandert. Und das eben ist das Schönste und Beste an unsern Festen in meinen Augen; sie steigen auf wie eine leuchtende Feuersäule, die dem Sohn unserer Berge und Thäler auch in der fernsten Wüste den Weg nach der Heimat zurückweist. Oder glaubst Du, dieses Ziel wäre jemals erreicht worden, wenn sich unsere Feste in dem engern Rahmen gehalten hätten, wie Du vorhin sagtest, wenn sie aus ihrer anfänglichen Zersplitterung nicht zu einer großen Gemeinsamkeit herangewachsen wären? Und auch erst, nachdem sich diese Gemeinsamkeit mit einem erhöhten Glanze zu umgeben begann, fingen die Schweizer in der Fremde an, als Zeugen ihrer lebendig gebliebenen Heimatsliebe ihre silbernen und goldenen Gaben zur weiteren Erhöhung

dieſes Glanzes herzuſenden. Würden ſie es gethan haben, wenn wir unſere Feſte nur auf das unentbehrlichſte Bedürfniß, etwa wie Büßerprozeſſionen, eingeſchränkt hätten? Gewiß nicht!“

„Welche Gaben immerhin beſſer auf große Nothfälle, wie wir ſie auch ſchon gehabt haben, verſpart würden!“ rief Ernſt mißmuthig und doch etwas unſicher.

Meier lächelte. „Würdeſt Du uns,“ ſagte er, „dieſe Nothfälle ſo oft wünſchen, daß ſie in unſern abweſenden Landsleuten das Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit der Heimat ſo lebendig erhalten könnten, wie dies die regelmäßige Wiederkehr unſerer Feſte thut? Doch ſchwerlich, Freund! Laß alſo dieſe Feſte ſich ausleben, wie ſie es ihrer Natur nach müſſen; unter veränderten Zeitverhältniſſen werden ſie ſchon von ſelbſt wieder Anderm Platz machen.“

Ernſt ſchwieg verdroſſen und unmuthig. Er empfand deutlich, daß ſeiner Meinung, wie er ſie in ſich trug, nicht ihr billiges Recht geworden, und doch konnte er auch den Einwendungen ſeines Gegenparts ihre Berechtigung nicht verſagen. Namentlich hatte der Hinweis auf die Bedeutung unſerer großen Feſte für die Schweizer im Auslande eine tiefere Saite bei ihm berührt; denn auch er beſaß ja ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren einen Bruder im fernen Weſten, der noch immer mit unentwegter Liebe an der Heimat hieng. So ſtanden die beiden Freunde ſchweigend auf der Höhe und blickten auf den Fluß, der ſeine Windungen im letzten Dämmerlichte das Thal hinabzog, und hinüber

auf die Stadt, über welcher bereits die Stille des Abends lag. Und noch immer ſchweigſam traten ſie den Heimweg an, bis Ernſt endlich mit gedrückter Stimme ſagte: „Nach all' dem Gehörten brauch' ich wohl nicht erſt zu fragen, was Du nun in Beziehung auf Dein Haus thun wirſt?“

„Eine Reparatur wäre ihm längſt nöthig geweſen, hätte ich die Koſten nicht geſcheut,“ erwiderte Meier. „Jetzt werd' ich den Anlaß benützen; Eduard hat die Arbeiter auch bereits auf morgen herbeſtellt.

„Eduard, das verſteht ſich,“ rief Ernſt heftig; „aber daß Du gerade jetzt, nach Deinem theuren Badaufenthalte, Luſt zu unnützen Ausgaben verſpürteſt, hätt' ich nicht geglaubt. Ich meinentheils werd' es bleiben laſſen.“

Meier ſah den Freund mit einem großen, langen Blicke an, ohne etwas zu erwidern. Schweigend ſetzten ſie ihren Weg fort bis an ihre Wohnungen, um dort mit einem kurzen „Gute Nacht“ auseinander zu gehen.

Kaum hatte Ernſt ſeinen Fuß in's Haus geſetzt, als ihm vom dunklen Flure her ſchon eine ſilberhelle Stimme entgegenrief: „Was, Vater, Du kommſt vor der Abendglocke heim? Aber d'rum iſt auch das Nachteſſen noch nicht fertig.“

„Ich eſſe heut' nicht zu Nacht,“ entgegnete der ſo freundlich Angerufene beinahe unfreundlich, „bring mir Licht auf mein Zimmer, Mina.“ Er ſtieg ſchweren Trittes die Treppe hinauf und ſchweren Trittes begann er in ſeinem Zimmer auf und nieder zu gehen,

bis ein schönes Mädchen mit lichtbraunen, freundlichen Augen, ein Licht in der Hand tragend, zu ihm hereintrat. „Aber was ist Dir denn, Vater?“ fragte sie besorgt, „warum willst Du nicht zu Nacht essen?“

„Ich habe keinen Hunger,“ sagte er, sich schwer in seinen Lehnstuhl setzend. „Geh' Du nur und mache, daß bald Feierabend wird im Hause.“

„Gewiß, dir ist nicht wohl,“ erwiderte das Mädchen, dem Vater ängstlich in das mißmuthige Gesicht blickend; „was fehlt Dir nur?“

„Ich sage es Dir, es fehlt mir nichts!“ rief er, „aber laß mich jetzt, ich will zu Bette gehn.“

Die Tochter, der eine solche Behandlung etwas Ungewohntes war, zögerte. „Ich habe ganz gewiß erwartet, du werdest Herrn Meier zum Nachtessen mitbringen,“ sagte sie betrübt, „darum ließ ich auch von den Fischen holen, die er so gerne ißt.“

„Zum Nachtessen!“ lachte der Vater in gezwungenem Tone. „Ja denke nur, der alte Narr fängt schon morgen an, sein Haus herausputzen zu lassen, und glaubt wohl gar, ich werde ihm den Schwabenstreich nachmachen.“

Das Mädchen wendete sich mit einem schmerzlichen Ausdrucke zur Seite. „Fast hätte ich's vergessen,“ sagte sie nach einigem Besinnen, „Herr Schrucke wollte vorhin zu Dir.“

„Und hast Du ihn nicht eingeladen, ein wenig zu warten?“ fragte der Vater rasch.

„Ich war eben in der Küche beschäftigt,“ entgegnete

die Tochter leise, während sie langsam der Thüre zuging; „er will morgen wieder kommen. Darf ich Dir gar nichts auf's Zimmer bringen, Vater?"

„Nein," sagte er kurz, „geh' jetzt."

Die Thüre schloß sich, und im nämlichen Augenblicke ertönte die Abendglocke, deren sanfter Klang gerade über dem Hause zu schweben schien. Sie hing auch nur im nahen Thorthurm, und Ernst horchte dem milden Schalle unbeweglich, bis er verklungen war; dann löschte er hastig das Licht und suchte im Dunkeln sein Lager auf.

Hatte aber dieser Tag verdrießlich geendigt, so sollte der folgende einen nicht minder verdrießlichen Anfang nehmen. Als Herr Ernst am Morgen nach seinem kleinen, wie eine zierliche Apotheke ausgestatteten Laden hinabstieg, in welchem er gerne einen Theil des Tages verbrachte, obwohl derselbe sonst regelmäßig von einem alten Ladendiener versehen wurde, erschallten vom Nachbarhause herüber schon kräftige Axt- und Hammerschläge. Eine geraume Weile schaute Ernst unruhig auf die dort beschäftigten Arbeiter, die sich anschickten, ein Gerüst aufzurichten; dann aber setzte er sich, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könne, nachdenklich in den kleinen Lehnstuhl, der im hintersten Winkel des Ladens stand. Dort saß er jedoch noch nicht lange, als Meier's jüngster Knabe hereintrat und ein kleines Päcklein auf den Ladentisch legte, während er Herrn Ernst ein zusammengefaltetes Papier darreichte. Dieser hatte das Blatt noch nicht zu Ende

geleſen, als ihm ſchon eine dunkle Röthe über das Geſicht ſchoß und er haſtig das ſeidengeſtickte Sammetkäppchen vom Kopfe nahm, als ob es ihm zu warm werde. Eine gute Weile ſtand er, die Hand über das Päcklein haltend, wie unſchlüſſig, ob er daſſelbe dem Ueberbringer wieder zuſchieben oder es an ſich nehmen ſolle. Endlich that er das letztere und fertigte den Knaben mit dem kurzen Beſcheide ab, die Sache ſei in Ordnung. In Ordnung war ſie ihm aber durchaus nicht, und er hatte Mühe genug, die Aufregung nieder zu halten, die ſich ſeiner bemeiſtern wollte; denn Meier hatte ihm mit wenigen Dankworten das Darleihen für die Badekur zurückgeſchickt. Ernſt wußte recht gut, daß der Nachbar jetzt keine Einnahme gemacht und er die Summe anderwärts entlehnt haben mußte. Er ſah nun wohl auch in Gedanken wieder den langen, vorwurfsvollen Blick, mit dem ihn der Freund geſtern Abend im Geſpräche angeſchaut. „Aber," rief er trotzig und überlaut, als wollte er eine andere leiſere Stimme übertönen, „nicht einmal ein gutgemeintes Wort ſoll man mehr ſagen dürfen! Iſt es ſoweit — meinetwegen." Mit dieſen Worten warf er das Päcklein, ohne es zu öffnen, zornig in eine Schublade und verſchloß dieſelbe. Raſch wollte er ſich dann der Thüre zuwenden, die in's Haus hinauf führte, als von der andern Seite Herr Schrucke durch die Ladenthüre trat.

Herr Schrucke war ein Mann in den beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, und zudem war er ein gemachter Mann. Als armer Schlucker hatte er vor

etwa fünfzehn Jahren ein Notariatsbureau eröffnet; jetzt besaß er vor der Stadt ein neues, stattliches Haus mit prächtigem Garten und fuhr in zierlicher Kalesche seinen Geschäften nach. Offenkundig bestanden diese Geschäfte neben den notarialischen Berufsarbeiten in etwelchem Güterhandel; es fehlte aber nicht an Leuten, die behaupten wollten, es seien noch ganz andere Geschäfte, durch die Herr Schrucke so rasch sein Vermögen erworben habe, — Geschäfte, die nur eine sehr kundige Hand an den Haken und Spitzen des Gesetzes vorüberzusteuern vermöge. Doch, wie dem sein mochte, kein Mensch konnte leugnen, daß Herr Schrucke für Abwicklung schwieriger Rechtsverhältnisse alles Vertrauen verdiene und in diesem Punkte manchem gewiegten Advokaten vorzuziehen sei. Solche Geschäfte hatte er seit einiger Zeit auch für das Haus Christoph Ernst besorgt, in welche dieses durch den Bankrott eines ehemals befreundeten Handlungshauses einer Nachbarstadt verwickelt worden war. Der stets höfliche, stets freundliche und dienstbereite Herr Schrucke war dadurch auf der Gunstleiter des Herrn Ernst unvermerklich Sprosse um Sprosse höher geklommen, und Letzterer nahm sogar die Wahrnehmung durchaus nicht übel auf, daß der gewandte Geschäftsmann, der vor einem Jahre Wittwer geworden, sich ebenso eifrig und beflissen um die Zufriedenheit seines Töchterleins zu bewerben schien, als um seine eigene. Es kam ihm dies, obwohl er mit aller Sicherheit auf seine verständige Tochter zählte, um so gelegener, als der junge

Eduard Meier die alte Vertraulichkeit, in welcher derſelbe von Kindheit auf mit Mina geſtanden, immer noch glaubte beibehalten zu dürfen. Dieſem Weſen mußte einmal ein gründliches Ende gemacht werden. Ja, wenn Eduard als gemachter Juriſt oder Theologe von den fremden Schulen heimgekehrt wäre, Chriſtoph Ernſt würde vielleicht ein Auge über die ſonſtige Ungleichheit der Verhältniſſe zwiſchen den zwei jungen Leuten zugedrückt haben, denn er wußte wohl, daß Mina dem hübſchen Burſchen von jeher gewogen geweſen; war es ihm doch ſelbſt nicht anders gegangen. Aber jetzt, da Eduard in keinen bürgerlich ſoliden Schuh taugte und ſeine Zeit mit Muſiziren und ſogar mit Verſemachen verplemperte, durfte an ſolche Dinge nicht einmal mehr im Traume gedacht werden.

In dieſem Augenblicke war jedoch ſelbſt der freundliche Geſchäftsmann dem verwirrten und aufgeregten Herrn Chriſtoph Ernſt keine willkommene Erſcheinung. „Ach ja“, rief er ihm entgegen, „Sie waren ſchon geſtern Abend hier, Herr Schrucke, — thut mir leid! Aber wenn Sie nicht ganz beſonders dringende Mittheilungen zu machen haben, ſo wollen wir ſie lieber auf ein ander Mal verſparen; ich bin augenblicklich zu Geſchäften gar nicht aufgelegt.“

„Da treff' ich es vielleicht nur um ſo beſſer“, erwiderte Herr Schrucke, ſich mit ſeinem dienſtwilligſten Lächeln verbeugend. „Ich muß heute über Land fahren und da wollte ich Sie bloß fragen, ob Sie mir nicht das Vergnügen gönnen möchten, die Schnelligkeit

meines neuen Wallachen probiren zu helfen. Das Wetter wäre delicios dazu."

Herr Chriſtoph beſann ſich einen Augenblick, indem er an ſeinem Sammetkäppchen hin- und widerrückte. „Das könnte ſich in der That treffen," erwiderte er in beiſtimmendem Tone, „das vertrackte Gelärme und Gehämmer dort drüben hat mich dieſen Morgen ohnehin ſchon ganz konfus gemacht."

Herr Schrucke blickte nach dem Meier'ſchen Hauſe hinüber und ſagte dann, ſeinem ſtändigen Lächeln einen eigenen Anſtrich gebend: „Ja, ja, da ſcheint es hoch zu gelten; ich fürchte nur, Ihrem Freunde Meier das Bauvergnügen einigermaßen ſtören zu müſſen. Daß doch die Leute ſo einfältig ſein können und ihr gutes Geld nicht lieber für nothwendige und nützliche Dinge verwenden; wie viele könnten an Ihnen ein gutes Beiſpiel nehmen, Herr Ernſt!"

Dieſer ſchaute den Geſchäftsmann mit einem fragenden Blicke an und Herr Schrucke nickte einverſtändnißvoll. „Eine neue Lieferung alter Studentenſchulden des flotten Herrn Eduard, die ich einkaſſiren ſoll," wisperte er, mit dem einen Auge zwinkernd, „mir thut nur der brave Vater Meier leid."

Auch Herr Ernſt fuhr mit der Hand raſch nach der Stirne, als ob ihn ein ſchmerzlicher Gedanke durchzucke. Nun bereute er aufrichtig, das Geld von dem verletzten Freunde zurückgenommen zu haben, während es demſelben vielleicht augenblicklich eine bittere Verlegenheit hätte erſparen können. Aber noch ehe er mit

dieſem Gedanken in's Reine kommen konnte, trat ein Laufburſche herein und legte die druckfriſche Nummer des heutigen Tagblattes der Stadt auf den Ladentiſch. Herr Ernſt ergriff das Blatt, um ſeinen Blick zerſtreut über dasſelbe hingleiten zu laſſen, bis ſein Auge plötzlich an einer Stelle haften blieb. „Was“, rief er unter einem ſtoßweiſen Lachen, nachdem er die Zeilen zwei, dreimal überleſen, „was ſteht da? Unſere Abendglocke ſoll abgeſchafft werden?“

Herr Schrucke blickte ſeinen Geſchäftsfreund zweifelnd an, offenbar ungewiß, wie er den Ausruf desſelben deuten ſolle. „Das habe ich ſchon geſtern Abend gewußt,“ ſagte er zögernd; der Stadtrath hat den Beſchluß gefaßt, die alte Thorglocke ſoll mit dem Anfange des künftigen Monats nicht mehr geläutet werden.“

„Ja, ſo ſteht es hier“, murmelte Herr Chriſtoph Ernſt, ohne von dem Blatte aufzublicken; „das ſei eine alte, unnütze Uebung, die längſt Sinn und Zweck verloren. Da keine Thore mehr vorhanden ſeien, habe auch Niemand mehr nöthig, auf den allabendlichen Thorſchluß aufmerkſam gemacht zu werden, und das allein ſei ehedem die Aufgabe der Abendglocke geweſen. — Unnütze Uebung —, Sinn und Zweck verloren — nun bei meiner armen Seele, das iſt eine ſchöne Regentenweisheit! Aber wir werden ja ſehen, wir werden ja ſehen!“ —

„Gerade das hab' ich auch gedacht“, fiel Schrucke nun eifrig ein, „ich kann mir wohl denken, daß die Beſeitigung eines ſo ſchönen, ehrwürdigen Herkommens

nicht ſo mir nichts dir nichts hingehen wird. Aber eine geſtrige Abendgeſellſchaft, bei der ſich auch der Herr Eduard da drüben befand, hat meine Bedenken als Altweiberklatſch behandelt und mich darüber nicht übel ausgelacht."

„Wir werden ja ſehen", wiederholte Herr Ernſt drei-, viermal, während er nachdenklich vor ſich hinblickte; dann aber fragte er raſch: „Wann gedenken Sie auszufahren?"

„In einer halben Stunde, in einer Stunde oder auch ſpäter", lautete die dienſtfertige Antwort, „ganz wie es Ihnen genehm wäre."

„In einer halben", rief Herr Chriſtoph Ernſt, indem er ſich wieder hoch emporrichtete; „ich muß hinaus, ich muß friſche Luft haben! Ich nehme Ihre Einladung mit vielem Danke an, Herr Schrucke."

Dieſer ging lächelnd und ſich verbeugend, um ſeine Vorkehren zu treffen. Eine halbe Stunde ſpäter verließ auch Herr Chriſtoph das Haus, nachdem er mit ſeiner Tochter noch eine ernſte Zwieſprache gehalten.

Der ſchnellfüßige Wallache des Herrn Schrucke hatte die Stadt indeſſen noch keine weitere halbe Stunde hinter ſich, als im Ernſt'ſchen Hauſe die Tochter in den Laden herabkam, um den alten Ladendiener mit einem Auftrage nach dem Garten hinaus zu ſenden, der in einiger Entfernung vor dem Thore lag. Sie wolle unterdeſſen den Laden ſelbſt hüten, ſagte ſie gleichmüthig. Der alte Hans nickte vergnügt und verſtohlen mit dem Kopfe und beeilte ſich, dem Befehle ſeiner

freundlichen jungen Herrin nachzukommen; aber kaum war er aus dem Laden, als nun auch schon ein Kunde in denselben trat, ein junger, schöner Mann von schlanker Gestalt und reichem, blondem Gelock um Stirn und Schläfen. Statt jedoch auf ein Schubfach oder einen Waarentopf zu deuten, streckte er seine Hand gegen die schöne Ladenhüterin selbst aus, indem er leise rief: „Ich danke Dir, Mina, tausendmal dank' ich Dir."

„Bleib', bleib'", sagte das Mädchen mit einem ernsten Blicke und einer abwehrenden Handbewegung gegen den aufgeregt näher Tretenden; „ich konnte Dir diesmal deine Bitte nicht abschlagen, Eduard; aber nochmals ersuch' ich Dich, laß' in Zukunft das Zeichengeben von Deinem Fenster aus, Du könntest mir nur bittere Unannehmlichkeiten bereiten dadurch, und gewiß ist es das letzte Mal, daß ich mich darum kümmere."

„Verzeih' mir, Mina", erwiderte Eduard mit einem Ausdrucke aufrichtiger Betrübniß, „ich konnte nicht anders. Gewiß, ich hätte mich nach Deinem Willen d'rein ergeben und es zu tragen gesucht, wie es eben gegangen wäre; aber seit der Schrucke fast täglich in Euer Haus kommt — nein, Mina, Du darfst nicht ungerecht sein."

Um den feinen Mund des Mädchens spielte und bewegte es sich, wie ein heimliches Lächeln, während sie verweisend sagte: „Laß mir einmal den Herrn Schrucke in Ruh, er ist ein freundlicher, verständiger Mann, und bist Du schon in unangenehme Berührung

mit ihm gekommen, so wird es vielleicht mehr Deine Schuld sein, als die seinige. — Nein, nein, bleiben Sie jetzt nur noch einen Augenblick, junger Herr", fuhr sie fort, als Eduard sich hastig nach der Thüre wenden wollte, „das hat man davon, wenn man solchen Brauseköpfen nachgibt und gegen den Willen des Vaters eine Thorheit begeht. Ist es aber einmal geschehen, so höre wenigstens nun noch ein verständiges Wort, Eduard!"

„Sprich," rief er leise und tief aufathmend, „ich höre."

„Also zum letzten Mal," fuhr sie ernst fort, „ich darf und werde das Vertrauen meines guten Vaters nicht täuschen. Ich habe ihm, wie Du weißt, versprochen, nie mehr heimlich zu verkehren mit Dir, und Du wirst selbst nicht verlangen, daß ich diesem Versprechen untreu werde."

„Ach ja," entgegnete er bitter, „ich weiß es, Du bist von jeher eine gute und gehorsame Tochter gewesen."

„Wie das auch nur billig ist gegen einen so liebevollen Vater," versetzte sie unerschüttert, während sie doch wieder das heimliche Spiel um ihre Lippen bewegte, „denn sage mir, wie könntest Du mir vertrauen, wenn ich so ohne alle Noth das Vertrauen meines Vaters mißbrauchte?"

„Oh, um das Vertrauen!" seufzte der junge Mann.

„Nun wirst Du garstig," rief das Mädchen, „und ich sollte Dir im Ernste recht böse sein! Verständige

Rücksichten weißt Du ohnehin nicht zu nehmen und glaubst bloß an Dich denken zu dürfen. Hättest Du Deinen Vater mit dem Aufputze des Hauses nicht auch noch ein wenig hinhalten können, statt ihn zu drängen, vielleicht wäre es mir mit seiner Hülfe gelungen, den meinigen doch noch gelinder zu stimmen. Nun haben sich die beiden alten Freunde überworfen und an neuem Kummer, der für mich daraus entsteht, wird es nicht fehlen." Sie hatte die letzten Worte in einem weichen, fast wehmüthigen Tone gesprochen und schon wollte Eduard, schnell dadurch versöhnt, etwas zu seiner Vertheidigung vorbringen, als sie wieder herber fortfuhr: „Und gestern Abend scheinst Du Dich ebenfalls in einer Weise herumgestritten zu haben, wie ich es von Dir nicht erwartet hätte, Eduard."

„Ich mich herumgestritten?" entgegnete der junge Mann überrascht, „da mußt Du mehr wissen, als ich. Einzig gegen die Abschaffung der Abendglocke hab' ich mich mit einigen Bemerkungen herumgestritten, die Eurem Herrn Schrucke sammt seinem Schreiber- und Paragraphengelichter allerdings nicht besonders zu munden schienen. Was kann ich dafür!"

„Ja, wie das?" fragte das Mädchen, langsam aufblickend, „wie kam der Streit?"

„Nun," antwortete Eduard, „die Herren wußten nicht genug die neue Weisheit eines löblichen Stadtrathes zu beloben, der das unnütze Geklingel beseitigt habe, während ich diesen allen Gemüths baren Menschen, denen kein Klang mehr gilt, als derjenige ihrer

Thaler und Napoleons, freilich ein ander Liedlein sang. Wohl möglich, daß ich dabei etwas warm geworden!"

„Du hast Dich also für die arme Glocke gewehrt, Eduard?"

„Wie wär' das anders möglich gewesen," rief er bewegt; „ach Mina, wüßtest Du, welchen Trost, welche süße Wehmuth mir diese kleine Glocke gerade in der letzten Zeit so manchmal in's Herz geläutet, wenn sie mich allabendlich erinnerte, wie wir uns als Kinder, vom Spiele müd, bei ihrem Rufe einst gute Nacht gesagt, uns dabei auf den kommenden Tag freuend, der wieder neue Lust und neue Spiele bringen würde. Vorbei! vorbei! Aber, daß ich es nun einmal nicht vergessen kann, wirst Du mir doch nicht zum Vorwurfe machen wollen. Ich habe drum auch diesen Morgen schon ein kleines Lied auf die verstoßene Abendglocke gedichtet, das mir selbst wenigstens einige vergnügte Augenblicke bereitet hat."

„Hast Du es bei Dir?"

„Ich glaube ja," erwiderte der junge Mann, indem er ein zerknittertes Papierchen aus der Tasche zog, „aber Du wirst das Gekritzel nicht lesen können."

Das Mädchen nahm das Blatt, versuchte es mit ihren zierlichen Fingern ein wenig auszuglätten und setzte sich damit in den Lehnstuhl des Vaters. Lange las sie und immer tiefer senkte sich das anmuthige Köpfchen sinnend auf das Blättchen nieder. „Und was willst Du mit den Versen anfangen?" fragte sie endlich leise.

„Oh," sagte er, „es kam mir der Gedanke, sie in Musik zu setzen; es klang und tönte mir auch schon beim Niederschreiben derselben etwas wie eine Melodie in den Ohren."

Mina las die Verse noch einmal und sagte dann, rasch wieder aufstehend: „Thu' das, und wenn Du das Lied fertig gebracht, so möcht' ich wohl versuchen, es einmal zu spielen. Aber noch Eines — hat Herr Schrucke gestern Abend der Abschaffung der Abendglocke wirklich das Wort geredet?"

„Ei, warum sollte er denn nicht?" rief Eduard, „was kann diesen Leuten ein Glockenton zu bedeuten haben? Ich weiß es nur zu gut, sie nehmen sich des Sängerfestes auch bloß an, weil es nun einmal Mode ist, und weil sie hoffen, auf der Rednerbühne ihr Maul in patriotischen Redensarten üben zu können; da ist mir der Widerwille Deines Vaters, wenn ich ihn auch nicht begreife, tausendmal ehrenhafter, beruht er doch auf keinem Eigennutz und keiner flunkernden Eitelkeit."

Mina näherte sich dem jungen Nachbar schweigend, um ihm das Blatt wieder zurückzugeben. Er suchte dabei ihre kleine Hand festzuhalten, aber sie entzog ihm dieselbe, legte dafür rasch ihre beiden Hände über seine Augen und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Jetzt geh'," rief sie leise, „und thu', was Du nicht lassen kannst." Damit wandte sie sich ab und eilte der Seitenthüre zu, die aus dem Laden nach der Wohnung hinaufführte.

Auch Eduard ging, aber seine Füße wankten und

vor seinen Augen floß ein dämmernder Flimmer auf und nieder. Er bemerkte daher auch den alten Ladendiener nicht, der gerade unter dem Thorbogen hereinlenkte und dem Davongehenden mit bedächtigem Kopfnicken nachblickte. Als Eduard in sein väterliches Haus eingetreten war, blieb er stehen und legte gleichsam prüfend die Fingerspitzen auf seinen Mund. Wie heiter von jeher auch die Vertraulichkeit gewesen, in der er mit dem schönen Nachbarkinde aufgewachsen, doch hatten sich ihre Lippen bis zu diesem Augenblicke noch nie in einem Kusse berührt. So setzte sich der junge Mann nun, als er sein Zimmer erreicht, wie im Traume an sein Klavier und begann nach den Tönen und Melodien zu suchen, die das Abendglockenlied in seiner Seele angeklungen hatte. Er hörte weder den Tageslärm der Straße, noch das Geräusch der Arbeiter vor dem Hause, bis die Abendglocke selbst ertönte und er sein fertiges Lied mit leiser Stimme in ihre verschwebenden Klänge sang.

Mit diesen Klängen, die nun bald auf immer verstummen sollten, war in diesem Augenblick jedoch nicht bloß der Geist des einsamen Dichters und Musikers beschäftigt; wie wehmüthige Abschiedsgrüße bewegten sie noch gar viele Herzen von einem Ende der Stadt bis zum andern. Als heute Morgen der stadträthliche Beschluß durch das Tagblatt bekannt geworden, hatte er eine allgemeine Ueberraschung hervorgerufen, und Hunderte waren nicht weniger aufgeregt durch denselben als der alte Ladenherr am Oberthore. Die

Abendglocke, mit der man aufgewachsen, die selbst dem Kinde schon lange vor jeder Kirchenglocke eine besondere Bedeutung gehabt, die so zu sagen zum täglichen Gewohnheitsbrote der Bürgerschaft gehörte, — welche wunderliche oder übermüthige Laune mochte die Väter der Stadt angewandelt haben, als sie dieser Glocke das Todesurtheil sprachen!

So tönte es allerwärts und mancher ehrsame Bürger, der sich um öffentliche Angelegenheiten sonst nie allzu viel bekümmert, rüstete sich nun im Stillen zu einer gehörigen Standrede, die er in seinem gewohnten Abendsitze gegen die Neuerung loszulassen gedachte; aber seltsam genug, als die Bürger nun da und dort bei ihrem Abendschoppen beisammen saßen, erzeigte es sich nur zu bald, daß gegen die stadträthliche Schlußnahme beim rechten Licht betrachtet eigentlich wenig oder nichts Erhebliches einzuwenden war. Von einem praktischen Zweck und Nutzen der Abendglocke konnte wirklich, wie der Stadtrath richtig gesagt, keine Rede sein, da sie nicht einmal mehr die allgemeine Feierabendstunde ankündigte; denn diese richtete sich längst vielfach nach den verschiedenen Berufsarten und ihren besondern Erfordernissen. Höchstens konnte zu ihren Gunsten zugegeben werden, daß sie noch jetzt, wie von Alters her, die auf der Straße sich tummelnde Jugend nach Hause mahne. Aber welche wohlgeordnete Familie möchte es sich im Ernste nachsagen lassen, sie könne für ihre Kinderzucht der Abendglocke nicht entbehren? — Nein, nein, in Wahrheit handelte

es ſich bei der Abſchaffung derſelben lediglich um die Beſeitigung einer veralteten und unnützen, wo nicht lächerlichen Gewohnheit. Denn darauf durfte man ſicher rechnen, der Abend kam regelmäßig auch ohne Abendglocke.

So ſprachen die Klugen und Verſtändigen, und wer wollte ſich nicht gerne zu den Klugen und Verſtändigen gezählt wiſſen, ſelbſt wenn ihm eine innere Stimme zurief, daß damit doch noch nicht Alles gethan ſei. Sogar Herrn Chriſtoph Ernſt erging es nicht viel beſſer. Von ſeiner Ausfahrt zurückgekehrt, hatte er ſich ſofort in's Bierhaus begeben, voll zuverſichtlicher Erwartung, es werde dem ſtadträthlichen Uebermuthe dort ſein Gebührendes zu Theil werden. Anfänglich hatte er ſich auch höchlich gefreut über den allgemeinen Unwillen, der ſich kund gab; als jedoch dieſer Unwille ſchnell der beſonneneren Ueberlegung Platz machte, als die Glockenvertheidiger zu ſchwanken anfingen und bald, wenn auch nur kopfſchüttelnd, gänzlich verſtummten, da wußte er ſich ebenfalls nicht mehr zu rathen und zu helfen, und verwirrter, bedrückter als am vorigen Abend ſchritt er durch die eingebrochene Nacht ſeinem Hauſe zu. Aber ſelbſt der Theilnahme bedürftig, drängte es ihn diesmal zur Mittheilung. Nachdem er der Tochter mehr klagend als unwirſch ausführlich erzählt, was ihm begegnet, rief er leiſe aus: „Und doch — mir iſt es, ich müßte mit dem Aufhören der Abendglocke ſelbſt ein ganz neues, mir noch unbekanntes Leben anfangen; der Tag hätte für

mich kein Ende und der Abend keinen Anfang mehr, selbst wenn ich, die Uhr in der Hand, mir hundertmal vorsagen würde: mit dieser Sekunde hat das alte Glöcklein sonst seinen ersten Ton erschallen lassen und mit dieser hat sein letzter ausgeklungen. Ach, Mina — was hat diese Glocke mir so manchmal in's Herz hinein geläutet! Als Deine gute Mutter starb, konnte ich mich unterm Abendläuten oft noch Wochen und Monate lang täuschen, nun werde sich die liebe Stimme auch bald hören lassen, um mich zum Nachtessen zu rufen. Und wie dann Deine zwei Brüder der Mutter nachfolgten — o, mir ist es jetzt noch manchmal, ich höre Euch Kinder unter den letzten Glockenschlägen fröhlich die Treppe hinaufstürmen und das Haus mit Euern kindischen Neuigkeiten erfüllen. Nun sollte das Alles mit so manchem Andern für immer vorbei sein, sollte mir gleichsam ungefragt aus dem Herzen weggestohlen werden!"

Die Tochter schaute den Klagenden mit feuchten Augen an und sagte dann: „Und hast Du im Bierhause auch von diesen Dingen gesprochen, Vater?"

„Wo denkst Du hin", erwiderte er, den Kopf schüttelnd, „so etwas gehört doch nicht an den offenen Wirthstisch, vor ganz oder halbfremde Menschen!"

„Du magst Recht haben, Väterchen", sagte die Tochter mit beistimmendem Lächeln; „aber ein wunderliches Völklein seid Ihr doch manchmal — Ihr Männer. Da entscheidet Ihr am Wirthstische ganz unbefangen über das Loos der armen Abendglocke, während doch

dort Keiner vorbringen mag, was er etwa zu ihren Gunsten auf dem Herzen trüge. Oder glaubst Du wirklich, es sei nicht noch vielen Andern gerade ergangen wie Dir selbst, das Glöcklein habe nicht auch ihnen schon in mancherlei Lebenslagen, in Freud' und Leid Dinge in's Ohr geläutet, die sie nie mehr vergessen, die sie aber ebensowenig als Du, am offenen Wirthstische auskramen können? Oder sagst Du nicht selbst, wie allgemein anfänglich der Unwille über die stadträthliche Schlußnahme gewesen sei? — Drum nur Muth, Väterchen, und den rechten Weg gesucht, er wird schon zum Ziele führen!"

Herr Ernst blickte nachdenklich zu seinem klugen Kinde auf und fragte, nicht ohne einen Ausdruck erneuter Hoffnung, ob es nicht vielleicht selbst diesen rechten Weg anzugeben wüßte.

„Nein, im Augenblicke noch nicht", erwiderte Mina; „aber so viel ist mir deutlich, was nur in stillen Stunden empfunden und in der Verschwiegenheit des Herzens bewahrt worden ist, darüber läßt sich's nicht auf offener Straße herumstreiten, wie um ein öffentliches, verbrieftes Stadtrecht; das muß wiederum nur in der Stille des Hauses gesucht und besprochen werden. Doch nun Väterchen, — Du bist müde; vielleicht wird Dir der richtige Weg im Traum gezeigt." —

Und mit diesem halbscherzend ausgesprochenen Troste sollte das schöne Töchterlein des Ladenherrn auch einigermaßen recht behalten. Als Mina am folgenden Morgen besorgt, daß der Vater sich so lange nicht

zeigte, nach seinem Zimmer ging, fand sie ihn schon tief über den Schreibtisch gebeugt, vor ihm ein großes beschriebenes Blatt, dessen Zeilen jedoch vielfach ausgestrichen und umschrieben waren. „Du kommst eben recht, ich bin gerade fertig", rief er ihr vergnügt entgegen; „ich hab's gefunden, was Du mir so deutlich gezeigt hast. Sieh' da!"

Neugierig bückte Mina sich vor und las eine im Namen der Bürgerschaft an den Stadtrath gerichtete Petition für Beibehaltung der Abendglocke. „Damit werde ich selbst", fuhr der Vater zuversichtlich fort, „von Haus zu Haus gehen, um die nöthigen Unterschriften zu sammeln. Sind diese einmal beisammen, wird ein hochweiser Stadtrath wohl froh sein, nicht weiter mehr an seinen Beschluß erinnert zu werden. Oder was meinst Du dazu?"

„Ich glaube selbst, Du hast das Richtige getroffen", erwiderte sie lächelnd; „nur diese Stelle da paßt nicht", fügte sie, mit dem Finger auf einige Zeilen deutend, bestimmt hinzu; „in solcher Weise darfst Du das Sängerfest nicht in die Sache hereinziehen — Du nicht."

„So, ich nicht", entgegnete Herr Christoph Ernst nicht ohne einige Schärfe, „und warum denn gerade ich nicht, Frau Klugheit? Glaubst Du, ich merke weniger als Andere, wie Eins mit dem Andern zusammenhängt, wenn die Großhansen es auch nicht gerade heraussagen? Die Abendglocke soll mit dem letzten Tage des Monats zum letzten Mal geläutet werden, weil am ersten des künftigen das Fest beginnt und die

Herren Festgäste nicht mehr an die altväterische Uebung erinnert werden dürfen, die bisher unsere gute Stadt verunehrte. O, ich kenne diese Füchse!"

Mina schüttelte den Kopf, daß sich ihre braunen Löckchen anmuthig um die weißen Schläfen bewegten. „Und wenn es auch Leute gibt, die auf solche Weise rechnen", sagte sie ruhig, „vielleicht selbst im Stadtrathe — die wahren Freunde des Festes sind es sicherlich nicht, im besten Falle die falschen, die sich selbst nicht verstehen oder ihre besonderen Zwecke dabei verfolgen; denn am Ende — Glockenton oder Liederklang, sie lassen sich beide nicht mit der Elle der Nützlichkeit ausmessen. Immerhin darfst Du Niemand von vornherein vor den Kopf stoßen, wenn Du die nöthige Unterschriftenzahl zusammenbringen willst." —

Herr Ernst mußte die Richtigkeit der letztern Bemerkung zugeben und fügte sich also dem Willen seiner einsichtigen Tochter, indem er den ganzen Vormittag damit verbrachte, seine Bittschrift zu umschreiben und in's Reine zu bringen. Am Nachmittag zog er mit derselben aus, um sie vorerst einigen nähern Bekannten und Befreundeten vorzulegen. Der Gang kam ihn keineswegs leicht an. Er wußte, daß er damit einen guten Theil seines bürgerlichen Ansehens auf's Spiel setzte; denn drang er mit seiner Angelegenheit nicht durch, so fehlten ihm, das war gewiß, weder Spott noch Schadenfreude. Konnten solche Bedenken indeß den eifrigen Mann auch keinen Augenblick von dem abhalten, was er für gut und recht erkannte, so durch-

zuckte es ihn doch schmerzlich, als er, aus dem eigenen Hause tretend am Nachbarhause emporblickte, dessen schlichter Mauerbewurf schon beinahe vollendet war. Ja, wenn er sich wie sonst mit dem altbewährten Freunde in der Sache hätte berathen, dieselbe nach allen Seiten hin mit ihm hätte erörtern können! Würde derselbe aus Rücksicht auf seine Stellung vielleicht auch nicht offen gegen den Stadtrath aufgetreten sein, innerlich wäre er in der Glockenfrage doch sicher mit dem Freunde einig gewesen, trotz all' seiner Festgrillen. Denn wie oft hatte sie diese Glocke von ihren Abendspaziergängen heimgerufen, wie oft hatten sie bei ihrem ersten Schlage, wie auf ein selbstverständliches Kommando, den Fuß nach Hause zurückgelenkt, sich im Stillen der friedlichen Klänge freuend, die am Abendhimmel dahinschwammen. Unter solchen Gedanken wandelte Herr Ernst zur Stadt hinaus, um Herrn Schrucke, der sich während der ganzen gestrigen Fahrt in der Glockensache so eifrig ausgesprochen, die erste Unterschrift anzubieten; aber schon da sollte er ganz unerwartet die Erfahrung machen, daß sein Unternehmen noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war, an die er nicht einmal gedacht hatte. Nachdem Herr Schrucke die Bittschrift eine gute Weile mit großen Augen angestarrt, fand er endlich sein dienstwilliges Lächeln wieder, und sich wie gewöhnlich verbeugend, rief er aus: „Ei, ei, Herr Ernst, wer das von Ihnen erwartet hätte; aber recht wacker, recht schön und geschickt! Nur wissen Sie, — hm! — an die Spitze

ſolcher Unterſchriften muß ein allgemein, bei Hoch und Niedrig gleich beliebter Name treten, wenn die Sache marſchiren ſoll; der meinige — verſtehen Sie mich — ſchon die Art meines Geſchäftes muß mir viele Abgeneigte und heimliche Gegner machen, ſo daß mein Name an ſo auffälliger Stelle Ihnen nur ſchaden müßte. Unter dem großen Haufen mag er dann ſpäter ſchon mitgehen und ſoll es auch für eine ſolche Sache."

Herr Ernſt war betroffen über dieſe Ablehnung, und doch waren die dafür angeführten Gründe ſo einſichtig und wohlmeinend, daß ſich wenig dagegen einwenden ließ. So begab er ſich zu einem alten Bekannten, der früher weit in der Welt herumgekommen war und durchaus alle die Eigenſchaften beſaß, die Herr Schrucke von dem Namen verlangte, der ſich mit Glück an die Spitze der Unterſchriftenkolonnen ſetzen ſollte. „Na", rief der Mann, als er das Blatt geleſen hatte, „na Freund Chriſtoph, iſt's Euch nicht mehr wohl genug in Eurer alten Haut, daß Ihr an allen Ecken und Enden ſolche Quängeleien anfangen wollt? Ich habe ſchon gehört, wie Ihr Euch gegen das Sängerfeſt ereifert, und nun ich bin zwar auch der Meinung, ein wohllöblicher Stadtrath könnte ſich mit Wichtigerem und Vernünftigerm befaſſen; aber iſt's einmal geſchehen, ſo laſſe man's bleiben; es wird Euch ſicher nur nutzloſe Mühe und Verdruß verurſachen."

Herr Ernſt biß ſich in die Lippen und zog von dannen. „Ich Narr", murmelte er vor ſich hin, „was

braucht' ich mich eigentlich auch ſo zu ärgern über das verwünſchte Sängerfeſt! Gefiel's mir nicht, ſo konnt' ich mich für ein paar Tage aus dem Staube machen und nachher war Alles wieder im Alten. Aber die Glocke, die Abendglocke — iſt die einmal verſtummt, ſo bleibt ſie es auf immer." Es war ein freundlicher Zufall für den faſt ſchon Eingeſchüchterten, daß ſein nächſter Verſuch beſſer gelang und am Abend hatte er bereits ein Dutzend Unterſchriften beiſammen.

Auch die nächſten Tage ging die Sache, obwohl langſam, doch ihren ruhigen Gang vorwärts, wobei es freilich neben herzlicher Aufmunterung nie an mancherlei Neckerei oder gar an höhniſcher Abweiſung fehlte. Nur der Einſicht konnte Herr Ernſt ſich nicht mehr verſchließen, daß die eifrigſten Feſtfreunde deshalb nicht auch ſchon Glockengegner ſein mußten. Aber da, mitten in ſeiner getroſten Zuverſicht, ſollten zwei ſchwere Schläge an einem Tage auf ihn niederfallen. Das Tagblatt brachte einen beißenden Artikel, der den ſtadträthlichen Beſchluß als einen durchaus zeitgemäßen Schritt vertheidigte, dagegen Herrn Ernſt einen philiſterhaft beſchränkten Tröler nannte, und diejenigen, die ihm ihre Unterſchriften gaben, nicht undeutlich als verkappte Mucker bezeichnen wollte. Der ſolchergeſtalt Angegriffene hielt das verhängnißvolle Blatt, zwiſchen ausbrechendem Zorne und kleinmüthigem Schmerze ſchwankend und ohne auf das beſchwichtigende Zureden der Tochter zu hören, noch immer in ſeinen Händen, als eilfertig Herr Schrucke bei ihm eintrat. Diesmal war

das Lächeln aus ſeinem Geſichte verſchwunden und mit einem Ausdrucke hoher Entrüſtung rief er aus: „Sie ſind mit Ihrer Bittſchrift noch nicht wieder zu mir gekommen, Herr Ernſt; nun möchte ich Sie aber freundlich erſuchen, meine Unterſchrift ſogleich entgegennehmen zu wollen. Verſagen Sie mir das Vergnügen nicht, der Erſte zu ſein, der gegen ein Verfahren, wie es Ihnen gegenüber eingeſchlagen werden will, thatſächlichen Proteſt erhebt.“

Das war nun freilich ein erquickender Tropfen Balſam auf das verwundete Gemüth des Ladenherrn und in ſtummer Bewegung drückte er dem jüngern Manne die Hand, als wollte er ſagen, in ſchlimmer Stunde erſt zeigt ſich der wahre Freund. Auch die Tochter mußte mit einem Ausdrucke zweifelnder Verwunderung auf die feſten Züge blicken, mit denen der Notarius ſeinen Namen hinzeichnete. Aber gleichwohl vermochte Herr Ernſt heute die Stimmung nicht wieder zu gewinnen, die ihm zur Fortſetzung ſeines Geſchäftes nothwendig geweſen wäre, und nachdem er am Nachmittage unſchlüſſig einige Straßen auf- und abgegangen, ſetzte er ſich in eine Laube der vor der Stadt gelegenen Gartenwirthſchaft. Hier war er ungeſtört und brauchte Niemandem Rede zu ſtehen. Aber noch ſaß er nicht lange in ſeine Betrachtungen verloren, als auf dem Vorplatze Tritte laut wurden und Herr Ernſt durch die dichte Laubwand ſeinen Freund Schrucke erblickte, der ſich mit einem Mitgliede des Stadtrathes an einem ſchattigen Baumtiſchchen niederließ. Die beiden

Herren waren offenbar in beſter Laune und führten, da keine andern Gäſte in der Nähe waren, ihr Geſpräch auch gleich weiter. „Alſo weißt Du nun,“ ſagte Herr Schrucke, „welche Bewandtniß es mit meiner Unterſchrift hat — ich hätte ſie nicht leicht vortheilhafter anbringen können, denk' ich. Gleichwohl wirſt Du den Andern ſagen, wie es gekommen iſt; denn in dem Ding möcht' ich ſonſt freilich nicht ſein.“ Er lächelte und ſein Begleiter lachte. „Ja ja,“ rief dieſer, „Du weißt den günſtigen Augenblick ſtets am Schopfe zu faſſen, das muß man Dir laſſen; aber immerhin, Freundchen, wird Dir Dein künftiger Schwiegerpapa mit ſeinen Wunderlichkeiten noch manche Suppe unſchmackhaft machen, das wirſt Du mir glauben.“ „Ei, ei,“ entgegnete Herr Schrucke mit einer kurzen Handbewegung; „für ſeine ſonſtigen gewichtigen Eigenſchaften läßt ſich, ganz abgeſehen von den ſchönen Augen ſeines Töchterleins, mit ſeiner jetzigen Glockennarrheit auch noch dieſe und jene andere in Kauf nehmen. Wären wir nur erſt ſo weit!“ —

Der unwillkürliche Lauſcher in der Laube erhob ſich; aber die Kniee wankten unter ihm und er mußte in ſeiner Verborgenheit ausharren, bis die Beiden draußen davongegangen. Am liebſten hätte Herr Ernſt jetzt zugewartet, bis es dunkel geworden, damit er, von keinem Menſchen geſehen, nach Hauſe gelangen könnte; aber eine heimliche Angſt, als ob der heutige Tag mit ſeinen Tücken noch nicht zu Ende ſei, trieb ihn heimwärts, während er zwiſchen den Zähnen murmelte:

„Da hatte der Eduard doch recht, als er einmal behauptete, es seien in dem Namen des Schrucke zwei Buchstaben in verkehrte Ordnung gerathen — Schurke, Schurke!“

Dieser Laut schwebte noch auf seiner Zunge, als er zu Hause die Treppe hinaufstieg. Gewiß würde die Tochter über sein verstörtes und aufgeregtes Aussehen erschrocken sein, wenn sie sich die Zeit genommen hätte, ihn näher zu betrachten; aber schon unter der Thüre rief sie ihm jubelnd entgegen: „Wie gut, daß Du endlich kommst, Väterchen, ich wußte nur nicht, wohin ich nach Dir schicken sollte. Sieh' da, sieh' — vom Onkel.“

Auf dem Tische stand ein solid gearbeitetes Kistchen, das mit seinen vielen Stempeln und Postzeichen den weiten Weg bezeichnete, den es von den Gestaden des stillen Weltmeeres bis an die Ufer des gletscherfarbigen Schweizerflusses zurückgelegt hatte.

Zögernd und doch mit hastiger Hand öffnete Herr Ernst dasselbe und bald schimmerte den begierigen Blicken aus dunkelm Sammtgrunde heller Silberschein entgegen. Es war ein prächtiges silbernes Trinkhorn, mit Inschriften, Wappen und Figuren in erhabener Arbeit bedeckt. Darunter lag ein zusammengefaltetes Blatt, das Herr Ernst mit leiszitternden Fingern auseinanderschlug. „Nicht einmal von Dir, Du lieber, böser Bruder,“ stand darin geschrieben, „sondern aus öffentlichen Schweizerblättern habe ich seiner Zeit erfahren, daß Ihr in unserer guten Vaterstadt die nächsten Tage eines der schönen vaterländischen Feste feiert,

um die Euch, Ihr Glücklichen, die Ihr im Lande geblieben, die Welt beneidet. Ich habe deshalb mit einigen hier ansäſſigen Landsleuten mich zuſammengethan und ſo ſchicken wir zum Zeichen, daß wir im Geiſte mit Euch feiern, eine beſcheidene Feſtgabe, die Du in unſerm Namen gehörigen Ortes übergeben magſt. Wie gerne hätte ich ſie ſelbſt überbracht, wie gerne möchte ich einmal untertauchen in einen ſolchen Strom vaterländiſcher Begeiſterung und das alternde Herz verjüngen an neuer Heimatsliebe und neuer Heimatsluſt. Faſt wäre ich ſchon auf dem Sprunge dazu geweſen, und in nicht allzulanger Zeit geſchieht es doch einmal, wenn mich der Himmel geſund erhält. Für diesmal aber ernenn' ich Dich noch zu meinem Stellvertreter; feiere alſo mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe mit und freue Dich der ſchönen vaterländiſchen Tage, wie ich es thun würde ..."

Herr Ernſt ließ das Blatt auf den Tiſch fallen, an dem er ſelbſt, das Geſicht in die Hand geſtützt, eine gute Weile lautlos ſitzen blieb. Die Tochter, die wohl empfand, daß er in ſeinem Sinnen nicht geſtört werden dürfe, beobachtete ihn mit einer Art neugieriger Aengſtlichkeit, und doch vermochte ſie den Ausbruch innerer Freudigkeit kaum niederzuhalten. „So," ſagte er endlich ſich erhebend mit feſter Stimme: „nun weiß ich doch wieder, was ich zu thun habe — vor einer halben Stunde hätte ich's bald nicht mehr gewußt. Mein Bruder darf an ſeinem Stellvertreter nicht zu Schanden werden."

Mit diesen Worten nahm Herr Ernst Brief und Silberhorn zusammen und verließ das Zimmer, ohne die neugierig fragenden Blicke der Tochter zu beachten. Zu ihrer freudigen Ueberraschung sah sie ihn in das Meier'sche Nachbarhaus treten, das er erst nach einiger Zeit wieder verließ, um eilig die Stadt hinabzugehen. Es war schon Nacht geworden, als er wieder nach Hause kam. „Nun mag es gerade noch gehen," sagte er wohlgemuth, „aber die höchste Zeit war es. Morgen darfst Du Dich rechtzeitig aus den Federn machen, Mina; wir bekommen Arbeitsleute."

Und so geschah es. Schon mit Tagesanbruch erhob sich vor dem grauen Hause am Stadtthor ein Hämmern und Klopfen, als ob die alten Mauern aus ihren Grundvesten gepocht werden sollten, und bald begann eines der leichten Gerüste in die Höhe zu steigen, die in der letzten Zeit Herrn Ernst so manchen Verdruß verursacht hatten, während er nun hier, die Werkleute ermunternd, geschäftig hin und her ging und wo es Noth that, selbst Hand anlegte. Vorübergehende, die verwundert stehen bleiben wollten, wußte er mit ihrer Neugierde gut gelaunt weiterzuschicken. „Ja," sagte er mit geheimnißvollem Nicken, „da hat sich ein lieber, guter Herr meines alten Hauses angenommen, sonst hätte es noch lange auf einen neuen Rock warten können." Dem Herrn Schrucke aber, der ebenfalls bald des Weges kam, gab er einen andern Bescheid. „Es ist schon so, Herr Notar," raunte er ihm in's Ohr, „und Sie können es Ihrem

Freunde, dem Stadtrath, wohl klagen, Sie werden von dem wunderlichen alten Manne neben seiner Glockennarrheit noch manche andere, jetzt beispielsweise die Baunarrheit in den Kauf nehmen müssen, bis wir — ja bis wir einmal so weit sind." Herr Schrucke wurde roth im Gesichte und sein Lächeln erstarrte um den Mund; aber Herr Ernst ließ ihn stehen und wandte sich geschäftig wieder seinen Arbeitern zu.

So ging es Tag um Tag, bis das große Haus am Stadtthore, in seiner Verjüngung nun wirklich weitaus das stattlichste der ganzen Nachbarschaft, hell und freundlich die Straße hinabschaute. Am Vorabend des Festes, da mit hoch erhobenen Fahnen die ersten Sängerschaaren heranzogen, sah dasselbe aus, als ob in ihm zwischen wehenden Flaggen und blühenden Guirlanden die Festkönigin selbst ihre Residenz aufgeschlagen habe. Der ansehnliche Sängertrupp, den sich Herr Ernst zu Gast auserbeten, begrüßte sein geschmücktes Quartierhaus schon von Weitem mit fröhlichem Jubelruf.

Am frühen Morgen, als donnernde Kanonenschläge den eigentlichen Festbeginn ankündigten, stand Christoph Ernst bereits vom Kopfe bis zu Füßen gerüstet in seinem Zimmer, eine lichte Granatblüthe im Knopfloche; und dennoch schien auf seinem Gesichte etwas Dunkles und Schmerzliches zu liegen. Er hatte gestern wohl gehört, wie klagend das Thurmglöcklein in dem lustig aufrauschenden Straßengetöse erstarb, um wahrscheinlich nie mehr zu erwachen, und dieser Klageton war Herrn Ernst die ganze Nacht nicht aus dem Ohr gewichen;

drum richtete er sich jetzt wie gewaltsam empor und sagte laut vor sich hin: „Nicht vergessen — heute und morgen bist Du noch ein Anderer; dann erst kommst Du selbst wieder an die Reihe.“

Herr Ernst hatte indessen nicht nöthig, sich seine Doppelgängerrolle noch öfters zu vergegenwärtigen. Schon als er sich am Arme seines wiederversöhnten Freundes Meier dem gemeinsamen Zuge nach dem außerhalb der Stadt auf heiterm Wiesengrunde gelegenen Festplatze anschloß, fühlte er aus dem geheimnißvollen Rauschen des voranwallenden Fahnenwaldes das sieghafte Herannahen des Festgeistes. Wie dann aber die Woge des Gesanges aus dem mächtigen Gesammtchore sich erhob und immer gewaltiger anschwoll, jedes eigene Sinnen und Empfinden mit sich fortreißend und überfluthend, da betrat auch sein Fuß jene lichten Höhen, auf denen nur Begeisterung, Schönheit und Freude wohnen, während die Mühen und Nöthen des Alltaglebens als wesenlose Schatten in die Tiefe zurücksanken. Bald goldnen Gesängen, bald manchem begeisterten Worte von der Rednerbühne lauschend, schwamm er heiter mit in der bewegten Menschenfluth, und am Abend saß er mit dem Freunde und der schönen Tochter unter den Fröhlichen der Fröhlichsten einer an den hallenden Tischen der Festhütte, bis die Mitternacht zur endlichen Heimkehr mahnte. Erst als er sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, fiel ihm mit einem eigenthümlichen Wehgefühl ein, daß die arme Abendglocke ihren Ruf nicht in die allgemeine Festfreude habe mischen

dürfen. Solchen Gedanken ließ jedoch auch der zweite Festtag anfänglich noch keinen Raum. Meier kündigte dem Freund frohbewegt an, daß Eduard, unter dessen Führung der städtische Gesangverein selbst reichliche Lorbeeren geerntet, einem ehrenvollen Ruf nach einer der großen Landesstädte zur Leitung der dortigen Gesangeskräfte erhalten habe, und gewiß war es nicht nur aufrichtige Freundestheilname, die Christoph Ernst bei dieser Nachricht empfand, es regte sich in ihm zugleich das kräftigere Gefühl eines berechtigten Heimatstolzes. „Siehst Du," rief er freudig, „Bethlehem ist nicht die geringste unter den Städten Judäa's." Aber dieses Gefühl sollte noch in besonderer Weise erhöht und zugleich gedemüthigt werden, als Christoph Ernst mitten im Festgewoge auf die Rednerbühne gerufen wurde, um dort von dem Festpräsidenten mit Händedruck und Umarmung den Dank aller Sänger für den heimatliebenden Bruder im fernen Westen entgegenzunehmen. „Nun es ist genug," sagte er, feuchten Blickes unter dem Zurufe der Menge wieder zu dem Freunde und der Tochter zurückkehrend; „nun ist es genug — ich habe meinen Lohn und meine Strafe dahin."

Fortan war er stiller, und wie halb träumend sah er die fremden Sängerschaaren sich allmälig zur Heimkehr rüsten und eine nach der andern unter Fahnenschwenken und Glückruf auf fröhliches Wiedersehen von dannen ziehen. Dafür strömte jetzt die ganze Stadt, Alt und Jung, auf den Festplatz heraus. Wer durch irgend eine Nöthigung abgehalten worden, voll und

ganz an dem Fest Theil zu nehmen, wollte nun wenigstens den Ausklang desselben noch genießen und sich der gehobenen Stimmung seiner Bekannten, die mitgefeiert, rasch theilhaftig machen. „Jetzt kannst Du wieder Du werden," sagte Herr Christoph Ernst leise vor sich hin, als er die Festhütte ringsum nur noch von bekannten Gesichtern angefüllt sah, und fügte dann, die Uhr hervorziehend, zu der Tochter und dem Freunde gewendet hinzu: „In einer halben Stunde wäre es Abendglockenzeit." Sein Gesicht verdunkelte sich und es war ihm auch, als ob er widerstrebend aus einem heitern Traume erwachen müsse. Aber da, im nämlichen Augenblicke ertönte unvermuthet nochmals das Hornsignal, das allgemeine Stille gebot, und auf der Tribüne erschien Eduard Meier, von dreien seiner Gesangsgenossen begleitet. „Zu dieser Stunde," begann er mit klarer Stimme, „ziehen auf allen Straßen Tausende fröhlicher Boten in das Land hinaus, um an ihren Heimstätten zu verkünden, was sie bei uns erlebt, und den Ihrigen einen Strahl des Glanzes heimzubringen, der über unserm schönen Feste geleuchtet. Aber auch uns, meine Freunde und Mitbürger, liegt es nun ob, den besten Theil dieses Glanzes zu bewahren, um mit seiner Hülfe auf Jahre hinaus gleichsam das Licht der häuslichen Lampe zu erhöhen, die uns nach des Tages Arbeit zum traulichen Familienkreise versammelt. Denn der Festtag hat seinen wahren Zweck erst erfüllt, wenn er in die kommenden Arbeitstage einen bleibenden Schimmer, ein erwärmendes Licht zu werfen vermag.

Damit dies jedoch mit gutem Erfolge geschehe, müssen wir diesen Arbeitstag wieder vorfinden, wie wir ihn vor dem Festtage verlassen haben; Sinn und Gemüth, die im Festrausche über das Alltägliche hinweggehoben waren, müssen wieder an das Altgewohnte, und schien es noch so gering, ohne Störung anknüpfen können. Denn wie der Mensch nur durch die unscheinbare alltägliche Arbeit seinen Wohlstand gewinnt, den er dann wohl zum Schmucke und zur Veredlung seines Daseins verwenden soll, so erwirbt er sich auch nur am Gewohnten und Alltäglichen seine ächten und bleibenden Gemüthsschätze, und in diesem Sinne ist es, daß meine Freunde und ich uns erlauben, Euch hier noch ein bescheidenes Lied vorzutragen.

Aller Augen waren erwartungsvoll nach der Tribüne gerichtet, erwartungsvoller jedoch keine, als diejenigen der Tochter des Ladenherrn am Oberthore. Droben aber erhoben auf ein Zeichen Eduard's sich vier Männerstimmen so rein und klangvoll, als nur je während des ganzen Festes welche erklungen waren.

Schon ist der Abendstern erwacht,
Er zieht empor mit leisen Tritten,
Und langsam kommt die dunkle Nacht
Ihm stumm und leise nachgeschritten.
Da horch, ein Ruf so mild und traut,
Glockenlaut — Glockenlaut.

Das Kind vom Spiele schaut empor,
Ihm ist's, als ob vom Muttermunde
Die Mahnung rührte an sein Ohr:
Komm' heim, nun ist es Schlafensstunde.

So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde sinkt die Hand,
Sie faltet leise sich zum Beten;
Der fromme Sinn schaut in das Land,
Wohin nur sel'ge Geister treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun sei es still zur Ruh gelegt —
Bald steigt empor ein neuer Morgen.
So ruft und tröstet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Wer deinen Ruf nicht mehr versteht,
Er mag sein Haupt in Trauer neigen;
Des Lebens Duft ist ihm verweht,
Sein Herz schon längst dem Tode eigen.
Drum kehr' uns wieder mild und traut,
Glockenlaut — Glockenlaut.

Der Gesang, der in seiner ganzen Tonführung selbst einem schwebenden Glockengeläute glich, war schon lange verhallt und noch saß die Menge lautlos, als wage kein Einzelner die Stille zu stören; aber mit einem Male brach es tausendstimmig von allen Seiten hervor: „Die Abendglocke — unsere Abendglocke!" Wie eine vom plötzlichen Windstoße erregte Fluth fing es an, durch die Festhalle zu wogen. Auch an dem Tische unmittelbar unter der Tribüne, wo mit den Festlenkern die Herren vom Stadtrathe beisammen saßen, machte

ſich eine lebhafte Bewegung bemerkbar, bis von demſelben ein Mann ſich raſch nach der Stadt hin entfernte und eine dröhnende Stimme rief, man möge ſich einſtweilen nur zufrieden geben. Aber noch war die Ruhe nicht völlig wiedergekehrt, als vom Thurme mit feierlich anſchwellenden Schwingungen das Abendglöcklein durch die Dämmerung herauserklang. Doch war das auch das nämliche Geläute, das ſo oft ungehört am Ohre vorübergegangen, und jetzt wie ein geheimnißvoller Zauberruf in jedem Herzen ſein Echo fand? —

Während all' dieſer Vorgänge war Herr Chriſtoph Ernſt unbeweglich und lautlos dageſeſſen, als wiſſe er nicht, was geſchehen ſolle; aber jetzt, nachdem der letzte Glockenſchlag verklungen, ſtreckte er zitternd ſeine Hand nach dem Oberlehrer aus und rief mit halb erſtickter Stimme: „Laß Deinen Jungen, laß Deinen Eduard herkommen, Herzensfreund.“ — „Da bin ich auch ſchon, Herr Nachbar,“ ſagte Eduard, ſich lächelnd über den Tiſch herüberbeugend, „und es freut mich herzlich, Euch Alle ſo vergnügt beiſammen zu finden.“

„Ich habe Dir noch nicht gratulirt zu Deiner Anſtellung,“ entgegnete Herr Ernſt hörbar aufathmend und dem jungen Manne die Hand reichend; „aber vorher möchte ich noch ein Verſprechen von Dir. Bevor Du ſie annimmſt, ſollteſt Du meiner Mina noch das ſchöne Lied einüben helfen, das Du vorhin geſungen haſt. Ich glaube, ſie hat das Klavier ſchon lange nicht mehr angerührt.“

„Recht gerne verſprech ich Euch das, Herr Nach-

bar," rief Eduard, deſſen aufleuchtende Blicke mit den nicht minder erglänzenden des Mädchens zuſammentrafen; „wenn nur erſt Mina meine Schülerin werden will."

„Schalksjunge," nickte Herr Ernſt, während er mit der Hand über die Augen fuhr; „da ſetze Dich her und frage ſie ſelbſt um ihren Willen." —

Eduard ließ ſich dieſe Einladung nicht wiederholen. Und wiederum ging es auf Mitternacht, als die Vier dem Oberthore zuwanderten, voran in weinſeliger Laune etwas laut und nicht ganz ſichern Fußes die beiden Alten, hintendrein leiſer das Pärchen, das ſich gleichwohl ſo viel zu ſagen wußte, als ob es Jahre lang durch Berg und Thal getrennt geweſen wäre.

Die ehrenvolle Berufung nach der großen Stadt hat Eduard einige Tage ſpäter dankbar abgelehnt; aber dafür ſchon auf den Herbſt ſeinen Muſenſitz in dem großen Hauſe des Ladenherrn aufgeſchlagen und dort noch manches ſchöne Lied gedichtet und componirt, doch keines mehr, das ihm ein ſo köſtliches Honorar eingetragen, wie das beſcheidene Abendglockenlied.

Im Lande der Freiheit.

An ſtillen Ufern.

Auf ihrer ſchönen Wanderung von den Alpen zum Rheine zieht die Aare irgendwo eine geraume Weile zwiſchen zwei bewaldeten Uferhalden hindurch, die ſich von hüben und drüben gleichmäßig nach der Tiefe niederſenken. Sie ſind weder ſehr ſteil noch hoch, dieſe Halden; aber doch hoch genug, daß an ihrem Fuße das Auge nichts erblickt, als den in weitem Bogen heranziehenden und abwärts wieder verſchwindenden Strom, und oben ein breites Band des Himmels, das von den tannenbewachſenen Höhenſäumen der Halden abgegrenzt wird. Es iſt ein wunderſam ſtilles Gelände da drunten, und die Gebüſche am Ufer beſchauen ſich ebenſo ungeſtört in dem blaugrünen Spiegel der Waſſer, als dieſe ihren duftigen Abglanz bei der auf- und niedergehenden Sonne hoch in das Gezweige hinaufwerfen.

Nur an zwei Stellen haben die Menſchen verſucht mit ihren lauten Werken in dieſe ſtille Wald- und Waſſereinſamkeit einzubrechen. Ungefähr in der Längenmitte der Halden iſt der Wald in gerader Linie über den Fluß auf beiden Seiten gelichtet, um ein paar

Aeckern und kleinen, zwiſchen das dunkle Tann ſich hinanwindenden Wieſenſtreifen Raum zu geben. Auf der Lichtung der linken Flußſeite ſteht auch ein Häuschen mit tief herabhängendem Strohdache, und vor kaum zwanzig Jahren noch ſtand auf dem andern Ufer eine ähnliche Wohnung.

In frühern Zeiten nämlich ging hier eine Fähre über den Fluß, welche den faſt einzigen Verbindungsweg zwiſchen den rückwärts über den Uferhalden liegenden Dörfern bildete. Die Wohnung des Fährmannes ſtand auf der rechten Uferſeite, und in dem Häuschen, das ſich bis heute erhalten, wurde eine kleine Wirthſchaft betrieben, die ſich von dem Fährverkehre nährte. Aber neue Straßenanlagen lenkten dieſen ohnehin nie ſtarken Verkehr nach einer andern Richtung, und Fähre und Wirthſchaft mußten aus Mangel an Beſuch eingehen.

So lange die beiden beſtanden, waren die einſamen Flußanwohner in tägliche Berührung gekommen; aber gleichwohl war der Verkehr nie ein ſo zutraulicher geweſen, wie man es von der Abgeſchiedenheit der Lage dieſer Leute, die doch den Einen auf Theilnahme, Rath und Beiſtand des Andern anwies, hätte erwarten ſollen. Ströme und Flüſſe zeigen dem Menſchen eine ſeltſame Doppelnatur; denn dienen ſie mit ihren bequemen Waſſerſtraßen weit auseinander liegenden Gegenden und Völkern als freundliches Verbindungsmittel, ſo erſcheinen ſie dagegen nicht ſelten für das Nächſte und ſonſt Zuſammengehörige als feindſelige Trennungs-

schranke. Und so war es auch hier der Fall. Die Aare bildete an dieser Stelle nicht nur die Grenzmarke zweier Kantone, sondern sie war dadurch wohl auch zur Mitursache geworden, daß hüben und drüben zweierlei Glaubensbekenntnisse zur Geltung gekommen waren. Zwar hatten sich die einsamen Flußnachbarn längst daran gewöhnt, daß der eine sein Vaterunser und der andere sein Unservater betete; aber etwas blieb in den Gemüthern immer haften von diesem Unterschiede, und wie ihre äußerlichen Wege zur Kirche und zum Gemeindehause in entgegengesetzter Richtung aus einander gingen, so mußten auch manche ihrer innern Wege aus einander gehen und dadurch das Gefühl treuer und gegenseitig bedürftiger Nachbarschaft beeinträchtiget werden. So kam es, daß beim Eingehen der öffentlichen Fähre von keiner Seite daran gedacht wurde, auch nur einen gemeinschaftlichen Kahn zu erstellen, um in Nothfällen einander nachbarlich beispringen zu können. Von dem bisherigen Verkehrsmittel blieb den beiden Häuslern nichts übrig, als eine Namensgemeinschaft; denn nach wie vor hießen die Einen schlechtweg „des Fährmanns", die Andern „des Fährewirths". Die Namensvettern sahen jeden Morgen über den Fluß hinweg, wie sich hier oder dort die Hausthüre aufthat, sie sahen den ganzen Tag über wer aus- und einging und was hantirt wurde, und zogen die Wasser leise dahin, so hörten sie Nachts, wie hüben und drüben die Hausthüre wieder geschlossen wurde. Doch lange Monate konnten vergehen, ohne daß sie einmal per-

ſönlich einander begegneten, und auch dann war es nur der Zufall, der ſie zuſammenbrachte; denn die nächſte Brücke, die über den Fluß führte, lag droben beim Städtchen, mehr als eine Stunde entfernt.

Aber das Eingehen des frühern Gewerbes hatte ſowohl für des Fährmanns wie für des Fährewirths außer dieſer gegenſeitigen gänzlichen Entfremdung noch eine andere Folge: Verdienſtloſigkeit und damit ſchnell wachſende Verarmung. Der kleine, vor Zeiten dem Haldenwalde abgerungene Grundbeſitz reichte lange nicht aus zur Ernährung einer Familie und an eine Erweiterung desſelben war nicht zu denken, ſelbſt wenn noch Mittel dazu vorhanden geweſen wären; denn hier wie dort war der Wald Gemeindegut, von dem nichts veräußert werden durfte, namentlich nicht an Leute, die doch aller Wahrſcheinlichkeit nach ewige Schuldner geblieben wären. Der Fährewirth ſtand zwar anfänglich noch um etwas beſſer als ſein jenſeitiger Nachbar, der Fährhans, wie der frühere Fährmann hieß; aber auch er mußte nach Jahr und Tag die Kuh aus dem Stalle verkaufen, und fortan blieben zwei Ziegen die einzigen Milchſpenderinnen für die Familie, wie es drüben längſt ſchon der Fall geweſen.

Als deshalb Hansli, der etwa vierzehnjährige älteſte Sprößling des Fährmanns, an einem der nächſten Morgen, wie gewohnt, ſeine Ziegen auf die Weide treiben wollte, mußte er verwundert ſtehen bleiben, obwohl er anfänglich eifrig einer Waldecke zugeſteuert, wo er geſtern Abend ein Eichhörnchenneſt entdeckt hatte.

Eichhörnchen und Vögel, die ſonſt eine reizende Beſchäftigung abgaben bei der Hut der klugen Hausthiere, die ihre beſten Wege von ſelbſt fanden, waren über einem ganz neuen Anblick vergeſſen; denn ja, wahrhaftig — auch drüben über'm Fluſſe zogen jetzt zwei Ziegen von dem Häuschen weg, und hinterdrein ging als Hüterin ein Mädchen, das noch um einige Jahre jünger ſein mochte als Hansli. Offenbar flößten dem Kinde die ungeberdigen Sprünge ſeiner neuen gehörnten Untergebenen mehr Beſorgniß als Vergnügen ein; es ſprang wie abwehrend bald da bald dorthin, ohne mit ſeinem Bemühen zu einem Ziele kommen zu können; denn je mehr es abwehrte und zur Ordnung mahnte, um ſo eigenſinniger ſtellten ſich die Thiere an und bald ſchienen ſie nicht übel Luſt zu haben, ihren Muthwillen gegen die rathloſe Führerin ſelbſt zu kehren. Eine Weile ſah Hansli dem Spiele ſchweigend zu, bis das Mädchen von einer der Ziegen richtig unverſehens zu Boden geputſcht war. „Wart Du Hexe, wenn ich drüben wäre," murmelte der Knabe halb zornig, halb mitleidig; Dir wollt ich Deine Späſſe ſchön vertreiben." Dann aber ſprang er an's Ufer hinab, legte ſeine beiden Hände trichterförmig um den Mund und rief über den Fluß hinüber: „Agethli, ſind das eure Geißen?" — „Ja freilich ſind es unſere", kam es halb weinerlich und kaum vernehmbar zurück; „aber wenn ich aufſtehe, putſchen ſie mich noch einmal nieder." Hansli ſchüttelte ſeinen braunen Krauskopf mit einem Lächeln, das offenbar die Ueberlegenheit des Beſſer-

wissens andeutete. „Bleib' Du nur ganz ruhig am Boden sitzen und laß sie laufen," rief er; „wenn sie genug geweidet haben, werden sie schon zahm werden." — Agethli, des Fährewirths gelbhaariges Töchterlein, befolgte diesen erfahrenen Rath, und richtig, die beiden Fotzelthiere, die bisher noch eine sehr verdächtige Haltung gegen ihre überwundene Führerin eingenommen, begannen bald gemächlich die Halde hinanzusteigen und das dürftige Gras abzuätzen. „Mußt Du nun auch alle Tage hüten, wie ich?" rief Hansli nochmals hinüber. — „Ja, alle Tage, hat der Vater gesagt," lautete die Antwort; „wir haben die Kuh weggegeben."

Der Knabe ging mit einer angenehmen Empfindung des Wohlbehagens zu seinen eigenen Schutzbefohlenen zurück, indem er dachte, es sei recht hübsch, daß das Agethli jetzt auch alle Tage da drüben hüten müsse; doch diesem Gedanken folgte sofort der andere: „Aber viel schöner wär's, wenn wir zusammen zur Weide treiben könnten. Ach, wenn wir die Fähre noch hätten!" — Mit dieser wehmüthig freundlichen Vorstellung beschäftigt, setzte er sich an den sonnigen Rain und schaute nach dem Mädchen hinüber, das noch immer unbeweglich an der Stelle saß, die ihm wider seinen Willen angewiesen worden war. Ehemals, zur Fährezeit, waren die beiden Kinder viel beisammen gewesen. Hansli war mit dem Vater hinübergefahren oder Agethli war herübergekommen und dann hatten sich die kleinen Leutchen so vergnüglich herumgetrieben, daß die Heimkehr ihrem Spiele immer viel zu früh ein Ende machte.

In ihrer Abgeschiedenheit hatten die Beiden ein freundliches verträgliches Wesen angenommen, und Hansli ärgerte sich jetzt in der Erinnerung dieser vergangenen Tage, daß er doch manchmal recht wild und unartig gegen die stets nachgiebige kleine Gesellschafterin gewesen sei. Es kam ihm sogar vor, als hätte er Manches gut zu machen gegen sie. Aber diese gutherzige Reue kam nun freilich zu spät, wie es im Leben nur zu oft geschieht; denn seit die Fähre eingegangen, waren die einstigen Spielgenossen nie mehr zusammen gekommen, und ihr ganzer Verkehr war darauf beschränkt, daß sie sich etwa ein freundliches Wort zuriefen, wenn sie beide zufällig an den Ufern standen.

Von diesen Erinnerungen ging Hansli, der für sein Alter ein gar verständiger Knabe war, zu einer Betrachtung über, die seine aufrichtige Betrübniß erregte. Sein gutes Herz hatte noch nie etwas von Neid gekannt, der sich sonst oft nur zu früh in junge Seelen einzuschleichen weiß; drum hatte er immer eine Art Vergnügen darin gefunden, daß Agethli's Eltern noch eine Kuh im Stalle hatten. Er erinnerte sich, wie traurig die Mutter gewesen, als die eigene Kuh, die alte Braune, fortgeführt worden war, und er wußte auch recht gut, daß seit der Zeit vieles Andre schlimmer geworden war im Hause. Diese Erfahrung sagte ihm sogleich, daß auch Agethli's Vater den großen Rothfleck nicht aus freien Stücken hergegeben, und daß der Vorgang auch dort seinen Kummer werde zurückgelassen haben. Dieser Gedanke bemühte ihn so sehr, daß er

schon aufstand, um an's Ufer hinabzugehen und das Mädchen darüber zu befragen. „Aber nein," dachte er, indem er sich wieder niedersetzte; „was nützt es, und am Ende kommt doch Agethli jetzt auch alle Tage zur Weide." —

So saßen die zwei Leutchen, jedes in seine Gedanken und Träumereien verloren, nach einander hinüberschauend, bis von den Dörfern her die Mittagsglocken laut wurden. Bei den ersten Klängen derselben kamen Hansli's gut gewöhnte Ziegen die Halden herabgesprungen und schienen ihn mit klugen Augen verwundert anzuschauen, daß er nicht mit der gewohnten Eilfertigkeit seine Anstalten zur Heimkehr traf. Aber ohne auf diese Verwunderung zu achten, ging der kleine Hirt zuerst wieder nach dem Fluß hinab und rief hinüber: „Jetzt lock' Du Deinen Geißen nur, Agethli, und geh' langsam dem Hause zu; wenn sie sehen, daß die meinigen heimgehen, werden sie Dir schon nachkommen." — Der Rath wurde stillschweigend befolgt, und die Fotzeln kamen dem Mädchen richtig ganz gemüthlich nachgetrottelt und ließen sich ohne das geringste Widerstreben in den Stall führen.

Am Spätnachmittage zogen Hirten und Heerden wieder zu gleicher Zeit an die Halden hinaus, so daß man fast hätte glauben sollen, es müßte das Eine auf das Andere gewartet haben. Und wiederum saßen sie wie am Vormittage über den in der sinkenden Sonne schimmernden Fluß nach einander hinschauend, bis die abendlichen Schatten sich dunkler und dunkler in das

ſtille Thal herabſenkten. Schon guckten ein paar neugierige Sternchen zwiſchen die Halden hinab, als durch das leiſe Gerede der Waſſer von hüben und drüben ein „gute Nacht, Agethli“ und „ſchlaf wohl, Hansli“ ertönte. —

Und wie dieſer erſte gemeinſchaftliche und doch unüberſteiglich getrennte Hirtentag begonnen, ſo folgten ſich die andern in gleicher Weiſe, wie eine Welle im Fluſſe der andern folgte. Die Neſter der Vögel und Eichhörnchen hatten fortan gute Ruhe vor Hansli, der ihnen zwar nie ein feindſeliger, aber doch neugieriger Störefried geweſen; denn jetzt ſaß er lieber drunten am Ufer und ſchaute zu Agethli hinüber, das eben ſo ſtill herüberblickte. In das hemmende Getöne der wandernden Waſſer hinein führte jedes der getrennten Kleinen ein leiſes Zwiegeſpräch mit dem andern, als ob ſie Hand in Hand beiſammen ſäßen, und jedes lächelte vergnügt vor ſich hin, wenn es ſelbſt ſein Gegenüber etwas Freundliches ſagen ließ. Doch bald ſollte auch die Wolke nicht fehlen, die in dieſen einſamen Kinderfrieden ihren dunkeln Schatten zu werfen drohte.

Eines Nachmittags war Hansli längſt auf dem Platze, ohne daß ſeine Nachbarin erſcheinen wollte. Schon fing er an unruhig und beſorgt zu werden, als die Fotzeln von des Fährewirths Häuschen wild hervorſprangen und hinter ihnen drein ein Burſche, etwas größer als Hansli ſelbſt, der die Thiere mit einer Geiſel antrieb. Sogleich kam auch Agethli zum Vor-

ſchein, ohne aber dem Hetzen und Jagen ſeines Begleiters Einhalt zu thun, bis dieſer ſelbſt müde wurde und die verſcheuchten Ziegen ſich an ſteilere Stellen der Halde hinaufgeflüchtet hatten. „Der ſollte mir kommen", murmelte Hansli, indem er mit der Fauſt wie zu einem Schlage ausholend durch die Luft fuhr; „den wollt ich lehren, die armen Thiere ſo zu plagen!" — Aber Aerger und Zorn hatten damit erſt angefangen. Kaum war der Junge mit den Geißen fertig, als er ſeine Neckerei gegen Agethli begann und dieſes ließ ſich dieſelbe eben ſo bequem gefallen, wie es die wüſte Plagerei der Thiere geduldet hatte. Es ſprang vor den angedrohten oder wirklichen Geiſelhieben des Burſchen gleich einem behenden Hündchen hin und her und ſchien auch nicht die geringſte Miene zum Widerſtande zu machen. Hansli wurde bleich vor Ingrimm und ſprang an das Ufer hinab. „Wart Du Hallunke", ſchrie er hinüber, ohne an die unüberwindliche Trennungsſchranke zu denken, „wenn Du nicht aufhörſt das Agethli zu plagen, ſchlag ich Dir ein Loch in den Kopf!" Einen Augenblick hielt der Quälgeiſt wirklich inne und ſtarrte verwundert nach ſeinem unerwarteten Bedroher herüber; dann aber rief er Agethli zu: „Wer iſt der?" und als er eine Antwort erhalten, die Hansli aus der Entfernung nicht verſtehen konnte, höhnte er verächtlich: „Fötzelbub, Fötzelbub!" über den Fluß, um dann ſein übermüthiges Spiel ſofort von Neuem zu beginnen. Hansli zitterte am ganzen Leibe, und es war ihm als zög' es ihn an allen Haaren ſich in's

Waſſer zu ſtürzen und hinüber zu bringen. Aber zugleich war er wie feſt gebannt und nicht im Stande, ſich von der Stelle zu rühren, bis die Sache drüben eine andere Wendung nahm. Der Burſche ſchien ſeine böſe Luſt endlich gebüßt zu haben; er warf die Geiſel weg und ſetzte ſich unter die breitäſtige Hagenbuche, unter der Agethli ſich an den ſtillen Weidetagen ſeinen Sitz auserkoren hatte. Hansli wurde es trüb und ſchattenhaft vor den Augen, als ſich dieſes bald ebenfalls zu ſeinem bisherigen Quäler ſetzte und die Beiden nun offenbar in aller Freundlichkeit mit einander zu plaudern anfingen. Jetzt drehte Hansli ſich um und ging langſam dem nächſten Waldſaume zu, wo er ſich im dichteſten Gebüſche verborgen auf den Boden warf. Aber es war ihm, als ob das weiche Moos, auf dem er lag, ſich mit einem Male in tauſend Dornſpitzen verwandelt hätte, und mit einem mächtigen Satze ſprang er auf eine große Tanne zu, an der er flink wie ein Eichhörnchen emporkletterte. Er ſtieg bis in den höchſten Wipfel hinauf, warf noch einen Blick nach der Hagenbuche hinüber und fing darauf an, ſich wild hin und her zu ſchaukeln. Doch auch dieſer gefährliche Zeitvertreib vermochte den ſchmerzlichen Aufruhr ſeines jungen Herzens nicht zu ſtillen, obwohl ſeine zornige Bitterkeit allmälig in eine Wehmuth überging, wie er ſie im ganzen Leben noch nie empfunden hatte. Es war ihm, als ob er ganz allein auf der weiten, weiten Welt daſtehe und keinem Menſchen mehr angehöre.

Langsam kletterte er wieder aus seiner lustigen Schaukel herab und trieb die störrigen Ziegen diesmal schon heimwärts, als die niedergehende Sonne den Fluß noch mit breiten Streifen goldfunkelnder Lichter übergoß und drüben noch an hoher Halde zwei helle Heerdenglöcklein erklangen. —

Am folgenden Morgen dagegen trieb Hansli um so früher aus. Noch lag der Reif des beginnenden Spätherbstes silberglänzend auf dem Grase, als er schon an seiner Waldecke anlangte und sich trotz des kaltfeuchten Gezweiges in's Gebüsch verkroch. Von seinem verborgenen Standorte aus sah er, wie Agethli eine geraume Weile später ebenfalls anlangte, wie es unruhig herüberspähte, bald sich niedersetzte, bald wieder aufstand und hart am Ufer langsam auf- und niederging. „Jetzt möcht' es mich doch gerne sehen", sagte Hansli mit einer Empfindung warm aufquellender Freudigkeit leise vor sich hin, „und am Ende ist's auch nicht recht, daß ich mich so verborgen halte. Aber nein," regte sich sofort eine andere Stimme in ihm, „diesen Vormittag wenigstens soll es mich nicht zu Gesicht bekommen. Es wird, denk' ich, wohl merken warum." Und dieser eifersüchtige Trotz behielt wirklich die Oberhand über die versöhnlichere Stimmung, die sich noch ein paar Mal regen wollte. Hansli trat nicht einmal aus seinem Verstecke hervor, als seine Ziegen mit den lautwerdenden Mittagsglocken die Halde herabgerannt kamen und ihn mit ängstlichem Meckern zu rufen schienen. Er harrte hartherzig aus, bis das

langsam heimtreibende und noch oft um sich schauende Agethli unter seinem väterlichen Dache verschwunden war.

Am Nachmittage jedoch würde dem rachesüchtigen Bürschchen alle Vorsicht wenig genützt haben, selbst wenn er sie noch anzuwenden Willens gewesen wäre; denn kaum daß er vor die Thüre trat, sprangen auch drüben schon die Ziegen hinter des Fährwirths Häuschen hervor und nebenher flinken Schrittes ihre Hüterin. Sobald diese an der gewohnten Stelle angelangt war, lief sie an das Ufer herab und winkte ihrem Gegenüber mit einem Tüchlein, ein Gleiches zu thun. Dieser Einladung konnte Hansli nun freilich nicht widerstehen, obwohl er ihr nur langsam Folge gab.

„Wo bist Du am Vormittag gewesen?" rief Agethli's feine Stimme herüber.

„Oh, nur droben im Wald", gab Hansli, der sich bemühte, seiner Stimme noch einen halb trotzigen Ton zu geben, zur Antwort.

„Bist Du mir denn böse?" kam nach einigem Besinnen eine weitere Frage.

Hansli schwieg ebenfalls eine kleine Weile, dann rief er statt zu antworten: „Aber wer war der wüste Kerl, der gestern den ganzen Nachmittag bei Dir gewesen ist?" —

Agethli blickte lange rings umher, als ob es selbst in dieser Einsamkeit einen verborgenen Horcher befürchte. „Ich kann Dir's nicht recht hinüberrufen", ließ es sich dann vernehmen; „aber gehst Du morgen auch zur Kirchweih in die Stadt hinauf?"

„Ja, ich geh',“ antwortete Hansli; „Du auch?“

„Ja,“ tönte es zurück.

Obwohl das Zwiegespräch über den summenden Fluß hinüber mühsam war, hätte Hansli dasselbe doch noch gerne fortgesetzt; aber Agethli trat mit dem Köpfchen nickend und wieder mit seinem Tüchlein winkend vom Ufer zurück, um nach der Hagenbuche hinanzusteigen. Hansli blieb nichts übrig, als sich ebenfalls nach seiner Waldecke zurückzuwenden, wobei er indessen halb zornig murmelte: „Wenn ich ihn schon nicht kenne, er ist dennoch ein böser Bube.“ — Diesmal lagen die Schatten der sinkenden Nacht schon wieder auf dem Flusse, als das „Gute Nacht, Agethli“ über denselben hin erklang.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der mit aller Schönheit des Herbstes ausgeschmückt, über das Land heraufzog. Von einem klaren Sonnenscheine übergossen prangten die Laubwälder in ihren herbstlichen Gold- und Purpurgewändern, als ob sie sich vor ihrem Scheiden noch einmal im schönsten Schmucke zeigen wollten, und leise Lüfte spielten mit den glänzenden Blättern, ohne Zweig und Krone in Bewegung zu setzen. Von der milden Wehmuth aber, die solche Tage in die stiller werdende Seele hineinzuwehen pflegen, schienen heute die fröhlichen Menschenschaaren nichts zu empfinden, die von allen Seiten her nach dem alten Aarestädtchen hinwanderten. Die Kirchweih, die dort gefeiert wurde, war für die weite Umgegend von jeher ein Jahresfest gewesen, an dem auch der Arme sein

bescheiden Theil von den Vergnügungen dieser Welt holen konnte, und drum befand sich unter den muntern Wandrern auch der Fährhans mit Weib und Kind. Hansli, der einen blanken Schatz von drei Batzen, die er sich im Laufe des Jahres erworben, in der Tasche seines Sonntagswammses bei sich trug, ging langsam und still neben den zwei kleineren Schwesterchen einher, die nicht müde wurden, über die zu erwartenden Herrlichkeiten zu fragen und zu plaudern. Aber Hansli's Stille war jene Stille, die Entschlüsse reift oder sich bestärkt in solchen. Er wäre viel lieber einzig zur Kirchweih gegangen, um sich ungestört seine eignen Wege aufzusuchen; da dies jedoch nicht thunlich gewesen, so mußte er nun über die Mittel nachdenken, die ihn gleichwohl zu seinem Zwecke führen könnten. Und diese Mittel boten sich ihm schneller dar, als er erwartet hatte; denn schon an dem engen alten Thore des Städtchens entstand ein so großes Menschengedränge, daß Hansli von den Eltern, die mit den kleinern Geschwistern genug zu schaffen hatten, selbst gegen seinen Willen getrennt worden wäre. Jetzt aber war ihm das hindernde Gewühl willkommen und er rief deshalb der nach ihm zurückschauenden Mutter fröhlich zu: „Geht nur, ich werde euch schon wiederfinden.“ Statt indessen zu diesem Wiederfinden Anstalt zu treffen, schwenkte er, als er sich durch den Thorbogen gearbeitet, sogleich in eine Seitengasse, um schnellen Schrittes das entgegengesetzte Ende des Kirchweihplatzes zu erreichen; denn auf jener Seite mußte Agethli anlangen, und wenn es auch in

Begleit der Eltern kam, bangte Hansli nicht dafür, in dem Gedränge unbeachtet ein Wörtlein mit ihm reden zu können.

Bald war das Ziel erreicht, und überall lockten die Schätze des kleinen Marktes, der jedesmal mit der Kirchweih verbunden war. Eine Weile ließ Hansli seine Blicke bewundernd und prüfend umherschweifen; dann aber schritt er entschlossen an den hochgethürmten Kuchen- und Backwerktischchen vorüber, und trat zu einem Marktstande, von dessen Rampe bunte Tücher und Bänder herabflatterten. Ein Tüchlein war es besonders, das sofort die Blicke des ängstlich bewegten kleinen Käufers fesselte; auf einem hellrothen Grunde ein prächtiger Strauß goldgelber Blumen, und das Ganze den Rändern entlang mit einem Kränzchen kleiner Blaublümchen eingefaßt.

Hansli's Stimme zitterte, als er die dicke Standfrau nach dem Preise des Tüchleins fragte, und er hatte nicht umsonst gezittert; denn es wurden nicht weniger als fünf ganze Batzen für das baumwollene Prachtstück der Druckerkunst verlangt. Der arme Kaufliebhaber schlug die Augen betrübt nieder, aber nur um sie sogleich verlangend wieder nach dem Schatze zu erheben. „Und es geht gar nichts darunter?" fragte er endlich schüchtern. „Nein, da geht nichts ab," erwiderte die Krämerin, die das Tüchlein von der Stange zog, und es auf dem Ladentische ausbreitend, nun erst seine Schönheit und sonstigen guten Eigenschaften in einer Weise zu schildern anfing, daß dem

armen Hansli beinahe Hören und Sehen verging. Stumm hörte er die geläufigen, aber wie ihm schien, nur zu gerechtfertigten Lobpreisungen an, bis er sich endlich halbfeuchten Auges mit den Worten abwenden wollte: „Ja, schön ist's, aber ich habe nicht so viel Geld, um es kaufen zu können."

„So, nicht so viel Geld?" fragte die Frau; „wie viel hast Du denn, Kleiner?"

„Nur drei Batzen," antwortete Hansli demüthig.

„So, so — drei Batzen! Und was wolltest Du denn anfangen mit dem Tuche? Es wäre ja doch fast zu schön für Dich!"

Hansli wurde bei dieser Frage blutroth im Gesichte. Seine fromme Mutter hatte ihm eine heilige Scheu vor der Sünde des Lügens eingeflößt und daheim log er auch nie, selbst wenn es sich darum handelte, mit guter Aussicht ein kleines Vergehen vertuschen zu können; aber jetzt trat ihm mit unwiderstehlicher Gewalt eine Nothlüge auf die Zunge und er stotterte deshalb: „Ich — ich möchte es gerne meiner Gotte schenken."

„So, so," versetzte die Standfrau; „nun, wenn Du doch ein so braver Götti bist und auch an Deine Gotte denkst, so sollst Du das Tuch haben für Deine drei Batzen."

Hansli wäre, als er das sauber in ein Papier gewickelte Tüchlein in der Tasche hatte, gerne hoch aufgesprungen aus innerer Freudigkeit, wenn er sich nicht geschämt hätte vor den Leuten. So jedoch verbarg er sich hinter einer nahen Hausecke, von wo aus er die

Brücke überschauen konnte. Und er hatte richtig gerechnet; denn kaum eine Viertelstunde stand er auf dem Posten, als er Agethli in Begleit seiner Eltern ankommen sah. Aber wie es aussah in seinem nagelneuen Sonntagskleide und dem zierlichen neuen Hütchen auf dem Kopfe! Hansli getraute sich nicht, sich von der Stelle zu rühren, als die kleine Gesellschaft kaum einige Schritte entfernt an ihm vorüberging; es kam ihm vor, das Mädchen müßte seit gestern Abend fast um Kopfeslänge gewachsen sein. Und wie schön und holdselig es in der Nähe war mit dem feinen Gesichtchen und den großen blauen Augen darin, die Hansli früher noch gar nie gesehen hatte, wie er jetzt meinte. „Das ist ja ein ganz anderes Agethli als daheim — das darfst Du gar nicht anreden," dachte er betrübt; aber zugleich verließ er doch seinen verborgenen Platz und trat wieder auf die Straße heraus, um die ziervolle Gestalt nicht aus den Augen zu verlieren. Und daran hatte er sehr wohl gethan; denn im nämlichen Augenblicke drehte Agethli sich um und über sein ganzes Gesichtchen glitt ein freudiges Erglühen, als es Hansli erblickte. Dieser mußte wie angewurzelt stehen bleiben; aber das Mädchen kam, ohne sich viel um die Eltern zu kümmern, die eben zu einem Kramstande traten, auf ihn zugelaufen und rief fröhlich: „Das ist aber schön, Hansli, daß ich Dich schon antreffe; ich habe auf dem ganzen Wege recht Angst gehabt, daß wir einander nicht finden könnten unter den vielen Leuten."

„Wir sind daheim früh fortgegangen," erwiderte

Hansli schüchtern, „und drum habe ich gewartet auf Dich.“

„Auf mich hast Du gewartet?“ fragte das Mädchen mit einem freudigen Lächeln; „aber wie Du groß geworden bist, Hansli; das sieht man daheim gar nicht recht über die Aare hinüber.“

„Ja, Du bist auch groß geworden,“ sagte er demüthig.

Mit dieser Begrüßung schien den beiden Leutchen der Gesprächsstoff bereits ausgegangen zu sein. Sie schauten einander schweigend an, errötheten aber sogleich, und jedes blickte verlegen auf die Seite, als ob dort etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Endlich nahm Hansli wieder das Wort, indem er mit unsicherer Stimme sagte: „Ich habe Dir da etwas gekramt, Agethli; aber Du mußt es schnell in den Sack stecken.“

„Du hast mir etwas gekramt?“ rief das Mädchen mit aufleuchtenden Augen, während es hastig die Hand nach dem dargebotenen Päcklein ausstreckte; fügte jedoch, sobald es die Gabe empfangen, betrübt hinzu: „Aber Dir kann ich nichts als Entgelt zueignen — ich habe kein Geld, Hansli.“

Dieser lächelte vergnügt und erst jetzt, da er der Beschenkende war, schien er seine Schüchternheit überwinden zu können. „Daran darfst Du gar nicht denken, Agethli,“ erwiderte er; „aber gelt, jetzt sagst Du mir, wer der böse Bube ist, der vorgestern bei Dir daheim war.“

Agethli blickte ſchnell um ſich, als ob es ſich auch hier ſcheue, die verlangte Auskunft zu ertheilen. „Das iſt des Gemeinderaths Viktor," ſagte es dann ſchnell und leiſe; „weißt Du, wo der Vater in den Taglohn geht. Ja, ein Böſer iſt er; aber ich darf nichts ſagen, wenn er kommt; der Vater hat mir's ſtrenge verboten."

„Und er will nun immer zu Dir kommen?"

Agethli konnte keine Antwort geben; denn das Sprichwort, daß der Wolf in der Nähe iſt, wenn man von ihm ſpricht, iſt nicht umſonſt ſo alt geworden. Kaum hatte Hansli mit mühſam unterdrückter Bewegung ſeine Frage geſtellt, als des Gemeinderaths Viktor dahergelaufen kam und Agethli bei ſeinem Anblicke mit einem ſcheuen „B'hüt' Dich Gott, Hansli!" zu ſeinen noch immer vor der Krambude ſtehenden Eltern ſchlüpfte.

Ueber Hansli kam wieder eine mächtige Bitterkeit, wie vorgeſtern drunten an der Uferhalde, und trotz der Menſchenmenge verſpürte er gar nicht üble Luſt, dem gemeinderäthlichen Sprößlinge den „Fötzelbuben" einzuträuken. Aber Agethli blickte ſo ängſtlich und unruhig nach ihm herüber, daß er langſam davon ging, um in dem zu- und abwogenden Gedränge unterzutauchen.

Mit dieſem Vorgange waren für Hansli alle wirklichen und geträumten Herrlichkeiten der Kirchweih verſchwunden. Am liebſten wäre er ſogleich wieder heimgegangen und hätte ſich in den Schatten eines einſamen Gebüſches verborgen. Es wurde ihm auch nicht leichter

um das Herz, als er nach einigem Suchen die Seinigen wiederfand und der Vater nun bald mit ihnen in ein Wirthshaus trat, aus dem fröhlicher Gesang und Geigentöne herausschallten. Er mochte nicht einmal die weißen, duftigen Wecken anrühren, die zum Weine aufgestellt wurden, und bald fing er die Mutter an heimlich zu fragen, ob sie nicht heimgehen wollten. Dazu aber hatte der Vater heute keine Lust. Trotz des Abmahnens der Mutter wurde Flasche um Flasche aufgetischt, und der Fährmann disputirte so laut mit den Nebengästen, wie Hansli ihn in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Schon wurden die Lichter angezündet, bevor sich der aufgeregte Mann zum Aufbruche entschließen konnte, und Hansli überkam ein unheimliches Bangen, als er sah, wie der sonst jeder Zeit nüchterne Vater nur mit Anstrengung sich aufrecht halten konnte.

Wie freudig und voll freundlicher Hoffnungen am Mittag der Weg nach der Stadt gewesen, so dunkel und trüb war jetzt der Heimweg. Hansli konnte sich nicht einmal mehr an dem Gedanken erfreuen, daß es ihm doch gelungen, Agethli den schönen Kram zuzustecken. Vor dem lieben Bilde des kleinen Mädchens stand gleich einem finstern Schatten unablässig das Bild des bösen und vielvermögenden Viktor, und dazu kam nun noch die Betrübniß der armen Mutter, die, wie Hansli wohl bemerkte, kaum ihrer Thränen Meister wurde. Nach langem Gange zu Hause angekommen, brachte sie die Kinder still zu Bette und auch Hansli war froh,

als er sich endlich nach dem lauten Treiben des Tages in stiller Finsterniß allein auf seinem Lager befand.

Aber die süße Erquickung des Schlafes sollte schon nach wenigen Stunden auf eine schreckliche Weise unterbrochen werden. Hansli wurde von einem durchdringenden Angstrufe der Mutter aufgeweckt, und als er die Augen öffnete, schlug ihm von allen Seiten Feuerschein entgegen. „Nimm Deine Kleider und spring hinaus!“ schrie ihm die Mutter zu, welche die kleinern Geschwister in angstvoller Hast aus dem Bettchen zog; „das Haus brennt, das Haus brennt! O du ewige Allmacht!“ — Noch halb schlaftrunken und von Schrecken betäubt, stürzte Hansli in's Freie, wo er den Vater antraf, welcher dem Ziegenstalle zulief. „Geh' unter die Bäume hinüber und bleib' bei den Kindern,“ rief er ihm zu; „laß mir keines gegen das Haus kommen — hörst Du?“

An allen Gliedern bebend suchte Hansli die mitgenommenen Kleider anzuziehen und wollte die Mutter, die ihm mit den laut schreienden Geschwistern nachgeeilt kam, mit Gewalt abhalten, nach dem Hause zurückzukehren, über dessen Strohdach schon da und dort eine rothe Flamme emporzüngelte. Und zu retten war auch nicht mehr viel aus dem Unglücke, das die armen Leute im Schlafe überfallen hatte. Der Vater trieb die angstvoll meckernden Ziegen heran und stürzte dann nochmals gegen das Haus zurück; aber im nämlichen Augenblicke schlug eine breite Flammensäule hoch zur First heraus und nach einigen weitern Augenblicken

war die ganze Wohnung in eine glühende, rauchende und krachende Lohe verwandelt.

Draußen unter den Bäumen zog die Mutter ihre drei Kinder, in bitterliches Weinen ausbrechend, zu sich auf den feuchten Boden, während der Vater sprachlos in das aufwirbelnde Feuer starrte. Es war ein furchtbar schöner Anblick, von dem auch Hansli kein Auge abwenden konnte. Der Himmel fing an sich zu röthen und die Wellen im Flusse erglühten, als ob aus ihrer Tiefe ein Feuerstrom aufquillen wolle. Drüben aber am andern Ufer stand im taghellen Widerscheine der Fährewirth mit den Seinigen als ohnmächtiger Zuschauer. Hansli konnte deutlich erkennen, daß Agethli nur ein Kleid der Mutter über sich geworfen hatte und sich schreckenvoll an sie anschmiegte, die Hände wie zum Gebete gefaltet. Als vom Dorfe herab die erste Hülfe anlangte, war die einstige Fährmannswohnung nur noch ein glühender Trümmerhaufen.

Im Strome des Lebens.

Die Stelle, auf welcher in der unseligen Kirchweihnacht Hansli's Elternhaus in einen qualmenden Schutthaufen zusammengesunken, war längst mit Gras und Haidekraut bewachsen. Kein Stück eines zerbrochenen Balkens, kein schwarzgebrannter Stein gab mehr Zeugniß, wo einst das nächtliche Feuerschauspiel stattgefunden, und doch schien an einem sonnigen Herbstnachmittag ein junger, einfach aber wohlgekleideter Mann eifrig

nach einem solchen Zeichen umherzusuchen. Hie und da stieß er seinen Stock in den Boden, als hoffte er ein festes Fundament zu treffen, oder an andern Stellen riß er mit den Händen das Gras weg, um seine Nachsuchungen genauer anstellen zu können. Als sich jedoch jede Mühe vergeblich erwiesen, setzte er sich unter einen Ahornbaum, der mitten auf einem freien Abhange der Halde stand und begann seine nächste Umgebung einer aufmerksamen Betrachtung zu unterwerfen. Offenbar wußte er sich auch dabei nicht sogleich zurecht zu finden und seine Worte waren von einem tiefen Aufathmen begleitet, als er langsam vor sich hin sagte: „Wie doch Alles kommt und vorübergeht in dieser Welt; selbst Baum und Wald, Fluß und Fels sind mir untreu geworden. Wie deutlich glaubte ich das Bild dieser Gegend in meiner Erinnerung bewahrt zu haben, und jetzt nach kaum zehn Jahren sieht es mich schon wie mit halbfremden Augen an. Hier haben sich die Wasser einen weiten Weg in's Land hineingefressen und den ganzen Acker in Besitz genommen, auf dem einst meine gute Mutter ihre Erdäpfel pflanzte. Und dort drüben muß der graue Felskopf, der immer so wunderlich zwischen den jungen Tannen hervorschaute, altersmüd herabgestürzt, oder wohl eher mit Gewalt von den Menschen zertrümmert worden sein. Wer weiß, vielleicht bildet das alte Gestein, das mir immer wie ein mächtiges Riesenantlitz vorkam, jetzt tausendfach zersplittert und zerschlagen, einen guten Mauertheil der neuen Häuser, die sie da droben hinterm Walde gebaut haben.

Ob auch die Bäume, unter denen ich die schrecklichste Nacht meines Lebens zugebracht, von der Axt gefällt worden sind, oder ob ihnen damals die nahe Gluth so verderblich geworden? Denn dort, in gerader Linie von der Waldecke herab, müssen sie doch gestanden haben. — Armer Vater! arme Mutter!“ —

Der junge Mann, der sich in der Einsamkeit der Uferhalde solchen Erinnerungen hingab, legte den Kopf in die auf das Knie gestützte Hand, um ungestört auch andern Bildern aus vergangenen Tagen, die sich wie breitgedehnte Heerschaaren an ihn herandrängten, freien Raum zu geben. Nun machte er mit der linken Hand eine abwehrende Bewegung und rief diesen Bildern laut zu: „Eins nach dem andern, wenn ich meine ruhigen Sinne beisammen behalten soll!“

Und die lustigen Gestalten schienen sich dieser Mahnung wirklich fügen zu wollen. Zuerst drängte sich vor das innere Auge des einsamen Träumers ein Bild heran, das mit dem Bilde der Flucht nach Aegypten in der alten damals auch verbrannten Hausbibel manche Aehnlichkeit hatte. Er selbst zog als Knabe mit der Mutter und den zwei kleinen Geschwistern, die Ziegen vor sich her treibend und an allen Gliedern zitternd, durch einen nebelfeuchten Herbstmorgen die Halde hinan, dem Dorfe zu. Es wurde kein Wort gesprochen in der kleinen Caravane, und nur hie und da ließ sich das vergeblich unterdrückte Weinen der Mutter vernehmen. Hintennach und voraus gingen Trüppchen von Männern, die es indessen eilig hatten und sich um die trübselig

Dahinziehenden nicht sonderlich zu kümmern schienen. Als diese endlich ins Dorf kamen, wurden sie von dem Nachtwächter, dem einzigen Polizeimanne des Orts, nach einem großen düster aussehenden Hause geführt, vor dem ein Haufe zerlumpter Kinder und alter, übelaussehender Weiber herumstanden. Es war das Armenhaus der Gemeinde, in dem die an die einsame Stille des Flußthales gewöhnten Ankömmlinge nun ein Obdach finden sollten. Die Mutter weinte heftiger, als sie zwischen den neugierigen Gafferinnen hindurchschritt und auch dem Knaben wurde so schwer zu Muthe, daß er die Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte. „Was nützt doch das Gethue, Frau," sagte der Nachtwächter, nachdem er sie in eine dunkle Stube geleitet hatte; „sei froh, daß Du mit Deinen Grotzen eine Unterkunft hast, und noch froher, wenn es Deinem Manne leer ausgeht. Ganz sauber ist die Geschichte alle Wege nicht." Mit diesem Troste zog der Mann von dannen und die Mutter warf sich laut aufweinend auf die Bank nieder, die sich um den halbzerbrochenen Ofen hinzog. „Ja, Mutter," fragte der Knabe, durch die Rede des Nachtwächters aufmerksam gemacht, ängstlich, „warum ist der Vater nicht mit uns gekommen? Warum mußte er mit dem Ammann und den andern Männern fortgehen?" — „Ich weiß es nicht, Hansli," antwortete die Mutter, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend; „aber betet, Kinder, betet, daß der Vater bald zu uns kommen kann." Und sie selbst fing an mit so banger, zitternder Stimme zu beten, wie sie nur

aus einer glaubensvollen, aber zugleich von tiefer Angſt bewegten Bruſt hervordringen.

Der junge Mann erhob den Kopf und fuhr langſam mit der Hand über die Augen, als ob er das ſchmerzliche Bild verwiſchen wolle. Aber er hatte ſich der Erinnerung nun einmal hingegeben und wäre an dieſer Stelle nicht mehr im Stande geweſen, ſich ihrer geheimnißvollen Macht zu entziehen, ſelbſt wenn er's ernſtlich gewollt hätte. Er hörte ſo deutlich, als geſchähe es eben in dieſem Augenblicke, wie ihm am Abend ein trotziger Knabe des Armenhauſes entgegenhielt, der Vater habe ja das Haus ſelbſt angezündet, und wie damals fühlte er auch jetzt wieder ſein Herz ſich in einem krankhaften Schmerze zuſammenziehen, als ihm die Mutter auf ſeine Klage über eine ſolche Rede nur mit lautem Schluchzen Antwort geben konnte. Dieſe Anklage erwies ſich in einer langwierigen Unterſuchung wohl als ungegründet, es ſtellte ſich nur heraus, daß der Fährhaus in ſeinem aufgeregten Zuſtande nach ſeiner Heimkehr von der Kirchweih noch in ſpäter Nacht mit der Laterne im Stalle geweſen ſei; aber der erſte Schnee war doch längſt gefallen, bevor der Vater aus dem Gefängniſſe zu den Seinigen in's Armenhaus kommen durfte; und wie kam er zu ihnen zurück! Der ſonſt kräftige Mann ſchien in den paar Wochen um Jahrzehnte älter geworden zu ſein, und war ſein Körper unter der Laſt des Unglücks gebrochen, ſo mußte ſein Geiſt noch viel Schwereres gelitten haben. Stunden lang ſaß er jetzt ſcheu und finſter in einem Winkel,

ohne ſelbſt für Weib und Kind mehr ein freundliches Wort zu haben. Wenn er eine Arbeit verrichten ſollte, ſo beklagte er ſich über unerträgliche Müdigkeit, und bald war er trotz der harten Worte des Armenhausverwalters, der über Faullenzerei ſchalt, Tage lang nicht aus dem armſeligen Bett zu bringen. Endlich wurde auf dringendes Bitten der Mutter der Arzt berufen, der jedoch nach der Art dieſer gelehrten Herren nur die Achſeln zuckte und meinte, eine eigentliche Krankheit könne er nicht herausfinden, die Sache werde wohl von ſelbſt wieder anders kommen. Und ſie kam auch anders. Denn eines Morgens, als der Winter ſchon dem Ende ſich zuneigte, lag der Fährhans todt auf ſeinem Strohſacke. Er war ohne einen Klagelaut geſtorben, wie er die längſte Zeit her ſchweigſam und ohne laute Klage gelebt hatte. Nachdem der Arme begraben war und von einem Wiederaufbau des Häuschens an der Uferhalde nun keine Rede mehr ſein konnte, ſollte Hanſli außer dem Armenhauſe untergebracht werden, damit er ſein Brod allmälig ſelbſt verdiene; aber unter den Menſchen, die den Vater ſo hart behandelt, meinte der Kleine nicht länger leben zu können. Seine junge Kraft war im Unglücke früh erſtarkt, und eines Morgens wanderte er mit einem Bündelchen unter dem Arme und mit bittern Thränen um die Mutter im Auge zum Dorfe hinaus. Ach, dieſe Thränen waren nicht umſonſt geweſen, da er die gute fromme Frau nie mehr ſehen ſollte in dieſem Leben. Die Nachricht von ihrem Tode erhielt er entfernt von der

Heimat erſt, nachdem ſie ſchon mehrere Tage im Grabe lag.

Aber neben all' dieſen düſtern Erinnerungen ſtand auch ein lichteres Bild, wie ein milder Stern neben einer dunkeln Wetterwolke ſteht. Es war das Bild Agethli's, das ſich jetzt nicht länger mehr durch andere Geſtalten zurückdrängen ließ. Ueber das Geſicht des jungen Mannes zog ein wehmüthiges Lächeln und aufſtehend rief er laut vor ſich hin: „Wie werd' ich Dich wiederſehen, Du kleine Freundin meiner Kindertage, und wie viel oder wenig wirſt Du noch dem Bilde gleichen, das ich im Herzen von Dir bewahrt habe! Ich wollte beinahe, die nächſte Stunde wäre vorüber, auf die ich mich doch ſchon ſo lange gefreut habe." Mit dieſen Worten begann der junge Mann wieder die Halde hinan zu ſteigen, um den Weg nach dem Städtchen einzuſchlagen, wo er Agethli, wie er erfahren, finden ſollte.

Als ſich der ſtille Wanderer dem Ziele ſeines Weges näherte, ſpielte bereits der rothe Abendſchein um den gezackten Thurmgiebel über dem Stadtthore. Aber auch hier war ſeit jenem verhängnißvollen Kirchweihtage Manches anders geworden, wie drunten an den Flußhalden. Neben dem Thore hatte die alte Schießſchartenmauer einem großen Gebäude Platz gemacht, aus dem ein gleichmäßiges dumpfes Summen hervordrang. Hoch über der Friſt verdunkelte der ſchwarzbraune Rauch eines Rieſenkamines den klaren Abendhimmel, während die langgeſtreckten Fenſterreihen in der niedergehenden

Sonne wie eine Kette von Feuergarben aufleuchteten. Doch trotz des blendenden Widerscheines ließ der Ankömmling, der in einiger Entfernung an einem Pappelbaume stehen geblieben, seine Blicke unruhig an diesen Fenstern hin und hergleiten, bis die letztern sich allmälig abschatteten und endlich nur noch wie schwarze verkohlte Feuerstätten dastanden. „Nun wird es bald geschehen," sagte der einsame Beobachter leise vor sich hin, und kaum war das Wort gesprochen, als aus dem Gebäude heraus der Ton eines schrillen Glöckleins erklang. Noch eine erwartungsvolle Minute und aus weit geöffneter Pforte begann sich ein wahrer Menschenstrom hervorzuwälzen.

Der Fremde trat einige Schritte näher heran, seine Blicke scharf auf das Gedränge heftend, als sich eben eine schlanke Mädchengestalt von demselben ablöste, um in einen schmalen Seitenweg einzubiegen. „Agethli!" rief der junge Mann unwillkürlich mit so lauter Stimme, daß das Mädchen sichtlich erschrocken um sich blickte. „Was wollt Ihr?" fragte es den Fremden zögernd; aber als dieser nun lächelnd vor ihm stand, rief auch es überlaut: „Marie und Joseph — Du bist's, Hansli!" Dieser Ausruf war indessen kaum über die Lippen, als sich ein purpurrother Hauch auf das schöne Antlitz des Mädchens ergoß und verwirrt, aber rasch fügte es hinzu: „Herr Steinmann, wollt' ich sagen — verzeiht mir."

Der junge Mann streckte freudig die Hand aus, um die ebenfalls halb erhobene Rechte des Mädchens

zu ergreifen und ſagte dann heiter: „Wenn auch aus dem Hansli ein Hans geworden iſt, ſo wär' mir's doch lieb, wenn Du mich nennen wollteſt, wie Du mich früher genannt haſt. So grüß' Dich denn Gott, Agethli!“

Die beiden Hände hielten einander warm umfaßt, und eine Weile ſtanden die Zwei ſich freudig bewegt in die Augen blickend, ohne zu beachten, daß bereits auch Andere ſtehen geblieben waren, um dieſer Begrüßung neugierig zuzuſchauen. „Haſt Du vielleicht Zeit ein paar Schritte mit mir zu kommen?“ ſagte Agethli, dies bemerkend, leiſe; „es würde mich herzlich freuen, auch wieder einmal mit Dir reden zu können.“

„Gewiß hab' ich Zeit,“ erwiderte Hansli; „ich habe ja nur auf Dich gewartet hier. Willſt Du gleich heimgehen?“

„Ja, wenn es Dir recht iſt.“

Noch immer Hand in Hand, ſchlugen die Zwei nun den kleinen Seitenweg ein, ohne ſich weiter um das verwunderte Nachſehen und Köpfezuſammenſtecken der Zurückbleibenden zu kümmern; aber keines von Beiden ſchien das rechte Wort finden zu können, mit dem das Geſpräch weiter geführt werden ſollte, bis endlich Agethli ſagte: „Ich danke Dir von Herzen für die Grüße, die Du mir von Zeit zu Zeit haſt zukommen laſſen. Es hat mir eine ſo große Freude gemacht zu erfahren, daß es Dir gut gehe. Aber vorhin bin ich doch erſchrocken, als ich Dich ſo plötzlich vor mir ſtehen ſah. Wenn Du mich nicht beim Namen

gerufen und ich nicht gerade dieſen Nachmittag ſo viel an Dich hätte denken müſſen, ich würde Dich ſchwerlich wieder erkannt haben."

„So, Du haſt wirklich an mich gedacht?" ſagte Hansli halb ernſt, halb neckend, indem er den Arm des Mädchens feſter in den ſeinigen legte; „das kommt nur daher, weil auch ich den ganzen Tag an Dich denken mußte."

„Ach," erwiderte Agethli leiſe, „ſeit ich vernommen habe, daß Du bald einmal heimkommen wolleſt, konnte ich nicht an viel Anderes mehr denken. Aber jetzt wirſt Du mir doch auch recht viel erzählen, wie es Dir in der langen Zeit ergangen iſt. Gehſt Du wieder nach Zürich?"

„O gewiß!" entgegnete Hansli und begann dann erzählend den Wunſch ſeiner Begleiterin zu erfüllen und ihre theilnehmenden Fragen zu beantworten, während ſich der Mond über dem Walde erhob und ein mildes Dämmerlicht auf die einſam werdende Gegend niedergoß. Es war eine einfache Geſchichte, die Hansli zu erzählen hatte, arm an äußern Begegniſſen und Abenteuern; aber es war die Geſchichte eines ſtrebſamen Lebens, das ſich durch Fleiß und Redlichkeit eine beſcheidene Bahn gebrochen, und der Zuhörerin kam dieſelbe immer noch ſo wunderbar vor, daß ſie jedesmal mit einer weiterhelfenden Frage bei der Hand war, wenn der Erzähler in's Stocken gerathen, oder über dieſe und jene ihm nur geringfügig erſcheinenden Erlebniſſe leicht hinweggehen wollte. Hansli hatte, als

er ſeine Mutter verlaſſen, in den benachbarten Dörfern vergeblich um Arbeit und ein Unterkommen nachgeſucht; es ſtand ihm überall nicht ſowohl die noch mangelnde Kraft zu ſchwereren Werken, als der Umſtand entgegen, daß er noch den Konfirmationsunterricht zu beſuchen hatte. Denn welcher Meiſter hätte auch ein paar wöchentliche Stunden von der gewohnten Arbeitszeit verlieren wollen, um einem armen Menſchenkinde die Erfüllung einer unerläßlichen Pflicht zu ermöglichen! Es war ein großes Glück geweſen für Hansli, daß er zur ſchönen Frühlingszeit ausgezogen und ſich ſo zur übrigen Noth nicht noch die Feindſeligkeit einer harten Witterung geſellte. Sein Nachtlager wenigſtens konnte er jetzt in einem Gebüſche oder unter dem vorſpringenden Dache einer abgelegenen Scheune aufſchlagen, ohne ſich bettelnd an den guten Willen derjenigen Menſchen wenden zu müſſen, die ſeine Bitte um ehrliche Arbeit ſchon abgeſchlagen hatten. Aber nach dreien Tagen waren die kleinen Vorräthe, welche ihm die arme Mutter unter Thränen in ſein Bündelein gepackt, zu Ende, und jetzt blieb nichts mehr übrig, als der verhaßte Bettel; denn ſelbſt die Heimkehr war ohne dieſes Mittel durch die ſchon erreichte große Entfernung zur Unmöglichkeit geworden. Seiner Betrübniß und Thränen nicht mehr Meiſter, ſaß Hansli am Abend des dritten Tages an einem Straßenrande, als eine Chaiſe daher kam, in welcher ein ſchon ältlicher Herr ſaß. Nach einigen Fragen und Antworten wurde Hansli eingeladen mitzufahren, und das Ziel dieſer

Fahrt war ein anſehnliches Handlungshaus in Zürich, in welchem der verlaſſene Knabe als Laufburſche angeſtellt wurde. Aber ſobald ſich der gütige Herr von der Redlichkeit und dem klugen Weſen ſeines jungen Angeſtellten überzeugt hatte, war er redlich darauf bedacht, ihm auch den Weg in eine beſſere Zukunft zu ebnen. Er gab ihm Gelegenheit, ſeine mehr als mangelhafte Schulbildung zu erweitern und ließ es überhaupt an keiner Anregung fehlen, die den jungen Menſchen zum Guten und Nützlichen leiten konnte.

Hansli erwies ſich ebenſo empfänglich als dankbar für dieſes Wohlwollen, und nach Jahr und Tag wurde er von dem Poſten des Laufburſchen zu einem der Gehilfen des großen Verkaufsladens erhoben. In dieſer Thätigkeit war er bis zur Stunde geblieben, ſeine Kenntniſſe unabläſſig erweiternd und allmälig eine der unſcheinbaren, aber drum nicht unweſentlichen Rangſtufen der Geſchäftseinrichtung nach der andern erklimmend, ſo daß er nun an der Spitze der kleinen Armee ſeiner Ladengehülfen ſtand.

Agethli hatte dieſer Erzählung mit einem Gefühle wachſender Bewunderung zugehört, die durch die Schlußwendung derſelben keineswegs vermindert wurde. „Seit dem Tode des alten, braven Herrn, den Gott ſelig haben wolle," ſchloß Hansli, „iſt freilich Manches anders geworden in unſerm Hauſe. Den beiden jungen Herren erſcheint das Geſchäft zu altväteriſch oder zu eng; ſie möchten in kurzer Zeit gern größere Gewinnſte erzielen als der Vater, obwohl alle zwei zuſammen nie

so viel gearbeitet haben, als er's noch in seinen letzten Tagen gethan. Es ist überhaupt da Etwas hereingekommen, das mir von Tag zu Tag weniger gefällt und mich veranlaßt, an eine Veränderung meiner Lage zu denken. Sobald meine kleinen Ersparnisse, die mir der alte Herr von Anfang an zu guten Zinsen im Hause selbst angelegt hat, sich noch um Einiges vermehrt haben, bin ich gesonnen, etwas Eigenes anzufangen. Die nöthige Waarenkenntniß und was sonst dazu gehört, traue ich mir schon zu."

Agethli konnte auf diese schönen Aussichten, die sich der ehemalige arme Hüterknabe erworben, nichts erwidern, und während es gerne aus innerster Seele seinen Glückwunsch dargebracht hätte, stieg nun unwillkürlich ein leiser Seufzer in ihm empor. In dem stillen Spiele freundlicher Zukunftsgedanken achtete Hansli weder auf dieses Schweigen noch auf den kaum unterdrückten Seufzer und fuhr daher sogleich fort: „Aber nun ist das Erzählen an Dir, Agethli; daß Deine gute Mutter gestorben, weiß ich, und ich wußte auch, daß Du schon seit drei Jahren da hinauf in die Fabrik gehst. Thust Du denn das eigentlich gerne?"

Hansli hatte die letzten Worte langsamer ausgesprochen als die frühern, und er beugte sich dabei auch ein wenig vor, um seiner Begleiterin in's Gesicht zu schauen. In der Dunkelheit konnte er freilich nicht sehen, wie eine flüchtige Röthe über dieses Gesicht wegflog, und er fühlte nur ein leises Zucken, als ob sich Agethli's Arm aus dem seinigen zurückziehen wolle;

aber im nämlichen Augenblicke erwiderte das Mädchen auch schon mit ruhiger Stimme: „Ja, bisher bin ich gerne in die Fabrik gegangen, so mühsam mir der weite Weg im Winter manchmal auch vorgekommen ist. Bei schweren Landarbeiten, wie sie im Taglohn doch verrichtet werden müssen, bin ich mit dem besten Willen immer zu kurz gekommen; ich kann leider nichts dafür, daß ich nicht so stark geworden bin, wie viele Andre, die gerade nicht stärker aussehen. In einen Dienst aber konnte ich doch auch nicht treten, so lange die Mutter fast immer krank lag und froh war, wenn ich wenigstens jeden Abend zu ihr heim kam." —

„Ja, ja, versetzte Hansli nachdenklich, das war recht schön und brav von Dir. Oh, mir will es oft vorkommen, daß ich mich an meiner eigenen Mutter versündigt habe." —

„Nein, das hast Du nicht gethan", entgegnete Agethli warm, „ich habe Deine Mutter noch in den letzten Tagen ihres Lebens gesehen, und sie hat mir mit Thränen in den Augen erzählt, wie Du ihr Alles zukommen lassest, was Du vom eignen Munde abbrechen könnest. Was hättest Du da auch zu thun vermocht, wenn Du als armes Bauernknechtlein daheim geblieben wärst! Aber drum weiß ich nicht weniger, was Du mit dem Fabrikgehen sagen willst. Und ja, so ganz unrecht hast Du nicht, ich habe dabei wohl schon Manches hören und sehen müssen, was mir nicht gefallen hat; aber wenn ich dann allemal Nachts so ungestört bei der kranken Mutter sitzen und ihr aus

einem guten Buche in ihren langen ſchlafloſen Stunden vorleſen konnte, ſo mußte ich wieder Gott danken, daß die Fabrik nur gebaut worden und ich dieſen Verdienſt gefunden hatte. Glaube mir, ich hätte mir auch an dieſem Orte ſo gut wie an einem andern getraut, mein ganzes Leben lang brav und rechtſchaffen zu bleiben, wenn nicht etwas dazu gekommen wäre, das mich nun doch forttreiben wird, trotz der Einſprache des Vaters."

Durch die Worte Agethli's klang bei aller Ruhe, mit der ſie geſprochen worden, der wehmüthige Ton eines verletzten Gefühles hindurch, und Hansli erwiderte daher herzlich, aber doch nicht ohne einige Verlegenheit: „Du haſt mich nicht recht verſtanden, Agethli; gewiß, das wollte ich nicht ſo ſagen, wie Du es nun andeuteſt. Ich meinte zunächſt nur, man werde hier keinen ſo großen Lohn bezahlen, wie es an größern Orten geſchieht. Aber was willſt Du denn damit ſagen, daß Dich nun doch etwas forttreiben werde?"

Agethli machte eine langſam abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, indem es leiſe ſagte: „Laß nur gut ſein — ich habe Dich ſchon recht verſtanden." Dann ſchaute es ſinnend nach dem Monde empor, deſſen Strahlen das feine Antlitz mit einem lichten Goldnetze umſpannen.

Bei dieſem Anblicke mußte der junge Mann wie von einem plötzlichen Zauber gebannt ſtehen bleiben. Ein ſchöneres Bild als dasjenige, das in dieſem Augenblicke leibhaftig vor ihm ſtand, hatte er ſelbſt in ſeinem ſchönſten Traume noch nicht geſehen und unwillkürlich

preßte er die Hand auf's Herz, das in einer ſüß ſchmerzlichen Empfindung heftig aufpochte: „Wie kannſt du dieſem reinen Weſen durch dein unbedachtſames Gerede wehe thun," fuhr es ihm durch den Sinn, „und wie ſchwätzeſt du in dieſer Stunde, nach der du dich ſo lange geſehnt, überhaupt von Dingen, die kaum der Rede werth ſind. Wie haſt du dir dieſes Wiederſehen ſo ganz anders gedacht und Schöneres doch nie erdenken können!" — Es gibt Gedanken und Empfindungen, die den Menſchen mit Blitzesſchnelle ergreifen und auch mit der Schnelligkeit des Blitzes ſein ganzes Verhalten umwandeln. Das konnte jetzt Hansli erfahren. Seine ihm ſonſt ſelten untreu werdende Ruhe war dahin und, die holde Mädchengeſtalt mit beiden Armen umſchlingend, rief er leidenſchaftlich: „O Agethli, ich habe nicht umſonſt Angſt gehabt vor dieſem Wiederſehen; wie ſoll ich nun, weit entfernt von Dir, noch leben können!"

Agethli lehnte ohne Sträuben ſein Geſicht an die Bruſt des jungen Mannes und ſagte leiſe: „Komm' es wie es will; ich bin zufrieden, Dich wenigſtens wieder einmal geſehen zu haben." —

So ſtanden die Beiden eine geraume Weile ſich ſprachlos umſchlungen haltend und vom Mondſchein umfloſſen, der ihre Geſtalten in einem einzigen Schatten auf den erhellten Wieſengrund malte, bis Agethli plötzlich zurückfuhr und den Weg hinaufblickte. „Ich habe gemeint, es komme Jemand", ſagte es mit angehaltenem Athem; haſt Du nicht auch Schritte ge-

hört?“ — „Ich nicht“, erwiderte Hansli, „und wenn auch; aber ich darf doch noch eine Strecke weit mit Dir kommen!“ — „Wenn Du dann nur nicht wieder ſo weit zurück müßteſt,“ antwortete Agethli, indem es ſich zum Gehen anſchickend nochmals einen ſcheuen Blick den Weg aufwärts warf; „aber komm, wir wollen ein wenig ſchneller gehen. Ich habe doch etwas gehört.“

Hansli ſuchte ſeiner Aufregung Meiſter zu werden und mit dem ſchneller gehenden Mädchen Schritt zu halten. „Fürchteſt Du Dich denn?“ fragte er endlich; „oder haſt Du auch ſchon Angſt gehabt auf dem Heimwege?“

„Sonſt nicht,“ erwiderte Agethli, indem es wiederum mit halb abgewendetem Geſichte zurückblickte, „aber ſeit einigen Abenden bin ich immer ſo ſchnell als möglich gegangen, wenn ich einzig war.“

„Und warum denn das?“ fragte Hansli aufhorchend; was iſt ſeit einigen Abenden anders geworden gegen früher?“

Agethli ſenkte das Geſicht gegen die Bruſt, als ob es ſich ſcheue, die Frage zu beantworten. „Ich habe Dir vorhin ſchon geſagt“, entgegnete es dann, „daß ich wohl nicht mehr lange in die Fabrik werde gehen können; es hat ſich freilich etwas verändert darin.“

„Ja, das hab' ich vergeſſen, das haſt Du mir noch gar nicht erzählt“, rief Hansli; „was iſt's denn nur?“

„Bitt Dich, ſei nicht ſo laut“, antwortete Agethli; „aber erinnerſt Du Dich noch an des alten Gemeinderaths Viktor, der einmal —“

„An den?“ unterbrach Hansli faſt zornig; ja, dem möcht' ich ſchon auch noch einmal etwas einträuken. Was iſt's mit ihm?“

„Ach“, erwiderte Agethli in ſeiner leiſen Weiſe; „er iſt auch viele Jahre fortgeweſen, zuerſt in Baſel und nachher in Frankreich drinnen. Aber jetzt iſt er wieder zurück und —“

„Und?“ rief Hansli mit verhaltenem Athem: „was weiter?“

Agethli erſchrack über die Heftigkeit, mit der dieſe Worte hervorgeſtoßen wurden, obwohl es dabei eine eigene innere Freudigkeit empfand. „Du weißt vielleicht nicht einmal“, fuhr es dann in beſänftigendem Tone fort, daß die Fabrik droben zur Hälfte dem alten Gemeindrathe gehört. Er hat ſie mit noch einem Herrn aus der Stadt bauen laſſen, und deshalb mußte der Viktor in die Fremde, um das ganze Fabrikationsgeſchäft recht zu erlernen. Jetzt iſt er zurück und hat ſeine Stelle ſeit einigen Tagen angetreten.“

„Und deswegen willſt Du nicht mehr zur Fabrik gehen?“ fragte Hansli, dem das Blut heiß nach dem Kopfe ſchoß; „hat er Dir ſchon etwas zu Leide gethan?“

Agethli nickte langſam mit dem Kopfe. „Er iſt eben nicht beſſer geworden in der Fremde“, ſagte es ohne aufzublicken, oder wohl noch ſchlimmer als er's früher ſchon war. Weil er reich iſt, meint er auch, daß ihm Alles erlaubt und arme Leute nur ſeinetwegen da ſeien. Schon am erſten Abend wollte er

mich mit Gewalt hinübergeleiten, und — ich werde dieſen Gang in meinem Leben nie vergeſſen."

Die Stimme Agethli's war bei den letzten Worten zu einem kaum hörbaren Flüſtern herabgeſunken. Es hielt die Hand über die Augen, die ſich alsbald mit Thränen füllten. Hansli's Geſicht war bleich geworden und ſeine Rechte ballte ſich krampfhaft zur Fauſt zuſammen. „Und ſeither," fragte er ebenfalls kaum hörbar, „was hat er ſeither ſonſt noch gethan?"

„Ach", erwiderte Agethli die Augen trocknend, „ich weiß es ſelbſt nicht recht; wenn ich ihn nur ſehe, wird mir ſo bange, daß ich mir kaum zu helfen weiß. Manchmal ſchaut er mich kalt und zornig an, als ob er einen tiefen Groll auf mich hätte, dann handkehrum aber wieder mit einer ſo lauernden Freundlichkeit, daß mir das Herz im Leibe erzittert davor. Ich weiß auch, daß er mir einige Abende nachgegangen iſt, obwohl er mich ſeitdem nie einholen konnte."

„Und Du glaubſt, daß er uns am Ende auch dieſen Abend nachgegangen ſei," fragte Hansli ſtehen bleibend; rührten die Schritte vielleicht von ihm her, die Du vorhin zu hören meinteſt?" —

Im Ton dieſer Frage und in der ganzen Haltung des jungen Mannes, der mit ſcharfen Augen den Weg rückwärts blickte, lag etwas ſo Drohendes, daß Agethli raſch und ängſtlich erwiderte: „Nein, nein — und wenn auch — komm nur vorwärts, jetzt könnt' er mir ja doch nichts anhaben."

„Aber Deinem Vater", ſagte Hansli, der dieſer

Mahnung nur langsam und widerstrebend Folge leistete; „hast Du ihm noch nichts gesagt davon? Oder weiß er's schon?"

Agethli machte eine wehmüthig verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Ach Gott", gab es leise zur Antwort, „wenn es der Vater auch wüßte, seiner könnt' ich mich doch wenig getrösten. Er ist alt geworden und in vielen Dingen auch sonst anders, als er's früher war. Wie oft hab' ich schon gewünscht, daß ich mit der guten Mutter hätte sterben können."

Hansli schwieg auf diesen Ausbruch eines lang verhaltenen Leides und auch Agethli ging schweigend neben ihm her, bis sie in der Tiefe, unten an der Uferhalde das Häuschen erblickten. Aber das Bild, das sich ihnen hier von der Höhe herab darbot, paßte sonst wenig zu den trüben oder bittern Gedanken, die ihre Herzen bewegten. Ueber dem Flusse zogen leichte Schleierwölkchen eines aufsteigenden Nebels dahin, den der Mond mit einem röthlichen Schimmer übergoß, und über die dunklen Uferhalden war der Ausdruck tiefster Ruhe und stillen Friedens verbreitet. Die Zweige der Bäume bewegten sich kaum in einem leisen Nachthauche, während am klaren Himmel das Heer der Sterne in ungezählten Schaaren heraufzog. Schweigend blieben die Beiden Hand in Hand stehen und Jedes mochte darüber nachsinnen, warum doch in dieser schönen Gotteswelt so viel des Unheils und Kummers sein müsse, bis endlich Hansli fragte, ob der Vater wohl daheim sei. „Ich glaube es", entgegnete Agethli,

„auf den Taglohn geht er nur noch ſelten mehr. Aber Du würdeſt ihn ſchwerlich mehr erkennen, wenn er Dir ſchon begegnete.“

Hansli ſchien den Seufzer nicht zu beachten, mit dem dieſe Worte begleitet waren und ſagte deshalb ernſt: „Ich möchte ihn gleichwohl ſehen.“

„Wenn Du mich noch bis hinunter begleiten willſt,“ entgegnete Agethli gedrückt, „wirſt Du ihn wohl antreffen! nur bitt' ich Dich, nicht auf jedes ſeiner Worte zu achten, wenn er eine ſeiner böſen Stunden haben ſollte.“

Hansli glaubte dieſen Wink mit Anderm, was er ſchon wußte, zu verſtehen, ohne ſich jedoch in ſeiner Abſicht beirren zu laſſen. Der Weg ſenkte ſich nun ſteiler abwärts, und bald ſchimmerte den beiden nächtlichen Wanderern ein matter Lichtſchein aus dem Häuschen entgegen. „Noch Eines,“ ſagte Agethli zögernd, „es iſt auch möglich, daß der Vater nicht allein wäre. Ach mein Gott, wie gerne hab' ich dieſen Heimweg jedesmal gemacht, als die Mutter noch lebte, und wie ſchwer wird mir jetzt oft jeder Tritt, je näher ich dem Hauſe komme!“

Hansli gab wiederum keine Antwort. Als ſie jedoch vor das Häuschen kamen, ſagte er leiſe: „Ich ſehe wohl, daß Du mich nicht gerne unvorbereitet mit dem Vater zuſammenbringſt; ich will deshalb auch nur einen Blick durch das Fenſter thun.“ Damit näherte er ſich vorſichtig dem Fenſter; aber es ging ein leiſes Fröſteln über ſeine Glieder, als er kaum ſein Auge auf dasſelbe

geheftet hatte. Im ſpärlichen Lichtſcheine ſah zwar drinnen das Stübchen noch wohlgeordnet und ſauber aus; dagegen ſaßen am Tiſche zwei alte Männer, deren ganze Aufmerkſamkeit von den Karten in Anſpruch genommen war, die ſie in den Händen hielten. Neben ihnen auf dem Tiſche ſtand eine Flaſche, und zwei Gläſer waren noch halb mit jenem verzehrenden Feuergifte angefüllt, das dem Armen ſtatt Kraft und Erheiterung ſtets nur neue Noth und neue Leiden bringt. „Armes Agethli," ſagte Hansli leiſe vor ſich hin, „nun begreif' ich, daß Dir Deine Heimgänge ſchwer werden müſſen." Langſam trat er vom Fenſter zurück, und mitleidig ſchaute er auf das Mädchen, das ſchweigend und geſenkten Blickes vor ihm ſtand. „Du haſt recht," ſagte er dann mit gedämpfter Stimme, „es iſt vielleicht beſſer, wenn Dein Vater jetzt nichts von meiner Anweſenheit erfährt. Ein ander Mal wird es ſich dann ſchon geben. Aber nun höre: Morgen gehſt Du nicht zur Arbeit in die Fabrik. Ich erwarte Dich früh droben an der Halde, da ich wahrſcheinlich noch Wichtiges mit Dir zu ſprechen habe. Willſt Du?" —

„Wenn Du es ſo wünſcheſt — gerne," entgegnete Agethli leiſe.

„Nun denn, gute Nacht," ſagte Hansli raſch, indem er flüchtig die Hand des Mädchens drückte und dann eiligen Schrittes die Uferhalde wieder hinanſtieg.

Auf hohen Wogen.

Für Agethli war die Nacht eine schlaf- und ruhelose. Erst jetzt, als es sich einsam in seinem Kämmerlein befand, schienen seine Gefühle völlig aufzuwachen und mit all ihrer Gewalt aus dem Innern hervorzubrechen. Aber lange war es eine regellos durcheinander brausende Fluth, welche die junge Brust durchwogte. Während das Mädchen von einer plötzlichen innern Freudigkeit laut hätte aufjubeln mögen, stürzten doch bittere Thränen aus seinen Augen, die wieder von einem inbrünstigen Gebete abgelöst wurden; doch schwerlich würden die angerufenen Heiligen selbst recht gewußt haben, was sie auf diese Bitten eigentlich gewähren sollten, und Mitternacht war längst vorüber, bevor Agethli zu einiger Stille in seinem Innern gelangen konnte. Die verworrenen Bilder des Hoffens und Entsagens, die in wildem Fluge vorüberzogen, mußten endlich den Bildern der Erinnerung weichen, die in milder Klarheit aus vergangenen Tagen herüberschauten. Agethli lebte noch einmal das Entzücken durch, das ihm das prächtige Tüchlein Hansli's an jenem Kirchweihtage verursacht hatte; aber zum Tode entsetzt stand es bald auch am Ufer und schaute durch die taghelle Nacht über den Fluß zu dem brennenden Hause hinüber. Im ersten Tagesgrauen sah es Hansli mit der Mutter langsam an der jenseitigen Halde hinaufsteigen und auf der Höhe im herbstlichen Morgen-

nebel verschwinden — für immer, wie es damals glaubte. Sein äußeres Auge hatte ihn bis heute auch nie mehr erblickt seitdem; aber mit seinem innern Auge war es ihm unabläßig gefolgt, hatte ganz deutlich gesehen, wie er in der Fremde wuchs und welche Veränderungen mit ihm vorgingen, und drum war es diesen Abend gar nicht überrascht gewesen, als er plötzlich so groß und stattlich vor ihm stand. Ein solch sicheres inneres Verbundensein findet sich unter befreundeten Menschen viel häufiger, als sie gewöhnlich selbst es glauben; aber in dem zerstreuenden Treiben des Tages vergessen die Meisten diesem feinen seelenverbindenden Weben nachzugehen, und doch — welch' eine reiche Quelle freundlichen Lebensgenusses läge darin! — Agethli's Gesicht leuchtete auf vor innerer Glückseligkeit, als es des ersten Grußes gedachte, den ihm Hansli nach jahrelanger Trennung zugeschickt hatte. Seitdem war eine äußerliche Verbindung zwischen den Beiden immer unterhalten worden, wie Gelegenheit es etwa mit sich gebracht; aber nicht ein einziges Mal hätte Hansli auch nur das kleinste Briefchen geschrieben. Es war gewöhnlich der alte Krämer oben im Dorfe, der die Grüße überbrachte, wenn er von Zeit zu Zeit zum Einkaufe seiner bescheidenen Waarenvorräthe nach Zürich ging. Agethli hatte über diese Grüße stets eine so große Freude empfunden, daß ihm der Mangel eines ausführlichen Briefes gar nicht aufgefallen war; jetzt jedoch wollte ihm derselbe mit einem Male in einem ganz andern Lichte erscheinen und es kostete nicht ge-

ringe Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die ſich wiederum in die Augen drängten. Es war gut, daß ſich bereits ein blaſſer Morgenſchein vor das kleine Fenſter legte; denn das Tageslicht weckt immer ſtärkere Gedanken, als die Nacht mit ihrer ahnungsvollen Finſterniß. Agethli, das bisher völlig angekleidet auf dem Bette geſeſſen, erhob ſich, indem es laut vor ſich hin ſagte: „Aber was willſt Du denn mehr, Du einfältiges Kind? Kannſt Du nicht zufrieden ſein, daß er mitten in der großen Stadt, während er geſchickt und vermöglich wurde, immer noch an Dich gedacht hat. Und daß er auch jetzt noch ſo freundlich iſt, wo hundert Andere an ſeiner Stelle ſich Deiner faſt geſchämt hätten — ach Gott, ich weiß nicht mehr, was ich denken ſoll.“ Das gute Mädchen hatte wohl recht mit dem Schluſſe dieſes Selbſtgeſpräches, da es doch nur wieder am Ende des Kreislaufes ſeines mitternächtigen Sinnens angelangt war. Drum öffnete es das Fenſterchen, um ſich das heiße Geſicht von der feuchtkühlen Morgenluft anwehen zu laſſen und verließ dann, als es ſich ein wenig erfriſcht, leiſen Trittes das Kämmerlein. Draußen horchte es noch vor einer gegenüberſtehenden Thüre, hinter der ein ſchweres Athmen vernehmbar wurde; dann ging es langſam zum Hauſe hinaus.

Zwiſchen den Höhenſäumen der Halden ſchaute bereits ein lichtblauer Herbſthimmel herab, während ſich auf dem Fluſſe noch immer bald leichtere, bald dichtere Nebelgebilde dahinwoben. Agethli ging dem Ufer entlang bis zur Stelle, wo es einſt als kleine Hüterin

seinen gewohnten Sitz aufgeschlagen hatte und auf seinem Gesichte lag der Ausdruck einer wehmüthigen Heiterkeit, als es nach langem Schauen zur andern Halde hinüber sich wieder zum Rückwege wendete. „Es ist zwar noch viel zu früh," begann sich sein Gedankengewebe wieder anzuknüpfen, indem es langsam den Haldensteig betrat: „bis er von der Stadt herauskommt, kann es noch lange dauern; aber in der Stube hätt' ich's doch auch nicht mehr aushalten können. Was er mir noch zu sagen haben mag, da er mich gestern Abend so plötzlich stehen ließ! Gutes wird es nicht viel sein; denn ich habe wohl bemerkt, wie sein Gesicht sich zusammenzog, als er durch's Fenster schaute und den Vater drinnen spielen sah. Armer, unglücklicher Vater — nun, ich werde mich in Alles schicken müssen." Neben diese zweifelnden und entsagenden Gedanken wollte sich freilich wie ein warmer Hoffnungsstrahl auch die Erinnerung an den Ausruf Hansli's stellen: „Wie sollt' ich fern von Dir noch leben können;" aber Agethli fuhr mit der flachen Hand sogleich über das schmerzlich lächelnde Gesicht, als müsse es diese Bilder, die doch nur verlockende Trugbilder sein konnten, von den Augen wegwischen. „Ich bin ein armes einfältiges Geschöpf," sagte es laut vor sich hin, „und habe an nichts anderes zu denken, als wie ich mit ehrlicher Arbeit durch die Welt kommen möge." Agethli war an eine Biegung des Weges gelangt, wo seit uralten Zeiten unter überhängendem Gebüsche ein moosbewachsenes Steinkreuz stand. In diesem Augenblicke

fiel es ihm ein, daß er über seinen andern Gedanken das sonst nie versäumte Morgengebet vergessen habe, und sogleich kniete es in das feuchte Gras vor das Kreuz hin, um Gott und die gnadenreiche Jungfrau inbrünstig anzuflehen, sie möchten ihm nur die Wege zeigen, die ihnen allein gefällig seien. In dieser vertrauensvollen Anheimgabe seines Geschickes an die obwaltende Macht des Himmels fand das bewegte Herz mehr und mehr seinen Frieden wieder und Aethli würde wohl noch lange in seinem frommen Thun beharrt haben, wenn nicht endlich eine milde Stimme hinter ihm gesagt hätte: „Bete auch für mich, Aethli; denn Deine Gebete muß der Himmel erhören.“ Als die Beterin aufblickte, stand Hansli entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen neben ihr.

„Gottlob, daß ich Dich am ersten Tone Deiner Stimme erkannt habe,“ rief Aethli sich erhebend, „sonst würdest Du mich mächtig erschreckt haben. Vor einer Stunde zum mindesten habe ich Dich noch nicht erwartet da draußen.“ — „Vielleicht ist mir's drinnen im Stadtwirthshause ergangen wie Dir daheim,“ erwiderte Hansli, der ernst und bleich aussah; „wie mir's vorkommen will, haben Deine Augen keinen langen Schlaf gesehen diese Nacht. Aber hast Du auch schon zu Morgen gegessen?“

„Nein,“ schüttelte Aethli leise mit dem Kopfe; „der Vater schläft noch, und — wenn er etwas essen will, kocht er immer am liebsten selbst. Hunger hab' ich auch keinen.“

„Da mach' ich Dir gleichwohl den Vorschlag, wir gehen mit einander nach dem Milchhübeli hinüber," sagte Hansli; „nüchtern werden wir nicht den ganzen Vormittag bleiben können und der Weg dahin muß recht hübsch sein."

„Ja, aber in diesen Kleidern kann ich doch nicht an einen solchen Ort gehen," entgegnete Agethli, indem es demüthig auf sein bescheidenes Werktagskleid niederblickte; „was müßten auch die Leute sagen, wenn sie mich so mit Dir dort sehen würden!"

„Laß die Leute sagen, was sie wollen," erwiderte Hansli: „für mich ist Dein Kleid lange gut genug, und im Uebrigen werden um diese Zeit im Milchhübeli wohl noch keine Gäste anzutreffen sein."

Das ernste, gehaltene Wesen, das bei Hansli diesen Morgen sichtlich hervortrat, wollte dem schüchternen Agethli schwer auf das Herz fallen. Wahrlich, die versprochenen Mittheilungen, die hinter diesem nachdenklichen Gesichte verborgen lagen, konnten weder geringfügige noch fröhliche sein, und drum wagte es keinen Einwurf mehr gegen den gemachten Vorschlag, obwohl es lieber, als an einen solchen Ort, nur am einsamen Waldrande der Uferhalde dahingegangen wäre.

Das „Milchhübeli" nämlich war eine öffentliche Gartenwirthschaft, die, etwa eine Viertelstunde außerhalb des Städtchens gelegen, von den Bewohnern desselben während der guten Jahreszeit fleißig besucht wurde. Aber Hansli hatte recht gehabt, der Weg dahin war wohl des Gehens werth und zumal in dieser

herbſtlichen Frühſtunde. Vom obern Rande des Uferhaldenwaldes führte er durch ein noch morgenſtilles Blachfeld, aus deſſen friſchgepflügten Aeckern ein kräftiger Brodem emporſtieg. Seitwärts, an der Grenze des Waldes, lag, halb von verwehendem Dufte verhüllt, das Dorf, zu dem das väterliche Häuschen Agethli's gehörte. Hoch drüber hervor tauchte die Kirchthurmſpitze ihr goldglänzendes Kreuz in die erſten Strahlen der Sonne, die eben hinter den öſtlichen Vorbergen hervorgegangen war, während weiter rückwärts die klar leuchtenden Firnenhäupter der Alpen röthliche Wolkenſtreifen in das breite Flußthal herabſandten. Die Amſel aber, die zur Sommerszeit aus den nahen Gebüſchen den Morgen mit ihrem Schlage begrüßt, war bereits verſtummt oder davongezogen und in den Bäumen am Wege ließ kaum noch eine Spätmeiſe ihr Zirpen hören.

Auch auf dem Milchhübeli war es noch ſtille, als die zwei Frühgäſte anlangten. Die Hausfrau war mit dem morgendlichen Aufräumen kaum fertig geworden, als ſie in die Laube eintraten, welche ſich zu einer weitſchauenden Ausſicht auf Fluß, Thal und Gebirg an der Vorderſeite des Hauſes hinzog. Die Wirthin blickte Agethli verwundert an und ließ dann ihre ſchnellen Augen über Hansli gleiten. Das ſonſt nicht unfreundliche Geſicht nahm einen etwas bedenklichen Ausdruck an, der jedoch ſogleich wieder verſchwand, als Hansli zum Begleite des Morgenkaffee's ruhig eine währſchafte Platte „Strübli" beſtellte, für deren

treffliche Bereitung die Wirthin auf dem Milchhübeli in weiter Umgebung bekannt war.

„Aber um aller Heiligen willen, was denkst Du auch, solche Sachen zu bestellen", sagte Agethli, als die Frau geschäftig in's Haus gegangen war; „ich muß mich ja fast zu Tode schämen. Und was soll ich nun erst sagen, wenn sie auszufragen anfängt, wie sie es gewiß thun wird? Hast Du nicht gesehen, wie sie mich angeschaut hat, als wir ankamen? Sie wird sich weiß Gott was für Gedanken machen."

„Nun, nun, was wird es da viel zu denken geben", entgegnete Hansli scheinbar gleichgültig, während doch ein heitres Lächeln über sein ernsthaftes Gesicht glitt; „hoffentlich wird es noch erlaubt sein, in einer anständigen Wirthschaft eine Tasse Kaffee zu trinken!"

„Ach ja, wenn Du nur nicht noch die andern überflüssigen Sachen dazu bestellt hättest, sagte Agethli halb ängstlich, halb schmollend: „aber so ist sie erst recht neugierig gemacht. Ich kenne sie zu gut, und wahrhaftig — wenn ich nur sagen könnte, Du wärest ein entfernter Verwandter. Denn sicherlich kennt sie Dich doch nicht."

„Ja, ja", erwiderte Hansli, „indem er geräuschvoll einen Tisch zurecht rückte, „ich sehe schon, Du schämst Dich meiner."

„Aber wie Du so etwas sagen kannst", entgegnete Agethli, dessen Augen sich mit einem feuchten Glanze füllten, langsam und vorwurfsvoll; „Du wirst doch nicht glauben, daß mich sonst Jemand auf der Welt

hätte bewegen können, mit ihm auf ſolche Weiſe hieher zu kommen."

„Nun, ſo ſetze Dich nur getroſt in die Ecke da", ſagte Hansli in ſeiner angenommenen Gleichmüthigkeit; „will die Wirthin neugierig werden, ſo laß Du nur mich antworten. Am liebſten wär's mir aber, wenn ſie den Kaffee bald brächte."

Mit dieſem Troſte mußte das verſchämte Agethli ſich zufrieden geben. Dagegen ließ die gewandte Milchhüblerin den Wunſch Hansli's ebenfalls nicht lange auf Erfüllung warten, und bald ſaß das Pärchen hinter dem ſauber gedeckten Tiſche mit der mächtig dampfenden Kaffeekanne. Die friſche Morgenluft hatte auch auf Agethli ihre Wirkung nicht verfehlen können und der ſüße Duft des friſch Gebackenen lockte ſo einladend, daß die mannigfaltigen Bedenklichkeiten wenigſtens für eine kurze Zeit einem wohligen Behagen Platz machen mußten.

„So!" ſagte endlich Hansli, der ſeiner beſcheidenen Begleiterin mit ermunternden Worten und gutem Beiſpiele redlich vorangegangen war; „ſo, nun mag die gefürchtete Frau Wirthin anrücken, wenn ſie noch etwas von uns erfahren will. Bis jetzt hat ſie ihre Sache wacker gemacht."

Und es war wirklich, als ob die Milchhüblerin nur auf dieſen paſſenden Augenblick gelauert hätte; denn kaum hatte Hansli Taſſe und Teller ein wenig bei Seite geſchoben, als ſie auch ſchon in die Laube trat, um den Gäſten nach der gereichten körperlichen Nah-

rung nun noch die geistige Speise ihres unterhaltenden Wortes anzubieten. Offenbar war sie auf diesem Gebiete nicht weniger bewandert, als auf demjenigen des Kuchenbackens und ehe Hansli sich's versah, hatte sie schon aus ihm heraus, wer und was er sei.

„Ei, du heilige Güte", rief die Frau, ihre Hände zusammenschlagend, „der Fährhans soll Euer Vater gewesen sein! Auch Eurer Mutter entsinne ich mich noch recht wohl, der armen, braven Frau! Aber wie sich in der Welt doch Alles wunderlich wenden kann. Nun, nun, jetzt begreif ich Alles und es freut mich recht von Herzen, nicht nur für Euch, sondern auch für Agethli. Ich konnte mir vorhin gar nicht denken, wie es mit einem fremden Herrn so früh da heraufkomme; aber Ihr Beide kennt ja einander von Kindesbeinen an. Das ist etwas Andres."

„Ja wohl kennen wir uns von Kindheit an", unterbrach Hansli den rasch fließenden Redestrom; „und ich habe mich dieser Bekanntschaft stets gefreut bis zur gegenwärtigen Stunde."

„Das will ich Euch gerne glauben", fuhr die Wirthin fort; denn das Agethli ist ein braves, rechtschaffenes Mädchen, ich darf das vor seinen eignen Ohren sagen. Und ja, wenn es nur halb so viel Geld hätte wie manche Andre, so würde man bald ein anderes Glöcklein läuten hören. Hat doch erst gestern der Herr Viktor drüben in der Fabrik hier am offenen Tisch gesagt, des alten Fährwirths Kind sei das schönste Mädchen in der ganzen Gegend herum. Du brauchst

deshalb nicht roth zu werden, Agethli, ich ſage nur, was noch viele Andre mit mir gehört haben. Freilich, freilich, der Herr Viktor ſcheint ein gar luſtiger Herr geworden zu ſein in der Fremde, wie das eben ſo geht bei ſolchen jungen Leuten, die dem Gelde nicht viel nachzufragen brauchen. Aber wenn man Euch Beide ſo beiſammen ſitzen ſieht, ſo ſollte man doch auch meinen, man habe das hübſcheſte Brautpärchen vor ſich."

Bei der Erwähnung des Herrn Viktor hatte ſich die Stirne des jungen Mannes finſter zuſammengezogen; mit der Schlußwendung, welche die Rede der Wirthin nahm, blickte er jedoch wieder heiterer auf und mit heiterm Ernſte ſagte er auch: „Nun, Frau Wirthin, was noch nicht iſt, wird hoffentlich bald werden."

„Jeſus Maria!" rief Agethli laut und erbleichend; „wie magſt Du ſolchen Scherz treiben, Hansli."

„Ach was, Scherz!" lachte die Wirthin, die eben abgerufen wurde: „ich habe mir doch gleich gedacht, daß ſo etwas im Spiele ſei. Nun, das werd' ich Euch Zweien ſchon einzig überlaſſen können."

Sie ging, während Agethli ſich mit halb geſchloſſenen Augen in ſeine Ecke zurücklehnte „Aber was haſt Du denn?" fragte Hansli beſorgt; „Du wirſt mir doch nicht böſe ſein."

„Nein", erwiderte Agethli in leiſem, wehmüthigem Tone; aber Du haſt mir wehe gethan mit Deinem Scherze."

Hansli blickte eine Weile ſchweigend in das ſchöne

Antlitz des Mädchens und legte dann deſſen Rechte zwiſchen die beiden eignen Hände. „Wenn ich Dir wehe gethan habe“, begann er mit gedämpfter Stimme, ſo verzeihe mir; aber an einen Scherz habe ich wahrlich nicht gedacht. Nein, Agethli“, fuhr er noch eindringlicher fort, als dieſes leiſe den Kopf ſchüttelte, „höre mich und antworte mir dann, wie Du glaubſt es thun zu müſſen. Ich habe Dir ſchon geſtern Abend geſagt, daß es mir in meiner Stellung nicht mehr gefalle; aber ich habe hier Manches gefunden, was mir noch viel weniger gefällt und jedenfalls ſchlimmer iſt, als ich es erwartet hatte. Drum ſage mir nur Eines aufrichtig. Daß es mit Deinem Vater ſeit lange nicht mehr war, wie es ſein ſollte, hab' ich ſchon von unſerm Krämer erfahren; aber iſt es auch wahr, daß er Dir von Deinem Verdienſte nicht mehr das Nothwendigſte läßt, nur um ſeiner unglücklichen Angewöhnung leben zu können? daß er ſich nie darum kümmert, ob Du noch ein Stück Brod vorfindeſt, wenn Du Abends ſpät und müde heimkommſt?

„Er iſt alt und ſchwach“, erwiderte Agethli, ohne aufzublicken; „aber ich bitte Dich, frage mich nicht mehr über ſolche Dinge.“

„Nun gut, er ſoll auch nicht hülflos ſein in ſeinen alten Tagen“, fuhr Hansli mit warmem Ernſte fort; „drum höre mich weiter an. Es iſt wahr, ich hatte mir vorgenommen, noch einige Zeit abzuwarten, bevor ich ein eigenes Geſchäft anfangen würde. Ich gedachte auf eine bequeme Gelegenheit zu warten, wie das eben

ſo geht, wenn keine beſondere Nöthigung zu einem wichtigen Schritte vorhanden iſt. Nun hat mir aber ſchon zu wiederholten Malen ein alter Kunde unſers Zürcher Hauſes ſein eigenes Geſchäft anerboten, das er bisher in einem rechten Dorfe drunten in meinem Kantone mit gutem Vortheile betrieben hat. Willſt Du mir helfen, dieſes Geſchäft zu übernehmen? Willſt Du noch heute mit mir gehen, um Dir die Gelegenheit zu beſehen, Agethli? Für Deinen alten Vater wird ſich dann bei uns wohl ein beſſ'res Ruheplätzchen finden, als an der Uferhalde."

Agethli ſchlug die bisher faſt geſchloſſenen Wimpern langſam auf und blickte Hansli nun mit weitgeöffneten Augen ſchweigend an, als ob es aus tiefem Schlafe erwache. Seine Hand, die in derjenigen Hansli's lag, fing an zu zittern und die ſchönen Lippen thaten ſich leiſe auf, wie von dem Herannahen eines inhaltſchweren Wortes geöffnet; aber dieſes Wort ſchienen ſie nicht ausſprechen zu können, bis Hansli ſelbſt mit gepreßter Stimme fragte: „Und Du kannſt mir keine Antwort geben, Agethli?" Da drückte das in ſeinem Innerſten erſchütterte Mädchen ſeine Stirne auf die Hand des Fragenden nieder, um die mächtig hervorbrechenden Thränen ſtatt aller Worte ſprechen zu laſſen. —

Als die Wirthin nach einiger Zeit wieder in die Laube trat, hatte ſich der erſte Sturm der aufgeregten Gefühle beſänftigt und die beiden jungen Leute ſchauten neben einander ſtehend mit verklärten Geſichtern in die ſonnige Herbſtlandſchaft hinaus. „Sagt dem Herrn

Viktor, wenn er herkommt", rief Hansli, mit freudigem Stolze den Arm Agethli's in den seinigen nehmend und sich zum Gehen anschickend; „sagt ihm, daß diesen Morgen das schönste Mädchen der Gegend meine Braut geworden sei." Agethli preßte den Arm seines Begleiters heftig an sich und wollte ihn mit einem bittenden Blick zum Schweigen mahnen; aber der gesichert scheinende Besitz eines neuerworbenen Glückes ist jederzeit redselig und so ließ nun auch Hansli der Wirthin gegenüber noch manchem heitern Worte freien Lauf, dem er sonst bei seinem ruhig bescheidenen Wesen den Weg über die Zunge verwehrt hätte.

Unter glückseligem Geplauder und Pläne-Entwerfen schlugen die Zwei den Rückweg nach der Uferhalde ein. Zuerst wollte man den Vater von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen und dann schon um die Mittagszeit mit dem kleinen Postwagen, der auf seiner Route das Städtchen berührte, landabwärts fahren, um die voraussichtliche neue Heimat in Augenschein zu nehmen. Agethli, das in seinem Leben noch nie mit der Post gefahren, wollte zwar anfänglich Einwendungen erheben gegen einen so unerhörten Luxus, und dann meinte es auch, Hansli könnte die Sache einzig besorgen. Dieser schnitt jedoch jede solche Einrede mit den Worten ab: „Wenn es mir an dem Orte gefallen soll, muß es Dir schon vorher gefallen haben. Was das Geschäft anbetrifft — ja, das kannst Du mir dann einzig überlassen." Als sie an das alte Kreuz kamen, wo sie in der Morgenfrühe zusammengetroffen waren, sagte Hansli

ſtehen bleibend: „Nun weiß ich, daß Du heute hier auch für mich gebetet haſt.“ — „Ach Gott“, rief Agethli, beide Arme um den Hals des Jugendgenoſſen ſchlingend, all' unſere Pläne und Hoffnungen ſind viel zu ſchön, als daß ſie wahr werden könnten. Ich fühl' es deutlich, mein Lieber, daß es nur ein ſchöner Traum iſt.“

Das feinere weibliche Gemüth iſt gerade in Augenblicken des höchſten innern Glückes für dunkle Ahnungen am empfänglichſten, und ſind dieſe einmal erwacht, ſo drängen ſie auch darnach, durch äußere Verhältniſſe ſich zu rechtfertigen. Darum vermochten Hansli's bald heitern, bald freundlich ernſten Troſtworte jetzt nur wenig über den trüben Geiſt, der das gute Mädchen mit einem Male zu bewältigen drohte. Agethli klagte ſich ſelbſt der bittern Armuth an, die ihm nicht einmal geſtatte, ein anſtändiges Hochzeitskleid anzuſchaffen, geſchweige denn dem Bräutigam ein Brautbett zuzubringen, und beſchuldigte ſich ſchweren Leichtſinnes, daß es über den unberechtigten Wünſchen ſeines Herzens dieſe und andere Dinge nicht beſſer bedacht habe. „Aber um des Himmels willen!“ rief Hansli halb ungeduldig; „hab ich denn das Alles nicht geſtern ſo gut als heute gewußt, und wollt' ich etwas andres von Dir als Dich ſelbſt! Mein bischen Erſpartes reicht ſchon aus zu einem beſcheidenen Anfange, und dann ſind wir Beide ja noch jung und können arbeiten. — Ach, Du weißt nicht einmal, was ein ſo hübſches, freundliches Weibchen für einen Kaufladen werth iſt,“ fügte er

freudig hinzu. — Doch auch ihm wurde trüber und unheimlich zu Muthe, als er nun bald vor Aethli's Vater stand. Allem Anscheine nach war der alte Fährewirth noch nicht lange aufgestanden, aber in dieser kurzen Frist der verderblichen Gewohnheitsmacht, die ihn beherrschte, schon wieder erlegen. Seine blöden, tief zurückgesunkenen Augen schienen kaum ein Verständniß der Vorgänge zu verrathen, die über die ganze Zukunft seines einzigen Kindes entscheiden sollten, und es fiel ihm nicht einmal ein, an Hansli irgend eine Frage zu stellen. Dieser war daher froh, als Aethli mit seinen kleinen Reisevorbereitungen zu Ende war und sie den Rückweg nach der Stadt wieder antreten konnten. Er wurde schweigsamer zurückgelegt als es sich sonst für ein sich selbst überlassenes Brautpärchen hätte ziemen mögen; denn auch Hansli hatte genug zu thun, des peinlichen Eindruckes los zu werden, ohne sich darüber gegen das Kind des unglücklichen alten Mannes auszusprechen. Unwillkürlich kam es ihm vor, als ob derselbe wie ein dunkler Schatten vor seinem Glücke stehe. Aethli, das wohl ahnte, welche Wege die Gedanken seines Begleiters einschlugen, ging ebenfalls schweigend und gesenkten Antlitzes neben ihm her, während es sich lieber im nahen Gebüsche hätte verbergen mögen, um Glück und Leid, Hoffen und Verzagen, die sein Herz bestürmten, auszuweinen.

Ueber solche Stimmungen hilft besser als alle innern Anstrengungen der Wechsel neuer Eindrücke hinweg. Selbst Aethli wurde bald wieder heiter und

zuversichtlichen Gemüthes, als sie nun in dem kleinen Postwagen durch die sonnige Herbstlandschaft dahinfuhren. Zum guten Glücke hatte sich kein anderer Reisender eingefunden, so daß sich die Zwei einer ungestörten Traulichkeit hingeben konnten.

„Jetzt schau einmal eine halbe Minute lang zum Wagen hinaus," sagte Agethli mit einem freundlichen Blicke; „ich will Dir dann etwas zeigen."

Hansli leistete diesem Ansinnen bereitwilligst Folge, obwohl er sich nicht denken konnte, auf was es abgesehen sei; als er aber nach einer kurzen Weile den Kopf wieder durch das Wagenfenster zurückzog, mußte er das erwartungsvoll lächelnde Agethli verwundert anblicken. Das schwarze Seidentuch, der kostbarste Gegenstand seines ganzen Kleiderstaates, das es bisher um Hals und Schultern getragen, war verschwunden und an seine Stelle ein kleineres buntfarbiges Tüchlein getreten. Hansli betrachtete diese Veränderung, die freilich nicht gerade zum Vortheile eines bräutlichen Aussehens beitrug, anfänglich etwas kopfschüttelnd; aber bald wurde sein Blick ernster und nachdenklicher. Dieses goldgelbe Blumengewinde mit dem violetten Randkränzchen wollte sich ihm wie eine alte freundliche Bekanntschaft aufdrängen und einen Augenblick schoß ihm wie ein erquickender Sonnenstrahl die Erinnerung an den Kirchweihkram, der ihm einst so viele Mühe gekostet, durch den Kopf. Aber nein, mußte er sogleich über diesen Gedanken lächeln; das ist nun mehr als zehn Jahre her, und in einer solchen Zeit hat ein drei-

batziges Baumwollentüchlein seine Farbe wohl auch schon zehnmal gewechselt, wenn es sein Dasein überhaupt so lange zu fristen wußte. Agethli mochte indessen den heitern Ausdruck, mit dem diese Erinnerung das Gesicht Hansli's überflogen hatte, auf seine eigene Weise gedeutet haben, und es sagte daher in einem Tone, der zwischen neckischem Selbstgefühl und leiser Wehmuth schwankte: „Du siehst wenigstens, daß ich zu dem Wenigen, das ich habe, Sorge zu tragen weiß, und das ist ja auch eine Hausfrauentugend, wie ich denke. Oder sieht das herzige Tüchlein nicht noch fast nagelneu aus? Und doch — wie viel hundertmal hab' ich es in all diesen Jahren aus- und eingepackt, um es nach Herzenslust betrachten zu können. Mir ist's, es hätte nur davon schon vergilben sollen."

„Ja, wie denn," fragte Hansli zögernd; „was ist's denn Besonders mit dem Tuche?"

„Ei Du Böser," schmollte Agethli lächelnd, „ich glaube gar, Du willst Deine eigenen Kirchweihgeschenke verleugnen."

„Was sagst Du," rief der junge Mann freudig bewegt, indem er die holde treue Gestalt an sein Herz zog; „nein wahrlich, Du bist lieb und gut, Agethli, wie ich mir's kaum hätte denken können."

So Seite an Seite und Wange an Wange geschmiegt, saßen die Zwei aus der schönen Gegenwart heraus von Vergangenheit und Zukunft plaudernd neben einander, als der Wagen anhielt und plötzlich ein schwarzgekleideter Mann vor dem sich öffnenden Schlage

ſtand. In verſchämter Verlegenheit wollte Agethli in eine Ecke zurückfahren, ohne ſich jedoch ſo ſchnell von dem umfangenden Arme Hansli's losmachen zu können, während der Fremde ſchon mit ſcharfen Blicken hereinſpähte. Mit einem mehr gebrummten als geſprochenen Gruße ſtieg er ein, um ſich dem in ſeiner Traulichkeit ſo unangenehm geſtörten Pärchen gegenüber zu ſetzen. Er war ein noch jüngerer Mann mit glattraſirtem Geſichte, auf dem aber der Ausdruck eines ganz eigenen Gemiſches von Demuth und hochmüthigem Weſen lag. Nachdem er das über und über erröthende Mädchen mit ſcharfen Blicken fixirt, ließ er dieſe Blicke auf Hansli haften, der jedoch keineswegs gewillt war, die Augen niederzuſchlagen, wie Agethli es gethan. Vielmehr hielt er den Blick des Fremden feſt, faſt herausfordernd aus, bis dieſer das Geſicht zur Seite wandte und ſich dann mit einem langgedehnten Seufzer an die Wagenwand zurücklehnte. Zu einem Geſpräche ſchien er keine Luſt zu haben, und auch Hansli fand ſich, durch das ganze Weſen des Mannes unangenehm berührt, wenig bemüßigt, ein ſolches anzuheben. Auf ſolche Weiſe würde der ganze übrige Theil der Fahrt wohl ein ſehr peinlicher geworden ſein, wenn nicht der Fremde zum großen Vergnügen der Brautleutchen ſchon bei der nächſten Station wieder ausgeſtiegen wäre.

„Der Himmel verzeih' mir's," ſagte Hansli, als er dem ohne Gruß ſich Entfernenden noch eine Weile nachgeſchaut, wie er gravitätiſch und doch mit geſenktem Haupte dahinſchritt; „ich habe die Leute nie leiden

mögen, die da meinen wie gescheit sie seien, wenn sie nur einem geistlichen Herrn Eins anhängen können; aber dieser da scheint mir doch ein Stück von einem scheinheiligen Pfaffen zu sein."

„Herr Jesus, wie Du sprichst," rief Agethli halb erschreckt; „mir ist's, ich habe den Herrn droben bei uns schon gesehen — ja, ja, gewiß — es ist so, und drum bin ich vorhin auch noch mehr erschrocken, weil er mir bekannt vorkam."

„Sei er, wer er wolle," entgegnete Hansli unmuthig; „aber was braucht er uns anzuglotzen wie entsprungene Zuchthäusler und dabei zu seufzen, als ob er unser schuldloses Sündenlamm sein müßte. Nein, nein, es ist nur gut, daß er wieder fort ist."

Damit war nun freilich auch Agethli einverstanden; aber still löste es das bunte Tüchlein von den Schultern, was es in Gegenwart des Fremden nicht gewagt hatte, und hüllte den schönen Hals und Nacken wieder in das züchtig ernste Seidentuch. Hansli verstand wohl, was in diesem Wechsel lag, drum schwieg er dazu, und schweigsamer als früher wurde die Fahrt auch bis an ihr Ziel fortgesetzt.

Der Tag neigte sich bereits dem Abend zu, als dieses Ziel, ein allem Anscheine nach wohlhabendes, wenn auch noch etwas altväterisch aussehendes Dorf, erreicht wurde. Während die stattlichen Bauernhäuser mit ihren schwarzgrauen Strohdächern in den Baumgärten herum zerstreut lagen, hatten sich erst einzelne wenige mit Ziegeln bedeckte Gebäude an die offene Land-

straße hervorgewagt, und unter diesen befand sich auch unsern des Wirthshauses, an welchem der Postwagen hielt, die Wohnung von Hansli's Geschäftsfreunde. Agethli, dem seit der Fahrt mit dem Fremden der Gedanke, wie leicht ihm diese unerwartete Reise übel gedeutet werden könnte, wieder schwer geworden war, empfand die gaffende Neugierde der am Wirthshause stehenden Leute doppelt peinlich, und entgegen dem Wunsche Hansli's, der zuerst zu einem erfrischenden Glase Weines rieth, drängte es ängstlich zum Weitergehen. Das Kind der einsamen Uferhalden fühlte sich gedrückt in dieser Nähe fremder Menschen, von denen jeder sein Herzensgeheimniß errathen zu wollen schien; aber dieses unheimliche Gefühl mußte doch bald wieder freundlich aufgehenden Hoffnungen weichen, als Hansli nach kurzem Gange auf das Krämerhäuschen deutete. Es war freilich nur klein, dieses Häuschen, vielleicht das kleinste im ganzen Dorfe; aber es schaute so sauber und blank zwischen den zwei mächtigen Kastanienbäumen auf die Landstraße heraus, daß Agethli unwillkürlich ausrufen mußte: „Ach wie prächtig, Hansli, das wäre doch viel zu vornehm für uns!“ — Hansli antwortete auf diesen Ausruf der Bescheidenheit nur mit einem zufriedenen Lächeln, während er seine Begleiterin rasch nach dem Häuschen hinzog; aber kaum hatten sie den kleinen, von den zwei Kastanienbäumen umschatteten Vorplatz betreten, als schon der alte Krämer voller Freude und Verwunderung aus seinem Laden ihnen entgegengeeilt kam. Er war ein

kleines, graues Männchen, auf dessen Rufen nun sogleich auch sein nicht minder graues Weibchen herbeigetrippelt kam. Und die Nacht war noch nicht einmal völlig angebrochen, als die Männer schon Handels einig waren. Hansli sollte das Geschäft vorerst zwei Jahre pachtweise übernehmen, unter dem Vorbehalte, bei einem spätern Verkaufe desselben die Vorhand zu haben. Das alte kinderlose Ehepaar behielt sich nur ein rückwärts nach dem Baumgarten gelegenes Stübchen zum wohlverdienten Ruheplätzchen seiner noch übrigen Tage vor. Agethli kam sich beim Anhören und Beschauen dieser Dinge wiederum wie eine Traumwandelnde vor, und manchmal strich es auch langsam mit der Hand über die Augen, als ob es sich von seinem wachen Zustande überzeugen müsse. „Nun, was sagst Du zum heutigen Tage?“ rief Hansli fröhlich, als sich das alte und das junge Pärchen zum wohlbestellten Nachtessen niedersetzten; „bist Du damit zufrieden, mein holdes Bräutchen?“ — Agethli neigte sein Antlitz ein wenig zur Seite und sagte leise: „Mir ist's immer, ich habe die ganze Zeit im Schlafe zugebracht, und jetzt werde der Morgen anbrechen, wo ich endlich erwachen müsse.“

In Stürmen und Klippen.

Wenn bei entscheidenden Wendungen des Lebensweges eine bestimmte Ahnung wiederholt in der Seele aufzutauchen vermag, so weiß sie sich später nicht

ſelten in derſelben dauernd feſtzuſetzen. In ſeinem angebornen Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften, ſieht dann der Menſch jedes Erlebniß, das ihm ſonſt als ein zufälliges erſchienen wäre, als den Beginn der Erfüllung dieſer Ahnungen an und ſo ſpinnt ſich bald ein Zaubernetz um ihn herum, das ihm bei jedem Schritte ſeine verhängnißvollen Maſchen entgegenhält. Dabei merkt der Arme nicht einmal, wie ſeine innere Kraft darob allmälig erlahmt und er ſich mehr und mehr willenlos einem dunkeln Ziele entgegentreiben läßt. Der einzige Troſt, den er ſich bei dem ungeſtümen Schaukeln ſeines Glücksſchiffleins zu geben vermag, beſteht in dem Gedanken: Es mußte ja ſo kommen — ich hab' es wohl geahnt.

In einer ſolchen dumpfergebenen Stimmung ſaß Agethli einige Wochen nach ſeiner erſten Brautreiſe einſam am Fenſter des Krämerhäuschens, das ihm damals ſo vornehm und prächtig erſchienen war. Freilich, Zeit und Stunde waren auch ganz dazu angethan, trübe Gedanken wachzurufen und ihnen nachzuhängen. Die milden ſonnigen Herbſttage hatten allzufrüh ſtürmiſchen Regengüſſen weichen müſſen, und eben jetzt ſchüttelte ein kaltfeuchter Abendwind die letzten Blätter der Kaſtanienbäume vor dem Fenſter herab, um ſie dann im tollen Wirbel auf dem kleinen Vorplatze hin und her zu treiben. Agethli verfolgte mit trübem Blicke eines dieſer Blätter, das ſich vor ſeinem Ende noch mit einem dunkelleuchtenden Purpur geſchmückt hatte. Als der Wind das Blatt von dem Zweige gelöst, an dem es

sich sommerlang geschaukelt und gewiegt, trug er es zuerst hoch empor, als ob er eine lustige Luftreise mit ihm antreten wolle. Doch die Lust war leider nur von kurzer Dauer und das arme Frühlingskind wurde wie von einer feindseligen Hand in verworrenen Schwankungen immer tiefer gegen die Erde gedrückt, wo es in wilden Sprüngen hin und her fuhr, als ob es seinem unsichtbaren Verfolger angstvoll zu entrinnen suche. Aber wenn es auch für einen Augenblick ein Ruheplätzchen gefunden zu haben schien, im Nu war der Peiniger wieder da und hetzte das Unglückskind so lange auf dem steinigen Boden umher, bis er es endlich, seines grausamen Spieles müde, zerfetzt und zerrissen in einer dunkeln Mauerecke liegen ließ. Agethli legte langsam die Hand über die bleicher gewordene Stirn und sagte in wehmüthig leisem Tone vor sich hin: „Ein Blatt, ein vom Winde umhergeworfenes Blatt — wo wird er mich am Ende liegen lassen?"

Und die einsame Braut hatte nicht so ganz Unrecht mit diesem Vergleiche und mit ihrer Frage, wenn sie nur einige schmerzliche und unheildrohende Erlebnisse ihres kurzen Brautstandes erwog. An jenem Abend freilich, als die Vier zusammen am Tische saßen, hatte vor der fröhlichen Zuversicht der Uebrigen der verzagende Geist bald auch wieder von Agethli weichen müssen, und selbst der folgende Tag noch wurde unter heiterm Aufbauen einer glücklichen Zukunft verbracht. Der erste Grund zu diesem Gebäude war ja nun gelegt, und die Weiterführung desselben konnte nach

festem Maß geschehen. Vor Allem aus hatte Hansli noch einen Militärdienst abzuthun, zu welchem er unverweilt einrücken mußte. Wie unbequem ihm diese Pflichterfüllung in diesem Augenblick auch kam, so folgte er ihr doch lieber, als es sonst der Fall gewesen. Jetzt, wo er im Begriffe stand, einen eigenen Herd, eine feste Heimat zu gründen, gewann die Waffe, die zu Schutz und Schirm dieser Heimat berufen war, erst die rechte Weihe für ihn. Während der Dauer der Dienstzeit sollte Agethli, vom Bräutigam mit hinlänglichen Mitteln ausgerüstet, sich heimbegeben, um die nothwendigsten Vorkehrungen zu seiner bräutlichen Ausstattung zu treffen und in gleicher Weise schrieb Hansli sofort an die beiden heimatlichen Pfarrämter, um die gesetzlichen Eheverkündungen zu erwirken. Bis zum Ablauf des Militärdienstes konnten diese Vorkehrungen beendigt sein, und dann — Halleluja! — In ungestümer Glückseligkeit preßte Hansli seine Braut so heftig an die Brust, daß sie unter dem Drucke des starken Mannesarmes einen leisen Ausruf des Schmerzes ausstoßen mußte.

An diese Pläne und süßen Hoffnungen dachte jetzt Agethli unter dem unheimlichen Spiel und Rauschen des Abendwindes. Aber ach, wie war Alles anders gekommen oder hatte sich in sein bitteres Gegentheil verkehrt, gerade wie die hellen Herbsttage in die düstern Vorboten des Winters übergegangen waren. Der erste Gang, den das in sein väterliches Häuschen heimgekehrte Agethli unternahm, war nicht etwa nach der

Stadt gerichtet gewesen zum Ankaufe der bescheidenen Brautzierde, sondern er hatte der Kirche gegolten. Die gläubig fromme Seele wollte sich durch den geweihten Mund des Beichtvaters zuerst von jeder Schuld freisprechen lassen und den Segen des Himmels auf ihr Vornehmen herabflehen, bevor sie einen Schritt weiter that auf dem ernstheiligen Wege. Aber Agethli bebte jetzt noch zusammen in der Erinnerung an diese Stunde. Statt der ersehnten Worte der Schulderlösung und des Segens waren Worte des Zornes und Drohungen ewigen Verderbens an sein Ohr gedrungen, wenn es von seiner sündhaften Liebe zu dem Andersgläubigen nicht lassen werde, und betäubt, von einem noch nie gekannten Seelenschmerze geknickt, verließ es das Gotteshaus, in dem es schon seine andachtsvollen Kindergebete gestammelt, in dem es bei so manchem Leide seiner spätern Tage Trost und innere Erhebung gefunden. Obwohl sich draußen ein milder Sonnenschein über dem Kirchhofe ausbreitete, mußte das arme Kind doch tastend, wie von dunkler Dämmerung umfangen, an den Grabhügeln und Todtenkreuzen hinwanken, bis es endlich an dem kleinen Kreuze, das die letzte Ruhestätte seiner vielgeprüften Mutter bezeichnete, auf die Kniee sank. Stunden vergingen, bevor es sich wieder erhob, um den Heimweg anzutreten; aber es vergingen auch noch zwei Tage mit schlaflosen Nächten, bevor es die Kraft fand, die Uferhalden wieder zu verlassen, um nach dem Städtchen hinaufzuwandern.

Und auch dieser Ausgang sollte sich ihm zum Unheile

wenden. Als Agethli zur Stelle gelangte, wo es vor einigen Tagen Hansli zum ersten Male wiedergesehen hatte, mußte es, von schmerzlich süßer Erinnerung ergriffen, unwillkürlich einen Augenblick stehen bleiben; aber wie kurz auch dieser Augenblick war, und wie hastig es dann an der Fabrik vorbei durch das Stadtthor schlüpfte, es war doch schon von einem zufälligen oder lauernden Blicke entdeckt worden. Denn als Agethli am Abend nach Besorgung einiger bescheidenen Einkäufe heimkehren wollte, stand Herr Viktor an der Brücke, offenbar wartend auf die Ankommende, die keinen andern Heimweg einschlagen konnte. „Ei was", rief er, wie in freundlicher Ueberraschung, „sieht man Dich auch wieder einmal? Ich glaubte schon, Du seiest über alle Berge, da Du so plötzlich aus der Fabrik verschwunden bist. Aber sag', ist es auch wahr, daß Du Braut seiest?" —

Agethli erzitterte bis in die innerste Seele bei dem Tone und dem Blicke, mit denen diese Frage begleitet war, und es bedurfte des Zusammenraffens all' seiner Kräfte, um wenigstens mit scheinbar fester Stimme zu antworten: „Ja, es ist so, Herr Viktor." —

„Da sehe man, was über Nacht geschehen kann", entgegnete der junge Mann halb höhnisch, halb verdrießlich; aber da die Hochzeit wenigstens nicht schon vorüber ist, werde ich Dich doch noch einmal an die Uferhalde begleiten dürfen. Ich hätte ohnedies mit Deinem Vater etwas zu reden."

Dem geängstigten Mädchen half nun kein Wider-

ſtreben mehr gegen dieſes Vorhaben: Herr Viktor wußte jede verſuchte Einrede durch einen Hohn oder einen noch verletzendern Scherz zu beſeitigen und Agethli blieb nichts übrig, als ſich, zu Hauſe angekommen, laut weinend in ſein Kämmerlein einzuſchließen, während ſein Begleiter den Vater in der Stube aufſuchte.

„He, Agethli“, ſchrie der alte Fährewirth ſeinem Kinde am folgenden Morgen entgegen, „Du willſt den jungen Fährhans heirathen? Sag', iſt das wahr?“

„Du weißt es ja, Vater“, entgegnete Agethli demüthig; „und Du weißt ja auch, daß Du nach der Hochzeit zu uns kommen und bei uns bleiben ſollſt.“

Der Vater ſtarrte die Tochter eine Weile mit ſeinen verglasten Augen unbeweglich an, als ob er ſich auf eine dunkle Erinnerung beſinnen müſſe. „Was zum — weiß ich“, rief er dann, ſeine Mütze aufſetzend und ſich zu einem Ausgang anſchickend; „mir iſt's wohl genug hier. Aber daß Du ein ſo dummes Ding wäreſt, Dich an einen ſolchen Lotterburſchen zu hängen, während der Viktor — Na, ich ſage Dir nur, daß Du dem keine Grobheiten mehr machſt: ſonſt werde ich Dir einen andern Weg zeigen.“

Mit dieſen Worten ſtand er ſchon unter der geöffneten Thüre und ſchlug mit der flachen Hand drohend auf die Hoſentaſche, daß ein helles Klingeln aus derſelben hervorklang. Bei dieſem Tone wurde Agethli noch bleicher, als es ſonſt ſchon geweſen. „Der Elende!“ murmelte es, dem Abgehenden eine Weile regungslos nachſchauend: „der Elende — er hat ihm Geld ge-

geben und der unglückliche alte Mann hat es angenommen. Nun muß ich mir selber helfen, wenn mir noch geholfen werden kann."

Das arme Kind schauerte bei den Gedanken, die durch seinen Kopf stürmten, wie von einem Froste gefaßt zusammen und unwillkürlich drang der Ausruf: „Blutgeld — schmähliches Blutgeld!" über seine Lippen. Geknickt, kaum im Stande, sich noch aufrecht zu halten, aber ohne eine Thräne in den Augen, ging es nach seinem Kämmerlein und begann mit unsicherer Hand ein Brieflein zu schreiben, in welchem es Hansli den Beschluß mittheilte, sich bis auf Weiteres unverweilt zu den alten freundlichen Krämersleuten begeben zu wollen. Dann zog es still seine Sonntagskleider an, packte seine übrigen Sachen in einen Korb zusammen, und eine Stunde später befand sich Agethli, seine ganze geringe Habe mit sich tragend, auf dem nämlichen Wege, den es mit Hansli vor wenigen Tagen in behaglichem Postwagen dahingefahren.

Bei dem guten Krämerpärchen war nun die junge Braut seit ihrer Ankunft zwar so wohl aufgehoben, wie sie es nur im besten Vaterhause hätte sein können. Unter der emsigen Beihülfe des vielerfahrenen, stets geschäftigen Mütterchens hatte sie auch längst ihre kleinen Vorbereitungen zur Hochzeit zu Ende gebracht; aber mit andern, noch nothwendigern Vorbereitungen war's um so übler bestellt. Denn von den beiden heimatlichen Pfarrherrn war der Bericht eingegangen, daß sie die Eheverkündigung nicht vornehmen könnten,

bevor sich das Brautpaar persönlich gestellt und über einige unerläßliche Punkte ausgewiesen hätte. Bis zur Stunde jedoch wäre es nicht möglich gewesen, diesem Begehren nachzukommen. Hansli war erst vor zwei Tagen aus dem Militärdienst entlassen worden und hatte sich auf dringende Mahnungen eines seiner bisherigen Mitgehülfen in dem Zürcher Handlungshause noch am selbigen Abend dorthin begeben. Bis jetzt war er, entgegen seiner Absicht, noch immer nicht zurückgekehrt. So waren also die zwei Brautleute auf ihrem Wege zum Altare noch nicht weiter gekommen, als sie es am ersten Tage gegenseitig erklärter Liebe gewesen.

Das waren die trüben Betrachtungen und Erinnerungen, denen Agethli nachhing, während es am Fenster des Krämerhäuschens sitzend in die Dämmerung des düstern Spätherbstabends hinausblickte. Und je tiefer diese Dämmerung sank, um so schärfer strengte sich das Auge an, jeden Schatten aufzufangen, der sich über die Straße bewegte, und um so ängstlicher horchte das Ohr auf jedes Geräusch, das sich durch das gleichmäßige Rauschen des Windes vernehmlich machen konnte. Denn kam Hansli diesen Abend nicht zurück, so mußte ihm gewiß, wie das bang ahnende Herz es prophezeite, ein Mißgeschick, wenn nicht gar ein ernstes Unglück begegnet sein; sonst würde er doch seinem kummervoll harrenden Agethli wenigstens ein tröstendes Wort haben zukommen lassen.

Aber er kam; freilich erst als die Nacht längst eingebrochen und trotz der Regengüsse, die nur auf diese

Finsterniß gewartet zu haben schienen, um mit ununterbrochener Gewalt herabzustürzen. Agethli warf sich dem Ankommenden ungestüm an die Brust und hielt ihn mit beiden Armen so fest umfangen, als ob es ihn sogleich wieder zu verlieren fürchte oder sich selbst eine sichere Stütze suchen müsse; aber beim ersten ruhigern Blicke in das im Waffendienste sonst kräftig gebräunte Antlitz des Geliebten ließ es die Arme wieder sinken und sagte leise: „Es ist Dir etwas Ungutes begegnet, mein Lieber, gewiß ist es so.“

„Ei was, Du böse Unglücksseherin,“ rief Hansli in scheinbar fröhlichem Tone, während er sein Bräutchen mit kräftigem Arme in die Höhe hob; „ich hatte in Zürich eben länger zu thun, als ich erwartet und dann — ist es ein Wunder, wenn man aus dieser grausigen Nacht nicht singend in die Stube hereinkommt?“

Agethli mußte vor den ebenfalls fröhlich herbeieilenden Krämersleutchen, die mit ihrem Nachtessen schon lange auf den Ankömmling gewartet hatten, seine weitern Fragen zurückhalten, obwohl sie sich seinem Herzen wie neue dunkle Schatten aufdrängten. Denn ist die Liebe blind, wie eine alte Volksweisheit behauptet, so ist ihr Auge auch wieder schärfer, als selbst das Auge des bittersten Hasses; ist das Licht ja doch göttlichen Ursprunges, das dieses Auge erhellt und erleuchtet. Drum konnte Agethli den ganzen Abend innerlich nie recht froh werden, wie glücklich es sich auch fühlte, den lieben Mann endlich wenigstens ungestört in der Nähe zu wissen. Es schien dem besorgten

Liebesblicke immer, als ob hinter der zuversichtlichen Heiterkeit, mit welcher Hansli die auf den folgenden Tag angesetzte Reise zu den beiden Pfarrherren besprach, eine drohende Wolke verborgen liege.

Doch der Himmel wenigstens erzeigte sich diesem Reisevorhaben nicht abhold. Auf die Sturmnacht folgte einer jener klaren, frischen Morgen, wie sie der Spätherbst manchmal noch als Nachzügler der vergangenen schönern Jahreszeit über das Land heraufziehen läßt. Zwar standen Busch und Baum entlaubt und mahnten mit ihrem kahlen Zweiggeflechte unablässig an den Wechsel und die Unbeständigkeit alles irdischen Daseins; dagegen hatten sich die fernherschauenden Gebirge mit dem schönsten Schmucke angethan, den sie aus ihrem reichen Schönheitsschatze zu erheben vermochten. Ueber die sanftgebogenen Höhen des Jura herab schien ein durchsichtig blauer Sammtmantel zu wallen, während die fernen Alpenhäupter, Königen gleich, mit eitel Gold und Purpur spielten.

Auch Agethli konnte sich dem erheiternden Eindrucke dieser Schönheit nicht verschließen, als es jetzt an der Seite des Geliebten wieder im bequemen Postwagen durch die nun bereits bekannten Gegenden dahinrollte. Zwar wurde ihm der Weg in die Heimat schwer, und um so schwerer, je näher es derselben kam. Von dem unglücklichen alten Vater, an dem es sonst mit so aufopfernder Liebe gehangen, hatte es seit seiner fluchtartigen Entfernung aus dem Häuschen an der Uferhalde kein Lebenszeichen vernommen, obwohl es ihm

die Gründe dieſer Entfernung in rührender Schonung geſchrieben hatte. Deshalb zeigte auch Hansli keine Luſt, den alten Mann ſchon jetzt wieder aufzuſuchen. „Nach der Hochzeit wollen wir ihn ernſtlich ermahnen, zu uns zu ziehen," ſagte er; „aber bis dahin mag es beſſer ſein, ihn ſeine Wege gehen zu laſſen." Mit nicht minder ſchwerem Herzen ſah die Braut dem Beſuche bei ihrem Pfarrherrn entgegen. Sie fühlte wohl, daß ſich in ihrem gläubig frommen Herzen die widerſprechendſten Gefühle regten, und ſie ſcheute ſich auch nicht, denſelben vor Hansli einen Ausdruck zu geben. „Wenn Du nicht ſo gut und brav wäreſt," ſagte Agethli, „ſo müßt' ich's wohl für eine Sünde halten, daß ich Dich ſo unendlich lieb habe und darüber alles Andre vergeſſen kann. Aber jetzt — ach Gott! ſo wird es doch keine Sünde ſein."

„Es iſt auch keine, glaub' es mir," ſagte Hansli mit freundlichem Lächeln.

„Ach, wenn Du nur wüßteſt, wie zornig der Pfarrer damals über meine Beichte geworden iſt," entgegnete Agethli ängſtlich; „doch, was er jetzt noch von uns wollen mag!"

„Das glaub' ich ungefähr errathen zu können," entgegnete Hansli ernſter; „aber beruhige Dich, wir werden wohl in's Reine kommen mit ihm."

Trotz dieſer tröſtlichen Ermuthigung mußte ſich Agethli feſter an den Arm ſeines Bräutigams halten, als die ſchnippiſch ausſehende Pfarrköchin ſie die Treppe zur Studirſtube des geiſtlichen Herrn hinaufwies.

Dagegen war das Aussehen des Hochwürdigen auf den ersten Blick keineswegs dazu angethan, selbst dem zaghaftesten Menschen Angst und Furcht einzuflößen. Es war ein kleines rundes Männchen, das mit seinem Scheitel dem hochgewachsenen Hansli kaum an die Schultern herangereicht hätte und aus dessen rothblühendem Gesichte zwei gar muntere Aeuglein hervorblitzten. Zwar suchten sich diese Aeuglein beim Anblicke Agethli's und seines Begleiters mit einem strengen, ja strafenden Ausdrucke zu wappnen und die sonst gewiß nicht nur an den ernsten Ton der Messe gewohnte Stimme nahm einen herben Klang an, als sie um das Begehr der beiden Ankömmlinge fragte; sobald jedoch Hansli mit ruhigem Anstande sein Anliegen vorgebracht und nun bescheiden um die Bedingungen fragte, an deren Erfüllung die Eheverkündigung geknüpft würde, gingen die Züge des geistlichen Herrn in einen betrübt väterlichen Ausdruck über. Das ganze Auftreten des Bräutigams stimmte ihn offenbar günstiger. „Ach, junger Mann," begann er, den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter geneigt und die runden Händchen gefaltet, „es läge in meiner strengen Pflicht, alle Mittel, welche mir mein heiliges Amt darbietet, zu gebrauchen, um Eure Braut von dem Schritte, den sie zu thun beabsichtigt, abwendig zu machen. Ich habe ihr auch schon vor längerer Zeit im Beichtstuhl an's Herz gelegt, daß ihr dieser Schritt nach den Vorschriften und Geboten unserer alleinseligmachenden Kirche zum zeitlichen und ewigen Schaden gereichen würde. Indessen,

ich will es nicht leugnen, Ihr scheint mir ein verständiger und billiger Mann zu sein, und so liegt es ganz in Eurer Hand, ob ich von weitern Ermahnungen oder gar bestimmten Verweigerungen abstehen soll."

„Und was hab' ich dabei zu thun, Herr Pfarrer?" fragte Hansli ruhig.

„Ach, das wißt Ihr als erfahrener und verständiger Mann wohl selbst schon," antwortete der Pfarrer mit einschmeichelnder Freundlichkeit; „als erste und unerläßliche Bedingung zur Eheverkündigung muß ich verlangen, daß Ihr Euch hier mit Namensunterschrift verpflichtet, sämmtliche Kinder, die aus Euerer Ehe hervorgehen könnten, nach dem Ritus unserer katholischen Kirche taufen und erziehen zu lassen."

Bei diesem Begehren schaute Agethli erschrocken und ängstlich auf seinen Bräutigam, der jedoch das ihm dargebotene Blatt ruhig durchlas und dann ohne eine weitere Bemerkung mit einem festen Federzuge seinen Namen darunter setzte.

„Das nenn' ich verständig und wacker gehandelt," rief der Pfarrer, der Gesicht und Haltung Hansli's ebenfalls scharf beobachtet hatte; „bei allen Heiligen, wäre jeder Bräutigam in ähnlichem Falle so gerecht und billig wie Ihr, so würde sich mancher schwere Anstand weniger erheben."

Vor innerer Zufriedenheit die Hände reibend, wandte sich der Hochwürdige nun der verwirrt und demüthig dastehenden Braut zu. „In Betracht der Bereitwilligkeit, mit welcher Euer Bräutigam den For-

derungen unſerer hl. Kirche entgegenkommt," fing er wieder in ſalbungsvollem Tone an, „will ich es mit meinem Gewiſſen und mit meiner Pflicht zu vereinbaren ſuchen, Euch vorerſt ebenfalls nur eine Bedingung aufzuerlegen. Verſprecht und verpflichtet Euch, unabläſſig bemüht ſein zu wollen, Euern Bräutigam und Gatten in den Schooß unſerer alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen, ſo mag Euer ſonſt ſündhaftes Ehevorhaben ſich immer noch zu einem Gott und den Heiligen gefälligen Werke wenden."

Hansli konnte ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren bei dieſem Vorbringen, während Agethli's Geſicht von einer lebhaften Röthe übergoſſen wurde. Der Geiſtliche hielt ihm, wie vorhin Hansli, ein Blatt zur Unterſchrift dar; aber es regte keine Hand, dasſelbe entgegenzunehmen und warf auch keinen Blick auf den Bräutigam, um ſich von dieſem etwa durch einen Wink Raths zu erholen. „Herr Pfarrer," ſagte es endlich in leiſem, aber entſchloſſenem Tone, „dazu kann ich mich nicht verpflichten. Hansli iſt auf ſeinem eigenen Glauben viel bräver und beſſer geworden als ich ſelbſt es bin. Wie ſollt' ich ihn denn bekehren können!"

Bei dieſer, jetzt wohl unerwarteten Weigerung fuhr der Geiſtliche in die Höhe, als ob ſich ſeine kurze Geſtalt wirklich verlängern wolle. „Was ſagſt Du?" rief er dann hart vor Agethli hintretend; „das wird Dein Ernſt nicht ſein, da Du doch geſehen haſt, wie Dein Bräutigam für das Seelenheil Deiner künftigen

Kinder besorgt ist? Wie kann er aber dieser Sorge recht obliegen, wenn Du ihn selbst auf sündhaften Irrwegen willst wandeln lassen? Oder willst Du —"

„Herr Pfarrer," fiel Hansli dem Eifrigen ernst in die Rede, „wenn ich mich bereitwillig erzeigt habe, meine allfälligen Kinder im Glauben ihrer Mutter erziehen zu lassen, so habe ich meine redlichen und wohl überlegten Gründe dafür. Aber den Glauben, in dem meine eigene fromme Mutter hoffte selig zu werden und es, so Gott will, auch geworden ist, möcht' ich nicht gerne noch einmal als sündhaften Irrweg schelten hören. Drum sagen Sie mir jetzt nur, Herr Pfarrer: Bestehen Sie auf der Bedingung, die Sie an meine Braut stellen?"

Es konnte dem geistlichen Herrn nicht schwer werden, aus der Haltung und dem plötzlich veränderten Tone Hansli's sofort zu erkennen, daß er einen Mißgriff gethan. Er schwieg deshalb eine kleine Weile und auch nur zögernd antwortete er: „Vermöge meines geistlichen Amtes muß ich allerdings darauf bestehen."

„Und Du, Agethli," wendete sich Hansli an seine Braut, „kannst Du Dich entschließen dazu?"

Die Augen des armen Kindes füllten sich mit Thränen und kaum hörbar antwortete es: „Wenn Du es verlangst, in Gottes Namen, so will ich es schon thun."

„Nein, ich verlange es nicht und zwar deshalb nicht, weil Du kein unredliches Versprechen abgeben sollst," entgegnete Hansli mit einem festen Blick auf

den Geiſtlichen; „aber von Ihnen, Herr Pfarrer, verlange ich nun zu wiſſen, ob Sie die Verkündigung vornehmen wollen oder nicht?“

Ueber das rothe Geſicht des kleinen Mannes war eine noch röthere Zorneswolke hingefahren. In der berechtigten Vorausſicht jedoch, daß er, ohne im Augenblick einen neuen Gewinn für ſeine kirchlichen Forderungen zu erzielen, das bereits gewonnene Verſprechen Hansli's durch ſchroffes Abweiſen nur gefährden könnte, bemeiſterte er ſeinen Verdruß. „Ihr müßt wohl bedenken,“ ſagte er drum in etwas begütigendem Tone, „daß ich nur nach den Geboten unſerer heiligen Kirche und meiner geiſtlichen Obern handle. Wie tief es mich dabei ſchmerzt, von Euerer Braut dieſe Gebote ſo ſehr mißachtet zu ſehen, ſo will ich doch um eine biſchöfliche Diſpens für die Verkündigung nachſuchen, wenn Ihr mir Euer eigenes Verſprechen nochmals feierlich wiederholen wollt.“

„Ich wiederhole es,“ ſagte Hansli, ſeine Hand in die ihm entgegengehaltene Rechte des Geiſtlichen legend. Dieſer nickte darauf ſtumm zweimal mit dem Kopfe und mit dem gleichen ſtummen Gruße gingen die Brautleute der Thüre zu.

Erſt als die Zwei Pfarrhaus und Dorf eine geraume Strecke hinter ſich gelaſſen und den einſamen Feldweg betreten hatten, hielt Hansli die raſchen Schritte an, um tiefaufathmend einen Augenblick ſtehen zu bleiben. In die Wimpern Agethli's hatte ſich unterwegs immer noch eine verborgene Thräne geſchlichen; jetzt

jedoch blickte es mit einem traurigen Lächeln zu dem Geliebten auf und fragte, sich leise an ihn schmiegend: „Bist Du mir böse? Oder was hätt' ich denn sonst auch thun sollen?“ —

„Dir böse!“ rief Hansli, die süße Gestalt fester an sich ziehend — „nein; aber der Himmel bewahre mich, je wieder ein solches Pfarrhaus betreten zu müssen. Keine ermunternde Ermahnung, kein Glücks- oder Segenswunsch! Der Mann ist mir — Gott verzeih's — wie ein Schacherjude vorgekommen. Doch warum hast Du Dich so ernstlich geweigert, mich bekehren zu wollen?“

„Ja, Du magst wohl lachen,“ entgegnete Agethli, als es das Lächeln bemerkte, das bei diesem Gedanken wieder um Hansli's Lippen spielte; „aber glaube, es kam mir wie ein sündhafter Spott vor, den der Pfarrer mit mir treiben wollte. Und dann war ich noch ganz erschrocken, daß Du der Kinder wegen in dieser Weise Dein Versprechen gabst.“

„Erschrocken?“ fragte Hansli halb verwundert; „und warum denn erschrocken?“

„Ich weiß es selbst nicht recht,“ antwortete Agethli, das sein Gesicht verschämt an der Brust des Bräutigams verbarg; „aber weil Du nie etwas darüber sagtest, glaubte ich, es verstehe sich von selbst, daß die Kinder Deinem Glauben folgen sollten, und nun mußte ich denken, Du gebest das Versprechen nur mir zu lieb.“

„Nein,“ erwiderte Hansli ernst, „ich habe freilich absichtlich vorher nicht mit Dir von der Sache gesprochen; aber das Versprechen habe ich nicht Dir,

ſondern den Kindern zu lieb gegeben, wenn uns der Himmel einſt ſolche ſchenken will. Denn ſiehſt Du, was ich von gutem Glauben und Gottvertrauen in mir habe, das verdanke ich alles weder der Schule noch der Kirche, ſondern ich verdanke es meiner ſeligen Mutter, und ſo wird es wohl auch mit unſern Kindern geſchehen. Drum würde ich es nicht vom Guten halten, wenn Mutter und Kinder nicht einerlei Glaubens wären. Doch komm' jetzt, hoffentlich wird in unſerm Pfarrhauſe daheim kein ſolcher Seelenhandel getrieben, obwohl ich den Mann nicht kenne; denn der alte freundliche Mann, zu dem ich als Kind mit der Mutter zur Kirche ging, iſt längſt geſtorben."

Der ziemlich weite Weg nach Hansli's Heimathdorf hinüber wurde den Beiden durch manche freundliche Erinnerung belebt, und nicht ohne ein Gefühl des Stolzes führte Hansli ſeine ſchöne Braut an den neugierig gaffenden Dorfbewohnern vorüber dem Pfarrhauſe zu. Aber der erſte Blick auf den Pfarrherrn ließ den hellern Sonnenſchein, der unterwegs über die Gemüther der Brautleute gekommen, wieder hinter einer dunklen Wolke niedertauchen. Das war ja der hochmüthig griesgrämige Mitreiſende, der die Traulichkeit der erſten Poſtwagenfahrt der neu Verlobten auf ſo unerfreuliche Weiſe geſtört hatte. Und auch er mußte die Ankömmlinge ſogleich beim Eintritte in's Gemach wiedererkannt haben, da er, ohne die freilich verlegenen Grüße der Ueberraſchten zu erwidern, die Blicke zuerſt wie voll frommen Mitleides nach oben erhob und dann

finster über die Beiden weggleiten ließ. Mit unfreundlichem Schweigen hörte er das Vorbringen Hansli's an und begann dann, nachdem er sich mit großer Umständlichkeit geräuspert, in halb weinerlichem, halb polterndem Tone: „Die Leichtfertigkeit unserer Tage ist so groß geworden, daß sich ein frommes Gemüth billig darüber empören muß. Da wird wenig mehr gefragt nach göttlichen Ordnungen und Geboten, und Jung und Alt glaubt die Begierden ihrer sündlichen Herzen seien das höchste Gebot, dem sie zu folgen haben. Daraus entspringen denn auch die jammervollen Ehen, auf denen nie ein Segen, sondern nur das Verderben ruhen kann. Zwei junge Leute treffen sich vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben an einem Orte der Lustbarkeit und wüsten Wesens, und von ihrer eigenen bösen Lust zu einander hingezogen, wollen sie sogleich die heilige Ehe zum Deckmantel derselben anrufen, ohne sich gegenseitig im Geringsten um Glauben, Frömmigkeit und gottseliges Wesen zu bekümmern. Und auch Ihr Beide —"

„Herr Pfarrer," unterbrach Hansli den Eiferer, während er nur mühsam die Aufregung bemeisterte, die wie eine auflohende Flamme nach seinem Kopfe drängte; „mögen Eure Worte da und dort zutreffen, uns können sie wenig berühren. Ich kenne meine Braut von Kindheit an, und seit wir Beide erwachsen sind, haben wir uns noch nie an einem Orte der Lustbarkeit gesehen."

Es war ein strafender, böser Blick, mit dem der

fromme Mann dieſer Abwehr begegnete, ehe er weiter fuhr. Dann aber ſagte er mit erhöhter Stimme: „Das Entſchuldigen und Verdecken des eigenen Leichtſinnes und der Sünde iſt von Anbeginn der breiteſte Sündenweg geweſen. Oder iſt es nicht ſchon ſträflicher Leichtſinn von Euch, junger Mann, wenn Ihr geglaubt habt, es genüge mir ein einfaches Brieflein, um Eure Verkündigung vorzunehmen? Und wie ſoll ich das Andere nennen, deſſen ich erſt jetzt beſtimmt inne geworden bin? Wie geziemt es ſich zwei jungen Leuten, noch bevor eine Eheverkündigung geſchehen, einzig in der Welt herumzufahren, gleich einem eingeſegneten Ehepaare? Und an jenem Tage habt Ihr Euch, wie ich erſt ſeit Eurer ſchriftlichen Anmeldung in Erfahrung gebracht, ſchon zu einer Tageszeit in einer öffentlichen Wirthſchaft eingefunden, wo andere Leute kaum zu ihrem ehrlichen Tagewerke aufgeſtanden waren.“

„Herr Pfarrer,“ entgegnete Hansli, den dieſe Reden mehr um Agethli's willen als ſeinetwegen verletzten und empörten, mit gepreßter Stimme: „ich habe gethan, was Ihr von uns verlangt habt, wir haben uns perſönlich bei Euch geſtellt, und jetzt frag' ich, ob Ihr unſere Verkündung zu verweigern gedenkt?“

Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke frommer Entrüſtung über dieſe zudringliche Frage. „Ich kenne meine Pflicht, junger Mann,“ verſetzte er herb, „und dieſe Pflicht beſteht darin, Euch die Heiligkeit und Wichtigkeit der Ehe vor Augen zu ſtellen. Hättet Ihr Beide dieſe heilige Wichtigkeit ſelbſt richtig

erkannt, ſo würde Eure Braut nicht das väterliche Haus verlaſſen haben, um Euch zu wildfremden Menſchen nachzuziehen; vor Allem aber würdet Ihr reiflicher erwogen haben, welch' ein Unſegen darin liegt, wenn zwei Gatten nicht einerlei Glaubens ſind. Drum erwart' ich, daß Ihr Eure Kinder wenigſtens in einerlei Bekenntniß werdet erziehen laſſen!"

„Das wird geſchehen," rief Hansli, in deſſen bitter erregtem Gemüthe eine unwillkürliche Schadenfreude auftauchte; „ich habe mich bereits verpflichtet, alle meine Kinder, ſofern uns Gott ſolche ſchenken ſollte, in dem Glauben ihrer Mutter erziehen zu laſſen."

Bei dieſer Erklärung fuhr der Geiſtliche aus ſeiner bisherigen erkünſtelt ruhigen Haltung heftig auf und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Was ſagſt Du, Unglücklicher," rief er heftig, „das wirſt Du doch nicht gethan haben!"

„Ich habe es gethan, Herr Pfarrer," entgegnete Hansli kalt.

Eine Weile ſtarrte der Geiſtliche bald den Bräutigam, bald die Braut an, bis er ſich endlich kurz abwandte. „In dieſem Falle könnt Ihr gehen," ſagte er wieder in ſeinem halb weinerlichen, halb drohenden Tone; „denn über die Zulaſſung der Verkündigung muß ich nun erſt den Kirchenvorſtand anfragen."

„Dort der Biſchof und hier der Kirchenvorſtand," rief Hansli, als ſie die Pfarrhaustreppe hinabgingen, voll zorniger Bitterkeit; „beim Himmel, die Welt iſt doch prächtig eingerichtet!"

Agethli war von diesen Vorgängen so erschüttert, daß es sich kaum mehr von der Stelle zu rühren vermochte, und die frühe Nacht sank herab, ehe die Beiden das Städtchen erreicht hatten. Es blieb nichts Anderes übrig, als hier ein Nachtquartier zu suchen. Aber die Reise in die neue Heimat am folgenden Tage war so traurig, als hätte sie in dunkler unheimlicher Nacht geschehen müssen. Agethli konnte nicht aus dem Weinen herauskommen, trotz der fremden Leute, die diesmal im Postwagen mitfuhren. Und auch Hansli saß düster und in sich gekehrt in seiner Wagenecke, als habe er selbst genug zu thun, schwere Kummergedanken niederzukämpfen. Er wurde unruhiger und schweigsamer, je näher sie dem Ziele ihres Weges kamen, und das erste Wort beim Betreten des Krämerhäuschens war die Frage, ob keine Briefe da seien für ihn. „Doch, doch!“ entgegnete der alte Mann, die ernsten, trüben Gesichter überrascht betrachtend, „und hoffentlich gute Botschaften.“ Aber kaum hatte Hansli das Blatt geöffnet, als er mit der flachen Hand heftig an die Stirne schlug und dann halb wankend nach einem Stuhle griff.

Auf tiefem Grunde.

Wenn dem rechtschaffenen und verständigen Manne sich einmal das bestimmte Gefühl aufdrängt, daß die Zeit des Kampfes gegen sein Schicksal angebrochen sei, werden sich seine innern Kräfte, sogar ohne ein bewußtes Zuthun, augenblicklich zum Widerstande zu-

ſammenſchaaren. Der ſich ſelbſt fühlende Geiſt raſft ſich auf gegen die dunkle Macht, die ihm als eine feindſelige Ungerechtigkeit erſcheint. Aber dieſer aufwachende Muth iſt kein äußerlicher, herausfordernder, wie er ſich wohl einem greifbaren Feinde gegenüber zeigt; ſondern er iſt mehr ein inneres Gefaßtſein, das dem unſichtbar nahenden Gegner ſein entſchloſſenes „Werda“ entgegenruft.

Dieſe Empfindung hatte auch Hansli, als er mit haſtig ängſtlichen Blicken den Brief durchflog. Die Botſchaft, die er ihm brachte, war zwar keine ganz unerwartete, kein Blitz aus völlig unbewölktem Himmel; aber von den peinlichen Aufregungen des vergangenen Tages unterſtützt, betäubte ihn doch der wuchtige Schlag für einen Augenblick. Er mußte ſich kraftlos auf den Stuhl niederſinken laſſen, deſſen Lehne er mit unſicherer Hand ergriffen hatte, und an ſeine Ohren ſchlug ein Sauſen, als ob draußen ein plötzlicher Windſtoß durch die Kaſtanienbäume führe. Doch all' das dauerte auch nur einige Augenblicke, und Hansli erhob ſich wieder von ſeinem Sitze, während er den Brief langſam in die Taſche ſeines Rockes ſchob. Agethli, das ſich zu dem freundlich herbeitrippelnden Hausmütterchen gewendet, bemerkte nichts von dem ganzen Vorgange, und nur der alte Krämer ſchaute mit immer überraſchtern und ſorglichern Blicken auf ſeinen jungen Geſchäftsfreund.

„Es iſt doch gut, daß wir die Poſt hier ſo nahe haben,“ ſagte Hansli mit ruhigem Tone, indem er

zugleich die Hand auf die von kaltem Schweiße bedeckte Stirne legte; „ich muß noch einmal nach Zürich und mag nun gerade noch recht kommen."

„Fort mußt Du schon wieder?" rief Agethli laut und erschrocken, fügte aber sogleich, als es in das aschbleiche Gesicht Hanli's geblickt, mit seinem schmerzlich ergebenen Neigen des Antlitzes hinzu: „Ach, ich hab' es ja sogleich gewußt."

„Was hast Du gewußt?" fragte Hansli, langsam näher tretend und seine Hand auf die hellen Haarwellen Agethli's legend; „was solltest denn Du wissen, liebes Kind?"

„Ich weiß, daß Du vorgestern etwas Schweres auf dem Herzen heimgebracht hast, was Du mir nicht anvertrauen mochtest," erwiderte Agethli kaum hörbar.

Hansli antwortete nicht sogleich, dann aber sagte er in heiterm Tone: „Da sch' mir Einer, was Du nicht alles wissen willst! Wahrhaftig, ich glaube nun bald, es sei an Dir eine kleine Prophetin verloren gegangen."

Agethli senkte das Antlitz noch tiefer auf die Brust herab, und um seine Lippen spielte jenes bewegliche Zucken, das einen gewaltsam niedergehaltenen Ausbruch tiefinnersten Schmerzes verräth, als es im gleichen leisen Tone erwiderte: „Wenn auch keine Prophetin, so hab' ich doch Recht gehabt, mein Lieber."

Hansli drückte seinen Mund auf die weiße kalte Stirne, die sich ihm entgegenneigte und es gelang ihm nicht, ein kurzes schweres Aufathmen gänzlich zu be-

meistern. „Nun ja," sagte er dann, sich halb an die schweigend zuschauenden Krämersleute wendend, „es gehen da draußen in Zürich wunderliche Dinge vor, wie mir's scheint; aber es betrifft eben Geschäftsangelegenheiten, die Andre mehr berühren als mich selbst, und von solchen soll man nicht unnöthiger Weise sprechen, bis sie, so oder so, in's Reine gebracht sind. Vielleicht komme ich schon morgen wieder zurück, vielleicht kann es auch mehrere Tage dauern. Unterdessen aber sei Du nur ruhig, Dein Hansli lebt deshalb immer noch."

Mit diesen Worten drückte er seine Lippen nochmals auf die Stirn seiner Braut und schritt dann, nur dem Krämer schweigend die Hand schüttelnd, rasch der Thüre zu. Agethli machte keinen Versuch, ihn mit Worten aufzuhalten oder ihm noch ein kurzes Geleite zu geben. Von der Stelle aus, auf der es bisher gestanden, schaute es ihm nach, wie er eiligen Schrittes über den kleinen Hof der Straße zu ging und setzte sich dann langsam auf den nämlichen Stuhl, auf dem Hansli vorhin einen Augenblick sich niedergelassen hatte. Mit dem Instinkte, der allen guten Herzen innewohnt, mochten die Krämersleutchen, trotz ihrer Ueberraschung, empfinden, daß hier neugierige Fragen oder Zureden nicht am Platze wären, und so saß Agethli über eine Stunde ungestört, das Gesicht in die aufgestützte Rechte gelehnt, bis es sich endlich, scheinbar gefaßt und beruhigt, wieder erhob, um dem Hausmütterchen nach gewohnter Weise in seinen häuslichen Abendgeschäften beizustehen.

Das Leben in dem kleinen Krämerhause wurde nun noch stiller, als es bisher schon manche Tage gewesen war. Der alte Mann saß fleißig über seinen Rechnungsbüchern, und dem Mütterchen erstarb das Wort auf der Zunge, wenn es Agethli so bleich und stumm umhergehen sah. Das Mädchen erzählte scheinbar so ruhig, was ihm und seinem Bräutigam auf ihrer Reise begegnet war, als ob es sich nicht um eigene Erlebnisse, sondern um diejenigen wildfremder Menschen handle. Wenn es sich dann aber an das Fenster setzte, um stundenlang in das Flockengewimmel hinauszuschauen, das jetzt unablässig vom Himmel herabzuwirbeln begann, so schüttelten die zwei Alten wohl verstohlen die Köpfe, da sie weder einen Rath wußten, noch auch sich das gelassene Wesen der armen Braut erklären konnten. Ueber die muthmaßliche Veranlassung, die Hansli wieder so plötzlich nach Zürich gerufen, wurde kein Wort gesprochen; nur am ersten Abend hatte der Krämer bedächtig zu seinem Weibchen gesagt: „Ich fürchte fast, das Sprüchwort, daß der Apfel nie weit vom Stamme falle, werde wieder einmal gelogen haben. Aber am besten ist's, man redet nicht von der Sache."

So vergingen drei lange schweigsame Tage, bevor von Hansli ein Brieflein anlangte. Durch Agethli's ganzen Körper ging ein heftiges Erzittern, sobald sein Blick nur auf die Aufschrift fiel. Da hielt es nun die Lösung der Frage, an welcher sein Herz die ganze Zeit über herumgebangt, in seinen Händen; da stand

auch sein Name von der Hand des Geliebten geschrieben auf dem gefalteten Papiere vor den Augen; — aber war dieser Name auch wirklich von seiner Hand geschrieben? Die Buchstaben, die Hansli sonst so rund und zierlich zu verschlingen wußte, schienen starr und steif zu sein, wie eine kleine Welle, die in ihrem weichen Gange plötzlich zu einem unförmlichen Eisklumpen erstarrt. Und doch — nein, es waren seine Schriftzüge, nur in fremdartiger Gestalt und gleichsam verwildert, so daß Agethli den Brief wohl noch eine geraume Weile uneröffnet gelassen hätte, wäre nicht der alte Krämer in erwartungsvoller Theilnahme herbeigekommen. Hansli schrieb in lieben aber wenigen Worten, daß er verwickelter Geschäftsangelegenheiten wegen noch einige Tage in Zürich abwarten müsse, sich jedoch, die Sehnsucht nach seinem Bräutchen abgerechnet, ganz wohl befinde und man sich also seinetwegen keine unnützen Sorgen machen solle.

„Da seht Ihr," rief der alte Mann munter, daß es mit Euren Unglücksprophezeihungen nicht gar weit her ist. Ja, ja, das kenn' ich, nichts als Zeitverderb." — „Gott gebe, daß Ihr Recht behaltet," entgegnete Agethli langsam, während es das Blatt zwischen den noch immer zitternden Fingern hin und her wendete; „aber mir kommt es vor, als seien diese Zeilen in großer Angst geschrieben worden."

Und leider sollten diese trüben Ahnungen nur in allzubestimmte Erfüllung gehen. Als Hansli nach einigen Tagen endlich zurückkam, schien er eben von

einer langen schweren Krankheit erstanden zu sein. Trotz aller Mühe, ruhig, ja heiter zu erscheinen, verrieth sein Gesicht zu deutlich die Spuren schwerdurchlebter Kümmerniß, und Agethli bemerkte sogleich, daß er seinem bangfragenden Blicke auszuweichen suche. Dafür erzählte Hansli, als auch das alte Mütterchen ein Wort über sein angegriffenes Aussehen fallen ließ, er habe während seiner Abwesenheit beinahe Tag und Nacht mit ununterbrochener Arbeit zugebracht. Seine allzu unvorsichtigen Geschäftsherren hätten sich in bedenkliche Spekulationen eingelassen und da habe es sich darum gehandelt, sämmtliche Bücher in genauen Stand zu stellen. „Von allen Angestellten des Hauses aber," schloß er, „bin ich am längsten im Geschäfte gewesen und war deshalb zur Regelung der Angelegenheiten auch nothwendig. Nun, da die Sache beendigt ist, bin ich freilich recht müde und freue mich darauf, wieder einmal tüchtig schlafen zu können. Besser ist's schon, wenn man sich heutzutage in keine zu schwierigen Geschäfte einläßt." —

Hansli bemerkte das schmerzliche Nicken nicht, mit welchem Agethli seine letzten Worte schien bestätigen zu wollen; aber trotz seiner Erschöpfung an Leib und Seele wurde ihm nichts zu Theil von dem erquickenden Schlafe, den er sich gewünscht hatte. Am folgenden Tage, als der Krämer seinen Laden dem kaum grauenden Tageslichte öffnen wollte, trat auch Hansli schon herein, der die Thüre, nachdem er auf den Flur hinausgehorcht, wieder zuschloß.

„Hört," begann der Eingetretene leise, aber ernst, „ich habe ein Wort zu reden mit Euch; doch müßt Ihr mir versprechen, vorerst weder Eurer Frau noch Agethli etwas davon zu sagen."

„Nun, was wird das sein, daß Ihr's so geheimnißvoll habt?" erwiderte der alte Mann, indem er den halb geöffneten Fensterladen ebenfalls wieder zuzog; „aber sei's was es wolle, ich kann schweigen, verlaßt Euch drauf."

Hansli that einen tiefen Athemzug; dann sagte er rasch: „Unser Zürcher Haus hat den Bankerott erklärt."

Der Raum, in dem sich die Beiden befanden, war durch das Wiederschließen des Fensterladens zu dunkel geworden, als daß Hansli den Eindruck hätte beobachten können, den seine Nachricht auf den Krämer hervorbrachte; aber es ging eine geraume Weile, bis dieser ein gedehntes „oh — so, so" hervorstieß. Hansli war von dieser lakonisch zweideutigen Aeußerung betroffen, und das bewies auch der Ton seiner Stimme, als er das Schweigen endlich wieder mit der Bemerkung unterbrach, daß sich sein Geschäftsfreund nicht sehr viel aus der Sache zu machen scheine.

„Ich?" entgegnete der alte Mann mit einer ihm sonst ganz ungewohnten Bedächtigkeit: „nein, leicht nehm ich's nicht — je nachdem, je nachdem, mein junger Freund. Daß da draußen etwas Unlautres vorgehe, hab' ich letztlich an Euch selbst bemerken können, wenn ich auch nicht gerade an das Schlimmste dachte. Aber der alte brave Herr ist todt, an den Herren Söhnen

habe ich, wie Ihr wohl wißt, weder etwas zu fordern, noch zu verlieren, und daß Ihr Eure eigne Ersparniß, die im Geschäfte angelegt war, noch rechtzeitig werdet in Sicherheit gebracht haben — das ist ja nicht anders zu erwarten von Eurer Klugheit und in Euern gegenwärtigen Verhältnissen."

„Da seid Ihr aber im Irrthum," entgegnete Hansli kurz.

„So, ich bin im Irrthum?"

„Ja gewiß seid Ihr das," wiederholte Hansli fast heftig: „oder meint Ihr, ich hätte meine Einsicht in die Geschäftslage des Hauses gegenüber den andern Gläubigern zu meinem Vortheile mißbrauchen sollen?"

„Das ist aber doch schlimm für Euch, besonders jetzt, mein' ich," sagte der Krämer langsam.

Hansli fühlte sich durch diese theilnahmslose Ruhe verletzt und zugleich schmerzlich aufgeregt. Er hatte mitten in dem schweren Schlage, der ihn betroffen, auf die freundschaftliche und rechtschaffene Gesinnung des alten Mannes doch noch eine feste Hoffnung für den Wiederaufbau seiner Zukunft gesetzt; aber jetzt mußte diese Hoffnung vor solcher plötzlich zurückhaltenden Vorsicht verschwinden, wie ein letztes Sonnenwölkchen am schnell heraufziehenden Gewitterhimmel verschwindet. Hansli schritt deshalb auch einige Male in dem dunklen Raume auf und nieder, bevor er wieder die nöthige Ruhe zur Fortführung des Gespräches finden konnte, die der Krämer, nach seiner Schweigsamkeit zu schließen, ihm einzig überlassen wollte.

„Ihr habt recht," fuhr er also mit unsicherer Stimme fort, „die Sache ist in meiner gegenwärtigen Lage sehr schlimm für mich; aber es hängt nur von Euch ab, wenigstens das Schlimmste abzuwenden."

„Von mir?"

„Ja, von Euch," sagte er mit noch gepreßterem Tone; „wenn Ihr gleichwohl unsern Vertrag gelten lassen und statt der bedungenen Baarbezahlung Euch vielleicht mit einer Bürgschaft begnügen wolltet, so hoffe ich diese unter meinen Bekannten aufzubringen und dann mit Gottes Hülfe gleichwohl mein kleines Hauswesen einrichten zu können."

„Mit Bürgschaften geht es nicht," entgegnete der Krämer; „ich habe mich in meinem ganzen Leben ein einziges Mal darauf eingelassen und bin schlimm genug gefahren dabei."

„Dann muß ich's freilich nun noch für ein Glück ansehen, daß sich meine Heirath verzögert hat," sagte Hansli bitter; fügte aber sogleich in einem ganz andern Tone hinzu: „obwohl ich nicht weiß, was für den Augenblick aus meiner armen Braut werden soll."

Ueber das Gesicht des alten Mannes ging der Zug eines zufriedenen Lächelns hinweg. „Ihr müßt mich nicht mißverstehen", versetzte er. „Mit Bürgschaften geht es nicht, hab' ich gesagt; aber ich wüßte auch gar nicht, warum solche zwischen uns nothwendig wären. Ich kenne Euch, denk' ich wohl, schon so lange als die Freunde, die Euch Bürgen sein könnten und wollten."

„Was sagt Ihr — und Ihr wolltet mir gleichwohl das Geschäft überlassen?“ rief Hansli, mit ein paar raschen Schritten auf den Krämer zutretend; „ist es Euer Ernst damit?“

„Und warum zweifelt Ihr denn daran?“ entgegnete der alte Mann ruhig; „oder hab' ich Euch schon irgend einmal Mißtrauen bezeigt?“

„Gott — nein,“ erwiderte Hansli, indem er die Hand an die Stirne legte, als ob er seine Gedanken festhalten müsse; „aber weil Ihr mein Unglück so kalt aufnahmt, so glaubte ich —“

„Hört, junger Freund,“ fiel unterbrechend der Krämer ein; „ob das bei Eurem Fleiße und Euern jungen Jahren gerade ein so großes Unglück zu nennen ist, weiß ich nicht einmal; vielleicht ist es auch nur eine Lehre, die Euch später vor noch Schlimmerm bewahren kann. Aber seit wir davon sprechen, muß ich an etwas Anderes denken, das mir nicht recht gefallen will.“

„An etwas Andres?“ frug Hansli verwundert; „und was sollte denn das sein?“

„Nehmt mir's nicht übel, junger Freund,“ sagte der alte Mann; „aber es will mir nicht recht in den Sinn, daß Ihr vor Eurer Braut Heimlichkeiten haben wollt. Glaubt mir, was ich selbst erfahren habe — eine rechte Frau erträgt Alles, auch das Schwerste leichter, als den Gedanken, daß man ihr etwas verhehle. Das führt nie zum Guten, selbst wenn das Verheimlichen aus der besten Absicht hervorgegangen

ist, und ich glaube, Euer Aethli hat diese Tage über schon schwer unter Eurer Zurückhaltung leiden müssen."

Hansli erröthete anfänglich bei diesen in ermahnendem Ernste vorgebrachten Worten; aber bald begleitete er dieselben mit einem leisen Kopfschütteln. „Ihr mögt im Ganzen schon recht haben," sagte er dann; „aber in meinem Falle — ich weiß es nicht. Aethli quält sich, ich hab' es wohl bemerkt, so schon mit dem wunderlichen Gedanken, daß mich seit unserer Verlobung das Mißgeschick verfolge und daß einzig es daran die Schuld trage, da mir's doch vorher so gut gegangen sei. Und wahrhaftig, wenn es nun noch erfahren soll, daß ich um all' meine Ersparnisse gekommen bin — dieses Bekenntniß wird mir schwer werden, obwohl Ihr mir den schwersten Stein vom Herzen genommen habt."

„Aber wenn Eure Braut es dennoch inne wird, auf diesem oder jenem Wege," entgegnete der Krämer, „was dann? Einmal wird sie es doch erfahren müssen, und am Ende rühren die Gedanken, von denen Ihr da sprecht, auch nur von dem Gefühle ihrer Armuth her. Mir ist fast, als ob ich schon Derartiges bemerkt habe. Vielleicht ändert sich das alles, wenn Aethli weiß, daß ihr Beide ungefähr gleich viel habt."

„Das könnte wohl sein", sagte Hansli nachdenklich, indem er sich an solche selbst anklagende Aeußerungen Aethli's erinnerte; „ich will es also mit meiner Beichte probiren."

„Thut es," bestärkte der Krämer diesen Entschluß;

man kann ja auch auf dem geraden Wege leise auftreten, wo es nothwendig iſt; aber der beſte bleibt er immer."

Und der Rath des erfahrenen Mannes ſchien ſich wirklich bewähren zu wollen. Agethli war zwar, als es die ſchonenden Mittheilungen Hansli's ſchweigend zu Ende gehört, in ſich zuſammengeknickt, wie von einem plötzlichen krampfhaften Schmerze erfaßt; aber nachdem der erſte ſchreckhafte Eindruck überwunden war, zeigte es ſich viel heiterer, als es die letzten Tage über geweſen. Wenn Hansli ſelbſt, ohne es zu wiſſen oder wollen, dann und wann in ein ſtilles Hinbrüten verſank, war Agethli immer ſchnell zur Stelle, um ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand auf den Kopf zu legen. Er ſtand dann auf, zog die holde Geſtalt an ſich, und die Gedanken, die wie dunkle, verworrene Schatten in ihm aufgeſtiegen, waren wieder verſchwunden vor dem Lichte der milden Schönheit, die über Agethli's Antlitz ausgebreitet lag.

Aber das ſchlimme Schickſal, welches die Liebe der zwei jungen Leute zu verfolgen ſich vorgenommen, hatte ſchon wieder einen neuen Schlag vorbereitet. Während Hansli von Tag zu Tag begieriger auf die Berichte der heimatlichen Pfarrämter wartete, kam von dem Gemeinderath ſeiner Heimatgemeinde ein Schreiben, in welchem ihm mit wenigen Worten angezeigt wurde, daß in ſeiner Angelegenheit kein weiterer Schritt gethan werden könne, bevor er nebſt dem Einzugsgelde für ſeine Braut, auch noch die frühern Armenunter-

stützungskosten, sowohl für ihn selbst, als für Vater und Mutter, zurückvergütet habe. Die Summe, welche für diese Vergütung berechnet wurde, hätte beinahe den dritten Theil aller Ersparnisse Hansli's erfordert, wenn diese nicht schon von dem gefräßigen Bankerotte der Zürcher Handelsherren verschlungen gewesen wären. Der junge Mann starrte lange unbeweglich das Schreiben an, wie es geschieht, wenn Einem das nie Geahnte, völlig Unbegreifliche vor Augen tritt, und brach dann in ein lautes, bittres Lachen aus.

„Was gibt es für Neuigkeiten?" sagte der Krämer, erwartungsvoll aufschauend.

„Da lest selbst!" rief Hansli, dem Geschäftsfreunde das Schreiben darreichend; „dafür, daß sie meinen armen Vater zu Tode gemartert haben und meine Mutter hätten verhungern lassen, wenn ich ihr nicht nach Kräften beigesprungen wäre, dafür soll ich nun meinen braven Mitbürgern eine Summe bezahlen, die für manchen von ihnen ein kleines Vermögen ausmachen würde; oder dann — ich soll nicht heirathen dürfen. Von mir selbst will ich nicht reden, obwohl ich schon damals hinter der nächsten besten Hecke hätte zu Grunde gehen können, ohne daß sich einer dieser Menschen ein Auge voll um mich gekümmert haben würde. Beim Himmel, das fängt an lustig zu werden!"

Der Krämer hatte das Schreiben sorgfältig durchgelesen und fing nun an, dasselbe langsam wieder zusammenzufalten. „Lustiges finde ich eben nichts an der

Sache," sagte er nachdenklich; denn ein solches Rückvergütungsgesetz besteht bei uns."

„Wo denkt Ihr hin," rief Hansli; „unmöglich — unmöglich! —"

„Seid sicher, daß es ist, wie ich sage," entgegnete der alte Mann; „ich weiß, daß dieses Gesetz auch schon in unserm Dorfe zur Anwendung gekommen ist, wenn man etwa einem armen nichtsnutzigen Burschen das Heirathen verlegen wollte. Freilich Euch gegenüber —"

„Ho!" fiel Hansli wieder mit bitterm Lachen ein; warum sollten meine lieben Mitbürger mich nicht ebenfalls für einen solchen Burschen halten? Denn gewiß ist, daß nie Einer von ihnen im mindesten nach meinem Thun und Lassen gefragt hat."

„Da könntet Ihr doch vielleicht fehl gehen", entgegnete der Krämer nach einigem Besinnen; „oder was glaubt Ihr, weiß Euer Gemeinderath schon von dem Verluste, den Ihr in Zürich erlitten habt?"

Hansli zuckte halb gleichgültig, halb verächtlich die Achseln. „Das weiß ich nicht," sagte er; „aber was würde es die Herren angehen? Denn sicherlich, sie werden mir nichts geben, wenn ich auch den letzten Heller verliere."

Der alte Mann machte eine langsam verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „So mein' ich's auch nicht," versetzte er; „aber da man das Armengesetz gegen Euch in Anwendung bringen will, so könnte man je nach Umständen das Eine vorschieben und das Andre erlangen wollen."

„Ich versteh' Euch nicht," entgegnete Hansli, „der seine erste Aufregung schon wieder zu bemeistern anfing, aufmerksamer werdend; was wollt Ihr sagen damit?"

„Nun," antwortete der Krämer bedächtig, „die Sache dürfte nach meinem Dafürhalten so beschaffen sein: Entweder Euer Gemeinderath glaubt Euch noch im Besitze einer schönen Ersparniß, und dann will er die Rückvergütung für die Gemeindekasse erwirken, wie er sie nach dem Gesetze verlangen kann; in diesem Falle könnte man nicht viel dagegen einwenden. Oder aber, man weiß daheim bereits um Euern Verlust, und dann wird das Begehren gerade in der Hoffnung gestellt, daß es nicht erfüllt werde."

„Das kann ich noch immer nicht verstehn," sagte Hansli kopfschüttelnd.

„Und doch ist die Sache sehr einfach," versetzte der Krämer; „könnt Ihr die Vergütung nicht entrichten, so ist Eure Gemeinde gesichert, keine katholischen Kinder in ihrer Bürgerschaft haben zu müssen."

„Ah!" rief Hansli in langgedehntem Tone; „und Ihr glaubt wirklich, daß an ein solches Spiel gedacht werde?"

„Wenigstens wär's nicht das erste Mal, daß es gespielt würde," sagte der alte Mann.

Hansli legte die heiße Stirn an die kalten Fensterscheiben und blickte schweigend mit verworrenen Gedanken und Vorstellungen in das Schneegestöber hinaus, das der Wind auf dem kleinen Hofe durcheinander

trieb. „Und Ihr seid sicher, daß man mir die Ehe verweigern kann," fragte er nach einer geraumen Weile, sich wieder umwendend, wenn ich nicht vorher die verlangte Vergütung abbezahle?"

„Das ist ganz gewiß", versicherte der Krämer, „höchstens wäre es möglich, auf gerichtlichem Wege eine Moderation der Summe zu erlangen; aber viel würde dabei schwerlich herauskommen, wahrscheinlich gar nichts. Und um die Sache kurz zu machen — am besten ist's, Ihr schickt den Leuten das Geld sogleich, bevor sie noch ein neues Häklein finden; denn das hab' ich mir gleich gedacht — Ihr habt mit Eurem Versprechen über die Taufe der Kinder zu tief in den Ast gesägt. Glücklicherweise werde ich die Summe beisammen haben."

„Um Gottes willen!" rief Hansli, wenn auch freudig bewegt, doch halb erschrocken über diesen neuen Beweis der Großmuth seines Geschäftsfreundes; „es wird mir ja jetzt schon nicht leicht werden, meinen Pflichten gegen Euch nachzukommen; geschweige denn —"

„Reden wir nicht weiter davon," unterbrach ihn der gute alte Mann; „wir kennen einander schon zu lange; und," fügte er lächelnd hinzu, „wer einmal A sagt, muß sich ja auch auf's B-sagen gefaßt machen."

Als Hansli nach kaum einer Stunde das ziemlich schwere Packet mit der ganzen von ihm geforderten Summe zur Post getragen hatte, schlug er statt des Heimweges einen kleinen Seitenweg ein, der ihn vor das Dorf hinausführte. Das Schneegestöber, das ihn

umflockte, entſprach ſeinem aufgeregten Innern, bis ſich in der winterlichen Stille und Einſamkeit die Gedanken wieder ruhiger zu ordnen begannen. Hansli hatte bisher weder Zeit noch beſondere Gelegenheit gehabt, ſich viel um die geſetzlichen Verkümmerungen und Verrenkungen des bürgerlichen Lebens zu bekümmern, und dieſe Dinge getroſt denen überlaſſen, die ihm dazu berufen ſchienen. Zwar hatte er ſich mit Stolz als Sohn eines freien Landes gefühlt, mit Stolz hatte er ſeinen erſten Waffendienſt gethan für dieſes Land, und bei gelegentlichen vaterländiſchen Feſten hatte auch er, begeiſtert von den unſere Freiheit lobpreiſenden Reden, freudig mit eingeſtimmt, wenn der tauſendſtimmige Chor „Rufſt du, mein Vaterland“ angehoben wurde; aber wie viel ſchmähliche Engherzigkeit und entwürdigende Sklaverei unter dieſem gleißenden Scheine der Freiheit verborgen liege, das war ihm gänzlich verborgen geblieben. Jetzt begannen ihm die Augen aufzugehen, da ihm das einfachſte, natürlichſte Recht, das Gott jedem Menſchen als eine unveräußerliche Gabe mitgegeben, von ſo vielen Seiten her ſtreitig gemacht wurde. „O eitler Schein und arge Heuchelei,“ rief er in den immer wilder ſauſenden Schneeſturm hinaus; „und für eine ſolche Freiheit wäre ich bisher jede Stunde zu ſterben bereit geweſen!“ Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne, lachte dann in kurzen Stößen laut vor ſich hin und nahm den Rückweg nach dem Dorfe, das in dem dichten Ge-

stöber kaum noch sichtbar war, mitten durch den tiefen Schnee, der das Blachfeld bedeckte.

Aber die neuen, dem jungen Manne bisher so fremd gebliebenen Gedanken sollten bald noch um einen schlimmen Schritt weiter geführt werden. Als er bei schon einbrechender Dämmerung vor der Ladenthüre seines Freundes anlangte, hörte er diesen drinnen in ganz ungewohnt heftigem Tone mit Jemanden ein Gespräch führen und zwar war es gerade, als ob es sich nur darum gehandelt habe, das einsame Selbstgespräch des Ankömmlings in den Mund eines Andern zu legen.

„Oder sind solche Dinge nicht eine wahre Schande für Menschen, die sich freie Schweizer nennen!" rief der alte Mann aufgeregt. „Wär' ich noch jung und heißblütig, wie ich einst auch gewesen bin, beim Himmel! — ich würde jeden Augenblick mithelfen, solche elende Gesetzesfabrikanten zum Kuckuck zu jagen. Aber es ist nichts mehr mit unserer jungen Welt; sie hat kein Feuer mehr im Blute, und Jeder läßt es so hingehen, weil er meint, die Andern sollten dafür sorgen. Oder ist es nicht so?" —

„Ihr mögt in Manchem recht haben," antwortete eine tiefe Männerstimme; „aber die Gesetze sind nun einmal da, ich habe die beschworene Pflicht, ihre Ausführung zu bewachen, ob sie mir gefallen oder nicht."

„Ich weiß wohl, daß Ihr nichts dafür könnt, Präsident," erwiderte der Krämer in etwas ruhigerem Tone; „und ich danke Euch, daß Ihr selbst gekommen

ſeid. Aber ſehen will ich doch, was der wackere, brave Mann dazu ſagt! Und erſt ſeine arme Braut! Ich ſag' Euch, das Agethli iſt in der kurzen Zeit mir und meiner Alten ſo an's Herz gewachſen, als ob es unſere eigene, liebe Tochter wäre."

„Das glaub' ich Euch gerne," verſetzte der Andere; „aber ich wiederhol' es noch einmal, meint Ihr's gut mit den jungen Leuten, ſo helft mir, daß ſie meiner Aufforderung gutwillig Folge geben."

Hansli, der nur durch den heftigen Ton des Krämers aufmerkſam gemacht, unentſchloſſen vor der Thüre ſtehen geblieben war, öffnete nun dieſelbe und erkannte auch ſogleich den Mann, der mit ſeinem väterlichen Freunde das Geſpräch geführt. Es war der Gemeindevorſteher des Ortes, der nicht ohne einige Verlegenheit den Abendgruß des Eintretenden entgegennahm. Auch der Krämer machte ſich haſtig mit einem Häufchen Papierdüten zu ſchaffen, die er unordentlich in eine Schublade warf. „So, da kommt er ja gerade, mein Geſchäftsnachfolger," ſagte er mit einem Tone, der wenig im Einklange ſtand mit ſeinen unruhigen Bewegungen; „der Herr Gemeindepräſident hat Euch etwas mitzutheilen."

„Es thut mir nur leid, daß es nichts Angenehmeres iſt," begann der Genannte ſogleich, aber langſam, indem er noch langſamer ein zuſammengefaltetes Papier aus der Taſche zog; „doch hoff' ich, daß Ihr das Unangenehme nicht mir ſelbſt zur Laſt legen werdet."

„Ohne Grund und Noth gewiß nicht," erwiderte

Hansli mit einem forschenden Blick in das wettergebräunte, aber milde Antlitz des Dorfbeamten; „was ist es, Herr Präsident?“

„Es ist mir da eine oberamtliche Weisung zugekommen,“ fuhr der Mann das Papier entfaltend und zögernd fort, „nach welchem der Vater Eurer Braut rechtliche Einsprache gegen ihre beabsichtigte Verheirathung erhebt. Diese Einsprache wird dadurch begründet, daß die Tochter das elterliche Haus heimlicher Weise und gegen den Willen des Vaters verlassen habe; weßhalb derselbe, da sein Kind das Alter der Volljährigkeit noch nicht erreicht, dessen sofortige Heimkehr anbegehrt.“

Hansli hatte beide Hände über das Gesicht gelegt und so stand er eine geraume Weile lautlos, bis der Gemeindepräsident in leiserm Tone hinzufügte: „Aus der hier angegebenen Jahreszahl der Geburt Eurer Braut geht jedenfalls hervor, daß dieselbe noch nicht ihre volle Mündigkeit erreicht hat und ihre Verheirathung deshalb der väterlichen Einwilligung bedarf.“

Hansli ließ die Hände langsam niedersinken und lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen an die Ladenthüre zurück. „Wißt Ihr auch, wer oder was dieser Vater ist?“ fragte er dann mit kaum hörbarer Stimme.

„Nein, das weiß ich nicht,“ erwiderte der Dorfbeamte, obwohl mir mein ehrenwerther Nachbar hier schon vorhin einige Andeutungen darüber gegeben hat; aber soviel muß immerhin unangefochten bleiben, daß dem Manne die väterliche Gewalt über sein Kind durch

Richterspruch nie entzogen worden ist, sonst würde ja seine Einsprache von der Behörde auch nicht angenommen worden sein."

„Herr Viktor!" murmelte Hansli in halblautem, bitterm Tone zwischen den Zähnen hervor und fragte dann, ohne sich aus seiner Stellung zu rühren, langsam: „Und welche Folgen kann nun diese väterliche Einsprache haben, Herr Präsident?"

„Hört," erwiderte der Beamte, indem er auf Hansli zutrat und theilnehmend seine Hand auf dessen Schulter legte: „Euer wackerer Freund da hat mir eben gesagt, daß Euern ehrlichen Absichten auch noch von anderer Seite Hindernisse in den Weg gelegt werden wollen. Ich gebe gerne zu, und muß es nach Allem, was ich gehört, selbst glauben, daß unreine Hände gegen Euch im Spiele sind; aber Ihr müßt auch bedenken, daß bestehende Gesetze für reine und unreine Hände die gleiche schneidende Waffe abgeben und daß man darum in den weitaus meisten Fällen am besten thut, dieser zweischneidigen Waffe aus dem Wege zu gehen. Mein wohlgemeinter Rath kann also kein anderer sein, als daß Eure Braut sogleich zu ihrem Vater zurückkehrt und in Liebe und Güte seine Einwilligung zu Euerm löblichen Vorhaben zu erwirken sucht."

„Ja, ja," sagte Hansli mühsam; „aber Ihr habt mir eine Frage noch nicht beantwortet — wenn ich nun Euern Rath nicht befolgen würde?"

„Dann müßt' ich," erwiderte der Präsident, sich halb abwendend — „dann müßt' ich Eure Braut binnen

zweimal vierundzwanzig Stunden polizeilich aus der Gemeinde wegweisen lassen."

Hansli stieß einen dumpfen Ton hervor, der wie der Schrei eines verwundeten Wildes erklang, während der Beamte mit dem Ausdrucke mitleidiger Theilnahme fortfuhr: „Natürlich könnt Ihr Euch über dieses Verfahren beschwerdeführend an die obere Behörde wenden; aber gerade damit Ihr auf diesem Wege zu einem bessern Ziele kommt, würde ich Euch rathen, sich vor der Hand geduldig zu fügen. Ich selbst werde in meinem Berichte an das Oberamt meine persönliche Ansicht nicht verhehlen."

„Ich glaub' Euch, daß Ihr's aufrichtig meint und will Euerm Rathe folgen," sagte Hansli schwerathmend nach einer Weile; „morgen werde ich meine Braut zu ihrem Vater bringen."

„Thut das," versetzte der Beamte, sich zum Weggehen anschickend und Hansli die Hand reichend; „Ihr werdet mir damit eine schwere Pflicht ersparen." —

Aber die Nacht, die zwischen dem gegebenen Versprechen und seiner Ausführung am folgenden Morgen lag, war die bangste und schwerste, die Hansli noch je erlebt hatte — schwerer selbst als jene, die ihm einst der Flammenschein des väterlichen Häuschens so schrecklich erhellen mußte. Und auch die Reise nach der Heimat glich eher einer Fahrt nach dem Friedhofe, als nach den erinnerungsreichen Flußufern, die ein so stilles Kinderglück gesehen hatten. Für Hansli war das krampfhafte Weinen, in das Agethli nach dem

Anhören der Hiobspoſt ausgebrochen, nicht ſo ſchmerzlich geweſen, als ihm jetzt die ſtumme Ruhe der geliebten Reiſegefährtin qualvoll wurde. „Wenn Du meiner Liebe vertrauſt, wie ich der Deinigen vertraue, wenn Du an eine göttliche Gerechtigkeit glaubſt, wie ich daran glaube, ſo hoffe doch und verzage nicht,“ ſagte er mit bewegter Stimme, als ſie durch das Schneegeflocke in dem geräuſchlos dahingleitenden Poſtſchlitten gegen das heimatliche Kirchweihſtädtchen heranfuhren; ich werde keinen Augenblick ruhen und raſten, bis ich Dich erſtritten habe. Und der Kampf wird und muß ja auch nur ein kurzer ſein. Jammere, weine und klage unſer Mißgeſchick an; aber ſei nicht ſo ſtill und ſprich mit mir.“

„O Du Lieber und Guter,“ entgegnete Agethli, die erbleichte Wange an Hansli's Bruſt lehnend; „es iſt wohl eine Sünde, aber an die göttliche Gerechtigkeit kann ich nicht ſo zuverſichtlich glauben, als ich an Deine Liebe glaube. Drum will ich auch nicht mehr jammern und klagen, ich bin ja ſo glücklich in dieſem Glauben, wie ich es früher, lange Zeit nie geweſen bin in meinem Leben. Und Du — Du wirſt und mußt glücklich werden und bleiben Dein Leben lang.“

„Aber nur mit Dir — wenn Du ſelbſt es biſt.“

„Auch ohne mich, wenn es ſein muß,“ entgegnete Agethli mit kaum hörbarer, ſtockender Stimme.

„Nie ohne Dich!“ rief Hansli, Mund und Wange des geliebten Mädchens küſſend; „ſiehſt Du, da bricht ja ſchon die Sonne durch die Schneewolken!“

Und wirklich lag ein klarer Sonnenschein über dem weißen Schneekleide der Gegend ausgegossen, als die Beiden vom Städtchen den kaum gebahnten Weg nach der Uferhalde einschlugen; aber dieser Sonnenschein vermochte trotz der funkelnden Diamanten, die er mit freigebiger Hand rings herum ausstreute, doch nicht in die sorgenvollen Herzen einzudringen. Oben am Waldrande, von dem nur noch einzelne halbverschneite Fußtritte die Richtung des Weges nach dem ehemaligen Fährwirthshäuschen wiesen, mußte Agethli schnell athmend stehen bleiben. „Denkst Du noch daran?" fragte es, auf das Steinkreuz zeigend, das nun auch halb im Schnee vergraben lag.

„Ja, ich denke wohl daran," erwiderte Hansli in einem Tone, der, wie er selbst wenigstens meinte, zuversichtlich klang, „und ich glaube noch wie damals, daß Dein Gebet Erhörung gefunden. Du weißt ja, der Herr prüft nur Die, welche er lieb hat. Aber diese Prüfung wird bald vorüber gehen, und Du wirst sehen, daß es bei Deinem Vater bloß der richtigen Aufklärung bedarf, um ihn auf andere Wege zu bringen." —

„Ich habe mich versündigt, daß ich ihn verlassen habe," entgegnete Agethli wehmüthig, „und die Strafe dieser Sünde werd' ich tragen müssen."

Diese ergebene Voraussicht sollte sich bald bestätigen. Das heimkehrende Kind und sein Bräutigam schienen anfänglich von dem unglücklichen Vater kaum erkannt zu werden. Er starrte Beide eine lange Weile mit

verglasten Augen an und brach dann in ein unheimliches Lachen aus, während er zugleich eine Flasche herablangte, die hinter dem Tische auf einem Wandbrette stand. „So, Du bist doch wieder da, Agethi?“ rief er, ein großes Glas mit seinem Feuergifte füllend; „da, trinkt einmal zusammen, meinetwegen. Aber nicht wahr, ich hab' Dir's gesagt, Du sollst dem Viktor keine Flausen machen! — Nun, Ihr wollt nicht,“ fuhr er heiser fort, als Agethli sich weinend abwendete und Hansli vor Ueberraschung und aufwallendem Unwillen keine Antwort gab; „dann kann ich schon allein trinken.“ Damit setzte er das Glas an den Mund und leerte es mit einem Zuge bis auf den letzten Tropfen.

Agethli stieß einen lauten Schrei aus und wollte den Vater am Arme fassen, um ihn zu hindern an seinem unseligen Thun. Er jedoch rief, das geleerte Glas hastig von Neuem füllend: „Wart nur, wart nur, es ist noch mehr da, Du sollst nicht zu kurz kommen.“ Dann wankte er der Bank zu, die sich hinter dem Tische hinzog, um sich auf derselben halb sitzend, halb liegend auszustrecken.

„Unter diesem Dache laß ich Dich nicht zurück,“ sagte Hansli vor innerer Aufregung zitternd. „Komm, hier können wir leider nichts thun.“

„Nein“, entgegnete Agethli, dessen Augen plötzlich wieder trocken geworden; „geh' Du, ich bleibe hier. O wär' ich nie fortgegangen, so würd' es auch nie so weit gekommen sein.“

Gegen diesen Entschluß blieb alle dringende Zu-

rede Hansli's erfolglos. Nach einer Stunde schritt er einzig die schneebedeckte Uferhalde hinan; aber wer ihm auf dem einsamen Waldwege begegnet wäre, hätte wohl erschrecken mögen vor dem unheimlichen Ausdrucke, der sein Gesicht entstellte. Er selbst wußte kaum, ob er wachend oder träumend daher wandle. Oben bei dem alten Kreuze angelangt, blieb er eine lange Weile bewegungslos stehen und drückte dann sein brennendes Antlitz tief in den Schnee, der sich auf dem Arm des Kreuzes hoch aufgeschichtet hatte. —

Am Städtchen angelangt schritt Hansli geraden Weges auf die Fabrik neben dem alten Stadtthore zu. Ohne nur zu fragen fand er sich in dem weitläufigen Gebäude schnell zurecht und öffnete mit kurzem Anklopfen eine Thüre, auf der mit großen Metallbuchstaben der Name „Comptoir" stand. Es saßen drinnen mehrere junge Leute emsig schreibend an ihren Pulten; aber Hansli hatte auf den ersten Blick gefunden, wen er suchte. An das nächste Pult tretend, sagte er zu dem dahinter Sitzenden: „Ich habe ein Wort zu sprechen mit Euch, Herr." —

„Mit mir?" entgegnete der so unvermuthet und barsch Angeredete, sich mit dem Ausdruck der Ueberraschung von seinem Sitze erhebend; „ich habe zwar nicht die Ehre — doch bitt' ich, hier einzutreten."

Mit diesen Worten wollte Herr Viktor die Thüre eines Seitenzimmers öffnen; aber Hansli legte fest die Hand auf seinen Arm und rief laut: „Nein, Herr, was ich Euch zu sagen habe, dürfen und mögen hier

Alle hören. Wenn Ihr mich nicht kennt — ich habe soeben meine Braut wieder zu ihrem Vater an die Uferhalde gebracht. So weit hättet Ihr also Eure Absicht erreicht. Betretet Ihr aber das Haus ein einziges Mal, so lange meine Braut dort bleibt, oder gebt Ihr derselben sonst Anlaß zur Klage, so schlag' ich Euch bei unserer nächsten Begegnung zu Boden, wie man einen tollen Hund niederschlägt. Das Aufstehen werdet Ihr dann wohl Andern überlassen. Das schwör' ich Euch, so wahr ein Gott im Himmel lebt."

Herr Victor war aschbleich geworden und die Schreiber erhoben sich ebenfalls unruhig und erschrocken von ihren Sitzen; aber Hansli ging, ohne weiter darauf zu achten oder noch ein Wort zu verlieren, festen Schrittes wieder der Thüre zu. Draußen schlug er den Weg nach einem schmucken kleinen Hause ein, das in einiger Entfernung vom Städtchen mitten in einem großen Garten lag. Es war die Wohnung eines Advokaten, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit Hansli schon als Knabe hatte rühmen hören. Diesem gedachte er deshalb seine Angelegenheit zu übergeben und wurde auch freundlich empfangen von dem Manne mit dem scharfausgeprägten Gesichte und den kleinen grauen Augen, die hie und da so eigenthümlich aufblitzten hinter den großen Brillengläsern.

Nachdem Hansli seine Sache mit ausführlicher Wahrheitstreue vorgetragen, sagte der Advokat bedächtig: „Ihr müßt nicht glauben, daß Euere Geschichte die erste derartige sei, die mir in meiner Praxis be-

gegnet. Ich hoffe sie auch, wie schon andere, zu einem befriedigenden Ziele führen zu können; aber das muß ich Euch zum Voraus sagen, junger Mann, daß hiezu zweierlei Dinge von Eurer Seite erforderlich sind, nämlich Geduld und — Geld. Jedenfalls müßt' ich, da ich Euch doch nicht genauer kenne, schon zur Einleitung des Prozesses einige Mittel zu Verfügung haben. Denn wie mir die Verhältnisse in Eurer Heimatgemeinde bekannt sind, könnte sich von dort aus, trotz der vergüteten Armenunterstützung, immer noch ein Widerstand gegen Eure Heirath geltend machen. Doch, das muß man erst abwarten."

Hansli zog eine halbe Hand voll Thaler aus der Tasche, beinahe der ganze letzte Rest seiner jahrelangen Ersparnisse und sagte dann, während er sie auf den Tisch legte: „Der Kostenbezahlung wegen dürft Ihr nicht in Sorge sein; aber Eines möcht ich Euch bitten: habt ein scharfes Auge auf das väterliche Haus meiner Braut drunten an der Uferhalde und gebt mir regelmäßigen Bericht, wie es steht dort." — Der Advokat versprach bereitwillig sein Bestes zu thun und Hansli machte sich ohne Säumen auf den Heimweg, obwohl der Abend mit neuem Schneegestöber hereinbrach. Aber welch' eine Heimkehr war das durch Nacht und Wind zu einer Heimat, die nun doch schon verödet stand, und wo ihn bei jedem Schritte vorwärts das Herz wieder rückwärts nach der einsamen Uferhalde zog! —

Nach einigen Tagen erhielt Hansli, der vom Morgen bis in die späte Nacht ruhe- und rastlos in dem

Krämerhäuschen umherging, die erste Nachricht von Agethli. Es schrieb unter Anderm: „Wie schwer ich gefehlt habe, meinen armen Vater zu verlassen, sehe ich nun erst recht ein. Er ist jetzt schon wieder besser, als wir ihn angetroffen haben. Aber wenn er auch seine Zustimmung endlich gibt — sieh', mein Lieber, wir werden doch nie zusammenkommen. Wenn ich so den ganzen Tag durch's Fenster über das Wasser hinüberschaue wo einst Dein elterliches Haus stand, muß ich unaufhörlich denken, es sei uns ja von Anfang an beschieden gewesen, einander nah und doch getrennt zu sein. Was kann da das Klagen und Jammern helfen, wo einmal nichts zu ändern ist."

Hansli wurde auf's Neue schmerzlich berührt durch diesen Ton der Entsagung, wenn ihm auch der sonstige Inhalt des Briefleins zu einiger Beruhigung gereichte. Für den Trost jedoch, daß Agethli im väterlichen Hause wenigstens vor Mißhandlung und zunächst wohl auch vor den Nachstellungen des Herrn Victor sicher gestellt sei, sollte dem armen Bräutigam nun ein Hauptstein des Anstoßes in den Weg gewälzt werden. Der Advokat schrieb ihm, daß seine geäußerte Befürchtung nur zu bald in Erfüllung gegangen. Hansli's Heimatsgemeinde habe ebenfalls eine Eheeinsprache bei den Behörden anhängig gemacht, bis zu deren Austrag man den Rechtsweg gegen Agethli's Vater füglich unbetreten lassen könne, um so mehr, da die Tochter unterdessen Zeit finde, den alten Mann vielleicht friedlicher zu stimmen. Denn einige Wochen wer-

den schon vergehen, bis die Einsprache der Gemeinde entschieden sei.

Und so geschah es auch; der endliche Entscheid aber lautete zu Gunsten der Heimatgemeinde. „Zwar ist die Einwendung der Gemeinde, daß sie sich nicht der Gefahr aussetzen könne, zweierlei Bekenntnisse unter ihrer Bürgerschaft zu haben, und dann möglicherweise auch für die Kultusbedürfnisse der katholischen Konfession sorgen zu müssen, verfassungsgemäß unzulässig, hieß es in diesem Entscheide; dagegen ist die Gemeinde mit der andern Einsprache, daß der Heirathskandidat mittellos sei und für Ernährung einer Familie keine genügende Garantie biete, vollständig berechtigt. Denn es ist konstatirt, daß besagter Heirathskanditat selbst die Bezahlung des Einzugsgeldes für seine vorgebliche Braut und die gesetzliche Rückvergütung früherer Armenunterstützungen an die Gemeinde nicht aus eigenen Mitteln zu bestreiten vermochte." — Zu diesem Entscheide schrieb der Advokat: „Es liegt auf der Hand, daß es der Gemeinde nur um den ersten Punkt der Einsprache zu thun ist; aber der zweite konnte unter obwaltenden Umständen und nach dem bestehenden Ehe-Einspruchsgesetz von der Behörde nicht wohl anders entschieden werden. Dafür sind wir des Sieges mittelst einer Appellation an die Bundesbehörde sicher, weßhalb ich dieselbe unmittelbar abgehen lasse. Im Verlaufe von zweien Monaten kann die Sache entschieden sein; denn sollte auch der Bundesrath wider Erwarten auf Seite der kantonalen Behörde treten, so muß glücklicherweise die Bundesver-

ſammlung, an welche ſodann zu rekuriren wäre, noch im Laufe dieſes Winters zu einer außerordentlichen Sitzung zuſammentreten."

Hansli las bald den langen, wohlparagraphirten und mit zierlichen Kanzleiſchnörkeln verſehenen obrigkeitlichen Entſcheid, bald wieder das Begleitſchreiben ſeines Sachwalters mehrere Mal aufmerkſam durch, ohne ſich von der Stelle zu rühren. Aber er war nicht im Stande, ſeine Gedanken klar zuſammenzuordnen. Einmal kam es ihm vor, als ob er nur einen neckiſchen Traum träume; das andere Mal, als ob man bloß ein boshaftes Spiel mit ihm treibe. Erſt als er in's Freie hinausging und eine Stunde durch Feld und Wald geſtreift war, kam wieder das ſchmerzlich bittre Lachen über ihn, daß nun das Jahre lang verborgen gehaltene Geheimniß ſeines Herzens in den oberſten Rathsſälen der Eidgenoſſenſchaft vor aller Welt verhandelt werden ſollte. „Aber was können die Herren des Raths und die ganze verrückte Welt denn wiſſen von dieſem meinem Geheimniſſe!" rief er laut und zornig vor ſich hin.

Doch auch auf dieſe Frage ſollte die Antwort nicht ausbleiben. In den langen, ruhelos erwartungsvollen Tagen, welche nun kamen, bildeten für Hansli Agethli's Briefe die einzigen Lichtpunkte. Zwar klang der Ton wehmuthsvoller Entſagung immer beſtimmter aus denſelben heraus; aber manchmal wurde Hansli doch davon wie von heimatlicher Kindheitsluft angeweht. „Von unſerer Angelgenheit mag ich mit dem Vater immer noch

nicht reden, obwohl er viel, viel beſſer geworden iſt," ſchrieb Agethli; „ſchon ſeit einigen Tagen lieſt er ſtundenlang in einem alten Heiligenbuch, was er in vielen Jahren nie mehr gethan hat. Freilich bei dem tiefen Schnee wurde ihm das Ausgehn beſchwerlich und zu ihm kommt auch Niemand, mit dem er ſpielen könnte. Mir ſelbſt iſt es jetzt manchmal, als möcht ich mein Lebenlang nie mehr von hier fortgehen. Als ich vorgeſtern meine fertige Näharbeit in die Stadt trug und neue holte, lief ich mir faſt das Herz aus, bis ich wieder daheim war. Und das kam gewiß nicht von der Angſt vor Victor, den ich noch mit keinem Blicke geſehen; denn es iſt mir, als habe ich keinen Menſchen mehr zu fürchten. Nein, es war nur das Heimweh. Mitten durch den tiefen Schnee habe ich mir vom Hauſe einen kleinen Weg an der Aare abwärts gebahnt und da gehe ich denn jeden Abend, wenn es zur Arbeit zu dunkel wird, wohl eine Stunde hin und her und ſchaue hinüber nach der Waldecke, wo Du allemal geſeſſen biſt, bis es finſtere Nacht wird. Ach, da kommen mir ſo vielerlei Gedanken, liebe und traurige und manchmal auch plötzlich ſolche, vor denen ich faſt erſchrecke und dann ſchnell in mein Stübchen laufe, um Licht anzuzünden."—

Hansli erging es gerade wie ſeiner einſamen Braut an der Uferhalde. Neben den lieben und traurigen ſtiegen auch in ihm Gedanken auf, vor denen er hätte erſchrecken können. Es waren Gedanken des Zornes und der Rache gegen ſeine Mitbürger, gegen Victor,

gegen seine Handelsherrn und am Ende gegen alle Welt und selbst gegen den, der über Welt und Menschen steht. Um diese Gedanken zu zerstreuen, ging er manchmal nach dem Postwirthshause hinüber, wo immer ein paar Zeitungen zu lesen waren, oder sich auch sonst ein Gespräch über den Lauf der Tagesbegebenheiten ergab. Eines Nachmittags kam Hausli wieder dahin und da er zu dieser Tageszeit zufällig der einzige Gast war, blätterte er halb gedankenlos einige Zeitungen durch, die schon von gestern her auf dem Tische lagen; aber plötzlich übergoß sein Gesicht eine brennende Röthe, um jedoch alsbald wieder mit einer Leichenblässe abzuwechseln. Denn hier stand die Antwort auf seine Frage, was denn die Welt von seinem Herzensgeheimnisse wissen könne, mit deutlichen Buchstaben gedruckt vor ihm. Aber großer Gott, wie und was sprach die Welt von diesem Geheimnisse!

Es war ein Zeitungsartikel, der den ersten Entscheid in Hausli's Heirathsangelegenheit gegenüber der Appellation an die Bundesbehörden rechtfertigen sollte, wobei, wie es in solchen Fällen leider gewöhnlich geschieht, kein Mittel der Verdrehung, Uebertreibung und selbst der schmählichsten Verläumdung gespart wurde. Nach einer pharisäisch entrüsteten Einleitung über die staats- und sittengefährlichen Folgen der mehr und mehr überhand nehmenden leichtsinnigen Ehen, kam der Artikel auf die in diesem Falle betheiligten Brautleute zu sprechen. Hausli schwindelte es vor den Augen, so daß er lange mit Lesen einhalten mußte und nur des einen Gedankens

fähig war: Pfaffe, Pfaffe — das ist der Pfaffe, der das geschrieben hat. Aber nein, die Worte, welche einst der eifrige Vertreter der Kirche in Hansli's Heimat zwischen vier Wänden zu den Brautleuten gesprochen, klangen wirklich nicht wie pflichtgetreue Ermahnungen gegen die Anschuldigungen, die hier vor aller Welt erhoben wurden. — Von dem Charakter der Braut, hieß es, könne man sich schon aus dem Umstande einen Begriff machen, daß sie in einer Fabrik, wo man es doch bekanntermaßen mit der Moralität der Arbeiterinnen nicht allzugenau nehme, ihrer maßlosen Liederlichkeit wegen habe verabschiedet werden müssen. Statt eines Insichgehens sei die nächste Folge dieses Vorganges nur die gewesen, daß die Entlassene ihre Leichtfertigkeit unverweilt zum eigentlichen Gewerbe erhoben habe. Ihren dermaligen vorgeblichen Bräutigam habe sie beim ersten zufälligen Zusammentreffen von der Straße weg nach Hause verlockt, sei am folgenden Morgen schon vor Tagesanbruch an mit ihm in Wirthschaften herumgezogen und dann in seiner Gesellschaft davon gegangen. Ihr ganzes Betragen sei dabei so skandalös gewesen, daß selbst ihr sonst nicht besonders gutbeleumdeter Vater gesetzliche Einsprache gegen eine allfällige Ehe erhoben habe. Das habe die Leichtsinnige jedoch nicht abgehalten, mit ihrem angeblichen Verlobten in wilder Ehe zu leben, bis sie polizeilich wieder in ihre Heimath zurückgewiesen worden sei. — An dem Bräutigam, hieß es weiter, könne man die unvermeidlichen traurigen

Folgen solcher Leichtfertigkeit schon augenfällig wahrnehmen. Obwohl von mangelhafter Erziehung, habe sich derselbe doch einen ordentlichen Weg zu machen gewußt, und Klagbares sei über seine frühere Vergangenheit nicht laut geworden; aber sobald er sich an das verführerische Weibsbild gehängt, habe er seine Pflichten dermaßen vernachlässigt, daß eine bisher erworbene ordentliche Ersparniß bereits vollständig verlottert sei. Die altherkömmlichen bürgerlichen Ehesporteln aus eigenen Mitteln bezahlen zu können, davon sei schon keine Rede mehr gewesen; aber sei es einmal so bestellt, lasse das Schlimmste nie auf sich warten. Mit dem jungen Manne sei es bereits so weit gekommen, daß er sich an dem Leben des Fabrikherrn, der seine Mithälterin früher aus guten Gründen entlassen, mit Gewalt habe vergreifen wollen und nur durch zufällige Anwesenheit dritter Personen von der Ausführung gefährlichster Drohungen abgehalten worden sei. „Und unter solchen Umständen," schloß der Artikel mit triumphirendem Trotze, „will man uns von Bündes wegen zwingen, die Vorkehren aufzuheben, welche die Gemeinde und der Kanton zum Schutze ihrer heiligsten bürgerlichen und moralischen Interessen getroffen haben. Man probiere es!" —

Hansli mußte, schon bevor er mit schwindelnden Sinnen zu Ende gelesen, sich mit beiden Händen an dem Stuhle, auf dem er saß, festhalten, sonst wäre er zu Boden gestürzt. Aber durch das dumpfe, tosende Durcheinanderwogen seines Kopfes schoß bald wie ein

zündender Blitz nur noch ein einziger Gedanke. „Das wird Agethli tödten, wenn es unvorbereitet das Blatt vor Augen bekommen soll," schrie es durch sein Inneres; „Du mußt zu ihm, bevor es etwas davon erfährt! — Aber wenn es schon wüßte darum!" rief eine andere angstvolle Stimme in ihm. — Hansli erhob sich mit einem gewaltsamen Rucke und taumelte der Thüre zu, ohne die Wirthin zu beachten, die ihm eben den bestellten Wein bringen wollte. Er wußte auch nicht, wie er vor das Haus hinunterkam, bis ihn eine Stimme beim Namen rief. Es war der Wirth und Posthalter, der ihm einen Brief durch das Fenster seiner Ablagestube entgegenhielt. „Da — soeben angekommen!" sagte er. — Es war die Handschrift Agethli's und Hansli lehnte sich, das Blatt mit bebenden Fingern aufreißend, in die nahe Mauerecke zurück. „Herzlieber Hansli," las er mit fiebernden, fliegendem Blicke, „ich gehe, wohin ich gehen muß. Mein Tod wird das Unglück und die Schande, die ich Dir gebracht habe, wieder von Dir nehmen. Ich wußte ja schon lange, es mußte so kommen — die breiten, tiefen Wasser haben es nicht anders gewollt. Leb wohl, o Du Lieber und Guter, vor Gottes Thron und bei meiner gebenedeiten Fürbitterin will ich beten für Dich. Leb wohl und verlasse meinen unglücklichen Vater nicht."

Hansli streckte beide Arme aus, um sich an der Mauer festzuhalten: seine Kniee wankten, und er meinte zusammensinken zu müssen. Aber auch jetzt raffte er

seine Kraft wieder auf und stürzte mit fliegenden Schritten auf die Straße hinaus, die das Dorf abwärts führte. —

Von den Bergen herab war ein warmer Föhnwind gekommen, der den Schnee schmolz und den Weg in mühsam zu durchwatende Sümpfe verwandelte. Der Dahineilende merkte nichts davon, obwohl ihm der Schweiß bald in ununterbrochenen Rinnen von Stirn und Wange rieselte. Die Nacht kam, und die Lichter der Dörfer am Wege schauten ihn schon von Weitem wie leuchtende Gespensteraugen an; er achtete nicht darauf, so wenig als auf die schattenhaften Gestalten, an denen er da und dort vorüberjagte. Ein Windstoß nahm ihm den Hut vom Kopf; er schaute sich nicht um und hielt den athemlosen Schritt nicht an, bis er lange nach Mitternacht vor das Häuschen des Fährenwirths gelangte. „Agethli," schrie er, mit geballter Faust an die Thüre pochend; „Agethli mach' auf, wenn Du da bist. Ich bin es, dein Hansli!" — Aber Agethli gab keine Antwort und es dauerte eine lange, furchtbar lange Weile, bis der Fährewirth herausrief, was das für ein Lärmen sei da draußen. „Wo ist Agethli?" schrie Hansli entgegen, „wo ist Dein Kind, alter Mann? Mach auf oder ich trete die Thüre ein!" —

Aber wiederum dauerte es eine zur Ewigkeit sich ausdehnende Zeit, bis drinnen hinter dem schwarzen Fenster ein Lichtlein erglomm und der Riegel endlich zurückgeschoben wurde. „Wo ist Agethli?" wiederholte

Hansli seinen angstvollen Ruf; „sprich, unglücklicher Mann, Du mußt es wissen.“ —

„Nein, ich weiß es nicht,“ erwiderte der Fährwirth, der vor der durchnäßten, verwilderten Gestalt unter der Thüre erschrocken zurückwich; „ich dachte schon, die Ageth sei wieder fortgegangen.“

„Und seit wann ist sie fort?“ keuchte Hansli mühsam; „das mußt Du doch wissen!“

„Ja, laß mir nur meinen Arm los,“ entgegnete der Fährwirth, sich umsonst bemühend weiter zurückzuweichen; sie ist gestern auf die Nacht fort, als sie in der Stadt war und seither nicht mehr heimgekommen.“

„Dann hast du kein Kind mehr, Fährenwirth!“ schrie Hansli, beide Hände über dem von durchnäßten verworrenen Haaren bedeckten Haupte zusammenschlagend; „und ich, o barmherziger Gott, ich habe Alles verloren!“

Er stürzte wieder aus dem Häuschen hinaus nach dem Flusse hinunter, der angeschwollen vom schmelzenden Schnee mit lautem Getöse dahinzog. Der alte Fährwirth legte langsam seine Hand auf die kahle Stirn und es fing in seinen verworrenen Sinnen ein Licht aufzudämmern an, um was es sich handeln könne. Hatte ihn doch Agethli gestern Nacht so wunderlich umhalst und noch geküßt, bevor es fortgegangen war! Er stellte das Aemplein auf den Flurboden und ging ebenfalls vor das Häuschen hinaus nach dem Fluß hinunter, wo er schon weit abwärts an der Halde mit klagender Stimme den Namen Agethli's rufen hörte.

Aber der Wind sauste in so schaurigen und gewaltigen Stößen zwischen den tiefen Uferhalden daher, daß der alte Mann seinem Anpralle kaum zu widerstehen vermochte und deshalb wieder unter das schützende Dach zurücklenkte. Doch auch hier wollte es ihn nicht lange dulden. Noch vor Tagesanbruch stieg er nach dem Dorfe hinauf, um den nächsten Anwohnern seine erwachten Befürchtungen mitzutheilen. Die Leute waren schnell bereit, ihm Hülfe zu leisten; denn wenn in solchen Lagen auch nicht immer das reine Mitgefühl zur That antreibt, so ist es der dämonische Zauber, den das Furchtbare und Grauenvolle auf alle Menschennatur ausübt. Schon in der ersten Dämmerung zog eine ganze Schaar, mit langen Haken und Stangen ausgerüstet, nach der Uferhalde hinunter, und sie hatte nicht allzulange zu suchen. Da, wo die Aare am untern Ende der Halden sich in scharfem Bogen zur Linken wendet, lagen auf einer kleinen Ufersandanschwemmung zwei leblose Körper übereinander; auf dem nassen Sandgrunde Agethli, die Füße noch von den Wellen umspült, und über ihm Hansli mit weitausgebreiteten Armen hingestreckt. Erst nachdem man die Beiden auf eine herbeigeholte Bahre gelegt, wurde bemerkt, daß Hansli noch ein Lebenszeichen von sich gab. —

Und er wurde auch nach kurzer Bemühung wieder zum Bewußtsein zurückgebracht, das ihn nur in Folge vernichtenden Seelenschmerzes und der Erschöpfung aller körperlichen Kräfte verlassen hatte. Agethli dagegen, dessen Leiche die anschwellenden Wasser an die Stelle

getragen, wo Hansli sie schon im ersten Zwielicht gefunden, mußte seinen Tod mit jener grauenvollen Ruhe gesucht haben, welche die tiefste Verzweiflung manchmal einzuflößen vermag. Es war sonntäglich gekleidet, wie zum Kirchgange, nur daß um den Hals das bunte Kirchweihtüchlein geschlungen war, das ihm so lange Jahre das äußere Zeichen unschuldvoller Liebe und treuer Erinnerung gewesen.

Die letzte Veranlassung, die das arme Mädchen in den Fluß getrieben, der es schon von seinem Jugendgespielen getrennt, war bald ermittelt. Agethli, das sich seit seiner Rückkehr in's väterliche Haus mit Strick- und Näharbeiten beschäftigt, hatte eine solche Arbeit wieder in's Städtchen hinaufgetragen, wo ihm — durch Zufall oder Absicht, blieb unentschieden — das unselige Zeitungsblatt in die Hände gefallen war.

* * *

Seit dem Morgen, an welchem die Leiche der unglücklichen Braut am Uferrande aufgefunden wurde, sind noch nicht so viele Jahre verstrichen, daß der traurige Vorgang im Gedächtnisse jener Gegend nicht mehr lebendig fortleben sollte. Auch manche sonstige Leser dieser Erzählung werden sich aus Zeitungsberichten daran erinnern können, selbst wenn ihnen die Einzelheiten des Dramas früher nicht bekannt geworden, wie dies nun hier geschehen. Aber gleichwohl geht Hansli, der jetzt in der blühenden Vollkraft seiner Mannesjahre stehen sollte, wie ein müder Greis ein-

her. Seine einſt ſo kräftige Geſtalt iſt gebückt, und das braune Haar ſchon eisgrau geworden. Der Mammonsgewinn, der ihm in dem freundlichen Krämerhäuschen faſt mühelos zu Theil geworden, hat ihm noch nie einen Wiederſchein der Freude auf das früh gealterte Antlitz locken können. Auf dem Grabe Agethli's jedoch, das auf dem heimatlichen Kirchhofe, entfernt von andern Gräbern, an der Mauer liegt, ließ er eine ſchwere Granitſäule errichten, und neben dem Namen der Todten ſtehen außer einem frommen Spruche auf dieſer Säule in großen Buchſtaben die bittern Worte eingemeißelt:

Im Lande der Freiheit!

Druck von Stampfli, Lack & Scheim in Bern.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Erzählungen

aus der Schweiz

von

Jakob Frey

Mit einer Einleitung von Ad. Frey

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	7
Zweierlei Urkunden	11
Heimkehr	63
Drei Freunde	101
Ein seltsames Handgeld	155
Der Freiheitsbaum	185

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Einleitung.

Der schweizerische Dichter Jakob Frey wurde am 13. Mai 1824 zu Gontenschwyl im Kanton Aargau geboren. Seine Eltern waren einfache und wenig bemittelte Bauersleute, der Vater ein stiller und schlichter Mann, die Mutter voll tiefen und sinnigen Gefühls und nicht ohne die Gaben eines scharfen und bei Frauen dieses Standes seltenen Geistes. In ihrer Jugend, die unter das Regiment der mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts untergegangenen Republik Bern fiel, hatte sie nur lesen, nicht aber schreiben gelernt, da „Meine Gestrengen und Gnädigen Herrn und Obern von Bern" des Glaubens lebten, ein Bauernmädchen bedürfe dieser Fähigkeit nicht, da es sonst seinem Schatze nur unnütze Liebesbriefe schreibe; noch im 45. Lebensjahre mußte sich die Hand der wackeren Frau, um das Versäumte nachzuholen, abends zur Führung der Feder bequemen, wenn sie über Tag in Haus und Feld sich abgemüht hatte. Den Bemühungen der Mutter gelang es, dem talentvollen Knaben den Eintritt in das Aarauer Gymnasium zu ermöglichen, das er im Jahre 1840 bezog, und wo ihm der bekannte Germanist Ludwig Rochholz die bestimmende Richtung für philologische und geschichtphilosophische Studien gab.

Im Herbste 1844 begab er sich nach der Universität Tübingen, wo er bis 1848 blieb, ein (1845—46) in München verbrachtes Semester abgerechnet. Er trieb die mannigfachsten philologischen, philosophischen und historischen Studien und empfand namentlich den tiefgreifenden Einfluß des bekannten Aesthetikers Vischer. Die Studentenjahre waren die glücklichsten seines Lebens und erschienen ihm mit vorrückenden Jahren unter dem beengenden Drucke mühseliger Verhältnisse in um so hellerem Lichte, als er in dem Universitätsstädtchen reichlich Gelegenheit gefunden hatte zu fröhlicher Geselligkeit und Bethätigung seiner Gewandtheit als Schläger und Reiter. Der Sonderbundskrieg, den er als Freiwilliger mitmachte, hatte seine Studien unterbrochen und ihn 1848 nach Zürich und dann abermals nach Tübingen geführt, wo er doktorierte. Er bereitete sich auf eine akademische Laufbahn an der eidgenössischen Hochschule vor, deren

Schöpfung eine der ersten Arbeiten des neuen Bundesstaates sein sollte, die aber bekanntlich bis zur Stunde nicht zustandegekommen ist, wiewohl ihre Entstehung damals nach der raschen Beendigung des Feldzuges nur eine Frage von Monaten zu sein schien. 1850 kehrte er in den Kanton Aargau zurück und übernahm ein Jahr später die Redaktion des von Heinrich Zschokke gegründeten „Schweizerboten" in Aarau. Unter günstigen Verhältnissen und Aussichten trat er ins politische Leben, indem er in die gesetzgebende Behörde des Kantons gewählt wurde. In der Verfolgung der einmal betretenen Laufbahn schien ihm eine gefestigte Existenz — er hatte sich 1854 verheiratet — bald gesichert, aber der rasch gewonnene, unverhüllte Einblick in das Triebwerk der kleinstaatlichen und doch komplizierten Staatsmaschine schreckte ihn von politischer Thätigkeit gründlich ab, so daß er den Staatsdienst plötzlich verließ und sich nach Bern wandte, um die Redaktion der „Berner Zeitung" zu übernehmen, die ihm hinreichende freie Zeit für seine novellistischen Produktionen zu gewähren schien.

1858 erschien die erste Folge dieser Produktionen gesammelt unter dem Titel „Zwischen Jura und Alpen", und der Beifall, der ihr von der schweizerischen und zum Teil auch von der deutschen Presse entgegengebracht wurde, veranlaßten Frey, sich von den Fesseln der politischen Redaktion mit ihren aufreibenden Mühen loszumachen und die Leitung der in Basel erscheinenden „Schweizerischen illustrierten Zeitung" zu übernehmen. Die an diesen Schritt geknüpften Hoffnungen gingen keineswegs in Erfüllung, denn er bedeutete nicht nur keine finanzielle Besserung, sondern zwang Frey auch, zur Füllung der dürftig honorierten Spalten viel und rasch zu schreiben, so daß manche Novelle, sowie zwei Romane historischen Gepräges partienweise nicht über das Stadium eines ungleich ausgeführten Entwurfes hinaus kamen. Indessen vermochte Freys Anstrengung das Unternehmen nicht über Wasser zu halten, so wenig, wie noch mehrere andre, deren Führung ihn 1865 nach Bern zurückgebracht hatte. Seit 1868 lebte er in einem einsamen Landhause in der Nähe von Aarau, in spärlichem Verkehr mit wenigen Freunden und fast ganz auf seine Familie beschränkt, lesend und schreibend unausgesetzt thätig, soweit ihn immer stärker auftretende Krankheit am Arbeiten nicht verhinderte. 1874 trat er nochmals aus diesem stillen Leben heraus, um sich in Bern an der Redaktion des „Bund" zu beteiligen, da es ihm nicht gelang, ausschließlich vom Ertrage seiner Feder zu leben. Eine Pulsadergeschwulst, an der er, ohne es zu ahnen, seit Jahren gelitten, warf ihn im Dezember 1875 aufs Krankenlager, und er starb unerwartet rasch am 30. dieses Monats in der Morgenfrühe.

Jakob Frey hat neben der schon erwähnten Sammlung „Zwischen Jura und Alpen" 1864 eine zweite erscheinen lassen unter dem Titel „Schweizerbilder", und ein Jahr vor diesen den historischen Roman „Die Waise von Holligen". Eine Kollektion, „Neue Schweizerbilder", erschien nach seinem Tode, und aus der Reihe seiner noch nie gesammelten Erzählungen sind auf den folgenden Blättern eine Anzahl zusammengefaßt. Diese Erzählungen spielen sich beinahe ausnahmslos auf Schweizer Boden ab, wie denn Freys Bestreben im ganzen

dahin ging, seinen Schöpfungen ein vaterländisches Gepräge zu verleihen. Dies mag es erklären, daß er über die Grenzen seines Landes hinaus wenig bekannt geworden ist. Einer weiteren Verbreitung stellte sich ferner ihr Erscheinen in rasch untergegangenen Schweizer Blättern hemmend entgegen. Und gerade weil er für diese Blätter und ihr Publikum schrieb und sich dabei, wie so mancher Redakteur, den künstlerisch nicht immer hochgespannten Anforderungen der Leser bequemen mußte, gediehen sie vielfach nicht zu der Vollendung, die ihnen der Verfasser geben wollte und hätte geben können. Manches Manuskript wanderte stückweise und noch naß in die Druckerei, wobei der Dichter der Hoffnung lebte, durch spätere gründliche Ueberarbeitung den Mängeln dieser überhetzten Produktion abhelfen zu können. Die Not des Tages und ein verfrühter Tod ließen ausnahmslos diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Dem äußeren Verhängnisse entsprang ein inneres, das den Dichter vielleicht deswegen weniger drückte, weil er es weniger empfand: die Rücksicht auf das Publikum ließ ihn vielfach zu einem Genre und zu Stoffen greifen, die seinem Talente nicht entsprachen. Ungefähr seit 1840 waren wesentlich durch den Vorgang Jeremias Gotthelfs die Bauern- und Dorfgeschichten in der Mode, so daß Frey, sollte ihm eine Wirkung auf gewisse Kreise nicht versagen, sich dieser Richtung nicht entziehen konnte, und, da er selbst ein Bauernkind war, sich ihr auch nicht entziehen zu dürfen vermeinte.

Er hielt es für seine Lebensaufgabe, durch eine litterarische Zeitschrift auf die geistige Hebung des Volkes zu wirken, und dieser ideale Sinn ließ ihn, wie er ihm bei der Abfassung seiner Novellen vorschwebte, immer wieder Mut finden, für ein neues derartiges Unternehmen einzutreten, wenn ein andres zusammengebrochen war. Er übersah freilich, daß mit dem fortwährenden Sinken der geistigen Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz die Konkurrenz mit ähnlichen deutschen Blättern nicht auszuhalten war, während er seinerseits selbst zu fein organisiert war, um auf größere Massen entschieden Eindruck machen zu können.

Er war sowohl für die scharfe Wiedergabe der tausend Kleinigkeiten eines beschränkten Dorflebens, wie für die Schilderung enger, tiefer Leidenschaften nicht genügend Realist. Seine Begabung lag auf dem Gebiete mehr gedämpfter Naturlaute und einer weniger erschütternden als rührenden, nie durch den Humor gemilderten und in dämmeriges Grau einer stillen Melancholie gehüllten Tragik. Man glaubt nicht selten aus seinen Novellen den klagenden Ton eines russischen oder nordischen Volksliedes zu hören. Das Wehmütige, Traurige, ja das Pathologische zieht ihn mit magischer Gewalt an, und wir sehen, daß sein weiches Herz alle Schmerzen seiner Helden und Heldinnen mitfühlt. Dieser Schmerz hat oftmals beinah etwas Weibliches und kindlich Zartes, etwas unendlich Rührendes. Es ist der Schmerz des eignen Lebens, das sich in diesem Weh spiegelt. Aber auf dem melancholisch gefärbten Untergrunde versteht Frey die Wege des Schicksals und die verschlungenen Irrgänge des menschlichen Herzens trefflich zu zeichnen. Er ist ein vollendeter Psychologe, den

in erster Linie die klare und scharfe Lösung des seelischen Problems reizt, so daß die innere Durchbildung seines Themas selten etwas zu wünschen übrig läßt. Seine Figuren verleugnen Wahrheit und Einfachheit der Empfindung niemals, die Charakteristik ist stets zutreffend und scharf, und wenn auch im ganzen nicht sehr reich, so doch nicht selten von überraschender Feinheit. Seine Helden sind nicht immer die Schmiede ihres Glücks und ihres Schicksals, das Verhängnis faßt sie mitunter aus Gründen, die eher eine Schuld der Verhältnisse als der Menschen bedeuten möchten. Der Dichter versteht uns zu rühren und zu erschüttern, ohne uns immer befreien zu können, weil er das Verhängnis in seiner herben Alltäglichkeit nicht in das versöhnende Licht der Dichtung zu rücken begehrt. Aber er versteht zu zeigen, wie Menschenwille und Menschenschuld dem Geschicke entgegenarbeiten, ohne es zu wollen, bis es sie hinunterzieht oder sie geläutert entläßt.

Indessen kleidet er Menschen und Verhältnisse nicht in den Glanz einer reichen sinnlichen Erscheinung; Gefühl und inneres Leben überwiegen fast allenthalben das Aeußere, das manchmal ein kleinliches, gedrücktes ist. Es vermag künstlerisch nicht zu entschädigen und zu genügen, weil es ohne die epische Deutlichkeit und Kraft z. B. eines Jeremias Gotthelf vor uns auftaucht, und weil wir nur zu wohl fühlen, daß in dieser Sphäre der Dichter eigentlich nicht heimisch ist. Seine zartere Seele gehört in jene Kreise, wo der Kampf ums Dasein den Menschen weniger in Anspruch nimmt und einer reicheren Entfaltung des Gefühlslebens Raum läßt. Wie schade, daß ihm nicht vergönnt war, ein weniger eingeschränktes Leben in einer weniger engen Gesellschaft zu verbringen, in ungestörter Muse arbeiten zu können und auf das nächste Publikum kein Augenmerk richten zu müssen. Wo er den konventionellen Apparat der ländlichen Geschichten nicht braucht, da ringt sich sein Talent siegreich durch und er versteht es, mit wenigen Strichen das ergreifendste Seelengemälde zu zeichnen. In der Erzählung „Der Alpenwald", wo er die großartige landschaftliche Natur als Hintergrund wählt, hat er ein Meisterwerk der Novellistik geschaffen.

Noch freier bewegt er sich auf geschichtlichem Boden. Er weiß die gegebenen historischen Verhältnisse zu individualisieren, das Bild der ganzen Zeit oder abgegrenzter Zustände aufzurollen und spannende, energische Handlung damit zu verbinden. Der historischen Erzählung „Das erfüllte Versprechen" hat Heyse im „Novellenschatz" ein treffliches Lob gespendet und Rob. Prutz hat den kleinen historischen Roman „Die Waise von Holligen" eine der besten geschichtlichen Erzählungen der deutschen Litteratur genannt.

Möchten die hier vorliegenden Novellen dazu beitragen, den in seinem Vaterland geschätzten Dichter auch deutschen Lesern näher zu bringen.

A. Frey.

Zweierlei Urkunden.

Die alte Landstraße, die von dem Städtchen Lenzburg in das aargauische Freiamt führt, durchschneidet, bevor sie das erste freiämtische Dorf Vilmergen erreicht, eine fruchtbare Ebene, die unter dem Namen der „Langelen" eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Kein Auge könnte diesen lachenden Fluren und den sanftansteigenden Waldhöhen, die sie begrenzen, es ansehen, daß sie innerhalb zweier Jahrhunderte schon dreimal zum Schauplatze brudermörderischer Kämpfe gedient haben; aber wo wollte auch ein Menschenantlitz noch froh in die Welt schauen, wenn die gütige Natur nicht allerwärts die Gräber, über welche jeder Fußtritt schreitet, mit freundlicher Hülle zudeckte und die Spuren blutiger Greuel, die der verblendete „König der Schöpfung" überall zurückläßt, mit grünem Rasen bekleidete! Durch die Langelen klingt zur Erntezeit die Sichel des Schnitters so hell und munter, als ob dieser Boden noch niemals von einem andern Eisen als demjenigen der friedlichen Pflugschar aufgewühlt worden wäre.

Eine Stunde weiter thalaufwärts liegt etwas abseits am Fuße eines Waldhügels ein vereinzeltes Gebäude, das sich von der Landstraße aus fast wie ein Schlößlein ansehen läßt. Zwischen den Kronen stattlicher Lindenbäume steigt ein Giebeltürmchen empor, und die breiten, in einem Winkel sich kreuzenden Firsten lassen jedenfalls auf ein altes solides Bauwerk schließen; verläßt jedoch der Wanderer, durch diesen Anblick neugierig gemacht, die Landstraße und schlägt den Fahrweg dorthin durch die Wiesen ein, so tönt ihm schon nach wenigen Schritten helles Mühlengeklapper entgegen und bald kann er vernehmen, daß der vermeintliche Burgstall die „Lindenmühle" sei.

Indessen hat der Freund altertümlich romantischer Stimmungen auch bei dieser Enttäuschung den kleinen Umweg nach der M..yle hin nicht zu bereuen. Zwar erweist sich in der Nähe das aufragende Spitztürmchen freilich nicht als eine

Warte, sondern nur als eines jener festgemauerten Treppenhäuser, wie sie ehedem vielfach üblich waren; aber die über dem rundbogenförmigen Eingange desselben eingemeißelte Jahreszahl 1529 mit dem darüber stehenden Namen Hans Wohler bezeugt das respektable Alter des Hauses, und erinnert zugleich mit den altväterisch eckigen Schriftzeichen an eine Zeit, in welcher die rückwärtsschauende Phantasie gern allbekannte Gestalten ritterlicher Geistesheroen begrüßt. Ueberdies hatte auch der Erbauer des Hauses bei der Aufführung dieser nahezu sechs Fuß dicken Mauern, die da und dort in scharfen, wunderlichen Winkeln vorspringen, schwerlich bloß an das harmlose Müllergewerbe gedacht; darauf deutet in gleicher Weise die mehr als mannshohe Hofmauer, die das Haus in angemessener Entfernung halbkreisförmig jetzt noch auf zwei Seiten umgibt, während sie auf der andern Seite verschwunden ist, um einem ansehnlichen Garten Licht und Raum zu geben. So stellt sich denn die Lindenmühle immerhin als eines jener alten festen Häuser dar, bei deren Erbauung der Zweck kriegerischer Verteidigung noch ebensosehr im Auge behalten werden mußte, als das bequeme Behagen einer traulichen Wohnlichkeit.

Und in der That hat wenigstens einmal wilder Kampflärm um diese Mauern getobt, wenigstens einmal lagen Verwundete und Tote auf diesem gepflasterten Hofraume und kräuselte sich der Rauch mörderischer Schüsse um diese Lindenwipfel empor! Das geschah in dem Unglücksjahre 1712, in welchem die sogenannten fünf katholischen Orte und die zwei reformierten Städte Bern und Zürich einander offenen Krieg erklärten. Den äußeren Anlaß dazu hatten Streitigkeiten gegeben, in welche die reformierten Toggenburger mit dem Fürstabte von St. Gallen geraten waren; die inneren Gründe aber bildeten Herrschsucht und Eigennutz der Regierenden, und da diese schlimmen Gründe doch nicht offen bekannt werden durften, so mußte, wie leider schon oft, die Religion der Liebe als Deckmantel zu Haß und blutigem Bruderkampfe dienen. Denn freilich, für seinen angestammten Glauben, wo es diesen gefährdet wähnte, war das schlichte, gläubig fromme Volk noch jederzeit bereit, Blut und Gut dahinzugeben.

Ein solcher schlicht gläubiger Mann aus dem Volke aber war auch Anton Wohler, der um das Jahr 1712 auf dem Jahrhundert alten Erbe seiner Väter, der Lindenmühle, saß, und als es daher hieß, die reformierten Berner wollten das teuerste Vätererbe, den gut katholischen Glauben, unterdrücken, da wußte der Lindenmüller ohne langes Besinnen, was er zu

thun hatte. Er verachtete die Ausrede mancher seiner freiämtischen Landsleute, die meinten, man dürfe gegen die Berner, als die Mitregenten des Ländchens, nicht zu den Waffen greifen, und von vier seiner wehrfähigen Knechte begleitet, zog er mit den Luzernern und ihren katholischen Bundesgenossen aus den Waldstätten auf die Langelen hinab. Dort hatten die Berner wohl zwanzigtausend Mann stark ein Lager aufgeschlagen, und in ungefähr gleicher Stärke machten die Katholischen am frühen Morgen des 25. Juli einen Angriff auf sie; aber diesmal war den Angreifern das Kriegsglück nicht so günstig wie sechsundfünfzig Jahre früher, wo auf dem nämlichen Boden viertausend Katholiken einen dreimal stärkeren Heerhaufen der Berner überrumpelt und ihm schwere Verluste beigebracht hatten. Lange zwar schwankte auch jetzt wieder der Sieg; nach zehnstündigem Kampfe jedoch mußten sich die katholischen Scharen in regellose Flucht auflösen, von welcher auch der Lindenmüller mit seinen zwei noch übriggebliebenen Knechten fortgerissen wurde. Von einem Truppe hitziger Feinde verfolgt, begannen die drei, sobald sie die schützenden Hofmauern der Lindenmühle erreicht hatten, einen verzweifelten Widerstand zu leisten, den das ergrimmte Gesinde mit allerlei Werkzeugen noch immer fortsetzte, als der Lindenmüller schon lange durch eine Kugel ins Herz den Tod gefunden hatte. Indessen hätte keine Tapferkeit vermocht, diesem ungleichen Kampfe einen glücklichen Ausgang zu geben, und als endlich jeder Widerstand bewältigt war, leuchtete aus der großen Scheune der Lindenmühle eine hohe Flammensäule in die sinkende Nacht hinaus.

Der durch das Feuer entstandene Schaden war jedoch nach wenigen Monaten wieder so weit ersetzt, daß sich an der Stelle der alten Scheune nun eine neue, größere und schönere erhob. Nicht so leicht freilich ließ sich der Tod des wackern Lindenmüllers verschmerzen, aber auch kein Schmerz ist so groß, daß er nicht einen lindernden Balsam fände. Für den Schmerz der noch jungen Lindenmüllerin lag dieser Balsam neben der Ueberzeugung, daß ihr Mann für eine gute Sache in den Tod gegangen, in einer ganz unerwarteten Teilnahme, die ihr über ihren herben Verlust bezeugt wurde. Der hartnäckige Widerstand, den die siegreichen Verfolger bei der Lindenmühle gefunden, hatte nämlich dem luzernerischen Oberst Pfyffer Raum und Zeit verschafft, einige versprengte Haufen seiner Leute wieder zu sammeln und so den vernichtenden Strom der Verfolgung von den übrigen Flüchtigen einigermaßen abzuhalten; daher kam es nun, daß die Lindenmüllerin noch vor

dem völligen Friedensschlusse der kriegführenden Parteien von dem Oberkommando der katholischen Truppen ein mit manchen Siegeln und den Unterschriften vornehmer Offiziere ausgestattetes Schreiben erhielt, in welchem ihr das Beileid um den Tod ihres Mannes ausgedrückt, zugleich aber auch die Tapferkeit desselben hochgepriesen wurde. Diese Urkunde bildete später das stolzeste Erbe, das die an Glücksgütern sonst wohlgesegnete Lindenmüllerin ihrem einzigen Sohne hinterlassen konnte, und der Stolz der Familie und eine starke Richtschnur für ihre ganze Lebensführung ist das Erbe auch geblieben durch eine Reihe von Geschlechtern herab. Das sollte nach beinahe anderthalb Jahrhunderten sogar nochmals offenbar werden.

In diesem langen Zeitraume konnte die Lindenmühle manche Wandlung mit ansehen und manchen Sturm vorüberrauschen hören. Aus dem gewaltigsten dieser Stürme ging das Freiamt, bisher ein von den Landvögten mehrerer eidgenössischer Stände mißhandeltes Unterthanenländchen, als das gleichberechtigte Glied eines neuen und freien Staatswesens hervor, freilich nicht ohne schwere Opfer und Bedrängnis. In allem Wechsel jedoch blieb sich Eines gleich: die stete Besorgnis des Freiämtervölkleins für seinen anererbten Väterglauben, und das Thun und Wesen der Wohler auf der Lindenmühle. Als daher nach mancherlei vorausgegangenen Gärungen und Wirrnissen im Staatsleben gegen Ende des Jahres 1840 abermals, wie 1712, der Ruf erhoben wurde, daß jener Väterglaube gefährdet sei, fand derselbe nirgends ein schnelleres Gehör, als auf der Lindenmühle.

Der damalige Lindenmüller, der wie Vater und Großvater zu Ehren des tapfern Vorfahren von der Langelen Anton hieß, trat am Sylvester des genannten Jahres 1840 schon in der ersten Morgendämmerung auf den schneebedeckten Hof heraus, gefolgt von der Lindenmüllerin, einer Frau mit gutmütig sanftem Gesichte, und einem bildschönen, etwa achtzehnjährigen Mädchen, das eine große Wolldecke überm Arme trug. In dem zur Abfahrt bereit stehenden Schlitten saß ungeduldig schon Anton der jüngere, der zwölfjährige Erbprinz der Lindenmühle, der heute mit dem Vater nach Lenzburg fahren durfte, wo die altüblichen Neujahrseinkäufe zu besorgen waren. Aber kaum hatte sich der Lindenmüller ebenfalls in den Schlitten gesetzt und die Tochter angefangen ihre schützende Decke über denselben auszubreiten, als sehr eilfertig ein Mann in den Hof hereinkam, der dem Lindenmüller ein Briefchen überreichte. Dieser überlas das Blatt, rückte ein paarmal an der Mardermütze und sagte dann in gedämpftem Tone zu den Seinigen:

„Aus der Lenzburger Fahrt wird's heute nichts — ich muß sogleich ins Kloster hinauf." Mutter und Tochter sahen sich betroffen an und auf einen Wink des Vaters begann Toneli sich höchst mißvergnügt aus dem Schlitten herauszuwickeln, während der Lindenmüller den Boten einlud, dafür den Platz des Knaben einzunehmen. „Ich weiß nicht genau, wann ich zurückkommen kann," sagte er noch kurz zu den Frauensleuten, und fuhr dann rasch über den Hof in das winterliche Land hinaus.

Die Seinigen sahen dem Fuhrwerke noch eine Weile nach und stiegen dann schweigend in das Haus hinauf. Es war zwar durchaus nichts Ungewöhnliches, daß der Lindenmüller nach dem kaum zwei Stunden entfernten Kloster Muri entboten wurde, im Gegenteil hatte zwischen diesem und der Lindenmühle seit undenklichen Zeiten ein gar vertraulicher Verkehr stattgefunden, und oft genug saßen Mönche und selbst Aebte an dem wohlversorgten Müllerstische; aber heute, an einem Tage, der wie die höchsten Kirchentage in jeder rechten Familie bestimmten Zwecken und Beschäftigungen gewidmet war, kam die eilige Klostereinladung nicht nur unerwartet, sondern sie mußte notwendig eine mißbehagliche, ja unheimliche Störung hervorrufen. Der kleine Toneli pfiff, während er sein Sonntagswämslein auszog, leise vor sich hin, wie es seine Gewohnheit war, wenn er einen Verdruß in sich selbst zu verarbeiten hatte, und trollte sich dann zu den Knechten in die Mühle hinunter; Mutter und Tochter jedoch setzten sich an ihre Spinnräder und begannen, noch immer schweigsam, dieselben in Bewegung zu setzen.

„Wie werden wir es nun auch mit all' den kleinen Neujahrssachen machen müssen," sagte endlich die Tochter; „was nur der Vater gerade heute so plötzlich im Kloster zu thun haben mag!"

„Ach Fränzeli," erwiderte die Mutter, ihre Hände in den Schoß sinken lassend; „du wirst sehen, wir werden bald an etwas ganz andres als an Neujahrsgeschenke zu denken haben!"

Diese Worte sprachen nur allzu gut die verschwiegenen Gedanken der Tochter selbst aus und d'rum herrschte den ganzen Tag, der sonst andre Jahre unter so freundlichen Erinnerungen und heiteren Vorbereitungen verflossen war, eine gedrückte, trübe Stille im Hause, die mehr und mehr zunahm, als der Vater auf den Abend noch immer nicht heimkehren wollte. Er kam auch erst, als die Nacht schon längst angebrochen war, und

zeigte sich dann selbst still und wortkarg. „Ich bin müd' und schläfrig," entgegnete er schon auf die ersten Fragen seiner Frau über die Klosterfahrt; „morgen — morgen ist auch wieder ein Tag." Mit dieser Vertröstung nahm er ein Licht und ging nach seiner Stube hinauf.

Hier angelangt traf der Lindenmüller jedoch keine Anstalten, sich sofort zur Ruhe zu begeben. Zwar schloß er die Thür hinter sich ab und entledigte sich seiner Oberkleider, als ob es ihm zu schwül würde in denselben; dann aber schritt er das Gemach auf und ab oder schaute durch das Fenster in die Winternacht hinaus, auf welche ein matter Sternenschein niederdämmerte. Endlich trat er mit dem Licht in der Hand vor einen großen, dunkeln Wandschrank hin, in welchem, als er ihn aufgeschlossen, ein andres, kaum vier Fuß hohes und halb so breites Schränklein sichtbar wurde, das auf einem eigens angebrachten Gestelle stand.

Trotz seiner dunkeln Färbung warf dasselbe im Lichtschein einen eigentümlichen Schimmer zurück, während die auf der ganzen Vorderseite desselben reichlich eingeschnitzten Figuren bei der schwankenden Beleuchtung in Bewegung zu geraten und sich zu beleben schienen. Der Lindenmüller schloß auch diesen Schrein auf und entnahm demselben ein zusammengefaltetes Papier, mit dem er sich langsam an den Tisch setzte. Obwohl er den Inhalt dieser Schrift schon seit seinem frühen Knabenalter Wort für Wort auswendig wußte, las er jetzt doch jede Zeile mit Aufmerksamkeit, als müßte er irgendwo einen noch nie erkannten geheimen Sinn entdecken, und mehrmals wiederholte er laut die Schlußstelle: „So starb ein mannlichen Soldatentod der tapfre Anton Wohler, Lindenmüller, zur Ehre Gottes, der heiligen Jungfrauen und unsres alleinseligmachenden römisch katholischen Glaubens, wie wir allesampt Zeugnis geben, seinen hindterlassenen Frauen zu Trost und Lob, und seinen Kindt und Kindteskindern zu ewiglicher Nachyferung." — Der einsame Leser hielt das Papier näher an das Licht, um die Siegel und Namen zu betrachten, die unter diesen Worten standen; dann erhob er sich, trat vor ein großes Kruzifix hin, das in einer Ecke des Gemaches herabhing, und rief, die rechte Hand emporhaltend, mit feierlicher Stimme: „Ja, ich gelob' es — zu ewiger Nacheiferung!" —

Und als ob unsichtbare Zeugen dieses Gelübde bestätigen wollten, erhob es sich draußen zuerst leise, dann laut und lauter wie allmählich anschwellende Stimmen, bis die stille Winternacht ringsum von Schall und Klang erfüllt war. Es

waren die fernen mitternächtigen Glocken, die zu Berg und Thal das neue Jahr begrüßten.

Aber für die Bewohner der Lindenmühle läuteten diese Glocken nicht wie andre Jahre einen frohen Festtag ein. Mutter und Tochter waren noch nicht mit den Zurüstungen zum Frühstück fertig, als der Vater schon gestiefelt und gespornt zu ihnen in die Wohnstube trat, während drunten bereits ein gesatteltes Pferd auf den Hof herausgeführt wurde. „Ich kann heute nicht daheim bleiben," sagte er sofort nach Anbringung des üblichen Glückswunsches zum neuen Jahre; „ich habe wichtige Geschäfte und werde vielleicht nicht einmal auf die Nacht zurückkommen."

„Geschäfte am heutigen Tage!" klagte die Müllerin; „ach Anton, Anton — ich fürchte, es sind schlimme Geschäfte."

„Gib dich zufrieden, Frau," erwiderte der Mann ernst, „ihr beide sollt auch wissen, was es für Geschäfte sind, wenn ihr es nicht schon selbst euch denken könnt. Unsre kleinen regierenden Herren drüben in Aarau scheinen zu glauben, wir leben noch zu Landvogtszeiten und sie dürfen nur nach Gutdünken befehlen, was wir unterthänigst zu thun hätten, wie einst die gnädigen Herren. Drum wollten sie, denen selbst nichts mehr heilig ist, sich jetzt an unser Heiligstes, an unsern Glauben machen. Die Klöster sollen ausgerottet und unsre frömmsten und gläubigsten Priester vertrieben werden, damit wir eine hirtenlose Herde würden. Aber das wird nicht geschehen, so lange noch ein Tropfen gesunden Blutes im Freiämtervolk vorhanden ist — die übermütigen Bursche sollen es bald genug erfahren. Wir ziehen nächster Tage zehntausend Mann stark nach Aarau hinüber, um das Heidennest gehörig auszuräuchern. Jetzt gilt es nur, die Leute still und schnell zusammenzubringen, und solche Geschäfte sind es, die ich habe — keine schlechteren."

Der Lindenmüller hatte sich in steigenden Eifer geredet, während die Müllerin mit ängstlichen Blicken an seinem Munde hing. „O, ich hab' es wohl gewußt," sagte sie leise, als er geendigt hatte; „heilige Barmherzigkeit — was das neue Jahr uns bringen wird!"

„Was es bringen wird, weiß ich auch nicht," versetzte der Lindenmüller schon wieder in ruhigem Tone; „aber komme, was da wolle, auf der Lindenmühle wird jedes wissen, was es zu thun hat."

Doch trotz dieses entschlossenen Sinnes des Mannes zeigten sich die Befürchtungen der guten Frau bald nur zu wohl be-

gründet. In der nächsten Nacht kam der Lindenmüller nicht nach Hause und auch in der folgenden nicht. Dafür bemerkte man von der stillen Mühle aus drüben auf der Landstraße schon da und dort einzelne Reiter thalauf- oder abwärts jagen, denen wohl anzusehen war, daß sie nicht von ihren gewohnten friedlichen Beschäftigungen in das stürmische Winterwetter hinausgetrieben worden waren. Hie und da kam sogar einer den Fahrweg herangeritten, um nach dem Lindenmüller zu fragen. Dieser selbst erschien erst am dritten Tage wieder zu Hause, und auch jetzt nur, um nach wenigen Ruhestunden aufs neue davon zu reiten. Dabei beschied er die besorgten Fragen der Seinigen kurz dahin, die Dinge gingen, wie sie gehen sollen, und das Freiämtervölklein erzeige sich so wacker, als ob auch der Geringste sich an Erinnerungen stärken könne, wie sie auf der Lindenmühle daheim seien.

Das war nun freilich ein larger Trost für die bekümmerten Bewohner des abgelegenen Hauses, und die Knechte, welche die Müllerin um Erkundigungen aussandte, wußten nichts Tröstlicheres heimzubringen. Ueberall, erzählten sie, werde im stillen gerüstet, wie zu einem Franzosenkriege, und selbst alte Spieße und Halbarten hervorgesucht. Als der Müller die nächsten Tage nochmals für einige Stunden nach Hause kam, befahl er, die zwei oder drei Gewehre, die sich vorfanden, ebenfalls in brauchbaren Stand zu stellen; im übrigen aber sollten die Knechte die Mühle nicht mehr verlassen und besonders zur Nachtzeit scharfe Wacht halten. Zum Zuge nach Aarau seien sie nicht notwendig, da ohnehin für denselben Leute genug vorhanden wären. Mit dieser Anordnung ritt er wieder von dannen, diesmal den schweren Schleppsäbel umschnallend, den er in früheren Jahren als stattlicher Dragoner im Militärdienste getragen.

Und seine Voraussage, daß es nicht an hinlänglichen Leuten zu einem bewaffneten Auszuge fehle, bestätigte sich vollkommen. Am nächsten Morgen, dessen bleicher Schein kaum durch das dichte Schneegestöber herauf zu dämmern vermochte, sah es drüben auf der Landstraße mit einemmal aus, als ob zahllose Scharen aus dem schneebedeckten Boden hervorwüchsen. Sie zogen alle thalabwärts, die einen ernst und schweigend, andre jungend und johlend, begleitet von den Sturmglocken aus den Dörfern und krachenden Allarmschüssen von den Höhen herab. Aber noch kaum war es recht Mittag geworden und kaum waren die letzten Haufen aus dem Gesichte verschwunden, als diese Allarmschüsse in einem donnerähnlichen Getöse, das

über Vilmergen heraufrollte, zu verhallen begannen. Angstvoll horchte die Müllerin mit ihrer Tochter dem erschütternden Dröhnen, das sie sich ebensowenig zu erklären wagte, als drunten die Knechte, die unruhig auf dem Hofe hin- und her standen, bis nach einiger Zeit der junge Toneli über das Feld hereingelaufen kam. Der neugierige Sprößling der Lindenmühle hatte sich heimlich davon zu schleichen gewußt, um den letzten bewaffneten Scharen wenigstens bis zum Dorf hinab nachzufolgen; jetzt aber kam er schreckenbleich dahergestürmt und wußte nicht einmal, daß er im flüchtigen Laufe die Mütze vom Kopfe verloren hatte. Das ausziehende Volk, erzählte der Knabe nach Berichten, wie er sie vernommen, sei unterhalb Vilmergen auf der Langelen unversehens auf Regierungstruppen gestoßen, mit denen sich sofort ein Kampf entsponnen habe; aber die Freiämter seien übel daran, weil sie keine Kanonen hätten und sich deshalb gegen das grobe Geschütz der Feinde nicht zu erwehren vermöchten. Man könne jenseits des Dorfes schon viele den Berg hinauf fliehen sehen.

Bei dieser Schreckensnachricht schien mit der Müllerin eine plötzliche Veränderung vorzugehen. Die gute Frau, die all' die Tage her so bekümmert und gebeugt im Hause umhergegangen war, richtete sich nun mit einemmal hoch auf und sagte in ruhigem Tone: „Jetzt kann hier wieder geschehen, was auch schon einmal geschehen ist; aber mein braver Mann soll recht haben — komme, was da wolle, auf der Lindenmühle wird ein jedes wissen, was es zu thun hat. Ihr da, wandte sie sich an die Knechte, ihr schließt in der Mühle und drüben in der Scheune Thüren und Laden zu; dann nehmt eure Gewehre zur Hand und wartet das Weitere ab. Du aber, Leonz, du reitest augenblicklich nach Vilmergen hinab, ob du dort nichts von deinem Meister siehst oder über ihn erfahren kannst."

Auf diesen Befehl eilte ein junger flinker Müllerbursche dem Stalle zu, und noch ehe zwei Minuten vergangen waren, jagte er auf einem ungesattelten Pferde zum Hofe hinaus; aber trotz seiner Eile hatte er noch kaum die Hälfte Weges nach Vilmergen zurückgelegt, als sich ihm schon, einem hochflutenden Strome gleich, die Scharen der Flüchtigen entgegenwälzten. An ein Vorwärtskommen auf der Straße war gar nicht mehr zu denken und nicht minder schwer schien es, eine genauere Auskunft zu erlangen. Alles schrie durcheinander, als ob ein böser Geist des Besessenseins in die Leute gefahren sei, und Flüche, Drohungen und der wilde Ruf: Verrat! erschollen

allerwärts aus der verworrenen Masse. Von der Langelen hinauf dröhnte nur noch dann und wann ein Kanonenschuß; aber unerschöpflich schienen vom Dorfe her immer neue Scharen Flüchtiger auszuströmen, wobei jedoch der Ausgesendling der Lindenmühle bald zu glauben anfing, all' diese Leute seien aus fremden Landen hergekommen, so fremd erschienen sie ihm. Endlich erblickte er ein bekanntes Gesicht in der Menge, das ihm ebenfalls zunickte. Es war ein hageres verschrumpftes Männchen, das sonst mit allerlei kleinen Waren in der Gegend herum zu hausieren pflegte und in der Lindenmühle auch schon oft genug seine gute Stunde gehabt hatte. Die ungewohnte Last des Gewehres schien ihm bereits zu schwer geworden zu sein und die Patrontasche hatte er zu größerer Bequemlichkeit über die Schulter festgeschnallt. Auf die Frage nach dem Lindenmüller, die ihm Leonz laut zurief, machte der Kleine ein abwehrendes Zeichen, blickte schnell um sich und suchte sich an den Reiter heranzudrängen. „Hör', Lunzi," flüsterte er hastig, indem er seine scharfen Aeuglein bald da, bald dorthin richtete, „es ist manchmal gut, seine Ware nicht allzulaut auszurufen. Dein Meister ist schon vor einer halben Stunde mit dem Klosterdoktor drüben am Berge hinauf galoppiert. Die zwei sind in Sicherheit, sie können's brauchen. Hörst du nicht, wie alles über die Großhanse schreit, die das Volk verraten haben? — Puh, mach' du, daß du heimkommst — horch', die großen Büchsen krachen noch immer — Adieu — Adieu!" — Mit diesen Worten drängte sich das Männchen in seinen Haufen zurück, als ob er in demselben ein Versteck suchen wollte, und vergebens schaute sich der Müllerbursche nach einem andern bekannten Gesichte um. Aber wie dürftig auch die erhaltene Auskunft war, schien es ihm doch in der That geratener, sich mit derselben auf den Heimweg zu begeben; denn nun hörte er auch, wie der Name Lindenmüller da und dort mit dem Rufe Verrat in Verbindung gebracht wurde, und aus dem Haufen, in dem der Hausierer untergetaucht war, sah Leonz mehrere Gesichter sich nach ihm hin wenden, die alles eher, als freundliche Teilnahme zeigten. So lenkte er sein Roß seitwärts über das Feld hin, um der Lindenmüllerin wenigstens den Trost zu bringen, daß der Meister der nächsten Gefahr entronnen sei. Was er sonst Verdächtiges gehört und beobachtet, ohne es selbst noch recht zu verstehen, glaubte der gute Bursche am besten für sich behalten zu sollen.

In dieser Weise vergingen die Nachmittagsstunden auf der Lindenmühle in einer Erwartung, deren Bangen noch drücken-

der wurde durch die ungewohnte Stille, die das noch abgelegene Haus umgab. Das muntere Mühlengeklapper war verstummt; auf dem Hofe kein Ruf, kein Wagengeräusch, nur von der Seite her ertönte das schläfrige Plätschern des Mühlbaches, dessen Wasser nun unthätig von dem hohen Schaufelrade abgelenkt war. Die Knechte schlichen so vorsichtig um das Haus herum, als ob sie sich durch einen lauten Tritt zu verraten fürchteten, und drinnen waren die Müllerin und ihre Tochter ebenfalls mit Dingen beschäftigt, die Stille und Heimlichkeit erforderten. Sie trugen ihre besten Wertsachen in den Keller, um sie dort, so gut es in der Eile gehen wollte, für alle Fälle in Sicherheit zu bringen; aber gerade diejenigen Gegenstände, an deren Sicherung ihnen am meisten gelegen wäre, konnten sie nicht in die dunkle Tiefe flüchten. Das schwarze Kästchen in dem großen Wandschranke barg außer jener Urkunde von 1712 auch die übrigen Hausschriften, und nun fehlte der Schlüssel zu demselben, der sonst immer an der Innenseite der Thüre des Wandschrankes hing. Der Vater mußte ihn wohl eher aus Versehen als absichtlich mit sich genommen haben. Gewiß aber war es, daß gerade die feine Zierrat und der schwarzbraune Glanz des Kästchens die Neugierde besonders reizen mußten, wenn der Wandschrank durch unberufene Hände geöffnet werden sollte. Die Frauensleute versuchten das Kästchen herauszuheben, um es samt seinem Inhalte in ein sicheres Versteck zu bringen; aber es war an der Hinterseite des Wandschrankes befestigt und irgendwelche Kraftanwendung durfte nicht versucht werden, wenn das in hohen Ehren gehaltene Erbstück nicht der Gefahr einer Schädigung ausgesetzt werden sollte.

Indessen begannen die schlimmsten Befürchtungen der Mühlebewohner sich allmählich etwas zu besänftigen und zwar gerade durch die Annäherung der siegreichen Regierungstruppen. Es ging bereits gegen Abend, als die erste Abteilung derselben drüben auf der Landstraße aufwärts zog, zwar ernst und schweigend, als ob ein Schatten der Rache und Vergeltung über ihnen schwebe; aber nach der Lindenmühle herüber schien sich nicht einmal ein müßiger oder neugieriger Blick zu lenken. So geschah es auch bei einer späteren Abteilung, die in anbrechender Abenddämmerung mit klingendem Spiele vorüberzog.

Bei diesen beruhigenden Beobachtungen, die in keiner Art an die Wiederholung der Vorgänge erinnerten, denen einst der Aeltervater Anton zum Opfer gefallen, stellten die Knechte ihre

alten Gewehre wieder beiseite und begaben sich in Stall und Scheune zur Besorgung der üblichen Abendgeschäfte. In gleicher Weise machten sich Mutter und Tochter an die Zurüstung des Nachtessens, wobei nach den bangen Aufregungen des Tages ein eignes Ruhegefühl in ihren Gemütern Raum gewann. „Ach, wenn ich nur ein einziges Wort mit Anton reden könnte," sagte die Müllerin, „so wollt' ich allen Heiligen danken, daß bis jetzt alles noch so gnädig vorübergegangen ist." — „Ja, dem Himmel sei gedankt — der Vater ist wenigstens wohlbehalten davongekommen," tröstete Franziska; „wenn er bei dem Klosterdoktor ist, so hat es sicherlich keine Gefahr mehr." —

„Was noch kommen wird, werden wir uns gefallen lassen müssen," meinte die Mutter mit einem leisen Seufzer; „etwas Gutes kann es schon nicht sein. Der Vater hat sich des unglücklichen Handels zu eifrig angenommen." — „Er wird nur gethan haben, was hundert andre," meinte Franziska, „und drum kann es ihm auch nicht schlimmer ergehen, als den andern. Daneben hab' ich nie recht glauben können, daß man uns die Religion nehmen wolle. Was wir im Herzen haben, das kann uns doch niemand nehmen, mein' ich immer."

So suchten die beiden ihre Zuversicht zu beleben und zu stärken, als sich drunten auf dem Hofe ein heftiger Lärm erhob und die Treppe herauf ein lautes Gepolter gehört wurde. Aufs neue erschreckt, eilten Mutter und Tochter auf den Flur hinaus in der Befürchtung, daß nun doch noch feindliche Soldaten ins Haus eingedrungen seien. Draußen fanden sie jedoch oben an der Treppe nur den kleinen Hausierer, hinter dem noch ein Trupp andrer, zum Teil mit Gewehren versehener Landleute nachdrängte. „Wie du mich erschreckt hast," rief die Mutter das wohlbekannte Männchen an; „ich glaubte schon, es seien Soldaten im Hause. Aber was wollen die Leute — hat vielleicht einer den Lindenmüller gesehen?" —

Der Hausierer schielte verlegen über die Schulter rückwärts, woher ihm auch sogleich Hilfe kam. „Ja, hätten wir den nur gesehen, den Verräter," schrie ein großer, struppig aussehender Kerl, „der wäre schon zu tausend Krautstücken verhackt!"

„Jesus Maria, was ist das," rief die Müllerin, den Hausierer ängstlich und vorwurfsvoll anblickend; „was bringst du uns da für Leute ins Haus!"

„Nur keine Flausen," polterte der Struppige; „schafft einen guten Schluck aus dem Keller — was in der Küche zu finden ist, wollen wir selbst sehen. Alle Teufel, so lassen wir uns nicht zum Narren halten!" — Mit diesen drohenden Worten

drängte der wüste Geselle sich neben dem Hausierer vorbei, während die Müllerin bestürzt zurückwich. Dadurch wurde Franziska, die bisher halbverdeckt hinter der Mutter gestanden, bei dem Feuerscheine, der aus der Küche auf den Flur herausfiel, in ihrer vollen Gestalt sichtbar und augenblicklich verzog sich das Gesicht des Struppigen zu einem wohlgefälligen Grinsen, das noch erschreckender war als seine Drohungen. „Da haben wir ja auch gleich ein Kätzchen zum Aufwarten," rief er, beide Hände nach dem Mädchen ausstreckend; „ein glatter Bissen — beim heiligen Christoph!" —

Franziska befreite sich von dem rohen Griffe, der sie bereits an der Schulter gefaßt, und eilte, von tödlicher Angst befallen, nach der kleinen Seitentreppe, die von der Wohnung in die Mühle hinabführte. Lachend und fluchend verfolgte sie der trunkene Geselle, ohne sich durch die tiefe Dunkelheit abhalten zu lassen, die dieses Seitengängchen erfüllte. Zum Glücke fand das Mädchen die Thür offen, die von der Mühle auf den Hof ging, und auf diesen hinauseilend, rief es mit bebender Stimme: „Leonz — Christian — wo seid ihr — Hilfe, Hilfe!" — „Fränzeli, Fränzeli," ertönte die Stimme eines der angerufenen Knechte von der Scheune her; „macht uns nur schnell auf — die Halunken haben uns hier eingeschlossen!" — Mit fliegendem Atem lief Franziska, dieser Aufforderung Folge zu leisten, dem Scheunenthore zu; aber noch hatte sie dasselbe kaum zur Hälfte erreicht, als sie schon wieder den Griff ihres Verfolgers spürte, der sie von hinten am Kleide zu fassen suchte, und in halbbewußtloser Angst stürzte das Mädchen, seinen Lauf seitwärts lenkend, über den Hof ins Freie hinaus. Hier wollte es von neuem einen Hilferuf erheben, ohne zu wissen, woher ihm Hilfe kommen sollte; aber die Stimme stockte in seiner Brust und seine Kniee wankten, als wenige Schritte vor ihm ein helles Flimmern aufblitzte und ihm ein scharfes „Halt werda!" entgegenscholl. Franziska taumelte und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein kräftiger Arm sie aufgehalten hätte, während eine feste, aber wohllautende Stimme fragte: „Was gibt's da — wohin denn so eilig?" — Der fast Ohnmächtigen dämmerte es durch die schwindelnden Sinne, daß sie an der Brust eines Mannes liege und daß diese Brust mit einem Soldatenrocke bekleidet sei; aber als die wohllautende Stimme in einem hörbaren Tone der Teilnahme sich wieder vernehmen ließ: „Nun, was ist Euch denn begegnet, schönes Kind? — Ihr werdet doch vor uns nicht solche Furcht haben —" da versuchte Franziska sich mit aller Anstrengung

aufzurichten und rief noch immer mit stockendem Atem: „Hilfe — die Mutter — der schreckliche Mensch!“ — Sie blickte angstvoll umher und sah sich von mehreren Soldaten umstanden, die sie neugierig anschauten, während sie denjenigen, dessen Arm sie gestützt hielt, an seiner Uniform als Offizier erkannte. Ihr Verfolger jedoch war verschwunden: er mußte die herannahenden Soldaten noch rechtzeitig wahrgenommen und sich unter dem Schutze der Dunkelheit davongemacht haben.

Indessen blieb dem Mädchen keine Zeit, sich seine neue Lage deutlicher zu vergegenwärtigen; denn kaum stand es wieder aufrecht auf seinen eignen Füßen, als von der Mühle her ein so lauter und banger Ruf: Fränzeli, Fränzeli! — ertönte, daß sich mit einem Schlage alle Gesichter dorthin wandten. „Jesus Maria, meine Mutter,“ stöhnte Franziska, ihre Hände zusammenschlagend; „sie ist ganz allein dort — Hilfe!“ — „Hilfe — wo? — Zeigt uns den Weg, Kind!“ rief der Offizier, das Mädchen an der Hand fassend; „vorwärts, Kameraden!“

Ohne einen Augenblick weiteren Besinnens fing Franziska an, mit ihrem unerwarteten Begleiter so schnell der Mühle zuzueilen, als ihre Füße sie zu tragen vermochten. Auf dem Hofe angekommen, schallte ihnen von oben verworrener Lärm, von rohem Gelächter und Fluchen übertönt, entgegen. „Mutter, Mutter!“ wollte die Tochter rufen; aber der Offizier legte ihr rasch die eine Hand auf den Mund, während er sie mit der andern vor dem Treppenhause zum Stehen anhielt.

„Hat das Haus nur diesen Ausgang?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Nein, dort ist noch einer!“ deutete Franziska auf die Mühlenthür; „aber um aller Barmherzigkeit willen, die Mutter — die Mutter!“ — „Zwei Mann stellen sich dort auf — zwei hier,“ befahl der Offizier, ohne sich durch dieses angstvolle Drängen beirren zu lassen; „wer hinaus will, wird festgenommen. Ihr andern folgt mir. Am besten ist's, Ihr bleibt ebenfalls hier, mein Kind,“ wandte er sich zu Franziska; „unter dem Schutze dieser Leute seid Ihr sicher.“ —

„Nein, nein, ich muß zur Mutter,“ rief das Mädchen, nach der Treppe drängend; „mein Gott, wie hab' ich sie allein lassen können!“ —

Der Offizier folgte der Voranfliegenden auf dem Fuße, um droben einem mehr wunderlichen, als furchtbaren Anblicke zu begegnen. Gegend ein Dutzend männlicher Gestalten hantierten lärmend, lachend und fluchend in der Küche und der weit offenen Wohnstube herum, indem die meisten allerlei Schüsseln und Flaschen herbeischleppten, während ein paar andre

die Hausfrau, die sich gegen ihre Forderungen zu sträuben schien, mit drohenden Gebärden festhielten. Indessen mußte bereits auch eine nutzlose Zerstörungslust sich Luft gemacht haben, da allerlei zertrümmerte und zertretene Gegenstände auf dem Boden herumlagen. Dabei war die ganze Gesellschaft so eifrig mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, daß die Ankömmlinge nicht bemerkt wurden, bis sie mitten auf dem Hausflur standen und sich selbst ankündigten. „Halt, Schurke," rief der Offizier, den Hausierer, der eben einen mächtigen Schinken aus der Küche brachte, an der Schulter packend, „halt! und ihr dort," fuhr er mit erhobenem Degen durch die offene Thür hinein drohend fort, „wer noch ein Glied zu rühren wagt, erhält augenblicklich eine Kugel in den Leib!" —

Dieser Anruf, verbunden mit dem plötzlichen Anblicke blinkender Waffen, brachte auf die plündernde Bande, die sich in dem abgelegenen Hause völlig sicher gefühlt, einen betäubenden Eindruck hervor. Die meisten folgten dem Beispiele des Hausierers, der seinen Schinken, vor Schreck gelähmt, hatte zu Boden fallen lassen, indem sie Schüsseln und Flaschen ebenfalls niederklirren ließen; andre nahmen den Befehl des Offiziers wörtlich, so daß sie bewegungslos wie angenagelte Holzblöcke stehen blieben, und nur einige der Mutigeren suchten nach dem ersten Schreck zu ihren Gewehren zu gelangen, die in einer Stubenecke zusammengestellt waren. Aber die Soldaten stürzten mit gefälltem Bajonette über sie her und nach einem kurzen Ringen war der Kampf beendigt, ohne daß hüben oder drüben eine erhebliche Verletzung vorgekommen wäre. Auf das Verlangen des Offiziers brachten Franziska und die Mutter, die immer noch nicht wußte, wie ihr geschah, feste Stricke herbei, und in wenigen Minuten waren der ganzen Bande die Hände zusammengebunden. Das Unerwartete des Ueberfalles und vielleicht mehr noch das böse Gewissen hatten selbst die Entschlosseneren feige gemacht.

Erst jetzt, nachdem diese Sicherheitsmaßregel beendigt war, fand der Offizier Zeit, sich um nähere Auskunft über das seltsame Abenteuer an die Hausbewohner zu wenden. Die Lindenmüllerin, die sich den Drohungen und Forderungen der Eindringlinge tapfer genug entgegengestellt hatte, sank nun nach überstandener Gefahr erschöpft und halbbetäubt auf einen Stuhl nieder, Franziska, der das Erlebnis selbst noch wie ein verworrener Traum vorkam, hielt, halb stehend, halb knieend an die Mutter gelehnt, mit beiden Armen ihren Hals umschlungen. Dabei warfen beide scheue und doch dankbare Blicke

nach dem Offizier hinüber, der zuerſt nicht mit ſich ſelbſt im reinen ſchien, wie er die eingetretene Stille unterbrechen ſolle; dann aber ſagte er, ſich mit einer leichten Verbeugung an die Mutter wendend: „Wenn Ihr die Lindenmüllerin ſeid, wie ich vermute, ſo bedarf es jetzt wohl keiner Entſchuldigung mehr, daß wir ſo unverſehens Euer Haus überfallen haben; ich bin mit meinen Soldaten zur Einquartierung herbeordert. Aber was wollten denn dieſe Burſche hier — kennt Ihr ſie?“

Unter dieſen Worten hatte ſich der Offizier nachläſſig den Tſchakko vom Kopfe genommen und erſt jetzt konnte ſich auch unverhüllt das ſchöne Geſicht des jungen Kriegsmannes zeigen, über deſſen heller Stirne ſich ein dunkles, kurzgehaltenes, aber üppiges Lockenhaar wölbte. Und wie denn Jugend und Schönheit überall ihren heiteren Zauber üben, ſo war es bei dieſem Anblicke auch der Lindenmüllerin, als ob ein Stein von ihrem Herzen gewälzt würde. „Nein, Gott ſei Dank, ich kenne keinen dieſer Leute,“ antwortete ſie aufatmend; „bloß von jenem dort weiß ich, daß er Hauſierer iſt. Warum ſie aber in ſolcher Weiſe hierhergekommen ſind, das mögen die Heiligen wiſſen.“

„Nun, das wird ſich finden,“ erwiderte der Offizier, die Gefangenen mit finſteren Blicken muſternd; „aber ſeid Ihr denn mit Eurer Tochter ganz allein im Hauſe?“

„O du heilige Gute,“ rief jetzt ſich raſch erhebend das Mädchen; „wie hab' ich das in der Angſt und Verwirrung vergeſſen können. Sei nur ruhig, Mutter, der Toneli muß bei den andern ſein!“ — Mit dieſen Worten eilte Franziska über den Flur die Treppe hinunter, um alsbald, noch ehe die Zurückbleibenden ſich ihr Beginnen erklären konnten, mit den erlöſten Knechten zurückzukehren. Dieſe hatten unterwegs von ihrer Befreierin in wenigen Worten ſchon erfahren, wen und was ſie im Hauſe antreffen würden; aber dennoch betrachteten ſie verdutzt genug bald die Gefangenen, bald die Uniformen, bevor ſie ihr eignes Mißgeſchick erzählen konnten. Die Plünderer waren geräuſchlos über den ſchneebedeckten Hof herangekommen, hatten die Leute einzeln bei ihren Beſchäftigungen überfallen und alle zuſammen in die Futtertenne eingeſperrt, bevor die Ueberraſchten nur wußten, um was es ſich handle oder was man mit ihnen vorhabe. „Wart' du Halunke,“ rief Leonz zornig, als er den Hauſierer erkannte, „wart', dir ſchlag' ich deinen Schelmenſchädel ein. Du haſt den ganzen Handel angezettelt!“ — Der Erboſte ſchien ſich auch ſogleich anſchicken zu wollen, ſeine Drohung auszuführen, als der Offizier abwehrend dazwiſchentrat.

Von den Soldaten und Knechten geführt, verließen die Gefangenen die Stube und es verging auch eine gute Weile, bevor der Offizier mit einigen seiner Kameraden wieder heraufkam. Er fand Mutter und Tochter eifrig mit dem Herumtragen von Decken und Kissen beschäftigt und sagte daher lächelnd: „Macht euch keine überflüssige Mühe, ihr guten Leute; laßt uns einige Bund Stroh hier in den Flur schaffen — das ist alles, was wir für diese Nacht bedürfen.“ Ganz erstaunt über solche Anspruchslosigkeit, wollten die Frauensleute ernstlichen Widerspruch erheben; aber der Offizier entgegnete im entschiedenen Tone: „Erfüllt meinen Wunsch, Frau Müllerin, und gebt Euch damit zufrieden. Meine Leute müssen sich diese Nacht hindurch auf der Wache ablösen, Eure Knechte wollen ihnen dabei helfen und ich selbst muß ebenfalls in der Nähe sein. So sind wir für einmal hier auf dem Flur am bequemsten untergebracht — warm genug ist es ja, wenn die äußere Thür zugemacht wird.“

„Nun denn,“ sagte die Müllerin fast betrübt, daß sie ihren dankbaren Willen nicht besser bethätigen sollte, „so wollen wir sehen, was noch zum Nachtessen zusammenzubringen ist. Die wüsten Burschе haben doch eine schreckliche Unordnung angerichtet.“

„Auch da muß ich bitten, sich nicht weiter zu bemühen,“ versetzte der Offizier; „legt uns etwa ein Brot zurecht — unsre Feldflaschen sind noch gefüllt und das ist genug. Müde dagegen sind wir — es war ein schwerer Tag, nicht nur für euch, ihr guten Leute, auch für uns — für alle.“

„Die Burschе werden ihrer Strafe nicht entgehen,“ sagte er ernst; „aber jetzt sind sie wehrlose Gefangene, denen kein Leids geschehen darf. — Im übrigen,“ fuhr er vergnügt fort, „hätte sich nun gefunden, was mir fehlte — ein sicherer Gewahrsam für diese Leute, die ich vor morgen nicht auf den nächsten Posten abliefern kann. Die Futterlenne mag ihnen für diese Nacht den nämlichen Dienst leisten, zu welchem sie dieselbe für andre ausersehen hatten. Vorwärts!“

Es lag in diesen Worten etwas wie eine verhaltene Klage, die im Herzen der Mutter und Tochter ein schnelles Echo fand. Nachdem in überreichlichem Maße alles Erforderliche herbeigeschafft war, entfernten sich die beiden mit dem jungen Toneli, der lieber auf die Wache gezogen wäre, und bald schien das eben noch so laut bewegte Leben auf der Lindenmühle in Schlaf und Traum versunken zu sein. Auch die Posten drunten vor der Scheune sprachen nur leise miteinander, als ob sie die

nachtschlafende Stille nicht stören dürften. „Ja, ja, was man an einem einzigen Tage nicht alles erleben kann," sagte Leonz in schon vertraulicher Offenherzigkeit zu seinem militärischen Mitwächter; „noch heute morgen war ich ärgerlich, daß der Meister uns verboten hatte, mit auszuziehen, und jetzt helfe ich da solche bewachen, die ausgezogen waren ... Aber glaubt mir," fügte er nach kurzem Besinnen eifrig hinzu, „das da drinnen sind auch Bursche, wie sie sonst im Freiamte nicht wachsen." — „Ach was," erwiderte der Soldat, „nichtsnutziges Volk gibt's überall; übrigens sind hoffentlich auch nicht alle Freiämter so kriegslustig wie du, das wäre just auch nicht vom Guten."

„Nu —" verteidigte sich Leonz, „Ihr seid da doch auch dabei."

„Aber nicht, daß ich eine besondere Freude daran gehabt oder ich mich geärgert hätte, wenn mir das Mitmachen untersagt worden wäre," entgegnete der Soldat; „ich denke, für unsereins gäb' es etwas Gescheiteres zu thun, als sich gegenseitig zu plagen oder einander gar die Schädel einzuschlagen. Ich meinesteils wär' es herzlich wohl zufrieden gewesen, wenn ihr Freiämter euern Speck selbst gegessen hättet, den ihr nun euern Einquartierungen aufstellen mußt."

Gegen diesen wohlmeinenden Friedensgrund wußte Leonz nichts einzuwenden, und über andre Ursachen des Aufstandes, die ihm selbst nicht recht klar waren, mochte er sich jetzt doch in keinen Disput einlassen. Um daher dem Gespräche eine andre Wendung zu geben, sagte er: „Aber das muß wahr sein — einen hübschen und manierlichen Leutnant habt ihr."

„So, gefällt er dir?" lachte der Soldat; „ja, das ist ein wackerer Mann, der auch lieber daheim bei seinen Bildern säße, als hier im Schnee herumzustampfen."

„Bei seinen Bildern?" fragte Leonz; „wie meint Ihr das?"

„Nun, er ist seines Berufes ein Kupferstecher, und zudem ein sehr geschickter," antwortete der Soldat; „der macht dir manchmal Heiligenbilder, daß man selbst fast katholisch werden möchte darob, wiewohl er's auch nicht ist."

Und mit einem Heiligenbilde waren die Gedanken des solchergestalt Besprochenen gerade zu dieser Frist in der That auch beschäftigt. Trotz seiner Ermüdung konnte der junge Offizier den Schlaf nicht so schnell finden als seine Soldaten, neben denen er sich, in seinen Mantel gehüllt, auf das knisternde Stroh hingestreckt hatte. Die ungewohnten Erlebnisse des Tages wollten die aufgeregten Sinne noch nicht zur Ruhe

kommen lassen und drängten sich mit unabwehrbarer Gewalt zu immer neuer Betrachtung auf; aber mitten durch all das Gewirre wechselnder Vorstellungen und Gestalten, selbst zwischen den Bildern des von Pulverdampf und Kanonendonner erfüllten Schlachtfeldes blickte unentwegt ein schreckenbleiches Mädchenantlitz hervor, bis der stille Träumer endlich leise vor sich hinsagte: entweder sind meine Augen heute mit Blindheit geschlagen gewesen, oder sie haben diesen Abend das holdeste, madonnenhafteste Gesichtchen gesehen, das ihnen im Leben noch begegnet ist. Wenn es mich nur nicht schon zur Vernachlässigung einer Pflicht verleitet hat, die unangenehme Folgen haben könnte! — Doch nein, nein — es wäre eine nutzlose Härte gewesen; morgen wird es noch lange früh genug sein. Vielleicht seh' ich am hellen Tage auch alles mit andern Augen an als diesen Abend — jetzt nur Schlaf — vorerst schlafen! —

Endlich erschien er nun auch, dieser ersehnte Schlaf, und der ermüdete Kriegsmann warf sich demselben so kräftig in die Arme, daß er während der Nacht nicht einmal den Wechsel zu- und abgehender Posten wahrnahm. Unwillig darüber eilte er bei Tagesanbruch auf den Hof hinunter, um die Abführung der Gefangenen nach dem nächsten Kommando anzuordnen. Aber noch eine geraume Weile, nachdem das geschehen war, wanderte er nachdenklich im Hofe und rings um die Mühle herum, bevor er sich entschließen konnte, die Treppe hinanzusteigen. Die nächtliche Ruhe hatte ihn wohl körperlich neugestärkt, aber innerlich war er von einer seltsamen Unsicherheit erfüllt, die ihn zu keinem rechten Entschlusse kommen lassen wollte. Endlich mußte dieser doch gefaßt werden, und mit scheinbar zuversichtlicher Miene trat der militärische Gast in die Wohnstube, wo Mutter und Tochter noch eifrig beschäftigt waren, die Spuren der nächtlichen Verwüstung zu beseitigen. Aber nein, der Morgen zeigte dem Eintretenden sonst kein andres Bild, als es der Abend gethan, wie er halb gehofft, halb gefürchtet hatte; es wäre denn gewesen, daß die milde Schönheit und Anmut der jungen Lindenmüllerin ihm jetzt noch sinnverwirrender und ergreifender erschien. Er fühlte sich daher ordentlich erleichtert, als Franziska nach freundlich schüchterner Begrüßung sogleich zur Besorgung des Frühstückes nach der Küche eilte.

„Frau Wehler," begann er nun, sich an die Mutter wendend, „ich hatte den Befehl, mit meinen Leuten noch gestern abend eine Hausdurchsuchung auf der Lindenmühle vorzunehmen, Euern Mann im Betretungsfalle zu verhaften und mich

seiner Papiere zu versichern. Ich konnte es bei dem Schrecken, in dem ich Euch und Euer Haus fand, nicht über mich bringen, meinen Auftrag sofort auszuführen, jetzt jedoch muß ich meine Pflicht thun."

Die Lindenmüllerin schaute den Sprecher mit großen bangen Augen an, ohne ein Wort zu erwidern, bis er fragte: „Habt Ihr Euern Mann seit gestern früh gesehen — wißt Ihr, wo er ist?"

„Ach Gott, nein," rief sie leise; „vielleicht hat der schlechte Hausierer auch nur gelogen, daß Anton glücklich entkommen sei."

„Und seine Papiere — die Briefe, die er in letzter Zeit bekommen haben muß — wißt Ihr auch von diesen nichts?" fragte der Offizier weiter.

„Nur soviel," antwortete die Müllerin schon wieder gefaßter, „daß seit dem Sylvestermorgen, wo Anton eine Einladung ins Kloster erhalten hat, kein Brief mehr in unser Haus gekommen ist. Wär' übrigens etwas derartiges, wie Ihr meint, vorhanden, so könnt's nur droben in meines Mannes Stube sein. Ich will Euch hinaufführen." —

„Ein böses Gewissen kann die Frau nicht haben," dachte der Offizier, der Müllerin ins obere Stockwerk folgend, wo sie in die einfach ausgestattete Stube trat, in welcher der Lindenmüller die Neujahrsnacht zugebracht hatte. Hier zog sie sogleich die Schublade des Tisches, an welchem ihr Mann seine wenigen Schreibgeschäfte zu besorgen pflegte, und ebenso unbefangen schloß sie die Thür des großen Wandschrankes auf. Ein Ausdruck des Mißtrauens überflog jedoch das Gesicht des Offiziers, als die Müllerin, auf das schwarze Kästchen weisend, erklärte, daß der Schlüssel zu demselben nicht vorhanden sei; aber plötzlich wich dieser Ausdruck demjenigen des höchsten Erstaunens, als der junge Mann näher an das Kästlein herantrat, das in dem weitgeöffneten Schranke im vollen Morgenlichte vor ihm stand. „Ei, Frau Wohler," rief der Ueberraschte, dessen kunstgeübtes Auge sogleich die hohe Schönheit eines Meisterwerkes erkannt hatte, „das ist ja ein wahres Prachtstück — woher habt Ihr das?" —

„Es ist ein altes Erbstück," erwiderte die Müllerin, selbst erfreut über das unverhohlene Wohlgefallen, das ihr Gast an dem Kästlein fand; „schon der Großvater meines Mannes, den ich noch gekannt habe, wußte nichts andres zu sagen, als daß es eben ein altes Familienstück sei."

„Ja, ja," sagte der Offizier vor sich hin, während er aufmerksam die Arbeit betrachtete, die in lebensvollen Figuren die

Flucht der heiligen Familie nach Aegypten darstellte; „es ist offenbar ein Werk aus der Blütezeit der deutschen Holzschnitzkunst, und zwar ein Meisterwerk. Wißt Ihr auch, Frau Müllerin, welchen Schatz Ihr da besitzt?“ — „Ach nein,“ antwortete sie lächelnd, „unsereins versteht das nicht so; nur weiß ich, daß der frühere gnädige Herr im Kloster, der Abt Heinrich selig, meinem Manne mehrmals viel Geld für das Kästchen geboten hat. Es betrübte Anton recht, daß er dem guten Herrn den Gefallen nicht erweisen konnte; aber wie er nun einmal ist — er meinte, was in einer Familie so lange in Ehren gehalten worden sei, müsse auch ferner in derselben verbleiben. Und dann haben auch die Kinder stets eine große Freude an dem Kästchen gehabt, besonders Fränzeli.“

„Da mag Euer Mann ganz recht haben,“ versetzte der Offizier, dessen Blicke noch immer bewundernd auf dem Werke ruhten, langsam und nachdenklich, „obwohl es fast schade ist, daß soviel Schönheit verborgen und verschlossen bleiben soll; aber wer weiß, was von dem Kästchen noch übrig sein möchte, wenn es in weniger treue und sorgsame Hände geraten wäre. Doch gleichviel — den Schlüssel also habt Ihr nicht, während Ihr selbst gesteht, es befinden sich Papiere darin?“ — „Wie gesagt, mein Mann muß den Schlüssel in Gedanken mitgenommen haben,“ antwortete die Müllerin; „aber ich dürfte wohl darauf schwören, es ist kein Papier drinnen, wie Ihr sie sucht.“

Der Offizier ließ seinen Blick von neuem auf der Bildnerei ruhen, um sich dann plötzlich abzuwenden. „Sei es, wie ihm wolle,“ rief er laut, „ich möchte es nicht auf mich nehmen, durch gewaltsames Oeffnen auch nur eine Faser an diesem Kunstwerke zu verderben. Verschließt den Schrank, Frau Wohler, sonst komme ich den ganzen Vormittag nicht von Eurem Schatze los. Ihr seid schon so gut und zeigt ihn mir ein andermal wieder.“ Er ging einigemal mit großen Schritten das Gemach auf und nieder und fuhr dann in gedämpftem Tone fort: „Ich sehe schon, es geht nicht immer so leicht, einen vorgeschriebenen Weg wieder zu finden, wenn man ihn einmal verlassen hat. Sei es drum! Es widerstrebt mir, die Heimlichkeiten eines Hauses zu durchwühlen, in welchem eine anererbte Ordnung als so unverbrüchliches Gesetz gilt; noch viel weniger mag ich dies durch meine Soldaten thun lassen, und dann, Frau Wohler — Eurem Worte werde ich doch wohl vertrauen dürfen? Dafür hört aber auch ein Wort von mir.“

Der junge Mann blieb stehen, um der Lindenmüllerin mit dem Ausdrucke herzlicher Teilnahme ins Gesicht zu blicken;

dann sprach er weiter: „Euer Mann hat sich, wie allgemein bekannt, in diese unselige Geschichte tiefer eingelassen, als für ihn und Euch gut sein wird. Der gestrige Kampf auf der Langelen hat Tote und Verwundete gekostet, und dieses vergossene Blut fordert zur strengen Bestrafung der Schuldigen auf. Eurem Manne kann jedoch etwas zu statten kommen, das in ihm überhaupt, trotz seines Vergehens, den Ehrenmann erkennen läßt. Er hat vorgestern beim Kloster droben einem Regierungsabgeordneten, den ein rasender Volkshaufe niederschlagen wollte, mit eigner Gefahr das Leben gerettet, und das bleibt ihm sicherlich nicht vergessen. Es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, daß auch der gestrige Ueberfall Eures Hauses mit diesem Vorgange in Verbindung steht; die verblendeten Menschen waren über Euren Mann erbost, daß er sie von der Anstiftung noch größeren Unheiles abgehalten hat. Aber könnt Ihr Euch gar nicht denken, wo er sich jetzt befinden mag?“

„Ach Gott, nein,“ antwortete die Lindenmüllerin betrübt; „ich begreife nur nicht, warum er bei alledem nicht heimgekommen ist. Mein Anton ist sonst nicht der Mann, der nicht einsteht für das, was er gethan hat, und wär's noch so schlimm.“

„Nun ja,“ nickte der Offizier, „das ist es gerade, was ich sagen wollte. Euer Mann ist ohne Zweifel mit andern Führern des Aufstandes über die nahe Zugergrenze geflohen, wo sie vorderhand freilich in Sicherheit sind; wer aber, wie der Lindenmüller, Haus und Hof, Weib und Kind zurückläßt, kann einer ihm zugedachten Strafe nicht entrinnen, abgesehen davon, daß er seine Sache durch die Flucht in keinem besseren Lichte erscheinen läßt. Ich meine also kurz und gut, Frau Wohler, Ihr laßt Euren Mann durch einen vertrauten Boten aufsuchen und ihn ermahnen, sich sofort in unserm Hauptquartier droben im Kloster einzustellen. Er darf auch wissen, von wem dieser Rat kommt — gewiß von jemand, der an seinem und der Seinigen Schicksal aufrichtigen Anteil nimmt.“

„O Herr,“ rief die Müllerin, die sich während dieses Gespräches wie ermüdet auf einen Stuhl gesetzt hatte; „ach, Ihr seid so gut, und ich weiß noch nicht einmal —“

„Rudolf Berner, dermalen kurzweg Leutnant Berner,“ erwiderte der junge Mann lächelnd; „es kann freilich in diesem Namen keine Vertrauen erweckende Sicherheit für meinen Rat liegen, aber dennoch halte ich ihn unter den obwaltenden Verhältnissen für den richtigsten.“

„Nein, nein,“ entgegnete die Müllerin, langsam den Kopf schüttelnd, „das wollt' ich nicht sagen, so hab' ich's nicht gemeint,

Herr Leutnant, glaubt es mir. Ich hab' es ja schon erfahren und fühl' es tief im Herzen, daß Ihr gut gegen uns gesinnt seid — der Himmel mög' es Euch vergelten. Ich weiß mir in diesen schweren Dingen weder zu raten noch zu helfen; drum dank' ich Euch zu tausendmalen, daß Ihr selbst mit einem Rate mir beisteht. Er soll augenblicklich befolgt werden." —

Franziska erwiderte vor sich niederblickend leise: „Ach Mutter, das hab' ich schon die ganze Nacht denken müssen: ein Erretter — ja, das war er mir." —

Die Müllerin war selber zu bewegt, um auf die Bewegung zu achten, mit welcher Fränzeli diese Worte vorgebracht hatte. Sie ließ Leonz heraufrufen, der dann nach kaum einer halben Stunde sonntäglich gekleidet und mit geheimnisvoller Miene über den Hof hinauswanderte. Nachdem die Soldaten, welche die Gefangenen fortgeführt hatten, zurückgekehrt waren, verließ auch der Leutnant das Haus, in welches das gewöhnliche Leben wenigstens soweit zurückkehrte, als das muntere Klappern des Mühlengewerkes sich wieder hören ließ. Die Soldaten, die sich mit allem, was Küche und Keller vermochten, überreichlich traktiert sahen, wurden selbst äußerst guter Dinge und halfen zum Zeitvertreibe den Knechten in Mühle und Scheune mit, was gerade zu helfen war. Oft genug erschallte vom Hofe herauf lautes Gelächter, wenn wieder eine über und über bepuderte Uniform aus der Mühle heraus zum Vorscheine kam, und besonders der lebhafte Toneli wußte seines Vergnügens kein Ende über solche Späße.

Stiller freilich ging es droben im Hause zu. Unter den widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen, die nur selten in einem Worte sich Luft machten, zwischen frohen Hoffnungen und banger Unruhe, suchten Mutter und Tochter ihre Schätze ebenso heimlich, als sie dieselben gestern verborgen hatten, wieder an ihre gewohnten Aufbewahrungsorte zurückzubringen. „Dem Himmel sei Dank," sagte Fränzeli, als diese Geschäfte beendigt waren; „ich glaub', ich wär' vor Scham vergangen, wenn uns der Leutnant ob diesen Sachen angetroffen und erraten hätte, um was es sich eigentlich gehandelt habe." — „Du bist ein Kind," erwiderte die Mutter; „gestern konnte noch kein Mensch wissen, was alles begegnen werde. Ich wollte nur, unser Herr Berner wäre schon wieder da — mir ist's immer, er selbst werde die beste Nachricht vom Vater bringen."

Ueber das Gesicht der Tochter flog ein helles Erröten hinweg. „Unser Herr Berner," wiederholte sie unhörbar in sich hinein — „unser Herr Berner — unser!" — das Wort er-

klang in der Seele des Mädchens wie ein ferner Glockenton, und so in dämmernde Gedanken verloren, sprach es die weiteren Worte der Mutter nach: „Ja, wenn er nur schon da wäre."

Es verging indessen noch manche Stunde, bevor sich dieser Wunsch erfüllte, und schon brach die Nacht herein, ohne daß der Leutnant oder Leonz erschienen wären. Aber da plötzlich, gerade als Fränzeli die Lichter anzünden wollte, stürmte Toneli mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, der Vater ist da —" die Treppe herauf, und sogleich hinter dem Knaben trat auch schon der Angemeldete herein; freilich nur langsam und schweren Schrittes, wie ein tief Ermüdeter, den die Füße nicht mehr tragen wollen. Während Mutter und Tochter unter lauten Ausbrüchen der Freude auf ihn zueilten, verschwand der Leutnant, der ebenfalls unter der Thüre erschienen war, wieder unbemerkt in den Hausflur hinaus, und der Lindenmüller sagte abwehrend mit gepreßter Stimme: „Laßt mich, laßt mich — ich muß zuerst recht zur Besinnung kommen, es wäre kein Wunder, wenn einer sie ganz verlieren würde in solchen Zeiten." Er setzte sich auf einen Stuhl nieder und streckte beide Hände über den Tisch hin, als ob er eine feste Stütze suchen müsse. Lange jedoch ließen sich die zudringenden Fragen einer liebevollen und bekümmerten Ungeduld nicht abweisen, und allmählich gefaßter erzählte der Heimgekehrte in kurzen Worten seine Erlebnisse. Auf der Langelen von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, war er dem Klosterdoktor und einigen andern Führern des Aufstandes nur widerwillig über die Kantonsgrenze gefolgt. Es deuchte ihm unrecht, seine eigne Person in Sicherheit bringen zu wollen, wo tausend andre, die für die nämliche Sache mit ausgezogen, sich der Willkür des Siegers überlassen mußten. Darum war er auch schon halb entschlossen, sich allein auf jede Gefahr hin wieder über die Grenze zurückzubegeben, als Leonz mit der Botschaft der Müllerin erschien. Jetzt wurde der Heimweg, trotz aller Abmahnung der übrigen Flüchtlinge, sofort angetreten, und schon beim ersten Militärposten diesseits der Grenze hatte sich der Leutnant eingefunden, um den Zurückkehrenden in Empfang zu nehmen und nach dem Hauptquartier zu geleiten. Dort war der Lindenmüller unter dem Versprechen, sich auf erstes Begehren wieder zu stellen, alsbald nach Hause entlassen worden. „Einen guten Stein muß der Herr Berner bei dem Oberkommandanten schon im Brette haben," schloß der Erzähler, „und jedenfalls hat er zu meinen gunsten Gebrauch davon gemacht; denn das lief alles mit so kurzen, glatten Worten ab, daß ich es jetzt noch

nicht begreifen kann." — „Ach ja," rief die Müllerin, die Hände ineinander faltend, „ich hab' es schon zu Fränzeli gesagt, der Himmel hat uns in der Not einen hilfreichen Engel gesandt. Wie wir's dem braven, herzguten Herrn nur werden danken können, was er schon alles für uns gethan hat!"

„Wie wir's ihm zu danken haben, weiß ich auch nicht," erwiderte der Müller mit fast verdrießlicher Miene; „hingegen weiß ich, daß es mit dem Engel, wie du meinst, noch seine guten Wege hat, und jedenfalls bin ich froh, daß der Herr Leutnant morgen fortkommt."

„Fortkommt?" riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde; „wie meinst du das, Vater?"

„Nun, nur nicht so laut," antwortete der Lindenmüller, „der Leutnant ist von morgen an zum Dienste des Hauptquartiers beordert, und das ist gut, denk' ich. Oder was ist's," fuhr er nach einer Pause in strengerem, fast zornigem Tone fort; „was guckt ihr mich an, als ob ich euch eine große Hiobsbotschaft gebracht hätte? — Der Herr Leutnant Berner mag sonst sein, wie und was er will — ich laß ihn gelten; aber sicherlich ist er einer von denen, mit welchen es für unsereins keine Gemeinschaft gibt. Hat er mir doch auf dem Heimwege ganz offen erklärt, daß es in unserm Ländchen nicht besser werde, solange das Kloster bestehe, und daß er das Zwietrachtsnest lieber heute schon als morgen aufheben würde, wenn es in seiner Macht stünde. Habt ihr's verstanden? — Für solche Leute ist die Lindenmühle nicht der rechte Ort, denk' ich." —

Franziska beugte das erbleichende Gesicht tief vor sich nieder, als ob sie etwas vom Boden aufheben wollte, und auch die Mutter schwieg, während sie dem Heimgekehrten den Tisch deckte. Die Worte des Leutnants schnitten ihr selbst durch das Herz und verwirrten und betrübten für einen Augenblick das schöne Bild, das sie sich unwillkürlich von dem inneren Wesen des jungen Mannes gemacht hatte. Sie war daher froh, als der Lindenmüller bald nach der Ruhe verlangte, die ihm die letzte Nacht nicht vergönnt gewesen, und auch Franziska ging auf ihr Kämmerchen, ohne ihres Retters aus der Bedrängnis des gestrigen Abends noch einmal ansichtig geworden zu sein.

Ruhe und Schlaf, die holden Begleiter der Nacht, mußten ihr indessen wenig Erquickung gebracht haben. Als sie am Morgen in die Stube trat, wo der Leutnant einzig beim Frühstücke saß, sah sie so bleich und angegriffen aus, daß er bei ihrem Anblicke betroffen ausrief: „Was ist Euch, Franziska — Ihr werdet doch nicht unwohl sein?"

Bei diesem Ausrufe erhellte sich das feine bleiche Antlitz, wie ein weißes Morgenwölklein, über das der erste Sonnenstrahl hinfliegt. Franziska, Franziska — wie der Name von diesen Lippen einen wundersamen Klang hatte! Sie mußte sich zusammennehmen, um nur eine Antwort geben zu können, und sagte dann leise: „Nein, unwohl gerade nicht, Herr Leutnant — ich danke Euch. Aber Ihr wollt uns schon verlassen, wie ich gehört habe?“

„Leider muß ich,“ erwiderte er; „mein eigner Wille wäre es sicherlich nicht gewesen.“

„Und ich hab' Euch noch nicht einmal danken können,“ fuhr Fränzeli in dem gleichen leisbewegten Tone fort, „aber wie könnt' ich's auch, selbst wenn Ihr noch lange, lange bei uns bleiben würdet.“

Der Leutnant erhob sich vom Tische und sagte näher-tretend nun ebenfalls mit leiserer Stimme: „Der beste Dank, wenn doch von einem solchen die Rede sein soll, bestünde in einem freundlichen Andenken, das Ihr mir bewahren wolltet, Franziska.“

„Oh, dessen seid Ihr sicher,“ rief sie nun, die Augen aufschlagend, mit dem bewegten Ausdrucke eines dankerfüllten Herzens; „nie, nie werde ich Euch und was ich diese Tage erlebt, vergessen, keine Stunde — glaubt es mir, Herr Berner.“

„Ich nehme dieses Versprechen zum Pfande,“ erwiderte er, ihre Hand ergreifend; „ich werde Euch noch einmal daran erinnern, Franziska!“

Sie wollte, ohne zu bedenken, was sie that, ihr Gesicht auf seine Hand niederbeugen, wie sie es als Kind und junges Mädchen zur Begrüßung geistlicher Herren, die ins Haus kamen, gewöhnt worden war; er jedoch hob ihr Antlitz schnell empor, küßte sie auf Mund und Augen und flüsterte: „Lebe wohl, Franziska; ich seh' dich wieder — in besserer Zeit, so Gott will.“

Mit diesen Worten ging er rasch zur Thür hinaus, während das Mädchen bewegungslos stehen blieb und auf den Schall der Tritte horchte, bis dieselben über den Flur und die Treppe hinab verhallt waren; dann aber eilte es mit hochklopfender Brust und kaum seines Atems mächtig nach seinem Kämmerchen hinauf. Von dort aus hörte Franziska, wie der Leutnant drunten auf dem Hofe von Vater und Mutter Abschied nahm, sie hörte die letztere ihren Namen rufen, ohne eine Antwort zu geben; aber mit dämmernden Blicken schaute sie ans Fenster gelehnt auf den Weg nach der Landstraße

hinaus, auf welchem der Scheidende, nur von einem seiner Leute begleitet, dahinschritt. Er wendete das Gesicht mehrmals nach der Lindenmühle zurück, und jedesmal erglühte Franziskas Antlitz von neuem unter diesen Blicken, die sie doch in ihrer Verborgenheit nicht erreichen konnten. Sie wußte und empfand es, daß dieselben nur ihr galten, nur sie suchten, und dennoch fand sie jetzt nicht den Mut, das Fenster zu öffnen und sich hinauszubeugen, einen Abschiedsgruß nachzuwinken. Als der Scheidende jedoch in der ersten Beugung der Straße verschwunden war, kam es dem nachschauenden Mädchen vor, als ob plötzlich am hellen Tage die Sonne am Himmel verschwunden sei. —

Und sonnenlose trübe Tage waren ja auch angebrochen. Wochenlang wechselten die Einquartierungen ohne Unterbrechung in bald größerer, bald kleinerer Zahl, und nicht immer glichen sie derjenigen, die am ersten Abend auf der Lindenmühle erschienen war. Gar oft waren die Leute beim besten Willen der Quartiergeber nicht zu befriedigen in ihren maßlosen Anforderungen und rumorten dann trotzig und drohend im Hause herum. Wieder andre glaubten sich in ihrem Parteieifer zu Lehrern und Bekehrern berufen und verletzten dabei die Hausbewohner auf rücksichtslose Weise in ihren heiligsten Gefühlen und Gewohnheiten, so daß kaum ein Tag ohne solche Klage und Plage vorüberging. Dazu kam nach einiger Zeit noch der schlimmere Umstand, daß gegen den Lindenmüller die gerichtliche Untersuchung angehoben wurde. Der Mann, dem schon die flüchtigen Worte des jungen Leutnants über den Bestand des Klosters ein Greuel gewesen waren, hatte nur zu bald darauf die wirkliche Aufhebung desselben erleben müssen, und seitdem ging er wortkarg mit Schmerz und stillem Ingrimm erfüllt umher, ohne nur an seine gewohnten Beschäftigungen denken zu können. Aber jetzt — jetzt sollte er sich gar noch darüber verantworten, daß er den Frevel, der an dem Gotteshause und der heiligen Kirche verübt worden war, nicht widerstandslos hatte geschehen lassen wollen! — Doch all dies Zürnen und Grollen konnte nicht verhindern, daß über den Lindenmüller schließlich eine mehrwöchentliche Gefängnisstrafe verhängt wurde. Vor dem Richter hörte er das Urteil noch gefaßt und scheinbar ruhig an, und als ihm dabei eine längere Frist gestattet wurde, in welcher er seine Strafe nach Gutfinden antreten durfte, murmelte er sogar einige unverständliche Worte, welche Gutmeinende gar wohl für eine Danksagung nehmen konnten; aber als der Verurteilte nach Hause kam, rief ihm

seine Frau bestürzt entgegen: „Um Jesu willen, was ist dir begegnet, Anton; du siehst aus, wie wenn du gerade aus dem Grabe hervorkämest.“ Er wankte auf einen Stuhl zu und antwortete mit mühsamer Stimme: „Ich wollt', ich läge drinn', oder könnte noch heute drein gehen, der Gang wäre mir hundertmal leichter, als der andre, den ich thun muß.“

Auch der Lindenmüllerin zog sich das Herz schmerzlich zusammen, als sie vernahm, was vorgegangen war. Zwar hatte sie in verständigem Sinne oft genug überdacht und befürchtet, daß die Strafe für ihren Mann eine wohl noch viel schwerere werden könnte. Solche Andeutungen und Drohungen hatte sie von mißvergnügten Einquartierungsgästen mehr als einmal hören müssen; aber nach der Weise des Frauenherzens, das in seinem Vertrauen bald keine Schranken mehr kennt, wenn es einmal voll und ganz vertraut, dämmerte der Müllerin durch all diese Befürchtungen immer wieder ein Hoffnungslicht, das sie freilich vor ihrem Manne verborgen halten mußte. Mag unser Leutnant, dachte sie, eine schlimme Meinung über das Kloster gehabt haben — mit uns wenigstens hat er's gut gemeint, und er wird meinem Manne auch noch weiter beistehen, wenn es not thun sollte. O, der hat eine starke Hand, gewiß eine stärkere, als wir uns nur denken können! — Nach dem Spruche, daß der Mensch gerne glaubt, was er wünscht, stützte die Müllerin ihre Vorstellungen von dem Einflusse des jungen Mannes gerade auf die Aeußerung, die derselbe über den Bestand des Klosters gethan hatte. Oder sollte die so schnell erfolgte Aufhebung der Abtei in gar keiner Verbindung mit jener Aeußerung und mit jener plötzlichen Berufung des Leutnants ins Hauptquartier gestanden haben? — Doch jetzt waren diese Träume mit einem Schlage vernichtet, das langgenährte Hoffnungslicht verglommen, oder wenigstens verdunkelt im augenblicklichen Leide. Die kummervolle Frau wußte daher auch keine Einwendung zu erheben, als der Verurteilte erklärte, noch heute seine Strafzeit antreten zu wollen, ohne von der ihm zugesprochenen Begünstigung den geringsten Gebrauch zu machen. „Es soll dem Lindenmüller niemand nachsagen,“ rief er bitter, „daß er auch nur einen Augenblick gezögert habe, für eine gerechte Sache das blutigste Unrecht zu erdulden. Hätt' ich doch für dieselbe sterben können, wie mein Aeltervater, so wär' ich vor der Todsünde bewahrt worden, manchmal an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln zu müssen.“

Unter solch herben Gedanken verließ der Lindenmüller noch am nämlichen Abend trotz der stürmischen Witterung sein wohn-

liches Haus, um dasselbe mit dem Gefängnisse zu vertauschen; aber mit noch schwererem Herzen, als er von dannen ging, blieb sein Töchterlein zurück, das wohl einsah, wie es nun noch auf seinen letzten Trost werde verzichten müssen. Dieser hatte bisher in aller bekümmerten Not und Bedrängnis darin bestanden, daß Fränzeli mit der Mutter täglich und stündlich von dem Leutnant oder von Rudolf, wie es selbst ihn im stillen nannte, sprechen und plaudern konnte. Jede Unannehmlichkeit, jedes rücksichtslose Wort, das von der Einquartierung zu ertragen war, gab zu einer ausführlichen und doch immer neuen Erinnerung an das Benehmen des jungen Offiziers Veranlassung, und die Mutter sprach um so lieber von ihm, je mehr sie ihre Hoffnungen auf seinen Beistand für Anton setzte. Fränzeli wagte selbst nicht immer all diese Hoffnungen zu teilen; aber sein Herz erzitterte in stiller Lust, wenn es die Mutter in solcher Weise von Rudolf sprechen hörte, und mit errötendem Lächeln wandte es sich nur ab von ihr, wenn sie sich des Abschieds erinnerte. Denn oft genug schloß sie ihre Gespräche vorwurfsvoll und nicht ohne einen Anflug von Besorgnis mit den Worten: „Aber was wird er auch von dir denken, daß du ihn so ganz ohne Dank und Abschied hast fortgehen lassen. Auch der Vater konnte sich nicht zu der Freundlichkeit zwingen, die der gute Herr verdient hatte; wenn er uns nur nicht alle für undankbar hält!“ — Es kam Fränzeli, dessen Herz wie ein aufgeschlagenes Buch vor den Augen der Mutter dagelegen, schwer an, sein Geheimnis zu bewahren; aber gleichwohl wagte es nicht, dasselbe zu offenbaren, denn es war ja nicht allein sein Geheimnis, sondern es gehörte auch ihm — ihm! —

Mit diesen traulichen Gesprächen und heimlichen Herzensergießungen war es nun zu Ende, da die Hoffnungen der Mutter unerfüllt geblieben und der Vater im Gefängnisse saß. Die arme Frau lag still und gebeugt ihren Geschäften ob, und bald getraute Fränzeli sich nicht mehr, auch nur den Namen des Leutnants auszusprechen. Geschah dies noch etwa von Toneli oder einem andern Hausgenossen, so legte sich ein neuer Schatten der Bekümmernis über das Gesicht der Mutter, das sonst dabei immer heller und zuversichtlicher aufgeblickt hatte. Und Fränzeli sah gar wohl voraus, was diese Umwandlung in der Stimmung und Gesinnung der Mutter ihm bringen konnte, denn der Zustand seines Herzens war ihm keineswegs ein ungelöstes Rätsel geblieben. Schon von langem her wußte die junge Lindenmüllerin, daß ihr ein entfernter Vetter drüben

im Reußthale zum künftigen Lebensgefährten bestimmt war. Sie hatte diesen Vetter auch von Kindheit an wohl leiden mögen und würde ihm schon im nächsten Herbste, wie man von beiden Seiten übereingekommen, in der ruhigen Voraussicht die Hand gereicht haben, daß ihr ein wohlgesichertes Los beschieden sei. Aber jetzt? — das arme Mädchen schauerte zusammen bei dem Gedanken, was es zu thun im Begriffe gewesen, und doch, ach Gott — derjenige, von dem nun sein ganzes Thun und Denken bei Tag und Nacht, im Traum und im Wachen erfüllt war — er gehörte zu denen, die als Feinde dahergekommen, die den Vater ins Gefängnis geworfen, und dessen Name nicht einmal mehr im Hause ausgesprochen werden durfte. Fränzeli wagte selbst nicht mehr, vor das kleine Kruzifix hinzuknieen, das neben seinem Bette hing, und der Gebenedeiten Freud und Leid seines jungen Herzens anzuvertrauen; es verbarg, wenn es sich zur Ruhe begab, nur stumm sein Antlitz in das Kissen, bis das Labsal der Thränen seinem gequälten Herzen Linderung verlieh.

So vergingen wiederum Tage und Wochen; aber an dem nämlichen Tage, an welchem die letzten Einquartierungsgäste von dannen zogen, kehrte auch der Vater aus dem Gefängnisse heim. Es war ein milder Vorfrühlingstag, der mit lauen Lüften und hellem Sonnenschein eine fröhliche Zeit verkündigte. Er konnte auch nicht wirkungslos an der Lindenmühle und ihren Bewohnern vorübergehen, die, von so mancherlei Sorge und Last befreit, nun wieder frei aufzuatmen anfingen. Zwar der Hausvater selbst blieb in sich gekehrt und wortkarg, denn auch der goldenste Sonnenschein vermag ein Herz, das mit der Welt und dem Schicksale hadert, nicht zu erhellen. Und wie es so oft im Leben geht, gerade das, was den Lindenmüller mit seinem Lose einigermaßen hätte versöhnen können, trug nur noch mehr zu seiner Verbitterung bei. Von allen bedeutenden Teilnehmern an dem Aufstande war er weitaus mit der leichtesten, im Verhältnis zu andern mit einer kaum nennenswerten Strafe davongekommen. Dazu hatte nicht nur seine ehrenhafte Handlungsweise bei jener Gefangennahme eines Regierungsabgeordneten, auf die sich schon der Leutnant berufen, ein Wesentliches beigetragen, sondern auch seine freiwillige Stellung vor Gericht und sein gerades, mannhaftes Eingeständnis. Aber statt wenigstens im stillen sich über dieses milde Los zu freuen, beneidete der Lindenmüller in seiner Verbitterung die ehemaligen Mitgenossen, über die nun als landesflüchtige Aufrührer die schwersten Strafen an Gut und bürger-

licher Ehre ausgesprochen wurden. „O," rief er öfters aus, „sollte man da nicht meinen, ich wäre nicht auch zu eben so schweren Opfern für unsre heilige Sache bereit gewesen? Was soll ich antworten, wenn mir vorgehalten wird, ich hätte nicht den Mut gehabt, mit den andern auszuharren? —" Gegen solche Ausbrüche eines leidenschaftlich erregten Gemütes vermochte kein begütigender Zuspruch aufzukommen, und oft, wenn der unglückliche Mann über den Hof hinschritt, murmelte er sich selbst: „Wie würde derjenige, der hier in seinem Blute lag, mich ansehen, wenn er die Augen noch einmal aufschlagen könnte? Ja, ja Anton, du hast ihm wacker nachgeeifert! —"

Mit andern Augen doch begann die Lindenmüllerin diese Dinge allmählich zu betrachten. Sie war ihrem Manne eine zu treu ergebene Gattin, in Denken und Glauben mit ihm zu innig verbunden, als daß nicht auch sie im tiefsten Herzen überzeugt gewesen wäre, daß er nur das Rechte gewollt und ihm deshalb schweres Unrecht geschehen sei. Darum hatte seine Verurteilung sie auch so tief niedergebeugt. Als sie nun aber aus dem Strafmaße, das gegen andre angewendet wurde, wahrnahm, wie die begangenen Handlungen vor dem Gesetze bestanden, da fing sie an, sich wieder aufzurichten und inbrünstig dem Himmel zu danken, daß er ihren Anton noch so gnädig geleitet habe. Dabei mußten sich ihre Gedanken notwendig auch wieder in andrer Weise, als es seit einiger Zeit geschehen, auf den hilfbereiten Leutnant zurücklenken, und ihr gutes dankbares Herz war gern bereit, ihm alles Unrecht abzubitten, das sie ihm im stillen gethan haben mochte. Fränzeli erbleichte vor freudigem Erschrecken, als die Mutter, da sie beide zum erstenmal im Garten beschäftigt waren, plötzlich sagte: „Mich wundert's nur, ob wir nicht auch bald etwas von unserm guten Leutnant erfahren. Denke nur, es hat mir die letzte Nacht geträumt von ihm; du und er gingen beide miteinander hier durch den Garten, der mit großen wunderbar schönen Blumen angefüllt war." Fränzeli beugte sich über einen Rosenstrauch, dessen Zweige sich bereits mit grünen Blätterknospchen bekleideten, und es verging eine gute Weile, bevor es eine Antwort zu geben im stande war. Es bebte auch dann noch ein leises Zittern durch seine Stimme, als es mit wehmütigem Lächeln sagte: „Dein Traum wird wohl nie in Erfüllung gehen; ich habe geglaubt, du habest den Leutnant völlig vergessen, Mutter!" — „Nein, vergessen nicht," erwiderte die Lindenmüllerin nachdenklich; „aber freilich hätt' ich wohl anders an ihn denken sollen, als ich's manchmal gethan habe.

Mag doch Gott wissen, wie es um den Vater und um uns selbst jetzt stünde, ohne den guten braven Herrn.“ Fränzeli hätte laut aufjubeln mögen bei diesen Worten, wie es sie nie mehr aus dem Munde der Mutter zu hören gehofft hatte, und doch mußte es sich wieder über den Rosenstrauch bücken, um nur die aufquellenden Thränen zu verbergen. Glücklicherweise war die Mutter viel zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, um die Verwirrung der Tochter wahrzunehmen, und aus diesen Gedanken heraus fuhr sie nach einer Weile auch wieder fort: „Was meinst du, Fränzeli, könnten wir nicht irgendwie eine Gelegenheit ausfindig machen, ihm einen Gruß zu schicken und ihn zu einem gelegentlichen Besuche einzuladen? Ich meine, das wäre nicht unrecht oder unschicklich von uns, auch wenn der Vater nichts wüßte darum.“

„Nein, nein,“ rief das Mädchen, mit hocherrötenden Wangen sich erhebend; „das dürfen wir nicht, wer weiß, ob er auch noch an uns denkt — das geht nicht, Mutter!“

„Ach was,“ entgegnete die Müllerin, „ob er uns vergessen hat oder nicht — soviel ist einmal gewiß, daß er's gut gemeint hat mit uns, und wir das wenigstens nicht vergessen dürfen. Aber du warst schon unfreundlich gegen ihn, als er noch hier war — ich weiß es wohl.“

„Das ist auch Sündenstrafe,“ sagte Fränzeli leise vor sich hin, „daß ich nun alles allein verborgen tragen muß. Wie lange werd' ich's noch im stande sein!“ —

Aber trotz dieses Mißtrauens in die eigne Kraft war Franziska keineswegs gesonnen, auf die Fortführung von Gesprächen zu verzichten, deren Unterlassung ihr so schmerzlich geworden. In der beginnenden schönen Jahreszeit war es nun gerade der Garten, wo Mutter und Tochter bei gemeinsamer Beschäftigung ihr unbelauschtes Plauderstündchen halten konnten, und das neugeweckte Dankbarkeitsgefühl der ersteren selbst sorgte schon dafür, daß des einstigen Helfers in der Not dabei hinlänglich gedacht wurde. Nie dagegen stieg in der Mutter die leiseste Ahnung auf, daß sich bei solcher Unterhaltung im Herzen der Tochter noch ganz andre Gefühle regen könnten, als in ihrem eignen; wehrte sich Fränzeli doch stets mit dem gleichen Eifer gegen den Gedanken, dem guten Leutnant irgend ein Lebenszeichen aus der Lindenmühle zugehen zu lassen. „Wir werden uns wiedersehen,“ lächelte das Mädchen, sich des Abschiedsversprechens Rudolfs erinnernd, leise vor sich hin, so oft die Mutter auf ihr Plänchen zurückkommen wollte; „wir werden uns in besseren Zeiten wieder sehen.“

Mit solchen Erinnerungen und der stillen Frage beschäftigt, wann jene versprochene Zeit wohl anbrechen werde, befand Franziska sich an einem schönen Nachmittage allein im Garten. Der Rosenstrauch trieb schon Blütenknospen, Tulpe und Hyazinthe prangten in ihrem reichsten Farbenschmucke, und träumerisch ließ die schöne Gärtnerin ihre Blicke über die blühenden Wiesen nach der Landstraße hinübergleiten. Von dort bog langsam eine Männergestalt in den Weg zur Mühle ein; aber wer es auch sein mochte, derjenige, dessen Bild vor des Mädchens innerem Auge stand, war es nicht. Statt des Soldatenschmuckes trug er ein helles Sommerkleid, den Kopf von einem Strohhute beschattet, und in der Hand führte er einen leichten Wanderstab. Franziska wollte sich wieder zu ihrer Arbeit niederbücken; aber dennoch mußte sie noch einmal ausschauen nach dem Ankömmling, der immerhin kein gewöhnlicher Bekannter zu sein schien. Jetzt hatte er schon die Hälfte des Wiesenweges zurückgelegt, als Franziska plötzlich ihre kleine Hacke fallen ließ und mit fliegenden Schritten auf den Hof hineinlief. Dort stand der Vater mit irgend einer kleinen Arbeit beschäftigt, ohne auf die Tochter zu achten. Auch sie sprach ihn nicht an und eilte die Treppen hinauf nach ihrem Stübchen, das sie hinter sich zuschloß. Nur einen Blick noch warf sie durch das Fenster auf den Weg hinaus; dann lehnte sie sich mit geschlossenen Augen und die Hände über die pochende Brust gekreuzt an die Wand zurück.

So blieb sie noch immer unbeweglich, als schon der Vater mit einem andern die untere Treppe heraufkam und die Mutter auf dem Hausflur überrascht ausrief: „Herr Jesus, seid Ihr es; willkommen, tausendmal willkommen, Herr Leutnant!“ — „Den Leutnant hab' ich diesmal daheim gelassen,“ antwortete eine wohlbekannte, halblachende Stimme; „hoffentlich werdet Ihr mir deshalb nicht böse sein, Frau Wohler.“ — Sie traten drunten in die Wohnstube und bald hörte Franziska die Mutter den ebenfalls herbeigeeilten Toneli nach der Schwester fragen, wie an jenem winterlichen Abschiedsmorgen. Aber jetzt konnte Fränzeli nicht, wie damals, länger im Verborgenen bleiben, und mit Gewalt sich aufraffend, ging es langsam nach der Wohnstube hinunter. „Ei, seht da, Jungfer Wohler,“ rief der Gast, der Eintretenden heiter die Hand entgegenbietend; „ich hätte drauf geschworen, Euch schon von weitem im Garten gesehen zu haben, aber als ich näher kam, war's leider doch nur eine Täuschung gewesen.“

Franziska schlug die Augen zu Boden, ohne eine Antwort

zu geben; aber Herr Rudolf ſchien eine ſolche auch nicht zu erwarten oder zu verlangen, da er ſich ſofort wieder an Vater und Mutter wandte, um das durch den Eintritt Fränzelis unterbrochene Geſpräch fortzuſetzen. Ueber das Herz des Mädchens ſchlich ein ſchmerzliches Gefühl der Demütigung und Enttäuſchung; aber zugleich wich damit auch die traumhafte Verwirrung von ſeinen Sinnen, ſo daß es ſich nun in ſtiller Emſigkeit der Erfüllung wirklicher Pflichten unterziehen konnte, wie die Anweſenheit eines ſolchen Gaſtes ſie ihm auferlegte. Bald ſaßen die beiden Männer bei gefüllten Gläſern am Tiſche, und wider ſeinen Willen, ohne zu wiſſen, wie es kam, ſah ſich der Lindenmüller in ein ebenſo angenehmes, als angelegentliches Geſpräch verwickelt.

„Unſer Leutnant iſt ein ganz andrer, als im Winter,“ ſagte die Mutter, heiter in die Küche tretend, wo ſich die Tochter noch immer zu ſchaffen machte; „das iſt ja ein wahrer Hexenmeiſter. Hörſt du, wie der Vater lacht, was er, Gott ſei's geklagt, ſchon ſo lange nicht gethan hat.“ — Auch Fränzeli lächelte; aber es war ein ſtilles, wehmütiges Lächeln. „Es kommt mir auch vor, er ſei ein andrer,“ ſagte es leiſe. „Ja nun, aber jetzt komme auch du in die Stube,“ ermahnte die Mutter, „ſonſt denkt er von neuem, du ſeieſt unfreundlich und undankbar. Und das ſollteſt du nicht ſein — du am allerwenigſten haſt Urſache dazu.“ —

Fränzeli folgte dem Wunſche der Mutter und ſetzte ſich mit einer kleinen Handarbeit als ſchweigſame Zuhörerin an das untere Ende des Tiſches, an dem die Männer heiter fortdiskutierten. Es wagte nur ſelten, die Augen aufzuſchlagen, und dennoch ſah es gleichſam durch einen verborgenen Spiegel, wie oft die Blicke Rudolfs nach ihm hinüberglitten, bis er endlich ausrief:

„Ei ja, da bleib' ich ſitzen, als hätt' ich das angeborne Recht dazu, und doch will es bereits Abend werden!“ —

„Das mag es,“ entgegnete die Müllerin eifrig; „Ihr werdet doch nicht daran denken, uns heute ſchon wieder zu verlaſſen: daraus würde ſicherlich nichts, Herr Leutnant oder Herr Berner, wie Ihr lieber wollt.“

„Aufrichtig geſtanden, war das auch nicht meine Abſicht,“ erwiderte der Gaſt; „aber Bleiben oder Gehen hängt von der Gewährung eines Wunſches ab, den ich auf dem Herzen habe, und der neben dem Verlangen, meine freundlichen Quartierleute zu begrüßen, auch der Hauptgrund meines zudringlichen Beſuches iſt.“

Fränzeli neigte ſich tief auf ſeine Arbeit nieder, während der Vater etwas bedächtig ſagte: „Sprecht, Herr Berner, wenn es möglich iſt, ſoll's nicht Nein ſein.“

„Nun denn,“ antwortete Rudolf, „ich wünſchte von Eurem ſchwarzen Käſtlein droben eine Zeichnung zu nehmen, wozu ich Eure Gaſtfreundſchaft wohl für etwa zwei Tage in Anſpruch nehmen müßte.“

„Ach was, nur das iſt's!“ rief der Lindenmüller; „ſo, ſo — die ſchwarzen Figuren haben's Euch auch angethan! Aber der zwei Tage wegen, von denen Ihr ſagt, mag es Euch meinetwillen ſchon gehen wie dem alten Pater Ambroſius. Der ſollte vor manchen Jahren das Käſtchen für den ſeligen Abt Heinrich zeichnen und meinte auch, bald fertig zu werden damit; aber als es in drei oder vier Wochen noch nicht gelingen wollte, warf er Papier und Stift weg und ſchrie die heiligen Figuren an: „Seid ihr einmal auf der Flucht, ſo packt euch; ich kann doch nichts mit euch anfangen.“

„Nein, nein,“ lächelte Rudolf zu dem geiſtlichen Spaße, „ſo lange gedenke ich Euch nicht zur Laſt zu fallen.“

„Nun, nun, wir wollen ſehen,“ entgegnete der Lindenmüller heiter; „aber ſchau', Fränzi, ſchau' — wo haſt du deine Augen, Kind! —“ Er deutete auf die geleerte Flaſche vor ihm, mit der Fränzeli nun flink nach dem Keller eilte. „Wie hab' ich mich darauf gefreut und mich geſehnt, ihn wieder zu ſehen,“ ſagte das Mädchen leiſe, als es langſamer die dunkle Kellertreppe niederſtieg; „und jetzt, ach Gott — wollt' ich faſt lieber, die nächſten Tage wären ſchon wieder vorüber.“ —

Und noch nicht viel tröſtlicher, wenigſtens klarer nicht waren die Gedanken Franziskas, als ſie ſich einige Stunden ſpäter in ihr Kämmerlein begab. Unter den Erzählungen des Gaſtes von ſeinen Fahrten durch fremde Länder und Städte war den Müllersleuten der Abend wie im Fluge vorübergegangen und Mitternacht herangenaht, noch ehe jemand daran gedacht hatte. „O ich einfältiges Kind,“ ſeufzte Fränzeli, nachdem es ſein Lämpchen gelöſcht; „er hat ja recht, daß er kein Wort an mich richtet und mich in Ruhe läßt. Was könnt' er auch mit mir ſprechen — er, der ſo gelehrt, ſo geſchickt iſt, und der ſo viel geſehen hat in aller Welt herum. Ich freilich, ich konnte ja nichts Beſſeres thun, als nur an ihn zu denken, nur von ihm zu ſinnen; aber er — und doch, wenn er mich manchmal wieder ſo wunderbar anſieht, daß mir der Atem ſtille ſteht und alles Blut nach dem Kopfe ſteigt —

ach Gott, ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Hilf mir tragen, du Gnadenreiche, was zu tragen mir auferlegt ist."

Während so widerstreitende Gedanken und Empfindungen im Herzen der Tochter sich fortspannen, waren auch Vater und Mutter nicht völlig im Einklange mit ihren Ansichten und Urteilen. „Ja, ja," sagte der Vater, noch immer heiter aufgeregt und doch nachdenklich sich die Hände reibend, ein Prachtbursche ist er schon, dieser Herr Berner, das muß wahr sein; ich hätt' in meinem Leben nie geglaubt, daß einer mich so herumbringen könnte. Schade nur — jammerschade! Zwei Jahre hat er in Rom zugebracht, hat den heiligen Vater mehr als ein Dutzendmal gesehen, Sankt Peter und die heiligen Oerter alle — und doch — und doch —"

„Nun, und doch? Anton, und doch?" fragte die Müllerin halblächelnd.

„Ach, du weißt wohl, was ich meine, Fränzi," antwortete der Lindenmüller; „ich sag' nur noch einmal: jammerschade ist es! —"

„Hör' Anton," versetzte die Müllerin ernst; „er ist brav und gut, das haben wir erfahren und das hört man jedem seiner Worte an. Und nicht nur das — es ist noch etwas andres in ihm, das einem bis ins Herz hinein wohl thut, ohne daß man gerade weiß, was es ist. Einmal gewiß nichts Böses."

„Nichts Böses — meinetwegen, bis auf einen gewissen Punkt — bis es gewisse Dinge anbetrifft," erwiderte der Lindenmüller langsam; fügte aber, als wolle er sich all' diesen Gedanken entschlagen, rasch hinzu:

„Doch was geht mich's an; handelt es sich ja nicht um einen Tochtermann! —"

„Was sagst du da!" rief die Müllerin überlaut; „wie meinst du das, Anton?"

„Nun, so schrei doch nicht so," erwiderte der Vater verwundert und halb ärgerlich; „wer wird denn an so etwas denken, du großes Kind!"

Jemand aber hatte eben in diesem Augenblicke und schon seit einigen Stunden unablässig an so etwas gedacht, und zwar gerade die Müllerin. Endlich war dem mütterlichen Auge ein Licht aufgedämmert, ein schreckhaftes und doch hellblendendes Licht, als es im Laufe des Abends allmählich bemerkte, wie Rudolfs Blicke bei all' seiner scheinbaren Unbefangenheit doch nur nach Fränzeli suchten, wie sie an der Thüre hingen, wenn es hinausgegangen und wie sie aufleuchteten, wenn es wieder

zurückkam. Aber das Mutterauge hatte zugleich geſehen, wie das Mädchen errötete unter dieſen Blicken, wie es ihnen auswich und doch ſie heimlich aufſuchte, und wie es dabei ſtiller und ſtiller wurde. Auch die Mutter ſelbſt war darüber ſtill geworden und hatte ſich vorgenommen, während der Nacht mit Gottes Hilfe die Wege zu bedenken, die ſich durch dieſe unerwartete Wirrnis auffinden ließen. Darum hatte das zufällige Wort ihres Mannes, das ſie ſich in ihren Gedanken ſelbſt noch nicht auszuſprechen gewagt, ſie ſo heftig aufgeregt. „Ach ja, freilich bin ich ein Kind,“ entgegnete ſie ihm deshalb mit dem Ausdrucke ſcheinbarer Verdrießlichkeit; „aber zu ſolch' unnützem Geplauder iſt's jetzt zu ſpät. Morgen iſt auch wieder ein Tag, ſagſt du allemal. Ich bin ſchläfrig — gute Nacht!“ —

Den Schlaf jedoch ſuchte und fand die Mutter dieſe Nacht ſo wenig als die Tochter, und gleichwohl ſtand ſie am Morgen, trotz allen Sorgens und Sinnens, nicht mit viel gereiftern Entſchlüſſen auf, als ſie ſich niedergelegt hatte. Zum Glücke waren ſolche Entſchüſſe für den Augenblick auch nicht notwendig. Der Gaſt erbat ſich als Frühſtück nur eine Taſſe Milch, die ihm in die Eckſtube hinaufgebracht werden ſollte, wo er ſchon eifrig an ſeiner Zeichnung ſaß. Auch beim Mittageſſen ließ er ſich kaum wenige Minuten aufhalten. Da das Käſtchen nicht aus dem Wandſchranke genommen werden könne, ſo müſſe er ſich mit ſeiner Arbeit ſputen, ſolange das Licht günſtig ſei, ſagte er; nach kaum zwei Stunden, ſobald die Sonne auf der andern Seite des Hauſes ſtehe, werde er wenig mehr ausrichten können. „Du haſt dich geſtern abend doch wohl nur getäuſcht,“ dachte die Mutter, als ſie dieſen Arbeitseifer ſah, der alles andre zu vergeſſen ſchien; „am Ende lagen ihm doch nur die Bilder am Herzen, und gut iſt's nur, daß du Fränzeli noch nichts haſt merken laſſen von deinen voreiligen Gedanken.“ —

Halb über ihre Selbſttäuſchung lächelnd und doch auch wieder in eigner Art verſtimmt dadurch, begab ſich die Lindenmüllerin am Nachmittag auf die Wieſen hinaus, um nach den Arbeitern zu ſehen, die dort beſchäftigt waren. Herr Rudolf hatte zur nämlichen Zeit, wie er's vorausgeſagt, ſein Tagewerk für heute beſchloſſen, und ſaß nun wieder mit dem Vater bei einem Glaſe Wein in der Wohnſtube, während die Tochter allerlei kleine Hausgeſchäfte beſorgte. Aber noch befand ſich die Mutter kaum eine halbe Stunde auf der Wieſe, als ſie auch ſchon ihren Gaſt, den Stock in der Hand und die Reiſetaſche umgehängt, von der Mühle herauskommen ſah. Seine

Schritte waren zögernd und unsicher, und den Kopf hielt er vorgebeugt, als ob er am Boden etwas zu suchen habe. Verwundert ging die Müllerin näher an den Wiesenweg und rief dem Heranschreitenden entgegen: „Was gibt's, Herr Berner, Ihr werdet doch nichts verloren haben?“ — „Leider habe ich das, meine gute Frau Wohler,“ antwortete er, „wenn auch nur einen Traum — eine Hoffnung.“ Sie erschrak heftig, als der junge Mann langsam aufblickte und ihr ein Gesicht voll Trauer und tiefer Niedergeschlagenheit zeigte. „Jawohl, einen Traum,“ wiederholte er seine Worte wie im Selbstgespräche, „wohl den schönsten, den ich noch geträumt habe.“ — „Aber um des Himmels willen, was hat's denn gegeben — ich versteh' Euch gar nicht, Herr Berner,“ sagte die Lindenmüllerin noch näher tretend; „Ihr seht ja aus, als ob Ihr uns verlassen wolltet.“ — „Das muß ich auch, Frau Wohler,“ erwiderte er bewegt, „das muß ich auch. Behaltet mir ein freundliches Andenken, wenn es Euch möglich ist, wenigstens seid überzeugt, daß ich es redlich gemeint habe.“ — Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, aber sie hielt dieselbe fest und rief voll tiefer Bellommenheit: „Nein, nein, so lass' ich Euch nicht gehen; Jesus Maria — was habt Ihr denn nur so plötzlich, es kann doch kein Unglück begegnet sein?“ Rudolf strich mit der linken Hand langsam über die Stirn, während er die rechte in der ihrigen ruhen ließ. „Ein Unglück — für Euch wohl nicht,“ sagte er mit mühsamer Stimme, „hoffentlich auch für sonst niemand. Ihr werdet es schon erfahren von Eurem Manne, aber vielleicht auch von ihr — von Franziska. Doch jetzt lebt wohl, meine gute Frau Wohler, lebt wohl. Ich muß — ich muß allein sein.“

Er zog die Hand mit einem warmen Drucke aus der ihrigen zurück und schritt wieder gesenkten Hauptes, doch rasch von dannen. Lange schaute die Lindenmüllerin ihm nach, unschlüssig, ob sie ihn zurückrufen, oder ihm nacheilen solle; dann aber, als er schon die Landstraße erreicht, lenkte sie ebenso rasch der Mühle zu.

Schon auf der Treppe hörte sie, wie ihr Mann mit schweren Tritten in der Stube auf und nieder ging. „Was ist hier vorgegangen?“ rief sie um sich blickend; „wo ist Fränzeli?“ — „So, nach der fragst du zuerst!“ entgegnete der Lindenmüller in bitterem Tone; „ja, ja, ich kann mir's denken — ich kann mir's denken.“

Diesmal aber war die sonst so sanfte und nachgiebige Frau zu tief erregt, um sich durch ein hartes Wort abweisen

zu laſſen. „Hör', Anton," ſagte ſie an ihn herantretend mit feſter Stimme: „was du beſonders zu denken haſt, wenn ich nach meinem Kinde frage, weiß ich nicht; aber von dir will ich wiſſen, was hier vorgegangen iſt, dich frag' ich, und du wirſt mir hoffentlich antworten, wie es ſich gebührt. Warum iſt der Herr Leutnant ſo plötzlich fortgegangen?"

Der Lindenmüller betrachtete ſeine Frau einen Augenblick nicht ohne einen Anflug von Betroffenheit und rief dann mit erzwungenem Lachen: „Nun denn, wenn du den Beichtvater ſpielen willſt, der junge Herr iſt erzürnt, daß ich ihn nicht aller Freuden voll zu meinem Schwiegerſohne annehmen wollte, wozu die Fränzi — Gott ſteh' mir bei — auf der Stelle geholfen hätte."

Die Müllerin zuckte leiſe zuſammen und griff nach einem Stuhle, auf dem ſie langſam ſich niederließ. „Ich bitt' dich," ſagte ſie erbleichend, „ſetz' dich doch an den Tiſch und erzähle mir ruhig, wie das gekommen iſt."

„Nein, nein, ſtillſitzen kann ich jetzt nicht," entgegnete der Lindenmüller, die Arme auf und nieder bewegend, als ob er ſich Luft zuwehen müſſe; „ſo iſt mir in meinem Leben noch nichts zu Kopf geſtiegen. Ich muß mich ſelbſt wieder beſinnen, wie eigentlich alles gekommen iſt." Er legte die Hand auf die Stirn und fuhr dann allmählich in ruhigerem Tone fort: „Alſo, er ſaß da am Tiſche, wie du's geſehen haſt, als du fortgingſt. Zuerſt zeigte er mir ſeine Zeichnung, ſoweit er ſchon gekommen war — recht hübſch, ſoviel ich davon verſtehe, ich muß es ſagen. Aber da — auf einmal legte er das Blatt weg und fing mit ſchönen glatten Worten an, wie es nicht in ſeiner Art ſei, auf verborgenen Wegen zu gehen, daß er ſich nicht verſtellen könne und wolle, und kurz und gut, daß er nicht des Bildes wegen, ſondern um der Fränzi willen ins Haus gekommen ſei."

„Und du, was ſagteſt du darauf?" fragte die Mutter ſchwer aufatmend; „was gabſt du zur Antwort, Anton?"

„Ich — was ich darauf ſagte," erwiderte der Lindenmüller langſamer auf und nieder gehend; „ich ſagte nichts — ich lachte; ich glaubte, der luſtige junge Herr wolle ſeinen Scherz treiben. Aber er fuhr ganz ernſthaft fort, mir auseinanderzuſetzen, daß er bei ſeinem Berufe eine Familie aufs anſtändigſte erhalten könne, wie ihm die Fränzi ſchon in der erſten Stunde in die Augen geleuchtet, und endlich, daß er hoffe, auch ſie würde nicht nein ſagen, wenn wir beide es zufrieden wären."

„Und dann," drängte die Müllerin, „und dann, Anton?"

„Ja und dann," antwortete er, die Rechte wie zur Abwehr ausſtreckend; „dann war mir das Lachen vergangen bei ſolchem Gerede; aber ich hoffte der Sache am beſten durch Fränzi ſelbſt ein Ende zu machen, die ja weiß, was auf den Herbſt bevorſteht. Ich rief ſie alſo herein, ich alter Narr — ich; aber da, alle Kreuzplagen! Als ſie hörte, um was es ſich handle, wurde ſie zuerſt weiß, wie ein doppeltgebleichtes Tüchlein, dann wieder rot wie eine Pfingſtroſe, und am Ende kam es richtig heraus, daß ſie gegen den ſaubern Handel nichts einzuwenden hätte. Alle Wetter — die beiden ſchienen es ſchon abgeklartet zu haben miteinander." — Der aufgeregte Mann warf ſich auf die Tiſchbank nieder und fügte, den Kopf in beide Hände ſtützend, finſter hinzu: „Was ich darauf geſagt und gethan habe, weiß ich nicht mehr genau; ich mag dem Schleicher wohl die Thür gewieſen haben. Das Blut war mir zu heftig in den Kopf geſtiegen, wie noch nie — in meinem Leben noch nie."

„Drum haſt du wohl auch gethan, was du bei kälterem Blute bereuen wirſt," ſeufzte die Mutter, ihre Hände in den Schoß faltend; „ach, daß ich doch nicht hier geblieben bin!"

„So, meinſt du?" rief der Lindenmüller, wieder ganz in ſeinen herben Ton zurückfallend; „am Ende würdeſt du dem Kloſterräuber noch höflich für die Ehre gedankt haben; am Ende — nein, ich will nicht glauben, daß du mit dem ungeratenen Kinde unter einer Decke ſteckſt; aber das will ich dir ſagen, ſolange ich hier noch etwas zu befehlen habe, wird der Name des ſaubern Herrn nicht mehr genannt auf der Lindenmühle — die will ich rein halten, verlaßt euch darauf. Oh, wenn das unter die Leute käme!" —

„Mit dir iſt jetzt nicht zu rechten, Anton," entgegnete die Müllerin, ſich erhebend; „nur ſo viel wirſt du zugeben müſſen, hätte der Leutnant Schlimmes im Schilde geführt und uns hintergehen wollen, ſo würd' er's anders angefangen haben. Eine Kunſt wär's nicht geweſen. Aber wo iſt denn Fränzeli hingekommen?"

„Hinauf, glaub' ich — was kümmert's mich," lautete die mürriſche Antwort.

Als die Mutter in das Stübchen ihrer Tochter trat, lag dieſelbe vor ihrem Bette auf den Knieen, das Antlitz in die Kiſſen verborgen. „Armes, unglückliches Kind," rief ſie, von Kummer und tiefem Mitleiden ergriffen; „ſieh', ich bin da, deine Mutter!"

Fränzeli erhob ſich langſam mit einem von Thränen überſtrömten Geſichte, auf dem aber zugleich, wie ein Sonnenblick durch Frühlingsregen, der Widerſchein einer inneren Freudigkeit und Erhebung lag. „Ich bin nicht unglücklich,“ flüſterte das Mädchen, ſich in die offenen Arme der Mutter werfend; „jetzt weiß ich, daß er mich lieb hat.“

So hielten die beiden ſich umfangen, bis Fränzeli allmählich Worte fand, ſein ganzes Herzensgeheimnis vor der Mutter auszuſchütten; aber noch war es damit nicht zu Ende, als ſich vom Hofe herauf ein Geräuſch vernehmen ließ und Mutter und Tochter den Vater in ſeinem Reitwägelchen davonfahren ſahen. In beiden tauchte einen Augenblick der verzweifelnde Gedanke auf, ob er nicht mit erwachender Reue dem ſo rückſichtslos vertriebenen Gaſte nachfahren werde; aber draußen auf der Landſtraße lenkte er in ſcharfem Laufe thalaufwärts, und die Mutter ſeufzte: „Wenn heute nur nicht noch mehr Unheil geſchieht, als ſchon geſchehen iſt.“

Unter dieſer dunklen Beſorgnis wartete die Lindenmüllerin auf den Heimkehrenden bis gegen Mitternacht, und als er endlich anlangte, war auch ihre Befürchtung in Erfüllung gegangen. Ohne nur eine Frage abzuwarten, ſagte der Lindenmüller noch immer in unfreundlichem Tone: „Ich bin drüben bei unſern Vettersleuten geweſen. Ihr könnt' euch danach richten, du und Fränzi — in vier Wochen iſt Hochzeit. Schweig, ſchweig,“ rief er ſogleich, als die Müllerin ihr Erſtaunen über dieſe Abmachung ausdrücken wollte, „wir gehen morgen alle drei zur Kirche, da gibt's unterwegs Gelegenheit, weiter darüber zu reden. Heute ſind ohnedies ſchon zu viel Worte gemacht worden.“

Es war eine alte Gewohnheit auf der Lindenmühle, zur Kirche zu fahren, da der Weg dorthin wohl eine Stunde betrug. Diesmal war es ein blühender Sonntagsmorgen voll Duft und Klang, durch den der Lindenmüller mit Frau und Tochter auf dieſem Wege dahinfuhr. Den jungen Toneli hatte er zu Fuß vorausgeſchickt, damit die Fahrenden für ihre Geſpräche keinen ſtörenden Zuhörer hätten; aber nun wollte ein Geſpräch gar nicht aufkommen, und jedes der Dreie ſaß ſchweigſam mit ſeinen eignen Gedanken beſchäftigt. Der tiefbekümmerten Mutter war es ſchwer angekommen, der Tochter die neue Botſchaft mitzuteilen; doch zu ihrer Verwunderung hatte ſie ſich ganz unnötigerweiſe mit allen möglichen Tröſtungen und Begütigungen ausgerüſtet gehabt. Fränzeli hörte alles ruhig und gelaſſen an, ohne eine Einwendung gegen den Plan des

Vaters zu erheben, und gelaſſen und ſtill ſaß es auch jetzt auf dem Reitwägelchen bis zum Kirchdorfe. Die ſehnſüchtigen Glockentöne, die, von lauen Lüften getragen, das Thal heraufhallten, ſchienen ſeine Seele ſchon ganz in gottergebene Andacht einzutauchen.

„Es iſt gleichwohl ein gutes, folgſames Kind," dachte der Vater, und ſein noch finſteres Geſicht erhellte ſich mehr und mehr, je länger er das ſtille, ſchöne Mädchen heimlich beobachtete; „am Ende biſt du doch zu heftig und zu hart geweſen und mußt dein Unrecht wieder gut zu machen ſuchen."

Mit ſolchen verſöhnlichen Gedanken betrat der Lindenmüller die Kirche, und ſie würden ſich wohl noch freundlicher geſtaltet haben, wenn nicht in dem Hauſe des Friedens und der Verſöhnung ſelbſt das jetzt ſo leicht erregbare Gemüt des Mannes an ſeiner verwundbarſten Seite angetaſtet worden wäre.

Natürlich hatten die ſchmerzlichen Wintereregniſſe nicht nur in einzelnen Familien, ſondern in allem Volke einen bitteren Nachhall zurückgelaſſen, und gerade die Kirche war der Ort, wo dieſe allgemeine Empfindung mitunter ihren herbſten Ausdruck fand. Die Ortsgeiſtlichen überließen ihre Kanzeln hierfür gerne Wanderpredigern, die nicht ſo leicht zur Verantwortung gezogen werden konnten, und ſo trat denn auch heute ein Pater Kapuziner als Prediger auf. Mit den düſterſten Farben malte der ehrwürdig ausſehende Greis die Gefahren und Bedrängniſſe, welche über die heilige Kirche hereingebrochen, und mit herzbewegender Ermahnung rief er zur Standhaftigkeit und Glaubenstreue in dieſer Prüfungszeit auf, und pries das gottwohlgefällige Los jener Landsleute, die nun als Verbannte das Brot der Fremde aßen. Aber mit ebenſo herben Worten ſtrafte er die Wankelmütigen und Schwachgläubigen, die nicht gewagt, ihre Hand nach der Märtyrerkrone auszuſtrecken, oder die nun gar um irdiſchen Wohlſeins willen mit den Glaubensfeinden ihren Frieden zu machen ſuchen.

Für den Lindenmüller, der gerade der Kanzel gegenüber ſaß, war jedes dieſer Worte ein ſcharfgeſchliffener Pfeil, der nach ſeinem Herzen zielte, und als der Gottesdienſt zu Ende war, vermochte er kaum noch ſich von ſeinem Sitze zu erheben. Seine Knice wankten und die Menſchenmenge wogte vor ihm auf und nieder wie ein graues, geſtaltloſes Nebelmeer, aus dem zugleich doch tauſend Augen nach ihm hinſchauten und tauſend Finger auf ihn hindeuteten. Frau und Tochter, die an der Kirchthüre gewartet, führten ihn beſtürzt zum Fuhr-

werke; aber als er die Zügel ergreifen wollte, entglitten sie seiner Hand und mit einem dumpfen Seufzer sank er auf den Fahrsitz zurück.

Langsam, fast wie einen Leichenzug, führte nun Toneli die Kirchgänger nach Hause, wo der Vater fast bewußtlos zu Bett gebracht werden mußte. Stundenlang lag er mit halbgeöffneten Augen und gleichwohl teilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, nur dann und wann einige unverständliche Worte murmelnd. Seine körperliche Kraft schien den übermächtigen Gemütsaufregungen, die in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt, völlig erliegen zu müssen; aber dennoch gelang es ihr, sich durchzuringen, und am Abend war der Lindenmüller wieder zu vollem Bewußtsein zurückgekehrt. Nur war er jetzt still und mild, und alles Herbe schien aus seinem Gemüte gewichen zu sein. Er stand vom Bette auf, um sich an das Fenster zu setzen, durch das die niedergehende Sonne ihre letzten Strahlen hereinsandte. Mutter und Tochter standen stillweinend neben ihm, aber er hob langsam die Hand empor und sagte bewegt: „Betrübt euch doch nicht meinetwegen! Mögen die Menschen mich verdammen — mein Wille war gut, und war ich zu schwach, so wird die Gebenedeite auch meine Fürbitterin sein."

„O Vater, sprich nicht so," rief Fränzeli, neben ihm niederknieend und seine Hand ergreifend, „sprich nicht so, Vater, wir alle wissen ja am besten, was du gethan und gelitten hast. Und dennoch, ach — mußte auch ich armes Kind dir noch solches Herzeleid bereiten! Aber ich will es wieder gut machen, und du wirst meine Bitte erfüllen, Vater."

„Was willst du, Kind, was hast du für eine Bitte?"

„Ich geh' ins Kloster, Vater, und bitte dich um deinen Segen dazu."

Diese Worte erklangen wie der leiserzitternde Ton eines Silberglöckleins durch das stille Gemach, und der Lindenmüller beugte sich langsam vor, als ob er diesem Tone lauschen müsse, bis er völlig ausgeklungen habe. Dann blickte er ebenso langsam zu der Mutter auf, die neben ihrem Kinde stand. „Ich weiß es schon," antwortete sie diesem fragenden Blicke, indem sich ihre Augen mit neuen Thränen füllten; „Fränzeli wird sich von seinem Vorhaben nicht mehr abwendig machen lassen."

„Abwendig machen!" wiederholte der Vater leise, die Hand auf das blonde Haupt seines Kindes legend, „abwendig machen!" — Er mußte sich auf seinem Sitze zurücklehnen und seine Augen schlossen sich; denn wiederum wogte es vor den-

ſelben auf und nieder, wie durcheinanderquellende Fluten, aber diesmal war es eine helle, von goldenen Sonnenlichtern übergoſſene Flut, aus der unerfüllte Wünſche und verſchwiegene Gedanken wie ſpielende Springwellen emportauchten. In früheren Zeiten war es öfter vorgekommen, daß ſich Töchter der Lindenmühle zu Himmelsbräuten geweiht, und dieſe waren dann jeweilen wohl auch der Stolz und eine Zierde der Familie geweſen. Der gegenwärtige Stammhalter des Geſchlechtes würde eifrig genug ſelbſt auf ein ſolches Ziel losgeſteuert haben, wenn der Himmel ihm mehrere Töchter geſchenkt hätte; aber da Franziska die einzige geblieben und ihr künftiges Los durch den Einfluß verwandtſchaftlicher Verhältniſſe ſchon früh entſchieden worden war, ſo hatten die geheimen väterlichen Wünſche unerhört verſtummen müſſen. Doch jetzt, wo das Kind jene längſt begrabenen Wünſche wieder aufnahm und zu ſeinen eignen machte, wo die Erfüllung derſelben nicht nur die alten Familienüberlieferungen neubelebte, ſondern wo ſie mehr als jemals in den Augen der heiligen Kirche ein hohes Verdienſt war, ein mutiges Zeugnis der Glaubenstreue? —

Von ſolchen Erinnerungen und Betrachtungen erfüllt, dachte der Lindenmüller nicht einmal an die Frage, wie die Tochter zu dem plötzlichen Entſchluſſe gekommen ſein möge — hatte ſie ja unter allen Umſtänden das beſſere Teil gewählt. Zudem — Fränzeli war jederzeit ein frommes Kind geweſen; es wollte wieder gut machen, was es einen Augenblick aus jugendlicher Unbedachtſamkeit verbrochen hatte, es wollte vor aller Welt zeigen, daß es die Tochter des Lindenmüllers ſei. Er ſchlug die Augen wieder auf bei dieſem Gedanken und ſagte nur mit unſicherer Stimme: „Aber der Vetter, Fränzeli — was werden wir dem Vetter ſagen?“ —

„Das Gelübde, das ich ablegen werde, löſt jedes Verſprechen,“ antwortete Franziska ruhig.

„So ſei denn der Segen Gottes und aller ſeiner Heiligen mit dir,“ rief der Lindenmüller, ſein Kind in die Arme ſchließend; „du haſt deinem Vater Freude und Leben zurückgegeben!“

Und dieſes Wort des Vaters bewährte ſich auch. Am folgenden Morgen ſtand er ſchon mit Tagesanbruch zu einem Gange gerüſtet, der ihm unter allen andern Umſtänden ein ſchwerer, wo nicht unmöglicher geworden wäre. Zunächſt galt es, den Vettersleuten drüben im Reußthale die unerwartete Wendung der Dinge mitzuteilen, und dann wollte ſich der Lindenmüller ſofort nach einem Frauenkloſter des benachbarten Kantons begeben, da zur Zeit im eignen Kantone auch die

Nonnenklöster geschlossen waren. Neubelebt und erhobenen Hauptes fuhr der Vater von dannen, als ob jeder Begegnende ihm sein Vorhaben ansehen müsse, und noch vor Abend war er wieder zurückgekehrt. Der junge Vetter mußte sich eben in das Unvermeidliche zu fügen suchen, während das Kloster, an dessen Pforte der Lindenmüller angeklopft, natürlich gerne bereit war, einer solchen Novize eine Zelle zu öffnen.

So begannen nun Mutter und Tochter an der einfachen Ausstattung zu arbeiten, wie sie einer weltentsagenden Himmelsbraut ziemen mochte. Fränzeli erschien stets still, ja heiter dabei, während die Mutter manche heimliche Thräne auf das Linnen, das sie nähte, niederfallen ließ. Sie wußte ja, was ihr Kind zu dem Entschlusse bewogen; und doch — suchte sie sich wieder zu trösten — was wäre ihm in seinem hoffnungslosen Herzeleid besseres übrig geblieben! Wie manchem Schmerze, wie manchem Sturme kann es durch seine Flucht in die einsame Zelle entgehen, wohin ja seine stille Liebe mit ihm zieht! — Aber auch der Vater wollte seinen Anteil an der frommen Ausstattung haben, und er entschloß sich zu einer Beisteuer, wie sie nur auf der Lindenmühle geboten werden konnte. Fränzeli sollte zur Aufbewahrung seiner kleinen Schätze und liebsten Habseligkeiten das schwarze Kästlein erhalten, an dem es schon von Kindheit auf seine besondere Freude gehabt hatte. Ohne Bedenken faßte der Lindenmüller diesen Entschluß nicht; aber, sagte er zu sich selbst, welch' besseren Gebrauch könntest du machen von dem alten Familienstücke, zumal in einer Zeit, die alles Alte gering achtet und über den Haufen wirft! Ueberlebt Toneli seine Schwester, so kann er das Erbe immer wieder an sich nehmen, wenn ihm daran gelegen ist.

Unter solchen Gedanken machte sich der Lindenmüller eines Morgens daran, das Kästlein aus dem Schranke herauszuheben. Zuerst entnahm er demselben die Papiere, um sich wieder eine gute Weile in die Ehrenurkunde über den Tod des Aeltervaters zu versenken; dann aber zeigte es sich, daß die Loslösung des Kästchens selbst unerwartete Schwierigkeiten darbot. Die Rückseite desselben war in die Hinterwand des Eichenschrankes eingefugt, und als der Lindenmüller endlich ungeduldig einen stärkeren Ruck versuchte, fiel er, das plötzlich losgewordene Kästchen in beiden Händen haltend, rücklings in die Stube hinaus. Die Rückseite des Kästleins schien durch die angewendete Gewalt zerrissen zu sein; aber bei näherer Besichtigung zeigte es sich, daß dieselbe aus einem Doppelwändchen

bestand, und als dieses völlig auseinander gelöst war, schaute dem überraschten Lindenmüller das lebensgroße Brustbild eines altertümlich gekleideten Mannes entgegen. Das Gegenwändchen war mit einem beschriebenen Pergament bedeckt.

Mutter und Tochter, die in der Wohnstube saßen, hatten das Geräusch über sich wohl gehört, ohne sich indessen in ihrer Beschäftigung stören zu lassen. Der lebhafte Toneli, der sich bei dem Vater droben befand, mochte die Unruhe verursacht haben; nach einiger Zeit jedoch kam der Knabe geheimnisvoll hereingeschlichen, um von dem schönen Heiligen zu erzählen, der auf so seltsame Weise zum Vorscheine gekommen. Durch diesen Bericht neugierig gemacht, stiegen die beiden nun ebenfalls die Treppe hinauf. Das Kästchen lag noch immer unbeachtet auf dem Boden, während der Vater tief über den Tisch gebeugt auch den Eintritt der Frauensleute nicht zu bemerken schien. Neben ihm an der Wand lehnte das Bildnis, das den Ankömmlingen aus seinen blauen Augen so lebendig entgegenschaute, als ob es ihnen einen Gruß zunicken wolle. Voll Erstaunen mußten sie das mildernste Antlitz betrachten, bis auch der Vater sich erhob, um seine Blicke ebenfalls lautlos auf das Bild zu richten. „Da, Fränzeli," sagte er endlich kaum hörbar und auf ein großes Blatt deutend, das auf dem Tische lag; „es ist eine alte Schrift, mit der ich nicht überall zurecht komme. Versuch' es du einmal."

Das Mädchen beugte sich über das Pergament, das mit altertümlichen, aber schönen und sicheren Schriftzeichen bedeckt war, und fing dann, nachdem es dieselben prüfend überblickt, laut zu lesen an:

„Im namen der heiligen Dryfaltigkeit empiet ich Hans Wohler, der jünger uff der Lindenmülle zevor minen früntlichen Gruoß jegentlichem miner nachkummen, so disen brieff findt und läsen wirt. Ich empiet im minen sägen, wan er min wort anhört und bevolgt, sunst aber empiet ich im minen unsägen ewiglich.

Von mim säligen vatter Hans Wohler, zubenamt der elter, der ouch dises hus gebuwen und sunst ein gelerter man war, bin ich in der nüwen christlichen leer ufferzogen, wie si der gottsälig meister Ulrich Zwinglin geleert het. Min vatter ist dem Zwinglin selbs gut fründt g'sin, und nachez, do der verrümpt meister im Chapeler krieg ist umbkummen, het sin witfrowen dem vatter das schön kunterfey zum andänken gen, so ich anietz mit großem kumber ab ougen thun muß. Do min vatter mich in minen jungen jaren lang uff die schulen

ze Zürich thon het, bin ouch ich mit dem meister Heinrich Bullinger, so uff den Zwinglin prädicant am Münster ze Zürich war, gut fründt gsin bis uff sinen säligen todt. Diser het mir einest ouch das schön schwarz käſtlin vereert, in das ich ietz des Zwinglin's kunterfey mit disem brieff verbärgen will. Warum ich das thu, ist ein große not, gott syg es klagt.

In vorigen jaren namlich sint in den Fryen Aemptern vil lüt der nüwen leer anghangen, aber die landtvögt us den chlinen ländern, besunders us Uri und Schwyth, so über unser lendtli sint g'setzt g'sin, hant die Zwinglischen drangselirt mit starken buoßen und andern plogen, bis si ußhi zogen, oder wider zer mäß und bycht gangen sint. Ouch min bruder, Hans Ruodi, ist umb des gloubens willen in's Bernpiet zogen, und het zem truth sin namen Wohler abglegt und sich Hans Ruodi Berner gnampt. Ich selbs han mich lang gsträubt und vil ungrecht marter usgstanden, do ich min vätterlich hus und minen glouben nit verlon wolt. Jetz aber bin ich ein alter man und vil krank syt der letzten gfängnuß umb des gloubens willen. Ouch hant die münch im Kloster min wyb abgwendt, das es heimlich mit mim büblin zer mäß gaht. Si jammert und fürcht sich ouch vil wegen nüwer gfängnuß, und so will ich umb des husfridens willen, den säligen meister Zwinglin us der stuben ab ougen thun und im käſtlin des säligen Meisters Bullinger verbergen vorgäbend, ich hett das kunterfey in den müllbach gworfen. Wöls mir min säliger vatter im grab verziehen.

Wan aber einer miner nachkummen die verborgne bildnuß und disen brieff findt, und er ist des alten pabstgloubens, so sol er by demselbigen blyben, worin er toufft und gleert ist, aber er sol ouch indänkt sin, was schon min säliger vatter und ich selbs umb des nüwen gloubens glitten und usgstanden, do wir allbeed doch in eeren und gottesforcht glebt hend. Er sol dorumb ouch niemands um sines andern gloubens ansiendien, sundern in im sinen christlichen bruder ansechen, und das wyter gott überlan. Dan gott hört wenigklich uff das geschrei der münchen oder strytenden prädicanten, die wir Zwinglischen zem Unfrüden ouch by uns hant. Gott walt es. So gschryben am nüwen jarstag, da man zelt 1575. Ich Hans Wohler, der jünger."

Während Franziska diese seltsame Urkunde mit klarer aber bewegter Stimme zu Ende las, hatte sich der Lindenmüller tief über ihre Schulter gebeugt, um jedes Wort, das sein Ohr ver-

nahm, auch noch mit dem Auge zu prüfen. Jetzt, als die Leserin schwieg, richtete er sich wieder auf und verließ, beide Hände vor die Stirn legend, die Stube, ohne einen Laut von sich zu geben. Drunten vor dem Treppenhause blieb er lange stehen und schaute aufmerksam nach Namen und Jahrzahl, die über dem Eingange eingemeißelt waren. Dann schritt er langsam im Hofe und um das ganze Haus herum, jeden Winkel, jede Ecke des alten Baues betrachtend, als ob er sie in seinem Leben noch nie gesehen hätte. Der Müllerin, die ihn zum Mittagessen rufen wollte, machte er bloß eine verneinende Bewegung mit der Hand und ging in die Wiesen hinaus.

Am Nachmittage sah Fränzeli auch die Mutter mit dem Vater dort umhergehen und dann die beiden langsam die Waldhöhe hinter dem Hause hinansteigen. Es war schon lange dunkel geworden, als der Lindenmüller zurückkam, aber, ohne in die Wohnstube zu treten, sich auf sein Gemach begab. „Was hat doch der Vater?“ fragte Fränzeli, dem dieses Benehmen unheimlich wurde, die Mutter; „warum will er mich nicht sehen?“ — „Geh' zu Bett, Kind,“ antwortete die Müllerin; „geh' zu Bett und bete, daß der Herr des Himmels alles zum Besten lenken möge.“

Unter Gebet schlief Fränzeli auch ein und aus unruhigen Träumen wurde es durch ein Geräusch wieder aufgeweckt. Es glaubte auf dem Hofe einen Wagen gehört zu haben; doch nein, am Himmel stand noch bleicher Sternenschein und das Tagewerk konnte noch nicht beginnen. Es war auch wieder alles stille geworden und Fränzeli verfiel in einen neuen Schlummer, aus dem es erst am hellen Morgen aufwachte. Halb beschämt über seine Langschläferei, die ihm doch keine Erquickung gebracht, eilte das Mädchen in die Wohnstube hinunter, wo die Mutter bereits das Frühstück aufgestellt hatte. „Ist der Vater noch nicht aufgestanden,“ fragte Fränzeli beklommen; „es wird ihm doch nichts fehlen, Mutter?“

„Nein, nein,“ lautete die Antwort, „er ist mit Toneli ausgegangen — schon lange.“

„Schon ausgegangen?“

„Nun ja, warum denn nicht,“ erwiderte die Mutter; „laß' du den Vater nur gehen — er ist ein braver Mann, der mit Wissen keinem Menschen Unrecht thut.“

Was sollten diese seltsamen Worte, an deren Wahrheit Fränzeli ja noch nie gezweifelt hatte? — Gerne hätte es gefragt und ein Gespräch angefangen; aber im Ton und Thun

der Mutter lag etwas so Seltsames, Abweisendes, daß es nur zu deutlich war, sie wolle unbelästigt sein. Betroffen und von einem Gefühle banger Unruhe erfüllt, setzte Fränzeli sich schweigend an seine Arbeit, während die Mutter sich draußen zu schaffen machte und es offenbar vermied, in die Stube zu kommen. So blieb es den ganzen Vormittag. Fränzeli war froh, als es dieser unheimlichen Stille am Nachmittage in den Garten entfliehen konnte, wo die Rosenknospen nun ihre grüne Hülle gesprengt hatten und Strauch und Hecke in morgenroten Purpur gehüllt waren. Dort, an der blühenden Rosenhecke stand das Mädchen sinnend und auf die noch immer säumende Mutter wartend, als vom Wiesenwege her fröhliches Peitschenknallen erschallte. Es war Toneli, der in scharfem Trabe das Reitwägelchen gegen das Haus heranlenkte. Hinter dem Knaben saß der Vater, und neben diesem — vor Fränzelis Augen ergoß sich ein Flimmern und Schimmern, als hätte es in die blendende Sonne geschaut; aber diesmal wäre es nicht im stande gewesen, die Flucht zu ergreifen, wie an jenem andern Tage, da es an der nämlichen Stelle gestanden. Es rührte und bewegte sich nicht, bis sich eine leise Hand auf seine Schulter legte und eine liebe Stimme in sein Ohr klang: „Franziska, süßes Kind — nun bist du mein!“ Sie lehnte sich, wie von einem unbezwinglichen Traume befangen, in den Arm zurück, der sie umfaßt hielt, und nur aus weiter Ferne schien ihr der Vater zuzurufen: „Aber, Fränzi, so mach' doch deine Augen auf.“

Fränzeli versuchte endlich diesem Rufe nachzukommen, und als es noch immer halbträumend aufblickte, stand vor ihm die Mutter mit gefalteten Händen, während der Vater sich langsam zur Seite wandte. „Mag es der alte Hans verantworten,“ rief er, mit der Hand über die feuchten Augen fahrend; „ich sage wie er: Gott walt' es!“

Und Gott hat auch wohl gewaltet bis zum heutigen Tage. Der Lindenmüller konnte sich noch fast ein Vierteljahrhundert des Glücks seiner Kinder freuen, bevor er ins Grab stieg. Wenn er in der ersten Zeit nach der Verheiratung Franziskas von Befreundeten oder Bekannten um seiner unerwarteten Handlungsweise willen zur Rede gestellt wurde, antwortete er ruhig: „Laßt mich — wenn die Toten predigen, wird der Lebende sie wohl anhören müssen.“

Heimkehr.

Im sommerlichen Abendscheine glitt durch eine Bucht des großen Sees, der seinen Spiegel zwischen dem Fuße des Hochgebirges hervor in die ebenere Landschaft hinausdehnt, langsam ein kleiner Kahn dahin. Bald blieb er völlig still liegen, nur leicht bewegt von dem sich kräuselnden Wellenspiele; bald tauchte wieder der eine oder der andre der beiden Männer, die in demselben saßen, mit leisem Schlage das Ruder ein. Es waren zwei schöne, stattliche Gestalten, von denen selbst der ältere kaum noch das dreißigste Lebensjahr erreicht haben mochte. Dieser ältere zeigte mit seinem bräunlichen, von einem dunkeln Vollbarte umrahmten Antlitze ein schlichteres, gehalteneres Wesen als der jüngere, über dessen feingeschnittenem Gesichte ein unverkennbarer Ausdruck selbstbewußter Vornehmheit schwebte; und doch lag in den Zügen beider wieder eine ebenso unverkennbare Familienähnlichkeit. Sie schauten schweigend, jeder in seine Gedanken verloren, über den See, aus dem nur hier und da noch einige blitzende Lichtstreifen auffunkelten, und hinauf an die nahen Gebirgshäupter, die sich schon eine geraume Weile mit ihrem abendlichen Rosenschimmer geschmückt hatten. Manchmal senkte sich ein Widerschein dieses Schimmers, wie von einem plötzlichen Luftzuge dahergetragen, auf den See herab, so daß derselbe weithin in flüssigem Silber erglühte und der Glanz selbst an die sonst schon tief beschatteten Uferhalden hinaufloß. Allmählich jedoch begann das zauberische Licht- und Farbenspiel bleicher zu werden, und der ältere der beiden faßte sein zierlich bemaltes Ruder kräftiger an. „Du führst mich durch ein goldenes Thor in deine Heimat ein, Arnold," sagte der jüngere, leis aufatmend; „ich danke dir für diese Fahrt." —

„Auch der Landweg, der dort über die Anhöhe von der Stadt herausführt, ist schön," entgegnete Arnold; „nur fürchte ich, wird dir das Haus selbst weniger gefallen, als das Thor,

von dem du sprichst. Du mußt dich eben mit unsern einfachen Verhältnissen zufrieden geben, Vetter Alexis."

Dieser machte, ohne etwas zu erwidern, eine leichte Bewegung mit dem Kopfe und hielt nun den Blick aufmerksam auf das nahe, von einem Walde hoher Bäume bedeckte Ufer gerichtet. Bald legte auch der Kahn vor einer breiten Steintreppe an, die mit wenigen Stufen zu einem schmucken, nur nach dem See hin offenen Pavillon hinanführte. Vor der Treppe lagen noch ein paar größere und kleinere Schiffchen im Wasser, einige derselben auch mit Segelvorrichtungen versehen.

„Das ist mein Hafen mitsamt der Rhede," sagte Arnold, während er ausstieg und den Kahn an einem in der untersten Steinstufe befestigten Ringe anschloß; „es wird mich freuen, wenn dir die kleine Einrichtung bisweilen eine vergnügte Stunde verschaffen kann."

Alexis, der völlig in sich versunken schien, reichte seinem freundlichen Führer stumm die Hand hin, und so ließen sie, oben auf der Steintreppe Hand in Hand nebeneinander stehend, die Blicke nochmals über den See hinausgleiten. Aber schon sanken von allen Seiten tiefere Schatten auf denselben und auch die Gebirgshäupter hatten ihren Purpur bereits mit einem mattgrau verwehenden Schleier vertauscht. Sogar die Türme und Häuserreihen der Stadt, die kaum eine halbe Stunde entfernt am unteren Ende des Sees lag, und von welcher die beiden eben heraufgekommen waren, hatten sich abgeschattet und begannen in eine dunkle Masse zusammenzufließen. „Es wird kühl hier am Wasser," sagte Arnold, „und du mußt müde sein. Suchen wir für heute unser Obdach auf." —

Ein saubergehaltener, mit feinem Kies belegter Weg führte an mächtigen Nußbäumen vorüber nach einem Hause hinan, das in mannigfaltigem Baumwerke fast verborgen stand. Erst vor dem Portale, das durch eine ziemlich hohe Umfangsmauer auf einen geräumigen Hof hineinführte, stellte es sich in der Dämmerung dem Blicke mit seiner ganzen Fronte dar und erzeigte sich nun als eines jener stattlichen, in der Nähe einst souverän regierender Schweizerstädte nicht seltenen Landhäuser, die, gewöhnlich erst aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, doch in einzelnen Teilen immer noch an die Bauart mittelalterlicher Burgen erinnern. An den Enden der Vorderseite stiegen zwei spitzauslaufende Türmchen auf, während auch von der Rückseite noch ein drittes über die hohe breite First

des massiven Mittelbaues emporragte. „Das also ist deine Heimat," sagte Alexis, das Gebäude aufmerksam betrachtend; „deine Heimat, dein angestammtes Vätererbe."

„Mein Elternhaus," erwiderte Arnold, „wie es noch dasjenige deines Großvaters gewesen; denn hier hat er das Licht der Welt erblickt und seine Knabenjahre verbracht. Drum laß dir's nach Möglichkeit gefallen bei mir, lieber Vetter, und sei an dieser Schwelle nochmals herzlich willkommen geheißen."

Nach wiederholtem warmem Händedruck schritten die zwei Verwandten über den Hof und die breite, von einem schweren Gitterwerke eingefaßte Treppe in das Haus hinauf, wo ihnen in einem einfach, aber bequem eingerichteten Gemache bereits der Tisch gedeckt war. Doch auch nachdem ein alter Diener die Speisen hinweggeräumt und ein paar Flaschen aufgestellt hatte, wollte das Gespräch, trotz der Bemühungen des Wirtes, zwischen den vetterlichen Tischgenossen nicht in rechten Fluß geraten, bis der Gast endlich sagte: „Ich glaube selbst, ich bin mehr müde, als ich's auf dem Herwege empfunden habe; wenigstens bedarf ich der Sammlung, bevor ich von den Eindrücken, die ich bisher in deinem Vaterlande empfangen habe, dir ein deutlicheres Bild zu geben im stande bin."

„Ich freue mich darauf und bin begierig zu hören, was alles du schon beobachtet hast," erwiderte Arnold.

„Ich habe viel Preiswürdiges gefunden," versetzte Alexis; „indessen auch manches, das mich den Verlust der ursprünglichen Heimat wenig beklagen läßt. Nur diesen Abend — ich weiß es nicht; mir ist's, als sei mir die Schönheit deines Landes noch nie und nirgends so ergreifend entgegengetreten als hier, und doch rührt dies vielleicht auch bloß von einer augenblicklichen Stimmung her, durch die ich mir mein sonstiges Urteil nicht gerne verwirren lassen möchte."

„Das sollst du ja nicht, lieber Vetter," erwiderte Arnold treuherzig. „Also auf morgen und hoffentlich recht viele Tage nachher!" — Sogleich ein Licht ergreifend erhob er sich, um den Gast auf sein Zimmer zu geleiten, wo er ihn nach einem herzlichen Gutnachtwunsche allein ließ.

Alexis fand auch hier die nämliche einfache Einrichtung, wie im Speisezimmer; aber alles Notwendige war reichlich und bequem zur Hand und verriet in jeder Weise sowohl guten, wenn manchmal auch etwas altväterischen Geschmack, als soliden Wohlstand. Er trat halbträumend an ein Fenster, das auf den See hinausging. Ueber den Gebirgshäuptern im Hintergrunde schwamm schon wieder ein rötliches Gewölke, das in

magischen Lichtschleiern durcheinander webte. Es war der Mond, der eben dort heraufkam. Aber der stille Beschauer rief alsbald ins Zimmer zurücktretend: „Genug für heute — nun zur Ruhe."

Doch je wohltiger das weiche, duftige Lager die müden Glieder umfing, um so lebhafter wachten die inneren Sinne wieder auf, und der ersehnte Schlaf schien, jeden Verlangens spottend, für die ganze Nacht entweichen zu wollen. Dafür drängte rasch Bild an Bild, Erinnerung an Erinnerung hervor. „Wohlan denn," sagte endlich der Ruhelose leise vor sich hin, „so laßt uns Heerschau halten; Zeit und Ort eignen sich dazu." Und wie auf ein erwartetes Kommandowort kamen die Scharen zu dieser geistigen Heerschau rasch herangezogen, so daß der junge Mann alsbald in eine Vergangenheit zurückblickte, die weit über den Anfang seiner eignen Lebenswege hinauslag und doch denselben ihre Richtung gegeben hatte. Nur in der allerersten, dunkelsten Kindheitserinnerung erblickte er noch das Bild eines schneeweißen, aber immer noch stattlichen Greises — seinen Großvater, von dem er jedoch späterhin um so mehr erzählen hörte.

Derselbe war in jener trüben Zeit, da die alte Eidgenossenschaft unter dem Anpralle der Franzosen zusammenbrach und über ihren Trümmern eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet wurde, mit noch vielen andern patrizischen Standesgenossen aus dem Vaterlande geflohen, um den hier eingedrungenen Feind von der Fremde aus zu bekämpfen. Damals war er ein noch junger Mann, der dann, als sich seine Flüchtlingshoffnungen nicht erfüllen wollten, zuerst in österreichische, später in russische Dienste trat; denn die Rückkehr in die Heimat verwehrte ihm nicht bloß sein Abscheu vor den neuen Zuständen derselben, sondern das Band, das den Menschen sonst so fest an das Land seiner Väter kettet, hatte einen noch tieferen und schmerzlicheren Riß erhalten. Der einzige, und zwar ältere Bruder, der eigentliche Stammhalter des Geschlechtes, war den Ueberlieferungen desselben untreu geworden und hatte sich dem neuen Wesen zugewendet. Als der jüngere dies vernahm, that er ein zorniges Gelübde, daß der Brudername nie mehr von ihm genannt werden solle. Dagegen ging ihm in der Fremde ein guter Glücksstern auf, dem er treulich zu folgen beschloß. Er heiratete sich in eine vornehme Russenfamilie ein, russifizierte ihr zu Gefallen selbst seinen Geschlechtsnamen, und so war schon sein Sohn dem ursprünglichen Vaterlande völlig entfremdet, wo nicht gar in einem feindseligen Sinne gegen dasselbe erzogen worden. In noch erhöhtem

Maße trat diese Entfremdung natürlich bei dem Enkel des Ausgewanderten ein, bis derselbe vor zwei Jahren durch zufällige Vermittelung in einer norddeutschen Hauptstadt mit seinem Vetter Arnold zusammentraf. Keiner hatte bisher von dem Vorhandensein des andern eine nähere Kunde gehabt; aber das verwandtschaftliche Blut erhob in beiden seine Stimme schon in der ersten Stunde ihres Beisammenseins, und deshalb hatte Alexis damals bei der Trennung dem so unerwartet gefundenen Vetter einen Besuch in der Heimat zugesagt. Einer früheren Ausführung des Vorhabens waren seitdem mancherlei Hindernisse in den Weg getreten; aber Alexis hatte unterdessen doch sich teilnehmend mit der Geschichte und den Zuständen des Landes seiner Voreltern näher vertraut zu machen gesucht. Als er nun endlich vor einigen Wochen in demselben anlangte, befand sich sein Vetter gerade als Nationalrat in der Bundesstadt, von wo er erst gestern heimgekehrt war. Alexis, der inzwischen die beste Gelegenheit gefunden hatte, das Land nach verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen, war einer Abrede gemäß diesen Abend in der nahen Stadt eingetroffen und dort hatte Arnold ihn im Schiffchen abgeholt.

Dem Wandel dieser Dinge nachsinnend und allmählich halb träumend über denselben versank der Müde in einen festen Schlaf, aus dem er erst am andern Morgen wieder aufwachte. Schon war die Sonne weit über die Berge heraufgestiegen, als Alexis auf eine nach dem See hinausgelegene Altane trat, wo Arnold bereits eine gute Weile mit dem Frühstück auf ihn gewartet hatte. Welch ein andres Bild stellte sich jetzt als gestern abend dar! Die Berge stiegen in klaren Gestalten mit Wäldern und Weiden, Felshängen und Schneefeldern in den hellen Morgenhimmel empor; der See, der in der abendlichen Dämmerung still und lautlos dagelegen, wimmelte von Fahrzeugen, deren weiße Segel in der Sonne leuchtend der Stadt zusteuerten. Diese selbst erglänzte mit Türmen und ansehnlichen Häuserreihen und entsandte aus ihrem Hafen eben einen Dampfer, der seine graue Rauchfahne weithin durch die Luft nachflattern ließ. Sich dem Ufer entlang haltend zog er so nah hinter der Altane des Landhauses vorbei, daß die einzelnen Menschen, die das Verdeck anfüllten, gezählt werden konnten. „Ja, dein Land ist schön," sagte Alexis, nachdem sein Blick eine Zeitlang auf diesem Gemälde geruht; „schöner und herrlicher als ich mir's selbst nach den beredtesten Schilderungen je gedacht hätte. Das Land — ja; aber die Leute — das Volk! —"

„Wie?“ fragte Arnold ruhig aufblickend, „unser Volk also gefällt dir nicht, lieber Vetter? —“

„Und daß dem so ist,“ versetzte Alexis, „daran trägst du selbst einen guten Teil der Schuld.“

„Wie — ich?“

„Nun ja — du, wenn du meine Offenheit mir nachsehen willst,“ erwiderte Alexis; „denn nur im Vertrauen auf dich, den ich eben kannte; nur durch dich und gewiß nicht durch urteilslose oder befangene Bücher verleitet, hatte ich mir, gegen all' meine früheren Ansichten und Ueberzeugungen, allmählich doch eine Art von Volksideal möglich gedacht, das ich in deinem vielgerühmten Schweizervolke verwirklicht zu finden hoffte. Aber nun —“

„Aber nun findest du dich enttäuscht!“ fiel Arnold neugierig ein.

„So ist es.“

„Einigen Unterschied,“ sagte Arnold heiter, „wirst du denn doch zwischen meinen Landsleuten und deinem russischen Volke gefunden haben, denke ich.“

„Ich habe hier wie dort gefunden, daß sich die große Volksmasse, von der Befriedigung alltäglichster Bedürfnisse beherrscht, geistesarm und eigennützig in ihren engen Geleisen dahintreibt,“ entgegnete Alexis, „ohne eines tieferen Bildungsverlangens, ohne eines höhern Aufschwunges fähig zu sein. Nur daß sich diese Thatsache für euch ganz anders und schlimmer stellt als für uns!“

„Und wie das?“

„Weil bei uns kein Mensch in eurem Sinne vom Volke spricht,“ antwortete Alexis; „dieses mag ohne Schaden immerhin die gedankenlose Arbeitsmaschine bleiben, die es von jeher gewesen ist; denn bei uns beruht die Kultur und Bildung der Gesamtheit nicht auf ihm, sondern eben auf den höheren, bevorzugten Ständen, wie du wohl weißt.“

„Womit du doch nicht sagen willst, daß du hierzulande nur eine unterschieds- und bildungslose Masse, die rudis indigestaque moles des römischen Dichters gefunden habest,“ lächelte Arnold gutmütig.

Alexis schüttelte den Kopf. „Du wirst mich nicht mißverstehen wollen, da ich ohnehin nur von dem Eindrucke spreche, den ich bisher hier empfangen habe,“ entgegnete er; „wenn ich dir aber auch gerne zugebe, daß dein Land sogar eine unverhältnismäßig große Anzahl wirklich gebildeter Individuen besitzt, so ist damit an meiner Thatsache noch wenig geändert.

Denn jedes dieser einzelnen Individuen will und muß wieder zum Volke gehören; es befaßt sich mit dem engen Gedankenkreise, mit den kleinlichen Verhältnissen desselben, und während es sich vielleicht einbildet, es steige nur zum Volke hinab, um dieses zu sich heraufzuheben, wird es in Wahrheit selbst von ihm in der Tiefe festgehalten. Daher der hausbackene, trockene Realismus, der selbst eure beste städtische Gesellschaft ungenießbar macht; daher der überall spürbare Mangel an Idealität, an einer reineren Geistesatmosphäre, die durch eure reine Alpenluft nun einmal doch nie ersetzt werden kann."

„Sollte es denn wirklich so schlimm stehen um uns!" rief Arnold, nun auch seinerseits den Kopf schüttelnd; „ich weiß, dieser Vorwurf ist uns vom Auslande her schon oft gemacht worden, wenn gewöhnlich auch nur von träumenden Stubengelehrten. Doch von dir hätte ich ihn kaum so herb erwartet."

„Und hast du ihn nicht vor aller Welt in deiner Bundesversammlung herber und beredt selbst erhoben?" sagte Alexis; „stand es nicht in allen Tagesblättern zu lesen, wie du dort dich laut beklagt, daß über dem Feilschen und Markten um die kleinlichsten Dinge jedes höhere Ziel zu verschwinden drohe?" —

„Das freilich hätte noch eine andre Seite, die zu besprechen sich schon Gelegenheit finden wird," entgegnete Arnold. „Aber wie deine Anklagen immer begründet sein mögen," fügte er wieder in heiterem Tone hinzu, „so wird doch hoffentlich die schönere Hälfte meiner Landsleute vor deinen Augen Gnade gefunden haben."

Um den fein gebildeten Mund des Gastes kräuselte sich ein ironisches Lächeln auf. „Du weißt," sagte er, „das Weib ist allerwärts nur der Widerschein des eigentlichen Wesens des Mannes, und darum hab' ich gerade an eurem Frauengeschlechte, dem ich übrigens körperliche Vorzüge nicht absprechen will, am schärfsten jenen feineren geistigen Duft vermißt, ohne den wahre Schönheit nicht bestehen kann, und den du ja auch an den Frauen der höheren Stände Deutschlands so sehr gepriesen hast."

„Also auch hier verloren — wie schade!" scherzte Arnold; „denn schon hatte ich heimlich gehofft, es werde irgend einer meiner schönen Landsmänninen gelingen, dein Herz gefangen zu nehmen und auf diesem Wege deinen fremdgewordenen Zweig unsres Geschlechts wieder etwas nach der Heimat zurückzubiegen."

„Du scheinst diese Landsmänninen gefährlicher für mich

als für dich gehalten zu haben," entgegnete Alexis in gleichem Tone; „wenigstens habe ich von solcher Gefangenschaft, wie du mir sie gewünscht, noch nichts an dir bemerkt, und doch gebührte billig dir der Vortritt."

„Wohl, wohl," bestätigte Arnold; „indessen hat es noch Zeit dazu. Immerhin hast du mir nun schon ein tüchtiges Bündel zum allmählichen Abspinnen an die Kunkel gesteckt. Wenden wir uns drum, wenn dir's recht ist, von unsrer nüchternen, prosaischen Wirklichkeit ein Stündchen der Kunst zu. Freilich kann ich auch darin, wie ich dir schon bemerkt, nur Weniges und Bescheidenes bieten, lieber Vetter."

Alexis erhob sich bereitwillig und Arnold geleitete ihn eine Wendeltreppe hinan, die sich in einem der Ecktürmchen des Hauses befand und zu einem großen Saale aufwärts führte. Die Wände desselben waren ringsum mit Gemälden bedeckt; durch die Mitte herab standen in zwei Reihen Statuen und mancher Art Gypsabgüsse, und am unteren Ende war noch eine kleine Sammlung von alten Waffen und Rüstungen zusammengestellt. „Das ist mein ganzer Raritätenkram," sagte Arnold, „wie ich ihn teils ererbt, teils, wo sich Gelegenheit fand, nach meinen geringen Mitteln vermehrt habe. Es ist das leider eine sehr kostspielige Liebhaberei."

„Dafür scheint es mir aber auch ein recht niedlicher Kram zu sein," versetzte Alexis erstaunt, da er hinreichende Kunstkenntnis besaß, um auf den ersten Blick wahrzunehmen, welch' seltene Schätze in diesem Raume vereinigt waren. Bald war er der Betrachtung derselben völlig hingegeben, wobei er den Geschmack, das treffende Urteil und das umfangreiche Wissen seines Vetters aufs neue zu bewundern alle Ursache fand. Neben der Sammlung von altem Gewaffen schloß Arnold noch eine Thür auf, die in ein kleines Gemach führte. „Ein Endchen von Ahnensaal," sagte er hineintretend, „das du jedoch bei mir, dem Revolutionär und Demokraten, selbst in dieser Geringfügigkeit vielleicht nicht gesucht hättest."

„Ich kann dir nicht ganz Unrecht geben!" rief Alexis, mit neuer Verwunderung die wohlgeordneten Bilderreihen überblickend; „in der That, das hätt' ich kaum erwartet hier."

„Du siehst also nur," versetzte Arnold lächelnd, „daß ein Familiengefühl, das lebendig in einer natürlichen Pietät fortwurzelt, recht gut neben politischen Ansichten bestehen kann, die eine Erstarrung dieses Gefühls zum anspruchsvollen Staatsgesetz nicht anerkennen wollen."

„Still, still," entgegnete Alexis, „ich sehe da zuallernächst

einige alte Herren, die solche ketzerische Reden aus dem Munde ihres Nachkommen doch sehr übel vermerken dürften."

Es waren durchweg ansehnliche Gestalten aus verschiedenen Zeitaltern, mitunter freilich steif und herzlich unbeholfen dargestellt; Ratsherren mit Barett, Samtmantel und goldener Halskette, in herabwallenden Lockenperücken oder mit gepudertem Kopfe; viele auch in schmucker und mannigfaltiger Kriegertracht, wie fremder Solddienst sie ihnen gegeben hatte. Dazwischen ältere und jüngere Frauenbilder im Modekleid ihrer Zeit mit hohen Spitzenkragen und riesig aufgetürmtem Haarschmucke, aber aus all' dieser Verschiedenheit leuchtete viel Anmut und Schönheit hervor. „Ich habe schon vor einiger Zeit alles Zweckdienliche aus unserm Familienarchiv zusammengesucht," sagte Arnold, „damit du dich über Thaten und Schicksale der meisten dieser Herren und Frauen belehren kannst, wenn es dich interessieren sollte. Und siehst du — hier das Bild deines Großvaters, das ich dir schon früher als Gastgeschenk versprochen habe." Es war das Bildnis eines frischen Jünglings, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, doch schon die rote Offiziersuniform trug, die ehemals die Schweizerregimenter in französischem Dienste zu tragen pflegten. Aus dieser früh und glücklich begonnenen Laufbahn hatte ihn die große Revolution herausgeworfen und dadurch nur noch den Haß vermehrt, den ihm seine Standesansichten gegen dieses Weltereignis ohnehin schon eingeflößt hatten. „Ich nehme dein Geschenk mit herzlichem Danke an, Vetter," sagte Alexis, das Bild aufmerksam betrachtend, „obwohl ich in diesen jugendlichen Zügen kaum mehr eine Aehnlichkeit mit den Bildnissen meines Großvaters aus seinen späteren Jahren zu entdecken vermag. Zeit und Schicksal müssen sein Aussehen ungewöhnlich stark verändert haben. Ohne Zweifel stellt dies andre, offenbar von der nämlichen Hand ausgeführte Bild deinen eignen Großvater in seinen Jünglingsjahren dar. Welche Verschiedenheit des Ausdruckes, trotz der Aehnlichkeit der Grundzüge!"

„So ist es," erwiderte Arnold; „da noch ein Bild aus seinen Mannesjahren und dann hier zum Schlusse meine leider zu früh verstorbenen Eltern — Vater und Mutter."

„Um die Mutter trugst du noch Trauer, als ich dich kennen lernte," sagte Alexis; „von ihr hast du auch die Augen geerbt." Er blickte lange voll Teilnahme auf die beiden Bildnisse, bis er plötzlich laut ausrief: „Aber, mein Gott, wer soll denn dies hier sein?"

Alexis deutete mit dem Ausdrucke höchster Ueberraschung auf ein Porträt, das abgesondert etwas seitwärts hing und eine junge Dame darstellte. „Nicht wahr," antwortete Arnold, nur langsam sich von den Bildnissen seiner Eltern abwendend und ohne die Aufregung seines Verwandten wahrzunehmen; „nicht wahr, das ist ein anmutvolles Bild? Es stellt meine ebenfalls früh verstorbene Tante dar."

„Deine Tante!" wiederholte Alexis, indem er mit der Hand über das Gesicht herabstreifte und dann halblaut vor sich hinmurmelte: „Dummkopf, der du bist!"

„Sie war die Frau meines Oheims, des Amerikaners, wie er in der Familie genannt wird, und von dem ich dir früher auch schon Erwähnung gethan habe," fuhr Arnold fort, „in gewisser Beziehung das vollständige Gegenbild deines Großvaters. Er wanderte aus, weil ihm unsre Verhältnisse zu stabil, zu konservativ waren und er an eine Verwirklichung seiner demokratischen Ideen in unserm Lande nicht glauben konnte."

„Und sie —?" fragte Alexis, ohne einen Blick von dem Bilde zu wenden; „war sie eine Amerikanerin?"

„Nein, sie war eine Schweizerin, drüben aus der Stadt gebürtig," erwiderte Arnold. „Mein Oheim hing, trotz seiner Begeisterung für die freiheitlichen Zustände Amerikas, doch unentwegt mit ganzem Herzen der Heimat an, und so kam er denn auch, schon in seinen reiferen Mannesjahren stehend, einmal herüber, um sich hier eine Lebensgefährtin zu holen. Aber sie ertrug die Fremde nicht und erlag nach wenigen Jahren dem Heimweh.

„Doch warum befindet sich das Bild ihres Gatten nicht bei dem ihrigen; wo ist es denn?" fragte Alexis in halber Zerstreuung.

„Es ist nicht da, er würde sich das verbitten," schüttelte Arnold den Kopf. „Dieses Zimmer mit seiner kleinen Sammlung ist ihm von jeher als eine Art Götzentempel erschienen, in welchem den Dämonen der Standesvorurteile und des Kastengeistes geopfert werde. Ueberhaupt hat er seine Eigenheiten, und ich bin höchst begierig, wie ihr beide einander behagen werdet."

„Ja wie," fragte Alexis, der sich schon wieder in die Betrachtung des Frauenbildes versenkt hatte, langsam aufblickend; „hält sich denn dein Oheim nicht mehr in Amerika auf?"

„Er muß schon seit einiger Zeit sich in der Schweiz befinden; doch wo, weiß ich selbst nicht," erklärte Arnold weiter;

„er liebt die Ueberraschungen, und das Briefschreiben ohne bestimmten Zweck ist nie seine Sache gewesen. Die letzte Nachricht habe ich vor etwas mehr als einem Monate aus London von ihm erhalten. Vermutlich hält er sich noch bei Alicen in Genf auf, steckt in einem Bade oder streift in den Bergen umher."

„Bei Alicen in Genf," wiederholte Alexis; „wer ist denn Alice?"

„Alice?" fragte Arnold etwas verwundert; „sollte ich denn dieser kleinen Verwandten noch nie erwähnt haben?"

„Nein, bei mir nicht, meines Erinnerns."

„Nun möglich ist's schon," fuhr Arnold fort: „Alice ist mein Bäschen, das einzige Kind meines Oheims, das er bald nach dem Tode seiner Frau herüberbrachte. Es verlebte dann manche Jahre hier im Hause unter der Aufsicht meiner Mutter — ein etwas kränkliches, unscheinbares Kind, das körperlich nicht recht gedeihen wollte. Seit bald vier Jahren aber befindet Alice sich in Genf in einer vortrefflichen Erziehungsanstalt, wo sie sich auch über alle Erwartung günstig entwickelt hat. Als ich sie das letzte Mal sah, versprach sie eine ungewöhnliche Schönheit zu werden und mag sie unterdessen wohl schon geworden sein."

„Ist es denn so lange her, dieses letzte Mal," forschte Alexis, mit einem verborgenen Lächeln dem Vetter aufmerksam ins Gesicht blickend; „nach Genf ist es doch keine Weltreise von hier."

„Bald ein Jahr," versetzte Arnold ruhig: „allerdings eine lange Zeit für die Entwickelung eines Mädchens in diesem Alter. Ich habe den Oheim schon vor einem halben Jahre erwartet und deshalb einen Besuch bei der Tochter immer hinausgeschoben."

Alexis wendete sich wieder dem Frauenbilde zu. „Nun denn," rief er aus, „wenn die Tochter an Anmut und Schönheit der Mutter ähnlich werden sollte, so möge sie doch vor ihrem Lose behütet bleiben. Oder ist es wirklich das Los alles Schönen, daß es so bald vergehen und welken soll?"

„So scheint es oft," erwiderte Arnold, nachdem auch er noch einen teilnehmenden Blick auf das Bild der Tante geworfen; „aber wie natürlich eine der Vergänglichkeit menschlicher Dinge sich zuwendende Stimmung nach solcher Bilderschau sein muß — ich habe augenblicklich wirklich keine Zeit, mich ihr hinzugeben, und bist du einverstanden, lieber Vetter, so beginnen wir sogleich mit unsrer schon verabredeten Haus-

ordnung. Ich besorge das Unerläßlichste meiner Tagesgeschäfte, um am Nachmittag völlig zu deiner Verfügung zu stehen."

„Du weißt," sagte Alexis lebhaft, „es würde mir keine Minute mehr wohl sein in deinem Hause, merkte ich, daß du die verabredete Regel meinetwegen ein einziges Mal brechen wolltest. Mein bißchen Soldatenschule hat mir wenigstens soviel eingetragen, daß ich weiß, was Ordnung und Zeit bedeuten."

„Ich werde dir," fügte Arnold hinzu, während sie den Saal verließen, „drunten noch meine kleine Bibliothek zeigen; die erwähnten Papiere aus dem Familienarchive habe ich bereits auf dein Zimmer bringen lassen." —

So trennten sich für die noch übrigen Vormittagsstunden die beiden; aber selbst am Nachmittage bezeigte Alexis keine Lust, vor Abend das Zimmer zu verlassen. Die Lektüre der Familienpapiere hatte ihn völlig eingenommen, da dieselben ein viel bewegteres Leben der Vergangenheit vor ihm aufrollten, als er es sich hätte vorstellen können. Doch wie verschiedenartig auch die Schicksale und Lebenswege waren, die er hier kennen lernte, ob seine Vorfahren für die Unabhängigkeit des eignen Landes gekämpft, ob sie im Dienste fremder Fürsten für eine fremde Sache das Leben eingesetzt, oder ob sie im Ratsaale gewirkt und gewaltet — durch das Thun Aller ging überall und zu jeder Zeit ein gemeinsamer, alles beherrschender Grundzug: die unbesiegbare Liebe zur Heimat und der Stolz auf ihre Unabhängigkeit. Noch der Urgroßvater war von einer Gegenpartei, die in dem kleinen Staatswesen die Oberhand gewonnen, von all' seinen Aemtern verdrängt und, von den irregeleiteten Mitbürgern verlassen, für all' seine langjährigen Dienste zuerst zum Kerker, dann zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt worden. Aber als das an ihm begangene Unrecht endlich erkannt wurde, kehrte er, dem die Fremde umsonst Ehren und Reichtümer angeboten, mit jubelndem Herzen wieder in die Heimat zurück, um derselben ohne jeden Rachegedanken seine Dienste aufs neue zu weihen. Alexis legte die vergilbten Blätter sorgfältig in ihre Lade zurück und gab sich einem nachdenklichen Sinnen hin. Zum erstenmal tauchte in ihm die Frage auf, ob der Großvater auch wohl daran gethan habe, die angestammte Heimat für die Befriedigung seines Eigenwillens hinzugeben, oder ob vielmehr nicht er derjenige gewesen sei, der der ursprünglichsten und unentwegtesten Geschlechtsüberlieferung untreu geworden? — Der junge Mann erhob sich rasch, als wolle er solche Ge-

danken von sich streifen; aber noch war es ihm nicht gelungen, als bei schon sinkender Sonne Arnold hereintrat.

„Ich habe diesen Abend," sagte er, „wie mir erst im Laufe des Nachmittags angezeigt wurde, noch einer Pflicht zu genügen, zu deren Erfüllung du mich vielleicht begleitest, lieber Vetter."

„Wenn du mich tauglich dazu erachtest — gerne," erwiderte Alexis; „darf ich wissen, was es sein wird?"

„Ich habe dir schon gestern auf der Herfahrt bemerklich gemacht," versetzte Arnold, „daß dieses Haus nicht mehr im Stadtgebiete liegt, sondern zu dem Dörfchen droben auf der Anhöhe gehört, das mit den zerstreut herumliegenden Höfen eine eigne Gemeinde bildet. Nun ist mir eben vorhin auf diesen Abend eine Gemeindeversammlung angesagt worden, die ich ohne Not nie versäume und zu der ich also auch dich einladen möchte. Der Weg dahin ist sehr angenehm."

Alexis schaute dem Vetter mit großen Augen ins Gesicht und brach dann in ein heiteres Lachen aus. „Nun, bei meiner Ehre," rief er, „das ist ein unerwarteter Vorschlag. Ein ehemaliger Offizier im Heere Seiner Majestät, des Kaisers aller Reußen; ein angehender Diplomat im Dienste des nämlichen allerhöchsten Potentaten in einer schweizerischen Dorfgemeindeversammlung! Nicht übel — nicht übel, wie übel es mir auch am Hofe vermerkt werden könnte."

„Drum soll das Geheimnis mit aller diplomatischen Schlauheit bewahrt werden," entgegnete Arnold, in den nämlichen heiteren Ton einstimmend; „ich stehe dir für meine Verschwiegenheit!" —

„So gehen wir denn," sagte Alexis noch immer lachend, „wer weiß, welchen politischen Geheimnissen ich in deiner Versammlung auf die Spur geraten kann." —

Der Weg zum Dörfchen hinauf erweiterte den Ausblick über den See, die Stadt und das Gebirge, ohne daß sich jedoch Muße zur ruhigen Betrachtung der Landschaft geboten hätte; denn bald kamen von allen Seiten jüngere und ältere Männer heran, die des nämlichen Weges gingen, Arnold ehrerbietig, aber vertraulich begrüßten und wißbegierig über die Vorgänge in der Bundesstadt zu befragen anfingen. Es war auch viel die Rede von einer nahebevorstehenden Volksversammlung, wobei Arnold deren zahlreichen Besuch für wünschenswert erklärte, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Versammlungsortes denselben niemand zumuten könne. Den Fremden streiften nur gelegentlich verstohlene Blicke, ohne daß seine Gegenwart aufzufallen schien.

In der Gemeinde, zu welcher sich an hundert ländlich gekleidete Männer einfanden, handelte es sich um die Frage, ob auch noch fernerhin, wie bisher, jedem Bürger mit eignem Herde aus dem Gemeindewalde alljährlich drei Klafter Holz verabfolgt werden, oder aber, ob diese Bürgergabe zur Schonung des gemeinsamen Gutes nicht für eine Reihe von Jahren auf zwei Klafter zurückgesetzt werden solle. — Nun, dachte Alexis mit kaum unterdrücktem Lächeln, als er die nicht geringe Zahl ziemlich dürftig aussehender Männer in der Versammlung überblickte, das wird schwerlich langen Beratens bedürfen, und in der That ließen sich auch sogleich einige Rufe vernehmen, daß man bei dem gewohnten Herkommen bleiben solle. Zu seiner Verwunderung fand sich jedoch auf die Anfrage des Gemeindevorstehers, ob ein bestimmter Antrag in diesem Sinne gestellt werde, niemand, der dies unternehmen wollte. Dagegen wurde nun der Antrag auf Herabminderung der Bürgergabe vorgebracht und der Reihe nach von mehreren Rednern in wohlgeordnetem Vortrage begründet. Durch das bisherige Verfahren, hieß es, würde, da die Zahl der nutznießenden Bürger sich beträchtlich vermehrt, das gemeinsame Gut allzu stark in Anspruch genommen und die Nachkommen dadurch empfindlich geschädigt werden. In der ganzen Versammlung jedoch werde niemand eine solche Schuld gegen Kinder und Enkel auf sich nehmen wollen. Nein, das wollte keiner, und der Vorschlag wurde ohne weitere Einrede einmütig zum Beschlusse erhoben.

Alexis verstand wohl, daß sein Verwandter ihn nicht ohne einige Absicht zu dieser Versammlung eingeladen, aber er ließ sich's nicht merken und sagte daher auf dem Heimwege: „Mir scheint es, eure Gemeindeangelegenheit hätte auf einem noch angemesseneren Wege erledigt werden können, als es geschah; und mich wundert es fast, daß du selbst nicht einen solchen Ausweg vorgeschlagen hast."

„Ich mische mich grundsätzlich nie in Dinge, zu deren Erledigung die Einsicht und der gute Takt meiner Dorfgenossen mehr als ausreichend ist," erwiderte Arnold; „aber welchen andern Entscheid hättest du denn vorgezogen, Vetter?"

„Wenn die Wohlhabenderen unter deinen Mitbürgern auf einen Teil ihrer Nutznießung freiwillig zu gunsten der Dürftigeren entsagt hätten. Der praktische Zweck wäre dadurch ebenfalls erreicht worden, und zwar auf eine ungleich großmütigere Weise."

„Wogegen ich mich aber aus allen Kräften gewehrt haben würde," sagte Arnold bestimmt.

„Du?“ rief Alexis; „nein, du gewiß nicht.“

„Und warum denn nicht?“ entgegnete Arnold ruhig; „glaubst du, der hohe Standesherr allein halte so eifersüchtig darauf, daß er sich inter pares befinde? — Nimm dem Geringsten dieser Dörfler sein Gefühl der Gleichheit in Rechten und Pflichten, und du hast ihm sein bürgerliches Selbstgefühl, die ganze sittliche Grundlage unsres Staatswesens genommen. Dann freilich wäre alles verloren.“

Alexis fühlte sich gegenüber der ernsten Entschiedenheit, mit der dies gesprochen wurde, etwas unsicher, und es kam ihm daher gelegen, daß Arnold selbst dem Gespräche eine andre Wendung gab. Dasselbe drehte sich nun den ganzen Abend, auch nachdem die beiden längst wieder nach Hause gekommen, fast ausschließlich um den Inhalt des Familienarchives, den Arnold durch mancherlei Ueberlieferungen, die sich in der Familie forterhalten, angenehm zu beleben und zu vermehren wußte. In Alexis aber begannen unter diesen Erzählungen die nämlichen Gedanken sich wieder zu regen, die schon am Nachmittage in ihm aufgewacht; jetzt nur noch lebhafter und eindringlicher. Es kam ihm vor, als sei er um ein Gemütserbe verkürzt worden, an dem andre sich erwärmen und erfrischen könnten. Auch auf seine Tante, die Frau des Amerikaners, kam Arnold wieder zu sprechen. Sie war aus guter, aber verarmter Familie gewesen, so daß ihr die Werbung des Oheims als ein glänzendes Glück erscheinen mußte. Und nach aller menschlichen Berechnung hatte sie guten Grund dazu; denn der Oheim war, trotz seiner schon etwas reiferen Jahre, noch immer eine ebenso stattliche als angenehme Erscheinung, von heiterem, lebhaftem Wesen und den achtungswertesten Charaktereigenschaften. Zudem hatte er jenseits des Meeres sich Besitztümer erworben, die, nach den bescheidenen Verhältnissen der Heimat gemessen, beinahe fürstlich genannt werden durften. So verließ die junge Frau diese Heimat ohne einen Augenblick des Bedenkens und voll der frohesten Hoffnungen; doch kaum war sie in der neuen Welt angelangt, als sie, mitten unter der liebevollsten Sorgfalt, die sie umgab, von einem verzehrenden Heimweh ergriffen wurde. Der Oheim und sie selbst hofften Linderung von der heilenden Kraft der Zeit, zumal wenn sich auch noch andre Herzenswünsche erfüllen würden; aber als dies endlich geschah, als die beiden Gatten mit einem Kinde beschenkt wurden, schien das Uebel der Mutter nur noch schlimmer zu werden. Schon dachte der Oheim, von Mitleid und Liebe bewegt, ernstlich daran, seinen weitläufigen

Grundbesitz zu veräußern und in die alte Heimat zurückzukehren; aber noch ehe dieser Entschluß ausgeführt werden konnte, war die Beklagenswerte ihrem Leiden erlegen."

„Das immerhin ein körperliches Leiden, eine klimatische Krankheit war," bemerkte Alexis aus seinem schweigsamen Nachsinnen heraus.

„Anfänglich und längere Zeit noch schwerlich," entgegnete Arnold; „wenigstens konnten die Aerzte selbst nichts derartiges finden."

„Wie," entgegnete Alexis, „du hältst doch euer Schweizerheimweh nicht für eine ganz absonderliche, von der Sehnsucht andrer Menschenkinder nach ihrer Heimat verschiedene Erscheinung?"

„Nein, so weit geh' ich nicht," sagte Arnold, „obwohl dir vielleicht nicht unbekannt ist, daß dieses Heimweh bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herab von den tüchtigsten Aerzten allerdings als eine besondere Krankheitsform angesehen und oft mit sehr energischen Mitteln behandelt wurde. Jedenfalls aber bildet es auch heute noch einen Charakterzug unsres Volkes, der in dieser Vertiefung und Stärke bei keinem andern Volke anzutreffen ist."

Alexis blickte schweigend vor sich hin und Arnold fuhr deshalb fort: „Unerwartet und auffallend war die Erscheinung immerhin bei meiner armen Tante. Früh verwaist stand sie, wenn auch um ihrer Schönheit willen viel beachtet, doch bei ihrer Mittellosigkeit wenig ernstlich begehrt, ganz vereinsamt da, als sie meinen Oheim kennen lernte. Sehnsucht nach teuren Blutsverwandten, nach unvergeßlichen Bekannten oder gar nach dem Gegenstande einer heimlichen Liebe konnte ihr Heimweh also nicht sein; es war überhaupt auf die Heimat mit all' ihrem Sein und Leben ohne einzelne bestimmte Gegenstände gerichtet. Das Auffallendste aber kam erst später hinzu, nämlich eines jener Naturspiele, deren Dasein unser Verstand trotz allen Widerstrebens anerkennen muß, obwohl er dieselben sich nicht hinlänglich zu erklären vermag. Das Heimweh der toten Mutter erbte auf das in der Fremde geborene Kind über, und Alice war kaum ein paar Jahre alt, als sie unaufhörlich schon dahin verlangte, wohin das Herz der sterbenden Mutter sich gesehnt."

„Vetter!" rief Alexis halb lachend, „ich mache nicht zum erstenmal die Beobachtung an dir, daß du ein geborener Dichter bist. Die Umgebung des Kindes, seine Amme und

Wärterinnen werden ihm eben früh genug von der Mutter und ihrer Sehnsucht erzählt haben!" —

Aber Arnold schüttelte langsam mit dem Kopfe und sagte ruhig: „Frage darüber den Oheim, der endlich doch auch anrücken wird. Ihn wirst du nicht in den Verdacht der Schwärmerei nehmen, obwohl die Erfahrungen, die er damals gemacht, nicht ohne Einfluß auf sein Gemütsleben geblieben sind."

Alexis legte nachdenklich die Hand über die Augen, sagte dann aber in scherzendem Tone: „Es wird schon spät, und um diese Zeit ist es, wie du weißt, nicht ratsam, die Geisterwelt anzurufen. Ich möchte heute gern einen guten Schlaf thun. Also auf morgen wieder, lieber Vetter." —

Doch dieser Vorsatz auf einen guten Schlaf wollte so leicht sich nicht verwirklichen lassen. Sobald Alexis auf seinem Zimmer allein war, bemerkte er, daß ein kleiner Spiegel, der über einem Wandtischchen von kunstvoller Arbeit gehangen, entfernt, und dafür ein Bild angebracht worden war. Zu genauerem Nachsehen näher getreten, entfuhr seinen Lippen ein lauter Ausruf und zugleich stieg über seinem Gesichte ein helles Erröten auf. Wie und warum war dies Bild hierher gekommen; hatte er selbst durch irgend eine Aeußerung Veranlassung dazu gegeben? Lag eine geheime Absicht dahinter, oder hatte ein bloßer Zufall es so gefügt? — An das letztere konnte Alexis nicht glauben; aber ebensowenig vermochte er bei aller Anstrengung seines Gedächtnisses sich eines Wortes zu erinnern, das diese unerwartete Veränderung in der Ausstattung seines Gastgemaches hätte verursachen können. Gern würde er seinen Verwandten unter irgend einem Vorwande ins Zimmer zurückgerufen haben; doch ehe er dazu kam, war Arnolds Schritt auf dem Korridor verhallt und überhaupt schien im Hause schon alles zur Ruhe gegangen zu sein. So beschloß er, sich zu gedulden; aber nach mehr als einer Stunde stand er noch immer vor dem anmutvollen Bilde, und später sorgte ein neckischer Traumgott dafür, daß ihm dasselbe unter mancherlei Gestalten und Wandlungen sogar in seine Träume hinein folgte.

Am Morgen indessen mußte Alexis trotz einigen Mißtrauens bald auf den Gedanken kommen, daß sein Vetter von dem Vorgange, der ihn so eigentümlich aufgeregt, entweder nichts wußte, oder denselben schon vergessen habe. Arnold begrüßte ihn mit der völligsten Unbefangenheit und begann ihm alsbald mit großer Lebhaftigkeit mitzuteilen, daß er soeben durch eine Depesche erfahren, die große Volksversammlung

solle nun schon am nächsten Sonntag abgehalten werden. „Dahin begleitest du mich natürlich," rief er vergnügt; „das wird dir eine Unterhaltung gewähren, wie ich sie dir mit dem besten Willen sonst nicht zu bieten wüßte." In eifrigem Tone fuhr er fort, das Leben und Treiben einer solchen Versammlung zu schildern, bis er plötzlich sich selber unterbrechend sagte: „Doch was ist dir, du siehst ja so nachdenklich aus, Vetter."

„Oh," erwiderte Alexis, „man kann wohl nachdenklich werden in einem Hause, wo solche Wunderdinge vorgehen, wie hier; wo tote Bilder von ihren Wänden herabsteigen und sich in andern Gemächern einen neuen Wohnsitz auswählen, ohne daß der Hausherr etwas davon zu merken scheint."

Arnold schaute seinen Vetter mit großen Augen fragend an und schüttelte dann den Kopf.

„Wie, du solltest wirklich nicht wissen," fragte Alexis, „daß das Bild deiner Tante —"

„Ach," rief Arnold, sich mit den Fingerspitzen auf die Stirn tippend, „das hatt' ich wirklich völlig vergessen; das Bild ist also, wie ich's befohlen, auf dein Zimmer gebracht worden?"

„So ist es," erwiderte Alexis, dem Vetter scharf ins Gesicht blickend; „doch, warum hast du das eigentlich befohlen, wenn ich bitten darf?"

„Warum?" entgegnete Arnold über den forschenden Ernst dieser Frage verwundert; „nun, ich glaubte eben gestern morgen bemerkt zu haben, daß dir das Bild der Tante von all meinen kleinen Schätzen das meiste Wohlgefallen errege; daher gab ich den Auftrag, dasselbe während unsrer Abwesenheit auf dein Zimmer zu bringen — in der guten Meinung, dir damit nicht unangenehm zu sein."

„Du bist in der That freundlich," sagte nach einigem Besinnen Alexis, völlig beruhigt durch den Ausdruck treuherziger Offenheit, in dem diese Erklärung gegeben war; „mehr als freundlich, lieber Vetter; dafür will ich dir zum Danke nur gestehen, daß ich dich in recht bösem Verdachte gehabt habe."

„In bösem Verdachte — und wie denn das?"

„Wie Verdacht und Argwohn gewöhnlich kommen — eben da, wo das eigne Gewissen nicht ganz lauter ist," erwiderte Alexis; „drum bin ich auch bereit, dir eine kleine Beichte abzulegen, wenn du mich anhören willst."

„Eine Beichte — allerliebst!" rief Arnold vergnügt; „o ich glaube dir schon zum voraus Absolution versprechen zu können, lieber Vetter."

„Nun denn," begann Alexis, indem er mit der Hand ſich leicht über das Geſicht herabſtreifte, „es ſind heute zehn Tage, daß ich nach ſchon eingebrochener Dunkelheit das Gaſthaus auf der Furka erreichte. Im Saale traf ich einige junge Engländer, die um ihren Theekeſſel ſaßen und ſich eifrig von den Erlebniſſen des Tages unterhielten. Du weißt, ich bin leider des Engliſchen nicht ſehr mächtig; doch hörte ich von meiner Ecke aus, in die ich mich müde hingeſetzt, daß von einer jungen Dame die Rede war, die heute bei einem Gletſcherübergange durch ihren Mut und ihre Geiſtesgegenwart ein großes Unglück verhütet. Alle Stimmen waren ihres Lobes voll und auch ihrer Schönheit wurde mit Bewunderung Erwähnung gethan. Offenbar erwartete man ſie zum Thee, ſo daß es nur natürlich war, daß auch ich, wie die andern thaten, den Blick nach der Thür zu richten anfing, ſo oft draußen ein Geräuſch entſtand. Endlich trat die Gefeierte am Arme eines älteren, weißbärtigen Herrn herein, und ja, ſie war ſchön — von einer Schönheit, die ich in dieſer Art nicht glaubte noch je in meinem Leben geſehen zu haben. Wie beneidete ich ihre Landsleute, denen ſie anmutig den Thee in ihre Taſſen goß; wie verwünſchte ich meine mangelhafte Sprachkenntnis, die mich gerade jetzt von einem Annäherungsverſuche an die Geſellſchaft abhielt. Denn ich war mit einemmal blöde geworden, blöde wie ein Schulknabe. Du lachſt, Vetter? — Aber leider — es war ſo."

„O, ich lache nicht," wehrte ſich Arnold; „nur denk' ich, du werdeſt dich ſchließlich mit der neu erſtandenen Göttin doch in irgend einer menſchlichen Sprache haben unterhalten müſſen?"

„Ach nein," erwiderte Alexis mit einem halben Seufzer, „ſo weit kam es nicht. Der Weißbart und die junge Dame verließen die Geſellſchaft bald wieder und das Geſchwätz der übrigen war mir ſchon von dem Augenblicke an unerträglich geworden, als es ſich mit allerlei hochtrabenden Huldigungen direkt an das holde Weſen herangewagt hatte. Ich begab mich deshalb ebenfalls zur Ruhe mit dem Vorſatze, am Morgen zur rechten Zeit auf dem Poſten zu ſein; aber du weißt ja, wohin der Weg führt, der mit guten Vorſätzen gepflaſtert iſt."

„Ja, was geſchah denn," rief Arnold, der immer noch nicht recht wußte, wie er die Erzählung des Vetters zu nehmen hatte; „der Graubart wird deine Schöne doch nicht während der Nacht entführt haben?"

„Wenigſtens vor Tagesanbruch," erwiderte Alexis; „mehrere Stunden lang trieb ich mich am Morgen voll geduldiger Ungeduld im Saale und der nächſten Umgebung des Hotels herum,

in der besten Zuversicht, die Dame und ihre Reisegesellschaft werde sich noch auf ihren Zimmern befinden. Endlich erschien auch einer der jungen Engländer und nun litt es mich nicht länger mehr. Aber erst nachdem ich mir sein anfänglich abweisendes Benehmen hatte gefallen lassen, erfuhr ich, daß der alte Herr und seine junge Begleiterin schon in aller Frühe nach Urfern aufgebrochen, wahrscheinlich um rechtzeitig an den Vierwaldstättersee zu gelangen. Uebrigens seien die beiden gestern nur zufällig mit der Gesellschaft zusammengetroffen und mehr wisse er selbst nicht von ihnen, als daß sie eben Vater und Tochter wären. — Dieses wenige jedoch genügte vollkommen, daß ich mich schon nach zehn Minuten ebenfalls auf dem Wege nach Urfern befand, obwohl ich denselben erst vor zwölf Stunden heraufgestiegen war. Aber ich lief das ganze Urnerthal hinunter, ohne etwas von dem Paare zu entdecken. Am folgenden Tage ging es zurück landaufwärts, um seine Spur auf der Oberalpstraße nach Bünden zu suchen. Vergeblich, alles vergeblich; und erst am Abend des vierten Tages, als ich, müde wie ein abgehetztes Wild, wieder auf der Furka anlangte, erfuhr ich von dem Wirte, daß ich auf die gröblichste Weise zum besten gehalten worden war. Bei meiner übereilten Abreise aus dem Gasthofe hatten sich der alte Herr und seine Begleiterin allerdings noch ruhig auf ihren Zimmern befunden und waren erst einige Stunden später im Begleit der übrigen Gesellschaft und zwar auf dem entgegengesetzten Wege nach dem Wallis aufgebrochen. Der übermütige Engländer, dessen Auge vielleicht schon durch die Eifersucht geschärft war, mochte meine innere Aufregung leicht bemerkt, meine Absicht durchschaut haben und hatte dann zum nächsten Mittel gegriffen, meiner los zu werden. Gut für den frechen Burschen, wenn ich ihn nicht ein zweites Mal auf meinen Wegen treffe!"

„Allerdings ein verwünschter Streich," rief Arnold leise aus.

„Der insofern doch wieder sein Gutes hatte," fuhr Alexis fort, „als er mir meine Thorheit im vollsten Lichte ihrer Lächerlichkeit vor Augen stellte. Zorn und Scham halfen mir den Eindruck überwinden, den die schöne Albionstochter nun einmal unwiderruflich auf mich hervorgebracht, und schon glaubte ich denselben völlig begraben zu haben, als ihn nun — Gott helfe mir — der unerwartetste Zufall von der Welt von neuem auferweckt."

„Und wie wäre das?" fragte Arnold neugierig.

„Als ich gestern das jugendliche Bildnis deiner Tante erblickte, mußte ich anfänglich die Augen schließen," erwiderte

Alexis langsam; „so täuschend war die Aehnlichkeit mit meiner verhängnisvollen Reiseerscheinung. Jetzt verläßt das Bild gar noch seinen gewohnten Ruhesitz, um auch mir die kaum gewonnene Ruhe zu vernichten.“

Arnold konnte sich über den fast melancholischen Ausruf seines Verwandten des Lachens nicht erwehren. „Ah, ah, Vetter,“ rief er, „du hast mir gestern abend den geborenen Poeten vorgeworfen; was soll ich nun erst von dir sagen! Glaubst du nicht —“

„Du wirst mir schwerlich viel andres sagen können,“ unterbrach ihn Alexis, „als was du gestern für dich selbst in Anspruch genommen: Es gibt zwischen Himmel und Erde Zufälle, die wir nun einmal gelten lassen müssen.“

„Du hast recht, lieber Vetter,“ sagte Arnold nach einigem Besinnen; „und was hülfe es auch, wenn ich dir sagen wollte, daß deine Einbildungskraft dich wohl schon auf der Furka getäuscht, daß dir die schöne Miß — wie gesagt, was hülfe es. Lassen wir's also an dem, wie es nun einmal ist, genug sein.“

„O gewiß!“ rief Alexis mit einem halb betrübten, halb scherzenden Ausdrucke, „ich versichere dich auch, daß ich daran schon mehr als genug habe. Uebrigens,“ fügte er rasch sich erhebend hinzu, „hab' ich dich bereits allzulang von deinen Morgengeschäften abgehalten und auch ich will mich wieder an meine archivarischen Studien machen. Vielleicht daß ich durch die Vergangenheit der Gegenwart am besten Meister werde.“ — Er wandte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, der Thüre zu, hielt aber den Schritt nochmals an, indem er sagte: „Doch eines noch, Vetter, wenn ich bitten darf. Sprechen wir vorerst nicht mehr von der Sache, da jeder solche Dinge doch selbst mit sich ins reine bringen muß.“

Arnold nickte beistimmend und die solchergestalt geschlossene Uebereinkunft wurde auch getreulich gehalten, am Nachmittag und die folgenden Tage. Dafür boten nun die Vorbereitungen zur großen Volksversammlung, an welcher Arnold als einer ihrer Leiter und Urheber einen hervorragenden Anteil zu nehmen hatte, der Unterhaltung vielfachen und belebten Stoff dar, zumal auf derselben auch Angelegenheiten behandelt werden sollten, die Alexis von seinem eignen Standpunkte aus ansah. „Du bist ungerecht,“ äußerte Arnold sich einmal in einem solchen Gespräche, „indem du die einfachste Voraussetzung unsres ganzen Staatswesens nicht würdigen willst. Du hältst dasselbe, wie so viele Ausländer noch, für revolutionär, während es in Wahrheit weit konservativer ist, als der größte Autokrat der

Welt. Dieser kann wohl einen guten Teil der beschriebenen Tafel seiner Staatseinrichtungen nach Willkür auslöschen und nach Gutdünken wieder neu beschreiben, hatte doch er oder seine Vorfahren das Ausgelöschte mit der nämlichen Willkür hingeschrieben. Aber bei uns geht das nicht so leichten Kaufes. Wir haben mit jeder Zeile, ja mit jedem Worte und Buchstaben dieser beschriebenen Tafel zu rechten und zu markten, bevor wir sie nur umschreiben, geschweige auslöschen, und die neue Schrift werden wir der alten immer wieder anpassen müssen. Denn die alte selbst war auch nicht willkürlich hingeschrieben, sondern förmlich aus der Tafel herausgewachsen. Ihr da draußen scheltet uns ob solchen Thuns phantasielose und ideenarme Kleinigkeitskrämer, die nicht über den Gesichtskreis ihres Kirchturmes hinaus zu sehen vermöchten; aber ihr vergeßt dabei, daß ihr selbst uns nicht von jahrtausendalten, auf festen Grundmauern ruhenden Kirchtürmen herabpredigt, sondern nur von den bequemen Sätteln eurer Theorien und Vorurteile herab, die ihr ein bißchen hoch in die Luft gehängt habt. Versucht es einmal, von diesem luftigen Sitze aus so viele selbstständige, im Boden festgewurzelte Eigenarten, wie wir sie im Lande haben, mit all ihren Aeußerungen in Lebensart, Gewohnheit, Sitte und Gesetz unter einen Hut zu bringen; den beweglichen, redefertigen St. Galler mit dem schwerfälligen aber nachhaltigen Berner; den heiteren, witzigen Appenzeller und den düstergrübelnden Urner; den spekulierenden, gewinnliebenden Zürcher und Glarner mit dem genügsamen Unterwaldner und Schwyzer; den thätigen Basler mit dem weiten Welthandelsblicke und den beschränkten, trägen Freiburger — nicht einmal zu gedenken der Stamm-, Sprach- und Glaubensverschiedenheiten; versucht das und wir wollen ja sehen, was dabei herausschaut."

Alexis lächelte über den Eifer, in welchen Arnold sich hineingeredet, und sagte daher begütigend: „Nun wohl, lieber Vetter, warten wir erst eure eigne Probe ab; einstweilen machst du mich von Stunde zu Stunde begieriger, eure verschiedengestaltigen Volksmajestäten an der großen Versammlung beieinander zu sehen." —

So kam der Sonntag heran. Arnold wollte, teils um dem Gedränge auf der Eisenbahn zu entgehen, teils um dem Vetter das sich allmählich entwickelnde Volksbild bequemer zeigen zu können, im eignen Wagen hinfahren. Drum mußte früh aufgebrochen werden, da Arnold als Komiteemitglied schon vor dem Beginne der öffentlichen Verhandlungen am Versammlungs-

orte einzutreffen hatte. Beim Einsteigen in den Wagen überreichte er seinem Gaste ein grünes Tannenreis, um sich dasselbe, wie er selbst that, auf den Hut zu stecken; aber Alexis konnte sich eines leisen Kopfschüttelns nicht enthalten, als er bemerkte, daß der Hut des Kutschers, der bereits auf dem Bocke saß, ebenfalls mit einem solchen Zweiglein geschmückt war, nur noch mit einem ansehnlicheren und wehrschafteren als sein Herr. „Gleichheit, Gleichheit!" murmelte er.

Auf dem See lag noch eine tiefe Dämmerung und nur die höchsten Firnen begannen ihre Spitzen in ein blendendes Licht zu tauchen, als der offene Wagen mit zwei feurigen Rappen bespannt aus dem Hofe fuhr. Noch schien ringsum alles in schlafender Ruhe zu liegen und selten erst wurde in Busch und Baum ein träumerisches Zwitschern wach; doch kaum hatten die Fahrenden eine halbe Stunde zurückgelegt, als sich in einiger Entfernung vor ihnen ein frischer Marschgesang erhob. „Es sind die Unsrigen," rief der Kutscher in den Wagen zurück; „die haben sich noch vor uns aus den Federn gemacht." Bald war die Schar erreicht, die, etwa aus fünfzig rüstigen Männern bestehend, die Hüte ebenfalls mit Tannreisern geschmückt und ein lustiges Fähnlein an der Spitze den Wagen mit fröhlichem Zurufe begrüßten. Sie zögen es vor, ein paar Stunden weit zu marschieren, bevor sie die Eisenbahn bestiegen, sagten sie; es wäre anders schade um die Morgenkühle, und dann sei auf diese Weise auch das Fahrgeld schon bezahlt. Der Wagen fuhr nach kurzem Halte weiter und Arnold sagte zu seinem Vetter: „Siehst du, diese Leute, denen morgen mit dem ersten Tagesanbruch ihre schwere Arbeit wieder beginnt, machen nun einen Marsch von sechs Stunden, am Abend auf dem Heimwege werden sie das nämliche thun, um an ihren Auslagen eine kleine Ersparnis zu erübrigen; aber sie wollen dabei sein und zum voraus, vor dem eigentlichen Abstimmungstage, öffentlich sich für Verfassungsbestimmungen erklären, von denen manche ihnen zuwider sind."

„Zuwider sind!" rief Alexis; „nun, da müssen andre Bestimmungen ihnen um so angenehmer sein, sonst würden die Leute getrost zu Hause bleiben."

„Dem einzelnen kaum," entgegnete Arnold; „vielmehr wird jeder sein Opfer zu bringen haben, sei es dieser oder jener Art. Aber dies Opfer ist zum allgemeinen Besten erforderlich."

„Wohl, solche Opfer bringen im Notfalle auch andre Völker," meinte Alexis ironisch; „nur dächt' ich, das deinige könnte

ebenfalls ruhig zuwarten, bis sie ihm unweigerlich abgefordert würden."

„Glaubst du?" entgegnete Arnold; „aber vielleicht liegt gerade hier ein kleiner Unterschied, der dir bisher entgangen ist. Ein Volk, das sich selbst regiert, soll sich auch zu rechter Zeit zu befehlen wissen. Andre mögen immerhin den von außen kommenden Befehl abwarten."

„Ueber dein Volk von Philosophen!" lachte Alexis; „doch allmählich verging ihm selbst die Lust, das Gespräch in der begonnenen Weise fortzuspinnen. Denn sobald der Tag höher stieg, zeigten sich da und dort neue Männerscharen, die mit fliegenden Fahnen, oft unter Musik und Gesang und das Tannenreis auf dem Hute, von allen Seiten herangezogen kamen. Und je weiter die Fahrt ging, um so belebter, mannigfaltiger gestaltete sich der Anblick. Es schien in der That, als ob sich das ganze Land zu einer gewaltigen Festwallfahrt erhebe. Zu Fuß, zu Roß, auf dem kleinen bäuerlichen Reitwägelchen, in stattlichen Karrossen, auf bekränzten Leiterwagen wogte es auf allen Straßen, so weit der Blick durch den hellen Morgen zu reichen vermochte. Ueberall fröhlicher Zuruf der sich Begegnenden, überall grüßendes Fahnenschwenken. Wo Arnolds Wagen auf seiner Fahrt sich mit den Schienenwegen kreuzte, drängten endlose Massen um die Bahnhöfe, endlose Wagenzüge mit doppelten Lokomotiven bespannt flogen einem gemeinsamen Ziele zu. „Nun ja," sagte endlich Alexis aus langer, schweigender Betrachtung heraus; „aber eines wirst du mir doch zugeben, daß nämlich all diese Tausende sich nicht bloß aufgemacht haben, um sich einige patriotische Gemütsstärkung zu holen; denn soviel mir aus Reisehandbüchern erinnerlich, ist der Versammlungsort mehr durch seine guten Gasthäuser und Bierbrauereien, als um seiner Patrioten willen bekannt."

„Und doch dürfte ich getrost drauf wetten," entgegnete Arnold, „daß heute abend Tausende und Abertausende hungriger und durstiger nach Hause kommen, als sie an Wochentagen von ihrer Feldarbeit heimkehren. Ich meinesteils bin froh, uns zum voraus ein sicheres Plätzchen bestellt zu haben; sonst möchte es auch dir schlimm ergehen, lieber Vetter."

Und Alexis mußte seinem vorsorglichen Führer bald recht geben; denn als sie an das Städtchen herankamen, ließ dasselbe wohl von allen Türmen und Giebeln Fahnen herabwimpeln, waren wohl alle Fenster mit bunten Teppichen und Guirlanden geschmückt, empfingen die Ankommenden wohl vor allen Thoren und in allen Gassen mächtige Ehrenpforten; aber

hätte selbst jedes Haus in ein Gasthaus sich umwandeln können, würde der Ort noch lange nicht im stande gewesen sein, die heranflutenden Gäste alle zu beherbergen. Arnold dagegen hatte für sich und seinen Begleiter in einem Gasthofe, der etwas vor den Thoren lag, ein behagliches Zimmer bestellt, dessen Fenster auf den Versammlungsplatz hinausgingen. Es war ein schöner, nach drei Seiten amphitheatralisch anschwellender Wiesenplan, in dessen Mitte sich die Tribüne für die Redner und Lenker des Tages erhob.

„Was dir nun besser behagt," sagte Arnold, nachdem dieses Quartier bezogen und rasch eine Erfrischung eingenommen war: „willst du mich in die Komiteesitzung begleiten, wo ich dich ohne allen Anstand einführe; oder ziehst du es vor, auf eigne Faust zu leben? — Im letzteren Falle aber dürften wir vor dem Schlusse der Versammlung schwerlich mehr zusammentreffen."

„Ich bleibe ein freier Mann," rief Alexis; „an Langeweile werde ich nicht zu leiden haben."

„Ich kann dir nicht unrecht geben," erwiderte Arnold; „von hier aus übersiehst du das ganze Schauspiel am besten und selbst die Reden vermagst du zu verstehen, wenn dieselben dich interessieren sollten. Also auf Wiedersehen."

Arnold ging und auch Alexis begab sich noch eine Stunde auf die Straße. Ueberall strahlende Blicke, überall begeisterte Mienen, und doch wogte die Menge wieder so ruhig und gemessen zu und ab, als ob sie zur Kirche zöge. Endlich gab ein Kanonenschuß das Zeichen zur Aufstellung und Ordnung des Festzuges, der am Bahnhofe sich zu sammeln hatte. Dorthin drängten nun eilig die Scharen, während Alexis sich wieder auf sein Gastzimmer begab, unter dessen Fenstern der Zug nach der Wiese vorbeigehen mußte. Allzu lange hatte er hier nicht zu harren, bis neuer Kanonendonner und das Geläute aller Glocken des Städtchens verkündeten, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt.

Er kam; voran ein gewaltiger Musikchor; hinter ihm das leitende Komitee, völlig verborgen unter einem wallenden Fahnenwalde, so daß Alexis nicht einmal seinen Verwandten zu entdecken vermochte. Dann in wohlgeordneten Reihen und im Taktschritt Schar um Schar, jede mit einer Musikbande, jede mit einem flatternden Fähnchen an der Spitze, und alle Volksklassen, jede Stufe des Mannesalters bunt durcheinander gemischt. Der graubärtige Greis am Arme des Jünglings, dessen Lippe kaum ein weicher Flaum bedeckte; der gelbe Bauern-

kittel und die Arbeiterbluse neben dem städtischen Modenrocke. In weitem Bogen, aber rasch und sicher kreiste, auf der Wiese angelangt, der fast endlose Zug um die Tribüne herum, bis er sich zu einem breit die Bodenerhebungen hinanwachsenden Ringe um dieselbe zusammenschloß. Ueber dem schmucklosen Gerüste, das die Redner aufgenommen, wallte der verhüllende Fahnenwald.

Jetzt legte sich allmählich tiefe Stille auf den Kreis, doch nur für wenige Augenblicke; denn alsbald erhob sich, von allen Musikchören begleitet, ein tausendstimmiger Männergesang, mächtig, gewaltig, weit über die Stadt und hoch zum Himmel hinanschwellend. Alexis mußte an seinem Fenster stehend unwillkürlich das Haupt entblößen; er verstand weder die Worte des Liedes, noch kannte er die Melodie desselben; aber er sang, von der erhabenen Tonwoge unwiderstehlich ergriffen, leise mit, bis der Gesang zu Ende war.

Nun trat aus dem Fahnenwalde hervor ein Redner an die Brüstung der Tribüne; nach kurzer Frist ein zweiter, dritter. Alexis merkte, daß jedem nur eine knappe Zeit, aber jedem auch eine bestimmte Aufgabe zugeschieden war, über die er nicht hinausgehen durfte. Alle wurden mit der unverbrüchlichsten Aufmerksamkeit angehört, und mancher erwarb sich rauschenden Beifall zum Lohne. Arnold war noch immer nicht erschienen und schon begann Alexis zu befürchten, derselbe möchte seinen Anteil einem andern abgetreten haben, als er vortrat. Wie aus ehernem Munde schwang sich seine Stimme, die sonst so sanft und ruhig klang, über die Menge weg, und donnernder, nicht enden wollender Zuruf erwiderte die Worte voll hohen Sinnes und begeisterter Vaterlandsliebe, die er gesprochen hatte. Ueber den einsamen Zuhörer im Gasthofszimmer floß ein leises Erschauern herab. „Es ist doch etwas," sagte er bewegt vor sich hin; „es ist etwas, so mitten in seinem Volke zu stehen, seine Herzen zu lenken und ihm mit Liebe und Hingebung Führer zu sein. Was bin ich — was kann ich werden!" — Aber drunten stand Arnold, auch als der tosende Beifall endlich langsam verrauschte, noch immer an seinem Platze. Die Rechte wie zur Bitte um Stille erhebend, rief er: „Und nun, liebe Mitbürger, vernehmt zum Schlusse noch einen Gruß, den euch die weite Ferne schickt."

Arnold wandte sich rückwärts und führte eine hohe Gestalt in greisen Haaren und weiß herabwallendem Barte an die Brüstung vor. „Ja, teure Eidgenossen," begann der neue Redner ohne Zaudern mit noch kräftiger, wenn auch nicht so

klangvoller Stimme wie sein Vorgänger; „ich bringe euch von jenseit des Meeres die Grüße und Glückwünsche eurer Landsleute, eurer Verwandten und Bekannten, die das Schicksal wohl der Heimat entführen, aber nicht die Liebe zu dieser unvergeßlichen Heimat aus ihren Herzen tilgen konnte. Sie alle sind euch in euren langen Bemühungen um den freien Ausbau eures vaterländischen Grundgesetzes mit Blicken voll bangender und hoffender Teilnahme nachgegangen; sie alle sind von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, daß euch das schwierige Werk glücklich gelingen möge. Denn sie wissen, das Glück und die Ehre ihrer alten Heimat ist auch ihr Glück und ihre Ehre, wo immer ihr Fuß auf dieser Erde sich hinwende. Und mit herzfreudiger Hoffnung glaube ich, der große Wurf werde euch diesmal gelingen. Dafür gibt mir schon dieser Tag eine Bürgschaft, an dem ihr — wie viele Tausende! — aus allen Gauen, aus allen Thälern und von allen Bergen des Landes herbeigeeilt seid, um für das Werk eurer selbstgewählten Vertreter Zeugnis abzulegen und eure Herzen an dem erhebenden Gefühle patriotischer Zusammengehörigkeit zu erfrischen und aufzurichten. Gott erhalte, Gott schütze und behüte das teure Vaterland!" —

Auch diese Ansprache fand, so kurz sie war, einen warmen Widerhall bei den Zuhörern, erweckte aber zugleich die Neugierde derselben nach der Persönlichkeit des Redners. Niemand kannte ihn, niemand wußte seinen Namen zu nennen, und nur da und dort glaubte einer, ihn schon irgendwo flüchtig gesehen zu haben. Dem Zuhörer droben im Gasthofe erging es noch schlimmer, indem er beim ersten Anblicke des Fremden in eine Aufregung und Verwirrung geriet, aus der er bald sich nicht mehr herauszuhelfen wußte. Während der ganzen Rede hatte er sich weit aus dem Fenster vorgebeugt, ohne einen Blick von dem Redner zu wenden oder sonst eine Bewegung zu machen; jetzt, als dieser wieder unter die Fahnen zurückgetreten war, fuhr er auf und lief hastig durch das Zimmer, in der Absicht, auf die Wiese hinabzueilen. Doch was sollte er dort, wie konnte er den breiten Volksring durchbrechen, und was hätte ihm dies auch nützen können! Getäuscht hatte er sich nicht, davon war er überzeugt — aber gleichwohl wagte er noch nicht an das zu glauben, was er mit eignen Augen gesehen hatte. So verfiel er, während drunten das Volk zum Schlusse seines Tagewerkes den feierlichen Vaterlandsgesang anhob und dann wie ein lang eingedämmter Strom geräuschvoll auseinander zu wogen begann, in jenen seltsamen Seelenzustand, in welchem der Verstand den Wahrnehmungen der Sinne nicht mehr traut

und ſich mit halbem Bewußtſein lieber einem unklaren, dämmernden Sinnen, Hoffen und Fürchten überläßt. In dieſem Zuſtande befand Alexis ſich auch noch, als draußen vor der Zimmerthüre Tritte laut wurden und unter derſelben Arnold erſchien, hinter ihm der weißbärtige Redner.

„Da bring' ich dir meinen amerikaniſchen Oheim," rief Arnold mit ſtrahlendem Geſichte; „und hier, Oheim, unſer ruſſiſcher Vetter — umarmt euch, ihr ungetreuen Ausreißer!" Und die beiden lagen ſich auch alsbald in den Armen, ohne daß Alexis nur wußte, wie ihm geſchah. „Mit dem Moskowitertum wird es ſchon gehen, da wir uns an einem ſolchen Tage finden," rief der Alte mit herzlicher Fröhlichkeit; „ſeien Sie mir tauſendmal willkommen, Vetter." Alexis war noch nicht im ſtande, etwas zu erwidern; aber Arnold, obwohl er in der eignen Aufregung die Verwirrung des Vetters nicht wahrnahm, kam ihm glücklich zu Hilfe, indem er ſogleich drängte: „Doch nun raſch dem leiblichen Menſchen gegeben, was er nicht länger entbehren kann, und dann fort von hier. Es iſt immerhin ein ordentlicher Umweg, und Alicen dürfen wir auch nicht zu lange warten laſſen."

So wurde auf Arnolds Anordnung alsbald ein kleiner Imbiß aufgetragen, über welchem Alexis ſeiner Sinne und Gedanken allmählich wieder Meiſter wurde und die nötigſten Aufklärungen erhielt. Er erfuhr, daß der Oheim kaum erſt vor dem Beginne des Feſtzuges in dem Städtchen angekommen, ſich aber in der Vorausſicht, ſeinen Neffen dort am ſicherſten anzutreffen, ſogleich in das Verſammlungslokal des leitenden Ausſchuſſes begeben hatte. Von dort war er denn auch mit Arnold auf den Feſtplatz gezogen. Alice dagegen war unterwegs, einige Stunden entfernt, bei einer ehemaligen Penſionsfreundin zurückgeblieben, wo ſie nun abgeholt und der Heimweg nach dem Landhauſe am See gemeinſchaftlich angetreten werden ſollte. Schon in weniger als einer halben Stunde fuhren die drei Verwandten zum Thore hinaus.

Doch trotz ſeiner wiederkehrenden Selbſtbeherrſchung war Alexis innerlich froh, daß ſeine Begleiter, beide gleich freudig angeregt, die Unterhaltung auf ſich nahmen und ihn zwiſchen dem Zuhören mehr ſeinen eignen Gedanken überließen. Der Oheim konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Scharen, die ſchon wieder um ihre Fahnen geordnet, in noch gehobenerer Stimmung als am Vormittage, ſich nach allen Richtungen auf den Heimweg begaben. „Ein ſolches Bild," ſagte er, „würde man drüben bei uns allerdings vergeblich ſuchen. Ein amerikani-

ſches Maſſenmeeting gewährt immer nur den Anblick einer einzelnen Volksklaſſe, oder dann denjenigen einer Maſſe disparater, nicht zuſammengehöriger Menſchengeſtalten, die auch alsbald wieder auseinander ſtäuben, — nie das einheitliche Bild eines Volkes. Dieſen Menſchen hier aber geht die Zucht, die ſie daheim in ihrem täglichen Gemeindeleben üben, auch auf ihre Feſte und großen Verſammlungen nach; daher die Ruhe, die Ordnung, die den Fremden betroffen macht."

„Und doch konnte es dir drüben ſo lange gefallen, lieber Oheim!" rief Arnold.

„Auch ſei der Himmel davor, daß ich über Land und Leute dort das Geringſte kommen ließe," entgegnete der Oheim; „wer junge, gärende Kräfte in ſich fühlt, wer erwerben und ſich Wege zu weitgreifender Thätigkeit öffnen will, der gehe immer hinüber; er wird es nicht zu bereuen haben und leicht finden, was er hier vergeblich geſucht hätte."

„Als ob nicht auch wir vieles beſäßen, was drüben umſonſt geſucht wird!" warf Arnold ein.

„Das bin ich ja keineswegs geſinnt in Abrede zu ſtellen," erwiderte der Oheim; „nur beſitzt ihr ein Zuviel, wo Amerika an einem Zuwenig krankt. Der geſunden Entwickelung und Bildung des amerikaniſchen Volkslebens tritt eine gewiſſe Schrankenloſigkeit entgegen; das übermäßige Wachstum der Bevölkerung wie des Staatengebietes ſteht in keinem richtigen Verhältniſſe mit ihrer allzu kurzen geſchichtlichen Dauer, und ſo konnte früh eine ſoziale Ungleichheit Raum gewinnen, die einen in ſich gefeſteten, einheitlichen Volksgeiſt noch nicht aufkommen läßt, trotz eines ſtarken äußeren Zuſammenhaltes. Dafür hat euch die geſchichtliche Gebundenheit all eurer Verhältniſſe leider oft nur den Namen der Freiheit übrig gelaſſen, während ohne das wirkliche Vorhandenſein derſelben an ein wahrhaftes Volkstum auch nicht zu denken iſt."

„Wohl," verſetzte Arnold, „aber ſind wir denn nicht auf dem beſten Wege, uns aus dieſer Gebundenheit herauszuarbeiten und gleichwohl ihr Gutes zu bewahren? Iſt nicht ſchon vieles geſchehen darin?"

„Auch das leugne ich nicht," entgegnete der Oheim; „vielmehr freue ich mich deſſen aus ganzem Herzen als eines ſchönen Glückes, das mir der Himmel ohne mein Zuthun noch auf meinen Lebensabend aufgeſpart zu haben ſcheint. Ihr Jüngeren habt's in dieſer Beziehung weiter gebracht, als ich's mir in meiner eignen Jugend je hätte träumen laſſen."

„Das iſt mir genug," rief Arnold fröhlich; „ſo taucht

doch endlich eine Hoffnung auf, daß du den Lebensabend noch bei uns verbringen wirst."

Der Oheim lächelte leise vor sich hin und sagte nach einigem Zögern: „Es heißt ja, der Vogel, der über Tag noch so hoch und weit geflogen, kehre am Abend immer wieder gern zu seinem Neste zurück. So könnt' es wohl auch mit mir geschehen; doch liegt das nicht in meiner Hand."

„Nicht in deiner Hand?" fragte Arnold verwundert; „und in welcher andern sonst denn, lieber Oheim?"

„In meinen alten Tagen trenne ich mich nicht mehr von meinem einzigen Kinde," erwiderte der Oheim, „und so mag Alice entscheiden — ich dränge sie nicht. Meine Vorkehren drüben sind getroffen."

„O dann," rief Arnold freudig aus, „o dann ist der Würfel schon gefallen! Alice wird unser Land nie verlassen, solange noch einer seiner Berge stehen bleibt."

Alexis war dieser Wendung des Gesprächs mit einem wachsenden Gefühle schmerzlicher Beklommenheit gefolgt, und beklommen blickte er nun auch auf Arnold, der dem Oheim, wie zur Bestätigung eines stilleinverstandenen Bündnisses, die Hand schüttelte. „Wie könnte es auch anders sein," murmelte er mit einem nur mühsam unterdrückten Seufzer in sich hinein; „was wäre anders zu erwarten gewesen!" Er schaute träumerisch in das Land hinaus, über dem es bereits zu dämmern begann. „Eines wird mir doch erspart," fuhr er in seinem lautlosen Selbstgespräche fort; „bis wir hinkommen, ist es dunkel geworden, und dann werden Nacht und Eile das übrige thun." —

Und so kam es auch. Als der Wagen an dem Hause anlangte, in welchem Alice wartete, war die Nacht angebrochen, und bei dem Wege, der noch zurückzulegen war, durfte an einen Aufenthalt nicht mehr gedacht werden. Solchergestalt konnte die erste Begrüßung der beiden Verwandten, die in ihrem Leben sich noch nie begrüßt, nur auf offener Straße und beim ungewissen Flackerscheine eines Lichtes, das ein Bediener trug, geschehen. Gleichwohl mußte Alexis unwillkürlich die Augen schließen, als Alice im Scheine dieses Lichtes von noch einigen Frauen begleitet auf der Vortreppe des Hauses erschien, und ebenso unwillkürlich preßte er die Hand gegen das Herz, als sie ihrem Vetter Arnold anmutig die Wange zum Kusse bot. Ihn selbst bewillkommnete sie mit unbefangener Freundlichkeit, und nur beim ersten Anblicke schien ein flüchtiger Ausdruck der Ueberraschung über ihr Gesicht dahinzugleiten. —

Mitternacht war schon vorüber, als der Wagen endlich auf den Hof des Landhauses hereinfuhr. Die Natur hatte, von der bestrickenden Stille der dämmernden Sternennacht unterstützt, ihre Rechte unmerklich geltend gemacht und das Gespräch war allmählich ins Stocken geraten. Alice, die von Anfang an wenig gesprochen, lag scheinbar schlummernd in die Wagenecke gelehnt, und so beeilte man sich nun, die Ruhe aufzusuchen. Doch gab Arnold seinem vetterlichen Gaste noch in gewohnter Weise das Zimmergeleite.

Alexis drückte, als sie eingetreten waren, sorgfältig die Thür zu und warf sich dann mit dem Anscheine völliger Ermüdung in einen Lehnstuhl; aber er erhob sich sogleich wieder und sagte auf das Porträt der Tante deutend: „Vergiß nicht, am Morgen früh das Bild an seinen alten Platz zurückbringen zu lassen; es möchte dem Oheim und der Tochter auffallen, dasselbe nicht dort zu finden."

„Ei, warum denn das," erwiderte Arnold, dem Bilde näher tretend, ruhig: „Doch ist mir's diesen Abend vorgekommen, als sei Alice, seit ich sie das letzte Mal gesehen, ihrer Mutter viel ähnlicher geworden. Wie findest du sie, Vetter?"

„Das wäre dir erst diesen Abend so vorgekommen!" rief Alexis.

Arnold wendete sich bei dem seltsam gepreßten Tone, in dem diese Worte hervorgestoßen waren, mit einem fragenden Blicke nach seinem Gaste um und bemerkte nun erst den fast verstörten Ausdruck, der auf dessen bleichem Gesichte lag. „Mein Gott, was ist dir," rief er erschrocken, „was fehlt dir, Vetter?"

Dieser legte beide Hände über die Augen und sagte, indem er sie langsam wieder herabsinken ließ, noch im nämlichen Tone: „Lache über mich, wenn du willst; nur treibe dein Spiel nicht mit mir!"

„Mein Spiel mit dir treiben!" rief Arnold mit wachsendem Erstaunen; „aber so sprich doch — was meinst du?"

„Nun denn," entgegnete Alexis etwas gefaßter, „so sage mir endlich aufrichtig, wie stehst du zu deiner Kousine; ist sie dir wohl schon von früh an durch den Wunsch der Eltern bestimmt gewesen, hast du erst später sie dir zur Lebensgefährtin ausersehen — gönne mir dein Vertrauen und sei offen gegen mich."

Arnold schaute den Vetter in höchster Betroffenheit an und schüttelte langsam den Kopf, wie ungewiß, was er denken solle. „Alice," sagte er ebenso langsam, „ist das Kind unsres Hauses,

meine Schwester, wenn du willst; aber —" Er unterbrach sich, um seinen Verwandten von neuem erstaunt anzublicken.

„Dann," erwiderte dieser, sein gesenktes Gesicht erhebend, „dann verzeihe, und du wirst mich begreifen, wenn ich dir sage, daß Alice niemand anders ist, als meine Engländerin von der Furka."

Arnold wollte in einen lauten Ausruf der Ueberraschung ausbrechen; aber Alexis machte eine rasch abwehrende Bewegung und fuhr selbst so leise, als ob ihn die Wände nicht hören dürften, fort: „Glücklicherweise hat weder der Oheim noch Alice mich wieder erkannt, was auch natürlich ist; aber was nun weiter geschehen soll —"

Arnold begann schweigend das Zimmer auf und nieder zu schreiten; in seinen sonst so ruhigen Zügen bewegte sich etwas, wie ein fernes Aufleuchten. Endlich sagte er, wieder stehen bleibend: „Ja, was nun weiter! du sprichst das aus, als ob es sich um ein erschreckendes Unglück, um ein Verbrechen handelte, lieber Vetter. Vorerst schlafen, rate ich, schlafen; und du wirst sehen, wie hell am Morgen die Welt vor deinen Augen steht."

Und schon in aller Frühe dieses Morgens, noch lange bevor der Oheim und seine Tochter zum Vorschein kamen, waren die beiden in eifrigem Gespräche auch wieder beieinander; dann aber schien kein Blick, geschweige ein andeutendes Wort mehr an das Geschehene erinnern zu sollen. Ueberhaupt begann von dem Tage an ein Leben auf dem Landhause, das dem See glich, der unter seinen Fenstern sich ausbreitete. Die Oberfläche war ruhig und klar, aber in der Tiefe unter derselben bewegte sich viel heimliches Leben durcheinander. Ungesehene Strömungen rauschten nebeneinander her oder durchkreuzten sich; neue Quellen brachen aus dem Grunde auf und umspielten erfrischend den Stengel der Seerose, die träumend zum Licht emporstrebte. Arnold selbst schien mit all seinem Denken und Sinnen von der nahenden Volksabstimmung in Anspruch genommen zu werden. Er ging in die Stadt, fuhr tagelang auf die Dörfer hinaus und der Oheim, der an diesem lebendigen Treiben sich völlig verjüngte, begleitete ihn. So sahen Alice und Alexis zu ihrer Unterhaltung sich oft genug einzig aufeinander angewiesen, und sie suchten dieser gegenseitigen Pflicht auch mit bestem Willen nachzukommen. Kleinere und größere Spaziergänge nach aussichtreichen Höhen wurden ausgeführt, Fahrten auf dem See veranstaltet. Sie musizierten und sangen wohl auch miteinander, oder betrachteten gemeinschaftlich Arnolds

Kunstschätze. Als sie das erste Mal vor Alicens mütterlichem Bildnisse standen, deutete er auf die Mitteilungen hin, die Arnold ihm über die Krankheit der Verstorbenen gemacht. „Ich habe die arme Mutter nie gekannt," sagte sie in schmerzlicher Bewegung; „aber meine gute Tante, die mir eine zweite Mutter geworden, hat mir oft von ihrem Leiden erzählt, und ich begreife nur zu gut, wie sie daran sterben konnte."

„Sie würden sich also ebenfalls vor dem Heimweh fürchten, wenn Sie im Auslande leben sollten?" fragte Alexis.

„Gewiß würd' ich das," erwiderte sie lebhaft; „erinnere ich mich doch deutlich, wie ich mich schon als Kind hierher gesehnt habe."

„Weil man Ihnen vorher erzählte, daß Sie hier zu einer zweiten Mutter kommen sollten."

„Ohne Zweifel geschah das," entgegnete Alice, „aber wie müßte ich jetzt, wo ich dieses schöne Land, dieses gute Volk kenne, nicht Heimweh nach ihnen bekommen, wenn ich sie verließe?"

„Auch nach dem Volke?"

„Und warum nicht," fragte sie, ihn verwundert anblickend, „da ich doch selbst zu diesem Volke gehöre!"

„Sie sind also nicht bloß das äußere Ebenbild Ihrer Mutter!" rief Alexis nachdenklich aus.

„Sie wandte sich, ohne etwas zu erwidern, ab, so daß er nicht wußte, wie sie seine rasche Bemerkung aufgenommen. Ueberhaupt wußte er oft genug nicht, wie er mit dem schönen Kinde daran war, oder wie ihm selbst geschah. Denn als ein Kind mußte ihm Alice manchmal erscheinen. Mit der kindlichsten Unbefangenheit konnte sie mit dem ersten besten Bauern wie mit einem vertrauten Hausgenossen verkehren, und im nächsten Augenblicke stand sie wieder wie eine geborene Herrscherin da, der er nur mit unwillkürlicher Ehrerbietung sich zu nahen wagte. Aber aus allem, was sie in jeder ihrer wechselnden Gestalten that und sprach, wehte ihn ein so frischer Hauch bestrickender Anmut an, daß es eitle Mühe für ihn gewesen wäre, sich diesem Zauber entziehen zu wollen. So gab er sich demselben widerstandslos gefangen, ohne sich nur zu fragen, wie all das enden solle. Denn es entging ihm nicht, daß Alice oft sich nach der Gesellschaft der Abwesenden zu sehnen schien, und drum mitunter auch lebhaft an den gemeinschaftlichen Abendgesprächen teilnahm, die sich um die schwebende Tagesfrage bewegten.

„Wie gern möcht' ich euch, wenn es anginge, auf euern

Fahrten begleiten," sagte sie einmal; „es muß etwas so Schönes darin liegen, eine gewonnene Einsicht unmittelbar dem weniger Einsichtigen einzuflößen und seine Seele gleichsam eigenhändig mit einem höheren Lichte zu erfüllen. Das Gespräch mehr gleichmäßig Gebildeter untereinander verhält sich dagegen doch wie ein bloßes Spiel, wie ein Zeitvertreib zur nützlichen Thätigkeit."

„Hört mir einmal diese genügsame Weisheit," rief Arnold scherzend; „aber belehre du nur erst unsern Vetter Alexis und du hast genug gethan."

„O, um diesen russischen Vetter steht es nicht halb so schlimm, wie ich es erwartet hätte," entgegnete der Oheim, ebenfalls fröhlich gelaunt. „Recht hat er; diese unmittelbar eingreifende Thätigkeit zehrt eine unglaubliche Menge geistiger Kräfte auf, die sich in andrer Weise zu vollendeteren Formen, zur Kunstblüte hätten entfalten können. Gleichwohl sind es immer wieder nur die höchsten und dauerndsten Menschheitsgedanken, die ein ganzes Volk zu bewegen vermögen, und haben diese erst einmal sich durch das Gesetz in seine Anschauungen und Gewohnheiten eingewurzelt, so werden sie schon von selbst auch ihre edlere Blüte treiben."

Unter solchem Thun und Besprechen kam endlich der entscheidende Tag heran. Schon der Abend brachte aus den näheren Gegenden erfreuliche Berichte und am folgenden Morgen verkündete lang anhaltender Kanonendonner, der von der Stadt heraus über den See weit in die Berge hineindröhnte, das glückliche Abstimmungsergebnis. Nun war aber für Arnold kein Bleibens mehr zu Hause. „Nur heute noch seht mir meine Unart nach," rief er in freudiger Aufregung; „morgen und alle kommenden Tage sollst du dich nie mehr über mich zu beklagen haben, liebe Alice. Aber du weißt, am Abend findet eine kleine Feier des großen Ereignisses statt und da bedarf es noch mancherlei Vorbereitung, Rat und Hilfe. Also auf fröhliches Wiedersehen!" — Mit dieser heiteren Entschuldigung machte der Neffe sich auf den Weg und der Oheim folgte ihm munter.

Am Abend saßen die zwei Zurückgebliebenen auf der Altane, die nach dem See ging. Ueber den Gebirgshäuptern hatte der Purpur abgeblüht und auf dem See und seinen Ufergeländen lag schon nächtiges Dunkel ausgebreitet. Da stieg mit einemmal auf dem nächsten Vorberge jenseit des Sees rasch eine Feuersäule empor; auf einer benachbarten Höhe eine zweite, dritte — und in weniger als einer Viertelstunde leuchtete um

den See, so weit der Blick reichte, ein mächtiger Feuerkranz, der seinen Flammenschein über die stillen Wasser herab und hoch zum Himmel hinauf ergoß. Die Luft füllte sich mit einem rötlichen Schimmer, der Baum und Haus, Wald und Flur in einem magischen Dämmerlichte erscheinen ließ. Auch drunten auf dem See nach der Stadt hinab wurde es lebendig. Zahlreiche Kähne, die sprühenden Feuergarben glichen, fuhren in kunstreichen Windungen durcheinander, und die Stadt selbst schien sich in eine einzige, riesige Feuergarbe verwandelt zu haben, aus der ihre Türme und Häuser in wechselndem Farbenglanze emporstiegen. Dazu kam von allen Seiten feierliches Glockengeläute herangewallt, donnernde Schüsse warfen ihre ehernen Grüße darein, und von Zeit zu Zeit trug der Abendwind den verwehenden Jubelruf des Volkes von der Stadt heraus.

In stummes Anschauen verloren waren die zwei einsamen Beobachter auf ihrer Altane lange lautlos nebeneinander gesessen, bis endlich Alice aufatmend ausrief: „Ach, hier ist es schön, hier ist doch gut wohnen!"

„Hier ist es schön," wiederholte Alexis bewegt ihre Worte, „und auch ich möchte wieder hier wohnen unter meinem angestammten Volke, im Lande meiner Väter, wenn mir irgendwo in demselben eine Hütte stünde. — Oder willst du mir eine solche bauen helfen, Alice?" —

Mit dieser Frage hatte er sich vor ihr auf die Kniee geworfen und suchte nun ihre beiden Hände zu ergreifen. „Alice," bat er, als sie keine Antwort gab, „vergib, verzeihe mir; ach, ich habe dich vom ersten Augenblicke an geliebt, schon bevor wir uns als Verwandte kennen gelernt."

„Ich weiß, wo du mich zum erstenmal gesehen hast," sagte sie lächelnd; „aber das zweite Mal hab' ich dich trotz Nacht und Dunkelheit auch auf den ersten Blick wieder erkannt."

„Alice," rief Alexis, „du hättest —"

„Steh' auf!" flüsterte sie, sich zu ihm niederbeugend, „steh' auf und bleibe bei uns — ich will dir deine Hütte bauen helfen."

Nachdem der stürmische Ausbruch gesicherter Glückseligkeit, der diesem Versprechen folgte, sich etwas besänftigt hatte, wollte Alexis, wie alle Glücklichen unersättlich in seinem Glücke, von neuem die Versicherung hören, daß Alice bei der zweiten Begegnung sich seiner erinnert und ihn wieder erkannt habe. „Ich suchte deshalb, obwohl ich sicher war, schon am ersten Tage den Vetter auszuforschen," erzählte sie darauf mit schalkhaftem

Lächeln, „und von ihm erfuhr ich auch den boshaften Streich, den der übermütige Engländer dir gespielt hatte. Wir beide haben wohl ein bißchen gelacht darüber.“

Alexis errötete. „Diesen Verrat hätte ich von Arnold nicht erwartet!“ rief er unwillig.

„Gib dich zufrieden,“ erwiderte sie leise, „er hat mir dafür auch erzählt, wie du mich, ohne zu ahnen, wer ich war, im Bilde meiner Mutter wieder erkannt und mich wohl auch ein wenig geliebt habest in demselben. Und siehst du, das allein schon hätte vielleicht hingereicht, dir mein Herz zuzuwenden.“

Unter solch süßem Geplauder merkten die Glücklichen kaum, daß die funkelnden Kähne auf dem See verschwanden und die Feuersäulen auf den Höhen allmählich tiefer sanken. Drum nahmen sie auch die Tritte nicht wahr, die durch den Korridor herankamen, bis der Oheim und Arnold auf die Altane traten. Doch Alexis hatte sich bald gefaßt. „Oheim,“ rief er, sich erhebend und die holde Mädchengestalt näher an sich ziehend, „gönnt mir den Vaternamen, ich bleibe im Lande, wo Eure Tochter bleibt, und werde Euch stets ein getreuer Sohn sein.“

Der Oheim blickte bald auf das vor ihm stehende Paar, bald auf seinen Neffen, der zuerst den Vetter, dann Alicen umarmend, mit dem schönen Aufleuchten seiner Augen ausrief: „Was hab' ich dir gesagt, Herzensoheim; die jungen Zweige wenden sich wieder zum alten Stamme zurück, um ihn mit neuem Grün zu bekleiden.“

Der Oheim erhob schweigend die Hände, um sie auf die Häupter seiner Kinder zu legen. Aus einem Kahne aber, der durch die Nacht den See hinabglitt, erscholl es in melodischem Männergesange zur Altane empor: „O mein Heimatland, o mein Vaterland!“

Drei Freunde.

Auf der schönen Juraſtraße, die über einen romantiſchen Bergſattel aus dem Innern des Landes an den Rhein hinabführt, zog an einem heitern Herbſtnachmittage ein Trupp junger, fröhlicher Leute dahin. Es waren lauter friſche Burſche, die heute aus dem erſten Militärdienſte, den ſie ſeit einigen Wochen in der Kantonshauptſtadt geleiſtet, entlaſſen worden waren; und wie es ſo zu geſchehen pflegt, ſolche Ehrentage verlangen immer eine beſondere Feier. Jubel und Geſang erſchallten aus der munteren Schar, und wo ein Wirtshaus am Wege ſtand, mußte billigerweiſe Halt gemacht werden; aber obwohl an ſolchen Ruheſtätten durchaus kein Mangel war, wäre ein friſcher Trunk hier und da auch im Freien noch wünſchenswert geweſen. Drum war ſchon vom erſten Dorfe außerhalb der Stadt ein Mann mitgenommen worden, der ein ziemlich beträchtliches Fäßchen auf dem Rücken trug, und wo nur einer oder mehrere zuſammen vom Hauptzuge abſchwenkten, um auf anderm Wege in die Heimat zu gelangen, wurde am Scheideweg noch ein brüderlicher Abſchiedstrunk gehalten. Was Wunder alſo, wenn die noch Zuſammenbleibenden immer heiterer, immer luſtiger wurden, je länger der Weg dauerte! Aber als allmählich der Abend niederſank, waren von der ganzen Schar nur noch drei übrig geblieben, die nach der kleinen Rheinſtadt hingehörten, deren alte Türme jetzt dort drunten ſchattenhaft in die Dämmerung emporſtiegen.

Sie ſtanden Hand in Hand auf einer waldigen Anhöhe und ſchauten eine kleine Weile ſchweigend nach der Heimat hinunter; dann rief der eine mit weithinſchallender Stimme: „Gott grüß euch alle dort drunten; aber in der nächſten Stunde ſollt ihr uns noch nicht in eure Mauern bekommen! Nein, nein,“ wendete er ſich an ſeine Kameraden, „ſo ganz ohne Sang und Klang darf der heutige Tag nicht begraben werden. Wir gehen noch nach dem Sommerhauſe, mein' ich!“ — Ob-

wohl nun dieser vorgeschlagene Gang über das Sommerhaus, eine beliebte und von den Städtern zur schönen Jahreszeit viel besuchte Wirtschaft, einen beträchtlichen Umweg bildete, wurde doch der Vorschlag von den zwei andern mit froher Bereitwilligkeit angenommen, und im Takte eines munteren Marschliedes ging es seitwärts, dem Saume des Waldes entlang.

Die Nacht war schon eine Weile angebrochen, als die Drei das Sommerhaus erreichten, wo keine Gäste mehr zu sehen waren; aber deshalb wurden die Ankömmlinge um nichts weniger freundlich empfangen und schon unter der Thüre rief ihnen der Wirt entgegen: „Ei der Tausend! das Kleeblatt — seh' mir einer, wie das sich in der Uniform ausnimmt! Da wird, denk' ich, schon die Großmutter aufmarschieren müssen?" — „Ja, ja, die Großmutter," riefen alle drei, indem sie sich an einen kleinen runden Tisch setzten; „nur schnell her damit!" — Sie langte auch alsbald dienstfertig an, die Großmutter — nämlich eine wahre Riesenflasche, die wohl einige Maß halten und ihren Namen daher tragen mochte, daß sie gewöhnlich auf den Tisch kam, wenn eine ganze durstige Familie mit Großmutter und Enkeln getränkt werden sollte. Der Wirt mußte sich sogleich mit zu den freigebigen Gästen setzen; nach einer Weile ließ sich auch die hübsche, guitarrenkundige Tochter herbeinötigen, und so verhallte bei Wein und Gesang der wiederholte Stundenschlag der Wanduhr ungehört. Es ging auf Mitternacht, als die drei Freunde endlich vom Sommerhause Abschied nahmen. —

Draußen floß ein leisdämmernder, schwankender Sternenschein durch die Nacht, der die Gegenstände manchmal nur deutlicher hervortreten ließ, um sie einen Augenblick darauf desto tiefer ins Dunkel einzuhüllen. Die Fröhlichen achteten jedoch wenig auf dieses Licht- und Schattenspiel, da sie selbst bei stockfinsterer Nacht den bequemen und vielgewohnten Heimweg unbeanstandet gefunden hätten; dafür übertönten sie das bald leiser, bald stärker anschwellende Rauschen des Rheines, der in geringer Entfernung dahinfloß, mit Gesang und Jauchzen, bis sie auf einige hundert Schritte an das Stadtthor gekommen waren. Hier, wo eine weiße Mauer in unmittelbarer Nähe vor ihnen aus der Dunkelheit aufstieg, verstummten sie plötzlich, obwohl ihr Lärm keinen der Schläfer, die hinter dieser Mauer lagen, mehr aufgeweckt haben würde. Denn es war die Friedhofmauer des Städtchens.

Einige Sekunden lang wurde nichts mehr gehört als der

Schall der taktgemäßen Schritte; aber das Soldatenkleid, das überall an ein frisches Erfassen des Augenblicks mahnt, scheint oft gerade in den stilleren und sinnigeren Naturen den verborgenen Uebermut am kräftigsten aufzurütteln. So wenigstens geschah es hier, als Eugen, sonst im gewöhnlichen Geleise des bürgerlichen Lebens von allen Dreien weitaus der ruhigste und ernsteste, mit einemmal stehen blieb. „Hört ihr, Anton und Leopold," sagte er in keckem, fast spöttischem Tone, „wir marschieren plötzlich so untergeduckt daher, als ob wir uns an einem gefährlichen Feldposten vorüberschleichen müßten. Sollte das etwa von der alten Geyerin herkommen, die heute hier begraben worden? Seht, wahrhaftig, da steht die Friedhofsthür noch halb offen!"

„Was kümmert uns das," erwiderte einer der andern; „der Totengräber wird eben vergessen haben, sie zu schließen."

„Glaubst du wirklich," rief Eugen neckend; „nein, nein, die Geyerin hat den Riegel zurückgeschoben, damit alle Neugierigen und Wundersüchtigen ungestört ihre Besuche bei ihr fortsetzen können. Die brave Wahrsagerin! Wie oft hat sie uns prophezeit, das wir alle drei die gleichen Schicksale erleben werden, weil wir nicht nur in der gleichen Woche, sondern auch unter dem gleichen Planeten zur Welt gekommen seien. Freilich, wenn mir dann allemal wissen wollten, wie diese Schicksale beschaffen sein würden, begnügte sie sich mit einem bedenklich geheimnisvollen Kopfschütteln, die zukunftschauende Sibylle."

„Aber, so komm doch," sagte Leopold ungeduldig, „du kannst der Geyerin deine Grabrede ja auch unterwegs noch halten."

„Mit nichten, Freund," entgegnete Eugen, in ein komisches Pathos übergehend, „im Leben war die arme Geyerin, wie wir trotz ihrer Beteuerungen alle wußten, sicherlich nicht schicksalskundiger als irgend eine ihrer Kolleginnen, die sich vom Handel mit Zwirn und Nadeln nährt. Aber nun wird sie zum Lichte eingegangen sein, und drum soll sie uns jetzt auch sagen, was ihr früheres Kopfschütteln zu bedeuten gehabt habe. Folgt mir!"

Anton und Leopold zögerten trotz der eignen Erregung, die infolge des in ungewohntem Maße genossenen Weines und all der andern Erlebnisse des Tages natürlich war, unwillkürlich einen Augenblick, bevor sie der unerwarteten Einladung nachkamen, und der eine oder andre würde wohl auch ein abmahnendes Wort bereit gehabt haben, wenn der Vorschlag

nicht gerade von dem sonst so bedachtsamen und feinfühligen Eugen ausgegangen wäre. So folgten sie, wenn auch widerwillig, dem Voranschreitenden und stellten sich vor ein noch kaum halb mit Erde zugefülltes Grab, das hart hinter der Friedhofsthüre lag, und in welchem der Gräberordnung nach niemand ruhen konnte, als die alte Geyerin, die heute, wie die jungen Leute erst draußen im Sommerhause erfahren hatten, bestattet worden war.

„Höre, selige Frau Geyerin," begann Eugen in tiefem, beschwörendem Tone, aber doch mit etwas unsicherer Stimme: „du bist aus dem Leben gegangen, ohne dich gegen uns drei einer angelegentlichen Schuld entledigt zu haben. Drum erfülle jetzt, da wir deinen Worten noch größeren Glauben schenken, als wir's früher gethan hätten, diese deine Pflicht, und sage uns, worin besteht die Gleichheit unsrer Schicksale, die du so oft prophezeit hast?" —

„Wiederum keine Antwort in gewohnter Weise," fuhr der Beschwörende nach einer kleinen, lautlosen Pause fort, „nicht einmal mehr das geheimnisvolle Kopfschütteln: drum will ich etwas bestimmter fragen und gleich mit dem Ende anfangen. Frau Geyerin, hat das Schicksal vielleicht beschlossen, daß wir alle drei dir bald ins Jenseits nachfolgen sollen?" —

Der dumpfe Ton der fragenden Stimme war kaum verhallt in dem stillen Raume, als die drei Freunde wie von einem unsichtbaren Blitzschlage getroffen auseinanderfuhren; denn unmittelbar vor ihnen hatte eine andre Stimme hohl, aber deutlich und langsam zur Antwort gegeben: „Ja bald — alle Drei!" —

Eugen war der erste, der nach dem augenblicklich betäubenden Schreck seine Geistesgegenwart wieder fand. „Ha," rief er mit noch bebender Stimme, „wer will uns hier zum besten halten? Komm hervor, Bursche, sonst soll es dir übel bekommen!" Zugleich bemühte er sich, seine Blicke mit aller Anstrengung in das wechselnde, zerfließende Dunkel einzutauchen, das an den bald weißen, bald schwarzen Grabzeichen hin und wider schwebte; aber Anton faßte ihn am Arme und sagte leise und bewegt: „Sei es, wer es wolle — komm Eugen, wir sind hier nicht an unserm Platze."

Als die zwei auf die Straße hinaustraten, schritt Leopold schon vor ihnen her, ohne zurückzublicken oder einen Laut von sich zu geben. Erst am Stadtthore, neben dem sein Elternhaus lag, blieb er stehen und fragte mit leiser Stimme: „Sehen wir uns morgen in der Kirche? Ich werde hingehen."

— „Ja, in der Kirche," lautete die kurze Antwort; „gute Nacht — auf Wiederſehen."

Auf der Emporkirche, ganz in der Nähe der Orgel, hatten ſich die drei Freunde von Jugend an, ſeit dem Feſttage, wo ihre hellen Knabenſtimmen hier zum erſtenmal im Chore zuſammen erklungen, einen gemeinſamen Platz bewahrt. Dieſer wurde, wie das in den herkömmlich geordneten Verhältniſſen kleiner Städte geſchehen kann, ſelten oder nie von jemand andrem in Anſpruch genommen, auch wenn die Drei, ſelbſt für längere Zeit, nicht anweſend waren. Einmal mußte das „Kleeblatt" doch wieder zuſammenkommen und dann ſein altes Recht geltend machen. Und auf dieſem Platze hatten ſich alſo am folgenden Morgen auch rechtzeitig Eugen und Anton eingefunden, ohne daß jedoch der dritte Genoſſe erſcheinen wollte. „Leopold wird ſich verſchlafen haben," meinte endlich Anton; „es wäre mir beinahe ebenſo ergangen." — „Wahrſcheinlich, pflichtete Eugen bei; „es war eben doch etwas ſpäter geworden, als gerade notwendig geweſen wäre."

Anton nickte langſam und nachdenklich. Er empfand deutlich, daß Eugen ſo wenig ſeinen innerſten Gedanken ausgeſprochen, als er es ſelber gethan; aber drum mochte er ihn auch nicht weiter berühren, dieſen Gedanken, der freilich nur wie ein dunkles, ſchattenhaftes Gebilde in ihm lag. Dafür ſorgten andre ganz unabſichtlich, daß derſelbe immer von neuem wach erhalten wurde. Von allen Seiten drängten Bekannte heran, die Heimgekehrten zu begrüßen und ſie um ihre kleinen militäriſchen Erlebniſſe zu befragen. Doch die erſte Frage lautete überall: „Aber wo habt ihr den Leopold gelaſſen — iſt der noch nicht zurück?" — Dieſer und jener verſuchte wohl auch ein Scherzwort, ob der Kamerad ſchon im erſten Feldzuge auf die Liſte der „Vermißten" gekommen ſei und dgl., wodurch die Freunde unwillkürlich und ohne es ſich ſelbſt geſtehen zu wollen, auf das peinlichſte berührt wurden.

Nach beendigtem Gottesdienſte nahmen ſie, wie ſich das von ſelbſt verſtand, den Weg geraden Schrittes nach dem oberen Thore. Sie gingen raſch, aber ſchweigend dahin und am Ziele angelangt ließ Anton den meſſingenen Thürhammer am elterlichen Hauſe Leopolds ſo leiſe auffallen, als ob er ſich ſcheue, einen Schlafenden zu wecken. Gleichwohl wurde ſofort geöffnet und die Mutter des Freundes begrüßte die Ankömmlinge mit gewohnter Herzlichkeit, ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit verber-

gen zu wollen. „Leopold hat mir gesagt, daß ihr euch in der Kirche sehen wollt," fügte sie sogleich hinzu; „aber der Doktor hat ihm streng befohlen, das Zimmer nicht zu verlassen."

„Wie, der Doktor war da?" riefen die beiden Freunde wie aus einem Munde; „aber was ist es denn — was fehlt ihm?"

„Das muß man erst noch gewärtig sein, was kommen will — Gott gebe, nichts Schlimmes," sagte die Frau; „wir waren schon lange zu Bett, als Leopold heimkam, wir hatten ihn nicht mehr erwartet so spät; aber er wollte durchaus nicht zugeben, daß noch jemand aufstehe seinetwegen — er sei froh, sogleich zu Bett gehen zu können. Er that es auch, ohne uns länger Rede zu stehen; aber mich wollte es nicht mehr recht zur Ruhe kommen lassen, er hatte auch gar so bleich und angegriffen ausgesehen. Und, gütiger Himmel, wie erschrak ich, als ich den Morgen noch vor Tagesanbruch in sein Zimmer kam; da lag er in heftigen Fiebern, erkannte mich nicht einmal mehr und redete ganz irre, vom Friedhof, von der alten Geyerin, und dann rief er wieder nach euch beiden, ihr sollet doch mit ihm kommen. Natürlich schickten wir sogleich zum Doktor, und der hat ihm die Fieber, gottlob! bald etwas stillen können. Ich hätte dann gern auch noch vor der Kirche euch zweien Bericht gemacht; aber Leopold hat es nicht zugeben wollen, es sei immer noch früh genug, daß ihr's vernehmt — hat er gemeint."

Unter diesen mit gedämpfter Stimme gemachten Mitteilungen waren sie die Treppe hinauf an das Gemach Leopolds gekommen. Er saß aufrecht in seinem Bette und streckte den beiden mit einem eigentümlichen, verlegenen Lächeln die Hand entgegen. „Ich konnte nicht Wort halten heute," sagte er; „doch bis morgen wird es hoffentlich wieder besser sein. Es war eben ein augenblicklicher Anfall." Anton und Eugen warfen sich einen verstohlenen Blick zu, wobei jedoch jeder das Erschrecken zu verbergen suchte, das ihm das veränderte Aussehen des Freundes eingeflößt hatte. Die Augen waren matt und trüb, und doch von einem eignen scharfen Glanz erfüllt, während es über den fahl gewordenen Wangen hin und her zitterte, wie der Widerschein eines unstäten Flämmleins. „Was fehlt dir denn eigentlich," fragte Eugen; „hast du Schmerzen?" — „Nein, das gerade nicht," antwortete der Kranke, „nur liegt es mir noch so schwer in den Gliedern, und auch der Kopf — der Kopf ist nicht in der Ordnung." Er legte die Hand an die feuchte, bleiche Stirn und fügte hinzu: „Der

Doktor hat gesagt, ich solle mich heute nur völlig ruhig halten, dann werd' es wohl wieder gut sein." — „Thu' du das," ermahnte Anton mit leiser Stimme; „wir haben eben gestern zu viel getrunken — ich spür' es selbst auch. Jetzt wollen wir gehen und dich nicht durch Plaudern ermüden."

Der Kranke machte keine Einwendung; aber als die Freunde schon unter der Thüre waren, rief er ihnen noch nach: „Gehen wir morgen zum erstenmal auf die Jagd, wenn es besser wird?" — „Gewiß, ich bin bereit," erwiderte Eugen in ruhigem Tone; „hoffentlich werden wir gutes Wetter haben und dieses Jahr muß die Jagd recht werden." — „Du vermagst dich besser zu halten als ich," flüsterte Anton, als sie die Treppe hinabstiegen. „Leopold wird auch übermorgen sicherlich noch nicht auf die Jagd gehen."

Eugen gab keine Antwort. Als sie auf die Straße hinaustraten, sahen sie von weitem den Doktor gegen das Haus zukommen und blieben stehen. Er war in seinem Benehmen ein etwas rauher und derber Herr, aber wer ihn genauer kannte, mußte denken, diese äußere Form sei ihm notwendig, um das für seinen Beruf vielleicht allzu weiche und teilnehmende Herz zu schützen. „Nun, nun," rief er den zwei Jünglingen entgegen, „haben euch die vermaledeiten Kasernengurgeln denn so arg drangsaliert, daß ich gleich mit Pflaster und Salbe nachhelfen muß — wie?"

„Streng genug war der Dienst schon," antwortete Eugen; „indessen hatten wir uns doch nicht gerade zu beklagen."

„Danach siehst du wenigstens auch nicht aus," sagte der Doktor, indem er einen prüfenden Blick über die beiden gleiten ließ; „unserm Anton da könnte man schon eher einige Strapazen ansehen. Oder habt ihr etwa gestern zum Schlusse zu stark über die Schnur gehauen?"

„Etwas ist schon gegangen, jedenfalls mehr als gerade notwendig gewesen wäre," erwiderte Eugen, den Blick auf den Boden heftend; „aber was fehlt denn eigentlich unserm Leopold, Herr Doktor?"

„Ja, was ihm fehlt!" brummte der Gefragte mit verdrießlichem Gesichte; fügte jedoch alsbald freundlicher hinzu: „Zuerst befürchtete ich ernstlich, es sei ein ganz richtiges Nervenfieber im Anzug, und ganz sicher bin ich natürlich auch jetzt noch nicht darüber — das ist abzuwarten. Jedenfalls muß ich die Herren ersuchen, die nächsten zwei, drei Tage ihn mit ihren Besuchen zu verschonen und sich nur bei seinen Eltern nach seinem Befinden zu erkundigen, wenn wir uns selbst nicht etwa treffen sollten."

Der Doktor verabschiedete sich mit einer kurzen Handbewegung und die beiden Freunde gingen wieder unter nachdenklichem Schweigen die Straße abwärts. Als sie vor Eugens elterlichem Hause angelangt waren, sagte dieser: „Komm' mit hinauf, wir trinken ein Glas zusammen."

Anton machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe, ohne eine weitere Antwort zu geben.

„Nun, was beginnen wir denn mit dem Nachmittage?" fuhr Eugen fort; „das Wetter ist fast zu schön, um in der Stadt zu bleiben."

„Es ist wahr," antwortete Anton langsam; „aber gleichwohl hab' ich keine Lust zum Ausgehen. Vielleicht, daß ich auf den Abend ein wenig zu dir hinüberkomme."

Eugen schaute dem Davongehenden einen Augenblick nach und wollte sich dann nachdenklich der Hausthüre zuwenden, als unversehens seine Schwester, ein munteres, blühendes Mädchen, vor ihm stand. „Wo bleibst du auch nur so lange?" rief sie mit leuchtendem Gesichte; „wir glaubten, du werdest gleich von der Kirche nach Hause kommen, und seither haben sich zwei schöne Augen schon fast müde nach dir geguckt."

„Was gibt's?" fragte Eugen, offenbar nicht angenehm berührt von der lebhaften Fröhlichkeit der Schwester; „wer sollte nach mir ausgeguckt haben?"

„Da seh' mir einer den Brummbären," sagte sie neckend; „aber ja, ich weiß, die Mutter hat dir nichts davon geschrieben, und heut' vor der Kirche wollten wir aus guten Gründen auch nichts sagen davon; drum hör'" —

Die Schwester legte ihre beiden Hände auf seine Schulter und stellte sich auf die Zehenspitzen, um mit dem Munde das Ohr des hochgewachsenen Bruders erreichen zu können; doch kaum hatte dieser das Flüsterwort vernommen, als auch über sein eignes Gesicht ein helles Aufleuchten wegging. „Was sagst du, wie wäre das möglich!" rief er in froher Ueberraschung. „Ja, wie das möglich wäre," erwiderte sie altklug und mit der Spitze des Zeigfingers auf die Stirn tippend; „unsereinem ist eben viel möglich, Verehrtester. Doch komm jetzt."

Oben an der Treppe stand ein andres Mädchen, das jugendliche Antlitz über und über von Purpur umflossen, und auch auf Eugens Stirn und Wangen erblühte es rosenfarbig, als er ausrief: „Amalie, du hier!" — Mit Tritten, die kaum die Stufen zu berühren schienen, flog er die Treppe hinauf, um droben die holde, erbebende Gestalt in seine Arme zu

schließen. „Aber, Bruder," ermahnte die Schwester, deren sonst flinke Füßchen diesmal dem Voraneilenden nicht zu folgen vermochten, mit gedämpfter Stimme die Treppe hinauf, es sind ja noch Leute in der Gaststube drinnen — es kann jeden Augenblick jemand herauskommen." — „Ei was," entgegnete Eugen lächelnd, indem er doch die verschämte Amalie freigab, „mein Bäschen und Bräutchen werde ich überall und vor jedermann begrüßen dürfen." Mit diesen Worten faßte er das Mädchen an der Hand, um es durch den langen und breiten Hausflur hinabzuführen, während die Schwester durch die nächste Thür in die Gaststube trat, wo neben ihrem Vater, dem angesehenen Löwenwirt Walter, noch mehrere behäbige Bürger beim Frühschoppen saßen.

Der „Löwen", ein altertümliches, aber sehr stattliches Gebäude, war seit undenklichen Zeiten im Besitze der Walterschen Familie gewesen, und er erfreute sich in weiter Umgegend des guten Rufes, den solche Gasthäuser, die durch Generationen vom Vater auf den Sohn übergehen, nicht selten zu bewahren wissen. Jetzt jedoch stand dem alten Herkommen wenigstens insofern eine Veränderung bevor, als der Löwen höchst wahrscheinlich an eine Seitenlinie der Familie Walter übergehen mußte; denn Eugen, der einzige Sohn des Hauses, besaß weder Lust noch Willen zu dem Berufe, den seine Vorfahren so lange mit bestem Erfolge ausgeübt hatten. Schon von Jugend auf waren ihm der bunte Wechsel und das Geräusch der Gaststube zuwider gewesen, und wenn nun gar noch besondere Anlässe kamen, bei denen sich das ganze Haus mit lauten Gästen füllte, so konnte man sicher sein, daß Eugen auf irgend eine Weise dem Gedränge zu entfliehen suchte. Anfänglich hatten die Eltern auf dieses Wesen des überhaupt stillen und in sich gekehrten Knaben weniger Achtung gegeben; aber als er allmählich größer wurde und seine Beihilfe gelegentlich wünschenswert gewesen wäre, konnten Ermahnungen und selbst scharfe Rügen, namentlich von seiten des Vaters, nicht ausbleiben. Viel wurde indessen dadurch nicht geändert und endlich mußte der innere Widerstreit zwischen den Absichten der Eltern und den Neigungen des Sohnes zur Entscheidung kommen. Als Eugen in seinem sechzehnten Jahre nach dem Welschlande gehen sollte, um dort neben der französischen Sprache in einem großen Gasthofe das Wirtschaftswesen zu erlernen, erklärte er mit entschlossener Festigkeit, er wolle sich zwar nicht weigern, diesen Beruf zu erlernen, aber ebenso sicher sei es, daß er ihn nie ausüben werde. Das setzte

nun freilich einen harten Kampf ab zwischen Vater und Sohn, und für den sonst so friedlichen Haushalt wäre wohl eine lange Reihe mißmutiger Tage in Aussicht gestanden, wenn nicht die kluge Mutter auf einen vermittelnden Ausweg hingewiesen hätte. Sie machte den Vater aufmerksam, daß der kaum zwei Jahre jüngeren Schwester das doppelte Maß der Berufsneigung, die dem Bruder mangle, zugefallen zu sein scheine, wodurch der alte Löwenruhm sich ja immer noch in der Walterschen Familie forterhalten lasse, wenn auch Eugen seine eignen Wege gehe. Herr Walter konnte sich diesen Anmutungen nicht verschließen. Er kannte zwar sehr wohl den mächtigen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Stammhaltung, aber er war auch ein viel zu verständiger Vater, als daß er dem einzigen Sohne in einer so wichtigen Lebensfrage eigentlichen Zwang hätte anthun wollen, sobald er nur einmal sicher überzeugt war, daß es sich nicht bloß um eine jugendliche Laune, sondern wirklich um inneren Beruf und Anlage handle. So entsagte er denn seinen eignen Wünschen, und Eugen, der von Jugend an eine unbesiegbare Vorliebe für das frische, duftige und geheimnisvolle Leben des Waldes empfunden hatte, widmete sich dem Forstwesen.

Aber zwischen jenen Tagen der Berufsentscheidung und dem heutigen Sonntage lag noch ein andres Ereignis, das an Eugens Lebenswege als ein bedeutungsvoller Meilenzeiger stand. Als er einmal von der Forstschule zu einem Besuche ins Elternhaus gekommen war, fand er in demselben eine entfernte Anverwandte, die er viele Jahre lang nie mehr gesehen hatte. Aus dem kleinen, wilden Mädchen war unterdessen eine sittsam heranblühende Jungfrau geworden, die Eugen an fremdem Orte nicht wieder erkannt haben würde. Nun hatte sie das schwere Unglück betroffen, in kurzer Zeit Vater und Mutter zu verlieren, so daß sie völlig verwaist dastand und eben im Begriffe war, zu einer Tante nach Genf überzusiedeln. Aber es war nicht nur die natürliche Teilnahme über dieses herbe Schicksal, was sich beim ersten Anblicke der Waise in der Brust des jungen Forstmannes regte; es war noch etwas andres und dieses andre konnte ihm auch kein Rätsel bleiben. Eugen fühlte das Erwachen der ersten Liebe, welche sich um so getroster entfalten durfte, als ihr alle inneren und äußeren Verhältnisse begünstigend entgegenkamen. Amalie war ihrem ganzen Wesen nach der Neigung des besten Jünglings wert, und als einzige Erbin ihrer wohlhabenden Eltern hätte sie auch noch weitergehende Ansprüche erheben können, als der Erbe des

Löwenwirts in betracht seiner äußeren Glücksgüter aller Berechnung nach je zu befriedigen im stande war. Aber eine solche Berechnung lag von dem Gedanken- und Gefühlskreise Amaliens weit ab. Mitten durch ihre dunkle Trauerzeit ging ihr in der Liebe Eugens ein Stern auf, in dessen Schimmer sich die ganze Zukunft wie ein weites Land glücklicher Verheißung vor ihr ausbreitete. Eugens Eltern sahen diese gegenseitig aufkeimende Neigung mit unverhehltem Wohlgefallen, und so schieden denn die zwei jungen Leute, als des Forstschülers Ferien zu Ende waren, als ein verlobtes Pärchen voneinander. Jetzt war Amalie, ohne Eugens Vorwissen, auf heimliche Veranstaltung der Mutter, abermals in seinem Elternhause erschienen.

Und welche Veränderung war wiederum mit ihr vorgegangen in diesen zwei Jahren der Trennung! Die damals kaum aus der Knospe gebrochene Blüte hatte sich nun zur vollen Blume liebreizendster Jungfrauenschönheit entfaltet, so daß Eugen in beglückter Ueberraschung sich kaum zu fassen wußte. Aber auch an ihm mochte die Verlobte eine ähnliche Wahrnehmung machen; denn sie stand, nachdem sie am hinteren Ende des Hausganges in die trauliche Wohnstube getreten, ebenso stumm und wortlos vor ihm, wie er selber. „Wie bist du schön geworden, Amalie!“ rief er endlich, sie von neuem in seine Arme schließend. „Und du — auch du,“ erwiderte sie schüchtern, indem sie ihr Angesicht an seiner Brust verbarg. So standen und saßen sie beisammen, bald plaudernd, bald in schweigsame Glückseligkeit versunken, bis Pauline, Eugens muntere Schwester, zum Mittagessen rief.

Vater Walter war äußerst heiterer Laune heute und ließ es über Tisch nicht an mancherlei Scherz fehlen, bis er den Teller von sich schob und gutmütig schmollend sagte: „Es gibt nichts Langweiligeres, als an einem gut besetzten Tische einzig essen zu sollen; drum macht nur, daß ihr fortkommt. Drunten wird eingespannt sein, und der Pauline schadet es auch nicht, wenn sie wieder einmal aus den Mauern hinauskömmt.“

Die jungen Leute ließen sich diese vorsorgliche Aufforderung nicht lange vergebens gesagt sein und bald lenkte Eugen das stattliche Zweigespann mit wohlberechtigtem Selbstgefühle dem oberen Thore zu; aber als er unter dem hallenden Bogen desselben hindurchfuhr, fiel es ihm wie eine trübe Wolke aufs Herz, daß ihn heute keiner der Freunde begleiten sollte, und gegen den Friedhof hinfahrend, mahnte er die Braunen un-

willkürlich so kräftig mit den Zügeln, daß sie in scharfem Ausgreifen an dem stillen Raume vorüberschossen.

Doch das war auch nur ein Wolkenschatten, wie er schnell über das sonnige Landschaftsbild wegflieht; Eugen war von zu reinem Glücke erfüllt, um sich jetzt von düsteren Gedanken und Vorstellungen bemeistern zu lassen. Die froh Dahinfahrenden freuten sich der milden Schönheit, die ringsum über der herbstlichen Gegend ausgegossen lag; sie meinten, die Flut des Stromes noch nie so glänzend blau, das Farbenspiel der welkenden Laubwälder noch nie so bunt und prächtig, und die Höhenzüge der fernen Berge noch nie in einem so magischen Dufte gesehen zu haben. Selbst die sonntäglich geputzten Leute, an denen sie vorüberfuhren, kamen ihnen munterer und freundlicher vor, als zu andern Zeiten, und drum fehlte es auch nirgends an gegenseitigem, heiterem Zuruf und fröhlichem Hüteschwenken. Die Glücklichen — sie wußten nicht und brauchten es auch nicht zu wissen, daß all diese erhöhte Schönheit und Lebensfreudigkeit der Außenwelt nur der Abglanz ihrer eignen Seelenfreudigkeit war.

Nachdem sie in rascher Fahrt bereits zwei Dörfer hinter sich gelassen und nun zwischen grünem Tannenschlag und dem blauen Strome einem dritten sich nahten, begannen schnell aufeinanderfolgende Schüsse den Wald herabzuknallen. Eugen hielt die etwas unruhig werdenden Pferde an, um einen Augenblick nach der Gegend, von welcher der knatternde Schall herkam, hinzuhorchen; dann rief er fröhlich aus: „Ich wette, das sind die Oberhofner Feldschützen, die droben am Hinterwalde ihre guten Stutzer probieren. Ist's euch recht, so stellen wir im Dorfe ein und gehen zu Fuß den Wald hinauf — hundertmal lieber als zu einer Tanzmusik." Braut und Schwester erklärten sich freudig einverstanden mit diesem Vorschlage, und so betrat die kleine Gesellschaft nach kaum einer halben Stunde eine große, auf allen Seiten von Gebüsch und Felsen umschlossene Waldwiese.

Es war ein äußerst belebtes Bild, das sich ihnen hier in dieser Waldeinsamkeit darbot. Am schräg gegenüberliegenden Ende der Wiese, der grauen Felsenmauer entlang, waren mehrere schwarz- und weißbemalte, mannshohe Bretter aufgestellt, über deren jedem ein rotes Fähnlein flatterte, und die einer rückwärtsstehenden, von einer leichten Rauchwolke umflossenen Schützenreihe als Zielscheiben dienten. Zunächst dem diesseitigen Waldrande lohten zwei tüchtige Feuer, über denen an den Aesten eines sturmzerrissenen Tannenstrunkes ein Paar

umfangreicher Kessel hingen. Zwischen diesen Feuerstellen und der Schützenreihe aber tummelte sich vergnüglich allerlei zuschauendes Volk herum, während von den Scheiben mitten durch das Knallen der Schüsse hier und da ein helles Jauchzen herüberklang. „Ja, die Oberhofner," sagte Eugen, dieses Treiben überschauend; „die haben heute schon einen mehrstündigen Marsch über die Berge gemacht, wohl auch schon hier und da ihre Scheiben aufgestellt, und scheinen nun hier zum Schlusse feldmäßig abkochen zu wollen. Seht nur, wie lustig dort der Koch seine Kelle schwingt!" — Aber zu weiterer Beobachtung blieb vorderhand keine Zeit. Einige der Schützen mußten Eugen wahrgenommen haben, und sogleich löste sich von der Reihe ein ganzer Trupp ab, der schon von weitem grüßend und die Hüte schwenkend herankam. Es waren lauter kräftige, zum größten Teil noch jüngere Männer, die sich in ihren grünen Ueberhemden und dem Tannenzweige auf dem Hute halb waidmännisch, halb soldatisch, aber jedenfalls recht stattlich ausnahmen. „Das ist schön, Herr Walter, daß Ihr Euch ein wenig bei uns sehen laßt," rief es von allen Seiten; „und hoffentlich werdet Ihr auch ein paar Schüsse probieren," fügten andre hinzu. — „Das wäre mir schon recht, aber meine Begleitung ist keine ganz feldmäßige," erwiderte Eugen lächelnd, indem er neben seine Begleiterinnen zurücktrat; „meine Schwester und meine — Braut." — Die Frauenzimmer, die bisher halb verborgen hinter ihm gestanden, wurden erst jetzt das Ziel aller Blicke und es begann eine neue Begrüßung. Pauline reichte diesem und jenem, der ihr von der väterlichen Wirtschaft her wohl bekannt war, mit heiterer Freundlichkeit die Hand, während Amalie mit all der aufmerksamen Höflichkeit behandelt wurde, die ihrer Anmut und Stellung zukam. „Ah, Eure Braut," ging es bewundernd von Mund zu Mund. Dazwischen rief ein junger flinker Schütze: „Auch für Eure schöne Begleitung kann feldmäßiger Rat werden, Herr Walter; Ihr dürft nicht glauben, daß wir so ohne alle Ausrüstung ausrücken!" Damit lief er nach einem kleinen Handwagen, der hinter den Feuerstellen stand, und kam sogleich wieder mit zwei ganz niedlichen Feldstühlen zurück. „Hier, meine Damen," sagte er, seine Apparate aufstellend, mit schalkhafter Höflichkeit; „hier können Sie mit aller Bequemlichkeit zusehen, ob Herr Walter im Schießen ebenso glücklich ist, wie in andern noch besseren und angenehmeren Dingen."

Die Mädchen setzten sich ohne lange Nötigung, dem männlichen Waffenspiele zuzuschauen, und Eugen nahm einen der

ihm angebotenen Stutzer zur Hand. That es nun der Zufall oder brachte es die bewährte Uebung mit sich — er war auch in der edlen Schießkunst vom Glücke begünstigt, und als nach ungefähr einer Stunde ein Hornruf das Signal zur Einstellung des Feuers gab, hatte er in diesem Zeitraume eine größere Anzahl Treffer geschossen, als irgend ein andrer Schütze. Die ganze Schar ordnete sich nun militärisch in zwei Glieder und kam dann, sich links und rechts teilend, so rasch heranmarschiert, daß die beiden Mädchen, ehe sie sich's versahen, von einem festgeschlossenen Viereck umgeben waren. Jetzt trat der Schützenmeister, ein schon älterer, aber noch frisch aussehender Mann hervor, las die Namen der glücklichen Schützen ab und fügte dann in heiterem Tone hinzu: „Leider können wir nach den Gesetzen, die wir uns selbst gegeben, unserm werten Schützengaste keine Gabe aus der Kasse verabfolgen, wie er sie redlich verdient hätte; dagegen falle ihm der Preis zu, mit dem wir jeweilen nur den glücklichsten und wägsten Schützen zieren." Er winkte, und ein Zeiger reichte ihm einen aus grünen Zweigen zierlich geflochtenen Kranz in den Kreis herein. „Da jedoch," fuhr der Sprecher fort, „unser Freund uns auch mit der Gegenwart seiner holden Herzensfreundin beehrt hat, der er doch fortan das Beste und Schönste darbringt, was er im Leben erringen kann, so sei mir erlaubt, jetzt an seiner Stelle das Gleiche zu thun." Mit diesen Worten trat der Schützenmeister anstandsvoll vor Amalien hin und legte ihr, von einem weithinschallenden Bravorufe begleitet, den grünen Kranz auf die braunen Haare. Aber noch war dieser Beifall nicht verhallt, als er schon von einem Chor volltönender Männerstimmen abgelöst wurde:

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Licht,
Im wonnigen Liebesmai,
Verstummet Klagen, in meinem Gedicht,
Wenn der Himmel herabsieht mit heiterm Gesicht,
Ertöne die frohe Schalmei!

Amalie saß während dieses Gesanges in verlegenster Schamhaftigkeit, ohne den Mut zu finden, einen einzigen Blick aufzuschlagen, und doch war ihre Brust von einem noch nie empfundenen Gefühle süßen Stolzes gehoben. Es war der schöne Frauenstolz, der sich auf die Ehre des geliebten Mannes stützt, und es kam ihr vor, als sei sie ihrem Bräutigam nun erst jetzt recht unauflöslich verbunden, da sie sich als Mitbesitzerin eines geistigen Gutes fühlte, das sonst nur ihm angehören konnte.

So wäre sie wohl noch lange in diese neuen Empfindungen versunken sitzen geblieben, wenn Eugen ihr nicht den Arm geboten hätte, um sie zu den brodelnden Kesseln hinüberzuführen.

Hier gestaltete sich augenblicklich ein neues Bild, indem jeder Schütze wie auf einen Zauberschlag mit einer kleinen Blechschüssel bewaffnet war. Auch Amalie hielt, ohne daß sie recht wußte woher, eine solche in der Hand, und drinnen lag, an ein weißes Holzstäbchen gespießt, ein dampfendes Fleischstück neben einem tüchtigen Stück Schwarzbrot. Ein ablehnendes Zieren wäre hier sehr übel angebracht gewesen, und Amalie dachte auch so wenig daran, als die heiter kecke Pauline; im Gegenteil kam es den beiden Mädchen vor, sie hätten die längste Zeit kein so schmackhaftes Fleisch, kein so kräftiges Brot zum Munde gebracht. Und auch dem silbernen Becher, der Gabe irgend eines Schützenfestes, welcher bald die Runde zu machen anfing, sprachen sie mit dem lautersten Behagen zu, ohne sich im mindesten durch die bärtigen Männerlippen stören zu lassen, die vor und nach ihnen mit dem vergoldeten Kelchrande in langen Zügen zusammenzuwachsen schienen.

So verfloß das einfache Mahl in heiterster Fröhlichkeit, bis bei schon sinkendem Abend ein abermaliger Hornruf das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. Nun noch freundliche Glückwünsche auf die Heimkehr und treuherziges Händeschütteln, und Eugen schritt mit seinen Begleiterinnen wieder den Wald hinab; aber als sie schon fast die Mitte der Halde erreicht hatten, scholl es ihnen noch in vielstimmigem Gesange durch die Dämmerung nach:

Es ist doch nichts auf dieser Welt,
Als wenn ein Herz sich uns gesellt
In Liebe;
Dann hast du einen sichern Stab,
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Amalie schmiegte sich fester an ihren Bräutigam. „Nun weiß ich erst recht, daß wir einander ewig angehören, Eugen," flüsterte sie, während ein leises, wonnevolles Schauern ihr durch Leib und Seele bebte.

Unter dem schweigsamen Nachempfinden, das angenehm verlebten Stunden zu folgen pflegt, fuhren die drei durch die schon angebrochene Nacht nach dem Städtchen zurück; aber Eugen hatte in einiger Entfernung vor dem Friedhofe einen Seitenweg eingeschlagen, so daß sie diesmal durch das untere Thor nach Hause gelangten. Amalie trug noch immer den

Kranz in den Haaren, über welchen der Hut nur lose befestigt war, und natürlich gab es nun genug zu erzählen von den fröhlichen Erlebnissen des Nachmittages; die Mutter jedoch schien ganz gegen ihre Gewohnheit den Mädchen nur mit halber Aufmerksamkeit zuzuhören, und endlich unterbrach sie dieselben, indem sie Eugen mitteilte, daß Anton diesen Abend einen Augenblick dagewesen sei, aber nicht länger habe warten mögen. Uebrigens sitze auch der Doktor schon eine Weile drüben in der Gaststube.

Eugen verstand diesen Wink. Er hatte sich schon bei dem ersten Tritt in das Haus erkundigen wollen, ob man keine Nachricht über das Befinden Leopolds habe; aber er hatte es unterlassen und dieses Schweigen vor sich selbst dadurch gerechtfertigt, daß er die unbefangene Heiterkeit der Mädchen nicht sogleich durch eine derartige Frage stören dürfe. Den eigentlichen Grund, die sichere Befürchtung, daß die Nachricht doch nur eine schlimme sein werde, wagte er sich selbst nicht klar zu machen. Jetzt jedoch ging er sofort nach der Gaststube hinüber.

Der Doktor saß einzig an einem Tischchen, in Zeitungen vertieft, schob jedoch die Blätter zur Seite, als sich Eugen ihm gegenübersetzte. „Na," begann er mit seiner gewohnten, kurzen Handbewegung, die ihm überall statt des Grußes diente, „Euch ist ja heute großes Heil widerfahren, wie ich höre, edler Ritter Eugenius! — Ein superbes Mädchen, das muß wahr sein. Hätte sie das Unglück gehabt, mein Bäschen statt das Eure zu sein, so möchte meine Junggesellenphilosophie wohl auch einen schweren Strauß zu bestehen gehabt haben. Wahrhaftig!" —

„Wenn nur das Unheil, wie im Worte, auch im Leben nicht so nah' und unzertrennlich mit dem Heile verbunden wäre," sagte Eugen mit einem hörbaren Aufatmen; fügte jedoch nach augenblicklicher Pause in leichterem Tone hinzu: „indessen gereicht es mir zur Beruhigung, Sie so vergnügt zu sehen, Herr Doktor — wie ich hoffe, ein gutes Zeichen, daß es um unsern Leopold nicht schlimmer steht."

„Ja, dieses Kapitel ist in einem andern Buche zu lesen," entgegnete der Doktor, seine starken Brauen zusammenziehend; „nein, der Leopold gefällt mir durchaus nicht besonders, da er schon den Nachmittag wieder in sein Delirium verfallen ist und ich vorderhand die Dinge gehen lassen muß, wie sie eben gehen wollen oder müssen."

„Nun sehen Sie, da haben wir schon das geahnte Unheil," sagte Eugen mit unsicherer Stimme; „aber sind es noch

immer die gleichen Vorstellungen, die nämlichen Fieberphantasien, die ihn quälen, wie vergangene Nacht?"

„Ganz die nämlichen," antwortete der Doktor; „der Friedhof und die alte Geyerin, die wahrsagende Hexe, spielen fortwährend die Hauptrolle. Dann kommt auch Ihr und der Anton, manchmal noch etwa ein Instruktor hinzu; aber gerade die zwei ersten sind es, die mir nicht gefallen."

„Die zwei ersten?" wiederholte Eugen langsam; „ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor!"

„Ihr versteht mich nicht!" versetzte dieser ungeduldig; „nun ja, aber ich seh' es einmal nicht gerne, wenn meine Patienten von Tod und Grab, von Wahrsagerinnen und Prophezeiungen phantasieren, und dafür hab' ich meine guten Gründe."

„Die ich doch auch gerne erfahren möchte," erwiderte Eugen, indem er sich zu einem Lächeln zu zwingen suchte; „Tod und Grab sind zwar freilich nicht die schönsten Seiten Ihres Berufes, wenn auch unausweichliche; daß aber Wahrsagereien und Prophezeiungen Sie so stark beunruhigen sollten — das wahrhaftig hätt' ich nicht gedacht."

„Da haben wir's," versetzte der Doktor, indem er selbst ein kurzes, brummiges Lachen ausstieß; „heut' habe ich wieder einen fatalen Tag, an dem ich rechts und links an allen Ecken anstoße. Erst vor ein paar Stunden hat mich unser Herr Pfarrer einen Deisten, dann gar einen Atheisten und hartgesottenen Ketzer gescholten, und zwar bloß, weil ich offen bekannte, es sei mir unmöglich, an drei Gottheiten zu glauben, so lange es nur einen einzigen Gott gebe. Die sogenannte Dreieinigkeit sei daher in meinen Augen nichts andres, als ein christliches Erbstück der heidnischen Vielgötterei, mit dem man ohne Schaden für die Religion, wie für den gesunden Menschenverstand endlich einmal abfahren könnte. Jetzt aber, jetzt falle ich bei Euch in den Verdacht eines Altweiberglaubens, wie ich wohl merke. Unglaube und Aberglaube sind eben von jeher Zwillingsgeschwister, werdet Ihr sagen," fügte der wärmer werdende Doktor nicht ohne einen Anflug von Spott hinzu.

Es war Eugen wohl bekannt, wie gern sich der klar denkende und scharf beobachtende Arzt über diese und jene kirchliche Anschauung ausließ, wäre es manchmal auch nur gewesen, eine sich breitmachende Gewohnheitsgläubigkeit in Verwirrung und Alarm zu bringen; daher entgegnete er ruhig: „Ich werde mich wohl hüten, einen Spieß in Ihren Streit mit dem Herrn Pfarrer zu tragen, zwei solche Kämpen darf

man getrost sich selbst überlassen; dagegen haben Sie sich über Ihre Beobachtungen in Bezug auf Fieberphantasien noch keineswegs so deutlich ausgesprochen, daß wenigstens ich, der in solchen Dingen völlig Unkundige, Sie zu verstehen vermocht hätte."

„Nun, das kann sein," sagte der Doktor in milderem Tone, „obwohl die Sache eigentlich sehr einfach ist. Denn seht, Fieberphantasien und Träume sind eins, oder wenigstens einander so nahe verwandt, daß oft die genaueste Beobachtung die Grenze nicht zu entdecken vermag, wo die einen anfangen, und die andern aufhören. Die einen sind nur eine krankhafte, schärfer ausgeprägte Erscheinungsform der andern. Gut! Woraus bilden sich unsre Träume? Durchschnittlich sind es lebhaft empfangene Eindrücke, ältere und neuere, welche in buntem Wechsel die von keinem wachen Willen mehr gelenkte Seele beschäftigen; manchmal, und sogar sehr häufig, sind es aber auch solche Eindrücke, die so schwach auf uns eingewirkt, daß sie uns nicht einmal zum klaren Bewußtsein gekommen sind, an die wir deshalb auch schon im nächsten Augenblick nicht mehr gedacht haben. Und wohl verstanden, es handelt sich dabei nicht nur um Eindrücke, die wir in gewöhnlicher Weise von außen her empfangen haben, sondern irgend eine Vorstellung, die in uns aufsteigt, irgend eine durch innerliche Zustände erregte Empfindung kann die nämlichen Reflexe auf den Grund unsrer Seele werfen, wie ein äußerlich erlebtes Begegnis, eine mit den Augen angeschaute, überhaupt mit den Sinnen erfaßte Wirklichkeit. Was folgt nun daraus für meine Fiebertheorie? — Einem völlig gesund scheinenden und sich selbst gesund fühlenden Menschen steigt plötzlich eine Todesahnung auf, ohne daß im Augenblick die geringste äußere Veranlassung dazu gegeben wäre. Einen Moment stutzt er vielleicht darüber, wird indessen sogleich durch andre Eindrücke wieder davon abgezogen und denkt nicht mehr daran; aber bei nächster Gelegenheit ist diese Ahnung wieder geheimnisvoll aus dem Innern emporgestiegen, wie ein leichtes Nebelwölklein aus dem Wiesengrunde, und ebenso schnell wieder weggeweht. Ja, wie ein Nebelwölklein aus feuchtem Grunde; aber ebensowenig ohne bestimmten Grund, ohne naturgemäße Ursache. Denn eine solche Ursache ist gar nichts andres, als die Wirkung einer noch nicht deutlich empfundenen, noch nicht ins Bewußtsein tretenden Störung unsres körperlichen Organismus. Setzt sich nun diese Störung fort und bricht sie endlich naturgemäß in eine offene Krankheit aus, so bildet sich ebenso naturgemäß

die Ahnung, welche bisher das Uebel begleitet, zum ersten Fieberphantome aus. Mir ist das dann aber sehr häufig ein Fingerzeig, daß ich es mit einem schon seit längerer Zeit gestörten, vielleicht schon völlig unterwühlten Organismus zu thun habe."

„In diesem Punkte versteh' ich Sie nun," sagte Eugen nachdenklich nickend; „aber deutlich ist mir immer noch nicht, warum Sie in solchem Zusammenhange Wahrsagereien u. dgl. betont haben."

„Nun, aber undeutlich kann Euch doch nicht mehr sein, wie ich in meinem Sinne von prophetischen Träumen spreche," fuhr der Doktor fort; „sind diese, soweit sie sich wenigstens in der von mir angedeuteten Richtung bewegen, nichts andres als eine lose, oft sehr bizarre oder grobe Verbildlichung eines mehr oder minder bewußten körperlichen Mißbehagens, einer deutlicher oder flüchtiger empfundenen Verstimmung unsres physischen Saitenspieles, so bleiben sie nur um so fester in der Erinnerung haften, wirken in wachem Zustande nach und befruchten dadurch die träumende Seele zu neuen, ähnlichen Bildungen. Auf solche Weise gerät unser ganzes Wesen in Schwankung und Unsicherheit, in ein Herumtasten nach dem, was werden soll, und so erkläre ich mir dann manche Erscheinung des Lebens, für die ich sonst keinen Schlüssel zu finden wüßte."

„Vielleicht wird mir Ihre Meinung am klarsten, wenn Sie mir eine solche Erscheinung nebst ihrer Erklärung anführen," sagte Eugen.

„Gut," versetzte der Doktor rasch. „Ist es Euch z. B. noch nie vorgekommen, daß Menschen sich plötzlich zu Wahrsagereien oder dieser oder jener Art prophetischer Entzifferung der Zukunft hinneigten, an denen Ihr früher nie eine solche Neigung wahrgenommen, von deren Bildung und Einsicht Ihr eine solche auch nie erwartet hättet?"

„Ja, doch freilich, das ist mir wohl schon vorgekommen," entgegnete Eugen nachsinnend.

„Nun denn," schloß der Doktor mit Nachdruck, „in hundert und aber hundert Fällen ist eine solche unerwartete Neigung aus den eben bezeichneten Ursachen und Zuständen hervorgegangen; denn aller Zukunftsaberglaube entspringt nur aus dem Gefühle einer unsicheren, unbefriedigten Gegenwart."

„Aber nun all das bestimmter auf unsern armen Leopold angewendet?" fragte Eugen nach einer kleinen Weile in zögerndem Tone; „ich muß gestehen, daß mein Kopf heute für logische Folgerungen sehr übel bestellt ist."

„Lieber will ich diesmal eine Frage stellen," entgegnete der Doktor, „habt Ihr in neuerer Zeit an dem braven Jungen nie etwas von Stimmungen wahrgenommen, wie wir sie eben besprochen haben? Hat er, wenn auch nur zufällig oder scheinbar im Scherze z. B. nie mit der alten Geyerin zu schaffen gehabt?"

„Früher wohl, als Knabe — wir alle Drei," antwortete Eugen in Gedanken verloren und langsam; aber plötzlich erhob er das bisher vorgeneigte Angesicht und rief lebhaft: „Beim Himmel, Herr Doktor — Sie können am Ende doch auf der rechten Fährte sein! Ja, ja, so ist's — das hätte ich rein vergessen. Ja, gestern nacht, als man uns draußen im Sommerhaus den Tod der Geyerin mitteilte, da hat der Leopold halb lachend gesagt, nun sei es doch gut, daß sie ihm vor seinem Abgange zum Rekrutendienst noch einmal wahrgesagt, sonst wäre er jetzt zu spät gekommen."

„Und wißt Ihr nicht, was sie ihm prophezeit hat?" fragte der Doktor mit dem Kopfe nickend; „hat er das nicht gesagt?"

„Nein," erwiderte Eugen wieder nachdenklicher; „nein, das hat er nicht. Auf die neckende Frage von Sommerwirts Karoline, die uns eben die Todesnachricht mitgeteilt, ob ihm die Alte etwa eine nahbevorstehende Bräutigamschaft prophezeit, hat er in gleichem Tone nur erwidert, das sei sein Geheimnis, das er in solcher Gesellschaft nicht ausplaudern dürfe. Aber jetzt entsinne ich mich ganz deutlich — er wurde darauf eine geraume Weile stiller und nachdenklicher, was wir freilich nicht sonderlich in acht nahmen, jedenfalls an keinen Zusammenhang mit dem Gespräche über die Geyerin dachten. — Ei ja, richtig, so ist es gekommen — das hatte ich völlig vergessen — das war die eigentliche Veranlassung dazu."

„Was meint Ihr?" fragte der Doktor aufblickend; „welche Veranlassung?"

„O," entgegnete Eugen, der seine letzten Worte mehr für sich hin als zu einem andern gesprochen hatte — „o, ich meine nur — wir hatten alle Drei etwas zu viel getrunken und waren aufgeregt — wir sprachen dann auch noch auf dem Heimwege von der alten Geyerin, wie sie uns schon in den Knabenjahren geweissagt habe."

„So, so, ihr habt auf dem Heimwege noch von der Alten geschwatzt — recht ist's, daß ich das erfahre," sagte der Doktor, indem er sich erhob; „aber jetzt will ich noch einmal nach unserm Patienten sehen."

„Kommen Sie vielleicht ſpäter zurück, Herr Doktor?“ fragte Eugen; „oder darf ich —“

„Ja, ja, Ihr könnt mich begleiten, wenn Ihr wollt,“ unterbrach ihn der Arzt; „liegt er, wie wahrſcheinlich, in ſeinen Fieberphantaſien, ſo ſchadet Eure Gegenwart ohnehin nichts. Im andern Falle werde ich das Nötige ſchon vorkehren.“ —

Schweigend verließen die beiden die Gaſtſtube und ſchweigend ſchritten ſie durch die ſchon ſtill gewordene Straße dem oberen Thore zu. Am Hauſe von Leopolds Eltern wurde ihnen von einer alten Magd aufgemacht; aber ſchon ſtand auch die Mutter mit verweinten Augen auf der Treppe, um dem ſehnlich erwarteten Beſuche des Arztes entgegenzukommen. „Ach, Herr Doktor!“ rief ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „dem Himmel ſei Dank, daß Sie da ſind! Helfen Sie, helfen Sie — ich halt' es nicht mehr aus in dieſer ſchrecklichen Angſt.“

„Beruhigen Sie ſich, Frau Stadträtin,“ wollte der Doktor die arme Mutter, ihre Hand ergreifend, zu tröſten anfangen; aber im nämlichen Augenblicke drang ein ſo ſchreckhafter Ruf von dem Zimmer des Kranken her, daß ihm das Wort auf der Zunge erſtarb und Eugen bis in ſein tiefſtes Mark hinein zuſammenbebte. Es ſchien nicht mehr der Laut einer menſchlichen Stimme, ſondern derjenigen eines vor Hunger heiſeren, vor Kälte gepeinigten wilden Tieres geweſen zu ſein. — „Hat ſich ſeine Stimme ſchon lange ſo verändert?“ fragte der Doktor, der ſich ſchnell wieder zu faſſen ſuchte; „oder iſt es das erſte Mal, daß —“

„Nein,“ erwiderte die Mutter, indem ihr neue Thränen aus den Augen ſtürzten, „ſchon ſeit bald einer Stunde iſt's ſo; freilich nicht immer gleich ſchrecklich — manchmal ſpricht er leiſe, wie mit ſich ſelbſt.“

Sie traten in das Zimmer, in welchem bei tief gedämpftem Lampenſchimmer der Stadtrat Friedheim am Bette ſeines Sohnes und einzigen Kindes ſaß. Er erhob ſich nur mühſam, wie von einer ſchweren Laſt niedergedrückt, von ſeinem Stuhle, und Eugen mußte unwillkürlich die Augen wegwenden, als er kaum einen Blick auf den Mann geworfen hatte. Die wohlgenährte Geſtalt ſchien völlig in ſich zuſammengeſunken, und das ſonſt ſtets von einem Abglanze heiterſter Zufriedenheit umſtrahlte Antlitz war eingefallen und aſchgrau. Der Mann, ſo ſchien es wenigſtens bei dem matten, ungewiſſen Lichtſcheine, mußte in wenigen Stunden um viele, viele Jahre gealtert haben. „Wie geht es, Herr Stadtrat?“ fragte der Doktor, der von dieſem Anblicke ebenfalls ergriffen war; „Sie

dürfen sich die Sache nicht zu schwer nehmen. Hoffentlich ja gewiß."

„O, Herr Doktor, das ist furchtbar, so etwas ansehen und anhören zu müssen," stöhnte Herr Friedheim; „ich weiß ja wohl, der Tod ist unser aller Los, aber —"

„Holla, — alle Drei, sagst du, Here — alle Drei? — Heda, zurück — zurück!" gellte es in so erschütternden, herzzerreißenden Tönen aus dem Bette hervor, daß der Vater sein Gesicht in beide Hände verbarg und Eugen sich rückwärts an die Wand lehnen mußte.

Der Doktor trat an das Bett des Kranken, befühlte seine Schläfen, seinen Puls und hielt lange horchend das Ohr auf seine Brust. Endlich erhob er sich wieder und fuhr mit der Spitze seines linken Zeigfingers einigemal leicht über die Stirn weg. „Ein andres Mittel, als die bereits angeordneten, kann nicht zur Anwendung gebracht werden," sagte er dann, langsam seine Uhr hervorziehend; „aber beruhigen Sie sich, Herr Stadtrat, und auch Sie, liebe Frau," wendete er sich zu der Mutter, die erst jetzt leise hereintrat; „in einer Stunde, höchstens in anderthalb, wird dieser Paroxismus sich legen und dann Ruhe eintreten, sogar ein mehrstündiger und hoffentlich wenig unterbrochener Schlaf. Darauf können Sie sich verlassen und dann gönnen auch Sie sich einige Ruhe — Sie haben es beide sehr notwendig. Morgen früh werde ich rechtzeitig wieder da sein. Gute Nacht — gute Nacht! — Kommt, Herr Walter, ein empfehlenswerter Krankenwärter wäret Ihr diesmal doch nicht."

Eugen reichte Leopolds Vater und Mutter die Hand, ohne im stande zu sein, einen einzigen Laut hervorzubringen. Erst auf der Straße begann er, noch immer nur mühsam: „Das ist schrecklich, Herr Doktor, schrecklich — und schrecklicher wurde es mir erst noch, als ich hörte, daß Sie die armen Eltern hintergehen mußten — daß Sie nicht den Mut fanden, ihnen die Wahrheit zu bekennen."

„So, wer hat Euch denn das gesagt?" fragte der Doktor in seiner kurzen Weise, indem er stehen blieb; „woher ist Euch diese grüne Weisheit gekommen, junger Herr?"

„O, mich täuschen Sie nicht, Herr Doktor," erwiderte Eugen seufzend; „was Sie verhehlen wollten, sagte mir jeder Laut Ihrer Stimme, jedes Ihrer Worte, das gleichsam erst bei sich selbst Trost suchen mußte. Das ist sonst nicht Ihre Art — ich kenne Sie — nein, nein. Aber diesmal war ihr Gefühl stärker als Ihr Verstellungsvermögen, das höchstens

die armen, vor Kummer und Schmerz betäubten Eltern täuschen konnte."

„Und doch hab' ich nur die Wahrheit gesagt, wie ich selbst sie kenne," entgegnete der Arzt, der wieder langsam zu gehen anfing: „aber etwas habt Ihr dennoch recht, obwohl ich eine solche Menschenbeobachtung noch nicht hinter Euch gesucht hätte. Ich tauge wenig für meinen Beruf, oder der Beruf wenig für mich, und doch könnt' ich nicht mehr leben ohne ihn, wie schwer er auch ist. Ja, wahrlich, junger Freund, es ist schwer, Tag um Tag nur mit der Nachtseite des menschlichen Daseins zu schaffen zu haben, mit den feindseligen, zerstörenden Elementen des Lebens, mit Jammer, Schmerz und Tod, ohne diese Dämonen in seine Gewalt zu bekommen, oder oft auch nur ihren geheimnisvollen Spuren folgen zu können. Ja, das ist schwer!" —

„Ich glaube Sie im allgemeinen und im besondern zu verstehen," sagte Eugen; „dieses Besondere aber enthält das Todesurteil für meinen guten Leopold."

„Nein, noch nicht, ich wiederhole es," versetzte der Doktor wieder in barscherem Tone; „offen gestanden, weiß ich im Augenblicke nicht viel mehr als Ihr über seinen Zustand; indessen wird die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen. Doch nun gute Nacht, ich habe jenseit der Brücke noch einen Besuch zu machen." —

In der Familienstube daheim war Eugen schmerzlich vermißt und sehnlich erwartet worden. In der Gaststube hatten die Stammgäste noch nach Pauline gefragt, und das war ihr genug gewesen, einem solchen Winke des Vaters unverzüglich Folge zu leisten. Die Mutter aber konnte es mit aller inneren Bemühung nicht dazu bringen, in den freudig erregten Ton Amaliens unbefangen und voll einzugehen. Die Erkrankung Leopolds, von welcher ihr der Doktor umständlichen Bericht gemacht, mußte sie mit bekümmerter Teilnahme erfüllen, und auch die stumme Niedergeschlagenheit, die Anton bei seinem kurzen Verweilen im Hause gezeigt, war ihr, sie wußte selbst nicht warum, schwer aufs Herz gefallen. So konnte eine heitere Unterhaltung zwischen ihr und Amalie nicht in rechten Fluß geraten und die letztere wurde nun selbst still und nachdenklich. Bevor sie sich's versah, hatte sie gegen ein aufsteigendes Gefühl der Vernachlässigung, der Vereinsamung anzukämpfen, und mußte, um über dasselbe Meister zu bleiben, sich all die Liebe in Erinnerung rufen, die ihr in diesem Hause schon zu teil geworden, mußte sich den jubelnden Empfang

vom heutigen Vormittag und das beseligende Glück des Nachmittages vergegenwärtigen. All das war ihr wohl eine kräftige Stütze; aber einen siegreichen Kampf vermag auch die heiterste Vergangenheit gegen eine dunkle Gegenwart auf die Dauer nicht zu bestehen, denn der Augenblick wird sein unerbittliches Recht doch stets zur Geltung bringen. Amalie wendete sich also an die Zukunft und tröstete sich mit der Heimkehr ihres Verlobten.

Aber auch diese Hoffnung schlug fehl, oder wollte wenigstens nicht in der erwarteten Weise in Erfüllung gehen. Als Eugen endlich anlangte, sah er bleich und angegriffen aus, und sagte bald, daß er sich recht müde fühle. „Darüber hat Anton auch geklagt," entgegnete die Mutter in hörbar besorgtem Tone; „ihr seid eben die letzte Nacht spät zu Bett gekommen und drum ist's am besten, ihr holt es heute nach. Morgen ist ja auch wieder ein Tag." Eugen, der ein schmerzliches Bedürfnis fühlte, allein zu sein, war sogleich bereit, dieser Einladung Folge zu leisten; aber Amalie, die doch auch die ganze vergangene Nacht im Postwagen zugebracht, wäre so gern noch ein Stündchen geblieben, um dem schönen Tage einen heiteren Abschluß zu gewinnen, als es bis jetzt möglich gewesen. Indessen stand es ihr nicht an, diesen Wunsch laut werden zu lassen, und in gedrückter Stimmung, das Herz voll unklarer Bangnis begab sie sich nach dem zierlich und behaglich ausgestatteten Gemache, das ihr angewiesen war. Als sie hier den Kranz, welchen ihr der Schützenmeister aufs Haupt gelegt, unter dem Spiegel an die Wand hing, traten ihr unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war ihr, als ob sie einen Totenkranz, das Erinnerungszeichen eines vergangenen und nie wiederkehrenden Glückes aus der Hand legte.

Auch Eugen saß in schweren Gedanken noch immer schlaflos auf seinem Zimmer, als die Wanduhr in langgedehnten Pendelschlägen die Mitternachtsstunde verkündete. „Vierundzwanzig Stunden!" rief er halblaut nach der Uhr aufschauend, deren feiner Glöckleinton ihm nun scharf und schneidend vorkam; „welche Erlebnisse in so kurzem Zeitraume!" — Er erhob sich, um unhörbar das Gemach auf und nieder schreitend, diese Erlebnisse nochmals an sich vorübergehen zu lassen, nochmals mit ihnen und sich selbst eine Rechnung abzuhalten. Ganz aufrichtig ging er dabei nicht zu Werke, wie er es wohl fühlte, aber sich's nicht klar gestehen mochte. Er wollte den düsteren Vorstellungen, die ihn von allen Seiten zu umgarnen drohten, entfliehen und dabei das lichte Bild Amaliens zu Hilfe nehmen,

gleich einem gläubigen Krieger, der dem verborgenen Heiligenbilde auf seiner Bruſt größere Schutzkraft gegen Tod und Wunden zutraut, als dem Stahlſchilde, den er am Arme trägt. Aber Eugen mußte auch das nämliche Schickſal teilen, dem ſo mancher dieſer frommen Krieger zum Opfer gefallen iſt. Das helle holdſelige Bild ſeiner Schutzheiligen trat mehr und mehr in den dunkeln Hintergrund zurück, während unheilverheißende Trauerbilder mit aller Gewalt ſich vordrängten, oder plötzlich in erneuerter, ſchreckhafter Geſtalt vor dem inneren Auge ſtanden. Dem Armen lag der aufjubelnde Augenblick, an dem er ſeine Verlobte ſo unerwartet in die Arme geſchloſſen, wie in unerreichbar weite, dämmernde Ferne entrückt, während der grelle Fieberruf des kranken Freundes mit immer neuen und ſtärkeren Schauern durch ſeine Seele drang. Nur die mitternächtige Friedhofſzene lag ebenfalls wie ein wüſtes, verworrenes Traumbild hinter ihm, an deſſen Wirklichkeit er gern gezweifelt hätte, wenn die chaotiſche Erinnerung daran nicht unabänderlich von dem gleichen, kalten Grauen begleitet geweſen wäre. Einigen Troſt ſuchte und fand Eugen in dem Geſpräche, welches er mit dem Doktor geführt hatte. „Was willſt du,“ ſagte er aus ſeinen wirren Gedanken heraus laut vor ſich hin, als könnte er an dem feſten Klange der Worte auch ſeinen Glauben an dieſelben befeſtigen, „was willſt du? — Magſt du auch in unbegreiflicher, unfaßbarer Sinnesverwirrung das Unbegreiflichſte, Unfaßbarſte begangen haben, eine Schuld an dem Unglücke des Freundes kann von daher nicht auf dich zurückfallen. Hat der Doktor nicht ſelbſt, auf gründliche Erfahrung und ſcharfe Beobachtung geſtützt, die Erklärung abgegeben, daß der Keim des Uebels ſchon lange in dem Freunde gelegen habe, und dieſer Keim hätte ja doch einmal zur Entwickelung treiben müſſen, früher oder ſpäter. Was kann ich, bei allem herzinnigen Mitleiden mit dem Kranken dafür, daß es jetzt geſchehen iſt? — Nein, nein, ſteh' du aufrecht und ſchaue der Zukunft frei entgegen, mag ſie bringen, was ſie will, du biſt ſchuldlos!“ — Er war unter ſolchem Selbſtgeſpräche am Fenſter ſtehen geblieben und ſchaute nun ſinnend in den ſtillen Sternenſchein hinaus, der über der ſchlafenden Stadt lag und ſich weiterhin auf den breiten Strom niederſenkte, der ein gleichmäßiges tönendes Rauſchen heraufſandte. Aber in dieſem ſinnenden Hinausſchauen und dämmernden Träumen ſank ihm allmählich die Zuverſicht wieder unter, welche er ſich im bloßen Anblicke ſeiner vier feſten Wände aufgebaut hatte, und es begann ein neues Selbſtgeſpräch, nur

leiser, oft sogar ohne Worte geführt. — „Aber wer weiß," sprach es in ihm, „ob nicht der furchtbare Schreck, der den letzten Nerv durchzitterte, Ursache und Anfang der Krankheit zugleich gewesen ist? Unerhört wäre eine solche Erscheinung nicht — sagt man ja doch, daß ein solcher Schreck schon oft den plötzlichen Tod zur Folge gehabt habe. Ueber diesen Punkt konnte der Doktor sich nicht aussprechen, weil er den Zusammenhang nicht kennt, und eben weil ihm diese Kenntnis mangelt, mußte er sich ein künstliches Gerüste aufführen, von dem aus er sich zu orientieren sucht. Und dieses Gerüste selbst — man weiß ja, daß jeder Mensch die Welt nur von seinem Standpunkte aus betrachtet und jede Erscheinung nach diesem Gesichtspunkte begreifen und zurechtlegen will; je eifriger aber jemand seinem Berufe ergeben ist, um so einseitiger wird auch sein Standpunkt, seine Auffassungsweise sein. Könnte es also vielleicht an der Sache etwas ändern, wenn der Doktor alles genau wüßte, wenn er selbst gestern nacht bei uns auf dem Heimwege gewesen wäre? — Von all dem, mein' ich, müßte der Kranke das bestimmteste Gefühl, die sicherste Empfindung haben, und ohne Zweifel hätte er sich darüber auch ausgesprochen, als er heute bei vollem klaren Bewußtsein war. — Pah, und am Ende — wer entwirrt den verhängnisvollen Knäuel dieses Daseins, wenn er auch den Anfang des Fadens in fester Hand zu halten glaubt! Der spinnt sich fort und fort in eine immer dämmernder, immer dunkler werdende Zukunft, für welche uns nicht einmal eine unsichere Ahnung übrig bleibt, geschweige ein klarer Einblick, eine bestimmende Einwirkung. Und da wär' ich denn wieder einmal glücklich vor der alten, ewigen Frage, dem nie gelösten und stets neugestellten Rätsel angelangt — Bestimmung, Verhängnis, Schicksal, Wille — Anfang, Ende — lauter Phrasen, hohle Worte, Seifenblasen und gespenstische Traumbilder. Ich will schlafen — ich will schlafen — der Morgen wird eine neue Sonne bringen."

Angekleidet, wie er stand, warf Eugen sich auf das Bett, und dank seiner jugendlichen Natur, brachte ihm der Schlaf alsbald die ersehnte Ruhe zu; aber der Morgen schien der Hoffnung, die er auf ihn gesetzt, nicht Wort halten zu wollen. Der Himmel, der noch um Mitternacht im schimmernden Sternenschmucke geprangt, hatte sich mit schweren Wolken überzogen, durch die der junge Tag nur langsam hervorzubrechen vermochte. Von Zeit zu Zeit fuhren tosende Windstöße heran, die große Regentropfen an die Fenster schleuderten und drunten am Strome das buntfarbige Laub der Bäume auf die grauen

Waſſer ſchüttelten. „Die ſchönen Tage ſind vorüber,“ ſagte Eugen, dieſem trüben Schauſpiele trüben Sinnes zuſchauend; „die Natur will ſich mit den Menſchengeſchicken in Einklang ſetzen.“ Nur langſam und zögernd ging er nach der Wohnſtube hinunter, während ihm ſelbſt der Gedanke an Amalie immer drückender wurde. „Daß ſie gerade jetzt hier ſein muß, die Arme,“ dachte er; „welche frohen Tage mag ſie ſich verſprochen haben, und welche werden ihr bevorſtehen!“ —

Nach dem Frühſtücke, an dem Vater Walter faſt einzig das Wort führte, ſagte Eugen, daß er zu Anton gehen wolle, um gemeinſchaftlich mit ihm nach dem kranken Leopold zu ſehen. Aber es fuhr ihm ein dumpfer Schreck durch alle Glieder bis ans Herz hinan, als er in das Zimmer des Freundes trat und dieſen noch im Bette liegen ſah. „Auch du biſt krank — nun ja, dann bald alle Drei!“ rief er unwillkürlich aus; „dein Vater hat mir nichts geſagt davon.“

„Krank bin ich eigentlich auch nicht,“ erwiderte Anton, dem Freunde eine kaltfeuchte Hand entgegenreichend; „ich fühle mich nur ſo müde in den Gliedern und dumpf im Kopfe. Ich habe auch ſchlecht geſchlafen und unruhig geträumt. Doch jetzt will ich aufſtehen — was weißt du von Leopold?“

„Es wäre wohl beſſer, du würdeſt bei dieſem Wetter im Bette bleiben,“ ſagte Eugen; „von Leopold will ich dir ſchon Bericht bringen. Fühlſt du keine Schmerzen — nirgends?“

„Nein, gar keine — es ſind gewiß auch nur noch die natürlichen Nachwirkungen von vorgeſtern.“

„Ja, ja,“ nickte Eugen langſam; „aber was haſt du denn für Träume gehabt?“ —

„Oh, tolles Zeug — ein dummes Durcheinander.“

„Aber unter anderm haſt du auch von der Geyerin geträumt,“ ſagte Eugen in zögerndem und doch zuverſichtlichem Tone; „wie war das — wie kam es?“

Anton ſah den Freund einige Augenblicke ſtarr an. „Ja,“ ſagte er dann, „es hat mir geträumt von ihr, und zwar mehrere Male, wenn ich erwachte, iſt mir der nämliche Traum von neuem zurückgekehrt.“

„Erzähl' mir ihn.“

„Mir war's, ich ſtände draußen am Grabe der Geyerin, aber allein; es war dunkel, Nacht — doch konnt' ich deutlich ſehen, wie ſie den Arm aus dem Grabe hervor nach mir ausſtreckte. Sie faßte mich bei der Hand, um mich zu ſich hinabzuziehen, und ich war nicht im ſtande, ein Glied zu rühren. Doch ſtemmte und ſträubte ich mich und über dieſer Anſtren-

gung erwachte ich allemal. Die Hand, die mir im Traume angefaßt worden, war beim Erwachen eiskalt, wie eine Totenhand."

Eugen ging einigemal rasch das Zimmer auf und nieder, um ein schauerndes Frösteln von sich abzuwehren. „Und über diesen Traum hast du nun den ganzen Morgen nachgedacht?" fragte er dann, sich wieder neben das Bett setzend.

„Träume sind Schäume," antwortete Anton ausweichend.

„Darüber hat der Doktor gestern abend eine andre Ansicht aufgestellt," erwiderte Eugen; „aber sag' mir nun aufrichtig: glaubst du, daß unser Begegnis auf dem Friedhofe an der Krankheit Leopolds schuld sei?"

„Was soll ich sagen," antwortete Anton nachdenklich, „es sind mir, offen gestanden, schon allerlei Gedanken gekommen darüber; aber zu einer bestimmten Meinung hab' ich's nicht bringen können."

„Aber darüber wirst du doch mit mir einig sein," versetzte Eugen, „daß wir den Vorgang dem Doktor mitteilen."

„Nein, nein," rief Anton eifrig, „nur das nicht. Wozu es helfen könnte, seh' ich nicht ein; aber gewiß würd' ein ganz unnützes Gerede entstehen, von dem ich wenigstens nichts hören möchte."

Eugen durchmaß wieder einigemal das Zimmer und sagte dann: „Ich werde dir den Doktor schicken, wenn ich ihn antreffe."

„Warum nicht gar," entgegnete Anton, „ich werde augenblicklich aufstehen und mit dir zu Leopold gehen."

Mit diesen Worten war er schon aus dem Bette und begann sich rasch anzuziehen. Nach weniger als einer Viertelstunde waren die zwei Freunde auf dem Wege zum oberen Thore.

Die Voraussage des Arztes war richtig eingetroffen. Bald nach Mitternacht hatten sich die Fieber des Kranken gelegt und einem Schlummer Platz gemacht, der bis zum Morgen andauerte. Auch jetzt war Leopold wieder eingeschlummert und der Doktor hatte die strengste Ruhe anbefohlen. Die Eltern waren wieder mit neuer Hoffnung belebt, und leichter, wohlgemuter verließen auch die beiden Freunde das Haus, als sie es betreten hatten. „Mir wird schon wieder besser," sagte Anton; „ich meine, es war am meisten die Sorge und Angst um Leopold, die mir in den Gliedern lag. Ich glaube wohl, wenn ihm das Schlimmste begegnet wäre, würd' ich auch recht krank geworden sein."

Der Tag, der sich immer stürmischer anließ, verging Eugen unter der Anfertigung eines Waldplanes, von welchem er sich selber einredete, daß er Eile habe, nur um seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand richten zu können. Dies gelang ihm auch, und zwar um so leichter, als die Berichte, welche er im Laufe des Tages noch mehrere Male bei Leopolds Eltern einholte, immer gleich günstig wie am Morgen lauteten. Dagegen flößte ihm die Anwesenheit Amaliens ein unerklärlich beunruhigendes, fast drückendes Gefühl ein, von dem er vergeblich sich loszumachen bemühte und das sich fortwährend zu steigern schien. Es war ihm unmöglich, in den heiteren, glücklichen Ton einzugehen, der sonst, wie natürlich, stets zwischen ihnen geherrscht hatte, und doch wußte er wohl, daß sie auch die dumpfe Beklommenheit nicht fassen konnte, die seine Seele erfüllte. Amalie sprach dies deutlich genug aus. „Ach," sagte sie, „wie bedaure ich es, daß ich deinen Freund Leopold nicht schon früher näher kennen gelernt habe. Ich könnte jetzt an deinem Kummer viel aufrichtiger teilnehmen, dir ihn viel inniger tragen helfen — und das wäre ein großer Trost für mich, — selbst wenn ich dir dadurch nur für den gestrigen Tag eine Schuld abtragen könnte. Aber so sind wir nun einmal, wir schwachen Menschen — oder wenigstens ich bin so. Was ich nicht unmittelbar erlebe und in seinen Einzelheiten erfahre, kann mein Herz nie so tief rühren, wie ich es oft selbst wünsche oder an andern sehe. Meine Tante hat mich drum auch schon manchmal kaltsinnig gescholten, weil ich über allerlei rührende Bücher nicht weinen kann, wie sie weint. Und doch, ich weiß es, thut sie mir Unrecht mit diesem Vorwurfe." — „Gib dich zufrieden," suchte Eugen nach einigem Nachdenken zu begütigen, „ich glaube, das ist eine Eigenschaft, über die du dich nicht beklagen solltest, sondern die vielmehr Tausenden und aber Tausenden deines Geschlechtes zu wünschen wäre. Sie vergeuden den Schatz ihrer Gefühle und Herzensgüte durch die Phantasie in die Ferne, wo nicht gar an leere Einbildungen, und haben dann der Nähe, der unmittelbaren Wirklichkeit nichts mehr darzubieten, als die ausgebrannte Schlacke. Nein, Amalie, beruhige dich — nicht wahr, du thust es. Morgen, vielleicht schon morgen, kann alles wieder gut und anders sein." Und das gute Mädchen nahm sich auch vor, keinerlei Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; aber ohne zu wissen, wie es geschah, ertappte es sich selbst immer wieder über dem peinlichen Gedanken, daß es schon wegen der zufälligen Krankheit eines ihm fast gänzlich unbekannten Freundes, und jetzt gar noch

einer alltäglichen Arbeit zulieb, von dem Verlobten vernachläſſigt werde. Und doch, wie hatte es ſich gefreut auf die wenigen Tage, die ihm für dieſen Beſuch gegönnt waren! —

So ging der Tag vorüber; draußen Sturm und Regen, im Hauſe trübe Stille und unruhige, bange Erwartung. Nach längſt eingebrochener Nacht kam der Doktor, um nach ſeiner Gewohnheit die Zeitungen zu leſen. Eugen begab ſich ebenfalls ſogleich nach der Gaſtſtube; aber das Geſicht des Arztes ſchien ihm ſchon auf den erſten Blick wenig Gutes zu verkünden. Es wäre ihm eine große Erleichterung geweſen, wenn der Doktor ſelbſt von dem Kranken zu ſprechen angefangen hätte; aber nach einer kurzen Erwiderung des gebotenen Abendgrußes ſchien ſich dieſer in irgend einen intereſſanten Zeitungsartikel vertiefen zu wollen. „Mit Leopold iſt es heute ordentlich gegangen, wie man mir geſagt hat," begann endlich Eugen, der dieſes Schweigen nicht länger ertrug; „ſind Sie ebenfalls zufrieden, Herr Doktor?"

„Zufrieden?" entgegnete der Arzt erſt, nachdem er ein gutes Stück weiter geleſen; „Zufriedenheit, junger Mann, Zufriedenheit iſt ein Kraut, das noch nie in meinem Garten gewachſen iſt. Das paßt für Euereins — für einen glücklichen Bräutigam."

„Nun," erwiderte Eugen, „ſo nehm' ich es doch als ein gutes Zeichen für meinen Freund, daß Sie zum Scherzen aufgelegt ſind, Herr Doktor."

„Zum Scherzen?" wiederholte der Arzt langſam, indem er die Blätter beiſeite ſchob; „nein, zum Scherzen bin ich wahrlich nicht aufgelegt, Herr Walter; aber ich habe Eure Braut dieſen Nachmittag nur von der Straße aus am Fenſter geſehen, — und ich muß geſtehen, ſie gefällt mir wie noch ſelten ein Mädchen. Da darf ich Euch doch wohl beglückwünſchen."

„Dafür dank' ich Ihnen auch; nur wollen Sie meiner Frage ausweichen," ſagte Eugen.

„Auch das will ich nicht," verſetzte der Doktor, indem er etwas näher rückte; „Ihr habt mir ſchon geſtern abend Verſtellung vorgeworfen. Drum werd' ich um ſo weniger Umſtände gegen Euch machen. Nein, um Leopold ſteht es ſchlimm, ſehr ſchlimm; ich hätte nie geglaubt, daß das Fieber in ſo kurzer Zeit ſeinen ganzen Organismus ſo völlig zu Grunde richten würde. Von der Ausbildung einer beſtimmten Krankheitserſcheinung, wie ich erwartet hatte, wird kaum mehr die Rede ſein können. Ich fürchte ſehr, er hält einen neuen Fieber-

anfall, ſelbſt wenn er weniger heftig ſein ſollte, als der geſtrige, nicht mehr aus."

„Und iſt ein ſolcher Anfall wieder zu erwarten?" fragte Eugen leiſe, mit ſtockendem Atem; „iſt es wahrſcheinlich?"

„Er iſt ſchon ſeit mehr als einer halben Stunde da," antwortete der Doktor, indem er wieder nach einem Zeitungsblatte griff; „eine Abwehr wäre da unmöglich geweſen." —

Eugen hatte ſchon ſeit geſtern eine Art dumpfer Gewißheit von dem unglücklichen Ausgange der Krankheit Leopolds in ſich getragen, freilich unter einem ſteten Widerſtreben gegen dieſe dunkle Befürchtung; jetzt jedoch, da der Arzt ſo deutlich geſprochen, verdunkelte ſich das Licht vor ſeinen Augen und er rief mit ſtockender Stimme: „Da ſprechen Sie ja ein Todesurteil aus, Herr Doktor!" —

„Still, ſtill," ermahnte dieſer, indem er mit den Blicken nach den übrigen Gäſten deutete, die am andern Tiſche ſaßen; „unſereins ſpricht nie ein Todesurteil aus; wir ſignaliſieren nur eine unerbittliche Naturnotwendigkeit, die auch ohne unſer Wort eintreten würde."

Eugen blieb eine geraume Weile vornüber gebeugt, ohne eines Wortes, ohne einer klaren Vorſtellung mächtig zu ſein. Endlich fragte er ſchwer aufatmend: „Und die armen Eltern Leopolds, haben Sie —"

„Dem Vater hab' ich meine Befürchtungen, ſoweit thunlich, mitgeteilt," antwortete der Arzt; „übrigens iſt auch die Mutter auf das Schlimmſte wenigſtens einigermaßen vorbereitet. Ich habe ſchon dieſen Abend zwei Krankenwärter ins Haus geſchickt, mit dem Auftrage, bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte weder die Eltern, noch ſonſt nähere Bekannte das Krankenzimmer betreten zu laſſen. Ich halte es für zuträglich, daß der Patient in ſeinen lichten Momenten nur von mehr gleichgültigen, aber in der Pflege geübten Leuten umgeben ſei. Die Mutter jedoch hat aus meiner Anordnung noch andre Folgerungen gezogen, die ich ihr dann auch nicht gänzlich benehmen wollte."

Eugen ſaß wieder ſtumm in ſich verſunken. „Wenn ich Sie verſtehe, ſo könnte der Tod ſchon bald eintreten," fragte er nach langem Schweigen, „vielleicht ſchon in dieſer Nacht, — noch vor dem Morgen?" —

Der Doktor zuckte kaum merklich die Achſeln. „Nach aller ſonſtigen Berechnung und Erwartung hätte ich eine Kriſis nie vor dem dritten Tage erwartet," antwortete er; „wie die Dinge aber jetzt ſtehen, möchte ich mich für nichts verſprechen. Es

iſt auch nicht die Kriſis, die eintritt, — der Tod wird ſie ſchwerlich abwarten."

Und wiederum ſaß Eugen eine geraume Weile da, ohne den Doktor, der in den Zeitungen herumblätterte, mit einem weiteren Worte anzugehen. Dann erhob er ſich wie im Traume, um langſam der Thüre zuzugehen. Er mußte ſich bemühen, feſt aufzutreten, denn es war ihm, als ob er durch ein ſchwankendes Schiff dahinſchritte, als ob die Wände ſamt den wohlbekannten Bildern, die daran hingen, vor ihm auseinanderwichen. Nur mit Anſtrengung gelangte er die Treppe hinunter ins Freie, ohne daran zu denken, daß ſeine Rückkehr in der Wohnſtube bereits ſehnlich erwartet werde.

Draußen ging er, ohne ein beſtimmtes Ziel, die nur ſpärlich erleuchtete Straße aufwärts. Die feuchten, ſcharfen Windſtöße, die aus den ſchmalen Seitengäßchen hervorbrachen und die Laternen an ihren Ketten hin und her ſchaukelten, thaten ihm wohl, und allmählich wurde es wieder lichter in der dumpfen, brauſenden Brandung ſeines Kopfes. „Zu Anton, zu Anton!" ſprach er laut vor ſich hin, indem er ſich wieder rückwärts einer Seitengaſſe zuwandte; als er aber vor dem Hauſe angelangt war, blieb er unſchlüſſig ſtehen, ohne die Glocke anzuziehen. Von droben tönten die Klänge eines Klavieres herab und aus den Fenſtern brach heller Lichtſchimmer; bei den Schweſtern des Freundes mochte Mädchenbeſuch ſein, denn ſobald das Klavier verſtummte, wurden helle, fröhliche Stimmen gehört. Der Horchende trat auf die andre Seite der Straße, um nach den erleuchteten Fenſtern aufzuſchauen, und alsbald bemerkte er auch durch eine kleine Gardinenöffnung die Geſtalt des Freundes, der ſich in der munteren Geſellſchaft hin und her zu bewegen ſchien. „Laß ihn," murmelte Eugen, „das Unheil wird ihn noch früh genug erreichen."

Er ſchritt raſch weiter zur Stadt hinaus und wandelte dann wieder langſamer der verfallenden Umfaſſungsmauer entlang nach der Gegend des oberen Thores zu. Hier draußen war es ſo finſter, daß man die vor das Auge gehaltene Hand nicht unterſcheiden konnte, und der Sturm eilte immer toſender über die Dächer und Stadtmauer heran — es war eben eine jener wilden Sturmnächte, in denen der kurze Spätherbſt auf den Schwingen des Weſtwindes bei uns ſeinen Einzug hält.

Als Eugen das Ziel ſeiner ſtummen Wanderung erreicht hatte, kletterte er eine kleine Erderhöhung hinan und ſtellte ſich an den Stamm einer alten Linde, welche einſt die Vorfahren auf dieſem ehemaligen Schanzwerke der Stadt gepflanzt hatten.

Der mächtige Baum ächzte und ſtöhnte unter dem wütenden Anpralle der Windſtöße und ſchien manchmal bis in die Wurzeln hinab zu erzittern; aber für Eugen war dieſes Aechzen, Schwirren und Brauſen über und neben ihm jetzt willkommener, als das milde Säuſeln eines Frühlingshauches, der um junge Blüten ſpielt. „Eine Nacht, wie gemacht zu einem Sterben, das mitten in ein junges Leben hineingreift," rief er laut in den Sturm hinaus.

Von ſeinem erhöhten Standpunkte konnte er jede Lichterbewegung im Elternhauſe Leopolds beobachten. Wäre es ſtille geweſen, ſo hätte man auch jeden ſtärkeren Laut aus demſelben vernehmen können — und jetzt ſelbſt — horch! Nein, es war nur das Aechzen des Lindenbaumes, oder vielleicht der Ruf eines Käuzleins, das drüben am Thorturme ſeine luſtige Reſidenz aufgeſchlagen hatte. Die Lichter im Hauſe gegenüber blieben gleichmäßig und unbeweglich — im Zimmer des Kranken nur matt, kaum wahrnehmbar durch die Gardinen, in der Wohnſtube und darunter in der Geſindeſtube hell und freundlich in die Nacht herausſtrahlend, als ob in dem Hauſe Friede und ruhiges Glück herrſchten. Jetzt hatte der Sturm eine kleine Pauſe gemacht, gleichſam um neuen Atem zu ſchöpfen; aber ſchon hörte man ſein Schnauben wieder über die Stadt herauf, und der erſte Stoß, der die Linde erreichte, trug auf ſeinen Flügeln einen Schrei in die Nacht hinaus, der weder der Ruf des Käuzleins, noch das Aechzen des ſturmerſchütterten Baumes war. Es war der gellende Fieberſchrei, den Eugen ſchon geſtern nacht gehört hatte. Er zuckte zuſammen, wie von ſchmerzhaftem Schlage getroffen; aber er blieb ſtehen und hielt ſeinen Blick auf den Lichtſchein der Fenſter gerichtet. —

So ſtand er, faſt unbeweglich, bis um die erſte Stunde nach Mitternacht. Da entſtand plötzlich eine verworrene Bewegung drüben in dem Hauſe; hinter den Fenſtern des Krankenzimmers ſchoß ein neuer, heller Lichtſchein auf und die Lichter in den andern Gemächern ſchienen ſich haſtig hin und her zu bewegen. Der ſtille Beobachter ſtieg von ſeiner windumrauſchten Warte herunter und ſchlich leiſen, unſicheren Schrittes durch das Stadtthor an die Thür des Hauſes heran. Von drinnen erſcholl Weinen und lautes Wehklagen. „Fahr' wohl, armer Freund," rief der Horchende, indem ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſtürzten und er ſich wieder dem Thore zuwendete, „du haſt vollendet."

Eugen lief noch lange, ohne auf einen Weg zu achten, wie im Traume in der Sturmnacht umher, bis ihn der Zufall

vor die Friedhofspforte führte. Der Sturm rüttelte an den Eisenstäben des Gitterthores und erfüllte, von der hohen Umfriedungsmauer eingefangen und von den dichten Reihen der Leichensteine aufgehalten, die Wohnstätte der Toten mit einem wilden Getose. Von dem gespenstischen Gelärme, dem hohlen Pfeifen und Heulen festgebannt, mußte Eugen eine geraume Weile stehen bleiben, bis er, in kalten Schauern aufgerüttelt, auf dem nächsten Wege dem Elternhause zueilte.

Hier saß, trotz der späten Stunde, die Mutter mit der Tochter und Amalien noch immer in der Wohnstube, bekümmert und geängstigt durch Eugens ungewohntes Ausbleiben. Sie hatten schon lange vor Mitternacht bei Anton und im Hause Leopolds nach ihm fragen lassen, ohne die erwünschte Auskunft erhalten zu haben, und waren dadurch nur um so mehr beunruhigt worden; aber mit einem gemeinschaftlichen Ausrufe heftigen Erschreckens schauten nun alle Drei auf den Ankömmling, der wankenden Schrittes, durchnäßt und totenblaß hereintrat. „Um des Himmels willen, was ist dir begegnet," rief die Mutter; „wie siehst du aus — was ist dir begegnet, Eugen?" — Er heftete den starren Blick auf die erschrockene Frauengruppe und sagte mit tonloser Stimme: „Er ist tot — tot; der erste von den Dreien," fügte er leise hinzu. — „Wer ist tot, was sagst du?" — „Wer sonst, er, Leopold" — antwortete Eugen in dem gleichen klanglosen Tone; „aber jetzt laßt mich, ich will zu Bette — ich bin müde."

Der allzu unerwarteten, erschütternden Nachricht folgte ein neuer Ausruf des Schreckens und schmerzlicher Teilnahme. Voll Bekümmernis um den eignen Sohn ließ sich Frau Walter durch keine Einrede abhalten, ihm auf sein Zimmer zu folgen und dort an seinem Bette zu wachen, bis er endlich in einen wenn auch unruhigen Schlummer verfallen war.

Die kommenden zwei Tage war im ganzen Städtchen von nichts die Rede, als von dem unerwarteten Todesfalle. Jung und alt, arm und reich bezeigte eine aufrichtige Teilnahme, da Leopold ein allgemein beliebter, überall gern gesehener junger Mann gewesen war. Wenn der Vater einer der angesehensten Bürger des Ortes war, so fand die Mutter jetzt bei ihrem herben Verluste ein noch innigeres Mitleiden unter den Armen und Hilfsbedürftigen, die in ihr von jeher Trost und eine milde Stütze gefunden hatten. Und wie es immer zu geschehen pflegte, das Gespräch beschäftigte sich in den Häusern und auf den Straßen um so angelegentlicher um das traurige

Ereignis, je weniger man von deſſen Verlauf wußte, je weniger man es begreifen konnte.

Für Eugen hatte die aus den Umſtänden natürlich hervorgehende Neugierde, ſo teilnehmend ſie immer ſein mochte, etwas ſo Peinliches und Erdrückendes, daß er nach einem einzigen Ausgange, den er zu Anton und zu dem toten Freunde gemacht, ſich entſchloß, bis zum Begräbnis das Haus nicht mehr zu verlaſſen. Sogar der notwendigſte Verkehr mit den Eltern, der Schweſter, der Braut bekam etwas Schmerzliches für ihn, und am liebſten war es ihm, wenn er ſich auf ſeinem Zimmer ungeſtört einem dunkeln, grübelnden Sinnen überlaſſen konnte. Am Morgen des dritten Tages, an welchem Leopold der Erde übergeben werden ſollte, fühlte er ſich körperlich und geiſtig ſo erſchöpft, daß er ſich ernſtlich fürchtete, das Bett zu verlaſſen.

Eugen war auch noch nicht aufgeſtanden, als Anton in feierlichem Traueranzuge ins Zimmer trat. „Du wirſt doch nicht krank ſein," rief der Freund noch unter der Thüre; „der Tag würde mir einzig zu ſchwer werden, da ich mich ſelber kaum zu ſchleppen vermag. Leopolds Eltern laſſen uns bitten, möglichſt bald hinauf zu kommen. Die Todesnachricht hat ſich weiter verbreitet und, wie es ſcheint, tiefer gewirkt, als ich ſelbſt erwartet hätte. Sogar von jenſeit des Berges ſoll ein zahlreicher Trupp unſrer Kameraden aus der Kaſerne zum Begräbnis kommen, und die Oberhofner Schützenmuſik hat anfragen laſſen, ob ſie unſerm toten Freunde nicht den letzten Marſch ſpielen dürfte. — Ich weiß nicht, ich weiß nicht," ſagte Anton leiſer, indem er die Hand über die feuchten Augen hielt — „ich wollte, all' das wäre ſchon vorbei; ich weiß nicht, wie ich's tragen werde. — Aber nun," ſetzte er, das bleiche Geſicht wieder erhebend, hinzu, „nun laſſen uns die Eltern erſuchen, dieſe Leute zu empfangen und ihnen die gebührende Ehre zu erweiſen." —

Eugen hatte ſich unter dieſen Mitteilungen des Freundes von ſeinem Lager erhoben und angefangen, ſich langſam anzukleiden. „Ach ja," begann er dann mit einem tiefen Seufzer, „wäre der heutige Tag vorbei, oder könnte ich mich wenigſtens in eine Einſamkeit vergraben, wo ich keines Menſchen Angeſicht ſehen und keines Menſchen Stimme hören müßte. Was ſind doch unſre Leichenbegängniſſe für Qualanſtalten und wahrhaft barbariſche Einrichtungen. — Beim Lichte betrachtet iſt es ſchon eine Lüge, daß ſie zu Ehren des Toten begangen werden, denn für einen ſolchen gibt es ſo wenig eine Ehre als eine

Schande mehr; er hat mit dem Leben alles abgeſtreift, was nur dem Leben angehören kann, und gerade darin liegt ja die unfaßbare, grauenvolle Großartigkeit des Todes. Nein, wir feiern die Leichenbegängniſſe zu Ehren des Lebens, um den Lebenden allenfalls anzudeuten, was der Verſtorbene im Leben uns gegolten habe; aber wie ungeſchickt, wie unmenſchlich möchte ich ſagen, geſchieht all' das! die vom Leide zunächſt Betroffenen, die wahrhaft Betrübten, werden in ein wirrvolles Getümmel hineingezogen, und während ihr Schmerz nach Ruhe und Einſamkeit ſchreit, müſſen ſie mit blutendem Herzen den unnützen Eitelkeiten des Herkommens fröhnen."

Noch ehe Anton auf dieſe Betrachtungen etwas erwidern konnte, trat Frau Walter in das Zimmer, die mit ihrer Tochter und Amalien draußen auf dem Friedhofe geweſen war, um das Grab, das den Jüngling empfangen ſollte, mit einem Kranze zu umziehen. Kummer und Mitleid lagen auf dem Geſichte der guten Frau und ihre Augen waren noch immer mit Thränen gefüllt. „Und etwas Seltſames iſt auch noch begegnet," erzählte ſie, „das wohl zu allerlei müßigem Gerede Veranlaſſung geben wird. Der Totengräber hat das Grab für Leopold gerade am entgegengeſetzten Ende der eben erſt neu angefangenen Reihe geöffnet, ganz zu hinterſt an der Mauer. Dadurch iſt die herkömmliche Ordnung auf eine ungewohnte Weiſe unterbrochen, und erſt nach allerlei Ausflüchten hat der wunderliche alte Mann erklärt, er habe das gethan, um das Grab Leopolds möglichſt weit von demjenigen der alten Geyerin wegzurücken, am liebſten würde er es gar ans andre Ende des Friedhofs verlegt haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. Man darf ſich nicht wundern, wenn die armen Leute und geringeren Bürger über dieſes Verfahren mißmutig den Kopf ſchütteln und unter ſich munkeln, daß der Unterſchied zwiſchen arm und reich in unſrer Stadt nicht auch noch bis auf das Grab ſich erſtrecken dürfe. Denn natürlich können ſie ſich keinen andern Grund denken für das eigenwillige Voraehen des Totengräbers, hinter dem man irgend eine geheime Weiſung von oben ſucht. Die Leute würden, wie ich ſchon gemerkt habe, ſicherlich ihre Meinung auch lauter ausſprechen, wenn es nicht gerade Leopold, oder durch ihn vielmehr ſeine Mutter anginge. Aber es entſteht nun immerhin die wunderliche Frage, wer in die zwei Gräber zu liegen kommen ſoll, welche zwiſchen das Grab der Geyerin und dasjenige Leopolds hineinfallen!" — „Zwei Gräber!" riefen die Freunde wie aus einem Munde, „zwei!"

„Nun freilich zwei," verſetzte Frau Walter mit unwillkürlicher Betroffenheit, „was iſt da Auffallendes? Ihr wißt ja, daß eine Reihe nur für vier Gräber Raum hat." —

Schweigend entfernten ſich die Freunde und auch auf dem Wege zum Totenhauſe wurde kein Wort geſprochen. Dieſes ſelbſt bot einen Anblick dar, der auch weniger beteiligte Gemüter hätte ergreifen müſſen. Der Vater ſaß unbeweglich, wie zu einem Steinbilde erſtarrt, am unteren Ende des Sarges, in welchem der einzige, durch den Tod nur wenig veränderte Sohn lang hingeſtreckt dalag. Der ſchwer gebeugte Mann erhob beim Eintritte der Freunde kaum die müden Augen und reichte ihnen ſtumm die Hand dar, ohne ſich aus ſeiner Stellung zu rühren. Die Mutter, welche mit der lautweinenden Patin des Verſtorbenen ebenfalls am Sarge ſtand, ſchien gefaßter; aber man ſah es ihr deutlich genug an, daß ſie ſich nur mit Aufbietung aller Kräfte aufrecht zu erhalten vermochte. Sie bat die Freunde nochmals, die aus der Ferne herkommenden Leidtragenden zu begrüßen, ihnen im Namen der Eltern ihre Teilnahme zu verdanken, und überhaupt dem Vater, der ſich kaum ſelbſt zu helfen vermöge, beizuſtehen oder für ihn einzutreten, wo es nötig ſei. Herr Friedheim unterſtützte dieſes Anſuchen nur mit einem traurigen Nicken des Kopfes.

Es ging nun nicht lange mehr, bis nahe Bekannte und Verwandte in das Haus traten und vor demſelben ſich ſchwarzgekleidete Gruppen zu bilden anfingen. Bald erſchien auch der ernſte Zug der Oberhofner Schützen, denen ſich die neuen Bekannten aus dem Militärdienſte angeſchloſſen hatten. Es fehlten nur wenige von denen, die vor einigen Tagen noch ſo fröhlich miteinander auf der Juraſtraße dahingezogen, und das Erſcheinen der anſehnlichen, wohlgeordneten Schar, an deren Spitze die in ſtundenweiter Umgegend bekannte Muſik mit umflorten Inſtrumenten marſchierte, konnte eines tiefen Eindruckes nicht verfehlen. Eugen und Anton gingen den Männern entgegen, von denen indeſſen kaum einer die Gedanken zu äußern wagte, welche ihnen bei dem Anblicke der beiden Freunde unwillkürlich aufſtiegen. Nur der Schützenmeiſter ſagte ihnen mit warmem Händedrucke kopfſchüttelnd: „Ihr Herren, ihr Herren, ich kann den Verluſt wohl ermeſſen, der euch beide betroffen, und wahrlich, mir thut ſelbſt das Herz innerſt weh darob; aber allzuſehr dürft ihr euch doch auch nicht grämen und gegen das Unabänderliche euch auflehnen wollen. Denn ihr ſeht ja beide aus, als ob ihr ſelbſt eben von einer tödlichen Krankheit erſtanden wäret."

„Wer weiß, was noch werden mag," entgegnete Anton leise, indem er sich abwendete.

Es verstand sich für die Einheimischen von selbst, daß bei diesem traurigen Ehrengeleite den Fremden der Vortritt gelassen werde, und so ordneten sich, als die Totenglocke erklang, die zerstreut herumstehenden Gruppen lautlos zu einem langen, die Straße bis weit in das Städtchen hinein ausfüllenden Leichengeleite zusammen. Als endlich der Leichenwagen mit dem blumengeschmückten Sarge sich in Bewegung setzte, hob die Oberhofner Musik einen Trauermarsch an, dessen gedämpfte Klänge auch das gleichgültigste Gemüt mit den Schauern der Vergänglichkeit erfüllten.

Der kurze Weg bis zum Friedhofe war bald zurückgelegt. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben und neben das Grab gestellt, das schon ein Kreis von jüngeren Männern umstand. Es war der städtische Männerchor, dem auch Leopold angehört hatte und der in leisanschwellendem Gesange das Lied begann:

Das Grab ist tief und stille,
Und schauerlich sein Rand;
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Eugen hatte das Lied nicht nur von Jugend auf gekannt, sondern selbst bei ähnlichen Gelegenheiten schon mitgesungen; aber jetzt kamen ihm die letzten Worte wie eine fremde, bisher nie vernommene Offenbarung vor. Unwillkürlich schloß er die Augen zu, um sich der neuen Vorstellung, die sich in seinem Inneren aufthat, ungestört hinzugeben, so daß ihm der ganze fernere Verlauf der feierlichen Handlung wie eine dämmernde, fernentrückte Traumerscheinung vorkam. Er hörte wohl das dumpfe, schauerliche Geräusch, mit welchem der Sarg in die Erde gesenkt wurde, und vernahm auch die ergreifenden Worte, welche der Geistliche über dem Grabe sprach; aber sein ganzes Empfinden und Erfassen war in ein andres, seltsam fremdes, schattenhaftes Dasein entrückt. Erst als die laute, allgemeine Bewegung um ihn her ihn wieder zum deutlicheren Bewußtsein brachte und ihm bemerklich machte, daß alles vorbei sei, schlug er die Augen auf und sah am Grabe nur noch den alten Totengräber, der lautschluchzend und mit zitternder Hast die Erde in die Tiefe schaufelte. „Komm'," sagte neben ihm Anton mit tiefer, weicher Stimme, indem er ihn am Arme faßte, „komm', wir wollen gehen."

Sie waren die letzten, die den Friedhof verließen, während die äußersten Gruppen des nun wieder aufgelösten Geleites

ſich bereits dem oberen Thore näherten. „Wie iſt dir's auch?“ fragte Anton, nachdem ſie ſchweigend eine kleine Strecke nebeneinander hergegangen; „ich fühle mich jetzt nicht im ſtande, zu Leopolds Eltern zu gehen. Willſt du mich entſchuldigen?“

„Ich kann auch nicht gehen, wenigſtens jetzt nicht ſogleich,“ antwortete Eugen, die Hand über ſeine Augen legend; „ich wüßte nicht — ich weiß nicht — mir iſt es gerade, als ſei ich nur im Traume hier, als hätt' ich den eignen Willen, mein eignes Denken an einem andern Orte zurückgelaſſen, wo ich es nach meinem Erwachen wiederfinden werde. Nein, ich darf es nicht wagen hinzugehen — ich müßte fürchten, kalt und teilnahmlos zu erſcheinen, wie ich mir im Augenblicke ſelbſt vorkomme.“

„Nur die natürliche und hoffentlich geſunde Abſpannung nach der Aufregung dieſer Tage,“ verſetzte Anton; „aber wenn dir's recht iſt, ſo ſchlagen wir den Weg an der Mauer hin ein; ich möchte den Leuten gern aus dem Wege gehen.“

So betraten ſie, in neues Schweigen verſinkend, den einſamen Weg an der Stadtmauer entlang, auf welchem ihnen ein feuchtkalter Wind vereinzelte Regentropfen ins Geſicht wehte. Der Tag war, obwohl ſich die heftigen Stürme gelegt hatten, trüb und unheimlich und der Himmel hing in ſchweren grauen Wolkenmaſſen ringsum bis über die benachbarten Höhen herab. „Du haſt,“ begann Anton, als ſie ſich bereits ſeinem Elternhauſe näherten, „du haſt heute eine Bemerkung über Leichenbegängniſſe gemacht, die mir ſeitdem um ſo weniger mehr aus dem Sinne gekommen iſt, je ſchmerzlicher ich fortwährend ſelbſt zu leiden hatte. Ja, es iſt wahr, die herkömmliche Art unſrer Leichenbegängniſſe kann unter Umſtänden etwas Erdrückendes, unſaglich Qualvolles für die Nächſtbetroffenen haben, und es iſt mir nun erſt recht deutlich geworden, wie man in größeren Städten allmählich mehr und mehr dazu kommt, dieſe Bethätigung der öffentlichen Teilnahme abzulehnen. Was für den Fernerſtehenden ſchön, erweckend, eine tiefere Teilnahme erregend ſein kann, überſteigt die Kraft des Nächſten und drückt ihn zu Boden. Drum möchte ich dir, da ſich der Anlaß gerade bietet, auch einen beſonderen Auftrag geben, mein Freund.“

„Einen Auftrag?“ wiederholte Eugen, der ſich von ſeinen ſeltſamen, traumhaften Vorſtellungen noch immer nicht losmachen konnte, halb zerſtreut; „und welchen Auftrag kann ich dir beſorgen?“ —

„Du ſollſt bei den Meinigen dafür ſorgen,“ antwortete Anton mit leiſer, tiefer Stimme, „daß mein eignes Leichen-

begängnis in möglichſter Stille vollzogen werde. Ich kann das jetzt ſonſt noch niemand ſagen, werde aber mit meinem letzten Willen an dich verweiſen. Am liebſten wäre mir's, in ſtiller Nacht begraben zu werden."

Eugen blieb ſtehen und ſchaute den Freund mit unſicheren, zweifelnden Blicken an, als ob er ſich auf etwas beſinnen müſſe. „Wie meinſt du das?" fragte er endlich kaum hörbar; „ich verſtehe dich wirklich nicht, Anton. Ich muß all' meine Gedanken verloren haben."

„Nun, ſo komme nur," verſetzte der Freund; „es iſt nicht gut, hier im Winde ſtehen zu bleiben; aber höre mich an, weil es mich nun einmal erleichtert, du's ſagen zu können. Siehſt du, ich ſchleppte mich dieſe Tage bloß noch herum, weil ich ſchon ſeit dem Sonntag überzeugt war, was uns bevorſtehe. Jetzt aber iſt meine Pflicht gethan und ich werde mich, wie ich nach Hauſe komme, zu Bett legen. Ich wollt', ich wäre ſchon ſo weit; was dann kommen muß, wird wohl nicht zu lange auf ſich warten laſſen."

Eugen nickte langſam und nachdenklich mit dem Kopfe. Dann ſagte er ruhig: „Wie lange meinſt du denn, daß der dritte wird auf ſich warten laſſen, wenn du der zweite ſein willſt?"

Jetzt blieb Anton ſtehen und erwiderte, indem er die Hand des Freundes faßte, ohne ihm jedoch ins Geſicht zu ſehen: „Nein, höre, mein Lieber, auf ſolche Weiſe darfſt du nicht ſprechen; du biſt, wenn auch jetzt ſchmerzlich angegriffen, friſch und geſund, und haſt meines Erinnerns dein ganzes Leben nie eine kranke Stunde gehabt. Aber ich? — Du weißt, daß ich mich meines Bruſtleidens wegen hätte vom Militärdienſte befreien können, und ſicherlich würde ich es nun auch thun, wenn ich am Leben bliebe. Ich habe während dieſes erſten Dienſtes nur zu deutlich geſpürt, daß ich weiteren derartigen Anſtrengungen nicht gewachſen wäre, und ohne Zweifel waren auch die jetzigen ſchon zu ſchwer für meine ſchwachen Kräfte. Ich hätte wohl oft genug zu klagen gehabt und würde ſogar den Dienſt verlaſſen haben, wenn mich nicht ein gewiſſes Schamgefühl abgehalten hätte — freilich ein thörichtes. Wer weiß, ob mit unſerm armen Leopold nicht etwas Aehnliches der Fall war?"

„Wie du ſprichſt!" rief Eugen mit einem faſt bitteren Lächeln; „nein, Freund, laſſe das, und am Ende, ja — ſchweigen wir darüber. Aber thu' mir wenigſtens den Gefallen, zu glauben, daß ich dem Unvermeidlichen ebenſo feſten Schrittes entgegengehen werde, als du ſelbſt. Und nun leb' wohl."

Sie waren an Antons Elternhaus gekommen, und ohne ein weiteres Wort gingen die Freunde mit einem Händedruck auseinander.

Eugen begab sich, sobald er nach Hause kam, auf sein Zimmer und bat die besorgt nachkommende Mutter, daß man ihn ungestört und allein lassen möge. Sein Zustand kam ihm selbst wie ein waches Träumen vor, nur daß sich die Vorstellung, als ob alles Erlebte, die ganze ihn umgebende Wirklichkeit ein Traum, eine Täuschung sei, aus der er wieder erwachen müsse, sich mehr und mehr in ihm befestigte. Schmerz und Furcht, Liebe und Hoffnung, überhaupt alles, was ihn erst noch am lebhaftesten ergriffen und bewegt hatte, verlor dadurch alle Gewalt über ihn; das waren ja doch bloße Schemen, die bald in ihr wesenloses Nichts zerrinnen mußten! So verbrachte er den folgenden Tag, selbst ohne sich nach Anton zu erkundigen; am Abend aber kam die Schwester mit der Nachricht, der Doktor befinde sich in der Gaststube und wünsche mit ihm zu sprechen.

Der Doktor, der wie gewöhnlich einzig an dem Seitentischchen mit den Zeitungen saß, sah den Eintretenden sichtlich betroffen mit prüfendem Blicke an und ergriff sogleich seine Hand, um den Puls zu fühlen.

„Wahrhaftig, Herr Walter," rief er dann, „auf den ersten Blick hätte ich fast geschworen, daß auch in Euch ein tückisches Fieber hause; indessen — der Puls ist in Ordnung und körperlich werdet Ihr Euch nicht gerade unwohl fühlen."

„Nein, nein," sagte Eugen, mit einem seltsamen, zerstreuten Lächeln, „ich habe über nichts zu klagen."

„Um so besser, um so besser," versetzte der Doktor, „ich wünschte nur ein Gleiches auch von Euerm Freunde Anton sagen zu können; aber da muß ich mir nun selbst den Vorwurf machen, daß ich ihn nicht entschiedener vom Militärdienste abgehalten habe. Der war freilich zu streng für ihn, obwohl ich ihm doch größere Kraft zugetraut hätte."

„Es steht also ganz schlimm um ihn?" sagte Eugen in ruhigem Tone.

Der Doktor sah den jungen Mann mit einem neuen, verwunderten Blicke an und erwiderte dann: „Wie mir's scheint, überrascht Euch das nicht einmal besonders, Herr Walter; hat Euch Anton in der letzteren Zeit, namentlich während des Militärdienstes, vielleicht mehr über sein Brustleiden geklagt, als früher? Habt Ihr irgend etwas Auf-

fallendes an ihm wahrgenommen, das Euch auf eine schlimme Wendung vorbereitet hätte?"

„Nicht daß ich wüßte," antwortete Eugen in dem gleichen ruhigen, ja gleichgültigen Tone; „ich kam im Gegenteil im Dienste öfter in den Fall, ihn bei anstrengenden Uebungen zu warnen, sich nicht zu übernehmen. Aber stünde es nun so oder so, Anton muß doch sterben."

Eugen sah den Doktor bei diesen Worten so seltsam an, daß dieser unwillkürlich sich über den Tisch herüber beugte, um dem jungen Manne näher in den eigentümlich unbeweglichen Blick zu schauen. Er setzte sich dann wieder zurück und hielt sich ein Zeitungsblatt vor die Augen, ohne jedoch einen Buchstaben darin anzusehen. „Ich versteh' Euch nicht," sagte er endlich rauh; „ihr jungen Herren habt überhaupt eure eignen Manieren. Auch der Anton behauptet mit aller Zuversicht, daß jede Behandlung unnütz sei; das ist's aber, was ich bei meinen Patienten am meisten hasse, da solcher Eigensinn nicht nur schädlich wirkt, sondern mir selbst auch jede Lust an der Behandlung benimmt. Der Anton muß Euch also doch mit seiner fixen Idee angesteckt haben."

„Nein, nein," versetzte Eugen mit einem trüben Lächeln; „das war auch nicht nötig. Aber hören Sie, ich will Ihnen das Rätsel lösen, was er selbst, wie es scheint, nicht gethan hat." Mit diesen Worten beugte sich Eugen über den Tisch näher an den Doktor, und begann ihm mit gedämpfter Stimme das Begegnis auf dem Friedhofe zu erzählen.

„Sie sehen," schloß er dann diese Erzählung, „Anton wird der zweite sein, wie ich der dritte sein werde."

Mit wachsendem Erstaunen hatte der Doktor die Mitteilung angehört und voll Erstaunen saß er eine geraume Weile da, ohne sogleich eine Erwiderung zu finden. Dann rief er mit lauter Stimme: „Wollt Ihr mich zum besten halten, Herr Walter, oder seid Ihr —"; aber Eugen unterbrach ihn, indem er ihm rasch die Fingerspitzen auf den Mund hielt. „Ich habe Ihnen," sagte er schnell und leise, „die Sache mitgeteilt, weil Sie Antons Arzt sind und wohl bald auch der meinige sein werden; aber weiter braucht, denk' ich, niemand darum zu wissen."

„Tolles Völklein," murmelte der Doktor, nachdem er sich etwas besonnen hatte; „erst malt es im hellen Uebermute den Teufel an die Wand, und dann bekommt es Gänsehaut, als ob er nun wirklich leibhaftig dastünde. Aber nein," fügte er in nachdrücklicherem Tone hinzu, „sagt mir aufrichtig, nehmt

Ihr und Anton die Sache, wie Ihr sie mir eben erzählt habt?"

Ueber Eugens Gesicht flog wieder das trübe Lächeln weg. „Anton und ich," sagte er, „waren im Innern, ohne daß wir es uns gestehen mochten, bald genug überzeugt, daß Leopold sterben müsse. Was für den einen gilt, wird auch den andern gelten."

Der Doktor zog seine dunkeln Augenbrauen zusammen und schüttelte verdrießlich mit dem Kopfe. „Daß der Vorgang an der raschen und schlimmen Krankheitsentwickelung Leopolds nicht einigen Anteil gehabt, will ich nicht in Abrede stellen; jedenfalls aber lag die Ursache anderswo und tiefer. Und was soll nun der schlechte Witz, den ihr eigentlich selbst euch gespielt habt, mit Antons angeborener Brustkrankheit zu schaffen haben, oder gar mit Euch, der Ihr meines Wissens stets gesund gewesen seid, wie ein Fisch im Wasser! Nein, bleibt mir vom Leibe mit solchem Unsinn."

Eugen zuckte nur leise mit den Achseln, ohne eine Antwort zu geben, auf die der Doktor indessen auch nicht wartete, sondern halb vor sich hinsprechend fortfuhr: „Ja, ja, bei dem Leopold lag mir allerdings etwas unklar, das ich nicht recht anzufassen vermochte; aber wenn ich auch gewußt hätte, was ich da eben erfahre — eine andre Behandlungsweise wäre dadurch noch nicht angezeigt gewesen — die Sache wäre absolut die nämliche geblieben. Der Verlauf war zu rasch, zu unaufhaltbar. Aber sagt mir," wendete er aufblickend sich wieder an sein Gegenüber, „habt ihr beide, als ihr Leopold am Sonntag Vormittag in klar bewußtem Zustande angetroffen, mit ihm über den Vorgang gesprochen?"

„Nein," antwortete Eugen; „aber um so mehr haben wir gedacht daran und Leopold sicherlich in der ganz nämlichen Weise, wie wir zwei andern."

„Aber es war doch die Rede davon, daß ihr am folgenden Tage zusammen auf die Jagd gehen wolltet?"

„Ja, ja," nickte Eugen; „doch das war auch nur so gesprochen, um eben die Gedanken leichter verbergen zu können."

„Ihr irrt Euch," entgegnete der Doktor nachdrücklich; „das Gedächtnis muß Euch hierüber einen Streich spielen, oder vielmehr thut dies jetzt eine verwirrte Vorstellungskraft. Denn mit solchen verborgenen Gedanken hättet Ihr am Sonntag Nachmittag keine so vergnügte Ausfahrt gemacht — dafür kenn' ich Euch."

„Was wollen Sie, Herr Doktor," erwiderte Eugen leicht errötend; „die unvermutete Ankunft Amaliens — ihre beglückende

Gegenwart — vielleicht auch der dunkle Vorsatz, daß ich doch noch einmal im Leben recht fröhlich, recht selig sein wolle — all' das mochte zusammen gewirkt haben, ich begreife selbst nicht mehr wie. Aber das weiß ich wohl, daß ich mehr als einmal Mühe genug hatte, die plötzlich wieder anklopfenden Gedanken von mir fern zu halten."

Der Doktor nahm wieder sein Zeitungsblatt vor das Gesicht und sagte erst nach einer geraumen Weile in ernstem, ja strengem Tone: „Hört, Herr Walter, es ist noch immer so gewesen — wenn man dem Unsinne auch nur für einen Augenblick Quartier gibt, so hat er bald genug den letzten Funken gesunder Vernunft zum Tempel hinausgefegt und seine Herrschaft ist wenigstens für eine Zeitlang festgegründet. Wäre dies nicht so, so wär' es manchmal unmöglich, sich in dieser verrückten Welt zurechtzufinden, wo oft plötzlich sonst ganz verständige Menschen sich mit aller Gewalt den Eintritt in das nächste beste Irrenhaus erzwingen wollen. Doch — mit solcher Predigt ist jetzt wenig bei Euch ausgerichtet. Aber Eines laßt Euch gesagt sein: daß Ihr mir keinen Versuch macht, mit Anton zu verkehren, bevor ich meine ausdrückliche Erlaubnis dazu gebe. Die Weisheit, die ihr einander allem Anscheine nach zutragen würdet, kann unter gegenwärtigen Umständen füglich entbehrt werden. Wäre die Witterung nicht gar so widerhaarig, würdet Ihr schon von selbst Eure Waldwege aufsuchen, was freilich am besten wäre: so aber bleibt vorderhand ruhig in Euren vier Wänden, wo es Euch an beneidenswerter Unterhaltung auch nicht fehlen kann."

Mit diesen Worten stand der Doktor in sichtlicher Verstimmung auf, um, die übrigen Gäste nur mit einer kurzen Handbewegung begrüßend, rasch das Zimmer zu verlassen. Eugen schaute ihm gleichgültig nach, schüttelte nur leise, wie halb mitleidig den Kopf und ging dann ebenfalls zur Thür hinaus. — Als die Mutter nach einer Weile nach ihm sehen wollte, lag er anscheinend schon in einem tiefen und gesunden Schlafe. An der Wohnstube war er vorübergegangen, ohne nur hineinzublicken. — „Ich weiß immer weniger, was ich denken soll," seufzte Amalie, eine Thräne verbergend, in sich hinein; „es kann nicht nur Schmerz und Kummer sein — es ist Mangel an Liebe."

Dieser Gedanke hatte sich schon all' die Tage her in dem Herzen des armen Mädchens zu regen versucht; aber jetzt stand er mit einemmal so klar vor ihr, daß sie das Wort beinahe in schmerzvollem Erschrecken darüber laut ausgerufen hätte.

Er ſtand vor ihr wie eine häßliche, hohnlachende Geſtalt, die aus jedem Winkel auftauchte, wohin ſich nur der Blick wenden mochte. Die Macht der Erinnerung an ſelig verlebte Stunden fing an zu erblaſſen vor dieſem grinſenden Geſpenſte, und ſelbſt die verſtändigen Zureden Paulinens, der einzigen Vertrauten dieſer qualvollen Befürchtungen, vermochten immer weniger mehr auszurichten. Ja, Pauline mußte bald ſelbſt völlig an dem Bruder irre werden und der armen Freundin wenigſtens in der Verſchwiegenheit ihres Herzens Recht geben. Ihre anfänglichen Andeutungen und Winke ſchien Eugen kaum zu verſtehen, und auf die bald deutlicheren Vorſtellungen, über den Pflichten der Freundſchaft diejenigen gegen die Verlobte nicht zu vernachläſſigen, gab er nur mit einem ſtummen Kopfnicken oder einem trüben Lächeln Antwort, ohne in ſeinem Benehmen etwas zu ändern. Es war vielmehr offenbar, daß er den Anblick Amaliens zu vermeiden ſuchte, wo es nur immer anging, und war dies nicht möglich, ſo verhielt er ſich ſo kühl und wortkarg gegen das arme Mädchen, daß dieſes nun oft nach ſeinem Zimmer eilen mußte, um ſich ungeſtört ausweinen zu können. Die Mutter erſchien von Tag zu Tag bekümmerter, und auch der ſonſt ſtets heitere Vater wurde ſchweigſamer, je bedenklicher die Berichte über das Befinden Antons lauteten. Aber noch waren ſeit dem Begräbniſſe Leopolds keine vollen vierzehn Tage vergangen, als eines Morgens die Kunde das Städtchen durchlief, Anton ſei in der letzten Nacht dem vorangegangenen Freunde nachgefolgt.

Die Nachricht machte allerwärts ein um ſo unheimlicheres Aufſehen, als ſie zugleich von einer Prophezeiung begleitet war, von der niemand ſagen konnte, wer ſie zuerſt ausgeſprochen hatte, und die doch von jedermann lauter oder leiſer nachgeſprochen wurde. Sie ging dahin, daß Eugen Walter, wie bisher im Leben, nun auch bald durch einen frühen Tod den beiden andern vereinigt ſein werde. Längſt vergeſſene Weisſagungen, die einſt die alte Geyerin über die drei Knaben ausgeſprochen, gingen plötzlich wieder wie aus dem Boden hervorgewachſen von Mund zu Mund, und ſelbſt die Beſonnenen und Verſtändigen wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, als es hieß, Eugen habe ſeit dem Begräbnistage Leopolds das Haus ebenfalls nie mehr verlaſſen. Wie ſchwer erkrankt er ſein müſſe, gehe wohl am beſten aus dem Umſtande hervor, daß er in der ganzen Zeit den ſterbenden Anton nie habe beſuchen können. Gar mancher ging nun gegen ſeine Gewohnheit zum goldenen Löwen, um dort ſich am hellen Werktage

zu einem Schoppen zu setzen, und die große Gaststube war schon am Vormittage von so zahlreichen Gästen angefüllt, wie dies sonst nur etwa an besonderen Fest- oder Markttagen der Fall war. Aber von all' diesen Gästen ging keiner aufgeklärter oder in seiner Neugierde befriedigter von dannen, als er gekommen war; denn der Löwenwirt sah so ernst und schweigsam, Pauline so bekümmert aus, daß in ihrer Gegenwart niemand von der Sache zu sprechen oder auch nur nach Eugen sich zu erkundigen wagte. Damit war nun freilich nichts besser gemacht: man mußte sich vertrösten bis zum Begräbnisse Antons, wo es sich zeigen würde, ob Eugen noch im stande sei, dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweisen, oder ob er bereits am Sterben liege. Unterdessen jedoch wuchsen die seltsamsten Gerüchte ins Ungeheuerliche, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein ungewöhnliches, mit dem Zauber des Unbegriffenen angethanes Begegnis die leicht empfängliche Menge einmal in Bewegung gesetzt hat.

Tag und Stunde des Begräbnisses erschienen und in dichten Scharen wandelte die städtische Bevölkerung dem Trauerhause zu; aber das allgemeine Denken und Empfinden war weit mehr dem noch lebenden Eugen zugewendet, als dem toten Anton, wie beliebt dieser sonst auch gewesen war. Die Teilnahme an seinem frühvollendeten Schicksale war gleichsam untergesunken in der peinlichen Erwartung, wie ein ebenfalls dem Tode Verfallener, noch Lebender sein dunkles Verhängnis ertragen würde. Einige wenige hatten Eugen doch gestern durch eine Hintergasse gehen sehen, und auch jetzt sollte er, wie man sich in der anwachsenden Menge flüsternd mitteilte, sich drinnen im Trauerhause befinden. Aber wie verändert, wie entstellt! Eher einem dem Grabe entstiegenen Schatten, als einem lebendigen Menschen ähnlich!

Der mit einem einfachen Kranze geschmückte Sarg wurde auf die Straße herabgebracht und auf den Leichenwagen gehoben. Aus dem Innern des Hauses hörte man lautes Weinen und unter der Hausthüre erschien der Vater nebst zwei jüngeren Brüdern des Verstorbenen; aber aller Blicke richteten sich nur nach Eugen, der hinter diesen heraustrat. Er sah wohl angegriffen und bleicher aus als gewöhnlich; aber seine ganze Haltung war ruhig und aufrecht, viel gefaßter als bei dem Begräbnisse Leopolds. Die Leute warfen einander rasche Blicke zu, manche betroffen und in offenbarer Enttäuschung die Köpfe schüttelnd; aber die Menschen lassen sich nie gern um ihre Erwartungen bringen, und begehen, um diese zu retten, gar

oft lieber eine Selbsttäuschung. Man hatte noch nicht den Friedhof erreicht, als Eugen in den Augen der Menge gerade so totenhaft aussah, wie ihre Phantasie ihn sich ausgemalt hatte. Diesen Eindruck besiegelte Eugen selbst noch dadurch, daß er sich nach der kurzen Feierlichkeit, bei welcher nach dem Wunsche des Verstorbenen weder Musik noch Trauergesang stattgefunden, rasch vom Friedhofe entfernte, ohne auch nur mit einem Bekannten ein Wort zu wechseln.

Und noch etwas andres beschäftigte die heimkehrenden Leichenbegleiter. Das Grab Antons war neben demjenigen Leopolds geöffnet worden, so daß nun zwischen diesen zweien und dem Grabe der alten Geyerin nur noch für eines Raum war. Drei Gräber in so kurzer Zeit — das war etwas kaum Erhörtes in dem kleinen Städtchen, und wie bald das vierte! — Dafür hatte auch der alte Totengräber bereits heute seinen Dienst nicht mehr vollständig verrichten können. Schon als er den Kranz vom Sarge genommen, war der alte Mann halbohnmächtig zurückgetaumelt, und bei der Versenkung war er nicht mehr im stande gewesen, eine Hand anzulegen.

Die Unheil weissagenden Prophezeiungen, die im Städtchen umgingen, hatten, trotz der vorsichtigen Zurückhaltung der Gäste, ihren Weg auch in den „goldenen Löwen" gefunden, dort aber bald eine bestimmtere Gestaltung angenommen. Noch am Abend des Begräbnistages Antons hatte der Doktor den jungen Walter zu sich in seine Wohnung bitten lassen, und ihm den Totengräber mit dem kurzen Befehle: „nun erzähl', Alter!" vorgestellt. Der alte Mann ergriff zitternd Eugens Hand und wollte in lautes Schluchzen ausbrechen. Aber eine strenge Ermahnung des Doktors brachte ihn wieder zu einiger Fassung zurück, und so that er, was von ihm verlangt wurde. Er erzählte, wie er am Begräbnistage der alten Geyerin durch einen Verwandten von seiner Arbeit auf dem Friedhofe abgerufen, und einer dringenden Angelegenheit wegen auf ein benachbartes Dorf hinausgeführt worden sei. Dort habe sich der streitige Handel, den er schlichten sollte, in die Länge gezogen; als die Ausgleichung aber endlich gelungen, sei dann wacker Versöhnung getrunken worden. So sei es stark auf Mitternacht gegangen, als er auf dem Heimwege den Friedhof erreicht habe; aber kaum sei er dort eingetreten gewesen, um das am Nachmittage liegen gelassene Werkgeschirr wegzuräumen und die noch offene Thür zu schließen, als auch schon die drei Freunde erschienen. Er habe sie augenblicklich an ihren Stimmen wie an ihrer militärischen Kleidung erkannt und sich,

verwundert über ihr seltsames Beginnen, hinter den nächsten Leichenstein gestellt. Bei ganz nüchterner Ueberlegung würde er ihrem übermütigen Unterfangen wohl sofort mit ernster Abmahnung entgegengetreten sein; so aber habe er sie in seinem unbesonnenen Uebermute durch die verhängnisvolle Antwort geschreckt, die nun schon so großes Unheil angestiftet habe. „O vergebt, vergebt mir!“ rief der alte Mann, von neuem in Thränen ausbrechend.

Der Doktor hatte während der ganzen Erzählung des Alten keinen Blick von den Mienen Eugens weggewendet; aber diese Mienen bewegten sich nicht, bis Eugen jetzt dem Totengräber die Hand reichte und mit bewegter Stimme sagte: „Ich habe Euch nichts zu vergeben, guter Mann; verzeiht vielmehr mir und meinen Freunden, und sorgt dafür, daß mir der leere Raum neben diesen erhalten bleibe. Darum bitte ich Euch.“

„Nun aber zu allen“ — wollte der Doktor ungeduldig und rauh herausfahren, faßte sich jedoch sogleich wieder und sagte mit ernstem, gedämpftem Tone: „Nein, junger Freund, nun ist es endlich wahrlich hohe Zeit, solch' trübselig unsinnigen Gedanken den Abschied zu geben. Ihr kennt jetzt die Erklärung des scheinbaren Wunders und werdet hoffentlich in die Worte dieses alten Mannes keinen Zweifel setzen. Drum laßt nun die Toten ruhen und gebt dem Leben wieder sein Recht! Ihr seid das Euch selbst, Eurer Familie, und vor allem auch derjenigen schuldig, die ihr ganzes Lebensglück auf Euch gestellt hat.“

Eugen machte eine schmerzlich verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Herr Doktor, ich danke Ihnen,“ antwortete er weich, „ich danke Ihnen aus vollstem Herzen für Ihre gute Absicht und Ihre Teilnahme; nehmen Sie sich gütigst derer an, die durch mich in Kummer und Leid versetzt werden. Sie verdienen diese Teilnahme alle, und besonders sie, die mich zu ihrem Unglücke lieben mußte. Aber was hilft es, sich gegen das Unabänderliche zu verblenden, gegen ein Verhängnis zu stemmen? — Nein, ich hege nicht den leisesten Zweifel gegen die Wahrheitsliebe dieses braven Mannes; aber was ändert es, weisen Mund jene Schicksalsworte ausgesprochen habe? — Sind darum meine Freunde weniger tot? Und fragen Sie ihn nur selbst, diesen ehrlichen Freund da, der die Wahrheit von Anfang an kannte — was hat ihn bewogen, das Grab des guten Leopold außer die herkömmliche Gräberordnung zu verlegen — etwas, das er gewiß in seinem ganzen, langen Berufsleben sonst noch nie gethan hat?“ —

„Ach Herr, ach Herr,“ rief der Alte klagend, „ich wollte den braven, freundlichen Herrn Leopold nicht so nahe neben die alte Geyerin legen; ich meinte — wenn er am andern Ende der Reihe läge — ach Gott, mir steht in dieser Zeit manchmal mein armer Verstand ganz still — drum verzeiht mir — achtet nicht darauf, lieber Herr.“

„Beruhigt Euch, guter Freund,“ erwiderte Eugen, dem Alten trüb lächelnd die Hand reichend; „Ihr habt alles recht gemacht, und werdet es auch ferner recht machen, ich weiß es.“—

Der Doktor schritt eine geraume Weile das Gemach auf und nieder, und sagte dann ruhig: „Nun denn, Herr Walter, so lassen wir das. Ich begleite Euch zum Löwen hinüber.“ —

Unterwegs wurden nur wenige Worte über gleichgültige Gegenstände gesprochen; aber im Löwen angekommen, setzte sich der Doktor nicht an seinen gewohnten Platz am Zeitungstische, sondern er rief den Vater Walter beiseite, und zwischen den beiden Männern wurde eine lange und ernste Unterredung gepflogen. Der Doktor war mit allen Entwürfen und Aussichten der Familie aufs genaueste vertraut, seit er ihr Hausarzt geworden. Er wußte daher auch, daß Eugen den Winter daheim bleiben, den Sommer aber zu seiner weitern praktischen Berufsbildung im nördlichen Deutschland verbringen und dann auf den Herbst wieder nach Hause zurückkehren sollte, um eine Anstellung zu übernehmen und sein eignes Hauswesen zu gründen. Jetzt aber verlangte der Doktor von dem Vater, nachdem er diesem den Zusammenhang der letzten, unglücklichen Erlebnisse auseinandergesetzt, mit aller Entschiedenheit, daß der Sohn sofort nach Deutschland abgehe. „Lieber noch heute nacht als erst morgen,“ schloß der wohlmeinende Ratgeber; „denn in dieser Luft, in dieser Umgebung kann ich für nichts gut stehen. Veränderung, Entfernung können allein helfen, wenn, wie ich hoffe, Hilfe noch möglich ist.“

Herr Walter fand die ihm vorgeführten Gründe des scharfsichtigen und erprobten Arztes zu einleuchtend, als daß er gegen seine Ratschläge eine Einwendung hätte erheben wollen; er schien einzig von dem Zweifel beunruhigt, ob Eugen wohl auch in den Plan eingehen werde. „Für diesen Fall bleibt Ihnen immer noch Ihr Vaterrecht,“ entgegnete der Doktor entschieden; „etwas muß geschehen, wenn die bedenklichen Anfänge nicht zu einem traurigen Ende führen sollen.“ —

Die Befürchtung des Vaters erwies sich indessen völlig unbegründet. Zwar die Mutter, Schwester und Braut wurden schreckenbleich, als sie den Plan und seine Begründung ver-

nahmen; aber Eugen hörte ihn ohne das leiseste Zeichen der Verwunderung an und war sogleich bereit, darauf einzugehen, während nur dann und wann das trübe Lächeln über seine Züge glitt. „Eine einzige Bedingung habe ich zu machen," sagte er nach einem stillen Besinnen, „die ich aber bloß dem Doktor anvertrauen kann." — Auf einen Wink des letzteren entfernte sich der Vater Walter und Eugen fuhr fort: „Noch einmal empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Teilnahme und Bemühungen, Herr Doktor. Ich begreife auch recht gut, welche Gründe Sie zu meiner Entfernung bewegen und welche Hoffnungen Sie auf dieselbe setzen mögen; aber auch von Ihnen verlange ich das Versprechen, daß der leere Raum neben dem Grabe Antons mir aufbewahrt bleibe, wenn doch noch irgend ein andrer mir vorangehen sollte."

„Ich verspreche es Euch," erwiderte der Doktor, ohne eine Einrede zu versuchen, „ich verspreche es Euch — hier meine Hand darauf."

Eugen ergriff die dargebotene Rechte und sagte aufatmend: „Nun, so scheide ich gerne; ach, Sie können keine Ahnung haben, mit welchem Schmerze mich der Anblick Amaliens erfüllt, wie erstickend ihre Gegenwart auf mir lastet! Der Tod erscheint mir wie ein leichtgewagter Sprung in die Ewigkeit, wenn ich nur weiß, daß sie nicht an meinem Sterbebette stehen muß. Aber daß ich die Frühverwaiste nun schon wieder zur Waise machen muß!"

Es lag ein so herzergreifender Ton in dieser Klage, daß der Doktor sich abwandte und schweigend durch das Fenster in die sternenlose Nacht hinausschaute. „Folgt meinem letzten Rate, junger Freund," wendete er sich endlich wieder zurück, indem er seine gewohnte feste Weise zu gewinnen suchte; „strengt all' Eure Kraft an, fürs erste die Lebenden wie die Toten ruhen zu lassen. Seid ein Mann, und wir werden uns fröhlicher wiedersehen, als wir jetzt scheiden. Frischer Mut und Gott mit Euch!"

Der Doktor ging, und in der Dämmerung des folgenden Morgens rollte Eugen, tief in eine Ecke des Postwagens gedrückt, über die Brücke zum Städtchen hinaus. —

Durch diese so plötzliche und unerwartete Abreise kamen die Prophezeiungen und Deutungen der müßigen Städter keineswegs zur Ruhe, während die Bewohner zum goldenen Löwen bald von Tag zu Tag ängstlicher auf eine Nachricht von dem Verschwundenen harrten. Aber zwei, drei Wochen vergingen, bevor diese Sehnsucht erfüllt wurde, und als es

endlich geschah, kehrte nur neues Unheil in dem Hause ein. Als Amalie in banger Hast den für sie bestimmten Brief erbrach, fiel aus demselben mit hellem Klange ein Ringlein auf den Boden. Sie erkannte es nur zu wohl, ohne sich danach zu bücken, und mit schon schwindelnden Sinnen begann sie die Worte zu lesen: „Das Herz blutet mir und meine Hand zittert, indem sie das Gebot einer unbeugsamen Pflicht erfüllt; aber es bleibt mir kein andrer Weg übrig, und drum wirst Du mir verzeihen, Amalia. Ich darf nicht an den festlich bekränzten Brautaltar denken, während der Raum zu meinem Grabe schon ausgemessen ist. Möge es Dir leichter werden, die Hoffnung von Dir zu werfen, als es mir geworden ist; aber gib ihr nur keine Frist und es wird Dir bald gelingen. Höre vor allem nicht auf diejenigen, die diese Hoffnung erhalten möchten; denn wie sich auch mein Schicksal wenden mag — ich darf Dein blühendes Leben nicht an einen verdorrenden Stamm ketten. Der Tod ist zu grauenhaft zwischen unsre schönsten Stunden getreten, und nie steigt Dein süßes Bild vor meinem inneren Blicke auf, ohne daß sich daneben auch die bleichen Häupter meiner toten Freunde erheben."

Die unglückliche Leserin ließ das Blatt den Händen entgleiten und stürzte in schwerem Falle zu Boden. Schreckenvoll eilten Herr und Frau Walter, die mit ihren eignen Briefen beschäftigt gewesen, herbei, die Ohnmächtige aufzuheben, und in wenigen Minuten war auch der Doktor zur Hand; aber trotz aller Bemühungen verging eine lange, bange Stunde, bevor das entflohene Bewußtsein allmählich wieder zurückzukehren begann, und dann wurde es bald von verworrenen Fieberphantasien aufs neue gefangen genommen. „Um aller Barmherzigkeit willen," klagte Frau Walter, als der Doktor sich erst gegen Abend entfernen wollte, „was werden wir noch erleben müssen — wie wird das enden!"

„Zuerst dachte ich an eine zu starke Gehirnerschütterung infolge des Falles," antwortete der Doktor, indem er mit der Hand wie unwirsch über die Augen fuhr; „jetzt fürchte ich keine nahe Gefahr mehr; aber was noch kommen wird, werden wir abwarten müssen — das war zuviel für das arme Herz." —

Und der Doktor hatte richtig geurteilt. Eine nahe Gefahr zeigte sich nicht für die Leidende; aber ein fiebernder Zustand und eine stets zunehmende Körperschwäche, die mit einer tiefen Niedergeschlagenheit des Gemütes Hand in Hand ging, wollten sich durch keine ärztliche Kunst, noch durch die liebevollste Pflege bannen lassen. Allmählich schien der Kranken die Gegenwart

des Doktors fast unentbehrlich zu werden, und eifrig opferte er ihr auch jede Minute, die er von seinen Berufspflichten erübrigen konnte. Der sonst oft barsche und kurzangebundene Mann war unerschöpflich an feinfühliger Aufmerksamkeit, an Ermunterung und erheiternder Unterhaltung. Dabei vertröstete er auf die schöne Jahreszeit, auf die kräftigende Wirkung einer Sommerbadekur; aber als die Erde sich wieder mit einem grünen Teppich zu bekleiden anfing und die ersten Knospen sprangen, schrieb er an Eugen, dem er während des Winters öfteren Bericht über den Zustand der Kranken gegeben: „Das Versprechen, das ich Dir im Herbste beim Abschiede gegeben, kann ich Dir nicht länger halten, mein armer, junger Freund. Seit Du von uns weggegangen, ist auf unserm Friedhofe schon die zweite Gräberreihe angefüllt; aber den noch leeren Raum, den ich bisher durch Verwendung für Dich gesichert, habe ich nun auf ihren Wunsch Amalien abgetreten. Das arme, längstgebrochene Herz hat zu schlagen aufgehört, und morgen werden wir die schöne Leiche neben Deinen Freunden zur ewigen Ruhe betten. Nun wird endlich, ich hoffe es, der finstere Zauber von Dir weichen; denn wenn Du diese Zeilen erhältst, ist doch der beste Teil Deines Lebens an der nämlichen Stelle ins Grab gesunken, wo Du selbst begraben sein wolltest. Und wenn Dir das ein Trost sein kann — es ist der beste Teil auch meines Lebens. Jetzt darf ich's Dir und mir bekennen, ich habe die Arme, Holde, Gute geliebt vom ersten Augenblicke an. Am Ende hat es der Himmel doch noch gut mit mir gemeint, denn wie manchen nutzlosen Kampf hätte ich gegen mein einsames Schicksal wohl noch zu kämpfen gehabt, wenn sie am Leben geblieben wäre!"

* * *

Es sind nun an die zwanzig Jahre, seit der Doktor diese Nachricht an Eugen Walter geschrieben. Aber noch heute wie schon eine lange Reihe von Jahren sieht man an milden Abenden oder an Festtagen zwei ernste Männer durch das obere Thor des Städtchens schreiten, die von den Begegnenden ehrerbietig als Doktor und Oberförster begrüßt werden. Sie lenken ihre Schritte dem Friedhofe zu und gehen dort an der ersten Gräberreihe hinter der Thüre schweigend oder in leisen Gesprächen auf und nieder, bis oft die kühle Dämmerung niedersinkt. Dann schreiten sie wieder langsam, wie sie gekommen, dem Städtchen zu.

Ein seltsames Handgeld.

Schon seit Jahr und Tag lag es über dem ganzen Lande, von den Alpen bis zum Rhein hinab, wie ein dunkler, unheimlicher Schatten, der keinen fröhlichen Sonnenschein, keine rechte Freudigkeit der Menschen mehr aufkommen ließ. Namentlich war es die männliche Dorfjugend, die ihre früheren Gewohnheiten abgelegt und ein zahmes, fast greisenhaft gesetztes Wesen angenommen zu haben schien. An Kirchweihen, an sonstigen Fest- und Markttagen, wo es ehedem oft laut genug hergegangen, bewegte sich alles so still und gemessen durcheinander, als ob die jungen Leute den Ton einer Geige und Klarinette nicht mehr von demjenigen einer Betglocke unterscheiden könnten, als ob sie zur Kirche statt auf den Tanzboden zögen. Kam aber erst die Nacht, deren Schutz und Heimlichkeit die rechte Lust, der übersprudelnde Mutwille der Jugend sonst gerne abgewartet hatte, wie wurde es mit einemmal so still auf den Straßen und in den Wirtshäusern! Allüberall kein helles Aufjauchzen mehr, noch weniger ein kecker Herausruf kampflustiger „Nachtbuben"; selten sogar nur ein harmloses Lied, das sich zudem, wie eine verbotene Frucht, bloß schüchtern mit halber Stimme hervorwagte. Und doch war es kein gewöhnliches, allgemeines Landesunglück, keine Hungersnot, keine Pestilenz, unter denen die Menschen litten. Die Saaten grünten und blühten, von den Bergen flossen wie von Anbeginn stärkende Luft und frische Quellenbäche in die Thäler herab, und selbst der Krieg, der vor einem Jahrzehnt noch über die heimatlichen Fluren dahingebraust, war seitdem den Landesgrenzen ferngeblieben. Aber der unheimliche, dunkle Schatten, der die Gemüter daniederhielt und sie umdüsterte, waren die — „Sechzehntausend!" —

Die Zeit nämlich, von welcher hier die Rede ist, fiel in die letzten Regierungsjahre des unersättlichen Kriegskaisers

Napoleon. Als derselbe im Jahre 1802 scheinbar vermittelnd, aber im Grunde befehlend, zwischen die unter sich hadernden Eidgenossen getreten war, um ihnen eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten, hatte er zugleich auch verlangt, daß das Land ihm eine stets komplette Armee von sechzehntausend Mann für seine Feldzüge zu stellen habe. Doch dieser aufgezwungene Kriegsdienst war unter der von alters her sonst so kriegslustigen Landesjugend nie beliebt, ja bald allgemein gefürchtet und verabscheut geworden. Während früher überall, wo nur irgend eine Werbtrommel gerührt wurde, die jungen Leute in hellen Haufen herbeizogen, wollte sich nun trotz aller Verheißungen bald niemand mehr finden, der sich freiwillig unter die Sechzehntausend einreihen ließ, und das wohl aus gutem Grunde. Nur lag dieser Grund nicht da, wo der übermütige Franzose ihn suchte, nämlich nicht in der gesunkenen Tapferkeit und Kriegsrüstigkeit der schweizerischen Jugend, sondern in der Verletzung eines altbewahrten Schweizersinnes. War ehemals die junge Landeskraft in fremden Kriegsdienst gezogen, so hatte sie auch in der Fremde ihre Landeszusammengehörigkeit bewahrt und mitten unter der übrigen Armee ihres Soldherrn ihre besondere selbständige Stellung eingenommen. Den Ruhm, den sie dabei ihrer heimatlichen Landesfahne erfocht, brachte jeder einzelne als Ehrenfold in die Heimat, um ihn als eignen Tribut zu dem Ruhmeskapital, das die Väter gesammelt, beizusteuern und dadurch gleichsam sich als voll heimatberechtigt auszuweisen. All das aber konnte im Dienste unter den Sechzehntausend nun nicht mehr geschehen, da sie in der großen Kaiserarmee sich verteilten und verloren, wie der Bach, der vom Berge springt, bald sich in dem Landesstrome verliert und verteilt, um unbeachtet dem endlosen Meere entgegenzuziehen. Während ein Bataillon, eine Halbbrigade derselben in den spanischen Gebirgsschluchten mit verwegenen Guerillabanden focht, stritten andre an der Donau oder auf den norddeutschen Sandebenen, und der Kriegsruhm, den sich da und dort schweizerische Tapferkeit errang, wurde kurzweg als neue Schwinge dem französischen Kaiseradler aufgesteckt. Warum und wofür sich also in diesen unersättlichen Kriegsabgrund stürzen, auf dessen dunkler Tiefe doch unvermeidlich nur Tod und Wunden lagen? —

Aber dieser allgemein verbreitete Abscheu vor dem Dienste unter den Sechzehntausend verursachte den Landesbehörden große Verlegenheiten, und zwar um so größere, je größer die Lücken waren, die in die Vollzahl der zu stellenden Mannschaft

fortwährend gerissen wurden. Alle Lockmittel, das Angebot des höchsten Handgeldes und Versprechungen von Soldzulagen erzeigten sich als wirkungslos oder wenigstens als unzulänglich, und gegen die Versuche zu einer ungewohnten Aushebung junger Leute durch das Los sträubte sich das Volk bis zum offenen, gewaltsamen Widerstande. So blieb den Gemeindebehörden, die ihre Kontingente unweigerlich zu stellen und fortwährend zu ergänzen hatten, allmählich kein andres Mittel mehr, als die Unbesonnenheiten und Ausschreitungen einer raschen Jugend, die zu andern Zeiten kaum eine ernstliche Rüge gefunden hätten, für den Kriegszweck auszubeuten. Wehe darum dem jungen Burschen, der eine Störung der Nachtruhe verursacht, sich gegen die Diener der öffentlichen Ordnung irgend eine Widersetzlichkeit erlaubt, oder gar in einen Raufhandel sich eingelassen hatte! Statt etwa zu einer Geldbuße oder kleinen Freiheitsstrafe verurteilt zu werden, wurde er ohne Gnade und Barmherzigkeit als Rekrut der Sechzehntausend gestellt. Dann lebewohl, armes Mutterherz, lebewohl Vaterhaus und Vaterland! —

Das also war der dunkle Schatten, der so manches fröhliche Herz einschüchterte und den Ausbruch jugendlicher Lust in der Brust verschlossen hielt; hatte aber dieser Schatten bisher mehr nur die ärmere oder doch unbeholfenere Dorfjugend bedroht, so begann er seine Fittige nun auch über die Städte auszubreiten. Schon im vergangenen Jahre, als Napoleon sich zu seinem großen Heereszuge nach Rußland gerüstet, war die Vervollständigung der Sechzehntausend mit der rücksichtslosesten Strenge durchgeführt worden, und wie sollte es nun erst jetzt, im Anfange des Jahres 1813 werden, da bereits jeder Tag ein neues Gerücht brachte, daß die von ihrem Führer im Stich gelassene kaiserliche Armee, von einem siegreichen Feinde verfolgt und von den schauerlichsten Schrecknissen eines nordischen Winters umringt, dem unvermeidlichen Verderben erliegen müsse. Von den Sechzehntausend, die diesmal alle auf dem nämlichen Wege ins Feld gezogen, wußte man bereits sicher, daß sie schon in den blutigen Kämpfen beim Vorrücken der großen Armee nach Moskau wohl um ein Dritteil zusammengeschmolzen waren. Und nun dazu der grauenvolle Rückzug! — Die Vaterlandsfreunde klagten und murrten; aber sie durften nicht laut klagen und nicht laut murren.

Doch all' diese trüben Aussichten waren noch nicht im stande, völlig das heitere Antlitz des Prinzen Karneval zu verdunkeln, der drum auch dieses Jahr wieder in den altge-

wohnten Heimstätten, aus denen ihn nicht vor drei Jahrhunderten schon die Glaubenserneuerung vertrieben, seinen fröhlichen Einzug hielt. Eine der bekanntesten dieser Heimstätten im Lande war aber von jeher die Stadt Baden an der Limmat gewesen, und so bewegte sich nun auch diesmal an einem der Fastnachtstage ein bunter Maskenzug durch die schneebedeckten Straßen derselben. Er enthielt, wie dies eben geschieht, Anspielungen auf die großen und kleinen Begebnisse, die das städtische Leben im vergangenen Jahre beschäftigt; zog dabei manchen Faden, den ein Selbstgerechter im Dunkeln gesponnen, zum heiteren Gerichte an die Sonne, und das fröhliche Gelächter der Zuschauer, die sich zu beiden Seiten der Straße drängten, bewies hinlänglich, daß mehr als ein Pfeil ins Schwarze getroffen. Plötzlich jedoch verstummte dieses Gelächter, und die Zuschauer warfen einander bald betroffene Blicke zu, bald betrachteten sie überrascht ein Maskenbild, das erst eine kleine Strecke hinter dem übrigen Zuge daherkam. Es war ein kleiner, nur aus rohen Brettern zusammengefügter Schlitten, der von einem seltsamen Gespanne, nämlich zwei großen, ausgehungerten Hunden gezogen wurde; in dem Schlitten dagegen saß kein Geringerer als der Kaiser Napoleon selbst. Denn das war sein marmornes Gesicht mit dem kleinen Hute über der Stirn, das der graue Ueberrock mit dem kleinen Degen an der Seite; alles, Haltung und Gestalt bis auf den Stulpstiefel mit dem goldenen Sporn herab in so täuschender Aehnlichkeit, als ob eines der Kaiserbilder, die an allen Wänden und Schaufenstern hingen, lebendig aus seinem Rahmen herabgestiegen wäre. Nur trug der Kaiser statt des Zepters oder Feldherrnstabes ein Bündel Schwefelhölzchen in der Hand, die er nach allen Seiten hin zum Verkaufe auszubieten schien.

Aus der ganzen Menge auf und nieder aber trat keiner hervor, der zu einem solchen Handel Lust bezeigte, vielmehr ging die anfängliche Betroffenheit der Menge bald in eine gewisse Unruhe, in ein unsicheres Stoßen und Drängen über. Es war, als ob die einen wünschten, sich von der Maske zu entfernen, andre ihr näher zu kommen. Dort unterhalb des Brunnens, der in der Straße vorstand und dieselbe durch sein umfangreiches Steinbecken in zwei ungleiche Arme teilte, löste sich jedoch aus dem dichten Zuschauerhaufen ein Polizeidiener ab, offenbar in der Absicht, dem seltsamen Kaiserschlitten entgegenzutreten. — „Maskenfreiheit — Maskenfreiheit!“ riefen einzelne Stimmen, die diese Absicht wahrgenommen; aber der Schlitten selbst hatte, oben beim Brunnen angelangt, schon in

den gegenseitigen schmäleren Straßenarm eingelenkt und glitt nun, als er unterhalb des Brunnens wieder zum Vorschein kam, seines Führers entledigt leer dahin. Der Diener der öffentlichen Ordnung und Sicherheit stand vor dem ringsum sich erhebenden Gelächter verblüfft einen Augenblick unschlüssig, ob er nach dem Hundegespann greifen solle; doch ließ er dieses laufen und sprang in den Straßenarm hinter dem Brunnen hinauf. Aber auch hier war weder das kaiserliche Ebenbild noch sonst eine Menschenseele zu erblicken; nur unter dem Bogenthore, das am Brunnen in den weiten, zum Teil mit Fässern überstellten Hausflur eines alten Gasthofs führte, erschien ein junger Mann, der gerade auf die Straße heraustreten wollte. Der Polizeidiener mußte ihn kennen und sattsam überzeugt sein, daß es nicht der verschwundene und nun etwa in verwandelter Gestalt wiedererscheinende Kaiser war; deshalb stellte er, obwohl hastig, auch bloß die Frage an ihn, ob nicht eine Maske dahineingegangen sei. Der junge Mann deutete mit der Hand auf eine Thür, die seitwärts im Hausflur in eine kleine Schenkstube führte, und sagte ruhig: „Dorthin, wo ich eben herkomme, wenigstens nicht, Herr Beutelmeier." Der Polizeidiener, der wohl wußte, daß der Hausflur nach hinten auf ein kleines Seitengäßchen hinauslief, sprang wieder zurück, indem er ausrief: „Nun, da wird man mit den Hunden schon ihren Herrn finden können!" Aber als er sich jetzt auf der Straße nach diesen Hunden umsehen wollte, waren dieselben, von der Last ihres Führers befreit, mit dem leichten, ledigen Schlitten davongerannt.

Der ganze Vorgang, vom Erscheinen der Kaisermaske bis zu ihrem plötzlichen Verschwinden, hatte kaum einige Minuten gedauert, und von der großen Zuschauermenge des festlichen Zuges war nur ein geringer Teil Zeuge desselben geworden. Gleichwohl war schon überall von nichts andrem die Rede mehr und fast fieberhaft die Aufregung, mit welcher davon gesprochen wurde. Und das war auch erklärlich. Seit zehn Jahren, seit Napoleon den Namen eines Vermittlers und Protektors der Schweiz trug, war, wie manche Beispiele es bewiesen, eine tadelnde Aeußerung über ihn und seine Handlungsweise in unserm Lande nicht minder gefährlich als in Frankreich selbst, oder in andern dem Allgewaltigen unterworfenen Ländern. Seine Siege wurden in den schweizerischen Hauptstädten mit dem nämlichen öffentlichen Gepränge gefeiert, wie in Paris, und als ihm vor zwei Jahren endlich ein Thronerbe geboren wurde, hatte dieses glückliche Ereignis auch in

unserm Lande allgemeines Glockengeläute begrüßt. Unzufriedene, die eine solche Abhängigkeit des Vaterlandes und Wohldienerei seiner Behörden nur schwer ertrugen, gab es freilich allerorten mehr als genug; aber wer war nun der Verwegene, der es gewagt hatte, seinen patriotischen Unmut und seine Schadenfreude an dem Unglücke, das die kaiserliche Macht in Rußland betroffen, in einem so beißenden Maskenspiele offen an den Tag zu legen? Denn über den geheimen Sinn dieses Spieles konnte niemand stark im Zweifel sein; war doch erst in den letzten Tagen das Gerücht umgegangen, Napoleon sei auf seiner Flucht in einem von Hunden gezogenen Bauernschlitten an der polnischen Grenze angekommen, da die Pferde aus Mangel an Nahrung in der grimmigen Kälte unbrauchbar geworden oder umgestanden seien. Was aber der kaiserliche Schwefelholzhandel bedeuten sollte, war ebenfalls nicht schwer zu erraten; beschäftigte sich ja mit solchem Handel nur noch das heruntergekommenste Hausiervolk als seinem letzten Nothafen.

Auf diese Deutungen und die hier und da leise geflüsterten Vermutungen über die Persönlichkeit der kühnen Maske horchte aufmerksam, aber allem Anscheine nach völlig unbefangen, auch der junge Mann umher, der mit dem Polizeidiener unter dem Gasthofsthore hinterm Brunnen zusammengestoßen und sich dann bald in der Menge verloren hatte. Er war anständig, aber einfach und bescheiden gekleidet und so erschien auch sein ganzes Wesen, nach welchem zu schließen er ein junger Handwerker sein mochte, oder vielleicht dem besseren dienenden Stande angehörte. Da und dort wurde er unter dem Namen Andreas, oder auch Herr Andreas begrüßt, aber nirgends sonderlich beachtet, so daß er ungestört seiner Wege gehen konnte, bald in eine Wirtschaft, bald wieder auf die Straße hinaus. Bei mancher Aeußerung, die er hörte, zog ein leises, kaum merkliches Lächeln um seinen Mund; doch wurde sein Gesicht sogleich wieder nachdenklicher, wenn von den Folgen die Rede war, welche die Maske bei ihrer Entdeckung treffen könnten. Daß die Einreihung unter die Sechzehntausend noch die mildeste dieser Folgen sein würde, darüber war man allgemein einverstanden. Einmal zuckte der stille Horcher und Beobachter auch plötzlich auf, als ob er von einem unsichtbaren Schlage getroffen worden wäre, und doch hatte nur jemand, der am Wirtstische neben ihm saß, einem Nachbarn seine Vermutung über die Persönlichkeit der Maske zugeflüstert.

Von diesem Augenblicke an schien es Herrn Andreas nicht

mehr recht zu behagen in dem bunten Fastnachtsgewühle. Zwar horchte er nur noch schärfer hin, wo er zwei flüsternde Köpfe sich zusammenstecken sah; aber er wurde unruhig und zerstreut, und bemerkte es darum auch nicht, als ein lustiger Pierrot, der mit allerlei Schwänken in der Wirtsstube herumfuhr, ihm heimlich seinen Wein austrank. Erst das Gelächter seiner Tischnachbarn machte ihn aufmerksam auf den gelungenen Streich. Aber ohne den Versuch zu einer Abwehr erhob sich Herr Andreas und sagte mit einem verlegenen Lächeln bloß: „Es ist Zeit für mich, daß ich heimgehe."

Diesen Vorsatz brachte er auch sofort zur Ausführung, obwohl es noch heller Nachmittag war, während er die Stadt herunterschritt, der hochgewölbten hölzernen Brücke zu, die auf das andre Ufer hinüberführte. Hier war es schon völlig still und der ferne Fastnachtslärm der Stadt vermochte nicht einmal mehr das gleichmäßige Rauschen des leisgehenden Flusses zu übertönen. In dem dunklen Brückengang begann der junge Mann einen langsameren Schritt einzuhalten; dafür aber fingen seine Lippen an sich zu bewegen, um bald ein halblautes, stoßweises Murmeln hervorzubringen. „Ein toller, ein gottvergessener Streich war es; aber so ist er in seinem patriotischen Eifer und alles Abwehren nutzlos. Zwar die Hunde, die werden nicht so leicht auf die rechte Spur fuhren; doch ist sie nicht sonst schon halb erraten? Und wie wär's anders auch möglich in einer so kleinen Stadt!" — Der einsame Brückengänger nahm ob diesem Gedanken den Hut vom Kopfe und legte die Hand auf die heiße Stirn; dann schüttelte er sich, wie von einem plötzlichen Froste befallen, indem er in seinem Selbstgespräche fortfuhr: „Unter die Sechzehntausend, — der Vater würde vergehen in Schmerz und Jammer, und sie — sie vermöcht' es nicht zu ertragen. Er selbst mit seinem Hasse gegen die Unterdrücker unsrer Unabhängigkeit — nein, ich darf nicht mehr daran denken — Gott sei uns gnädig."

Unter diesen nur langsam und in Zwischenpausen hervorgebrachten Worten hatte der junge Mann die Brücke überschritten und schlug nun jenseit des Flusses einen Fahrweg ein, der zu einem auf freier Anhöhe gelegenen, stattlichen Landhause hinanführte. Vor demselben zog sich eine mehr als mannshohe Hofmauer hin, die an verschiedenen Stellen von Buschwerk und Bäumen überragt wurde. Der Ankömmling mußte das Gitterthor erst mit einem Schlüssel aufschließen und wurde dann hinter demselben von den freudigen Liebkosungen eines schönen, großen Hundes begrüßt. Dieser war schon seit

dem Mittag der einzige Hüter des Hauses gewesen; denn sämtliche Bewohner desselben, Herrschaft wie Dienstboten, waren von der frohen Fastnachtslust nach der Stadt hinübergelockt worden.

Diese Herrschaft bestand zur Zeit nur aus drei Personen, dem Vater Heimgart mit seinem erwachsenen Sohne Alfred, und Amalie, einer etwas jüngeren, doch ebenfalls bereits erwachsenen Tochter, die sich bald mit einem jungen Herrn Baldegger, einem der reichsten Bürgerssöhne der Stadt, verbinden sollte. Herr Heimgart hatte früher drunten an der Limmat einen der großen Badgasthöfe besessen, die seit Jahrhunderten die Haupterwerbsquelle und den Stolz der kleinen Stadt bilden; aber als ihm seine Gattin gestorben und der mehr künstlerischen Neigungen nachhängende Sohn keine Lust bezeigte, einst das weitläufige und beschwerliche Geschäft zu übernehmen, hatte der bereits alternde Vater dasselbe verkauft und sich als vermöglicher Mann in dem schönen Landhause zur Ruhe gesetzt. Diesen Wechsel im Heimgartschen Hauswesen hatte auch Andreas, der in demselben schon seit Jahren eine besondere Stellung eingenommen, mitgemacht. Er war als armer Waisenknabe von Herrn Heimgart aufgenommen und anfänglich in der Wirtschaft zu allerlei Diensten verwendet, dann bei seinen guten Anlagen allmählich zum Buchhalter und einer Art Geschäftsverwalter herangezogen worden. Diese Stelle, obwohl sie nun mit weit weniger Mühe als früher verbunden war, hatte Andreas auch nach dem Aufgeben der Wirtschaft behalten, besorgte aber daneben hunderterlei Dinge, zu denen ein gewöhnlicher Dienstbote nicht geeignet gewesen wäre. Es lebte eine unverbrüchliche Anhänglichkeit und goldene Treue, die Herr Heimgart wohl zu schätzen wußte, in dem stillen, jungen Manne, der deshalb in alle Angelegenheiten der Familie eingeweiht und allgemein fast wie ein verwandtes Glied betrachtet wurde.

Nachdem Andreas nun bei seiner Heimkehr die ungestümen Liebkosungen des Hofhundes mit einigen freundlichen Worten beschwichtigt hatte, öffnete er die Hausthür und trat wenige Schritte hinter derselben in ein Zimmer zu ebener Erde, das er als sein Arbeits- und Schlafgemach eingerichtet, um gleichsam Tag und Nacht schon den Eingang des Hauses hüten zu können. Ein großer Tisch mit Papieren bedeckt, ein Bett, einige Stühle und an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein Spiegel, bildeten die Hauptgegenstände der einfachen Ausstattung; doch hingen an den Wänden neben einigen Bildern

noch große Karten, und in einer Ecke stand ein wohlgefülltes Büchergestell. Andreas nahm auch jetzt ein Buch zur Hand, blätterte aber bloß zerstreut und unruhig in demselben herum und begann dann mit großen Schritten schweigend auf und nieder zu gehen. So mochte er wohl eine halbe Stunde verbracht haben, bis er leise an die Zimmerthür trat und dieselbe ebenso leise, als fürchte er sich ein Geräusch zu verursachen, aufthat. Er horchte in das stille, menschenleere Haus hinauf, durch das nur ein kaum vernehmbares Wehen ging, wie der Atem eines Schläfers. Es war der Atem der Einsamkeit selbst, den er zu vernehmen meinte. Dann schlich er auf den Zehen hinaus, die schöne breite Treppe hinan und öffnete droben geräuschlos ein andres Zimmer, aus dem ihm ein blendender Glanz entgegenleuchtete. Neben den Fenstern, die den Ausblick auf die jenseit des Flusses liegende Stadt und die hinter derselben sich erhebenden Ruinen der altberühmten Burg darboten, flossen blauseidene Gardinen herab bis auf den schöngewirkten, samtweichen Teppich, der den Fußboden bedeckte. Schon die Bilder in den zierlichen Goldrahmen an den Wänden, die Schmuckkästchen und hübschen Nippsachen auf dem weißen Marmortischchen unter dem Spiegel, überhaupt jeder einzelne Gegenstand und seine Aufstellung verrieten, daß es ein ebenso anmutiges, als wohl ausgestattetes Frauengemach war. Andreas blieb auch einige Augenblicke zaghaft stehen, als getraue er sich nicht, in dieses Heiligtum einzudringen; aber der süße Hauch, der ihn wie Veilchenduft aus dem Innern anwehte, schien ihn mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts zu ziehen. Doch nur langsam und schüchtern trat er über den weichen Teppich, ohne es zu wagen, einen der andern Gegenstände zu berühren. Auf dem Tische in der Mitte des Gemaches lagen Zeichnungsmappe und Goldschnittbände; in einer Ecke stand, halb von einem darübergeworfenen Tuche verhüllt, die Harfe, die so oft das ganze Haus mit goldenen Klängen erfüllte, und in der Fensternische lehnte ein Stickrahmen, durch dessen aufgezogenen Grund sich ein fast vollendetes Blumengewinde schlang. Der heimliche Eindringling betrachtete alles ringsum mit der scheuen Andacht, mit welcher das Kind die Herrlichkeiten des Weihnachtsmarktes betrachtet, bis sein Blick an einem kleinen Bilde haften blieb, das unter dem Spiegel hing. Es stellte in feiner Pastellmalerei, von einem ovalen Elfenbeinrähmchen eingefaßt, das Brustbild eines jungen, hübschen Mannes dar, dessen lebhaftes braunes Auge, dessen dunkles, um Stirn und Schläfe sich vor-

dringendes Gelock mit dem leicht um die Lippen sich kräuselnden Barte deutlich sagten, daß er eben erst in die volle Blüte seiner Jahre getreten war. Andreas betrachtete das Bild lange, ohne nur die Wimper zu bewegen; dann aber hob er den Blick höher zum Spiegel hinauf, und nun begann sein Auge sich alsbald mit einem dämmernden Schleier zu verhüllen. Welch' ein Unterschied zwischen seinem eignen, unscheinbaren Ebenbilde, das ihm bleich und mit einem trüben Ernste auf der Stirn aus dem Spiegel entgegenblickte, und diesem Antlitz, das von innerem Glück und üppiger Anmut widerstrahlte! — „Und nun bloß noch wenige Wochen," seufzte Andreas auf, indem er seine Hand über die Augen legte, als vermöge er diese Vergleichung nicht länger zu ertragen; „kaum noch zwei Monate, bis das alles zu Ende geht!" — Er wendete sich langsam zum Gehen, sank aber nach wenigen unsichern Schritten schon auf die Kniee und drückte nun das Gesicht in die Kissen des kleinen Ruhebettes, das zur Seite stand. So blieb er unbeweglich liegen, während der Körper dann und wann, wie von einem gewaltsam niedergehaltenen, krampfhaften Beben durchschüttert wurde.

Draußen begann unterdessen der Tag zu sinken und das stille Gemach füllte sich bereits mit Dämmerung, als plötzlich vom Hofe herauf helle Stimmen laut wurden. Andreas fuhr verwirrt empor und eilte hinaus, die Zimmerthür leise hinter sich zuziehend; aber scheinbar schon völlig ruhig schritt er langsam die Treppe hinab, an deren Fuß ihm zwei Mädchen entgegenkamen. Es waren die weiblichen Dienstboten des Hauses, die vergnügt von ihrem Stadtbesuche heimkehrten. „Da seh' mir einer den Dachs!" rief mutwillig die eine; „ich glaube, er ist kaum aus dem Bau gekommen und hat darin ein gutes Schläfchen gethan. Ist das auch erhört von einem jungen Menschen, wo es so lustig zugeht!" — „Lustig sieht er gar nicht aus," sagte die andre; „schau nur, wie er Augen macht — puh!" Andreas fuhr sich mit der Hand verlegen über das Gesicht, das noch von Thränen feucht war, und ging rasch, ohne auf die Neckereien etwas zu erwidern, in sein Zimmer hinein. Dort warf er sich auf das Bett, wo er wieder unbeweglich im Dunkeln liegen blieb, bis er zum Nachtessen gerufen wurde.

Bei Tisch fand er jedoch einzig Herrn Heimgart, der gleichfalls heiter angeregt heimgekommen war.

„Wir werden allein essen müssen, Andreas," sagte der freundliche Mann; „Alfred wird sich heute wohl nicht so bald

sehen lassen, und Amalie wollten Baldeggers ebenfalls noch nicht fort lassen. Es ist ja auch nur einmal Fastnacht im Jahre. Du selbst scheinst aber nicht lange in der Stadt geblieben zu sein?"

„O, doch ein paar Stunden," erwiderte Andreas langsam.

„Hast du etwas von der Kaisermaske gesehen?" fragte Herr Heimgart.

Andreas neigte das Gesicht tiefer auf den Teller herab und erwiderte dann zögernd: „Gesehen nicht gerade, aber davon viel reden gehört."

„Ja, das ist eine seltsame, eine verwegene Geschichte," sagte Herr Heimgart, den Kopf schüttelnd, „und schwerlich wird ihr Urheber verborgen bleiben; es müßte fast mit einem Wunder zugehen. Doch scheint man noch gar keine Vermutung zu haben, wie ich überall hörte, und wie auch Alfred erst vorhin von einem Gange durch die Stadt zurückbrachte."

„Er war bei Ihnen?" fragte Andreas leise und ohne aufzublicken; „ich glaubte immer, Herr Alfred werde doch heimlich am Zuge teilnehmen und wolle seine Zurüstungen nur nicht merken lassen."

„Nein," erwiderte Vater Heimgart ruhig, „er war beinahe die ganze Zeit über mit Amalie und mir im Baldeggerschen Hause, so daß ich selbst mich wunderte, wie er diesmal sich so still verhalten konnte. Doch tritt er nun auch schon in die Jahre größerer Besonnenheit ein."

Andreas gab keine Antwort; dagegen schien Herr Heimgart nicht müde werden zu können, sich in Vermutungen und Betrachtungen über die seltsame Maske, und die Strafe, die ihrer im Entdeckungsfalle warten würde, zu ergehen, bis drunten im Hofe ein klingelnder Schlitten anfuhr. „Da sind sie ja schon," rief Herr Heimgart, seine eifrige Rede unterbrechend, vergnügt; „hätt' ich gewußt, daß Malchen es nicht länger aushalten würde, wär' ich schon noch so lange geblieben." Er erhob sich, um den Ankommenden entgegenzugehen, und auch Andreas fuhr aus seinem stillen Brüten auf; aber schon erschien die Tochter am Arme ihres Bräutigams unter der Thüre, während drunten der Schlitten wieder von dannen klingelte. Er war das feurige, lebensvolle Urbild des kleinen Porträts, das Andreas vorhin betrachtet; sie dagegen glich einem milden Sterne, der ein stilles, freundliches Dämmerlicht um sich verbreitet. Als die beiden ihre Hüte und Ueberkleider von sich gethan, war Andreas aus dem Zimmer verschwunden.

Er saß nun wieder drunten in seinem Stübchen im

Dunkeln, den Kopf in beide Hände gestützt. Hier vernahm er durch die nächtliche Stille die vergnügt plaudernden Stimmen über sich; er hörte das Lieblingslied des Bräutigams, das Amalie ihm zur Harfe sang; dann aber schlich er zum Hause und über den Hof in die Nacht hinaus, auf welche die Sterne so still und friedlich niederblickten. Ihm brachten sie weder Friede noch Stille, und ruhelos schweifte er lange, lange um den Hof herum, als müßte er denselben vor Dieben bewachen. Endlich kam ihn ein unheimliches Frösteln an, und er wollte nun von der Rückseite des Hauses, wo er sich gerade befand, in dasselbe hineingelangen; aber kaum war er geräuschlos durch die kleine Hinterthür getreten, erhellte sich der dunkle Flur vor ihm und die Tochter des Hauses kam mit einem Lichte in der Hand die Treppe herab, um ihrem Verlobten bis an die Vorderthür das Geleit zu geben. Andreas wagte im dunkeln Hintergrunde nicht, sich zu rühren, und störend sich bemerklich zu machen, während die beiden in leisem Geflüster noch an der Thüre stehen blieben. Er bat sie um etwas, das sie anfänglich scherzend zu verweigern schien; dann aber, als er dringender wurde, lächelnd sagte: „Nun ja, weil du heute so artig gewesen bist," — und damit neigte sie sich seinen Lippen entgegen. Andreas lehnte sich mit geschlossenen Augen an die Mauer zurück, und der ganze Hausflur war schon lange wieder dunkel geworden, bevor er wie ein Trunkener nach seiner Stube tappte. —

Am folgenden Morgen erschien Andreas noch stiller und bleicher als gewöhnlich beim Frühstück, an welchem natürlich von nichts andrem als den Vorgängen des gestrigen Tages und der Kaisermaske die Rede war. Alfred, der erst spät in der Nacht nach Hause gekommen, war noch nicht erschienen; aber auch Amalie fühlte sich unwohl und abgespannt. Sie hatte während der ganzen Nacht von der gefährlichen Maske geträumt, in welcher bald ihr Bruder, bald ihr Bräutigam, bald wieder sie selbst steckte, um dann, wenn sie verfolgt und ergriffen wurde, jäh aus dem Schlafe aufzufahren. „Wie doch solche Träume unsre ganze Seele in ihre Gewalt bringen können," sagte sie nachdenklich; „ich muß mich immer wieder förmlich besinnen, ob ich auch wirklich nur geträumt habe, oder ob nicht alles wahr sei." — „Du bist eben die Aufregungen und Unregelmäßigkeiten solcher Tage nicht gewöhnt, so wenig als ich selbst es mehr bin," entgegnete der Vater; „das hat man dann zu büßen auf die eine oder andre Art. Auch der Andreas macht heute ein so trübes Gesicht."

Dieser stand vom Tische auf, ohne einen Bissen über die Zunge gebracht zu haben. „Ganz wohl ist mir's nicht," sagte er; „doch wird es an der frischen Luft schon besser werden." So ging er trotz der empfindlichen Morgenkälte statt in seine Stube in den Hof hinunter, dann in den Garten, wo er sich an den Winterhüllen der Bäume und sonstigen Gewächsen zu schaffen machte; aber erschrocken fuhr er zusammen, so oft er ein Geräusch vernahm, und wenn es nur ein Vöglein war, das durch das blätterlose Gesträuch schlüpfte. Auch blickte er fortwährend unruhig nach dem Hause hinüber, als fürchte er von dorther etwas Schlimmes auftauchen zu sehen, und selbst als er endlich zum Mittagessen gerufen wurde, trat er den Weg nur langsam und zögernd an, obwohl er seit dem frühen Morgen völlig nüchtern geblieben.

Diesmal war die ganze kleine Tischgesellschaft beisammen; aber kaum hatte sie sich gesetzt, als der junge Herr Baldegger erschien und zwar nicht bloß, um sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen, sondern auch um eine wichtige Neuigkeit auf das Landhaus hinauszubringen. Man hatte die Kaisermaske bereits entdeckt, ja sie war von der Polizei schon am frühen Morgen eingebracht worden; aber seltsamerweise war es nicht, wie man doch allgemein vermutet, ein verwegener Patriot aus den gebildeten Ständen, es war nur ein einfacher Bauernsohn von einem einsam gelegenen Hofe, kaum eine Stunde von der Stadt entfernt — ein junger Mensch, der sich in seinem Leben nie einen Augenblick weiter um Welthändel und Politik bekümmert, außer er wäre etwa von der Furcht vor den Sechzehntausend geplagt worden.

„Seltsam — in der That höchst seltsam," rief Herr Heimgart; „aber wie ist man ihm auf die Spur gekommen?"

„Die Hunde haben ihn verraten," erwiderte der junge Baldegger; „die Hunde, die den bedenklichen Kaiserschlitten gezogen, gehören auf den väterlichen Hof des Burschen."

„Und der junge Mensch hat eingestanden?"

„Eingestanden hat er freilich noch nicht," berichtete Baldegger, „aber zugegeben, daß er gestern schon von Vormittag an in der Stadt gewesen. Auch die Hunde anerkennt er als die seinigen; nur behauptet er, sie seien in der vorvergangenen Nacht vom Hofe weggelaufen oder weggelockt worden. Allerdings eine kümmerliche Ausrede, die dem armen Teufel wenig helfen wird."

„Nun ja," sagte Alfred, der bis dahin vor sich hinblickend und mit Gabel und Messer spielend zugehört hatte, „aber in

es wirklich ein so harmloser Mensch, der ganz absichtslos einen ungeschickten Spaß gemacht, so wird man ihm deshalb auch nichts anhaben können."

„Er wird, wie ich bestimmt weiß," versetzte der junge Baldegger, „schon morgen nach der Hauptstadt hinübergeliefert, von wo in den nächsten Tagen ein Rekrutentransport für die Sechzehntausend abgeht."

„Armer Mensch!" rief Amalie mitleidig aus; „was werden seine Eltern und Geschwister sagen!"

Bei diesem Ausrufe hatte Andreas seine Gabel klirrend auf den Boden fallen lassen; aber als er mit unsicherer Hand sie wieder aufgehoben, warf ihm Alfred, der gegenübersaß, einen festen, zurechtweisenden Blick zu, so daß er nun hastig weiter aß, ohne an dem ferneren Gespräche teilzunehmen. Sobald er fertig war, suchte er ebenso eilig aus dem Zimmer zu kommen; aber noch hatte er draußen das untere Ende der Treppe nicht erreicht, als er hinter sich die Stimme seines jungen Herrn vernahm. „Hör', Andreas," sagte Alfred leise, nachdem er zu ihm in seine Stube getreten, „du wirst begreifen, daß ich den armen Burschen nicht in seiner Not stecken lassen kann — verdammt sei dieser Zufall, an den keine Voraussicht denken konnte! Doch braucht deshalb auch niemand vorzeitig geängstigt zu werden. Ich gehe also, wie gewöhnlich, etwa in einer Stunde nach der Stadt, um genaue Erkundigung einzuziehen; bin ich bis zum einbrechenden Abend nicht zurück, so magst du dem Vater mitteilen, was du weißt von der Sache. Unterdessen pass' hier gehörig auf, damit nicht irgend ein Unberufener unnötigen Lärm ins Haus bringt."

„O, Herr Alfred!" rief Andreas mit bebenden Lippen, während ihm Thränen in die Augen schossen; aber sogleich faßte er sich wieder, und wie unwillig mit der Hand über die Augen fahrend, sagte er fast ruhig: „Es wird nicht so schlimm gehen; sie werden Euch nicht so hart bestrafen — wenigstens nicht unter die Sechzehntausend schicken."

„Du glaubst?" erwiderte der junge Heimgart mit einem bitteren Lächeln; „nein, täusche dich nicht, guter Andreas — wozu könnte das nütze sein. Ein Teil derjenigen, unter deren Urteil und Gewalt ich falle, mag mir eine solche Strafe so gut oder noch besser gönnen als irgend einem andern; die Leute wissen warum. Andre dagegen, die im geheimen die Schmach des Vaterlandes vielleicht ebenso lebhaft beklagen als ich und mir deshalb wohlwollten, haben nun keine freie Hand mehr. Das Urteil, das für den unschuldigen Bauernburschen gerecht

erschien, muß für mich wenigstens billig sein. Dagegen läßt sich nichts einwenden."

„Und Ihr solltet — Ihr würdet Euch einem solchen Urteile unterziehen?" rief Andreas wieder erregter aus.

Ueber Alfreds schönes Gesicht flog ein düsterer Schatten hinweg. „Dem Urteile, mag es fallen wie es will, muß ich mich unterziehen," sagte er langsam; „aber ob sie mich in diese gottverdammte Uniform hineinzuzwingen vermögen — das — das wird sich zeigen."

„Ich versteh' Euch nicht," erwiderte Andreas leise und mit fragenden Augen aufblickend; „was denkt Ihr Euch für einen Ausweg, Herr Alfred?"

Der junge Heimgart schwieg eine Weile, dann entgegnete er ebenfalls in leisem Flüstertone: „Hör', Andreas, dir darf ich's sagen; aber du weißt, diese Uniform wäre nicht bloß der sichere Tod für mich, sie wäre bei meinen Gesinnungen auch noch das Zeugnis meiner Feigheit; warum sollte ich mir darum den Weg aus diesem Leben nicht vorher als freier Mann wählen? Glaubst du, ich würde mich je zum willenlosen Werkzeuge des Tyrannen hergeben?"

Andreas starrte seinen jungen Gebieter an, indem er wie abwehrend langsam seine beiden Hände gegen ihn ausstreckte. „O Gott — nein, nein," rief er mit gepreßter Stimme, „solche Gedanken dürft Ihr Euch nicht kommen lassen — solche nicht, Herr Alfred. Oder habt Ihr dabei auch schon an den Vater, und an sie — an die Schwester gedacht?"

„Ja, der Vater und Amalie," wiederholte Alfred kaum hörbar vor sich hin; dann aber sich höher aufrichtend, rief er mit gewaltsamer Lebhaftigkeit: „Doch was sollen wir uns da so unnützerweise quälen, mein guter Andreas; wer weiß, ob auch die Berichte meines zukünftigen Schwagers genau sind — vielleicht geht alles viel glatter ab, als wir es uns nur denken können. Thu' also ruhig, was ich dir aufgetragen, und warten wir das Weitere ab." Damit reichte er dem vielbewährten Vertrauten die Hand und verließ das Gemach.

Andreas blieb noch eine geraume Weile in demselben stehen, ohne sich von der Stelle zu rühren; dann schritt er hinaus und schlug wieder den Weg nach dem Garten ein. Hier griff er jedoch weder zu Messer noch Bändern, die er am Vormittag zur Ausbesserung der schützenden Baumdecken gebraucht, sondern warf sich auf der Anhöhe, von wo er ungesehen den Zugang zu dem Hause bis nach der Brücke hinunter überblicken konnte, hinter dem dichten Gesträuche auf den schnee-

bedeckten Boden nieder, wie in den weichen Rasen zur Sommerszeit. Es mußte aber auch trotz der Winterkälte hinter diesem sonst so gelassenen und stillen Aeußeren ein heißes, stürmisch bewegtes Leben pulsieren; denn selbst wenn sich der einsame Gärtner bisweilen erhob, um hastig auf und nieder zu gehen, so warf er sich immer von neuem wieder hin, Hände und Füße tief in den gefrorenen Schnee einwühlend, als müsse er in demselben Kühle und Erfrischung suchen. Dabei blieb sein Blick unablässig auf den Aufweg zu dem Landhause gerichtet, den er zuerst seinen jungen Herrn, etwas später langsam und oft zurückschauend auch den Verlobten der Schwester hinunterschreiten sah; sonst blieb alles still und menschenleer in der Nähe. So verging eine Stunde, schleichend und qualvoll eine zweite; gleichwohl war der Abend noch fern, als von der Brücke her in den Weg einbiegend die Gestalt Alfreds auftauchte. Andreas fuhr mit einem leisen Aufschrei aus seinem Verstecke empor und begann dem Ankommenden so eilig entgegenzulaufen, daß seine wankenden Füße dabei ihm mehrmals den Dienst zu versagen drohten; aber noch war er auf manchen Schritt nicht an ihn herangekommen, als er plötzlich anhielt, um mit verschwimmendem Blicke in das Antlitz seines jungen Herrn zu starren. „Ihr seid frei," rief er mit erstickter Stimme, „es ist nicht so schlimm gegangen!" — „Frei — ja," erwiderte Alfred bitter; „frei bis morgen mittag auf mein Ehrenwort, unterdessen das Haus nicht zu verlassen; dann wird abmarschiert."

„Frei bis morgen mittag," murmelte Andreas, während er sich an einen Baum, der am Wege stand, zurücklehnte; „bis morgen mittag!"

„O, diese Freiheit durften die gnädigen Herren mir schon gewähren," rief Alfred höhnisch; „denn abgesehen von meinem verpfändeten Worte — wohin fliehen, da rings um unsre Grenzen die nämliche eiserne Hand regiert, die uns knechtet!"

Andreas, der offenbar der Stütze bedürftig war, die er sich gewählt, gab keine Antwort und Alfred fuhr deshalb nach kurzem Besinnen in weicherem Tone fort: „Doch gräme dich nicht allzusehr, Andreas, und halte dich aufrecht; wer weiß, wo du mir noch nötig bist. Ich hätte dich ohnehin schon gern beauftragt, meinem armen Vater die erste Nachricht zu geben — es wird mir schwer, sehr schwer werden."

„Nein, erlaßt mir das," erwiderte Andreas kaum hörbar; „ich wär' es nicht im stande. Später — bald — werd' ich Euch zu jedem andern Dienste bereit sein." —

Der junge Heimgart schritt dem Hause zu, um sogleich den Vater aufzusuchen, den er völlig ahnungslos im behaglichen Hauskleide auf seinem Zimmer fand. Er raffte all' seine Kraft zusammen und begann dann nach schonender Vorbereitung mit möglichst ruhigen Worten zu erzählen, wie er zu dem Schritte gekommen, der nun so verhängnisvoll in sein ganzes Dasein eingreifen sollte. Wie so oft im Leben, war es der Zufall gewesen, der eine heimlich verborgene Glut angeschürt und sie zum offenen, verderblichen Brande hatte werden lassen. Auf einer seiner Jagdstreifereien waren Alfred die zwei hungrigen Hunde auf dem Berghofe bettelnd eine weite Strecke nachgelaufen, und am nämlichen Abend hatte er auf dem Heimwege in den leerstehenden Werkhütten vor dem oberen Stadtthore den kleinen Bretterschlitten entdeckt. Damit war ihm unabsichtlich die Idee zur Ausführung seines verwegenen Fastnachtsbildes gegeben. Kaiserhut und Maske hatte er sich sorgfältig selbst angefertigt, die übrigen Gegenstände leicht nach Bedürfnis zusammengefunden, und sie in die unbenützte Werkstätte versteckt, die unmittelbar hinter dem Gasthause am oberen Thore lag, von welchem der ganze Festzug ausgehen sollte. Dort hatte er vorgestern nach eingebrochener Nacht auch die von dem Berghofe weggelockten Hunde eingesperrt, und so war es ihm dann möglich geworden, sich noch außerhalb der Stadt dem Zuge anzuschließen, als gehöre er zu demselben. Keine Menschenseele hatte er in das Geheimnis gezogen, und sich Andreas auch erst gestern mittag, unmittelbar vor der That, in kaum verständlichen Andeutungen anvertraut. Es war nämlich leicht vorauszusehen gewesen, daß ein solches Maskenbild nicht ungefährdet eine weitere Strecke in die Stadt hineinziehen könne; doch genügte zur Erreichung seines Zweckes auch ein nur kurzes Erscheinen. Deshalb hatte sich Alfred jenen dunklen, durchgehenden Gasthofsflur hinter dem Brunnen, der kaum etwas mehr als hundert Schritte innerhalb des Stadtthores lag, zu seinem Verschwinden ausersehen, und den treuen Andreas beauftragt, sich für alle etwa eintreffenden Zufälle dort einzufinden. Uebrigens wäre diese Vorsicht bei der raschen Abwickelung der Szene nicht einmal nötig gewesen. Alfred war aus dem Schlitten in den Flur hineingesprungen, hatte seine gefährliche Hülle von sich gestreift, dieselbe hinter eines der leeren Fässer geworfen, und war in seinem gewöhnlichen Anzuge ruhig auf die Hintergasse hinausgetreten, noch bevor Andreas selbst recht wußte, wie ihm geschehen war.

Vater Heimgart hatte diese Erzählung starr vor Erstaunen,

Bestürzung und Schmerz lautlos angehört, und noch saß er, nachdem Alfred schon eine gute Weile geendigt, halbbetäubt in seinem Lehnstuhle, während nur ein schmerzliches Zucken um seine Lippen den Aufruhr seines Innern verriet. Erst als Alfred seine Hand ergreifend mit bewegter Stimme bat: „Verzeih' mir, Vater, vergib mir —," rief der alte Mann klagend aus: „Verzeihen! da ich deine Gesinnungen kenne und sie nicht tadeln kann; aber was soll nun aus dir werden, armer Alfred?" — Dann aber sich rasch erhebend sagte er gefaßter: „Doch jetzt ist's keine Zeit zu unnützem Gejammer — vielleicht daß sich mit den rechten Mitteln das Schlimmste abwenden läßt. Geh' du zu Malchen und teile ihr das Unerläßliche mit, bis ich vom Amthause zurückkomme." —

Doch schon mit einbrechender Dämmerung kehrte Herr Heimgart hoffnungsloser aus der Stadt zurück, als er hingegangen. Das einzige, was er erreicht, war das armselige Versprechen, daß man gegen Alfred so rücksichtsvoll als möglich verfahren und sich mit einer über ihn verhängten polizeilichen Freiheitsstrafe begnügen wolle, wenn er bis zum kommenden Mittag einen tauglichen Ersatzmann für die Sechzehntausend zu stellen im stande sei. Herr Heimgart mußte selbst einsehen, daß die Behörden nach der Lage der Dinge nicht weiter gehen durften; aber wo wäre in dieser kurz zugemessenen Frist ein solcher Ersatzmann zu finden gewesen; wo hätte man ihn ohne einen unerwartet günstigen Zufall bei den verhängnisvollen Zeitaussichten überhaupt gefunden! — So herrschte nun in dem Hause, das am gestrigen Abend noch so viel Zufriedenheit, so viel Glück und frohe Hoffnungen umschlossen, nur Schmerz und lautloser Jammer. Amalie hatte schon aus den ersten vorsichtigen Andeutungen des Bruders mit der prophetischen Seherkraft, welche der besorgten Liebe eigen ist, das ganze Unheil erraten, und diesem Schlage war ihre Kraft im Augenblicke nicht gewachsen gewesen. Sie lag, als der Vater nach Hause kam, mit ungetrübten Sinnen, aber wie gelähmt an Leib und Seele gebrochen zu Bett. Von zahlreichen Geschwistern waren die beiden den Eltern einzig geblieben; deshalb hatten sie von jeher, wie verschieden auch die rasche Art Alfreds von dem stilleren, sinnigen Wesen der Schwester war, in rührender Innigkeit aneinander gehangen und Amalie sich dem um einige Jahre älteren Bruder angeschmiegt, wie die Lilie dem Rosenbaume. Schon oft hatte ihr Verlobter scherzend und doch in halb unbewußter Eifersucht geäußert, er würde sich für alle Zeiten gern mit der Hälfte der Liebe und Sorge

begnügen, die Amalie ihrem Bruder ganz entgegenbringe. Und jetzt sollte ihr dieser Bruder so plötzlich entrissen, wohl auf immer entrissen werden!

Es schloß sich manches Auge nicht zum Schlafe diese Nacht in dem schönen Landhause über der Limmat; aber am Morgen schien Amalie wieder gefaßter zu sein, als der Vater selbst, der stumm in sich versunken da saß. Auch Andreas saß stumm am Tische, den Blick bald auf Vater und Sohn, bald auf Amalie gerichtet, der von Zeit zu Zeit eine stille Thräne die Wange niederfloß. Endlich erhob er sich und sagte, während sein bleiches Gesicht sich leise rötete, mit ruhiger Stimme: „Nun ist es Zeit — ich gehe auf das Amthaus, mich als Ersatzmann zu stellen."

Diese Worte schienen im ersten Augenblicke weder von Vater Heimgart noch Alfred verstanden zu werden, und nur aus den trüben Augen Amaliens brach es hervor gleich dem aufleuchtenden Sonnenstrahle, der durch die Nebelwolke bricht. Sie hob beide Hände ineinandergefaltet über die Stirn empor, wie von heißem Dankgefühle ergriffen, ließ sie jedoch sogleich wieder langsam in den Schoß herabsinken, als sie das unnennbar schmerzliche Lächeln bemerkte, mit welchem Andreas auf sie herüberblickte. Sie schlug auch die Augen nicht mehr auf, als nun der Vater mit unsicherer Stimme ausrief: „Was sagst du da, Andreas, du wolltest —"

„Ich will, Herr Heimgart," unterbrach der junge Mann den Stockenden; „ich bin schon gestern abend und die ganze Nacht darüber mit mir ins reine gekommen; aber ich habe eine — eine Bitte daran zu knüpfen."

„Sprich sie nicht aus," rief nun seinerseits auch Alfred, „ich kann dein Anerbieten nie annehmen, guter Andreas."

„Ihr werdet es aber annehmen," erwiderte Andreas, seinen jungen Herrn ruhig anblickend mit fester Stimme, „sobald ich Euch sage, daß ich bei Eurer Weigerung gleichwohl in dieser Stunde noch mich freiwillig unter die Sechzehntausend werde anwerben lassen. Drunten in meiner Stube liegt dazu schon alles gepackt und reisefertig, wie Ihr selbst Euch überzeugen könnt. Dagegen," setzte er, sich an den Vater wendend und die Augen niederschlagend, hinzu, „wünschte ich meine Bitte nur Ihnen mitzuteilen."

Vater und Sohn schauten sich überrascht, fast bestürzt an, und es dauerte eine gute Weile, bevor der erstere sagte: „Deinen Wunsch will ich gern anhören, guter Andreas; sonst aber weiß ich nicht mehr, was ich sagen oder denken soll — so dumpf

und wirr geht alles in meinem Kopfe herum. Sogar von freiwilligem Kriegsdienste sprichst du, während ich doch in deinem ganzen Leben nie besondere Vorliebe für Militär und Krieg an dir wahrgenommen habe."

„Oh," erwiderte Andreas etwas verlegen, „gehaßt hab' ich das Militärwesen gerade nie."

Vater Heimgart schüttelte den Kopf. „Hör', Andreas," sagte er dann, „ich will offener gegen dich sein, als du es im Augenblicke gegen uns zu sein scheinst. Ja, ich verhehle es nicht — es ist mir gestern abend und diese Nacht wohl etwa der Gedanke gekommen, es könnte uns aus diesem Jammer niemand helfen als du, Andreas, aber ich habe einem solchen Gedanken keinen Augenblick stattgegeben und mich sogar vor mir selbst geschämt darüber; denn auch dich würd' ich schwer vermissen, wenn du von uns gingst, und sollte dir dabei ein Unglück begegnen, ich müßte mir alle Tage meines Lebens einen schweren Vorwurf daraus machen."

„Das sollen und dürfen Sie nicht, Herr Heimgart," rief Andreas, „obwohl ich Ihnen aus tiefstem Herzen danke für Ihre Worte; aber Sie haben in den langen Jahren stets als Vater an mir gehandelt, und wenn ich Ihnen nun dafür den Sohn erhalten kann, so erfüll' ich damit nur eine geringe Pflicht der Dankbarkeit. Hab' ich doch darüber hinaus noch eine Bitte —"

„Nein, Andreas," unterbrach ihn Herr Heimgart, „eine solche Pflicht hast du nicht auf dir gegen mich; deshalb übereile dich nicht und besinne dich."

„Ich habe mich ausbesonnen, ganz und gar," versetzte Andreas gelassen. „Ich erwarte also Herrn Alfred in einer halben Stunde auf dem Amthause, wenn etwa seine Unterschrift notwendig werden sollte. Dann komm' ich noch einmal zurück, um meine notwendigsten Sachen zu holen und Abschied zu nehmen."

Mit diesen Worten griff Andreas ruhig nach seinem Hute und Herr Heimgart folgte ihm zur Thüre hinaus; aber es dauerte nicht lange, bis er mit feuchten Augen, doch zugleich mit einer seltsam verlegenen Miene wieder in das Zimmer trat. „Amalie," sagte er tief bewegt, „Andreas geht für deinen Bruder und uns einen schweren Gang, wo nicht einem fast sicheren Tode entgegen; dafür richtet er an dich die Bitte, daß er dir in unsrer Gegenwart und mit deiner Einwilligung, wie ein Bräutigam der Braut, einen Abschiedskuß geben dürfe. Entscheide."

Amalie, die bisher wie in einem wirren Traume dagesessen, erglühte über und über, um sogleich wieder totenbleich zu werden. „Mein Kind, beruhige dich," rief der Vater, von diesem fast blitzartig wechselnden Anblicke erschreckt; „ich war zu unbedacht — beruhige dich!" — „Ich bin ruhig, Vater," erwiderte Amalie langsam aufblickend; „und Alfred mag ihm sagen, daß ich seinen Wunsch gern erfüllen werde."

Alfred ging schweigend von dannen, und schweigend schritt er nach einer Stunde, nachdem alle gesetzlichen Förmlichkeiten des Stellvertretungsgeschäftes auf dem Amthause rasch erfüllt waren, neben Andreas wieder über die dunkle Brücke zurück. „Du liebst also meine Schwester, Andreas," fragte er plötzlich stehend bleibend; „du hast sie wohl schon lange geliebt?" — „Noch als sie ein kleines Mädchen war," antwortete Andreas, „schon seit ich in Euer Haus gekommen bin. Drum seht Ihr wohl," fügte er langsamer hinzu, „es wäre auch ohne diesen Zufall kein Bleiben mehr gewesen für mich — fort, hinaus, wo es an ein Ende und Vergessen geht."

„Armer Freund, treue Seele!" rief Alfred, die Hand seines Begleiters ergreifend; „um diesen Preis freilich muß ich dich ziehen lassen, ob ich auch mit meinem Blute dir helfen möchte." —

Zu Hause waren die wenigen noch nötigen Zurüstungen zur Abreise bald getroffen. „Andreas," sagte Vater Heimgart, ohne der Rührung, die ihn übermannte, Gewalt anzuthun, „wenn du wieder zurückkehrst, was Gott dir bald und glücklich verleihen möge, so weißt du, wo du deine Heimat findest. Und sollte ich selbst es nicht mehr erleben — es wird auch dann immer für dich gesorgt sein." Andreas nickte nur stumm vor sich hin, während sein Auge an Amalie hing, die neben ihrem Vater stand. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt und die herabsinkenden Hände ineinander gefaltet. Sie bewegte sich nicht, als Andreas heranttat und ihr schüchtern die Hand auf die Schulter legte. „Leben Sie wohl, Amalie, und verzeihen Sie mir," flüsterte er kaum hörbar; dann neigte er sein Gesicht zu dem ihrigen nieder und küßte sie auf Mund und Wange. Aber jetzt hob sich ihre Wimper langsam empor, wie aus einem Traume; ihr Auge ruhte in dem seinen, ihre gefalteten Hände gingen auseinander, ihre Arme erhoben und schlangen sich plötzlich um seinen Nacken herum. Ihre Lippen preßten sich auf die seinigen, lange — lange; dann sanken ihre Arme wieder und mit verhülltem Antlitze lehnte sie sich an den Vater zurück, indem sie mit bebender Stimme ausrief: „Lebewohl, Andreas!"

— Er wandte sich und schritt halb taumelnd am Arme Alfreds zur Thüre hinaus. —

Schon am folgenden Tage verließ auch Alfred Vater und Schwester, um eine mehrtägige Gefängnisstrafe anzutreten. Nun war es wohl recht still in dem einsamen Landhause; aber es wurde auch nicht viel anders, als Alfred wieder heim kam. Andreas war zu allen Zeiten von wenigen Worten gewesen und geräuschlos seiner Wege dahingegangen; gleichwohl war es jetzt, als ob er alles laute Leben, alle muntere Bewegung aus dem Hause mit sich fortgenommen hätte. Jeder der drei Familiengenossen schien, mehr als früher, gern für sich allein zu sein; saßen sie aber beieinander, so war die Rede im Augenblicke immer wieder, ohne daß sie nur wußten, wie es geschah, auf den fernen Andreas gefallen. Schon verlangten sie mit ängstlicher Erwartung nach einem Briefe von ihm, und bald kam derselbe auch mit recht beruhigenden Nachrichten von der französischen Festung Grenoble aus. Amalie hatte ihn dem Briefboten mit zitternder Hast aus der Hand genommen, und mit zitternden Blicken flog sie über die wohlbekannten Schriftzüge hin. Nicht lange, und in ihrem stillen, schönen Antlitze stieg zuerst ein leises Erröten, dann ein wehmütiges Lächeln auf. Andreas bat in rührenden Worten nochmals um Verzeihung, daß er zum Abschiede sich einer ihm jetzt selbst unbegreiflichen Verwegenheit erkühnt; aber er habe nicht anders gekonnt damals, eine unwiderstehliche Gewalt habe ihn dazu angetrieben, und er glaube, er wäre gestorben, hätte er nicht wenigstens die Bitte um den Kuß ausgesprochen. „Armer Andreas," seufzte Amalie, nachdem sie die Stelle zum zweiten und drittenmal gelesen; „armer, guter Andreas!" — Im übrigen erzählte derselbe, daß er sich viel besser, als er's selbst geglaubt, in das bewegte Soldatenleben hineinfinde und dieses ihm keineswegs so schlimm erscheine, wie es daheim verschrieen werde. Zum Schlusse hieß es dann noch, daß das neuformierte und schon ordentlich eingedrillte Bataillon, zu dem er gehöre und bei welchem er auch einige nähere Landsleute gefunden, nun Tag für Tag Marschbefehl erwarte — wohin, wisse er nicht und könne deshalb auch noch keine sichere Adresse angeben.

Amalie nahm den Brief, nachdem ihn Vater und Bruder gelesen, an sich, um ihn am Abend auch ihrer Verlobten zu zeigen. „Siehst du," sagte der junge Baldegg, ihr das Blatt zurückreichend, „er selbst findet jetzt, daß es von ihm eine Verwegenheit war."

„Und du hast, wie es scheint, dies schon früher gefunden?“ fragte Amalie zu ihm aufblickend.

Er wandte sein Gesicht langsam dem Fenster zu, um in den Abend hinauszuschauen. „Eine Unschicklichkeit zum mindesten war es, Amalie,“ sagte er dann, „zu der ich meine Zustimmung nie gegeben hätte.“

„Eine Unschicklichkeit!“

„Ich kann es nicht anders nennen.“

„Nun, dann mag es sein Bewenden dahin haben, daß du um deine Zustimmung nicht befragt werden konntest.“ Mit diesen Worten erhob sich auch Amalie, um ebenfalls nachdenklich in den Abend hinauszublicken.

Diesmal ging Herr Baldegger früher als gewöhnlich, ohne daß Amalie ihn zurückzuhalten suchte. Indessen schien der kleine Vorgang keinen Schatten hinter sich gelassen zu haben, und der Bräutigam begann nun mit den Vorbereitungen zur Hochzeit dringender zu werden. An den Borden und Halden, die sich zur Limmat niedersenkten, war der Schnee verschwunden, selbst die Anhöhen und Bergkuppen begannen ihr Winterkleid abzustreifen, und es war gegenseitig vereinbart worden, daß das große Fest in den ersten schönen Frühlingstagen stattfinden solle; aber noch hatte Amalie keine Hand zur Anfertigung ihres hochzeitlichen Kleides gerührt, und wurde sie von ihrem Verlobten daran gemahnt, so meinte sie ruhig, das werde dann einmal bald gethan sein. Endlich jedoch sprach sie den bestimmten Wunsch aus, daß die Hochzeit noch verschoben werde, da in diesen verhängnisvollen Zeiten doch niemand seines Glückes recht froh werden könne. Vater Heimgart pflichtete diesem Verlangen seiner Tochter bei, denn immer drohender gestaltete allerdings sich die Zukunft. Auf den flüchtigen Fersen der großen zertrümmerten Kaiserarmee drangen Rußlands ungezählte Heerscharen nach Westen vor; Preußen hatte sich soeben von seinem französischen Alliierten losgesagt, und auch die übrigen deutschen Bundesgenossen des letzteren begannen unsicher zu werden, während sein unerschöpfliches Genie aus dem entvölkerten Boden Frankreichs neue Armeen hervorstampfte, um sie einer ganzen Welt voller Feinde entgegenzuwerfen. Wer mochte im Angesichte eines solchen Völkerbrandes frohe Feste feiern; und stand nicht mitten in diesem Brande auch einer, bei dem das Herz nun doch einmal täglich und stündlich in Angst und Sorge verweilen mußte! —

So verging der Sommer, wie das Ende des Winters und der Frühling vorübergegangen. Andreas hatte unterdessen

schon mehrmals wieder geschrieben, zuerst von französischen Kriegsplätzen aus, dann auf Marschzügen in Deutschland, zuletzt aus den Gegenden an der Elbe, wo er bereits zu verschiedenen Malen unerschrocken und unversehrt im Kugelregen gestanden. Dort nun drängten sich die Heeresmassen der Gegner zu einem gewaltigen Entscheidungskampfe zusammen. Amalie mußte, wenn sie in diesen trüben Herbsttagen durchs Fenster auf die Nebel niederblickte, die jeden Morgen auf der Limmat hin und her zogen, unabläßig an die Rauchwolken des Schlachtfeldes denken, die Tausende von Toten und Sterbenden einhüllten. Lag der arme, treue Andreas nicht unter ihnen — vielleicht hilflos verschmachtend in seiner letzten Lebensstunde, und für wen? — Amalie schrak bei jedem Geräusche, bei jedem Tritte, der sich ihrer Thüre nahte, zusammen; sie glaubte jeden Augenblick eine Todesbotschaft vernehmen zu müssen.

Und nun flog die Kunde von der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig durch das Land. Die französische Armee floh, von ihrem letzten deutschen Bundesgenossen verlassen und verraten, ihrer Landesgrenze zu, um hinter dem Rheinstrome Schutz zu suchen. Aber auch als dies gelungen, nachdem bereits Wochen seit den mörderischen Schlachttagen verflossen, war immer noch keine Nachricht von Andreas angelangt. Vater Heimgart stand jeden Morgen schon über eine Stunde vor der gewohnten Zeit am Fenster, um den Briefboten zu erwarten; Alfred machte täglich vergebliche Gänge nach dem Posthause selbst, und nur Amalie schien endlich ruhiger als der Vater und Bruder zu sein. Sie erwartete und hoffte keinen Brief mehr, und in dieser Hoffnungslosigkeit versanken ihr allmählich auch Angst und Unruhe. „Er ist tot," sagte sie leise vor sich hin, wo sie ging und stand; „er ist tot — ob ihm nicht das bessere Los zu teil geworden?" — Thränen, die sie sonst bei eignem und fremdem Weh so leicht geweint, die ihr früher auch im Sinnen über Andreas oft unbewußt in die Augen getreten, hatte sie für den Toten nun keine mehr, und erst am Allerseelentag konnte sie einmal weinen um ihn. Als sie im stillen Gebete an den Gräbern ihrer Mutter und Geschwister die kleinen Korallenkränze aufhing, war ihr noch eines dieser Kränzchen übrig geblieben, und plötzlich rief es in ihr: „Das ist für sein Grab — aber wo liegt es, da es doch zu dieser Reihe gehören sollte?" — Jetzt schossen ihr die Thränen über die Wangen; doch flossen sie still und mild, wie ein erquickendes Labsal.

Und eines solchen Labsales bedurfte Amalie, denn bald sollte sie erfahren, daß auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele

doch immer noch ein Fünklein Hoffnung geglommen, dessen gewaltsames Auslöschen sie nun erst in eine dumpfe Nacht versenkte. Als sie von ihrem frommen Gange nach Hause kam, fand sie dort einen fremden jungen Mann, den ihr der Vater mit halb abgewandtem Gesichte und den Worten: „Dieser Freund kommt statt eines Briefes, Amalie," vorstellte. — „Er ist tot," sagte sie, den Fremden anblickend, unwillkürlich, wie sie es sich selbst schon tausendmal gesagt hatte, mußte aber, als der Mann bloß ein bejahendes Zeichen machte, mit zitternder Hand sich an der Stuhllehne halten. Es trat ein langes Schweigen ein, bevor sie im stande war, eine weitere Frage zu wagen. Dann erzählte der Fremde, der aus einem zwei Stunden von Baden entfernten Dorfe gebürtig war, wie er zugleich mit Andreas in den Dienst getreten, wie sie beide jederzeit als redliche Kameraden zusammengehalten und sich gegenseitig auch versprochen, daß derjenige, der den andern überleben sollte, den Angehörigen des Gefallenen Nachricht geben wolle. Dies sei ihm nun nicht früher möglich geworden, da er, auf dem Rückzuge von der Armee abgedrängt, nur nach langen Mühsalen und Gefahren die Landesgrenze und erst seit einigen Tagen die Heimat erreicht habe.

„Und wie ist er gestorben?" fragte Amalie kaum hörbar; „hat er schwer zu leiden gehabt?"

„Es ging schon auf den Abend des dritten Schlachttages," erzählte der junge Mann, „und wir hatten den seit Stunden begonnenen Rückzug zu decken, als wir vor einer anstürmenden Reitermasse weichen mußten. Andreas und ich flohen einem nahen Gebüsche zu; aber plötzlich rief er: rette dich — ich bin getroffen! Er sank in die Kniee, ohne daß ich im stande war, ihm aufzuhelfen, und als ich selbst den Rand des Gebüsches erreicht und die dichtgedrängte Reiterschar vorübergebraust war, regte sich auf der Wiese, auf der wir vorher gestanden, kein Hälmchen mehr. Sie schien in ein aufgepflügtes Ackerfeld verwandelt zu sein."

Der Erzähler deckte sich die Hand über das Gesicht, als ob er das schreckliche Bild, das vor seiner Erinnerung schwebte, verhüllen wolle; aber auch Amalie lehnte sich mit geschlossenen Augen in ihrem Stuhle zurück, ohne eine fernere Frage zu thun.

Am folgenden Tage trug sie, als ihr Verlobter zum Besuche kam, noch immer das nämliche dunkle Kleid, das sie gestern zum Friedhofsbesuche getragen. „Wozu denn dieses Trauerkleid, Amalie," sagte er; „es ist doch heute nicht mehr Allerseelentag."

„Du weißt aber doch, was der gestrige Tag uns sonst gebracht hat," entgegnete sie wehmütig.

Herr Baldegger schwieg ein paar Augenblicke, dann sagte er: „Amalie, nimm es mir nicht übel; daran aber wirst du hoffentlich nicht denken, um Andreas, der nicht dein Verwandter, sondern nur der Bediente deines Vaters war, Trauer tragen zu wollen. Was würden die Leute dazu sagen!"

Nun schwieg auch Amalie eine Weile; aber es lag ein eignes Leben in ihrer Stimme, als sie endlich erwiderte: „Die Leute? Höre, Heinrich, wenn mich jemand deshalb bei dir verklagen wollte, so sage den Leuten nur, ich werde um den Andreas, der für meinen Bruder gestorben, gerade so lange Trauer tragen, als ich es um den Bruder selbst gethan hätte."

„Aber das wird doch dein Ernst nicht sein, Amalie!" rief Herr Baldegger.

„Du weißt, daß ich schon lange zum Scherzen selten aufgelegt bin, Heinrich," sagte sie, ihn mit stillen Augen anblickend. —

Diesmal wurde der Schatten sichtbar, den dieses kleine Gespräch hinter sich gelassen. Es vergingen drei Tage, bevor Herr Baldegger wieder zum Besuche kam, ohne daß Amalie ihn weder um die Ursache dieses Ausbleibens fragte, noch es überhaupt zu bemerken schien, wie sein Kommen allmählich seltener, er selbst wortkarger wurde. Darob gestaltete sich das Leben in dem winterlichen Landhause noch stiller, zumal auch der früher so lebendige und bewegliche Alfred ein völlig andrer geworden war. „Es ist ein seltsames Daheim," sagte er mit trübem Blicke, als endlich nun auch die amtliche Bescheinigung über den Tod des armen Andreas anlangte; „es ist ein seltsames Leben mit dem Bewußtsein, daß ein andrer an unsrer Statt gestorben — ein bloßes Schattenleben."

Indessen gingen die stillen Tage vorüber, wie die frohen und lauten vorübergegangen, und als nun mit den ersten Frühlingsboten zugleich auch die große Botschaft kam, daß Napoleon besiegt und der Völkerfriede endlich wieder gesichert sei, begann Amaliens Bräutigam entschieden die Hochzeit zu fordern. „Der Krieg ist zu Ende, alle Welt freut sich — wann könnten wir eine passendere Zeit für unser Fest finden?" sagte er. Doch Amalie entgegnete: „Ich kann nicht von einem Tag auf den andern mein Trauerkleid mit dem Hochzeitkleide vertauschen, und du erinnerst dich, Heinrich, was ich dir hierüber am ersten Tage gesagt habe." Der Verlobte wandte sich an den Vater Heimgart; aber dieser, der die einzige Tochter ohne-

hin nur schwer aus dem Hause scheiden ließ, trat wieder auf ihre Seite und ermahnte den Ungeduldigen: „Laß ihr jetzt noch ihren Willen; sie wird ihn dafür später dem deinigen um so lieber unterordnen.“ Dagegen sagte Alfred einmal zur Schwester, nachdem Herr Baldegger auch ihn mit seinen Klagen bestürmt: „Unrecht kann ich ihm nicht geben, und darum wünschte ich, du würdest mir endlich ein offenes Wort gönnen, Amalie.“

„Ein offenes Wort,“ erwiderte sie verwundert, „und wann habe ich ein solches dir vorenthalten?“

„Nun, also kurz — sollte am Ende doch die Liebe des guten Andreas nicht bloß ein verborgener Traum gewesen, sollte sie, wenn auch nur in halbverstandenen Zeichen, jemals von dir erwidert worden sein?“

„Wo denkst du hin, Alfred,“ rief Amalie aus; „solange Andreas bei uns war, ist er mir nie einen Augenblick mehr gewesen, als dir selbst — ein treuer, anhänglicher Hausgenosse.“

„Dann versteh' ich dich nicht, Schwester,“ sagte Alfred kopfschüttelnd.

„Du verstehst mich nicht?“ entgegnete sie, ihn ruhig anblickend; „nun, manchmal kommt es wohl auch mir vor, ich verstehe mich nicht mehr, und doch glaube ich dann wieder zu dem, was ich thue, mein gutes und klares Recht zu haben. Nein, Andreas war mir stets nur, was euch allen — wie wär' es auch anders möglich gewesen; aber freilich, als er zum Abschiede den Kuß von mir verlangte, als ich, nachdem er mich geküßt, in seinen Augen einen fast überirdischen Glanz, den Widerschein unergründlicher Glückseligkeit sah — da freilich, Alfred, wußt' ich plötzlich, daß es im Menschenherzen noch etwas gebe, von dem ich bisher keine Ahnung gehabt.“

„Und dieses Etwas nennst du nicht Liebe, Amalie?“

„Liebe? nein, das thu' ich nicht,“ entgegnete sie leise, errötend; „Liebe kann man doch nur Lebenden entgegenbringen, oder den Toten als Treue bewahren, wenn sie vorher im Leben vorhanden war; aber Andreas kam mir schon beim Abschiede wie ein Sterbender vor, und drum hab' ich es Heinrich nie verziehen, daß er in jenem Scheidekuß eine Unschicklichkeit erblicken wollte. Das war ein böses Wort.“

„O über die Sophistik des armen Menschenherzens!“ rief Alfred kopfschüttelnd aus; „nein, eine Unschicklichkeit war dieser Kuß gewiß nicht; wohl aber für dich die erste Offenbarung der Liebe, die du bis dahin nicht gekannt hättest. Doch sei

ruhig, Schwesterherz, auch ich werde dich fortan nicht mehr zur Hochzeit drängen helfen." —

So wurde denn diese Hochzeit nochmals auf den Herbst hinausgeschoben; aber an einem Sommerabend überbrachte ein Bauernbursche dem jungen Heimgart ein zerknittertes Papierblättchen, nach dessen Empfang dieser sich auf ein Pferd warf und in stürmischer Eile davonjagte. In kaum mehr als einer Viertelstunde hatte er zwei Wegstunden zurückgelegt, und als er vor einem kleinen Dorfwirtshause aus dem Sattel sprang, trat ihm in der Dämmerung neben dem jungen Manne, der am Allerseelentag die Todesnachricht ins Heimgartsche Haus gebracht, eine abgezehrte Gestalt im zerrissenen Soldatenmantel entgegen. „Ich dank' Euch, Herr Alfred," rief dieselbe zitternd; „die Toten dürfen nicht ohne Anmeldung wiederkommen."

„Andreas!" schrie der junge Heimgart, die Bettlergestalt in seine Arme schließend; „Andreas — du bist es." —

Er war es, und seine Geschichte nach den ersten stürmischen Ausbrüchen des Wiedersehens auch bald erzählt, obwohl es die Geschichte langer Leiden und Entbehrungen war. Auf der Wiese des Leipziger Schlachtfeldes mehr schmerzhaft als gefährlich am Knie verwundet, hatte Andreas sich vor der anbrausenden Reiterei noch in einen Graben wälzen und dadurch vor dem unvermeidlichen Tode unter den Pferdehufen sich retten können. Später war er, notdürftig hergestellt, als Gefangener mit Tausenden von Unglücksgefährten weit hinein nach Rußland geschleppt worden, von wo er nach geschlossenem Frieden mit andern solcher Gefährten auch den langen Weg in die Heimat wieder angetreten hatte. Er war nicht der einzige Totgeglaubte, der in dieser Zeit unversehens wieder zum Vorschein kam. —

Nach einigen Monaten, an einem hellen Herbsttage, zog sodann endlich, wie es im Frühjahre beschlossen worden, ein stattlicher Hochzeitszug von dem Landhause über der Limmat nach der Brücke zur Stadt herab; aber vor dem Altare kniete neben der in stiller Glückseligkeit verklärten Braut nicht der junge Herr Baldegger, sondern Andreas, der Werbsoldat der Sechzehntausend.

Der Freiheitsbaum.

Im Laufe von weniger als zwanzig Jahren hatte sich das kleine Dorf Wertach aus einem armseligen Neste in eine hübsche und ansehnliche Ortschaft verwandelt. Ehemals bestand dieselbe außer einigen größeren, aber unsauberen und rauchgeschwärzten Bauernhäusern nur aus Stroh- oder Schindelhütten, die kaum menschliche Wohnungen genannt werden durften. Von diesen Hütten war nun eine nach der andern verschwunden, um freundlichen, wenn auch nicht großen Häusern mit hellgetünchtem Mauerwerke und roten Ziegeldächern Platz zu machen, und andre Häuser, die stehen geblieben waren, schienen sich allmählich verjüngt zu haben, da sie sich neben den neuen Nachbarn ihres unsauberen Ansehens zu schämen angefangen hatten. Die Dorfwege, die sonst sogar zur Sommerszeit nicht selten Sumpfstreifen und Schlammgräben geglichen, waren in gut unterhaltene Straßen verwandelt, die selbst nach längerer Regenzeit in wenigen Stunden wieder trocken lagen. Ueberhaupt bot das ganze Dorf das Bild der Ordnung und des Wohlstandes dar, wo ehemals nur Armut und Verkommenheit ihr trübes Antlitz gezeigt.

Vielleicht ein einziges Haus war von dieser Veränderung nicht berührt worden und hatte dieselbe freilich auch leichter entbehren können, als die andern, führte es ja doch im Dorfe und in der ganzen Umgegend nur den stolzen Namen des Wertacher „Schlosses". Zwar durfte man bei dieser Benennung wohl nicht an eine mittelalterliche Burg mit hohen Zinnen und Türmen denken; aber immerhin war das Schloß ein stattliches Gebäude, das auf den ersten Blick seinen herrschaftlichen Ursprung verriet. Es lag vor dem oberen Eingange des Dorfes an dem weiten, freien Platze, auf welchem die vierhundertjährige Linde stand. Gegen diesen Platz begrenzte eine mannshohe Mauer einen geräumigen Hof, der sich hinter dem Hause

und ſeinen Nebengebäuden in Gärten mit ſchönen Blumenbeeten, Raſenplätzen und mannigfaltigem Buſchwerke verlor. Vom Lindenplatze führte ein Steinportal auf den Hof hinein; doch war das ſchwere Eiſengitter dieſes Portales gewöhnlich verſchloſſen, wie auch das herrſchaftliche Gebäude einen großen Teil des Jahres leerſtand. Der Verwalter, der mit ſeinen Leuten in einem Nebengebäude wohnte, hatte ſeinen Zu- und Ausgang auf der dem Lindenplatze abgewendeten Seite, die nach dem Felde zu offen ſtand.

Noch weit umfangreichere und anſehnlichere Gebäude erhoben ſich etwas ſeitwärts vom Dorfe aus einem Wieſengrunde, und an die Entſtehung dieſer Gebäude knüpfte ſich auch die ganze Umwandlung des Ortes ſelbſt. Vor Jahren nämlich war eines Tages eine mit zwei Pferden beſpannte Kutſche im Dorfe angelangt, von welcher die Dörfler zuerſt glaubten, daß ſie ihnen die „Herrſchaft“ herbringe; denn ſo wurde im Dorfe von jeher der Beſitzer des Schloſſes genannt. Aber ſtatt vor dieſes hinaufzufahren, hielt das Fuhrwerk vor dem armſeligen Wirtshauſe an und es ſtiegen mehrere Männer aus demſelben, die im Dorfe noch niemand geſehen haben wollte. Im Wirtshauſe ſelbſt verweilten ſie nur ein paar Minuten und gingen dann miteinander auf die Wieſen hinaus, die von einem breiten und tiefen Bache durchfloſſen waren. Dieſem Bache folgten die Fremden zuerſt aufwärts, wohl eine halbe Stunde über das Dorf hinaus, und kehrten dann langſam wieder auf dem nämlichen Wege zurück, indem ſie dem hellen und raſch fließenden Gewäſſer bis an den großen Fluß hinaus folgten, in welchen dasſelbe einmündete. Die Wertacher ſahen dieſem Treiben der Fremden verwundert zu und ſprachen bald die Vermutung aus, dieſelben werden wohl das Fiſchrecht über den Bach erwerben wollen. Dabei lachten ſie einander verſchmitzt zu und der eine und andre ſagte wohl auch: „Nun, bezahlen mögen ſie immerhin, die beſten Forellen werden wir vor wie nach für uns behalten.“ Aber die Neugierde der Dorfbewohner ſtieg noch mehr, als die Fremden nach ihrer Rückkehr den Gemeindevorſteher in das Wirtshaus beſchieden und an denſelben mancherlei Fragen ſtellten, die ſich keineswegs bloß auf den Bach und das Fiſchrecht bezogen. Zwar erkundigten ſie ſich wohl ſorgfältig über den Waſſerſtand des Baches, wie ſich derſelbe bei großer Hitze und Kälte verhalte, ob er im Frühling oder Herbſt leicht austrete und andres dergleichen mehr; aber dann gingen ſie zu andern Dingen über und fragten nach der Bevölkerungszahl, der Beſchäftigung und

den Gewohnheiten der Dorfbewohner. „Ja," sagte der Gemeindevorsteher, dem es fast vorkam, als ob er einem Verhöre über seine Amtsverrichtungen unterzogen werden wolle, „was können wir anders machen? Grund und Boden sind wenig abträglich, und es ist wohl auch schon vorgekommen, daß der Fluß draußen gerade vor der Erntezeit ausgetreten ist und uns alle Mühe und Anstrengung eines ganzen Jahres vernichtet hat. Das macht den Leuten wenig Lust zur Landarbeit, und so geben sich die meisten Männer mit Holzflößen ab, suchen sich durch den Fischfang im Flusse etwas zu verdienen oder gehen mit ihren Weibern in benachbarte Dörfer auf Taglohn. Der Verdienst ist gering und der Boden hat wenig Wert." — Die Fremden schienen über diese schlimme Auskunft recht befriedigt und erkundigten sich nach den Besitzern der Wiesen, die zunächst dem Dorfe am Bache lagen. Diese wurden ebenfalls ins Wirtshaus herbeschieden, und in weniger denn einer Stunde hatten sie ihre Grundstücke an einen der Fremden um Preise verkauft, von denen sie sich nie hätten träumen lassen. Nach geschlossenem Handel fuhren die Fremden wieder von dannen.

Indessen sollten die Wertacher nicht lange im Ungewissen bleiben, was dieser unerwartete Wiesenkauf zu bedeuten habe. Schon wenige Tage später kehrten die Fremden in verstärkter Zahl zurück und zwar diesmal nicht bloß zu einem kurzen Besuche, sondern sie mieteten für einen längeren Aufenthalt das ganze obere Stockwerk des Wirtshauses. Daneben wurde im Dorfe bekannt gemacht, wer sich einen schönen Taglohn verdienen wolle, möge sich anmelden. Denn auf den Wiesen am Bache sollen große Bauten aufgeführt werden, die auf längere Zeit Hunderten von Händen hinreichende Beschäftigung gewähren würden. Die Wertacher, wie erstaunt sie auch über das Unerhörte waren, ließen sich das gesagt sein, und so entwickelte sich auf den Bachwiesen bald ein Leben, wie das Dorf seit seinem Bestande wohl noch nie ähnliches gesehen hatte. Wer ein Beil oder eine Schaufel führen konnte, oder nur einen gefüllten Korb zu tragen im stande war, fand reichlich bezahlte Arbeit vom Morgen bis zur späten Abendglocke, und was seit Menschengedenken noch nie vorgekommen, die wenigen größeren Bauern mußten zur Bestellung ihrer Felder Taglöhner aus benachbarten Dörfern herkommen lassen. Dafür konnten sie aber ihr Zugvieh bei Holz- und Steinfuhren in einer Weise verwerten, daß sie den auswärtigen Taglöhnern auch gern einen erhöhten Arbeitslohn bezahlten. Als im Beginne des

Herbstes die Herrschaft später als gewöhnlich im Schlosse anlangte, um hier noch einige Wochen der schönen Jahreszeit zu verbringen, erhoben sich in den Wiesen bereits turmhohe Mauern, die zu ihrem äußeren Abschlusse nur noch des schirmenden Daches harrten.

Schon am folgenden Vormittage begab sich der Erbauer dieser Mauern nach dem Schlosse, um dem Besitzer desselben einen Besuch abzustatten. Er war ein Mann von feinen, klugen Gesichtszügen und noch in blühenden Mannesjahren, wie der Schloßherr selbst, der ihm langsam entgegentrat.

„Ich wollte nicht unterlassen, Herr Oberst von Stetten," sagte er, sich verbeugend, „mich Ihnen so bald als möglich zu freundlicher, künftiger Nachbarschaft zu empfehlen. Sie haben diesmal, wie es scheint, das Dorf und Ihr schönes Besitztum länger als sonst auf die Ehre Ihres Besuches warten lassen."

Der Angeredete zuckte mit den dunklen Brauen und rief dann, ohne etwas auf diese höfliche Begrüßung zu erwidern, in einem Tone, der fast mehr mißmutig, als herzlich klang: „Ja, wie steht es denn, Herr Spindler? Gedenkt Ihr wirklich in diesem gottverlassenen Erdenwinkel Euren ständigen Aufenthalt zu nehmen?"

„Ich lasse mir, Herr Oberst," lautete die von einem kaum merklichen Lächeln begleitete Antwort, „neben dem Fabrikgebäude zugleich ein bescheidenes Wohnhaus erbauen."

„Ein bescheidenes," wiederholte der Herr von Stetten, „ich kann mir's denken; habt Ihr doch in der kurzen Zeit schon eine schöne Wirtschaft angerichtet da drüben! Das sieht ja von weitem aus, als sollte neben unserm alten Neste eine neue Stadt erstehen."

„Sie belieben zu scherzen, Herr Oberst," sagte Herr Spindler mit abermaliger leichter Verbeugung.

„Zum Scherzen wäre wohl wenig Grund vorhanden," entgegnete der Oberst, „vielmehr begreif' ich die Klagen meines Verwalters, daß er für seine Sommerarbeiten keine Hände im Dorfe habe finden können."

„Hoffentlich werden diese Klagen nicht ernstlich gemeint gewesen sein," erwiderte der Fabrikherr; „es ist auch noch andern Leuten im Dorfe wie Ihrem Verwalter ergangen, ohne daß ich darüber eine wirkliche Klage vernommen hätte."

Es lag eine Ruhe und Sicherheit in dem Ausdrucke dieser Worte, die sie wenig als reuige Entschuldigung erscheinen ließen, und um die dunklen Brauen des Schloßherrn ging wieder ein Zucken; doch schien er nicht sogleich eine Erwiderung

zu finden und wendete sich nach dem Fenster, durch welches sich über Büsche und Bäume der Anblick des Mauerwerkes auf den Wiesen darbot. „Aber sagt mir, Herr Spindler," fragte er dann nach einer kleinen Weile, „wo wollt Ihr eigentlich Eure Arbeiter zum Betriebe der Fabrik hernehmen? Die Wertacher werden, wie ich sie kenne, wenig dazu geeignet sein, und eine ganze Fremdenkolonie hierher zu verpflanzen, möchte doch auch seine Haken haben."

„Eine kleine Anzahl geübter Leute muß ich schon als Aufseher und Werkführer hier ansiedeln," antwortete Herr Spindler; „aber aus den Dorfbewohnern selbst hoffe ich ohne große Schwierigkeiten die ausreichenden Arbeitskräfte heranziehen zu können."

„Die dann völlig von Ihnen abhängig werden!" rief der Oberst unwillig.

„Denen ich nützliche Arbeit und anständigen Verdienst biete," antwortete der Fabrikunternehmer rasch, aber ruhig. Der Oberst preßte die Lippen zusammen, indem er einige Schritte durch das Zimmer machte. „Unsre Ansichten über diese Dinge sind verschieden, wie sie es sein müssen, Herr Spindler," sagte er; „ich will es nicht leugnen, ich liebe die Industrie nicht, weil ich für Land und Leute kein Heil aus ihrem Ueberwuchern erblicke. Manche meiner Standesgenossen teilen leider meine Befürchtungen nicht; aber ich habe mich in Frankreich und England mit eignen Augen überzeugen können, was daraus entspringen muß. Die ärmere Bevölkerung wird von dem Grund und Boden, mit dem sie bisher verwachsen gewesen, losgelöst, hin und her geworfen, und verliert damit die Anhänglichkeit an die einfachen Zustände, unter denen sie sich bisher wohl befunden. Sie wird ruhelos, genußsüchtig und verlangt nach Dingen, die nicht für sie da sind und sie nichts angehen. Das Ende solcher Umgestaltungen ist nicht schwer abzusehen, zumal nicht in einem Lande, wie dem unsrigen, wo das Volk von jeher zur Unruhe und Widerspenstigkeit gegen alle rechtmäßige Obrigkeit geneigt war, und wo bald jeder arme Schlucker glaubt, er sei so gut als jeder andre zum Regieren und Befehlen geboren. Könnt Ihr das leugnen, Herr Spindler?"

Der Fabrikunternehmer zuckte kaum merklich mit den Achseln und wieder schien um seinen Mund ein leises Lächeln zu schweben. „Es steht mir nicht an, Herr Oberst," sagte er, „Ihre politische Einsicht zu bestreiten; auch versteh' ich nichts von diesen Dingen. Ich weiß bloß, daß der Boden unsres

Landes schon lange nicht mehr genug hervorbringt, um alle seine Bewohner zu ernähren, und wir uns also wohl oder übel nach Mitteln und Wegen umsehen müssen, drohenden Notständen entgegenzuarbeiten."

„Ihr wollt mir nicht Rede stehen," rief der Oberst, „und da liefert die Bescheidenheit freilich einen bequemen Mantel, sich darin einzuhüllen! Doch sei es, was ich nicht hindern kann, muß ich geschehen lassen; aber die Zeit wird es nur zu deutlich lehren, daß ich recht habe und schon in zehn Jahren werd' ich Euch dafür an Ort und Stelle die greifbarsten Beweise vor Augen stellen können, Herr Spindler. Im übrigen bin ich Euch verbunden für Eure Aufmerksamkeit und ich denke, Ihr sollt Euch über meine zeitweilige Nachbarschaft nicht zu beklagen haben."

Und diese Versicherung, wie kühl sie gegeben war, wurde ebenso treulich gehalten, als zum Teil die Befürchtungen des Obersten über den umgestaltenden Einfluß der Unternehmungen seines neuen Nachbarn in Erfüllung gingen. Zwar verrieten die Wertacher auch nach den von dem Schloßherrn vorausbestimmten Jahren noch keinerlei Umsturzgelüste. Sie nannten den Obersten, wie sie es von jeher gewohnt gewesen, noch immer den Junker Oberherrn und schienen weiter nichts zu verlangen, als ihr Dörfchen in einen wohnlicheren Aufenthalt umzugestalten; aber mit dieser Umgestaltung ging freilich an ihnen selbst eine Umwandlung vor, wenn auch nur so langsam und allmählich, daß sie es selbst kaum wahrnahmen. Das einzige, was sie in diesem Sinne bestimmt wußten, bestand darin, daß ihnen ein Wink des Herrn Spindler bald ebenso viel galt, als ein bestimmt ausgesprochenes Verlangen der Herrschaft. Und das war sich auch nicht zu wundern. Die vielerlei, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Gebäulichkeiten auf den Wiesen glichen nun in der That schon den Anfängen einer neuen Stadt, wie der Oberst einst gesagt hatte, und das Schloß verhielt sich mit all seinen Anlagen zu denselben, wie ein aufgeputztes Taubenhäuschen zu der massiven Fruchtscheuer, deren Räume vom Erntesegen angefüllt sind. Wo der Schloßherr während seines kurzen Aufenthaltes im Orte sonst wohlwollend der Not des Armen mit einem Almosen beigestanden, gab Herr Spindler nun Tag für Tag reichlichen Arbeitsverdienst, der den Fleißigen vor jeder Not sicher stellte, und dazu sollte nun noch ein andres kommen, das seines Eindruckes auf die Wertacher ebenfalls nicht verfehlte. Sie hatten es sich bisher immerhin nicht verhehlen können, daß der Oberst, wenn

er auf seinem schwarzglänzenden Rappen durch das Dorf ritt, oder auch nur aufrechten, gemessenen Ganges daherschritt, einen Herrn vorstellte, mit dem sich der reiche Fabrikbesitzer in keiner Weise vergleichen durfte. Geschah es ja doch selten, daß der letztere nur einmal mit seiner stillen, zurückgezogenen Frau ausfuhr, geschweige denn, daß er jemals ein Reitpferd bestiegen hätte. Mit andrer Gewohnheit und äußerlicher Ausstattung aber kehrte Herr Eugen, der einzige Sohn des Herrn Spindler, in die Heimat zurück, um endlich dem noch immer rüstigen, aber nun doch auch schon alternden Vater in seinen weitläufigen Geschäften beizustehen. Eugen war von seiner Knabenzeit an stets nur auf wenige Wochen im Dorfe erschienen, seit fünf oder sechs Jahren nun gar nie mehr. Er sei auf fremden Schulen, hieß es, bald in Wien, Paris oder London, und zuletzt sollte er sogar übers Meer nach Amerika gegangen sein. Nun da er heimkehrte, war er ein Mann, dem sich der Oberst selbst in seinen blühendsten Tagen kaum hätte zur Seite stellen dürfen. Sicherlich hatte ihm der Schulstaub und die dumpfe Luft der Schreibstuben wenig Schaden gethan. Dafür zeugte sein jugendlich gebräuntes Antlitz, sein dunkelglänzendes Auge und jede seiner Mienen und Bewegungen. Als er bald nach seiner Heimkehr und beendigtem Militärdienste das erste Mal in der schmucken Uniform eines Artillerieoffiziers das Dorf hinaufritt, sahen ihm die Leute voll Vergnügen und Bewunderung nach, und einer sagte zum andern: „Nein, nein, so hübsch und stattlich hat der Junker nie ausgesehen.“

Zu dem Obersten selbst jedoch, mit dem Herr Eugen von den Dorfbewohnern so unwillkürlich verglichen wurde, und der sich um diese Zeit ebenfalls auf dem Schlosse einfand, schien sich der junge Spindler noch auf einen weniger vertrauten Fuß stellen zu wollen, als es all die Zeit her schon sein Vater gethan. Dieser hatte sich, wenn auch nicht häufig, doch regelmäßig alle Jahre während des Aufenthaltes der Herrschaft ein paarmal im Schlosse eingefunden und der Oberst bisweilen diese Besuche am Wiesenbache heimgegeben. Nun hatte zwar der alte Herr Spindler seinen Sohn schon am Tage nach der Ankunft des Obersten ebenfalls im Schlosse vorgestellt; aber seitdem war Eugen nie mehr dort gesehen worden. Und doch hätte man wohl glauben sollen, das Schloß müßte eine weit größere Anziehungskraft auf den Sohn, als auf den Vater ausüben; denn Hedwig, des Obersten Tochter, war nun auch schon zu einer Jungfrau herangewachsen, die einem jungen Manne gar wohl das Herz mit unruhiger Sehnsucht erfüllen

konnte. Fast jeden Abend begleitete sie den Vater auf seinem gewohnten Ritte an den Fluß hinaus, und es war ein anmutvolles Bild, wenn die schlanke, feine Gestalt auf ihrem weißen Zelter neben dem strammen Reiter auf dem hohen, schwarzen Pferde dahertrabte. Eugen machte ebenfalls jeden Abend nach gethaner Arbeit seinen Ritt, selbst bei unwirscher Witterung. Aber trotz dieser gemeinschaftlichen Gewohnheit waren die drei nie zusammen zu erblicken. Begegneten sie einander gelegentlich, so wurde mit einem kurzen Worte oder auch wohl nur mit einem stummen Gruße rascher vorübergeritten. Die Leute wunderten sich nicht wenig darüber und die Frage, wie das komme, war eine zu natürliche, als daß nicht eifrig nach einer Beantwortung derselben geforscht worden wäre. Da wurde denn mancherlei gemunkelt, und obwohl niemand etwas Bestimmtes sagen konnte, war man doch darüber einig, daß Herr Eugen und der Oberst schon bei ihrem ersten Zusammentreffen gegenseitig zu unangenehmen, wenn nicht harten Worten gekommen sein. Wie dem auch sein mochte, die drei ritten wochenlang allabendlich um die nämliche Stunde aus, ohne ihre Pferde ein einziges Mal nebeneinander gehen zu lassen, bis der Zufall, der so oft den Willen der Menschen beugt, eines Abends eine Aenderung herbeiführte.

Es war schon im Anfange des Herbstes, aber der Tag war gleichwohl ungewöhnlich schwül gewesen, wie ein drückender Sommertag. Gegen Abend erglühten die Zinnen, die über das Thal herabschauten, wie von dunklem Feuer übergossen, um sich dann aber bald in schwarzes Gewölk zu verhüllen; doch kühlte der Abend allmählich die Schwüle und lud den Obersten und seine Tochter zum gewohnten Ritte ein. In angelegentlichem Gespräche bemerkten sie nicht, daß es viel rascher und früher zu dunkeln anfing, als andre Tage, und ebensowenig beachteten sie die seltsame Unruhe, von welcher ihre Pferde ergriffen schienen. Sie ritten den schönen Weg, der am Flusse entlang führte, wo dieser breit und mächtig daherwallt. Da mit einemmal schien aus den Wassern, aus der Luft und aus der Erde zugleich eine grelle Feuersglut aufzubrechen, vor der sich das geblendete Auge unwillkürlich schließen mußte, und dieser Glut folgte urplötzlich ein so erschütternder Donnerschlag, daß sich die Reitenden halb betäubt auf ihre Pferde niederbeugten; aber das Fräulein war auch nicht im stande, sich nach dem ersten Schreck wieder aufzurichten, denn ihr Tier jagte, von Entsetzen gefaßt, die Straße in rasender Flucht dem Flusse nach, daß es der Reiterin vor den Augen

nächtig wurde und ihr der Atem versagte. Sie stieß einen einzigen Schrei aus, dann entglitten die Zügel ihren Händen, die sich in ohnmächtiger Angst in die fliegende Mähne des Renners einwühlten.

Bei diesem Anblicke waren dem Obersten selbst beinahe die Zügel der Hand entglitten. Ein paar Sekunden saß er unbeweglich, ohne sich rühren zu können, während doch ein furchtbarer Gedanke durch seine Seele fuhr. Wenige hundert Schritte weiter abwärts machte der Fluß mit der ihn begleitenden Straße plötzlich eine scharfe Biegung landeinwärts, und konnte bis dorthin das rasende Pferd Hedwigs nicht zum Stehen gebracht werden, so schoß es mit ihr unrettbar in wildem Laufe in die Flut hinaus. Hedwig konnte in ihrer Hilflosigkeit an diese Gefahr nicht denken, und wäre sie ihr auch bewußt geworden, wie hätte sie es wagen dürfen, sich von dem wilden Renner freiwillig herabzuwerfen? — Der entsetzte Vater stieß einen dumpfen Ruf aus, während er seinem Rappen die Sporen tief in die Flanken schlug; aber das sonst so sichere Tier bebte unter ihm und scheute, statt auszugreifen, sich halbbäumend zurück. „Sie ist verloren," murmelte der Oberst, mit starrem Blicke dem fortjagenden Zelter folgend und sich umsonst mühend, das eigne Tier in Bewegung zu setzen. Aber da, als sein Auge Hilfe suchend zur Seite schweifte, blieb es an einem andern Renner haften, der wie ein Habicht durch die Lüfte über das Feld daherschoß. Sein Reiter mußte die Gedanken des angstvollen Vaters erraten haben, denn er flog in haarscharfer Richtung der Beugung des Flusses zu. Schon nahe dem Ziele schien ihm eine breite Hecke den Weg zu versperren: aber Roß und Reiter setzten so leicht über dieselbe weg, als ob beide von Schwingen getragen dahinsausten. „Gott mit dir, wackerer Junge!" rief der Oberst unwillkürlich halblaut vor sich hin, während doch zugleich um seine Lippen ein scharfer Zug des Unmutes zuckte. Ob es aber dem kühnen Reiter, selbst wenn er einen Vorsprung gewann, zugleich auch gelang, hart am Flusse sein eignes Pferd zu parieren und es die Straße herauf dem flüchtigen Zelter entgegenzuwenden? Denn dort lagen die Straße und das flache Flußufer kaum drei Schritte auseinander. Der Oberst beugte sich weit vor, um mit angehaltenem Atem dem gedankenschnellen Schauspiele zu folgen, von dessen glücklichem Ausgang die Rettung seines Kindes abhing. Und ja, es gelang. Jetzt hatte Eugen, den der Oberst auf den ersten Blick erkannt, die Flußbeugung erreicht, jetzt stand sein Pferd einen Augenblick, wie festgeschraubt,

mitten auf der Straße, jetzt ließ er es langsamer auf dem schmalen Rasenstreifen zwischen Fluß und Straße dem Zelter entgegengehen, um ihn von dem gefahrdrohenden Ufer abzudrängen. Noch ein kurzer Augenblick und das verhaßte Tier Hedwigs jagte in wilden Sätzen das Feld einwärts; aber seine Reiterin hing in den Armen Eugens, der aus dem Sattel gesprungen war und auf der Straße stand.

Nun begann auch der Oberst seinen Rappen, der unterdessen ruhiger geworden, wieder in Bewegung zu setzen. Aber er ritt weit langsamer, als ihn sonst die Sorge um das Befinden seiner Tochter hätte drängen müssen. Nur sein Auge haftete scharf und unbeweglich an der Gruppe, die durch einen von starken Windstößen hergetragenen Gewitterregen verdunkelt wurde. Endlich erreichte er sie, als sich Hedwig eben aus dem Arme Eugens erhob und sich ohne fremde Hilfe wieder auf die eignen Füße zu stellen versuchte. Sie sah bleich aus von dem ausgestandenen Schreck und doch glitt beim Anblicke des Vaters ein heller, morgenroter Schimmer über ihr Antlitz weg, ob es das Aufleuchten des wiedererwachten Lebens war, oder der Widerschein des Blitzes, der eben herniederfuhr, vermochte der Oberst nicht zu unterscheiden. Er sprang vom Pferde und rief mit bewegter Stimme: „Mein Kind, mein armes Kind, wie ist dir?“

„Beruhigt Euch, Vater,“ erwiderte das Fräulein mit unsicherer Stimme, „ich hätte stärker und besonnener sein sollen; aber der plötzliche Schreck — ich weiß nicht —“

„Nun Gott sei Dank,“ unterbrach sie der Oberst, „wenn du dir nur keinen Schaden gethan hast; aber Euch, Herr Spindler,“ wendete er sich an Eugen, „Euch weiß ich meinen Dank nicht auszudrücken.“

„Damit wollen wir lieber auch keine Zeit verlieren,“ versetzte der junge Mann mit einer fast stolzen Verbeugung; „es frägt sich nur, wie das Fräulein vor dem losbrechenden Gewitter zu schützen sei; Ihr verscheuchtes Pferd wird wohl in ununterbrochenem Laufe dem Hause zu rennen, da ich leider nicht im stande war, es festzuhalten.“

„Darum macht Euch keine Sorge, mein Herr,“ erwiderte der Oberst langsam. „Ihr habt ein ebenso gewagtes, als besonnenes Reiterstück ausgeführt, und deshalb empfangt gleichwohl meinen aufrichtigsten Dank, wenn Euch derselbe auch wenig gelten sollte. Und nun komme, mein Kind, es ist nicht das erste Mal, daß wir zusammen in einem Sattel sitzen.“

Mit diesen Worten umfaßte der Oberst die schlanke Ge-

ſtalt ſeiner Tochter und hob ſie ſcheinbar mühelos auf ſein Pferd hinauf, auf das er ſich ebenſo leicht nachſchwang. Als er die Zügel feſt gefaßt, grüßte er noch mit einer Handbewegung und ritt durch den immer ſtärker ſich erhebenden Gewitterſturm raſch von dannen.

Eugen ſchaute, an ſein Pferd gelehnt, den Davoneilenden nach, bis ihre Geſtalten vom herabſtrömenden Regen und der Dämmerung verhüllt waren. Dann ſchwang er ſich ebenfalls in den Sattel, aber nicht um dem Gewitter nach dem Dorfe zu entfliehen, ſondern um ihm langſam entgegenzureiten. Der Regen, den die Windſtöße in ſein Geſicht peitſchten, ſchien ihm eine willkommene Erfriſchung zu ſein, und ruhig verfolgte er ſeinen Weg, bis nun auch ſein eignes Pferd unruhig zu werden und unwillig zu ſchnauben anfing. „Ja ja, du haſt recht, mein guter Brauner,“ ſagte der Reiter, das ſchöne Tier liebkoſend, „jedenfalls biſt du klüger als ich.“ Er lenkte in einen Feldweg und ritt nun ſchneller dem Dorfe zu.

Es war ſchon völlig dunkel geworden, als er dasſelbe erreichte; aber obwohl Wind und Regen noch nicht ganz nachgelaſſen, ſtanden doch eine Menge Leute auf dem freien Platze vor dem Schloßhofe herum und betrachteten unter lebhaften Teilnahmsäußerungen die alte Linde, die der Sturm ſoeben zu Boden geworfen hatte. Ihr morſcher Stamm war im Sturze auseinandergeborſten, ſo daß man kaum begreifen konnte, wie er die umfangreiche Krone noch immer zu tragen im ſtande geweſen. Auch Eugen wurde beim Anblick dieſes ſterbenden Zeugen vergangener Zeiten von unwillkürlicher Teilnahme ergriffen, während ſein Auge doch zugleich unruhig über die nahen Hofmauern weg nach dem Schloſſe hinüberſchweifte. Dort mußte offenbar ein ungewohntes Leben herrſchen, da faſt hinter allen Fenſtern ſich raſche Lichter hin und her bewegten. Es werden doch bei Hedwig ſich nicht ſchlimme Folgen der ausgeſtandenen Angſt eingeſtellt haben, dachte Eugen beklommen, und wandte ſich dann mit der Frage an die Umſtehenden, ob niemand den Oberſten mit dem Fräulein habe nach Hauſe kommen ſehen. — Sie ſeien beide auf Einem Pferde und mitten im Gewitter zurückgekehrt, lautete die Antwort, nachdem des Fräuleins Schimmel ſchon eine gute Weile vorher im vollen Laufe auf den Schloßhof hineingerannt ſei. Aber noch früher ſei ein reitender Bote aus der Stadt im Schloſſe angelangt, der ohne Zweifel wichtige Nachrichten mitgebracht habe; denn ſein abgehetztes Tier habe ihn vor Müdigkeit faſt nicht mehr das Dorf hinaufzutragen vermocht.

Die Leute waren mit dieser Mitteilung noch kaum zu Ende, als aus dem Schloßportale Pferdegetrappel ertönte und im Augenblicke der Oberst, von seinem Reitknechte und einem Fremden begleitet, auf dem Platze erschien. Er war, wie man trotz der Dunkelheit erkennen konnte, in voller Uniform, und auch an der Seite der beiden andern klirrten lange Reitersäbel herab. Alle drei ritten, die ausweichende Menge nicht beachtend, in scharfem Trabe vorüber, und bald war auf dem regennassen Boden auch der Hufschlag der Davoneilenden verhallt. „Was ist das!“ rief Eugen, von der schnell verschwindenden Erscheinung nicht weniger überrascht als die übrigen, „das sieht ja aus, als hätten wir Krieg im Lande!“ — „Ihr habt recht, Herr,“ erwiderte ein alter Mann; „ich hab' es erst vorhin gesagt, der Fall unsrer Linde werde wohl wenig Gutes zu bedeuten haben. Die hat doch schon ganz andre Stürme ausgehalten, als der heutige einer war, und dennoch — wir werden's bald erleben müssen!“

Diese Betrachtung des Alten fand auf allen Seiten bereitwilligen Anklang, ohne daß Eugen sich bemüßigt fand, mit nüchternen Aufklärungsworten dagegen aufzutreten. Er fühlte sich sogar selbst eigentümlich berührt von dem ahnungsvollen Geiste, der plötzlich, wie ein Schatten kommender Ereignisse, über die Menge flog, während diese sein Schweigen offenbar als zustimmende Billigung ihrer prophetischen Auslassungen nahm. „Was soll ich mich gegen ein Gefühl auflehnen, in welchem sich alle so natürlich zusamenfinden,“ dachte er, indem er sein Pferd geräuschlos zur Seite lenkte, aber nicht nach dem nächsten Heimwege, sondern wieder den Lindenplatz aufwärts an den Hofmauern des Schlosses vorüber. Dort droben hielt er, nun schon von tiefer Nacht umgeben, an, um ungestört nach dem stiller gewordenen Hause hinüberzublicken. Die vielen Lichter im oberen Stockwerke waren verschwunden und nur aus zwei Fenstern drang noch ein matter Schein hervor. Auf den Vorhängen dieser Fenster zeichnete sich von Zeit zu Zeit der Schatten einer Gestalt ab, die dort im Gemache langsam auf und nieder zu gehen schien und von dem nächtlichen Beobachter jedesmal mit einem leichten Neigen des Hauptes begrüßt wurde, wenn sie wieder zum Vorscheine kam. „Ja, sie ist schön,“ flüsterte Eugen endlich kaum hörbar, „schön und hold, selbst in ihrem Schattenbilde. Aber was geht dich diese Schönheit an — was willst du überhaupt hier, thörichter Knabe?“ — Er hatte die letzten Worte lauter, mit einem Ausdruck von Bitterkeit vor sich hingesprochen, während er zugleich mit einem Rucke

des Zügels sein Pferd rasch herumlenkte. Aber gleichwohl warf er noch einen langen Blick nach den zwei Fenstern hinüber, um dann erst langsam und gedankenvoll den Weg nach den Wiesen einzuschlagen.

Diese Gedanken gewannen jedoch bald eine andre Richtung, als Eugen nach Hause kam und der Vater ihm mit besorgter Miene ein Blatt Papier entgegenreichte. Es war der Brief eines Geschäftsfreundes, der berichtete, daß sich sein ganzer Landesteil in großer Aufregung befinde und man bereits ganz offen von einem bewaffneten Zuge nach der Hauptstadt spreche, um der aristokratischen Landesregierung ein Ende zu machen. Eugen achtete wenig auf die Besorgnisse, welche der Briefschreiber in geschäftlicher Beziehung an diese Mitteilung knüpfte; mit aufleuchtenden Blicken überflog er die Zeilen noch einmal und rief dann aus: „Nun endlich doch! Gott sei Dank, daß ich jetzt in der Heimat bin, um an diesem Tage teilnehmen zu können."

Der Vater blickte den Aufgeregten ernst an und sagte: „Wohin denkst du, Eugen: du bist Offizier und als solcher zum Dienste der Regierung verpflichtet. Sie wird, stehen die Dinge, wie unser Freund berichtet, dich und deine Dienste bald genug in Anspruch nehmen."

„Nun, da wird sie vortrefflich bedient sein!" rief der junge Mann halb lachend; „nein, nein, mögen sich die regierenden Herren an ihre Getreuen halten — ich habe nie zu denselben gezählt!"

„Keine unbesonnenen Reden, Eugen," versetzte der Vater; „du weißt recht gut, in unsrer Gegend besitzt die Regierung noch immer den Einfluß, daß alle Dienstpflichtigen unweigerlich ihrem Aufgebote Folge leisten werden. Ein Widerstreben von deiner Seite wäre ebenso nutzlos als gefährlich, zumal du dich dem Obersten durch dein unüberlegtes Benehmen schon hinlänglich verdächtig gemacht hast. Unter solchen Umständen würde die Regierung sicherlich kurz und rücksichtslos verfahren — man hat Beispiele davon."

„Aber du wirst doch nicht von mir verlangen, Vater, daß ich gegen die eignen Gesinnungsgenossen die Waffen führen soll," sagte Eugen nicht ohne einen Ausdruck des Vorwurfes; „lieber jede Strafe über mich ergehen lassen, als in solcher Weise an meiner heiligsten Ueberzeugung treulos werden."

„Deine Ueberzeugung," rief Herr Spindler schmerzlich, „als ob sie nicht zum besten Teile auch die meinige wäre. Aber ich wiederhole dir, wozu ein unbesonnenes Widerstreben,

das unsrer Sache nichts nützen könnte und uns unvermeidlich ins Verderben stürzen müßte. Damit will ich weder Feigheit, noch Treulosigkeit an unsern Gesinnungen gepredigt haben; aber wir müssen unsre Handlungsweise, so lange es immer thunlich ist, nach der Gewalt der Umstände richten, und deine nächste, beschworene Pflicht ist es, der Obrigkeit Gehorsam zu leisten, wenn sie dich ruft. Der Himmel wolle uns vor den Wirrnissen und Schrecken eines Bürgerkrieges bewahren!"

Eugen schüttelte mit dem Kopfe. „Wir werden uns auf alle Fälle vorsehen müssen," sagte er, nachdenklich wieder in den Brief blickend; „unser Geschäftsfreund stellt wahrscheinlich in der Besorgnis, seine Mitteilung könnte in unrechte Hände geraten, die Stimmung seiner Gegend noch milder dar, als sie es in Wirklichkeit sein wird. Darum wurde auch der Oberst schon diesen Abend durch einen Expressen nach der Hauptstadt berufen."

„Was sagst du?" rief Herr Spindler bekümmert; „steht es so, dann setze dich nur in Marschbereitschaft; das übrige wird nicht auf sich warten lassen."

Und so kam es auch; schon in der Frühe des folgenden Morgens erfolgte das Aufgebot an alle Wehrpflichtigen, sich unverzüglich auf den nächsten Sammelplätzen einzufinden, während zugleich am Gemeindehause eine Proklamation der Regierung angeschlagen wurde, in welcher sie ihren „getreuen Unterthanen" von den Ursachen ihrer Maßnahme Kenntnis gab. Es hätten sich im Unterlande, hieß es in diesem Erlasse, einige störrische Köpfe durch den Revolutionsgeist, der seit einiger Zeit wieder vom westlichen Nachbarlande herwehe, zu aufrührerischen Schritten gegen die Obrigkeit verleiten lassen. Diese werde aber die ihr von alters her gebührenden und von Gott verliehenen Rechte zu schützen und die Rebellen zu strenger Strafe zu ziehen wissen. Deshalb sei das Land in Kriegszustand erklärt, die aufgebotene bewaffnete Macht unter den Oberbefehl des Obersten von Stetten gestellt und die gesamte übrige Bevölkerung zur Treue und Wachsamkeit ermahnt.

Begreiflicherweise riefen die unerwarteten Vorgänge eine gewaltige Aufregung in dem friedlichen Dorfe hervor. Kein Mensch dachte an die gewohnte Arbeit und selbst draußen am Wiesenbache standen die sonst so emsigen Spindeln und Räder still in den großen Fabrikgebäuden. Da und dort erschienen auf der Straße Gruppen Bewaffneter, die, von Knabenschwärmen begleitet, das Dorf hinabzogen. Die älteren Männer standen unter ernsthaften Gesprächen zusammen und die Weiber liefen von Haus zu Haus, um sich gegenseitig Angst und Be-

kümmernis mitzuteilen. Am lebhaftesten ging es auf dem Lindenplatze zu, wohin alt und jung zusammenströmte, um nun beim hellen Tage im Anblicke der ehrwürdigen Baumleiche gleichsam die Ahnung zu befestigen, daß verhängnisvolle Tage angebrochen seien.

Gegen den Lindenplatz kam von den Wiesen schon in der ersten Hälfte des Vormittages auch Eugen herangeritten, im Soldatenkleide und blanken Waffenschmucke. Aber als er die Stelle erreichte, von wo er gestern nacht nach den Schloßfenstern hinübergelauscht, fiel sein Brauner in einen langsameren Schritt, fast als wolle er völlig stehen bleiben, und wie es nun immer geschehen mochte, am Schloßportale lenkte er ebenso langsam auf den Hof hinein. Eugen selbst schien dies erst deutlich wahrzunehmen, als die Schwelle schon überschritten war, wenigstens hielt er jetzt das Pferd an und machte Miene, wieder umzukehren. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Unschlüssigkeit und er ritt ruhig bis zum Schlosse vor, wo er einen Bedienten nach dem Fräulein fragte. Auf den erhaltenen Bescheid stieg er vom Pferde und folgte dem vorausschreitenden Diener die Treppe hinan, an deren oberem Ende ihm Hedwig schon entgegenkam. Sie öffnete die Thür und er trat in das Zimmer mit den zwei Fenstern, die über den Hof und die Straße hinweg nach den Gebäuden am Wiesenbach hinausschauten. Der junge Mann, der sich doch gewöhnt hatte, in allen Lagen und Verhältnissen sicher und ungezwungen aufzutreten, fühlte ein leises Zittern durch seine Glieder gehen, als er nun derjenigen wieder gegenüber stand, die erst gestern hilflos in seinem Arme gelegen. „Ich wollte nicht unterlassen," begann er mühsam, „mich noch nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein, bevor ich vielleicht für längere Zeit von hier Abschied nehme. Hoffentlich werden Sie von dem gestrigen Gewitter keinen Schaden genommen haben." Auch Hedwig schien dem unerwarteten Besuche gegenüber nicht sogleich das Wort zu finden. Sie streckte, bevor sie etwas erwiderte, dem jungen Manne langsam die kleine, feine Hand entgegen und sagte dann leise: „Ich danke Ihnen, Herr Spindler! O Gott, welche Zeiten! Möge Sie der Himmel vor jedem Unfalle bewahren auf dem Wege, den Sie zu gehen haben." Eugen ergriff ihre Hand, die jedoch so heftig in der seinen zitterte, daß er laut ausrief: „Sie sind krank, mein Fräulein; mein Gott, ich bemerke erst jetzt, wie blaß und leidend Sie aussehen. Wie konnt' ich nur so unvorsichtig und zudringlich sein!" Er machte eine ängstliche Bewegung, um sie nach einem

Sitze zu führen; aber im nämlichen Augenblicke lag die ſchlanke, leichte Geſtalt mit geſchloſſenen Augen an ſeiner Bruſt, gerade wie ſie geſtern abend draußen am Fluſſe gelegen hatte. Doch dies dauerte nicht länger, als die Ausſchwingung eines Pendelſchlages der großen, altertümlichen Uhr, die nebenan auf einem Marmortiſchchen ſtand, und das Fräulein hatte ſich wieder aufgerichtet. „Nein," ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme, „ich bin nicht krank. Doch nun gehen Sie mit Gott, Herr Eugen, er wird Ihr Beſchützer ſein." — Noch ein leiſer, bewegter Handedruck, ein leiſes, traumhaftes Zuſammenneigen und er ging. Als er jedoch draußen den Lindenplatz hinabritt, lag es ſo dunkel vor ſeinen Augen, daß er kaum die Menſchen, die dort herumſtanden, zu unterſcheiden vermochte. Er vergaß auch ihre Grüße zu erwidern, und ihre Zurufe verhallten unverſtanden an ſeinem Ohre. Er drückte nur dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es, einer ſolchen Mahnung ungewohnt, plötzlich zu langen Sätzen ausgriff.

Um ſo überraſchter ſchauten die Leute dem Reiter nach, der ſonſt ſelbſt an dem Geringſten nie ohne ein freundliches Wort vorüberging. Sie hatten ſchon mit Verwunderung ſeinen Eintritt durch das Schloßportal wahrgenommen und fragten ſich nun unwillkürlich, ob nicht ſeine achtloſe Haſt und ſichtliche Verwirrung mit dieſem auffallenden Beſuche in Verbindung ſtehe. Denn daß Furcht oder Bangen vor dem Kriegszuge das Weſen des leden jungen Mannes ſo völlig verändert hätten, daran durfte im Ernſte niemand denken.

Aber Herr Eugen gab den aufgeregten Dorfbewohnern auch in den nächſten Tagen noch viel zu raten und zu denken, während doch ein ſeltſames oder banges Gerücht dem andern auf dem Fuße nachjagte und jeder mit ſich ſelbſt und dem Schickſale ſeiner ausgezogenen Angehörigen genug zu ſchaffen gehabt hätte. Bald hieß es, die Aufſtändiſchen haben ſich, erſchrocken über die Truppenmacht, welche die Regierung ſo raſch zuſammengezogen, unterworfen, ohne einen Widerſtand zu wagen; bald kam die andre Kunde, ſie zögen in hellen Haufen gegen die Hauptſtadt heran, und die erſten Truppen, die ihnen entgegengerückt, ſeien auseinandergeſprengt worden. In der *Nacht, als über den öſtlichen* Bergen ein heller Schimmer aufſtieg, erging der Schreckensruf, die Hauptſtadt ſtehe in lichten Flammen, von den ſiegreichen Rebellen an allen vier Ecken angezündet. Dieſer Lärm verſtummte, als die Röte am Himmel wieder erblich und friedlich der Mond hinter dem Berge emporſtieg. Aber ſelbſt die Ruhigeren und Unerſchrockeneren

lauschten nun, nachdem diese Täuschung kaum verschwunden war, einem fernen Getöse, aus dem die Zaghafteren deutlich einzelne Kanonenschüsse vernehmen wollten. Es dauerte bis um Mitternacht, bevor man sich überzeugte, es sei nur das Rauschen des Flusses, dessen Gewässer von dem gestrigen Gewitter angeschwollen waren. Durch all' diese auftauchenden und wieder verschwindenden Gerüchte blieb jedoch eines fest bestehen, obwohl kein Mensch sagen konnte, woher es gekommen sei. Man erzählte sich nämlich laut und leise, Herr Eugen habe dem Herrn Obersten von Stetten offen den Gehorsam aufgekündigt und sei mit dem größten Teile seiner Kanoniere zu den Rebellen übergegangen; andre dagegen wollten wissen, dieser Versuch sei mißglückt und der arme junge Herr nach Kriegsrecht auf der Stelle erschossen worden.

Diese Schreckensnachrichten erhielten eine neue Stütze, als der alte Herr Spindler am dritten Morgen schon lange vor Tagesanbruch mit schnellen Pferden das Dorf hinunterfuhr und die Straße nach der Hauptstadt einschlug. Er wolle die Leiche des unglücklichen Sohnes heimholen, hieß es, und die arme Frau Spindler, die sich in ihrem Zimmer eingeschlossen halte, wisse ihres Leides und Jammers kein Ende. Und am Nachmittage war das ferne Schießen nun auch keine Täuschung mehr. Aus der Richtung von der Hauptstadt her wurden ganz deutlich die Schläge einzelner Kanonenschüsse gehört; ja, es schien sogar, als ob dieselben gegen Abend viel vernehmbarer würden und näher kämen. Ganze Scharen drängten sich vor dem unteren Ende des Dorfes zusammen, um dem schreckhaften Getöse zu lauschen, bis sie durch die sinkende Dämmerung das nahende Rollen eines Wagens vernahmen. Es ging ein Schauer über die Menge, als sie die Pferde und den Reisewagen des Herrn Spindler erkannte, und in atemloser Stille harrte jeder der Dinge, die nun der nächste Augenblick bringen mußte. Herr Spindler hielt auch vor dem dichten Menschenknäuel an; aber sein ganzes Wesen verriet auf den ersten Blick wenig von der Trauer eines Vaters, der die Leiche des einzigen Sohnes begleitet. Er erhob sich vielmehr rasch im Wagen, schwang ein weißes Tuch in der Hand und rief mit fröhlicher, weitschallender Stimme: „Gottlob, ihr lieben Leute, der gefürchtete Krieg ist zu Ende und unsre Soldaten werden bis morgen alle wohlbehalten daheim sein. Die alte Regierung hat abgedankt — hört ihr die Freudenschüsse überm Berge das Land herauf? Fortan werden wir nicht mehr Unterthanen heißen, sondern freie Bürger sein!“

Auch die fröhlichste Botschaft übt augenblicklich eine lähmende Wirkung aus, wenn sie unerwartet, wie ein Stern vom Himmel, auf uns niederfällt. Die Menge, die schon bereit gewesen, Herrn Spindler voll Klage und Jammer zu empfangen, starrte ihn nun stumm und lautlos an, bis er fortfuhr: „Geht nach Hause, ihr guten Leute, und sagt den Eurigen, was ihr von mir gehört habt; oder wer Lust hat, mag auch unsern Soldaten entgegen gehen, von denen die vordersten bald anrücken werden. Bringt sie alle zu mir in die Wiesen hinaus; wer diesen fröhlichen Tag mit mir bei einem Glase Wein beschließen will, soll mir willkommen sein!"

Diese Einladung klang verständlicher, als die Friedensbotschaft selbst. Der dichte Knäuel geriet in plötzliche Bewegung, um unter Jauchzen und fröhlichem Zurufe auseinander zu strömen. Nur um den Wagen des freigebigen Fabrikherrn schwärmte ein Gedränge bis vor das Dorf in die Wiesen hinaus.

Dort entwickelte sich nun beim Scheine hell auflodernder Feuer rasch ein Leben und Treiben, wie es dieses sonst nur geregelter, emsiger Thätigkeit gewidmete Revier noch nie gesehen. Bald hatte jeder der Herzukommenden ein gefülltes Glas in der Hand, bald ertönten Scherz und Lieder in die Nacht hinaus, und mit schallendem Jubelruf wurden die Soldaten begrüßt, die, ihre Hüte mit grünen Reisern geschmückt, Schar um Schar anlangten; unter ihnen auch Eugen, auf dessen Pferd jedoch ein lustiger Trompeter saß, der muntere Fanfaren vor sich hinschmetterte. Da war des Fragens und Erzählens, des Jubelns und Singens kein Ende, bis Mitternacht herannahte. Und auch dann trat am Wiesenbache nur für wenige Stunden Ruhe ein. Schon lange bevor der Morgen graute, kam es von allen Seiten wieder dahergeschritten, doch still und gemessen, als solle nun den lauten Feststunden wieder die ernste Arbeit folgen. Im Arbeitsgewande erschienen jedoch die jungen Männer nicht, sondern im Soldatenkleide, wie sie am Abend heimgekommen waren; nur trugen sie statt der Waffen friedliche Werkgeräte, Sägen und Aexte. An die Spitze der stattlichen Schar stellte sich Eugen und so zog sie immer noch geräuschlos zum Dorf hinaus, gefolgt von einem starkrädrigen Lastwagen, vor welchen nicht weniger als zehn Pferde gespannt waren.

Wie still indessen die Schar ihr Vorhaben auch begonnen, es mußte gleichwohl im ganzen Dorfe herum bekannt geworden sein; denn schon mit dem ersten Tagesscheine summte es durch

dasselbe wie ein ausfliegender Bienenschwarm. Jung und alt war wieder wie die letztvergangenen Tage auf der Straße, nur daß heute statt der Angst und Sorge auf allen Gesichtern fröhliche Heiterkeit lag, als ob die glänzend emporsteigende Sonne jedes Herz mit ihrem Lichte erfülle. Da und dort wurde nun schon gescherzt und geneckt über die Schreckensberichte, die vor wenig Stunden noch so manches Antlitz bleich gemacht, und mehr als einer wollte den Ungläubigen und Starkmütigen gespielt haben, der gestern auf den Abend noch wie ein scheuer Schatten durch das Dorf gegangen. Doch von den vorübergeflogenen Berichten blieb auch jetzt noch einer haften und wurde eifrig hin und her besprochen; denn nicht umsonst sagt das Sprichwort, wo ein Räuchlein, müsse auch ein Feuer sein. Und dieses Feuer war der junge Herr Spindler. Nach den Aussagen der heimgekehrten Soldaten war derselbe zwar weder zu den Empörern übergegangen, noch infolge eines fehlgeschlagenen Versuches dieser Art vor ein Kriegsgericht gestellt worden; dagegen hatte er, als die Aufständischen in so dichtgedrängten Haufen gegen die Stadt heranmarschierten, daß sie von einem wohlgezielten Artilleriefeuer zu Hunderten zusammengeschmettert worden wären, seinen Kanonieren den Befehl gegeben, ihre Lunten auszulöschen. Der Oberst von Stetten war voll Zornes herangesprengt gekommen, um zu sehen, warum das Feuer im günstigen Augenblicke nicht begonnen habe, und Herr Eugen hatte ihm ruhig seinen Degen angeboten mit der Erklärung, daß er auf seine Mitbürger keinen Schuß werde abfeuern lassen. Als darauf der Oberst den Kanonieren den Befehl geben wollte, ihren Offizier festzunehmen und abzuführen, erklärten die Leute trotzig, sie würden sich selbst eher in Stücke hauen lassen, als daß sie ihrem Führer ein Leids widerfahren ließen. Da war denn freilich guter Rat teuer für den Obersten, und er selbst mußte von diesem Augenblicke an seine Sache verloren geben. Als das ausgerückte Fußvolk bemerkte, daß die großen Pfeifen nicht zu dem Tanze aufspielen wollten, wurde es schwankend, nahm Gewehr bei Fuß und ließ geschehen, was zu ändern die wenigsten rechte Lust bezeugten. So blieb der Regierung nichts andres übrig, als ihre Abdankung.

Diese Dinge wurden von den wohlgemuten Dörflern mit allerlei klugen Nutzanwendungen und Betrachtungen noch eifrig verhandelt, als vom oberen Dorfeingange her der Ruf erscholl: „Sie kommen, sie kommen — der Freiheitsbaum!“ — Alles strömte nun dem Lindenplatze zu, auf welchem der Zug, der

vor einigen Stunden das Dorf so still verlassen, nun unter Trompetengeschmetter und Trommelschlag einlenkte. Auf dem Lastwagen, neben welchem zu beiden Seiten die jungen Männer im Taktschritt einhermarschierten, lag ein hoher, schlanker Tannenbaum, dessen Aeste bis auf eine kleine Wipfelkrone abgehauen waren; sogar die dunkle Rinde war sorgfältig vom Stamme geschält, so daß derselbe im frischen Safte weiß schimmerte, als wäre er auf der Bleiche gelegen. Auf dem Lindenplatze wurde Halt gemacht, und sogleich begannen einige Männer neben dem Wurzelstocke der gefallenen Linde eine runde Vertiefung in den Boden zu graben. Als dies Geschäft in flinker Arbeit beendigt war, wurde der Wagen mit der Tanne herbeigeführt und das untere Ende derselben an die Mündung der Vertiefung gebracht, während in der Stammhöhe schon starke, lange Stricke und Taue befestigt waren. Ein Teil der jungen Mannschaft postierte sich mit den Enden dieser Taue in der Hand etwas seitwärts; die andern stellten sich mit Winden und Hebeln neben den weißen Tannenstamm und dann begann unter dem gemessenen Kommandorufe Eugens, der droben auf dem Wagen stand, ein gemeinsames Rücken und Stützen, Ziehen und Heben, bis sich der Baum langsam und majestätisch emporzurichten anfing und endlich, den grünen Wipfel hoch in der Luft wiegend, fest und sicher aufrecht stand. Etwa in der Mitte seiner Höhe flatterten zwei Fahnen, die eine mit dem wohlbekannten Kantonswappen, die andre das weiße Kreuz im roten Felde führend. Die ganze Dorfbewohnerschaft, die Kopf an Kopf gedrängt einen weiten Kreis auf dem Platze schloß, hatte diesem Schauspiele mit angehaltenem Atem zugesehen, kaum daß sich eine Hand oder ein Fuß zu rühren wagte. Jetzt jedoch, da der schlanke Waldbaum zur Stelle stand, als wär' er aus ihr emporgewachsen, erhob sich tausendstimmiger Jubelruf, der nicht enden zu wollen schien. Er würde sich wohl auch noch nicht so bald gelegt haben, wenn nicht plötzlich scharfer Hufschlag ertönt und der Oberst, von seinem Reitknechte begleitet, in scharfem Ritte das Dorf herauf gegen den Platz angesprengt gekommen wäre. Die Uniform, in der er vor einigen Tagen fortgeritten, hatte er abgelegt; aber noch immer hing an seiner Seite ein schwerer Reitersäbel, und sein Gesicht war finster, wie eine Wetterwolke. Beim Anblicke des neu aufgerichteten Baumes stutzte er und sein Mund öffnete sich, als stehe er im Begriffe, ebenfalls einen Ruf hervorzustoßen; aber er biß die Lippen zusammen und jagte dann so rücksichtslos an der Seite des Platzes dem Schloßportale zu, daß die

äußerſten dortſtehenden Zuſchauer nur mit knapper Not auszuweichen vermochten. Kaum war er im Schloßhofe verſchwunden, als das ſchwere Gitterthor mit lautem Klirren zugeſchlagen wurde.

Auf dem Platze war Stille eingetreten und einer ſah den andern halb verdutzt und fragend an, als möchte er deſſen Gedanken erraten. Auch Eugen, der noch immer droben auf dem Wagen ſtand, war dem unwirſchen Reiter mit den Blicken gefolgt, bis das Geräuſch des zugeworfenen Portales verklungen war. Ueber ſein Geſicht zuckte ein Lächeln hinweg, doch nur einen kurzen Augenblick; dann ſtreckte er langſam die Hand aus, als ob er aller Augen auf ſich zu lenken wünſche. „Mitbürger, Freunde und Nachbarn," erſcholl darauf ſeine wohltönende Stimme, „ihr ſeht voll Verwunderung an dieſer Stelle einen neuen Baum ſich erheben, auf welcher vor wenigen Tagen erſt ein alter im Sturme zuſammengebrochen iſt. Damals ſagtet ihr untereinander, der Fall der vielhundertjährigen, morſchen Linde werde wohl ſeine Bedeutung haben; und ja, er hatte ſie. Dieſer Fall verkündigte den Untergang einer alten Zeit mit ihren morſchen Einrichtungen, wie der neue Baum, den wir ſoeben aufgerichtet, eine neue Zeit mit neuen Zielen und Werken begrüßt. Ruhig ſeiner eingebornen Kraft folgend, frei und unbehindert von ſeinen Nebenbäumen im grünen Walde aufgewachſen, ſpricht er uns von einer Zukunft, in der jeder, unbehindert von willkürlichen Einrichtungen und beengenden Schranken, unter einem für alle gleichgeltenden Rechte ſeine ihm verliehenen Kräfte frei entfalten mag, zu ſeinem eignen Wohlergehen und zum Segen andrer. Doch merket wohl auf, meine Freunde, dieſer Baum, wie er hier vor uns ſteht, ragt zwar hoch über alle andern Bäume des Dorfes in die Luft empor und ſchaut mit ſeinem Wipfel weit über die Firſten unſrer Dächer ins Land hinaus; aber er hat im Boden unter ſich keine Wurzeln. Damit will er euch andeuten, daß die Freiheit, die er verkündigt, kein Weſen iſt, das an der Scholle haftet und ſich eigenſüchtig in die dunkle Tiefe eingräbt, ſondern eine Tochter des hellen Geiſtes, die zum Lichte aufſtrebt und mit weitem Blicke das Wohl und Weh des ganzen Volkes umfaßt. Dafür verlangt ſie von jedem einzelnen, ſelbſt dem geringſten, eine treue Pflichterfüllung gegen das Allgemeine, die Gemeinde, den Staat, das ganze Volk; und zwar nicht aus Zwang und Furcht vor Strafe ſoll er dieſe Pflichten erfüllen, ſondern weil er weiß, daß nur im Wohlergehen und in der Ehre des Ganzen auch ſein eignes Wohl und ſeine eigne Ehre geborgen liegt. Nur wer der Freiheit in dieſem

Sinne und Geiste dient, dem läßt sie ihr holdes, segenspendendes Antlitz erglänzen; vor dem dumpfen Sklaven, der wie das Tier bloß an die Befriedigung seiner irdischen Bedürfnisse und Begierden denkt, wendet sie sich voll Verachtung ab und läßt ihn im Dunkeln stehen. Darum rüstet und stärkt euch, meine Freunde, zum würdigen Freiheitsdienste, dann wird auch dieser Baum seine unsichtbaren Wurzeln noch in demjenigen Boden treiben, in dem sie einzig gedeihen können, nämlich in eurem edlern Selbstgefühle, eurer Menschenwürde und Geistesbildung. Manchem zwar mag diese Verheißung dunkel erscheinen, aber sie wird sich darum nicht weniger erfüllen zu eurer und des Vaterlandes Ehre, zu eurem und seinem Wohlergehen."

Der jugendliche Redner schwieg und auch über seinen Zuhörern lag noch immer Schweigen, als er schon von seinem Wagen herabgestiegen war. Gewiß waren seine Worte manchem unter ihnen unverstanden oder dunkel geblieben, aber gleichwohl war keiner da, über den nicht ein Anhauch innerer Erhebung, die Ahnung eines neuen Lebens gekommen wäre. Darum löste sich die Menge auch nur langsam in einzelne Gruppen auf, die lebhaft das eben Erlebte und Gehörte zu besprechen anfingen und immer wieder die Blicke nach dem hochragenden Baume zurückwendeten. Dabei erzeigte es sich, daß namentlich die jungen Männer in den wenigen Tagen ihrer militärischen Dienstpflicht manches gehört und erfahren hatten, das sie nun andern zur Belehrung mitteilen konnten. Die provisorische Regierung, berichteten sie, welche an die Stelle der vertriebenen getreten, werde vor allem Maßregeln treffen, um dem Lande eine neue Verfassung zu geben. Nach dieser, so habe auch Herr Eugen versichert, müßten alle Vorrechte der alten, vornehmen Familien und der Städte verschwinden, daß fortan jeder Wertacher zu den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde wie des ganzen Staates gerade so viel zu sagen habe, als die Herrschaft im Schlosse selbst. Künftig dürfe bei der Besetzung der Aemter, auch der höchsten, nicht mehr nach Geburt und Abstammung gefragt werden, sondern einzig Kenntnis und Tüchtigkeit müßten den Ausschlag geben. Auch der ärmste Bauernsohn könne, wenn er diese besitze, an die höchsten Ehrenstellen des Landes gelangen. Und so würden noch manche Dinge sich ändern, die bisher für unabänderlich angesehen worden seien. Aber freilich müsse das Volk auch fest zusammenhalten und nicht vor jedem Opfer zurückschrecken; denn die bisherigen Regenten würden selbst keine scheuen, um ihre alte Stellung wieder zurückzuerobern.

Das habe Herr Eugen, der übrigens schon nach der Hauptstadt berufen sei, um an dem neuen Werke mitzuarbeiten, in seiner Rede auch andeuten wollen.

So wurde noch den ganzen Tag eifrig im Dorfe hin und her gesprochen, während Eugen wirklich schon um die Mittagszeit nach der Hauptstadt fortgeritten war. Bis in die Nacht hinein gingen über den Lindenplatz ganze Scharen, die mit einer Art andächtiger Verwunderung den Freiheitsbaum betrachteten. Nur das Schloß nebenan schien völlig ausgestorben und den ganzen Tag war das Gitterportal, das sonst während der Anwesenheit der Herrschaft immer offen stand, nicht mehr aufgethan worden. Allmählich jedoch wurde es auch auf dem Platze und im Dorfe still, und alles ergab sich gern der Ruhe, die in den letzten Tagen der Furcht und Aufregung umsonst gesucht worden wäre. Mit dem kommenden Morgen konnte nun auch in Haus und Feld die gewohnte Arbeit wieder aufgenommen werden, an die seit dem Abend, der die Linde zu Fall gebracht, niemand mehr gedacht hatte. Aber diese friedliche Voraussicht sollte nicht so ungestört in Erfüllung gehen, und schon mit dem ersten Tagesanbruche strömte wieder das ganze Dorf dem Lindenplatze zu. Der Freiheitsbaum sei über Nacht umgefallen, ging es von Haus zu Haus bis in die entlegenste Hütte wie ein Feuerruf. Und in der That, der schöne Tannenbaum lag in seiner ganzen Länge über dem Platze hingestreckt und hatte in seinem Sturze sogar noch Schaden angestiftet. Er war nämlich in der Richtung des Schlosses umgefallen und der Wipfel hatte gerade weit genug gereicht, um das am Hofportale angebrachte herrschaftliche Wappen zu zertrümmern. Darüber war er selbst zersplittert, so daß der weiße, schlanke Stamm nun mit abgebrochener Krone dalag. Im Schlosse schien diese Verwüstung noch niemand wahrgenommen zu haben; denn hinter den Hofmauern herrschte noch immer Stille. Dagegen war auf den ersten Blick ermittelt, wie der Baum zu Fall gekommen. Rings um seinen Fuß herum war der Boden aufgegraben worden, und so hatte er, wurzellos wie er war, jedem Lufthauche weichen müssen.

Die Leute sahen sich betroffen, erschrocken an, und keiner wußte recht, was er thun oder sagen sollte. Wer hatte den tückischen Streich angezettelt, — wer konnte den Frevel begangen haben? Diese Frage stand auf jeder Lippe; aber niemand getraute sich, eine bestimmte Antwort zu geben. Zwar flogen genug mißtrauische und unmutige Blicke nach dem Schlosse hinüber; doch wer wollte bezeugen, was außer den

nächtlichen Sternen keiner gesehen hatte? Als indessen endlich der alte herrschaftliche Verwalter das Gitterthor öffnete und, wie es schien, mit zornigen Mienen den angerichteten Schaden am Portale betrachtete, wurden doch hier und da einzelne Aeußerungen laut, welche dem allgemeinen Argwohne Ausdruck gaben. Aber der Mann erwiderte drohend, es möge jeder seine Zunge in acht nehmen; der gnädige Herr werde schwerlich zum Spaßen aufgelegt sein. Diese Drohung blieb nicht ohne Eindruck, da der Verwalter von jeher für einen Mann gegolten hatte, der gar vielen im Dorfe wohl oder weh zu thun vermochte, und auch in diesem Augenblicke dachte mancher von denen, die auf dem Platze standen, an die Gültbriefe des Obersten auf Haus und Hof, die in des Verwalters Händen lagen. Als dieser jedoch mit spöttischer Miene bemerkte, schade sei es, daß der Tannenbaum nicht länger stehen geblieben, er hätte bei der Ehre, die ihm widerfahren, gewiß goldene Zapfen hervorgebracht — würde es dennoch zu scharfen Worten gekommen sein, wenn nicht gerade zu rechter Zeit der alte Herr Spindler herzugetreten wäre. Der wußte bald die wachsende Aufregung zu beschwichtigen und auch dem Verwalter seinen Weg zu weisen. „Kein unnützes Gezänk, ihr guten Leute," sagte er; „der Herr Oberst selbst hat sicherlich keinen Anteil an dem nächtlichen Knabenstreiche, dazu wär' er viel zu stolz oder auch zu klug, wie ihr wollt. Mit andern aber, die vielleicht aus Augendienerei gehandelt haben, ist es wohl nicht der Mühe wert, herumzustreiten. Im übrigen hat der Baum auch vollkommen lang genug gestanden, um seine guten Früchte zu bringen, wenn ihr nur seinen Sinn recht begriffen habt und im Gedächtnisse bewahrt." Dem Fabrikherrn gegenüber richtete der Verwalter mit zornigen Blicken wenig aus, wie er wohl wußte, und so fand er für gut, sich zurückzuziehen und das Gitterthor wieder abzuschließen. Eine große Zahl der jungen Männer, die gestern den Baum aufgerichtet, wollte sich indessen noch nicht zufrieden geben und sofort wieder nach dem Walde hinausziehen, um einen andern zu holen. Aber auch dieses Vorhaben wußte ihnen Herr Spindler auszureden: „Wozu sollte das nützen," sagte er; „der kürzere oder längere Anblick eines äußerlichen Zeichens, eines bloßen Sinnbildes, wie es doch ein solcher Baum ist, thut nichts zur Sache. Aus dem Vorgange dagegen könnt ihr die Lehre ziehen, daß ihr wachsam sein sollt, wenn euch das erst halb errungene Gut nicht wieder verloren gehen soll. Für jetzt wird es am besten sein, es gehe jeder an seine Arbeit, die nun lange genug geruht hat."

Dieſem verſtändigen Rate wurde Folge geleiſtet und der Lindenplatz leerte ſich allmählich, wenn auch nur langſam. Aber noch am Nachmittage lag der gefällte Baum auf demſelben, ohne daß jemand Vorkehren traf, ihn wegzubringen. Erſt auf den Abend beſchäftigten ſich ein paar Leute des Verwalters damit, den Stamm entzwei zu ſägen und ein mehr als zwei Klafter langes Stück des unteren Endes desſelben auf den Schloßhof hineinzuſchaffen. Der Verwalter habe den ganzen aus dem Dorfwalde herrührenden Baum dem Gemeindevorſteher bezahlt, ſagten ſie; aber er bedürfe nur dieſes Endſtückes, das übrige möge nehmen, wer da wolle. Dieſe Ausſage erzeigte ſich als richtig, und am Morgen war auch der übrige Teil des Stammes und der abgebrochene Wipfel weggebracht; es hatten ſie ärmere Leute des Dorfes geholt, denen niemand dieſe wohlfeile Holzgabe mißgönnen mochte.

So war nun, da auch die Herrſchaft ſich beeilte, das beſchädigte Hofportal herſtellen zu laſſen, jede äußere Spur der bewegten Tage verſchwunden und das Leben im Dorfe hätte wieder in ſeine gewohnten, friedlichen Geleiſe einlenken können, wären nur auch die inneren Spuren der vergangenen Ereigniſſe ſo leicht zu verwiſchen geweſen. Dieſe jedoch waren tiefer gegangen und machten ſich nur zu bald in einer Weiſe fühlbar, die nach vielen Seiten hin bitter genug empfunden wurde. Vor allem war es der Oberſt, der ſich in das Geſchehene nicht finden zu können ſchien. Er hatte ſonſt trotz ſeines vornehmen und gemeſſenen, oft auch barſchen Weſens gegen die Dörfler ſtets ein bequemes und zugängliches Weſen bewahrt und je nach ſeiner Laune jedem, der ihm begegnet, das Wort gegönnt. Jetzt war er ſeit ſeiner Rückkehr aus der Stadt nie mehr außer dem Schloſſe geſehen worden und ließ auch jeden Dorfbewohner, der ihn zu ſprechen wünſchte, abweiſen. Aber es ſollte noch Schlimmeres kommen. Die wichtigen Gerechtſame, welche die Herrſchaft ehemals im Dorfe beſeſſen, waren zwar längſt dahingefallen; aber dafür beſaß ſie von alters her auf Grund und Boden vieler Dorfbewohner verſchriebene Schuldforderungen, und der Oberſt ſelbſt hatte dieſelben noch vermehrt, indem er nicht ſo leicht einen Nachbarn im Stiche ließ, der ſich in Geldverlegenheit an ihn gewendet. Jetzt ſchien das mit einem Schlage anders zu werden, und einer der herrſchaftlichen Schuldner um den andern erhielt ſeine Schuldkündigung. Das verurſachte manche ſchwere Sorge im Dorfe und brachte überdies noch etwas andres mit. Dieſer und jener, der ſelbſt an der Aufſtellung des Freiheitsbaumes teilgenommen, fing an

zu munkeln, er würde ſich zweimal beſonnen haben, den Unfug mitzumachen, wenn er die Folgen vorausgeſehen hätte. Mit der verſprochenen Freiheit könne er nun doch keinen Rappen ſeiner Schulden abbezahlen. Aber dem Oberſten dürfe man nichts vorwerfen, in ſeiner Lage würde jeder andre ebenſo handeln. Solche Aeußerungen wurden immer häufiger und immer ſchärfer gehört, und bald ſchien es, als ob ſich das Dorf, das ſonſt ſo einmütig gelebt, in zwei feindliche Parteien ſcheiden wolle. Mehrere der bedrängten Schuldner hatten ſich um Hilfe an Herrn Spindler gewendet. Aber unerwarteter Weiſe zauderte dieſer, der ſonſt gern und überall geholfen, wo es not that, und wollte ſich zu keiner beſtimmten Zuſage herbeilaſſen. Man ſolle ſich mit dem Oberſt zu verſtändigen ſuchen und ihn in guter Art um Beibehaltung der bisherigen Verhältniſſe angehen, meinte er. Auf die Einwendung, daß der erzürnte Gläubiger ſtrenge befohlen habe, keinen ſeiner Schuldner ins Schloß zu laſſen, hatte der alte Fabrikherr nur ein nachdenkliches Achſelzucken zur Antwort.

So nahmen Unruhe und Unzufriedenheit von Tag zu Tag mehr überhand im Dorfe, und Herr Spindler konnte leicht bemerken, daß jedes Intereſſe an der werdenden Umgeſtaltung der öffentlichen Landesverhältniſſe zu erlöſchen oder ſich ſogar in eine völlig feindſelige Geſinnung gegen dieſelbe zu verkehren drohe. Weiter durfte und wollte er die Dinge nicht gehen laſſen, ſollten dieſelben nicht in eine ſchlimme Verwirrung auslaufen, und ſo machte er ſich ſelbſt auf den Weg zu einem Beſuche im Schloſſe. Seit den ſtürmiſchen Tagen war er nie dort geweſen, und vielleicht würde es ihm nun nicht viel beſſer ergangen ſein, als den rauh abgewieſenen Dorfbewohnern, wenn er den Schloßherrn nicht zufällig ſchon im Hofe angetroffen hätte. Aber da empfand er auch ſogleich eine faſt ſchmerzliche Teilnahme beim Anblicke des Mannes, und beinahe hätte er dieſer Empfindung in einem unwillkürlichen Ausrufe der Ueberraſchung Ausdruck gegeben. Der Oberſt ſchien in der kurzen Zeit um viele Jahre älter geworden zu ſein. Das Geſicht, das ſonſt noch immer in kräftiger Geſundheit geglüht, war fahl und von ſcharfen Falten durchfurcht. Selbſt die ehemals ſo ſtattliche Geſtalt erſchien kleiner und gebeugt, und nur unter den ſtarken, dunklen Brauen blitzte noch ein heißes Leben hervor; aber auch das war nicht mehr der frühere feſte und ſichere Glanz des Auges, es war vielmehr ein unſtätes, wildſcheues Aufflackern. Mit dieſem Blicke überfuhr er den Ankömmling ſchweigend und auch Herr

Spindler mußte ſich zuſammennehmen, ehe er ſprechen konnte. „Herr Nachbar," begann er dann, „es iſt mir äußerſt unangenehm, Sie mit einer Sache behelligen zu ſollen, von der Sie vielleicht ſagen werden, daß ſie mich nichts angehe; aber dennoch hoffe ich, Sie werden dabei wenigſtens meinen redlichen Willen anerkennen."

„Nun, was iſt es denn?" fragte der Oberſt trocken.

„Sie haben Ihren ſämtlichen Schuldnern im Dorfe Ihre Kapitalien gekündigt," fuhr Herr Spindler fort, ohne ſich durch dieſen unfreundlichen Empfang beirren zu laſſen, „und ich möchte es nun wagen, für die bedrängten Leute um billige Nachſicht, wenn nicht um völlige Zurücknahme Ihrer Entſchlüſſe zu bitten."

„Beim Himmel, ein ſchönes Geſchäft, das Ihr da auf Euch genommen habt," rief der Oberſt; „ein Geſchäft, das einem Millionär, wie Ihr es ſeid, nicht übel anſteht. Nur leider wird nichts draus werden können."

Herr Spindler blickte den Höhnenden ruhig an und entgegnete dann ebenſo ruhig: „Das würde mir aufrichtig leid thun, nicht nur für die guten Leute, welche in dieſen unruhigen Zeitverhältniſſen die benötigten Kapitalien ſchwer aufbringen werden, ſondern faſt mehr noch für Sie ſelbſt, Herr von Stetten."

„Für mich?" erwiderte der Oberſt, ohne ſeinen angenommenen Ton zu ändern; „ei, — da möcht' ich mich doch gern belehren laſſen, zumal mir Eure tiefe Geſchäftseinſicht nicht unbekannt ſein kann."

Der Fabrikant verbeugte ſich, als ob er dieſes Kompliment in allen Treuen hinnähme. „Sie haben," verſetzte er, „bei meinem erſten Beſuche, den ich einſt die Ehre hatte, Ihnen in dieſem Hauſe abzuſtatten, die Befürchtung ausgeſprochen, die Dorfbewohner möchten durch die Gründung meines Etabliſſements allmählich von meinem Einfluſſe abhängig werden" —

„Und iſt dieſe Vorausſicht nicht etwa in Erfüllung gegangen?" fiel der Oberſt heftig ein; „wollt Ihr mich vielleicht erinnern, daß ich damals zu gutmütig war, daß es für mich vielmehr eine Pflicht der Selbſterhaltung geweſen wäre, Eurem Unternehmen mit allen Mitteln in den Weg zu treten? Auch nur wieder eine Dankbarkeit, wie ſie heutzutage gebräuchlich geworden!"

Es lag in dieſem Ausrufe eine wilde und zugleich doch ſo ſchmerzliche Bitterkeit, daß in Herrn Spindler ſelbſt kein

bitteres Gefühl über den ungerecht erhobenen Vorwurf aufzukommen vermochte. „Herr von Stetten," erwiderte er, „Sie werden mir, wenn auch nicht jetzt, doch vielleicht später bei ruhiger Ueberlegung das Zeugnis nicht versagen, daß ich mich von einer unberechtigten Einwirkung auf meine Umgebung stets fern gehalten habe; zwingen Sie mir aber einen möglichen Einfluß, den ich nie gesucht, nun nicht selbst auf, Herr Nachbar?"

„Aufzwingen!" rief der Oberst mit einer verächtlichen Handbewegung; „nie könnt Ihr in einer Zeit allgemeiner Freiheit von Zwang sprechen; das Wort darf fortan selbst dem liederlichsten Schlucker gegenüber nicht mehr gehört werden. Er ist ein freier Mann, wie Tell und Winkelried es waren."

„Und dennoch scheinen Sie mich zu etwas zwingen zu wollen, das später nur zu Ihrem Nachteil gereichen dürfte, Herr Oberst," versetzte der unerschütterliche Fabrikant. „Sie wissen, ich habe aus meinen Ansichten und Grundsätzen nie ein Hehl gemacht, auch Ihnen gegenüber nicht, obwohl ich wußte, daß sie nicht die Ihrigen waren. Um so weniger aber kann ich drum jetzt gleichgültig zusehen, daß harmlose Nachbarn in Verlegenheit und Bedrängnis geraten sollen, bloß weil sie diesen Ansichten nicht mit offener Feindseligkeit entgegentreten. Ich werde also, wenn es sein muß, allerdings Ihren Schuldnern im Dorfe die benötigten Mittel zur Deckung Ihrer Forderungen verschaffen; aber ich wollte dies nicht thun, ohne mit Ihnen vorher offene Rücksprache genommen und Sie auf die möglichen Folgen aufmerksam gemacht zu haben."

„Und diese Folgen wären?" fragte der Oberst langsam und weniger heftig; „worin sollten sie bestehen?" —

„Das brauchen Sie sicherlich nicht von mir zu vernehmen, Herr Oberst," antwortete der Fabrikant; „bildet schon in allen Lebenslagen jede Schuld eine bleierne Sohle, welche die völlig freie Bewegung des Schuldners hemmt, so gilt dieses doch, wie Sie wissen, in einem unverhältnismäßig hohen Grade von dem Bauern, der an seinen Grund und Boden gebunden ist. Er kann diesen nicht wie eine leichtbewegliche Ware bei jeder Gelegenheit in Geld und Geldeswert umsetzen; der Umkreis, in welchen er ihn als Pfand darbieten kann, ist selbst ein engbegrenzter und drum bleibt er gar für eine kleine Schuld von seinem Gläubiger zehnmal abhängiger, als jeder andre bei gleichen Schuld- und Vermögensverhältnissen. Das hat auch die Regentenweisheit Ihrer Standesgenossen von jeher recht begriffen, dünkt mich, und sich drum keiner andern

Berufsthätigkeit so gewogen erzeigt, als gerade dem Ackerbau. Welcher Vorteil könnte Ihnen daraus erwachsen, wenn Sie mir in einem Augenblicke des Unmutes und der Uebereilung Ihre Stelle als Gläubiger unsrer Dorfleute überlassen, Herr von Stetten?" —

Der Oberst blickte den Fabrikanten eine Weile still an, während auch der Ausdruck seines Gesichtes ruhiger und stiller wurde. „Ihr mögt mit Eurer Betrachtung recht haben," sagte er dann, „und ich will auch gerne glauben, daß Ihr es in diesem Falle redlich und uneigennützig meint mit mir. Aber es hilft nichts mehr, — mein Entschluß ist gefaßt; ich will mit diesem Volke ferner nichts zu schaffen haben."

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Nachbar?" fragte der Fabrikant in eindringlichem, fast bittendem Tone.

„Mein letztes," versetzte der Oberst düster; „ja, hätt' ich noch, wie Ihr, einen Sohn, der meine Ansichten mit junger Kraft fortführen und verfechten könnte; aber so bin ich es müde geworden, für Standespersonen zu streiten, die zum guten Teil sich im geheimen doch auch schon zu einer schmählichen Fahnenflucht vorbereiten. Nur in meinen vier Wänden werde ich trachten, daß mein eignes Gesetz und Recht in Kraft erhalten bleibt; und da will ich Euch doch etwas zeigen, das Eurem beredten Herrn Sohn gewiß Vergnügen machen würde."

Der Oberst war bei den letzten Worten wieder ganz in seinen anfänglichen herben und höhnischen Ton verfallen und auch über sein Gesicht zuckte es aufs neue, wie unheimliches Wetterleuchten. Er deutete auf einen Winkel an der Innenseite der Hofmauer, nicht weit vom Gitterportale, und fuhr dann fort: „Ihr erinnert Euch vielleicht — ich hatte vor Jahren einen Hofhund, den mir ein Freund aus Ungarn mitgebracht; ein riesiges Tier, aber wild und halbtoll, so daß ich es an eine besondere Kette legen mußte. Ich ließ diese an einem in den Boden gerammten Steine befestigen und so ist sie dort liegen geblieben, nachdem die unbändige Bestie doch endlich nicht länger zu halten war. Jetzt hab' ich ein andres Ungetüm an diese Kette legen lassen, seht nur — seht, Herr Nachbar."

„Ich sehe nichts als ein Stück Stammholz," erwiderte Herr Spindler verwundert; „irre ich nicht, so ist es sogar das Bodenstück des Freiheitsbaumes, das Ihr Verwalter, wie ich gehört, an sich gebracht hat."

„Wohlgeraten," rief der Oberst mit heiserem Lachen; „so ist es! Nun merket, Euer Herr Eugenius hat da draußen in

seiner Freiheitsrede — ich mußte seine Stentorstimme wohl oder übel auch hier innen anhören — so schön von den neuen Wurzeln gesprochen, die der abgesägte Tannenbaum noch treiben werde. Da hab' ich mir gedacht, ich möchte dieses wunderbare Wurzelausschlagen doch mit eignen Augen ansehen, und so ließ ich den künftigen Wurzelstock der Freiheit an die Kette legen, daß er mir nicht etwa abhanden komme. Ist das nicht vorsorglich gehandelt, Herr Nachbar?"

Jetzt war es an dem erstaunten Fabrikanten, dem Schloßherrn mit einem erstaunten Ausdrucke ins Gesicht zu blicken, der nicht leicht mißdeutet werden konnte, und der Oberst mißverstand ihn auch nicht. „Ihr haltet mich wohl für verrückt," rief er wieder heiser lachend aus, „und Ihr mögt vielleicht recht haben. Aber was hilft es — ich kümmere mich nichts darum."

„Nein, Herr von Stetten," entgegnete Herr Spindler ernst; „aber ich weiß, daß der Zorn noch nie ein kluger Ratgeber gewesen ist und drum noch manche Thorheit wird entschuldigen müssen."

Mit diesen Worten und einer ruhigen Verbeugung schritt Herr Spindler über den Hof hinaus, ohne eine weitere Erwiderung abzuwarten. Zu Hause angekommen, ließ er sämtliche Schuldner des Schloßherrn zusammenberufen und gab ihnen die Erklärung ab, daß er ihre Schuldtitel einlösen werde. Der Jubel darüber war groß und mit einem Schlage nahm nun auch die Stimmung im Dorfe wieder ein andres Gesicht an. Für den Obersten war es jetzt, mehr als er ahnte, ein Glück, daß niemand vorhanden war, um böse Leidenschaften gegen ihn aufzuregen; ein einziger Wink am Wiesenbache hätte genügt, ihm den Aufenthalt im Schlosse vielleicht für alle Zukunft unleidlich zu machen.

Unter diesen Umständen konnte auch Herrn Eugen ein jubelnder Empfang nicht fehlen, als er schon an einem der nächsten Tage aus der Hauptstadt zurückkehrte. Die Wertacher begrüßten ihn mit Böllerschüssen, noch bevor sie wußten, daß er eine Proklamation der provisorischen Regierung mitbrachte, welche die Wahl eines Verfassungsrates anordnete. Diesem sollte die Aufgabe zufallen, für das Land ein neues, freies Grundgesetz aufzustellen. In Wertach selbst konnte das Wahlgeschäft keine besondere Aufregung hervorbringen. Kein Mensch dachte daran, daß ein andrer als Eugen der Vertreter des Dorfes in der neuen Behörde werden könnte, und so fehlte ihm am Wahltage auch nicht eine einzige Stimme, da sich so-

wohl der Oberſt als ſeine unmittelbaren Untergebenen der Stimmabgabe enthalten hatten. Dagegen ſchauten die von der Wahlverſammlung heimkehrenden Bürger betroffen nach dem Schloſſe hinüber, auf deſſen Giebel ſich eine ſchwarze Fahne erhob. Dieſe Fahne war von alters her das Zeichen geweſen, daß die Herrſchaft durch den Tod eines ihrer Familienglieder in Trauer verſetzt worden ſei; aber wen ſollte nun dort das Schickſal ſo unerwartet abberufen haben? Das Fräulein, das ſich durch all die Wirrniſſe der letzten Zeit nicht von der Erfüllung der ſchönen Pflichten hatte abwendig machen laſſen, die es ſonſt geübt, war erſt vor wenigen Stunden bei einem armen, kranken Kinde im Dorfe geſehen worden. Es ſah zwar wohl bleicher und ſtiller aus, als früher, die Erlebniſſe dieſer Wochen waren nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen; aber an eine Krankheit, die ein ſo ſchnelles Ende herbeigeführt hätte, durfte doch nicht gedacht werden. Und der Oberſt ſelbſt? — Von ihm konnte man ſich freilich eher eines unerwarteten Unfalles verſehen, wenn man die Gerüchte bedachte, die über ihn umgingen. Bis zur Stunde hatte er ſich am hellen Tage noch nicht wieder außer ſeinen Hofmauern erblicken laſſen. Man ſagte ſogar, er habe ſich vor alten Befreundeten aus der Stadt verleugnet, die im Schloſſe vorgeſprochen. Dagegen ſollte er, wie es hieß, ganze Nächte lang in Wald und Feld herumſtreifen, oder daheim gleich einem ruheloſen Geiſte von Gemach zu Gemach wandern und die Schläfer rückſichtslos aus ihrer Ruhe aufſtören. Selbſt der alte Verwalter hatte die Aeußerung gethan, es gebe Augenblicke, wo es um den gnädigen Herrn nicht ganz richtig ſtehe; aber das hätten nur die Rebellen und das elende Pack, das ihnen anhange, zu verantworten. So wäre ein plötzlicher Unglücksfall im Schloſſe wohl möglich geweſen, und das Erſcheinen der Trauerfahne erregte daher auch überall teilnehmende Befürchtung, vor der jeder Unmut verſchwinden mußte; denn der Oberſt war doch jederzeit ein rechter Ehrenmann geweſen, der ſich früher — etwa üble Launen abgerechnet — immer gut und hilfbereit erwieſen hatte. War er infolge der letzten Ereigniſſe anders geworden, nun, ſo durfte wenigſtens an ſeinem Sterbebette nicht mit ihm darüber gerechtet werden, und manchen andern wäre es in ſeiner Lage ebenſo ergangen. Aber als ſich unter ſolchen Betrachtungen eine teilnehmende Gruppe vor dem verſchloſſenen Hofportale zuſammendrängte, erſchien der Oberſt plötzlich an einem Schloßfenſter und ſchrie mit rauher Stimme herüber: „Packt euch fort, ihr Maulaffen, oder ich werde euch den Weg

weisen!“ — Verdutzt prallten die Leute bei dieser unerwarteten Erscheinung und Begrüßung von dem Portale zurück, die einen lachend, die andern verdrießlich über sich selbst und ihre so übel belohnte Teilnahme.

Und dennoch sollte die aufgezogene Trauerfahne ein Unheil verkünden, und zwar nicht bloß für die Schloßbewohner, sondern für das ganze Dorf und die weite Umgegend. Seit zwei oder drei Tagen herrschte nämlich eine düstere, unheimliche Witterung, die nicht nur ängstlichen Gemütern, sondern noch mehr denen, die gewohnt waren, Wind und Wetter ruhig zu beobachten, schwere Besorgnisse einflößte. Von Zeit zu Zeit fuhr ein feuchtwarmer Windstoß hernieder, der das herbstliche Laub schnell von den Bäumen fegte, und dann folgte wieder ein kurzer Regenguß aus dem dunkel herabhängenden Wolkenmeere. Das wäre nun sonst für diese Jahreszeit weder etwas Ungewöhnliches, noch Besorgniserregendes gewesen; aber schon vergangene Woche waren die oberen Gebirge bis an ihren Fuß herab eingeschneit worden, so daß kein Mensch etwas andres dachte, als daß dieser Schnee bis zum nächsten Sommer in das tiefere Land herabschimmern werde. Doch jetzt wurden die Berge von Stunde zu Stunde wieder dunkler und ihr weißes Schneegewand zerfloß bis hoch an ihre Gipfel hinauf. Die Folgen dieser Erscheinung machten sich auch bereits jedem Auge und Ohre bemerkbar, denn draußen rauschte und brauste der aus den Gebirgen herabströmende Fluß so gewaltig, daß es nicht nur in der stillen, fernhörenden Nacht, sondern selbst am hellen, lauten Tage wie ein ununterbrochenes Gewittertosen in das Dorf hereinscholl. Zwar waren die Wasser noch immer nicht so hoch gestiegen, daß sie eine Ueberflutung der Ufer drohten; aber erfahrene Männer schauten doch kopfschüttelnd nach den Bergen und den Wolken empor. Dem unheimlichen Getöse, das manchmal mehr hoch aus der Luft herab, als vom Flusse herüberzukommen schien, lauschten auf dem Lindenplatze nun auch noch die Leute, die der Oberst so unfreundlich angelassen hatte, als plötzlich von allen Seiten der Ruf erscholl: „Horcht! Horcht! was ist das?“ Es bedurfte keine starke Gehörsanstrengung, um über die Töne ins klare zu kommen, die diesen Ruf veranlaßten; es war eine Sturmglocke, die in bald wilden, bald bangen Schlägen das Thal herabschallte. Was sie zu bedeuten habe, fragte keiner — es mußte irgendwo thalaufwärts ein Uferbruch stattgefunden haben.

Auf diesen Not- und Sturmruf zogen alsbald ganze Scharen von Männern mit langen Haken, Stricken und andern

Werkzeugen versehen an den Fluß hinaus. Unter ihnen befand sich auch Eugen an der Spitze eines starken Trupps seiner Arbeiter, die er sonst zu einer Feuerwehr organisiert hatte. Die im Dorfe Zurückbleibenden, Greise, Weiber und Kinder, rüsteten sich angstvoll, um im äußersten Falle das Vieh und die notwendigste Habe auf die nahe Anhöhe zu flüchten. Es war zwar seit beinahe einem halben Jahrhundert keine so starke Ueberschwemmung mehr eingetreten, daß eine solche Flucht notwendig gewesen wäre; die Flußausbrüche, auf die man sich alle paar Jahre einmal versehen mußte, reichten nur selten bis gegen das Dorf heran. Nun aber hatten die Erfahrenen schon seit Tagen prophezeit, daß man sich diesmal, bei der ungewöhnlich starken Schneeschmelze im Gebirge, auf alles gefaßt machen müsse, und daher war die Angst, die bei dem fernen Sturmgeläute über das Dorf hereinbrach, auch eine gerechtfertigte. Vom Flusse her kamen zudem bald Berichte, die das Schlimmste befürchten ließen, und so begannen die Leute schon die Ställe zu öffnen und das ängstlich brüllende Vieh nach der Anhöhe hinzutreiben.

Der Oberst schaute an seinem Fenster stehend diesem Bilde der Verwirrung und des wachsenden Schreckens mit einem Gefühle dumpfer Gleichmütigkeit zu, bis sich auch drunten im Hofe Viehgebrüll erhob. Als er sich zum Fenster hinausbeugte, sah er, wie der Verwalter und ein paar Knechte eifrig Rinder und Ochsen zusammenkoppelten, um sie sicherer wegtreiben zu können. „Was soll das?“ rief der Oberst hinunter; „wer hat je gehört, daß wir hier im Schlosse nicht vor dem Wasser sicher gewesen wären?“ — „O ja,“ erwiderte der alte Verwalter, ohne sich in seiner Eile stören zu lassen, „davon hab' ich wohl schon gehört, gnädiger Herr; freilich müssen Sie damals noch sehr jung gewesen sein, war ich doch selbst noch ein kleiner Bursche; aber in den Ställen ging alles Vieh zu Grunde, das nicht weggebracht worden war. Die Pferde werd' ich drum ebenfalls fortführen lassen.“ Der Oberst, der den Verwalter sonst als einen ebenso unerschrockenen wie bedächtigen Mann kannte, stieg nun ebenfalls nach dem Hofe hinunter. „Ich glaube, Ihr habt Euch von der Angst des dummen Volkes anstecken lassen,“ sagte er, den Kopf schüttelnd; „bevor das Wasser vom Flusse hierherreichen würde, müßte es ja längst wieder einen starken Abzug thalniederwärts gefunden haben, selbst wenn der ganze Fluß austräte.“ — „Die Gefahr droht uns auch nicht von dieser Seite her, sondern von oben, das Thal herunter,“ entgegnete der Alte; „hören Sie nur, gnä-

diger Herr, dort droben heult schon wieder eine neue Sturmglocke, drum muß ich Sie bitten, mich jetzt nicht zu stören; o ich erinnere mich noch zu gut, wie es damals aussah, die Flut schoß selbst zu den Fenstern des oberen Stockwerkes hinein." Mit diesem Bescheide ließ der alte Mann seinen Herrn stehen und eilte wieder nach den Ställen hinüber, um dort weitere Anordnungen zu treffen. Der Oberst dagegen schritt nach einigem Besinnen zwischen Unmut, Unglauben und Neugierde nach der hinteren, offenen Hofseite ins Freie hinaus. Von hier konnte er sich etwas weiter aufwärts an den Fluß begeben, ohne jemand begegnen zu müssen; denn die Wertacher, die sich zum Uferschutze draußen befanden, standen an jener Flußbeugung, welche dem Fräulein vor einigen Wochen so gefährlich hätte werden können. Nur dort, und gerade der plötzlich veränderten Strömung wegen, drohte dem Dorfe oder seinem Gebiete die gewöhnliche Ueberschwemmungsgefahr. Von Furcht oder auch nur Besorgnis empfand der Oberst nicht die leiseste Regung. Der allgemeine Schrecken, der die Menschen ergriffen, erfüllte ihn sogar mit einer Art Genugthuung, und das Tosen in der Ferne, das den zornigen Aufruhr der Elemente verkündigte, stand, wie die vom Thale herabwimmernden Sturmglocken, zu sehr mit seiner inneren Stimmung im Einklange, als daß er davon ängstlich oder nur widerwärtig hätte berührt werden sollen. So schritt er vielmehr mit dem Gefühle eines gewissen Behagens, ohne Hast und Eile, über das einsame Feld nach dem Flusse hinaus, während die Dämmerung schon rasch und feucht herabsank. Als er das Ufer erreichte, war es bereits dunkel geworden, aber doch noch hell genug geblieben, um die Vorstellung durch den ersten Anblick der tobenden Wasser mit den Bildern einer grauenhaften Zerstörung zu erfüllen. Die ganze Oberfläche des schwarzgrau daherflutenden Flusses war mit entwurzelten Bäumen, Balken, Gerätschaften und sogar mit toten Haustieren bedeckt. Dort drüben schwamm eine Wiege daher, in welcher der Oberst noch ein wimmerndes Kind zu erkennen glaubte. Jetzt erfaßte auch ihn ein Grauen und unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, daß er sein eignes Kind den ganzen Tag nie gesehen habe. Er konnte nicht begreifen, wie er von Hause weggegangen, ohne vorher die Tochter aufzusuchen, die doch gewiß auch von dem allgemeinen Schrecken mitergriffen worden war. Es kam sogar eine plötzliche Angst über ihn, als ob sich Hedwig in wirklicher Gefahr befinde, und wie sehr er sich auch bemühte, diesen Gedanken abzuweisen, seine inneren Sinne waren für

bange Vorstellungen bereits solchergestalt geöffnet, daß diese mehr und mehr von allen Seiten herandrängten. Er wollte sich daher mit rascherem Schritte nach dem Dorfe zurückwenden, als er von dort her ein verworrenes Geschrei vernahm, das jedoch bald von einem stärkeren, dumpfen Getöse verschlungen wurde. Ein paar atemlose Sekunden horchte er nach der Gegend hin, dann begann er widerstandslos, von kalter Furcht erfaßt, am Flusse abwärts zu laufen, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten. Das war nicht der nächste Weg zum Dorfe, aber der Einsame war nun schon von dem Bangen erfüllt, das die hilflose Kreatur der Wut erbarmungsloser Elemente gegenüber so ohnmächtig erscheinen läßt. Wie geflissentlich er soeben noch den Anblick von Menschen vermieden, so sehnlich verlangte er jetzt danach; es kam ihm vor, er müsse an andern einen Trost, eine Stütze suchen, wenn er nicht untergehen solle. Es war vergeblich, daß er sich mitten im schnellen Laufe Mut einzusprechen versuchte und sich ausschalt über seine Feigheit, wie er selbst das bange Gefühl nannte, das ihn vorwärts trieb. Seine Schritte verdoppelten sich unwillkürlich mitten unter diesen Bemühungen zur Selbstermutigung, und bald hatte er auch die Flußbeugung erreicht, an welcher die Uferwächter stehen mußten; aber als er dort ankam, war keine lebende Seele mehr zu erblicken. Nur hier und da lagen noch Werkzeuge zwischen bereitgehaltenen Reisbündeln und aus dem Flusse gefischten Baumstämmen am Ufer; offenbar waren sie in der Hast und Eile liegen geblieben. Aber was hatte die Hüter des bedrohten Ufers zu dieser Eile angetrieben? Wo waren sie so plötzlich hingekommen? — Der in seinen Erwartungen Getäuschte forschte mit unsicheren Blicken durch das mächtige Dunkel wieder nach dem Dorfe hinüber. Er fuhr mit der Hand zwei-, dreimal über die Augen und stieß dann einen lauten Schreckensruf aus. Die Lichter, deren zusammenfließenden Schein er in der Ferne erblickte, flimmerten nicht in den zerstreuten Häusern des Dorfes, sondern sie bewegten sich regellos und eilig neben demselben die Anhöhe hinan, während das Getöse von dort herüber ununterbrochen fortquoll. „Der Verwalter hat recht gehabt," rief der Oberst leise mit stockendem Atem; „die Gefahr ist von jener Seite hereingebrochen; Hedwig! Hedwig!" — Er begann, ohne nach einem Wege zu suchen, über das Feld hinzulaufen in gerader Richtung nach dem Lichterscheine, der sich mehr und mehr zusammendrängte. Aber der frischgepflügte und durchnäßte Ackergrund hemmte seine Füße, und da und dort sank er bis über die Kniee in Ver-

tiefungen, die mit Waſſer angefüllt waren. Ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn und das Herz pochte ihm ſo laut, daß er jeden ſeiner Schläge mitten durch das näherkommende Getöſe deutlich hören konnte. Er mußte innehalten, um neuen Atem zu ſchöpfen; er wollte, nur um die bange Bruſt zu erleichtern, einen Ruf ausſtoßen; aber die Kehle war ihm wie zugeſchnürt und es drang kein Laut über die Lippen. „Vorwärts!“ rief es dafür in ihm, und er nahm den mühſamen Lauf von neuem auf. Endlich, da ſchon die Füße wankten unter ihm, fühlten dieſelben mit einemmal feſteren Grund, und hoch aufatmend gewahrte er, daß er ſich auf dem Wege befinde, der vom Felde her nach der hinteren, offenen Seite des Hofes führte — der nämliche Weg, auf welchem er vor kaum einer Stunde das Haus verlaſſen hatte. Jetzt ging's wieder leichter und ſchneller vorwärts, und ohne auf das unheimliche Rauſchen, Kniſtern und Raſcheln zu achten, das näher und näher herandrang, wollte ſich in dem Dahinſtürmenden ſchon wieder ein Gefühl der Sicherheit und Beruhigung regen, als er plötzlich mit einem halberſtickten Aufſchrei zurückprallte, gerade als wäre er im Laufe blindlings an eine harte Mauer geſtoßen. Er bohrte ſeine Augen durch die dichte Finſternis auf den Boden, bückte ſich und ja, — da war es vor ihm lebendig geworden, da wich der feſte Grund und Boden unter ſeinen Füßen, und drüber hin rieſelte und ſchlängelte ſich ein bewegliches Wellenſpiel, der leiſe eingebrochene Vorpoſten einer anſtürmenden Hochflut. „Es bleibt kein andrer Weg,“ murmelte der Oberſt tonlos und ſtürzte vorwärts, daß das durch ſeine Schritte aufgepeitſche Waſſer hoch über ſeinem Haupte zuſammenſpritzte. Er mußte langſamer gehen, die Flut ſtieg ihm ſchon gegen die Hüften heran, und kaum vermochte er ſich noch Schritt um Schritt durchzuarbeiten. Doch hatte er endlich die Hinterſeite des Hofes erreicht und erhob, alle Kraft zuſammennehmend, die Stimme zu dem bebenden Rufe: „Hedwig, Hedwig, wo biſt du?“ — Das Haus lag in ſchwarzem Dunkel vor ihm — nirgends ein Laut, kein Lichtſchein. Aber wenn ſich auch noch Menſchen vor dem nahenden Unheile droben geborgen hätten, der Ruf wäre unter dem andonnernden Getöſe doch nicht zu ihnen hinaufgedrungen. Der Verlaſſene ſuchte ſchon mehr ſchwimmend als watend nach der Hauptthüre vorzudringen; aber plötzlich wurde er von einer vorſtürzenden Flut erfaßt und im wilden Wirbel am Hauſe vorübergedrängt. Mit erlahmenden Kräften vermochte er ſich kaum noch aus dieſer Strömung, die ſich gegen das Hofportal hin bildete, herauszuwinden und ſich

zur Seite gegen die Mauer hintreiben zu lassen. Noch ein letztes, halb ohnmächtiges Aufraffen und es war ihm gelungen, sich auf die mehr als mannshohe Mauer hinaufzuschwingen. Eine geraume Zeit saß der Erschöpfte mit schwindelnden Sinnen und geschlossenen Augen auf der Mauerkante, ohne einer Bewegung oder eines Lautes fähig zu sein. Als er sich wieder einigermaßen erholt hatte, schwoll, soweit das Ohr zu reichen vermochte, eine grollende See um ihn, die höher und höher steigend, schon an seine Füße heranreichte. Offenbar wurde die Flut, die von der hinteren, offnen Seite auf den Hof hereindrang, durch die vordere Mauer gestaut und in ihrer Bewegung aufgehalten; aber um so stürmischer drängte sie dem Portale zu, das einen Ausfluß ins Freie gestattete. Die Strömung, die dadurch entstand, mußte Trümmer und Balken mit sich führen, denn Stoß um Stoß schütterte es an die Mauer von solchen Sturmblöcken, die nicht sogleich ihre schmale Wasserstraße fanden. Auf die Länge war die keineswegs starke Mauer nicht im stande, die Stöße auszuhalten, und mit einem Gefühle dumpfen Entsetzens bemerkte der Oberst, wie sie unter einem heftigeren Anpralle zu wanken anfing. Stürzte sie zusammen, so war an keine Rettung mehr zu denken. Aber das Schicksal schien ihm nicht einmal eine so lange Frist gönnen zu wollen; denn durch einen neuandrängenden Wogenschwall wurden die Gewässer so hoch geschwellt, daß sie über die Mauerkante wegschossen und den Armen mit sich fortzureißen drohten. Halb betäubt griff er mit Händen und Füßen nach einem Stützpunkte um sich und erfaßte im letzten Augenblicke noch glücklich einen Baumstamm, der hart neben ihm auf dem Wasser trieb. Es gelang ihm, sich rittlings auf denselben hinzusetzen, und da gewahrte er alsbald, daß der Stamm nur in kleineren Bewegungen hin und her schwankte, ohne von den stürmenden Gewässern fortgeschwemmt zu werden. Der Brust des aus höchster Not Geretteten entrang sich ein krampfhaftes Lachen, als er seinen Rettungsbalken nun deutlicher erkannte. Es war das Stück vom Stamme des Freiheitsbaumes, das, durch die lange Kette festgehalten, von der Flut wohl auf ihre Oberfläche getragen, aber nicht fortgerissen werden konnte.

So hielt sich der Mann bis gegen die Hüften hinan im Wasser auf seinem schwanken Sitze fest und starrte in die Nacht hinaus. Auch drüben in den hohen Häusern am Wiesenbache war kein Licht zu erblicken, auch dort mußte sich, was Leben und Odem hatte, vor der drohenden Flut geflüchtet haben. Nur auf der Anhöhe hinter dem Dorfe leuchtete ein heller

Feuerschein, um den sich zahllose Schattengestalten bewegten, in das schwarze Dunkel empor. „Die Feuersäule in der Wüste," mußte der Oberst unwillkürlich denken. Aber durch das Rauschen der Wasser vermochte von dort kein Ton, kein Laut herüberzudringen, während das gleichmäßige Getöse die Sinne des Todmüden allmählich in traumhaftes Dämmern einzuwiegen anfing. Nur ein Gedanke rüttelte ihn immer wieder aufs neue wach — die Angst um seine Tochter, die, wenn sie sich auch glücklich gerettet hatte, nun doch um ihn in Angst und Jammer vergehen mußte. Aber selbst dieser Gedanke verlor allmählich seine belebende Kraft und schon war der Erschöpfte nicht mehr im stande, die sinkenden Augenlider offen zu halten. Das Haupt sank widerstandslos gegen die Brust herab und vor den Ohren klang und sang es wie säuselndes Abendwehen.

Aber durch dieses Wehen drang plötzlich ein heftiger, rauher Ton, der den Einschlummernden mit einer schmerzhaften Empfindung aufschreckte. Auch vor den geschlossenen Augen flimmerte es wie nahender Tagesschein, während der heftige Ton nochmals erscholl. „Herr Oberst!" rief eine kräftige Stimme durch die Nacht und das Rauschen der Wasser. Der Gerufene schüttelte sich, mühsam die Augen öffnend, und sah nun in geringer Entfernung einen grellen Feuerschein, der unruhig hin und her schwankte. Er wollte den Ruf mit einem Gegenrufe beantworten; aber jeder Laut schien erloschen in seiner Brust und auf die Zunge trat nur ein unbeholfenes Lallen, das kaum dem eignen Ohre vernehmbar wurde. Der Feuerschein kam indessen näher und näher, und der Stumme hörte ganz deutlich eine Stimme sagen: „Es ist umsonst, Herr Eugen, der Oberst ist nicht in seinem Hause; versuchen wir das Glück nicht länger, es könnte uns mit einemmal den Rücken wenden." — „Wer wird sich fürchten?" erwiderte eine andre Stimme, „wenn es die Rettung eines Menschenlebens gilt; ich lasse nicht ab, bevor ich mich im Schlosse selbst umgesehen habe." Der Oberst machte eine erneuerte Anstrengung, seine Stimme zu erheben, und diesmal gelang es ihm auch wirklich, einen leisen Schrei auszustoßen. Aber über dieser Anstrengung hatte er mit den Händen den Stamm losgelassen und glitt nun, ohne im stande zu sein, ihn wiederum zu erfassen, langsam und halb erstarrt in die Flut hinab. Er hörte noch einen Ruf über sich — ein dumpfer Schmerz schien seinen Arm zu lähmen — dann entschwanden ihm die Sinne.

Als der Oberst wieder zum Bewußtsein kam, lag er, von

einem helllodernden Feuer erwärmt und überstrahlt, mit dem Haupte im Schoße seiner Tochter, die angstvoll auf ihn niederblickte. Neben ihrem Antlitze beugte sich über ihn auch dasjenige Eugens, dessen dunkles Lockenhaar schwer und durchnäßt in unordentlichen Flocken herabhing. Zur Seite standen in stummer Erwartung der alte Herr Spindler und eine dichte Gruppe wohlbekannter Dorfbewohner. Der Erwachende legte, ohne auf den Freudenruf seines Kindes zu antworten, die Hand über die Augen, wie geblendet von dem nahen Feuerscheine. Aber vor dieses verhüllte Auge traten mit einem Schlage gleich lebenden Bildern all' die Ereignisse der letzten Stunden bis auf die kleinsten Umstände herab. Der Oberst hörte noch die Stimme Eugens, die seinem Begleiter Mut zusprach; er vernahm den Ruf, der über ihm ertönte, als er schon von seinem Rettungsbaume herabgesunken war, und empfand den Druck an dem Arme, an welchem er angefaßt worden. Es kam ihm sogar vor, als sähe er später noch den Schatten eines Kahnes vor sich schweben, auf welchem eine Fackel schwankte. Jetzt ließ er die Hand wieder von den Augen sinken und streckte sie Eugen entgegen. „Ich weiß es," sagte er mit matter, bewegter Stimme, „wer das eigne Leben geringer anschlägt, als dasjenige andrer, hat das Recht, ein Mann zu heißen." — —

Ein halbes Jahr später, als der Frühling die letzten Spuren der Verwüstung dieser schlimmen Herbsttage wieder mit seinem grünen Festgewande verhüllte, wurde auch im Wertacher Schlosse ein frohes Frühlingsfest gefeiert. In dem großen, schöngeschmückten Saale desselben nahmen, von einer zahlreichen Gesellschaft umringt, der Sohn des Fabrikanten am Wiesenbache und die Tochter des Schloßherrn mit verklärten Gesichtern ihre Hochzeitsgeschenke entgegen. Zuletzt wurde auch noch eine zierliche, aber aus schlichtem Tannenholze gefertigte Wiege herbeigebracht. Die Braut senkte ihr errötendes Antlitz gegen die Brust des Bräutigams, aber der fröhliche Schloßherr rief, indem ein feuchter Schimmer sein Auge füllte: „Du hast dich dieser Gabe nicht zu schämen, mein Kind, es ist die beste von allen, die ich dir mitgeben kann. Meine Enkel sollen in dem nämlichen Holze gewiegt werden, das ihrem Großvater einst als letzter Rettungsbalken gedient. So hat der verzweifelte Freiheitsbaum dennoch seine Wurzeln getrieben. — Der Himmel verleihe seinen Segen dazu."